



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

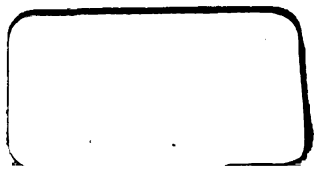
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>





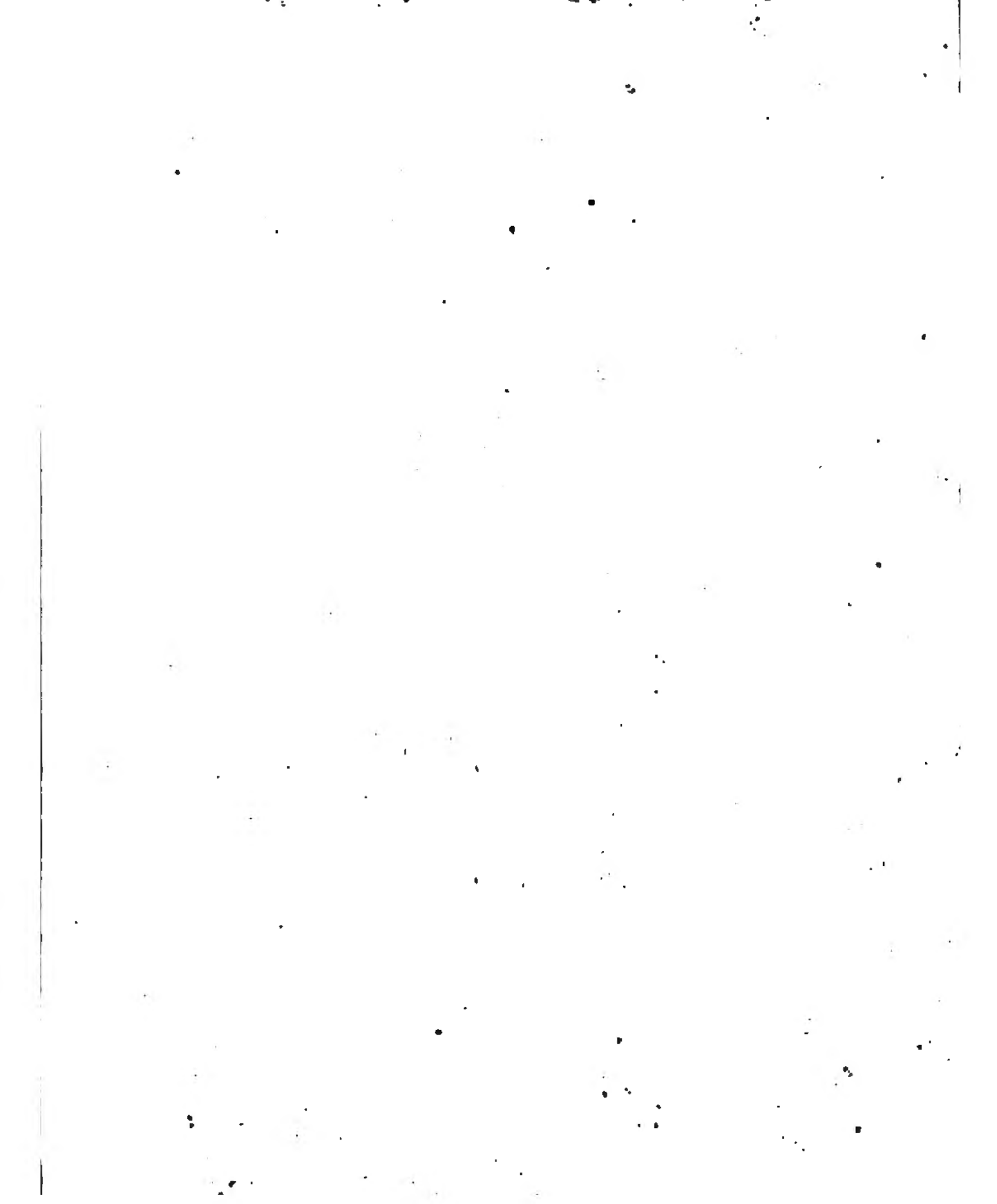
721

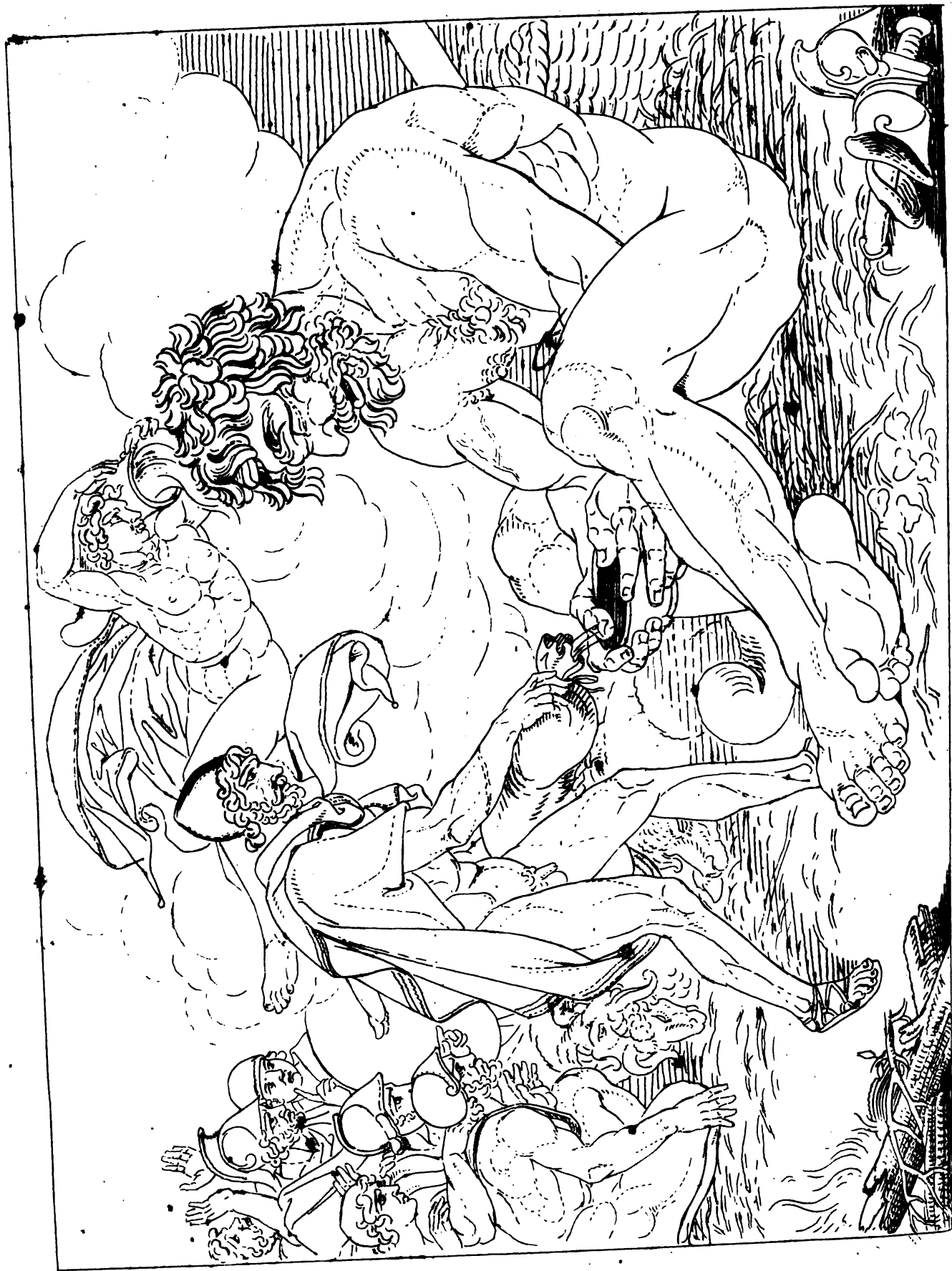
Per. 3977 d. 163  
18 $\frac{1}{4}$  (1-2)











J E N A I S C H E <sup>Novbr. 1807.</sup> ✓

A L L G E M E I N E

# L I T E R A T U R - Z E I T U N G

V O M J A H R E

I 8 0 4.

---

E R S T E R J A H R G A N G.

---

E R S T E R B A N D.

M I T Z W E Y K U P F E R T A F E L N.

---

J A N U A R, F E B R U A R, M Ä R Z.

---

J E N A,

in der Expedition dieser Zeitung,

und L E I P Z I G,

In der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.

1 8 0 4.

Kein Buch, auch nicht das vortrefflichste, ist über der Kritik eines denkenden und erweisenden Beurtheilers; aber auch alle nur von einem gewissen Werthe sind über der Kritik solcher Leute, die gar nichts von dem zu wissen scheinen, was unter der Kritik ist.

Klopstock in einem Briefe an Voss, 1781.





---

## V o r e r i n n e r u n g .

Die Hauptsumme einer kritischen Anstalt, welche unter günstigen Vorbedeutungen erwartet, durch willfährige Theilnahme kundiger Männer in allen Gegenden unterstützt, und mit heiterer Stimmung vieler Einsichtsvollen empfangen wurde, gegen das grössere Publicum auszusprechen, ist ein Gedanke, der uns schüchtern macht. Durchdrungen von dem Gefühle, daß, durch die That zu reden, das anständigste sey, wollen wir uns, anstatt einer ausführlichen Ankündigung, vor dem jetzt eröffneten Jahrgange nur einige einfache Bemerkungen erlauben.

Die Pflicht der Unpartheylichkeit und Wahrheitsliebe wird bey kritischen Blättern mit Recht für die erste und heiligste geachtet: doch darf sie, unseres Bedünkens, nicht bloß auf die Ueberzeugung der Einzelnen bezogen, sondern sie muß überhaupt als Maxime der ganzen Anstalt betrachtet werden. Weit demnach entfernt, Einer Parthey anzugehören, Einem System zu schwören, und Einer Schule ausschließend zu huldigen, sind vielmehr unsere Blätter zur Aufnahme von freyen Ansichten und freyen Urtheilen solcher Männer bestimmt, welche neben der Nothwendigkeit, bey jeder Kenntniß nach dem Höchsten zu streben, und, mit Verleugnung seiner selbst und kleinlicher Einseitigkeit, sich den Gegenständen unterzuordnen, und neben der Verpflichtung, seine Meinung durch erwogene Gründe zu bewähren, zugleich die oft schwierigere Kunst, abweichende, wie hergebrachte Meinungen, mit Scheu und ruhiger Besonnenheit, vorzutragen, nicht bloß anerkennen, sondern auch gewissenhaft ausüben. Es befremde daher nicht, wenn über die Bearbeitung wissenschaftlicher Gegenstände, zumal solcher, von welchen in unseren Tagen eine merkwürdige Reform versucht oder herbeygeführt wird, wenn namentlich über Werke der Philosophie, Medicin, Physik, Pädagogik u. s. w. die einzelnen, in unserer Zeitung gesammelten, Stimmen nicht immer einhellig ertönen; noch weniger sey es anstößig, wenn zuweilen über Ein wichtiges Werk die Urtheile zweyer in ihren Ansichten und Meinungen verschiedenen Männer dargelegt werden. Die Gründe für das eine, wie für das andere Verfahren, fließen unmittelbar aus jener Pflicht der Unpartheylichkeit her.

Aus denselben Gründen, und weil ein so ausgebreitetes kritisches Institut, an welchem schon jetzt eine sehr bedeutende Anzahl, dem Orte nach zerstreuter und den Gesinnungen nach selten verbundener, Männer thätigen Antheil nehmen, sich keinesweges vor den Augen des Kenners als eine Einheit behandeln läßt, haben wir es rathsam gefunden, die unvermeidliche Verschiedenheit der Grundsätze und Ansichten sogleich durch eigene Bezeichnung der

der Recensionen selbst anzudeuten, und diese, nach dem Beyspiel früherer und noch bestehender kritischen Anstalten, durch Buchstaben oder Zeichen zu unterscheiden. Erst dadurch schien eine wahrhaft unpartheyische Redaction möglich zu werden, welcher auf diese Weise vergönnt ist, entgegengesetzte Ueberzeugungen zur Sprache zu bringen, und alles Bedeutende aufzunehmen; dagegen die Bemühung, aus so vielfachen Anstrengungen unserer Tage durch Hervorheben und Zurücksetzen, durch ein leises Ab- und Zuthun, eine Art von Einheit zu erkünsteln, sich endlich in Nichtigkeit auflösen muß. Dem Kundigen wird dabey nicht entgehen, daß zuweilen auch Gleichdenkende ihre Stimme, obwohl verschieden im Ton, doch dem inneren Sinne nach harmonisch, abgeben. Wenn solche sich, wie zum Theil geschieht, einerley Chiffer bedienen: so wird das Zerstreute wiederum in übersehbare Massen vereint, welche dem aufmerksamen Leser vielleicht neues Interesse gewähren.

Ein kritisches Blatt, welches als ein allgemeines sich ankündigt, berechtigt zwar zu den Forderungen der möglichststen Vollständigkeit; aber kein Verständiger wird diese Forderungen unerfüllt achten, wenn das Institut Sorge trägt, den gesammten Ertrag unserer Literatur und die wichtigsten Producte des Auslandes jährlich so aufzuführen, daß auch von jenem nur das Ausgezeichnetste und Merkwürdigste umständlich beurtheilt, das Mittelmäßige hingegen und das Unbedeutende kurz angezeigt werde. Um in diesen Grenzen Allgemeinheit zu erreichen, sind von unserer Seite alle Vorbereitungen getroffen worden. Was redlichem und ausdauerndem Fleiße, was sorgfältig genutzten Erfahrungen möglich seyn wird, das werden wir zu leisten uns bestreben, überzeugt, daß ein freundliches Annähern der Schriftsteller sowohl, als der Verlagshandlungen, uns dieses vielumfassende Geschäft erleichtern werde.

Indem wir diese Pflicht der Vollständigkeit, welche einer kritischen Anstalt dieser Art obliegt, und die Mittel, ihr Genüge zu leisten, bey uns im Stillen erwogen, wurden wir, aus leicht begreiflichen Ursachen, zu dem Vorsatz hingeleitet, auch die Beurtheilung älterer wichtiger Werke, welche ungefähr im letzten Decennium erschienen, und von berühmten kritischen Zeitschriften seither unbeachtet geblieben sind, in unseren Blättern allmählich nachzuholen. Auch davon haben wir bereits jetzt im ersten Monat den Anfang gemacht: die Fortsetzung wird lehren, ob unser Vorhaben gelingt, die Würdigung solcher hie und da verabsäumten Werke an die Recension neuerer Schriften verwandten Inhalts lehrreich anzuschließen.

Daß übrigens, auch für die vierteljährigen Beylagen und Kupfer, Herr Geheime-Rath von Goethe seine Bemühungen fortzusetzen, daß ein anderer Freund der Wissenschaften von den Früchten seiner literarischen Forschungen Manches auch in diesen Beylagen auszustellen gedenkt, darauf geziemt uns, das Publicum bloß aufmerksam zu machen.

Jena, den 31 Januar 1804.

*Die Unternehmer*

*der*

*Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung.*

# WEIMARISCHE KUNSTAUSSTELLUNG

VOM JAHRE 1803

UND

## PREISAUFGABE

FÜR DAS JAHR 1804.

### I.

#### Kunstaussstellung von 1803.

##### I. Vorerinnerung.

Von dem Triebe deutscher Künstler, sich in die Region der Poesie zu erheben und zugleich das Akerthümliche wieder aufzufassen, legte diesmal die Weimarische Ausstellung ein unzweydeutiges Zeugniß ab; denn, nicht nur ward jene bedenkliche Aufgabe, welche den Odysseus bey dem Kyklopen vorstellen sollte, mit vierzehn concurrirenden Stücken geehrt, sondern, auch unaufgefordert, sendeten uns denkende Künstler eine Wiederbelebung alter, verlohrner Kunstwerke, nach überbliebenen Beschreibungen. Wir werden, auf die gewohnte Weise, erst von dem Gegenwärtigen Rechenschaft geben, dann auf das Vergangene zurückblicken, und sodann unsere Wünsche für die Zukunft eröffnen.

##### II. Verzeichniß der sämtlichen ausgestellten Kunstwerke.

###### A.

Odysseus, der den Kyklopen, hinterlistig, durch Wein beseufigt.

Die Künstler haben alle Momente der Fabel überhaupt, vom Anbieten des Weines an, bis zum Blendenden selbst, darzustellen versucht.

Der Kyklop ist nüchtern, auch wohl bis zur barbarischen Heiterkeit belebt.

A. Federumriß und Bistre. Wien.

B. Desgleichen. Wien.

C. Oelgemälde. Ratzburg.

Er ist mehr oder weniger trunken.

D. Schwarze Kreide, auf weißes Papier. Dresden.

E. Schwarze Kreide, auf dunkelgrau Papier. Göttingen.

F. Desgleichen. Würzburg.

G. Oelgemälde. Düsseldorf.

G. 2. Umriß, auf weißes Papier.

S. A. L. Z. 1804. Erster Band.

G. b. Schwarze Kreide, auf dunkelgrau Papier. Kassel.  
G. c. Schwarze Kreide, auf weißes Papier. Mannheim.

Er ist todt-trunken.

H. Federumriß. Bistre. Düsseldorf.

Die Griechen bereiten den glühenden Stab.

I. Oelgemälde. Paris.

Sie gehen damit auf den Schlafenden los.

K. Sepia. Kassel.

Sie stoßen ihm den Stab ins Auge.

L. Federzeichnung, Tusche.

###### B.

Kyklopische Landschaften.

1) Oelgemälde. Eutin.

2) Oelgemälde.

3) Zeichnung, blau Papier. Paris.

###### C.

Poetische und historische Gegenstände.

Von Nahl, in Kassel.

4) Polydus und Glaukus.

5) Telemach und Odysseus. Oelgemälde.

6) Telemach und Penelope. Oelgemälde.

Von Langer d. j. in Düsseldorf.

7) Coriolan. Oelgemälde, grau in grau.

8) Vergötterung des Homers. Federzeichnung, leicht getuschelt.

9) Orpheus und die Parcen, gleiche Behandlung.

10) Cato von Utica. Grau Papier, getuschelt, weiß gehöhlt.

11) Perseus und Andromeda. Vorjährige Aufgabe, nachgeendet.

12) Copia nach Guido, von Jagemann. Oelgemälde.

13) Copia nach Leonard da Vinci, von Riepenhausen. Aquarell.

14) Copia nach Leonard da Vinci.

15) Po-

- 15) *Polygnots Gemälde in der Lesehe zu Delphi*, restaurirt von Riepenhansen. Bleystiftumrisse, auf weiß Papier. Zwölf Blätter.
- 16) 17) 18) Drey Nachbrände, von Oldendorp, in Dresden.
- 19) 20) *Zwey Vehnliche, Capien, von demselben*.
- 21) Verklärung nach Raphael, Kupferstich.
- 22) Minerva und Amor. Basrelief.
- 23) Madonnenprofil. Flachrelief. Beide von Döll, in Gotha.
- 24—29) Büsten von Tieck.
- 30) Büste von Schadow.

### III. Beurtheilung der eingekerkelten Arbeiten, im einzelnen.

#### A.

#### Odysseus und Kyklop.

Lit. E. Zeichnung mit schwarz- und weißer Kreide, auf grau Papier, von Martin Wagner, aus Würzburg, welche den Preis erhalten. Der vorgesetzte Umriss stellt solche, nach ihrem ganzen Inhalt, verkleinert dar.

Wenn auch keiner von den mitwerbenden Künstlern den Punkt der Aufgabe, nach Massgabe einer nachzubringenden Entwicklung, völlig getroffen: so hat sich doch unstreitig der erstgenannte dem Rechte am meisten genahet. Auf keinem der andern Bewerbstücke geht, sowohl aus der Handlung der Figuren, als aus dem ihnen beygelegten Charakter, in solchem Grad, anschaulich hervor, daß Polyphem zu trinken gelüftet und Odysseus ihn überlistet. In keinem sind die Nebenfiguren, der Gefellen des Odysseus, so bedeutend, einfach und zweckgemäß, durch Aeusserungen von Furcht, Hoffnung, Neugierde motivirt. Die Zeichnung ist hier so fest, der Ausdruck geistreich, die Anordnung des Ganzen kunstgerecht; man bemerkt keinen müßigen Raum. Die über dem Polyphem schwebende und ihr Horn ausgießende Figur des Schlafes ist, als allegorisch, gewissermaßen tautologisch und überhaupt fremdartig, nicht zu billigen; sie greift aber übrigens recht gut in die Anordnung des Ganzen mit ein.

Das Licht ist von dem auf der Seite brennenden Feuer hergenommen, und fällt vornehmlich auf den Odysseus, als Hauptfigur.

Lit. G. b. Grosse Zeichnung, mit schwarzer und weißer Kreide, auf grau Papier. Dem sitzenden Riesen nahet Odysseus, mit gefülltem Krater, zwey Gefellen sind gleich hinter ihm, von denen einer den Schlauch trägt, zwey stehen entfernter in der Höhle, in welche von oben herein Licht fällt.

Wegen der gutgeparten Lichtmassen, der freyen, kräftigen Behandlung, dem vollen Styl der Formen und einer gewissen durchherrschenden gefälligen Einfachheit des Geschmackes, wurde dieses Werk vor andern mit Beyfall gesehen.

Odysseus nimmt sich, als handelnde Figur, vor allen aus; der Kyklop, riesenhaft, deß und schwerfällig, scheint uns in Betracht des Charakters recht

gutgedacht; das Auge auf der Stirn, nachdem Odysseus hinverwendet, erinnern wir uns nie von so passendem Ausdruck gesehen zu haben. Einer der nähern Gefellen des Odysseus betrachtet neugierig, der andere mit zweifelndem Argwohn den Riesen. Von den beiden entferntern ist der eine nachdenkend, der andere bekümmert dargestellt.

Die Leser werden, aus unserer Beschreibung, merken, daß die Gefahr, welche dem wandernden Helden in der Höhle des Kyklopen droht, nicht hinlänglich angedeutet sey. Dadurch ist der Zweck der Aufgabe, ja die bloße Darstellung der Fabel, ohne weitere Beziehung, verfehlt, und deshalb der vorerwähnten wagnerischen Zeichnung der Vorrang nicht abgewonnen worden.

Lit. K. Zeichnung mit Sepia getuschelt. Die Höhle ist groß, weit, tief; menschliche Figuren, Thiere und Nebenwerke gut in den Raum vertheilt. Dem auf eine Art von Lagerstelle hingefunkenen Riesen ist eine Kuhhaut untergebreitet. Er liegt in tiefster Schlaf, und Odysseus, der sich, durch edlern Charakter und muthvolle Annäherung an den Riesen, vor seinen Gefährten auszeichnet, befiehlt dreyen derselben den glühenden Pfahl in des Kyklopen Auge zu stoßen, und eben sind sie im Begriff dem Befehl zu gehorchen. Neben ihnen erblickt man die mit vieler Anmuth gedachte Figur eines Jünglings, der das Feuer geschürt hat, und noch den Blasebalg in der Hand hält; auf der entgegengesetzten Seite ist ein anderer, der sich furchtsam naht, um eine Schale anzufangen, welche dem schlafenden Riesen eben aus der Hand sinken will, und, durch den Klang ihres Falls, denselben wecken könnte; noch ein anderer von den Gefährten entsetzt sich über das Wagestück, welches unternommen wird, und noch einer, beide Hände auf ein Felsstück gestützt, sieht mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Vermuthlich in Bezug auf eine Stelle bey Thokrit, hat der Künstler, bey der Lagerstelle des Kyklopen, einen mit dem Schweife der Kuhhaut spielenden jungen Bären angebracht. Das Licht wird von einer in der Höhle aufgehängenen Lampe verbreitet und vertheilt sich, in schönen Massen, über die Figuren.

Wenn man die hübschen Formen der Zeichnung, die Zierlichkeit des Wurfes der Fakten, den Reichtum und die geschickte Anordnung des Ganzen in Anschlag brächte, übrigens aber, in der Aufgabe, nichts weiter als Nachbildung der homerischen Erzählung beabsichtigt hätte: so müßte dieser Zeichnung, deren Verfasser, jedesmal, wenn er concurrirte, sich in der vordersten Reihe befinden, vermuthlich der erste Platz eingeräumt werden; allein von der Seite, wie hier der Gegenstand genommen worden, ist solcher für die bildende Kunst nicht vollkommen günstig. Dem Scheine nach begeht Odysseus, mit seinen Gefellen, ein Unrecht, nicht eine Heldenthat, insem sie den schlafenden Kyklopen zu beschädigen drohen; der ihnen, auch wachend, an Stärke nicht überlegen seyn dürfte, und von dessen vorher verübten Grausamkeiten keine Spur in die Augen fällt.

**Lit. F. Oelgemähde.** In Verkürzung, auf dem Rücken, den Kopf heraus nach dem Beschauer gewendet, liegt der Riese, tottunken, in seiner Höhle, neben ihm, links, ein paar Schafe, rechts der Schlauch, die Schale. Weiterhin steht Odysseus, welcher, mit vier seiner Gefährten, die beschäftigt sind den Pfahl zu brennen, befehlend spricht; drey andere leben zuschauend, etwas entfernt.

Polyphem verdient das Lob einer wohlgezeichneten, mit vorzüglicher Kunstfertigkeit gemalten Akademiefigur, von guten, kräftigen, doch eben nicht riebhaften Formen. Sie erinnert im Ganzen an caracische Kunst und Geschmack, welches allerdings vorzügliche Eigenschaften anzeigt. Odysseus ist ein ruhiger Held, in edler Stellung, die purpurne Chlamys, die ebenfalls purpurne Mütze, das kurze, an der Seite hingende Schwert und die Sohlen zeichnen ihn vor seinen Gefährten aus, die meist nackt sind, und minder edle Formen haben. Die verkürzte Lage des Bildes, so wie der hochgenommene Horizont, mögen zum Theil Ursache seyn, daß der Beschauer, auf dem ersten Anblick, im Zweifel geräth, ob der Held und die Seinen wirklich an Gestalt kleiner als der Kyklope sind, oder nur tiefer in die Bilde stehen. Das Licht kommt von dem Feuer her, an welchem der Pfahl gebrannt wird, und thut ganz gute Wirkung.

**Lit. H. Mit Bistre getuschte Federzeichnung,** verdient, wegen Kunst und Willen, zunächst einen Platz. Polyphem liegt, von Wein und Schlaf überwältigt, am Felsen in der Höhle und hält, mit erschlaffter Hand, weinverschüttend, seinen Becher, den ihm Odysseus noch einmal füllt; dieser horcht auf die in Wolken sitzende Minerva; eine schwebende Victoria reicht ihm Lorberkranz und Palmzweig. Auf der einen Seite des Bildes erblickt man Schafe, auf der andern Laternen, hinter einem Felsklumpen, die Gefährten des Odysseus.

Das Ganze ist mit sicherer Hand gezeichnet, dergleichen die Anordnung gut gelungen; nur gegen den Kyklopen läßt sich erinnern, daß sein Charakter, zu menschlich ausgebildet, nicht die plumpe Rohheit andeutet, welche ihn, für den Kunstzweck so günstig, mit den Figuren des Odysseus und seiner Gefährten im Contrast stellt.

**Lit. C. aus Ratzburg.** Das physische und moralische Verhältniß des Odysseus zum Polyphem fanden wir in keinem der eingesendeten Stücke richtiger ausgedrückt als in diesem Oelgemähde. Mit großem Glänze klopft der sitzende Kyklop dem Odysseus, der vor ihm steht, und den gefüllten Becher darreicht, auf die Schale, und scheint zu ihm zu sagen: „dich, jemand, will ich zuletzt nach allen andern verzehren.“ Daß von den aufgestellten Gefährten noch Geripp, Knochen und Schädel zu des Kyklopes Füßen zu sehen sind, ist zwar bedeutend; aber dem guten Geschmack nicht gemäß. Ein ganzer Leichnam, nach dem Beyspiel eines antiken Werks in der Villa Borgese, hätte wohl zweifelbessere Wirkung gethan. Eine ausführliche Beschreibung des Bildes würde uns zu weit führen; im Ganzen aber, und wir veranlaßt, wäre vorläufige Bemerkung zu wünschen. Der

Verfasser hat, als bloßer Liebhaber der Kunst, das Technische wenig in seiner Gewalt; aber seine vorleuchtenden Talente haben uns schon öfters zu dem Wunsche veranlaßt, daß Umstände ihm hätten erlauben mögen, ganz der Kunst zu leben und gehörigen Unterricht zu genießen.

Wenn die Geschichte erzählt, in der caraccischen Schule hätten sogar Farbenreißer sich, gleichsam unversehens, zu vorzüglichen Malern gebildet, so klingt es allerdings etwas märchenhaft; indessen sind wir völlig überzeugt, unser Freund, mit seinen so ausgezeichneten Anlagen, würde, schnell und überraschend, als ein Meister der Kunst aufgetreten seyn, falls das Geschick ihn, gleichviel unter welchen Bedingungen, in eine gute Schule hätte gerathen lassen.

**Lit. G. c. aus Manheim.** Wiewohl diese Zeichnung, mit schwarzer Kreide auf weißes Papier, in Hinsicht fehlerhafter Umrisse und nicht beobachteter Regeln der Verhältnisse, unter die aller schwächsten gehört, so weihen wir derselben doch hier ihren Platz an, weil der Verfasser von dem nöthigen Motiv Gebrauch machte, daß Polyphem einen Leichnam, der ihm zwischen den Füßen liegt, fest hält. Diese Andeutung wilder, unmenschlicher Roheit des Riesen, gegen die Gefährten des Ulysses, hat sich sonst keiner der Preisbewerber in der Maasse bedient. Auch ist die Anordnung der Gruppe von Polyphem, Odysseus und einem Gefährten des letzteren, welcher den Weinschlauch trägt, nicht übel gelungen. Daß hingegen Odysseus den Becher hält, und Polyphem selbst beschäftigt ist, aus dem Schlauche Wein in denselben laufen zu lassen, kann nicht gut geheissen werden. Der Künstler hat gute Anlagen; allein dringend muß man ihm empfehlen, sich die nöthigen Kunstkenntnisse zu erwerben.

**Lit. G. Oelgemähde, aus Düsseldorf** eingefandt. Die Hauptfarbe ist grau in grau, aber die Gewänder sind verschieden nuancirt, so daß einige etwas ins gelbe andere ins röthliche fallen.

Zeichnung, Styl und Geschmack der Formen in diesem Bild fordern uns nicht zu Lobsprüchen auf: man stößt, wechselsweise, auf Unrichtigkeiten der Anatomie und der Proportionen und auf Stellen mit kleinlichem Detail überladen; demungeachtet hegen wir von den Fähigkeiten des Verfassers keine geringe Meynung, denn der Inhalt seines Bildes ist mit Fleiß zusammengeordnet. Seine Gedanken haben zwar eine für bildende Kunst nicht ganz passende Richtung; aber doch, so wie sie dargestellt sind, innerlichen Zusammenhang.

Polyphem scheint, in tränkender Verwirrung, laut zu rufen, und, im Begriff von seinem Sitz herunter zu sinken, stützt ihn kaum noch die Keule, welche er mit der Rechten gefaßt hält, Odysseus, das leere Gefäß in der Hand, macht gegen die Gefährten Zeichen, daß der Wein an dem Riesen zu wirken beginne. Der Vornehmste unter den Gefährten antwortet ebenfalls mit Zeichen; ein anderer entfesselt sich über die Geburt des Kyklopes, ein dritter nimmt erschrocken







welches ungemeiner Fleiß und Reinlichkeit der Ausführung, blühende Fleischtinten, fröhliche Farben überhaupt, zarte Formen und edle Charaktere zu einem der angenehmsten machen. Was, an Zeichnung und Verhältnissen, in einigen Theilen noch zu wünschen seyn möchte, ist von wenig Bedeutung gegen die mannigfaltigen Verdienste, welche ohne Widerrede zugestanden werden müssen, und an Reinheit des Gedankens möchte vielleicht von keinem lebenden Künstler ein übertreffendes Werk aufzuweisen seyn,

Das Gegenbild stellt Penelopeia dar, welche, vom Sackrahmen aufgestanden, ihren wieder nach Hause gekommenen Sohn umhasset. Die Amme Antikleia schreitet, mit treuerherziger Freude, auf Telemachos zu. Drey andere weibliche Figuren nehmen an der Handlung keinen Theil, sondern sind bloße Zuschauer. Wiewohl der Künstler die Penelopeia, mit Recht, schön und gar nicht veraltet, den Telemachos hingegen, als einen erwachsenen Jüngling bildete: so ist ihm nichts desto weniger gelungen, das Umfassen dieser beiden Hauptfiguren mit solcher Zartheit zu nuanciren, daß über ihr wahres Verhältniß durchaus kein Zweifel entstehen kann. Uebrigens ist der Gegenstand dieses Bildes nicht so reichhaltig poetisch, wie der des ersterwähnten Gemäldes, und daher möchte es wohl kommen, daß die meisten Beschauer sich für jenes erklärten. Im Fleiß der Ausführung sind beide Stücke einander ähnlich; die Farben aber scheinen hier nicht so harmonisch gewählt wie dort; auch die Composition des Ganzen hat weniger Anziehendes.

Von Langer, dem jüngern, in Düsseldorf.

Auch diesem Künstler sind wir für abermalige Mittheilung mehrerer schätzbaren Arbeiten vielen Dank schuldig.

Nr. 7. Ein Oelgemälde, grau in grau: Coriolan nimmt Abschied von seiner Familie.

Der Held, mit Schild, Helm und Schwert versehen, will sich eben wegbegeben, die Gaiin jammert, ein Jüngling lehnt sich trostlos an sie an, und scheint, mit der ausgestreckten Rechten, den scheidenden Vater zu halten, eine alte Frau, vermuthlich Coriolans Mutter, sitzt, mit auf die Knie gestütztem Ellenbogen, das Gesicht in beide Hände verborgen; zu ihren Füßen, in harmloser Unschuld, ein nackendes Kind, mit Knöchelchen spielend. Das Verbanungsdecret liegt an der Erde.

Wohlgegründete Kenntnisse der Anatomie, die den übrigen Arbeiten des Künstlers zum Ruhm gereichten, zeigen sich auch in den Umrissen dieses Bildes; wobey man aber doch einige steife geradlinigte Stellen bemerkt. Die Schenkel am Coriolan sind, im Verhältniß gegen die Beine, zu kurz, auch scheint die Figur des größeren Knaben etwas zu lang gehalten. Die Falten der Gewänder sind, mit Ausnahme weniger einzelner Theile, von sehr gutem Geschmack, Licht und Schatten kräftig und in großen Massen ver-

theilt. Die Ausführung ist wegen des Fleißes zu loben, und mehr noch, weil der Künstler den Charakter des Fleisches vorzüglich wohl getroffen hat. Durch das ganze Bild leuchtet sein Streben hervor, den Geschmack des Nic. Poussin mit der auffallenden Wirkung, wodurch sich die Producte der neuern französischen Schule auszeichnet, zu verbinden.

Nr. 8. Zeichnung, die Vergötterung Homers vorstellend, mit der Feder schraffirt und leicht getuscht.

Homer sitzt, die Leyer in der einen Hand und in der andern eine Schriftrulle haltend; ein schwelender weiblicher Genius hält, über des Dichters Haupt, einen Lorbeerkranz, nebst dem Sinnbild der Ewigkeit; vor dem Homer steht ein Altar und zwey weibliche Figuren, wahrscheinlich die Ilias und die Odyssee; die erste ist mit einem hohen Diadem geschmückt, hält eine Keule, und gießt aus einer Schale Opfertrank auf den Altar. Die andere Figur, mit leicht fliegendem Gewand, hat einen Kranz in den Haaren, und hält einen Opferkrug empor.

Zeichnung und Geschmack find an diesem Werk von untadelicher Reinheit; die Falten der Gewänder fallen zwar sehr zierlich, nur wird man einen etwas steifen Charakter an denselben gewahr.

Nr. 9. Zeichnung von ähnlicher Größe und Behandlung, wie die vorige. Orpheus, begleitet vom Eros, spielt auf der Leyer, die Moeren unterbrechen ihr ewiges Gespinnst und merken auf; der dreyköpfige Wächter des Erebus selbst scheint, mit leisem Heulen, zu horchen, und Eros ihn, mit kindischem Muthwillen, drohend zu beschelten. Diese Zeichnung hat eben solche Verdienste wie die vorerwähnte, und giebt, so wie jene, zu Einwendungen, gegen die etwas steifen Falten der Gewänder, Anlaß.

Nr. 10. Cato von Utica, im Begriff sich selbst zu entleiben. Fleißig ausgeführte und kräftige Zeichnung, auf grau Papier, getuscht und weiß gehöht. Unsere Leser erinnern sich vielleicht des, in den Nachrichten von der vorjährigen Ausstellung, mit Lob angeführten kleinen Entwurfs von diesem Gegenstand, welcher nun hier, in einer Figur, von ohngefähr 18 Zoll, zwar sehr fleißig, aber doch nicht ängstlich ausgearbeitet worden. Besonders der obere nackte Theil der Figur hat ungemein viel Verdienste: dem Kopf allein dürfte vielleicht ein edlerer Charakter zu wünschen seyn.

Nr. 11. Perseus und Andromeda. Aufgabe des vorigen Jahres, nachgesendet. Zeichnung. Sepia auf weißes Papier.

Am felsigen Ufer sieht man Andromeda, nackt und gefesselt, ausgesetzt, sie liegt Vater und Mutter ohnmächtig in den Armen. Das Ungeheuer naht und Perseus schwebt herab, um es mit seiner Harpe zu bekämpfen. Die Ausführung ist äußerst fleißig, auch der Geschmack, oder vielmehr die Absicht des Künstlers, in Formen und Falten, nicht tadelswerth; aber die Zeichnung fehlerhaft und mehrere Stellen sind etwas steif gerathen.

Nr. 12. Eine, mit vieler Keckheit des Pinsels und mit lebhaftem Sinn für die, einem Gemälde zukommenden Eigenschaften, verfertigte Copie, von Guido's berühmtem Kindermord, in der Grösse des Originals, von Jagemann, zog, wie billig, die Aufmerksamkeit der Beschauer an. Unser junger Landmann, der gegenwärtig in Paris studirt, gab durch dieses Werk einen Beweis von seinen Fortschritten im Lauf des vergangenen Jahrs.

Nr. 13. Unter den Schätzen der Gallerie zu Kassel verdient die Charitas, von Leonard da Vinci, die Aufmerksamkeit der Künstler und Liebhaber im höchsten Grad. Herr Riepenhausen hat den schönen Kopf dieser Figur, in Aquarellfarben, trefflich copirt, zur Ausstellung eingeliefert. Die süsse Traurigkeit des Mundes, das Schmachkende der Augen, die sanfte, gleichsam bittende Neigung des Hauptes, selbst der gedämpfte Farbenton des Originalbildes, waren durchaus rein und gut nachgeahmt. Die größte Zahl derer, welche die Ausstellung besuchten, haben diesen Kopf mit vielem Vergnügen gesehen; ja derselbe muß einen Kunstliebhaber im höchsten Grade angezogen haben, indem wir die unverkennbaren Spuren eines herzlichen Kusses, von angenehmen Lippen, auf dem Glase, da wo es den Mund bedeckt, aufgedrückt fanden.

Nr. 14. Noch liegt uns ob dieser Zeichnung zu gedenken, in welcher ein hiesiger talentvoller Liebhaber der Kunst einen durchaus günstig aufgenommenen Beytrag geliefert hat, es ist ein weibliches Brustbild nach L. da Vinci, das, unter dem Nahmen *La belle ferroniere*, als Geliebte Franz I bekannt ist. Glatt, gemüthlich, voll von Gesicht, einfach geputzt, und eben darum desto anziehender.

Bestimmter Umriss, ohne Härte, nebst vorzüglicher Zartheit und Reinlichkeit in der Ausführung, sind die Verdienste, welche dieser Zeichnung, auf weißes Papier, mit schwarzer Kreide, den ungetheilten Beyfall aller Beschauer erworben, und uns zu dem Wunsche veranlaßt haben, daß es dem Verfasser gefallen möge, unseren Ausstellungen, künftig jedesmal, neue Beweise seiner Kunstliebe und seines Fleißes zuzuwenden.

Nr. 15. Ein Theil der Gemälde Polygnots in der Lesche zu Delphi, von den Gebrüdern Riepenhausen in Göttingen. Es war ein glücklicher Gedanke der Künstler, diese so lange untergegangenen Gemälde, nach der Pausanias Beschreibung, wieder herzustellen, welches in sehr saubern Bleistiftumrissen, auf weißes Papier, geschehen. Da wir nachher auf diesen, für bildende Kunst und Alterthum so wichtigen Gegenstand nochmals zurückkommen werden: so stellen wir hier nur wenige Bemerkungen, welche die künstlerische Ausführung betreffen, auf.

Nicht immer ist die Zeichnung der Figuren untadelhaft, aber der Geschmack, in welchem sie gehalten sind, durchaus zu loben, wie auch der gutgerathene Ausdruck mancher Köpfe. In einigen schienen uns die

Augen zu aufrissen und zu rollend. Auch bemerkt man Profile, an welchen sich die Stirne von der Nasenlinie zurück zieht, anstatt vorzutreten. Dem Charakter der Gestalten überhaupt wäre mehr Verschiedenheit und kräftigere Andeutung zu wünschen; daß der Greis mehr als Greis, das Kind kindlicher, Herren und Knechte merklicher unterschieden dargestellt wären. Die Faken sind meist gut geworfen, nur die klein gefalteten Gewänder, wie z. B. an einem der Knechte, welche das Mauthier befrachten, würden wir dem Künstler abrathen. Freylich ist es wahr, man findet dergleichen nicht selten auf antiken Vasengemälden. Allein wenn schon diese als sehr schätzbar anerkannt werden, so sind sie doch nicht in allen Stücken nachahmungswerth.

Nr. 16. 17. 18. Drey Brandstücke, von Oldendorp in Dresden. Gegen die vorjährigen gehalten, haben wir einige Fortschritte wahrgenommen. So ist, in dem einen kleinern Gemälde, das Schloßungemein mahlerisch auf den Felsen gebaut, und der Ausgang des Monchs mit Wahrheit dargestellt; allein übrigens hat der Verfasser viel zu wenig auf unsern treu gemeyneten Rath geachtet. Seine Bilder werden den Kenner nicht erfreuen, auch nicht einmal Liebhaber finden, wenn er nicht seine Vordergründe, durch bessere Silhouetten der Bäume und anderer Gegenstände, durch zweckmäßige Staffage, durch Abstufung von Lichtern belebt, und auf diesem Wege dem Ganzen durch ein abwechselndes Colorit aufhelft. Noch ist das Feuer mit seinem Widerscheinen zu eintönig, die Rauchmassen zu schwer, der Himmel meist zu finster und todt, und die Vorgründe zu wüß; Mängel, die durchaus gehoben werden können und müssen. Wir ersuchen ihn, die verdrießlichen Fichten zu lassen, und zu den Baumgruppen, die er seinem Feuer entgegenstellt, glücklichere Umriffe von Laubbälzern aufzusuchen.

Hierbey können wir uns einer allgemeinen Bemerkung nicht enthalten: Die Talente werden auf gar verschiedenen Wegen in die Kunst hineingelockt. Einen Künstler zieht die menschliche Gestalt, den andern die untergeordnete thierische Bildung an; einer wählt sich die grün bewachsene und von Menschenwohnungen durchsäete äußere Form der allgemeinen Welt, ein anderer findet sich, durch die Wirkungen des Tageslichtes, von den atmosphärischen Erscheinungen gereizt; jeder greift nun vorzugsweise seine Gegenstände, so gut er kann, künstlerisch an; allein wie er vorwärts gelangt, sieht er, daß er vieles nebenher, ja den Sinn für alles braucht. Unser Künstler scheint auf eine wunderbare Weise durch Nachtbrände frappirt worden zu seyn. Durch diese ungeheure elementare Wirkung begeistert, tritt er in den Kreis der Kunst. Schon hat er sich der Architectur genähert; denn es ist billig daß er die Werke des Baumeisters kenne, die er zerstören will. Ein Studium nach Canaletto würde ihn vielleicht zu seinen Zwecken am geschwindesten fördern. Möchte er uns im nächsten Jah-

Jahre ein brennendes Ritterchloß darstellen, so würde uns ein solcher Beytrag willkommen seyn.

Nr. 19. 20. Zwey Viehstücke, nach Berghem copirt, von Oldendorp eingekandt; mit fertigem Pinsel gearbeitet und der Farbenton der Originale nicht übel nachgeahmt. Möge er dergleichen Nachbildungen als Studien ansehen, um künftig damit seine Nachbrände zu schmücken, bis er, nach und nach, sie aus eigenem Vorrath zu staffiren sich einrichtet!

Nr. 21. Verklärung nach Raphael. Kupferstich, von den Gebrüdern Raphael und Anton Morghen, gemeinschaftlich, in sehr großem Format, gestochen. Wir setzen voraus, daß unsern Lesern der Inhalt des Originalgemäldes nicht fremd seyn könne, und beschränken uns auf die Würdigung der Arbeit der Kupferstecher.

Alles, was zur Glorie gehört, ist sehr leicht und duftig behandelt. Das im Vorgrund knieende Mädchen, so wie der besessene Knabe und der zu vordrängende Apostel, zeigen eine ungemeine Kunst des Grabstichels. Hingegen mangelt es mehreren der weiter zurückstehenden Apostel an geistreichem Ausdruck und selbst an kräftigem Charakter und Richtigkeit der Formen. Deswegen läßt sich mit Grund vermuthen, die Zeichnung, nach welcher dieses Blatt gestochen worden, sey nicht vorzüglich gewesen. Ob übrigens die Sage, Raphael Morghen beschäftige sich gegenwärtig, nach einer besseren Zeichnung von gleichem Bild eine andere Platte zu stechen, gegründet sey als das Vorgeben, gerade über dieser gegenwärtigen Platte sey er erblindet, und eben um desswillen habe sein Bruder dieselbe vollends ausgearbeitet, überlassen wir denen zu entscheiden, die von der Sache besser unterrichtet sind.

Nr. 22. Basrelief von Döll, in Gotha. Athene hält den Eros gefangen. Recht angenehm gruppiert. Das Kind an Gestalt rund, weich und kindlich gehalten, sein Widerstreben lebhaft ausgedrückt. Athene sitzt ein wenig zu sehr gebückt, dem Edeln und Würdigen zu einigem Nachtheil.

Nr. 23. Madonnenbrustbild. Basrelief, sehr flach gehalten, von demselben. Ein edles schönes Profil. Der über das Haupt geworfene Schleyer ist von der besten Wirkung. Wäre der Kopf etwas mehr vorwärts geneigt, und das Auge niedergeschlagen: so würde der charakteristische Ausdruck des jungfräul-

lich demüthigen, und lauten noch mehr gewonnen haben.

Nr. 24—29. Portraitbüsten, von Tieck. Auch dieser, bey uns noch immer verweilende, wackere Künstler hatte in diesen Arbeiten rühmliche Zeugnisse seines Talents aufgestellt. Am besten ist ihm das Brustbild der Dem. Jagemann' geglückt, worin, bey der sprechendsten Aehnlichkeit, das Bedeutende mit dem Zarten in einem schönen Gleichgewichte steht. Betrachtet man das Werk Theilweise, so scheinen Mund, Hals und die Fläche der Wangen vorzüglich Lob zu verdienen. Einige Beschauer wollten den Charakter des Ganzen etwas zu ernst und streng finden, woran die zu eckig gehaltenen Formen der Nase und der Augenknochen, so wie die scharfen Umriffe der Augen selbst schuld seyn mögen. Haare und Drapperie sind mit Geschmack angelegt.

Nicht mindern Anspruch auf Beyfall hatte auch das Brustbild des Hrn. Brentano. Ein junger männlicher Kopf, von kurzen, krausen Locken umgeben, so geistreich als fleißig ausgeführt.

Herr geheime Rath Voigt, ebenfalls ein Brustbild, welches zwar, in Hinsicht auf Geschmack und fleißige Ausführung, den vorigen beiden nicht gleich steht, doch in Betracht der Aehnlichkeit wohl gerathen ist. Die Fleischpartien haben überdem einen vorzüglich fließenden Charakter. Der Ausdruck ernsten Nachdenkens mag dem Bildniß eines geschäftsführenden, thätigen Staatsmannes geziemen, und motivirt also die etwas zu sehr in die Höhe gehende Richtung des Hauptes und des Blickes der Augen.

Noch zwey weibliche Büsten. Die eine, ein verstorbenes vierzehnjähriges Mädchen, vorstellend und nach einem gemahlten Bildniß desselben gearbeitet, ist einfach und jugendlich gefällig, die andere eine hübsche junge Frau, zierlich aufgesetzt.

Nr. 30. Zwischen diesen Werken war Hn. Hofrath Wieland's Büste, von Schadow, aufgestellt, welche auch eher kenntlich, als ähnlich zu nennen wäre. Bey sehr geringem Verdienst der flüchtigen, ja nachlässigen skizzenhaften Behandlung, bemerkt man jedoch gewisse momentane Züge des Lebens und der Natur, die glücklich aufgefaßt sind, und von des Verfassers Anlagen einen recht vortheilhaften Begriff geben. Nur hat er dieselben weder durch ernste Studien, noch durch ernste Übung, in gehörigem Grad ausgebildet.

---

## Polygnots Gemählde in der Lefche zu Delphi.

---

**A**n diesem Versammlungsorte, einem Porticus, den man, um einen länglich viereckten Hof herum gezogen, und nach innen zu öffnen, denken kann, fanden sich, noch zu Pausanias Zeiten, wohl erhalten, einige Werke Polygnots.

Das an der rechten Seite befindliche Gemählde bestand aus zwey Abtheilungen, wovon die eine der *Eroberung Troja's* die andere, nach unserer Uebersetzung, der *Verherrlichung Helena's* gewidmet war.

Die Bildung der Gruppen aus einzelnen Figuren, ihre Zusammenstellung unter sich, so wie die Nachbarschaft beider Vorstellungen, kann unsere erste Tafel vergegenwärtigen.

Pausanias beschreibt das Ganze von der Rechten zur Linken, so wie die Gruppen dem Hineintreten, und an dem Bilde Hergehenden, vor die Augen kamen; in welcher Ordnung sie auch nun von uns mit Nummern bezeichnet worden; obgleich eine andere Betrachtungsweise, die wir in der Folge darlegen werden, Statt finden möchte.

Zur Linken sah man ein einzelnes, großes Bild, den *Besuch des Odysseus in der Unterwelt* vorstellend.

Wir nehmen an, daß Pausanias, nach Beschreibung der beiden oben gemeldeten Bilder auf der rechten Seite, wieder zum Eingange zurück gekehrt sey, sich auf die linke Seite des Gebäudes gewendet und das daselbst befindliche Gemählde, von der linken zur rechten, beschrieben habe; wie es denn auch, auf unserer zweyten Tafel, vorgestellt ist.

Wir erfuchen unsere Leser, sich zuerst mit dieser unserer Darstellung, so wie mit der Beschreibung des Pausanias, die wir im Auszuge liefern, bekannt zu machen, ehe sie zu unsern Muthmaßungen übergehen, wodurch wir den Sinn dieser Kunstwerke anzudeuten gedenken.

Dabey werden sie durchaus im Auge behalten: daß die Gruppen keineswegs perspectivisch, sondern, nach Art damaliger Kunst, neben, über und unter einander, jedoch nicht ohne Weisheit und Absicht gestellt gewesen.

# Gemähle auf der

A L S  
n a i  
ch o n  
i a m  
l o n  
s n

Agenor  
Eresos Axios Priamos

F  
r  
a  
u  
u.  
K  
i  
n  
d

B  
e  
c  
k  
e  
n

L  
a  
o  
d  
i  
k  
e

A K A E N  
l i t i n y l a c o  
t a d n o a s p  
a r o o s t o  
l e m  
o s

XV.

XIII.

XII.

Pferdekopf.

M K K A E G Th G  
a n r n u l e c  
u e ch n t r a a b  
l th t o n y u n o d  
i e e o n m k o e  
e r x ch a s

Koroibos Leokritos  
Pelis  
Admetos Euonens

XIV.

M A K A O A P M E  
e g a j d k o l a n p e  
n a s s a y a m y n e u  
e m s a s s a p e  
l e a n d s e u o i t e  
a o n d u s e e s  
s o n a s s e s

XVI.

XI.

X.

## Eroberung von Troja.

# rechten Seite der Lefche.

D M P K  
e e i l  
i t i e  
n o i s  
m o s  
e c h  
e e

VHL

K K A X  
l r r e  
y e u i  
m u s i  
e s t o  
n a m  
c a c h  
c

VII

E L M H  
u y q e  
r k g e  
y o c e  
a m s  
l e d o  
e e s

IV

A A St P  
K m l r o  
n p h p h i  
b a o i t  
e l s o c  
s

II

Soldaten Ph Matrosen  
r  
o  
n  
t  
i  
e  
E  
ch  
oi  
a  
x  
I  
th  
ai  
m  
e  
n  
c  
s

I

N  
e  
s  
t  
o  
r  
P M A D A  
o l d e m A  
y e r o n t  
x e i s o p  
n a k a c h  
a s t e

II

VI

V

III

## Verherrlichung der Helena.

# E r o b e r u n g v o n T r o j a .

X.

**E**peus, nackend vorgestellt, wirft die Mauern von Troja nieder. Das berühmte hölzerne Pferd ragt mit seinem Haupte über dieselben hervor.

Polypoites, Sohn des Peirithoos, hat das Haupt mit einer Art von Binde umwunden. Akamas, Sohn des Theseus, ist neben ihm. Odysseus steht in seinem Harnisch.

XI.

Ajas, Sohn des Oileus, hält sein Schild, und naht sich dem Altar, als im Schwur begriffen, daß er Kassandra, wider Willen der Göttin, entführen wolle.

Kassandra sitzt auf der Erde, vor der Statue der Pallas, sie hält das Bild umfaßt, welches sie von dem Fußgestelle hob, als Ajas sie, die Schutzfliehende, wegrifs.

Die zwey Söhne des Atreus sind auch gehelmt, und überdies hat Menelaos den Schild, worauf man jenen Drachen sieht, der bey dem Opfer zu Aulis, als ein Wunderzeichen, erschien. Die Atreiden scheinen den Ajas abhalten zu wollen.

XII.

Gegen jenem Pferd über verscheidet Elafios, unter den Streichen des Neoptolemos: er ist sterbend vorgestellt. Astynoo kniet, nach ihm hat Neoptolemos. Dieser ist der Einzige auf dem Bilde, der die Trojaner noch verfolgt.

Ferner ist ein Altar gemahlt, wohin sich ein furchtbares Kind flüchtet. Auf dem Altar liegt ein Harnisch, wie man sie vor Alters trug, aus einem Vorder- und Hintertheil zusammengesetzt und durch Spangen befestigt.

XIII.

Laodike steht jenseit des Altares, sie befindet sich nicht unter der Zahl der Gefangenen. Neben ihr ein kupfernes Becken, auf einem steinernen Fußgestell.

Medusa, eine Tochter Priamos, liegt an dem Boden und umfaßt es mit beiden Armen.

Daneben sieht ihr eine alte Frau, mit geschorenem Kopf, ein Kind auf ihren Knien haltend, welches, furchtsam, seine Augen mit den Händen bedeckt.

XIV.

Der Mahler hat nachher todte Körper vorgestellt. Der erste, den man erblickt, ist Pelis, ausgezogen und auf dem Rücken liegend. Unter ihm liegen Euoneus und Admetos, welche noch geharnischt sind: höher sieht ihr andere. Leokritos, Sohn des Polydamas, liegt unter dem Becken.

Ueber Euoneus und Admetos sieht man den Körper des Koroibos, der um Kassandra freyte.

XV.

Ueber ihm bemerkt man die Körper des Priamos, Axios und Agenor.

Ferner sieht ihr Sinon, den Gefährten des Odysseus und Anchialos, welche die Leiche des Laomedon wegtragen.

XVI.

Vor der Wohnung des Antenor zeigt sich eine Leopardenhaut, als ein Schutzzeichen, daß die Griechen dieses Haus zu verschonen haben.

Theano wird auch mit ihren beiden Söhnen, Glaukos und Eurymachos, vorgestellt. Der erste sitzt auf einem Harnisch von der alten Art, der zweyte auf einem Stein. Neben diesem sieht man Antenor, mit Krino, seiner Tochter, welche ein Kind in den Armen hält.

Der Mahler hat allen diesen Figuren solche Mienen und Gebärden gegeben, wie man sie von Personen erwartet, welche von Schmerz gebeugt sind.

An der Seite sieht man Diener, die einen Esel mit Körben beladen und sie mit Vorräthen anfüllen. Ein Kind sitzt auf dem Thiere.



# Verherrlichung der Helena.

## I.

Hier wird alles für Menelaos Rückkehr bereitet. Man sieht ein Schiff, die Bootsleute sind, untermischt, Männer und Kinder.

In der Mitte steht Phrontis, der Steuermann, die Fährstangen bereit haltend.

Unter ihm bringt Ithaimenes ein Kleid, und Echoiax steigt, mit einem ehernen Wassergefäß, die Schiffstreppe hinab.

## II.

Auf dem Lande, nicht weit vom Schiffe, sind Polites, Strophios und Alphios beschäftigt, das Gezelt des Menelaos abzubrechen.

Amphialos bricht ein anderes ab.

Zu den Füßen des Amphialos sitzt ein Kind, ohne Namensbeyschrift.

Phrontis ist der Einzige, der einen Bart hat.

## III.

Dann steht Briseis, etwas höher Diomedes und Iphis zunächst; beide als wenn sie die Schönheit Helenens bewunderten.

Helena sitzt, bey ihr steht ein junger Mann, wahrscheinlich Eurybates, der Herold des Odyseus. Zwar unbärtig.

Helena hat ihre zwey Frauen neben sich, Penthalis und Elektra; die erste steht bey ihr, die andere bindet ihr die Schuhe.

## IV.

Ueber ihr sitzt ein Mann, in Purpur gekleidet, sehr traurig; es ist Helenos, der Sohn des Priamos. Neben ihm steht Meges, mit verwundetem Arm, neben diesem Lykomedes, am Gelenke der Hand, am Kopfe und an der Ferse verwundet. Auch Euryalos hat zwey Wunden, eine am Kopfe, eine am Handgelenke.

Alle diese Figuren befinden sich über der Helena.

## V.

Neben ihr sieht man Aithra, die Mutter des Theseus, mit geschornem Haupte, als Zeichen der Knechtschaft, und Demophon, den Sohn des Theseus, in nachdenklicher Stellung. Wahrscheinlich überlegt er, wie er Aithra in Freyheit setzen will. Er hatte den Agamemnon darum gebeten, der es, ohne Beystimmung der Helena, nicht gewähren wollte. Vermuthlich steht Eurybates bey Helena, diesen Auftrag auszurichten.

## VI.

Auf derselben Linie sieht man gefangene, höchst betrübte Trojanerinnen. Andromache, ihren Sohn am Busen, auch Medesikaste, eine natürliche Tochter des Priamos, an Imbrios verheyrathet. Diese beide Fürstinnen sind verschleyet.

Darauf folgt Polyxena, ihr Haar hinten aufgeknüpft, nach Art junger Personen.

## IX.

Nestor steht zunächst: er hat einen Hut auf dem Kopf und eine Pike in der Hand. Sein Pferd ist bey ihm, das sich auf dem Ufer wälzen möchte.

Man erkennt das Ufer an kleinen Kieseln um das Pferd her; sonst bemerkt man nichts, was die Nachbarschaft des Meers bezeichnete.

## VII.

Ueber jenen Frauen, die sich zwischen Nestor und Aithra befinden, sieht man vier andere Gefangene: Klymene, Kreusa, Aristomache und Xenodike.

## VIII.

Ueber ihnen befinden sich abermals vier Gefangene, auf einem Bette: Deinome, Metioche, Pisis und Kleodike.

# Gemähle auf der

T i t y o s	P e r i m e d e s				E u r y l o c h o s				E l p e n o r				O d y l l e n e				G r u b e				T e i r e s i a s																																														
				Gefährten.												Befucher des Hades.				ehrwürd Alter.																																															
E u r y n o m e s				A u g e				I p h i m e d e i a				O k n o s				E s e l i n				A r i a d n e				P h a i d r a				T y r o				E r i p h i l e				Th e s e u s				P e i r i t h o o s				K a m e i r o																							
T e l l i e	Ch a r o n				K l e o b o i a																																																														
				Schiff. Acheron.																																																															
S o h n				V a t e r				W e i b				G o t t e s l.				Ch l o r i s				Th y i a				P r o k r i s				K l y m e n e				M e g a r a																																			
				niedrige Verbrecher.																																																															

# linken Seite der Lefche.

Ph J M A A  
o a a k u  
k s e r t t  
e u a h i o  
s n e n e  
e

K N P N S St  
a o e a F i e  
l m r a m e l s e i  
i i p s y p h n  
p s t o s  
e

Liebende.

A A P A P  
n g r o t r  
t a m e s i k  
i e m n i l o  
l e n o i a s  
s o n a o s  
s

A P Th A M W T Gefäße.  
j a l a s j e l a F r a T  
a a a s e l e e r a g e n d e  
s m e d e s  
a

Griechen  
Freunde Odysseus.

Griechen  
Feinde Odysseus.

vergeblich  
Bemühte.

O P S P Th M O  
r r ch e l a a l  
p h o m e d i a m r y  
e m e i a y s m  
u e i a r y p  
s d o s s s a o  
n

P P  
a e  
r n  
i s e  
s p s  
i l  
d c  
o i  
n a

Dichter.  
Gönner.

Lehrer.  
Schüler.

Trojaner.

## Befuch des Odyffeus in der Unterwelt.

**H**ier sieht man den Acheron, schilflicht, und Schat-  
ten von Fischen im Wasser. In einem Schiffe  
ist der greise Fährmann, mit den Rudern abgebildet.

Die im Fahrzeug sitzenden sind keine berühmten  
Personen. Tellis, ein reisender Knabe und Kleoboia,  
noch Jungfrau. Diese hält ein Kästchen auf den  
Knien, wie man sie der Demeter zu widmen pflegt.

Unter Charons Nachen wird ein vatermörderischer  
Sohn von seinem eigenen Vater erdrückt.

Zunächst wird ein Tempelräuber gestraft. Das  
Weib, dem er überliefert ist, scheint sowohl jede Arz-  
neymittel, als alle Gifte, mit denen man die Men-  
schen schmerzlich tödtet, sehr wohl zu kennen.

Ueber diesen benannten sieht man den Euryno-  
mos, welcher unter die Götter der Unterwelt ge-  
zählt wird. Man sagt, er verzehre das Fleisch der  
Todten, und lasse nur die Knochen übrig. Hier ist  
er schwarzblau vorgestellt. Er zeigt die Zähne und  
sitzt auf dem Felle eines Raubthiers.

Zunächst sieht man die Arkadierin Auge, und  
Iphimedeia. Die erste hat, unter allen Weibern, wel-  
che Herkules erkannt, den vaterähnlichsten Sohn ge-  
bohren. Der zweyten aber hat Mylakkis, eine Stadt  
in Carien, große Verehrung erwiesen.

Höher als die erwähnten Figuren sieht man die  
Gesellen des Odyffeus, Perimedes und Eurylochos, wel-  
che schwarze Widder zum Opfer bringen.

Zunächst sitzt ein Mann, mit dem Namen Oknos  
bezeichnet: er flicht einen Strick aus Schilf, dabey  
steht eine Eselin, die das was er flicht, sogleich auf-  
zehrt.

Nun sieht man auch den Tityos, dergestalt abge-  
bildet, dals er nicht mehr Strafe zu leiden, sondern  
durch die langwierige Strafe verzehrt zu seyn scheint;  
denn es ist ein dunkelnder Schatten.

Zunächst bey Oknos findet sich Ariadne, die auf  
einem Felsen sitzt, und ihre Schwester Phaidra an-  
sieht. Diese schwebt an einem Strick, welchen sie  
mit beiden Händen hält.

Unter Phaidra ruht Chloris, auf den Knien der  
Thyia. Man glaubt in ihnen zwey zärtliche Freun-  
dinnen zu sehen.

Neben Thyia stehet Prokris, die Tochter des  
Erechtheus und nachher Klymene, die ihr den Rü-  
cken kehrt.

Weiterhin sehet ihr Megara von Theben, die ver-  
lostsene Frau des Herkules.

Ueber dem Haupte dieser Weiber sitzt, auf einem  
Stein, die Tochter Salmoneus, Tyro.

Zunächst steht Eryphile, welche die Fingerspitz  
durchs Gewand am Halse hervorzeigt, wobey m.  
in den Falten, das berühmte Halsband vermuth  
kann.

Ueber der Eryphile ist Elpenor, in einem geslo-  
tenen Bastkleide, wie es die Schiffer tragen; da  
Odyffeus kauend, der das Schwert über der Gru-  
hält: zu dieser tritt der Wahrsager Teiresias, hin-  
demselben sitzt Antikleia, die Mutter des Odyffeus.

Unter dem Odyffeus sitzen Theseus und Pei-  
thoos, auf Thronen, auf denen sie, durch unsic-  
bare Macht, festgehalten werden. Theseus hat  
Schwerter beider in Händen. Peirithoos sieht auf  
Schwerter.

Sodann sind die Töchter des Pandaros gemal-  
t. Kameiro und Klytie, mit Blumenkränzen geziert u  
mit Knöchelchen spielend.

Dann sieht man den Antilochos, der, mit eine  
Fuß auf einen Stein tretend, Gesicht und Haupt n  
beiden Händen hält.

Zunächst steht Agamemnon, der die linke Schul-  
mit einem Scepter unterstützt, in Händen aber ei-  
Ruthe trägt.

Protesilaos, sitzend, betrachtet den gleichfa  
sitzenden Achilleus. Ueber dem Achilleus steht I-  
troklos. Alle sind unbärtig, ausser Agamemnon.

Höher ist Phokos gemahlt, unmündigen Alte  
mit einem Siegelring an der linken Hand, die er de  
Jaseus hinreicht, welcher den Ring betrachtet, u  
ihn abzunehmen im Begriff ist.

Ueber diesen sitzt Maira, auf einem Stein, d  
Tochter des Prötos.

Zunächst sitzt Aktaion und seine Mutter Autonoe  
auf einem Hirschfelle. Sie halten ein Hirschka  
Auch liegt ein Jagdhund bey ihnen.

Kehrst du nun zu den untern Theilen des Bild-  
wieder deine Augen; so siehst du, nach dem Pat-  
klos, den Orpheus auf dem Rücken eines Grabmahl-  
sitzen. Mit der linken berührt er die Zither, mit d  
andern die Zweige einer Weide, an die er sich leh-  
Er ist griechisch gekleidet, weder sein Gewand no-  
sein Hauptschmuck hat irgend etwas thracisches.  
der entgegengesetzten Seite des Baums lehnt Prom-  
don, der, nach einigen, die Sänger überhaupt, t  
sonders aber den Orpheus zu hören Freude gehabt

In diesem Theile des Bildes ist auch Schedi-  
der die Phocenser nach Troja führte, nach ihm E-  
lias, auf einem Throne sitzend, mit grauem Ba-  
und Haupthaar. Dieser betrachtet den Orpheus. Sch-  
di

dios hält einen kleinen Dolch, und ist mit Gras bekränzt.

Nächst dem Pelios sitzt Tamyris, des Augenlichtes beraubt, kümmerlichen Ansehens, mit starkem Haupt- und Barthaar. Vor seinen Füßen liegt die Leyer, mit zerbrochenen Hörnern und zerrissenen Saiten.

Etwas höher sitzt Marfyas, welcher den Olympos, einen reisenden Knaben, die Flöte behandeln lehrt.

Wendest du wieder deine Augen nach dem obern Theile des Gemäldes: so folgt, auf Aktaion der salaminische Ajax; sodann Palamedes und Therites mit Würfeln spielend. Der andere Ajax sieht zu. Dieser hat das Ansehen eines schiffbrüchigen, mit schäumender Meeresfluth; besprengten Mannes.

Etwas höher als Ajax steht des Oineus Sohn, Meleager, und scheint jenen anzusehen. Alle haben Bärte, der einzige Palamedes ist ohne Bart.

Zu unterst auf der Tafel, hinter Thamyris, sitzt Hektor und hält, mit beiden Händen, das linke Knie umschlossen, sehr traurig von Ansehen.

Nach Hektor sitzt Memnon, auf einem Steine, zunächst Sarpedon, welcher sein Gesicht in beide Hände verbirgt. Auf seiner Schulter liegt die eine Hand Memnons, in dessen Kleid Vögel gewirkt sind. Zunächst bey Memnon steht ein äthiopischer Knabe.

Ueber Sarpedon und Memnon steht Paris, sehr jugendlich abgebildet, er schlägt in die Hände. Durch

dieses Zeichen, wie es die Landleute geben, will er Penthesileia zu sich locken. Diese schaut auf den Paris mit einer Miene, woraus Verachtung und völlige Geringschätzung hervorblickt. Sie ist auf Jungfrauen-Art geziert. Ein Pantherfell hängt von ihren Schultern.

Ueber ihr tragen zwey Frauen Wasser, in zerbrochenen irdenen Gefäßen; eine schön und jung, die andere schon bejahrt. Kein Name ist beygeschrieben; eine gemeinschaftliche Inschrift zeigt jedoch, daß sie nicht eingeweiht waren.

Ueber ihnen sieht man Kallisto, Nomia und Perse, die erste hat ein Bärenfell zum Teppich, und berührt, mit den Füßen, die Kniee der zweyten.

Ueber diesen Frauen steigt ein Fels in die Höhe, auf dessen Gipfel Sisyphos den Stein zu wälzen trachtet.

Derselbe Theil des Bildes zeigt auch das große Wassergefäß.

Auf dem Felsen befinden sich ein Alter, ein Knabe und einige Weiber; bey dem Alten ein altes Weib; andere tragen Wasser, und jene Alte mit dem zerbrochenen Gefäß gießt, aus der Scherbe, das übrige Wasser wieder in das Fäß.

Unter dem Fasse befindet sich Tantalos, mit allem dem Unheil umgeben, das Homer auf ihn gedichtet hat. Dazu kommt noch die Furcht vor dem niederstürzenden Steine.

## Polygnots Kunst überhaupt.

Polygnot, Aglaophons Sohn, von Thasos, lebte vor der neunzigsten Olympiade, zu einer Zeit, wo die Plastik sich schon beynahe völlig ausgebildet hatte, die Malerey aber ihr nur mühsam nacheiferte.

Den Gemälden fehlte damals fast alles, was wir jetzt an solchen Kunstwerken vorzüglich schätzen: Richtigkeit der Perspectiv, Einheit einer reichen Composition, Massen von Licht und Schatten, liebliche Abwechslung des Helldunkels, Harmonie des Colorits. Auch Polygnot befriedigte, so viel sich vermuthen läßt, keine dieser Forderungen; was er befaß war Würde der Gestalt, Mannigfaltigkeit des Charakters, ja der Mienen, ein Reichthum von Gedanken, Keuschheit in den Motiven und eine glückliche Art, das Ganze, das für die sinnliche Anschauung zu keiner Einheit gelangte, für den Verstand, für die Empfindung, durch eine geistreiche, fast dürfte man sagen witzige Zusammenstellung, zu verbinden. Diese Vorzüge, wodurch er den ältern Meistern der, in unserm Mittelalter, auflebenden Kunst, besonders den

florentinischen verglichen werden kann, verschafften ihm, bis zu der Römer Zeiten, lebhafte Bewunderer; welches wir um so eher begreifen, als jene Naivetät, mit Zartheit und Strenge verbunden, auch bey uns noch enthusiastische Gönner und Liebhaber findet.

Ferner können wir uns jene Art darzustellen am besten vergegenwärtigen, wenn wir die Vasengemälde, besonders die des älteren Styls, vor uns nehmen. Hier sind auch nur umrissne Figuren und bedeutende Gestalten, in gewissen Verhältnissen, zusammen gestellt, manchmal in Reihen, manchmal übereinander. Von einem Local ist gar die Rede nicht; wenn eine Person sitzen soll, wird ein Fels zugegeben, ein viereckter Rahmen bedeutet ein Fenster, eine Reihe Kügelchen die Erde. Stühle, Gefäße, Altäre sind nur Zugaben. Die Pferde ziehen ohne Geschirr und werden ohne Zaum gelenkt. Kurz, was nicht Gestalt ist, was man nicht für nothwendigsten Bezeichnung bedurfte, wird übergangen, oder höchstens angedeutet.

Sehen wir eine rothe Figur auf schwarzem Grunde: so können wir uns von der Monochromatischen Behandlung einen recht guten Begriff machen. Ist die Gestalt genau umrissen und der Inhalt mit wenig Strichen bezeichnet: so darf sie sich nur vom Grund ablösen, um mit einer Art von Wirklichkeit hervorzutreten.

Die Farbe des gebrannten Thons nähert sich der Fleischfarbe, und kann, mit einigen Schattirungen, ihr nahe genug gebracht werden. Schwarze Bärte und Haare, dunkle Säume der Kleider hatten schon auf die Localfarbe aufmerksam gemacht, und nun brich Polygnot die Kleider farbig an, besonders gelb;

er zierte die Frauen mit einem bunten Kopfsputz, ternahm noch andere Darstellungen, die ihn zu wechslung der Farbe nöthigten, und so war Wegeröffnung, der nach und nach weiter führen so

Was er nun an Gedanken, sowohl im Gan als einzelnen, an Gestalt, Bedeutsamkeit der M ve, Mannigfaltigkeit der Charaktere, Absonder des Ausdrucks, Anmuth des Beywefens und sonst leistet haben mag, werden unsere Leser sich sel zum Theil aus dem vorhergehenden entwickelt ben, wozu wir noch einige Betrachtungen hinzugen, die sich uns, bey Behandlung dieser Gegenstände, aufgedrungen.

## Noch einiges Allgemeine.

Von der Höhe, auf welche sich, in den neuern Zeiten, die Mahlerey geschwungen hat, wieder zurück, auf ihre ersten Anfänge, zu sehen, sich die schätzbaren Eigenschaften der Stifter dieser Kunst zu vergegenwärtigen und die Meister solcher Werke zu verehren, denen gewisse Darstellungsmittel unbekannt waren, welche doch unsern Schülern schon geläufig sind, dazu gehört schon ein fester Vorsatz, eine ruhige Entäufserung und eine Einsicht in den hohen Werth desjenigen Styls, den man, mit Recht, den wesentlichen genannt hat, weil es ihm mehr um das Wesen der Gegenstände, als um ihre Erscheinung zu thun ist.

Indem wir nun bey Behandlung der polygnotischen Gemählde, und manchem deshalb geführten vertraulichen Gespräch besonders bemerken konnten, daß es den Liebhabern am schwersten falle, sich die aufgeführten Gruppen, nicht perspectivisch hinter einander, sondern plastisch über einander zu denken: so hielten wir eine Darstellung des wechselseitigen Bezuges auf einigen Tafeln für unerläßlich. Und ob wir gleich dieselben nur mit typographischen Mitteln auszuführen im Stande waren: so glauben wir doch einem jeden, dem es nicht an Einbildungskraft mangelt, besonders aber dem Künstler, der sich mit diesen Gegenständen weiter zu beschäftigen gedenkt, dadurch schon bedeutend vorgearbeitet zu haben.

Eben so denken wir auch durch unsern Auszug aus dem Pausanias, wobey wir alles weggelassen,

was die Beschreibung des Gemählde nicht unnötig betrifft, die Uebersicht des Ganzen um viel erleichtert zu haben. Jedoch würden beide Bemerkungen nur ein mageres Interesse bewirken, wenn wir nicht auch dasjenige, was uns wegen sittlich und poetischer Beziehung der Gruppen unter einander bedeutend geschienen, dem Leser mitzutheilen und die Künstler dadurch zu Bearbeitung, des Einzelnen sowohl als des Ganzen, aufzumuntern gäben.

Schon aus der bloßen Beschreibung leuchtet hervor: daß Polygnot eine große Mannigfaltigkeit von Zuständen dargestellt; wir finden die verschiedene Geschlechter und Alter, Stände, Beschäftigungen, gewaltiges Wirken und großes Leiden, alles in so fer es Heroen und Heroinen ziemt, deren Charakter und Schönheit er wahrscheinlich dadurch auf das Höchste zu steigern vermochte, daß er die Vorstellung der höheren Götter, auf diesen Gemählde, durchaus vermied.

Wenn nun auf diese Weise schon eine große unwürdige Mannigfaltigkeit in die Augen springt: so sind doch die Bezüge der Gruppen unter einander nicht so leicht aufgefunden. Wir wollen daher die schon oben erwähnte, glückliche Art des Künstlers das Ganze seiner Werke, das für die sinnliche Anschauung zu keiner Einheit gelangen konnte, für den Verstand, für das Gefühl zu verbinden, nach unserer Ueberzeugung vortragen.

## Die Gemählde der Lesche überhaupt betrachtet.

Die drey Gemählde machen unter sich ein Ganzes; in dem einen ist die Erfüllung der Ilias und die Auflösung des zehnjährigen Räthsels dargestellt, in dem

andern, der bedeutendste Punkt der Rückkehr griechischer Helden; denn muß nicht, sobald Troja erobert ist, die erste Frage seyn: wie wird es Helenen erge-

ergehen? In dem dritten schließt sich, durch Odysseus und die vor seinem Besuch des Hades umgekommenen Griechen und Trojaner, diese große Weltepoche an die heroische Vergangenheit, bis zu den Titanen hin.

Wir freuen uns schon auf die Zeit, wenn durch Bemühung tüchtiger teutscher Künstler, alle diese Schatten, die wir jetzt mühsam vor die Einbildungskraft rufen, vor unsern Augen, in bedeutenden und schönen Reihen, dastehen werden.

## Ueber die Eroberung Troja's.

Das erste Gemälde, ob sich gleich in demselben auch manche feine Bezüge, der Denkart des Künstlers gemäß, aufweisen lassen, kann doch eigentlich unter die historischen gezählt werden. Alles geht unter unsern Augen vor. Epeus reißt die Mauern ein, das unglückbringende Pferd, durch dessen Hülfe er solches bewirkt, ist dabey angedeutet. Polyposes und Akamas folgen dem klugen Anführer, Odysseus.

Ueber und neben ihnen erscheinen die Gewaltthätigkeiten gegen Ueberwundene. Dort rächt Neoptolem den Tod seines Vaters, hier vermögen die Atreiden selbst eine heilige Jungfrau nicht zu schützen.

Doch ohnfern dieser gewaltsamen Ereignisse ist eine Verschönte zu sehen. Laodike, es sey nun als Geliebte des Akamas, oder als Schwiegertochter des

Antenors, steht, ruhig, unter so vielen Greueln. Vielleicht ist das Kind auf dem Schooße der alten Frauen ihr Sohn, den sie von Akamas empfing. Auch liegt ein trostloses Mädchen, Medusa, an dem Fusse des dabeystehenden Beckens.

Unter und neben dieser Gruppe sieht man gehäufte Todte liegen; dort Jünglinge, hier Greise. Die feineren Bezüge, warum gerade die Benannten gewählt worden? entdeckt uns künftig der Alterthumsforscher.

Nach diesen stummen Trauerscenen wendet sich das Gemälde zum Schluß; man beginnt die Leichname zu begraben, der Verräther Sinon erzeigt den Abgeschiedenen diesen Liebesdienst, und zu völliger Befriedigung des Zartgefühls, entweicht der gastfreyer Antenor, verschont, mit den Seinigen.

## Ueber die Verherrlichung der Helena.

Haben wir das erste Gemälde, mit Pausanias, von der rechten zur linken betrachtet: so gehen wir dieses lieber von der Linken zur Rechten durch. Hier ist von keiner Gewaltthätigkeit die Rede mehr. Der weise Nestor, noch, in seinem höchsten Alter, als Pferdehändler angedeutet, ist am Ufer, als Vorsteher einer, mit Vorlicht, vorzunehmenden Einschiffung gestellt; neben ihm, in drey Stockwerken, über einander gehäuft, gefangne trojanische Frauen, ihren Zustand mehr oder weniger bejammern. Nicht mehr, wie sonst, ausgetheilt in Familien, der Mutter, dem Vater, dem Bruder, dem Gatten an der Seite, sondern zusammengerafft, gleich einer Heerde in die Enge getrieben, als Masse behandelt, wie wir vorhin die männlichen Todten gesehen.

Aber nicht schwache Frauen allein finden wir in dem erniedrigenden Zustande der Gefangenschaft, auch Männer sieht man, meist schwer verwundet, unfähig zu widerstehen.

Und, alle diese geistigen und körperlichen Schmerzen, um weßentwillen werden sie erduldet?

Um eines Weibes willen, dem Sinnbilde der höchsten Schönheit

Hier sitzt sie wieder, als Königin, bedient und umstanden von ihren Mägden, bewundert von einem ehemaligen Liebhaber und Freyer, und ehrfurchtsvoll durch einen Herold begrüßt.

Dieser letzte merkwürdige Zug deutet auf eine frühere Jugend zurück, und wir werden sogleich auf eine benachbarte Gruppe gewiesen. Hinter Helenen steht Aithra, Theseus Mutter, die schon um ihrrentwillen, seit langen Jahren, in der Gefangenschaft schmachtet, und sich nunmehr, wieder als Gefangene, unter den Gefangenen findet. Ihr Enkel Demophon scheint, neben ihr, auf ihre Befreyung zu sinnen.

Wenn nun, wie die Fabel erzählt, Agamemnon, der unumschränkte Heerführer der Griechen, ohne Helenens Beystimmung die Aithra loszugeben nicht geneigt ist; so erscheint jene im höchsten Glanze, da sie, mitten unter der Masse von Gefangenen als eine Fürstin ruht, von der es abhängt zu binden oder zu lösen. Alles, was gegen sie verbrochen wurde, hat die traurigsten Folgen; was sie verbrach, wird durch ihre Gegenwart ausgelöscht.

Von Jugend auf ein Gegenstand der Verehrung und Begierde, erregt sie die heftigsten Leidenschaften



ten einer heroischen Welt, legt ihren Freyern eine ewige Dienstbarkeit auf, wird geraubt, geheyrathet, entführt und wieder erworben. Sie entzückt, indem sie Verderben bringt, das Alter wie die Jugend, entwaflnet den rachgierigen Gemahl; und, vorher das Ziel eines verderblichen Krieges, erscheint sie nunmehr als der schönste Zweck des Sieges, und erst über Haufen von Todten und Gefangenen erhaben, thront sie auf dem Gipfel ihrer Wirkung. Alles ist vergeben und vergessen; denn sie ist wieder da. Der Lebendige sieht die Lebendige wieder, und erfreut sich in ihr des höchsten irdischen Gutes, des Anblicks einer vollkommenen Gestalt.

Und so scheint Welt und Nachwelt mit dem idäischen Schäfer einzustimmen, der Macht und Gold und Weisheit, neben der Schönheit, gering achtete.

Mit großem Verstand hat Polygnot hiernächst Briseis, die zweyte Helena, die nach ihr das größte Uebel über die Griechen gebracht, nicht ferne hingestellt, gewiss mit unschätzbarer Abstufung der Schönheit.

Und so wird denn auch der Moment dieser Darstellung, am Rande des Bildes bezeichnet, indem des

Menelaos Feldwohnung niedergelegt, und sein Schi zur Abfahrt bereitet wird.

Zum Schlusse sey uns noch eine Bemerkung erlaubt! Außerordentliche Menschen, als große Naturerscheinungen, bleiben dem Patriotismus eines jeden Volks immer heilig. Ob solche Phänomene genutzt oder geschadet, kommt nicht in Betracht. Jede wackere Schwede verehrt Karl XII, den schätzlichsten seiner Könige. So scheint auch den Griechen das Andenken seiner Helena entzückt zu haben. Und wenn gleich, hie und da, ein billiger Unwille über das Unsittliche ihres Wandels entgegengesetzte Fabeln erdichtete, sie von ihrem Gemahle übel behandeln, so sogar den Tod verworfener Verbrecher leiden ließe, so finden wir sie doch schon im Homer als behaglich Hausfrau wieder; ein Dichter, Stesichorus, wird mit Blindheit gestraft, weil er sie unwürdig dargestellt und so verdiente, nach vieljähriger Controvers, Euripides gewiss den Dank aller Griechen, wenn er sie als gerechtfertigt, ja sogar als völlig unschuldig, darstellte, und so die unerlässliche Forderung des gebildeten Menschen, Schönheit und Sittlichkeit im Einklange zu sehen befriedigte.

## Ueber den Besuch des Odyssens in der Unterwelt.

Wenn in dem ersten Bilde das Historische, im zweyten das Symbolische vorwaltete: so kommt uns, im dritten, ohne daß wir jene beiden Eigenschaften vermissen, ein hoher poetischer Sinn entgegen, der, weitumfassend, tiefeingreifend, sich, anmaßungslos, mit unschuldigem Bewußtseyn und heiterer, naiver Bequemlichkeit, darzustellen weiß.

Dieses Bild, das gleichfalls aus drey Stockwerken übereinander besteht, beschreiben wir nunmehr, den Pausanias auf einige Zeit vergessend, nach unsern eigenen Einsichten.

Oben, fast gegen die Mitte des Bildes, erblicken wir Odyssens, als den frommen, nur um sein Schicksal bekümmerten Besucher des Hades. Er hat das Schwert gezogen; aber nicht zur Gewaltthat gegen die unterirdischen Mächte, sondern die Erstlinge des blutigen Opfers dem Teiresias zu bewahren, der gegen ihm übersteht, indess die Mutter, Antikleia, ihren Sohn noch nicht gewahrend, weiter zurücksetzt.

Hinter Odyssens stehen seine Gefährten; Elpenor, der kaum Verstorbene, noch nicht Begrabene, zunächst, entfernter Perimedes und Eurylochos, schwarze Widder zum Opfer bringend.

Gelingt nun diesem klugen Helden sein Besuch, so ist frevelhaften Stürmern der Unterwelt, früher,

ihre Unternehmung übel gerathen. Unter ihm sieht man Theseus und Peirithoos, mit Betrachtung ihrer Schwerter beschäftigt, die ihnen, als irdische Waffen im Kampfe mit dem Geisterreich wenig gefruchtete Sie sitzen, auf goldene Throne gebannt, zur Strafe ihres Uebermuths.

An ihrer Seite, unter jenen ehrwürdigen Alten sieht man völlig unähnliche Nachbarinnen, Kameire und Klytie, die zur Unterwelt allzufrüh entführte anmuthigen Töchter des Padasos, bekränzt, den unschuldigsten Zeitvertreib, das Kinderspiel der Knöchelchen, gleichsam ewig fortsetzend.

An der andern Seite des Theseus und Peirithoos befindet sich eine ernstere Gesellschaft; unglücklich Gattinnen, theils durch eigene Leidenschaft, theils durch fremde beschädigt. Eriphile, Tyro, Phaidra und Ariadne, die erste und dritte sonderbar bezeichnet.

Unter ihnen Chloris und Thyia, zärtliche Freuden, eine der andern im Schooße liegend. Sodann Prokris und Klymene, Nebenbuhlerinnen, die wendet von jener sich weg. Etwas entfernt, sieht man allein, steht Megara, die erste, würdige, aber leider in ihren Kindern unglückliche, verstoßene Gattin des Herkules.

Hat nun vielleicht der Künstler dadurch, daß den Odyssens und seine Gefährten in die obere Reihe

setzt, die höhere Region des Hades bezeichnen wollen; da Odysseus, nach homerischer Dichtung, keinesweges in die Unterwelt hinabsteigt, sondern sich nur an sie herabwagt: so ist wohl nicht ohne Absicht der Acheron und jener den abgeschiedenen Seelen eigentlich bestimmte Eingang zum Schattenreiche unten an der Seite vorgestellt.

In dem Schiffe befindet sich Charon, neben ihm zwey junge Personen, welcher durch sich, noch durch ihre Verwandtschaft berühmt, über welche wir folgende Mathematisierungen hegen.

Tellis scheint dem Alterthum als ein gegen seine Eltern frommes Kind, bekannt gewesen zu seyn; indem außerhalb des Schiffes, unter ihm, wahrscheinlich auf einer vorgestellten Landzunge, ein unfrommer Sohn von seinem eigenen Vater gequält wird.

Kleobolia trägt das heilige Kistchen, ein Zeichen der Verehrung gegen die Götter, mit sich, und unter ihr, außer dem Schiffe, wird, zum deutlichen Gegensatz, ein Frevler gepeinigt.

Ueber dem Charon sehen wir ein Schreckbild, den Dämon Euryanctos, und in derselben Gegend den zum Schatten verschwindenden Tityos. Diesen letzten, würden wir den Künstlern rathen, noch etwas weiter herunter zu setzen, als in unserer Tafel geschehen, damit dem Odysseus und seinen Gefährten der Rücken frey gehalten werde.

Warum Auge und Iphymedea zunächst am Schiffe stehen, wagen wir nicht zu erklären; desto mehr finden wir bey der sonderbaren Gruppe zu bemerken, wo eine Eselin die Arbeit des beschäftigten Seildrehers aufzehrt.

Die Alten scheinen, und zwar mit Recht, ein beschwerliches Bemühen als die größte Pein betrachtet zu haben.

Der immer zurückkürzende Stein des Sisyphos, die stiehenden Früchte des Tantalos, das Wallertragen in zerbrechenden Gefäßen, alles deutet auf unerreichte Zwecke. Hier ist nicht etwa eine dem Verbrechen angemessene Wiedervergeltung, oder speisliche Strafe! Nein, die Unglücklichen werden sammtlich mit dem Schrecklichsten der menschlichen Schicksale belegt, den Zweck eines ernsten, anhaltenden Bestrebens vereitelt zu sehn.

Was nun dort, als Strafe gewaltfamer Titanen und sonstiger Schuldigen, gedacht wird, ist hier durch Oknos und seine Eselin als ein Schicksal, ein Zustand, auf das naivste dargestellt. Er schiebt eben von Natur, wie sie von Natur frisst; er könnte lieber aufhören, zu flechten; aber was alsdenn sonst beginnen? Er schiebt lieber, um zu flechten, und das Schiff, das sich auch ungeschochten hätte verzehren lassen, wird nun geflochten gespeist. Vielleicht schmeckt es so, vielleicht nährt es besser? Dieser Oknos, könnte man sagen, hat auf diese Weise doch eine Art von Unterhaltung mit seiner Eselin!

Doch, indem wir unsern Lesern die weitere Entwicklung dieses profunden Symbols überlassen, bemerken wir nur, daß der Grieche, der gleich in's

Leben zurückfah, darin den Zustand eines heiligen Mannes, dem eine verschwenderische Frau zugesellt ist, zu finden glaubte.

Haben wir nun diese Seite des Bildes vollendet, wo wir fast nur frühere heroische Gestalten erblickten: so treffen wir, bey fernerm Fortblick, auf Gegenstände, die zu Odysseus einen nähern Bezug haben. Wir finden hier die Freunde des Odysseus, Antilochos, Agamemnon, Proteilaos; Achilles und Patroklos. Sie dürfen sich nur in den freyen Raum, der über ihnen gelassen ist, erheben, und sie befinden sich mit Odysseus auf Einer Linie.

Weitern hin sehen wir des Odysseus Gegner versammelt, die beiden Ajanten nebst Palamedes, dem edelsten der Griechen, der sein erfundenes Würfelspiel mit dem sonst so verschmähten Therites zu üben beschäftigt ist.

In der Höhe zwischen beiden, sich der Gesinnung nach widersprechend, durch ein Zwischenglied abgeordneten Gruppen der Griechen, stellen sich Liebende versammelt; Phökos und Iphitos, mit einem Ringe, dem seltensten Zeichen der Freundschaft, beschäftigt. Aktaion und seine Mutter, in gleicher Lust am Waidwerke theilnehmend, Maira, einsam zwischen beiden, könnte räthselhaft bleiben, wenn ihr nicht eine herzliche Neigung gegen ihren Vater, diesen Platz unter den anmuthig- und naivliebenden verschafft.

Man wende nun seinen Blick nach dem unteren Theile des Bildes! Dort findet man die Dichterswelt vortrefflich geschildert, bestrahlt. Orpheus, als treuer Gatte, ruht auf dem Grab seiner zweymal Verlohrnen; als berühmtester Dichter hat er seine Hörer bey sich, Schedios und Polias, deren Beschreibung, so wie das Recht, in dieser Gesellschaft zu seyn, noch zu erklären wäre. Thamyris, das schönste Talent, in dem traurigen Zustande der verwehenden Abnahme. Gleich dabey Lehrer und Schüler, Menkyas und Olympos, auf ein frisches Leben und künftige Zeiten deutend.

Befanden sich nun über dieser Dichterswelt die abgeschiedenen Griechen: so sind, neben ihnen, als wie in einem Winkel, die armen Trojaner vorgestellt. Hektor, sein Schicksal immer fort betrauernd, Menon und Sarpedon.

Aber, um diesen düstern Winkel zu erheitern, hat der Künstler den lusternen, weiber-schätzenden Knaben, Paris, in ewiger Jugend dargestellt. Noch als roher Waldbewohner, doch seiner Macht über Frauen sich bewußt, schlägt er in die Hände, um das Gegenzeichen erwartend, irgend einer horchenden Schöne anzudeuten, wo er zu finden sey.

Aber Penthesilea, die Heldin, im kriegerischen Schmuck, steht vor ihm, ihre Gebärden und Mienen zeigen sich abstoßend und verachtend; und so wäre denn auch der peinliche Zustand eines anmaßlichen Weiberbesiegers, der endlich von einer hochherzigen Frau verschmäht wird, im Hades verewigt.

Warum übrigens Meleager und ferner Kallisto, Pero, Nomia in der höhern Region einen Platz einnehmen, sey künftigen Auslegern anheim gestellt.

Wir

Wir betrachten nur noch, am Schlusse des Bildes, jene Gesellschaft vergeblich Bemühter, die uns eigentlich den Ort zu erkennen giebt, wo wir uns befinden. Sisyphos, Tantalos, Unbenannte, welche sich in die höhern Geheimnisse einweihen zu lassen verabstümt, zeigen sich hier. Konnten wir noch über Oknos lächeln, so sind nun die Motive ähnlicher Darstellungen in's Tragische gesteigert. An beiden Enden des Hades finden wir vergeblich Bemühte und innerhalb

solcher trostlosen Zustände Heroen und Heroinen sammengedrängt und eingeschlossen.

Bei den Todten ist alles ewig. Der Zustand, welchem der Mensch zuletzt den Erdbewohnern erschien, fixirt sich für alle Zukunft. Alt oder jung, schön oder entstellt, glücklich oder unglücklich schwebt er immer unserer Einbildungskraft auf der grauen Tafel des Hades vor.

## N a c h t r a g .

Indem die Künstler immer mehr Trieb zeigen, sich dem Alterthume zu nähern: so wird es Pflicht, ihnen zweckmäßig zu verzuarbeiten, damit eine höchst lobenswerthe Absicht rascher gefördert werde. Wir wünschen, daß man dasjenige, was wir an den Gemälden der Lesche zu leisten gesucht, als eine Probe dessen, was wir künftig weiter fortzufahren gedenken, günstig aufnehme.

Pausanias ist ein, für den heiteren Künstlerinn, beynahe unzugänglicher Schriftsteller; man muß ihn recht kennen, wenn man ihn genießen und nützen soll. Gegen ihn, als Beobachter überhaupt, als Bemerkter in's Besondere, als Erklärer und Schriftsteller, ist gar viel einzuwenden; dazu kommt noch ein an vielen Stellen verdorbener Text, wodurch sein Werk noch trüber vor unsern Augen erscheint: daher wäre zu wünschen, daß Freunde des Alterthums und der Kunst sich vereinigten, diese Decke wegzuziehen, und besonders alles, was den Künstler zunächst interessiert, vorerst in's Klare zu stellen.

Man kann dem Gelehrten nicht zumuthen, daß er die reiche Aernte, zu der ihn die Fruchtbarkeit seines weiten Feldes und seine eigene Thätigkeit berechtigt, selbst auseinander sondere; er hat zu viel Rücksichten zu nehmen, als daß er eine der andern völlig aufopfern könnte; und so ergeht es ihm gewöhnlich, wie es dem Pausanias erging, daß ein Kunstwerk, oder sonst ein Gegenstand, ihn mehr an sein Wissen erinnert, als daß es ihn aufforderte, sich des großen Umfangs seiner Kenntnisse, zu Gunsten dieses besondern Falles, zu entäußern. Deshalb möchte der Kunstfreund wohl ein verdienstliches Werk unternehmen, wenn er sich zwischen dem Gelehrten und Künstler in die Mitte stellte, und aus den Schätzen des ersten für die Bedürfnisse des andern auszuwählen verstünde.

Die Kunst überhaupt, besonders aber, die deutsche, steht auf dem bedeutenden Punkte, daß sich Künstler und Liebhaber dem wahren Sinne des Alterthums mit starken Schritten genähert. Man vergleiche die riesenhaftigen Blätter mit Versuchen des Ioult so

verdienten Grafen Caylus, und man wird, mit Vergnügen, einen ungeheuern Abstand gewahr werden.

Fahren unsere Künstler nun fort, die Restauration verlorener Kunstwerke, nach Beschreibungen, unternehmen: so läßt sich gar nicht absehen, wie weit sie solches führen werde. Sie sind genöthigt aus sich selbst, aus ihrer Zeit und Umgebung herauszugehen, und indem sie sich eine Aufgabe gegenwärtigen, zugleich die Frage aufzuwerfen, wie eine entfernte Vorzeit sie gelöst haben würde. Es werden auf die einfach-hohen und profund-naiven Gegenstände aufmerksam, und fühlen sich gedrungen, Bedeutung und Form, im höchsten Sinne, zu cultiviren.

Betrachtet man nun den Weg, welchen die Alterthumskunde schon seit geraumer Zeit einschlägt, so bemerkt man, daß auch sie dem wünschenswerthen Ziele nachstrebt, die Vorzeit überhaupt, besonders aber die Kunst der Vorzeit, zur Anschauung bringen.

Setzt sich nun zugleich die Manier, bloß durch Umrisse, eine geistreiche Composition auszudrücken und ganze epische und dramatische Folgen darzustellen, beym Publicum in Gunst: so werden die hohen Kunstzwecke gewiß mehr gefördert, als durch die endlose Qual, womit Künstler, oft unglücklich erfundene Bilder auszuführen, Jahre lang bemüht sind. Das, was ein glücklicher Gedanke sey, wird mehr offenbar werden, und eine vollendete Ausführung wird ihm alsdann den eigentlichen Kunstzweck zu allgemeinem Behagen, geben können.

Um zu diesem schönen Zweck das Mögliche beizutragen, werden wir unsere künftigen Aufgaben hinlenken, und indessen, durch successive Bearbeitung des Pausanias und Plinius, besonders auch Philostrates, die Künstler zu fördern suchen.

Auch würde die Vergleichung der homerischen virgilischen und polygnotischen Höllenfahrten einfiel, wenn die letztere vor den Augen des Publicums aufgestellt seyn wird, erfreuliche Gelegenheiten

geben, Poësie und bildende Kunst, als verwandt und getrennt, zu beobachten und zu beurtheilen.

Auf ähnliche Weise wird sich eine Vorstellung der Eroberung von Troja, wie sie auf einer antiken Vase vorkommt, mit der polygotischen Behandlung vergleichen und dergestalt benutzen lassen.

Wir hatten eine Zeichnung des Vasengemäldes neben den riepenhausischen Blättern aufgestellt. Hier ist nichts, das mit der polygotischen, von uns oben entwickelten, Darstellungsweise übereinstimmt; alles scheint mehr in's Kurze zusammengezogen. Thaten und Handlungen werden, mit voller Wirklichkeit, neben einander aufgezählt; woraus sich, wie uns dünkt, ohne die übrigen, von Gesehnack, von

Anordnung, u. s. w. hergenommenen Gründe in Anschlag zu bringen, schon mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine jüngere Entstehung schließen läßt.

Wir wünschen, diese Abbildung gedachten Vasengemäldes künftig der riepenhausischen Arbeit beygefügt zu sehen. Denn obgleich, so viel wir wissen, Herr Tischbein solches bereits in Kupfer stechen lassen, so ist es doch immer noch viel zu wenig bekannt.

Und so wenden wir uns, nach diesem weiten, doch hoffentlich nicht für zwecklos gehaltenen Umweg, wieder zu dem eigentlichen Gegenstand dieser Blätter, zu unserer Kunstausstellung, wovon noch einiges zu erwähnen übrig blieb.

#### IV. Preisertheilung.

Haben wir nun oben die sämtlichen eingefandten Kunstwerke, nach unserem besten Vermögen, dem Zwecke gemäß, darzustellen, und nach unserer besten Einsicht zu beurtheilen gesucht: so sey es vergönnt, uns nochmals zu der wagnerischen Zeichnung zu wenden, welcher, aus oben schon angeführten Gründen, der Preis zuertheilt worden, wobey wir noch folgendes zu erinnern finden.

Sollte man nämlich einige Aehnlichkeit gedachter Zeichnung, mit dem flaxmannischen Entwurf von eben diesem Gegenstande, bemerken wollen, und die Arbeit unseres Freundes ungünstiger deshalb ansehen: so empfehlen wir die Beherzigung nachstehender Betrachtungen, welche, in manchem Sinne, hier einen Platz verdienen.

Flaxmann's Entwürfe zum Homer, Aeschylus und Dante, welche jetzt eben in Teutschland mit lebhaftem Betrieb copirt und verbreitet werden, sind allerdings Producte eines Künstlers von Geist und Talenten; doch müssen wir, bey aller Achtung, welche wir für dieselben hegen, beyläufig anmerken, daß, überhaupt genommen, ihnen doch etwas zu viel Ehre widerfährt. Wenn indessen eine Auswahl der besten dieser Entwürfe gemacht werden sollte, so wäre zuverlässig das Blatt, wo Odysseus dem Polyphem Wein in die Schale gießt, nicht darunter begriffen. Gleichwohl wird man an demselben doch auch den vernünftigen Künstler nicht verkennen, der seinen Gegenstand von der rechten Seite anfasset; und so wäre es kein Wunder, wenn eines andern wackeren Künstlers Arbeit, der ungefähr von demselben Standpunkt ausgegangen, mit der flaxmannischen im allgemeinen zusammenträfe.

Indessen würde Wagner's Verdienst, in unsern Augen, im geringsten nichts verlohren und wir ihm dennoch, mit völliger Ueberzeugung, den Preis ertheilt haben, wenn er auch wirklich Flaxmann's Entwurf seinem Werke zum Grund gelegt hätte.

Denn der Künstler hat das Recht, ja die Pflicht, das unvollkommen Gebildete als Stoff zu behandeln und sich es anzueignen, als wenn es, von Hause aus,

sein gehörte. Er leiht allerdings etwas rühmliches, wenn er einem flüchtigen, mangelhaften Entwurf mehr Gehalt verleiht, die Anordnung verbessert, die Charaktere mehr bestimmt und entwickelt. Wer hingegen aus einem guten Kunstwerke borgt, und das Erborge eben so unweckmäßig anwendet, als verschlechtert darstellt, setzt sich dem schärfsten Tadel aus; denn er zeigt schwache Fähigkeiten, und ist auf dem geraden Wege zur Puscherey begriffen.

#### V. Rückblick.

Verschiedene Kunstfreunde, ja mehrere von den Preiswerbenden Künstlern selbst, haben die osterwähnte Preisaufgabe für ein der bildenden Kunst beynahe unauslöschliches Räthsel halten wollen, worüber wir denselben einige Erklärung schuldig sind. Bey dieser Gelegenheit dürfte es nicht unzweckmäßig seyn, auch von allen bisherigen Preisaufgaben kurze Rechenschaft abzulegen; ja selbst über die Ursachen, warum man dieses Institut begründete, ein Wort zu sagen.

Der Hang zum Historischen, zum Sentimental-Unbedeutenden und zum Platt-Natürlichen schien in der Kunst immer mehr um sich greifen zu wollen; man suchte daher in den Propyläen auf die großen Vortheile einer sorgfältigen Wahl günstiger Gegenstände den Künstler aufmerksam zu machen: allein es zeigten sich, gleich anfangs, so viele Mißverständnisse, daß wir uns überzeugten, hier sey weder ein gedrucktes Wort, noch eine Erläuterung desselben hinlänglich; man müsse zur That schreiten, und andere dazu auffordern. Durch Aufgaben glaubte man dem Künstler die Wahl zu erleichtern, seine Thätigkeit auf ein sicheres Ziel zu richten, und bey Gelegenheit dasjenige deutlich und wiederholt auszusprechen, was an und für sich, Einmal, als Anleitung aufgestellt, nicht einen jeden anzumuthen schien.

Weil aber die höhern Gegenstände, poetisch und heroisch, wie sie seyn mögen, doch immer wieder in höhere und niedere Eintheilungen zerfallen: so sollte bey den Aufgaben eine allmähliche Steigerung beobachtet, und der Künstler, Stufenweise, in die vielleicht nicht einem jeden bekannten Wege gelenkt werden.

Bey

Bey der ersten Aufgabe, im Jahr 1799: Aphrodite, dem Paris die Helena zuführend, verlangte man von den concurrirenden Künstlern keinesweges die Darstellung dieser Figuren in ihrer ganzen Herrlichkeit, wie etwa die idealischen Typen der Antike sie uns zeigen; diese Forderung wäre allerdings viel zu groß gewesen; sondern man wählte den Gegenstand vornehmlich darum, weil er zu einem anmuthigen Bilde Gelegenheit gab. Falls der Künstler, Mahler oder Bildhauer, Kunstfertigkeit mit Geschmack verband, so war er durchaus begünstigt, und in kein ganz fremdes Feld gewiesen. Der Gegenstand ist gefällig, poetisch, er läßt sich deutlich darstellen und höhere Anforderungen, als diese, wurden vor's erste nicht gemacht.

Beide Aufgaben im Jahr 1800 beabsichtigten schon höhere Kunstzwecke. Bey Hektor's Abschied von Andromache kam es vornehmlich darauf an, durch Innigkeit, Kerkersinn und lebendigen Ausdruck an das Gemüth zu sprechen. Die Charaktere waren nicht weniger edel, die Figuren gegenseitig in einem schönen menschlichen Verhältnis. Hiernächst durfte man auch von den Nationalanlagen der Deutschen, für diesen Gegenstand, Vortheile erwarten, welche Vermuthung durch den Erfolg wirklich bewährt worden.

Der andere Gegenstand: Odyseus und Diomedes, welche die Pferde des Rheos rauben, sollte ebenfals Talente begünstigen, denen Bewegung, Kraft und That besser darzustellen gelingt, als stille Rührung des Gemüths. Dieser Gegenstand war ebenfalls völlig bequem, und konnte den geschicktesten Künstler würdig beschäftigen, indem er Gelegenheit zu interessanten Gruppen und gewaltigen Wirkungen von Licht und Schatten gab. Nicht weniger günstig contrastirten die Figuren in Hinsicht ihres Charakters.

Die erste Preisaufgabe von 1801 sollte, mehr als eine der vorhergegangenen, das künstlerische Erfindungsvermögen in Thätigkeit setzen; denn das romantisch-heroische Sujet, Achilles in Skyros, ist reich, und es entwickelten sich aus demselben Motive der verschiedensten Art.

Achilles im Kampf mit den Flusgöttern ist unstreitig eine Aufgabe noch höherer Art; weil sie aber, man möchte wohl sagen, auf der Grenze des Erhabenen-Poetischen und Phantastisch-Wunderbaren steht, so will sie nicht nur vom Künstler klar gedacht, sondern auch die Darstellung derselben mit einem glücklichen Griff des Geschmacks gefaßt seyn. Welches wir für die Ursache halten, daß keine der eingegangenen Darstellungen volle Befriedigung gewährte.

Man beliebte desswegen für das Jahr 1802 den ganz reinen Gegenstand, Perseus und Andromeda, der ebenfalls sehr hoch steht und mit dem Wunderbaren, Schönen und Anmuthigen, noch das Pathetische verbindet.

Endlich wurde, durch die Aufgabe für's vergangene Jahr, beynahe das ganze Vermögen der Kunst in Anspruch genommen. Einer rohen plumpen Riesenkraft schlaue Klugheit und muthiges Erklären gegenüber.

Soll dieser Gegenstand wahr und treffend dargestellt werden, so muß der Künstler ahnden lassen, oder bedenten: daß der ungeschlichtete Riese dem weisen Helden unterliegen müsse. Dadurch wird dem Beschauer eine große Wahrheit und Lehre, symbolisch, vor die Augen gebracht und in's Gemüth geprägt.

Wenn Menschen gegen Elemente kämpfen, oder, von solcher Gewalt bedrängt, sich zu retten suchen, finden sich immer die günstigsten Gegenstände für bildende Kunst. Raphael gewann auf diesem Felde den Stoff sowohl zur Sündfluth, als zum Brand des Borgo.

Auch unsere Aufgabe, wenn sie im höchsten Sinne genommen wird, gehört eigentlich zu derselben Art. Dort erscheinen Menschen in Gefahr, und trachten, auf verschiedene Weise, sich der Gewalt roher Naturkräfte zu entziehen; hier sucht Odyseus, mit listig besonnenem Muth, Polyphem's Uebergewalt zu bändigen. Das Element senkt sich schon und weicht der Manneskraft.

Oben erwähnte Bilder mögen vielleicht mehr Pathos, mehr sinnlich- und herzlichrührendes enthalten: unsere Aufgabe hingegen würde, bey eben so vortrefflicher Ausführung, ohne Zweifel ergötzender für die heiteren, unabhängigen Gemüthskräfte seyn, ihr kommt zu statten, daß im Polyphem das Element personificirt erscheint, und der so herrlich contrastirende Charakter des Odyseus, als triumphirende Hauptfigur des ganzen Bildes, dem Künstler nicht geringen Vortheil gewährt. Hingegen bleiben die Gezellen, wiewohl für sich interessant genug, und zur Bedeutung unentbehrlich, doch in Ablicht auf Ausdruck des Alters, des Geschlechts, der Bewegung, der Leidenschaft, weniger mannigfaltig und anziehend darzustellen, als die Figuren, welche von einer Wasser- oder Feuersnoth bedrängt werden.

#### VI. Preisaufgabe für's laufende Jahr.

Wir haben uns im Vorhergehenden bloß deswegen umständlicher über einiges erklärt, weil wir das Menschengeschlecht, vom Elemente des Wassers bedrängt, zur Aufgabe für das laufende Jahr ausgewählt haben. Man mag sich diese Bedrängniß nun als allgemeine, oder besondere Ueberschwemmung, als Austreten eines Berg- oder Thalstromes, als Zerreißen eines Dammes, oder sonst denken: jede Bearbeitung soll von uns wohl aufgenommen seyn, welche die höchsten und mannigfaltigsten Motive, der Thätigkeit und des Leidens, in gebildetem Kunstsinne, vorzulegen weiß.

Womit wir uns denn Gönnern und Freunden, in Hoffnung einer öftern Unterhaltung, zu geneigtem Andenken und Antheil empfehlen.

Weimar,  
d. 1 Jan. 1804.

J. W. v. Goethe,  
im Namen der vereinigten  
Kunstfreunde.

THEOLOGIE.

Die letzten Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts haben endlich, nach einem langen trüben Stillstand, einen neuen Lauf zur Berichtigung und Aufklärung der Urkunden des Christenthums begonnen, wie er, seitdem sie vorhanden sind, noch nie versucht worden war. Ihr kleinste Verdienst ist vielleicht, daß sie den gesamten kritischen Vorrath, an dem nun länger als drey Jahrhunderte gesammelt worden, in eine leichtere Uebersicht gebracht, und mit einigen merkwürdigen Zugaben vermehrt haben; ein größeres ist schon, daß sie die historische Interpretation, die bis dahin nur in einzelnen lichtvollen Beyspielen aufgestellt war, auf den ganzen historischen Theil des neuen Testaments überzutragen versucht haben; das größte, daß sie in noch höherem Aufschwung des Genies den kühnen Versuch gewagt haben, an dessen Möglichkeit man noch vor 26 bis 30 Jahren hätte verzweifeln mögen, und woran von so vielen tausend Lesern während 17 verfloffenen Jahrhunderten auch nicht Einem ein nur entfernter Gedanke mag aufgefliegen seyn, — den Versuch, unsere Evangelienbücher kritisch zu analysiren, und auf diesem Wege ihrem Ursprung auf die Spur zu kommen, ihn zu entwickeln und zu beweisen.

Die kleine und große, die niedere und höhere Kritik, die Sprach- und Alterthumskunde haben daher neben einander gewetteifert, ihre Kräfte an diesem wichtigen Nachlaß des Alterthums zu versuchen, um Vermächtnisse an die Nachwelt zu liefern, wie sie die früheren Zeiten zu geben nicht im Stande waren. Wie sind nun aber diese Versuche ausgefallen? wie weit sind sie gelungen oder misslungen? und zu welchen Resultaten führen sie?

Es ist unseres Institutes würdig, einen dieser Gegenstände nach dem anderen herauszuheben, um dankbar und gerecht in einem Zeitalter zu seyn, das bey ernsthaften Werken des Verdienstes und der Ehre und mühsamen Gelehrsamkeit so gerne vorüberreißt, und diese nicht beachtend, sich lieber bey leichteren Spielen der Litteratur und dem sogenannten allgemein Interessanten und Angenehmen verweilt, weil das Leichte, oft auch das Gemeine, dem großen Haufen eine größere Unterhaltung verspricht.

Die Ordnung erfordert, daß wir von der sogenannten niederen Kritik des Textes ausgehen, ob-

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

gleich diese nicht den glänzendsten Theil der neueren Versuche über die Evangelien ausmacht: er hat aber auf der andern Seite wieder den Vorzug, daß ohne ihn die letzten nicht möglich geworden wären.

Das Gebäude der Kritik des N. T., welches Semler aufgeschlagen und Griesbach ausgebaut hat, schien den meisten Theologen so fest, daß man an seiner Ewigkeit nicht zu zweifeln wagte, als Hr. Professor von Matthäi ihm unvermuthet alles Fundament absprach, und in seinem *Novum Testamentum, XII Tomis distinctum* (von 1781—1788) eine völlige Zerstörung drohte. Voll Vertrauen auf die Festigkeit desselben, revidirte Griesbach im Jahr 1796 noch einmal seinen ehemaligen Bau, bis auf seine kleinsten Theile, und führte mit ihnen und den neuen seit seinem ersten Versuch hinzugekommenen Materialien erst einen neuen prunklosen Bau, bequem und leicht übersehbar dem erstern Kritikus, auf, und ließ darauf denselben von Götschen durch aufser Verzierungen in einen Prachtpalast verwandeln, Ehe noch letzterer vollendet war, arbeitete schon wieder der gelehrte Matthäi an der Zerstörung des erstern:

WITTENBERG: *Novum Testamentum, Graeco. Ad Codices Mosquenses utriusque Bibliothecae SS. Synodi et Tabularii imperialis, item Augustanos, Dresdenses, Goettingenses, Gothanos, Guelpherbytanos, Langeri, Monachenses, Lipsienses, Nicephori et Zittavienses, adhibitis Patrum Graecorum lectionibus, editionibus N. Testamenti principibus et doctorum virorum libellis criticis, iterum recensuit, sectiones majores et minores Eusebii, Euthalii et Andreae Caesariensis notavit; primum quoque nunc lectiones ecclesiasticas ex usu ecclesiae Graecae designavit ac Synaxaria Evangeliarum et Praxapostoli addidit et criticis interpositis animadversionibus edidit Christianus Fridericus de Matthaei, Collegiorum imperial. Ross. Assessor et Prof. Wittenbergensis. Tomus Primus. 1803. IV und, 784 S. 4.*

Gerüstet und geübt, wie wenige, kam der Herausgeber zu seiner Arbeit. Ueber hundert Handschriften hatte er, seitdem er sich mit der Kritik des N. T. beschäftigt, vor Augen gehabt und untersucht, und manche mehr als einmal verglichen. Mit einer Genauigkeit und Treue, die bis an Ueberspan-

A



nung grenzt, wenn man die Kürze des menschlichen Lebens bedenkt, aber die desto verdienstlicher ist, weil sie die Nachwelt neuer Mühe überheben kann, hat er, in der vornahmigen und gegenwärtigen Ausgabe, seine Materialien, verarbeitet, und eben deswegen auch nicht Eine Lesart aus seinen Vorgängern aufgenommen, sondern sich auf das eingeschränkt, was er selbst gesehen, selbst geprüft, selbst gesammelt, aus lauter Besorgniß, seine Vorgänger möchten nicht mit der scrupulösen Treue zu Werke gegangen seyn, die er sich zu Gesetz und Pflicht gemacht hatte. Nicht zufrieden, daß er die Lesarten der Kirchenväter selbst aus ihren Werken ausgezogen, und ihren gedruckten Text, so oft er Handschriften von ihnen erhalten konnte, mit den Manuscripten verglichen hatte, schlug er bey jeder aus den Kirchenvätern geborgten Lesart, die er aufnahm, nochmals die Stellen, wo sie vorkommt, nach, um sich vor allen Fehlern zu sichern. Er hat (was vor ihm noch kein Herausgeber des N. T. so genau und bestimmt gethan hat, und doch zur Beurtheilung mancher Variante von so großer Wichtigkeit ist) die kirchlichen Lectionen und Synaxarien in der größten Vollständigkeit (selbst vollständiger und genauer als Assemani) mitgetheilt und die größeren und kleineren Sectionen des Eusebius, Euthalius und Andreas Casariensis vollständig in seine Ausgabe eingetragen: im Texte selbst den Anfang und das Ende jeder Lection und dessen, was Übersprungen werden sollte, durch ein eingeklammertes ἀρχή, ὁσίως, ἔσθ' οὐ, ὁράτω und τέλος angezeigt, am Rande die Zahl der Lectionen nach den Synaxarien, und unter dem Texte Verzeichniß und nähere Bestimmungen der Lectionen mit den griechischen Worten seiner Handschriften mitgetheilt. Nächstdem sind unter dem Text einzelne Bruchstücke von den handschriftlichen Schätzen, in deren Besitz Matthäi ist, aus biblischen Manuscripten, Auslegern, Scholien und Catenen mitgetheilt, und dabey die Evangelarien weit kenntlicher gemacht, als man sie durch die bisherigen Herausgeber und Kritiker des neuen Testaments hatte kennen lernen. Wie sehr ist es zu bedauern, daß er, auf einen zu engen Raum (worüber er öfters klagt) eingeschränkt, nicht die ganze Fülle seines kritischen Apparats, seine neuerdings gesammelten Lesarten aus Handschriften, seine ausführlichen und genauen Vergleichungen der Kirchenväter oben von Clemens aus Alexandrien und Origenes an bis auf Euthymius Zigabenus herab, nicht bloß nach den gedruckten Ausgaben, sondern auch nach Handschriften, deren er von einigen Kirchenvätern mehrere zur Hand hatte; seine kritischen Auszüge aus den Commentatoren und seinen ungedruckten Catenen mittheilen konnte! Möge er sie nur nunmehr bald in einem besondern Werke, das er öfters als bereits angearbeitet citirt, ans Licht fördern! Auszüge aus Handschriften des N. T. können wir nach dem Vorrath, den wir bereits besitzen, ohne Schaden enthalten: aber die Auszüge aus Kirchenvätern, so genau, so vollständig, wie sie Hr. von M. geben könn-

te, sind das wichtigste Bedürfnis zur Vollendung der Kritik des N. T., der wir uns immer mehr nähern.

Um diesen so wichtigen kritischen Vorrath des würdigen Herausgebers zu erhalten, hätte man wünschen mögen, daß lieber der Text des N. T. nicht mit abgedruckt worden wäre. Es ist ja derselbe, den wir schon in den 12 Bänden seiner früheren Ausgabe besaßen: wenigstens haben wir nirgends eine Abweichung von demselben gefunden; und wie wäre sie auch denkbar, da er noch immer fest auf seinen früherhin angenommenen Grundsätzen der neutestamentlichen Kritik hält? Der von ihm eben festgesetzte Text wird in dieser Ausgabe nur mit den Lesarten, der nach der Zeit von dem Herausgeber selbst noch verglichenen Handschriften bedingt, und gegen Anfechtungen vertheidiget.

In einer Abhandlung, hinter dem Text der vier Evangelien recensirt der Herausgeber ausführlich die Ausgaben seiner Vorgänger. In seinem Urtheil über die meisten ist er eher zu glimpflich als zu streng; und doch können wir auch die mildesten davon nicht unbedingt unterschreiben. Es ist gegründet, wenn er den Complutensischen Herausgebern und Erasmus vorwirft, daß sie ihre Handschriften nicht genau und bestimmt angegeben haben, und es verdient kein großes Aufheben, daß er ihre Ausgaben selten gebraucht hat; da ihr Apparat aus Handschriften weder an Zahl noch Güte von Bedeutung war; und sie selbst in der Wahl der Varianten und dem Urtheil über sie für keine Führer gelten können, da sie noch während der Kindheit der neutestamentlichen Kritik lebten. Es ist richtig, wenn er ihnen eine zu große Bewunderung der Vulgata Schuld giebt, welche ihr Urtheil häufig bestochen und sie für die Lesarten ihrer Handschriften eingenommen hat, die sich zur Vulgata neigten. Und wer möchte sie jetzt noch von dem Verdacht willkürlicher Aenderungen, selbst gegen die Stimme ihrer Handschriften, völlig losprechen, wenn sich gleich bey manchen Stellen ihre Vertheidigung führen läßt? Aber es ist nicht ganz richtig, wenn er ihre Handschriften für ganz unbekannt ausgiebt. Die Zahl der bey der Complutensischen Ausgabe gebräuchten Manuscripte ist zwar unbekannt, weil sie der Herausgeber nicht ausdrücklich angegeben haben; aber vergleicht man ihre singulären Lesarten mit den Excerpten bey Mill, Wettstein und Birch, so ergiebt sich, daß es etwa sechs waren. Erasmus brauchte (wie er selbst sagt) bey seiner ersten Ausgabe vier, bey seiner zweyten fünf Handschriften u. s. w.: und vergleicht man seine eigenthümlichen Lesarten mit unserm kritischen Apparat, so kann man noch die von ihm gebrachten Handschriften nachweisen. Aber im Ganzen hat Hr. v. M. recht: mit der nöthigen kritischen Genauigkeit hat Erasmus seine Quellen nicht angegeben; jedoch wenn man auch dieses einräumt, so ist dadurch seine Brauchbarkeit in der Kritik noch lange nicht auf-

gehoben. Und was kann es zugehen, daß von Erasmus kritischen Einsichten klein und verächtlich gesprochen würde? Sein kritisches Genie verdient alle Achtung; was ihm abging, war Schuld seiner Zeit und seiner Lage. Die letzte, da er nur auf so wenige, neue und unbedeutende Handschriften eingeschränkt war, führt ihn auf eine zu große Schätzung der Vulgata, und das Geschrey seiner Gegner machte ihn schüchtern, bey seiner großen Abneigung zur Polemik, wie er selbst bey dem Sprichwort: *dulce bellum inexpertis*, deutlich genug erklärte. Dagegen ist gegen das Verdammungsurtheil nichts einzuwenden, das über Beza's Nachlässigkeit und Unkunde, die den gesammelten Varianten-Vorrath gar nicht zu brauchen wußte, ausgesprochen wird. Und gegen Stephanus läßt sich noch weit mehr Böses sagen, als hier geschieht.

Wetstein dagegen ist des Vfs. Held, weil dessen Kritik der seinigen am nächsten kommt; und darum ist er auch gegen Mill und Bengel (die vorzüglichsten Kritiker, die das N. T. gehabt hat) nicht so gerecht, als er sonst seyn würde. So sehr er Mill's unermesslichen Fleiß und Genauigkeit anerkennt, womit er den kritischen Vorrath seiner Vorgänger untersucht, gebessert, geordnet und mit den reichsten Beyträgen vermehrt hat: so ist ihm doch desser Neigung zur lateinischen Uebersetzung ein solcher Anstoß, daß er ihm (was doch an ihm so respectabel war) kritische Sagacität abspricht. Und so wie ihm Bengel's Recensionen ein Aergerniß sind: so ist ihm dagegen Christian Benedict Michaelis mit seinen *variis lectionibus* N. T. desto werther, weil er gegen die sogenannten latinisirenden Handschriften entschieden hat.

Vor allem aber liegt auf Semler's hermeneutischen Vorbereitungen, und auf Griesbach's Schriften der Fluch: und der Eifer, mit dem er von ihnen und ihrem Recensionensystem spricht, ist eine Schwäche, die wir ungern an einem so gelehrten und so verdienstvollen Manne rügen.

Auch in dieser Ausgabe ist Hr. v. M. von den Grundsätzen nicht zurück gekommen, die er sicher nie würde angenommen haben, wenn er nicht zu Moskau, entfernt von einem vollständigen Apparat zur Kritik des N. T., oder wofern er diesen auch von Anfang an besessen hat, wenn er nicht aus rühmlichem Eifer, etwas ganz Neues über das N. T. zu leisten, mit dem Voratz an sein kritisches Studium desselben gegangen wäre, die handschriftlichen Schätze, welche er in der großen Synodallibothek vor sich fand, einzeln und theilweise zu gebrauchen. Handschriften vom Berge Athos konnten, wie sich aus den Schicksalen des neutestamentlichen Textes zum voraus erwarten liefs, nur einen der Haupttexte, den byzantinischen, enthalten. Er fand nun, daß die Handschriften, welche den Text des N. T. allein lieferten, mit einander auf das vollkommenste in Lesarten übereinstimmten, und daß nur dann die

ursprüngliche (harmonisirende) Lesart vertilget war, wenn seine Handschriften den Text, mit Commentarien und Scholien verbunden, enthielten. Daraus ging dann leicht die Folgerung hervor: „da die *Codices textus perpetui* übereinstimmen, und was in ihnen geändert ist, in den Commentarien und Scholien vorkommt, so sind letztere offenbar die Quelle der Aenderungen gewesen. Der sicherste Weg zu einer reinen Recension des N. T. sey daher, den *Codicibus textus perpetui* allein zu folgen, und was aus Commentarien und Scholien genommen worden, für Corruption zu erklären. Eine Vergleichung der Catenen, Scholien und Commentare mit jenen reinen Texten müsse daher das sicherste Mittel seyn, die Textescorruptionen zu entdecken.“

An dem Urtheile wäre nichts zu tadeln, wenn bloß die Frage von der Wiederherstellung des byzantinischen Textes wäre: aber die Zwecke der Kritik gehen höher; sie will den ursprünglichen Text der Verfasser haben: und hat man immer wie die Byzantiner gelesen? Matthäi antwortet: „Ja; denn was ich anders finde, steht bloß in Catenen, Scholien und Commentaren, und muß also aus ihnen geflossen seyn.“ Aber sind denn die Lesarten der letzten an und für sich verwerflich? Sie sind ja nicht alle erst von den Kirchenvätern gemacht, erdacht, erfunden worden, oder Folge ihrer Unkritik, ihrer Nachlässigkeit, ihres Anführens aus dem Gedächtnisse gewesen; sie sind vielmehr größtentheils (bis auf einzelne Fälle der Unachtsamkeit, des Citirens aus dem Gedächtnisse und andere ähnliche, denen sich aber sehr gut auf die Spur kommen läßt) aus Handschriften ihrer Gegend genommen, weil die älteste Version, die lateinische, welche auf die griechischen Väter keinen Einfluss hat aufsern können, dieselben Lesarten bietet. Es hat mit dem Text des neuen Testaments, oder, da gegenwärtig bloß von einer Ausgabe der Evangelien die Rede ist, — mit dem Text der Evangelien eine gar eigene Bewandniß, die in der Literatur zwar nicht ohne Beyspiele ist, aber doch nur wenig völlig Analoges hat. Es gab in sehr frühen Zeiten außerst abweichende Codices: Clemens von Alexandrien, Origenes, Chrysostomus, Cyrillus merken, wenn gleich nicht sehr häufig, doch mehrmals die Verschiedenheiten der Handschriften ihrer Zeit an; und wenn sie häufigere Veranlassungen gehabt hätten, und es nicht mit so großen Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre, Manuscripte nachzulesen, so würden sie in ihren Werken mehrere und umfassendere Beyspiele von Varianten aus den ältesten Zeiten beygebracht haben. Denn so bald eine Kirchenvater Veranlassung hat, genau und vollständig über Textesabweichungen zu sprechen, wie große Verschiedenheiten zeigen sich! wie wimmelt es von Varianten! Damit nichts ohne Beweis gesagt sey, so wollen wir uns der Kürze wegen bloß auf Epiphanius Excerpte aus Marcion's Evangelium berufen, dessen Abweichungen, wie jetzt erwiesen ist und fast allgemein angenommen wird, keine bos-



Wenn man auch nicht mit dem Vf. rechten will, daß er nicht seinen Vorrath vollständig auf einmal mitgetheilt hat: so läßt es sich doch mit der Sitte, die unter Kritikern mit Recht herkömmlich ist, nicht vereinigen, daß er sie nirgends (außer im Allgemeinen auf dem Titel) namentlich aufgeführt hat, weder in einer ausführlichen Beschreibung; noch in einem Verzeichniß, weder hinter der Dedication an den Russischen Kaiser, hinter welcher vielleicht die Ehrfurcht einer Vorrede den gewöhnlichen Platz verweigerte, noch in der Nachrede, welche diesen Band schließt. Man kennt zwar die meisten schon aus andern Schriften des Vf., und findet auch zerstreut ihre Namen in den Noten: aber wie viele haben diese immer in jedem Augenblick, da sie von den Auszügen dieser Ausgabe Gebrauch machen wollen, gegenwärtig? und ist es nicht auch Pflicht des Kritikers für die Bequemlichkeit seiner Leser zu sorgen? Aus den Kirchenvätern ist nicht mehr beygebracht, als wozu die Polemik Anlaß gab; die aus ihnen vom dem Vf. gemachte vollständige Ausbeute ist wieder für die Zukunft zurückgelegt worden. Der größte Theil der Anmerkungen besteht daher in Polemik gegen den Cod. D (*Cantabrig. graeco-lat.*), gegen die *recensio Occidentalis* (oder wie sie in der Kraftsprache des Vf. genannt wird, gegen die *recensio Scurrilis*), gegen den Gebrauch der Kirchenväter in der Kritik, besonders des Origenes, Chrysostomus und Hieronymus. Der übrige Theil enthält allerley Beobachtungen über Eigentümlichkeiten der Handschriften, über den Einfluß der Evangeliiarien auf den griechischen Text der Evangelien, über einzelne synonyme Worte, bey denen die Abschreiber immer wanken, und dadurch in manchen Stellen die Kritik ungewiß machen, u. dgl. m. wozu auch noch einige kritisch-polemische Excurse am Ende gehören.

An hundert Stellen macht er seiner Galle gegen den *afinus Latinistarum* (den Abschreiber des Cod. D), auch hie und da gegen den *scriba Cod. L. et Vat.* 1209 Luft „*qui nec conjugationes nec declinationes in quinta classe Lycei Jenensis satis didicerat.*“ Einmal nach dem andern wird an die Manen des Stephanus bey den ungrischen Wörtern und Formen des Cod. D apostrophirt: *heus, Stephane, transporta hoc ex Cod. D in thesauros tuos!* und bey den Lesarten der sogenannten Alexandriner heist es, mehr oder weniger energisch: *ad sterquilinia cum istis!* Der Cod. D macht es freylich arg: er hat  $\Phi\omega\varsigma \mu\acute{\epsilon}\gamma\alpha\nu$  aus dem Lateinischen *lucem magnam*; er sagt  $\acute{o} \pi\nu\epsilon\upsilon\mu\alpha$ , weil *spiritus* ein Masculinum ist u. f. w. und Matthäi's Eifer gegen ihn wäre allerdings gerecht, wenn man den *Cantabrigiensis* zu einem andern Zweck brauchte, als um den Text der alten lateinischen Version aus einem Codex zu erforschen, der älter ist als alle Handschriften, aus welchen wir die Fragmente der sogenannten Itala gesammelt haben, da sein Text, so barbarisch er auch lautet, mit der Itala, dem Tertullian und Cyprian da einstimmt, wo der alexandrinische Text, wie er sich aus den alexandrinischen Kirchenvätern mit Zuziehung einiger Haupthandschriften erkennen läßt, völlig andere Lesarten hat,

In diesem Lichte betrachtet wird jeder Eifer gegen seine *Gracilis cultuaria* komisch. Im übrigen giebt, wenigstens der Recensent, nach seiner Ueberzeugung zu, daß der Cod. D ein wahrer *Centip* ist, aus den verschiedensten Lappen zusammengesetzt. Auch entscheidet er bey keinem verständigen Kritiker allein etwas: aber es läßt sich für die Geschichte des Textes der Evangelien außerordentlich vieles aus ihm nehmen. Diese Erfahrung glaubt wenigstens der Recensent gemacht zu haben, und er möchte ihn daher unter den Handschriften des N. T. auf keine Weise entbehren, sollte er gleich *Afinus Latinistarum, recensio Alexandrinam et Occidentalem dorso suo bajulans*, seyn.

Nächst dem *Afinus Latinistarum* treffen die Streiche des Verfassers am häufigsten den armen Adamantinus. Mögen es seine überspannten Bewunderer bey ihm verantworten, daß kein heiler Fleck an ihm bleibt! Aber ein so hartes Schicksal hat doch der gute Kirchenvater selbst auf keine Weise verwirkt; es fehlte ihm, um der kritischen Nachwelt nützlich zu seyn, weder an Willen noch an Einsichten; und was sie etwa anders wünschen möchte, das war Fehler seiner Zeit, über die sich zu erheben oft über menschliche Kräfte geht. Wir geben dem Vf. zu, daß er eine Quelle mancher unrichtiger Lesarten geworden ist (aber was kann er für unkritischen Gebräuch seiner Werke und unverständige Nachbeterer?); wir geben zu, daß er den biblischen Text nicht überall kritisch genau citirte (aber wollte er denn überall den biblischen Kritikus machen?); wir geben zu, daß er hie und da gegen seine Handschriften lesen will (aber verschweigt er etwa, daß die Handschriften seiner Zeit anders haben? sagt er es nicht vielmehr offen und unverhohlen?) Womit hätte er nun verdient, so ganz in die Pfanne gehauen zu werden, daß dem Herausgeber zu seinem hochpeinlichen Gericht die teutsche und lateinische Sprache nicht reich und stark genug war, sondern auch die griechische an ihn apostrophiren muß:  $\acute{o} \pi\lambda\omicron\upsilon\tau\omicron\varsigma \sigma\phi\acute{\iota}\alpha\varsigma! \acute{\alpha}\nu\epsilon\acute{\xi}\alpha\nu\tau\lambda\eta\tau\alpha \tau\acute{\alpha} \beta\omicron\rho\beta\omicron\rho\acute{\omega}\varsigma\eta \beta\acute{\alpha}\theta\eta \tau\eta\varsigma \Phi\rho\epsilon\omicron\beta\lambda\alpha\beta\omicron\upsilon\varsigma \sigma\upsilon\nu\acute{\epsilon}\sigma\tau\acute{\omega}\varsigma \sigma\omicron\upsilon$ . Selbst die Stelle, an welche Matthäi als an das augenscheinlichste Beispiel der leichtsinnigen Willkür, mit welcher Origenes den Text der Evangelien anführe, appellirt, Mark. xi. kann man für keinen unwiderleglich beweisenden Beleg gelten lassen. Origenes Text ist daselbst von dem gegenwärtigen allerdings so abweichend, wie nirgends; am allerwenigsten da, wo er sonst eine Stelle *de industria* behandelt: er ist vielmehr daselbst von Markus eben so verschieden, wie dieser von Matthäus und Lukas ist, und sieht aus, als ob es eine vierte Behandlung des Aufsatzes wäre, welche bey den drey ersten Evangelien zum Grunde gelegt war: und es ist diese Stelle der Hypothese der neuern Gelehrten sehr günstig, die verschiedene Uebersetzungen eines und desselben Urtextes annehmen. Sowie wir noch drey verschiedene Bearbeitungen desselben (im Matthäus, Markus und Lukas) übrig haben: so konnte ja auch wohl noch eine vierte vorhanden seyn, aus welcher durch einen Zufall die-

# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEUTSCH 3 JANUAR, 1804

## THEOLOGIE

WITTENBERG: *Novum Testamentum, Graece etc.*  
Edidit Christianus Fridericus de Matthaei, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Und warum mag der Herausgeber dem Bengelischen Recensionensystem so gram seyn? Es ist ja nichts, als der Faden der Ariadne, der den Weg durch das Labyrinth der aus mehreren hundert Handschriften gesammelten Varianten sichert. Selbst Matthäi, so wenig er es Wort haben will, erkennt ein solches Recensionensystem; er spricht ja von falschen Lesarten, die aus Origenes und Chrysostomus geflossen sind: machen nun nicht die Handschriften, welche in ihren Lesarten mit jenen Vätern zusammenhängen, eine Familie aus? Er spricht von verschiedenen Classen von Handschriften: ist das etwas anderes? ist dabey mehr als der Name verschieden? Der Unterschied ist nun nur: die Semlerische Schule sagt: der Text, der es mit Origenes hält, ist genau und gut: Matthäi sagt: ein solcher Text ist unzuverlässig und schlecht. Die Semlerische Schule giebt den Einfluss der Scholien auf Handschriften zu (und wer könnte ihn ablegen?); nur setzt sie diesen Einfluss in spätere Zeiten herab: Matthäi sagt: sie sind älter als Chrysostomus; schon dieser Vater hatte Scholien vor sich, die aus Origenes und andern Vätern gezogen waren. Lässt sich nun über diese Punkte nicht kaltblütig streiten? Polemik ist in jeder Wissenschaft unentbehrlich, wenn sie im Schwung bleiben soll: jeder gelehrte Waffenstillstand ist Anfang einer gelehrten Lähmung; ein allgemeiner Friede gar bringt die Wissenschaften, in denen er geschlossen wird, um ihr Interesse und die Schätzung des großen Haufens, um Geist und Leben. Gewiss würde Matthäi's Opposition von erpriesslichen Folgen für die Kritik des N. T. in den letzten fünfzehn Jahren gewesen seyn; wenn der Wortkampf weniger einem Schaukampfe ähnlich gesehen hätte, der nur die Zuschauer divertierte, zumal da Griesbach's Gravität bey der Abhaltung der auf ihn gerichteten Angriffe, und die Heftigkeit des Gegentheils, so sonderbar contrastirten.

An letzterer hat freylich die Festigkeit seines Gegners in der Behauptung seines Systems, die auch nicht von Partheylichkeit frey ist, einige Schuld. Das Fundament des ganzen Streits ist Origenes. Nun soll noch niemand eine Lesart genannt haben, die Origenes gegen die Uebereinstimmung der Handschriften in den Text gebracht habe. Nach unförmlichem Er-

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

maßen sind doch mehrere genannt worden, bey denen die höchste kritische Probabilität ist. Ehe diese zugegeben wird, werden lieber scharfsinnige Wendungen und Ausflüchte ausgedacht; was Gegner so leicht erbittert. Aber wozu kann es schaden, wenn auch Origenes in einigen Stellen aus Vorurtheilen, die er hatte, Lesarten dem Text aufdringt, die er ihm nicht hätte aufdringen sollen? Wo er es gethan hat, da lässt sich ihm ja noch auf die Spur kommen. Hindern denn diese den Gebrauch seines übrigen Textes? kann er nicht anderwärts gut seyn?

Nächst dem hält Griesbach zu streng auf seinem Recensionensystem, das ihn mehrmals im Punkte der Entscheidung die rechte Wahl zu treffen hindert, und zur Selbstbelehrung ist es sehr instructiv, wie doch in manchen Fällen beide Gegner zu einem Resultat kommen, so verschieden auch ihre Wege sind. Eukj (Matth. 3, 22) vertheidigen beide: Griesbach, weil seine beiden Recensionen in der Auslassung desselben nicht zusammenstimmen; (nach der einen Hälfte muss es stehen; nach der andern Hälfte müsste es ausgelassen werden: nun nimmt er die erste Hälfte zur Widerlegung der zweyten zu Hülfe: „weil jene *eukj* hat, so sollte es auch diese haben, und nicht auslassen“ *testes contra eukj adhuc producti, ut ut vult et, si spectentur in se, satis graves, redarguuntur ab aliis ex iisdem familiis oriundis, aequae vetustis et gravibus*); Matthäi dagegen: es muss stehen, *nam asctice tantum, non critice, disputatum est contra hoc vocabulum*. Auch ohne jedes System der Moral, das man haben mag, gehört das Wort nicht in den Text, und die Stelle ist eine von den vielen, wo das Recensionensystem gar nicht hinreicht, um über die Richtigkeit der Lesart zu urtheilen. Es lässt sich aber erweisen, dass *πᾶς ὁ ὀφειζόμενος* ohne *eukj* die älteste Lesart war, weit älter, als eine mönchische Moral Einfluss auf den evangelischen Text haben konnte: und dies nebst dem exegetischen Grunde, der aus der wahren Bedeutung von *ὀφειζέσθαι* abfließt, entscheidet, was das Recensionensystem unentschieden lässt; und es ist mit nichts an dem, was Matthäi sagt: *Hieronymi fides critica passa est naufragium*; vielmehr die einseitige Kritik treibt hier in Trümmern.

Die Anmerkungen unter dem Text enthalten außer verschiedenen Lesarten einen Schatz von brauchbaren Observationen. Die ersten bieten einen Theil der Lesarten von elf Handschriften dar, die der Vf. über die Evangelien seit der Erscheinung seiner ersten Ausgabe selbst, zum Theil wiederholt, verglichen hat. Die vollständigen Lesarten derselben sind, einer Stelle zufolge, einer eigenen Schrift aufbewahrt.

B

Wenn

graphischen Eigenschaften gebe, die sie in den Zeiten der blühenden griechischen Kunst (wenn sie damals gebräuchlich gewesen wäre), nach den Regeln, welche sie befolgte, gehabt haben müßte: runde, fließende Züge, ohne Ecken, Winkel und gerade Züge, die sich im Schreiben bequem und leicht mit den vorhergehenden und folgenden Buchstaben verbinden lassen; mit rechts hin geneigter Stellung der Buchstaben, um das Steife der geraden Richtung zu vermeiden, mit der nöthigen Proportion derselben unter sich und zur Harmonie des Ganzen, mit der regelmässigsten Vertheilung des Lichts und Schattens in den Zügen einzelner Buchstaben, mit der gehörigen Reinheit der Spalten zwischen den Zeilen, mit möglichster Vermeidung der Verlängerung einzelner Buchstaben über die Höhe und unter die Basis der Zeilen u. s. w. Mit der griechischen Minuskel, wie sie sich in Handschriften und Drucken selbst der grössten Meister, eines Didot und Bodoni, findet, liefs sich dieses Ideal ohne manichfaltige Abänderung nicht erreichen. Nach vielen und mancherley misslungenen Versuchen blieb man endlich (wie die Vorrede beschreibt) bey folgenden Veränderungen stehen: das verlängerte  $\zeta$  und  $\eta$  wurde ausgemerzt,  $\varsigma$ ,  $\xi$  und  $\zeta$  auf die Basis der Zeile gestellt,  $\phi$  aber herabgezogen. Nach dieser abgeänderten Minuskel wurde auch die Majuskel eingerichtet: man aus ihr das Steife, Geradlinichte wegzubringen, wurde für sie die lateinische Curziv-Majuskel A, B, C, D u. s. w. zum Grunde gelegt, oder eine geschwungene Figur angenommen,  $\Sigma$  wurde wie in Handschriften mit  $\zeta$ ,  $\Delta$  mit D vertauscht u. s. w. Daraus ist, was sich auch über das Einzelne möchte erinnern lassen, eine im Ganzen vortreffliche Schrift, voll Geschmack, Ebenmaafs, Bestimmtheit und Deutlichkeit erwachsen, und ein eleganter herrlicher Druck, der dem Auge wohlthut, durch seine Reinheit der Zwischenräume zwischen den Zeilen, durch seine Harmonie der einzelnen Theile zum Ganzen, durch seine regelmäßige Vertheilung des Lichts und Schattens, dessen Wirkung durch das schöne geglättete Papier noch erhöht wird: ein Prachttück, das erste in seiner Art, das aus einer deutschen Presse gekommen ist, und eines der ersten, wenn man es mit dem Prachtausgaben des Auslandes vergleicht.

Nachdem durch diesen Versuch die griechische Minuskel ihrer Vollkommenheit so nahe gebracht ist, sollten alle deutsche Kunstkenner zu ihrer Vollendung durch Rathschläge und Erinnerungen beytragen, und ein ähnlicher Versuch zur Vervollkommenheit der griechischen Majuskel, die von ihrer Vollendung noch entfernter zu seyn scheint, gemacht werden, um das Vaterland der Typographie, welches bey dem Mangel an Unterstützung durch den Bücherluxus seiner Grofsen und bey der Armut seiner Gelehrten, zufrieden mit dem rühmlichen Eifer, durch den inneren Werth seiner Werke das zu ersetzen, was ihnen am äufseren Glanze abging, nun vierthalb Jahrhunderte bey seinen altväterischen, unkalligraphischen griechischen Schriftarten geblieben ist, auch zum Vaterlande der vollendeten Typographie zu machen, und ihm den

Bücherluxus des reicheren Auslandes nicht darin vorkommen zu lassen.

Recensent traut sich zwar nicht den Takt der Kun zu, der einem bestimmenden Urtheil und solchen Vorschlägen nothwendig zur Unterlage dienen müßte, aber es sey ihm erlaubt, in seiner Herzensereifalt sagen, was der erste Eindruck war, den dieser heilige Druck auf ihn machte. Das Sanfte, Weiche, ihm aus dem Druck entgegen kam, machte, dafs das Auge mit Vergnügen und Genuss auf demselben verweilte; es blieb ihm aber doch noch etwas, was er vermifste und suchte: bey näherer Untersuchung entdeckte es sich ihm: es liegt in dem Sanften zugleich auch etwas Starkes und Kraftvolles, Weiche neigt sich vielmehr zu etwas Süfsen, als die Länge nicht so interessirt, als Weiches mit Kitzigem vermischt. Die Wahl der lateinischen Formen der Majuskeln und die Umbeugungen einiger Figuren der Minuskel hat dem Ganzen etwas von seinem Griechischen genommen, und ihm ein mehr lateinisches Ansehen gegeben. So sehr Bodoni's Longus in meisterhaften Vertheilung des Lichts und Schattens diesem Drucke nachsteht: so steht doch darin griechische Charakter zu einer eigenen Erhebung der Seele hervor. So billig die Forderung ist, dafs bey der Beurtheilung einzelner Figuren nicht auf isolirte Stellung, sondern auf die Wirkung, welche sie auf das Ganze haben, und ihre Harmonie in Verbindung sehe: so können wir uns doch nicht leugnen, dafs mehrere der neuern Figuren noch ihre zur Symmetrie gehörige Gestalt haben. Mit  $\xi$ , mit dem  $\theta$ , mit dem  $\omega$  der Majuskel, selbst nach der unter dem Druck getroffenen Abänderung u. s. w. will sich das Auge in der Gesellschaft, in der sie steht nicht recht familiarisiren; sie haben gegen ihre Nebenbaren noch etwas Hartes und Auffallendes. Die wählte Form von manchen hat auch das Unbequeme dafs sie nicht gleiche Breite der Spalten zwischen einzelnen Buchstaben zulassen, wie hinter  $\xi$ , hinter  $\theta$ , Jota der Majuskel u. s. w. Etwas der Art ist so während des Drucks geändert worden, und es nicht zu zweifeln, dafs wir bey der Fortsetzung der Besserungen in Kurzem eine durch die Kunst Typographie verschönerte griechische Minuskel (fich nur der späteren Zeiten) erhalten werden.

Von dem abgedruckten Text haben wir zu sagen: es ist der Griesbachische in der zu E (nicht *Genae*, wie in der Vorrede steht) A. 1796 erschienenen Ausgabe der Evangelien. In die Druck ward die Knappische Ausgabe gegeben, nach Griesbachischen Recension, auch hier und da in Interpunktion abgeändert, aber ohne kritischechen, zur Erhaltung der Einheit des Drucks. Rande stehen mit einer kleinern, nach der Textförmig gebildeten Minuskel einzelne wichtige Lesarten, der Schätzung, welche ihnen das Recensionensystem giebt, durch  $\beta$ ,  $\gamma$ ,  $\delta$ , und die vulgäre Lesart durch  $\times$  ( $\kappa\omicron\iota\nu\eta$ ) angezeigt.

Dieser Band enthält erst die beiden Evangelien des Matthäus und Markus.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 J A N U A R, 1 8 0 4.

## JURISPRUDENZ.

- 1) LEIPZIG, b. Weygand: *Versuch einer systematischen Erläuterung der sämmtlichen Römischen Gesetze vom Pfandrechte*, von D. Ernst Christian Westphal, ordentl. öffentl. Lehrer des Rechts zu Halle. 1770. Zweyte Ausgabe. 1791. 456 S. Dritte Ausgabe. 1794. 465 S. gr. 8.
- 2) Ebendasselbst: *Interpretationes juris civilis de libertate et servitutibus praediorum, artis ordine digestae*. Von demselben. 1773. 762 S. gr. 8.
- 3) Ebendaf.: *System des Römischen Rechts über die Arten der Sachen, Besitz, Eigenthum und Verjährung*. Von demselben. 1788. 804 S. gr. 8.
- 4) Ebendaf.: *Lehre des gemeinen Rechts vom Kauf, Pacht, Mieth- und Erbzinscontract, der Cession, auch der Gewähr des Eigenthums und der Mängel*. Von demselben. 1789. 826 S. gr. 8.
- 5) Ebendaf.: *Theorie des Römischen Rechts von Testamenten, deren Erblasser, und Erben, ihrer Form und Gültigkeit*. Von demselben. 1789. 912 S. gr. 8.
- 6) Ebendaf.: *Systematischer Commentar über die Gesetze von Vorlegung und Eröffnung der Testamente, Annehmung und Ablehnung der Erbschaft, den Rechten und Pflichten des Erben, auch dessen possessori- schen und petitorischen Rechtsmitteln*. Von demselben. 1790. 358 S. gr. 8.
- 7) Ebendaf.: *Hermeneutisch - systematische Darstellung der Rechte von Vermächtnissen und Fideicommissen, deren Bestimmungen, Ungültigkeit und Aufhebung, Accretion, Transmission, Quarten, Cauti- onen, Erklärung und Rechtsmitteln; ingleichen von Codicillen*. Von demselben. 1791. In zwey Bänden. Ohne Vorrede 1382 S. gr. 8.
- 8) Ebendaf.: *System der Lehre von den einzelnen Vermächtnisarten und der Erbtheilungsklage*. Von demselben. 1792. 435 S. gr. 8.

Nicht leicht haben die Arbeiten eines Schriftstellers ein so sonderbares Schicksal gehabt, als die hier mit einander verbundenen Werke eines unserer — wenn man auf die Masse sieht — arbeitsamsten und fruchtbarsten Civilisten. Ohne großes Aufsehen der literarischen Welt dargeboten, mehr mit Kälte als Wärme aufgenommen, und häufig mit bitterem Tadel verfolgt, sind sie allmählich im Stillen immer weiter  
J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

verbreitet, und jetzt beynahe auf dem Punct, von einer ziemlichen Anzahl gelehrter und geachteter Schriftsteller als äusserst schätzbare und unentbehrliche Werke dem Publicum, besonders dem jüngeren Theile desselben, empfohlen zu werden. Da eine Zeitschrift, welche einzig darauf bedacht ist, wissenschaftliche Cultur zu befördern, sehr wenig Rück- sicht darauf zu nehmen hat, ob ein Werk gerade der letzten Messe sein Daseyn verdankt, oder etwas früher erschienen ist; da unser Institut, bey der Wahl der zu beurtheilenden Werke, sich namentlich auch das Nachholen älterer, wichtiger, in manchem kritischen Blatte verabsäumter Werke zur Pflicht macht, und da die hier angezeigten Westphalischen Schriften sich sämmtlich unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte zusammenstellen lassen: so glauben wir den Wünschen des gebildeten Publicums entgegen zu kommen, wenn wir hier in einer Collectiv-Recension unser Urtheil über den Werth und Unwerth jener hermeneutischen Arbeiten, deren Inhalt schon durch die Titel bezeichnet wird, und im Allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden darf, unserer Ueberzeugung gemäß niederlegen.

Es war allerdings eine glückliche Idee des sel. Westphal, daß sich das gründliche Studium des Römischen Rechts durch nichts so sehr befördern lasse, als wenn man alle Theile desselben in systematischer Ordnung exegetisch behandle, die Ideen der bessern Ausleger in der Kürze anführe, und dabey zugleich einen wörtlichen Abdruck der Gesetze gebe. Vortreflich war diese, in allen vorhin angegebenen Werken durchgeführte Idee. Denn wie wenige sind im Stande, sich selbst mit den überall zerstreut liegenden exegetischen Erläuterungen der bessern Civilisten bekannt zu machen! Wie unendlich wenig läßt sich aus den Noten zu den neueren Ausgaben des *Corpus juris* lernen! und wie viele ermüden nicht schon deswegen bey dem Studio des Römischen Rechts, weil ihnen die marternde mechanische Arbeit des Nachschlagens sehr bald völlig unleidlich wird! Wirklich fehlte es auch W. zu einem solchen Unternehmen in gewisser Maasse nicht an Scharf- sinn und Fleiß; hätte ihn nur das Schicksal gegen Hypochondrie und die daher entspringende Tendenz, stets Beschäftigung zu suchen, aber immer die Arbeit zu umgehen, sicher gestellt. Allein schon sehr früh scheint ihn diese Stimmung angewandelt zu haben, und wird mit jedem neueren Werke von allen Seiten so offenbar, daß wir uns getrauen, aus dieser Schwäche allein den ganzen Charakter der Westphal'schen  
C Schrif-

Schriften, und deren mannichfaltige Mängel, psychologisch erklären zu können.

Der wichtigste Fehler, welcher mehr oder weniger in allen jenen Werken sichtbar ist, scheint uns der zu seyn, daß der Vf. es sich überall nur zum Endzweck machte, die Fragmente der Haupttitel zu erläutern, daß er selten aus Titeln, deren Rubrik eine andere Materie ankündigt, die, auch für die abgehandelten Lehren wichtigen Fragmente herbeyzog, und als reiner Exeget fast niemals weiter ging, als ihn das Bedürfnis der Wortauslegung führte. Diese, einem lebendigen und kräftigen Kopf gewis untrüglige, Verfahrensart herrscht schon, wiewohl nicht entscheidend, in dem Werke *über Pfandrecht*, worin sonst noch die mehrste jugendliche Munterkeit sichtbar ist, und in der lateinischen Schrift *über Eigentum und Servituten*; in den späteren Arbeiten aber ist sie durchaus in allen kleinsten Theilen befolgt. Wie viel man bey dieser Methode verloren geben muß, ist nun wohl offenbar genug. Denn wem ist unbekannt, daß die Fragmente des Römischen Rechts direct bey weitem am wenigsten entscheiden? daß man durch viele künstliche Combinationen, Abstractionen und Analogien ein System erschöpfender Principien gewissermaßen zu erringen gezwungen ist? und daß die Fragmente zur Begründung vieler wichtigen Lehren weder in den Pandekten, noch in dem Codex eigne Titel erhalten haben, und aus allen Titeln mühsam zusammengelesen werden müssen? Man schlage daher z. B. in dem Werke *vom Pfandrecht* die Lehre von dem prätorischen Pfande, und der Collision der Pfänder; in der Schrift *über die Arten der Sachen* die Lehre von beweglichen und unbeweglichen Sachen; in dem Werke *vom Kauf* die Grundsätze über den Irrthum bey dem Kaufe nach, und man wird die ungeheure Dürftigkeit und Unvollständigkeit fast unbegreiflich finden. So geht es durch alle Werke in allen Theilen. Wenn man daher auch das ganze *Corpus juris* in dieser Manier bearbeitet hätte: so wäre dadurch noch nicht einmal das rohe Material zu einem vollständigen System herbeygeschafft, und der Systematiker müßte noch immer erst eine Menge von Grundsätzen durch eigene Abstraction zu gewinnen suchen. Man gehe mithin bey dem Gebrauch der Westphal'schen Arbeiten nie von der Voraussetzung aus, daß man etwas Vollständiges erhalte. Denn im Ganzen leisten sie zur Erläuterung nicht mehr, als den älteren Juristen die Glosse nützte.

Ein zweyter Fehler liegt darin, daß fast alles Einzelne mit einer, nur dem Hypochondristen gewöhnlichen Schlaffheit, wir möchten sagen, mit einer offenbaren Unlust behandelt ist, wiewohl weniger in den ersten, als in den späteren Werken. Schon dieß, daß der Vf. stets aus dem *Lipentius* die Dissertations-Titel, ohne Angabe der Vornamen und des Druckorts, flüchtig hingeschrieben, die wichtigern Hauptwerke selten namhaft gemacht hat, und sich überall rückwärts auf seine eigenen Ausführungen bezieht, ohne sich die Mühe zu geben, die citirten Stellen durch etwas weiter als ein: *oben* oder *unten*, bemerk-

lich zu machen, schon dieß ist Beweises genug, daß ihm das Mühsame das Unleidliche war. Man läßt nicht darüber, daß wir an solchen Kleinlichkeit hängen, und, wie *Lavater*, aus den Schriftzügen des Menschen uns Schlüsse auf dessen geistige Natur erlauben. Wer zu beobachten weiß, wird gerade im Kleinlichen oft das Charakteristische entdecken und daß unsere Schlüsse nicht trügen, glauben wir aus der Art, wie der Vf. in der Sache selbst verfuhr hinlänglich documentiren zu können. Denn es herrschender Charakter aller Arbeiten desselben, daß er bey dem Leichten mit besonderm Gefallen verweilt, und dagegen das Schwierige auf alle mögliche Weise zu überhüpfen sucht. In Nr. 1 und 2 sind freilich noch manchnal die leichteren Fragmente unter eine allgemeine Regel, als ihre Summe, zusammengestellt, und die mehr schwierigen Gesetze dagegen mit ziemlicher Ausführlichkeit und Gelehrsamkeit erläutert; allein in den übrigen sind alle Verhältnisse aufgehoben. Fast jedes leichte Gesetz wird wörtlich überfetzt, das Schwierige häufig ganz kurz abgefeigt, und von der Literatur selten mehr angegeben als sich aus *Hommel's Corp. jur. cum not. variorum* schöpfen läßt. Man lese nur z. B. in dem Werke *über die Arten der Sachen* das, was §. 18 über *res mancipi* gesagt ist. Der Vf. hatte die Absicht, in seine exegetischen Schriften zugleich alles mit aufzunehmen, was sich aus *Schulting's jurispr. antequst.* und dem *Codex Theodosianus* schöpfen läßt. Es wird hier denn auch *Ulp. Tit. 19. §. 1* angeführt, und nun werden kurz, ohne die Gründe, einige Ideen der neueren Juristen angegeben. Am Ende erklärt sich der Vf. über die *res nec mancipi* durch nichts, als: „*Contra* und andere glauben mit Recht, daß die *res nec mancipi* nur im *dominio bonitario* gewesen. *Pufendorf* aber ist hierin andrer Meinung.“ In eben dem Werk kommt der Vf. §. 459 auf die Lehre von der Confusion und Commixtion, und die, in Rücksicht derselben so bestrittene L. 78 *de solutionibus*. Auf's wenigste hätte man hier doch eine Uebersicht der verschiedenen Meinungen erwarten sollen. Aber nichts weniger als das! Bloß *Cujacius* wird flüchtig erwähnt und dann kurzweg von L. 5 *de R. V.* gesagt, daß hier vernünftiger entschieden werde. Eben so durch aus unvollständig sind die Erörterungen in der Schrift *von Testamenten* §. 724 über die Quasipupillar-Substitution. Noch ärger verfährt der Vf. in dem Werk *über Vorlegung der Testamente* in Ansehung der schwierigen Lehre von der Transmissio. Ueber die *Transmissio Theodosiana* wird hier §. 275 nichts gesagt, als: „*Theodosius* machte zuerst bey den emancipirten Kindern eine Ausnahme, und verordnete, daß von diesen das Erbrecht, auch ohne bey Leben von ihnen geschehene Annehmung der Erbschaft, auf ihre Nachkommen übergehen solle.“ Im §. 276 wird darauf kurz der Inhalt der L. 19. C. *de jure deliberandi* angegeben, und am Ende hinzugesetzt: „*Faber* findet in dieser Justinianischen Transmissio viel Unvernünftiges, seine Kritik läuft aber auf Subtilität hinaus.“ Das ist alles! Kein Wort über die Grenzen dieser

Trans-

Transmissions-Arten und das Verhältniß derselben zu einander! Nicht einmal eine Silbe darüber, was denn eigentlich *Faber* gewollt hat! In dem Werke über *Vermächtnisse* giebt es auch genug Beyspiele dieser Art. Wir wollen nur Ein recht einleuchtendes anführen. Bekanntlich kommt in der äußerst subtilen Lehre vom *jure accrescendi* der Legatäre alles auf eine richtige und scharfe Darstellung des *Principis* dieser Lehre, und die Unterscheidung zwischen einseitiger und zweyseitiger *Conjunction*, und bestimmten und unbestimmten Theilen an. Nun höre man den Vf. Nachdem er in §. 1035 erst die wichtigsten Schriften, nach seiner gewohnten Weise, angegeben, und zum Theil die besten, namentlich *Heister's* vortreffliche Abhandlung, ganz übergangen hat: so wird das Princip unbestimmt hingestellt: das *jus accrescendi* sinde Statt, wenn einerley Sache mehreren gemeinschaftlich vermacht sey, ohne Absonderung nach gewissen Theilen. Im §. 1037 wird dann weiter bemerkt, die Benennung mehrerer Legatären zu einerley Sache geschehe durch die Verbindungsworte *und* u. dgl. — Hieran schließt sich gleich §. 1038 mit der Regel: „Die *verbis conjuncti* haben im *jure accrescendi* vor den *re conjunctis* den Vorzug“, doch folgt gleich der Nachsatz: „*verbis tantum conjuncti* haben zwar, wie unten vorkommen wird, an sich kein *jus accrescendi*, im Fall aber, da sie es ausüben, gehen sie natürlich den *re tantum conjunctis* vor.“ Wir überlassen die Wahl der hier nöthigen Exclamationen dem eigenen Urtheil des Lesers.

Dafs die Sprache des Vfs. durchaus altfränkisch und steif ist, und dafs sich nirgend eine Spur von strenger Ordnungsliebe findet, läßt sich noch allenfalls übersehen und verzeihen, nicht aber der Hang desselben zu vagen und seichten Rechtsgrundsätzen; nicht das ewige Wehklagen über die Subtilität der römischen Juristen, ohne einiges Bestreben, in der Feinheit des Gedankens Consequenz des *Raisonnements* zu finden; nicht diese Schlaffheit der Interpretation, welche gleich bey der ersten Schwierigkeit die Unlust nicht verbergen kann, und sich sofort mürrisch zu einem andern Gegenstande wendet! Wir wollen unsern Lesern nur einige Proben vorlegen. In Beziehung auf die schon oben erwähnte Lehre von der Confusion erklärt der Vf. sich so: „Dem L. 5. pr. de R. V. ist L. 78. de solut., wie es scheint, zuwider. Grac. vereinigt diese Stelle mit unserm L. 5. dergestalt, dafs in L. 5. von dem Fall die Rede sey, da das vermischte Ganze in den Händen des Vermischers ist, in L. 78. aber von dem, da die vermischte Masse einem Dritten von dem Vermischer, als sein alleiniges Eigenthum eingegeben worden. Es ist aber doch in beiden Fällen einerley Grund der Entscheidung. Also sollte sie selbst auch einerley seyn. Die Entscheidung in L. 5. ist vernünftiger. L. 5. §. 1. enthält eine solche Subtilität, indem bey vermischtem Erz und Gelde etwas anderes angenommen wird, als bey gemachtem Honigtranke. Im letzten Fall werden die Theile der verschiedenen Flüssigkeiten zwar mehr unter sich aufgelöst, und im ersten weniger. Aber das:

*magis et minus non variat rem*, hätte auch hier sollen in Obacht genommen werden.“ Kaum trauet man seinen Augen! Wir heben aus dem Werke über *Kauf* zwey andere Beyspiele aus. Bekanntlich ist es sehr bestritten, in wiefern der Käufer, wenn die *lex commissoria* wirksam wird, den vorausbezahlten Theil des Preises und die *arra* verliere. W. ist der Meinung, der erste werde im Zweifel nicht verwirkt, wohl aber die letzte. Nachdem dies ausgeführt ist, so kommt der Vf. §. 713 auf L. 1. C. de pact. int. emt. et vend. Statt dieses Fragment mit der ganz leichten Bemerkung aus dem Wege zu räumen, dafs es nicht die geringste Schwierigkeit mache, weil man sich ja oft im gemeinen Leben bedingt, was sich ohnehin von selbst versteht, wirft dagegen der Vf. alles wieder über den Haufen. „Es ist inzwischen, fährt er fort, auch in Ansehung des Angeldes, und was dem ähnlich ist, die Sache noch zweifelhaft, weil man, dafs auf die Handlung gegen den L. *Commissariam* (der Vf. sagt gern: *der Lex!*) der Verlust des Angeldes stehen sollte, ausdrücklich auszumachen pflegte. Die Strafe ist auch wirklich hart. Es ist genug, dafs der Käufer alle Rechte verliert. Dafs auch der Verkäufer mit seinem Schaden sich bereichern solle, ist unbillig. Wenn der, so ein Angeld gegeben, den Vertrag gar nicht erfüllen will, so ist verordnet, dafs er das Angeld einbüßen soll. Aber der, so gegen den L. *Commissariam* handelt, ist nicht von der Gesinnung, dafs er den Contract gar nicht halten wollte (?). Er hat nur veräußert, ihn zu rechter Zeit zu erfüllen, und ist jetzt bereit, ihn nachzukommen (?). Es ist also hart, dafs er mit jenem, der gar nicht erfüllen will, auf gleichen Fufs behandelt werden soll.“ Damit geht der Vf. frisch zur Zwölften Section über, ohne sich nach dem Leser, welchen er im Sumpfe stecken liefs, weiter anzusehen. Von gleichem Gehalt ist das *Raisonnement* in §. 972 über die, dem Pächter zu ertheilende Remission. Man weifs, wie consequent das Römische Recht nur bis dahin, dafs die Früchte in das Eigenthum des Pächters übergegangen sind, demselben Ansprüche auf Remission gestattet. Nun höre man, wie W. denkt: „Es ist hier Subtilität und Billigkeit in den Gesetzen unter einander gemengt. Man mufs aus diesen Grundsätzen erst die Römischen Rechtsstellen erklären. Hernach ist es eine andere Frage, ob wir das, worin die Subtilität in den Entscheidungen mit Antheil hat, nicht heutiges Tages aus dieser Lehre herauswerfen, und blofs das, was die Billigkeit an die Hand gegeben, beybehalten müssen. Die Gesetze machen einen Unterschied, ob die Früchte schon abgebracht sind, oder nicht. Man sieht, dafs hier der Grundsatz angewandt wurde, *quod fructus pendentes sint pars fundi*. Da aber doch der Verpächter diese Früchte nicht vergütete, sondern nur deshalb Remiss des Pachtgeldes ertheilte, weiter aber nichts bezahlte, so war hier ein Gemisch von Subtilität und Billigkeit.“ Im §. 977 wird denn weiter behauptet, dafs man sich jetzt an die Billigkeit halten müsse, ohne dafs es dem Vf. einfällt, zu fragen, welche scharfe Gränze man finden soll, wenn das

das



das Princip der Römer verlassen wird; was denn eigentlich hier die belobte Billigkeit sagen wolle; und ob es erlaubt sey, sich mit Berufung auf die breite teutsche Billigkeit (welche nichts ist, als das Unvermögen, sich bewußt zu werden, daß A genommen wird, was man B giebt) über die bestimmten Vorschriften des positiven Rechts wegzusetzen. Nur noch Ein Beyspiel wollen wir anführen, um diesen Hang des Vf. zum unbegreiflich Oberflächlichen darzulegen. In dem Werke *über Eröffnung der Testamente* mußte natürlich auch etwas über die *Confusio* gesagt werden. Dieß geschieht denn, mit Rücksicht auf das alte Recht, im §. 299. ohne ein Allegat, bloß in folgenden Worten: „Nützlich war dem Erben auf der einen Seite, aber auch schädlich auf der andern, die Confusion der Foderungen. Diejenigen, so der Erblasser vorher an den Erben gehabt, gingen verloren, aber auch der Erbe verlor, was er an den Erblasser zu fordern hatte. Wie es damit neuerlich geworden, wird bald folgen.“ Diese, durch das *bald* bezeichnete, Stelle ist §. 336. Man erinnere sich, daß der Vf. in seiner allgemeinen Theorie der Confusion nichts von den Fällen sagt, da Rechte und Rechte, Verbindlichkeiten und Verbindlichkeiten zusammentreffen. Nun höre man ihn weiter: „Da auf solche Art die Inventur (angeblich nach L. 22. C. *de jure delib.*) auch die Confusion hindert, entsteht die Frage: ob die Gläubiger des Erblassers noch die prätorische Separations-Wohlthat bey dem Schuldenwesen des Erben nöthig haben, davon in den Pandekten geredet wird. Pragmatische Rechtslehrer leugnen es. Aber Faber ist noch für Beybehaltung der alten Rechtswohlthat. Die Inventur, sagt er, hindert die Confusion nur zum Besten des Erben und seiner Gläubiger, nicht aber zum Besten der Gläubiger des Erblassers. — Da sich jedoch Justinian wirklich des Ausdrucks: *non confunduntur* bedient, und wenn gleich des Gesetzgebers unmittelbare Absicht für den Erben ist, dennoch daraus auch mittelbar ein Vortheil des Gläubigers des

Erblassers gefolgert werden kann: so ist die Meinung der Pragmatiker nicht so schlechthin zu verwerfen. Wir glauben kühn behaupten zu können, daß neuere Literatur kein Beyspiel eines leichteren Fortschritts aufzuweisen hat. Kaum werden die verschiedenen Meinungen über diese schwierige Lehre durch eine leise Andeutung berührt, und selbst Bekanntschaft mit Faber's Ideen konnte den Vf. nicht einmal dahin bringen, sich bewußt zu werden, daß die Vorchrift: die Foderung des A soll nicht eintreten, wenn er den Schuldner B beerbt, durch nichts für den Fall entscheidet, wenn Jemand, welcher nicht Gläubiger des Erblassers ist, in der Stelle als Schuldner einrückt.

Wir wünschen, daß man diese tadelnden Bemerkungen nicht mißverstehen, daß man nicht glauben möge, unsre Absicht gehe dahin, die ganze Reue jener exegetischen Arbeiten durchaus zu verdamnen und den Vf. als Gegenstand des Mitleids dem Publikum darzustellen. Wir sind vielmehr der Meinung, daß man allerdings jedes dieser Werke empfehlen könne, daß der Vf. viele scharfsinnige und Ideen gehabt hat, und durch seine Bemühungen den denen recht viel nutzen wird, welche sich häufig in den Gesetzen zu orientiren wünschen, sich nicht in der Lage befinden, die zerstreuten Bemerkungen der bessern Exegeten durch eigenen Fleiß sammeln zu können. Unsre Absicht war nur, Mißbrauch zu warnen, und uns einer einseitigen Aneignung entgegen zu setzen, welche hier nothwendig zu einer höchst verderblichen Schläffheit und Seichtigkeit führen muß. Recht sehr wünschen wir, daß Andere die Hauptidee des Vf. weiter verfolgen und mit Kraft und Munterkeit vollenden mögen, ihm, wie es scheint, nach seinen Anlagen, mit Erfolg durchzuführen unmöglich war.

LL.

## KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Erlangen, b. Palm: *Commentatio medica de oculo organisque lacrymalibus ratione aetatis, sexus, gentis et variorum animalium*. Auctore J. L. Angely, D. M. 1803. 110 S. 8. (9 gr.) Diese kleine Schrift ist zwar eine bloße Compilation, aber mit vielem Fleiße verfertigt worden. Die Literatur ist ziemlich vollständig; doch vermischen wir ungern die schon im Anfange des vorigen Jahres herausgekommenen Schriften von Rudolph<sup>2)</sup> (Anatomisch - physiologische Abhandlungen, Berlin 1802. 8.) und Alber's (Beyträge zur Anatomie und Physiologie

der Thiere, 1 Heft. Bremen 1802. 4.), die so viel neue Untersuchungen über diesen Gegenstand enthalten. Zuerst beschreibe Hr. A. einen jeden Theil des Auges vom Menschen, nach Verschiedenheit des Alters und des Geschlechtes, dann Abweichungen, welche man bey den Mohren und Kaken findet, und endlich den Unterschied, welchen man im dieses Organes, bey den vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fischen u. s. w. trifft.

M. H.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 J A N U A R, 1 8 0 4

## M E D I C I N.

BERLYN, in d. Realschulbuchh.: *Anatomisch-physiologische Abhandlungen von Karl Asmund Radolphi, d. Weltw. und Arzneygel. Doctor u. f. w. 1802. 251 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)*

Diese treffliche, einem jeden Zergliederer nicht genug zu empfehlende Schrift, beschäftigt sich mit der Untersuchung mehrerer sehr wichtiger Gegenstände, von welchen die erste das Auge betrifft. Die Sehnen der geraden Augenmuskeln gehen nicht über die Hornhaut weg, wie auf's neue wieder von ein paar Engländern behauptet worden. *Blumenbach's* Meinung, dass man aus dem bekannten Baue der Sklerotika des Seehundes, die Fertigkeit dieses Thieres im Wasser und in der Luft zu sehen, sich erklären könne, sucht Hr. R. durch mehrere Gründe zu widerlegen, die aber durchaus nicht hinreichend sind. Die Gefäßhaut besteht aus zwey Lamellen, wie man sehr leicht am menschlichen Auge, und noch leichter, wie Rec. versichert, an den Augen größerer Fische sehen kann. Die Iris ist keine einfache Membran, und lässt sich bey den Thieren z. B. bey der Katze und dem Schubut, deren Iris eine ganz andere Farbe hat als das Pigment, leicht trennen. Die von dem Pupillarrande der Iris abstehenden schwarzen Flecken bey dem Pferde, (*peduncules*) entstehen nicht von der vordern, sondern der hintern Lamelle der Iris, und es ist nicht wahrscheinlich, dass man sie als Ueberbleibsel der Pupillarahaut oder als Drüsen ansehen könne. Rec. möchte hier die Frage aufwerfen: haben diese schwarzen Flecken Aehnlichkeit mit den strahlenförmigen Bändern, die man am obern Rande der Pupille der Roche sieht? Das Strahlenplättchen *Zonula*, entspringt weder von der Netzhaut noch von der Glashaut, sondern ist eine für sich bestehende Membran. Der Kamn in dem Auge der Vögel hat mit der Netzhaut nichts als den Zusammenhang, und mit der Gefäßhaut die Farbe gemein; man muß ihn daher auch als einen eigenen Theil des Auges betrachten. Die Röhre, welche *Home* und *Wanzel* im Auge mehrerer Thiere sahen, und die ersterer für ein lymphatisches Gefäß hielt, ist die *arteria centralis*. *Beer's* Methode, den grauen Staar sammt der Kapsel ausziehen, hält Hr. R. wie ein jeder, welcher den Bau des Auges gehörig kennt, für unmöglich.

II. Ueber die Durchkreuzung der Sehnerven bey den Fischen. *Sömmerring* nahm bekanntlich die Durch-

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

kreuzung der Sehnerven bey den Fischen als etwas ausgemachtes an, wogegen aber die Untersuchungen des Vfs. streiten, welcher dieselbe bey dem rauhen Flunder, *Pleuronectes Flesus*, und Steinbutte, *Pleuronectes Maximus*, eben so wenig als Rec. fand.

III. Ueber die Darmzotten. In diesem sehr lehrreichen Aufsatze findet man den Darmkanal von sechs und sechzig verschiedenen Thieren, aus dem Geschlechte der Vierfüßer, der Amphibien, der Fische und der Würmer, in dieser Absicht untersucht. Es erhellet hieraus, dass man sie im Allgemeinen bey den vierfüßigen Thieren findet, doch giebt es mehrere, wie z. B. der Maulwurf, bey denen sie fehlen. Auffallend war es Rec., dieselben bey dem Raccoon (*Ursus Lotor*) zu vermissen, da sie doch bekanntlich bey dem gemeinen Bären so groß sind. Ebenfalls sind mehrere Vögel z. B. der Eisvogel, die Dohle, die Seeschwalbe u. s. w. zottenlos. Die Schildkröten sind mit keinen Zotten versehen, und Hr. R. vermuthet mit großem Rechte, dass sie dieser ganzen Classe fehlen, da auch Rec. nicht die mindeste Spur davon bey der Testud. *Mid. Testud. Tabul. Walbaum. Testud. Graec.* und mehreren andern bemerkte. Durchgehends mangeln sie bey den Fischen, und Rec. kann die S. 76 geäußerte Vermuthung durch die neuerliche Zergliederung eines Lumps (*Cyclopterus Lumpus*) bestätigen. Der Darmkanal des Spulwurmes des Pferdes (*Ascaris Lumbricoides*) ist bloß gefaltet. Im II Abschn. dieser Abhandlung, welcher allgemeine Bemerkungen über die innere Darmhaut liefert, sagt Hr. R., dass in der Regel die Zotten nur im dünnen Darne vorhanden sind, und bey jedem Thiere eine gewisse Hauptform haben. Sie werden von der innersten Darmhaut gebildet, und man findet keine Blutgefäße und Oeffnungen in demselben, welche letztere, von *Lieberkühn*, *Bleuland* und *Hedwig*, fälschlich angenommen wurden. Auch Rec., der zu diesem Ende die Zotten einer Gans, mit einem vorzüglich schönen Dollond'schen Instrumente untersuchte, konnte nie die geringste Oeffnung entdecken. Die Klappen im Darmkanale der Fische können, in Rücklicht ihres Nutzens, mit dem Pförtner und der Grimmdarmsklappe verglichen werden. Bey heftigen Entzündungen des Darmkanales erscheint die Zottenhaut oft unverändert; durch einen gewissen krankhaften Zustand aber kann sie sich an einzelnen Stellen trennen, wovon Hr. R. bey dem Dachse ein merkwürdiges Beyspiel sah. Von allen bisherigen Abbildun-

D



dungen der Darmzotten, sind diejenigen, welche Hedwig geliefert, die besten.

IV. *Ueber das Athemholen.* Ein paar Versuche von Florman in Lund lassen vermuthen, daß die Lungen eine eigene Bewegungskraft besitzen. Das Zwerchfell fehlt den Vögeln nicht, wie Hr. R. glaubt, und ist z. B. bey dem wilden Schwane und der Riesenschildkröte sehr deutlich. Die Wiederholung von Herholdt's Versuchen über das Athemholen der Frösche, gab Hn. R. ganz entgegengesetzte Resultate.

V. *Ueber die Zähne.* In dieser Abhandlung theilt der Vf. seine vergleichenden Untersuchungen der Zähne mittelst der Säuren, so wie einzelne Beobachtungen über das Zahnep, und die Form der Zähne bey einigen Thieren mit. Erstere lehren, daß die Zähne des Menschen nicht aus einem Punkte verknöchert werden, sondern die Schneidezähne haben gewöhnlich drey; die Eckzähne zwey; die zweyspitzigen zwey bis drey, die Backenzähne vier bis sechs Knochenpunkte. Die Zähne des Delphins und des Rindviehs lassen sich nicht spalten, desto leichter hingegen geschieht es bey den Raubthieren. Erxleben's und Blumenbach's Meinung über den Mangel des Zahnwechsels bey Schweinen, wird mit Recht für falsch erklärt. Die verschiedene Art des Zahnwechsels bey Thieren wird sehr schön beschrieben. In Rücksicht der Zähne des Wallrosses, kann Rec. dem Hn. R. versichern, daß die fünf Zähne in dem Oberkiefer seines Exemplars eine Abweichung von der Normal-Zahl sind, da von vier Exemplaren, die von ganz verschiedenem Alter sind, keines mehr als vier an jeder Seite zeigt, welche man ebenfalls im Unterkiefer eines jeden völlig ausgewachsenen Wallrosses sieht. Das höhere Alter bewirkt übrigens die seltsamsten Abweichungen in Rücksicht der Zahl und der Form.

VI. *Ueber die Gehirnhölen.* Daß das Wasser in den Gehirnhölen als das Seelenorgan anzusehen sey, ist die bekannte Sommerring'sche Hypothese, die auch hier für willkürlich und unhaltbar erklärt wird. Nur wenige Nerven endigen sich ganz oder theilweise an den Wänden der Hirnhölen, und im gesunden Zustande enthalten sie kein Wasser. Dieses Kapitel enthält überdem treffliche Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie und der Pathologie, die aber keinen Auszug leiden.

VII. *Ueber die Hydatiden thierischer Körper.* Sie sind entweder bewohnt, oder nicht bewohnt. Nach des Vfs. Meinung sind die in der Gebärmutter vorkommenden Hydatiden, Ausartungen der Sanguinaria und keine Blutgefäße, weil sie nach seiner Versicherung kein Blut enthalten. Rec., welcher dieselben sehr häufig unmittelbar nach ihrer Ausleerung untersucht, und unter mehrern Präparaten eines besitzt, welches an Schönheit das von Gregorini noch übertrifft, kann fest versichern, dieselben nicht selten mit einer blutigen Feuchtigkeit angefüllt gesehen zu haben. Die bewohnten Hydatiden enthalten einen oder mehrere Würmer, die hier sehr genau beschrieben werden.

VIII. *Ueber die Peyer'schen Drüsen.* Aufser 1 Menschen, wo sie durchaus kein pathologisches nomen sind, findet man sie noch bey Hunden, sen, Kaninchen, Schweinen und Rindviehe; 1 Pferde kann man sie allenfalls läugnien. Nirg sah sie Rec. schöner als im Darmkanale des Racc (*Ursus Lutor.*).

IX. *Ueber die Verbindung der Physiologie und thologie.* Dieser sehr lesenswerthe Aufsatz er keinen Auszug. — Auf den acht Kupfertafeln Brunner'sche und Peyer'sche Drüsen, nebst Darmz des Menschen und verschiedener Thiere abgebil M. H.

## SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Ideenmagazin für habet von Gärten, englischen Anlagen und fützer von Landgütern.* Unter der Aufsicht Joh. Gottfried Grohmann, Prof. der Philo Leipzig herausgegeben. 37—40 Hest. 1802. Der 37 u. 40 Hest hat jeder acht, der 39 und der 38 zehn Kupfertafeln, nebst Erklär derselben in teutscher und französischer Spr

Geschmack und Einrichtung dieses noch in die Gunst des Publicums genießenden Werks ist unseren Beurtheilungen der früheren Hefte desto in der Allgemeinen Literatur-Zeitung, schon länglich bekannt. Noch der 36 Hest ward A. I 1803. Nr. 18 von uns angezeigt. Wir schreiten her jetzt ohne Weiteres sogleich zur Betrachtung Inhalts von den vier zuletzt erschienenen und uns liegenden Heften.

37 Hest Pl. 1. *Ein Landhaus von englischer art, auf dessen Dache ein Telegraph von französif Erfindung angebracht ist; sowohl das Haus als Telegraph haben unangenehme Formen.* Pl. 2. *der ein Landhaus; welches aber von aussen klö lich traurig aussieht.* Pl. 3. *Ländliches Observator anspruchlos, doch völlig zwecknäsfig; es würd Gartengebäude ohne Zweifel eine sehr gute kung thun.* Pl. 4. *Achteckiger Pavillon im türkisc und eine Gartennische im gothischen Geschmack.* 5. *Grotte, allenfalls auch Begräbnishöhle, von äg scher Art, sehr schwerfällig.* Ein *Ruhefütz und Brunnenbedeckung*, an welcher der Herausgeber Maske des Oceanus, Delphine und Dreyzacken n für schickliche Zierathen erkennen will, weil che, nach seinem Dafürhalten, keine Beziehung Quellwasser haben. Hr. Architekt Heine aber k sich gegen diese Vorwürfe mit unzähligen Beyl len schützen, wo Bildsäulen des Neptun oder derer Meergottheiten öffentliche Brunnen zieren, u die an der erwähnten Brunnenbedeckung angebr ten Zierathen sind nichts anders als Attribute Neptun. Pl. 6. *Das Grabmahl des Abeillard, 1 der Abbildung desselben in den Monuments François.* 7. *Ein Tempel der Hygea oder des Aeskulap.* N zum besten gerathen. Ein *Sonnenschirm.* Verdi eb

ebenfalls keine Empfehlung. Ein niedliches rundes Gebäude in Form eines Tempels mit dorischen Säulen, und ein Gartencabinet, dessen Dach zu schwer ausieht. Pl. 8. *Gothischer Tempel im Garten zu Schönhofen in Böhmen*; unter allen neuern Gothen hat, wie uns dünkt, keiner den Geist seiner Muster so gut aufgefaßt, als der Hr. Graf Tschernin — Erbauer und Besitzer dieses Gebäudes.

38 Heft Pl. 1. *Zwey, durch einen bedeckten Gang mit einander verbundene Gartengebäude*. Sie fallen recht gut in's Auge, nur sind an denselben die dorischen Docken in den Balconfenstern zu tadeln, weil sie die grösseren, das Dach des Porticus tragenden Säulen gleichsam zu parodiren scheinen. Pl. 2. *Artige Verzierung eines Quellwassers*. Pl. 3. *Schiefshaus in gothischem Geschmack*. Mittelmässig. Pl. 4. *Badehaus*. Aeußerlich wohl etwas zu ernsthaft, und gegen die innere Einrichtung liesse sich wohl auch manches erinnern. Pl. 5. *Pavillon für Musik*. Völlig geschmacklos. Pl. 6. *Plan zu Wohn- und Wirthschaftsgebäuden eines grossen Oekonomiehofs*. Pl. 7. *Englisches Gewächshaus*. Scheint inwendig zweckmässig eingerichtet, das Aeußere aber ist etwas altmodisch. Pl. 8. *Gothisches Portal*, aus den Gartenanlagen um die Stadt Leipzig. Pl. 9. *Chinesische Brücke im Park zu Laxenburg*. Widerlich fratzentaft. Pl. 10. *Mahlerische Ansicht eines Verbindungsbogens in Prinz Georg's Garten zu Dessau*.

39 Heft Pl. 1. 2. 3. *Aufrisse und Plan eines Landhauses*, woran nicht viel zu loben ist. Pl. 4. *Gerüst, um Blumentöpfe darauf zu stellen*. Die architektonische Form desselben dünkt uns in einigen Theilen äusserst fehlerhaft. Pl. 5. *Gartengebäude in morgenländischer Manier, welches zum Badehaus zu gebrauchen wäre*. Pl. 6. *Brunnenverzierung*, in eben derselben Art. Pl. 7. *Ansicht der Ritterburg im Gräfl. Lindenausischen Garten zu Mächern*. Pl. 8. *Ansicht des grossen Wasserfalls in den Gartenanlagen zu Weissenstein bey Cassel*. Pl. 9. *Ansicht der Felsenbrücke zu Hohenheim bey Stuttgart*. Wenn der Herausgeber die Anmerkung befügt, jene jetzt vernachlässigten Anlagen hätten 13 Millionen Reichsgulden gekostet: so ist solches ohne Zweifel sehr übertriebenen Berichten nacherzählt.

40 Heft Pl. 1. *Eiskeller*, mit einer Grotte verbunden, aus deren vorderen Oeffnung Wasser herabstürzt. Gute Wirkung würde ein solches Gebäude vielleicht thun, aber die Grotte schwerlich ein angenehmer Aufenthalt werden. Pl. 2. *Pyramide*, womit es der Erfinder ganz ernstlich gemeint zu haben scheint; denn eine jede Seite derselben misst über 100 Ellen, und die Höhe beträgt etwa 60 Ellen, in Innern ist ein Saal angebracht, wohin man vom Eingang an auf 10 Stufen hinuntersteigen muß, von welchem 4 Wendeltreppen zu noch tiefern Behältnissen führen. Ein Ueberschlag der Baukosten einer solchen Pyramide wäre nicht überflüssig gewesen. Pl. 3. Wir bemerken von dem, was auf diesem Blatte enthalten ist, bloß das *Denkmahl auf einen abwesenden Freund*, welches von recht guter Form ist;

allein umgekehrte Fackeln, wie man hier sieht, würden weit schicklicher auf einem Grabmahl angebracht seyn. Pl. 4. *Einfaches Fischerhäuschen*. Stellt sich mit der umgebenden Landschaft recht mahlerisch dar. Pl. 5. *Gut angelegtes Landhaus*, auswendig reich verziert. Die Festons über den Fenstern indeffen sind überflüssig; auch würde das Ganze ohne Zweifel noch besser aussehen, wenn das Dachstübchen mit seiner Plateforme weggelassen wäre. Pl. 6. Von den 7 auf diesem Blatte gezeichneten *Brunnen* sind Nr. 1, 6 und 7 zur Nachahmung zu empfehlen. Pl. 7. *Das Haus der Laune im Garten des Kaiserlichen Lustschlosses Laxenburg bey Wien*. Eine architektonische Grotteske, bey welcher Geschmack und Witz völlig unthätig geblieben sind. Pl. 8. *Ansicht der gothischen Kapelle im Garten zu Hohenheim*. Mahlerische Situation.

BRESLAU u. LEIPZIG, b. Buchhelfer: Orpheus Leyer; oder Charakterzüge aus der Mythologie, von P. Wüsterich. Erster Heft. 1803. Querfolio,

So gering auch immer die Meinung seyn mag, welche neuere kritische Geschichtschreiber über die Virtuosität des griechischen Leyerprincipals bey Dilettanten und Tonkünstlern erregt haben: so hätte man den alten göttlichen Leyerermann doch gegen solche Zumuthungen des modernen Kunstpöbels gesichert halten sollen. Ein Stümper wagt, diese Sammlung von armseligen schlechtgemachten *Variationen für's Clavier* auf eine ganz platte Volksmelodie, und *Walzer*, in welchen durch ein paar Octaven hindurch die chromatische Tonleiter hinauf und hinunter gemausen wird, und *Ecoffoisen* und *Polonoisen*, nach denen kein Schotte und Pole tanzen möchte, und endlich gar einen *Bärentanz*, den man den Autor bis zu gehöriger Blutwärme, die selbst ein guter Bärentanz erfordert, tanzen lassen möchte, dem alten edlen Orpheus in einem Liede zuzueignen, dessen Composition der Poesie vollkommen würdig ist. Das Lied fängt an:

Ein Mann mit Namen Orpheus  
Von hohem Götterstande  
Schuf durch Gesang den Frohgenuss  
Noch weit vor Trojas Brande.

Der erste Vers erinnert an einen armen Judenburschen, der die französischen Benennungen von Flüssen und Städten in den Zeitungen auf gut teutsch auszusprechen gewohnt war, und nun, da ein Judenmädchen von Paris nach Hannover heyrathete, ein Hochzeitgedicht glaubte fabriciren zu müssen, und solches also anhub:

Sie kam wohl von der Seine  
Zu uns hier an der Leine.

Der höllenfeuerfarbne Umschlag des papiernen Geschenks ist für den alten Höllenstürmer wohl ausgedacht.

Tr.

H A L.

HAI. BENSTADT, b. Dölle: *Gedichte von Karl Christian Sangerhausen*. 1803. 234 S. 8. (1 Rthlr.)

Nicht hoher Schwung der Phantasie, oder Originalität und Tiefe des Gefühls sind es, welche diese Gedichte hervorbrachten; ein leichter froher Sinn, ein immer muthiges Herz, welches die Launen des Schicksals mit Ergebung trägt, und diese Gefinnungen und Gefühle oft naiv verbindet, mit Laune aufsaßt und äußert, bezeichnen den Charakter derselben;

„Vielleicht auch, daß durch frohe Töne  
Die Muse, die sie sang, gefällt.“

sagt der Dichter von seinen Liedern, und insofern sie keinen höhern Rang begehren, sind ihre Ansprüche nicht ganz ungerecht. Man sieht, Bürger war das Vorbild des Dichters. Ohne dessen Begeisterung, hat er nur die Keckheit seiner Leyer nachgeahmt,

and, könnten diese Anforderungen allein genügen ihm mit Glück nachgefolgt. Allein seinen lyrischen Gedichten fehlt Phantasie und Begeisterung, seinen Romanzen Originalität, und so hat er sich in beiden kaum über die flache Alltäglichkeit erhoben. Desto leichter gelingen ihm Epigramm und Epistel bey beiden konnte sein Talent sich selbst treu bleiben und in seiner Eigenthümlichkeit gefallen; aber das Gebiet seiner Ansichten ist zu karg, und er ermißt durch das Einerley seiner Empfindungen. Gemüthiger, lauterer Erguß des Frohsinns, Freundschaftsgefühle und Genügsamkeit bey kleinem Glück sind der Inhalt seiner Lieder, die manches gleichgestimmte Herz treffen werden. — In prosodischer Hinsicht sind diese Gedichte fast durchgehends mangelhaft, voll Fehler und Härten; was um so weniger verzeihlich ist, da der Dichter seine Lieder, wie er selbst sagt, über zwanzig Jahre zurückhielt, und man für das viele Rauhe nicht durch Stärke entschädigt wird.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ALTE RATHÜBER. Paris u. Strasburg, b. Treuttel u. Würtz: *Inscriptionis Phoeniciae Oxoniensis nova interpretatio*, auctore J. D. Akerblad. 1802. 31 S. gr. 8. Der Vf., ein gelehrter Schwede, welcher sich, nach seiner Rückkehr von einer Reise nach dem Orient, durch die Erklärung einer griechisch-phöniciſchen, von ihm zu Athen copirten Inschrift, in den Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen schon bekannt gemacht hat, liefert hier eine neue Entzifferung einer andern, bereits mehrmals unterſuchten phöniciſchen Steinschrift. Diese ward unter den Ruinen des alten Citium auf der Insel Cyprien von Pococke zuerst entdeckt, und von ihm in seiner *Description of the East* T. II. p. 213 bekannt gemacht; jetzt wird sie in Oxford aufbewahrt; daher sie bald *Cypria* bald *Oxonienſis* genannt wird. Barthelémy machte zuerst den Versuch, sie zu erklären, in der *Histoire de l'Académie des inscriptions* T. XXX. p. 405 und in seiner *Lettre à Mr. le Marquis Olivier*; nach ihm wagte sich, aber mit wenigerem Glück, Swinton in den *philosophical transactions* T. LIV. p. 411 an ihre Entzifferung. Unser Vf. prüft die Erklärungen seiner beiden Vorgänger, und giebt mit Recht der Barthelémy'schen, bey allen ihren Mängeln, den Vorzug vor der Swinton'schen. Eine dritte Erklärung dieser Inschrift, die aber auch zum Theil verunglückt ist, war dem Vf. noch nicht bekannt geworden. Sie ist von dem gelehrten Dominicaner, P. Fabricy in Rom, und findet sich in seinem, jetzt durch seinen Tod unterbrochenen Werk: *De Johannis Hyrcani - Hebraeo - Samaritico auctore musei Borgiani Velutis, Phoenicium litteratura illustrando*, P. I. Vol. II. p. 555 seq. Nachdem das Unrichtige in beiden obgedachten Erklärungen von dem Vf. gerügt worden, untersucht er genauer die einzelnen schwierigen Stellen der Inschrift, und liefert dann, nachdem er über jede seine Meinung gesagt, folgende neue Entzifferung und Uebersetzung:

אמר עבדאמר בן עברסם בן חר מנחם  
למ(י) בחי יקנאר על משכב נחמי לעולם כל  
עתי לאשה(י) עשהה בח חמם בן עברסם

*Ego Abedasarus filius Abedasari filii Churi, monumentum i quae, me vivente, discessit a placido meo thalamo in aeternum posui, (nempe) uxori meae Astuti, filiae Taami, filii Abedmele* Unstreitig empfiehlt sich diese Erklärung durch ihre größte Leichtigkeit und durch ihre Annäherung an die hebraische Sprache vor den beiden älteren. Indessen läßt sie doch noch einige Schwierigkeiten übrig, besonders in Ansehung des dritten Worts der zweyten Zeile, das aus dem arabischen Dialekt erklärt wird, und für *אמר* stehen soll, wie auch der Einschlebung des Buchstabens Jod in *אמר* und *אמר*. In Ansehung des letzteren möchte Rec. lieber nach einem andern Vorschlage des Vfs. 8. 35 *אמר* lesen. *Ammat - Aferet*; Die *Astarte* oder *Venus*, wäre dann ein Name, der dem *Abd - isar*, Diener des Offizis, *Abd - melek*, Diener des Königs, oder des *Hercules*, völlig entspräche. Was aber das schwere Wort der zweyten Zeile betrifft, so glaubt Rec., daß der zweyte Buchstab desselben, den unser Vf. für ein *p*, *bricy* für ein *p* nimmt, vielmehr ein *t* *Tet sey*; ebenfalls möchte er den zweyten Buchstaben des ersten Worts in dieser Zeile nicht für ein *p* sondern für ein *q* halten. Beide Buchstaben haben fast einerley Figur im Phöniciſchen. Es würde folgende Lesart ergeben:

לשכחתי ית נחמי על משכב נחמי

*monumentum illi, quae in vita (dum viveret) expandit voluptatem super placidum meum thalamum, in sempiternam memoriam posui* *Ammat - Astuti, filiae Taami etc.* Die *Enallage pluralis constructi pro absoluto* in *אמר* und die *Enallage generis* in *אמר* oder *אמר* ist in den morgenländischen Sprachen, besonders in der Chaldäischen, sehr gewöhnlich. Eine genaue Zeichnung der Inschrift nach *Chandler*, nebst dem phöniciſchen Alphabet nach dreym Inschriften, der Maltesischen, der Cyprischen, und der vom Vf. abgezeichneten Athenischen, ist dieser Abhandlung in einem sauberen Kupferst. beygefügt. Sie macht der orientalischen Gelehrsamkeit ihren Vis, so wie Druck und Papier der Officin Ehre.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 J A N U A R, 1 8 0 4

## PHILOSOPHIE.

- 1) NEISSEN, b. Erbstein: *Ueber die verschiedenen Methoden des Philosophirens, und die verschiedenen Systeme der Philosophie in Rücksicht ihrer allgemeinen Gültigkeit.* Eine Beylage zum Organon. Von Wilhelm Traugott Krug, außerordentlichem Prof. der Philos. in Frankf. a. d. Oder. 1802. XIV u. 53 S. gr. 8.
- 2) ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, in d. Darrmannsch. Buchh.: *Fundamentalphilosophie*, von Wilhelm Traugott Krug. 1803. XXX u. 344 S. gr. 8.

Die Klage und Einrede des Nichtverstandenseyns ist bekanntlich von Jedem der berühmten und ruhmlösen Begründer der Philosophie, als Wissenschaft, welche seit 1781, fast mit jedem Jahre zahlreicher, aufgetreten sind, gegen die Meisten ihrer öffentlichen Beurtheiler, und zwar gegen alle diejenigen erhoben worden, welche die Gründlichkeit jener Begründungen geläugnet oder bezweifelt haben. Aber auch nur selten war jene Beschwerde ganz ungerecht, inwiefern sie sich auf den Bericht bezog, den der Beurtheiler von dem Eigenthümlichen eines neuen Lehrgebäudes abstattete; auf den er sein Urtheil gründete, und welchen er gleichwohl nur aus dem Standpunkte seines eigenen Lehrgebäudes, oder dessen, was bey ihm Stelle davon vertrat, abgefaßt hatte. Der gegenwärtige Bericht, den Rec. von seinem Urtheile begleitet, dem Publicum vorlegt, ist von diesem Urtheile, und seiner eigenen Ansicht der Philosophie, gänzlich unabhängig, stellt das Eigenthümliche des Krug'schen Lehrgebäudes, nach der eigenen Ansicht des Urhebers dar; ist über allen Vorwurf des Mißverständens und Mißdeutens erhaben; mit einem Worte, — ist Hn. Krug's wörtlich eigene, dem Directorium dieser Zeitung mitgetheilte Darstellung, und soll in dieser Recension von den Bemerkungen des Rec. abgefordert, und durch (,) unterschieden werden.

„Der Vf. der beiden anzuzeigenden Schriften hatte durch seinen im Jahr 1801 herausgegebenen, „[und von einem andern Rec. in der A. L. Z. angezeigten] „Entwurf eines neuen Organons der Philosophie ein neues System derselben zu begründen gesucht. N. 1. soll, nach seiner Absicht, den Inbegriff dessen, was im Organon gesagt ist, kurz und bündig, aber in einem neuen Lichte, darstellen; weil man den allerwesentlichsten Punkt des Organons übersehen, oder mißverstanden, habe. N. 2. aber enthält das 3. A. L. Z. 1804. Erster Band.

neue System selber, oder vielmehr den ersten wesentlichsten Theil desselben; die philosophische Grundlehre. Wir verweilen nur bey N. 2., [worin auch die Hauptgedanken von N. 1 wieder vorkommen.]

„Der Vf. versetzt sich, indem er in der Elementarlehre seiner Fundamentalphilosophie zu philosophiren anfängt, in den Zustand des Nichtwissens, weil er erst ein Wissen in sich erzeugen will; indem er bemerkt, daß die Philosophie nicht mit der Skepsis, sondern mit der Agnosie, anhebe. Da er aber doch schon ein angebliches Wissen in sich vorfindet: so nennt er dieses das Ungewisse, oder Problematische; dasjenige hingegen, welches er durchs Philosophiren sucht, das Gewisse oder Apodiktische; und zerlegt daher die Elementarlehre in zwey Abschnitte, die problematische, und die apodiktische Elementarlehre.“

[Allerdings kann die Philosophie keineswegs von dem skeptischen Nichtwissen ausgehen, wenn unter dem Letztern jenes aus (angeblichen) Gründen hergeleitete Fürwahrhalten der Ungewissheit des Wissens verstanden wird, welches keineswegs der Speculation vorhergehen kann, sondern selber eine speculative Ansicht ist. Aber auch die Wahrnehmung (das Gewahrwerden) des Wahrheitsforschers: daß sein bisheriges Fürwahrhalten, noch kein Ergründetes, folglich kein Wissen sey, die Agnosie, die allerdings dem Philosophiren vorhergehen muß, kann eben darum überhaupt kein Wissen seyn. Es ist ein bloßes, verschiedener Grade der Klarheit fähiges, Gefühl von der Grundlosigkeit seines eigenen Fürwahrhaltens, das von der undeutlichen, und eben darum auch noch nicht wahren Erkenntniß des Fürwahrhaltens unzertrennlich ist, wobey man aber auch diese Undeutlichkeit, diesen Mangel wahrer Erkenntniß, gewahr wird. Ganz etwas Anderes ist das problematische Wissen des Vfs. Dieses setzt, ohne es zu merken, einen undeutlichen Begriff des apodiktischen Wissens voraus, und wird wieder von demselben vorausgesetzt; und ist in beiden Rücksichten ein undeutlicher Begriff vom Wissen überhaupt, ohne Bewusstseyn dieser Undeutlichkeit, so wie es nur ein scheinbar deutlicher Begriff vom noch nicht ergründeten Fürwahrhalten ist; der, wie wir in der Folge sehen werden, den Vf. zu seinem ebenfalls nur scheinbar deutlichen Begriffe des Ergründeten hinleitet.]

„In der problematischen Elementarlehre legt sich der Vf. sein problematisches Wissen selbst vor, um die Aufgaben kennen zu lernen, die er in der Wissenschaft und durch dieselbe zu lösen habe, und sich da-

dadurch den Weg zur Auffindung derjenigen Bedingungen zu bahnen, von welchen die *Auflösung* jener Aufgaben abhängen, und wodurch er zu einem apodiktischen Wissen gelangen möchte. Im Anfange der *apodiktischen* Elementarlehre werden dann diese Aufgaben auf folgende vier Hauptprobleme reducirt: 1) Wovon soll ich bey meinen Nachforschungen ausgehen, oder, worauf mag sich die Erkenntniß, nach der ich strebe, stützen? 2) Wie weit kann ich in meinen Nachforschungen fortgehen, oder wo muß ich denselben ein Ziel setzen? 3) Wie vielfach ist meine Thätigkeit, oder auf wie mancherley Art kann ich überhaupt wirksam seyn? 4) Worauf bezieht sich meine gesammte Thätigkeit, oder wohin soll sie zuletzt gerichtet seyn? Der Auflösung dieser Probleme sind also 4 Hauptstücke gewidmet.“

[Der wirklich deutliche Begriff von dem Grunde, ohne welchen kein Ergründen denkbar ist, würde diese vier Hauptprobleme in ein Einziges verwandelt, und dem Vf. die Fragen: wo jener Grund zu suchen sey? wie weit man bey dem Suchen desselben zu gehen habe? wie das Ich dabey geschäftig sey? und was das Ich dabey zuletzt zu wollen habe? gänzlich unmöglich gemacht haben.]

„Von den obersten Principien der philosophischen Erkenntniß. Der Vf. versteht darunter solche Gründe und Grundsätze, welche unmittelbar, oder durch sich selbst gewiß, mithin die höchsten und letzten Bedingungen der Gültigkeit alles dessen sind, was man in philosophischer Hinsicht behauptet, oder für wahr hält. Dafs es solche Principien gebe, läßt sich nicht demonstrieren, weil die Demonstration selbst aus solchen Principien geführt werden müßte. Es läßt sich aber auch nicht demonstrieren, dafs es solche Principien nicht gebe, weil eine solche Demonstration sich selbst widerlegen würde. Sie lassen sich also nur postuliren (das heist, man setzt sie als möglich voraus, um sie wenigstens suchen zu können, und wenn sie gefunden sind, so werden sie bloß monstrirt (d. h. zur allgemeinen Anerkennung vorgelegt). Diese Anerkennung ist frey (d. h. man kann sie nicht erzwingen); will also jemand die gefundenen Principien nicht anerkennen: so läßt sich mit ihm nicht weiter darüber disputiren. Daher bleibt die Eine Philosophie, welche alle Philosophen bisher gesucht haben, bey aller objectiven Gewisheit, die sie haben müßte, wenn sie gefunden wäre, subjectiv (in Ansehung der philosophirenden Individuen) ungewis, so lange die Principien derselben nicht allgemein anerkannt sind.“

[Versteht man unter dem Grunde, ohne welchen kein Ergründen denkbar ist, (und der, weil sich ohne denselben philosophische Principien überhaupt widersprechen, auch das Princip dieser Principien seyn muß,) das schlechthin Allgemeine, welches, als solches, im Erkennen, und im Seyn, Dasselbe seyn muß: so würden die Principien nicht nur demonstirt werden können, sondern sie, und nur sie allein, würden demonstirt werden müssen. Denn das Philosophiren würde nun in demjenigen

Erkennen bestehen, welches von dem Besonderen, als solches, nicht in, sondern unter dem Allgem. enthalten, (nicht Grund, sondern Bedingung, 1. Jenem, als dem Grunde) und welches das allein. strable ist, hinwegweist, und auf das Allgemeine, den Grund, hinweist, und also recht eigentlich monstrirt. Etwas ähnliches geht bey der mathematischen Demonstration vor sich. Sie geschieht nicht ein Besondere, nicht ohne die bloßen Bilder der Figuren und Zahlen, über welche aber, als über Besondere, (die Bedingung, das Zeichen, das Mobile) hinweg, sich das Allgemeine, unter welches diese Besondere u. s. w. enthalten ist, demonstirt. Eslich so lange die Speculation in einem bloßen Schein und Trennen des Grundes und der Bedingung in der Erkenntniß, (welche in der wahren Erkenntniß eben so unvermischbar, als unzertrennbar sind) besteht; so lange sie, durch ein Comparativum allgemeines, welches an sich nichts als eine Mischung, und eigentliche Verwirrung, des Allgemeinen und des Besondern ist, (und aus welchem durch Trennung seines doppelten Scheines der Schein des Allgemeinen und der Schein des Besondern hervorgetäuscht, entweder in demselben das Schlechthin Allgemeine schon zu besitzen wähnt, — oder aber gefühltes Unvermögen, über dieses Comparativum hinauszu kommen, für die kritisch erkannte Unmöglichkeit der Erkenntniß des Schlechthin Allgemeinen ansetzt: so lange, mit einem Worte, die bloße Verwirrung, Mischung, Coalition des Grundes, solchen, und der Bedingung, als solcher, ihr welches Princip ist: so lange können auch die Principien, welche sie sucht und findet, nichts als scheinbare Antithesen, und Synthesen, und die Demonstrationen, an welche sie glaubt oder nicht glaubt, nichts als Verwirrungen des Monstrierens und des Monstrierens seyn. Sie mag nun ihre sogenannten Principien, in Einem, oder in Mancherley voraussetzen, mag sie postuliren oder construiren, monstriren oder demonstrieren, intellectueller anschauen, oder psychisch-glauben: so sind und bleiben dieselben etwas, was sie an sich sind, Mischungen des Unvermischbaren und Trennungen des Untrennbaren, und durch deren Unreinheit der Begriffe versteckte Widersprüche Frey, im wahren Sinne dieses Wortes, kann die Erkennung solcher Principien unmöglich seyn. A willkürlich ist sie unstreitig; weil der, in der Mischung des Allgemeinen mit dem Besondern enthaltene, Doppelschein (Doppelsinn) es dem getäuschten Speculanten anheimstellt, vom Scheine des Allgemeinen oder des Besondern, als seinem Ersten, auszugehen.

„Die Principien selbst muß der Philosophiren in sich selbst suchen, da sie Principien einer philosophischen Erkenntniß seyn sollen; die Erkenntniß aber, sowohl als das Philosophiren, etwas Inneres. Er muß also von allem sogenannten Außern abstrahiren, und auf das Innere reflectiren, um sich selbst vor allen Dingen zu erkennen.“

[Dieselbe Mischung des Besondern und des Allgemeinen, welche sich als die Mischung der Bedingung

and des *Grundes* durch das Wort: *Princip* ausspricht, hat sich, als die Mischung des Subjectiven und des Objectiven, in der Fichteschen Schule durch die reine Ichheit, in der Schellingschen aber durch die absolute Identität des Unendlichen und des Endlichen ausgesprochen. Sie liegt aber, als dieselbe Mischung des Subjectiven und Objectiven, auch dem Kantischen Kriticismus, und den aus demselben hervorgegangenen verschiedenen transcendentalen Speculationen nicht weniger zum Grunde, so sehr auch dieselben gegen jenes reine Ich, und gegen jene absolute Identität protestiren. Insbesondere wird diese Mischung durch die (von ihr unzertrennliche) Trennung des bloßen Subjectiven, unter dem Namen des Innerlichen, und des bloßen Objectiven, unter dem Namen des Aeußerlichen, für jedermann unsichtbar. Gleichwohl ist dieses Innerliche, so wie auch dieses Aeußerliche, an sich selbst, dasselbe In- und Durcheinander des Subjectiven und Objectiven, nur mit dem Unterschiede, daß sich bey dem Ersteren der Schein der Objectivität hinter den Schein der Subjectivität, bey dem Letztern der Schein der Subjectivität hinter den Schein der Objectivität versteckt. Den versteckten Schein, als den Charakter der noch unbekannten Wahrheit, aus dem vorliegenden Scheine als dem Charakter der an sich bekannten Wahrheit — herausholen, ist das Geschäft des Speculirens. Die metaphysische Speculation leitet auf diese Art das Subjective, unter dem Namen der reinen Erkenntnis, aus dem Objectiven; die Transcendentale das Objective, unter dem Namen des rein Erkennbaren, aus dem Subjectiven; und die Absolute, die Schellingsche, Beides aus dem In- und durcheinander von beiden ab. Hr. K. hält sich an die transcendente Speculation, welche freylich zur Zeit die Gewöhnlichste ist, und die Bequemlichkeit mit sich führt, daß bey ihr das Gemische der Bedingung und des Grundes (das Princip) ganz in das Innerliche, in das, sich selber so einleuchtende, Ich, fällt; sonach das, zum Princip gewordene, Ich, in dem bedingenden Begründen, und begründenden Bedingen, seine reine Reform findet, und nun weiter kein Bedenken tragen kann, wo nicht das Univerfum, doch wenigstens seine Philosophie — selbst zu machen.]

„Der Vf. unterscheidet nun die Grundbedingung“ (sage: Grundbedingung!) der philosophischen Erkenntnis selbst von den Bedingungen der Gültigkeit der unter und miteinander zusammenhängenden philosophischen Erkenntnisse. Jene nennt er das Realprincip, diese Idealprincipien. Jener ist ein bloßer Grund, diese sind Grundsätze. Jenes ist nämlich das philosophirende Subject selber, oder das Ich, inwiefern es sich selbst zum Erkenntnis-Object macht. Die Idealprincipien aber bestimmen theils das Wissen selbst von dem was erkannt werden soll (die Materie der philosophischen Erkenntnis), theils die Art und Weise des Wissens, wodurch es ein systematisches oder wissenschaftliches wird (die Form der Erkenntnis). Sie sind also theils material, theils formal; jene constituiren, diese reguliren die Erkenntnis.“

[Wir wollen zwar nicht im Namen der Transcendentalphilosophie mit Hn. K. darüber rechten, daß er das Ideale und Reale, Materiale und Formale, welches im Transcendentalen, als solchem, nur Eines und Dasselbe ist, und eben darum und insofern nur auch das Transcendentale heißt — auseinanderreißet, um es darauf zusammenzusetzen. — Aber wir müssen hier fragen: ob denn durch das, was Hr. K. die Grundbedingung der philosophischen Erkenntnis nennt, etwas Anderes begründet, und bedingt (denn das ist ihm Eines und Dasselbe) werde, als die Gültigkeit der philosophischen Erkenntnis überhaupt, folglich dieser Erkenntnis sowohl in dem, was man ihren Inhalt, als in dem, was man ihre Form, nennen mag? — Ob jene Grundbedingung, oder jenes Realprincip, eine philosophische Erkenntnis ohne, und außer jenen Bedingungen der Gültigkeit der zusammenhängenden philosophischen Erkenntnisse, ohne und außer den Idealprincipien, begründe und bedinge? Ob jener bloße Grund — ohne und außer der Bedeutung jener Grundsätze, ein philosophischer Grund ist, — und ob diese Grundsätze durch etwas anderes, als durch den vermittelt desselben ausgedruckten Grund philosophische Grundsätze sind?]

„Die Materialprincipien müssen im eigentlichsten Sinne erste Grundsätze (!) seyn, da außer dem Realprincipe (welches aber kein Grundsatz, sondern das Ich selbst ist) kein Idealprincip vorhanden ist, aus welchem sie abgeleitet werden könnten. Sie müssen also etwas anfangen, was unmittelbar gewiss, mithin eines Beweises weder fähig noch bedürftig ist. Da nun für das philosophirende Subject nichts unmittelbar gewiss seyn kann, als wessen es sich eben bewusst ist (!), so muß es die Materialprincipien seiner Erkenntnis in seinem eigenen Bewusstseyn suchen. Der Vf. nennt nun alles dasjenige, was sich in und durch das Bewusstseyn als etwas unmittelbar wahrzunehmendes und anzuerkennendes, mithin als etwas factisches, ankündigt, eine Thatfache des Bewusstseyns; und behauptet, die erste Function des philosophirenden Subjectes bestehe darin, jene Thatfachen möglichst rein aufzustellen, und darzustellen, d. h. von dem Besondern, welches in jeder einzelnen Thatfache vorkommt, zu abstrahiren, und bloß auf das Gemeinschaftliche in ihnen zu reflectiren, um dieses, in Worte gefaßt, als allgemeinen Satz aufzustellen, der wieder andern Sätzen zur Grundlage dienen, und so als Grundsatz gebraucht werden könne. Er behauptet demnach: die Thatfachen des Bewusstseyns, inwiefern sie in Begriffe aufgefaßt, und durch Worte dargestellt werden, seyen die Materialprincipien der philosophischen Erkenntnis (z. B. die Sätze: Ich schaue an, Ich empfinde, Ich denke, Ich will).“ [Also auch wohl: Ich schlafe, Ich träume, — oder wenigstens: Ich phantasire, vernünftle u. s. w.]. „Als das Oberste derselben stellt er den Satz auf: Ich bin thätig, weil dieser die allgemeinste Thatfache des Bewusstseyns ausdrückt, welche so unwidersprechlich gewiss sey, daß sie selbst der hartnäckigste Skeptiker nicht abläugnen werde; da sein Zweifel, und Widersprechen, selbst eine



eine Thätigkeit sey, deren er sich bewußt seyn müsse.“

[Rec. muß bedauern, daß ihm der Vf. folgende Fragen nicht nur nicht erspart, sondern abnöthigt: Ist Bewußtseyn und Gewißseyn, Wahrnehmen und Wahrseyn Eins? Ist das, was Hr. K. in seinem Bewußtwerden unmittelbar gewiß scheint, oder woran Er nicht zweifelt, darum überhaupt keines Beweises fähig und bedürftig? Und wodurch unterscheidet sein philosophirendes Subject den Schein der Gewißheit von der wahren Gewißheit? Sind nicht auch die *Thathandlungen* der träumenden, dichtenden, speculirenden *Phantasie* *Thatfachen des Bewußtseyns*? Müßten die Krügschen *Thatfachen des Bewußtseyns* nicht erst gesucht, und durch die Function des philosophischen Subjectes möglichst *reem* aufgefaßt und dargestellt werden, um zu jenen *Thatfachen*, und um *unmittelbar gewiß zu werden*? Ist jede einzelne *Thatfache* nicht ein *Befonderes*, und wie kann also von dem *Befondern* in derselben abstrahirt werden, außer etwa, daß man das *mehr oder weniger Befondere* daran unterscheidet, das *weniger Befondere* für *Allgemein*, und in dem Allgemeinen wieder ein *mehr oder weniger Allgemeines* annehme? Und bleibt das *Comparativallgemeine*, wenn es von dem *Comparativbefondern* abgefondert wird, auch nur als *Comparativallgemeines* wahr und gewiß? Endlich bedarf man eben kein Skeptiker zu seyn, um den Satz: *Ich bin thätig, als den obersten materialen Grundsatz*, nicht nur zu bezweifeln, sondern geradezu zu läugnen. Denn zugegeben auch, daß keine Veränderung im Bewußtseyn ohne ein *Zuthun*, ein *Mitwirken*, des sogenannten *Ichs* vor sich gehe: so geht auch keine ohne ein *Zuthun*, oder *Mitwirken* eines sogenannten *Nicht-ichs* vor sich. Oder wäre das *Zweifeln*, und *Widersprechen*, des Skeptikers, das Hr. K. als Beyspiel der Thätigkeit des *Ichs* anführt, nichts, als *bloßes Thun des Ichs*?]

„Die zweyte Function des philosophirenden Subjectes bestehe nun darin: auf jene Materialprincipien von Neuem zu reflectiren, um durch Vergleichung derselben, ihre gesetzmäßige Beziehung auf einander kennen zu lernen, und so in der *Mannichfaltigkeit philosophischer Erkenntnisse* eine gewisse Einheit zu entdecken, nach welcher sie zusammengeordnet werden können. Dadurch entspringen die *Formalprincipien*, welche nichts anderes ausdrücken, als die *Gesetze der Thätigkeit des Ichs*, inwiefern sie in Begriffe gefaßt, und durch Worte dargestellt werden. (Z. B. der Satz des *Widerspruches*, oder das *Sittengesetz*, als die obersten Regeln des *logischen Denkens* und *moralischen Wollens*, mithin als Principien der Einheit der *mannichfaltigen logischen und ethischen Erkenntnisse*.) Das oberste derselben müsse also auch, als Princip der

*Einheit*, die oberste Regel des Philosophirens selbst ausdrücken.“

[Da die *materialen Principien* des Hr. K. von dem *Befondern* in jeder Function des Bewußtseyns *abstrahiren*, um auf das *Gemeinschaftliche* in jeder derselben zu *reflectiren*: so enthüllt ja auch jedes eine gewisse Einheit im Mannichfaltigen, und ein Gesetz der sogenannten *Thätigkeit* des Ichs, und ist also genau das, was Hr. K. hier ein *formales Princip* nennt. Ferner, da die zweyte Function des philosophirenden Subjectes darin besteht: daß auf die *Thatfachen* des Bewußtseyns von Neuem reflectirt wird, um durch Abstraction von ihrer *Mannichfaltigkeit*, folglich wohl auch von dem *Befondern an denselben*, eine gewisse Einheit zu entdecken; and da die auf diesem Wege gefundenen *Einheiten*, das *Gemeinschaftliche* von *besonderen Thätigkeiten* des Bewußtseyns sind: so sind sie auch, im *Wesentlichen*, dasselbe, was Hr. K. als *materialen Princip* charakterisirt hat.]

„Da aber diese (oberste Regel des Philosophirens) vom obersten Zwecke des Philosophirenden selbst abhängt, indem es jedem frey stehe, sich den Zweck seines Philosophirens selbst zu setzen: so sey das oberste *Formalprincip* kein *Gegebenes*, sondern ein *Gemachtes*. Der Vf. sagt nun: Er habe sich die durchgängige Einstimmung seiner gesamten theoretischen und praktischen Thätigkeit zum Zwecke seines Philosophirens gemacht, und erhebe daher aus freyem Entschlusse folgenden Satz zu jener *Dignität*: „Die absolute Harmonie des Ichs in aller seiner Thätigkeit, ist der oberste Zweck des Philosophirens; oder kürzer: Ich suche absolute Harmonie in aller meiner Thätigkeit. Er gesteht aber zugleich ein, daß dieser Satz bloß zur *Hinleitung* der philosophischen Erkenntnisse auf ein einziges Ziel, als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, oder Brennpunkt, nicht aber zur Ableitung derselben aus einem Einzigem *Grundsatz*, als ihrer gemeinschaftlichen *Quelle*, oder *Wurzel*, dienen solle; indem eine solche Ableitung, weder möglich, noch nöthig sey.“

[Man erfährt hier mit Bedauern: daß Hr. K. ein Philosophiren für möglich hält, dessen Zweck nicht schon durch sein *Wesen*, als *Philosophiren*, bestimmt ist, und welches, ohne eben dadurch aufzuhören ein *Philosophiren* zu seyn, die *Wahl* seines Zweckes der Willkühr anheimstellt. Aber dieses auch zugegeben: so scheint Hr. K. seiner *Freiheit* eine ganz überflüssige Mühe zu machen, indem der *Promotions-act* des von ihm gewählten Satzes zum obersten (und zwar nicht bloß *formalen*, und auch nicht bloß *idealen Princip*) bereits dadurch vorgenommen ist, daß er das *Realprincip* im philosophirenden Ich und die *Thätigkeit des Ichs überhaupt* in lauter *Einheit* machen bestehen läßt.]

(Der Beschlufs folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 7 J A N U A R, 1 8 0 4

## PHILOSOPHIE.

1) MEISSEN, b. Erbstein: *Ueber die verschiedenen Methoden des Philosophirens, und die verschiedenen Systeme der Philosophie in Rücksicht ihrer allgemeinen Gültigkeit.* Von W. T. Krug etc.

2) ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, in d. Darnmannsch. Buchh.: *Fundamentalphilosophie.* Von W. T. Krug etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

II. „**V**om absoluten Gränzpunkte des Philosophirens. So nennt der Vf. denjenigen Punkt in der Speculation, über welchen sie nicht hinausgehen darf, wenn sie nicht in ein grund- und gehaltloses Gedankenspiel ausarten soll. Er fixirt ihn auf folgende Art: Bewusstseyn überhaupt bedeutet eine gewisse (?) Verknüpfung (Synthesis) des Seyns (Reale) und des Wissens (Ideale) im Ich. Jedes wirkliche Bewusstseyn ist ein Bestimmtes, d. h. es bezieht sich auf etwas Bestimmtes, welches ist, und wovon man weiß. Bey jedem Bewusstseyn findet also auch eine bestimmte Art und Weise jener Synthese statt. Solche bestimmte Synthesen des Seyns und des Wissens, welche immerfort wechseln, würden nicht möglich seyn, wenn nicht Seyn und Wissen in uns schon ursprünglich (a priori) verknüpft wäre, d. h. wenn nicht schon vor allem Wechsel von Bestimmungen des Bewusstseyns Seyn und Wissen in einem solchen Verhältnisse für uns stünde, daß sich Beides wechselseitig auf einander beziehen, und durch einander bestimmen kann. Jede bestimmte Synthese des Seyns und des Wissens in irgend einem Zeitpunkte weiset also uns in der Reflexion auf uns selbst zurück, auf eine ursprüngliche Verknüpfung des Seyns und des Wissens in uns (Synthesis a priori), als ihre Bedingung, und diese Synthese ist anzusehen als eine ursprüngliche, factum a priori (!!) d. h. als eine solche, welche sich in keinem bestimmten Zeitpunkte als factum nachweisen läßt, sondern jedem Momente, in welchem wir uns etwas bewußt sind, vorhergeht. Sie ist also eine transcendente Synthese, und als Urthatsache unbegreiflich, weil sie von nichts weiter abgeleitet, mithin nicht erklärt werden kann, wie und wodurch Seyn und Wissen in uns verknüpft sey. Sie ist folglich auch der absolute Gränzpunkt der Speculation, so daß jede Philosophie, welche darüber hinausgeht, d. h. die Möglichkeit jener Syn-

S. A. L. Z. 1804. Erster Band.

these erklären und begreifen will, *transcendent*, d. h. in ihren Voraussetzungen *willkürlich*, und in ihren Behauptungen *anmaßend* wird. In diesen Fehler verfällt sowohl der Realismus, als der Idealismus. Jener setzt das Reale, als das Ursprüngliche, oder Erste (Prius), und will daraus das Ideale, als das Zweyte (Posterior), ableiten. Dieser setzt das Ideale, als das Ursprüngliche, oder Erste, und will das Reale, als das Zweyte, daraus ableiten. Beide verfahren *willkürlich*, indem sie das Eine, oder das Andere, als Ableitungsprincip setzen, leisten in der Ableitung selbst nicht, was sie versprechen, und befriedigen die Vernunft weder in theoretischer noch in praktischer Rücksicht. Consequent *theoretisch* durchgeführt, löset sich der Eine in *Materialismus*, der andere in *Nihilismus* auf. Consequent *praktisch* durchgeführt, laufen beide auf *Immoralismus* und *Atheismus* hinaus. Der Eine macht das *All* zur Gottheit (*Pantheismus*), der Andere das *Ich* (*Autotheismus*). Um diese Klippen der Speculation zu vermeiden, muß man dieselbe aus freyem Entschlusse beschränken, und sich innerhalb jenes absoluten Gränzpunktes mit seinem Philosophiren halten. Daraus entsteht ein drittes System, welches sich zu den beiden vorhergehenden (der These und Antithese) als Synthese verhält, mithin Reales und Ideale, als ursprünglich gesetzt, und mit einander verknüpft, annimmt. Zu diesem Systeme bekennt sich nun der Vf. und nennt es *transcendentalen Synthetismus*. Er zieht zugleich daraus die Folgerung, daß die Ueberzeugungen des Menschen vom *eigenen Seyn*, vom *Seyn* anderer Dinge *aufser* ihm, und von der zwischen ihm und diesen Dingen statt findenden Gemeinschaft, *drey ursprüngliche* Ueberzeugungen des menschlichen Geistes, mithin von der *philosophirenden* Vernunft nicht erst durch Beweise zu begründen, aber nichts desto weniger unumstößlich gewiß seyen.“

[Da die (angebliche) Selbstthätigkeit, welche, nach Hn. K., die *Ichheit* des Ichs überhaupt, und insbesondere auch das *Wesen* des Krugs'chen philosophirenden Subjectes ausmacht, im *Einheitsmachen*, *Verknüpfen*, *Synthetisiren* besteht: so würde uns in der ganzen Theorie des transcendentalen Synthetismus nichts unbegreiflich vorkommen, als wie dieselbe ihre transcendente Synthese unbegreiflich finden, und nennen könne, wenn nicht Hr. K. durch das Bedürfnis des Systemes genöthigt wäre, jene Unbegreiflichkeit zu postuliren. Ohne die wohlthätige Vermittlung einer absoluten Unbegreiflichkeit, welche die vorwitzigen Fragen: wie sich das Selbstthun mit dem Nichtselbstthun, das

F Ein-



Einheitmachen mit dem Mannichfaltigfinden, das unbedingte Selbstbestimmen, mit dem Durchgängig-Bestimmteyn im Bewusstseyn vertragen? als *transcendent*, *willkürlich* und *anmassend* von der Hand weisen, würden ja diese Fragen unvermeidlich, wo nicht das *Schelling'sche Identitätssystem*, doch den *Ficht'sch-rein-transcendentalen Idealismus* herbeyführen. Indessen scheint wenigstens die *Art und Weise*, wie das philosophirende *Subject des Hr. K.* den Punkt jener Unbegreiflichkeit fixirt, mehr *Willkühr*, als *Freiheit* zu verrathen. Offenbar willkürlich ist die *Zumuthung*: „Das Bewusstseyn überhaupt bedeutet eine „gewisse *Verknüpfung (Synthesis)*, des *Seyns* (Reale) „und des *Wissens* (Ideale) im Ich“, wenn sich Hr. K. nicht etwa darauf berufen will: daß ja das *Wort: Bewusstseyn* augenscheinlich aus den *Worten: Bewusst und Seyn*, *zusammengesetzt* sey?? Oder verlangt Hr. K. im Ernste zu behaupten, daß das *Bewusstseyn überhaupt*, folglich das *Thierische* und das *Menschliche*, das *Träumende* und das *Wachende*, das *Irrende*, und das *Nichtirrende*, das *Gedankenlose* und das *Denkende*, das *Scheinbardenkende* und das *Wirklichdenkende*, eine gewisse (?) *Synthesis* des *Seyns* und *Wissens* sey? Im *thierischen Bewusstseyn*, als solchem, kömmt nicht einmal der *Schein des Seyns an sich* und des *Wissens* vor, welcher in dem *menschlichen Bewusstseyn* täuscht. Und *worauf* gieng das Philosophiren sonst aus, als sich dieses *scheinbaren Wissens* zu erwehren, *dasjenige Bewusstseyn* zu eringen, welches *allein* das *wahre Wissen* ist, weil in demselben das *wahre Seyn*, als solches, erkannt wird? Daß *dieses Wissen* nun in einer unbegreiflichen *Zusammensetzung* des, außer dieser *Zusammensetzung* unbegreiflichen, *Seyns* und *Wissens* bestehe, in einer *Synthesis*, welcher man noch obendrein, damit sie *philosophisches Wissen* werde, durch einen *freien Entschluß*: dabey stehen zu bleiben, zu Hülfe kommen muß, dieses hat Hr. K., der *Erste*, im Namen der philosophirenden Vernunft, behauptet, und dieses wird schwerlich sonst jemand nach ihm behaupten. Ob jene *Synthesis Coalition*, oder *Composition*, oder *Nexus* sey? kann Hr. K., dem sie *unbegreiflich* ist, freylich nicht erklären. Rec. aber, welcher dieselbe völlig begreift, erklärt sie für die *Coalition* (das *In- und Durcheinander*), die *Verwirrung des Nexus*, und der *Composition*, und der *Coalition* — in Eine und dieselbe *Mischung*, aus welcher Hr. K. gelegentlich den *Schein des Nexus* (im scheinbaren *Denken*) der *Composition* (im scheinbaren *Anschauen*) und der *Coalition* (im scheinbaren *Empfinden, Wahrnehmen, Fühlen*) hervorgehen läßt, und welche der *eigentliche Grund* seines Systems, so wie *derjenigen Systeme* ist, denen er das seinige *entgegenstellt*. Uebrigens erkennt Rec. die Geschicklichkeit für lobenswürdig, und die Sorgfalt für ehrwürdig, womit Hr. K. den *Klippen des Materialismus, Nihilismus, Immoralismus, Atheismus, Pantheismus und Autotheismus* vorbeysteuern strebt. Mit Recht ehrt Hr. K. den *Beweggrund des freien Entschlusses*: sich an seiner, (ihm übrigens mit der *Kant'schen, Ficht'schen, Schel-*

*ling'schen Schule gemeinschaftlichen, aber von ihm eigenthümlich modificirten) Coalition* (des *Nexus* und der *Composition*, und der *Coalition*) *zwischen Seyn und Wissen festzuhalten*, und sich das *wahre Seyn*, und das *wahre Wissen* in dieser *Coalition*, zum zweckdienlichen Gebrauch, wohl und sicher, aufbewahrt zu glauben.]

III. „*Von der ursprünglichen Form der Thätigkeit des Ichs*. Der Vf. rechnet dahin die Grundbestimmungen des Gemüthes, welche den *empirischen Bestimmungen* desselben als Bedingungen vorausgehen, mithin die *ursprünglichen Vermögen* des Ichs, die *ursprünglichen Gesetze* dieser Vermögen, und die daraus hervorgehenden Schranken derselben. Dies zusammengekommen macht die *ursprüngliche (forma agendi originaria)* oder schlechtweg die *Urform des Ichs* aus; von der jedoch hier nur der allgemeine Grundriss geliefert wird; indem die *specielle Ausführung* derselben den übrigen Theilen der Philosophie (Logik, Metaphysik, u. s. w.) vorbehalten bleibt. Der Vf. unterscheidet zuörderst zwey *Hauptarten der Thätigkeit*, eine *Immanente*, welche er *Ideal*, oder *theoretisch*, nennt, und im *Vorstellen*, und dem *davon abhängigen! Erkennen*, oder im Bestimmen des Subjectiven durch das Objective bestehen läßt — und eine *transcendente*, welche er *Real*, oder *praktisch* nennt, und im *Streben*, und dem davon abhängigen Handeln (im engeren Sinne) oder im Bestimmen des Objectiven durch das Subjective bestehen läßt. Daher unterscheidet er auch ein *doppeltes Vermögen*, als Quelle dieser Hauptarten der Thätigkeit, ein *theoretisches* (*Vorstellungsvermögen*), und ein *praktisches* (*Bestrebungs- und Handlungsvermögen*). Ein mitten inne stehendes *Gefühlvermögen* aber will er nicht zulassen, indem er alle Gefühle als bloße *Folgen* der theoretischen oder praktischen *Thätigkeit des Gemüthes* betrachtet. Er unterscheidet dann weiter in *aller Thätigkeit des Ichs*, sie sey theoretisch oder praktisch, drey *Grade oder Potenzen*, welche er durch die Ausdrücke: *Sensualität, Intellectualität, und Rationalität* bezeichnet. Die *Sensualität* in theoretischer Hinsicht, sagt er, ist der *eigentliche Sinn* (Sinnlichkeit in engerer Bedeutung); in praktischer — der *Trieb*. Die *Intellectualität* in theoretischer Hinsicht, der *eigentliche Verstand*, in praktischer — der *Wille*. Die *Rationalität* in der ersten Rücksicht ist *theoretische*; in der zweyten Rücksicht, die *praktische Vernunft*. Die *Gesetze* des Letztern erklärt er für *Freiheitsgesetze*, und *deducirt* daraus die *innere und äußere Freyheit* des Menschen, als eines vernünftigen Wesens. Bey der Exposition dieser Vermögen dringt er jedoch immer darauf, das, was wir zum *Behuf der Speculation in Gedanken trennen*, nicht auch *als so isolirt* im Gemüthe selbst zu betrachten.“

IV. „*Von dem höchsten und letzten Zwecke der Thätigkeit des Ichs*. Der Vf. versteht darunter den Endzweck der Vernunft selbst, das Ziel unserer gesamten Thätigkeit. Als solches stellt er eine *moralische Ordnung der Dinge* auf, vermöge welcher das *Physische* dem *Moralischen* gehörig untergeordnet, und deren

deren Resultat die *Seligkeit* aller Sittlichguten ist. Er unterscheidet aber die Seligkeit als den Zustand eines vernünftigen Wesens, wo das *Sittliche* in ihm *herrschend*, und das *Physische* demselben dienstbar ist, *wesentlich*, von der *Glückseligkeit*, als dem Zustande, der gedacht wird, als entspringend aus der durchgängigen Befriedigung der Neigungen und Triebe. Diese letztere erklärt er für eine *Schimäre*, die nie realisiert werden kann und soll. Nach der *Seligkeit* aber kann und soll der Mensch streben, denn in ihr besteht seine *Bestimmung*, sie ist sein *höchstes Gut*. Der Ausdruck *Seligkeit* zeigt also dasjenige in *subjectiver* Beziehung an, was der Ausdruck: *moralische Weltordnung* in *objectiver* Beziehung als ein allgemeines Verhältniß des Moralischen und Physischen gegen einander, wodurch jener Effect begründet wird, anzeigt. Es ist mithin völlig einerley, zu sagen: Nach seiner Seligkeit streben, und eine moralische Ordnung der Dinge zu *bewirken* suchen. Das Ziel selbst aber liegt vor dem Menschen in *unendlicher* Ferne. Er kann daher nur selig werden, ohne es je zu *seyn*. Nur von dem Unendlichen selbst, als dem allein Heiligen, kann man mit Recht sagen: er ist Selig. Der Vf. *deducirt* nun hieraus zugleich den *Glauben* an Gott und *Unsterblichkeit*, d. h. zeigt: wie sich dieser Glaube, oder die religiöse Gefinnung, aus jener *moralischen Idee* in menschlichen Gemüthe nothwendig entwickle, weicht aber in dieser Deduction *merklich* von der Kantischen Theorie ab.“

[Gleichwie sich bey der Begründung dieses Systemes der wirklich achtungswerthe *Wille* seines Urhebers (welcher unter den mancherley Principien, durch *mehrere Entschlüsse*, auftretend, in der That das Beste dabey thut) sich vorzüglich an der Unschuld und Unschädlichkeit desselben bewiesen hat: so erprobt sich, besonders in den beiden letzten §. §., eine nicht gemeine Fertigkeit, die, sowohl *Fichteschen* als *Kantischen*, *transcendentalen* Ansichten, unter *eigenenthümlichen* Modificationen, geltend zu machen. Denjenigen *neueren Eklektikern*, welche von den, zwischen der Kantischen und Fichteschen Schule, streitigen Punkten *weggehend*, nur auf das, was beide gemeinschaftlich lehren, als die *Hauptsache* hinsehen, und dieses an den *Thatfachen* ihres sogenannten *moralischen* Bewusstseyns *bestätigt*, so wie diese Thatfachen dadurch *erklärt* finden, — können wir das Krug'sche System als dasjenige empfehlen, in welchem sie die ihnen angemessenste Befriedigung ihrer philosophischen Bedürfnisse finden werden.]

„Was die *Methodenlehre* des Vfs. anlangt, so zerfällt dieselbe zuvörderst in einen *didaktischen* und einen *architektonischen* Theil. Die didaktische Methodenlehre handelt 1) von den *Arten des Fürwahrhaltens*, und den *Graden der Ueberzeugung*. Der Vf. unterscheidet hier *vier Arten* des Fürwahrhaltens und eben so viele entsprechende *Ueberzeugungsgrade*. a) *Wissen* — Einsicht; b) *Glauben* — Zuversicht; c) *Meinen* — Wahrscheinlichkeit; d) *Wännen* — Ueberredung.“

[Es dürfte Hn. K. schwer fallen, den *Gattungsbegriff* für diese vier *Arten* zur *Deutlichkeit* zu erheben. Was er unter *Wahrheit* und *Gewissheit überhaupt*, *verstehe*, oder auch nur verstehen könne, geht wenigstens aus seiner *Theorie* des Fürwahrhaltens und der Ueberzeugung so wenig, als aus dem ganzen übrigen Systeme hervor.]

2) „Von den *Methoden des Philosophirens*. Hier werden *drey Methoden* unterschieden. Die *thetische* oder *dogmatische*, die *antithetische* oder *skeptische*, und die *synthetische* oder *kritische*. Die sogenannte *eklektische Methode* aber will der Vf. gar nicht als eine besondere Methode des Philosophirens gelten lassen. Sie sey ein *unmethodischer Synkretismus*, wodurch die Philosophie in ein bloßes Aggregat heterogener Meinungen verwandelt wird.“

[Hr. K. will, so wie *Fichte*, nur von *Thesis*, *Antithesis* und *Synthesis*, und durchaus nichts von *Hypothese* wissen. Er ahnet nichts davon, daß die *Thesis* nur in der Antithesis und Synthesis mit der *Hypothese*, der *Grund*, als solcher, und nur die *Hypothese* in ihrer Antithesis und Synthesis mit der *Thesis*, die *Bedingung*, als solche, seyn könne. Er läßt sich daher auch nichts von einer *analytischen Methode* beykommen, in welcher die *Analysis* keinesweges das *Gegentheil* der *Synthesis*, sondern die *Thesis* in der Antithesis und Synthesis mit der *Hypothese* ist.]

„Die architektonische Methodenlehre endlich handelt 1) von dem Begriffe der Philosophie, welcher dahin bestimmt wird: Sie sey die Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit der gesamten Thätigkeit des menschlichen Geistes, oder kürzer: von der *Urform des Ichs*. 2) von den Theilen der Philosophie, welche der Vf. am Schlusse der Schrift folgendermaßen *systematisch* darstellt: I. *Fundamentalphilosophie* oder Grundlehre, (Archologie). II. *Derivativphilosophie*. A. Theoretische oder Speculativphilosophie. 1) Theoretische *Formalphilosophie* — Logik oder Denklehre (Dianoecologie) a) reine, b) angewandte. 2) theoretische *Materialphilosophie*. a) Metaphysik oder Erkenntnißlehre (Gnoseologie) a) reine, β) angewandte, b) *Aesthetik* oder Geschmackslehre (Kallologie) α) reine β) angewandte. B) Praktische, oder *Moralphilosophie*. 1) praktische *Formalphilosophie*, oder Rechtslehre (Dikaeologie) a) reine, b) angewandte. 2) praktische *Materialphilosophie*. a) *Ethik* oder Tugendlehre (Areto-logie) α) reine β) angewandte b) *Ethiktheologie*, oder Religionslehre, (Eusebiologie) α) reine, β) angewandte.“

Dr.

## NATURGESCHICHTE.

NEAPEL, b. Raymund: *Vincentii Potagnae*, in Regio Neapolitano Lyceo Botanices Professoris, *Institutiones Entomologicae*. Tomus I. MDCCXCII. XII und 439 S. Tomus II. mit fortlaufender Sei-

Seitenzahl 441 — 718 und 10 S. Register und Erklärung der 10 zu beiden Bänden gehörenden Kupfertafeln. gr. 8.

Für den angehenden deutschen Entomologen, dem so viel ausgezeichnet gute Schriften sich zum Gebrauche darbieten, ist der Nutzen dieses Werkes nicht wohl abzusehen, doch für des Vfs. Landsleute hat es einen nicht zu verkennenden. Ohne Zweifel werden die Schwierigkeiten, sich in Italien die Producte unserer Literatur zu verschaffen, so groß als die unfrigen seyn, die literarischen Producte Italiens zu erhalten. Auf den Dank des entomologischen Publicums seiner Nation kann daher der Vf. mit einiger Zuversicht rechnen, da er dasselbe mit dem Insectensysteme des *Fabricius* näher bekannt zu machen suchte. Dies ist der Zweck gegenwärtigen Werkes, das, der Vorrede nach, zu Vorlesungen über Insectenkunde bestimmt ist.

Es besteht aus II Haupttheilen, dem allgemeineren und dem specielleren. In dem ersten, welcher aus *Fabr. Philosophia entomologica*, und sogar stellenweise wörtlich, entlehnt ist, handelt der Vf. in vier Abschnitten, welche mehrere Kapitel in sich fassen, erstlich von den Insecten überhaupt, von ihren Theilen, ihrer Formenänderung, ihrem Geschlechte; sodann von der systematischen Anordnung und der Benennung der Insecten; ferner von den Wohnplätzen, den Erscheinungsepochen, der Oekonomie und dem Nutzen derselben; endlich von den Insectensystemen. Dem Vf. scheinen nur die Systeme

*Linne's, Geoffroi's, Duges's und Fabricius* bekannt zu seyn, wenigstens gedenkt er nur dieser, beleuchtet kürzlich ihre Vorzüge und Mängel, und räumt dem letzten, obgleich dem schwierigsten, den Vorzug vor den übrigen ein.

Der speciellere Theil ist wieder nur ein beynahe wörtlicher Abdruck der in den *Speciebus Insectorum* und in der *Mantissa Fabricii* vorkommenden Gattungen und der in diesen enthaltenen europäischen Arten. Die Zusätze des Vfs. beschränken sich beynahe lediglich auf Bemerkungen, daß dieses oder jenes Insect, welchem Fabricius anderswo das Vaterland angewiesen hat, sich auch in der Gegend Neapel's vorfinde. Hätte der Vf. an den schicklichen Stellen, die bis jetzt noch unbeschrieben, in südlichen Italien wohnenden Insectenarten, die seit einigen Jahren daselbst entdeckt worden sind, eingeschaltet und beschrieben: so hätte er auch auf den Dank der Entomologen aller Länder rechnen können, worauf er jetzt Verzicht thun muß, da in dem ganzen dicken Buche nur etwa sechs neue Arten vorkommen.

Die Kupfertafeln, unter welchen man lief *Franciscus Morelli del. Gio. Brun sculp.*, sind recht gut gearbeitet. Sie enthalten aus jeder Gattung eine oder etliche Arten als Muster, und hiezu sind gemeiniglich die bekanntesten gewählt worden.

Das Papier zu diesem Werke ist sehr schön, und der Druck correct und gut.

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Eloise to Abelard, by Alexander Pope. 1803. 25 S. 4. (mit 4 Kupfern.)*

Ebendasselbst: *Heloise an Abelard. Nach Pope frey übersetzt. 1803. VIII u. 31 S. 4.*

Mit dem Original und dieser deutschen Uebersetzung hat die Verlagshandlung noch *Bürger's* Uebersetzung und *Colardens* Nachahmung der Pope'schen Heroide mit Geschmack und Eleganz abdrucken lassen. Der deutsche Uebersetzer, der sich *J. Rothstein* unterzeichnet, versichert in der Vorrede: „daß er nicht zu der Classe der gewöhnlichen Uebersetzer gehöre, und kein Studium davon mache“; er bittet, ihn „bloß als einen Liebhaber der englischen Literatur zu betrachten.“ Wollte sich der Uebers. in der Gunst seiner Geliebten dadurch festsetzen, daß er ihre deutsche Nebenbuhlerin kränkte: so hat er sich doch ganz in den Mitteln vergriffen, da es auf Kosten des herrlichen Pope geschah. Wirklich! lernte ein Teutscher die Pope'sche Dichtung zuerst aus dieser lahmen Prose kennen, er mußte an *Warten's* Vernunft irre

werden. Sogar nichts ist von der Lieblichkeit, von der zu den Phantasie des Originals übrig geblieben, die dieser bekannte Lobredner Pope's so fein zu zergliedern weiß. Kann liegen noch einzelne Federn umher, und auch diese können den Schwung der Flügel nicht andeuten, aus denen sie gerupft sind. — Schon aus der Vorrede ließen sich Proben geben, wie der Uebers. sein Teutisch construiert: er ist noch nicht mit den Elementen der Grammatik einverstanden, und wagt es, in Prosa dem Fluge des Dichters nachzuhinken, an dem sich schon Meister versucht haben. — Ohne Prätension spricht Hr. R. von seiner Arbeit; in Arroganz erwähnt er der vier Kupfertafeln, die er in England besorgt hat, und „die zu den vollkommensten gehören, welche jemals bey einem in Teutschland herausgekommenen Werke erschienen sind.“ — Kupfertafeln zu Pope's *Eloise*? Jakob's Traum an die Wand gemalt! — Hr. R. kennt die deutsche Kunst so wenig als die deutsche Sprache, wenn ihm mit dieser Versicherung Ernst war. Wird der teutsche Künstler nicht vor so steifen, characterlosen Bildern, ob Ausdruck, ohne Kunst, erröthen!!

G E S C H I C H T E.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Geschichte des Hanseatischen Bundes*, von Georg Sartorius, Professor zu Göttingen. *Erster Theil*. 1802. XVI u. 478 S. *Zweiter Theil* in zwey Abtheilungen. 832 S. 8. Mit einem (heraldischen) Kupfer.

Der ganze Vorrath von Materialien, aus welchen die Geschichte besteht, läßt sich füglich unter zwey Titel bringen. Das *Werk physischer Gewalt*, wie in verschiedenen Zeiten und Ländern der und dieser, vermitteltst angekamter oder durch gemeins Rüber- oder Eroberertalent zusammengebrachter Macht, alles was den Menschen lieb ist, sich zu eigen genommen, alles gemeine Recht untertreten, und seinen Willen den Erschrockenen zum Gesetz vorgeschrieben, das verdient eine bloß chronikmäßige Darstellung, so wie die Ueberschwemmungen, die Erdbeben, die Historien der Heuschreckenzüge, des durch Feldmäuse, durch Wölfe angerichteten Verderbens. Leicht kann dadurch die Meinung von einer Würde der Menschheit, von einer wachenden Vorsehung, erschüttert werden; überhaupt ist Abspannung, Niedergeschlagenheit der davon bleibende Eindruck. Nicht so das *Werk moralischer Kräfte*, die Erzählung, wie durch irgend eine glücklich oder durch Weisheit gefundene, mit Anstrengung vieler Klugheit, List oder Tugend in Vollzug gesetzte Idee manchmal eine unbedeutende namenlose Gesellschaft von Menschen der größten Macht gleich, ja überlegen ward. Das ist Menschengeschichte. Jene lieber nicht wissen zu wollen, läßt sich entschuldigen; wer diese verschmähet, ist ein gebobrner Slav oder Narr. Nur ihretwegen verdient jene als Gegenstück, als erhebender Schatte, und wegen des unumgänglichen Zusammenhangs, die Ehre der Erhaltung. Wo diese aufhört, wird jene in der That nicht mehr geschrieben: denn, wann der Kampf aus ist, so stehen die Richter auf.

Wie in der dunkeln Anarchie rechtloser Heldenzeit, vor allem Landfrieden, und ehe Staatsrecht genannt wurde, und als von hundert Gliedern der jetzt alle Welttheile und Meere in Ein Gemeinwesen umschliessenden Kette kaum Eines da war, aus einigen hölzernen Städten der Wenden und Niederdeutschen, ohne Plan, ohne Schrift, eine sehr unvollkommen zusammenhängende Vereinigung hervorging, bald Königen des Nordens Trotz bot, und von der Weichowa, unzugänglichen Ufern bis zum viel-

besuchten t'Zwyn, von den Inseln des hohen Nords bis mitten in Teutschland, Handelsgeist weckte, und nicht weniger Waaren als neue Begriffe in Umlauf brachte: dieser ehrenvolle Theil unserer Nationalgeschichte ist von grösserer Wichtigkeit, als vieler berühmten Dynastien verwüstende Eroberungskriege. Jene Eidgenossen auf der südlichen Reichsgränze, die nur Freyheit wollten, und (einen Augenblick ausgenommen) in das Rad der Welthandel wenig eingriffen, haben Geschichtschreiber gefunden, deren Verzeichniß bey Haller sechs Bände füllt: Endlich einmal mußte die Geschichte der Hansen doch auch von den Fabeln gesichtet, in kritischer Bearbeitung dem prüfenden, in weltbürgerlichem Refulathe dem großen Publicum vorgelegt werden. Hr. Prof. Sartorius thut jenes in vorliegendem Werk, nach dessen Vollendung er in kürzerer Uebersicht auch letzteres Bedürfnis zu befriedigen vor hat.

Zahlreich und groß waren die Schwierigkeiten. Hier ist keine Rede von einem durch natürliche Gränzen bestimmten Land, wo man das Herkommen, worauf ihm alles ankam, baldmöglichst in Schrift verfasste, und welches lange Zeit unangetastet, in dem was es ist, lebende Urkunde dessen blieb was es war. Die hanseatischen Städte waren grostenheils lang verbunden ohne einen Bundbrief, und verloren ist der erste (I, 107); viele Tage hielten sie, ohne schriftlichen Abschied. In der blühendsten Zeit verhehlten sie die Zahl ihrer Städte. Die Behauptung des Alleinhandels ist geheimnisdürftiger als die der Freyheit, und vieles war zu verabreden, vieles zu vollziehen, was man lieber nicht urkundlich sagte. Daher in den ältesten Zeiten eben so viele Mangelhaftigkeit an diplomatischen Erweisen, als, da die Thaten aufgehört, lästige Redseligkeit über Formen, deren Geist verflogen war, und Geschichtschreiber, die nicht nur aus Partheygeist oder Eitelkeit, sondern schon darum die Vorzeit unrichtig darstellten, weil das große Werk, dessen Trümmer sie sahen, in der Entfernung ihnen älter und gleich anfangs wichtiger, als es war, gewesen zu seyn dächte. Man erwäge den universalhistorischen Blick, den die Einsicht der Verhältnisse jeder Zeit in den vielen Staaten, wo hanfische Niederlassungen waren, erfordert.

Hr. Prof. Sartorius hat alles, was mit Billigkeit sich fodern läßt, so genugthuend erfüllt, als man es kaum für möglich halten sollte. Von dem erstauenswerthen Fleiß, und von der gesunden, scharfsinnigen Kritik zeugen die Noten und Beylagen; es

ist alles aus den besten Quellen tief geschöpft, und wohl geordnet. Seinen Gesichtspunkt behält er fest vor Augen. Der *Bund* ist was er sucht, von *Stadtgeschichten* bringt er nichts, dem *Hansenbunde* fremdes, bey. Wie die Natur dieser Gesellschaft es mit sich bringt, so ist ruhige, berechnende, abwägende Ueberlegung, nicht erschütternde Darstellung der Kriege oder Tumulte, Charakter seiner Manier. Ueber den Handelsinteressen vergiftet er aber nie weder die der Menschheit, noch das neuerlich über viele Maximen verbreitete hellere Licht, so daß kein Mann von Kopf dieses Buch ohne lebhaftes Theilnahme lesen, oder ohne mannichfaltige Belehrung und Befestigung in den wahren Grundsätzen aus der Hand legen wird. Es ist ein durchaus meisterhafter Bericht von einem Gegenstande, der dem Norden Deutschlands von dem dreyzehnten bis in das sechzehnte Jahrhundert ein Gewicht und einen Einfluss gab, wovon die Folgen bis auf diesen Tag wohlthätig sind.

Jeder Theil umfaßt einen Zeitraum, deren erster von der unmerklichen Entstehung der Hansen und ihrer Einung bis auf den vortheilhaften Frieden geht, wozu sie im J. 1370 den dänischen König Woldemar Atterdag nöthigten; der zweyte schließt bey der Aufrichtung des Landfriedens in Teutschland, 1495. Vier Bücher stellen die erste, acht aber die zweyte Periode dar: wie der Bund sich bildete; was für gemeinsame Fehden er bestand; sein Hauptverkehr, die Grundfeste seiner Grösse, den nordöstlichen Handel; dessen Verbindung mit dem westlichen; wie er war mit Rußland, Scandinavien, den Belgen, den Britten; die eigentliche Verfassung; derselben Einfluss auf die Reichsverhältnisse, auf die Freyheit und innere Ordnung der Städte, die Verbindungsmittel zwischen den Völkern, die Einführung eines gemeinen Seerechts und endlich auf die Vervollkommenung der Cultur und Industrie in dem teutschen Vaterlande. Die historische Ausführung ist mit Beylagen versehen, wo genauere Forscher, in des Vfs. Arbeitszimmer geführt, seine gedruckten und handschriftlichen Quellen, eine nach der andern, zur Einsicht bekommen, und über einiges näheren Aufschluss erhalten.

Wir haben genug gesagt, um auf diese wichtige Arbeit, welche bey Vergleichung teutscher und ausländischer, antiker und neuer, Historiographie einen ehrenvollen Platz einnehmen wird, wohlverdiente Aufmerksamkeit zu erregen. Es bleibt übrig, die Hauptresultate eines jeden Buchs auszuheben.

Dem Ganzen geht eine Einleitung voran, die kürzlich erinnert, wie aus den Ueberbleibseln alt-römischer Städte, wie durch natürliches Zusammenrücken, besonders in der Furcht vor Ungarn und Normannen, auch bey uns neue Städte nach und nach wurden, und aus Italien gewisse Ideen bürgerlicher Freyheit erhielten; daß aber, zumal in Niederdeutschland, wo sie sich weniger nahe, von mächtigem Adel umgeben, und bey Auflösung der weltlichen Macht noch zu schwach fanden, die Ent-

wicklung so langsam ging, daß, bis gegen Ende des dreyzehnten Jahrhundert, teutsche Urkunden selten, von Bürgermeistern und Räthen wenige Meldung, wohl aber meist überall noch Burgen und Reichsvögte vorkommen. Endlich haben „in Zeit des Zugreifens auch sie erstritten was sie konnten, und wenn schon immer noch sehr unvollkommen, doch die ersten besseren Muster einer wohlgeordneten politisch - bürgerlichen Verfassung wieder aufgestellt (S. 45).“

In dem ersten Buche (I, 49—130) wird grüßlich gezeigt, wie unstatthaft man den Anfang des Bundes auf den im J. 1241 zwischen Hamburg und Lübek geschlossenen Verein zu fixiren gemeint. Ob schriftliche Vervollkommniss haben sich in dem benen Jahrhundert nach und nach zehn oder zwanzig Städte (den Wendischen gehöre das Hauptverdienst durch gemeinschaftliches Interesse zu Verabredung bewogen gefunden. Vor 1308 oder 15 oder 43 war keine teutsche Hanse genannt, und von 1364 ist der erste sichere (jedoch verlorne) Bundbrief. In vorgebliche Theilnahme dieser Städte an den norddeutschen Kreuzzügen wird, wie sie unstreitig es war, als äußerst gering, die an den nordöstlichen durch Livland, Kurland und Preussen zur christlichen Republik kamen, als weit bedeutender angegeben. Schutz ihres auswärtigen Handels, also Sicherheit der Straßen und Gewässer, und eine Schiedsrichteramt gemeiner Seestädte unter sich ist der Zweck des Bundes, aber die Organisation höchst schwankend gewesen: wie man denn weder treulich einander beytand, noch der Stimmenmehrheit oder den Abschieden der Tagfatzung, wenn Privattheil widersprach, folgte. Sonst habe man ein Matricularanschlag, der ablösbar (relutionsfähig) war, und allenfalls einen Pfundzoll beliebt. Gleichwohl umfasste der Bund gegen das Ende der ersten Periode bereits eine (unzube bestimmende) Menge von der Mündung der Schelde bis Ebstland gelegenen Städte, welche in drey Kraysen getheilt waren.

Schon im zweyten Buch (I, 131—170) zeigt sich die Ueberlegenheit der verbundenen Communen. half bey Bornhövet Lübek des zweyten Woldemars furchtbare Macht brechen, und wagte 1234 (zum ersten mal) selbst eine Seeschlacht gegen die Dänen. Nach solchen Proben stieg die Begierde der Städte sich anzuschließen, und schon Erich, Norweges König, wurde zu vortheilhaftem Frieden (1215) nöthiget. (Es kommen S. 143 und 145 in den Zeilen Druckfehler vor.) Aber das furchtbarste Reich blieb Dänemark. Der Gang der Verhältnisse war bis auf oberwähnten Frieden (1370), der die Uebermacht der Hansen, wie vorhin über Schweden, über Dänemark und Norwegen, außer Zweifel setzen beschrieb. Diese Fehden werden ohne begeisterte Gemälde, die bey Handelskriegen an der rechten Stelle wären; kurz und immer mit Andeutung des jedesmaligen Hauptzwecks erzählt.

Worauf der Vf. im dritten Buch (I, 171—200) ihren Handel im Ganzen, und dann vornehmlich

das hanseatische Verkehr im Nordost Europas beleuchtet. Nach allgemeinen Bemerkungen, wie nützlich oft allen war, was einzelne erworben (u. f. f.), wird gezeigt, wie entscheidend wichtig die Errichtung stehender Factoreyen gewesen. Die monopolistische Absicht wird nicht verhehlt, vielmehr scharf getadelt. (Bey erster Gründung solcher, mit mannichfaltigen Gefahren verbundener, Unternehmungen war sie, wo nicht nothwendig, doch entschuldigungswerth. Wer hätte, ohne wenigstens die Sicherheit des guten Absatzes, dazumal, so weit hin, so viel wagen wollen! Zu leicht wäre der Eifersucht, dem Leichtsinne der vielleicht in Fehden wider sein Vaterland stehenden Concurrenten die Verleitung seiner Speculation gewesen!) Der Vf. bemerkt alsdann vortrefflich den wohlthätigen Einfluss: Entstanden zu einer Zeit, wo keine Wechsel noch Asscuranzen, keine Posten, keine Zeitungen, kein fester Münzfuss noch bekannter Geldkurs war, wie viel erwürkte nicht dieser Handel! Milderung der barbarischen Strand- und Grundrührrechte, besserer Rechtspflege, viele dem rohen Zeitalter abgedrungene Handelsfreyheiten, die in Sitte übergingen. „Wo ihr Wesen blühte, war im Mittelalter „der Handel freyer als in späteren Zeiten. Die ewigen Gebote und Verbote, die mit den Launen und „Systemen der Minister wechselten, kannte man nicht „(S. 176 f.)“ Wie der russische Handel die Grundfeste ihres ganzen Systems, die Niederlassung zu Nowogorod aller übrigen Vorbild war, wird hierauf gezeigt. „Sie wurden die Zwischenhand zwischen „diesem Reich und dem übrigen Europa (S. 205).“ Das ging ohne Zweifel von Wisby aus, und blieb, als diese Stadt fiel, ihnen eigen. Der vermeinte orientalische Waarenzug nach Russland wird mit Recht als höchst problematisch dargestellt. (Auch die sogar geringe Kenntniss, z. B. der Geographen von Baku, von diesem Nord, und die Abgeschmacktheiten, worein die gelehrtesten Araber in Beschreibung dieses Erdstrichs verfallen, machen unwahrscheinlich, dass ein Handelsweg dahin je *direct*, lebhaft oder *von Dauer* gewesen.) Die Häringssischerey an der schonischen Küste war einst auch den Hanseaten, was den spätern Bataven. Es wird gezeigt, wie genau sie hierüber mit den Landesfürsten gehandelt. In den Wapen vorn am 2ten Th. erscheint jedoch statt des Härings der *Stockfisch* vorzüglich. Dieser führt nach Bergen in Norwegen, welches neben dem Russischen ihr Hauptcomtoir gewesen. Wie die Hanfen zuerst lang mit fremder Concurrenz, am gefährlichsten mit den eigenen Bürgern dieser Stadt, um das Uebergewicht gekämpft, und nach heftigem Widerstand in den Unruhen zur Zeit Königs Magnus um 1343 dasselbe behauptet, wird nach diesem erzählt. „Sie waren stets bemühet, den un„mittelbaren Handel und die Schifffahrt aller west„lichen Völker nach Nordost und der nordöstlichen „Völker nach dem West zu schwächen, und sich zu „Herren des wechselseitigen Verkehrs zu erheben. „Sie kannten gar wohl den Geist der englischen Navigationssacte (S. 241).“

Das vierte Buch (I, 243—328) eröffnet gleichsam die zweyte Scene ihres industriösen Gewerbes, den grossen belgischen Markt, wo sie ihre rohen Waaren aus Nordost gegen die Erzeugnisse niederländischer Manufacturen und die von Lombarden hingebachten Früchte südlicher und orientalischer Natur und Kunst zu tauschen fanden. Wichtig, unentbehrlich war ihnen diese Verbindung, zu aufgeklärt aber der niederländische Handelsstand, sowohl um sich von ihnen despotisiren zu lassen, als um Grundsätze gegen sie anzunehmen, welche einer liberalen Denkungsart entgegen gewesen wären. Wir begleiten den Geschichtschreiber nach England, wo der Geist der Communen in der Maasse kleiner und hämischer war, in welcher sie nach ihren Kenntnissen und Unternehmungen hinter den Flamingen zurückstanden. Auf der andern Seite werden die Teutschen von den Königen, wegen Zolles und anderer Vortheile, von den Landeigenthümern wegen des erleichterten bessern Vertriebs der Producte begünstigt. Edwards I Urkunde von 1303 wird ein Fundamentalvertrag der Teutschen mit dem brittischen Reich. Nicht ihrem Zweck nach; aber sie hatten im Handel so viele Ueberlegenheit, dass sie sie zu ihrem Vortheil benutzen mochten. Mit Frankreich, mit Spanien geschah nicht viel; diese Reisen waren entbehrlich; den Welthandel zu umfassen, *den Gedanken* durften sie sich nicht erlauben. Endlich wird im allgemeinen bemerkt, wie sie mehr *umlegten*, als mit eigenem Fleiss *vervollkommneten*. Schon der Zunftgeist erklärt dieses; was hat er über den Hausbedarf hinaus je verfeinert! Nicht Speditionshandel, Eigenhandel, mit eigenem Capital, führten sie; und die dadurch in Thätigkeit erhaltene und unglaublich vermehrte Schifffahrt war zugleich Ursache und Wirkung.

Wie theils Urkunden genauere Aufschlüsse geben, theils der Fortgang selbst Ausbildung einer Bundesverfassung veranlasst, und eine solche, zwar ohne Einheit und an sich kraftlos, aber durch die glückliche Kühnheit einzelner Glieder über die noch viel unvollkommeneren Zeitgenossen zu einer grossen Höhe von Macht erhoben, endlich doch glorreich bestand, wird in den folgenden Büchern ausgeführt; unter welchen das fünfte (II, 150) von der Verfassung handelt. Da zeigt Hr. *Sartorius* bündig, wie durchaus die Einheit fehlte, welche, eine selbstständige Republik zu errichten, so nöthig war. In der That, nur ein macedonischer, ein spanischer Philipp vermochten die Achäer und Holländer zu einer Vereinigung, welche auch die Schweiz nie so hatte; die Eidgenossen waren von dem Gedanken derselben so weit als die Hanseaten: aber wie ein See der Ursprung, so waren die Gebirge und die Lage der benachbarten Mächte der Grund der Perpetuirung ihres nicht viel zusammenhängendern Systems. Die Menschen werden, wozu das Land sie macht. Von den Hanseaten wird mit gebührender Umständlichkeit gehandelt. Es war alles höchst unregelmässig, aber hier ward



ward Lübek noch mehr als was dort Bern oder Zürich, diese hinderten nie den kleinsten Canton, seine Stimme zu geben; bey den Hanseaten wurde nach den geringern Mitgliedern nicht viel gefragt; sie mußten gehorchen. Billig; da ihnen das Ansehen jener auswärts Vortheil gab, welche zu erringen sie außer Stand gewesen wären. Es ist in Conföderationen wie in Senaten; wo kein leitender Mann die übrigen führt, läßt sich nichts machen. Es giebt Verfassungen, die durch die Mißbräuche bestehen. Der hanseatische Bund fiel durch Zufälle, welche er nicht hätte hindern können: die Macht Burgunds, die Trennung Preussens, das Erwachen Englands. Vor diesem wurde der Mangel genauer Gesetze durch den Geist, besonders der mächtigeren Seestädte, durch ein gewisses Kraftgefühl und bisweilen gemeinschaftliches Interesse ersetzt. Uns ziemt nicht, über Unvollkommenheiten zu schreyen, wobey sie so viel geleistet, indess (S. 150) „wir in Theorien leben, zweckmäßiges Handeln aber in öffentlichen Angelegenheiten erstorben scheint.“ Wer wollte die Wehmuth nicht empfinden, mit welcher der edle Vf. dieses Buch endiget — über das „durch die Schlaueheit „westlicher Nachbarn in seinem Innern zerrissene „Volk, seine endlose Verwirrung, seine schmachvolle „Vernichtung!“

Das Verhältniß der Hanseaten zum Reich war, wie vom Anfang so in der zweyten Periode, nicht gesetzlich. Die fast auf Titulatur herabgefunkene höchste Macht liefs geschehen, daß jeder für seine Interessen selbst sorgte; ohne Autorisation geschah das Beste und Größte, durch die Kraft des Verstandes

einzelner Corporationen und Fürsten: Glück genug, wenn das Reichsoberhaupt vermeiden konnte, sich zu compromittiren. Eine Zeitlang mögen die Städte den Meister des reichen und mächtigen teutschen Ordens im Auslande bisweilen wie einen würdigen Repräsentanten ihres Gemeinwesens gebraucht haben. Enger wurde dieser Bund nie; als die Städte, welche es veranlaßet hatten, polnisch wurden, verschwand auch der Schatten des Protectorates. Wie sollte der Bund mehr gestattet haben, da seine Absicht möglichste Unabhängigkeit von aller Fürstenmacht war! Ihr Hauptbetrieb, der Handel, und der demokratische Geist, welcher gegen das Ende der mittleren Zeiten kaum im Innern die angestammte Oberhand großer Geschlechter zu erkennen geneigt war, machte die Städte immer freyer, als sie es urkundlich hätten seyn sollen. Denn hochgefreyt, nicht unmittelbar waren die meisten; aber Geld und Waffen, was mehr ist, bessere Ordnung und einen planmäßigen Gang hatten sie. Dieses alles wird im sechsten Buche (II, 151—235) gründlich gezeigt, und mit welcher Mühe, nach wie großen Unruhen die aristokratische Parthey endlich die demokratische in jene Schranken zurückgebracht, welche für die innere Ruhe, nicht aber eben so vortheilhaft für den Schwung des Geistes war, der sie noch höher bringen konnte. Die Reichsstädte haben überhaupt seitdem gesetzliche Formen bekommen; hin war aber der Geist, wodurch sie, ehe ihr eigentliches Daseyn ausgeründet war, Schrecken um sich verbreiteten, und wichtige Mittelpunkte, jede eines Landbezirks, geworden waren.

(Der Beschluß folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**SCHÖNE KÜNSTE.** Hof, b. Grau: *Neuer theoretisch-praktisches Zeichenbuch*, zum Selbstunterricht für alle Stände. 1804. Zweyter Supplementheft. Mit VI Kupfertafeln und 56 S. Text gr. 4. Recensent, den die frühern, in der alten A. L. Z. zur gehörigen Zeit angezeigten Hefte dieses Werks nicht immer befriediget hatten, kann über dieses Heft ein günstigeres Urtheil, als vormals über die frühern, fällen: denn mit Vergnügen bemerkt er, daß dasselbe sich vor allen übrigen vortheilhaft auszeichnet. — Die zwey ersten Kupfer (No. 7 u. 8) mit Gruppen verschiedener Fruchtarten, sind eben so niedlich gezeichnet, als sauber mit frischen Farben illuminirt. Zwey folgende Blätter (No. 9 u. 10) in Tuschmanier, kräftig und angenehm übereinstimmend gearbeitet, stellen Abraham und Isaak auf Morija, und die Auferweckung des Lazarus dar. Dieses letzte Stück ist besser gedacht und geordnet, auch in besserem Geschmack gezeichnet, als das erste. Die beiden nachfolgenden Platten (No. 11 u. 12) enthalten in Röthelmannier, ein paar menschliche Schädel, das Skelet einer Hand

und noch andere dergleichen Dinge; die Schädel besonders haben wohl nicht die für Muster zum Nachzeichnen erforderliche Richtigkeit im Umriss. Im Text findet sich S. 3 — 20 eine Anleitung zu Verfertigung der Farbentusche, welche gute Recepte zu enthalten scheint. Von S. 20 — 32 wird von dem Nutzen gehandelt, der für Anfänger daraus entspringt, wenn sie Früchte nach der Natur zeichnen, und Anweisung gegeben, wie bey dem Nachzeichnen und Illuminiren der beiden Kupfertafeln mit Fruchtgruppen zu verfahren sey. Wir sind mit dem Vf. der Meinung, daß es oft nützlicher seyn dürfte, angehenden Zeichenschülern, zur Uebung, natürliche Früchte und Blumen vorzulegen, als mittelmäßige Landschaften und Figuren. Hierauf folgen (S. 32 — 46) kritische Betrachtungen, weder durchaus schlecht noch durchaus gut, über die beiden in Tuschmanier gearbeiteten Blätter, mit historischen Darstellungen, nebst Anweisung für diejenigen, welche diese Blätter nachzuzeichnen versuchen wollen. Der noch übrige Theil des Textes erklärt die zwey osteologischen Kupfertafeln.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 J A N U A R, 1804

## G E S C H I C H T E.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Geschichte des Hanseatischen Bundes*, von Georg Sartorius, etc.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. geht im siebenten Buch auf die auswärtigen Verhältnisse, und natürlich zuerst wieder auf der Hanseaten oben bemerkte eigentliche Machtquelle, die Handelsherrschaft im Nordost Europens über (II, 239—316). Vorübergehend war die Gefahr unter der Königin Margaretha, die durch weisse Milde den Empörunggeist, vor dem ihre Väter gezittert, bannete, und wie die meisten Beherrscherinnen der nordischen Männer, vom Glück begleitet wurde. Eben das Glück, welches auf ihrem Haupte drey Kronen vereinigte, legte, da der Zauber mit ihr verschwunden, zu der unauslöschlichen Eifersucht, zu den immer wiederkehrenden Kriegen den Grund, wodurch seit Erichs des Pomeraners schwacher Regierung die scandinavischen Reiche außer Stand gesetzt wurden, gegen den hanseatischen Bund mit Vortheil zu fechten. Dieser war wechselseitig entscheidender Theilnehmer oder Vermittler; nie ohne sein System fester zu gründen, oder ohne es weiter durchzusetzen. In diesen Zeiten hatte er, nach Erichs Krieg (der zwischen 1426 und 1435 von beiden Theilen auf das ungeschickteste geführt worden), weniger die Landesbewohner, als die aufkeimende Concurrrenz der Niederländer und Engländer, zu fürchten. Größtentheils, es ist wahr, behaupteten sie noch die errungenen Vortheile: aber die niederländischen Brüder hörten auf, einen Bund beyzuhalten, dessen Gewinn einseitig schien; und es offenbarte sich, daß, von ihres gleichen, von einer neuen Handelswelt, mit gleich großem Capital und politischem Uebergewicht angegriffen, die schlaffe Conföderation nicht mit jener Leichtigkeit, die Präpotenz behaupten werde, wie sie gegen die Feudalanarchie sie zu errichten gewußt. Wenn man die stets größeren Geschäfte der Belgen und Britten im Nordost, schon in dieser Periode, betrachtet: so sieht man die Zeit nahe, wo der Bund von Maximen, die sich nicht mehr behaupten ließen, zu einer liberalen Verbindung mit den unüberwindlichen Concurrenten übergehen sollte. Aber wann wissen die, welche bey den Alten sich gut befinden, den Augenblick zu erkennen, da die Zeit eine Modification fodert! Der Utrechter Vertrag zwischen den Britten und Hanseaten (1474) konnte so etwas einleiten; aber die Macht blieb die Aus-

legerin; sie war noch auf teutscher Seite, und man wollte lieber, so lang als möglich, alles allein genießen, als zu gemäßigtem Genuß auf längere Zeit einen sicheren Grund legen.

Das achte Buch (II, 317—390) enthält die höchst merkwürdige Geschichte des Bergenschen Comtoirs. Wie nach den, dem Könige Magnus abgedruckenen Freyheiten die Hansen, sowohl die Bürger der Stadt, als die Holländer und Engländer, verdrängt, und selbst ein Theil der Stadt ausschließlich in Besitz genommen, wird hier gezeigt, (und erinnert an die nur weniger dauerhaft und ausschließlich zur Ausführung gebrachten Pläne der Venetianer und Genueser zu Galata und Pera bey Constantinopel). Es erscheint hierauf das äußerst sonderbare Schauspiel einer engverbundenen Gesellschaft von dreystausend ehelosen Männern, die, nicht ohne Hintansetzung ehrbarer Zucht, halb oder ganz berauscht, die härtesten und fast unmenschliche Proben des Ausharrens an ihrem Körper muthvoll ausgehalten; von dem an für die Gesellschaft alles zu thun, alles zu leiden geübt und bereit, ganz in ihr und für sie, (wie dieses in Verbindungen, deren Zweck ohne Gefahr sich nicht durchsetzen läßt, und wo Innigkeit und Verschwiegenheit unentbehrlich sind, immer hat seyn müssen). Es herrschte aus dem gleichen Grund eine große Subordination; fest, oft willkürlich, war, oder schien, das Ansehen der Vorsteher. Mit einem Wort, wer das Comtoir von Bergen mit einem Kloster vom alter Art, wer es mit einer Abtheilung eines recht wohl disciplinirten Heers vergleicht, wird nur den Unterschied finden, welchen die Verschiedenheit des Zwecks erwarten läßt, aber denselben ernstn Sinn; die Kraft welche die Alten hatten, das damit verknüpfte Glück.

Neuntes Buch (II, 391—474). In dem Sitz der Könige, im eigentlichen Dänemark, wurden die Hansen durch ihre Oberhand an Geld, Schiffen und Kenntnissen, mächtig, doch gemäßiget, weil näher dem Mittelpunkt landesfürstlicher Macht. Das beschränkend scheinende Statut Christians des Ersten, 1475, war bedeutender ausgesprochen, als es nach den Umständen vollzogen werden konnte; ein dem Gefühl, dem Bedürfnis ausgepresster Laut, welcher zu verhallen schien, doch der Tendenz späterer Zeiten ein Ziel vorsteckte. Nach diesem wird beschrieben, mit welchem Geschick die Hanseaten den schonischen Häringfang trieben, und wie ihnen immer noch glückte, die Concurrrenz zu verdrängen. Die naturhistorisch-merkwürdige Geschichte der Züge des



„diese königliche Burg zurückzuführen, und in ihren alten Naturen vor mir aufzutreten. Bald hörte ich Karl IX fluchen, und erblickte die wollüstigen Hoffräulein seiner Mutter in leichtfertigen Reizen an den hohen Fenstern. Ich sahe den ehrwürdigen Michel de l'Hôpital, dem das Herz für sein Vaterland blutete, durch diesen reiten, verspottet von jenem Gefindel, und gesegnet von jedem, dem Tugend und Weisheit noch etwas galten. Die Botzen Guisen zogen prächtig vor meinen Augen vorüber, und vor ihnen trübte sich der neidische Blick des weichen Königs und seiner Günstlinge. Ich warweltau gern bey mancherley Bildern von Heinrich IV; am liebsten sah ich ihn, mit dem edeln Sully an der Hand, menschlich und königlich einhergehen, und etwa sein freudiges Auge auf eine nahe Schönheit werfen. Blafs, hager, und mit einem in die geheimsten Tiefen des Herzens dringenden Blicke erscheint der Cardinal Richelieu; die Gardes eilen in's Gewehr, erschrockener als wäre es der König; die Officiere grüssen ehrerbietig; er aber würdigt keinen seines Anblicks, und schreitet langsam und leicht die Treppen hinauf, hinter ihm Prinzen und Generale. Wo sind nun diese Herrlichkeiten der Erde? Schön lange sind sie von ihrem schimmernden Schauplatze abgetreten, und leben nur noch in dem segnenden oder fluchenden Andenken der Nachwelt.“ Aus den Fache der schönen Künste: Th. II. S. 39. „Wäre es mir möglich gewesen, in das Heiligthum der Antiken zu treten, zwar mit gerechter Verehrung für alte Kunst, aber ohne mich der Entzückungen Winkelmann's zu erinnern, wodurch die reine ursprüngliche Empfindung nur gestört ward, welche gern einen demüthigen Anfang nimmt, um nach und nach auf eigenen Flügeln an der grossen Erscheinung sich empor zu schwingen, wie hätte mich der Anblick des schlangenumwundenen Vaters (Laokoon) beschäftigt; wie hätte mich jener junge Held (Apollo) angezogen, der als König des Tages stolz in sein Lichtreich hervortritt, und seine Strahlen wie Pfeile in die Weite der Schöpfung sendet, während die Kniee lobpreisender Völker sich vor ihm beugen!“ Aus dem Fache der Menschenkunde: Th. II. S. 17. „Welche ganz andere Ma-

nieren des Betragens, der Haltung des Körpers, des Gehens, Stillstehens, Sprechens und Lachens zu Paris, als auf den öffentlichen Spaziergängen in meinem lieben, ehrbaren, fast sagte ich, wenn es nicht einem Tadel gliche, Aisfen Vaterlande! Wie geht hier alles so frey und ungezwungen einher, ohne sich die Miene eines Amtes oder Standes zu geben! Man sieht keine hohen Staatspersonen mit Audirter langsamer Bewegung, und dem Firnisse vaterländischer Sorgen auf dem Gesichte, oder mit Verbeugung heischendem Blicke; keine Gelehrten, die mit niedergeschlagenem Auge zu denken scheinen wollen, oder in süßer Eitelkeit den Beyfall für ihre Schriften auf den Mienen der Vorübergehenden aufsuchen. Auch die jungen Leute, die in neu-modischer, seltsamer Tracht einherziehen, haben nichts von dem Comtorschnitte, oder der gezwungenen Unbefangenheit und übelangebrachten Lustigkeit der Unserigen, die mit fremden Federn geschmückt aus der Fremde heimgeflogen kommen.“ Endlich nur noch etwas aus dem Fache der Reflexionen über öffentliche Gegenstände: Th. II. S. 69. „In der Kirche St. Eustache ward das Pfingstfest (1801) nicht so gefeyert, wie es der Bau der Kirche erforderte, und ehemals mochte gewesen seyn. Denn jetzt schien weder der majestätische Gott der römischen Kirche als König aller Könige, noch der Herr des Himmels und der Erden als Vater der Menschen hier verehrt zu werden, sondern irgend eine untergeordnete obscure Gottheit, die sich in verlassene, halbzerstörte Tempel zurückgezogen, und ihre Herrschaft auf armseliges Gefindel und zerknirschte Herzen alter Sünderinnen beschränkt hat. — Die Theophilanthropen wollten dem sinnlichen Ceremonien dienste ihren Naturalismus substituiren, und die Lehre der Tugend, als wenn diese eine Gottheit ausser uns wäre, zu einem öffentlichen Cultus erheben; sie brachten es aber nicht weit, weil die Sache für den grossen Haufen zu abstract und für die gebildete Classe zu langweilig war.“ Rec. bricht hier ab, ohne ein Wort hinzuzusetzen: denn ein solcher Schriftsteller empfiehlt sich selbst; man darf ihn nur in das grosse Publicum einführen.

Bn.

## KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Frankfurt am M., b. Eichenberg: Friedenstractat zwischen Sr. Maj. dem Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, dem deutschen Reich und der französischen Republik. Unterzeichnet zu Lüneville am 9 Februar 1801. (20 Pluv. J. 9 d. franz. Rep.) Nebst den dazu gehörigen Artikeln 12, 13, 15, 16, 17 und 23 des Tractats von Campo Formio: Convention zwischen Sr. Maj. dem Kaiser, König v. Un-

garn und Böhmen und der französischen Republik. Nebst der Beytrittsacte Sr. Maj. des Kaisers von Rußland und der Annahme dieses Beytritts. Unterzeichnet zu Paris am 26 Dec. 1802. (5 Niv. J. 11 d. franz. Republ.) Französisch und Teutsch. 1803. 248. 4. (4 gr.) Ein bloßer — aber richtiger — Abdruck der im Titel genannten Staatsurkunden, mit einer steifen, oft nicht ganz richtigen Uebersetzung.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 J A N U A R, 1804

## LITERATURGESCHICHTE.

ÜBINGEN, b. Cotta: *Leben des Benvenuto Cellini, florentinischen Goldschmieds und Bildhauers, von ihm selbst geschrieben.* Uebersetzt und mit einem Anbange herausgegeben von Goethe. Zwey Theile. 1803. Erster Theil. 316 S. Zweyter Theil. 334 S. 8.

Wäre Cellini's, sonst nur in der Kunstgeschichte bekannter Name auch jetzt noch so fremd unter uns, als er es war, ehe das Publicum ihn aus den Jahrgängen 1796 und 1797 der *Horen* kennen lernte, wo diese Uebersetzung zuerst stückweise erschien: so würde doch der Name eines Dichters, den man sonst nur als den Schöpfer origineller Meisterwerke zu nennen gewohnt ist, und den wir hier als den Uebersetzer der Autobiographie eines florentinischen Goldschmiedes erblicken, schon im Voraus ein in seiner Art außerordentliches Werk, und zugleich eine vortrefliche Uebersetzung desselben erwarten lassen. Den Werth beider hat das Publicum bereits bey jener ersten Erscheinung dieser Uebersetzung, welche hier als ein vollständiges Ganzes erscheint, empfunden und mit allgemeinem Beyfall anerkannt. Ein Leben, wie das vorliegende, mußte für den Gemüthsforscher, dem jede ausgezeichnete Individualität ein Gegenstand des Studiums ist, wie für den Geschichtsforscher, der aus manchen hier erzählten Begebenheiten die Zeitgeschichte des Künstlers besser kennen lernt, für den Kenner, der in Natur und Kunst das Vortrefliche zu schätzen weiß, wie für den Liebhaber, der bloß zur Beschäftigung der Neugier liest, gleiches Interesse haben. Cellini war nicht nur einer der originellsten Menschen, sondern auch einer der trefflichsten Künstler in seinem Fache, zu einer Zeit, wo die bildende Kunst ihren Gipfel erreicht hatte, und wo, in jeder Art derselben, die größten Meister lebten. Sein vielgewandtes Talent, wovon er, in seinem Leben, wie in seiner Kunst, so häufige Proben ablegte, verleugnet sich auch in der Beschreibung seiner Geschichte nicht. Mit eben der plastischen Gedicgenheit und Kraft, womit er die Kunstgebilde seiner Phantasie in Erz und edlen Metallen auszuprägen wußte, stellt er hier in einem Material, das er weniger als jene zu bearbeiten geübt war, in Sprache und Schrift, sich selbst und seinen, mit sonderbaren Abenteuern und immer selbstgeschaffenen Schicksalen durchflochtenen, Lebenslauf dar, und zeichnet zugleich die Menschen, mit

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

denen er in Verhältnisse kam, immer wie ein ächter Künstler, mit den treffendsten Zügen. Kein Wunder, daß die genialische Natur dieses originellen Kraftmenschen, der uns, in Kunst und Sitte, gleichsam den Geist des Zeitalters, das ihn hervorgebracht und gebildet hatte, repräsentirt, den feinsten Beobachter und Darsteller der vielgestaltigen Menschennatur, den Schöpfer eines Götz, eines *Torquato Tasso* und *Wilhelm Meister*, annuthete, durch Uebertragung in unsere Sprache dieses interessante Leben mit dem Künstler noch einmal durchzuleben, und uns, nachdem wir so viele phantastische Karikaturen aus dem Mittelalter haben erdulden müssen, einmal einen wahren, wirklichen Menschen aus dem Zeitalter der Kraft zu zeigen. Nur aus der Unbekanntschaft unserer, nach den neuesten Modeproducten des Auslandes so gierig haschenden, Uebersetzer mit der italienischen Literatur, ist es erklärlich, daß ein so interessantes Werk, das sich den Bekenntnissen *Rousseau's* dreist an die Seite stellen darf, so lange unübersetzt bleiben konnte. Indessen haben wir durch diese Versäumnis nur gewonnen. Wäre Cellini's Leben einem Uebersetzer gewöhnlichen Schlages in die Hände gerathen: so hätten wir etwa eine Uebersetzung erhalten, wie jene, welche der, aus seiner Reife durch Deutschland auch unter uns bekannte, *Thomas Nugent*, schon vor dreyszig Jahren, seinen Landsleuten von diesem Werke gab, lesbar und durch ihren Inhalt interessant, aber ohne Cellini's Geist. *Goethe's* Uebersetzung kann uns für ein Original gelten; denn eben das, was die eigenen Werke dieses Dichters vor allen auszeichnet, die seltene Gabe, sich immer so in seinen Gegenstand zu verwandeln, daß seine eigene Individualität aus der Darstellung verschwindet, und jene des Objects in seiner eigenthümlichen Gestalt und Farbe um so reiner hervortritt, ist auch ein schätzbarer Vorzug dieser Uebersetzung. Wer der italienischen Sprache hinreichend kundig ist, wird nicht nur das Eigenthümliche der Schreibart Cellini's, seine völlig kunstlose, gerade, nicht selten derbe, zugleich aber auch zierliche, oft annuthige Diction in der Goethe'schen Uebersetzung wiederfinden, sondern auch bey einer näheren Vergleichung bemerken, daß diese letztere, neben aller Treue in Rücksicht auf Inhalt und Ausdruck, eine gewisse Reinheit und Veredelung zeigt, die der Diction des Originals zur Schönheit noch mangelt. Cellini, der, während seines vielthätigen Kunst- und Weltlebens, wohl wenig Zeit und Veranlassung gehabt hatte, sich um Schönheit der

der Schreibart zu bekümmern, schrieb bey heran-  
 nahendem Alter sein Leben in der urbanen Mund-  
 art des gebildeten Florentiners, die aber, so sehr  
 sie sich auch vor andern Mundarten, der reinen  
 Schriftsprache nähert, doch durch gewisse Idiotismen  
 noch merklich von derselben verschieden ist. Zu  
 diesen gehört unter andern, daß der Vf. häufig *mia*  
 statt *mi* sagt; z. B. *ritornando a' fatti mia* (st. *a' fat-  
 ti mi*); oder daß er das Zeitwort in der einfachen,  
 und das mit demselben verbundene Nennwort in  
 der mehrfachen Zahl setzt; z. B. *non gli manca* (st.  
*mancano*) *modi nuovi*; *m'occorse* (st. *m'occorsero*) *due  
 casi*, u. a. m. wodurch, so wie durch manche gemei-  
 ne Ausdrücke und Redensarten, die in der freyeren  
 Sprache und Sitte Italiens leichter hingehen, als in  
 der züchtigeren deutschen, der Stil Cellini's, bey  
 seiner sonst cruscanten Wortreinheit, nicht selten  
 an die Sprechart der niedern Volksclasse erinnert.  
 Die Eigenthümlichkeiten der Mundart konnten na-  
 türlicher Weise nicht in's Deutsche übertragen wer-  
 den. Das Heitere, Naiv - anmuthige hingegen, wel-  
 ches die kräftige Darstellung Cellini's ziert, verdankt  
 er der hohen Ausbildung seiner Mundart, aus der  
 die Schriftsprache Italiens sich bildete, weshalb auch  
 viele sie mit dieser verwechseln. Diese antike Ein-  
 falt und kunstlose Zierlichkeit, veredelt durch die  
 reine Schriftsprache der Uebersetzung, giebt der letz-  
 ten jenen eigenthümlichen Reiz, durch den das Ge-  
 meine wie das Hohe, das Derbe wie das Zarte, mit  
 gleicher Anmuth erscheint, und der sich besser em-  
 pfinden als beschreiben läßt. Soviel über diese Ue-  
 beretzung im Allgemeinen. Im Einzelnen hat Rec.  
 in allen Stellen, wo er sie mit dem Originale vergli-  
 chen hat, die Treue, welche der richtige Ausdruck  
 des Inhalts fodert, mit der Freyheit, welche die Ue-  
 bertragung in einer andern Sprache nothwendig  
 macht, so vereint gefunden, wie es von dem rich-  
 tigen Tact eines so sprach- und sachkundigen Mei-  
 sters nur zu erwarten war. Eben so zweckmäßig  
 sind manche kleine Weglassungen an Stellen, wo Cel-  
 lini sich aus Nachlässigkeit wiederholt, und dieselbe  
 Sache zweymal beschrieben hat, wie unter andern  
 in der Beschreibung des Salzfaßes im zweyten Thei-  
 le S. 85 der Uebersetzung.

Rec. hat auch die englische Uebersetzung *Nu-  
 gent's* an mehreren Stellen mit dem Originale ver-  
 glichen, aber außer dem schon oben bemerkten  
 Mangel der Eigenthümlichkeit desselben, manche  
 Nachlässigkeiten und Fehler darin gefunden, welche  
 zeigen, daß jener Uebersetzer weder Sach- noch  
 Sprachkunde genug besessen hat, um den Inhalt  
 samt dem Geiste des Originals treu zu übertragen.  
 Ein Beyspiel, welches von beiden zugleich eine Pro-  
 be giebt, findet sich gleich zu Anfange, wo Cellini  
 nach Weise der Italiener seine Geschlechtsfolge an-  
 giebt, und wo die Stelle: *So adunque son chiamato  
 Benvenuto Cellini, figliuolo di Maestro Giovanni d'An-  
 drea di Cristofano Cellini*, im Englischen durch: *my  
 name then is Benvenuto Cellini, and I am son to Signor*

*John Andrew, son of Cristofano Cellini* gegeben ist; er  
 schmelzt also den Vater und Großvater C's in eine  
 Person zusammen, obgleich wenige Seiten nachher bei-  
 de, John und Andrew, wieder gesondert, als Vater und  
 Großvater desselben, zum Vorschein kommen. Statt  
 des im Originale ununterbrochen fortlaufenden Tex-  
 tes hat der deutsche Uebersetzer die von dem engli-  
 schen gemachte Eintheilung desselben in Bücher und  
 Kapitel, zu mehrerer Bequemlichkeit im Lesen und  
 Nachschlagen, gleichfalls angenommen.

Den äußerst lehrreichen und interessanten An-  
 hang, worin der, weniger mit der italienischen Zeit-  
 und Kunstgeschichte des sechszehnten Jahrhunderts  
 bekannte Leser, die Umstände dargelegt findet, wel-  
 che auf die Ausbildung Cellini's, als Künstlers und  
 Menschen zusammenwirkten, und gleichsam den  
 Fond bilden, auf dem diese interessante Individuali-  
 tät sich darstellt und handelt, wird auch der sach-  
 kundige Kenner mit Vergnügen lesen, und sich der  
 lichtvollen Darstellung jener Umstände freuen, wel-  
 che von der vertrauten Bekanntschaft des Vfs. mit  
 seinem Gegenstande zeugt. Der Vf. giebt zuerst ein  
 Verzeichniß der merkwürdigsten Künstler, welche  
 zu Cellini's Zeiten lebten, und deren mehrere ein  
 hohes Alter erreichten, durch welches glückliche  
 Zusammentreffen und Dauer in jene Zeit so viele herr-  
 liche Kunsterscheinungen hervorbringen konnte. Mit  
 schnellem Ueberblick charakterisirt er dann auch die  
 älteren Künstler, welche vornehmlich jene glänzende  
 Epoche vorbereiteten, von Cimabur bis auf die gro-  
 ßen Meister des sechszehnten Jahrhunderts. Diefem  
 folgt eine ausführlichere Nachricht von den beiden,  
 in der Kunstgeschichte so berühmten Cartons des  
 Leonardo da Vinci und Michelangelo, welche wäh-  
 rend ihrer Ausstellung so großes Aufsehen durch  
 ganz Italien erregten, daß sie eine Schule des Stu-  
 diums und der Bildung für die größten, damals auf-  
 strebenden Künstler wurden, und deren Einfluß auf  
 seine Kunstbildung auch Cellini mit so vielem Anthei-  
 le erwähnt. Die meisterhafte Beschreibung der Car-  
 tons leidet keinen Auszug, und Rec. erwähnt hier  
 nur der scharfsinnigen Muthmaßung des Vfs. über  
 den Inhalt derselben, daß nämlich diese Cartone  
 nicht, wie Cellini vermuthet, Ereignisse aus dem  
 Kriege der Florentiner gegen die Pisaner darstellten,  
 sondern aus der Geschichte des Krieges, den der  
 Herzog Philipp von Mayland um die Mitte des funf-  
 zehnten Jahrhunderts durch seinen Feldherrn Nicco-  
 lo Piccinini gegen die Florentiner führen ließ. Der  
 Vf. gründet seine Muthmaßung theils darauf, daß  
*Vasari* nur den Inhalt des von Michelangelo verfert-  
 igten Cartons auf den pisanischen Krieg deutet, je-  
 nen des Leonardo da Vinci hingegen als eine kämp-  
 fende Gruppe zu Pferde aus der Schlacht der Flo-  
 rentiner und Mayländer beschreibt, theils auf *Mac-  
 chiavelli's* Nachricht von dieser Schlacht, welche mit  
 einem Ueberfalle von Seiten Piccinini's begann, wäh-  
 rend die florentinischen Truppen sich aus dem Lager  
 entfernt und unner zerstreut hatten, um sich der  
 gro-

großen Sommerhitze zu erwehren. Dieser Umstand, meint der Vf., habe den Michelangelo leicht auf die in seinem Carton dargestellte Idee des Badens, „als des höchsten Symbols einer völligen Auflösung kriegerischer Thätigkeit und Aufmerksamkeit,“ führen können. Diese und noch einige andere, vom Vf. angeführte, Gründe geben der Muthmaßung desselben allerdings eine große Wahrscheinlichkeit. Das große technische Talent Cellini's, wodurch er es auch den besten in seiner Kunst zuvorthat, giebt dem Vf. Veranlassung, aus zwey, von jenem hinterlassenen, Abhandlungen über die Goldschmiedskunst und Sculptur, in deren erster vom Fassen der Edelsteine, vom Nielliren, Filigran, Email, Siegelgießen, Stempelschneiden und Medaillenprägen, und von getriebener Arbeit, und in der zweyten vom Gießen in Erz und vom Arbeiten in Marmor gehandelt wird, einen gedrängten Auszug zu geben, der den Kunstfreunden um so werther seyn muß, da diese Schriften Cellini's in Italien selbst jetzt ziemlich selten zu finden sind. Darauf geht der Vf. zu einer kurzen Schilderung der florentinischen Zustände jener Zeit über, welche den Charakter Cellini's als Mensch für's Leben bildeten, von welcher Seite er selbst sodann in dem folgenden Abschnitte aufs treffendste geschildert wird. Auch ohne es zu wissen, würde man in diesem Charaktergemälde die sichere Hand des Meisters erkennen. Die folgenden Abschnitte enthalten vollständige Nachrichten von den hinterlassenen Goldschmiedsarbeiten, plastischen Werken, Zeichnungen, Schriften, poetischen Versuchen und ungedruckten Papieren Cellini's, und den Beschluß machen zwey kleine Aufsätze desselben, über die Grundsätze nach welchen man das Zeichnen erlernen soll, und über den Rangstreit der Sculptur und Malerey, deren erster Fragment geblieben ist, und welche sich am Ende jener beiden größeren Abhandlungen Cellini's befinden.

Cellini's Lebensbeschreibung existirte bis gegen die Mitte des verfloßenen Jahrhunderts bloß in Handschriften. Der italienische Herausgeber derselben, dessen Vorrede sich auch an der Spitze der deutschen Uebersetzung befindet, war ein gewisser Cocchi, ein berühmter florentinischer Arzt und Schriftsteller, dessen Schriften von den Italienern, vornemlich wegen der Reinheit seiner Schreibart, geschätzt werden. Das Werk selbst wurde im Jahre 1730 zu Neapel, unter dem erdichteten Druckort *Colonia*, in 4 gedruckt, und vor wenigen Jahren hat man eben daselbst einen neuen Abdruck desselben besorgt. Wegen mancher, in diesem Leben enthaltenen, freyer Aeußerungen über die Päpste und römischen Großen jener Zeit, welche wahrscheinlich auch den Druck desselben so lange verzögert haben, gehört es im römischen Staate auch noch jetzt unter die Classe von Büchern, deren Daseyn man zwar duldet, zu deren Druck aber doch die Censur nicht geradezu ihre Einwilligung geben würde.

Ra.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

NÜRNBERG, im Köffner. Kunstverlage: *Sammlung der Ruinen und Ritterburgen* (des) *Frankenlandes*, mit chrono - genealogischen Anmerkungen. Hest I. 1803. Querfol. in blaßrothem Umschlage. 6 Blätter Kupferstiche, 3 Bl. Text mit latein. Buchstaben. (8 Gulden.)

Endlich darf man hier ein Werk zu erhalten hoffen, das der Naturschönheiten, woran Franken so reich ist, nicht ganz unwürdig zu werden scheint. Bisher ist noch ziemlich alles, wenigstens in der Rücksicht, verunglückt. Die Versuche von Helfrecht (*Ruinen, Alterthümer, und noch stehende Schlösser auf und an dem Fichtelberge*, Hof 1795. — *Orograph. - mineralogische Beschreibung der Landeshauptmannschaft Hof u. s. w.* mit Kupf. Hof 1797. — *Das Fichtelgebirge u. s. w.* Hof 1799. 2 Bände (mit vielen Kupf.) von andern Seiten recht schätzbar, sind gleichwohl in Ansehung der Kupfer unter aller Kritik. Die kleinen Bilderchen bey den Declamationen des Lieut. v. Reiche über Baireuth, und die *Phantasia* (Baireuth 1795 u. 1796 in 4.) und dem übermäßig gelehrten und trockenen historischen Versuche Henze's über Berneck, (Baireuth 1790, 4) sind — Bilderchen. Köppl's *Eremitage zu Sanspareiß*, (Erlangen 1793), und *Beschreibung der Rasenmüllershöhle bey Muggendorf*, (Erlangen 1795), zumal was die ausgemahlten Kupfer betrifft, sind wahre Nürnberger Arbeit. Und selbst seine „*Beschreibung einer historischen und statistischen Reise durch die fränkischen Fürstenthümer Baireuth und Ansbach*, (Erlangen 1795 u. 1796 2 B. 8), wobey es recht eigentlich auf eine mahlereische Reise abgesehen war, und wozu er sogar Unterstützung erhielt, ist dennoch in Schreibart und Kupfern verunglückt und kleinlich. Kaum kann man es in Beziehung auf historische und statistische Nachrichten bedauern, daß sie wegen des Todes des Vfs. unvollendet blieb, in Rücksicht auf Darstellung und Kunst gar nicht. In einem kleinen gar unlesbaren Büchelchen: *Arkadien, oder Gemälde nach der Natur*, (Baireuth 1796, 12), sind ein paar Ansichten von der Phantasia und Sanspareiß in ihrer Art nicht schlecht. Einige Zeichnungen baireuthischer Gegenden von dem verstorbenen Justizrath Zehelein hingen vor ein paar Jahren im Buchladen zu Baireuth, und sollten gestochen werden: man hat aber mit Trägheit den rechten Zeitpunkt dafür veräußert, und, so viel sich Rec. der Zeichnungen erinnert, ist auch dieß kein Verlust.

Hier erhält man endlich einmal fränkische Ansichten, die man doch wirklich ansehen kann, nicht bloß ohne Widerwillen, sondern mit Vergnügen sogar. Da sie nicht allein nach der Natur, sondern auf einen bestimmten Gegenstand (Ruinen, Burgen etc.) eingeschränkt werden sollten: so sind sie freylich, wie die Natur selbst, selten idealisch vollkommene

mene Landschaften; aber sie können doch dem dichtenden Landschaftsmahler sehr brauchbaren Stoff liefern, und, so wie sie sind, den Anschauer, und selbst den Kunstfreund auf mannichfaltige Art interessiren. Zu eigentlich schönen, oder großen Landschaften fehlt ihnen unter andern, was der Natur in Franken, zumal in den Gebirgsgegenden, meistens selbst fehlt: lebendiges Wasser; das wenige, was unter Rabeneck wirklich vorbeystießt, ist auf dem Blatte davon kaum sichtbar.

In Ansehung des Zweckes äußert sich der Herausgeber, Kunstbändler und Kupferstecher *A. Wolffg. Küßner*, im Vorberichte: da die Ruinen, diese Erinnerungen an die merkwürdigsten und originalsten Jahrhunderte Deutschlands, durch Natur und Menschen ihrem völligen Untergange immer näher gebracht würden, und daher einst eine Zeit kommen müsse, wo man sich von den Burgen unserer Vorfahren, von ihrer Bauart, ihren Fortificationen u. s. w. ganz und gar keinen Begriff mehr werde machen, wo der Alterthumsforscher keine erschöpfende Auskunft mehr geben können, wo die Imagination statt der Wirklichkeit werde gelten, und ein Jahrhundert der höhern Bildung sich in dieser Rücksicht mit bloßen Legenden und Sagen behelfen müssen: so wolle er sie in ihrem noch gegenwärtigen Zustande, wenigstens durch die Kunst für den Geschichtsforscher, den Antiquitätenforscher, den Architekten (man kann hinzusetzen; den Dichter, den Gartenkünstler, den Mahler,) zu erhalten suchen.

Weil der Vf. zu jedem Blatte einige (kurze und anspruchlose) historische Nachrichten giebt: so wünscht er, von Kennern in Ansehung der Genealogie und Zerstörungsgeschichte der fränkischen Burgen unterstützt zu werden. Zur Erreichung dieser Absicht würde es gut seyn, wenn er die Gegenstände des nächsten Heftes allemal so früh als möglich bekannt machte. Denn aufs Ungewisse hin, wenn eine Burg, oder ob sie überhaupt jemals an die Reihe kommen werde, möchte sich wohl schwerlich ein Geschichtsforscher entschließen, vielleicht mühsam zusammenzubringende Nachrichten zu liefern.

Dieses erste Heft enthält 1) die *Altenburg* bey Bamberg, als Landschaft das todteste Blatt. 2) *Bernfels* im Bambergischen. 3) *Leyensfels* im Fürstenthum Bamberg. 4) *Rabeneck* im Fürstenthum Bamberg. Nicht ganz genau nach der Natur, vielleicht

auch nicht von der malerischsten Seite. Uebrigens liegt es nicht  $\frac{1}{2}$  Stunde unter Weischenfeld gegen Baireuth, sondern umgekehrt gegen Muggendorff hin; eben so ist die Toffbrücke wenigstens noch einmal so weit davon entfernt, als Weischenfeld. Von diesem Toff oder Toos machen (beyläufig zu sagen) alle Beschreiber, auch dieser, ein viel zu großes Getöse. Es ist beynahe die einzige Stelle, wo er in den prächtigen Ton fällt, welcher viel sagen soll, und gemeinlich nichts sagt. „Wer die schönen Werke der Natur und die angenehme Einsamkeit liebt, (sagt er) wird sich von dieser Gegen[gegend] wo ein Flüschen, die Wiesent, einen Bach, die Aufsees, aufnimmt, und einen Wasserfall von höchstens 10 Fufs macht!] ungerne trennen. Einen ergen Grund vor sich, einen andern hinter, und einen dritten neben sich, drey Berge, rund umgeben mit düstern Wäldern [das Gebirg, vom Toff nach Rabeneck zu gerechnet links, ist fast ganz kahl graue hohe Felsen, über sich den Himmel zu sehen unter sich schauerlich stark rauschendes Wasser zu hören; das erregt (unverfehlbar!) — nie gefühlte Empfindungen, beynahe schauderhafte Furcht demjenigen der hier allein, ungestört sich selbst überlassen, in diesem einsamen Heiligthume der Natur waltet. Rec. hat es erlebt, daß einige scherzende und singende Heumacher den ganzen schauerlich stark rauschenden Wasserfall unhörbar machten. 5) *Wildenfels*, im nürnbergischen Pflegamte Hilpoltstein. (Dabey erzählten Familienscene, woraus sich von einem Dichter allerley machen liesse, fehlt nur die Angabe der Quelle.) 6) *Wüstenstein* im Baireuthschen. Eine öde Ansicht, und doch vielleicht selbst bis auf den Himmel, das interessanteste Blatt. Alle andere lassen dem Auge und der Phantasie Raum zu Abschweifungen; hier im Innern der Ruinen ist man gefangen für die Wehmuth über die Vergänglichkeit. Dieses letzte Blatt ist von Küßner gezeichnet und geätzt, die übrigen fünf sind von Ge. Adam gezeichnet, das zweyte, vierte und fünfte von Ludw. Ebner, das dritte von P. I. Schwarz geätzt; der Verfasser des ersten ist nicht angegeben.

Es ist zu wünschen, daß wir, die wir die unbedeutendsten Bildchen aus England und Italien übermäßig bezahlen, endlich einmal den guten Willen zeigen, unsre eigenen Reichthümer zu einem wohlfeilen Preis kennen zu lernen.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 J A N U A R, 1804.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

HEILBRONN, b. Weisert: *Morgenländische Apologien*, oder: *die Lehrweisheit Jesu in Parabeln und Sentenzen*, von Karl Philipp Konz. Angehängt sind: *Beiträge zu einer morgenländischen Anthologie*. 1803. XCII u. 262 S. 8.

Der Vf. dieser Apologien hat durch mehrere frühere Schriften gezeigt, daß er regen Sinn für die lieblichsten Blumen des Morgen- und Abendlandes mit schönen Kenntnissen verbinde, und auch diese Arbeit enthält manches dem Freunde des Orientes willkommene Geschenk. Den Anfang macht ein schätzbare Aufsatz: *über Fabel und Parabel, und die Parabeln Jesu ins besondere*. Was Lessing, Herder, Jacobs, Storr u. a. über diesen Gegenstand gesagt haben, findet man hier mit guter Auswahl benutzt, und mit mancher eigenen treffenden Idee des Vfs. durchflochten. Hr. C. sucht den Begriff der Fabel hauptsächlich *historisch* zu entwickeln, wiewohl er auch den Gang der Unterfuchung von allgemeinen Begriffen über poetische Kunst nicht ausschließt. Folgende Ideen liegen vorzüglich in der weitläufigen Unterfuchung des Vfs. Die ältesten Fabeln gab das Bedürfnis des Augenblicks ein. Hierher gehören die drey biblischen Fabeln in den historischen Urkunden der alten Hebräer, Richt. 9, 8—15. 2 Kön. 12, 1—4. 2 Kön. 19, 1—10; die Fabel des Menenius Agrippa, die von Stesichorus gegen den Phalaris, die sinnreiche Erzählung, welche bey Herodot (I, 141. p. 81. ed. Reiz.) dem Cyrus als Antwort an die Botschafter der Jonier und Aeolier in den Mund gelegt wird, u. a. m. Diese und andere Apologien haben den gemeinschaftlichen Zweck der *Lehre*: sie sind nicht sowohl Mittel des freyeren Vernügens, als der Ueberredung oder Ueberzeugung durch einen vor die Anschauung des sinnlichen Menschen gebrachten, auf seine Sinnlichkeit berechneten besonderen ähnlichen Fall. Dem historischen Ursprunge der Fabel nach, war dieselbe mehr Verhüllung eines bestimmten Falles in einen andern bestimmten, der durch die sinnliche Darstellung mehr Eindruck erregen, und den Menschen zur Selbstkenntnis führen sollte. Durch einen klugen Umweg bahnten sich die Fabulisten den Eingang zu dem Herzen ihres Volkes. Sie gingen mehr täuschend und hinterlistig, als offen und ehrlich zu Werke. Als Beyspiel führt der Vf. ein paar Fabeln oder Parabeln an, die der Geschichtschreiber *Boncompagno*, aus *J. A. L. Z.* 1804. *Erster Band*.

dem Zeitalter Friedrichs des Rothbarts, in seiner Beschreibung der Belagerung der Stadt Ancona, erwähnt. Den Gebrauch der Thierwelt in den Fabeln sucht Hr. C., außer den von Lessing angegebenen Gründen, vorzüglich auch aus dem Drange der sittlichen und sinnlichen Natur des Menschen, den Naturerscheinungen moralische Ideen unterzulegen, zu erklären; und aus dem Gebrauche der Thierfabel, meint er, ließen sich auch manche alte Augurien deuten. Eine Erzählung des Dionysius von Halikarnass wird als Beyspiel angeführt. Die *Symbolik* trifft mit der *Parabolik* oft zusammen. *Symbolik* ist bildliche Vorstellungsweise durch *natürliche Zeichen*; *Parabolik* durch *Wortzeichen*. So war die Antwort, die der Vater des Tarquinius seinem Sohne dadurch geben ließ, daß er die Abgesandten auf ein Mohnfeld hinausführte, und den höchsten Mohnstengeln die Köpfe abschlug, eine symbolische Antwort. Die *Symbolik* ist mehr auf augenblickliche Anregung des Willens, die *Parabolik* mehr auf Einpflanzung von Maximen und Grundsätzen in die noch roheren Gemüther berechnet. Den gewöhnlich angenommenen Unterschied zwischen Fabel und Parabel, in so fern die letzte nur einen erdichteten Fall aus der menschlichen Geschichte vorträgt, hält Hr. C. für willkürlich und ungegründet. Uns hingegen scheint der unter andern auch von Herder (*Zerstr. Blätter*, III Samml. S. 165) gemachte Unterschied nicht so ungegründet zu seyn, als der Vf. glaubt; und wenn sich unter den äsopischen Fabeln ähnliche Erzählungen finden, so nenne man sie lieber Parabeln, als daß man den ganzen Unterschied aufhebe. Ueber die Parabeln Jesu kommen von S. LVI fg. manche schöne Bemerkungen vor. Die Absicht dieses weisen Lehrers war, nach unserem Vf., in vernünftlichen Beyspielen seine Ermahnungen zur Sittlichkeit, zu unverdrossener Besserung des Herzens, zu steter Aufmerksamkeit auf die Bedingungen, durch deren Erfüllung allein der Mensch ein würdiges Glied seiner Gesellschaft, der Gemeine ächter Gottesverehrer, werden könnte, weniger gebildeten, mit Vorurtheilen aller Art befangenen Menschen vorzulegen. Der Weg, den er einschlug, war unter den Lehrern seiner Nation nicht unbekannt. (Vergl. *Hillel's* und *Schammai's* Aussprüche im Talmud.) Die Parabeln Jesu sollten, aus dem Leben geschöpft, auch wirken auf das Leben. Der Augenblick, die Gelegenheit gab sie ihm ein, sein hoher Wahrheitsfönn und sein religiöses Gefühl waren die Muse, die sie erfand, bildete, darstellte. Nicht jeder einzelne Zug aber ist an ih-

nen bedeutend. Vielleicht haben wir auch diese Parabeln nicht mehr ganz so, wie sie aus dem Munde des Lehrers kamen. Die Parabeln sind nun entweder von allgemeinmoralischer Beabsichtigung, oder sie stehen in einer ganz eigenen Beziehung auf den Religionsplan Jesu. Fast immer hat es Jesus mit befondern Vorurtheilen seiner Nation zu thun. Alle seine Parabeln zeichnen sich aus durch kunstlose Originalität.

Der Versuch einer freyern metrischen *Bearbeitung* von 26 Parabeln Jesu ist dem Vf. im Ganzen nicht übel gelungen. Freylich findet man in den meisten bloß versificirte Prosa, und die Verse selbst — theils Hexameter, theils Jamben — sind nicht frey von Härten und metrischen Unrichtigkeiten; einigen hingegen fehlt es auch nicht an Wohlklang und Poesie der Sprache. Mehrere dieser Bearbeitungen aber verhalten sich zu den Originalen, wie die Versuche eines bekannten deutschen Dichters, die in harmonischer Prosa verfaßten Gedichte eines andern Dichters in Verse zu bringen. Die Parabeln Jesu gefallen hauptsächlich durch ihre Natürlichkeit, und gerade diese ist in mehrern Umbildungen des Hn. C. verloren gegangen. Der Vf. wollte mehr den poetischen Paraphrasen, als den eigentlichen Uebersetzer machen, und der Leser würde ihn gewiß leicht entschuldigt haben, wenn er einigen Erzählungen, da sie doch nun einmal in Verse gebracht sind, auch einigen poetischen Schmuck geliehen hätte. Wir setzen eine der kürzeren Parabeln hierher:

*Verschiedener Bau.* (Matth. 7, 24 fg. Luk. 6, 48-49.)

Zwey baueten, der Eine ging und wählte  
Sich eine weite Strecke Sands zum Platze  
Des Baues; leicht erhoben hatt' er da  
Sein Haus, da fuhr der Samiel daher,  
Und rifs es rasch mit seiner Hoffnung um.  
Der Andere, bedachtsamer, erfah  
Sich einen Fels zum festen Grund, und baute  
Sein Haus darauf, nicht ohne saure Müh';  
Noch steht und trotzet es den Stürmen sicher.

Schwerlich dürfte der Anfang der Erzählung von der Sünderin (Luk. 7, 37 fg.) durch folgende poetische Umbildung etwas gewonnen haben:

In Jerusalem war ein Weib, als Buhlerin ruchtbar:  
Die vernahm, es halte das Mahl mit einem der Männer  
Der pharisäischen Zunft der große gehoffte Prophet,  
Den in der Nähe zu sehn sie umsonst so lange sich  
sehnte:

Und sie hielt sich nicht mehr; u. s. w.

In einer *Parallele* heist es, S. 42:

Hoffet und fürchtet euch nicht, ihr Wenigen! Heerde,  
du kleine!

Hoffe! der Liebe Beschlufs ist es: du eignest dem Vater!

S. 44 heist es:

Petrus darauf: *Wie? gilt sie nur uns, wie: oder die Rede  
Allen gilt sie? Der Herr entgegnete: höret besonnen!*

Warlich ein köstliches Ding ist ein treuer und wacker  
rer Schaffner,

Welchen der Herr dem Gelinde bestellt hat, u. s. w.

S. 52:

Ein Pharisaer war der ein', ein Zöllner der andre.

Die Parabel: *des Königs Rechnung* (Matth. 18, 24 fg.) ist doch bloß in Jamben gebrachte Prosa, ohne einen poetischen Zug; einiger gemeinen Ausdrücke, z. B. ein *Unbild verüben*, *des Wortes quitt seyn* u. s. w. nicht einmal zu gedenken. Auch hätte der Vf. die Worte: *καὶ παρήσας αὐτὸν ἐπύριε*, — Luther'n nicht nach übersetzen sollen: „faßt er ihn an, und würg'et ihn“ etc. Der Knecht faßte seinen Mitknecht an der Gurgel an, der Ausdruck *einen würgen* sagt aber nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauche, etwa mehr. Bisweilen hat Hr. C. die Personen, welche in den Parabeln redend und handelnd eingeführt werden, mit eigenen Namen bezeichnet. So heißt der reiche Mann *Afsra*, der Vater des verlorenen Sohnes *Rahem*, der Gewaltige, der seinen zehn Knechten Talente anvertraute, *Bachur*, und der ungerechte Haushalter *Ormal*. Einige Parabeln sind recht glücklich von dem Vf. bearbeitet worden, z. B. *Jesus unter den Kindern*; unstreitig eins der schönsten Stücke der ganzen Sammlung! Auch die Erzählung vom *reichen Manne* hat einige gelungene Stellen; eben so gehören die Parabeln: *die zehn Jungfrauen*, *der ungerechte Haushalter* u. a. zu den besseren Stücken. Mit gelehrten Anmerkungen hat Hr. C. diese Parabeln nicht ausgestattet, und was er noch über die eine oder die andere zu sagen hätte, behält er sich vor, an einem andern Orte zu sagen.

An diese Parabeln schloß sich an: *Einige Denksprüche und Lehren Jesu*. S. 73—86. Die Gnomen Jesu sollen den Parabeln zur Erläuterung dienen, und einige derselben sind von dem Vf. zu schönen Epigrammen geformt worden. Z. B.:

*Die Gottesverehrer.* (Luk. 18, 17.)

Wer nicht mit kindlichem Geist, nicht mit der Einfalt  
des Kindes

Gottes Gemeine sich naht, ist der Gemeine nicht  
werth.

*Verfönllichkeit.*

Gern verzeihe dem Bruder, und gern vergiebst dir dem  
Vater,

Geben nicht kannst du, wie Gott, dennoch vergeben,  
Mensch!

Den *Beiträgen zu einer morgenländischen Anthologie* S. 89 fg. geht eine schätzbare Abhandlung, als Einleitung, voraus, worin der Vf. den Werth der morgenländischen Blumen richtig würdigt, vor Ueberschätzung und Herabwürdigung derselben warnt und das Charakteristische derselben treffend angiebt. Mit Recht betrachtet er die Erzeugnisse der morgenländischen Poesie „als abgebrochene, oft schöne, mehr noch erhabene, kühne Laute, kräftige Stimmen, feurige Erscheinungen, wie sie die Natur oft dort in den



den Gegenden, wo sie sich losrissen, mit einmal erzeugt.“ Von dem Buche *Hiob* glaubt er, daß es, wenn es auch nicht seiner ganzen Composition nach, arabischen Ursprungs sey, doch viele Laute alten arabischen Naturgesanges enthalte. Die Aegyptier waren wahrscheinlich ein Volk ohne Poesie, und die vortrefflichen mosaischen Gesänge konnten nicht aus den Schätzen ägyptischer Weisheit geschöpft seyn: der Vf. vermuthet, daß ihnen arabische Lieder zu Vorbildern gedient hätten. Ueber den Geist der arabischen Poesie, über die wahrscheinliche Abkunft des Reims aus Arabien, über die Lieblings-Themen der arabischen Dichter sagt der Vf. viel Treffendes. Heroismus, Liebe, Preis der Tapferkeit, Unabhängigkeit, Blutrache, Schlachtengemälde, Gastfreiheit, Lob des Freundes, des Rosses, des Kameels, Spott des Feigen, Weisheits- und Klugheits-Sprüche sind der gewöhnliche Inhalt ihrer Poesieen. In einer weitläufigen Anmerkung, S. 118 fg. kommen sehr schätzbare Bemerkungen über den Unterschied der hebräischen und arabischen Poesie und über einige der vorzüglichsten hebräischen Sänger vor, welche schicklicher dem Texte selbst hätten einverleibt werden können. Der größte Theil der vom Vf. S. 139 fg. übersetzten Gedichte ist arabischen Ursprungs. Gute Auswahl, eine glückliche Auffassung des Geistes der Urbilder und eine im Ganzen harmonische und poetische Sprache zeichnen diese Nachbildungen aus. Nur wenige Züge hat der Vf. abgeschnitten, und wenige hinzugehan. Auch hat er die Quellen, woraus er diese Gefänge schöpfte, gehörig angegeben, um die Vergleichung, die er nicht zu scheuen brauchte, zu erleichtern. Die Todtenklagen, die elegischen Fragmente, die Macht der Liebe, die Flucht der Jugend, die Trennung, sind alle von *Motanabbi*; der Preisgefang, des Gefangenen Sehnsucht von *Giafar Ibn-Üs*; der Abschied ist von *Abu-Mohammed*. S. 165 findet man, unter der Aufschrift: *die Heldenprobe*, einen romantischen und sehr bezeichnenden Zug aus David's Geschichte, (1 Chron. 12, 16—19) ausgehoben, und in einem schmucklosen, aber passenden Gewande hingestellt. Mehrere der hier übersetzten Gedichte findet man bey *Jones (de poeti asiatica)*. S. 131 ist der schöne *Klagegesang David's um Jonathan (und Saul)* übersetzt, wobey der Vf. die jetzt sehr beliebten Chor-Abtheilungen angewendet hat. Warum er jedoch die letztern Worte des 21 V. nicht übersetzt, wissen wir nicht. Hatte er kritische Gründe hierzu, so hätte er sie anführen sollen. Gelungener noch, als diese Vertheilung, scheint uns die aus dem *Göttingischen Musenalmanach* vom J. 1801 schon bekannte Uebersetzung des *Klaglieds des Hiskias* (Jes. 38, 10fg.) zu seyn, wobey Hr. C. sich auch des Reims bedient hat. Hierauf folgen Lieder von *Abulata*, von *Timmach*, *Abulgul*, und einige aus dem Persischen übersetzte Gedichte. Um unsern Lesern wenigstens eine Probe dieser geruchreichen Blüthen zu geben, setzen wir eines der kürzesten Gedichtchen (*Jones*, p. 301) hierher. Es ist überschrieben: *der Zephyr*. S. 195):

Die Früchte reifen durch mich, der Blumen freudiges  
Chor

Glänzt schöner an meinem Hauch: Ich wehe, melodi-  
scher schwingen

Die Bäche vor mir sich hin, und an den Zweigen hervor  
Drängt Blüth' an Blüthe sich froh: auf meinen himmli-  
schen Schwingen

Trag' ich der Liebenden Seufzer, sie bringen

Die Kunde vom nahenden Freunde dir zu,

Zum Boten der Liebe bestellest mich du,

Und drückt dich heimliches Leid, lall' ich dein Herz-  
chen zur Ruh.

Unter der Aufschrift: *die Worte vom Glauben* (S. 206 fg.) findet man eine ganze Stelle aus dem 11 Kap. des Briefs an die Hebräer, nicht unglücklich in Versen übersetzt. S. 211 folgen *Apologen*, aus dem Hebräischen und Arabischen übersetzt. Z. B. 2 Kön. 12, 1—4. *der Reiche und Arme*. Mit Interesse las Rec. folgende Stücke: *Hakkam und die Wittwe* (S. 212). *Mose und Ithuriel* (S. 216). *Der Derwisch und der Sultan* (S. 219). *Der Wassertropfe* (S. 221). Die hierauf folgenden *morgenländischen Gnomen* sind theils aus den *Pirke Abhoth*, (auct. Leusd. Ultraj. a. 1510ccxv) theils aus arabischen Dichtern übersetzt. Hier eine Probe, *Menschenleben* überschrieben:

Trunkener Wahn ist das Leben des Menschen, die Süße  
verdieget

Ach! dem Trunkenen bald; aber es bleibet der  
Rausch!

Den Beschlufs dieser angenehmen Sammlung macht: *Hiob, frey bearbeitet, ein Fragment* (S. 231—262). Hr. C. hat nur die vornehmsten Züge dieses erhabenen Gedichtes zusammengedrängt, und den Reim gewählt. Den Mythos, womit das Gedicht beginnt, hat er weggelassen, und bloß das Schicksal, „dessen Idee ihm überhaupt nur so modificirt, nicht nur unter dieser Hülle zu spielen,“ sondern durch das ganze Gedicht zu herrschen scheint, geschildert. Einige Fehler der Scansion, wie *Äraber*, st. *Äraber*, endlos, st. endlos, vor'm Stummen (wo vor'm durchaus nicht kurz gebraucht werden durfte,) einige unschickliche, ungewöhnliche, oder minder edle Ausdrücke, wie *abgesteicht*, *Mühsal*, was auch der Schmerz an seiner Seele fras, *Schwähren flogen auf*, oder: „Mutterbrüste regnen mit der Liebe Kufs die Milch in die Lippen,“ — diese und ähnliche Ausdrücke abgerechnet, hat Hr. C. mit Geist gearbeitet, wenn wir gleich nicht behaupten möchten, daß er einen frühern geschmackvollen Uebersetzer des *Hiob*, der sich auch des Reims bediente, Hn. *Pape*, übertroffen habe. So sind unter andern am Ende des 3 Kap. einige achtpoetische Züge des Originals in der Conzischen Uebersetzung verwischt; andere dem Originale fremde Züge dagegen hinzugethan worden. — In den prosaischen Aufsätzen thun die allzu gedehnten Perioden, wie S. XXXII und XXXIII, nur übele Wirkung, welches um so mehr zu beklagen ist, da der Vf. durch den bey weitem größern Theil dieser Aufsätze ge-  
zeigt



zeigt hat, daß er auch energisch und mit wünschenswerther Kürze zu schreiben wisse. Allein alle diese Flecken würden wir bey einem alltäglichen Producte gar nicht gerügt haben.

### SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Orell, Füßli u. Comp.: *Iris. Ein Taschenbuch für 1804.* Herausgegeben von J. G. Jacobi. Ohne den Kalender 340 S. 12. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der achtungswürdige Herausgeber darf schon um feinetwillen eines freundlichen Empfangs seines Taschenbuchs gewiß seyn, wenn auch der Gehalt der gesammelten Beyträge nicht durchgängig so beschaffen ist, wie man es von seiner Auswahl unter besseren erwarten dürfte. Unter den Gedichten, welche mit prosaischen Aufsätzen abwechseln, zeichnen sich folgende am vortheilhaftesten aus: die Reformatoren von Pfeffel; die Mutter vom Herausgeber; der Adler nach Pindar von Chr. Graf zu Stolberg; die Dichtkunst von E. S.; das treffliche allemannische Lied, der Abendstern, von Hebel, das in seinem Volksdialekt noch naiver klingt als in der hochteutschen Uebersetzung, die dem Herausgeber in einzelnen Stellen fast besser gelungen ist, als dem Vf. selbst; Sardanapal von Pfeffel; Gesang an die Harmonie von v. Salis; die Gewichte der Grazien von Friederike Brun; der Bogenschütze von R. und Anaklet von Pfeffel, das seiner Kürze wegen hier Platz finden mag;

Ein Theolog, ein Lehrling Gottes, wäre  
Der eidle Priester Anaklet?  
Der liebe Gott, der doch, bey meiner Ehre!  
Die Pädagogik auch versteht,  
Nimmt keinen Gecken in die Lehre.

Außer Glim, Kl. Schmidt, Haug findet man auch Namen, die ihren Beruf zur Dichtkunst nicht beur-

kundet haben. Die prosaischen Aufsätze sind alle le- senswerth, obgleich nicht alle für ein solches Taschenbuch geeignet. Des Herausgebers Aufsatz über Glim ist gewiß nicht der unwillkommenste darunter. Druck, Format und Kupfer von Hn. Lips verdienen Beyfall. Die Modekupfer muß man nicht auf Rechnung des Herausgebers setzen.

WL

NÜRNBERG u. LEIPZIG, b. Campe: *Darstellungen von geschmackvollen, wirklich existirenden Handlungs-läden, Gewölb- oder Boutiquen.* Ein Versuch den bessern Geschmack auch in diesem Zweige der Architektur bey uns einzuführen. *Erstes Heft*, sechs fein colorirte Läden aus Paris enthaltend. Ohne Text, langl. 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Unsere Handelsstädte müßten allerdings an heiterem Aussehen gewinnen, wenn die Läden der Kaufleute im Aeufsern bessere Formen erhielten, als gewöhnlich der Fall ist. Ein hübscher Laden wird überdem auch den Erwerb des Besitzers vermehren, weil die Käufer dadurch angelockt werden; Wenige ausgenommen, welche etwa zufällig Argwohn fassen, daß der Kaufmann seinen Aufwand sich von den Kundleuten wieder bezahlen lasse. Was nun übrigens die vorliegenden Darstellungen betrifft: sehen zwar alle diese sechs pariser Handlungs-läden elegant genug aus, allein der eigentlich gute Geschmack in der Architektur dürfte, durch Nachahmung derselben, bey uns eben nicht gar viel gewinnen; denn, nach architektonischen Regeln betrachtet, sind Form und Verhältnisse meist fehlerhaft: Nur Nr. 6, wiewohl in gothischem Geschmack, hat Uebereinstimmung der Theile, und kann daher für das beste Muster in diesen Hefte gelten. Alle 6 Kupfertafeln sind in Tuschanier sauber geätzt und mit vorzüglicher Reinlichkeit illuminirt.

### KLEINE SCHRIFTEN.

ORIENTALISCHE LITERATUR. *Alexandrien*, aus der franz. oriental. Buchdruckerey: *Alphabet Arabe, Turket Persan à l'usage de l'imprimerie orientale et française.* An VI. 168. gr. 8. Diese kleine Schrift verdient nicht bloß wegen ihrer Seltenheit, als ein Denkmahl des von den Franzosen, während ihrer Besetzung von Aegypten, daselbst errichteten literarischen Instituts, sondern auch wegen des Reichthums und der Schönheit der arabischen Typen in allen ihren mannichfaltigen Formen und Verbindungen eine kurze Anzeige. Diese schönen Typen sind der Form nach dieselben, welche ehemals Savary de Breves von der mediceischen Buchdruckerey in Rom entlehnte, und womit er unter andern in Paris mit der Unterschrift: *ex typographia Savariana* im Jahr 1614 einen arabischen Pfalter drucken ließ, die sich eine Zeit nachher aber gänzlich verloren, bis Hr. de Guignes die Ponzen und Matrizen vor ungefähr zwanzig Jahren in der königlichen Druckerey zu Paris wieder fand. 9. dessen Abhandlung *sur l'origine des caractères orientaux de l'imprimerie Royale* im ersten Bande der *Notices et extraits des Manuscrits de la Bibliothèque du Roi.* Den Anfang dieses Alphabets machen die gemeinschaftlichen Buchstaben der Araber, Türken und Perser, so wie sie im Anfang, in der

Mitte und am Ende des Worts, in Verbindung oder ohne Verbindung mit andern Buchstaben gestaltet sind; dann folgen auf eben die Weise die den Türken und Persern eigenthümlichen Buchstaben, darauf die Vocale und orthographischen Zeichen, dann noch auf acht Seiten die von den orientalischen Kalligraphen eingeführten Schriftzüge und Verbindungen mehrerer Buchstaben, in alphabetischer Ordnung, zum Schluss der Ziffern. Unterzeichnet: J. J. M. Wir können dabey nicht unbemerkt lassen, daß die Form dieser Lettern eigentlich die arabische ist, von welcher die türkischen und persischen Kalligraphen abweichen; als arabische Lettern aber zeichnen sie sich vor den zu Rom in der Buchdruckerey der Propagande befindlichen, (*Alphabetum Arabicum; Romanas ex typographia Collegii de propag. fide 1715. 8.*) welche sonst für vorzüglich gehalten wurden, an Schönheit und Mannichfaltigkeit merklich aus. Ob übrigens in dieser alexandrinischen arabischen Buchdruckerey etwas von Erheblichkeit gedruckt worden, und wohin die Druckerey selbst, nach der Räumung des Landes von den Franzosen, gekommen seyn mag, ist dem Rec. unbekannt.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 J A N U A R. 1804

## NUMISMATIK.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Annalen der gesammten Numismatik*. Herausgegeben von Friedrich Schlichtegroll. Erster Band. Mit Kupfern. 202 S. 4. (3 Rthlr.)

Dass auch die Numismatik, wie viele andere Wissenschaften, eine Zeitschrift, oder ein Magazin erlangen möchte, durch welches neue Entdeckungen, große öffentliche und Privatsammlungen, vorzügliche Stücke kleiner Sammlungen, neue Münzbücher u. s. w. den Münzforschern und Münzfreunden bekannt werden könnten, dies war immer ein geheimer Wunsch des Rec., zu dessen Erfüllung er mit wahrer Freude in vorliegenden Annalen den Anfang gemacht sieht. Der lebhafteste Antheil, den er an dieser Sache nimmt, veranlaßt ihn, seine Gedanken darüber offenerzig zu sagen, zugleich aber auch einen Wunsch, den gewiss mehrere Leser mit ihm theilen werden, nicht zu unterdrücken.

Der Vf. theilt nämlich die Numismatik bloß in die alte und in die neuere; Münzen der mittlern Zeit hingegen will er nicht mit in seinen Plan aufnehmen. — Dafs man in Sammlung der Münzen der mittlern Zeit, und in unbezweifelnder richtiger Angabe und Erklärung derselben, noch zu weit zurück sey, als dafs man sagen könne, man habe ein eigentliches und festes System, darin stimmt Rec. mit dem Vf. vollkommen überein; ja, man kann und muß gewissermaßen zugeben, dafs es, auch nach den angestrengtesten Bemühungen der gelehrtesten und fleissigsten Münzforscher, nie so weit kommen werde, alle und jede Münzen der mittlern Zeit vollkommen zu erklären, und von ihnen bestimmt ihren Prägort und Münzherrn anzugeben. Aber dafs ein Werk, wie diese Annalen, nicht Gelegenheit geben könne, nach und nach auch hierin immer mehr Gewissheit zu erlangen, und die vielseitigen Prüfungen und Erfahrungen in ein Ganzes zusammen zu stellen, daran darf man wohl nicht zweifeln. Denn wie viele Münzen der mittlern Zeit giebt es nicht mit Schrift; ja sogar mit leserlicher Schrift (für denjenigen, der dergleichen Schrift zu lesen versteht)! Kann man nun nicht, wenn man eben diese Bilder auf anderen Münzen von eben dieser Fabrik ohne Schrift findet, schon genauer bestimmen, wohin sie gehören? — Ueberdies ist, wie bekannt, doch auch nicht so wenig hierin vorgearbeitet, dafs sich nicht auf diesen Grund

was fortbauen liesse. Man sehe nur in *Lipsii Bibliotheca nummaria* die Artikel: *Bracteati*, *Solidi*, *Medii*, *aerum* u. s. w. nach, und man wird finden, dafs schon mehr vorgearbeitet ist, als man vernuthet. Nimmt man aus allen diesen Schriften das brauchbarste heraus, und kommen nun noch neuere Erfahrungen, Beobachtungen und Bemerkungen dazu, die von Zeit zu Zeit in einer fortdauernden Schrift von mehreren Orten her zu öffentlicher Notiz gebracht werden; dann wäre wohl der Gedanke so unausführbar nicht, einmal eine Art von System zu ordnen. So unvollkommen dieses auch anfangs ausfallen möchte, so käme doch die Sache nunmehr zur Sprache, und selbst die Beurtheilungen und Berichtigungen eines unvollkommenen ersten Versuchs dieser Art würden zur Vervollkommenung der Sache nicht wenig beitragen. Rec. hat bey dieser Aeußerung keine andere Absicht als diese, den gelehrten Vf. dieser Annalen, wo möglich, dahin zu vermögen, wenn auch nicht eben in jedem Theile drey Abschnitte zu machen, doch Münzen der mittlern Zeit nicht ganz aus seinem nützlichen Werke auszuschliessen, und wenigstens das, was sich ihm von dieser Art darbietet, so lange in einem Anhange mit beizubringen, bis sich die mittlere Numismatik von selbst dazu eignet, einen Theil des Ganzen, wie die alte und neue, verhältnissmäfsig auszumachen. Ueberdies, da hier nur diejenigen Münzen neu genannt werden, welche seit drey oder vierhundert Jahren geprägt worden sind, so bekommt die mittlere Zeit einen noch weitern Umfang; und wie viel Interesse würden diese Annalen verlieren, wenn Münzen dieser Art, die oft die wichtigsten und seltensten sind, davon ausgeschlossen seyn sollten?

Doch nun zu dem Plane des Vfs. zurück. Die alte Numismatik sowohl als die neue, theilt er in sieben Rubriken oder Kapitel. Bey der alten Numismatik sollen Abhandlungen über das Ganze, über die Methode dieser Wissenschaft und ihre Geschichte, über ganze Classen alter Münzen und dergleichen die erste Rubrik ausmachen. Die zweyte giebt Erklärungen von unedirten, oder bisher missverstandenen, oder überhaupt sehr seltenen, antiken Münzen, begleitet von nöthigen Abbildungen in Kupferstichen. Nachrichten von den Ausgrabungen antiker Münzen, von dem Orte, wo solche antiquarische Schätze bey einander gefunden worden, aus was für Münzen sie bestanden u. s. w. soll die dritte Rubrik vereinigen, wobey sehr richtig bemerkt wird, dafs die Deutung

mancher schwierigen griechischen Münze oft viel sicherer seyn würde, wenn die Insel oder die Stadt von Griechenland und Asien, wo sich diese Münzen gefunden haben, genau wäre angegeben worden. Die vierte und fünfte führen die grossen Sammlungen antiker Münzen auf, sowohl die, welche das Eigenthum der Regenten und Staaten, als auch glücklicher Sammler unter den Privatpersonen sind. Die Geschichte dieser Cabinette, ihre Bereicherungen, die Angabe der Lücken in ihren geographischen und historischen Suiten, des Eigenthümlichen einer jeden — sind Gegenstände, die die Freunde der Numismatik interessieren, welche überdies dadurch einander näher kennen lernen. Anzeige neu erscheinender Schriften über alte Numismatik und Beurtheilung des Zuwachses dieser Literatur füllt die sechste Abtheilung; und endlich soll die siebente, Berichtigungen, Anfragen, Nachrichten von zu verkaufenden Münzen und dergleichen enthalten.

Unter ähnliche Kapitel wird auch das gestellt, was über die *neuerer* Numismatik zu sagen ist. Auch hier werden Abhandlungen über die moderne Münzkunde im Ganzen, über ihre Methode, über einzelne Theile dieser Wissenschaft in historischer, ästhetischer oder statistischer Rücksicht den ersten Abschnitt ausmachen. Einen Hauptartikel wird der zweite Abschnitt liefern, welcher die Aufzählung und Beschreibung der in den letzten Jahren geprägten Münzen, nach der geographischen Folge der Staaten enthält. Durch diese von Westen nach Osten gehende geographische Anordnung, die, so viel möglich, dem bey den antiken Münzen angenommenen Eckhelischen System entspricht, wird die Uebersicht dieses Faches ungemein erleichtert. Bey jedem Lande und Staate werden erst die Gedächtnismünzen, oder Medaillen aufgeführt, dann aber auch die geltenden, in so fern etwas besonders von ihnen zu sagen ist, und die vorzüglichsten dieser modernen Münzen werden dazu in Abbildungen dargestellt. Jettons von Medailleurs machen den dritten Abschnitt aus. Oeffentliche und grosse Privatsammlungen moderner Münzen werden eben so, wie bey der alten Numismatik, unter der vierten und fünften Rubrik aufgezählt werden. Die sechste wird von dem Zuwachs der Literatur der neuen Numismatik Rechenschaft geben, und die siebente gleichfalls Miscellen, die modernen Münzen betreffend, enthalten.

Die Erscheinung der Bände soll an keine bestimmte Zeit gebunden seyn, der Vf. glaubt aber ohngefähr alle zwey Jahre, zuweilen auch öfterer, eine Fortsetzung geben zu können: was auch Rec. glaubt und wünscht.

Mit Recht nimmt der Vf. in der alten Numismatik drey Perioden an. In der ersten, (von ohngefähr 1580 bis 1680 oder vom *Fabv. Ursinus* und *Hub. Goltzius* an bis auf *Karl Patin* und *Andr. Morelli*) beschäftigte man sich herrschend mit römischen Familien- und Kaiser-Münzen. Noch gab es keine Kri-

tik über Aecht und Unächt; die unächtten wurden in Italien zu tausenden gemacht, und kamen, ohne weitere Untersuchungen, in die Sammlungen und in die gelehrten Verzeichnisse. Schon *Wilhelm de Choul*, einer der ersten Sammler, liess in seinem Buche: *De la Religion des anciens Romains* zwey Münzen vom Agrippa stechen, die beide ganz gewiss unächt waren. Die eine, von Grosferz, zeigte auf dem Revers das Pantheon; die andere, von Silber, stellte auf der Rückseite den Neptun, auf einem Wagen sitzend, vor, welcher von zwey Meerpferden gezogen wird. *Anton Lepois*, der zu eben der Zeit lebte, führt in seinem *Discours sur les Médailles et Graveurs antiques etc.* (Par. 1579. 4.) noch mehrere von der Art an. Nicht lange darauf kamen die bekannten *Paduaner* und *Parmesaner*, nachher *Dervieux* aus Florenz, *Cogornier*, *Carteron* in Holland, und viele andere mehr.

In der zweyten Periode (von 1680 bis 1780 oder von *Foy Vaillant* und *Ezech. Spanheim* bis auf *Jos. Pellerin* und *Jos. Eckhel*) waren römische Münzen in allen Metallen und Grössen in namhafter Anzahl vorhanden, und wurden mit der römischen Geschichte in Verbindung gesetzt. Die römischen Münzen mit griechischen Aufschriften, ferner die Münzen der Könige, und allnählich auch der Städte und Völker, erregten Aufmerksamkeit, und wurden gesammelt und erläutert; man bereitete brauchbare Materialien zur Errichtung eines wissenschaftlichen Gebäudes; die Kritik erwachte, war aber noch lange blofs auf das Einzelne gerichtet. Man fing an, die Städte-Münzen mit der alten Geographie in Verbindung zu setzen.

Die dritte Periode fängt mit *Joseph Eckhel* an. Der Katalog des Wiener Cabinets und die *Doctrina Numorum veterum* erhoben die numismatischen zerstreuten Kenntnisse zur geordneten Wissenschaft, und setzten sie in die engste Verbindung mit der alten Geographie und Geschichte. Niemals ist es also einladender gewesen, sich mit der alten Numismatik zu beschäftigen; aber noch sind diesem Studium wenig Freunde zugethan, weil sein voriger chaotischer Zustand die Liebhaber seit langer Zeit abgeschreckt hat.

Jede dieser drey Perioden hat der Vf. weiter ausgeführt, und es wird hoffentlich manchem unserer Leser nicht unangenehm seyn, zur vorläufigen Kenntniss des Werkes, oder auch zur leichteren Uebersicht der in demselben behandelten Gegenstände, das Wesentlichste daraus hier mitgetheilt zu finden.

*Erste Periode von 1580 bis 1680.* Die römische Literatur war es, die zuerst, nach dem Verdrängen der Barbarey, wieder betrieben wurde, und so sammelte und erläuterte man auch zuerst die Münzen der römischen Consuln und Imperatoren, und zwar mit grossem Eifer. *Jac. und Octav. Strada* fanden mit ihren Bilderbüchern und kurzen Biographien der römischen Kaiser grossen Beyfall, und bahnten der ersten Wissenschaft den Weg. *Hub. Goltz*, so  
sehr

sehr auch die alte Münzwissenschaft über ihn zu klagen Ursache hat, gab ihr doch durch seinen Eifer, durch seine Reisen, und weil er die Talente eines Zeichners und Kupferstechers mit historischer Gelehrsamkeit vereinigte, gleichsam den ersten Stofs und einen lebhaften Schwung. Der Spanier *Agostino* lieferte in seinen Dialogen eine allgemeine Anleitung zur Münzkunde, die von seinen Zeitgenossen und Nachfolgern vorzüglich für das Studium der römischen Münzen benutzt wurde. *Wolffg. Lazius* benutzte zuerst die alte Münzkunde für die Geschichte, und suchte in dieser Rücksicht auch die Aufmerksamkeit auf alte Münzen zu lenken.

Da die Beschäftigung mit römischen Münzen im südlichen Europa viel Aufmunterung fand, so fing man nun, wie es ganz natürlich ist, an, sie bey dem Sammeln und Beschreiben in solche einzutheilen, die vor, und in solche, die unter den Kaisern geschlagen worden sind. *Fulv. Ursinus* machte zuerst aus den Familien- oder Consular-Münzen eine eigene Classe, und behandelte diesen Gegenstand in seinem darüber herausgegebenen Werke, mit so vieler Einsicht, daß selbst die spätern Bearbeiter dieser Classe von Münzen, *Patin*, *Vaillant* und *Echhel* den gelehrten Fleiß ihres Vorgängers anerkannten, nur das später Entdeckte hinzu zu fügen, und nur hier und da etwas zu verbessern hatten.

Zu Ursin's Zeiten beschäftigte sich *Occo* mit den Kaismünzen. Sein Buch erlebte mehrere Ausgaben, weil sich die darin herrschende Methode ganz an die Chronologie der Kaiser angeschlossen, und die Münzen jedes Kaisers, als historische Denkmähler, vorlegte und erläuterte. Auf ihn baute *Tristan*, der durch seinen fließenden Vortrag Liebhaberey für römische Münzen unter den vornehmen Ständen verbreitete. Nun legten, außer den französischen und österreichischen Regenten, die Königin *Christine von Schweden*, der Herzog von *Parma*, der Herzog von *Croy* und *Arschoten* große Sammlungen an. Man ordnete sie nach den Metallen und Größen, besonders aber zogen die Kaismünzen aus Erz von der ersten Größe die Aufmerksamkeit der meisten auf sich, und reiche Sammler wollten ganze Folgen davon besitzen. Daher fanden sich Stempelschneider, besonders in Padua und Parma, die durch nachgemachte Münzen in Großer die Lücken ausfüllten, und der unkritische Geist dieser Zeit liefs sich diese Vermischung von ächten und nachgemachten Münzen gefallen. Auf *Occo's* Wege, alle Münzen chronologisch zu ordnen, ohne Rücksicht auf Metall und Größe, ging Niemand fort, bis auf *Andr. Morel*, einen Schweizer, der sich unter *Patin* in Paris mit der Numismatik vertraut gemacht hatte. Da *Occo's* Werk keine Abbildungen hatte, so faßte er zuerst den Plan, die Kaismünzen von allen Metallen in eins zu fassen, zugleich von allen Abbildungen zu liefern, und sie zu erläutern. Der Fürst *Günther von Schwarzbürg* nahm ihn zum Aufseher seines Münzschatzes, und hier fing er an, seine unzähligen, besonders

nach der Pariser Sammlung gefertigten, Zeichnungen in Kupfer stechen zu lassen. Allein er starb darüber, und erst ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode erschienen seine Platten mit Commentaren von *Havercamp* und andern holländischen Gelehrten in zwey Werken, wovon das erste die Familienmünzen, das andere aber die Münzen der ersten zwölf Kaiser von allen Metallen und Größen umfaßte, doch so, daß unter jedem Kaiser die verschiedenen Reihen besonders fortliefen.

Uebrigens hatte, im Ganzen genommen, der Geist, mit welchem die Numismatik in diesen ersten Jahrhunderten getrieben wurde, zum Charakter: Fleiß im Zusammentragen historischer Notizen zur Erläuterung römischer Münzen, Zusammenfassen der Münzen nach den Metallen und Größen, — wenig Kritik über Aechtheit und Unächtheit der Münzen, Vernachlässigung der Genauigkeit bey ihrer Abbildung. Daß die wahre Größe der Münze dargestellt werden müsse, davon war die Rede gar nicht. Jedes Kupferwerk nahm eine gewisse Größe an, nach welcher alle Münzen, die man darstellte, gebildet wurden.

*Zweyte Periode von 1680 bis 1780.* Wenn auch *Goltz* und *Paruta* die Aufmerksamkeit für die griechischen Münzen noch nicht so allgemein gewinnen konnten: so leitete doch nun die ausgebreitete Beschäftigung mit den römischen Münzen selbst auf die griechischen hin. Denn da so viele Münzen in den morgenländischen, griechischredenden Provinzen von einzelnen Städten auf die römischen Kaiser und ihre Gemahlinnen geprägt, und zugleich mit dem Namen der Stadt bezeichnet wurden: so führte dies die Sammler der Kaismünzen nothwendig auch zu dieser Classe (doch legte man sie noch zu den Kaisern), und dann weiter zu den Münzen der Könige von Sicilien, Macedonien, Syrien und Aegypten. Der erste, der hierin etwas leistete, war *Vaillant*, der sich bey *Seguin* in Paris mit der Numismatik vertraut gemacht, der auf seinen Reisen in Italien, Sicilien und Griechenland seinen numismatischen Gesichtskreis erweitert hatte, und durch eine Reihe gelehrter Werke bey Freunden dieser Wissenschaft mit der Liebe zu den römischen Münzen auch Neigung zu den Münzen der Völker, Städte und Könige erregte und belebte. Der gelehrte *Harduin*, wenn er gleich auch in diesem Fache seinen Hang zum Paradoxen nicht verläugnen konnte, trug doch dazu bey, dem Studium der Numismatik die erworbene allgemeine Aufmerksamkeit immer mehr zu sichern. *Ezech. Spanheim* brachte, mitten unter den Zerstreuungen seiner Aemter, sein Werk *de usu et praestantia numismatum antiquorum* zu Stande. Es ist eine ungeordnete Schatzkammer; man kommt nie davon zurück, ohne etwas interessantes gefunden zu haben. *Banduri*, *Baldini*, *Liebe*, *Beger*, *Khell*, *Frölich*, machten noch immer unbeschriebene Kaismünzen bekannt, ohne sich übrigens durch Anordnung und Behandlung dieser ganzen Classe über

über ihre Vorgänger zu erheben. — Indessen war in die Hauptsammlungen antiker Münzen bereits eine bedeutende Anzahl griechischer Königs- und Städtemünzen gekommen. Durch die Prachtwerke, welche die Fürsten über ihre Sammlungen herauszugeben wetteiferten, wurden die griechischen Münzen mit bekannt gemacht, in Abbildungen dargestellt und erläutert. Vaillant war mit seinem *Beyspiele* vorangegangen, und eben so trug *Haym* in *Tesoro Britannico* zu weiterer Ausbildung dieses Fachs bey, da er in seinem Werke alle, in englischen Sammlungen vorhandene, merkwürdige Münzen der Könige und Städte, nebst denen des Kaisers, trefflich abbildete und erläuterte. *Beger*, *Liebe*, *Erasm. Frölich*, die Herausgeber des Museums *Theopoli* in Venedig, der Graf *Pembrock*, *Franz Wise*, durch Herausgabe der *Bodlejanischen* Münzen; nebst mehreren in's Einzelne gehenden Schriftstellern; fuhren alle in Bereicherung des griechischen Münzschatzes fort.

Der Sinn für das Schöne in den bildenden Künsten war inzwischen erwacht; und da viele griechische Münzen wegen ihres trefflichen Geprägs den schönsten Gemmen gleich zu schätzen waren, so erregte auch in dieser Hinsicht die Classe derselben immer mehr die allgemeine Aufmerksamkeit. Engländer und Franzosen brachten, bey ihrem Handel nach der Levante, eine Menge Münzen von den Städten des eigentlichen Griechenlands und des griechischen Asiens nach Europa, die vorher noch ganz unbekannt gewesen waren. *Pellerin's* an 33000 antiken Münzen starke Sammlung und das schöne *Hunterische* Cabinet, beide durch ihre Commentare schätzbar, waren den Sammlern wichtige und außerordentliche Erscheinungen. Die einsichtsvollen Aufseher der grossen Wiener Sammlung suchten nun auch durch reiche Acquisitionen die Lücken auszufüllen, die jenes Cabinet in den nicht römischen Münzen noch hatte. Sie bereicherten die Classe der Könige und Städte mit einer Anzahl höchst interessanter, selbst in *Pellerin's* Werken nicht zu findender Münzen, und bereiteten immer mehr den Uebergang zu der dritten, kritischen Periode dieser Wissenschaft vor.

Einzelne Länder und Districte der alten Geographie fanden unterdessen fleissige Bearbeiter, die alles, was von antiken Münzen dieser Art übrig war, zusammenstellten, und auf Vollständigkeit hinarbeiteten. Der Münzgelehrte denkt sich hier sogleich die Namen *Florez*, *Paruta*, *Havercamp*, *Dorville*, *Torremuza*, *Magnan*, *Zoëga*, *Swinton*, *Barthelemy*, *Dutens*, *Bayer*, die beiden *Tychsen* und *Adler*. Im Jahr 1740 folgte nun der Zürcher Professor *Joh.*

*Jac. Gessner* den richtigen Gedanken auf, einmal zu übersehen, was für Münzen bis daher bekannt geworden wären, und sie in Abbildungen nach vollständigen Gesichtspunkten zusammen zu reihen; und er leistete durch sein bekanntes Werk der Wissenschaft allerdings einen grossen Dienst, aber seinem Unternehmen mangelte noch Kritik.

Das Eigenthümliche dieser zweyten Periode des numismatischen Studiums besteht darin, dafs die römischen Münzen sehr häufig zur Erläuterung der Classiker gebraucht wurden, dafs Regenten darauf dachten, Prachtwerke über ihre Sammlungen, und vorzugsweise über die römischen Münzen zu liefern: die Münzen wurden dann vergrössert, aber nach der wahren Grösse, nach diplomatischer Abbildung, wurde noch wenig gefragt. Die Aufmerksamkeit des gelehrtesten Forscher dieser Zeit richtete sich nun immer mehr auf die Griechen; die griechischen Königs- und Städtemünzen wurden als eine eigene Classe behandelt und den Städtemünzen vorausgeschickt; die Städte ordnete man nach dem Alphabet. Mit zunehmender Verbreitung der griechischen Literatur erhielten also die Münzen der Könige und Städte immer mehr Freunde und Sammler, und ihr Werth für Mythologie, Geschichte und Geographie wurde, besonders gegen das Ende dieses Zeitabschnittes, allgemein anerkannt. *Pellerin*, *Combe*, *Eckhel* und *Neumann* lehrten durch ihr Beyspiel: es komme nicht auf prächtige, die Münzen verschönernde und vergrössernde Kupferwerke, und auf Wiederholung des längst bekannten aus den Classikern an, sondern auf höchst treue Darstellung der Münzen, und auf bündige, zweckmässige Benutzung der alten Schriftsteller zur Erläuterung.

Je mehr die Menge der antiken Münzen zunahm, desto mehr gelehrte Kenntnisse wurden zur Benutzung derselben nothwendig; dieses, und dafs so viele unächte sich eingeschlichen hatten, die man nur durch grosse Vorsicht und genaue Kenntniss von den ächten unterscheiden konnte, verminderte die Anzahl der blofsen Liebhaber.

Am Ende der zweyten Periode war es nun so weit gekommen, dafs auch die griechischen Münzen der alten Welt gesammelt da lagen, und dafs man fast von allen Regenten, Staaten und Städten des Alterthums, dergleichen aufgefunden, und nach Gründen ihren ursprünglichen Urhebern zugetheilt hatte. Nun fehlte weiter nichts, als alles vorhandene unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zu bringen, um es leicht übersehen und zum Nutzen der Geschichte anwenden zu können.

(Der Aufsatz folgt.)

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 14 J A N U A R. 1804

## NUMISMATIK.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Annalen der gesammten Numismatik*. Herausgegeben von Friedrich Schlichtegroll etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

**D**ritte Periode von 1780 an. Eckhel brachte jetzt, durch Anordnung, leichte Uebersicht und Zusammenhang in alle Sammlungen, die nach seinen Ideen geordnet wurden; durch ein erschöpfendes System, durch Aufstellung allgemeiner Regeln und Anwendung derselben auf das Einzelne erhob er die Kenntniss antiker Münzen zu einer Wissenschaft, so weit sie es ihrer Natur nach unter den übrigen Zweigen der menschlichen Kenntniss feyn kann. Er verschaffte ihr Achtung und Brauchbarkeit.

Er stellte zuerst, mit festen Grenzen, die zwey Hauptclassen der alten Münzen auf: I die aufserrömischen, die man, da nur wenige mit altspanischer, altitalischer und morgenländischer Schrift darin vorkommen, nach der grössern Zahl, die griechischen nennt, oder die Münzen der Städte, Völker und Könige, und II die römischen.

Bey den griechischen war es unschicklich, die Königsinünzen, wie es bisher, und selbst von Pellerin noch, geschehen war, abzufondern: denn mancher Staat hatte eine Zeitlang Könige, und vorher oder nachher wieder keine, die Münzen desselben Landes wurden also dadurch von einander getrennt, Uebersicht und Vergleichung erschwert. Ferner, die alphabetische Anordnung der Länder und Städte ziemt sich für ein Lexikon, aber nicht für eine wissenschaftliche Uebersicht. Geht man aber, in Aufzählung und Zusammenstellung der Münzen, nach der geographischen Ordnung der Länder: so reihen sich die numismatischen Denkmale der Könige leicht an das Land an, wo sie und ihre Familie eine Zeitlang regierten, und Münzen von Städten, Völkern und Königen machen zusammen ein schönes Ganzes, zumal da auch die Münzen der Kaiser, die diese Städte mit Bewilligung der römischen Regenten noch prägten, mit zu den Orten gerechnet werden, wo sie geprägt waren. Und diesen schönen Eintheilungsgrund, den geographischen, verdanken wir dem unsterblichen Eckhel.

Bey den Kaiser Münzen liess er es bey der natürlichen chronologischen Ordnung, doch mit dem Unterschiede, dass er die kleinliche, unliterarische Rück-  
J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

sicht auf die Metalle und Grösse der Münzen verdrängte, und, ohne Unterabtheilungen nach den verschiedenen Metallen und Grössen, blos streng chronologisch ordnete. Nach diesen Grundsätzen ordnete Eckhel den grossen kaiserlichen Münzschatz in Wien, gab 1779 den bekannten Katalog darüber heraus, und schritt nun zum Hauptzweck seines numismatischen Lebens, zur Bearbeitung seiner *Doctrina Numorum veterum*.

Das Beyspiel der Männer, die nach ihm in diesem Fache als Schriftsteller aufgetreten sind, (*Sestini, Millin, Mionnet*) beweiset, dass man seine Grundsätze anerkennt und sie für musterhaft hält, und dass also mit Eckhel eine neue Periode der alten Numismatik ihren Anfang genommen hat.

Rec. wünscht von Herzen mit dem Vf., dass über alle grosse Sammlungen antiker Münzen ein solcher Katalog gedruckt werden möchte, wie wir jetzt blos über die kaiserliche zu Wien besitzen (oder dass wenigstens aus jeder Sammlung die unedirten bekannt gemacht würden): dann kann in einiger Zeit ein Verzeichniss aller vorhandenen antiken Münzen entstehen.

Durch das numismatische Lehrbuch, welches Hr. S. im nächsten Jahre zu liefern verspricht, wird er dieser bis jetzt hier und da sehr verkannten Wissenschaft einen wesentlichen Dienst erzeigen. Dann wird sie mehr Freunde finden, wenn man sie, ohne viele Weitläufigkeit, im Ganzen übersehen, und die Hauptpunkte zum Nutzen aller Wissenschaften leichter auffassen kann.

Auf die angeführte Geschichte der alten Numismatik folgt ein kurzer Aufsatz über numismatische Landkarten, mit Bezug auf eine in diesem ersten Bande der Annalen, als erstes Kupfer sich befindende, Karte von Sicilien, als numismatisches Land betrachtet. Schon Hub. Goltz vor mehr als zweyhundert Jahren, und die Herausgeber des *Musei Theopoli* (Venet. 1736) haben diesen Gedanken gehabt, aber sie haben ihn nicht ganz in der Art ausgeführt, wie ihn hier Hr. S. vorlegt, und zum Theil konnten sie dieses auch zu ihren Zeiten noch nicht leisten. Der Vf. wünscht nämlich eine Reihe von Karten, die, nach den jetzigen Fortschritten der alten Münzkunde und Geographie, alle numismatische Länder der alten Welt darstellen, und zwar nur mit Verzeichnung derjenigen Städte, von welchen noch Münzen vorhanden sind; auf denen ferner noch, durch die in der Numismatik gewöhnlichen Zeichen der Metalle, bey jeder Stadt angegeben würde, ob sich Mün-



Münzen aus Gold, Silber und Erz, oder nur aus einem oder zweyen dieser Metalle, von einem solchen Orte fünden, mit Bemerkung des Grads der Seltenheit. Als Probe wird hier oben erwähnte Karte geliefert. Findet diese Probe Beyfall, woran nicht zu zweifeln ist: so wird der Vf. fortfahren, dergleichen Karten auch von den übrigen Theilen der numismatischen Welt zu besorgen, wodurch nach und nach ein numismatischer Atlas der alten Geographie entstehen wird.

Wenn Rec. recht gesehen hat: so fehlen auf der hier beygefügtten Karte von Sicilien (nach *Torremuzza*) folgende Städte: Appollonia, Drepanum, Emporium, Iccara, Nisa, Talaria, Tyracina; auch scheinen die Metalle, in welchen hier und da Münzen geprägt wurden, nicht durchgängig genau angegeben zu seyn. Doch kann man dieses dem Vf. nicht ganz zurechnen, da Zeichner, Kupferstecher, Corrector etc. zu dergleichen Versehen manches beytragen können.

Die Abhandlung über die Insel Cäna und die ihr zugeschriebenen Münzen, stellt die ganze Sache in einer lichtvollen Kürze dar. Die Münzen, die dieser Insel zugeschrieben werden, sind von Erz, mit KAINON oder KAINΩN bezeichnet, und bis jetzt hat man fünf verschiedene Gepräge davon kennen lernen. 1) *Av.* Ein springendes Pferd, mit fliegendem Zügel, dahinter mehrentheils ein Stern; im Abschnitt: KAINON. *Rev.* Ein laufender Hippogryph, unter ihm gewöhnlich eine Heuschrecke, feltner eine Keule. AE. 3. — 2) *Av.* Ein jugendlicher Kopf mit dem Diadem. *Rev.* Ein Vogel, vor ihm der Kopf eines Stiers oder Widders; über dem Rücken des Vogels KAINΩN AE. 3. — 3) *Av.* Ein weiblicher Kopf mit Ohrgehängen. *Rev.* Der Vogel, und vor ihm der Widderkopf KAINΩN ΠΕΑ — AE. 3. — 4) *Av.* Ein weiblicher Kopf mit vier Fischen umgeben; umher: KAINΩN. *Rev.* Der Vogel, vor ihm ein Thierhaupt. Ueber dem Vogel ΜΕΒΕ und ein Stern oder eine Blume. AE. 3. — 5) *Av.* Der Kopf der Minerva; hinter ihm ein Dreyeck; über ihm zwey Kugeln. *Rev.* Eine geflügelte Victoria, in der Rechten einen Kranz, in der Linken ein Tropäum tragend. Unter der Figur: KAINON. AE. 3. — Die erste zahlreichere Classe war schon längst bekannt, die zweyte kennt man seit 1746 durch den Pembrockischen Katalog; die dritte und vierte nur durch Sestini, und beide sind, als *numi unici*, bis jetzt allein bey Ainslie zu finden. Die fünfte führt Barmann in *Dorville Sicula* p. 404 an, er sagt aber nicht, wo das Original zu finden sey. (Vgl. jedoch *Eckhel* und *Pellerin* Rec. I, pl. VII, 18.)

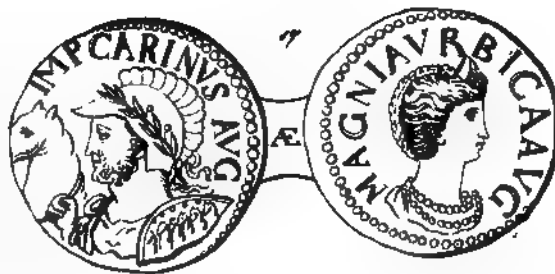
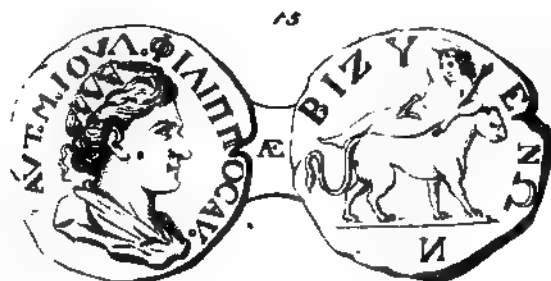
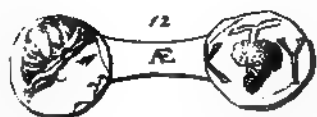
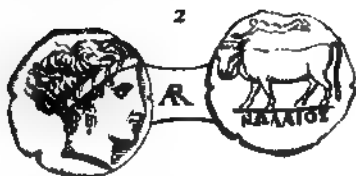
*Agostini* setzte, in dem von ihm herausgegebenen Paruta, die erste Classe unter die Münzen von Syrakus, vermuthlich wegen Aehnlichkeit des Typus, aber ohne sich über das KAINON zu erklären. *Havercamp* tadelt dieses in seiner vermehrten lateinischen Bearbeitung des Paruta, theilt zuerst diese Münzen der Insel Cäna zu, und erklärt alle darauf sich befindenden Bilder als Beziehung auf eine Ko-

lonie von Syrakus, welches diese Insel auch war. Diese Meinung fand Beyfall und wurde als wahr angenommen. *Mazzochi* vermuthete, daß die Münzen dem Vorgabirge *Caenys* zugehörten; aber wenn auch wirklich eine Stadt dieses Namens existirte: so konnten die Einwohner derselben im Genitiv des Plurals unmöglich KAINΩN heißen, und so fand diese Meinung mit Recht keinen Beyfall.

*Torremuzza* folgte in dem ersten Katalog seine sicilianischen Münzen: (1767) der *Havercampische* Deutung; aber in dem fünften seiner Zufätze zu dem *Havercampischen* Paruta änderte er seine Meinung, und glaubt diese Münzen eher einer Ort Caena zuschreiben zu können, der in *Antonini Itinerario*, als nahe bey Agrigent gelegen, vorkommt findet aber (weil er nicht *καίνα*, *Caena* — *orum*, sondern fälschlich *καίνα* im *feminin.* declinirte) eine grammatische Schwierigkeit. *Sestini* trat 1789 *Torremuzza* bey und widerlegt den *P. Magnan*, der in seiner *Bruttium numismatica* gleichfalls für die Insel Caene gestimmt hatte. *Eckhel* ordnete darauf (1792) in seiner *Doct. Num.* diese Münzen doch noch unter die Insel Cäna führt aber dabey die verschiedenen Meinungen für *Caenys* und *Cena* an, ohne sich für eine derselben zu entscheiden. Späterhin stellte *Sestini* eine ganz neue Meinung (in seiner *Descr. Num.* p. 12) über die Münzen mit dieser Legende auf. Er wiederholte nämlich erst, was er schon in den *Lettere* behauptet hatte, daß sie unmöglich der kleinen unfruchtbaren Insel Caene angehören könnten, und theilt sie dann der Stadt Neapel in Campanien zu, und zwar theils weil einige Münzen von Neapel ein ähnliches Gepräge haben, theils auch weil Neapel, welches ehemals Parthenopolis und Paläopolis hieß, anfangs *καίνα* geheissen zu haben schien. Hr. S. hält sie aber eher für syrakusische Münzen, theils weil dergleichen häufig in Sicilien, nicht aber in Campanien gefunden werden, theils auch weil das Gepräge der ersten Classe, das Pferd und der Greif, so wie auch der Vogel der zweyten Classe auf neapolitanische Münzen gar nicht, und der weibliche Kopf mit den vier Fischen sehr selten vorkommt; da hingegen alles dieses den syrakusischen Münzen eigenthümlich ist, da ferner ein Theil dieser Stadt Neapolis hieß, und die Einwohner dieser Neustadt von Syrakus wohl auch *καίνοι* genannt werden konnten. —

Es folgen hierauf *Untersuchungen über einige geseltene antike Münzen*, in Bezug auf die dieselben Werke Tab. 2 beygefügtten Münzen. Um die Lese dieser Recension in den Stand zu setzen, selbst zu beurtheilen, in welchem Geiste diese seltenen Denkmäler des Alterthums erklärt werden: so sind die Abbildungen davon in der beygefügtten Kupfertafel geliefert worden. Den Anfang macht ein Aufsatz:

*Ueber die Münzen von Nola in Campanien.* Alle Münzen von Nola sind selten, und selbst das kaiserliche Cabinet in Wien hatte im Jahr 1779, als die







Eckhelsche Katalog herauskam; nur Eine Münze in Silber von dieser Stadt. Diefes ist die Ursache, warum noch in keinem Münzwerke, und auch selbst nicht in Eckhels Doctr. Num. dieser Artikel befriedigend behandelt worden ist. Acht wohl erhaltene Münzen aber, welche das vortreffliche Herzogl. Gotha'sche Cabinet besitzt, setzten Hr. S. in den Stand, eine vollkommnere Uebersicht hievon zu liefern. — Es giebt nämlich drey Classen von Nolanischen Münzen (6 Kupfertaf. N. 1. 2. 3): zwey finden sich nur in Silber, die dritte in Erz, goldne hat man gar nicht. Eckhel nimmt nur 2 Classen an, die erste, mit dem Minervenkopfe, hat er übersehen, denn schon Gessner kennt sie, und Rasche führt sie daraus an. Rasche hat vier Classen, aber seine zweyte ist ein *Numus Goltzianus*, und kein anderer Numismatiker weifs etwas davon.

*Neue Erklärung einer Samnitischen Münze* (N. 4). Olivieri und Swinton haben schon bewiesen, dafs die auf dieser Münze befindliche Schrift den *C. Papilius Mutilius Imp.*, der auch *Aponius* genannt wurde, bedeute, jenen berühmten Feldherrn der verbündeten Völker des untern Italiens, die im Jahre Roms 663, neunzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, in einem der blutigsten Kriege von den Römern das Bürgerrecht erkämpfen wollten. Ferner, dafs unter dem Stiere auf dem Revers die Samniter vorgestellt wurden, und dafs sich dieses auf den Sieg des *C. Pap. Mutilius* über die Römer oder eine andere Stadt beziehe; worin Swinton, Dutens und Eckhel mit einander übereinstimmen. Aber das unter dem Ochsen liegende Thier nennt Swinton einen monströsen Hund, Dutens ein Krokodil, und Eckhel scheint ihm beyzustimmen. Allein nach dem wohlerhaltenen Exemplare des Gotha'schen Cabinets ist es, nach der Versicherung des Hn. S., ein Wolf. Dieser Wolf wird nun vom Vf. auf eine doppelte Art gedeutet. Entweder, sagt er, nach einer Stelle des Strabo, bedeutet dieser Wolf die *Hirpini*, (welche ihren Namen von dem Wolfe haben, der ihrer Kolonie zum Führer diente; denn *Hirpos* hiefs bey den Samniten ein Wolf) welche an die Samniter grenzen und auch Samniter sind; oder auch die Römer, welche letztere Bedeutung ihm mit Recht annehmlicher zu seyn scheint, da, nach der Geschichte, *C. Pap. Mutilius* in dem marischen Kriege so siegreich gegen Rom foht.

*Seltne Münze von Delphi auf die ältere Faustina* (N. 5). Hier hat der Vf. sich gegen Eckhel, der alle Autonom - Münzen von Delphi für zweifelhaft erklärt, weil er sie nur aus Goltz kannte, auf zwey Münzen im Bentinkischen Katalog berufen. Bey dieser Gelegenheit erinnert sich Rec. an die Behauptung eines gewissen Numismatikers, dafs sich in der Bentinkischen Sammlung eine ausserordentliche Menge nachgemachter und erdichteter Münzen befände. Wenn dieses wahr wäre: so dürften diese Münzen wohl auch nicht als Beweis gelten. — Da auch die Kaisermünzen dieser Art selten sind; so ver-

lohnte es sich schon der Mühe, diese, durch die Seckendorfsche Sammlung in das Gotha'sche Cabinet gekommene, Münze hier aufzuführen, ob sie gleich schon durch Eckhel aus *Spon's Voyage de Grece* und durch den *d'Enneryschen* Katalog bekannt ist.

*Ueber eine Münze von Capua* (N. 6). Das, was Eckhel auf dieser Münze für zwey Pyramiden und Rasche für Zelte hält, erklärt der Vf. für *Metas*. Man kann dieses wohl annehmen, da Capua durch die Renn- und Fechterspiele so bekannt war.

*Sehr seltene Münze der Familie Băbia* (N. 7). Eckhel, der diesen Denar nur aus der Sammlung des Grafen Vitai kannte, hält ihn für so alt, dafs er wirklich in die Zeiten des Consul *M. Baebius Tampilus* (A. V. 573) gehören könnte. Das Original des hier abgebildeten befindet sich in der Herzogl. Sammlung zu Gotha.

*Eine unedirte Münze von Nicăa* (N. 8). Zu der grossen Menge von Münzen, die man schon von dieser Stadt besitzt, kommt hier eine noch bis jetzt unbekannte. Die Figur auf dem Revers wird für den Bacchus angenommen, und das, worauf er steht, für den Fluß Sagaris oder Sangarius, der auf andern Münzen der Stadt Nicăa als liegender Flussgott vorkommt. Die weitere Ausführung davon verdient gelesen zu werden.

*Seltene Münze von Kolophon in Jonien* (N. 9). Dieser *Numus unicus* des Gotha'schen Cabinets unterscheidet sich durch den Namen des Magistrats: *Socrates*, welchen man auf keiner andern, bis jetzt bekannten, Münze von Kolophon findet.

*Münze der Stadt Erythră in Jonien* (N. 10). Da diese Gegend im Alterthume wegen des Weinbaus berühmt war: so ist es allerdings passender, diese Münze dem Erythră in Jonien, als dem in Băotien, zuzuschreiben (wenn nicht an *Erythrae Locorum Ozolărum* zu denken ist).

Die folgende Münze (N. 11) auch aus dem Gotha'schen Cabinet, verdient um so mehr Aufmerksamkeit, weil man von der Insel *Salamis* noch weiter keine Kupfermünze, als eine ähnliche im Hunterischen Cabinet, kennt, diese auch von einem andern Stempel ist.

*Münze von Kydonia in Kreta* (N. 12). Diese Münze ist bis jetzt einzig; aber eine ähnliche befindet sich im Pariser Cabinet, doch mit  $\text{ΚΤΑΩ}$  statt:  $\text{ΚΤ}$ .

*Silberner Medaillon des Kaisers Hadrian* (N. 13). Eckhel glaubte, dafs es nur vom Trebonian bis auf Carus silberne Medaillons gebe; dieses Stück beweist aber, dafs auch die frühern Kaiser schon dergleichen geprägt haben.

*Unedirte Münze der Insel Delos* (N. 14). *Seftini* sah mehr als vierzig Münzen von Delos in der Sammlung des Hn. Ainstie, aber keine von ihnen hatte

hatte etwas anders, als auf dem *Avers* den Kopf des Apollo, auf dem *Revers* die *Leyor*, oder ein Füllhorn, daneben den Schwan und die Buchstaben  $\Delta H$ . Ist auf dieser Münze, deren unleserliches Original sich im Gothaischen Cabinet befindet; wirklich  $\Delta H$  zu lesen, und gehört sie der Insel Delos; so ist sie das erste Gepräge dieser Art.

*Medaillon der Stadt Bizya in Thracien.* Das Wiener Cabinet besitzt zwey Medallions dieser Art, aber mit andern Reversen. Der gegenwärtige befindet sich im Gothaischen Cabinet (N. 15).

*Höchst seltene Münzen der Magnia Urbica und des Kaisers Carinus.* (N. 16. 17.) Die Kaiserin Magnia Urbica ist bloß aus Münzen bekannt, und lange hat man nicht gewiß gewußt, ob sie die Gemahlin des Carus oder Carinus war, bis diese Münze entschied.

Das Kapitel von *Ausgrabungen antiker Münzen* ist interessant, aber nicht wohl eines Auszugs fähig, und wird auch in künftigen Bänden viele Nachträge zulassen. Eben dieses kann man von den *Nachrichten über die berühmtesten, den Regenten und Staaten gehörigen Cabineten*, so wie auch von den *ansehnlichsten Privatsammlungen antiker Münzen*, welche letztere besonders das Band werden können, wodurch, wenn nicht alle, doch die mehresten Sammler gewissermaßen mit einander verbunden, wenigstens einander bekannt werden können. Den Schluß der ersten Hauptabtheilung macht die *Literatur der alten Numismatik* und vermischte *Nachrichten und Anfragen* in eben dieser Rücksicht.

Da die *neuere Numismatik* hier nach eben dem Plane bearbeitet ist, wie die alte, so machen auch hier I. *Abhandlungen* den Anfang, und zwar 1) *Allgemeine Regeln, wie Vorstellungen für Denkmünzen zu entwerfen sind.* Dieser Aufsatz, aus dem Französischen des Leblond übersetzt, ist vermuthlich vielen unserer Leser bekannt. Der Reichthum und Oberflächlichkeit desselben konnte durch Hn. S. beygefügte Anmerkungen nicht abgeholfen werden. Der Gegenstand erfordert eine neue, erschöpfende Behandlung. 2) *Ueber Hn. Gedihe's Vorschlag, den gangbaren Münzen zugleich die Einrichtung und Bestimmung von historischen Denkmünzen zu geben.* Hr. S. ist mit Hr. G. völlig einerley Meinung, nur glaubt er, daß die Neuierung, Köpfe von verdienten Staatsbeamten auf die Reverse geltender Münzen zu setzen, wie Hr. G. in dem erwähnten Aufsatze vorschlägt, etwas groß seyn würde, und daß schon viel gewonnen wäre, wenn nur die *Einförmigkeit* der seitherigen Münzen dadurch unterbrochen würde, daß unsere Fürsten auf die Rückseite irgend ein, sie selbst und ihre Regierung betreffendes, chronologisches Factum, einen Frie-

denschluß, die Einführung eines neuen Gesetzes, die Geburt eines Thronerben etc. setzen ließen. Ein anderes Mittel, sagt er ferner, das Gute, das in jedem Vorschlage liegt, zu realisiren, wäre, wenn der Regent die Gedächtnismünzen, die zu Geschenken bey Krönungen und andern feyerlichen Gelegenheiten, oder zur Belohnung des gelehrten Fleißes und der Industrie etc. verfertigt werden, nach dem angenommenen Münzfusse ausprägen und den Werth darauf setzen ließe, so daß sie, gleich den andern, Cours hätten. Auf diese Art würde verhindert, daß der Besitzer oder Erbe einer solchen Medaille, der jetzt eben currentes Geld braucht, sich nicht dem Goldschmidt zum Einschmelzen übergeben, weil er sie eben so, wie anderes Geld brauchen könnte.

II. *Aufzählung und Beschreibung der in den letzten Jahren geprägten Münzen, nach der geographischen Folge der Staaten.* Daß dieses Kapitel keine Auszugs fähig ist, liegt in der Sache, eben so wie dieses, daß es anziehend für Numismatiker seyn muß.

III. *Jettons, Münzen von Medailleurs auf den Jahreswechsel, zur Belohnung des Fleißes, als Geschenke für Freunde u. s. w.* Daß diese Classe von Münzen keinen historischen Werth habe, ist wahr, aber doch macht sie in ästhetischer Hinsicht keinen unwichtigen Theil der Numismatik aus. Der IV und V Abschnitt, welcher *Nachrichten von öffentlichen und Privatsammlungen moderner Münzen* giebt, ist in Vergleichung mit den Nachrichten von Sammlungen antiker Münzen etwas mager ausgefallen, da man doch mehrere Sammler moderner als antiker Münzen wenigstens in Teutschland, findet.

Die *Literatur der neuern Numismatik* giebt nicht bloß die Erscheinung dieser Bücher an, sondern erzählt auch ganz kurz den Inhalt derselben. Bei den *Miscellen* fiel dem Rec. der letzte Artikel auf, welcher zu verkaufende Münzen bekannt macht. Da nur alle zwey Jahre ein Band von diesen Annalen erscheinen soll: so können nur diejenigen Münzverkäufe bekannt gemacht werden, die eben zu der Zeit vorfallen, wenn wieder ein Band im Druck erscheinen soll.

Eine so weitläufige Anzeige glaubte Rec. den ersten Theile dieses nützlichen Werks schuldig zu seyn, um das numismatische Publicum, welche ohnehin nicht groß ist, darauf aufmerksam zu machen, den sarchreichen Inhalt desselben auseinander zu setzen; und zugleich den Geist zu zeigen, in welchem es gearbeitet ist, damit nicht Verfasser und Verleger, aus Mangel an Absatz, sich genöthigt sehen einen Plan aufzugeben, durch den so viel Gutes für diese Wissenschaft bewirkt werden kann.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 J A N U A R, 1804

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Giguet u. Michaud u. NEUFCHATEL, b. Fauche-Borel: *Correspondance originale et inédite de J. J. Rousseau avec Mad. Latour de Franqueville et M. Du Peyrou*. An XI — 1803. T. I. 371 S. T. II. 341 S. T. III. 380 S. 12.

Dieser Briefwechsel giebt zur näheren Kenntniß des Charakters eines der sonderbarsten und merkwürdigsten Männer des vorigen Jahrhunderts eben so geringe Ausbeute, als zur Vermehrung der angenehmen und interessanten Lectüre, welche so viele andre Briefe Rousseau's und seiner Freunde in hohem Grade gewähren. Man findet hier nur neue Beweise für seine Eitelkeit, bey der man ihn so leicht gefangen nehmen konnte, für sein unseliges Mißtrauen, das überall Verrath witterte und seine launische Unbeständigkeit, gegen welche die treueste Sorgsamkeit und Liebespflege nichts vermöchte.

Die beiden ersten Bände enthalten die Correspondenz der Madame Latour de Franqueville mit Rousseau. Obgleich der Herausgeber, sich auf die Redacteurs des *Mercury* berufend, versichert, daß es nicht möglich sey, mehr Gefühl, Verstand und Grazie an den Tag zu legen, als Mad. Latour in ihren Briefen gethan habe: so scheinen sie Rec. doch nur das Verdienst einer reinen gewählten Sprache und eines klaren sentenzenreichen Styls zu haben. Der Gang der Correspondenz scheint ihm bey weitem das Bedeutendste daran, und so will Rec. versuchen, diesen so kurz als möglich darzustellen.

Eine Freundin der Mad. Latour (wahrscheinlich eine Mad. de Solar) bildet sich ein, in Rousseau's Julie das Ebenbild ihrer Freundin, und in der Claire jenes rousseauischen Romans ihr eignes Ebenbild zu finden. Sie entdeckt dies in einem vertraulichen Briefe an R., und zugleich, wie ihre Freundin, die alle neue Bekanntschaften eben so sehr, als sie selbst das Schreiben, haßt, seine Bekanntschaft doch mehr als alles in der Welt wünsche. R. bezeugt sogleich Tages darauf auch sein geheimes Verlangen, die Freundinnen beide kennen zu lernen, und fügt so angenehme Galanterien hinzu, daß die Damen schwerlich daraus den ziemlich bejahrten, an einer unheilbaren Krankheit leidenden Mann ahnden sollten, wenn er ihnen denselben nicht schon selbst in seinen Briefen verrathen hätte. Den nächsten Brief der Vertrauten begleitet auch ein schöner langer Brief

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

der angebeteten Freundin, die sich gegen die großen Lobeserhebungen der partheyischen Freundin zu verwahren sucht. R. antwortet darauf nicht, und es erscheint ein dritter Brief der Vertrauten. Diesen beantwortet R. und zeigt sein Mißtrauen gegen die ganze Entreprise, indem er sich über den Brief der Hauptperson im Spiele mit den Worten erklärt: „cette lettre, ne vous déplaît, n'est point d'une femme, mais seulement d'un homme ou d'un ange, ce qui est tout un pour mon dépit.“ Er findet noch andere Bedenklichkeiten, erwiedert nichts auf den Brief der Mad. Latour, und schließt seinen Brief an die vertraute Freundin, nach der Aeußerung, daß hiemit ihr kurzer Briefwechsel wohl beendigt seyn möchte, mit folgenden charakteristischen Worten: „*Vous jouissez du triomphe aisé de me laisser du regret à la fin. Je suis sensible, facile, et naturellement fort aimant; je ne fais point résister aux caresses. D'une seule lettre vous m'avez déjà subjugué; j'avoue aussi, que votre feinte Julie ajoutoit beaucoup à votre empire; et maintenant encore, que je sais, qu'elle n'existe pas, son idée augmente le serrement de coeur, qui me reste, en songeant au tour que vous m'avez joué.*“

Die Freundinnen haben es sich nun aber einmal in den Kopf gesetzt, mit R. in bleibenden Briefwechsel zu kommen: beide fahren fleißig fort, ihn mit Briefen zu bestürmen, und R. antwortet endlich wieder mit einem kurzen Briefe: „*aux inséparables hommes ou femmes*“, der so anhebt: „*Il faut vous l'avouer Messieurs ou Mesdames, me voilà tout aussi fou, que vous l'avez voulu.*“ Uebrigens besteht er aber darauf, der neuen Julie nicht schreiben zu wollen, bis sie sich beide zu erkennen geben würden. Julie schreibt nun einen schönen ausführlichen Brief, worin sie sich als Weib zu legitimiren sucht. Sie sagt ihm unter andern: „*Mais que trouvez vous donc dans ce que je vous ai adressé de si supérieur à l'idée que vous avez des femmes, pour vous obstiner à douter que je le sois? Les femmes ne peuvent-elles connoître le mérite, le chérir, le chercher? Les entraves qu'on leur a mises doivent-elles resserrer leurs lumières et leurs sentimens; où, en leur permettant d'apprécier le bien, leur a-t-on défendu de l'aimer. La tyrannie des préjugés s'étend-elle en un mot sur les plus précieuses facultés de l'âme? Vous m'apprenez, que mon goût pour les grands talents peut être malheureux, mais rien ne me persuadera qu'il soit condamnable.*“ Sie besteht indeß ihrer Seits darauf, sich nicht zu nennen, und erhält denn doch ihren Willen, einen eignen Brief von R. zu haben.

N

Dieser

Dieser ist überschrieben: „*A Julie*“, mit dem Satze: „*Je joindrais une épithète si j'en saurois quelque une qui pût ajouter à ce mot.*“

Nun ist der Briefwechsel im Gange und dreht sich vorzüglich um R's. Mißtrauen und Krankheit, die die Schöne durchaus durch einen Arzt geheilt wissen will, dem R. widerstrebt. In R's langen Verteidigungsbriefe, worin er einen freyen und hohen Ton mit den Damen annimmt, zeigt sich auch wieder seine kleinliche Aengstlichkeit über den Umstand, daß die Damen ihre Briefe an ihn frey machen; er glaubt auch frankiren zu müssen. Die Correspondenz wird übrigens von Paris, der Wohnung der Damen, und von Montmorency aus, das einige Meilen Paris liegt, geführt.

Von der Vertrauten erhielt R. bald einen Brief voll Vorwürfe, daß er mit seinem widerwärtigen Betragen ihre Freundin krank gemacht; sie legt ein kleines Billet, vom Krankenbette geschrieben, bey, worin die neue Julie ihren R. schon St. Preux nennt. Ein kurzes leidenschaftliches Billet von R. schließt wieder mit dem Wunsch, daß sich die Damen nennen möchten, wobey er dann die Fortdauer des Incognito in ihrer weitem Correspondenz sehr billigen würde. Auf einige Briefe der Vertrauten, voll Lobes der ungenannten Freundin schreibt R. einen langen Brief an Julie, dem sogleich ein noch längerer von ihr folgt, voll der bittersten Vorwürfe über sein bald leidenschaftliches, bald hochmüthiges Benehmen gegen sie. Da die Schöne aber den angekirrten St. Preux doch nicht aus den Händen lassen will: so wirft sie ihm am Ende zärtlich vor, daß sein Brief nicht an Julie, sondern à moi überschrieben gewesen; (sie überschreibt ihre Briefe noch immer de moi). Sie will durchaus von ihm den Namen Julie haben und behalten.

Die Damen haben beide wieder eine Weile zu schreiben, ehe R. antwortet, und das geschieht dann in wenigen Zeilen à Julie, die bloß sagen, daß er nicht anders als in seinem Tone schreiben könne, und wenn ihr der nicht gefiele, müßt' er schweigen, würde auch sobald nicht wieder schreiben. Julie, die einmal in Briefwechsel mit ihrem St. Preux seyn und bleiben will, schreibt einen vortrefflichen Brief, worin sie ihm ein reizendes Porträt von ihrer geliebten Claire macht. Es ist ihr aber so zur Gewohnheit geworden, ihren St. Preux mit Vorwürfen zu bestürmen, daß sie ihren Brief noch mit dem Vorwurf schließt: er habe sie in seinem letzten Billete „belle Julie“ genannt. R. nennt sie dafür in seinem nächsten Briefe „Madame“, und entlag dem Briefwechsel mit beiden völlig, weil er nicht fleißig genug dagegen schreiben könne, und sie nicht gut gelaut genug wären, den Briefwechsel allein unterhalten zu wollen. Julie verlangt darauf in einem betrübten Briefe, daß R. ihre Briefe verbrennen möchte. Claire schreibt ihm aber rund heraus, er sey im Grunde nicht besser wie andre Männer, nachdem sie ihm den harten Vorwurf gemacht, daß er ihnen geschmeichelt hätte, so lange sie das Incognito

behauptet, nun er sie aber kenne, ihnen den Stuhl vor die Thüre setze.

Nun, sollte man denken, wären sie sich einand. los. Nichts weniger. Nach acht Tagen ergreift die treue Julie die Feder und hebt ihren Brief mit den Worten an: „*Ecrivai-je a Saint Preux?*“ Sie wiederholt sich und ihm die schmeichelhaften Ausdrücke seiner ersten Briefe, und kommt endlich auf seine Emil zu sprechen, den das Publicum erwartete, von dem sie, vermuthlich für ihren Cirkel, so ger. etwas von R. erführe. Keine Antwort. Acht Ta. später schreibt Julie in demselben Ton, noch reich an Citationen aus R's ersten zärtlichen Briefen, und darauf erhält sie einen kurzen aber nachdrücklich Brief, der hier wohl ganz stehen mag: „*St. Preux avoit trente ans, se portoit bien, et n'étoit occupé que de ses plaisirs; rien ne ressemble moins à St. Preux à J. J. Rousseau. Sur une lettre pareille à ma dernière Julie se fût moins offensée de mon silence qu'alarmée mon état; elle ne se fût point, en pareil cas, am. à compter des lettres et à souligner des mots; rien ressemble moins à Julie que Mad. de . . . Vous a beaucoup d'esprit, Madame, vous êtes bien aise de montrer, et tout ce que vous voulez de moi ce sont lettres: vous êtes plus de votre quartier que je ne p. fois.*“ (Sie wohnte nämlich im Quartier des pal. royal.) Dieser nachdrücklichen Erklärung folgt langes rechtfertigendes Schreiben der Dame, wo sie am Ende förmlich dem fernern Briefwechsel sagt, und man sollte denken, ihm auch einen ew. Riegel vorschleibt, indem sie zu R., der weit m. auf sein Herz als auf seinen Verstand hielt, ausdr. lich sagt: „*Vous savez que j'ai de l'esprit, je sais, que vous n'avez que de l'esprit.*“ Ein Brief der Vertrauten (der letzte, der von ihr in der Sammlung kommt) drückt sich gar naiv und kräftig über Bären ihrer Freundin und über R's inconsequ. fausseté und impertinence aus.

Nichts desto weniger knüpft Julie zehn Tage ihrem letzten Abgungschreiben den Briefwechsel wieder an, um sich nach R's Gesundheit zu erkun. gen, und da dieser Brief unbeantwortet bleibt, sie's nach Acht Tagen noch einmal, und erhält einen vollkommen harten und impertinenten Brief von R., den er mit den Worten schließt: „*Je avoue, qu'un commerce de querelles n'a pas pour d'assez grands charmes pour me fatiguer à l'entre. Vous pouvez vous dispenser de mettre a prix la re. tion de votre estime; car je vous jure, Madame, c'est une restitution dont je ne me soucie point.*“ Für diesen Brief dankt ihm Julie wieder, weil er doch noch lieber ist, von ihm ausgescholten zu den, als ohne Nachricht von ihm zu bleiben. tröstet sich am Ende wieder mit einigen ehema. angenehmen Redensarten aus Rousseau's Briefen sagt ihm ihr „*Adieu pour jamais.*“ Dieses „*Jan*“ gilt diesmal ganzer zwanzig Tage. Alsdann er. Julie wieder die Feder und erkundigt sich nach Befinden ihres St. Preux; und da dieß unbean.

tet bleibt, nach vierzehn Tagen wieder in einem längeren Briefe. Da auch dieser dasselbe Schicksal hat, nach drey Wochen zum dritten Mal. Darauf erhält sie eine kurze Antwort im milderen Tone, weil sie zuletzt weniger Vorwürfe und in einem schmeichelhaften Tone geschrieben, dem R., wie er ihr gesteht, nie widerstehen könne.

Von dieser Zeit an — der bisherige Briefwechsel begreift Vier Monate Zeit — geht das so zehn Jahre lang fort, das Mad. Latour von Zeit zu Zeit mehrere lange Briefe, voll Freundschafts- und Verehrungsver Versicherungen, und freundlichen Vorwürfen, schreibt, und dann und wann kurze Antworten von R. erhält, bis sie wieder einmal beide auf den zärtlichen Ton kommen. In diesem Zeitpunkte macht Mad. L. ihrem Freunde in einem Briefe ihr sehr ausgeführtes Portrait, so das ein Mahler sie darnach recht gut mahlen könnte. Sie läßt sich denn auch, da er Verlangen nach ihrem Bilde bezeigt, für ihn mahlen, und schickt ihm das Bild unter vielen Vorsichtigkeits-Maassregeln — zum Ansehen nach der Schweiz, seinem damaligen Aufenthalte, hin; um allen möglichen Scandal zu vermeiden, muß R. es aber mit umgehender Post zurück senden. In der Zeit heisst sie „chere Marianne“, und er „cher Jean Jacques.“ Die Zeiten von „Madame“ und „Monsieur“ treten aber auch wieder ein, da Marianne wieder in ihren alten Predigerton verfällt, und ihm über sein Wesen und Treiben sehr ernsthafte, bisweilen wirklich sehr treffende und nachdrücklich gesagte Bemerkungen und Vorwürfe schreibt. R. kommt nach Paris und sucht sie nicht auf; sie bestürmt ihn aber so lange mit Billets und mit Vorfahren, bis sie ihn endlich — zum ersten Mal nach jahrelanger Correspondenz — in seiner Wohnung zu sehen und zu sprechen bekommt. Sie sagen sich zwar darüber allerley artige Sachen, die persönliche Bekanntschaft scheint aber von beiden Seiten nicht den besten Effect gehabt zu haben.

Mit den Jahren wird der Briefwechsel immer langsamer. Während seines Aufenthaltes in England bekommt die Dame nur Grüsse durch einen Correspondenten R's. Bey seiner Rückkehr weiß er es ihr aber sehr zärtlich Dank, das sie gegen seine Feinde in der Humeschen Streitsache zu seiner Vertheidigung die Feder ergriffen habe. In den letzten vier Jahren von R's Leben hört der Briefwechsel ganz auf. Von den beiden letzten Jahren findet man noch ein paar kurze Billette der Mad. L., die unbeantwortet bleiben, und aus denen man erfährt, das R., ohneachtet er wieder in Paris lebt und wohnt, von einer neuen Heyrath der Mad. L., die sie ihm gemeldet, keine Notiz genommen hat.

Zu dem letzten hartnäckigen Schweigen hatte R. den triftigen Grund, das Mad. L. ihm die Abseht, ihre Correspondenz mit ihm drucken zu lassen, endlich selbst bekannt gemacht hatte. Bey der Gelegenheit gab sie ihm folgendes Verzeichniß von ihrer Briefsammlung: „Elle consiste en 158 lettres, dont 9 sont de Mad.\*\*\*, 94 de moi et 55 de vous. De ces 55 lettres il y en a 34 où vous êtes à mes pieds,

6 où vous me mettez sous les vôtres, 9 où vous me traitez en simple connoissance, et 6 où vous vous livrez aux épanchemens de la plus intime amitié.“ Sie fügt sehr naiv hinzu, das die sechs impertinenten Briefe sie abhielten, die Sammlung bey ihren Lebzeiten bekannt zu machen, und das die Bekanntmachung deshalb bis nach ihrer beider Tode ausgesetzt bleiben sollte. Der erste Brief dieser Sammlung ist übrigens vom 28 Sept. 1761 und der letzte vom 15 Novbr. 1776.

Der dritte Band der vor uns liegenden Sammlung enthält Rousseau's Briefe an seinen Freund Du Peyrou in Neufchatel in einer fortlaufenden Reihe vom 12 Sept. 1764 bis zum 2 Junius 1771; aber ohne die Gegenbriefe des Freundes. Von jenen Briefen R's ist auch schon ein großer Theil in R's Werken abgedruckt, und ihr Inhalt ist dort auch oft der Inhalt von R's Briefen an andere Freunde. R. nennt indess Hn. D. P. in der ersten Zeit mehrmals seinen einzigen wahren Freund neben dem Mylord Marechal, der damals auch in Neufchatel lebte, und verabredete mit ihm einen Plan, schloß auch einen Contract mit ihm zu einer Herausgabe seiner sämtlichen Werke, die seinen Ruhm und sein Leben in Sicherheit stellen sollte. Aber auch er konnte dem Verdachte des heimlichen Einverständnisses mit R's Feinden nicht entgehen. Während R's Aufenthalte in England — für welchen Zeitpunkt man in diesen Briefen nach neuen Aufschlüssen über das fatale Verhältniß zwischen R. und Hume vergeblich sucht — wird er ihm durch einige Einwürfe gegen die phantastische Darstellung seiner Lage, da sich ganz England und Frankreich gegen seinen Ruhm und sein Leben verschworen haben sollten, durch Vernachlässigung einiger übermächtig ängstlichen Vorsichtsmaassregeln, die R. in ihrem Briefwechsel (er sollte zuletzt in *Cliffers* geführt werden) beobachtet wissen wollte, endlich sogar durch genauere Berechnungen des für R. in Händen habenden Geldes u. dgl. verdächtig. Ob R. sich auch gleich bemühte, mit seinem vieljährigen thätigen Freunde nicht auf den rauhen Ton zu kommen, in welchem sich gewöhnlich seine Verbindungen endigten: so hatte es doch mit dem traulichen Verhältniß ein Ende, und sechs Jahre vor R's Tode bricht der Briefwechsel ganz ab.

Obgleich diese Briefe grofsentheils nur R's ökonomisches Leben und seine Liebhaberey für die Botanik betrafen, so enthalten sie doch mehrere Urtheile und Betrachtungen, die den Stempel von R's Geist an sich tragen. Wir wollen nur eine davon hersetzen, welche die damaligen Genfer Unruben betrifft: „Pouvez vous espérer, que la liberté se maintiendrait chez vous malgré le voisinage, vous qui devez savoir, qu'il ne reste plus nulle part de liberté sur la terre, si ce n'est dans le coeur de l'homme juste d'où rien ne la peut chasser? Il me semble aussi, je l'avoue, que vos peuples n'usent pas de la leur en hommes libres, mais en gens effrénés. Ils ignoroient trop, ce me semble, que la liberté, de quelque maniere qu'on en jouisse, ne se maintient qu'avec de grandes vertus. Ce qui me

sâche

*fâche d'eux, est qu'ils avoient d'abord les vices de la licence, et qu'ils vont tomber maintenant dans ceux de la servitude. Par-tout excès: la vertu seule, dont on ne s'avisait jamais, feroit le milieu.*

Welch ein Glück für einen Mann von dieser Ueberzeugung, die französische Revolution nicht als Augenzeuge erlebt zu haben; weder die Zeit der Demagogen, die in seinen Schriften ihren Codex zu finden wähten, noch die der jetzigen Herabwürdiger alles damals gemißbrauchten Guten und Edeln!

Fy.

BREMEN, b. Seyffert: *Zimmermann's Verhältnisse mit der Kayserin Katharina II und mit dem Herrn Weikard.* Nebst einer Anzahl Original-Briefe der Kayserin. Von H. M. Marcard, Leibmedicus zu Oldenburg und erstem Arzte zu Pyrmont. 1803. 396 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Zu den vielen oft conträstirenden Eigenheiten unsrer Zeit gehört auch besonders diese, die Verdienste großer und berühmter Männer nicht würdigen zu wollen. Durch Neid und andere gehässige Leidenschaften angetrieben, sucht man entweder ihre Talente zu schmälern, oder bemüht sich, wenn diese zu bekannt und erwiesen sind, durch Scheingründe und Erdichtungen, ihren Charakter und Handlungen in einem ungünstigen Lichte darzustellen. Die Wahrheit dieser Bemerkungen bestätigt sich auch durch die irrigen unglimplichen Beurtheilungen, womit die Gegner des Ritters von Zimmermann, die seltenen Talente dieses großen Arztes zu verringern, und seinen menschenfreundlichen Charakter herabzuwürdigen versucht haben. Alle Freunde und Verehrer dieses so oft verkannten und gemißhandelten Mannes, werden die eben so mühsamen als verdienstlichen Untersuchungen, welche Hr. Marcard zur Rechtfertigung seines verewigten Freundes angestellt hat, mit gebührendem Danke erkennen. Freylich war der Vf. dieser Apologie, durch die innigste Freundschaft mit Z. verbunden, seine Vertheidigung gegen jede falsche und ungerechte Beschuldigung zu übernehmen verpflichtet; aber auch dieses Motiv beseitiget, wird niemand das ächte Gepräge der Wahrheitsliebe und Unpartheylichkeit verkennen, wodurch sich diese Schrift so vortheilhaft auszeichnet. Dem Hn. M. war es nach seinem eigenen Geständnisse

eine heilige Pflicht, diese Schrift abzufassen, aber auch nur ein Marcard, dem alle Verhältnisse des sel. Z. bekannt waren, und der das Genie und das Herz desselben durchschauete, war dazu fähig. Die Veranlassung dazu gab ein von Hn. Weikard gewagter aber schlecht ausgeführter Versuch, die Ehre und das Andenken des Ritters v. Z. zu schmähen und zu beschimpfen. Hr. Weikard bemüht sich ganz vorzüglich in seiner bekannten Selbstbiographie (*Denkwürdigkeiten aus der Lebensgeschichte des Kayserl. Russisch. Etats-Raths M. A. Weikard.* Nach seinem Tode zu lesen. Frankfurt und Leipzig 1801), die Verhältnisse des R. v. Z. mit der Kayserin Katharina II in ein für Z. ungünstiges Licht zu stellen. So behauptete W., das Geschäft der Beforgung teutscher Aerzte und Wundärzte nach Rußland sey von der Kayserin als ein Mittel erfunden, dem R. v. Z. mit guter Manier den Wladimir-Orden zu geben. In den von Hn. M. angeführten Original-Documenten sind hingegen die deutlichsten Beweise, daß Z. zuerst diesen Vorschlag der Kayserin that, in der schönsten und menschenfreundlichen Absicht, geschickte aber unglückliche Aerzte zu versorgen. Eine andere Beschuldigung W's ist die Behauptung: Z. habe um den Wladimir-Orden förmlich gebettelt, und sich für ihn mit um den Orden beworben, damit er nicht eifersüchtig würde. M. widerlegt diese Beschuldigung weitläufig und actenmäßig mit evidenten Wahrheiten. W. klagt ferner Z. eines künstlich ausgedachten Plans an, ihm bey der Kayserin in Ungnade zu bringen. Aber auch diese gehässige Anklage ist ohne alle Wahrheit, und seine vorgebrachten Scheingründe sind entweder unrichtig dargestellt oder erdichtet. Von gleichem Gehalte sind alle folgenden Beschuldigungen W's, die man größtentheils nicht ohne Unwillen lesen kann. Als Beleg dieser actenmäßigen Darstellung enthält der Anhang dieser Schrift, einen Theil der Correspondenz der Kayserin Katharina II mit dem Ritter v. Z. Diese vertraulichen Briefe der großen Monarchin an den berühmten Mann gewähren ein ganz vorzügliches Interesse, und niemand wird sie ohne Bewunderung des großen männlichen Geistes der verewigten Kayserin lesen. Sie enthalten die schönste Apologie des Ritters v. Z., und beweisen die hohe Achtung dieser einzigen Fürstin für einen Mann, der diese Auszeichnung so sehr verdiente.

M. H.

## KLEINE SCHRIFTEN.

PAEDAGOGIE. Bayreuth, b. Pichler: *Bemerkungen über Gegenstände der Unterweisung und Erziehung auf Schulen.* Erstes Stück. Einladungsschrift — von Joh. Friedr. Degen, Mitgl. d. königl. Scholarchats, Prof. Primar. u. Alumnus-Inspector. 1803. 39 S. 8. Die wiederkehrende Verachtung der alten Sprachen auf Schulen und ihre Folgen machen den Hauptge-

genstand dieser Schrift aus. Obgleich der Vf. bey dem Bekannten und Offgesagten stehen bleibt: so muß man doch bekennen, daß er, in seinen Verhältnissen, ein Wort zu seiner Zeit gesprochen hat; und es ist sehr zu wünschen, daß das Studium der alten Sprachen und Literatur gegen die ihm öftentlich geäußerte Herabwürdigung sein Recht behauptet.

M. G.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 J A N U A R, 1804

## THEOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Summa theologiae christianae*. Scripsit Christoph. Frid. Ammon, Theologus Göttingensis. 1803. XX u. 200 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Gründe, welche den Vf. bestimmten, nach seinem 1797 erschienenen Entwurf einer wissenschaftlich-praktischen Theologie dieses Lehrbuch auszuarbeiten, und nach einem geänderten Plan abzufassen, sind in der Vorrede angegeben, welche *de theologiae rationalis cum positiva commercio, et utriusque religionis nexu retinendi, nostrisque diebus etiam servandi studio sapienti et necessario* handelt. Positive Theologie könne nicht nach bloßer Willkür von Gott bestimmt seyn, das sey Gottes unwürdig; sie könne sich auch nicht bloß durch das äußere Ansehen Gottes unterscheiden, durch welches sie bestätigt sey; das streite wider die Pflicht, gewissenhaft in Religionsfachen zu prüfen, welche die Bibel, wie die Vernunft, dringend empfiehlt. Der Vf. stimme vielmehr denen bey, „*qui theologiam positivam ad providentiae divinae actum singularem referunt, quo doctrinae sacrae, ipsa natura rerum et ratione duce ab hominibus non dum cognitae, numine procurante, suamque hunc in finem auctoritatem interponente, cum generis humani parte una vel altera, virorum sapientium interventu communicantur, et exemplis factisque idoneis firmatae illustrantur.*“ Sie müsse daher 1) auf den Grund der natürlichen Theologie gebaut, 2) durch göttliche Auctorität bekräftigt, und 3) durch Thatfachen und Beyspiele anschaulich und wirksam gemacht seyn. Die Nothwendigkeit, sie noch jetzt bezubehalten, erhelle: 1) aus der Vortrefflichkeit des Inhalts des Evangeliums, dessen göttliche Kraft auch noch jetzt wirksamer und angemessener die Christen leite, als eine mit Unrecht so genannte Philosophie, die am Ziele nur zum Unglauben führe; 2) aus der verschiedenen Fähigkeit der Christen, unter welchen immer nur wenige durch Vernunftgründe allein sich bestimmen können; 3) aus der Verfassung der christlichen Kirche, welche den Lehrer der Christen an die Auctorität der heiligen Schriften, und, bey voller Freyheit des Gewissens, doch in Absicht seiner Vorträge an eine Regel bindet, welche die Verbreitung irriger Meinungen verhüten soll; 4) aus der Beschaffenheit der Prüfungen der Candidaten des Predigamts. Deswegen hat der Vf. für seine Vorlesungen das gegenwärtige Lehrbuch so abgefaßt, daß er bey jedem Dogma zuerst die biblische Lehre, dann die Kirchen-

S. A. L. Z. 1804. Erster Band.

lehre, theils nach den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche, theils aus Luther's, Melancthon's, Chemnitzens, Calov's, Quenstedt's, Hollazens und anderer Theologen des 17 Jahrhunderts Schriften bestimmt, und endlich eine bescheidene Beurtheilung hinzusetzt, die er durch das beystimmende Urtheil der vornehmsten Theologen der lutherischen Kirche aus der letzten Hälfte des 18 Jahrhunderts unterstützt. Denn wie es an der einen Seite nothwendig sey, künftige Lehrer der Kirche mit der Lehrart der Kirche und der symbolischen Bücher recht bekannt zu machen, weil manche mit derselben schimpflich unbekannt seyen: so sey es auf der anderen Seite noch nothwendiger, sie zur Unterscheidung der kirchlichen Lehrart, und der zu allen Zeiten wandelbaren Formen, von der beseligenden Lehre selbst anzuführen, und zu eigner fester Ueberzeugung, und rechter Anwendung der kirchlichen Lehrart zu leiten. Rec. freut sich der Uebereinstimmung des Vfs. mit seinen anderswo über denselben Gegenstand bekannt gemachten, ähnlichen Aeußerungen.

Der Vf. handelt in den Vorerinnerungen, 1) von der Theologie überhaupt, 2) von der rationalen und geoffenbarten Theologie, 3) von der Natur und Beschaffenheit der Theologie. Im ersten Theile ist die Lehre von Gottes Wesen und wirklichem Daseyn, und von der Trinität; im zweyten die Lehre von der Schöpfung und Regierung der Welt erörtert, und ein dritter Theil begreift die Lehre von der Ordnung des, den Menschen von Gott durch Christum bestimmten, Heils. In diesem Theile sind vorgetragen die Lehren von Jesus Christus, dem Erlöser der Menschen, von der Berufung und Prädestination; vom Glauben; von der Ausöhnung des Menschen mit Gott, oder von der Rechtfertigung; von der Heiligung des mit Gott ausgesöhnten Menschen; von den äußeren Heilmitteln, und von der christlichen Kirche. Im vierten Theile ist zuletzt noch von der Fortdauer des Menschen nach dem Tode, und von dem Schicksale gehandelt, welches ein Mensch nach dem Tode zu erwarten habe. Man sieht, daß der Vf. im dritten Theile alles, was er, zum Theil etwas uneigentlich, mit dem Namen der *Heilsordnung* benannt hat, (die sonst bestimmter die Ordnung der Besserung (Buße) und des Glaubens heist,) so auf einander folgen lassen wollte, wie es als Ursache und Wirkung zusammenhängt. Aber dann hätte doch wohl die Lehre von der christlichen Kirche und von den äußeren Heilmitteln gleich auf die Lehre von der Berufung und Vorherbestimmung folgen sollen, da

O

der



der Mensch in der christlichen Kirche durch das Wort und die Sacramente zum Glauben erweckt wird, u. s. w. Doch andere mögen mit dem Vf. über die gewählte Eintheilung streiten, wider die sich freylich mancherley erinnern liesse!

Der Vf. beschreibet S. 3 die Religion zuerst richtig, als die Ueberzeugung des Menschen, daß er von einem höheren Wesen abhängt, dem er Ehrfurcht, Gehorsam und Dankbarkeit schuldig sey; gleich hernach aber definirt er sie als *conscientiae vinculum, quo cogitando, volendo agendoque, munimur nos obstrictos esse sentimus*. Diese Definition ist zu eng; denn sie gilt nicht von der Religion noch roher Völker und Menschen, welche nicht Wirkung eines Dranges des Gewissens, welche bloß sinnlicher Cultus, ganz eigennützig, nur aus der Ueberzeugung von Abhängigkeit, und aus dem Wunsch entsprungen ist, das mächtige Wesen, von welchem ihr Glück und Unglück abhängt, sich günstig zu machen. S. 4 definirt der Vf. das Wort *Theologie* objectiv als Lehre von Gott und seinem Verhältniß zur Welt und zu den Menschen, und *subjectiv* als *Erkenntniß dieser Lehre*. Daher setzt er, wie schon oben bemerkt ist, in seiner Vorrede überall das Wort *positive Theologie*, wo man sonst positive oder geoffenbarte Religionslehre sagen würde, und auch dies entstand aus der oben bemerkten zu engen Definition der Religion. Der Vf. beruft sich vergebens in der Note S. 3 auf den Sprachgebrauch der reinen Griechen und der Kirchenväter. Diese haben niemals das Wort *ἑολογία* von einer jeden Lehre von Gott, z. B. auch von dem populären Unterricht gebraucht, den ein Ungelehrter etwa als Vater seinen Kindern gab. Nur Gelehrte, die von der Gottheit und von Allen; was die Gottheit betraf, gelehrt hatten, *Dichter, Weltweise*, nannten die Griechen *ἑολόγοι*; und nur die *Lehrer wahrer Religion* nannten die Kirchenväter so, und die *Verteidiger* derselben gegen Abgötter. Nie ist eine jede Erkenntniß der Lehre von Gott mit dem Namen Theologie benannt worden, und es würde am Ende lächerlich seyn, wenn man das Wort so gebrauchte; weil dann auch Kinder Theologen seyn müßten, und ihnen und den Ungelehrten aller Stände eine Theologie zugeschrieben werden müßte, sobald sie eine Kenntniß der Lehre von Gott erlangt haben. Diese Mißdeutung des Wortes Theologie hat auf die Vorerinnerungen an vielen Stellen einen nicht günstigen Einfluß gehabt.

S. 16. 17 wo der Vf. den Begriff *unmittelbarer Offenbarung* vertheidigt, führt er zwey Gründe dafür an, 1) daß Jesus seine göttliche Sendung stets behauptet habe, 2) daß ein mittelbarer göttlicher Unterricht bey aller menschlichen Erkenntniß statt finde, und also nicht den Namen der Offenbarung verdiene. Aber diejenigen, welche der Vf. bestrittet, leugnen ja die göttliche Sendung Jesu nicht; leugnen auch nicht, daß Gott bey seiner Offenbarung auch *unmittelbar* auf eine uns unerkennbare und unbegreifliche Weise gewirkt habe; sondern allein, daß Menschen an *sicheren Merkmalen* eine *unmittelbare*

Wirkung Gottes erkennen könnten. Der Vf. hat sonst in seinen Abhandlungen zur Erläuterung seine wissenschaftlich praktischen Theologie dies auch behauptet. Wollte er nun behaupten; unmittelbar Wirkungen Gottes erkennen zu können: so hätte der Beweis dafür nicht fehlen dürfen, denn die Berufung auf *revelatio spiritualis* beweiset nichts, da für uns eine Wirkung auf den Geist ohne Mittel der Offenbarung seiner Selbstthätigkeit gar nicht denkbar ist. Wozu denn der unnütze Streit über unmittelbare Offenbarung? Wird ja doch die Offenbarung hinlänglich von jeder anderen Erkenntniß der Menschen unterschieden, wenn sie, wie der Vf. in der Vorrede sie definirt, als eine besondere außerordentliche Wirkung der göttlichen Vorsehung definirt wird wie die Bibel selbst die ordentliche und allgemeine Offenbarung, von der außerordentlichen und besonderen Röm. I, 19. 20. II, 12—15 unterscheidet!

In der *doctrina biblica*, die der Vf. bey jedem Dogma zuerst beschreibet, wird zwischen demjenigen was in der Bibel als Bild und Einkleidung der Lehre, und zwischen demjenigen, was als eigentliche Lehre zu betrachten ist, nicht unterschieden; sondern alle die Sätze werden mit aufgeführt, die hernach erst in der *epicrisis* von den *notionibus universis*, bey welchen, als dem Wesentlichen der Lehre man sich beruhigen könne, abgefordert sind. Rec. fürchtet, daß dies leicht eine Verwirrung der Begriffe von der Lehre der Bibel veranlassen könne. Ist die Lehre der Bibel von Gott geoffenbart; so muß diese Lehre untrüglich wahr und für alle Menschen gültig seyn. Nur die Mittel, durch welche diese Lehre den Menschen erkennbar gemacht, und an die bey ihnen vorhandenen Ideen angeknüpft wurde müssen nach der Natur der menschlichen Seele, und können deswegen, auch ohne den Begriff einer besonderen und außerordentlichen göttlichen Erweckung und Mittheilung aufzuheben, als zu verschiedenen Zeiten verschieden, und überhaupt als wandelbar, außerwesentlich und nicht für alle Menschen nothwendig gedacht werden. Der junge Theolog muß also, wenn er als künftiger Lehrer der Christen mit fester Ueberzeugung die Religionslehre der Bibel als eine von Gott geoffenbarte Lehre vortragen soll, diese untrügliche und allgemeingültige Lehre der Bibel von allen den Mittelideen unterscheiden und absondern lernen, welche nicht *Zweck* der göttlichen Belehrung, nur *Mittel* derselben waren. Rec. würde wenigstens an der Göttlichkeit der biblischen Religionslehre zweifelhaft werden, wenn er urtheilen müßte, daß in der Bibel vieles als wesentlich und nothwendige Glaubenslehre vorgetragen wäre was doch nach Vernunftgrundsätzen, die ja auch göttlich sind, nicht als wesentlicher und nothwendiger Gegenstand des Glaubens betrachtet werden könnte.

In der *doctrina ecclesiastica* sind die Dogmen nicht bloß nach den symbolischen Büchern, sondern auch mit den Bestimmungen vorgetragen, die von Calov Quenstedt, Hollaz, u. a. hinzugesetzt sind. Dies scheint dem Rec. in der wissenschaftlichen Abhandlung

lung der christlichen Glaubenslehre unnötig; weil Sätze darum noch nicht symbolische Sätze unserer Kirche sind, daß sie in irgend eines Theologen System vorkommen. Denn nur in so fern sie in unsern symbolischen Büchern vorkommen, sind sie symbolisch; weil unsere Kirche nicht, wie die päpstliche, irgend eine *auctoritatem doctorum ecclesiae normativam* anerkennt. Dann gehören auch die Formen der symbolischen Dogmen, so weit sie nicht etwa in Landeskatechismen vorkommen, gar nicht in die Vorzüge christlicher Religionslehrer; nicht einmal als Mittelideen, daran Belehrung anzuknüpfen. Schreite uns der Himmel vor der Wiederaufnahme der alten Scholastik in Predigten und Katechisationen! Endlich hält Rec. (der mit dem Vf. über die Nothwendigkeit des Studiums der symbolischen Bücher für jeden Religionslehrer, der sich verpflichten soll, nach diesen Büchern die darin enthaltene biblische Religionslehre vorzutragen, vollkommen einverstanden ist,) es für besser, daß die Dogmatik und Symbolik, als zwey besondere Theile des theologischen Studiums abgehandelt, und in der letzten die künftigen Religionslehrer mit dem ganzen Inhalt der symbolischen Bücher bekannt gemacht, und zur richtigen Beurtheilung und Anwendung desselben angeführt werden; so daß es in der Dogmatik nur nöthig ist, zu zeigen, wie die symbolischen Formen der Dogmen auf eine der Religionslehre der Bibel gemäße Weise zu bestimmen sind. Bey einer solchen Trennung müssen beide Disciplinen an Vollständigkeit, Bündigkeit, Deutlichkeit und Gründlichkeit der Abhandlung gewinnen.

S. 176 heist es in der Anmerkung: „*Nota in primis loca Matth. XX, 28 2 Cor. V, 21 Gal. III, 13 1 Petr. II, 24 1 Tim. II, 24 59 Hebr. IX, 28, quibus vicariae satisfactionis notiones inesse nemo facile negaverit.*“ Gewiss ist es doch dem Vf. bekannt, daß allerdings von Mehreren geleugnet worden, und geleugnet wird, daß der wirkliche Begriff einer stellvertretenden Genugthuung, die Christus Gott geleistet hätte, in diesen Stellen liege; und man vielmehr behauptet, daß der Begriff einer stellvertretenden Genugthuung der klaren Lehre der Bibel von Gottes Unpartheyischer Gerechtigkeit, und nur des Sünders Besserung und Befestigung, nicht sein Verderben wollenden Güte, durchaus widerspreche; und daß kein Opfer nach der Lehre der Bibel als *stellvertretend*, sondern nur als ein Zeichen der Reue, und als ein Gott dargebrachtes Geschenk eines reinen, und um Vergebung bittenden Sünders, zu betrachten sey, so daß Gott durch die Annehmung des Opfers, als durch ein Symbol, Vergebung und Gnade unter der Bedingung der Reue, aus freyer Güte zusichere. Rec. hätte daher in einer so wichtigen Lehre nicht einen so entscheidenden Ausspruch, ohne überwiegende Gründe, erwartet. Der Vf. hat S. 179. 180 selbst gegen diese Lehre so viele Zweifel erhoben, daß dem, der sie wirklich für Lehre der Bibel hält, dieselbe bedenklich erscheinen muß, und wenn er S. 182 es sein Urtheil anführt: „*facile imaginem sapientem forte, peccatorem autem, metu nominis*

*terratus* uir, ad expiandum se posse“ so kann Rec. ihm nicht beystimmen, denn der vor Gott zitternde Sünder soll von Gottes Vaterliebe, die sich durch Jesus Christus offenbarte, Joh. 3, 16 belehrt und zur Gefinnung kindlicher Liebe erweckt werden, Röm. 8, 16, welche die Furcht vor Gott als vor einem nur durch Opferthat zu besänftigenden Richter verbannt, 1 Joh. 4, 18.

Doch alle die Dunkelheiten, welche in den hier angemerkten und in anderen Stellen, z. B. in der Lehre vom der Gerechtigkeit Gottes, dem bloßen Leser dieses Lehrbuchs übrig bleiben möchten, wird der mündliche Unterricht des Vfs. für seine Zuhörer aufklären. Sehr reichhaltig ist der hier gesammelte und geordnete Stoff zu Bemerkungen jeder Art. Auch auf die Aussprüche der älteren Weltweisen ist häufig Rücksicht genommen, und die harte Erklärung wider die Zeitphilosophie, welche oben aus der Vorrede angeführt ist, wird durch den ganzen Inhalt des Buches deutlich genug so bestimmt, daß sie nur auf die *Widersprüche der Zeitphilosophie* gegen die Grundlehren aller wahren Religion, nicht auf *wahre Philosophie* überhaupt, bezogen werden kann.

Der Preis des Buchs ist für 20 Bogen klein Octav auf schlechtem Druckpapier etwas hoch, zumal da zwey Bogen ein sehr entbehrliches Verzeichniß der vielen Autoren enthalten, und der Text nur sechzehn Bogen füllt. Als ein schätzbarer Vorzug des Werks verdient aber die reiche und wohlgewählte Literatur noch erwähnt zu werden, die in den enggedruckten Noten mitgetheilt ist, und ungeachtet der geringeren Bogenzahl den höheren Preis entschuldigen kann.

It.

ERFURT, b. Hannings: *Der Theologe, oder encyclopädische Zusammenstellung des Wissenswürdigen und Neuesten im Gebiete der theologischen Wissenschaften, für Protestanten und Katholiken.* Von Johann Joachim Bellermann, ord. Prof. d. Theol. und Phil. auf der Univ. zu Erfurt, Director des Gymnas. u. f. w. Erster Theil. 1803. XX u. 266 S. 8. (20 gr.)

Noch genauer, als auf dem Titel, bestimmt der Vf. in der Vorrede die Absicht dieses angefangenen nützlichen Werkes, von dem wir um desto mehr die Fortsetzung wünschen, je weniger wir sie bey den vielerley Arbeiten, die Hr. B. beginnt und bey seiner bevorstehenden Ortsveränderung hoffen. Es soll aus dem grossen Schatze der theologischen Wissenschaften nach ihrem ganzen Umfange, so wie sie von den classischen Schriftstellern seit 1800 bearbeitet werden, das Gemeinnützigste von bleibender Brauchbarkeit gesammelt, geordnet und dann ganz einfach und möglichst kritisch in zwanglosen Theilen herausgegeben werden. Demit aber Einseitigkeit vermieden, Intoleranz vermindert, und die Scheidewand zwischen Protestanten und Katholiken möglichst durchbrochen werde, so soll nicht bloß auf die protestantische Theologie, sondern auch zugleich auf das Wichtigste, was die katholischen Theologen liefern, und was das

römisch-

römische Kirchensystem betrifft, Rücksicht genommen werden. Um dieses *Gazophylacium Evangelicorum et Catholicorum* noch mehr zum Erleichterungsmittel des theologischen Studiums zu machen, legt Hr. B. ein, nach einem wohlüberlegten Plane gemachtes, Fachwerk zum Grunde, worin er allem Wissenswürdigen, so wie es nach und nach bekannt wird, seinen Ort anzuweisen gedenkt. Er will ferner dadurch den Lesern einen grossen Vortheil gewähren, das Wiederholungen schon mitgetheilte Wahrheiten nicht statt finden sollen. Nur die neuen Resultate und die interessantesten Facta will er zusammengestellt einmal aufführen, dann die successiven Berichtigungen der Wissenschaft nachtragen. Zu dieser Arbeit, welche für Prediger, angehende Theologen, und gebildete Laien berechnet ist (und warum nicht auch für die obern Lehrer an Gymnasien, die sich um vieler Ursachen willen in Bekanntschaft mit den Fortschritten der Theologie erhalten sollten?) — hat sich Hr. B. mit zwey Gehülffen vereiniget, mit dem als Schriftsteller schon bekannten Hn. Prof. C. G. Hermann, der besonders das Feld der Moral und Predigerwissenschaften übernommen hat; und mit Hn. German, der Theologie (nach dem katholischen Systeme) Baccalaureus, und Vicarius am Stifte Severi in Erfurt, der an einer Geschichte der Hülfsmittel zur Erlernung sammtlicher morgenländischen und abendländischen Sprachen arbeitet, und für das gegenwärtige Werk das Feld der katholischen Theologie übernommen hat.

Ein Werk dieser Art, so angekündigt, wird gewiss ein grosser Theil derjenigen, für welche es bestimmt ist, willkommen heissen. Akademische Gelehrte und solche, die in grossen Städten wohnen, wo beträchtliche Buchhandlungen und Bibliotheken sind, haben keine Vorstellung davon, wie schwer es an kleinern Orten nicht bloß angehenden Theologen, sondern auch denen, die sehr wohl orientirt waren, ins gemein falle, sich in Bekanntschaft mit den Fortschritten ihrer Wissenschaft zu erhalten. Praktische Geschäfte und sehr beschränkte Einkünfte legen ihnen nicht selten die grössten Hindernisse in den Weg. Rec. will daher auch keinesweges durch allzustrenge Beurtheilung dessen, was in diesem ersten Theile zur Ausführung des gut entworfenen Plans geschehen ist, und durch übertriebene Forderungen an die Unternehmer, die Schwierigkeiten ihres nützlichen Werkes häufen, oder nur entfernt die Schuld auf sich laden, dasselbe ins Stocken zu bringen. Vielmehr will er auch gegen die Mitarbeiter des Herausgebers das Vertrauen aufsetzen, dass sie eine vollständige Uebersicht der für ihre Bearbeitung erwählten Fächer haben werden, um das Neue, was von andern darin geleistet wird, gehörig entdecken, das Haltbare von dem Unhaltbaren scheiden, und den wirklichen Gewinn für die Wissenschaft darstellen zu können. Nur zwey Erinnerungen erlaubt er sich, wovon die eine die Art betrifft, wieder ganze Plan ausgeführt werden soll; die andere das, was diesmal geschehen ist. Der Zweck des Herausgebers soll nämlich erreicht werden durch „korrekte Auszüge aus vorzüglichen Schriften.“ Nun ist es aber ge-

wiss, dass die besten Werke, zumal wenn sie vielumfassend sind: 1) Mehreres enthalten, was seit langer Zeit durchgearbeitet worden, und hier nur zusammengestellt ist, so dass vielleicht der grösste Theil nur neu geordnet erscheint. Soll ein wirklicher Auszug aus diesen Schriften gemacht werden, so muss das Alte, schon Bekannte mitgenommen werden, wodurch die Absicht dieses Repertoriums neugefundener Resultate verloren geht; und überdies werden die Verfasser der ausgezogenen Bücher dann mit Unrecht als die Urheber und Entdecker mancher Ideen, Facten u. s. w. dargestellt, welche sie bloß geordnet, vielleicht gar compilirt haben, ohne dass durch ihre Anordnung ein bedeutendes Licht darüber verbreitet worden ist. Diejenigen aber, welche Wahrheiten zuerst zu Tage gefördert haben, kommen in dem grössern theologischen Publico um ihre gebührende Ehre. Sodann haben 2) auch die besten Werke ihre schwachen Parthieen, welche wichtige Zurechtweisungen und Zusätze in unseren, zum Theil vortrefflichen theologisch-kritischen Journalen oder wohl auch in akademischen Schriften erhalten. Wie der Zustand der theologischen Schriftstellerey jetzt ist, werden in der That in Zeit- und akademischen Schriften viele Ideen niedergelegt, welche als Zuwachs für die Wissenschaft und als Berichtigungen grösserer Werke angesehen werden müssen. Die zweyte Erinnerung betrifft ein in diesem ersten Theile ausgezogenes Werk, das aus einer doppelten Ursache nicht hieher gehört; wir meinen den ersten Theil von *Flügge's Geschichte des Glaubens an Unsterblichkeit, Auferstehung, Gericht und Vergeltung*. Der erste Theil ist lange vor dem *Terminus a quo*, den der Herausgeber in der Vorrede gesetzt hat, herausgekommen, nämlich schon 1794, und es ist daher auch bey der Anzeige des Buches S. 184 die Jahreszahl ausgelassen worden, die sonst überall angegeben ist. Ueberdies aber ist es ein sehr unkritisch compilirtes Ganze, das in der That der Geschichte jedes Dogma kein neues Licht gegeben hat. — Gegen die übrigen, in diesem ersten Theile ausgezogenen Schriften hat Rec. nichts zu erinnern: sie sind in der That reich an neuen Ansichten und Ideen; doch sind davon die höchst dürftigen Rechtfertigungen einiger katholischen Meinungen und Gebräuche von dem Grafen *Stolberg* in seinen Anmerkungen zu der Uebersetzung zweyer Schriften Augustin's, auszunehmen. Diese Armseligkeiten waren weder des Excerptirens noch des Widerlegens werth. — Der encyclopädische Umriss der theologischen Wissenschaften, welchen Hr. B. diesem Theile vorangehen lässt (S. 1—101), und wobey er die hieher gehörigen Werke von *Nösselt, Planck, Wachler, Thym, Buhle, Krug*, und die *Revision der theologischen Encyclopädie und Methodologie* in den Ergänzungsblättern der A. L. Z. benutzt zu haben, dankbar bekannt, ist mit fester Hand gezeichnet, und bey aller Kürze sehr instructiv. Mit so grossem Verlangen wir der Fortsetzung dieses Werkes entgegensehen: so werden wir diese doch, wenn sie erscheint, nur ihrem Daseyn nach anzuzeigen nöthig haben.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 18 JANUAR, 1804.

## KIRCHENGESCHICHTE.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung*. Von D. G. J. Plank, Consistorialrath und Professor der Theologie zu Göttingen. *Erster Band*. 1803. 706 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der Wunsch des verdienstvollen Vf's. ging dahin, eine *reine* Geschichte der christlichen Kirche, als eines *äusseren gesellschaftlichen Instituts* zu geben, in welcher bloß dasjenige, was zu der grossen Geschichte dieser Gesellschaft, ihrer Entstehung, Bildung und successiven Erweiterung, ihrer von Zeit zu Zeit sich ändernden Organisation, ihrer Polizey und Regierungsform, ihrer Verhältnisse zu anderen Gesellschaften, besonders zu der grossen Staatsgesellschaft, und ihrer Einwirkung auf diese gehört, ausgehoben, und in sein gehöriges Licht gesetzt werden sollte. Es liegt in seinem Plan, auf diese Art die Geschichte der kirchlichen Gesellschaft bis auf das Zeitalter der Reformation herabzuführen; doch so, daß jede durch eine Hauptveränderung ausgezeichnete Periode eine eigene Geschichte bekommen soll. Deswegen enthält dieser Band nur die Geschichte der Entstehung und Bildung der Kirche im *römischen Reiche* und in den zu diesem gehörenden Provinzen. Er kann daher auch als ein eigenes Werk für sich betrachtet werden, und hat den besonderen Titel: *Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung im römischen Staat, von der Gründung der Kirche an, bis zu dem Anfange des siebenten Jahrhunderts*. In einem zweyten, auch als eigenes Werk zu betrachtenden Theile, soll demnächst die kirchliche Verfassung in den neuen christlichen Staaten des Occidents, die sich gegen die Mitte und das Ende des fünften Jahrhunderts aus den Trümmern des römischen bildeten, beschrieben werden. Die Reihe der darin zu beobachtenden Erscheinungen zieht sich von der Mitte des fünften, bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts hinein. Von der Zeit an beginnt die Geschichte des eigentlichen Papstthums, als der dritte Theil des Ganzen, welches darzustellen der Vf. beabsichtigt; aber auch dieser Theil kann wieder als ein Werk für sich angesehen werden.

Man kann die Zweckmässigkeit dieser Abtheilung in so fern nicht verkennen, als wirklich die Kirche in jedem dieser so unterschiedenen Zeitalter, unter vielfach veränderten Umständen auch vielfach

A. L. Z. 1804. *Erster Band*.

in ihrer Gesellschaftsverfassung verändert werden, und vielfach anders wirken mußte, und als diese Veränderungen ihrer Gesellschaftsverfassung und ihrer Wirkungen, gerade in dem veränderten Verhältnisse ihren Grund hatten, worin sie zuerst zu den römischen Kaisern, dann zu den neuen christlichen abendländischen Regenten, und dann zu den Päpsten stand. Es mag also nicht als ein Einwurf wider gelten, daß ein morgenländisches römisches Kaiserthum noch bis ins funfzehnte Jahrhundert fort-dauerte; weil das morgenländische römische Reich auf die *Veränderungen* der kirchlichen Gesellschaftsverfassung keinen so grossen Einfluß seit dem siebenten Jahrhunderte gehabt hat, als die Entstehung der neuen christlichen abendländischen Reiche und das Papstthum, und weil, wenn die Abtheilung nach den Hauptquellen der Veränderungen gemacht ist, doch die Geschichte der gleichzeitigen Veränderungen der kirchlichen Gesellschaftsverfassung im morgenländischen römischen Reiche, und durch die Verhältnisse zu demselben, in der zweyten und dritten Abtheilung bequem mit eingeschaltet werden kann. So glaubt wenigstens Rec. sich diesen möglichen Einwurf, den der Vf. nicht berührt hat, widerlegen zu können.

In dieser Geschichte der kirchlichen Gesellschaftsverfassung hat der Leser von der Geschichte des Christenthums, oder von der Geschichte der christlichen Lehre, und ihrer Wirkungen auf die Christen, fast gar nichts, und von den zufälligen Schicksalen und äusseren Umständen der Gesellschaft nur so viel zu erwarten, als nöthig ist, um sich das Eigenthümliche in der Gesellschaftsverfassung jedes Zeitalters zu erklären; und es ist wirklich nützlich, reinhistorisch zu zeigen, daß die kirchliche Gesellschaftsverfassung durch ganz andere Ursachen und Umstände, als durch die *ächte christliche Religionslehre*, das nach und nach geworden ist, was die Geschichte von ihr meldet. Dessen ungeachtet können und müssen doch die *abergläubigen Meinungen*, welche nicht zur christlichen Lehre gehören, als nur zu kräftig wirkende Triebfedern der Fortbildung nicht allein, sondern selbst der Entstehung der *christlichen Hierarchie*, bemerklich gemacht werden. Man kann wohl mit Recht sagen, *der christlichen Hierarchie!* Denn ist gleich historisch allerdings der Name der *katholischen Kirche* der Name einer solchen Gesellschaftsverfassung wie die, die hier beschrieben wird; so darf doch wohl auch der Geschichtschreiber, seiner Unpartheylichkeit unbeschadet, ja gerade weil er un-

partheyisch jeden Gegenstand so benennen und so zeigen soll, wie er ist, ohne Umschweife sagen, daß die ganze hier beschriebene Gesellschaftsverfassung gar keine christliche Kirche, nach dem Sinne des Stifters des Christenthums und seiner ersten Schüler, sondern vielmehr etwas von einer christlichen Kirche wesentlich verschiedenes, und dem Wesen derselben sogar Widerstreitendes ist. Denn es ist unteugbar, und auch vom Vf. bemerkt, daß der Stifter des Christenthums eben so, wie jeder seiner Apostel, nur Kirchen, als freye Gesellschaften von Lehrern und Bekennern seiner Religion, zu gemeinschaftlicher Religionsübung nach seiner Lehre, und als Lehranstalten für alle, die des Unterrichts und des Trostes der Religion bedurften, aber nicht eine einzige sichtbare Kirche aller Bekenner seiner Religion, als ein auch äußerlich vollkommen übereinstimmendes und genau verbundenes Ganzes, zur Absicht gehabt hat. Im historischen Sinne des Worts mag dies also immer eine reine Geschichte der Kirche als Gesellschaft heißen; im reinchristlichen Sinne des Wortes Kirche ist es nicht Geschichte der christlichen Kirche; sondern der christlichen Hierarchie, oder einer wider den Willen ihres Stifters zu einer äußeren Zwangsgesellschaft gewordenen Verbindung der einzelnen christlichen Kirchen.

Die Entstehung und Fortbildung der kirchlichen Gesellschaftsverfassung ist übrigens ein in seiner Art so einziger, und wegen seiner weitverbreiteten und tief eingreifenden, verderblichen und wohlthätigen Folgen und Wirkungen, so wichtiger Gegenstand in der Geschichte der Menschheit, daß des Vfs. Wunsch gerecht ist, sie für alle Classen gebildeter Menschen anziehend zu machen. Sie muß, zweckmäßig behandelt, jeden unter christlichen Völkern lebenden gebildeten Menschen interessieren; und wenn Rec. nicht alles trügt, so ist eine solche ächtpragmatische Behandlung und Darstellung dieser Geschichte dem Vf. in diesem ersten Bande in einem hohen Grade gelungen. Der Leser sieht unter seinen Augen die einzelnen Veränderungen aus ihren Quellen so natürlich entstehen, daß das Ganze für ihn eine ununterbrochene Reihe von Ursachen und Wirkungen ausmacht, und die Wirkungen besonders, die eine jede Veränderung als eine reiche Quelle neuer Veränderungen gehabt hat, werden hinlänglich für jeden entwickelt, der nur mit Nachdenken liest. Zugleich sind überall für den eigentlichen Geschichtsforscher in den Noten die Beweise für jede Angabe, und die bey einer jeden gebrauchten Quellen und Hülfsmittel genannt. Die Absicht, für gebildete Leser aller Classen diese Geschichte anziehend zu machen, entschuldigt eine hie und da fast zu große Wortfülle bey der Entwicklung der einzelnen Mittel, wodurch einzelne Veränderungen eingeleitet und endlich die Zwecke der Hierarchie erreicht wurden. Der Styl ist einfach und edel, wenn er sich gleich nicht zur Würde des höheren historischen Stils erhebt, der hier dem Gegenstande nicht angemessen gewesen wäre. Einzelne Flecken, wie eines

manchen für manches, Parthie für Parthey, und öfter wiederholte Ironie: *gesegnetes Gesetz; gesegnete Anordnung, für gewinnreich, einträglich*, u. dgl. w. die man bey einem minder befallswürdigen Ganzen kaum gewahr werden, und sie verdienen nur deshalb eine Anzeige, damit sie einem so berühmten und beliebten Schriftsteller nicht nachgeahmt werden. — Auch möchte der Vf. gern dazu beytragen, den philosophischen Geist unseres Zeitalters, der auch schon hin und wieder die Kirche zum Gegenstande seiner Speculationen gemacht hat, zu der reinhistorischen Gesichtspunkte zurückzuführen; und mit Recht, in so fern von dem, was die Kirche wirklich war, und wie sie das wurde, die Rede ist. Diese historische Frage kann und soll nicht *a priori* sondern nach zuverlässigen Zeugnissen beantwortet werden! Aber wenn der Vf. S. VIII der Vorrede schreibt: „wie unendlich mehr Anziehendes und Geist und Herz-Erhebendes muß es für den philosophischen Beobachter haben, wenn er am Ende seiner Untersuchungen findet, daß die Kirche gerade durch das, was sie zu jeder Zeit war, auch das wurde und wirkte, was sie werden und wirken sollte so kann Rec. dies nur unter der Bedingung verhandeln und gelten lassen, daß durch diese Worte gedeutet werden soll: die Hierarchie selbst hat durch ihre übertriebenen Annahmen zum Theil ihren Sturz, und die Befreyung einer bedeutenden Zahl von Kirchen von ihrem drückenden Joche begünstigt. Aber auch dann bleiben die Worte dunkel; denn noch besteht ja größtentheils die Hierarchie, und wie könnte man von der sagen, daß jedesmal war und wirkte, was sie seyn und wirken sollte; wenn nicht etwa der Sinn ist, daß sie seyn und wirkte, was sie nach der Absicht der Hierarchie seyn und wirken sollte? Was sie hätte seyn sollen, war sie nie, und kann sie als Hierarchie werden; wenn von ihres Stifters Absicht, und dem Begriff der Kirche geredet wird, nach der Realisirung zu streben offenbar Pflicht, heilige Pflicht ist; und nur das kann Geist und Herz erheben, sehen, in wie fern die Kirche diesem Ideal sich hert; wenn hingegen die zum Theil, besonders der letzten Periode, schreckliche Consequenzen der Hierarchie in der Ausführung ihrer Entwürfe dem philosophischen Beobachter nur Schauern und Entsetzen, nur Abscheu und Betrübniß erweckt.

Die einzelnen Gegenstände, welche in der Geschichte beschrieben werden, sind von allen chengeschichtschreibern abgehandelt. Dennoch bleibt dem bescheidenen Vf. nicht bloß das Verdienst richtigen Auffassens, der schicklichen Auswahl der zweckmäßigen Zusammenstellung, das einzuworauf er Anspruch macht; sondern man findet manche Punkte, gerade weil sie hier einzeln beleuchtet wurden, heller als von Anderen ins Licht gesetzt und manche dem Vf. eigene, oder doch von ihm Schutz genommene Hypothese, die zum Theil noch einer sorgfältigeren Untersuchung bedürfen möchte, sich bald an Beyspielen zeigen wird. Mit J. H. F.

mer's Kirchenstaat der drey ersten Jahrhunderte, und Ziegler's Geschichte der Synodalverfassung hat der Plan des Vfs. die meiste Aehnlichkeit. Doch war die Absicht der ersten Schrift nur auf einen gewissen Zeitraum, und die Absicht der letzten nur auf gewisse Hauptbeziehungen in der kirchlichen Gesellschaftsverfassung gerichtet, und in so fern unterscheiden sich jene beiden Werke von diesem hinlänglich, um dieses nicht überflüssig zu machen.

Die Geschichte der kirchlichen Gesellschaftsverfassung im römischen Reiche während der sechs ersten christlichen Jahrhunderte, ist in diesem Bande in drey Perioden abgetheilt: 1) bis zum Jahre 60 der christlichen Zeitrechnung; 2) vom Jahre 60—300; 3) vom Jahre 300 bis 600. In der ersten Periode wird die Entstehung und erste Organisation der christlichen Gesellschaft beschrieben. Hier ist S. 16. 17 behauptet: der Stifter der christlichen Religion habe zwar die Kirche gewiss nicht unmittelbar gestiftet; aber es sey doch unverkennbar, daß er vorausgesehen habe, was unfehlbar erfolgen würde, daß er diess weder hindern zu dürfen, noch hindern zu müssen geglaubt, daß er darauf hin und wieder Rücksicht genommen, und seinen Aposteln Winke darüber gegeben, wie Joh. 10. 16. 12. 32 und *S. H. Böhmer's* Behauptung, „daß Christi Absicht und Intention nie „gewesen sey, einen neuen Kirchenstaat zu formiren“, sey vielleicht etwas zu stark ausgedrückt, wenn sie gleich mit den gehörigen Einschränkungen mehr historische Gründe für sich habe, als die entgegengesetzte Meinung. — In diesen Sätzen herrscht eine gewisse Dunkelheit und Unbestimmtheit, die aus dem Mangel der bestimmten Unterscheidung zwischen Kirche und Kirchenstaat oder Hierarchie entstanden seyn dürfte. Einen Kirchenstaat zu stiften, oder die Stiftung desselben zu gestatten, war nach der Geschichte nie die Absicht des Stifters der christlichen Religion. Nur eine Kirche, als moralische Einheit, durch das unsichtbare Band christlichen Glaubens und christlicher Tugend unter ihm, als ihrem unsichtbaren Oberhaupte vereinigt, beschreiben seine Reden in den Evangelien, und die Briefe der Apostel, als nach seinem Auftrage gestiftet und von ihm beabsichtigt. Diese eine, unsichtbare Kirche sollte aus unzähligen sichtbaren Kirchen bestehen. Denn nach seiner Lehre find, außer der Taufe und dem Abendmahl, alle andre Gebräuche zur Religionsübung ganz der Freyheit und weisen Wahl seiner Bekenner überlassen, und nicht als etwas Wesentliches bey christlicher Gottesverehrung, die im Geist und in Wahrheit Gott geweiht werden soll, Joh. 4. 23. 24; sondern als etwas Zufälliges, Freyes und nach Zeit und Umständen einer Veränderung Bedürftendes zu betrachten. Sie sollen keinen anderen Herrn und Meister anerkennen, als ihn; kein anderes Oberhaupt der ganzen Kirche, als ihn. So lehrten und ordneten auch die Apostel die christlichen Kirchen. Nach dem Befehl ihres Herrn, daß in seinem Reiche nicht, wie in bürgerlichen Reichen, Macht entscheiden solle, Mark. 10. 42 f. Luc. 22. 25 wollten sie nicht

Herren und Gebleter des Glaubens der Christen seyn, sondern Gehülffen, Beförderer ihrer Freudigkeit und Zuversicht (2 Kor. 1. 24. 1 Petr. 5. 3) und eben das, und nur das sollten auch die von ihnen bestellten Lehrer seyn. Die Aussprüche des Stifters der christlichen Religion, Joh. 10. 16. 12. 32, daß er Alle zu sich ziehen, und daß aus den Menschen ohne Unterschied der Völker einst eine Heerde eines Hirten werden werde: was sagen sie anders, als daß seine Religion sich immer allgemeiner verbreiten, und Menschen aus den verschiedensten Völkern unter ihm, als ihrem Könige, zu einem moralischen Reiche, zu übereinstimmenden religiösen Ueberzeugungen, Gesinnungen, Grundsätzen und Hoffnungen vereinigen werde? Also die Stiftung einer katholischen Kirche wollte er hindern, und er erklärte sich dawider sehr deutlich und stark. Böhmer drückte sich nicht zu stark aus; sondern es kann und muß nach der Geschichte behauptet werden, daß es nicht nur nie die Absicht Christi gewesen sey, einen Kirchenstaat zu formiren; sondern daß sich Christus vielmehr ernstlich bemüht habe, die Stiftung eines solchen Staats zu hindern, und daß die Kirche, seitdem sich ihre Bischöfe auf Concilien zu Gesetzgebern des Glaubens und der Sitten der Christen eigenmächtig constituirten, ganz von der Absicht Christi abgewichen, ganz etwas Anderes geworden sey, als was sie nach Christus Lehre und Absicht seyn und werden sollte.

Eine andere eigenthümliche Meinung des Vfs. (S. 26—32) betrifft die Aeltesten und Bischöfe. Die Aeltesten sollen gar nicht als Lehrer und um zu lehren bestellt seyn; wenn sie auch, wie es jedem frey stand, der dazu das Talent befaß und Antrieb fühlte, zum Theil Lehrer waren. Diess soll aus 1 Tim. 5. 17 folgen, und *ἐπίσκοποι*, Bischöfe, sollen seit der Apostel Zeiten von den Presbytern unterschieden, die ersten Vorsteher jeder Gemeinde, die Depositaire der Lehre, die Nachfolger und Gehülffen der Apostel in der weiteren Ausbreitung derselben, und die Aufseher über die Presbyter und Diakonen gewesen seyn. Nur auf 1 Tim. 3. 2—7. Tit. 1. 5—10 ist dabey verwiesen; aber diese Stellen dürften das nicht, sondern vielmehr, wie andere, das Entgegengesetzte beweisen. Es ist ja nur vom Bischof und von Dienern in den Vorschriften für die Wahl derselben die Rede. Warum nicht auch von Vorschriften für die Wahl der Aeltesten, wenn ein Aeltester und ein Bischof verschiedene Personen waren? Warum hießen Apg. 20. 17. 28 die von Milet aus zum Apostel Paulus berufenen Aeltesten der Gemeinde zu Ephesus Bischöfe, wenn Bischöfe und Aelteste verschieden waren? Warum empföhlte Paulus in dieser Stelle den Aeltesten zu Ephesus so dringend die Sorge für das Wohl der Seele der christlichen Gemeinen, wenn die Aeltesten nicht zum Lehren bestellt waren? Warum nannte Paulus 1 Kor. 12. 28. Eph. 4. 11 nur Lehrer, und nur Hirten und Lehrer als Charaktere, derselben Personen, und nicht die Aeltesten besonders, wenn sie nicht Lehrer waren? 1 Kor. 14 beweiset nur, daß auch Jedem, der sich zu einem Vor-  
trage



frage begeistert fühlte, der Vortrag gestattet ward; aber nicht, daß nicht ein ordentlicher Lehrer da war. 1 Tim. 3, 17 beweiset nur, daß nicht *alle* Aeltesten der Gemeine zu Ephesus zu Lehrern bestellt waren; nicht aber, daß nicht einige dazu besonders bestellt waren. Die Väter des zweyten und dritten Jahrhunderts schreiben freylich den Aposteln die Bestellung der ersten Bischöfe zu; aber bey der Zweydeutigkeit des Namens *ἐπίσκοπος*, und bey dem Streben der Gemeinen nach dem Range apostolischer Gemeinen, läßt sich die Entstehung dieser Sage zu einer Zeit, da die Bischöfe schon etwas ganz Anderes und Höheres als die Presbyter zu seyn überzeugt waren, zu natürlich und leicht begreifen, als daß man viel darauf bauen könnte. Nach den neutestamentlichen Büchern scheinen eben die, die Presbyter hießen, auch Bischöfe genannt zu seyn, und der Unterschied zwischen Presbytern und ihrem Bischof ist aus dem letzten Viertel des ersten Jahrhunderts herzuleiten; indem anfanglich in großen Städten, wo viele Versammlungen und Presbyter waren, diese bey ihren Zusammenkünften einem den Vorsitz auftrugen, und dem, der den Vorsitz führte, nun vorzugsweise den Namen Bischof gaben, und dies, bey der schnellen Ausbreitung des Christenthums, bald eine so allgemeine Gewohnheit ward, daß man weiter nicht an ihre erste Entstehung dachte.

Als den ersten Versuch, die christliche Gesellschaftsverfassung zu organisiren, beschreibt der Vf. die Einführung der Gütergemeinschaft in Jerusalem, um dadurch die Christengemeinschaft zu einer Communität zu bilden. Daß die Einführung dieser Gütergemeinschaft nicht den Essäern nachgeahmt sey, wird für Rec. völlig befriedigend bewiesen, und ihr Ursprung scharfsinnig davon abgeleitet, daß die Apostel vorher mit Jesu in einer solchen Verbindung gelebt hatten. Doch Rec. zweifelt, ob auch nur in Jerusalem die Gemeinschaft der Güter *allgemein* unter den Christen eingeführt, und zur ausschließlichen Bedingung für jeden gemacht worden sey, der der Gesellschaft beytreten wollte. Nach Apg. 3, 4 stand es bey Jedem, ob er seine Güter verkaufen wollte, oder nicht, und wenn er jene auch verkauft hatte: so hing es von seinem freyen Willen ab, ob er das Geld behalten, oder es den Aposteln übergeben wollte. Rec. möchte daher glauben, daß nur die, welche durch die Furcht vor Verfolgungen und vor dem Verlust ihrer Güter bewogen wurden, ihre Güter zu verkaufen, eine solche Gemeincaße bey den Aposteln errichteten; daß aber diese Furcht nachher schwand, als die Umstände günstiger wurden, und daß da die Gütergemeinschaft, welche wohl nie allgemein war, aufgehört habe. Zweifeln möchte daher Rec., ob dies überall als ein Versuch zu betrachten sey, die christliche Gesellschaft zu organisiren, und in eine Communität hineinzubilden. Das ist aber klar, und hier sehr deutlich gezeigt, daß die

Gesellschaft schon dadurch, daß sie sich an die Apostel angeschlossen, als an ihre Religionslehrer, sich als eine Gesellschaft zu einem besonderen religiösen Zweck vereinigte, und durch die Wahl der Diakonen, Presbyter und Bischöfe, und durch die Ausschließung unwürdiger Mitglieder, Gesellschaftsrechte ausübte. Weiter schritt sie aber in diesem Zeitraum nicht. Der Vf. schreibt: „Die Kirche im completeu Sinn kommt noch nicht zur Existenz.“ Rec. würde lieber sagen: es gab nun viele einzelne Kirchen, aber noch keinen Kirchenstaat, oder keine Hierarchie.

In der Geschichte der zweyten Periode vom Jahre 69 — 300 ist die weite und planmäßigere Organisation der christlichen Gesellschaft unter dem Druck der Verfolgungen, die nur die schnellere Verbreitung des Christenthums beförderten, der Ursprung und die Beschaffenheit der Diöcesanverbindung, die erste Entstehung der Metropolitanverbindung, das neue Confederationsmittel der Synoden, das Aufkommen der Idee von einem einzigen Kirchenkörper, die Auszeichnung der römischen Bischöfe, ohne sie als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen, die grössere Strenge der Gesellschaft bey der Aufnahme und bey Vergeltungen ihrer Mitglieder, die Vermehrung der Kleriker, und engere Verbindung derselben unter einander, die Einführung einer eingeschränkten Monarchie in jeder Gesellschaft durch das immer mehr vergrößerte Ansehen der Bischöfe, die Ordnung des Finanzwesens der Gesellschaft, und das nun bedenklichere Verhältniß derselben zum Staat beschrieben.

Die Verfolgungen der Christen beförderten, nach des Vfs. Darstellung, theils die Vergrößerung der Gesellschaft durch den Beytritt vieler neuen Mitglieder, theils das engere Anschließen an einander. Das Bedürfnis erzeugte die Diöcesan- und Metropolitanverbindungen, die Synoden veranlaßten die Bischöfe sich zu Gesetzgebern der Kirchen zu constituiren, die Bischöfe fingen an, sich mehr zu fühlen, und dachten nun immer mehr auf Vergrößerung ihres Ansehens, stellten sich und den Klerus als von Gott verordnet, und als besonderen Stand dar, vermehrten das Personale ihrer Diener, und brauchten die Idee, daß die Rechte der Hohenpriester und Priester des Alten Testaments auf sie übertragen, und daß sie Nachfolger der Apostel seyen, u. s. w. zu ihrem Zweck. Im Ganzen stimmt Rec. bey; nur sind, nach seiner Ueberzeugung, die Synoden früher gewesen, und die Ideen von nothwendiger Einheit der Kirche, und daß die Christen nun als ein Volk Gottes an die Stelle des Volks der Israeliten, und die Bischöfe, Lehrer und Diener der Kirche an die Stelle und in alle Rechte der Hohenpriester, Priester und Leviten getreten seyen, früher und gewiss schon in der ersten Hälfte des zweyten Jahrhunderts entstanden, und diese leirenden abergläubigen Ideen sind die Hauptursachen der folgenden Veränderungen.

(Der Beschluß folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 J A N U A R, 1804.

## KIRCHENGESCHICHTE.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung*. Von D. G. J. Plank, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nicht sowohl und nicht vornehmlich die Vergrößerung der Gesellschaft, an deren Spitze die Bischöfe standen, veranlasste sie, sich mehr zu fühlen, und stolzer zu erheben, als vielmehr die abergläubige Idee von den ihnen übertragenen Vorrechten der Hohenpriester und Priester des A. T., die ihnen den Geist einhauchte, der jeden Bischof beseelte, sobald er Bischof war; weil er nun von Gott das Recht und die Pflicht zu haben wähnte, die Vorzüge seines Standes zu behaupten. Diese abergläubige Idee erklärt alles ganz natürlich, was geschah, und durch die Umstände begünstigt wurde. Mit der Idee, dass die Bischöfe die Nachfolger der Apostel seyen, die der Vf. angedeutet hat, erzeugte sich auch die Idee, dass jeder Bischof Roms als Petrus Nachfolger betrachtet werden müsse, und dass, da Petrus als *princeps omnium apostolorum* betrachtet ward, auch der römische Bischof *princeps omnium episcoporum* sey. Diefes Recht zu behaupten, womit Gott ihn bekleidet habe, hielt nun jeder Bischof Roms, sobald er bestellt war, sich auch dieser abergläubigen Idee verpflichtet. Von ihr getrieben, wollte schon im Osterstreit Victor, im Streit über die Ketzertaufe Stephan, sich die Rechte eines Oberhaupts der Kirche anmassen; nur wurden ihm diese Rechte noch von den übrigen Bischöfen freitig gemacht. Man gestand den Primat und Supremat des römischen Bischofs zu; nur über die Grenzen desselben war man noch anderer Meinung, als der römische Bischof; aber abzusehen war es, dass dieser nun nach immer größerer Macht und Hoheit streben würde. Da übrigens diese Ideen historisch gewiss und erweislich sind: so dienen unstreitig auch sie der Geschichte zur pragmatischen Entwicklung des Zusammenhanges der Ursachen und Wirkungen. Uebrigens ist der Umstand merkwürdig, dass sich die Bischöfe als Nachfolger der Apostel betrachteten. Er bestätigt es, dass die Apostel keine von den Aeltesten verschiedene Bischöfe bestellt haben; sondern dass, nach der Meinung der Bischöfe, die Apostel, selbst während ihres Lebens, das für die Gemeinen gewesen seyen, was sie nun seyn sollten. Hätten die Apostel Bischöfe bestellt, und sich untergeordnet, wie hätten die Bischöfe sich für Nach-

folger der Apostel erklären können? Doch freylich beweiset der Umstand allein und an und für sich noch nichts; denn man könnte sagen, wo die Apostel Bischöfe ernannten, da bestellten sie diese, um in ihrer Abwesenheit ihre Stelle zu vertreten, wie auch Timotheus und Titus für Bischöfe, zu Ephesus und auf Kreta, gehalten wurden. Aber dies widerlegt Tit. I, 5. 7 wo die Aeltesten, die Titus bestellen sollen, auch Bischöfe genannt werden.

Der Vf. nennt S. 100 die Idee von der Einheit der Kirche eine neue, um die Mitte des dritten Jahrhunderts in den Köpfen einiger Väter, besonders Cyprian's, ausgebildete Idee. Allein schon in Irenaeus *adv. haer.* Lib. I, c. 10, Lib. III, c. 3, 4 Lib. IV, c. 35, 36 und bey *Tertullian, de praescript. haer.* c. 21, 32, 35 *de orat.* c. 2, 8 und in *Clemens von Alexandrien, Paedag.* L. I, c. 6 *Strom.* Lib. VII, c. 16, 17 (vergl. Münscher's, *Dogmengeschichte* Th. 2, S. 409 ff.) findet man die Idee einer katholischen Kirche bestimmt aufgestellt und fleissig benutzt. Sie muss also schon seit der Mitte des zweyten Jahrhunderts herrschende Idee geworden seyn, und es ist wenigstens nach den vorhandenen historischen Datis höchst wahrscheinlich, dass das Aufkommen gnostischer Partheyen, seit der Regierung Hadrians, eine nähere Verbindung und Verabredung der Bischöfe der angesehenern Gemeinen veranlasst hat, sich diesen Partheyen durch die Annahme des apostolischen Symbolums, des alten Testaments, der vier Evangelien und der Paulinischen Briefe zu widersetzen, und alle, die darin nicht einstimmt, von der christlichen Kirche auszuschliessen. Schweigt die Geschichte gleich von dieser Verabredung, so dass es unmöglich ist, Zeit und Umstände und Urheber derselben mit Sicherheit anzugeben: so ist doch Hn. Prof. Schmidt's Vermuthung, dass namentlich der Bischof Polycarp von Smyrna mit Anicet, Bischof zu Rom, diese Verbindung verabredet, und des Hegesippus Reise aus dem Orient nach Korinth und nach Rom sie befestigt habe, in Schmidt's *Bibliothek für Kritik und Exegese des N. T. und ältere Kirchengeschichte*, B. 2. St. 1 so scharfsinnig durchgeführt, dass Rec. wünschte, es möchte dem Vf. gefallen haben, darauf Rücksicht zu nehmen, und, wenn sie bündig widerlegt werden könnte, sie zu widerlegen. Dass die katholische Kirche als ein geschlossenes Ganzes seit der Ausschliessung der Gnostiker da war, ehe Irenaeus seine fünf Bücher wider die Gnostiker schrieb, ist aus denselben erweislich. Schon Hegesippus hatte den Begriff von Einheit der Kirche, und klagte, dass



dafs durch die Secten die Einheit der Kirche zerissen werde, die vorher eine reine Jungfrau genannt sey, wegen ihrer Reinheit von aller Ketzerey, nach Eusebius K. G. IV, 22; und Irenäus nannte schon den Bischof zu Rom, *Successorem Apostolorum*, nach Eusebius K. G. IV, 11.

Wenn S. 92 und mit Recht, behauptet wird, dafs zu den ersten Synoden, deren Verhandlungen wir einigermafsen kennen, der Osterstreit Anlaß gegeben, dafs man aber doch schon früher, z. B. wegen der Montanistischen Händel, Synoden möge gehalten haben: so sey es dem Rec. erlaubt, das Resultat seiner Untersuchungen darüber hier mitzutheilen. Der Osterstreit scheint die erste Veranlassung gegeben zu haben, Synoden im engeren Sinne, d. i. solche, auf welche nur Bischöfe und Lehrer kamen, zu halten. Dieser Streit blieb, wie es scheint, unter den Lehrern, und wurde den Gemeinen, um sie nicht zu verwirren, gar nicht eigentlich bekannt gemacht. Diefs veranlafste, dafs blofs Bischöfe und Lehrer sich versammelten, *Eusebius*, V, 23. Vorher waren wohl oft Zusammenkünfte der Christen mehrerer Gemeinen gehalten, wie noch wegen der Montanisten, (*Eusebius* V, 16) sich *πιστοί*, die Gläubigen, die Christengemeinen, an vielen Orten versammelten, um zu untersuchen, was von den Montanisten zu halten sey. Nachdem aber einmal die Noth die Lehrer allein auf den Synoden wegen des Osterstreits versammelt hatte: so fanden sie solche Versammlungen vielfach nützlich, und machten es in der Folge zur Regel, sie jährlich zweymal zu halten. Wegen der gnostischen Secten scheinen nur Zusammenkünfte der Gläubigen gehalten, und auf diesen mündlich die Maafsregeln wider die Gnostiker, und die Verwerfung ihrer Irrthümer verabredet worden zu seyn. Daraus läfst es sich denn desto leichter erklären, dafs von den Verhandlungen auf solchen Zusammenkünften Eusebius in den Archiven nichts fand, und nur aus alten Schriftstellern von den gnostischen Secten Nachricht giebt.

Die Geschichte des dritten Zeitraums, vom Jahre 300—600, ist unter drey Abtheilungen geordnet. 1) Geschichte der Veränderung, durch welche das Verhältnifs der Kirche zum Staat, und zugleich der Zustand der Kirche überhaupt, und der Zustand des ersten Standes in der Kirche, oder des Klerus besonders, umgestellt wird. Die äussere Lage der Kirche im Anfange des vierten Jahrhunderts, und die letzte Verfolgung wird beschrieben, welche, wie der Vf. wahr und befriedigend gezeigt hat, die Revolution herbeyführte, durch welche das Christenthum herrschende Religion ward. (Aber Rec. muß doch erinnern, dafs, wenn statt Constantin und seinen Söhnen und Nachfolgern drey *Juliane* nach einander ein Jahrhundert lang regiert hätten, das Christenthum höchstwahrscheinlich nicht herrschende Staatsreligion geworden wäre. Es ist also eine besondere Ursache in dem Charakter und den Umständen Constantin's nicht zu verkennen, und diese bleibt

immer Hauptursache; die vorhergehende Verfolgung hingegen blofs Veranlassung und mitwirkende Ursache!) Die neuen christlichen Regenten maassen nun Rechte über die Kirche an. Der Klerus erlangte nun Reichthümer, Immunitätsprivilegien, eigentliche Gerichtsbarkeit, neue Würden und Aemter. Er suchte ihn, namentlich durch den Colibat, immer weiter von den Laien zu trennen, und von allen Geschäften des bürgerlichen Lebens zu entfernen. Thöricht, und mit gerechtem edlem Unwillen, ist die Geschichte der Bemühungen, den Colibat einzuführen, von dem Vf. beschrieben. Die, jedem klerikalischen Grade eigenen, Geschäfte, und die Interstitien, durch welche man nur von einem Grade zum andern gelangen sollte, werden genauer bestimmt. Der Gewalt der Bischöfe über den Klerus wird erweitert und befestigt; sie erhalten die unbefchränkte Verwaltung des Güterwesens der Kirche, und der übrige Klerus wird dadurch völlig von ihnen abhängig, und unauf löslich an seinen Stand gebunden, an welchen sich auch nach und nach die Mönche anschließen und durch ihr großes Ansehen bey den Abergläubigen, und durch ihre Menge, die Macht des Stades, und der Bischöfe besonders vergrößern. Veränderungen, welche die Laien treffen. Diese verlieren immer mehr von ihren Gesellschaftsrechten von ihrem Antheil an den Wahlen der Bischöfe und der gesetzgebenden Gewalt. Ihnen werden neue überstrenge Verpflichtungen in Abticht der Sonntagsfeyer und des Fastens aufgelegt, jede Ketzerey wird ein Staatsverbrechen, und ein neues Matrimonialrecht in Beziehung auf Heyrathsformalien und Heyrathshindernisse wird eingeführt; nur die Strer der Kirchenzucht wird aus Noth und zum Vorth der Kirche gemildert. 3) Veränderungen im Zustande des grösseren Kirchenkörpers, und in den verschiedenen Formen seiner Verbindung. Die Diöcesanverfassung wird neu organisirt, um alle Landkirchen den Stadtkirchen zu subordiniren, und die Landesbischöfe werden abgeschafft. Die Bischöfe werden strenger zur Residenz in ihren Diöcesen verpflichtet, die Versetzung von einem zum anderen Bisthum wird verboten, und als Ehebruch abscheulich vorgestellt, und sie werden zu Kirchenvisitationen verpflichtet, diefs alles, um das Band zwischen ihnen und den ihnen untergeordneten Kirchen fester anzuziehen, und ihr Ansehen zu vergrößern; aber die Rechte, welche sie sich über die Parochien und Parochialkirchen zuerst vorbehalten, mußten sie nach und nach aufgeben. (Indessen glaubt Rec. nicht, dafs, wie S. 5 behauptet wird, bis gegen die Mitte des zweyten Jahrhunderts jede Diöcese nur Eine Parochie oder Gemeinde ausmache. In grösseren Städten entstanden sicher früh mehrere Parochien, indem nicht Ein Haus alle Christen einer Stadt fassen konnte, und jede Versammlung von Christen hatte ihren Presbyter als Lehrer. Daher mehrere Presbyter in Ephesus daher im N. T. die Erwähnung der Kirche im Hause eines Christen, Col. 4, 15 Philem. V. 2. Daher Rom schon im zweyten Jahrhundert über vierz

Presbyter und Kirchen, Euseb. VI, 43. Daher Röm. 16. 2 eine Kirche zu Kenchrea bey Korinth.) Die Gewalt der Metropolitane ward vielfach beschränkt, und die Patriarchalverfassung eingeführt, veranlaßt durch die Erhebung des Bischofs zu Constantinopel zu dem Vorrang, den die von Rom, Alexandrien und Antiochien schon hatten. Die römischen Bischöfe hatten das Papstideal schon aufgefaßt, sie strebten auch schon, es zu realisiren; aber noch zum Theil vergebens. Besonders aber trugen die ökumenischen Concilien, und die Sammlungen der Concilienkanones, als Kirchengesetze, dazu bey, den großen Kirchenhaat zu bilden.

Wie vielfach lehrreich diese pragmatische Geschichte für jeden, den die Geschichte der Menschheit interessiert, für den Philosophen, Psychologen, Gesetzgeber, Rechtslehrer und Staatsmann, und für jeden Christen als Christen sey, ist aus dem Gefagten einleuchtend, und daher der Wunsch natürlich, daß die Fortsetzung recht bald erscheinen möge.

Hr.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

PARMA, in d. königl. Buchdruckerey: *Scholia Critica in V. T. Libros*, seu supplementa ad varias sacri textus lectiones a Joh. Bernard De-Rossi, Ling. Orient. Prof. 1798. XVI u. 144 S. gr. 4 (1 Rthlr. 16 gr.)

Durch diese Zugabe zu den 4 Bänden *Var. lect.* welche 1788 beendet wurden, hat der gelehrte und unermüdete Vf. seine großen Verdienste um die Kritik des A. T. wahrhaft vermehrt. Denn da diese Supplemente die Varianten von 77 Handschriften des hebräischen Codex, oder einzelner Theile desselben, die Collationen von 24 Ausgaben einzelner Bücher und des ganzen A. T. enthalten: so haben wir es seinem Fleisse zu verdanken, daß wir nunmehr überhaupt die verschiedenen Lesarten von 1793 Handschriften und von 374 Editionen besitzen. Zwar sind in diesen Supplementen eben so wenig, wie in den 4 Bänden der De-Rossischen Varianten-Sammlung alle in Manuscripten vorkommende *Matres lectionis*, die nur zuweilen wirkliche Varianten enthalten, angegeben; und in diesem Stücke hat das *Kennikottische* Werk noch einige Vorzüge. Allein die vielen und bedeutenden Vorzüge, wodurch sich die De-Rossische Arbeit auszeichnet, wird man auch in diesem Supplement-Bande nicht vermissen; denn auch hier sind bey Angabe der Varianten die Lesarten der alten Versionen, die Zeugnisse der Rabbinen und Kirchenväter, wie auch die Urtheile der neuern großen Kritiker, ja, wo es nöthig schien, auch das Urtheil des Vfs. angeführt. Daß Hr. De-Rossi, um auch hierin etwas Vorzügliches zu leisten, weder Mühe noch Kosten gespart habe, dafür bürgt uns schon das S. XIII gegebene Verzeichniß der von ihm gebrauchten 61 Handschriften, rabbinischer Werke und der 4 Manuscripte der Vulgata. In der vor diesem Verzeich-

nisse befindlichen Beschreibung der in diesem Werke benutzten hebräischen Handschriften und Ausgaben das A. T. weist er zugleich auf einige seltene oder gewissen Manuscripten eigene Lesarten hin. So liest z. B. bloß Cod. 1074, (aus dem 15ten Jahrhundert) Prov. 10, 7 צִדִּיקִים, wie die LXX, der Chaldäer und Araber; und diese Lesart ist wegen des folgenden Pluralis merkwürdig, ob sie gleich nicht für die wahre Lesart erkannt werden kann, weil auch im vorhergehenden V. צִדִּיקִים im Sing. steht, und der Rhythmus dieß auch hier sogar zu verlangen scheint. Amos 5, 6 liest C. 1092 (aus dem 13ten Jahrh.) לְבֵית יִשְׂרָאֵל statt לְבֵית אֱלֹהִים, wie Houbigant und Dathe nach den LXX; eine Variante, die wenigstens nicht unwahrscheinlich ist, weil der Prophet V. 4 ganz Israel anredet, und אֱלֹהִים sich aus V. 3 hier kann einschließen haben. Jerem. 2, 34 hat C. 1132 (aus dem 14ten Jahrh.) נִסְמָא im Sing. welches richtiger ist, weil die Hebräer zwar das Verbum im Sing. setzen, wenn ein Nomen im Plur. folgt, aber nicht leicht umgekehrt. Daher muß man entweder so, oder mit den LXX נִסְמָא lesen. Im C. 1219 (aus dem 14ten Jahrh.) steht bey Obadja V. 7 וְלֹחֶם, wodurch die Stelle erst ihr gehöriges Licht bekommt, *deine Bundes- und Tischgenossen*. Auch findet man in demselben Pf. 49, 15 וְלֹחֶם, die Lesart der LXX, des *Aquila*, *Symachus*, der Vulgata, der syrischen und arabischen Version, welche nicht ganz unwahrscheinlich ist, weil lauter Affixa plur. vorhergehen. Dan. 9, 25 ist die Lesart eben dieser Handschrift וְשִׁבְעָה statt וְשִׁבְעָה sehr wichtig; denn nun muß man וְשִׁבְעָה punktieren, und kann mit *Dathe septuagies septem* übersetzen, wodurch man 490 Jahre bekommt, nach deren Verlauf Judäa eine römische Provinz wurde. C. 1248 (aus dem 14ten Jahrh.) hat Gen. 49, 10 die Lesart וְשִׁבְעָה, *cui (destinatum est) illud sceptrum*, welche viele Alte ausdrückten, und manche Neuen vorziehen. Pf. 47, 1 setzt C. 1252 (aus dem 14ten Jahrh.) לִירֵי hinzu, wie die LXX. Auch an seltenen Lesarten ist in diesen Handschriften kein Mangel. So hat z. B. C. 1092 (aus dem 13ten Jahrh.) Hof. 10, 5 לְעֹלָה im Sing. wie einige wenige andere Handschriften, die LXX, der Syrer, Araber und noch eine griechische Version in den Hexaplis, denen einige Neuere folgen, weil zu Bethel nur ein Kalb verehrt wurde. Numer. 13, 22 ist die in C. 1112 (aus dem 13 oder 14ten Jahrh.) befindliche Lesart, וְיִצְחָק, welche nebst dem samaritanischen Texte nur noch ein Codex hat, nicht unwahrscheinlich, weil in diesem Zusammenhange der Sing. wohl kaum distributive genommen werden kann. Im C. 1117 (aus dem 13 oder 14ten Jahrh.) wird, wie Act. 13, 33, und wie in einigen Erfurter Manusc. des A. T. und das Jarchi, der 2te Pf. als der 1te gezählt. Im 34 Pf. V. 6 tritt eben diese Handschrift den beiden Handschriften bey, welche mit וְיִצְחָק den sonst fehlenden mit 1 anfangenden Vers wirklich anfangen. 1 Chron. 7, 15 hat C. 1219 von einer alten Hand וְיִצְחָק, wie C. Kenn. 183, welches V. 16 verlangt; und diese Lesart so, wie וְיִצְחָק, welches auch einige Codd. haben, ist sehr wahrscheinlich. Es wird dadurch

durch ein alter Schreibfehler verbessert und höchst erkünstelten Auslegungen ausgewichen. Dafs in diesen Supplementen auch mehrere Bestätigungen guter in vielen Handschriften befindlicher Lesearten vorkommen, wird nun wohl jederman von selbst vermuthen. Es wird daher genug seyn, wenn nur einige hier erwähnt werden. Jos. 21 kommen zu den vielen Handschriften und Ausgaben, welche den 35 und 36 zum Context unentbehrlichen Vers im Text haben, noch 1219 (aus dem 14ten Jahrh.) das Buch Josua mit *Masii Commentar* von 1574 und die *Döderleinsche* Ausgabe des A. T. 1793. Ps. 16, 2 findet man die von vielen Kritikern gebilligte Leseart *מִמְּוֹתָי* nun auch im C. 1117 und im *Pfalt. quadrupl. Basil.* 1518. Auch Ps. 9, 1 wird die Zahl der Manuscripte und Editionen, welche *עֲלֵמֹתָי*, als ein Wort lesen, durch mehrere Zeugen bekräftigt. Ps. 22, 17 wird nun deutlich dargethan, dafs *כִּי* wirklich von jüdischen Abschreibern herrühre. Im Hohenliede 4, 12 wird *נָא* noch durch 4 Handschriften bestätigt. Auch hier hat der Vf. auf die Punkte mit Rücksicht genommen. So wird z. B. Deut. 15, 2 die Leseart *מִשָּׁה*, welche *Dathe* mit Recht für nothwendig hält, durch viele Handschriften bestätigt. Hof. 2, 14 haben einige Manuscripte im 8 des Wortes *מִתְּנָה* das Dagesch, welches *Michaelis* vermifste. Ps. 30, 4 ist *מִי־יָדִי* ohne Zweifel richtiger, als *מִי־יָדִי*, ein ganz ungewöhnlicher Infinitiv, den man hier desto weniger erwarten kann, weil V. 10 die gewöhnliche Form vorkommt. Man kann also aus mehrern von *De-Rossi* angeführten Handschriften und Ausgaben dieses Wort berichtigen. Ps. 60, 5 darf man nun wohl V. 13 ohne Bedenken *עֲוֹרָה* lesen, weil viele Handschriften *Patach* haben, und der *status constructus* wenigstens hier *per Synesim* statt findet. Diese Behauptung scheint dem Rec. mehr für sich zu haben, als die Meinung derer, welche *נ* für die chaldäische Endung des Plur. halten. Denn es ist noch nicht erwiesen, dafs die hebräischen Dichter sich dieser Endung bedient haben. Und wenn sie auch hier statt fände, so könn-

te sie doch die Stelle des *status absoluti* nicht vertreten. Wenn daher Hr. *De-Rossi* Ps. 74, 19 die Leseart vieler Codd. *לְיָדִי* für richtig hält: so sollte er doch nicht für den erwähnten Plur. der Chaldaer sondern für ein *Nomen collectivum* erklären, das entweder aus *לְיָדִי* oder *לְיָדֵי* zusammengezogen. Auch sind aus den alten hebräischen Grammatiken gute Bemerkungen beygebracht worden. Z. B. t. Exod. 15, 2 wo aus *Jehuda Ching* unedirtem Buch *Nikud*, von welchem Hr. *De-Rossi* 3 Handschriften besitzt, angeführt wird, dafs hier *וְיָדֵי* für *וְיָדִי* wie Ps. 16 *נָחֵלֵי* für *נָחֵלִי*, Ps. 132 *שֹׁנֵי* für *שֹׁנִי* u. Ps. 16 *מִנֵּה* für *מִנִּי* stehe. Diese Bemerkung ist in That wichtig, wenn man annehmen darf, dafs Maforethen, welche es nach dem Gesetz, das sich gemacht hatten, nicht wagen konnten, das V. misste hinzuzusetzen, durch das *Kamez* anzeigen wollten, man solle wirklich nach dem *n* noch *Ch* hören lassen. Vielleicht schrieb man in den alten Handschriften hier, Ps. 118, 14 und Jes. 12, 2 *נ* vor *י* blofs deswegen ohne *י*, damit man nicht *Svati Jah*, sondern, wie vor einsylbigen Wörtern bräuchlich ist, *Simrati Jah* mit zurückgezogenem *T* lesen möchte.

Aus dem Angeführten läßt sich die Brauchbarkeit dieses Werkes zur Genüge erkennen. Freylich wird auch durch dasselbe die richtige Beobachtung bekräftigt, dafs alle jetzt vorhandenen Handschriften nur zur Berichtigung der maforethischen Recension dienen. Dieser Nutzen aber ist doch wohl schon von Wichtigkeit. Indessen da in den verglichenen Handschriften manche Lesarten vorkommen, welche die alten Uebersetzer ausdrückten: so beweisen doch diese kleinen Ueberreste der ältern Recensionen, dafs die Abweichungen der alten Uebersetzungen alte Quellen für sich hatten und man berechtigt ist, durch so seltigen Gebrauch derselben die alten Recension herzustellen. Auch diese Bestätigung ist dem Kenner der Kritik des A. T. schätzbar.

MHP.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**THEOLOGIE.** Berlin, b. Lange: *Friedensvorschläge an alle christliche Antichristen, von einem christlichen Prediger.* 1803. 3 Bog. gr. 8. (4 gr.) Wer Friedensvorschläge thun will, muß sich aller beleidigenden Worte enthalten. Warum spricht der Vf. von christlichen Antichristen? Er konnte ja von Gegnern des Christenthums reden. Uebrigens ist die Schrift in keinem illiberalen Geiste geschrieben. Der Antrag des Vfs. geht dahin, dafs die Gegner und Verächter des Christenthums sich von der christlichen Kirche trennen, und sich zu einer eigenen antichristlichen Kirche constituiren, in welchem Falle er ihnen sogar einen Antheil an den Kirchengütern zugestehen will, damit sie doch einen Fond für ihre Gemeine haben (!). Rec.

zweifelt aber sehr, dafs die so geheissnen Antichristen jemals solche bey den Regierungen einkommen, und die Erlaubnis zur Stiftung einer antichristlichen Kirche nachsuchen werden. Denn das Interesse für die Beförderung der Moral, welches der Vf. bey diesen Antichristen voraussetzen muß, wenn in ihnen der Wunsch entstehen soll, zu ihrer Erbauung in eigenen Kirchen zusammenzukommen, hat der Rec., weit seine Erfahrung reicht, bey dem größern Theile der gläubigen nicht angetroffen; und das Geld, das sie zur Unterhaltung kirchlicher Anstalten für die neue Gemeine anwenden müßten, tragen sie lieber in *Clubs*, wo *l'Hombre* gespielt wird.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 J A N U A R, 1804

## JURISPRUDENZ.

HALLE, b. Renger: *Grundsätze des Judenrechts nach den Gesetzen für die preussischen Staaten, von R. F. Ter Linden, königl. preuss. märkischem Kriegs- u. Domainenrath und Cammer-Justitarius zu Hamn u. s. w. 1804. 316 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)*

Seitdem der philanthropische Geist der neueren Zeiten, theils vom ruhigen Gebiete der Theorie, theils vom stürmischen Schauplatze der Revolution aus, seine Blicke auf die gedrückte Lage der Juden zu werfen, und bald durch Vorschläge, bald durch Gesetze, zur bürgerlichen Verbesserung derselben beyzutragen anfang, hätte man erwarten sollen, daß die rechtliche Verfassung der Juden, wie sie bisher bestand, nach allen Seiten und Verhältnissen, vollständig in Schriften wäre beschrieben worden. Denn nicht bloß das Interesse der Zeit wäre der Aufnahme solcher Arbeiten günstig gewesen, sondern es hätte dadurch auch der Einseitigkeit, womit, zum Theil unter Declamationen, das Drückende in der Lage der Juden vorgestellt wurde, entgegen gearbeitet werden können; indem eine Uebersicht des ganzen öffentlichen Verhältnisses der Juden und ihres vollständigen Wirkungskreises in der bürgerlichen Gesellschaft leicht das Eingreifen des einen Theils in den andern und das Gewagte mancher Verbesserungsvorschläge bey gewissen Theilen, die auf entfernte Punkte wirkten, zeigen können. Von dieser Seite des Rechts aber, die billig zuerst bearbeitet, und Grundlage für die Rathschläge der Politik hätte werden sollen, ist sehr wenig geschehen, ohne Zweifel wegen der Entfernung, worin das Judenrecht von dem Kenntniskreise des gemeinen Juristen liegt, und weil sich auch nach gewöhnlichen Begriffen kein gemeines und interessantes Judenrecht aufstellen ließe, sondern das Eigenthümliche und Ausgezeichnete desselben in den Landrechten der einzelnen Reichsstaaten aufgesucht werden müßte. Eine verdienstliche Arbeit ist daher das vorliegende Werk, das mit Hinweglassung des gemeinen Rechts sich bloß auf das Preussische einschränkt, wodurch es nur um so nützlicher wird. Nicht leicht konnte von einem anderen Reichslande ein interessanteres Judenrecht, als von den preussischen Staaten geliefert werden, da außer der Größe derselben, welche die Wichtigkeit dieses Rechts vermehrt, die auf den Zustand der Juden sich beziehende Gesetz-

gebung hier sehr fruchtbar gewesen ist, um ein vollständiges Judenrecht zu bilden, und dabey der liberale Geist derselben, der auf die Stimme der aufgeklärten Männer eben so wohl unter den dortigen Juden als Christen geachtet hat, sich so auszeichnet, daß er zum Muster aufgestellt zu werden verdient, und zum Theil schon Muster geworden ist.

Was von der Geschichte der Juden in der Einleitung vorkommt, befriedigt nicht, und erfordert, um zu genügen, noch mehrere historische Vorarbeiten. Ohnedieß erstreckt sich das Historische dieses Stücks fast nur auf die Mark Brandenburg, und die Reichsländer Preussens in Niedersachsen und Westphalen. Von den Juden in West-, Süd- und Neupreußen, auch Schlesien, wo ihre Anzahl so beträchtlich und ihre Verfassung in so mancher Hinsicht abweichend ist, kommt fast gar nichts vor. In der Mark Brandenburg, wovon die Nachrichten am reichhaltigsten sind, kommen mit den teutschen Kolonisten sehr früh Juden vor, die darin viele Begünstigung fanden, bis in das sechzehnte Jahrhundert, wo sie zweymal das Unglück hatten, aus dem Lande vertrieben zu werden. Die neuere und für die gegenwärtigen Zeiten lehrreichere Periode fängt mit der Regierung des großen Kurfürsten *Friedrich Wilhelms* an, der 1661 fünfzig Judenfamilien in der Mark Brandenburg aufnahm. Unstreitig hatte das Verlangen, der durch Kriegsunglück entvölkerten und verarmten Provinz wieder aufzuhelfen, an dem Entschlusse, eine Kolonie der Juden in derselben aufzunehmen, den meisten Antheil; im Grunde aber kam diese Begünstigung von Fremdlingen, die nur als Schutzbürger tauglich waren, mit dem militärischen Systeme der preussischen Staaten, das damals sich zu entwickeln anfang, und viele kriegsdienstfähige Einwohner verlangte, in einen großen Widerstreit. Dem letztern war die Vermehrung der Juden unmittelbarer und mittelbarer Weise so sehr entgegen, daß man sich nicht wundern darf, wenn von einer Regierung zur andern Verbote und Einschränkungen gegen die weitere Ansetzung und den Handel der Juden in zahlreicher Menge nach einander folgten, und daß die schwere Hand des Drucks fortdauernd auf der jüdischen Nation lag. Demungeachtet hat dieses Volk von einer Zeit zur andern einen starken Zuwachs erhalten, und die gegen dasselbe gezogenen Dämme, wenn auch nicht geradezu niederzureißen, doch unvermerkt zu untergraben gewußt. Eine mildere Lage bereitete *Friedrichs II*

R

Re-

Regierung, unter dem Einflusse seiner bekannten Duldungsgrundsätze, nur vor. Erst unter der folgenden und gegenwärtigen Regierung wird das Bessere, die harte Lage der Juden, so weit es die Verfassung und die Umstände erlauben, zu mildern, recht sichtbar. *Friedrich Wilhelm II* modificirte einige auf den Juden liegende drückende Abgaben, und hob den Leibzoll auf, welchem Beyspiele jetzt mehrere teutsche Fürsten folgen. Den humanen Gefinnungen des jetzigen Königs von Preussen verdankt die Judenschaft die Befreyung von der drückenden Pflicht, für Diebstähle der Juden solidarisch zu haften, und die Errichtung einer Censur-Commission zur nähern Aufsicht über die Juden, die hofentlich gleichfalls nicht ohne Nachfolge in dem übrigen Teutschlande bleiben wird.

Der Vf. hat aus der Edictensammlung alles sorgfältig aufgesucht, was sich auf den rechtlichen Zustand der Juden in den preussischen Staaten bezieht; aber diese Materialien sind zu sehr nach dem gemeinen Zuschnitt der Schule, nicht mit der Ansicht, die der Staatsmann davon auffassen würde, bearbeitet. Im Ganzen ist jedoch die Abtheilung nach dem öffentlichen und nach dem Privatverhältnisse der Juden richtig getroffen, wenn gleich der Name Juden-Staatsrecht für die ersten nicht passend ist. Ueberhaupt aber hätte erst die Judenschaft als eine große Gemeinde in Staaten in Beziehung auf das öffentliche Verhältniß vorgestellt, und nach diesem die Lage der Juden überhaupt, ihre Familien- und übrigen untergeordneten Vereine, in einer zwiefachen Hinsicht, nach dem Staats- und nach den jüdischen oder mosaisch-talmudischen Gesetzen bearbeitet werden sollen. Aus dem öffentlichen Verhältniß der Juden, als dem interessantesten Stücke, sind hier die merkwürdigeren Gesetze auszuzeichnen, die theils schon in den früheren Judenreglements, theils in dem Generalprivilegium von 1730, und in dem revidirten Generalprivilegium von 1750, und in einigen späteren Verordnungen vorkommen.

So lange die Beytragsfähigkeit zu den öffentlichen Lasten den Maßstab für die Bürgerfreyheiten und Vortheile im Staate abgibt, haben die Juden wegen ihrer gegenwärtigen Untauglichkeit zur Erfüllung einer der wichtigsten Bürgerpflichten, der Landesvertheidigung, keine Aussicht zum vollen Genuße der bürgerlichen Vortheile, indem die deshalb nöthig gewordene Ausschließung derselben vom Besitze der Grundstücke und Häuser, und von dem Betriebe der Landwirthschaft und der mechanischen Künste, die den kriegsdienstfähigen Familien vorbehalten bleiben müssen, ihnen selbst die Gelegenheit, sich durch starke Handarbeiten zum Kriegsdienste fähig zu machen, entzieht, wenn sie anders, wie doch der Fall nicht ist, zu Lebensarten, die viele bürgerliche Anstrengung erfordern, Lust hätten. Nach richtigen Grundsätzen der Staatsklugheit konn-

te den Juden von dem Landbaue und der Fabrication nichts weiter eingeräumt werden, als was die kriegsdienstfähigen Landeseinwohner zu benutzen nicht Mittel oder nicht Lust genug hatten, und in dieser Hinsicht hat auch die preussische Gesetzgebung die Freyheiten der Juden erweitert. Wüste und neue Stellen mögen sie anbauen, welche Erlaubniß in jenen früheren Jahrhunderten, da sich die teutschen Kolonisten in den jetzigen preussischen Ländern erst niederließen, wenn sie wäre benutzt worden, der Verfassung der Juden eine ganz andere Gestalt hätte geben müssen; gegenwärtig aber von keinen Folgen seyn kann, da sich nicht erwarten läßt, daß die Juden, was schon geübte und erfahrenere Landwirthe scheuen, die übrig gebliebenen Sandeschollen anbauen werden. Kuhpachtere, wozu die Juden aufgelegt seyn möchten, ist ihnen untersagt, aber das Pachten der Weiden für das von ausen eingebrachte Vieh zugegeben. Vom Wohnen auf dem Lande sind die Juden ganz ausgeschlossen. Häuser in den Städten dürfen die Juden nur in einem eingeschränkten Maasse besitzen; wo fünf ordentlich Schutzjuden sind, hat nur Einer das Recht, ein eigenes Haus zu haben; wo ihrer zehn sind, zwey und in Berlin ist ihnen der Besitz von vierzig Häusern gestattet. Durch einen Scheinkauf darf kein Jude bey Strafe ein Haus gegen die Verordnung erwerben; auch muß ein jeder rechtmäßiger Erwerber besondere Concession zum Hausankauf haben. Unter sich können die Juden ihre Häuser verkaufen, wenn aber durch Subhastation ein Judenhaus verkauft wird: so gehen die christlichen Käufer vor und wegen eines Concurres verliert es ganz die Eigenschaft eines Judenhauses. Cantonpflichtige Stellen können in der Regel von Juden nicht erworben werden; aber neue Stellen zu bebauen ist ihnen, unter gewissen Einschränkungen, selbst mit den Vortheilen der Neuanbauenden gestattet. Zünftige Handwerke bleiben den Juden ganz verschlossen und nur die Ausübung freyer Künste ist ihnen unversehrt, worin sie aber zu einem guten Fortkommen nur wenig Aussicht haben können. Nützlich wird die ihnen nachgelassene Freyheit, unter Concession Manufacturen zu betreiben, außer welchem der Handelsverkehr der einzige Nahrungsweig ist, auf dem ihr Wirkungskreis hauptsächlich eingeschränkt bleibt, und von dem ihre Subsistenz fast ganz abhängt, obgleich auch ihre Handelsfreyheit ziemlich beschränkt ist. Mit gewissen Metall- und Fabrikwaaren im Kleinen zu handeln und zu trade haben sie noch die meiste Freyheit; aber das Handeln eben so wohl in den Städten als in den Dörfern ist ihnen streng verboten. Ihr ältester und wichtigster Erwerbsweig bleibt indess der Geldverkehr durch Wechsel- und Darlehensgeschäfte. Zinspfandverleihen ist eine besondere Concession, wichtig, und es muß nach den Pfandrelementen betrieben werden; acht von Hundert, wo keine hypothekarische Sicherheit für das Darlehn gestellt werden, ist den Juden erlaubter Zins. Eine v  
nel

nehmlich in Südpreußen gebräuchliche Art Wechsel ist die Mainre.

Da die Juden einen so beschränkten Erwerbskreis haben: so sollte man glauben, es müßte diese Nation durch die Macht des Drucks schon lange aufgerieben oder auf eine kleine Anzahl gebracht seyn; es ist daher die große Fruchtbarkeit und der starke Zuwachs der Juden nicht allein eine unerwartete Erscheinung, sondern auch die Ursache zu einer neuen Verlegenheit für den Staat, der mit jeder Generation stärker werdenden Nachkommenschaft ein hinlängliches Fortkommen zu verschaffen, zumal da die Juden nicht, wie andere brodlöse Einwohner, ihren Unterhalt im Auslande, in Ost- und Westindien, suchen können und mögen. Um nun das Unsichere in den erlaubten Nahrungszweigen, auf Kosten der kriegsdienstfähigen Einwohner zu verhindern, dient die Beschränkung des Judenschutzes auf das älteste Kind, so daß die übrigen Kinder für sich kein Gewerbe treiben können, wenn sie nicht so glücklich sind, für sich einen eigenen Schutzbrief zu gewinnen. Dem zweyten Kinde, das eine Manufactur in Gang bringt, ist dazu Hoffnung gemacht.

Zu den Landesbedürfnissen tragen die Juden, wie es ihre Lage nicht anders gestattet, nur durch Beyträge aus ihrem Vermögen bey. Ausser der Confusionsabgabe, Stempelgebühren, welche bey den Juden eigene Sätze haben, und anderen gemeinen Steuern, ingleichen ausser den Concessionsgeldern für Schutzbriefe und andere Privilegien, haben sie nach Maafgabe des Vermögens eines Jeden ein Schutz - Rekruten - Calendergeld, und eine Abgabe zur Casse des Mons pietatis zu geben, und eine Silberlieferung, nach Verhältniß des Schutzgeldes, zu übernehmen. Religionsfreyheit genießen die Juden, wie andere Landeseinwohner; sie behalten dabey das Eigenthum ihrer Synagogen, Kirchhöfe und des Kirchenvermögens, ihre Religionsgesetze, Gebräuche und Verfassung; aber neue Synagogen dürfen sie, ohne besondere Erlaubniß, nicht anlegen, auch bey zehn Thaler Strafe keine Privatversammlungen zum Beten halten, und ohne Genehmigung keine Kirchengesetze geben. Ihre Vorsteher, den Rabbiner und Vorsänger mit andern Bedienten, wählt jede Judengemeine. Die Zahl der jüdischen Bedienten ist nach der Menge der Judenfamilien an jedem Orte bestimmt; wo zweyhundert Judenfamilien befindlich sind, werden bestellt 2 Beysitzer, 1 Obercantor, 1 Untercantor, 2 Judenklüpper, 1 Schulbedienter, 2 Todtengräber, 2 Keller, 1 Fleischnacker, 1 Lazaretaufwärter, 1 Krankenwärter, 1 Mädchenschulmeister; wo nur zehn Judenfamilien wohnen, können solche nur 1 Todtengräber und 1 Keller haben. Vermöge des Banns und der Geldbusse kann der Rabbiner eine Kirchenstrafe ausüben; für den Bann muß der Jude, so lange er dauert, täglich zwey Thaler geben, wovon ein Drittel an die Judenarmen, zwey Drittel in die landesherr-

liche Strafcasse kommen; ein heimlicher Bann darf bey Strafe nicht auferlegt werden. Ausser den Verrichtungen eines Priesters hat der Rabbiner auch das Amt eines Schiedsrichters in gewissen jüdischen Angelegenheiten. Er führt über die Beschneidung ein Buch, in das auch die Geburten der Mädchen eingetragen werden müssen. Jede Judengemeine hat ihr Kirchenvermögen, das aber nicht in liegenden Gründen bestehen kann, und ihr eigenes Armenwesen, zu dessen Behuf jeder Jude wöchentlich ein gewisses Allmosen an die Armenkasse geben muß. Als Schiedsrichter entscheidet der Rabbi mit Zuziehung der Juden-Ältesten bey Vergehungen gegen die Religion, in Ehe - Erb - und Vormundchaftsachen, nach den mosaïsch - talmudischen Gesetzen, aber untergeordnet unter die Landesgerichte, an welche der Beschwerdeführer den Recurs nehmen kann. In Processsachen stehen sie unter den Landesgerichten, wo sie nach den Grundsätzen des gemeinen Rechts behandelt werden, und Rechtshülfe finden; doch kommt ihnen dabey das Armenrecht nicht zu staten; ihr Zeugniß ist nur in Judensachen, nicht in Angelegenheiten eines Christen ganz vollgültig, welches auch von der Beweiskraft der jüdischen Handelsbücher gilt; einen Eid sollen sie nicht anders als in der Synagoge, nach vorgeschriebenen Feyerlichkeiten, ablegen. In Ansehung des Diebstahls der Juden fällt nun die vormalige solidarische Verbindlichkeit der Judengemeine weg; dagegen stehen jetzt die Juden unter der strengen Aufsicht der neu angeordneten Censurcommission.

Rec. kann am Schlusse dieser Anzeige den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Gesetze über die Juden aus mehreren teutschen Reichsländern möglichst vollständig gesammelt, aber mehr historisch, nach gewissen Perioden und mit Rücksicht auf statistische Nachrichten von den Juden, bearbeitet werden möchten: wodurch ein nicht uninteressanter Theil des teutschen Rechts besser, als es jetzt möglich ist, bekannt werden würde.

Ff.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Gesetze und Verordnungen der einzelnen europäischen Mächte über Handel, Schifffahrt und Asscuranzen seit der Mitte des 17 Jahrhunderts*, mit einigen erläuternden Anmerkungen vom Hofr. G. F. v. Martens. Erster Theil. 1802. XIV u. 656 S. gr. 8.

Aus einer gar großen Masse liefert Hr. v. M. hier in der Ursprache die französischen Handelsgesetze, welche von der Mitte des 17 Jahrhunderts bis 1801 erschienen, nebst Auszügen und Notizen aus der frühern Zeit, nach einer systematischen, nicht chronologischen Ordnung. Er leistet in der Vorrede auf die drey Ansprüche der Vollständigkeit, einer musterhaften Auswahl und der praktischen Wichtigkeit selbst Verzicht; indem diese *Handsammlung*, wie er sie nennt, bloß als ein Mittel gelten soll, das Privat-

Hand-

Handels- und See-Recht nebst der allgemeinen Handels-geschichte zu befördern. Die Schrift ist in acht-zehn Abschnitte getheilt. Der erste stellt die Gesetze zusammen, wodurch seit der, in der neuesten Zeit wiederum geltend gemachten *Ordonnance sur le droit de 50 sols par tonneau*, von 1650 bis zu der Navigationsacte von 1793, die französische Schifffahrt vor der der Auswärtigen begünstigt wird. In dem zu erwartenden Bande über England wird die Ausbeute dieser Rubrik noch reichhaltiger seyn. Der zweyte Abschnitt betrifft das Zollwesen vor der Revolution, und zwar von 1664 an; und steht mit dem 18ten von den neuesten Zoll-Tarifs in Verbindung. — Einige Supplemente zu den übrigen Abschnitten wird Hr. v. M. in der seitdem zu Paris in sieben Bänden auf 3370 Seiten erschienenen *Statistique de la France et de ses Colonies* unter dem Abschnitte: *Diplomatie politique et commerciale*, finden, obgleich nach Maßgabe seines später, als vorliegende Sammlung, herausgegebenen *Guide diplomatique* er sich sehr durch Vollständigkeit auszeichnet. Weniger befriedigend ist dagegen *Chappé's Histoire des révolutions de commerce* (Paris 1803. 264 S.), und was in *Boucher d'Institutions au droit maritime* (Paris 1804. 4) vorkommt. Die Anordnung jener Abschnitte ist an sich sehr systematisch; überdiess ist vieles durch historische Einleitungen und durch Vergleiche zwischen der Revolution- und der Vorzeit, so wie durch eingestreute Anmerkungen erläutert. In Bezug auf den sehr wichtigen Handel jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung, hat der Vf. sogar eine diplomatische Geschichte aller französischen Handlungs-Gesellschaften,

vom Jahre 1664 an bis zu dem Anfange der Revolution, als wo deren keine, aus bekannten Gründen sich mehr erhalten konnte, beygebracht. Selbst französischen Originalwerken wird man schwerlich eine, für den Kaufmann und Gelehrten gleich reiche Zusammenstellung finden, welche bey dem Frankreich jetzt angeordneten neuen Handels-Gesetzbuche benutzt zu werden verdient. Ein näheres Urtheil über die Anlage des Werks behält Rec. bis zur Erscheinung der folgenden Bände vor. Vorläufig kann er nicht, unbemerkt lassen, daß eine sorgfältige Correctur und eine zweckmäßige Ersparrung des Raums, nebst der Eleganz im Drucke, das vorliegende Werk vor allen übrigen Hn. v. M. vortheilhaft auszeichnet. Auch erleichtert den Gebrauch das zwiefache, mit Fleiß und Sorgfalt ausgearbeitete Register.

Weil die Urkunden, was sehr zweckmäßig wegen der Allgemeinheit der französischen Sprache nicht verteuschelt worden sind: so ist dieser Band auch mit einem französischen Titel versehen: *Loix et Ordonnances des diverses Puissances Européennes, concernant le Commerce, la Navigation et les assurances depuis le milieu du 17eme Siècle, accompagnées de quelques observations explicatives*. In Fortsetzung des Werks wird aber die Vertauschung vieler Gesetze und Verordnungen nothwendig seyn, wenn nicht Hr. v. M., um den Preis zu vermindern, die Ursprache hin und wieder ganz überlassen will.

II + 2.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**SCHÖNE KÜNSTE.** Leipzig, in Hofmeisters u. Kühnle's Bureau de Musique: *Gefänge bey'm Pianoforte zu singen*, von Bernh. Anselm Weber. Erste Sammlung. 11 S. Querfol. (12 gr.) Die meisten dieser sechs Gefänge sind Lieder und Romanzen aus Opern und Schauspielen für das Berlinische Theater componirt. Aus den *Weibern von Weinsberg*, *Otto mit dem Pfeil*, *Benjowsky auf Kamtschatka* und *Mudarva*: zwischen ihnen stehen: *die Blüthen des Waldes* von Meier, nach dem Schottischen, und *an die Liebe*. In allen diesen Melodien erkennt man den Componisten von Sinn und Gefühl: der Charakter ist nirgend verfehlt — wir müßten denn allenfalls das zweyte Lied an die Liebe ausnehmen, das mehr den Romanzencharakter hat, der im dritten, vierten und sechsten auch wieder erscheint, als den Ton des warmen Herzensergusses — und überall wird die Melodie mit angemessener, eben so weit von Dürftigkeit als von Ueberladung entfernter Harmonie begleitet: nirgend ist auch die rhythmische Behandlung fehlerhaft, oder auch nur unbestimmt und spielend. Die meiste Eigenheit hat das dritte sehr pikante Lied aus *Otto mit dem Pfeil*, und die größte Innigkeit und Lieblichkeit das erste, *Lied eines Minnefingers*. Beide Lieder ha-

ben aber den Fehler, daß die Melodie, welche die Strophe ganz vollkommen ausdrückt, zu den folgenden Strophen nicht paßt. In dem ersten ist es fast nicht möglich ausdrucksvolle Melodie zu den beiden Schlußversen der Strophe:

Er fühlt zum ersten mal die Pein  
Der Langenweil, und schlummert ein

zu den Versen der folgenden Strophen zu singen:

Dem Schlaf entreißt nun Adam sich  
Blickt auf und ruft: mein andres Ich.

und

Es ist so süß, es ist so schön,  
Selbender durch das Leben gehn.

Eben so schlimm ist es bey'm dritten Liede mit dem ersten, und dem wohl mir der zweyten Strophe

Tr.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 J A N U A R, 1804

## SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in Comm. b. Hempel u. gedr. b. Götschen: *Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend*, herausgegeben von *Wilhelm Gottlieb Becker*. Erster Heft. 1804. mit Zueignung an den Kurfürsten von Sachsen. VI S. Vorr. u. 725 S. Fol. und 10 Kupfert., worunter 2 ausgemahlte. (Pränumerationspr. 8 Rthlr. Ladenpr. 12 Rthlr.)

Dieses von den Liebhabern des Alterthums mit Geduld erwartete Werk stellt sich nun dem Publicum in dem so eben \*) erschienenen ersten Hefte mit einer Pracht dar; wodurch die Theilnahme an demselben vermehrt und der ununterbrochene Fortgang ohne Zweifel befördert werden muß. Die Zierlichkeit der Kupferstiche verdient großes Lob. Sie ist nicht etwa nur äußerer Schein, sondern eine Folge des bedächtigen Fleißes, welchen die Künstler auf die Abbildungen der Monumente verwendet haben. Druck und Papier des Textes sind so schön, als man dieselben an Prachtwerken, die aus der Götschen'schen Officin hervorgehen, zu sehen gewohnt ist. — Die vier ersten Kupfer tafeln (zwey davon sind ausgemahlt) sollten, nach des Vf's. Absicht, Monumente des ägyptischen Kunstgeschmacks, die übrigen sechs aber Werke von altgriechischem Style darstellen. In den Erklärungen derselben zeigt sich Hr. *Becker* durchaus als redlichen Forscher und bescheidenen Wahrheitsfreund: desto lieber und offener theilt daher Rec. über verschiedene Stücke seine abweichenden Meinungen mit. Der Tab. IV abgebildete behaute Kopf von röthlichem Marmor schien ihm sonst bey wiederholter Betrachtung, die Züge des Antinous zu haben. Wenn sich dies wirklich bewährte, so wäre derselbe ohne Zweifel das Fragment einer Statue des Antinous in ägyptischem Costume, dergleichen mehrere vorhanden sind; nicht aber, wie Hr. B. vermuthet, das weibliche Haupt einer ägyptisch-griechischen Sphinx. — Dafs die Tab. V. VI. VII abgebildete dreyseitige Base, nicht, wie S. 44 angegeben wird, *älter ist, als irgend eines von allen erhobenen gearbeiteten Werken, die sich in Rom befanden*, kann bis zur augenscheinlichsten Ueberzeugung dargethan werden. Genaue Vergleichen lehnen vielmehr,

dafs nicht nur das uralte Basrelief mit der Erziehung des Bacchus in der Villa Albani, sondern auch die runde Brunneneinfassung mit den XII Göttern im Capitol. Museum, desgleichen die grosse dreyseitige Base in der Villa Borghese beträchtlich älter seyn müssen. Inzwischen verliert das Dresdnische Monument von seinem hohen Werth, den man ihm in Bezug auf die Kunstgeschichte zugestehen muß, hiedurch im geringsten nichts; es tritt vielmehr nur desto schöner in die Reihe der Denkmäler ein, in welcher wir die Fortschritte der griechischen Kunst vom Anfange bis zur Vollkommenheit beobachten können. — Gegen die allegorische Deutung des apoelinischen Dreyfusses und gegen die darauf gegründete Erklärung der Basreliefs und übrigen Zierathen der erwähnten dreyseitigen Base, als bezüglich auf die Jahreszeiten, wären allerley Einwendungen zu machen, welche jedoch jetzt nicht ausgeführt werden können. Die einzige Bemerkung will Rec. sich erlauben, dafs, wenn die griechische Kunst bloß zur Einkleidung dunkler Allegorien, zur Hälfte für mystische Beziehungen hätte dienen müssen, und wenn sie nicht einen rein menschlich sinnlichen Grund gehabt hätte, sie schwerlich so schön aufgeblüht seyn würde, als wirklich geschehen ist. — Der T. VIII abgebildete Sturz einer männlichen bekleideten Figur möchte leicht jünger, und nicht, wie Hr. B. glaubt, vom altgriechischen Arbeit seyn. Die Formen, und besonders die Falten an diesem Werk verrathen einen anderen, feinern Geschmack als man an der Pallas von unstreitig hohem Alterthum auf der folgenden Kupfer tafel wahrnimmt, oder an den Figuren des gedachten dreyseitigen Kunstwerks.

W. K. F.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Vertraute Briefe aus Paris*, geschrieben in den Jahren 1802 und 1803 von *Johann Friedrich Reichardt*. 1804. I Theil 482 S. II Theil 422 S. 8. (gedr. Braunschweig, b. Fr. Vieweg).

Zu einer Zeit, wo das Sehnen und Streben aller nur einigermaßen mobilen Personen nach Paris gerichtet

\*) Eine kurze Voranzeige dieses Werks glaubten wir dem von rühmlichem Patriotismus belebten Verfasser sowohl, als unsern Lesern schuldig zu seyn. Werke von diesem Gehalt aber, für welche die Aufmerksamkeit und das Interesse des Publicums, gleich nach ihrer Erscheinung, zu gewinnen, die Pflicht kritischer Institute ist, werden, nach solchen vorläufigen Anzeigen, in unserer A. L. Z. noch eine genauere und vollständigere Beurtheilung erhalten.

Directorium der J. A. L. Z.



richtet ist, müssen diejenigen, welche einen solchen Weg zu machen verhindert sind, jedem Reisenden Dank wissen, der seine Ansichten von jener merkwürdigen Stadt andern mittheilen mag und kann; besonders wenn er vieles Gutgelesene lebhaft darzustellen fähig ist. Ein Lob, das man dem Vf. gedachter Briefe nicht versagen wird.

Man begleitet ihn gern auf der schnellen Reise zur Hauptstadt, wo denn, wie er selbst bemerkt, Brod und Gaukler, nach dem alten Spruche, der Inbegriff aller Wünsche sind. Gleicher Weise findet man Frühstück und Mittagessen, Oper, Schauspiel und Ballet als Hauptinhalt beider Theile.

Gegen Musik und Oper verhält sich der Reisende als denkender Künstler, gegen das Theater überhaupt als einsichtsvoller Kenner, und übrigens gegen Künste und Wissenschaften als theilnehmender Liebhaber.

Seine Kenntniß vieler Verhältnisse in frühern Epochen giebt ihm zu bedeutenden Vergleichen Anlaß, und da er Gelegenheit findet, von der Präsentation bey dem ersten Consul an, die Zustände des höheren, mittleren und niederen Lebens zu beobachten; da er seine Bemerkungen mit Kühnheit auszusprechen wagt: so haben seine Mittheilungen meistens einen hohen Grad von Interesse. Viele Gestalten und Charaktere namhafter Personen sind gut gezeichnet, und wenn der Vf. auch hie und da die Linamente mildert: so bleiben die Figuren immer noch kenntlich genug. Besonders wird er sich bey Frauenzimmern, durch genaue und geschmackvolle Beschreibung des mannichfaltigsten Putzes, empfehlen.

Die rasch hinfließende Schreibart entspringt aus einer unmittelbaren, mit einer gewissen Leidenschaft angeschauten Gegenwart. Sie würde noch mehr Vergnügen gewähren, wenn man nicht öfters durch Nachlässigkeiten gestört würde. So wird z. B. das Wort *sein* so oft wiederholt, daß es seine Bedeutung am Ende selbst aufkehrt. Das Wort *letz* ließe sich gleichfalls öfter entbehren, oder durch *neulich*, *letzten*, *letzthin*, ersetzen und variiren. Solche kleine Flecken auszutilgen, sollte jeder Schriftsteller einen kritischen Freund an der Seite haben, besonders wenn das Manuscript nicht lange ruhen kann.

Doch, wie kann man Schriftstellern und ihren Freunden solche Bemühungen zumuthen, so lange unsere Officinen sich eines unverantwortlich vernachlässigten Drucks nicht schämen? In diesen zwey Bändchen sind 130 Druckfehler und sogenannte Verbesserungen angezeigt; wovey man höflich bittet, solche vor dem Lesen des Buchs abzuändern. Welch eine Zumuthung! Es wäre zu wünschen, daß künftig die Verfasser ihre Verbesserungen von den Druckfehlern abtrennten, damit man deutlich sähe, was dem Corrector zu Schulden kommt, und sodann möchte vielleicht doch einiges Ehrgefühl geweckt werden, wenn Recensenten, wie wir gethan, die Officin be-

merkten, und die Anzahl der eingetragenen Druckfehler angeben wollten.

WE.

LEIPZIG, b. Götschen: *Wie fand ich mein Land wieder im Jahre 1802?* von August D. IV a. 203 S. kl. 8. (18 gr.)

Wie steht's nach zehnjähriger Emigration in nem Kopfe aus? sollte wohl eigentlich der Titel der Schrift heißen. Und wäre der Vf., nach eig. Durchsicht derselben, in welcher er wohl so viel alles vereinigt fände, was in den zehn Jahren seines Kopfes gegangen seyn mag, des stillen, re. Selbsturtheils fähig, so müßte er den etwas leichten Kopf schütteln, und lächelnd sagen: ziemlich fuß! Der Vf., der sich nach seiner Auswanderung aus Frankreich zehn Jahre in Italien, Teutschland und der Schweiz aufhielt, ohne irgendwo Erfat sein geliebtes Vaterland, oder auch nur Stillung seiner Sehnsucht darnach zu finden, spricht, da wenig Zeilen, bald in langen Seiten von der Feinheit und Unfähigkeit, das alte Frankreich mit neuen zu vergleichen, von Staatsmännern und schichtschreibern, von der Schreckenszeit, von Canniballennatur im Menschen, von der Vortreflichkeit der Weiber, vom Landmann und vom reichs Gutsbesitzer, von Stadt- und Landleben, Chauf und Sommeurs, von Krankenhäusern in Frankreich, Italien und Teutschland, von Wissenschaften, Kunst, von alten und neuen Rednern, vom Charakter der Franzosen, von Republikanern und Aristokraten, von Atheisten und Obscuranten, vom Guten und Bösen im Menschen, von der christlichen Religion und vom Negerhandel, von Nothwendigkeit einer positiven Religion für den Mensch, von der Beschaffenheit der meisten Reisen von der Anglomanie, vom Vendéekriege, von Emigranten, und wiederum von der Vortreflichkeit der Weiber, vom Ursprung und Fortgange der Revolution, von der Orleansischen Parthey, von Jacobinerklubs, vom Charakter der Jacobiner, Aristokraten, von Pohlen und Italien, von den Römern unter Tiberius, Caligula, Nero und Domitian, von Robespierre, von der Revolution in Neapel und Irland, von der Gesetzeskraft in England, Betragen der französischen Soldaten in feindlichen Ländern, vom Ehrgefühl der Soldaten, von der Muthigkeit der französischen Bauern, von Cultur und Uebercultur, vom Selbststillen der Mütter, von Bedienten-Classe, von der überwiegenden Neigung des Menschen für graufame Gegenstände, vom Vendéekriege und wieder von der Vortreflichkeit der Weiber, von der Seelenstärke der Kinder in Vendée, vom Tode des Königs, wieder vom Betragen und dem Ehrgefühl der französischen Soldaten in der Vendée, von den Municipalitäten, dem Mangel an Lebensmitteln, vom Manifeste des Herzogs von Braunschweig, von einer langen und im Gedicht *le prisonnier d'un proscrit*, und von

Revolution als einem harten Prüfsteine. In einem eigenen zweyten Abschnitte spricht der Vf. noch besonders vom Charakter der Franzosen, dem nicht Leichtfinn, Mangel an Gefühl, an Ueberlegung und an tiefem Nachdenken und (außer den Moden) auch nicht Veränderlichkeit zukommen sollen, aber wohl Leichtigkeit, Eitelkeit, Vorurtheil, Lebhaftigkeit, lebhaftes Imagination, Einfachheit und Bonhomie, Geradheit und Zuverlässigkeit in der Freundschaft, Zartheit und Anspruchslosigkeit. Dabey kommen denn auch noch Betrachtungen vor über Spiel, Moden in England und Frankreich, Geschmack, teutsche Zeitungen und Journale, über den Enthusiasmus der Franzosen, Engländer und Italiener für ihre großen Dichter, welchen die Teutschen für ihren *Gellert*, *Haller*, *Götz* (bey dem auch sogar Ramlers Feile bejammert wird), *Uz*, *Hagedorn*, *Weisse* und *Gersenberg* nicht hätten; auch noch etwas von *Haydn* und *Mozarts* Symphonieen, von *Klopstocks* Oden und der Diplomatie, *Hume's* Urtheil über die Franzosen und wieder von den Emigrirten und ihrem guten und schlechten Betragen im Auslande.

Alles dieses steht auf zwey hundert ziemlich weitläufig und sehr sauber gedruckten Seiten so durcheinander, wie es hier aufgezählt ist. Wir haben uns diese langweilige Aufzählung nicht verdriessen lassen, weil das Materiale hier zugleich nicht übel den Baumeister bezeichnet; zumal da wir mit Wahrheit hinzufügen können, daß sich über alle diese so höchst verschiedenen Gegenstände auch nicht Eine bisher unbekannt gebliebene Nachricht, und noch weniger die mindeste eigne Ansicht und selbstgedachtes Urtheil befindet. — Nicht viel besser ist es mit dem bestellt, was uns der Vf. darüber sagt, wie er sein Vaterland fand, und was bey weitem den geringsten Theil vom Inhalt dieser Schrift ausmacht. Unsere neuen und neuesten Reisebeschreibungen geben über alles das weit bessere und vollständigere Nachrichten. Unser Vf. findet die Ufer der Loire bey Tours, seiner Vaterstadt, noch eben so reizend als sonst, ja eben so lieblich und anmuthig als irgend eine Gegend in Italien, und „stände bey Tours nur ein Theil der schönen weißen Villen, womit die Seeküsten bey Genua so reichlich geschmückt sind, dann möchte es die Engel aus dem Himmel herunter locken“ (S. 10). Er ist mit seiner Gegend sogar über alle Erwartung zufrieden, und eben so mit den Menschen in Frankreich. Der Landbau hat unendlich viel gewonnen. Bey den Ursachen dieser, von andern auch schon gepriesenen Erscheinung, vergißt unser Vf. die Hauptursache anzugeben: die Zertheilung der großen adlichen und geistlichen Güter, die sonst von Pächtern und Administratoren bewirthschaftet wurden, in unzählige kleine Gutsbesitzungen, welche ihre jetzigen Eigenthümer selbst bewohnen und bebauen. Er spricht dagegen von neuen großen Gutsbesitzern unter den Generalen und Staatsbeamten, die in Paris Aemter besitzen. Deren Zahl ist aber bis jetzt, in Vergleich mit der alten Zeit, eben noch nicht beträchtlich, und die Generale wohnen, wenigstens den größten

Theil des Jahres, auf ihren Gütern. Bekanntlich hat kein französischer General ein Regiment und ist an keinen Wohnort gebunden; oft selbst diejenigen nicht, welche bey Inspectionen u. dgl. in der Armee angestellt sind. Der Vf. findet ferner, daß man wieder mit völliger Sicherheit in Frankreich reisen kann; auf einer Reise von 250 Meilen im Lande herum hat er von keinem Straßenräuber gehört. Er findet auch, daß die Regierung viel auf die Besserung der oft sehr ausgefahrenen Landstraßen verwendet, dafür die Zölle an den Barrieren sehr stark; aber doch nicht so hoch als am rechten Rheinufer wären. Dieß ist ungegründet, sie sind dort mehr als noch einmal so hoch. Die Armenanstalten und Krankenhäuser findet der Vf. noch schlecht; er erwähnt dabey ähnlicher Anstalten anderer Länder, und veründigt sich an Italien, indem er sagt: selbst in Italien, selbst in Florenz wären sie besser. Seit vielen Jahren sind sie dort so vortreflich, wie nur irgendwo in Europa, und wie sie es in Frankreich nie waren. Dichtkunst und Philosophie findet der Vf. in Abnahme, mathematische und physikalische Wissenschaften aber in großer Aufnahme. Der Vf. hält nicht viel auf Delille, seine Verdienste als Versificateur will er ihm indess nicht absprechen. Er beschließt den Artikel sonderbar genug: „wir haben keinen wahren Dichter: wir bekommen aber ein Gesetzbuch“ S. 33. Die Mahler haben durch das Studium in Rom gewonnen (da war aber seit Ludwig XIV eine französische Mahlerakademie); unser Vf. macht noch *David* namentlich: dessen Epoche fällt aber schon in die Zeit vor der Revolution. In der Kriegskunst haben die Franzosen eine neue Verfahrensart erfunden. Man findet einen merklichen Unterschied zwischen der vormaligen und der jetzigen Gesellschaft in Frankreich; die alte Galanterie ist zum Theil verloren gegangen, und der Vf. hofft, auf immer; Roheit und Unbiegsamkeit ist dagegen an die Stelle getreten, die er sonderbar genug zum Theil als eine Nachahmung der englischen Zurückgezogenheit erklärt. Die Sitten der Frauenzimmer findet der Vf. in Frankreich nicht verderbter, als in den meisten europäischen Ländern. Er findet dort wenigstens „eine gewisse Leichtigkeit, einen Anstrich von Leidenschaft, einen Widerstand und vor allem eine Decenz, die den sogenannten Liebeshändeln doch irgend einen Reitz geben, welches in andern Ländern wohl nicht so sehr der Fall seyn dürfte“ (S. 43). (In welche Weiberhände muß der arme Emigrirte gerathen seyn! Unter den außer Frankreich besuchten Orten nennt der Vf. doch nicht bloß Italien und Wien, er nannte auch Dresden, Frankfurt und die Städte am Genfersee ausdrücklich.) Die Trachten findet der Vf. wieder von ordentlichem Ansehen, und spricht dabey noch einmal von dem Tact der Franzosen, welcher sie bey jedem Verstoß gegen Sittlichkeit, Decenz und Convenienz sehr empfindlich macht: erinnert sich dabey, daß wir Teutschen für Decenz und Convenienz keine eignen Wörter haben. Daß wir die Sache desto sicherer besitzen,

ützen, scheint er nicht bemerkt zu haben. Er findet in seinem Vaterlande die Atheisten und Obscuranten im Kriege, und glaubt *Chenier* und *Geoffroy* an der Spitze der beiden Partheyen. Hier verwechselt der Vf. entweder *Chenier* mit *Lolande* oder *Maréchal* u. s. d. (vielleicht weil der Abbé *Geoffroy* gegen *Chenier*, den erklärten Priesterfeind, so häufig zu Felde zieht); oder er verwechselt die muthigen Streiter für Aufklärung und Geistesfreyheit mit den Atheisten, die gar nicht mehr laut werden. Die Ideen von Freyheit und Gleichheit „die in England schon lange einheimisch sind (!), findet der Vf. so allgemein in Frankreich verbreitet, daß kein Rückfall zur ehemaligen Verwirrung zu beforgen ist; ein Gewinn, den weder der strengste Despotismus noch die zügelloseste Anarchie den Franzosen rauben kann.“ (Und der Vf. besuchte doch Frankreich im J. 1802! So spricht er auch S. 18 „von dem eisernen Scepter der Schreckensregierung bis an den 18 Brumaire“; da mit diesem doch, nach vierjähriger Erschlaffung eine neue Schreckenszeit von anderer Manier anhub. Aber freylich nicht für die emigrirten Franzosen!) Die Erziehung der Jugend findet der Vf. vernachlässigt, hofft aber alles Gute von den neuen Erziehungsanstalten. (Die allerneuesten kann' er wohl noch nicht?) Die Erziehung der Frauenzimmer findet der Vf. viel sorgfältiger als sonst; sie bekommen mehr Kenntnisse und lernen Englisch und Italienisch (was würde dazu die Frau von *Genlis* sagen?) Ueberhaupt findet er die Kenntniß der fremden Sprachen, und fremden Länder seit dem Kriege mehr verbreitet. Er findet auch die Volksclasse kühner geworden, und daß die Zahl derer, die sich, selbst im Vendéekriege, durch Schandthaten ausgezeichnet, nur sehr klein sey, und nur die Jugend betreffe. (Schreckliches Wort, das hier zu Gunsten der Väter steht!)

Diese letzte Behauptung wird für die meisten deutschen Leser vielleicht das einzige Neue seyn, welches sie in allem dem Angeführten finden. Dem Vf. scheint es wirklich Ernst damit zu seyn; er kommt mehrere Male darauf zu sprechen, vergleicht Robespierre und seine Gehülfen sehr zu ihrem Vortheil mit den obengenannten grausamen römischen Kaisern; findet zwar wieder, daß die Jacobiner sich alles ohne Scheu erlaubt hätten, die Aristokraten dagegen in ihrem Widerstande mit weit mehr Zartheit zu Werke gegangen wären; er findet auch, daß gewiß jede andere Nation dieselben Grausamkeiten, welche die französische Revolution geschändet hätten, begangen haben würde; und indem er mit vielem Lobe von der Grobmuth, Theilnahme und Anhänglichkeit der französischen Bedienten für ihre Herrschaft spricht, zweifelt er, daß man dergleichen bey irgend einer Nation finden dürfte; so auch von der Treue in der Freundschaft und der grenzenlosen Bereitwilligkeit zu Hülfeleistungen bey den Franzosen. Er bringt hierüber außer mehreren bekannten Zügen auch andere bey, die er zuerst zu erzählen scheint; benimmt ihnen aber einen großen

Theil ihrer Wirkung, da er keine Namen nennt. Ein Hr. von P., eine Frau von T., ein Gärtner N., ein Arzt N\*\*, ein wohlthätiges Frauenzimmer, ein Officier, der nach Amerika flüchtet, thun als Beleg für einen Gegenstand, über welchen zeither so v. moralische Erzählungen und Anekdotensammlung und Romane erdichtet und zusammengetragen worden, eine geringe Wirkung. Da der Vf. für Teufel schrieb, wäre die Nennung der Personen anweniger bedenklich gewesen als für sein Vaterland, das er überall mit recht rührender Liebe und Schätzung behandelt. Aber daran, daß er für Teufel schrieb, unter denen er alle seine encyclopädischen oberflächlichen Kenntnisse sammelte und die übrigen den Gang der Revolution und den wahren Zustand von Frankreich besser unterrichtet sind, als die meisten Franzosen, daran hat der Vf. überhaupt wenig gedacht. Es war ihm wohl nur vorzüglich darum zu thun, in der mühsam erlernten teutschen Sprache ein Büchlein anzufertigen.

Von dieser Seite ist es denn auch wirklich eine seltene Erscheinung. Die Sprache ist fast durchgehends correct und gut; nur hier und da trifft man auf uneigentliche Ausdrücke, als S. 48 *ehrlich* für *ehrlich*; S. 102 *slavische Abhängigkeit* statt *feste Anhänglichkeit* (am Gesetz); S. 126 *graufame* Gegenstände, für *schauerliche*; S. 161 *Sinn* für *Ueberlegung* statt *Fähigkeit zum Ueberlegen*. Was der Vf. für ein Wort im Sinne hatte, als er von der *erlischen Zurückgezogenheit* sprach, von welcher *erlischen* Roheit und Unbiegsamkeit der neuen Franzosen eine Nachahmung seyn soll, kann Rec. nicht recht erörtern; vielleicht *Steifheit* oder *stakiges Wesen*?

Fy.

JENA, b. Stahl: *Gereimte Launen und Schnurren* von Karl Schwabhäuser. 1802. 215 S. 8. (16 g)

Ein treffliches Product zur Bereicherung — d. Reimlexikons! Hier nur die Schluszeilen eines Gesellschaftslieds (S. 76):

Pippick, pickwerpick, pickpickpick,  
Nur dem Fröhlichen lächelt das Glück.  
Rottot, otterot, ototot,  
Nur der Brummige werde zu Spott.  
Bumbum, bumberwum, bumbumbum,  
Stürzt die Gläser am Munde euch um.  
Lira, lorila, liralil,  
Unser Herzverein trenne sich nie.  
Halop, ilerop, hophophopp,  
Leert das Letzte im Zechergalopp.

So albern wie diese Reimereyen, so plump ist über der Scherz, so matt der Witz, so ganz von aller Feinheit der Ton entfernt. Und doch fragt der Vf. wahrscheinlich in Bezug auf sein Werkchen, S. sehr naiv:

F. Ist es wohl eine Lieblingsgrille,  
Daß Inaro, der Recensent,  
Ein Mittelwerkchen trefflich nennt?  
A. Ach nein, er sieht nur durch die Brille!

Rg.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 23 J A N U A R. 1804.

## JURISPRUDENZ.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Corpus juris civilis, codicibus veteribus manuscriptis et optimis quibusque editionibus collatis recensuit Georgius Christianus Gebauer, J. C., dum in vivis fuit, potentissimo magnae Britanniae Regi ab intimis justitiae consiliis et in academia Georgia Augusta Antecessor juris primarius; et post ejus obitum editionem curavit Georgius Augustus Spangenberg, jur. in alma Georgia Augusta P. P. E. 1776. 2 Bände. gr. 4. (18 Rthlr.)*

Der erste Band führt den besonderen Titel:

*Corporis juris civilis tomus primus, Institutiones ex optima Jacobi Cujacii editione repraesentatas nec non Digesta ad Florentinum exemplar expressa exhibens, variantibus cum codicum Mss. tum Gregorii Haloandri et vulgatae lectionibus ac notis variorum criticis adjectis. Mit abwechselnden Seitenzahlen, 7 Alphabete.*

Der zweyte Band hat den Titel:

*Corporis juris civilis tomus alter, Imp. Justiniani PP. A. Codicem repetitae praelectionis, ejusdem sacratissimi principis Novellas Constitutionis atque Edicta, item Imp. Justiniani minoris, Tiberii II, Leonis Philosophi, Zenonis, aliorumque principum orientalium Constitutiones novissimas, nec non et consuetudines feudorum ex G. C. Gebaueri recensione complectens. Adornavit ac curavit Georgius Augustus Spangenberg, qui et lectionum varietates ex primariis editionibus et codicibus manuscriptis inseruit. 1797. Mit abwechselnden Seitenzahlen, in allem 9 Alphabete.*

Ogleich die naive Versicherung, womit der sel. Gebauer seine Zuhörer, selbst vom Katheder herab, zu erfreuen pflegte, daß er wenigstens dann unsterblich zu werden denke, wenn es ihm gelinge, die vorliegende Ausgabe des *Corpus Juris* zu vollenden, bey verständigen Lesern eben so sehr ein Lächeln erregen möchte, als die leidenschaftliche Anpreisung dieses Werkes in der Schrift: *Vom Werthe der Gebauerschen Ausgabe der Institutionen und Pandekten* (Götting. 1779): so bleibt doch immer soviel unleugbar, daß wir theils in Rücksicht dessen, was darin wirklich, wenn auch nicht gerade durch die Herausgeber allein, geleistet ist, theils in Ansehung dessen,

was darin hätte geleistet werden können und sollen, keine interessantere und lehrreichere Ausgabe des Justinianischen Rechts, als diese, besitzen. Da wir nicht voraussetzen dürfen, daß viele unserer Leser mit der Geschichte dieses Werks gehörig bekannt sind, und aus der Entstehung desselben in gewisser Rücksicht die Gründe zur Beurtheilung hervorgehen: so können wir nicht umhin, unserer Kritik so viel Geschichtliches vorzuschicken, als zur Verständlichkeit unseres Urtheils erforderlich scheint.

Das Bedürfnis eines reinen Abdrucks des florentinischen Pandekten-Manuscripts gab dieser Ausgabe die erste Veranlassung. Bekanntlich wurde das florentinische Mspt häufig schon von den Glossatoren, und später besonders von *Politianus*, *Bolognius* und *Augustinus* verglichen. Keine dieser Collationen war aber vollständig; daher denn auch die Ausgaben von *Haloander*, *Miraeus*, *Vintimilius*, *Hugo a Porta* u. a., worin zuerst das Bestreben, dem florentinischen Mspt soviel als möglich zu folgen, recht sichtbar wird, nur mehr oder weniger, einzelne Lesarten, keinesweges aber eine vollständige Darstellung des ganzen Mspts enthalten. Endlich erschien, nach einer neuen sehr sorgfältigen, von allen Seiten begünstigten Vergleichung, die *Taurellische* Pandekten-Ausgabe im J. 1553, als reiner Abdruck des florentinischen Mspts. Daß es *Taurellus* mit dieser Ausgabe redlich gemeint habe, zeigt sowohl die Geschichte des Mannes, als die Vergleichung der Ausgabe selbst; und wirklich verdient es keine Widerlegung, wenn *Gebauer* (*Narratio de H. Brenkmanno* §. 20) den Herausgeber beschuldigt, er habe allerley Kunstgriffe angewandt, die Mängel des Mspts zu bedecken, und das Publicum, welches die Vorrede nicht lese, in die Irre zu führen. In der That, das habeat sibi, läßt sich nirgends zweckmäßiger gebrauchen, als wenn ein Leser sich durch die, in der Vorrede deutlich erklärten Zeichen deswegen täuschen läßt, weil er die Vorrede zu lesen vergaß! Indes konnte freylich von dem ersten Versuch in der damaligen Zeit, und bey den vielen Beschwerden, welche mit der Entzifferung des, in aller Rücksicht mangelhaften und entstellten Mst's verbunden sind, keineswegs etwas vollendetes erwartet werden; und wirklich ist *Taurell's* Arbeit gegen manche bedeutende Vorwürfe nicht zu retten. Gern möchte man ihm dasjenige verzeihen, was sich noch allenfalls ohne Einsicht des florentinischen Mspts durch bloße Reflexion und Beurtheilung bessern läßt, wie z. B. das Schwanken in der Orthographie; die häufige Wahl veralteter und

und falscher Schreibarten; die Fehler in den Interpunctionen, in dem Trennen und Verbinden der Buchstaben, so wie die übersehenen, oder irrig angenommenen Geminationen. Allein manche Fehler machen auch nach dieser Ausgabe die Bekanntheit mit dem Mspt selbst unentbehrlich, wie z. B. die eingeschlichenen Druckfehler; das falsche Setzen und Weglassen der Zeichen; das willkürliche Vorziehen der Correction; die häufig mangelnde Angabe der Verbesserung, des Alters derselben u. s. w. — Sehr bald entstanden daher mancherley, zum Theil höchst bittere und ungerechte Klagen über *Taurell's* Versehen, und, wie einige es nannten, hinterlistige Betrügereyen. Unter denen, welche eine neue Vergleichung anzustellen wünschten, war auch *Cujacius*. Er erbot sich, 2000 Ducaten zu deponiren, wenn man ihm das Mspt nach Turin zum Gebrauch wolle verabsorgen lassen; allein vergebens. So blieb es bey leeren Wünschen und Klagen, bis endlich *Lorenz Theodor Gronov* ungefähr im J. 1680., einer neuen Vergleichung halber, eine Reise nach Florenz unternahm, und sich hier drey bis vier Monate mit dieser Arbeit beschäftigte. Bey dieser Kürze der Zeit war zwar eine vollständige Vergleichung schlechthin unmöglich; indess erfolgten doch bald einige Proben derselben in der bekannten Schrift: *Emendationes in Pandectarum constitutiones praevias et graecum indicem*, Lugd. Bat. 1685., welche nachher mit Anmerkungen von *F. C. Conradi* im J. 1730 aufs neue unter dem Titel: *Historia authentica Pandectarum* zu Halle erschien. Da sich aus *Gronov's* Collectaneen nichts Vollständiges erwarten ließ: so faßte endlich der Holländer *Brenkman* den Entschluß, nichts unversucht zu lassen, um einen möglichst reinen Abdruck des florentinischen Mspts liefern zu können. Mit wichtigen Empfehlungen versehen, begab er sich im J. 1709 nach Florenz, erhielt hier an dem Professor *Salvinus* einen äußerst thätigen und geschickten Gehülfen, und verglich mit demselben vierzehn Monate lang, des Morgens 3 Stunden, und oft auch Nachmittags, das Manuscript. Hierauf wurden zehn Monate auf Extracte aus den Basiliken verwandt. Eben so lange Zeit brachte *Brenkman* in Rom zu, um dort die wichtigsten Manuscripte der vaticanischen Bibliothek und anderer Sammlungen zu vergleichen. Von da ging er nochmals zu einer neuen Vergleichung auf drey Monate nach Florenz, und kam endlich nach einer vierjährigen Abwesenheit in sein Vaterland zurück. Hier wollte er nun, nicht das ganze *Corpus Juris*, sondern nur die Pandekten nach dem Rath *Bynkershoek's* und Anderer auf folgende Weise herausgeben. Das Ganze sollte aus drey Bänden bestehen. Der erste Band sollte enthalten: 1) eine *historia Pandectarum*; 2) unter dem Titel *Graeca e Pandectis* eine allgemeine Abhandlung über die griechischen Stellen in den Pandekten, die Geminationen, die Schriftzüge des Manuscripts u. s. w. Dazu sollte noch eine neue Uebersetzung der griechischen Stellen aus *Salvin's* Feder kommen; 3) um ewige Wiederholungen zu vermeiden, eine allgemeine Ab-

handlung über die Orthographie des Manuscripts, die Fehler der Abschreiber u. s. w. 4) kritische Bemerkungen und Verbesserung von *Salvinus* und dem Herausgeber; 5) eine Abhandlung über die Ursachen der Fehler des Manuscripts, worin zugleich die Fehler unter gewisse Classen gebracht, und allgemeine, selbst auf andre Manuscripte anwendbare kritische Regeln aufgestellt werden sollten. — Für Text und Noten waren der zweyte und dritte Band bestimmt. Die Noten sollten dann enthalten: Bemerkungen über die einzelnen Lesarten des Textes; eine Vergleichung anderer Manuscripte bey schwierigen Stellen; Varianten aus dem Text und den Noten der vorzüglichsten Ausgaben; Excerpte aus den Basiliken und den griechischen Scholien; kritische und erläuternde Noten aus den Werken der besten älteren und neueren Juristen, endlich eine Inhaltsanzeige über die wichtigsten in den Noten enthaltenen Bemerkungen. — Fast war dieser Plan der Vollendung nahe, als *Brenkman*, dessen Gesundheit schon lange unter diesen verzehrenden Arbeiten gelitten hatte, im J. 1736 starb, ohne mehr von seinen Ideen über das florentinische Manuscript, als die *Historia Pandectarum* und die, für die Streitfrage über den Ursprung der übrigen Manuscripte interessante *Epistola ad Hesselium* durch den Druck bekannt gemacht zu haben.

*Bynkershoek* erhielt durch ein Legat die gesamten *Brenkman'schen* Collectaneen, unter der Bedingung, daß er sie dem Druck übergeben sollte. Allein die Sache verzögerte sich, und da *Bynkershoek* einige Jahre nachher starb: so wurden von dessen Erben *Brenkman's* Papiere zu Haag öffentlich feilgeboten. Hier erstand sie *Gebauer* für 1500 Gulden, ohne dabey von Seiten seiner Regierung große Unterstützung zu finden.

Schon mehrmals hatte *Gebauer* den Plan gehabt, einen verbesserten Abdruck der *Gothofredi'schen* Ausgabe des *Corpus Juris* zu besorgen. Gewisse ihn hiedurch zur Gewohnheit gewordene Ideen, und die Rücksicht auf den Hang des Teutschen, am liebsten das Schlechte zu nehmen, wenn es nur am wohlfeilsten zu haben ist, veranlaßten ihn denn, in wesentlichen Rücklichten von *Brenkman's* Pläne abzugehen. Die Ankündigung des neuen Vorhabens geschah in der *Narratio de Henrico Brenkmanno*, Götting. 1764. Hier erklärte sich *Gebauer* dahin: er wolle nicht bloß eine Ausgabe der Pandekten, sondern des ganzen *Corpus Juris* liefern, jedoch wo möglich in Einem Bande. (Daß die letzte Idee aufgegeben wurde, zeigt die vorliegende Ausgabe durch sich selbst.) In den Pandekten sollte nach *Brenkman's* Collation ein reiner Abdruck des florentinischen Manuscripts, unger Beybehaltung der taurellischen Zeichen geliefert, aber dabey alles, was zu geminiren sey, in die Noten verwiesen, und im Text vollständig ausgedruckt werden. Wegen Beschränktheit des Raumes mußte freylich das meiste von dem wegbleiben, was *Brenkman* in den

den ersten Theil seiner Ausgabe habe aufnehmen wollen. Was damit zu machen sey, überlasse er dem Gutbefinden seiner Erben. Aus gleichen Gründen könne er keine erläuternden, sondern nur kritische Noten liefern; doch wolle er verschiedene, von ihm und Brenkmann verbesserte Gothofredische Noten beyfügen. Die kritischen Noten sollten bestehen *erstlich* aus Varianten. Da er aber alles nur in Einem Bande zu liefern denke: so dürfe man hier auf nichts vollständiges rechnen. Das Beste von dem, was Brenkmann aus Mipten (wiewohl auch nur unvollständig) und den Basiliken excerpirt habe, solle geliefert werden, so wie jede Variante eines gewissen, ihm aus der *Rhedigeranischen* Bibliothek zu Breslau mitgetheilten Manuscripts des *Digestum novum*. Dagegen könne er sich nicht dazu verstehen, aus den gedruckten Ausgaben viele Varianten zu geben. Wer diese haben wolle, möge selbst Fleiß und Geld anwenden, um seine Neigung zu befriedigen. Doch wolle er die Varianten der *Vulgata*, worunter Brenkmann besonders die Ausgaben von *Blaubloemius*, *Hugo a Porta*, *Stephanus* und *Bandoza* verstanden habe, sorgfältig aus den gekauften Papieren ausheben, und die *Haloandrische* Ausgabe aufs genaueste vergleichen. *Zweytens* wolle er in die Noten die von Brenkmann gesammelten Emendationen von *Budaeus*, *Alciatus*, *Augustinus* u. a., so wie verschiedene noch unbekannte, unter Brenkmanns Papieren befindliche Anmerkungen von *Bynkershoek* und *Duker*, verbunden mit seinen eigenen Observationen, aufnehmen. Alles dies sey bereits vollendet, und könne sofort dem Drucke überliefert werden. Allein da es sein Plan sey, das ganze *Corpus Juris* herauszugeben, wozu noch vieles nicht vorgearbeitet sey: so müsse der Druck noch einßweilen ausgesetzt bleiben. Die *Institutionen* habe er bereits nach den besten Ausgaben verbessert, und dazu aus den Schriften von *Cujas*, *Muretus*, *Costa*, *Marcilius* u. a. Noten gesammelt. Auch denke er noch Varianten aus *Haloanders* Ausgabe hinzuzuthun. Den *Codex* habe er von vielen Fehlern, so wie von den Zeichen gesäubert, und dazu Varianten aus dem *Haloandrischen* *Codex* gesammelt. Alles dies sey aber noch nicht der *Leeuwenschen* Ausgabe beygesetzt. Die *Novellen* wolle er, wie *Leeuwen*, griechisch und lateinisch, zugleich aber auch die *Homburgische* Uebersetzung geben. Die Ausgabe der *Libri feudorum* sey bereits vollendet. Die Grundlage dazu enthalte die *Leeuwensche* Ausgabe. Dieser habe er viele, von C. G. Schwarz ihm ehemals mitgetheilte Varianten aus vier Manuscripten beygefügt. Zugleich sey von ihm die erste gedruckte Ausgabe, und ein Manuscript aus der *Rhedigeranischen* Bibliothek verglichen.

Nachdem Gebauer dies alles in der erwähnten *Narratio* angekündigt hatte: so begann der Druck des Werks im J. 1770. Aber man war damit erst bis L. 8 T. 5 gekommen, als Gebauer im J. 1773 starb. Nun übernahm Hr. Prof. *Spangenberg*, welcher *Gebauern* schon bey dessen Leben geholfen hatte, die weitere Beforgung des Drucks, jedoch in

Rücksicht des ersten Bandes im Ganzen aus *Gebauer's* Papieren, ausgenommen, daß er offenbare Fehler besserste, manche Varianten nachtrug, und die *Haloandrische* Ausgabe noch einmal verglich. So erschien denn im J. 1776 der erste Band, welcher die *Institutionen* und die *Pandekten* enthält, und zwar fast ganz so, wie *Gebauer* nach dem Obigen beide zu liefern versprochen hatte. Bloß darin geschah eine Aenderung, daß man das Zusammenpressen in Einem Band aufgab, und die versprochenen Auszüge aus *Gothofred's* erläuternden Noten gänzlich verwarf.

Nach einem langen Zwischenraume von zwanzig Jahren erfolgte endlich der zweyte und letzte Band, dessen Inhalt durch den Titel in Rücksicht des Textes vollständig angegeben wird. Für den *Codex* hat Hr. S. aus *Gebauer's* Papieren nichts erhalten, als ein von den Zeichen gereinigtes Exemplar der *Leeuwenschen* Ausgabe, mit Varianten aus *Haloanders* Ausgabe, und einigen literarischen Nachweisungen begleitet. Er selbst verbesserte die Druckfehler in dem Text, den Ueber- und Unterschriften, und vermehrte die Varianten durch Auszüge aus der *Constitutischen* Ausgabe von 1562 und 1571, der *Ruffardischen* von 1567, der *Charondischen* von 1575, und einem Manuscript aus der Göttingischen Bibliothek, dessen Beschaffenheit er zwar schon früher in dem *Prodromus Codicis propediem typis mandandi ad explorandas doctorum virorum sententias* (Götting. 1776) genau beschrieben, aber auf diese Bitte um guten Rath von keinem Gelehrten weiter, als von Hn. Kanzler Koch, Antwort erhalten hatte. Hiezu fügte Hr. S. die Abweichungen des *Codex Theodosianus* nach der *Ritterischen* Ausgabe, und Varianten aus den *Constitutionen* der neueren Kaiser nach Publication des *Theodosischen* *Codex*. Daß sich in dieser Ausgabe auch Eine neue, vollständige *Lex restituta* findet, nämlich L. 4. *de bonis libertorum*, hat freylich seine Richtigkeit; doch ist die irgendwo gemachte Bemerkung, daß jene Ausgabe auch durch diesen Zusatz einen besondern Werth gewinne, wahrscheinlich nur als Scherz, oder als Nothbehelf des Lobenden zu betrachten.

Bey den *Novellen* liegt die *Leeuwensche* griechische und lateinische, in der Hauptsache von *Contius* herrührende Ausgabe zum Grunde, und unter dieser steht die *Homburgische* Uebersetzung. Die Noten sind im Ganzen gleichfalls bloß kritisch. Sie enthalten *erstlich* einen Abdruck der *Homburgischen* Anmerkungen, hin und wieder abgekürzt, oder erweitert. Miez sind *zweytens* Varianten aus vier, sehr defecten griechischen Manuscripten gekommen, welche *Meermann* dem verstorbenen *Gebauer* mitgetheilt hatte. Anfangs sollte *Kutenkamp* diese Variationen ausziehen. Da dieser aber plötzlich sein gegebenes Wort zurücknahm: so vollendete Hr. A. H. *Matthias*, welcher zur Zeit der Herausgabe des zweyten Bandes laut der Vorrede in Amsterdam Unterricht gab, die Arbeit. Der Herausgeber brachte die-



Gegen die *Noten* finden außerst viele Erienerungen statt, und wir müssen aufrichtig gestehen, daß uns in Rücksicht derselben *Gebauer's* Verfahren (denn Hr. S. ist hier außer Schuld) oftmals unbegreiflich gewesen ist. Wie war es doch möglich, daß ein Mann, wie *Gebauer*, mit dieser entschiedenen Vorliebe für kritische Gelehrsamkeit, die fixe Idee von der Nothwendigkeit eines Bandes bey sich dulden, und die Folgen dieser Ideen auch noch da beybehalten konnte, als er eingesehen hatte, daß diese Oekonomie schlechthin unmöglich sey! Das Publicum, welches für diese Ausgabe den gewiß nicht billigen Preis von 18 Thalern bezahlen muß, würde gewiß einige Thaler mehr nicht gescheuet haben, wenn es dafür die vielen, einstweilen als verloren anzusehenden Bemerkungen aus *Brenkmann's* Papieren, nebst den, aus gedruckten Ausgaben gezogenen Varianten vollständig erhalten hätte. Doch nicht genug! Selbst das, was wirklich in den *Noten* geliefert ist, enthält überall so viel Dürftiges und Inconsequentes, daß man sich kaum des Unwillens bey dem Gedanken enthalten kann, wie man doch hier, bey einem solchen Aufwande von Zeit und Kräften, so unendlich wenig leistete. Dieser Vorwurf trifft zuerst die von *Brenkmann* gesammelten Varianten. Es spannt freylich die Aufmerksamkeit, wenn das Publicum darauf hingewiesen wird, *Brenkmann* habe 27 Manuscripte verglichen; aber sieht man, welche Ausbeute davon in den *Noten* gewonnen ist, so bleibt wenig zu rühmen übrig. Schon die Kürze der Zeit, welche er in Italien auf das Studium der Manuscripte verwandte, muß jeden überzeugen, daß daraus nichts, als eine flüchtige Rhapsodie folgen konnte. Dabey war die Idee, nur bey schwierigen Stellen die Manuscripte zu vergleichen, so außerst unglücklich, daß man wünschen möchte, er habe lieber ein einziges Manuscript vollständig, als die übrigen oberflächlich excerptirt. Denn wie viele Fragmente sind nicht schwierig! und wie manche an sich nicht schwierige Stelle wird es dadurch, daß man eine bisher unbekannte, abweichende Lesart entdeckt! Und selbst bey den berühmtesten dunkeln und zweifelhaften Stellen hat *Brenkmann* oft kein einziges Manuscript verglichen. Als Beyspiel führen wir nur L. 32 §. 12. *de donat. int. V. et U.* an, wo selbst *Gebauer* bemerkt: *miror Brenkmannum hic nulla Mss. consuluisse, cum de his et in notis taceat, et in collationibus, quae ad me pervenerunt.* Die vollständig gegebenen Varianten aus dem *Rhedigeranischen* Manuscript sind dagegen fast schlechterdings unbedeutend, und enthalten häufig ganz offenbare Druckfehler, wie z. B. S. 763. not. 1. S. 773. not. 89. S. 779. not. 42. S. 880. not. 96.

Die übrigen Varianten stehen gleichfalls weit unter allen Forderungen, welche die äußerste Billigkeit an eine kritische Ausgabe machen kann. Daß durch den Ausdruck: *Vulgata* nur ein paar Ausgaben bezeichnet werden, ist schon oben erinnert. Unsere Leser, denen es nicht unbekannt seyn kann, wie

oft die Manuscripte und Ausgaben von einander abweichen, werden daher ohne weitem Beweis von selbst einsehen, daß *Gebauer* kaum Ein Vierteltheil der wichtigsten Varianten geliefert habe, und daß es kein zu hartes Urtheil ist, wenn kürzlich von einem unsrer geistvollsten Kritiker (*Savigny vom Besitze* S. 319, not. 1) bey Gelegenheit einer wichtigen Abweichung anderer Ausgaben bemerkt ist; „bey *Gebauer* findet sich hier, wie gewöhnlich, keine Spur einer Variante.“ Man vergleiche nur irgend eine ältere Ausgabe durch ein paar Titel, oder die in der Glosse angeführten Varianten; und man wird sich des Erstaunens nicht enthalten können, wie der Herausgeber nicht auf die Idee kam, lieber noch ein paar Jahre Arbeit zu opfern, und doch wenigstens etwas einigermaßen Vollständiges zu liefern. Ferner wurden die Varianten aus *Habanders* Ausgabe versprochen; aber auch diese sind nicht einmal genau geliefert, weder zu den Institutionen, noch zu den Pandekten, wie ein anderer Recensent \*) schon durch mehrere Belege hinlänglich dargethan hat. Eben dieses Schicksal haben die Auszüge aus den *Basiliken* gehabt. Oft findet man daraus höchst unbedeutende Bemerkungen, oft hingegen kann man ganze Seiten lesen, ohne auch nur ein einziges Mal auf eine Erwähnung der *Basiliken* zu stoßen, selbst in den schwierigsten Fällen. So ist z. B. die wichtige Uebersetzung der streitigen Worte *impetravit a potestate* zu L. 26 p. *de pignor.* aus den *Basiliken* nicht bemerkt, und eben so wenig findet man daraus einen Auszug L. 18, §. 2. *de pignor. act.* um *Faber's* Verwandlung des *sicut* in *secus*, oder zu L. 13, §. 1. eod. um *Noodt's* gewaltthame Erklärung dieses Gesetzes zu widerlegen.

In Rücksicht der übrigen kritischen *Noten* kommt der Beurtheiler gleichfalls sehr in Verlegenheit, wenn gefragt wird, was denn hier besonders gelobt werden könne. Von den kritischen Schriften sind höchstens zwanzig bis dreißig benutzt, und man trifft schon in dem, wie bekannt, sehr elenden *Corpus Juris cum notis variorum* von *Hommeli* unendlich mehr Nachweisungen an, als in diesen kritischen *Noten*. Wer sollte es z. B. glauben, daß zu L. 11, §. 3. *de Publiciana in rem actione* kein Wort von *Reinold's* herrlicher Abhandlung *de sequuta malae fidei adversus Publicianam exceptione* gelagt, und dagegen zu den Worten: *hujus edicti aequitas naturalis est* bemerkt ist: *vide de hac aequitate differentem Noodt de pact. et transact. cap. 1.* Solcher Beyspiele könnten wir tauende anführen, wenn sie nicht jeden von selbst in die Hände fallen müßten, welcher nach Belieben das Werk irgendwo aufschlägt. Selbst die Schriftsteller, welche man benutzen wollte, sind oft gerade da, wo es am nöthigsten gewesen wäre, nicht genannt. So hat man z. B. *Cujac. Observ.* häufig angeführt. Die sehr wichtigen kritischen Bemerkungen desselben (in L. 2. c. 9. L. 9. c. 17.) zu L. 16. *de A. R. D.* und L. 7. *de capit. minut.* hatten also auch nicht über-

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 J A N U A R, 1804.

## JURISPRUDENZ.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Corpus juris civilis, codicibus veteribus manuscriptis et optimis quibusque editionibus collatis recensuit Georgius Christianus Gebauer — et post ejus obitum editionem curavit Georgius Augustus Spangenberg etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Ausgabe der Pandekten ist in diesem Werke unleugbar das wichtigste und interessanteste. Denn wenn auch die *Codices vulgati* nicht als bloße Abschriften des florentinischen Manuscripts anzusehen sind: so behält doch immer das letzte durch sein hohes Alter, und den darauf verwandten Fleiß einen entschiedenen Werth vor allen übrigen Handschriften, und ein reiner, in jedem kleinsten Theile getreuer Abdruck desselben muß jedem denkenden Juristen unschätzbar seyn. Einen solchen Abdruck soll uns die vorliegende Ausgabe liefern. Allein wir zweifeln sehr, ob das Publicum berechtigt sey, sich mit voller Zuversicht auf die Richtigkeit desselben zu verlassen. Dafs gewiß viele bedeutende Druckfehler eingeschlichen sind, wollen wir ganz außer Anschlag lassen; wiewohl es zu sehr unangenehmen Bedenklichkeiten führt, wenn Hr. S. in einem Anhang zum ersten Bande nur ein paar recht grobe Druckfehler anzeigt und hinzufügt: *Cetera sphaemata pro sua humanitate lector condonabit et emendabit, veluti u. s. w.* — Die Hauptgründe unseres Zweifels sind folgende: Erstlich scheint es uns nicht wahrscheinlich, dafs Brenkmann das ganze Manuscript überall, auch in den kleinsten Theilen, mit durchgehender Genauigkeit verglichen habe. Dazu war die Zeit zu kurz. Man lese nur Brenkmann's eigene Klagen über die Verdorbenheit des Manuscripts, und die unendliche Mühe, welche die Vergleichung desselben kostete! Man denke nur an den einzigen Umstand, dafs überall die Buchstaben in geschlossenen Reihen stehen, ohne Trennung der Worte und ohne Interpunctionen; und man wird sich leicht überzeugen, welche Mühe die Enträthselung einer einzigen Seite im florentinischen Manuscript oftmals erfordere. Man nehme dazu, dafs Brenkmann zehn Monate auf die unendlich leichtere Vergleichung der Basiliken verwandte, und dennoch in diesem Zeitraum, nach Gebauer's Lieferungen zu urtheilen, nichts Vollständiges zu Stande brachte. Die Rückreise nach Florenz, um nochmals

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

einige Stellen des Manuscripts in Augenschein zu nehmen, bestätigt dießes alles noch mehr. Auch scheint Gebauer selbst vermuthet zu haben, dafs es der Vergleichung manchmal an der gehörigen Genauigkeit fehle. So bemerkt er z. B. S. 546 not. 6: *Taur. suaperva Quā. literam a illam, in suaper supervacuam; errori typorum tribuo, licet Brenkmann hic nec notaverit quicquam, nec correxerit.* Von gleicher Art ist S. 615 not. 89: *Scilicet Taur. habet suppellectile, ut saepe in antecedentibus, num etiam Flor. ita fit; Brenkm. ad h. l. non annotavit.* Hiezu kommt ferner, dafs bey einer so ungeheuren Arbeit nothwendig manche Schreibfehler in Brenkmann's Collectanea einschleichen mußten, welche nachher, ohne eine neue Vergleichung des Originals, bey dem Druck nicht verbessert werden konnten, wie z. B. S. 507 not. 10, wo Brenkmann erst die Lesart des florentinischen Manuscripts angiebt, und dann Gebauer hinzusetzt: *puta in Taurelliana typis destinata; sed si recte se habent priora, Brenkmannus scribere debebat: libro \* primo ad \* Quintum Mucium.* Endlich halten wir noch den Umstand für äußerst bedeutend, dafs Brenkmann nicht selbst der Ausleger des Sinnes seiner Bemerkungen war. Auch diese Schwierigkeit, fremde Schriftzüge zu entziffern, hat Gebauer mehrmals gefühlt. Zum Beyspiel führen wir nur S. 110 not. 26 und S. 288 not. 3 an, wo der Herausgeber zweymal bemerkt, er wisse nicht genau, was Brenkmann mit dem Durchstreichen eines Buchstaben gewollt habe. In der not. 53 zu der *Const. de confirmat. Digesti* ruft er selbst bey einer solchen Gelegenheit aus: *En litem, non nisi literae Pisanae inspectione finiendam!*

Alle diese Gründe müssen sehr starke Zweifel wider die Richtigkeit des vorliegenden Abdrucks erregen, welche sich höchst wahrscheinlich bestätigen würden, wenn eine neue Vergleichung des Originals statt finden könnte. Allein wir können unsern Lesern auch noch Beweise vorlegen, welche die Unrichtigkeit des Abdrucks geradezu bekrunden. Nach Brenkmann's eigenem Zeugniß (*Hist. Pand. p. 140. 150*) ließt das florentinische Manuscript in L. 1. §. 32 *de positi: quem dominum ejus puta Stichum quum non esset*, und in L. 106 L. 125 *de legatis I* ist der letzte Name des Juristen mit zum Text gezogen. Nun vergleiche man unsere Ausgabe, und man wird finden, dafs das alles weder in dem Text, noch in den Noten mit einer Sylbe angemerkt ist. Die Leser mögen selbst beurtheilen, was sich hieraus auf das Uebrige schließen lasse!

U

Gegen



Bey dem zweyten Bande gebührt dem Fleisse des Hn. Prof. *Spangenberg* der meiste Dank, und dieß um so mehr, da er sich selbst durch die widrigsten Schicksale von seinem Vorhaben nicht abschrecken liefs. Gewifs hat Hr. S. alles geleistet, was in einer solchen Lage Menschenkräfte vermögen, und es ist nur eine einfache Anerkennung der Verdienste des Herausgebers, wenn wir, wie die Leser aus den obigen Datis selbst erkennen können, versichern, daß die Ausgabe des *Codex* und der *Novellen* unter allen bisherigen unleugbar die wichtigste und brauchbarste ist. Wenn wir dabey bemerken, daß wir dieses Lobes ungeachtet sehr vieles vermissen; daß weder die gebrauchten Hülfsmittel (wie bereits von einem unserer besten Kritiker \*) aufs überzeugendste bewiesen worden ist) mit durchgehender Genauigkeit benutzt, noch auch in den Noten die gehörigen Verhältnisse in Erläuterung des Leichten und Schwierigen beobachtet sind; wenn wir dabey beklagen, daß von den Varianten der Glosse, und älterer Ausgaben wenig oder gar kein Gebrauch gemacht ist, selbst nicht einmal von solchen Varianten, welche äußerst leicht herbeyzuschaffen waren, wie z. B. aus den Randglossen der *Baudozischen* Ausgabe, und *Köhler's Interpr. et observ.*: wenn wir dieß alles anführen, so geschieht dieß fürwahr nicht in der Absicht, um die Verdienste des Herausgebers zu verkleinern, sondern die Liebhaber der Kritik auf-

merksam zu machen, daß bey der jetzigen Lage der Dinge dem Einzelnen die Besorgung einer, nur einigermaßen vollständigen kritischen Ausgabe überhaupt unmöglich sey, und daß jeder so viel Patriotismus haben sollte, aus einzelnen Ausgaben und Manuscripten vollständige Varianten zu sammeln, um dadurch die Redaction eines vollendeten kritischen Commentars gehörig vorzubereiten und für die Zukunft möglich zu machen. Den so lange auf die bisherige Art verfahren wird, jeder neue Herausgeber in der sehr misslichen Lage, die Richtigkeit der flüchtig zusammengerafften Masse bezweifeln, aufs neue alles durchprüfen, um am Ende fast eben da wieder stehen bleiben zu müssen, wo seine Vorgänger zu arbeiten aufgehört hatten.

Zum Beschluß muß Rec. noch anmerken, daß er über die *Gebauersche* Ausgabe der *Libri feudum* nicht zu urtheilen wagt, da ihn das Glück von jeher so begünstigte, daß er sich ganz seiner entschiedenen Neigung für das römische Recht überlassen konnte. Sachverständige, welche diese Ausgabe nicht besitzen, werden aus dem, was oben über die Eigenthümlichkeit derselben angeführt ist, hinlänglich beurtheilen können, ob der Herausgeber allen billigen Forderungen Genüge geleistet habe.

LL.

\*) *Allgem. Deutsche Bibliothek* 55 B. 1 St. S. 63 ff. Es wird um so mehr erlaubt seyn, dieser mit Gründlichkeit verfaßten Recension hier zu gedenken, da manches andere kritische Institut von diesem so berühmten gewordenen *Coryphäen* gänzlich geschwiegen hat.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**SCHÖNE KÜNSTE.** Leipzig, in Hofmeisters u. Kühnelt's Bureau de Musique: *Kleine Gesänge mit Begleitung des Pianoforte* etc. von *Friedrich Adolph von Lehmann*. Viertes Werkchen. 15 S. Querfolio. (16 gr.) Diese kleine angenehme Sammlung enthält Compositionen zu vier deutschen Liedern von Matthisson, Haug, Salis und Gleim, zu einem italienischen kleinen Canzone aus einer Cantate des Metastasio, und zu einem französischen Liede, *Corinne* überschrieben. Diese beiden letzten Compositionen haben dem Rec. vorzüglich gefallen; ist es vielleicht, daß die etwas gesuchte Manier, üppig an malerischen Ausdrücken, und die reiche Instrumentalbegleitung besser zu den italienischen und französischen Versen passen, als zu den einfacheren deutschen Gedichten, oder sind sie dem Componisten wirklich vorzüglich gelungen? Uns scheint dieß um so mehr der

Fall, da sich die bekannte große Virtuosität des Componisten im Fortepiano darin auch am meisten verräth. In den Ausdruck und die Bedeutung der Melodien wäre vielleicht zu wünschen, daß der Vf. sich seinem eignen Gefühl mehr überliesse, und mit weniger Raffinement u. Vorliebe für Lieblingsautoren, seine eignen Eindrücke u. Gefühle treu auffaßte und rein darstellte. So sehr man dessen auch bey diesen Gesängen das fleißige Studium der Werke eines *Mozart* und *Cherubini* erkennt: so sind doch nichts weniger als plumpe Nachahmungen der Werke dieser Meister, und geschmackvolle Freunde des Gesanges und einer künstlichen reichen Clavierbegleitung werden der Fortsetzung dieser Sammlung mit Verlangen entgegenzusehn.

Tr.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 J A N U A R, 1804.

## M E D I C I N.

LEIPZIG, in d. Schäferschen Buchh.: *Kurt Sprengel's Handbuch der Pathologie. Erster Theil. Allgemeine Pathologie.* Dritte ganz umgearbeitete Auflage. 1802. XX u. 714 S. *Zweyter Theil. Fieber-Entzündungen.* 1796. XII u. 508 S. *Dritter Theil.* 1797. XVIII u. 604 S. gr. 8.

Die erste Ausgabe des ersten Theils erschien bereits im J. 1795, und enthält 711 S. nebst XXIV Vorrede und Inhalts-Verzeichniss. Dieses Handbuch, obgleich in manchem kritischen Blatte, das der Allgemeinheit sich rühmt, mit ganzlichem Stillschweigen übergangen, ist gleichwohl von dem Publicum mit einem nicht geringen Beyfall aufgenommen worden, wie schon die wiederholten Auflagen desselben zeigen. In der That war auch das Bedürfniss eines solchen Handbuchs so dringend, dass man, auch abgesehen von dem Gehalte dieses Werks, auf Frequenz der Kauflustigen hätte rechnen können. Auf der anderen Seite aber fiel die Erscheinung desselben in eine für den Vf. nicht günstige Zeitperiode, in diejenige nämlich, wo der Kampf des Brownischen mit den ältern Systemen am heftigsten geführt ward, und die Gährung unter den medicinischen Schriftstellern, besonders den Bearbeitern der Theorie der Medicin, aufs höchste gestiegen war. Welchen Standpunkt sich unter diesen Umständen der Vf. wählte, ersieht man aus der Vorrede der ersten Ausgabe, wo er sagt: „auf der einen Seite sey das Nachbeten von Boerhave's, Hoffmann's und Gaub's Grundsätzen noch immer so herrschend, dass man jede anatomische Entdeckung und jede reelle Bereicherung der Theorie aus Gemächlichkeit vernachlässige; so spreche man immer noch von *Verstopfung*, von *Verirrung der Säfte*, von *Stockung*, *Gährung*, *Affimilation*; ferner von *Verdickung der Säfte* als Ursache der Entzündung, und die Lehre von den lebendigen Kräften werde nur nebenher höchst unbestimmt vorgetragen, und bleibe ohne Anwendung auf die Erklärung besonderer Krankheits-Zustände: auf der anderen Seite reisse man zu Günstigen einiger nicht genug wiederholter Erfahrungen und Versuche einen Theil des alten Gebäudes ein, zu dem die neue Verzierung nicht passe; oder man stelle, um die Wissenschaft zu vereinfachen, wenige einfache Grundsätze auf, und modle alles nach diesen; man vernachlässige dabey *Anatomie* und *Beobachtung*, man schwatze von Anwendung der Grundsätze der kritischen Philosophie

G. A. L. Z. 1804. *Erster Band.*

auf die medicinische Dogmatik, und behandle die Pathologie wieder, wie sie von den Schwärmern aller Zeiten und Völker behandelt worden sey.“ Der Vf. will daher die schwere Mittelstrasse wählen, jede Beobachtung, anatomische und physikalische Entdeckung, wenn sie Ausbeute für die medicinische Theorie verspricht, benutzen, aber jedes Raisonnement, das nicht auf Induction der Erfahrung beruht, ganz gleichgültig ansehen. Es erhellet daraus, dass der Vf. vorzüglich in der *Lehre von den Lebenskräften*, und von dem *Antheil der Säfte an der Pathogenie* seine Vorgänger verlassen zu müssen glaubt, und dass *Erfahrung* ihm die oberste Gesetzgeberin in der Arzneykunde ist. Sein Zweck war nicht, Aufstellung eines neuen theoretischen Systems der Medicin, sondern Verbesserung des älteren; theils durch Entfernung ungegründeter und völlig widerlegter Lehrsätze, die auf Trennung und Glauben bis hieher fortgeführt wurden, theils durch Aufnahme solcher neuen Lehrsätze, welche durch Erfahrung zu der Würde ausgemachter Wahrheiten erhoben worden wären, oder wenigstens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit bekommen hätten. Mit diesem Zwecke stimmt denn auch der Plan zusammen, den der Vf. bey Ausarbeitung des ersten Theils seines Handbuchs, welcher die allgemeine Pathologie abhandelt, befolgt hat. Es ist nämlich von ihm im Ganzen genommen ganz die Anordnung der Gegenstände beibehalten worden, welche *Gaub* wählte, nur dass die Stellung einzelner Materien zuweilen abweicht. Nach einer allgemeinen Einleitung werden zuerst die Begriffe: Krankheit, Symptom und Ursache im allgemeinen erörtert; dann die zufälligen Unterschiede der Krankheiten nach Alter, Geschlecht, u. s. w. (die *Gaub* vielleicht schicklicher zu Ende seines Lehrbuchs angehängt hat; da man das Zufällige doch erst nach erlangter Kenntniss des Wesentlichen einer Sache vollständig fassen kann); dann werden in Rücksicht der wesentlichen Unterschiede der Krankheiten, erst die Krankheiten der festen Theile, in Absicht auf ihre physischen Eigenschaften sowohl als auf ihre Lebenskräfte, dann die der Säfte sowohl überhaupt als ins besondere, ferner der widernatürlichen Zustand der Gefässe, die widernatürliche Bewegung der Säfte, die Verirrung so wie die relative Menge derselben, endlich die Fehler der Form in weichen und harten Theilen, ein jeder Gegenstand in einem eigenen Kapitel abgehandelt. Hierauf folgt die Aetiologie nach dem *Gaub'schen* Plane; nur dass in Rücksicht der Anlagen, die *Gaub* wirklich vornehmlich

lich abhandelt, und so schön mit den Hauptsätzen der eigentlichen Pathogenie in Verbindung bringt, bloß von dem Temperament gesprochen wird; endlich folgt die Symptomatologie, welche verhältnißmäßig am kürzesten ausgefallen ist. Im zweyten Theile werden Fieber und Entzündungen, und im dritten die übrigen Krankheiten nosologisch abgehandelt; diese beiden Bände können daher auch als eine besondere Schrift betrachtet werden. Der erste Theil ist der eigentlich dogmatische, welcher sich mit der Theorie des kranken Organismus beschäftigt, und von diesem wollen wir daher zuerst sprechen.

So sehr wir mit dem würdigen Vf. darin einverstanden sind, daß die Grundsätze, die er bey Ausarbeitung seiner Pathologie befolgte, die richtigsten sind, daß diese Wissenschaft einer fast völligen Umarbeitung bedurfte, und daß sie eine Menge von Lücken noch behalten müsse; so stark wir die Schwierigkeiten fühlen, die eine Arbeit dieser Art herbeiführt; so gern wir dem Vf. für den großen, auf dieselbe verwendeten, Fleiß unsern ungeheuerlichsten Dank abstatten; ja, so lebhaft wir von dem vielfachen Nutzen überzeugt sind, den dieses Werk angehenden Aerzten gebracht hat: so können wir doch nicht umhin, freymüthig zu bekennen, daß schon bey der ersten Auflage, noch weit mehr und dringender aber bey der zweyten und dritten (die zweyte kennt Rec. nicht, und sie ist wahrscheinlich nur ein neuer unveränderter Abdruck) gar sehr zu wünschen gewesen wäre, daß der Vf. das Ganze nach einem neuen, alle Gegenstände der Pathologie in einem engeren Zusammenhange darstellenden, und die Beschaffenheit sowohl als das Verhältniß derselben zu einander scharf bezeichnenden Plane bearbeitet haben möchte.

Wir wollen von diesem Mangel, der beiden Auflagen gemeinschaftlich zukommt; zuerst unsere Ueberzeugung darlegen, und dann das Urtheil über die Ausführung der vornehmsten einzelnen Kapitel nachfolgen lassen.

Der Vf. tritt bereits in der ersten Auflage als ein dynamischer Patholog auf, und würdigt daher die krankhaften Veränderungen des Lebensprinzips zuerst, und ausführlicher als *Gaub*, einer genauen Betrachtung, so wie er die Humoral-Pathologie gar sehr einschränkt, und die Veränderungen der Säfte als secundäre Uebel betrachtet. Beides war großes Bedürfnis; *Gaub* war der erste, der nur die Idee von Krankheiten der thierischen Kräfte in die allgemeine Pathologie aufnahm, sie aber zu isolirt hinstellte und zu einseitig betrachtete; die alten Sätze der Humorallehre nahm er dabey fast ganz so auf, wie er sie zu seinen Zeiten angenommen fand, wiewohl gegen seine eigene Ueberzeugung; denn er gesteht in der Vorrede, daß vieles darin nicht erwiesen, und von ihm nur der Vollständigkeit wegen aufgenommen worden, was, in der Folge, wieder herausgeworfen werden müsse. Da nun dieses Lehrbuch fast der allgemeine Codex der Pathologie wurde: so blieb es bis auf die neuesten Zeiten im Allgemeinen bey den

Gaub'schen Grundsätzen, die dieser unbefangene Denker selbst nicht ganz billigte. Zwar wurde von den kenden Aerzten vieles dagegen geschrieben; aber nur die Auserwählten machten Gebrauch davon, und der Vf. war der erste, der endlich es wagte, ein vollständiges neues Lehrbuch der Pathologie zu liefern, in welchem die verbesserten Ansichten der Aerzte benutzte, und die groben Humorallehren, die auf bloßer Willkür beruhten, ganz ausgetilgt wurden. Aber eben wegen der so ganz veränderten Ansicht des lebenden Körpers hätte die Idee einer Krankheitslehre in einem ganz neuen Geiste aufgefaßt, und diese Lehre in einer ganz neuen Ansicht dargestellt werden sollen. Jetzt aber steht die Lehre von den lebendigen Kräften und ihren Veränderungen ziemlich eben so isolirt da, als bey *Gaub*, und folgt auf die Betrachtung der Veränderungen der Cohärenz der festeren Theile. Die wenigen Erörterungen darüber in der Einleitung sind zu aphoristisch, und da der Vf. zu mal in der letzten Auflage, in deren Vorrede er seinen Uebertritt zur Erregungstheorie ankündigt, sich die größten Abweichungen von den neueren Erregungstheorien in Rücksicht der Gesetze der Erregbarkeit erlaubt, dunkel und wenig befriedigend. So ist in diesem Lehrbuche das alte Gebäude, dem es außer den auffälligen und schlecht vermehrten Stellen auch ganz an innerm Zusammenhange fehlte, nun nothdürftig durch den Zusatz neuer besserer Materialien ausgebeßert, statt daß aus den alten Materialien desselben, in Verbindung mit den neuen, ein neue dauerhaftes Gebäude hätte aufgeführt werden sollen. Bey der neuen Auflage, wo sich der Vf. als ein Bekenner der Erregungstheorie ankündigt, war wenigstens diese letzte eine ganz unerlässliche Pflicht. Freylich folgt aus den neuern Untersuchungen über den Organismus und das Leben auch nothwendig, daß Pathologie nicht anders als in Verbindung mit der sogenannten Physiologie gründlich vorgetragen werden könne, oder erstere machen die dringend Nothwendigkeit dieser Verbindung, die man zum Theil schon früher kannte, recht fühlbar; aber der Vf. hätte eben darum die so unthätlich zwischen Physiologie und Pathologie gezogenen Schranken muthig durchbrechen, und der letztern wiedergeben sollen, was ihr gehört. Wie kann man eine Krankheitslehre, bey der man von dem dynamischen Gesichtspunkte ausgeht, lichtvoll, überzeugend und befriedigend bearbeiten, wenn man nicht die Gesetze dieser Kräfte vor allen Dingen vollständigst auseinander setzt und beweist; und wenn man das Verhältniß derselben zu den chemischen und mechanischen Eigenschaften, die sich in eben diesem Organismus befinden, nicht so genau, als es sich nur immer thun läßt, bestimmt? Das erste aber ist, wie gesagt, ganz unvollständig, das letzte aber ganz und gar nicht geschehen, sondern nur angedeutet; und es sind ohn weiteres die Veränderungen der chemischen und mechanischen Eigenschaften des Körpers als einfache Krankheiten aufgestellt worden. In welche Verwirrung muß aber dadurch der Anfänger gesetzt werden

den, wenn er z. B. erst belehrt wird: der organische Körper ist an das Gesetz der Reitze gebunden, und nachher sich gleichwohl überzeugen soll, die äusseren Potenzen z. B. Wärme, bringen Veränderungen in den physischen und chemischen Eigenschaften eben dieses Körpers hervor! Und wie sonderbar muss es ihm vorkommen, wenn er die abnormen physischen Eigenschaften der festen Theile, besonders die Cohärenz, zuerst und noch vor den Veränderungen der organischen Kräfte abgehandelt findet! Wir müssen bekennen, dass sich die Brownischen Erregungstheorien dieses Geschäftes weit ernstlicher, wiewohl aus entgegengesetzter Tendenz, angenommen haben. Aus dieser zu wenig umfassenden Ansicht der Pathologie folgen dann mehrere wichtige Unvollkommenheiten, die dieser Schrift anhängen; ganz vorzüglich aber die große Unbestimmtheit dessen, was denn eigentlich unter einfachen Krankheiten zu verstehen sey, und sodann die Unvollständigkeit der Aetiologie. Was das erstere anlangt, so sagt zwar der Vf. §. 50. „die allgemeine Pathologie abstrahire von allen in der Natur wirklich vorkommenden kranken Zuständen das *Gemeinschaftliche*, und stelle es unter allgemeine Gesichtspunkte; es komme nicht darauf an, ob die allgemeinen kranken Zustände, als solche, für sich (allein) wirklich in der Natur vorkommen; sie machen aber mit andern zusammen die concreten Zustände aus. Dies ist ganz in *Gaub's* Geiste; allein der Anfänger lernt nur dadurch die Beziehung gar nicht einsehen, in welcher diese einfachen Abänderungen des Organismus zu einander und zu den concreten Krankheiten stehen. Es liegt dieser Methode, die Krankheitslehre auf diese Weise zu behandeln, eine sehr richtige Idee zum Grunde, deren sich *Boerhave* und *Gaub* nur nicht ganz deutlich bewußt waren, und auf welche sie aus Mangel einer gründlichen Vorstellung, von dem, was Krankheit überhaupt sey, nicht füglich kommen konnten: sie wurden mehr von der Idee der Zweckmäßigkeit geleitet, von dem Einfachen zu dem Zusammengefügten überzugehen. Wenn nun Krankheit nicht in Störung der Verrichtungen für sich allein besteht, sondern eine solche Störung erst dadurch zur Krankheit wird, dass die zur Erhaltung des Ganzen notwendige Harmonie der einzelnen Verrichtungen dadurch aufgehoben wird: so folgt, dass das, was man bisher einfache Krankheiten nannte, bloß die im Organismus statt findenden abnormen Bedingungen sind, welche theils in Verbindung mit einander, theils an sich, wenn sie einen gewissen Grad erreichen, jene Disharmonie hervorbringen. Wirklich folgt eben dieses aus der *Gaub'schen* Darstellung der Pathogenie, die er in dem Kapitel *de diversa causarum morborum constitutione* sehr gut entwickelt hat. Rec. betrachtet es daher als eine wahre Lücke, dass der Vf. kein solches Kapitel abgehandelt. Dies würde gewiss zweckmäßiger und nützlicher gewesen seyn, als die weitläufige Auseinandersetzung der chirurgischen Krankheiten, die so weit geht, dass die Wunden und Knochenbrüche sogar nach der

Verschiedenheit der einzelnen Theile besonders betrachtet werden: allein nach der nur gegebenen Ansicht der einfachen Krankheiten, und selbst nach der des Vfs, gehört die besondere Betrachtung dieser Gegenstände durchaus nicht hieher, sondern in die specielle Nosologie. Einfache Krankheiten sind also nichts anders, als innere, im Organismus befindliche Momente zu Krankheiten, wie sie die Neuern ganz passend nennen; werden nun diese in der allgemeinen Pathologie an sich, ihrer Natur und Entstehung nach, so wie in Beziehung der Bedingungen, unter welchen sie zu wirklichen Krankheiten werden, betrachtet: so lernt der Anfänger ihre Wichtigkeit einsehen, und wird für die genaue Beachtung derselben interessirt, da sie ihm außerdem zum Theil ganz unverständlich bleiben müssen. Nicht anders verhält es sich mit der sogenannten Aetiologie, oder der Betrachtung der äusseren krankmachenden Potenzen. Wie in der Pathologie die eigenthümliche Natur des thierischen Körpers einer sorgfältigen Untersuchung unterworfen werden muss, eben so sehr müssen die aufser ihm befindlichen und auf ihn Einfluss habenden Potenzen vollständig in Rücksicht ihrer ganzen Beziehung auf ihn erwogen werden, um einsehen zu lernen, wie unter verschiedenen Bedingungen dieselben Dinge zur Unterhaltung des Lebens und der Gesundheit dienen, und wie sie theils jene inneren Momente zur Krankheit, theils Krankheit selbst, herbeizuführen im Stande sind. Auch muss dieses ganz nach denselben Grundsätzen geschehen, welche aus der Untersuchung der Natur des thierischen Organismus resultiren. Betrachtet man diese Potenzen bloß in so fern, als sie Krankheiten erregen, oder als Gelegenheitsursachen; wie unser Vf. thut, im Gegensatz der Anlage: so kommt man in die §. 100 angezeigte Verlegenheit, sich widersprechen, und zugeben zu müssen, dass die Anlage für sich allein in Krankheit übergehen kann; wie dies auch sehr richtig ist, sobald darunter eine schon abnorme Veränderung des Körpers verstanden wird. Der Anfänger wird dadurch verwirrt, und lernt die Bedingungen nicht vollständig überschauen, unter welchen einerley Potenz zur Erhaltung der Gesundheit, zur Herbeiführung innerer Momente und wirklicher Krankheit wirksam seyn kann. Ueberhaupt entstehen aus dieser auch vom Vf. beybehaltenen Eintheilung der *Krankheitsursachen* in *Anlage* und *Gelegenheitsursachen* mancherley Inconvenienzen, die den Anfänger durchaus irre leiten müssen, weil er öfters auf Widersprüche stößt: z. B. wenn nach §. 99 es oft zweifelhaft wird, ob man eine widernatürliche Beschaffenheit der festen Theile als Anlage oder als Krankheit betrachten solle; ferner wenn §. 95 gelehrt wird, dass man in den Säften eine Anlage zu Krankheiten annehmen könne, und die Veränderungen der erstern gleichwohl unter den einfachen Krankheiten mit aufgestellt werden; oder wenn §. 928 die einfachen Krankheiten der festen Theile und die organischen Fehler wieder als bloße Anlagen betrachtet werden. Gewiss wird der Anfänger nie begreifen, wie es zugehe,

gehe, daß ihm, in der allgemeinen Nosologie, einfache Fehler der festen, und einfache Fehler der flüssigen Theile, so wie gar sehr bedeutende und nothwendig Störungen der Verrichtungen unmittelbar hervorbringende Veränderungen der Organisation als Krankheiten, und zwar als einfache Krankheiten, folglich als Dinge, die ihrer Natur nach mit einander übereinstimmen, und zu einer Gattung gehören, vorgetragen, und gleichwohl vor und nachher wieder als verschiedenartig betrachtet werden. Gewiß wird er nicht begreifen, wie der Vf. die äußeren krankmachenden Potenzen bloß erregende Potenzen nennen könne, da er sie ja nicht bloß als solche, sondern überhaupt als schädende, und zwar auf verschiedene Weise schädende, betrachtet.

Was die Umarbeitung dieses ersten Theils nach den Grundsätzen der Erregungstheorie betrifft: so müssen wir darüber noch bemerken, daß der Vf. den Hauptsatz jener Theorie, daß das Leben auf Erregung beruhe, und folglich die auf den Organismus einwirkenden und ihn verändernden Potenzen erregend wirken, angenommen hat, im übrigen aber in Rücksicht der Gesetze, nach welchen die Erregbarkeit durch den Einfluß erregender Potenzen verändert wird, gar sehr von der Brownischen, Röschlaubischen und der neuesten Erregungstheorie der Naturphilosophen abweicht, so daß man an der seinigen eine vierte besondere Erregungstheorie zählen könnte. Es heist z. B. §. 27: „Wir denken uns die Erregbarkeit als aus zwey Factoren zusammengesetzt, theils in Rücksicht ihres Verhältnisses zu den Ausendungen, theils in Rücksicht ihrer Wirkksamkeit selbst; in der erstern ist sie bloße passive Empfänglichkeit; in der zweyten aber actives Wirkungsvermögen; — es giebt äußere Potenzen, die mehr auf die passive Empfänglichkeit, andere, die mehr auf das active Wirkungsvermögen Einfluß haben.“ — §. 28. „Alles was das letztere verstärken soll, muß die Organisation des Theils erhalten, den Zusammenhang verstärken, die Ernährung befördern, um die Actionen so stärker zu machen.“ §. 29—30 „Die Erregbarkeit ist zwar durch den ganzen Körper verbreitet, und überall dieselbe, aber jeder Theil, der seinen eigenthümlichen Bau hat, besitzt doch deshalb auch seine eigenthümliche Reizfähigkeit und eigenthümliches Wirkungsvermögen; — es ist grundfalsch, daß derselbe Grad der Erregung in allen Organen des Körpers sich gleich sey.“ §. 33: „Jede äußere Potenz wirkt durch unmittelbare Erregung, jede Verminderung der Erregbarkeit ist Folge der vorübergegangenen Erhöhung dieser Kraft (also nicht der Erregung?) durch Einwirkung der äußern Potenzen.“ §. 34: „Jede Erregung geht für sich in Nachlaß über, veranlaßt aber auch für sich wieder neue Erregungen, theils in dem erregten Organe selbst, theils in andern; hierdurch wird beständiger Wechsel von Action und Ruhe in den verschiedenen Organen unterhalten.“ Eben so weichen seine Grundsätze in Rücksicht der Bestimmung der kranken Zustände der Erregbarkeit gar sehr von den gewöhnlichen ab, wie wir unten sehen werden. Ausser diesem Kapitel der Nosologie, und

der auf dasselbe Bezug habenden Einleitung, unterscheidet sich die erste Ausgabe nicht wesentlich von dieser dritten.

Wenn wir bis hieher nur tadelten, was uns dieser Schrift unvollkommen schien: so verkennt wir gewiß das Gute derselben nicht, und sind eben so sehr überzeugt, daß sie auch in der Form, in welcher es dem Vf. gefiel, seinen Gegenstand zu bearbeiten, ein nützliches Werk sey. Auch sie trägt das Gepräge des unermüdeten Fleißes ihres Vfs. sich, und erhält durch Sammlung einer Menge von Erfahrungskenntnissen, die darin aufbewahrt und in der neuen Auflage vermehrt worden sind, einen bleibenden Werth. Diefes gilt eben sowohl von den ersten dogmatischen, als von den beiden letzten oder den historischen Theilen. Zum Beweis unsers bisher im Allgemeinen gegebenen Urtheils, wollen wir nun die einzelnen Bestandtheile des ersten Theils insbesondere aufführen.

In der Einleitung wird der Werth der Erfahrung für die Medicin erläutert, und dann werden von den thierischen Kräften, von Organisation, und Krankheiten allgemeine Ideen aufgestellt. Organisirte ist dem Vf. der Theil, in so fern die ursprüngliche Form seines Bau zelliges Gewebe ist. Flüssigkeiten können daher nicht organisirt seyn; die dynamische Organisation derselben beruhe auf einem teleologischen Begriffe, das nichts erkläre. (Der Vf. bestimmt ja aber bald diesen Begriff Krankheit selbst teleologisch, weil wir die innere Zweckmäßigkeit der zu einem Organismus gehörigen Theile durch die möglichst vollständige Induction kennen! Es ist daher seine Widerlegung der Organisation der Säfte wohl nicht erschöpfend.) Zu kranken Zustände gehören alle Erscheinungen an organischen Körpern, welche der Idee von Zweckmäßigkeit derselben widersprechen. Im ersten Abschnitt wird von Krankheit, Ursache und Symptom im Allgemeinen gehandelt. Krankheit nennt hier der Vf. jede Abweichung von der normalen Form, und dem normalen Verhältnisse der Urstoffe und Kräfte des lebendigen thierischen Körpers, wodurch die Verrichtungen verletzt werden. (Es ließe sich dagegen mancherley einwenden. Die Definition ist zu metaphysisch; sie scheint dem Sprachgebrauche zuwider; Würmer sollen nach §. 54 nicht Krankheit seyn, sondern auf Ursache; aber sie sind doch das erste im Körper findliche Hauptmoment aller Zufälle, die wir wir krankheit nennen!) Ueber die Symptomen und Ursachen, fast wie Gaub. Die thätigen Symptome beruhen auf dem Gesetz der Reaction des thierischen Körpers; sie sind nicht ganz zufällig zu nennen; und kennen ihrer Natur nach auch zuweilen selbst nachtheilig seyn. Der Abschnitt über die zufälligen Unterchiede der Krankheiten nach Alter, Geschlecht, Ursprung, Verbreitung über mehrere u. s. w. enthält recht gute Bemerkungen. Die Lehre von den Krisen ist sehr eingeschränkt angenommen. Unter den einfachen Krankheiten der festen Theile werden die Fehler der Cohärenz zuerst, und zwar als von Veränderung der Erregbarkeit unabhängig betrachtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 J A N U A R, 1804

## M E D I C I N.

Leipzig, in d. Schäferschen Buchh.: *Kart Sprengel's Handbuch der Pathologie etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Das 2. Kapitel handelt von dem widernatürlichen Zustände der thierischen Kräfte, und geht von S. 224 bis 307. Man soll den Grund derselben nicht in der Mischung und Form der Organe suchen, wiewohl die Kräfte unzertrennlich mit einem bestimmten Verhältnisse der Mischung und einer bestimmten Form der organisirten Theile verbunden sind. Diese Lehre ist auf eine ganz eigene Weise abgehandelt. Zuerst werden die Unterdrückungen der Kräfte, die directe, die indirecte und gemischte Schwäche, so wie die Sthenie, im Allgemeinen aus den empirischen Gesetzen des Verhältnisses der Reitze gegen die Erregbarkeit deducirt; dann werden unter den Ueberschriften: A) „Krankhafte Erregbarkeit der Muskeln, B) der Nerven, C) Krankhafter Zustand der Lebenskraft,“ die krankhaften Veränderungen des Lebensvermögens, in Beziehung auf Muskeln, Nerven und Organe, die aus beiden bestehen, oder, wie der Vf. will, in Rücksicht der Arten der Erregbarkeit aus einander gesetzt. Er meint nämlich, Reizbarkeit sey eine Modification der Erregbarkeit, welche unzertrennlich mit der Form und dem Bau der Muskelfasern verbunden sey; eben so verhalte es sich mit der Erregbarkeit der Nerven, die er auch Empfindlichkeit nennt; Lebenskraft sey aus beiden zusammengesetzt, und unterscheide sich von ihnen, wie das Zusammengesetzte vom dem Einfachen; sie finde in Theilen statt, die Reizbarkeit und Empfindlichkeit zugleich fordern, und zu Absonderungen oder zu anderen Functionen bestimmt sind. In Rücksicht der ersten beiden wird die Erhöhung und Verminderung derselben, mit ihren Ursachen und Folgen; in Rücksicht der Lebenskraft ihre vermehrte und verminderte Wirksamkeit in der doppelten Beziehung betrachtet, daß beide entweder mit veränderter Intensität derselben verbunden seyn, oder auch ohne diese statt finden können. So viel Gutes in diesem ganzen Kapitel enthalten ist: so fürchten wir doch, daß der Anfänger sich wiederum nicht herausfinden, und am wenigsten dadurch die Fähigkeit erhalten werde, den Standpunkt zu übersehen, woraus Andere diese Lehre betrachten und abhandeln. Denn eines Theils weicht der Vf. zu sehr von andern Erregungstheoristen ab, anderen Theils hat er sich selbst nicht deutlich genug gemacht. Daß aber seine Ansicht der Reizbarkeit, Empfindlichkeit und Lebenskraft nicht die richtigste sey, und sich schwerlich je deutlich werde entwickeln lassen, dieß wird, unseres Bedünkens, aus einer näheren Betrachtung hervorgehen. Indirecte Schwäche besteht, nach der Theorie unsers Verfassers, in vermindeter Reizfähigkeit und verminderten Wirkungsvermögen; und ist Folge heftiger Reitze; indess sey dabey zuweilen in einzelnen Theilen die Reizfähigkeit, vorzüglich gegen gewisse Reitze, erhöht. — Directe Schwäche entstehe aus Entziehung der Reitze, und bestehe in Erhöhung der Reizfähigkeit bey geschwächter Energie; — doch könne erstere bey langwährender Entfernung der Reitze auch abnehmen. — Plötzliche Einwirkung heftiger Reitze hemme bloß die Thätigkeit der Erregbarkeit auf eine Zeit lang. Directe und indirecte Schwäche können in einem Organ, öfterer in verschiedenen Organen desselben Körpers, beysammen seyn. — Was man sonst Sthenie nennt, heist bey dem Vf. der active Zustand des Wirkungsvermögens und der Erregbarkeit; dieß ist ihm der Zustand, wo die Reitze zu stark aufgenommen werden, und zu heftige Gegenwirkungen hervorbringen; er beruht nach ihm auf einem Mißverhältnisse zwischen der Gewalt des Reitzes und der regelmäßigen Kraft der Erregbarkeit; jedoch steht bald darauf der Satz: daß starke Körper, vermöge der regelmäßigeren Stärke und größeren Intensität ihrer Kräfte, reizenden Urtheten eher widerstehen, als weniger starke, und so gäbe nach ihm vermehrte Reizfähigkeit die Hauptanlage zur Sthenie ab. Diese ganze Lehre wird vorzüglich dadurch dunkel, daß der Vf. von Reitzen selbst die Reizbarkeit sich erhöhen, so wie dieselbe auch von andern Dingen, als Verminderung der Reitze, z. B. von Erschlaffung der Fasern sich vermindern läßt, ohne doch, wie dieses nach Grundsätzen einer Erregungstheorie möglich sey, nur etwas zu erläutern. Seine Unterscheidung endlich der Reizbarkeit, Empfindlichkeit und Lebenskraft scheint uns ganz irrig. Offenbar beziehen sich die erstern beiden bloß auf die Reizfähigkeit der Muskeln und Nerven, und die letztern auf die Intensität des Wirkungsvermögens. Bey der Ansicht des Vfs. aber bleibt es unverständlich, warum, wenn Reizbarkeit der Muskeln von der Erregbarkeit der Nerven, wie eine Art von der andern, verschieden ist, gleichwohl Einfluß der Nerventhätigkeit zur Ausübung der Kräfte des Muskels unumgänglich nothwendig sey, nach S. 255; und wie auch S. 294 die intensive

Stärke



Stärke der Lebenskraft selbst krankhaft erhöht werden könne.

Von §. 308 bis 408 werden die widernatürlichen Zustände der Säfte abgehandelt. Der Zustand derselben sey nie von dem der festen Theile unabhängig, und folglich könne die nächste Ursache einer Krankheit nie allein in den Säften gesucht werden. (Hieraus folgt indeß, daß sie in Verbindung mit Fehlern der festen Theile die nächste Ursache mancher Krankheiten enthalten; und sieht man sie als Theile der nächsten Ursache an, so muß man auch die Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung auf sie einräumen.) Die Fehler des Bluts werden in Rücksicht des Zusammenhangs seiner Bestandtheile, der Trennbarkeit derselben, und der Ausartung des Bluts betrachtet. Die Verdickung wird in Verschleimung und in zu starken Zusammenhang des Blutkuchens unterschieden; bey beiden gehe die Expansionskraft des Bluts verloren, sonst seyen beide sehr verschieden: die erstere hänge von schlechter Verdauung ab; bey der letztern sey diese gut, aber im Blutumlaufe finden Ursachen statt, welche das Blut zu sehr verdicken, z. B. Steifigkeit der festen Theile. — Rec. ist dieser doppelte Zustand von Verdickung nicht recht deutlich; wie soll der letztere bey Unthätigkeit der festen Theile entstehen? Hier müßte wohl Mangel an rothem Blute eintreten: gefährliche Fieber möchte er auch nicht davon ableiten. Unter Trennbarkeit des Bluts wird die Neigung seiner nähern Bestandtheile verstanden, sich von einander zu trennen, und daraus die Speckhaut, die Schleimpfropfe in den Adern, und die Absetzungen plaßischer Lymphe auf entzündeten Theilen erklärt; sie entsteht nach dem Vf. theils durch vermehrte, theils durch verminderte Anstrengung der Lebenskraft; die Schleimpfropfe in den Adern vorzüglich durch Hemmung des Blutumlaufs im Herzen u. s. w. Freylich ist dadurch der eigentliche Grund dieser Trennbarkeit noch nicht erklärt, sondern dieselbe mehr als Thatfache benutzt; jedoch hat der Vf. die Beobachtungen der besten Aerzte darüber gut zusammenge stellt. Eine solche Ausartung des Bluts, wo die entferntesten Bestandtheile desselben hervorstechen, sey im lebenden Körper nicht anzunehmen; eine Neigung dazu könne allerdings im Blute entstehen; dieser Zustand sey aber immer secundär und von zu schwacher Thätigkeit der festen Theile abhängig; wahre Ausartung finde nur bey abgeschiedenen Säften statt, und sie müsse sich nicht nothwendig dem Blute mittheilen, weil die Drüsen diese Stoffe assimiliren, ehe sie wieder ins Blut gelangen können. — Wir finden diese Lehre gut bearbeitet; nur scheint uns der letzte Umstand nicht ganz erwiesen zu seyn, da die Assimilationsfähigkeit der Drüsen doch auch ihre Grenzen hat. Von dem pathologischen Zustande der abgeschiedenen Säfte sagt der Vf., daß sie eine Menge von Ausartungen erleiden können, die aber mehr Symptome von Krankheiten, als Ursachen derselben seyen. Die Abartungen derselben werden nun einzeln durchgegangen, so weit sie die Erfah-

rung bestätigt, und es sind die neuern Entdeckungen der Chemie dabey sorgfältig benutzt. Das Kapitel über die Erweiterungen und Verengerungen der Kanäle ist vollständiger als bey Gaub ausgefallen und wieder mit einer Menge von Beobachtungen dahin gehöriger Fälle erläutert. Bey der fehlerhaften Bewegung der Säfte werden die Congestionen und die rückgängige Bewegung der Säfte mit abgehandelt. Erstere werden in active und passive unterschieden, bey jenen finde vermehrte Anstrengung des Herzens statt, bey diesen nicht; die Ursache aber, die das Blut mehr zu diesem als zu jenem Theile bestimmen, seyen immer örtliche, als Erschlaffung, oder ein Reitz, bald an der Stelle, wo die Congestion statt finde, bald an einer entfernten jener in Consens stehenden Stelle, oft nur aufgehobenes Gleichgewicht zwischen dem natürlichen Antriebe der Arterien und der Einfangung der Vene und Lymphgefäße. (Sollte diese letztere nicht immer die nächste Ursache der Congestionen seyn, die durch verschiedenartige Umstände bestimmt werden kann? Das Herz ist wohl nicht wesentlich dabey implicirt, sonst könnte man ja die activen Congestionen sogleich an der verstärkten Bewegung des Herzens erkennen, und Congestionen bey offenkundiger Schwäche des Körpers haben gar häufig das Ansehen, als ob sie von vermehrter Thätigkeit der Gefäße abhingen, z. B. im Typhus der Andrang des Bluts nach dem Kopfe, oder Congestionen nach der Brust, bey einem, von Schwäche zurückgehaltenen Monatsfluß; selbst die periodischen Accesses der Hämorrhoiden, und noch mehr die stellvertretende Blutflüsse, oder Congestionen nach andern Theilen bey unterdrückten Hämorrhoiden, nehmen den Schein von vermehrter Thätigkeit in den Blutgefäßen der leidenden Theile an. Diese Lehre verdiente daher eine genauere Revision, welche die Erregungstheorie bis jetzt noch nicht unternommen hat.)

Eine umgekehrte Bewegung der Säfte kann nach dem Vf. in den kleinen Arterien und Venen gar leicht statt finden, weil das Herz wenig Einfluss darauf haben so auch in großen Venen, welche alsdann ein Pulsiren hervorbringen, z. B. in den Drosselader wenn eine anhaltende Erweiterung des Herzens stattfindet. So erklärt er auch die Hämorrhoiden aus umgekehrter Bewegung der Venen des Mastdarms wegen Verstopfung der größern Stämme; hingegen wird die rückgängige Bewegung der Lymphgefäße ganz geleugnet. (Da aber diese Bewegung in allen schlauchartigen Organen statt findet, und die Klappen jener Gefäße oft nur wie Ringe beschaffen sind, so ist die Existenz derselben noch gar nicht widerlegt; und daß Injectionen vom Stamme aus nicht gelingen, kann nichts beweisen, da im Leben viel im thierischen Körper vor sich geht, was wir in todtten Körper nicht künstlich nachmachen können; es bedarf in so zarten und kleinen Gefäßen kaum einer beträchtlichen Veränderung, um das Gelingen der Injectionen unmöglich zu machen.)

In dem Kapitel von der Verirrung der Säfte wird die fehlerhafte Ernährung, die Bildung der Balgeschwülste, der Warzen, Polypen, Hirnhautschwämme, Knochenauswüchse, zuerst abgehandelt, und zuletzt die Lehre von der Verirrung der abgeschiedenen Säfte geprüft und widerlegt. Fehlerhafte Ernährung wird vorzüglich von einem Fehler der Säftehergeleiter, vermöge welcher gewisse einzelne Bestandtheile hervorstechen; (daraus möchten nur die *erblichen Verküchierungen* nicht gut zu erklären seyn.) Die materiellen Metastasen der abgesonderten Säfte werden durch Gründe bestritten, welche von der Assimilationskraft der Drüsen des Lymphensystems, wodurch sie doch passiren müssen, ferner von der Schnelligkeit, womit Metastasen entstehen, und endlich daher genommen, daß man im Blute nie eine Spur von abgeschiedenen Säften hat entdecken können. Das Zellgewebe könne diese Wanderungen auch nicht begünstigen, weil dergleichen Zufälle mit großer Reizung, Schmerz u. s. w. verbunden zu seyn pflegen, welche ein Leiden wichtigerer Theile voraussetzen. Die Krankheitszufälle, die man bisher als materielle Metastasen abgesonderter Säfte betrachtete, werden daher so erklärt, daß die Ursache, welche die Einsaugung bewirkte, zugleich ein anderes Organ bestimmte, eine analoge Secretion zu machen; indem im kranken Zustande jedes Absonderungsorgan durch die Sympathie mit den übrigen fähig werde, jeden Saft abzuscheiden. Der Vf. vindicirt sich die Erfindung dieser Theorie, die er zuerst in der von *H. Joseph*, Halle 1792 vertheidigten Streitschrift über die Milchverfetzung aufgestellt, und welche *Brandts*, ohne ihn zu nennen, mit andern Worten in seiner bekannten Schrift weiter ausgeführt habe. Was aber die Wirkung der Einsaugung nicht assimilirbarer Stoffe, z. B. Jauche, betrifft, so meint der Vf., es entstehen davon meist bedenkliche, tödtliche Zufälle, und (§. 519) die abgeschiedenen Feuchtigkeiten müßten dadurch auf eine Art ausarten, weil ihre Organe durch das Zurücktreten solcher Stoffe specifisch gereizt würden. Rec. gesteht, daß der Vf. diese schwierige Lehre allerdings um vieles aufgeklärt hat; aber erschöpft ist sie ihm lange noch nicht, noch weniger aber ist diese neue Ansicht bisher für die Praxis nutzbar gemacht worden. Man versteht es nicht, wenn es §. 517 heißt: die Ausführungsgänge der Drüsen nehmen die Sichtung des offenbar Schädlichen und nicht Assimilirbaren vor, und leeren es auf dem nächsten Wege aus; da wir keine Ausführungsgänge in den Lymphendrüsen kennen, und dieselben gar nicht zu Abscheidungen bestimmt sind. Wir begreifen auch nicht recht, wie schädliche nicht assimilirbare Feuchtigkeiten, indem sie eingesogen werden, einen specifischen Reiz auf andere Organe machen, und dadurch Ausartung ihrer abgeschiedenen Feuchtigkeiten von specifischer Art erzeugen sollen, und was nun aus den wirklich ins Blut zurückgetretenen schädlichen Stoffen werden soll? Warum sollen solche schädliche Stoffe nicht, ihrer Materie nach, durch gewöhnliche Aussonderungsorgane ausgeschieden, oder ir-

gendwo wirklich abgesetzt werden können; eben so wie eine verschluckte Nadel endlich auf der Haut abgesetzt wird; zumal da wir auf den Abgang analoger Stoffe, z. B. eines Milchartigen durch den Urin, schnelle Linderung der Zufälle erfolgen sehen. Was aber für die Praxis die Hauptsache ist, auf welcher Art von innerer Veränderung der Thätigkeit der Organe beruht denn nun zunächst die Rücksaugung dieser Stoffe und die analoge Secretion? Reizung im Allgemeinen führt auf keine neue und bestimmtere Regel der Behandlung solcher Zufälle, und diese würde nur durch genauere Bestimmung der Bedingungen, unter welchen eine Abänderung gehemmt werden, und eine andere für dieselbe vicariren kann, auszumitteln seyn; woran es aber immer noch fehlt.

Wir glauben dem Vf. die Aufmerksamkeit, die wir seinem Werke gewidmet haben, durch die bis hier fortgesetzten Bemerkungen hinlänglich bewiesen, und unsern Lesern eine vollständige Uebersicht von dem Eigenthümlichen desselben in diesem dogmatischen Theile gegeben zu haben, und übergehen daher die Lehren von der relativen Menge der Säfte, so wie von den Krankheiten der Form, mit der allgemeinen Bemerkung, daß dieselben mit großer Sorgfalt und Vollständigkeit von ihm behandelt worden sind. Auch haben wir bereits oben erinnert, was uns an der Aetiology dieses Handbuchs nicht ganz zweckmäßig schien, und wollen daher diese an sich schon lange Anzeige nicht durch Betrachtung der einzelnen Gegenstände noch mehr verlängern, sondern nur durch Anführung einiger Beyspiele die Art der Bearbeitung derselben erläutern, und unser Urtheil bekräftigen.

Von der Wärme sagt der Vf. §. 770 fg. „die festen und flüssigen Theile des thierischen Körpers werden durch eine zu heisse Luft zu sehr ausgedehnt; diese Wirkung geschehe auf völlig physische Art, ohne Einfluß der belebten Eigenschaft des Körpers. Daher erfolge Anschwellung der Adern, Auftreten des ganzen Körpers, *plethora ad volumen*, Trennbarkeit, und endlich Neigung der Säfte zur Ausartung. Der Wärmestoff aber theile sich dem lebendigen Thierkörper nicht so mit, wie unbelebten, sondern die Hitze wirke als Reiz und Eindruck auf den lebenden Körper, und erhöhe folglich (?) die Empfänglichkeit der reizbaren und empfindlichen Fasern zu gleicher Zeit.“ — Auch die Kälte wirke theils physisch, theils als Reiz und Eindruck auf den thierischen Körper; in erster Rücksicht ziehe sie ihn zusammen, und verdichte die Flüssigkeiten, das Blut häufe sich in den innern Theilen an; aber sie entziehe ihm auch Wärmestoff, und wenn dies jähling und heftig geschehe, so könne die Erregung dadurch vernichtet werden; (?) heftige Kälte aber, zumal ohne Bewegung erschöpfe die Erregbarkeit und mache directe Schwäche. (Ob diese Darstellung der Wirkungen der Wärme und Kälte auf den lebenden Körper geeignet sey, die neuerlich darüber entstandenen Streitigkeiten beizulegen, müssen wir um so mehr bezweifeln, da sie einmal einem Hauptsatze der Erregungstheorie geradezu



denz widerspricht, nach welchem jeder Reitz die Erregbarkeit um etwas vermindert, und sodann das Verhältniß der physischen Einwirkung, die allerdings gar nicht geleugnet werden kann, zu der organischen gar nicht näher angegeben und erwiesen worden ist). Von der atmosphärischen Luft heist es: sie werde durch ihren Antheil an Sauerstoff zum Athmen fähig, und wirke als ein kräftiges Reizmittel auf die festen Theile; das Stick- und Wasserstoff-Gas wirke auch als ein Erregungsmittel, nur scheinen beide in der Form, in welcher sie in der Atmosphäre enthalten sind, einen sehr flüchtigen Reitz hervorzubringen, der bald in Erschöpfung übergehe; schon dadurch, daß die Luft nicht erneuert werde, entstehe ein Herabstehen des Stickstoffs; und solche Luft tödte durch plötzliche Lähmung. (Es wäre wohl gut gewesen, wenn sich der Vf. über den Sauerstoff hier deutlicher geäußert hätte. Wenn er stark erregend wirken soll, und das Stickgas ebenfalls; so sollte das letztere doch nicht so schnell den Tod hervorbringen können; aber die Gasarten verdienen noch näher in Rücksicht ihrer Wirksamkeit auf den lebenden Thierkörper untersucht zu werden, und man kann aus den Schwierigkeiten, die mit der Erklärung ihrer Wirkungen auf ihn verbunden sind, lernen, wie viel uns noch zu thun übrig ist.) Die gewöhnlichen Ursachen der Luftverderbnisse und die daher entstehenden Zufälle hat der Vf. gut beschrieben; eben so von den Nahrungsmitteln, Getränken, Geschirren, von dem Mißbrauch

der Arzneyen viel Gates gesagt. Die Gifte theilt bloß in mechanische und organische, und betrachtet die letztern bloß als heftig erregende Substanzen. Die Ansteckungstoffe wirken zunächst als Reize auf die lebendigen Theile, daher auch reizbare Körper am leichtesten angesteckt werden; durch die specifische Reaction werden die Säfte dem Gifte assimilirt, doch werde mehr ein ähnlicher, als ein ganz gleicher Stoff in ihnen erzeugt, da z. B. *Chanceregift* zu weilen Tripper erzeuge, und umgekehrt; es könne auch mit einemmale ein doppeltes Gift von einem Körper auf den andern übergehen, und sich entwickeln, z. B. Pocken und Ruhr, (?) es werde bei den meisten ansteckenden Krankheiten die Veränderung der Säfte nur in einzelnen Organen bemerkt, z. B. bey Wuth bloß in dem Speichel. (Aber es ist nicht selten die Wuth auf den Genuß des Fleisches, ja der Milch von wüthenden Thieren erfolgt!) Die Verbreitung des Gifts geschehe, ohne daß es durch die Saftmasse dringe, dadurch, daß es durch cohsensuelle Reizung an mehreren Orten erzeugt werde. — Die Erklärung der Symptome folgt von 656 bis 714, kürzer als bey Gaub. Vieles konnte allerdings wegbleiben, was schon früher da gewesen ist, z. B. die Zufälle der Absonderungsorgane. Die Hauptursachen eines jeden Symptoms sind jedoch meist treffend angegeben, und das letztere kurz, abgeleitet, daraus entwickelt.

(Der Beschluß folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**MEDICIN.** *Wittenberg: Commentatio primas lineas praedictionum anatomiae chirurgicae complectens, qua munus Praefectoris in theatro anatomico Vizebergensi — auspiciabitur Burckhardus Guilielmus Seiler, Medic. et Chirurg. Doctor. 1803. VI u. 28 S. 4.* Eine sehr nützliche Schrift, in welcher der Vf. den Plan zu einem Vortrag der Anthropotomie mit Rücksicht auf die chirurgischen Operationen, welche an den verschiedenen Theilen verrichtet werden können, vorlegt. Wir müssen dem Vf. Recht geben, wenn er behauptet, daß die Unwissenheit und Unbehilflichkeit vieler Wundärzte in dem einseitigen Vortrag der Anatomie gegründet sey, nach welchem die einzelnen Systeme der Theile, worin der Körper getrennt werden kann, von einander abgefordert beschrieben werden, ohne daß dem Zuhörer zugleich begreiflich gemacht wird, wozu ihm die Kenntniß der einzelnen Theile nöthig sey. Der Vf. hat seinen Plan in acht Abtheilungen gebracht: in die Zergliederung des Kopfes, des Halses, der Brust, des Unterleibes, der Zeugungstheile, der Gliedmaßen, des lymphatischen Systemes und der Nerven. Also bey dem Kopfe z. B. werden die verschiedenen Operationen, welche an demselben und dessen einzelnen Theilen vorgenommen werden können, genannt, und dabey vorzüglich diejenigen Theile genauer beschrieben, an welchen die Operation vorgenommen wird, welche verletzt werden müssen, oder vor deren Verletzung man sich zu hüten hat. Zugleich sind bey jeder Operation die wichtigsten dahin gehörigen Schriften mit vielem Fleiße und guter Auswahl angeführt worden. Auf diese Art ist der Vf. bey

allen einzelnen Abtheilungen verfahren. Wir haben keine Operation vermißt, als die des *Polypti* und *Scirrhi uteri*, des *Protopus vaginae*, der Lösung des Mutterkuchens, des *Prolapsus intestini recti*, und die Heilung der Klumpfüße und derer Verdrehungen.

So sinnreich auch der Vf. seinen Plan ausgeführt hat, so augenscheinlich der Nutzendesselben ist: so scheint es doch, daß für einen Lehrling das Studium der Anatomie in der That etwas zu weitläufig werden muß, wenn er sie erst in ihrem ganzen Umfang nach der bisherigen Methode, und da wiederum nach der von dem Vf. angegebenen erlernen soll. Letztere Methode allein würde zu großer Einseitigkeit führen können; und den Lehrling verleiten, sich weniger mit der natürlichen Verriehung der Theile, als mit den Operationen, welche daran vorgenommen werden, bekannt zu machen. Nach der Rec. Meinung, wird ein Lehrer der Anatomie seinen Zuhörern die Beschreibungen der einzelnen Theile dadurch interessanter machen, wenn er dabey Gelegenheit nimmt, Vorke von ihren abnormen Veränderungen und den dadurch thig werdenden mechanischen Hülfsleistungen zu geben. In dem Vf. wird in dieser Bemerkung keinen Vorwurf finden, wenn wir versichern, daß seine Schrift ein sehr schätzbares Hülfsmittel gewähre, dergleichen belehrende Winke, bey dem Vortrag der Anatomie nach der gewöhnlichen Methode, anbringen.

C. T.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 J A N U A R. 1804

## M E D I C I N.

LEIPZIG, in d. Schäferfchen Buchh.: *Kurt Sprengel's Handbuch der Pathologie. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte und dritte Theil begreift die *specielle Nosologie*. Bey der Absicht des Vfs., eine praktische specielle Pathologie zu liefern, suchte er nicht sowohl die Theorien über einzelne Krankheiten zu verbessern, als vielmehr die Diagnostik möglichst vollständig zu liefern, und sich so genau als möglich an die Erfahrung zu halten. Er gesteht selbst zu, dass er sein Ziel nicht ganz erreicht habe, und bey seiner eingeschränkten Erfahrung sich oft auf andere Schriftsteller habe verlassen müssen; daher manche Behauptung vielleicht, auf dem Prüfstein der Erfahrung, nicht als durchaus ächt befunden werden dürfe.

Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir dem Vf. bey Beurtheilung dieser beiden Theile ins Detail folgen wollten. Es stehe daher hier nur ein allgemeines Urtheil mit kurzer Darlegung des Inhalts.

Der Vf. wollte die Einmischung theoretischer Speculationen möglichst vermeiden, und giebt sich daher nicht mit Anführung und Widerlegung vieler Theorien über die einzelnen Krankheiten ab. Indess lässt sich freylich keine Nosologie ohne alle Rücksicht auf Theorie schreiben, und es liegt auch dieser Schrift des Vfs. eine bestimmte theoretische Ansicht zum Grunde; nur polemisch ist sie nicht, und durfte es ihrer Bestimmung nach nicht seyn. Was die theoretische Ansicht des Vfs. anlangt, so stimmt sie mit der vor den letzten 10 Jahren gewöhnlichen ziemlich überein, bis auf einige allgemeine, dem Vf. eigene Lehrsätze, die wir aus dem ersten Theile bereits kennen. Diefs erhellet besonders aus den Eintheilungen der Krankheiten in Arten sehr deutlich. Man kann dem Vf. den Fleiss in genauer Schilderung der Krankheiten, die Sorgfalt, reine Erfahrungsdata aufzustellen, und besonders die Arten der Krankheiten bloß nach solchen Umständen zu bestimmen, welche auf die Behandlung unmittelbare Beziehung haben, gewiss nicht abprechen; aber es ist auch nicht zu verkennen, was er selbst fühlt, dass er sich vorzüglich auf andere Schriftsteller habe verlassen müssen; daher manche Krankheit nicht ganz so genau und wahr geschildert erscheint, als es der erfahrene Praktiker wünschen möchte, und dem angehenden Arzte Bedürfnis ist. So steht z. B. die Brustbräune als Gichtzufall, unter dieser Krankheit, und ist nicht tref-

fend beschrieben. Bey einer neuen Auflage verspricht der Vf. noch mehrere und wichtigere Verbesserungen in diesen zwey Theilen vorzunehmen, als selbst in dem ersten geschehen. Diefs wird auch bey der dynamischen Ansicht der Krankheiten, die der Vf. jetzt als die richtigste ansieht, durchaus nothwendig seyn, wenn die beiden letzten Theile mit dem ersten harmonisch werden sollen; und so wird doch die Theorie an den Verbesserungen einen Hauptantheil bekommen.

Folgendes ist nun die nähere Einrichtung der speciellen Nosologie. Von jeder Krankheit wird zuerst ein allgemeines Bild nach den Hauptkennzeichen aufgestellt; dann die Krankheit vollständiger beschrieben; hierauf die Abänderungen und Verwickelungen derselben bestimmter erörtert, und zuletzt die Theorie derselben aus der Untersuchung der Gelegenheitsursachen und der Anlage entwickelt. Fieber und Entzündungen machen die beiden ersten Classen von Krankheiten nach des Vfs. System aus, und nehmen den zweyten Theil ein. Nach einer Einleitung wird vom Fieber, dessen Zufällen, Wirkungen, Ursachen und Eintheilung, zuerst im allgemeinen, gehandelt. Fieber ist der innere Zustand, wodurch eine allgemeinere Gegenwirkung der belebten festen Theile, deren Thätigkeit vorher unterdrückt war, hervorgebracht wird; man muss sie nach dem Typus eintheilen. — Wechselfieber — ihre Verschiedenheit nach dem Typus und nach ihrer Gut- oder Bösartigkeit, Vorherkunft, Uebergang in andere Krankheiten, Theorie derselben. Das Wesen derselben bestehe in einer eigenthümlichen Unterdrückung der Verrichtungen des Magens und der Eingeweide des Unterleibes, wodurch eine periodische Reaction aller Theile hervorgebracht werde. (Auch Rec. ist der Meinung, dass das Hauptmoment der Wechselfieber auf Veränderungen der Thätigkeit der Assimilationsorgane beruhe.) Die übeln Folgen der Wechselfieber werden sehr richtig von Schwäche jener zunächst angegriffenen Organe abgeleitet. Die nachlassenden Fieber hat der Vf. in das katharrhalische, in das schleichende Nervenfieber, in das hitzige Nervenfieber, in das Faulfieber, in das gastrische und in das Zehrfieber eingetheilt. Das entzündliche wird bey den Entzündungen aufgeführt, eben so das rheumatische und exanthematische bey den Krankheiten, wovon man das Fieber benannt hat. Die Entzündungen werden nebst dem Fieber zuerst charakterisirt; dann ihre Abweichungen, nach der Dauer, der Verborgenheit der Zufälle, nach den Theilen, und endlich nach den

den Verwickelungen angegeben. Das Wesen derselben besteht nach dem Vf. in einem gereizten Zustande der Blutgefäße mit vermehrtem Andrang des Bluts zu einem einzelnen Theile, wodurch das Blut trennbarer werde. Der Vf. sieht also Entzündung hier noch als eine bestimmte, sich immer gleiche Krankheit, und das Entzündungsfieber als einen wesentlichen Begleiter derselben an, und nur unter den Verwickelungen wird des nervösen Zustandes gedacht. Unter den Ausgängen der Entzündung werden zugleich die Theorie der Eiterung und der Geschwüre in harten und weichen Theilen abgehandelt. Der erste Theil umfaßt noch, außer den nosologischen Betrachtungen der Entzündungen aller einzelnen Theile, den Rheumatismus und die Rose, zu welcher auch die Milchborke gerechnet ist.

In dritten Theile folgen nun die noch übrigen Krankheiten, in fünf Classen getheilt: 1) in Hautkrankheiten (hitzige und chronische); 2) in Krankheiten der Ausleerungen (Blutflüsse, Darin und Urinflüsse, ferner Zurückhaltungen, als die der Monatsreinigung und deren Folge, der weiße Fluß, so wie Harnverhaltung. Man sieht, daß diese Anordnung ziemlich gezwungen ist); 3) in schmerzhaften Krankheiten; (Gicht, Magen Schmerz, Antlitzschmerz, Kolik, Steinbeschwerden. Auch diese Classe ist ziemlich willkürlich angenommen, und die verschiedenartigsten Uebel darin zusammengefaßt); 4) in Nervenkrankheiten; (der Schlagfluß, die Lähmung, der schwarze Starr, die Ohnmacht, der Scheintod, die Katalepie nehmen den ersten Abschnitt ein, so wie die krampfhaften Uebel, das Asthma, der Keichhusten, der Starrkrampf, die Epilepsie, die Hundswuth, die Kriebelkrankheit, der Veitstanz, die Hypochondrie und Hysterie den zweyten, und endlich die Gemüthskrankheiten den dritten); 5) in Kachexien. Diese umfassen die Gelbsucht, alle Arten der Wassersuchten, die Windsucht, die Lungen sucht, die Skropheln, die englische Krankheit, die venerische Krankheit, den Scorbut, den Ausatz, den Weichselzopf, die Yaws, die Pians, und endlich die Wurmkrankheiten.

N. W.

#### P. H T S I K.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Lehrbuch der polizeylich-gerichtlichen Chemie*. Von D. Wilh. Herrm. Georg Remer, Prof. der Medicin und Philof. zu Helmstädt. 1803. 454 S. ohne Vorrede. 8.

Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, ein eigenes Lehrbuch der polizeylichen und gerichtlichen Chemie zu entwerfen, und es wird daher auch für den Rechtsgelehrten und den gerichtlichen Arzt eine desto angenehmere Erscheinung seyn, daß die Bearbeitung desselben, nach unserem Bedünken, gut gerathen ist. Zugleich beweist der Entwurf dieses Buchs hinlänglich, welchen Einfluß die Chemie auf die Rechtswissenschaft habe, und wie nothwendig es sey, daß der Jurist anfangs, sich mehr mit diesen Kenntnissen bekannt zu machen; als bisher zu

geschehen pflegte. Man konnte sich zwar bis schon aus den Schriften eines Frank, Metzger, Benfrest, Bucholz u. s. w. in nöthigen Fällen Rath erholen, aber es blieb doch immer schwierig, t vorfallenden Gelegenheiten das Nöthige zu finden oder die von andern in dieser Absicht gemachten Untersuchungen selbst zu prüfen und zu beurtheilen. gegenwärtigem Werke ist demnach das in die Staatsarzneykunde Einschlagende sorgfältiger und im Gzen dargestellt, damit die gerichtlichen Aerzte u. Gerichtspersonen, welche in Criminalfällen die Art zu arbeiten genöthiget sind, es leichter üben können, und damit es zur Belehrung solch diene, deren Plan es ist, sich dereinst diesem wichtigen Geschäfte zu widmen. Der Vf. glaubt zugleich demjenigen, welcher staatsarzneyliche Fälle dieser beurtheilen muß, durch dieses Werk ein Hülfsmittel bey seiner Arbeit zu geben. „Er werde darin schwierigen Fällen Rath und Anleitung finden, er die Wahrheit entdecken und erweisen, den Irrth und Zweifel verschleichen, die vorher schon gef ten Meinungen prüfen könne, ohne daß er das nöthig habe, seine Zuflucht zu vielen Schriften nehmen, die oft mit Zeitverlust und ohne den wünschten Unterricht zu finden, durchsucht werden müssen.“

In dem ersten Kap. giebt der Vf. eine kurze a sehr zweckmäßige Ansicht der Chemie, oder die thigen Vorkenntnisse aus der allgemeinen Chemie. werden hier die angenommenen chemischen Elemente oder unzerlegten Substanzen aufgeführt, die solche abgetheilt sind, welche frey von allen and Stoffen erscheinen, und in solche, deren Daseyn aus ihren Verbindungen wahrzunehmen ist. Wärm und Lichtstoff nimmt er von der Zahl dieser Elemente aus, weil ihre Materialität nicht erwiesen sey. zweyten Kap. wird der Begriff der polizeylich-gerichtlichen Chemie näher bestimmt. Die polizeyliche Chemie diene dem Verwalter des Staats dazu, diejenig schädlichen Einflüsse, welche dem Staatsbürger c hen, in so fern kennen zu lernen, als dieselben c mischen Processen in der Natur und Kunst ihren sprung zu verdanken haben, und in so fern sie du Hülfsmittel der Chemie entdeckt und vermieden, o wenn ihre Entstehung unvermeidlich ist, möglichst schädlich gemacht werden könne. Sie verbreite ih Wirkungskreis über die ganze Summe der physische Thätigkeit des Menschen, und es dürfe nicht c dieser Thätigkeiten außerhalb desselben liegen t ben. Es gehöre ein bedeutender Theil desjenig hieher, was den Menschen als Bürger beschäft und mit dessen bürgerlichem Leben in activen o passiven Verhältnisse stehe. Daher richte sich ihr genmerk besonders auf diejenigen Arten der l gerlichen Handthierungen, welche für den übril Theil der Staatsbürger in chemischer Hinsicht gef lich werden können. Die gerichtliche Chemie hie gen sey ein Zweig des Criminalrechts. Jedem ininalrichter werden Fälle vorkommen, die er o ihre Hülfe nicht entscheiden kann, und wo die

wisheit des Verbrechens blofs durch chemische Hülfen entdeckt werden; und hieher gehören die Vergiftungen aller Art. Der Inhalt der gerichtlichen Chemie sey demnach eine vollständige und systematische Darstellung der Hülfsmittel, welche das Criminalrecht aus der Chemie schöpft. Es werde also zwischen der polizeylichen und gerichtlichen Chemie eine merkliche Verschiedenheit bemerkbar. Die polizeyliche Chemie beschäftige sich mit der Entdeckung der mancherley chemischen schädlichen Potenzen und der Abwendung ihres schädlichen Einflusses. Die gerichtliche Chemie hingegen habe einen viel einfacheren Gegenstand, indem sie sich nur mit der Entdeckung der sie angehenden Krankheitsursachen beschäftige. Die Abwendung der Wirkung derselben auf den Organismus liege ausser ihrem Berufskreise; und gehöre der therapeutischen Heilkunde. Die polizeyliche Chemie greife auch in alle Theile der medicinischen Polizey ein, und diene zur Befestigung und Erhaltung ihres Systems. Die gerichtliche Chemie aber, habe einen viel beschränktern Umfang, weil sie sich nur mit einem ganz allein stehenden Theile der Verletzungen des Organismus, nämlich durch Vergiftung, beschäftige. Ferner hänge die polizeyliche Chemie sowohl von der reinen als angewandten Chemie ab, daher sey auch das Studium derselben mit Beyhälfe der Naturlehre, wie auch der Handwerke, deren Kenntnifs auf chemischen Grundsätzen beruhen, nothwendig. Die Zahl der Hülfswissenschaften zur gerichtlichen Chemie hingegen sey nicht so grofs, und in chemischer Hinsicht habe sie sich blofs an die reine Chemie, völlig unabhängig von der angewandten, zu halten. Dagegen aber sey ihr eine vollständige Kenntnifs der Gifte, und eine grofse Fertigkeit in Arbeiten nothwendig, indem man hier gewöhnlich mit sehr geringen Portionen eines Körpers zu arbeiten habe, um darüber ein Urtheil zu fällen, was über Glück und Leben eines Menschen entscheide. Die Regeln, welche man bey einer genauen Untersuchung eines Giftes zu beobachten hat, werden hier zugleich angegeben. Das dritte Kap. handelt von der polizeylichen Chemie, und dieses ist wieder in neun Abschnitte abgetheilt. Der 1. Abschnitt handelt von der Sorge der polizeylichen Chemie für gesunde Speisen und Getränke. Hier finden wir die Untersuchungen des Mehls und des Brods, wobey zugleich die Dinge angegeben werden, womit eine solche Verfälschung geschehen könne; auch ist hier die Rede von der Verfälschung des Käses und der Butter. Hierauf folgt die mögliche Verfälschung der Getränke, und der übrigen als diätetische Mittel vorkommenden Flüssigkeiten. Es gehört dahin die Unreinheit des Trinkwassers, die Verfälschung der Milch, des Biers, des Brantweins, des Weins, des Essigs und Oels; diesem ist auch das Nöthige über die Verfälschung des Salzes beygefügt. Der 2. Abschnitt begreift die Sorge der polizeylichen Chemie für die Anwendung der Pigmente. Zu den vorzüglichsten der in dieser Hinsicht gebräuchlichen, aber schädlichen Pigmente, gehören die Bleyoxyde, Kupferoxyde, Kobalddoxyde, Ockerment

und Rauchgelb (Königsgelb und Casselergelb gehören nicht hieher; denn sie sind Bleyproducte) und Gummigutt. Auf die Mahlerkästchen, auf die unächte Vergoldung und Versilberung, habe die Polizey ebenfalls zu sehen, und so können auch die zum Versiegeln gebräuchlichen Dinge als Mundlack, Mundleim, Oblaten und Siegellack zuweilen giftige Dinge enthalten. Der 3. Abschnitt ist für die Sorge der polizeylichen Chemie für unschädliches Koch- und Essgeschirr bestimmt. Es gehören hieher die Töpfergeschirre in Ansehung ihrer Glasur, die kupfernen und messingenen Geschirre, zinnernen Geschirre, arsenikhaltigen Glasgeräthe. Der 4. Abschnitt ist der Aufsicht der polizeylichen Chemie auf den Arzneihandel gewidmet. Hier werden die Ursachen aufgeführt, die zur Verfälschung eines Medicaments Gelegenheit geben, zugleich sind die zweckmäfsigsten Bedingungen angegeben, unter welchen eine Apotheker-Visitation veranstaltet werden müsse, auch finden wir ein Verzeichnifs von den in Apotheken vorrätzig gehaltenen chemischen Arzneyen und der Entdeckungsmittel ihrer Verfälschung. Der 5. Abschnitt enthält die Sorge für den Gebrauch mineralischer Wasser, und der 6. Abschnitt die Sorge der polizeylichen Chemie für die Salubrität der Luft. Es ist hier die Rede vom Eudiometer oder Oximeter, von den Ursachen der Insalubrität der Luft, wozu die Verwesung der Thier- und Pflanzenkörper vorzüglich gehört. Hierauf folge also, das Schindanger, anatomische Theater, Schlachthäuser, Abtritte, Dingergruben, Kloake, Gassenkoth dazu Gelegenheit geben können. Eingeschlossene Luft werde durch Athemholen vieler Menschen bey einander und durch ihre Ausdünstung verderben; die Folgen davon seyen Schlagflüsse, Lagerfieber, Kerkerfieber u. s. w. Die ersten Grade der Gährung können die Luft ebenfalls verderben, nicht minder die Gewerbe der Gerber, Leinwälder, Kalkbrenner, Salmiakbereiter und die Hüttenarbeiten. Bey den Mitteln, die Luft zu reinigen, ist auch die Reinigung durch Säuren nicht vergessen. Der 7. Abschnitt enthält die Sorge der polizeylichen Chemie für Reinigkeit der Bedürfnisse des Luxus. Hieher gehören Tobak, Thee, Schminke. Der 8. Abschnitt handelt von der Sorge der polizeylichen Chemie, Selbstentzündungen zu verhüten. Bekanntlich könne sich über einander gethürmtes feuchtes Heu und Stroh, Getreide, Weid, Mehl, Malz, auch gemahlner Kaffee, geröstete Cichorienwurzel u. s. w. von sich selbst entzünden. 9. Abschnitt. Sorge der polizeylichen Chemie für Verhütung des Betrugs der angeblichen Goldmacher. Das vierte Kap. ist nun für die gerichtliche Chemie bestimmt, nämlich für die Gifte und Vergiftungen, wo die giftigen Substanzen nach der Reihe aufgeführt werden. Gift überhaupt nennt der Vf. Körper, die in verhältnismäfsig geringer Quantität, auf irgend einem Wege, in den lebenden thierischen Körper gebracht, denselben das Vermögen rauben, die Verrichtungen des Lebens fortzusetzen. Die Chemie vermag indessen nur Gifte aufzufinden, welche örtlich wirken, keinesweges aber allgemein reizende Gifte, wozu vorzüglich die Pflanzen-

zeitigste gehören; die Gifte des Mineralreichs können durch die Chemie leicht entdeckt werden. Am wenigsten ist sie geschickt, die thierischen Gifte und die Krankheitsgifte aufzufinden. Der 2. Abschnitt dieses Kapitels zeigt noch, wie auch Vergiftungen durch Arzneyen möglich sind.

Nicht um zu tadeln, sondern bloß unsere Aufmerksamkeit bey der Lectüre zu bezeugen, sollen hier noch einige kleine Erinnerungen beygefügt werden. Um im Käse etwa vorhandenes Bley durch Reduction zu finden, braucht man ihn nicht mit Kohlenpulver zu vermischen, weil die Theile des Käses diese Reduction schon selbst bewirken. Der durch Schwefelsäure mit Bleyoxid entstehende Niederschlag ist allerdings in der Salpetersäure auflöslich. Der gemeine Grünspahn ist nicht nur nicht völlig im Wasser auflöslich, sondern es löset sich davon nur ein sehr geringer Theil im Wasser auf, weil er größtentheils unauflösliches kohlenstoffsaures Kupferoxid ist. Der krystallisirte Grünspahn enthält nicht *vielleicht* Essigsäure, sondern er enthält *wirklich* Essigsäure. Die Auflösung des Wismuth kann durch Hahnemanns Probestlüssigkeit nicht auf Bley probirt werden, weil beide Metalle mit dieser Flüssigkeit einen dunkeln Niederschlag geben. Aus Stickstoff und Wasserstoff hat für jetzt noch kein Ammoniak zusammen gesetzt werden können; wir schliessen dieses zwar, aber bloß der Theorie zu Gunsten, weil wir da, wo diese Stoffe bey Zersetzungen zusammentreffen, Ammoniak wahrnehmen. Die Bleyoxide sind allerdings einer Verfälschung unterworfen. Die Mennighat man mit rothen Erdtheilen zu verfälschen versucht, und wie häufig ist nicht die Verfälschung des Bleyweisses mit Kreide, Gips, Thon u. s. w.? Hahnemanns Probestlüssigkeit schlägt nicht bloß das Bley schwarz nieder, sondern auch das Silber, Quecksilber und Wismuth. Der Aether löst die Oxide des Goldes und Eisens nicht auf, sondern er gehet damit in Verbindung, wenn man sie vorher in Säuren aufgelöst hat. Dafs alle saure metallischen Salze ausser dem Kupferfalte, Eisenfalte oder Bleyfalte durch Hahnemanns Probestlüssigkeit ungefärbt bleiben, kann nicht angenommen werden; denn die Silber-Quecksilber- und Spießglanzfalte geben damit ebenfalls gefärbte Niederschläge.

Da dieses nützliche Lehrbuch jedem Juristen und gerichtlichen Arzt zur Hand liegen muß: so haben wir davon gewifs bald eine neue Auflage zu erwarten, wo dann die kleinen Verstöße, wovon wir hier einige angezeigt haben, leicht verbessert werden können. Ungern vermißt Rec. in polizeylicher Hinsicht noch einen Abschnitt über Münzverfälschung, und ein Verzeichniß über die so häufigen in Posthäusern und von Kaufleuten zum Verkauf niedergelegten Arzneyen, damit der Unfug, welcher damit getrieben wird, doch einmal recht ernstlich zur Sprache komme.

T. T.

NÜRNBERG, in d. Steinischen Buchh.: *System der antiphlogistischen Chemie*, nach den neuesten Entdeckungen, entworfen von D. Karl Wilhelm

Such, Professor der Medicin und Chemie auf der Universität zu Altdorf. *Erster Theil. Theorie* 1803. 399 S. 8.

Diese Schrift, von dem Vf. als Leitfaden für seine Zuhörer bestimmt, erhebt sich nicht über den großen Haufen der sehr mittelmässigen Compendien. Man vermißt durchaus Einheit und Ordnung; und das Ganze ist bloß durch willkürlich an einander gereihten Sätze entstanden, keinesweges aber planmässig geordnet. Wir sind überzeugt, dafs Hr. S., ein geschickter praktischer Chemiker, gewifs im Stande gewesen wäre, etwas Vorzüglicheres zu liefern, wenn er sich mehr Zeit dazu genommen, und seine Vorlesungen wenigstens einmal nach diesem Manuscript gehalten hätte.

Der erste Theil zerfällt in drey Abschnitte, deren jeder wieder in verschiedene Abtheilungen gebracht ist, die der Vf. in Betrachtungen theilt. Nachdem der Vf. in der Einleitung den Begriff der Wissenschaft eröffnet, so werden die gewöhnlichen Vorkenntnisse aufgestellt. Da hier die unterscheidenden Merkinale des Lavoisierschen Systems angegeben sind, so hätten doch die Grundzüge des phlogistischen nicht übergangen werden sollen. Bey der Lehre von der Verwandtschaft der Körper finden wir *Berthollets* richtige Untersuchungen und neue Erklärungen der Affinitätserscheinungen auch nicht mit einer Sylbe erwähnt, welches uns so weniger zu verzeihen ist, da diese wichtigen Entdeckungen eine Reform der Chemie vorbereiten. Der 1. Abschnitt handelt von den chemischen Elementen, die für sich allein, sinnlich darstellbar sind; nämlich von der elektrischen Materie, vom Galvanismus, Lichtstoff und Wärmestoff. Aber sind diese wohl für sich allein darzustellen? Der 2. Abschnitt enthält die chemischen Elemente, welche nur in Verbindung mit dem Wärmestoffe sinnlich darstellbar sind, und in diesem verbunden als Gasarten erscheinen. Der 3. Abschnitt betrachtet die chemischen Elemente, welche als feste Körper für sich allein *sinnlich* (?) darstellbar sind und zwar erstens die brennbaren Körper, Phosphor, Kohle, Schwefel und Metalle. Hier findet man schon das Verhalten derselben zu den Erden, und den Alkalien, obgleich noch nicht gesagt worden ist, was man darunter verstehe. Diesen Fehler begeht aber der Vf. sehr oft. So ist schon bey dem Phosphor das Verhalten desselben zum Schwefel und Kohlenstoff angegeben, ehe diese noch abgehandelt worden. In der zweyten Abtheilung dieses Abschnitts sind die Metalle in der dritten die Erden, in der vierten die Alkalie abgehandelt. Unter den Erden vermissen wir die Ytterde. Die ganze Lehre von den Metallen gehört wiederum gar nicht hieher, wo noch nicht einmal die Säuren aufgestellt waren. So findet man auch das Verhalten mancher Körper gegen das Ammoniak angegeben, das vermuthlich erst in einem andern Theile seine Erläuterung erhalten wird. — Der größte Mangel aller literarischen Nachweisung, und der überaus große Anzahl von Druckfehlern, von denen nur der kleinste Theil angemerkt worden ist, vermindern die Brauchbarkeit dieses Buches noch mehr.

C. E.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 J A N U A R, 1804

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ALTONA, b. Kaven: *Grammatische Gespräche*, von Klopstock. 1794 360 S. 8.

(Eingeschlossen ein Urtheil über *Adelungs Wörterbuch*.)

Alle, die unsere so oft in rohe oder gezierte Barbarey zurückgefunke Sprache von neuem zu ursprünglicher Kraft und Anmuth erweckten, waren Männer, die mit lebhaftem und empfänglichem Geiste ausdauernde Forſchbegierde, den Reichthum und die Geſetze der Sprache zu ergründen, in ſich vereinigten. Ein Glücklicher gab den verwahrloſeten Bezeichnungen des Gedankens und der Empfindung den erſten Ruck; und eine Folge von Schriftſtellern, guten und mäßigen, brauchte und vermehrte durch Umtrieb den gemeinfamen Schatz. Die nach dem Anbau der Minneſinger eingetretene Verwilderung hemmte mit Macht Luther, indem er, voll des begeiſternden Entſchlusses, daſs ſein Volk das Wort der Wahrheit lauter in göttlicher Einfalt und Würde vernehmen ſollte, die neu verdeutschte (nicht aus älteren Dolmetschungen aufgeſuchte) Bibel in jeder Ausgabe, die Pſalme wohl ſiebenmal von 1518 bis 1545, ſorgfältig beſſerte, und aus dem Gemeinen zum Edleren, aus zufälliger Anreihung zu geordneten Schwüngen der Beredſamkeit, erhob. Ihm, dem Stammvater des neueren Sprachanbaues, folgten nach Zwischenräumen der Vernachläſſigung die fortbildenden Väter: zuerſt der männliche Opiz, der den Muſen des Alterthums und der Fremde reinen Geſang ablernte; dann Haller's Lehrer, der feurige Lohenſtein, der, zwar als Dichter dem Geſchmacke des Zeitalters huldigend, in ſeinem Arminius und Thusnelda einen bewunderungswürdigen Reichthum treffender Worte und Wendungen ausbreitete; und endlich der geſellige Hagedorn, der die in Studierſtuben erwas erſteifte Sprache für die zarteren Töne der Frohherzigkeit und der Lebensweisheit zu ſchmeidigen verſtand.

Ihn deckt' als Jüngling eine Lyäerin,  
Nicht Orpheus Feindin, weſlich mit Reben zu!  
Und dieſs war allen Waſſertrinkern  
Wunderſam, und die in Thälern wohnen;  
In die des Waſſers viel von den Hügeln her  
Stürzt, und kein Weinberg längere Schatten ſtreckt.  
So ſchlieſt er, keinen Schwärzer fürchtend,  
Nicht ohne Götter, ein kühner Jüngling.  
J. A. L. Z. 1804. Erſter Band.

Dieſes Lob des geiſtvollen, mit Haller von Gottſcheds wäſſerichem Schwarme angefeindeten Hagedorn, ſang im Jahre 1747 der Jüngling Klopſtock: er ſelber, ſamt Leſſing und einigen andern, vorbeſtimmt, durch Veredlung des poetiſchen Ausdrucks und der Proſa, uns Deutſchen den Rang eines wohlredenden Volkes zu erwerben. Beide, ſowohl Klopſtock als Leſſing, erforchten in den Schriften der Vorfahren die Uralage und den Umfang unſerer Sprache, und erweiterten ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt über den Bezirk des alltäglichen Geſprächs, in welchem, als dem gelobten Sitze des Planen und Natürlichen, die immer nachwachſenden Gottſchede ſie eingeeengt zu erhalten ſich beeiferten.

Klopſtock gab 1774 ſchätzbare Bruchſtücke aus einer deutſchen Grammatik im erſten Theile der Gelehrtenrepublik S. 224. 255. 345. 377, und verſprach S. 305 für den folgenden Theil, der nicht erſchienen iſt, Beyträge zu einem deutſchen Wörterbuche. Bis in die Mitte der achtziger Jahre lag ihm die Ausführung einer ſtrengen, nur durch Kürze und Beſtimmtheit geſchmückten Grammatik ſo ſehr am Herzen, daſs er von nichts lieber mit ſeinen Freunden ſich unterhielt; und ſchon eine wohlſeile Schulausgabe berechnete. Plötzlich ward der phantaſiereiche Dichter, durch Scheu vor der Trockenheit des Einzelnen, umgeſtimmt. Sein oft nachdrücklich geäuſerter Satz, daſs die Grammatik in ihrer Einfalt, nackt wie die Wahrheit, auftreten müſſe, wich dem feurigen Entſchluss, eine Ausleſe von dem, was ihn gerade am meiſten anzog; durch poetiſche Einkleidung geſtilliger darzuſtellen. So entſtanden dieſe *Grammatischen Geſpräche*, worin als Perſonen die Genien der abgehandelten Vorwürfe über ſich ſelbſt mit eindringender, auch wohl abſchneidender, Schärfe reden, Witz und mancherley Laune einſtreuen, Gegner durch Belehrung und Spott bändigen, Wettſtreit halten, alles zur Zufriedenheit der Sprachgöttin Teutona. In dem einleitenden Geſpräche ſagt das Urtheil zur Grammatik: „Du ſiehſt leicht ein, welchen Vortrag ich von dir verlangen würde, wenn ich allein wäre. Satz; Reyspiel. So wenige Regeln, wie möglich; kein überflüſſiges Wort.“ Die Einbildungskraft dagegen verbittet ſich „dieſe unausſprechliche Trockenheit.“ Und die Empfindung wünſcht, „daſs man mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit von dem rede, was ihr in der Sprache Ausdruck ſey, von dieſen Tönen, dieſen Bewegungen der Töne, den Stellen, den Worten, von dem, was die Worte Starkes und Edles haben. Wer nur auf Richtigkeit der



„Bestimmungen sehr (meint sie), der Lehre wohl; aber man möge von ihm nicht lernen.“ Jene, die Einbildungskraft, dringt dabey „auf nicht zu ängstliche Ordnung; sondern dass man auch unzeitiges, wo es gefalle, vorkommen lasse, und dieses und jenes Wichtige nur so hinwerfe, als wäre es Kleinigkeit.“

Vielleicht möchte jene strengere, aber darum nicht trockenere, sondern Genauigkeit mit Anmuth paarende Behandlung dem edlen Lehrer mehr Lernende verschafft haben. Jetzo ist seine dem gewöhnlichen Leser und Kritiker zu fein gesponnene Schrift nicht einmal allenthalben, wo sie sollte, nothdürftig angezeigt worden, geschweige denn mit Sachkenntnis entwickelt, und dem Verständnisse dargelegt. Und gleichwohl mußten die abgesprochenen Gegenstände einer sorgfältigen Beherzigung werth scheinen, in einem Zeitalter, da, ausser wenigen Männern von älterem Schrot und Korn, die meisten entweder in Gottschedische Natürlichkeit der Alltagssprache ohne Leben und Kraft zurückschlummern, oder, wenn sie nach Würde und Schwung trachten, ohne geregelte Sprachkunde zu unförmlichen Worten und Wendungen, wo nicht gar zu dem Kauderwelsch der wandelbaren Schulphilosophie, abirren. Von welchen allen geschrieben steht: Zu der Zeit war kein König in Israel; ein jeglicher that, was ihm recht dauchte.

Der ehrwürdige Vf. erklärt sich selbst in der Vorrede über sein Werk. „Es ist keine Grammatik (ich hatte vor, eine zu schreiben); es sind aber auch keine Fragmente: sondern entweder ganze Gespräche, oder vollendete Theile von nicht vollendeten. Man kann es jetzt als grössere und kleinere grammatische Abhandlungen ansehen.“ In diesem Bande sind enthalten: das erste Einleitungsgespräch, die Grammatik, S. 3—12. Die Aussprache, zweytes Gespräch, S. 13—45. Zwey Zwischengespräche, S. 47—66. Der Wohlklang, drittes Gespräch, S. 67—104. Drittes Zwischengespräch, S. 105—216. Die Wortänderung, ein vollendeter Theil des achten Gesprächs, S. 117—128. Viertes Zwischengespräch, S. 129—147. Die Wortbildung, viertes Gespräch, S. 149—227. Fünftes Zwischengespräch, (ein Wettstreit über Kürze), S. 229—288. Die Kürz, siebentes Gespräch, S. 289—312. Die Verskunst, ein vollendeter Theil des zehnten Gesprächs, S. 313—354. Sechstes Zwischengespräch, S. 355—360. Aufserdem hat Kl. noch einen zweyten Wettstreit über Kürze von 68 Seiten im Archive der Zeit mitgetheilt, und seinen Freunden in besondern Abdrücken geschenkt. Von den übrigen, mehr und weniger vollendeten Gesprächen meinte Kl. wohl nur noch Theile herausgeben zu können, wie ihrer in dieser Sammlung sehn; an den Zwischengesprächen fehlte nichts. Er nennt die rückständigen Gespräche in der Vorrede: Die Silbenzeit, fünftes Gespräch. Die Wortänderung, sechstes Gespräch. Wortänderung, achttes. Wortfolge, neuntes. Verskunst, zehntes. Die Bedeutsamkeit, elf-

tes und letztes Gespräch: welchem, nach der Angabe der Sprechenden zu urtheilen, ein grosser Erfolg von wichtigen Gegenständen der darstellenden Kunst beschieden war. Diesen Nachlass (er möchte vollendet seyn!) hoffen wir bald aus der Hand des Hn. Prof. Ebeling, dem er vertraut wurde, erhalten. Es wäre Schmach und Verlust für Deutschland, wenn die frohliche Aufnahme, und, was mehr als unziemlicher Tadel schadet, das todte Stillschweigen der Anzeiger, dem Schöpfer unsrer Sprache seine letzte Aufregung für dieselbe verleidet und gehehmt hätte.

Der dieses schreibt, lebte mit Klopstock lange Zeit in so engen Verhältnissen, als der Unterschied des Alters und der Verdienste zuließ; er findet hier manche Erinnerung, wie der jugendlich heitere Mann in seinem Stübchen und auf Spatziergängen ein reiches Gespräch führte, und Einwendungen mit mildertem Ernste beantwortete. Es sey ihm vergönnt, wie vor dem Gegenwärtigen, durch liebescheu sowohl die Bewunderung dessen, was ihm gefällt, als den Vortrag abweichender Meinung, zu mässigen.

Aus dem schon angezogenen Einleitungsgespräche, wo Kl. die Gestalt seines Werks, eine schwimmende Insel voll Scheinlebens, hinreichend genug zu rechtfertigen weifs, holen wir zwey Stellen nach. Die Grammatik verspricht (S. 7) Vollständigkeit und Kürze, so weit diese Vereinigung bey der (einem gewählten) Form des Gesprächs möglich sey. „Aber für den Uebersiehenden, sage man leicht zu viel, und für den anderen, niemals genug.“ Wir meinen, zwischen dem Uebersiehenden, der nur lakonische Gesetzformeln liebt, und dem anderen, den unendliche Auslegungen nicht Genüge thun, steht der offene und bescheidene Mitforscher; und dieser möchte doch einige der folgenden Aussprüche zu kurz, und unverächtlichen Zweifeln ein abweisen des Stillschweigens nicht gemäss finden. Die zweyte Stelle (S. 10), wo dem Vorwurfe zergliederter Kleinigkeiten begegnet wird, möge auch unserer Anzeige zu Gute kommen. „Was die Kleinigkeiten betrifft; sind darin die Sprachen überhaupt etwas anders, als ein Gewebe von feinen Bezeichnungen? ... Ist der Anblick des Baums dem Auge vielleicht weniger angenehm, oder verliert der Schatten etwas von der Kühlung, weil das Laub aus Fäserchen besteht?“

Das zweyte Gespräch, die Aussprache, wird belebt durch Freude über den neueren Grammatiker, der in seinem Lehrgebäude der deutschen Sprache Th. I. S. 129 den Buchstaben die geschmackvollen Namen, Blaselaut, Bebelaut, Nennlaut, Zitterlaut, Zischer, Sauselaut, Gacklaut, Mampflaut, Störterling und Tödtender, erkiesete. Wir vermüssen die genialische Erklärung des Hn. Urhebers: „Der Mampflaut, von mampfen, mit geschlossenem Munde kauen, wobey oft ein m deutlich gehöret wird.“

Dann



Dann werden die spasshaften Urtheile preis gegeben, womit die Franzosen Rivarol und Palissot über uns befurhoren. Etwas des Merkwürdigsten heben wir aus. Unsere Aussprache rühmt sich (S. 17—) der reinen Einfalt, mit der sie unsere männliche Sprache hören läßt; da sie weder *näsele* (wie die französische), noch *lipkische* (wie die englische), noch sonst etwas thue, das Gefuchtes verrathe. Der starke Hauch gehört den südlichen Mundarten an; in der Sprache selbst wird er gemäßiget (S. 18). Die gute Aussprache (S. 22) ist nicht den Gegenden eigen, wo *o* wie *e*, *a* wie *i*, *ea* wie *ei* lautet, und *g* mit *k*, *p* und *t* mit *b* und *d* verwechselt wird; so wenig als denen, die *Hoffnung*, *Mangel*, *juter Gott* anklimmen. Sie ist da zu Hause, wo man spricht, was die allgemeine Rechtschreibung, mit Ausnahme der überzähligen Zeichen, verlangt. Dort heißen wir z. B. *Deutsche*, nicht *Teutsche*: welches man gegen den angenommenen Gebrauch aus den südlichen Mundarten zurückrief. (Warum billigt denn Kl. S. 33 in *streben*, *sprechen* ein sanftes Geziß, wie es in *schweben* gehört wird? Und womit will er nun *isch* für *ist* abweisen?) Die Mitlaute (S. 25—33) sind sanft im Anfang einer Silbe, stark am Ende: *Muse*, aus (wie *aus*). Endigen mehrere Mitlaute, so ist nur der letzte stark: *nimst*. Unrecht haben die Süddeutschen, *Blasse* mit *Muse* zu verwechseln, (und *Rose Schoofse* zu reimen). Wie *Gabe*, gab (*p*), *Bade*, Bad (*t*) sich verhalten; so *Tage*, Tag (*ch*), *Weg*, Weg (*ch*), nicht *Tack*, *Wack*. So auch *hohe*, hoch; aus *rauh* ward *rauh* und *rauch*. Der sanfte Laut bleibt, wenn ein folgendes *e* wegfällt: Die *Mus* empfängt, dem *Bad* entsteigt, geblieb'ne, gold'ne, gebog'ne, rief'le.) Widerlegt wird beßändig der neue Sprachlehrer, der *z* und *fogar* *tz* für ein verstärktes *s*, oder den härtesten Saufelaut, ausgab. *Z* besteht aus *ts*, wie *s* aus *hs*, und es ist nicht weniger ungereimt, *set-ze* statt *fese* (*set-se*), als *Ak-ze* statt *Axe* (*Ak-se*), geschrieben zu verlangen. Aber wer kennt nicht die Grillen des Schreibgebrauchs, für welchen die guten Erinnerungen bis S. 45 verloren sind? „Es ist eingeführt, schreibt S. 39 dieser Bocksbeutler; und nun vertheidiget er's, „aus Widerwillen gegen das Neue, auf eine Art, die „das Mitleid zu sehr auf ihrer Seite hat, um lächerlich zu seyn.“

Das *Zwischengespräch* (S. 47—) beschäftigt sich mit Erscheinungen, die aus den Homerischen Traampforten hervorgehn. Aus der elkenbeinernen drängen sich Ueberrheinische, in Deutschland so gutartig gepflegte Tragbilder: von höchster Deutlichkeit ihrer unsterblichen Sprache; „der unsere Menantes wenigstens Tropfen des Lebensbassams abschmeckeln, vom Vorzug ihrer Reimpoesie, vom Fortgange mit dem Jahrhundert, von verschönernder Untreue der Uebersetzungen, von der Vortreflichkeit trubadurischer Silbenmasse gegen die Versarten der Alten. Endlich tritt aus der Hornpforte die wahrhafte Vorstellung: „Die deutsche Sprache reichet dem „Philosophen und dem Dichter beynabe zu, und

„verdient daher die Aufmerksamkeit des Untersuchers, der Sprachen von Sprachen unterscheiden „will, und kann.“ — Im folgenden *Zwischengespräch* (S. 57—) werden Galliete und Inglets aufgefodert zum Wettstreite mit Teutone um den Vorzug in Uebersetzungen. Sie sollen treu seyn dem Geiste des Originals, und, so weit die Aehnlichkeit der Sprachen reicht, dem Buchstaben; sie sollen nicht verschönern, nicht verstärken, auch nicht durch Verkürzung, außer wo Kürze der Sprache zu beweisen die Aufgabe ist (S. 62); sie sollen in gleichen oder sehr ähnlichen Versarten seyn, weil diese wesentlich zum Ausdrucke gehören. Man sieht wohl, daß auf solche Bedingungen nur die deutsche, als Originalsprache, die an eigenthümlicher Lebenskraft und Behendigkeit der griechischen Stammgenossen am nächsten ist, und keine der bastardischen Ausländerinnen, sich einlassen kann.

Am Eingange des dritten *Gesprächs*, welches den *Wohlklang* betrifft, rüget die Grammatik dem Sprachgebrauch eingeschlichene, zum Theil angenommene Mißbräuche. Der *Erstere* und *Letztere* sey eben so schlimm, wie der *Kleinstere* und der *Größtere*; *Mehrere* sey wie *Besserere*; und noch ärger sey *Dem ungeachtet*, und *Allerdings*, welche sich gleichwohl festgesetzt. (Jene drey regellosen Comparative entstanden durch Veraltung ihrer Positive, und sind also nicht völlig so schlimm, als die zum Spott gebildeten. Die Alten sagten der Regel gemäß der *ehere* und der *letzere*, vom alten *lex* für *lat*. Der *mehrere* kann als Comparativ vom alten *mar*, groß oder viel, gelten: *Die do merer oder gewaltiger sind*, und, *der dir glich ist*, oder *merer denn du bist*, sagt Kaifersberg, Post. II, 41. Chr. Bilg. 17; *man zerreißt eben so mehr* (wohl) *einen Beutel*, als viel, noch Agricola. Syrw. 73. Bey den Opizischen Dichtern indeß herrscht der *mehre*, welches Klopstock in der Gel. R. und Lessing in der Emilia S. 271, *Morgen ein Mehres*, mit Recht wieder erneueten. Wie der alte Positiv *mehr* die Bedeutung eines Comparativs annahm, eben so *bas*, gut: *Das mit guten Kräften wol that*, und *bas* (gut) *würck*, heißt es im Boccac f. 43; *unpass*, unwohl, haben wir noch. Da der Comparativ *bas* veraltete, blieb der *bessere* allein: womit der *mehrere* von ganz gleichem Schlage ist. Dem *ungeachtet* setzt die veraltete Fügung *einem achten*, aufmerken, voraus; Lessing braucht auf ähnliche Art, *dem Ausdrucke unbeschadet*, Laok. 63. In *allerdings* endlich ist nicht Einheit und Mehrheit verbunden; sondern *aller dinge*, *allerding*, welches noch Rollenstagen und Opiz gebraucht, ward mit dem gewöhnlichen *s* der Adverbien vermehrt: wie *allerseits*, *jenseits* aus *jenseit*, *anderwärts* aus *anderwert*.) Dann, nach getadeltem Schreibgebrauch, die Dehnung der Selbstlaute so vielfach und so willkürlich zu bezeichnen, erklärt sich die Grammatik wider *ein schönes Ganze*, für *Ganzes oder Ganz*, (welches selbst Lessing, wie unserm Vf. mit *erhobener Rechte*, statt *Rechten*, entfuhr); wider die Verwechselung der Hülfsörter *Haben* und *Seyn*;

Seyn; wider poetische Wortfolgen in der Prosa (der schlichten und ruhigen, versteht sich; denn dem heftigen Vortrage, wie bey *Friederich Jacobi* und *Johannes Müller*, geziemt auch alterthümliche Würde und Leidenschaft); auch wider die Einmischung des Landtschaftlichen: z. B. *beyläufig* statt *ungefähr*, *dieser Leibniz* statt *Leibniz*, *er ging* statt *ist gegangen*, *ein sicherer Mann* statt *ein gewisser*; und bey dieser Gelegenheit wider das Wörterbuch der Landtschaft Meissen, welches sich ein *Wörterbuch der hochdeutschen Mundart* nennt. Dieses Urtheil S. 75 verdient sowohl durch Klopstocks ehrvolles Ansehn, als durch die Wichtigkeit des beurtheilten Gegenstandes, die ernsthafteste Erwägung.

### K L O P S T O C K S

#### URTHEIL ÜBER JOHANN CHRISTOPH ADELUNG'S WÖRTERBUCH DER HOCHDEUTSCHEN MUNDART.

(Leipzig, b. Breitkopf und Sohn. Erste Auflage. I Th. 1774. A — E. Col. 1804. Vorr. S. XVI. Fulda's Preisschrift über die beiden Hauptdialekte der Teutschen Sprache, S. 60. II Th. 1775. F — K. Col. 1856. Vorr. S. VIII. III Th. 1777. L — Scha. Col. 1716. Vorr. S. IV. IV Th. 1780. Sche — V. Col. 1704. Vorr. S. VI. V Th. 1786. W — Z. Col. 476.

Neue Auflage. Leipzig, b. Breitkopf u. Comp. I Th. 1793. A — E. Col. 1992. Vorr. S. VIII. II Th. 1796. F — L. Col. 2140. III Th. 1798. M — Scr. Col. 1762. IV Th. 1801. Seb — Z. Col. 1796.)

„Sollten wir in allem Ernste eine Sprache, nicht bloße Mundarten haben, und bekämen wir einmal ein deutsches Wörterbuch: so müßte dies weder reich an Dingen seyn, die ganz gekannt, bey der Wortkunde entbehrlich sind, und, halb gekannt, auf Irrwege führen — ich meine das *etymologische Wurzelgraben*, dessen man zu der Kenntniß der jetzigen Bedeutungen, worauf es allein (oder vornehmlich) ankömmt, nicht (oder nicht immer) bedarf —; noch müßte dies Wörterbuch *arm an dem Nothwendigen* seyn; sondern *alle Worte* dieser Sprache, aber auch *nur sie*, enthalten; und *jede Bedeutung*, die ein Wort hat, — ich sage *hat*, und rede also nicht von *verstümmelten*, *verfälschten*, oder gar *angedichteten* Bedeutungen — mit einer *Genauigkeit* bestimmen, die bis zur Feinheit ginge, derjenigen nämlich, welche nicht sucht, sondern findet, und an nichts so kennbar, als an Richtigkeit ist. Der Verfasser eines Wörterbuchs giebt die *Eine Stimme*, welche er hat, dadurch, daß er über die Bedeutung der

„Worte seine Meinung sagt. Jedes *gutgewählte* und *beweisende* Beyspiel ist eine Stimme mehr. Die Beyspiele sind aber nicht gut gewählt, wenn man *aus dem Munde des Pöbels* (es giebt auch vornehmen), oder *aus Skribenten* nimt, auf die *niemand hört*; und sie sind *unbeweisend*, wenn ihr Sinn *nicht völlig* der angezeigte ist. Wofern der Verfasser des Wörterbuchs in Ansehung der Beyspiele, seine *Habkenntniß oft verräth*; so schmeichelt er sich umsonst gehört zu werden. Er hat *seine Stimme verloren*. Selbst die, bey deren Stimmen man mehr an das Wägen, als an das Zählen denkt, müssen sehr auf ihrer Hut seyn, wenn ihnen dieser Vorzug bleiben soll: wie viel mehr müssen es also die, bey denen *man des Mitzählens nur nicht vergißt*.“ Weiterhin ist die Frage: Wo man den wachen Sprachgebrauch oder reines Deutsch, am gewöhnlichsten antrefte bey den Skribenten? bey den Rednern? auf den Kanzleyen? oder in guten Gesellschaften, die man so nennt, ungeachtet sie öfter im Französischen Schulübung halten? Und der Sprachgebrauch antwortet „Bey der sehr kleinen Anzahl von Skribenten, die Dauer versprechen, lebe ich eigentlich

„Da hab' ich meinen Heerd,  
„Und der ist Goldes werth.

„Doch besuche ich auch wohl diesen und jenen Redner. Auf den Kanzleyen hat mein Vetter Regensburger das große Wort; und wir beiden stehen nicht sonderlich zusammen. In Gesellschaften komme ich sehr selten.“

Wer unsere Sprache nicht ganz obenhin kennt und Hn. Adeling's Wörterbuch, das eine begünstigte Mundart in ihrer neueren Gestalt für das eigentliche Hochdeutsch giebt, mehr als durchblättert hat, wird leicht, nach geringen Einschränkungen, in diese Grundsätze, und, obgleich mit Bedauern des unglücklichen Sammlerfleisses, in dieses Urtheil einstimmen. Denn welches Deutsch doch verlangt Deutschland in einem Wörterbuche geordnet und erklärt zu sehn? Natürlich den ganzen Umfang seiner gemeinsamen Sprache, worin der gute Schriftsteller, vom leichtesten Tone bis zu dem kühnsten der Poesie, nicht weniger als der Reisende von Erziehung, den Gebildeten aller Landchaften verständlich ist. Natürlich jenes aus den vereinigten Sprachschätzen des Volks allmählich ausgehobene, und nach innerem Gehalt und dem Verdienste der Redenden gewürdigte, überall gangbare *Hochdeutsch*, welches man sonst *reines Deutsch*, in dunkleren Gegenden auch wohl *Lutherisches* mit einem nicht unrichtigen Ausdrucke, zu nennen pflegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 30 J A N U A R, 1804

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ALTONA, b. Kaven: *Grammatische Gespräche von Klopstock etc.*

(Eingeschlossen ein Urtheil über *Adelungs Wörterbuch*.)

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nun aber hat jedes Volk in jedem Zeitraum eine alltägliche und eine feyerliche Sprache: wovon jene die Begriffe und Empfindungen des ruhigen Verkehrs in den gewöhnlichsten Ausdrücken wechset; diese aus dem engen Bezirk zu höheren Ansichten, zu ungemaineren und wärmeren Gefühlen, mit der Würde und Kraft alter kernhafter Satzungen, sprichwörtlicher Erfahrungsweisheit, und begeisternder Gefänge von Wundern der Vorzeit, das Herz erhebt. Beide Sprachweisen, die prosaische und die poetische, mit ihren vielstufigen, oft in einander sich verlierenden Tonleitern, fand schon Luther in ganz Oberdeutschland oder Hochdeutschland, worunter man alle über der niederdeutschen Meerküste liegenden Landschaften verstand, durch Volkslieder und Märchen, durch Chroniken, Erbauungsbücher und Bibelübersetzungen, durch starken Besuch der Universitäten; unter den Gebildeten so nahe gestimmt, und so vernünftig: daß er in diesem, aus verschiedenen Mundarten gewählten und veredelten *Hochdeutsch* seine Bibel samt unzähligen Flugschriften, nicht für seine Provinz Meissen allein, sondern für Deutschland, ausgehen ließ. Hr. Adelung selbst hat diese ihm ungünstige Wahrheit redlich bekannt (1. Vorr. §. 9 u. §. 22 Anm.): Luther habe eine schon herrschende Sprache der Gelehrten und der feinen Welt zur Verbreitung der Reformation gebraucht, und mit seinem Geiste besetzt. Wie gemeinverständlich mußte die herrschende Buchsprache seyn; da die vielfältigen Nachdrücke für die einfältigeren Leser ihrer Gegenden in Luthers Bibel kaum einige Worte zu erklären, in anderen Schriften die Orthographie nach der Landesausprache, und einige Formen und Redensarten zu verändern, sich begnügten? Adam Petri im Baselschen Nachdrucke des Neuen Testaments von 1523 sagt: „Die Wörter, die nicht verstanden werden, lasse ich auf unser hochdeutsch auflegen.“ Welche für den Gang der Sprache wichtige Auslegung im Adelungischen Wörterbuche zufällig gebraucht und vernachlässiget ward, sagt von seinem Nachdrucke der Lutherischen Bibel: „Ich hab mich bevollet, seine besondere Wörter und Orthographie, so mehr auf Meissenisch denn unser.“

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

„Hochdeutsch gebraucht, eigentlich bleiben zu lassen.“ Weil nämlich der Elsasser die meissenisch-hochdeutschen Wörter, und die Bezeichnung der fremden Aussprache; sich selbst wohl zu erklären wußte. Denn in Seb. Heibers, Notarien zu Freiburg im Breisgau, Syllabierbüchlein 1513 v. 1110; wird die gedruckte Ober- oder Hochdeutsche Sprache eingetheilt in die Mitter-Teutsche, die Donawische und die Höchst-Reinische; wovon die erste der *Mittern Teutschen* Aussprach zu Mainz, Speier, Frankfurt, Würzburg, Heidelberg, Nürnberg, Straßburg, Leipzig; Erfurt ff., als eine im Wesentlichen zusammentreffende, umfaßt.

Dieses so allgemein gültige *Hochdeutsch* war es also, was Luther, nach der etwas abweichenden meissenischen Aussprache jener Zeit, und mit wenigen Eigenheiten seiner Provinz, redete und schrieb. Durch nichts aber so sehr, als durch seine, mit frommer Begeisterung und ausdauerndem Eifer bis zum Tode geglättete Bibelübersetzung, gab er demselben eine beynahe klassische Vollendung. Mag es doch seyn, daß, wie mancher ihm nicht unedle Ausdruck durch späteren Sprachgebrauch geworden ist, so auch mancher jetzt edle zu seiner Zeit es weniger war; gleichwohl leuchtet allenthalben in Worten und Wendungen, sogar im Klange und im rhythmischen Fall, die strengste Wahl und die glücklichste Anordnung eines heftigen und zartfühlenden Geistes hervor: eine ursprüngliche Lebendigkeit, welche die sämtlichen späteren Dolmetscher, den von Adelung bewunderten *Michaelis* mit zuerst, hätte zurückschrecken, oder zu heilsameren Unruhen aufregen sollen.

Heiliger Luther, biete für die Armen,  
Denen Geistes Beruf nicht scholl, und die doch  
Nachdolmetschen, daß sie zur Selbsterkenntnis  
Endlich genesen!

Klopst. Od. II. 8. 113.

Nur wie die Worte Luther in jeder Ausgabe sorgfältiger gewählt, und vom Staube gereinigt, mögen ein paar Beyspiele aus Götzens *Vergleichung der Original-Ausgaben von Luthers Bibel* uns anzeigen. 1 Mos. III, 16. Ausg. 1523: du sollst dich ducken für dem man. A. 1534: dein wille soll deinem man unterworfen sein. — IV, 1. A. 1523: Adam beschloß sein weib. A. 1534: — erkannte. Eben so IV, 17; 24. 1 Sam. I, 19; und öfter. Auch ward 1 Mos. XXIX, 23, er beschloß sie, in das anständigere, er lag bey jr, verändert. (Die Adelungische Vermuthung, daß Luther hier das Lateinische *cognovit*, wie anderswo bald ein lateinisches, bald ein hebräisches Wort, gegen den Sprach-

Sprachgebrauch, buchstäblich überfetzt habe, trifft hier, wie fast allenthalben, vom Ziel. Das züchtige erkennen von ehelicher Vertraulichkeit brauchte schon Geiler von Kaisersberg in seiner Postille, IV, 17. *Mar- ric hatt angeschlagen in irren herten, keinen man zu- kommen.* Oder wenn man auch diesem Geistlichen einen Latinismus aufbürden will? so sagte der noch ältere Verdeutscher des Boccac f. 54: *Er also die Königin lieplich erkant.* Und f. 77: *Die da einen mann gehept und erkant hat.* Selbst grammatische Feinheiten übersah Luther nicht, wie 1 Mos. VI, 8. A. 1523—34: *Aber Noah fand.* A. 1541: *Noah aber* — VII, 4. A. 1523: *alles das das wesen hat.* A. 1534: — *was das wesen* — 2 Mos. V, 14: *die die vögte.* A. 1541: *welche die* — Richt. XII, 1: *Wir wollen dem haafs mit dyr verbrennen.* A. 1541: *samt dir.* Für das, zum Gemeinen veraltete, *Gang aus dem Kasten.* 1 M. VIII, 16, hat die A. 1534, *Gehe* —; für *stand auf*, XXI, 18, *stehe auf*; für die niedrigen Forgnen, *wie heffst, Bündle, Kinde,* XXXII, 29. XLII, 35. XLIII, 8. *wacz, wie heffst, Bündlin, Kindlin* (jetzt *lein*), gewählt; so wie auch die veraltenden, *Gottis, soltst, offinbarung, than, tochtters, wider, oder, verbrocht, der allerhöchst, gerechtigkeit, getilgt* wurden. — XI, 5: *da steng der HERRE ernyder.* A. 1534: *da fur der HERRE ernieder.* — XII, 10: *eyn teure zeit.* A. 1534: *eine teurunge.* — XIV, 11: *alle Futterung.* A. 1534: *alle speise.* — XV, 21: *man hauffs- krecht.* A. 1534: *mein hausknecht.* A. 1541: *mein Hausvogt.* — XVIII, 12: *sch ich noch mit wollust umgehen.* A. 1541: *Hollust plegen.* — XXI, 20: *eyn soltze meys- ser.* A. 1534: *ein guter schütze.* — XXIII, 8: *ists ewr gemüete.* A. 1534: *gefellest es euch.* XXIV, 18: *und trencht yhn.* A. 1534: *gab jm zu trincken.* — XXIX, 26: *man thut nicht also yns unserm land.* A. 1534: *es ist nicht sitte in.* — XXXI, 23: *und erwischet yhn.* A. 1534: *ereilet ju.* — XXXIII, 3: *und bückt sich.* A. 1534: *neigte sich;* diese Veränderung ist häufig. — XXXVIII, 8: *verheytze* (verheirathe) *dich mit yhr.* A. 1534: *nim sie zur Ehe.* — XL, 19: *deynen kopff erheben.* A. 1541: *dein haupt.* — 2 Mos. XV, 8: *die tieffe plumpte ynn eymander.* A. 1534: *walket von einander.* — XIX, 16: *donnern und blizen.* A. 1541: *blitzen.* — XX, 18: *Blix.* A. 1541: *Blitz.* XXII, 6: *erwischet.* A. 1534: *etgreiff.* — 5 Mos. V, 17: *Du solt nicht tod- schlagen.* A. 1534: *nicht tödten.* — Richt. III, 16. 22: *flossdegen, degen.* A. 1534: *schwert.* — 1 Sam. II, 33: *wenn sie zu kuttten worden sind.* A. 1534: *wenn sie men- ner.* — LVIII, 6: *mit fiddeln.* A. 1534: *geygen.* — 2 Sam. XIX, 24: *seynen bart nicht aufsgesputzt.* A. 1541: *gercinigt.* — 2 Kön. IX, 37: *wie eyn drack.* A. 1541: *wie kot.* — Hiob XXXVII, 4: *yhn nach rum- pelt der donner.* A. 1541: *dem nachbrüllet* — Genug, um die unermüdete Sorgfalt des Mannes zu erken- nen, der hinter dem Plaster von 1531 auch die vori- ge Arbeit will bleiben lassen, „um des willen, die da begehren zu sehen unser Exempel und Fuß- schapen, wie man mit dolmetschen näher und näher kommt.“

Von diesem Aufstreben aus dem Gemeinen zum Edleren werfe man einen Blick auf die Göttingische

Nachdolmetschung. Luther überfetzt, 1 Mos. XI, 17—19: *Und im obersten Körbe allerley gebackene Spei- se dem Phara; und die Vögel assen aus dem Korb auf meinem Haupt. . . Nach dreien Tagen wird dir Pha- ra; dein Haupt erheben.* Michaelis dagegen: Und in dem obersten war von aller Art solcher Speise, als der Becker für Farao zuzubereiten pflegt: aber die Vögel frohen aus dem Korb, den ich auf dem Kopfe hatte. . . In drey Tagen wirst du auf Befehl Fa- rao den Kopf verlieren. — Bey Luther verordnet Gott, 2 Mos. XXVI, 1. 7. 14: *Die Wohnung ein zeh- Teppichen, darüber ein Decke aus Ziegenhaar, über diese eine Decke von röttlichen Widderfellen, und zu oberst eine von Dachsfellen.* Bey Michaelis verlangt sie Jehova in der zierlichen Sprache eines Leipziger Modehändlers: Aus zehnlänglichten Tapetenstücken, darüber ein Gezelt aus länglichten Camelot-Stücken von Ziegenhaaren, über dieses eine Decke von Saf- fian, und noch eine zweyte Decke von — Meersfräulein-Fellen. (Wenn das die Landfräulein nur nicht übel nehmen!) — Inwendig bemerkt Luther, XXV, 29. 38. *Schüsseln, Becker, Lichtschälzen, und Lych- nisse;* Michaelis dafür: *Flache und tiefe Tellen, Lichtputzen, und Schalen, in welche die Lichtschäl- pfen gelegt werden.* (Zum Duftenvielleicht?) — Für das Einkommen der Scheune, 4 Mos. XVIII, 30, giebt dieser uns: *Frucht von der eigenen Dröschdeele.* — Luthers aus dem *Degen* gewordenen *Schwert* wird hier, Richt. III, 16, zum *Messer*, und 1 Sam. XVII, 50. XXI, 8, wieder zum gemeinen *Degen*. Saul, heist es XXXI, 4, in hexametrischen Tonfalle: *Saul entlicke sich selbst mit seinem eigenen Degen.* Die Auf- forderung an Abimelech, Richt. IX, 29, *Mehre dein Heer, und ziehe aus, wie ganz anders lautet sie in der heutigen Kriegssprache: Nimm mehr Soldaten an! komm herans!* Auch rühmt sich M. in der Anm. zu 1 Sam. XVII, 7, das Exerzierbuch der Hannoverischen Artze bey seiner Uebersetzung genutzt zu haben. — Luthers David, 1 Sam. XVII, 18. 22. 42: *ein Knabe, bräunlich und schön, bringt dem Hauptmann zehn fri- sche Haffs, und lässt das Gefäß unter dem Hüter der Ge- fässe, oder Gerathe.* Der neuere David, ein ganz junger Mensch, von schonem rothen Gesichte, bringt zehn Portionen Milch, die er so lange den Wächtern der Bagage übergiebt, dann küßt er ihm, dem Philis- ther den Rest zu geben, und trägt dessen Kopf in der Hand. — Bald darauf XIX, 19, erfuhr Saul, dass David im Hospizio zu Rama wäre, und schickte ein Commando ab, das ihn hohlen sollte. — XXI, 13—15: David bey dem Könige Achisch stellte sich un- klug, nahm allerley ungereimte Handlungen vor, zeichnete Krenze an die Thüren, und liefs sich den Geiser in dem Bart fließen. Diese (fügt der Dolmet- scher hinzu) hatte seine Wirkung; Achisch sagte zu seinen Bedienten: *da habt ihr einen unklugen Men- schen gesehen; warum bringt ihr ihn zu mir? Meint ihr, dass ich Mangel an Narren habe, weil ihr ihn sogleich herbringt, vor mir seine Narrenpossen zu treiben? Sollte so einer in mein Schloss kommen?* (Luthers alte Uebersetzung vergleiche man selbst.) —

XXV, 40—43: David liefs durch einige seiner Bedienten Abigail die Ehe antragen. Sie säumete auch nicht lange, sondern setzte sich auf einen Esel, nahm fünf Cammermädchen mit, folgte den Bedienten Davids, und vollzog die Heirath. — 2 Sam. VI, 20: Nach dem Tanze kam Michal ihm entgegen, und sagte: Wie majestätisch sahe heute der König von Israel aus, da er sich vor den Mädchen seiner Knechte entblößte, wie liederliche Frauenspersonen, wenn sie liederlichen Kerls nachlaufen. David gab ihr zur Antwort: Vor Jehova — will ich noch ferner tanzen, und mich noch mehr herunter lassen als dießmal. — XI, 7: David erkundigte sich bey Uria nach dem Ergöhen Joabs, dem Zustande der Arme, und dem Fortgange und Aussichten des Krieges, und sagte darauf zu ihm, er könnte nun nach Hause gehen, und sich völlig seiner Bequemlichkeit bedienen. So wie er aus dem Schloß des Königes gegangen war, ward ihm Essen von der königlichen Tafel nachgeschickt. . . David zog ihn zur Tafel, und brachte ihm einen Rausch zu. . . Joab schickte einen Courier ab. . . Urias Frau hörte die Nachricht von seinem Tode, legte Trüer an, da die Trauerzeit vorbei war, liefs der König sie auf das Schloß holen, heirathete sie, und sie ward von einem Sohn entbunden. — Wenn so die erzählenden Schriften behandelt wurden; wie muß es volkends den poetischen ergangen seyn! An zwey Stellen aus den Psalmen: XVIII, 3, *Herr, mein Fels, meine Burg*; M. Jehova, meine Zuflucht, mein Bergschloß; und CIV, 13, *du feuchtest die Berge von oben her*; M. aus dem obern Stockwerk seines Hauses wäflert er die Berge: wird man seine Lust schon hinlänglich gebüßt haben.

Gewiss hat eine so platte, der alten Urkunde so unwürdige Lottersprache, schon vor 30 Jahren in dem Hörsaale des scherzhaften Gelehrten, dem die akademische Muse überschwengliche Wissenschaft, aber wenig Gefühl des Schicklichen und des Schönen, verliehn hatte, theils ein brausendes Gelächter, theils verbißnen Unwillen erregt. Und — o klagt, Mufen der Gelehrsamkeit und des zarteren Sinns! — diese, allein zum Verständnisse der Bibel brauchbare Dolmetschung, vermochte der angebliche Sammler und Beurtheiler unseres Sprachschatzes, in einer durch bereuete Unkunde getempelten Anmerkung \*) am Schlusse der ersten Vorrede vor seinem hochdeutschen Wörterbuche, weit über Luthers angeekelte Meisterarbeit hinauf zu setzen: deren alterthümliche Würde und gediegene Kraft, ohne Schlacken des täglichen Gebrauchs, er mit dem ungeklärtesten Geschmack jener Zeit, da noch die rauhe oberdeutsche Mundart, wie er sie nennt, bey Gelehrten und Weltmännern

obwaltete, und die seine oberflächliche (seiner eigentümlich betiteltes Hochdeutsch!) erst aufkeimte, zu entschuldigen sich vergaß. „Des Hn. Michaelis Uebersetzung, urtheilet er, hat auch in Ansehung der Reinigkeit der Sprache einen großen Vorzug (nämlich vor der Lutherischen), und man kann sie, einige Kleinigkeiten ausgenommen, sicher den correctesten Schriften, die wir nur haben, an die Seite setzen.“ Rein ist sie allerdings — von alles Veredlung, und correct — durch gleich gehaltenen Ton des Niedrigen: wie einst Voltaire einer zur Kritik eingereichten Tragödie, durch Aenderung weniger ins Edle fallenden Verse, Correctheit gab.

Die aus dem alten Hochdeutsch, wie Geiler von Kaisersberg, Seb. Brandt, Joh. Pauli, Melch. Pfintzing es geredet, von unserem Luther nengekaffene, und weniger durch Umformung zum meißnischen Dialekt, als durch Ausbildung und geistreichen Gebrauch der innersten Anlagen, geläuterte Buchsprache, ward mit der Reformation durch Bibeln, Volksbücher und Predigten, auch häufig nach der damaligen meißnischen Aussprache, in Ober- und Niederdeutschland verbreitet. Ein sehr erneuertes, zwar durch Besonderheiten der Provinzen etwas unterschiedenes, aber im Grunde Lutherisches, aus Luthers, überall mit Begierde gelesener, fast classischer Uebersetzung verfeinertes Hochdeutsch finden wir seitdem bey den besseren Schriftstellern, Agricola, Matthesius, Bure. Waldis, Königshoffen, Ge. Rollenhagen, Lehmann; indess andere, wie Seb. Frank und Hans Sachs, gegen die Neuerung sich sträubten. Selbst beliebte Werke wurden, der verästelten Sprache und Rauigkeit wegen, zuletzt anstößig, und schienen für den jetzigen Geschmack einer Umarbeitung zu bedürfen. Seb. Brands *Narrenschiff*, welches im Jahr 1494 von Basel und Straßburg ausgegangen, und mehrmals verändert nach fremden Mundarten und Zwecken erschienen war, gab Königshoffen im Jahr 1574 zu Basel, mit Geilers Übersetzer Auslegung: „mit das recht Hoch Teutsch gebracht.“ Von Pfintzings *Theuerdank* aber, einem im Anfänge der Reformation 1517 geschriebenen und 1519 zu Augspurg gedruckten Rittergedichte, liefs Burcard Waldis schon im Jahr 1553 zu Frankfurt einen verbesserten Abdruck zu besorgen, nach einiger Weigerung, sich erbieten. „Ich habe mich endlich,“ sagt er, solcher Mühe verstanden, doch im alten Exemplar alles stehen lassen, was je hat mögen, stehn bleiben. Wiewol die alten Reimen etwas, schwerlich daher gelhn, das muß man aber der Zeit, nachgeben und zu gute halten. Dann die Teutsche Sprach (wie allen bewußt) sich in dreißig Jaren gar, Radtlich vnd wol gebessert.“ Zur Probe der Sprach-

\*) Hier und vorher §. 10. behauptete Hr. A. dreist: 1) Luther sey bey den ersten Ausgaben seiner Bibel älteren oberdeutschen Uebersetzungen gefolgt; 2) L. habe, weil vermuthlich die oberflächliche Mundart immer mehr Ansehen gewann, in den folgenden Ausgaben die Schreibart ein wenig mehr nach dieser gebildet; 3) L. habe, als geborenes Niedersächse, auch wohl niedersächsische Wörter und Worfügungen mit einfließen lassen. Von diesen Behauptungen, die eine falsche Unbekanntschaft mit Luthers Heimath und den Originalausgaben seiner Bibel voraussetzen, nahm Hr. A. in der Vorrede des 3. Bandes, durch Kenner belehrt, die erste und die dritte als irrige Vermuthungen zurück; ohne gleichwohl zu gestehn, daß nun auch der mittlere Satz, und das ganze Vorgehen, wie durch Luther die meißnische Mundart zur herrschenden Buchsprache Deutschlands geworden sey, etwas vorsichtiger hätte bestimmt werden sollen. . .

Spätsänderungen, mit Ausschluß derer, die das Gedicht und den Vers angehn, wollen wir die ersten 24 Blätter des Originals vergleichen: *Alt geschicht und teurlich getatten, Wald. alte g. v. tawre thaten. — Dem Teurlichsten Eltisten und namhaftigsten geschlecht. W. teurliken Eltisten namhaftigsten. — Der König ward von seinen Räten angesträngt (gedrängt). W. Der König . . . angelangt. — Gen dem Niedergang der Sonnen. W. gegen N. der Sonnen. — Eylunds. W. eilends. — Möcht sy mir zuweib werden. W. müchts mir zu theyle werden. — In der gehorsam sy in patten. W. Ihn undertheniglichen baten. Beides Aenderungen gesteigerter Höflichkeit. — Der sy schirmt und entschütet (schützt) und vor allem gewalt ertretet. W. Der sie beschirmt und regiert. Sein landt und leut wol gubernet. — Das wellet gnad herr verkhomen (verhüten). W. Das wölt gnädiger Herr verkommen. — Offen (offenbaren). W. öffnen. — Als nun hertrug der ander tag. W. erschin. — Seind. W. sind. — Lauter vünd frey. W. allein und frei. — So Er seiner Tochter zu Man erwilt hat. — W. zum Gemahel erwilt hatt. Diesen höflicheren Ausdruck wählt er durchgängig. — Ordenen; federen. W. ordnen; federn. — Ist verseheiden. W. verschied. — Gert ich. W. wünscht ich. — Nach Eweren gebot. W. nach ewrm gnedigen gebot. Rauher, aber höflicher. — Vordren. W. jorden. — Was. W. war und ward. — Den Brieff antworten. — W. vberantworten. — Zeug. W. ziehe. — Der Bot. W. der Gfandt. Höflicher. — Gnediger herr. W. Durchleuchtigr gnediger herr. — Die Königin des vernam. W. das. — Das manlich gemüt, Das in dem alten König wüt (stürmt.) W. blüt. — So wirdest du groß glücklich walten (wirken.) W. So wirdt als glücklich und heyl dein walten (über dich walten). — Wer hat dich new so weys gemacht. W. wir (doch). — Abenthewr, sy sein wild oder gheur (zahn). W. wild noch ungeheur. — Wer gefeulich ding fecht an. W. facht an.*

Gleichwohl ward Luthers „stattlich und wohl verbessertes Teutsch“ das sechzehnte Jahrhundert hindurch mehr genutzt und verbreitet, als weiter geführt; bis ihm Opizs Geist, mit Athens und Roms Mustern vertraut, theils durch weit feinere Anwendung des Ueberlieferten, theils durch lebendigen Zuflus aus vernachlässigten Quellen des Altdeutschen, jenen siegreichen Schwung gab, der, wenn nicht die Barbarey des dreißigjährigen Religionskrieges ihn geschwächt hätte, Annäherung zu griechischer Vollkommenheit versprach. Ihm und seinen Nachfolgern gebührt vorzüglicher Antheil an Schottels Lob in der grösseren Sprachlehre S. 49: „Luther hat alle Lieblichkeit, Zier, Ungefüg und „bewegenden Donner in die Teutsche Sprache gepflanzt, die rauhe Bürde in vielen ihr abgenommen, und den Teutschen gezeigt, was ihre Sprache, wenn sie wolten, vermögen könnte; ist auch zu „spüren, wie von der Zeit allerwegen die Teutsche „Sprache zugenommen, ausgehoben und bereichert „worden sey.“ Auch im 17. Jahrhundert ward Hochdeutsch allgemein die Sprache des höhern Deutsch-

lands mit ihren verschiedenen Mundarten, wie Niederdeutsch die Küstensprache von Flandern bis Lief-land, samt der holländischen Mundart, genannt; in engerem Sinn aber bedeutete gutes und reines Hochdeutsch die aus allen hochdeutschen Mundarten zu gemeinsamer Verständigung ausgefonderte Buchsprache. Des Heinjus niederländische Gedichte nennt Opiz II. S. 45 Deutsch, und ermahnt sich zu dem Versuch, durch Hochdeutsch Ehre zu erlangen. „Wie „sollen, sagt er in der Prosodie S. 29, uns befeissen, „deme, was wir Hochdeutsch nennen, besten Vermö- „gens nachzukommen, und nicht derer Oerter Spra- „che, wo falsch geredet wird, in unsere Schriften ver- „mischen.“ Und in Tschernings deutscher Schreib- und Sprachkunst, die S. 39 das reine und zierliche Hochdeutsch der Staatschriften und Luthers empfiehlt, ermahnt Opiz einen Freund in Strassburg: dafs, wie er selbst den schlesischen Dialekt nicht brauche, sich jener des elsassischen enthalten müsse. *Est quoddam quasi Atticum apud Graecos genus, quod Luther animum vocitare per me potes: hoc nisi sequaris, erres necesse est.* (D. i. Es giebt, wie etwa das Attische bey den Griechen, eine gewisse Schreibart, die man immerhin die Lutherische nennen mag: wenn du dieser nicht folgst, so verirrst du notwendig.) Opiz vernied darum keinesweges, von schlesischen Eigenthümlichkeiten, was anderen Landschaften nur ungewöhnlicher, nicht fremd, lautete, der Sprache zur Bereicherung mit Erfolg und ohne Erfolg einzumischen. Dennoch rühmt der Meissner Fleming S. 150:

die schönen Pierinnen,

Die nun durch Opizen auch hochdeutsch reden können; und S. 201 die Poesie:

die Schlesiens Smaragd

Zu allerersten hat in Hochdeutsch aufgebracht.

Auch hat dieser sinnreiche Meissner im Ganzen das selbige von Opiz gebildete Deutsch, nicht ohne schlesische Abweichungen vom herrschenden Gebrauch, wie die *Bach*, die *Veilge*, der *Gist*, das *reichseyn*, für Reichthum, die *Musik* trochäisch, können auf *innen*, kommt auf *nimm* gereimt; und wo ihm etwas seiner Mundart eigenes entfuhr, wie das *helle Quell*, ein *grüner Thal*, der *Fluss* weifs seinen *Ufer* nicht; so ward der Meissnerische Idiotismus bey ihm und Opiz, welchem Tscherning S. 43 einiges ausstellt, nicht weniger als der Schlesische, oder was vielleicht dem Preussen *Simon Dach*, dem Holsteiner *Joh. Rist*, dem Schwaben *Freisheim*, eigenes aus der Heimath anhaftete, von der deutschen Gesamtsprache verschmäht. Das Sprachwidrige, dem gemeinen Gebrauch fremdartige der Mundart, verunglückte dem Meissner eben so sehr, als dem Dithmarscher *Rachel*; wie gutmüthig auch dieser in der Vorrede um Gnade bat: „Sollte ein Dithmarscher mit un- „terlauffen, bitte ich dienstfreundlich, man wolle „den guten Kerl als einen redlichen Landsmann „passirn lassen; bin solches jederzeit zu verschulden „willig und erbietig.“

(Die Fortsetzung folgt.)



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 31 JANUAR, 1804

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ALTONA, b. Kaven: *Grammatische Gespräche von Klopstock. etc.*(Eingeschlossen ein Urtheil über *Adelungs Wörterbuch.*)

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nachdem aber Opitz das Gefühl für reines und zierliches Deutsch verstärkt, und mit seinem Rubane durch Deutschland verbreitet hatte; sungen einige Oberfachsen an, Luthers Verdienst um die hochdeutsche Sprache als Verdienst seiner Heimat zu miskennen, und die meißnische Mundart für eine Norm der Ausrede nicht nur, sondern allmählich der Sprache selbst, anzurühmen. Sie hatten ja Zöglinge ihrer Akademien, das reine Wort Gottes in reinem Hochdeutsch zu predigen, durch alle Provinzen Deutschlands gefendet; sie dünkten sich, wie den Glauben, so die Sprache, in Reinigkeit zu erhalten, als Luthers Angehörige berechtigt; und beide wohlmeinenden Ansprüche wurden bis in unsere Zeiten fortgesetzt. Ihrer Vaterlandsliebe kam der Doppelfinn des Wortes *Mundart* zu Hülfe. Ward es eigentlich für Ausrede der Provinz gebraucht; so konnte man gern, wenigstens in Niedersachsen, wo das Hochdeutsch erst gelallt wurde, dem gebildeten Meißner eine feinere Mundart zurechen; nicht aber in dem erweiterten Sinne, da es einen abgeschlossenen Umfang von Ausdrücken und Wortformen der Provinz, einen besonderen Dialect, andeuten sollte. Dem kaum verstorbenen Opitz rückt der Leipziger *Hanmann*, der Erläuterer seiner Prologie, S. 168—169 Reime der schlesischen Aussprache vor, und läßt *hochdeutsche* Rederfahrne urtheilen, ob wohl diese der meißnischen vorzuziehen sey. Er meldet (S. 138) den Rath eines Theologen, auf der Kanzel sich der reinen meißnischen Mundart zu befeßigen, und das Vorgeben vieler, dafs man zu Leipzig und Halle rein Hochdeutsch spreche: wo indess (S. 170) auch viel falsches vorkomme, z. E. *oock*, *Reenlichkeit* (also auch *reen Hochteitsch*), und mehr dergleichen; weshalb doch wohl besser, meint er, nach der gemeinsamen Sprache, als nach besonderen Redarten, geschrieben und gereimt werde. Wiederum empfiehlt er (S. 139) den Gebrauch guter *meißnischer Wörter und Arten im Reden*, nur dafs sie jetziger Zeit üblich, und bey verständigen und vornehmen Leuten im Schwange seyn. Ein gleichzeitiger Meißner, der bekannte *Filip von Zesen*, im deutschen Helicon I. S. 49, entschuldigt Opitzens Reime; *J. A. L. Z. 1804. Erster Band.*

„Ist der Poet in Meissen, so braucht er die Meißnische, ist er in der Schlesie, so braucht er die Schlesische Mundart; doch geht die Meißnische, welche die rechte Hochdeutsche, allen andern vor, und wird in andern Landen ohne bedenken gebraucht, welche andere nicht thun.“ Auch im Rosenmand behauptet er S. 12. 203, das von Luther gereinigte Hochdeutsch, welches über hundert Jahr unverrückt in seiner Anmuthigkeit geblieben sey, werde in Obersachsen und Meissen, besonders von dem vornehmen Frauenzimmer zu Leipzig, am zierlichsten geredet. Wobey er uns aber nicht vorenthält: dafs dem Meißner *Getün* wie *Getehn*, *Gäfte* wie *Güste*, *Räuber* wie *Reiber* laute (Hel. I, 40—42); dafs er gemeinlich *Got* für *Gott* und *jukt* für *gut* spreche (Ros. S. 94); dafs *Schlag* mit *erschrak*, *Flug* mit *Schmuck*, *Berg* mit *Werk*, *säe* mit *Höhe*, *Mars* mit *harsch*,—des gleichen Laute wegen reime (s. die Reimanzeiger); und dafs nur die Verwechslung der weichen *b* und *d* mit den harten *p* und *t* (die dem Obersachsen so leicht entschlüpft), z. B. der Rein *weidet* und *leitet*, als falsch müsse gemieden werden.

So flatterhafte Anmassungen des werthlosen *Enoch Hanmann* und des eitel beschäftigten *Filip von Zesen* waren es, wodurch selbst *Aug. Buchner*, ein Dresdener, zum Empfehlen „guter Meißnischer, und jetziger Zeit gebräuchlicher Wörter und Arten im Reden“ (Anleit. z. Deutsch. Poeterey 1663 S. 42) sich verleiten liefs. Sie verdienten es wohl, von Schriftstellern, die auf fortgesetzten Anbau der Lutherisch-Opizischen Nationalsprache, nicht irgend einer Mundart, ihren Ruhm gründeten, mit Unwillen und Spott abgefertigt zu werden. *Tjcherning* fragt in der Sprachkunde S. 77: „Wer wil mir sagen, wo die rechte Ausrede, oder die reine Hochdeutsche Sprache vollkommen zu finden sey?“ und lacht jenes über Opitz urtheilenden „Frühklügling“, der, nach einem lateinischen Epigramm des schlesischen Liederdichters *Joh. Heermann*, dem todten Löwen als Hase den Bart zupfe. Noch kräftiger, gegen die *Zesischen* Träume über Aussprache und Rechtschreibung, erklärt sich *Schottel* in der grösseren Sprachlehre S. 153: „Es ist fast lächerlich, dafs ein und ander, sonderlich aus Meissen, ihnen einbilden dürfen, der Hochdeutschen Sprache, ihrer Mundart halber, Richter und Schlichter zu seyn, ja so gar sich erkühnen, nach ihrem Hörinstrument, und wie sie nach beliebiger Einbildung ihre Ausrede dehnen, schlenken, schöbelen und kneiffen, die Hochdeutsche Sprache auch in ihrer natürlichen unfehligen Grundrichtigkeit.“



„keit zuenderen: wodurch das rechte höchstlobliche „Sprachwesen, so viel die Ausrede, Bildung und Rechtschreibung betrifft, auf ein lauter ungewisses und „Triebband wolte gesetzt werden. Die rechte Meissnische Ausrede, wie sie zu Leipzig, Merseburg, Wittenberg, Dresden üblich, ist lieblich und wollautend, „und hat in vielen Wörtern das Hochdeutsche sich wol „darauf gezogen. . . . Man weiß aber nunmehr, wie „das Teutsche zu sprechen und recht zu schreiben, „und bedarf des sich immer hervormengenden neuerlichen Ungrundes nicht.“ Und da er S. 152 gelehrt, „dass die Sprache der Deutschen in Hochdeutsch und Niederdeutsch (vormals in Fränkisch und Sächsisch) getheilt werde, wovon jedes seine Mundarten, das Hochdeutsch nämlich die Meissnische, Hessische, Schwäbische, Schlesische u. s. w., unter sich habe; so erklärt er S. 174, was Hochdeutsch in engerer Bedeutung als Buchsprache sey: „Die Hochteutsche Sprache, „davon wir handeln, ist nicht ein Dialectus eigentlich, sondern *Lingua ipsa Germanica, sicut viri docti, sapientes et periti eam tandem receperunt et usurpant. Omnibus dialectis vitiosi aliquid inest, quod locum regulae in lingua ipsa habere nequit.*“ (Sie ist, sagt er, keine Mundart einer Provinz, sondern die Sprache Deutschlands, wie gelehrte, weise und erfahrene Männer sie endlich aufnahmen und brauchen; in allen Dialecten ist etwas fehlerhaftes, welches der Sprache selbst nicht zur Regel dienen kann.)

Mit gleichen Gesinnungen, die meissnische Mundart weder verachtend noch überschätzend, strebten die besseren des Jahrhunderts, meist Schleier, Luthern und Opizen nach, die hochdeutsche Sprache aus sich selbst, durch Oeffnung ihrer gemeinsamen Quellen, zu bereichern und vom Schlamm der Vernachlässigung zu läutern. Ueber Lohensteins sprachgelehrtes Werk *Arminius und Thusnelda*, welches 1690 erschien, urtheilt der Herausgeber, der von Gottsched sehr geachtete Benj. Neukirch (Anmerk. S. 8): es sey *reine Hochdeutsch*, und weder mit fremden Wörtern ohne Noth, noch mit neugemachten deutschen vermengt; ein und andere Redensarten, die vielleicht in Schlesien gebräuchlicher als in Meissen seyn, müsse man wie die Patavinität des Livius betrachten. Einstimmig hiermit urtheilten im Anfang des 18 Jahrhunderts die Sprachforscher Böhmer und Frisch. Jener, der in den *Grundsätzen der Teutschen Sprache* II, 76, zur Verhütung des Doppelsinns, dem Niederdeutschen das Oberdeutsch mit seinen Mundarten Meissnisch, Schlesisch, Oesterreichisch ff., entgegenstellt, nennt *Hochdeutsch* die aus den oberdeutschen Mundarten gewählte Schriftsprache. „Die Hochteutsche Sprache, sagt er, ist keine Mundart eines einigen Volks „oder einer Nation der Teutschen, sondern aus allen „durch Fleiß der Gelehrten zu solcher Zierde erwachsen, und in ganz Teutschland im Schreiben der Gelehrten wie auch im Reden vieler vornehmer Leute üblich.“ Er fügt hinzu, man dürfe in diesen ausgehobenen, überall gültigen Schatz der gemeinschaftlichen Muttersprache noch jetzo aus den Mundarten, sowohl der Niedersächsischen als der Oberlän-

dischen, vollwichtige Worte von nicht unkenntlichem Gepräge getrost aufnehmen: *in medium quaerere*, nach dem Virgilischen Ausdrucke. Frisch hat in seinen Zusätzen hierbey nichts zu erinnern, und in dem Wörterbuche folgt er der selbigen Eintheilung: In Deutschland werde *Oberdeutsch* geredet und *Niederdeutsch*; das geschriebene reinere *Oberdeutsch* aber, unvermischt mit Ausdrücken, die nur in besonderen Mundarten sich erhalten, werde *Hochdeutsch* genannt. Und, dessen Stimme für alle gilt, der tieforschende Leibniz, er selbst ein Obersächse und ein Leipziger von Geburt, aber deutsch von Herzen und wahrhaft: dieser; in den *Gedanken wegen Verbesserung der Teutschen Sprache*, unterscheidet §. 32 das *Hochdeutsch*, welches im Schreiben herrscht, nicht nur vom Plattdeutschen, sondern von der *Obersächsischen*, *Fränkischen* und anderen Mundarten; und rügt §. 84 einige Provinzworte der *Meissner*, deren die Schriftsprache sich enthalten müsse.

Weniger, als der eingeborene Leibniz, vermochte der meissnische Ansiedler Gottsched, ein auf der Ostsee geborener Preusse, der täuschenden Vorliebe für Leipzig, die Pilgerin seines Ruhms, zu widerstehn. Seine deutsche Sprachkunst läßt in der Einleitung jene verrufenen Ansprüche zuerst nur verschleiern mit einer fast ungottschedischen Blodigkeit auftreten. Die hochdeutsche Sprache, heisst es, habe außer den verschiedenen, an eigenem Schiboleth kenntlichen Mundarten oder Dialecten, wozu die meissnische gehöre, noch eine eklektische oder auserlesene Art zu reden, die in keiner Provinz völlig einheimisch sey: nämlich die Mundart der Gelehrten, die er auch *Mundart der Höfe* zu nennen wünscht, das wahre kernhafte Hochdeutsch. In Ländern nun, wo mehrerer Höfe seyn, enthalte diesen Kern von gelehrter Hofmundart, oder höfischer Gelehrtenmundart, der *größte Hof in der Mitte*, auch wohl eine *benachbarte Stadt*, nicht zu weit von der Residenz. Weil aber den rechten Punkt in der Mitte nicht jeder herauszirkeln möchte; so giebt die Sprachkunst bey der orthographischen Regel, nach guter Aussprache zu schreiben, eine etwas umständlichere Nachweisung. Zwar hat sie im Vorigen die Aussprache *Been*, *Froide*, *globen*, *kehen*, *jut* und *kut*, *schprechen*, *Schlave*, *Veget*, und die Verwechselung des *b* und *d* mit *p* und *t*, mitunter für meissnisch, aber nicht für sonderlich gut, erklärt. Dennoch werden wir jetzt, die beste Aussprache (und, was unter dem Worte Mundart mit durchscheint, den richtigsten Sprachgebrauch) dort zu suchen ermahnt, wo von einer Menge gelehrter und beredter Schriftsteller eine Menge wohlgeschriebener Bücher, wo eine Anzahl hoher und niedriger Schulen, wo die feine Lebensart (jene vom Mittelhofe verbreitete Höflichkeit!) und der angenehme Umgang des Landes so vieles zur Ausputzung der Mundart beytragen; zumal, wenn sie noch durch fleißige Sprachlehrer und Kunstichter geläutert werde. Was in Griechenland Athen, in Frankreich Paris, in Italien Florenz sey, dafür werde in Deutschland — man wisse schon, welche Pro-

Provinz, und welche Stadt vorzüglich, — anerkannt: die Wiege der Reformation, der Hauptsitz akademischer Gelehrsamkeit und eifriger Druckereyen, der Markt des neueren Buchhandels, die fruchtreichste Niederlage der fruchtbringenden Gesellschaft. Nun trifft jeder unfehlbar in Deutschlands Mitte das artige Obersachsen mit seinem einst so prächtigen Königshofe, in Obersachsen die berühmten Akademicien, unter den Akademicien die älteste, gelehrteste, höflichste, das schöne, von Buchmachern, Buchdruckern, Buchhändlern, und der besuchtesten Büchermesse wimmelnde Leipzig, und unter Leipzigs Gelehrten den sprachkundigen und hofnachenden Gottsched mit seinen Zöglingen, Schwabe, Schönaich und anderen berühmten Namen. Doch ist Gottsched noch bescheiden genug, zu gestehen, daß selbst das große, volkreiche und gelehrte Leipzig, ja selbst das gesamte Obersachsen, nicht die ganze Sprache im Munde führe; man müsse zu der Mundart des meißnischen Umganges auch entlegene, aus der Übung gekommene Ausdrücke von Wissenschaften, Künsten und Gewerben, theils aus den Mundarten anderer Provinzen, theils aus Büchern, sogar sehr alten, hinzufügen.

Gottsched wollte den gesamten Sprachschatz, nicht bloß die Scheidemünze des täglichen Verkehrs, die jetzt unter den Meißnern umlaufen mag, in einem *deutschen grammatischen Wörterbuche* nach dem Alphabet aufstellen. Als ihn am Ende des Jahrs 1766 der Tod abrief, übertrug sein Verleger Breitkopf die Ausarbeitung eines so nützlichen Werkes dem Hn. Adlung, der sich als unverdroßenen Sammler, obgleich nicht eben als Sprachforscher von Geist und Erfahrung, gezeigt hatte. In den sechs Jahren, die der fleißige Mann bis zum Drucke des ersten Bandes sich nahm, und noch mit Nebengeschäften einschränkte, leistete er in der That alles, was möglich war, weit mehr, als Gottscheds ärmliche Probe erwarten liefs. Dieses Mehr war desto verdienstlicher, da Hr. A. nicht, wie Gottsched, ein Wörterbuch der *deutschen Sprache*, sondern allein der *meißnischen Mundart*, so weit sie jetzt im Verkehr der Gebildeten üblich sey, oder ein *Idiotikon des galanten Obersachsens*, auszuarbeiten unternahm. Er gab eine beträchtlich reichere Sammlung von Wörtern und Redensarten der neu-meißnischen Umgangssprache, und darüber noch eine ganz ehrenwerthe Zugabe von ungewöhnlicheren oder gar abgekommenen, die nur in anderen Provinzen und in der höheren Schriftsprache noch blühen. Wir sollten den heutigen Weltton der Meißner in allen seinen anmuthigen Schwingungen vernehmen, und dabey, wenigstens zur Vergleichung, etwas von den Lauten der guten Altväter, oder wie man sie *haußen* noch jetzt anstimmt. Wer irgend einmal Verbindung mit dem feineren Zirkel in Sachsen zu bekommen wünschte, der konnte sich hier den feineren Zirkel der Sachsensprache bekannt machen, um mit Anstand ein Gespräch zu führen, einen zierlichen Brief zu stellen, oder auch wohl einen witzigen Aufsatz, ein leichtes Gedicht,

für die Damen zu verfertigen. Des bequemeren Nachschlagens wegen, wurden die Wörter, so wie Gottsched es gewollt hatte, nach dem Alphabet geordnet, oder gereiht, ohne Rücksicht auf ihre Familienverhältnisse; die beweisenden Beyspiele aber für die Idiotismen, wenn sie nicht zufällig bey einem meißnischen Schriftsteller von gefälligem Tone sich darbieten, liefs Hr. A. weg, oder wählte sie selbst auf Glauben aus der modischen Sprache der Artigkeit. Allerdings mag wohl eine Mundart am besten aus dem Munde gerafft werden. Ob auch die Anhäufung ähnlicher Mundbeyspiele, und die Unfeinheit mancher, ob auch das tiefsinnige Haarspalten der gleichwohl unentwickelten Bedeutungen, auch das mühselige Wurzelgraben ohne gehörige Einweihung, und der weit-schweifige Vortrag, wodurch ein Stoff von etwa zwey Quartbänden über vier anschwoll, dem bescheidenen Zwecke eines Mundwörterbuchs gemäß scheine, wollen wir nicht untersuchen.

Wichtiger ist die Frage: Wie kam Hr. A. dazu, die *neu-meißnische Mundart* für die *hochdeutsche Sprache* selbst auszugeben? Alle seine verständigen Vorgänger, bis auf den scharfsinnigen Fulda herab, erkennen zwey deutsche Hauptsprachen, die niederdeutsche und die hochdeutsche, jede in ihre Dialecte getheilt; und unter den hochdeutschen Dialecten den meißnischen, der unsere alte gemeinsame Buchsprache durch Luther, wie der schlesische durch Opiz, ihrer jetzigen Ausbildung entgegen führte. Selbst der namlose *Hanmann* und der übelbenannte *Filip von Zesen* wollten den Meißnern nur die beste Aussprache und die unverrückte Fortdauer des von Luther gereinigten Hochdeutsch zueignen. Selbst noch der schwindelnde Gottsched behauptete eine eklektische, keiner Provinz angehörige Gelehrtensprache, die aber, wie der artige Preusse seinen meißnischen Wirth vor-schwatzte, am kursächsischen Hofe und in dem höflichen Leipzig sich des zierlichsten Lautes; und, durch meißnische Schriftsteller und Sprachlehrer, des richtigsten Gebrauchs rühmen könnte. Hr. Adlung zuerst, von Geburt ein ehrlicher Pommer, nahm den unbegreiflichen Schwung der Dankbarkeit für die leutfelige Aufnahme in Leipzig, den meißnischen Dialect der hochdeutschen Sprache, und zwar den neueren, der jetzt in Gesellschaft von hübschen Leuten gesprochen wird, ausschließend die *hochdeutsche Mundart* zu betiteln, und die übrigen Dialecte; mit Inbegriff des alt-meißnischen, wie ihn Luther gekannt, als *Oberdeutsch*, auch zwischendurch als *Un-deutsch*, zu verrufen.

Hn. Adlungs Erklärung (1 Vorr. S. 4): „Hochdeutsch im engern und gewöhnlichsten Verstande ist die meißnische oder ober-sächsische Mundart, so fern sie seit der Reformation die *Hoffsprache der Gelehrsamkeit* geworden ist, und durch die Schriftsteller aller Mundarten theils viele Erweiterungen, theils aber auch manche Einschränkung erfahren hat.“ Scheint zwar Luthers Hochdeutsch als Grund der Schriftsprache, und die Einflüsse anderer Dialecte, durch Opiz, Lohenstein und die Nachfolger, als wesentliche

Fort-

Fortbildungen zu betrachten; in der That aber ist es ein leeres Compliment aus der besagten Hofsprache. Denn unter §. 22 beklagt Hr. A. die Unwissenheit, *Luthers* Bibel noch immer für rein *Hochdeutsch* zu halten: da ja *Luther*, ein geborener Niederfächse, oberdeutsche Uebersetzungen nur verbessert habe (zwey widerrufende Irrthümer!), so sey in den ersten Ausgaben die Schreibart noch völlig *Oberdeutsch*, in den späteren ein wenig mehr nach dem *Obersächsischen* gebildet, auch wohl mit etwas *Niederfächsischem* vermischt; weshalb die Beyspiele aus *Luthers* Bibel, die an Reinigkeit der Sprache weit hinter der correcten Uebersetzung von *Michaelis* stehe, keineswegs für beweisende Beyspiele gelten sollen. Da haben wir: Noch völlig *Oberdeutsch*, später ein wenig mehr zum *Obersächsischen* gebildet, oder verhochdeutsch! Noch ganz der rohe oberdeutsche Klops, der aber schon vorn, in kaum noch merklicher Löwengestalt, zu scharren und zu gähnen anfängt, um sich allmählich zu einem züngelnden Schildhalter des Leipziger Stadtwapens auszubilden! „Auch *Opiz* und *Lohenstein*“, heist es §. 16, „können als *Oberdeutsche* in der hochdeutschen Mundart nur auf eine entfernte Art zu Zeugen dienen; ausser wo beide Mundarten übereinkommen.“ Das heist, wo man ihres Zeugnisses nicht bedarf. Und §. 18 kommt es rund und unumwunden heraus: „Eigentlich ist dieses Wörterbuch nur solchen hochdeutschen (d. i. meissnischen) Wörtern gewidmet, welche noch jetzt gangbar sind.“ (Daher §. 15 seine hochdeutsche Mundart zur Abwechslung auch die Mundart des täglichen Umganges heissen mufs.) „Älterer Schriften wegen“, fährt er fort, habe ich auch veraltete (Lutherische) und provinzielle (unmeissnische) Wörter, Bedeutungen und Wortfügungen mit aufgeführt, sollte es auch nur geschehen seyn, um den unkundigen und ausländischen Leser zu warnen: z. B. von *Luther*, *Opiz*, *Logau*, *Flemming* und anderen schlesischen Dichtern.“

Wenn also noch *Fleming* (so schrieb er sich!), der ein Meissner war, und wahrscheinlich auch sein jüngerer Zeitgenoss *Filip von Zesen* der Meissner, eben so wenig, als hundert Jahr früher der Meissner *Luther*, ein meissnisches Hochdeutsch nach Hn. A. Sinne schrieben; seit wann denn, und wodurch eigentlich, kam Meissen zu der Ehre, daß seine Mundart für das beste Hochdeutsch, ja einzig und allein für Hochdeutsch, geschätzt werden soll? Hr. A. antwortet in dem Wörterbuche unter *Hochdeutsch*, diese Bedeutung des Wortes sey vornehmlich in *Obersachsen* üblich, sey aber auch schon von *Bödiker* gebraucht worden. Die einsichtsvollen und bescheidenen *Obersachsen*, hoffen wir, werden an dem wunderlichen Sprachgebrauche, den ihr Gast ihnen aufbürdet, nicht schuldiger seyn, als der gründliche Sprachkenner *Bödiker*, dessen gradezu widersprechendes Urtheil Hr. *Adelung*, weil er einer muthwilligen Verfälschung unfähig ist, ohne Zweifel nicht gelesen hat. Auch bey der neuen Auflage nicht gelesen hat! Denn noch hier wird unter *Hochdeutsch* für diese seltsame Bedeutung das falsche Zeugniß von *Bödiker* angeführt; das andere (ge-

wiss eben so falsche) von den *Obersachsen* ward, samt der Berufung auf *Luthers* Reformation, die *Adelungs* Hochdeutsch nichts angeht, gestrichen. Für die jetzt untergeschobene, geschärfte Erklärung also: „Hochdeutsch im engeren Sinne sey die meissnische Mundart, der oberen Stände, so wie man sie in den besten Schriften antreffe:“ für diese unerhörte Erklärung ist nun, da mit der Autorität *Luthers* und der *Obersachsen* auch die Autorität *Bödikers* wegfallen mufs, der einzige übrige Beweis — Hn. *Adelungs* eigene Autorität! „In dieser Bedeutung“, sagt Hr. A. ganz trocken, „kommt, es in diesem ganzen Wörterbuche vor.“

Erwarb sich eine Provinz durch vorzüglichen Anbau der hochdeutschen Sprache das Recht, sie nach sich zu benennen; so war es *Schlesien*, wo hundert Jahre lang die geistreichsten und beliebtesten Schriftsteller, von *Opiz* bis *Günther* herab, blühten. Jenen glänzenden Ruhm, mit welchen Lichtern zuerst hat ihn *Meissen* so übertralt, daß *Gottsched* und *Adelung*, ohne Beforgniß einer Lächerlichkeit, die *Zessischen* Ansprüche zu erneun und zu steigern wagten? Hat etwa der Zittauische Vielschreiber *Christian Weise* durch seine politischen Reden und curieusen Poetereyen, oder der Thüringer *Hunold*, mit dem Ehrennamen *Menantes*, durch seine höflichen und galanten Schriften, den Grund zu dem neumeissnischen Allein-Hochdeutsch gelegt? Haben es dann die dresdenschen Hofceremonienmeister *von Besser* und *von König* in so stattlicher Pracht aufgebaut, bis der Leipziger Sprachforscher, Redner und Poet, der weiland berühmte *Gottsched* mit seiner deutschen Gesellschaft, für das goldene Zeitalter, welches Hr. *Adelung* von 1740 bis 1760 erstrecken will, es so wunderzierlich herausputzte? Eitele Untersuchungen, seit wann und wodurch! genug, der eingekänderte Besitz ist rechtmässig, wie der Sprachgebrauch. „Ganz Deutschland“, ruft *Gottsched* (Sprachk. II. §. 7), ist schon längst darüber stillschweigend eins geworden; ganz Ober- und Niederdeutschland hat bereits den Ausspruch gethan, daß das mittelländische oder *obersächsisches* Deutsch die beste hochdeutsche Mundart sey.“ Noch weit tönender verkündigt uns Hr. *Adelung*: „Im gewöhnlichsten Verstand bezeichnet das Wort Hochdeutsch die meissnische oder *obersächsisches* Mundart; (und, fügt er innfolgenden leise hinzu) sie allein, und in ihrer jetzigen Gestalt. Auch unter *Deutsch* (d. i. dies Wort in beiden Ausg. des Wörterb.) versteht man oft die hochdeutsche (d. i. neumeissnische) Mundart, wenn man Ausdrücke, die dieser Mundart gemäss sind, reiss Deutsch oder zierlich Deutsch, und, die es nicht sind, Undeutsch nennet.“ Und in der Zueignung der neuen Ausgabe glaubt der höfliche Mann, durch trockenes Abbeten einer selbsterfundnen Schulformel, welcher ganz Deutschland widersprach, seinem Fürsten eine Schmeicheley zu sagen; „Ew. Kurf. Durchlaucht beherrschen diejenigen glücklichen Staaten, in welchen die hochdeutsche Mundart gebildet und ausgebildet worden, und aus welchen sich selbige als die höhere Schriftsprache über das ganze aufgeklärte Deutschland verbreitet hat.“

(Die Fortsetzung folgt im Februar.)

# Monatsregister

v o m

J a n u a r 1 8 0 3.

## I. Verzeichniß der im Monat Januar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

- A.**
- A*delung, Wörterbuch der hochteutschen Mundart, 4 Thle. 24. 191.
- Akerblad*, inscript. phoeniciae Oxon. nova interpretatio. 4. 31.
- Alphabet arabe, turc et persan 10. 79.
- Ammon* Summa Theologiae Christianae 14. 103.
- Angely*, Comment. med. de oculo, organisque lacrymalibus ratione aetatis sexus gen is et variorum animalium 3. 23.
- Auch ich war in Paris 1. 2. B. 8. 62.
- B.**
- Becker*, Augusteum Hft. I. 13. 137.
- Bellermann*, der Theologe 14. 110.
- C.**
- Conz*, morgenländische Apologen 10. 73.
- Correspondance originale et inédite de J. J. Rousseau avec Mad. Latour de Franqueville et M. du Peyron. T. I. II. III. 13. 97.
- D.**
- Darstellungen von geschmackvollen wirklich existirenden Handlungsäden 10. 30.
- Degen*, Bemerkungen über Gegenstände der Unterweisung u. Erziehung auf Schulen 13. 103.
- Duxau*, wie fand ich mein Vaterland wieder im Jahr 1802? 13. 140.
- E.**
- Friedenstractat, zwischen dem Kaiser, dem teutschen Reiche und der franz. Republik 8. 63.
- Friedensvorschläge an alle christl. Antichristen, von einem christl. Prediger 16. 127.
- G.**
- Gebauer*, Corp. Jur. Civil. codicibus veteribus, m. n. f. e. r. et optimis quibusque editionibus collatis curavit *Spangenberg*. 1. 2. B. 19. 145.
- Griesbachii* Novum Testamentum Graece. T. I. 2. 14.
- Grohmann*, Ideen-Magazin für Liebhaber von Gärten. Heft 37-40. 4. 28.
- H.**
- Jacobi*, Iris. Taschenb. f. 1804. 10. 79.
- Juch*, System d. antiphlogistischen Chemie 23. 183.
- K.**
- Klopstock*, grammatische Gespräche 24. 185.
- Krug*, über d. verschiedenen Methoden des Philosphirens 3. 35.
- — Fundamental-Philosophie — —
- L.**
- Leben des Benvenuto Cellini, herausg. v. *Goethe* 1. 2. Th. 9. 65.
- v. *Lehmann*, kleine Gefänge mit Begleitung des Pianoforte 20. 159.
- M.**
- Marcard*, Zimmermanns Verhältnisse mit der Kais. Catharina u. Hrn. Weikard 13. 103.
- v. *Martens*, Gesetze und Verordnungen der einzelnen europäischen Mächte, über Handel, Schifffahrt u. Affecuranzen, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts. B. 1. 17. 134.
- Matthaei* Novum Testamentum Graece. T. I. 1. 1.
- N.**
- Nachricht, kurze, üb. d. jetzigen öffentl. u. Privat-Bildungs-Anstalten d. Stadt Eutin 19. 152.
- P.**
- Petagnae*, Institutiones Entomologicae, T. I. II. 6. 46.
- Planck*, Geschichte d. christl. kirchlichen Gesellschafts-Verfassung. B. 1. 15. 113.
- Pope*, Eloisa to Abelard 6. 47.
- — Heloise an Abelard, frey überf. — —
- R.**
- Reichardt*, vertraute Briefe aus Paris, 1. 2. B. 18. 138.
- Remer*, Lehrbuch d. polizeylich gerichtlichen Chemie 23. 179.
- de Rossi*, Scholia critica in V. T. Libros 16. 125.
- Rudolphi*, Anatom. Physiol. Abhandl. 4. 25.
- S.**

<b>J.</b>	
Sammlung d. Ruinen u. Ritterburgen Frankens-	
landes, H. 1.	9, 70.
Sangerhausen, Gedichte	4, 31.
Sartorius, Geschichte des Hanseatischen Bundes,	
Th. 1. 2.	7, 49.
Schlichtegroll, Annalen der gesammten Numis-	
matik B. 1.	11, 81.
Schwabhäuser, gereimte Launen und Schnurren	18, 144.
Seiler, Comm. primas lineas praelectionum Ana-	
tomiae Chirurgicae complectens	22, 175.
Sprengel, Handbuch der Pathologie 1. 2. 3. Th.	21, 161.

<b>T.</b>	
Terlinden, Grundsätze des Judenrechts	17, 129.

<b>W.</b>	
Weber, Gefänge bey dem Pianoforte zu fingen	17, 135.
Westphal, Versuch einer system. Erläuterung d.	
sämtl. röm. Gesetze vom Pfandrechte	3, 17.

Westphal, Interpretationes Jur. Civ. de libertate		
et servitutibus praediorum		5, 17.
— — System d. Röm. Rechts, üb. d. Arten		
d. Sachen, Besitz, Eigenthum und Verjäh-		
rung		— —
— — Lehre des gemeinen Rechts vom Kauf,		
Pacht, Mieth- und Erbzins-Contract		— —
— — Theor. d. Röm. Rechts v. Testamen-		
ten, deren Erblasser und Erben		— —
— — systemat. Commentar, über die Ge-		
setze von Vorlegung u. Eröffnung der Testa-		
mente, Annehmung und Ablehnung der Erb-		
schaft etc.		— —
— — hermeneutisch - systematische Darstel-		
lung der Rechte von Vermächtnissen u. Fidei-		
commissen etc.		— —
— — System der Lehre, von den einzelnen		
Vermächtnisarten und der Erbtheilungsklage		— —
Wüsterich, Orphius Leyer		4, 80.

<b>Z.</b>	
Zeichenbuch, neues theoretisches, 2e Supple-	
ment-Heft	7, 55.

## II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

<b>B.</b>	
Baumgärtner in Leipzig	4, 11, 12.
Breitkopf in Leipzig	24, 25, 26.
Buchdruckerey königl. in Parma	16.
Buchheister in Breslau	4.

<b>C.</b>	
Campe in Nürnberg	10.
Cotta in Tübingen	9.

<b>D.</b>	
Darmmann in Züllichau	4.
Dieterich in Göttingen	7, 14, 19, 20.
Dölle in Halberstadt	4.

<b>E.</b>	
Eichenberg in Frankfurt a. M.	8.
Erbstein in Meissen	6.

<b>F.</b>	
Fleckeisen in Helmstädt	23.

<b>G.</b>	
Giguët und Michaud zu Paris	15.
Götschen in Leipzig	2, 18.
Grau in Hof	7.

<b>H.</b>	
Hahn, Gebrüder, in Hannover	14.
Hempel in Leipzig	18.
Hennings in Erfurt	14.

Hofmeister und Kühnel in Leipzig	17, 20.
Hoffmann in Hamburg	18.

<b>K.</b>	
Kaven in Altona	24.
Küffner in Nürnberg	9.

<b>L.</b>	
Lange in Berlin	16.

<b>M.</b>	
Maurer in Berlin (Commiff.)	1, 2.

<b>O.</b>	
Orell, Füssli und Comp.	6, 10.

<b>P.</b>	
Palm in Erlangen	5.
Pichler in Bayreuth	15.

<b>R.</b>	
Raymund in Neapel	6.
Realschulbuchhandlung in Berlin	4.
Renger in Halle	17.
Röwer in Göttingen	17.

<b>S.</b>	
Schäfer in Leipzig	21, 22, 23.
Seyfert in Bremen	13.
Stahl in Jena	18.
Stein in Nürnberg	25.

Steiner in Winterthur 8.

Struve in Eutin 19.

T.

Treuttel und Würz in Strasburg 4.

W.

Weifert in Heilbronn 10.

Weygand in Leipzig 3 (8).

### III. Intelligenzblatt des Januars.

#### Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Artistische Notizen	4. 51. 6. 47. 9. 71.
Literarische Versuche der Neugriechen	10. 75.
Sprachbemerkungen	11. 87. 12. 95.
Uebericht der neuesten Philosophie des Aus-	
lands	5. 53.
— — — Fortsetzung	15. 97.

#### Ankündigungen.

Allgemeine Zeitung v. Sörgel	2. 9.
Atwin u. Theodor	9. 71.
Behrens in Frankf. a. M. Verlagsbücher	6. 42.
Benzenberg, biblische Entdeckungen	4. 29.
Bernhardis Handbuch der Botanik T. 1. B. 1.	3. 22.
Blätter dreissig für Schulen	11. 84.
Cantors Geschichte der merkwürdigsten Natur-	
begebenheiten auf unserer Erde	2. 16.
Dienemanns in Penig neue Verlagsbücher	2. 15.
Familie die v. Einfeldten	4. 28.
v. Firks, die Letten in Kurland	3. 24.
D. Fries, neues System der Philosophie	12. 96.
Funke, Naturgeschichte u. Technologie 4te Aufl.	4. 27.
Gebrauch der Abbildung u. Beschreibung	
des vollen Mondes in seiner Pracht	10. 78.
Göbel, Forstwirtschaftslehre	9. 72.
Hahn in Hannover neue Verlagsbücher	3. 25.
Hatzi, Katechismus der bayrischen Landescultur	11. 85.
Hausfreund, der physischchemische	11. 81.
Hennings in Erfurt Verlagsbücher	3. 17.
Hertels in Leipzig Verlagsbücher	2. 14.
Hesperiden, die, herausgegeben von Mauchard	3. 20.
Hoffmanns in Weimar neue Verlagsbücher	8. 61.
Homer edit. Wolf	10. 80.
Jacobs Anthologia graeca T. II.	11. 85.
Journal, neues, der Erfindungen St. 15.	6. 42.
Keyfers in Erfurt Verlagsbücher	12. 95.
Kehr in Kreuznach neue Verlagsartikel	3. 21.
Launen, die, der Liebe	4. 28.
Louis kritisches Journal über den gegenwärtigen	
Krieg	9. 67.
Mastini in Leipzig neue Verlagsb.	6. 43.
Matthiae Historiae Graecae capita praecipua	9. 70.
D. Meltzers einfache Säemaschine u. Feldmesser	10. 77.
Müller u. Schulz, Heimlichkeiten	11. 85.
Musen Almanach für d. J. 1804.	9. 68.
Musikalien, neue, im Musikalien-Verlage zu	
Braunschweig	6. 45.
Musikalien bey Andrae in Offenbach	11. 87.

Nachricht, wegen der Fortsetzung des Journals	
der Erfindungen	6. 46.
Naturbegebenheiten auf unserer Erde	2. 16.
Nau, Annalen der Land- u. Forstwirthschaft	2. 11.
Nordische Miscellen	6. 41.
Ornithologie, die deutsche	11. 83.
Pfaff u. Friedländer, die neuesten Entdeckun-	
gen französischer Gelehrten in den gemein-	
nützigen Wissenschaften u. Künsten	2. 10.
Ritche in Hannover neue Verlagsbücher	3. 24.
Sandwerk, das	4. 28.
Schlieper, moral. Predigten	4. 29.
Schmidts in Berlin neue Verlagsbücher	2. 10.
Schriften üb. die jetzige politische Lage v. Han-	
nover	3. 22.
Seyfarts abgekürzte lateinische Sprachlehre	9. 69.
Storch, Rußland unter Alexander dem I.	11. 82.
Tocnyay, meine Fufsreise durch Schweden und	
Norwegen	11. 84.
Wagener, Denkwürdigkeiten der Stadt Rathe-	
naw	3. 21.
— — dessen moralische Anekdoten 2 B.	3. 21.
Waldecks in Münster neue Verlagsart.	6. 44. 9. 60.
Weidmanns neue Verlagsartikel	10. 82.
Weimarischer Hof- u. Adresskalender	10. 79.
Winklers Handbuch des peinlichen Prozesses	6. 48.
Wolfs poetische Versuche	4. 29.
Wörterspiel, das, ein Weihnachtsgeschenk	3. 21.

#### Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Bader in München	8. 60.
Behrens aus Nowgorod	14. 110.
Böttiger in Weimar	8. 60.
Bredow in Eutin	14. 110.
Brühl in Marburg	15. 104.
Cämmerer aus Hildesheim	14. 109.
Clarisse zu Enkhuyzen	8. 59.
Conradi zu Marburg	13. 103.
Fr. Creuzer zu Marburg	13. 103.
L. Creuzer — — —	13. 103.
Dühne zu Leipzig	8. 60.
Eichstädt zu Jena	8. 59.
Eyben aus Dänemark	14. 109.
Fischer zu Mainz	5. 40.
Goldhorn zu Leipzig	8. 60.
Heinsius in Berlin	14. 110.
Hellersberg zu München	8. 60.
Hunold zu Cassel	8. 60.
Karamsin in Moskwa	14. 110.
Klint in Petersburg	14. 110.
Koch	

**Koch** in Stettin  
**Köhler** zu Leipzig  
**Krug** zu Leipzig  
**Matthiä** zu Mainz  
**Michaelis** zu Marburg  
**Münch** zu Altdorf  
**Obernberg** zu München  
**Pfaff** in Helmstädt  
**Reinhold** zu Leipzig  
**Richter** zu Leipzig  
**Rode** zu Dessau  
**Savigny** zu Marburg  
**Schaub** zu Cassel  
**Schulze** zu Leipzig  
**Sievert** zu Rostock  
**Stark** zu Jena  
**Stein** zu Marburg  
**Stutzmann** in Heidelberg  
**Wismayr** zu München  
**Wolfram** zu Königsberg  
**Yelin** zu Anspach

#### Nekrolog.

**Alfieri** in Mailand  
**Baldinger** in Marburg  
**Danz** in Stuttgart  
**Uhland** in Tübingen

#### Öffentliche Lehranstalten.

Institut zu Falsche  
 Lyceum zu Basel  
 — — zu Stettin

14. 110. Neue Schuleinrichtung in Holland 7. 55.  
 8. 60. Universität Dorpat 7. 54.  
 8. 60. — — Marburg 13. 103.  
 8. 59. — — Würzburg 7. 49.

#### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

14. 110. Preisaufgabe, der Gesellschaft der Humanität zu  
 Berlin 13. 104.  
 8. 59. Sitzungen des Nationalinstituts zu Paris 14. 105.

#### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Ankündigungen v. Uebersetzungen 4. 30. 6. 45.  
 9. 72. 11. 90.  
 Auction in Frankf. a. M. 2. 16. 4. 29. 8. 63.  
 — — in Göttingen 2. 16.  
 Bücher zu verkaufen 2. 16. 6. 46. 12. 89. 93.  
**Degens** Anzeige 4. 30.  
**Distichon** 14. 111.  
**Derschawin** giebt anakreontische Lieder in russi-  
 scher Sprache heraus 14. 112.  
 Entdeckungen u. Erfindungen 2. 8. 8. 57.  
**Klingers** Portrait 11. 88.  
 2. 2. Magnetische Wirkungen der Elektrizität 14. 112.  
 14. 110. **Müllers**, Johannes v., Reise 14. 112.  
 5. 40. Rochlitz Erinnerung 6. 46.  
 5. 40. Frau v. **Stael** Hollstein Aufenthalt zu Weimar 14. 112.  
**Schleiermachers** Anzeige der Uebersetzung des  
 Platon 2. 13.  
 Schreiben des Hfr. Dr. **Tilesius** aus Santa Cruz 14. 111.  
 14. 108. Vermischte Anzeigen 4. 30. 31. 7. 56. 8. 60. 10. 78.  
 14. 109. **Voss** Beschwerde über unrechtmässigen Bücher-  
 druck 9. 65.  
 14. 109.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 F E B R U A R. 1 8 0 4

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

LONDON, b. Hatchard u. Rivington: *An Enquiry in to the Nature and Effects of the Paper-Credit of Great-Britain.* By Henry Thornton, Esqu. M. P. 1802. 320 S. 8. (7 Sh.)

HALLE, in d. Ruffchen Buchhandl.: *Der Papier-Credit von Großbritannien, nach seiner Natur und seinen Wirkungen untersucht von Heinrich Thornton, Esqu. M. P.* Aus dem Engl. übersetzt, und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von Ludwig Heinrich Jakob, Dr. u. Prof. der Philos. in Halle. Nebst einer Zugabe und Prüfung zweyer Briefe eines französischen Capitalisten über den englischen Credit. 1803. XX u. 552 S. 8. (2 Rthlr.)

Wenn dieses Werk auch nicht selbst bereits in den Händen derer ist, welche Freunde der genannten Untersuchungen sind: so wird ihnen doch, auf jeden Fall, eine Notiz davon bereits zugekommen seyn, indem sowohl in englischen, als in teutschen Blättern dieser Abhandlung, als eines classischen Products, Erwähnung geschehen ist. Dieß günstige Vorurtheil wird durch den, als einen der angesehensten Londner Banker, in der grossen Handelswelt bekannten Namen des Vfs., durch seine Würde als Mitglied des Parlaments, und durch seine Verwandtschaft mit einem der Directoren der englischen Nationalbank, so wie durch seine Freundschaft mit dem jetzt dirigirenden Minister, Addington, unterstützt.

Wenn man nun auch Gründe haben sollte, das classische Ansehen, welches diesem Werke beygelegt wird, zu bezweifeln, so ist doch auch nicht zu läugnen, daß es immerhin als eine der merkwürdigsten Abhandlungen über den Papier-Credit überhaupt, und den von Großbritannien insbesondere, angesehen werden muß. Nun aber entsteht, bey der fortschreitenden Bildung der gesellschaftlichen und Handelsverhältnisse der Staaten, ein immer wachsendes Bestreben, das kostbare Umlaufsmittel des baaren Geldes durch ein wohlfeileres zu ersetzen, und eben dieß macht auch das Bedürfnis immer lebendiger, die deßhalb vorhandenen oder neu aufgestellten Theorien einer ernsten Prüfung zu unterwerfen.

Einem Gerüchte zu Folge gehen zwey der angesehenen teutschen Staaten damit um, Circulations-Banken anzulegen. In der österreichischen Monarchie ward bisher gänzlich aller Verkehr durch Papier be-

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

trieben, wenn man die kleinere, schlechte Scheidemünze ausnimmt. Die Verwirrungen aber, die dem österreichischen Papier-Systeme unabwendbar folgten, sind nicht weniger allgemein bekannt. Wenn nun somit die Theorie des Papiergeldes überhaupt für einen grossen Theil der teutschen Völkerschaften nicht ohne praktisches Interesse seyn kann, so ist es eine genaue Kenntniß des englischen Papier-Credit-Systems für die ganze policirte, mit einander in Handelsverbindung stehende Welt, nicht weniger. Kein Volk hat bis jetzt eine so grosse Menge circulirenden Papiers, und kein Volk hat bis jetzt mit so vieler Klugheit sich desselben bedient, und seinen Credit aufrecht zu erhalten gewußt. London ist nun einmal der grosse Marktplatz der Welt geworden. Die Verrückung des Papier-Credits und der Sturz der angeleheneren Handelshäuser daselbst, oder der Fall der ganzen Nation würde in den vergessenen Winkeln von Europa höchst nachtheilig verspürt werden. Wer nur seine nächsten Umgebungen beachten will, der wird leicht gewahren, wie so manche Arbeit durch englisches Kapital mittelbarer Weise lebendig erhalten wird, und wie, von dem Bestehen des Credits jener Insel, der belebende und sich belohnende Fleiß seiner nächsten Nachbarn mehr oder weniger abhängt.

Bey diesem Zustande der öffentlichen Angelegenheiten ist es die Pflicht eines jeden, der die erforderliche Kraft und Kenntniße besitzt, seine Stimme vernehmen zu lassen. Denn wie wohlthätig auch der Papier-Credit ist, so verderblich kann er doch bey Mißgriffen für alles öffentliche und Privat-Eigenthum werden.

Vorausgesetzt, daß das Verfahren der Engländer bey ihrem Papier-Credit-Systeme, unter den ihnen eigenen Bedingungen, auf's vollkommenste auch gerechtfertigt werden könnte; so würde es doch von einer höchst verderblichen Verwegenheit und gänzlichen Unkunde zeugen, wenn man dieses ihr Verfahren nun als unbedingtes Princip allen übrigen Staaten empfehlen wollte. Was England gelungen ist, wird nirgends sonst gelingen, und die Nachahmung seines Verfahrens, das ohnehin auch für England nicht ohne Nachtheile ist, würde die übrigen Länder auf das Gewisse in den tiefsten Abgrund des Verderbens hinabschleudern.

So erfreulich es nun für uns seyn würde, den Vf. Satz vor Satz zu verfolgen, und so gewis wir auch hoffen dürfen, daß dieß Benehmen belehrend für die ersten Freunde dieser Untersuchungen seyn würde:

D d

würde: so wenig darf doch dieser Weg eingeschlagen werden, da hiezu wenigstens ein eben so großer Raum erfordert würde, als Hr. Th. zu seiner Schrift bedurfte. Wir begnügen uns daher, im Allgemeinen die Tendenz des Vfs: bemercklich zu machen, einige der vornehmsten Sätze, die er aufstellt, einer nähern Prüfung zu unterwerfen, und das, was die Theorie, und was die praktischen Kenntnisse durch diese Abhandlung gewonnen haben, anzuzeigen. Hiedurch hoffen wir den Lesern des Werks selbst einen freundlichen Dienst zu leisten, indem es nur allzu gewiss ist, daß unser Vf. wenig in schriftstellerischen Arbeiten geübt scheint, und deshalb in Rücksicht auf Methode und Styl gar vieles zu wünschen übrig läßt. Es ist dies ein Vorwurf, der ihm bereits auch von englischen Kritikern gemacht worden ist, und den jeder nur allzu sehr in der Wahrheit begründet finden wird, der sich die Mühe nimmt, einige Kapitel dieses Werks zu lesen. Wegen des Mangels an Methode, an Bestimmtheit, Deutlichkeit und systematischem Fortschreiten erfordert die Abhandlung ein angestrengtes Bemühen, bevor man des Zwecks, den der Vf. sich vorgesetzt, seiner Ideen, und ihrer natürlichen, logischen Folge sich bemächtigt.

Es giebt drey Ansichten, aus welchen die Schrift beachtet und nach welchen sie beurtheilt werden muß. Diese sind folgende:

Ein Mal ist der Vf. ein Partheyschriftsteller. Er will das bekannte Verfahren der englischen Bank, im Jahr 1797, autorisirt durch das damalige Parlament und Ministerium, rechtfertigen, er will zugleich einige Folgen, die mit jener Siftirung der baaren Auszahlung der Bank verbunden waren, erläutern oder vertheidigen, und endlich einige Vorurtheile berichtigen, als: daß namentlich das vermehrte Papier, das in Großbritannien umläuft, zur Erhöhung der Preise beygetragen, und vornehmlich die große Theuerung des Getreides in den Jahren 1800 und 1801 veranlaßt habe. Er will für's andere die Mängel der bisherigen Theorie des Papiergeldes, wie sie vorzüglich durch Adam Smith aufgestellt worden, aufdecken, sie berichtigen, die Aussprüche derselben bald beschränken, bald erweitern, und zum Theil neue Principe und Grundlagen zu einem vollkommnern Systeme aufstellen. Er will für's dritte über den Zustand des englischen Papier-Credits, und zwar vorzüglich über die circulirenden Banknoten, der großen englischen Bank sowohl, als der Provinzialbanken, und endlich über das wechselseitige Verhältniß beider zu einander, nähere Aufschlüsse geben.

In den drey ersten Kapiteln spricht der Vf. vom Papier-Credite überhaupt, von dem vierten bis eilften oder letzten Kapitel spricht er von dem englischen insbesondere.

Als Vertheidiger der bekannten ergriffenen Maafregel, bey der Unmöglichkeit, die englischen Banknoten fernerhin zu realisiren, ist der Vf. völlig befriedigend. Er zeigt, wie ungegründet die Vorwürfe sind, welche man häufig der Direction jenes

Instituts gemacht hat, daß sie in ihren Anleihen an Privatpersonen und an die Regierung zu weit gegangen, und daß sie eben hierdurch in die Verlegenheit gerathen sey, die fernere baare Zahlung zu sistiren. Alles kommt hiebey nicht auf die Größe der Darlehne, welche die Bank nach und nach bewilligte, sondern auf die Quantität des Werths der Banknoten an, welche sie bey diesen Geschäften zu gleicher Zeit in die Circulation brachte, und welche sie darin auf längere oder kürzere Zeit liefs. Nun aber zeigt er, daß die Summe dieser Noten die gewöhnliche nicht nur nicht überstieg, sondern daß die Bank sie vielmehr, vor der Aufhebung der Verbindlichkeit der baaren Zahlung, bedeutend vermindert hatte, dadurch aber ihrer Verlegenheit, die baaren Zahlungen zu leisten, nicht nur nicht vorbeugte, sondern sie nur vergrößerte. Nach Kap. 9. S. 315 betrug ungefähr die Summe der Noten der englischen Bank, welche gleichzeitig in den Jahren 1793, 1794 und 1795 im Umlaufe waren, fast 12 Mill. Pf. St. Den 26 Febr. 1797, als dem Tage vor der Sistirung ihrer baaren Auszahlung, betrug die Summe nur 8,600,000 Pf. St. Seit dieser letzten Periode war die Summe der Banknoten noch im Frühjahr d. 1801 nicht größer, als die in den Jahren 1793 — 1795, wenn man nämlich, wie es billig ist, die zwey Millionen von Ein und zwey Pfund Noten abzieht, die, statt der verschwundenen Guineen, nun mehr ausgegeben worden waren. Er zeigt ferner recht gut, daß, wenn die Bank auch den Behauf ihrer Noten noch um mehrere Millionen mehr vermindert hätte, sie ihrer eigenen Verlegenheit dennoch gar nicht abgeholfen und die des Publicums nur vermehrt haben würde. Die Inhaber nämlich dieser geringen Summe von Noten würden stets an die Bank gelaufen, und nur um so mehr Geld begehrt haben. Denn die Geschäfte der Zahlung unter Privaten und von der Regierung mußten vor wie nach ihren Gang fort gehen, sie waren durch den Krieg und durch ausgedehntere Handelsgeschäfte im Gegentheile vermehrt worden, das baare Geld war aber größtentheils verschwunden: wenn nun die Bank das Surrogat des baaren Geldes, d. i. ihre Noten, bedeutend zu vermindern fortfuhr, so mußte dieser Mangel eines hinlänglichen Umlaufsmittels die Nachfrage nach Geld und Noten nur immer vergrößern. Dazu kam, daß, unter den damaligen Umständen, es vortheilhaft war, das an der Bank erhaltene Gold umzuschmelzen und zum Theil in das Ausland zu senden. Diese und ähnliche Ursachen veranlaßten, daß, wenn die Bank auch nur für eine Million Pfund Noten im Umlaufe gelassen hätte, die Inhaber nichts desto weniger immer an der Casse der Bank ihre Auswechslung in baares Geld begehrt haben würden, so lange nämlich auf diese Weise die Bank eine leicht zugänglichere Quelle war, woraus sich die Inhaber ihrer Noten mit baarem Gelde versehen konnten, als die, daß die Privaten ihren Geldbedarf aus der Fremde sich selbst anschaffen mußten. Bey dieser Lage der Dinge gab es nur folgende beiden Mittel, die Bank

aus der Verlegenheit zu retten. Sie mußte entweder alle ihre Noten einziehen und ihr ganzes Geschäft einstellen, um des ewigen Ueberlaufs nach Geld, den sie nicht mehr mit Vortheil stillen konnte, überhoben zu seyn; oder sie mußte autorisirt werden, keine weitere baare Zahlung zu machen.

Wenn die Bank von England eine bloße Privat-Anstalt gewesen wäre, so würde sie das erste Mittel haben ergreifen müssen, im Fall, daß die Nachfrage nach Geld nicht aufgehört hätte, und somit kein Vortheil bey ihrem Geschäfte weiter seyn konnte. Hätte die Bank nicht Rath schaffen können, bis zu ihrer letzten Note baares Geld dagegen zu zahlen, so wäre sie insolvent geworden, und der Bankerott würde über sie ausgebrochen seyn, wie viel größer auch immerhin ihre Activa als ihre Passiva sonst, an anderen Effecten, gewesen seyn möchten. Allein die Bank von England war nichts weniger als eine bloße Privat-Anstalt. Von ihrer Fähigkeit zu zahlen, oder von der fernern Circulation ihres Papiers, das dem baaren Gelde gleich geachtet ward, hing die Zahlungsfähigkeit der Regierung, der Großhändler in London, der Provinzialbanken u. s. w., das ist, mehr oder weniger hingen von ihr die Mittel, den Krieg und den Handel ferner zu führen, ab. Man hätte, wenn die Bank von England ihre Geschäfte schloß, entweder ein anderes Institut an die Stelle setzen, oder eben so viel baares Geld, als durch die Einziehung der Noten erforderlich ward, alsbald haben müssen. Beides erforderte aber Zeit. Eine neue Bank würde bey der fernern Dauer der Umstände, welche die alte in Verlegenheit brachte, sich selbst bald in gleicher Noth gesehen haben. Die Anschaffung des baaren Geldes, zum Bedarf der innern Circulation, war, abgesehen selbst von der Schwierigkeit, die durch die ganze damalige Lage veranlaßt wurde, auf keinen Fall sogleich zu leisten, und die daraus entstehende Unmöglichkeit, die Zahlungen überall zu bewirken, mochte der Termin derselben auch noch so kurz seyn, mußte unabwendbar eine höchst gefahrvolle Stockung in allen Geschäften nach sich ziehen. Nun ergriff das Parlament das andere Mittel und autorisirte die Bank, ihre baaren Zahlungen einzustellen. Diefs Mittel half allen Beschwerden vorläufig ab; aber nichts wäre im Stande gewesen, zu verhüten, daß nun das fallirte Bankpapier gegen baares Geld hätte verlieren müssen, wenn nicht die Großhändler und Banker von London, von deren Entschluß die Bereitwilligkeit der Provinzen hin und wieder abhing, das Bankpapier völlig eben so gleichgeltend mit dem baaren Gelde hätten nehmen wollen, als zuvor. Diefs geschah nun wirklich; ohne diefs wäre es unmöglich gewesen, den Discout des Papiers gegen Geld, und das Schwanken des Werths der Banknoten im Innern des Landes zu vermeiden: Gebrechen, welche andere Staaten, in ähnlichen Fällen, zu ihrem höchsten Verderben lebhaft genug empfunden haben. Die Bank vermehrte von nun an wiederum die Summe ihrer Banknoten, und die Verlegenheit der Zahlun-

gen im Innern waren gehoben; die Gefahr mit vielen Glücke bestanden.

Als die Ursachen jenes dringenden und anhaltenden Nachfragens nach Geld führt der Vf. den Schreck, der im Lande verbreitet ward, die Furcht einer Invasion, den Bankerott einiger Provinzialbanken, die Zahlungen, die der Krieg im Auslande veranlaßte, den nachtheiligen Wechselkurs, späterhin die misrathenen Erndten von zwey Jahren, während welchen zu einem Belauf von funfzehn bis zwanzig Millionen Pf. St. Getreide im Auslande gekauft werden mußte, an.

Hr. Th. ist in allen diesen Rücksichten befriedigend; er hat die Parthey, für welche er schreibt, geschickt und gut vertheidigt. Wenn er aber diefs Verfahren nun als unbedingt und als absolut geltend empfehlen will: so ist diefs verwerflich. Bald scheint er diefs zu wollen, bald nicht. Bald redet er nämlich mit einigen Spötteln von den Vorsichtsmaßregeln, welche Adam Smith empfohlen hat; bald aber stellt er das Benehmen des Parlaments nur als einen Nothbehelf dar, und scheint keineswegs zu wollen, daß, wie er sich ausdrückt, der Maßstab des baaren Geldes für das Papier ganz und auf immer demselben entzogen werde. Eben hiedurch giebt er aber zu erkennen, daß er jenes Verfahren nur als ein Hülfsmittel in der Noth, und zwar als solches allein, ansehe. Für andere Staaten, die nun durch diese Erscheinung in England die Theorie für vollkommen halten, und deshalb diefs Verfahren nachahmen wollten, würden die schrecklichsten Folgen nothwendig entstehen; ja, nicht einmal als Hülfsmittel in der Noth wird es bey ihnen anwendbar seyn: es ist unnöthig, diefs weitläufig zu beweisen. Ueberzeugt, wie wir sind, daß jenes Benehmen, unter den bestehenden Umständen, das weiseste war, welches von der englischen Regierung ergriffen werden konnte, können wir doch noch gänzlich, nicht einmal das, zugestehen, daß sich das Verhältniß der englischen Bank zur Regierung, zu den Londoner Bankern und zu den Provinzialbanken, so wie es sich allmählich gebildet hatte, durchaus vertheidigen lässe. Doch davon noch einiges weiter unten.

Wenn der Vf. nun aber beweisen will, daß es irrig sey, die Steigerung des Preises der Waaren dem vermehrten Papier zuzuschreiben: so ist er bey weitem nicht so befriedigend. Dafs er bey diesem Vorhaben einige populäre Vorurtheile bekämpft, könnte rühmlich scheinen, aber seine Schrift wird nie vom Volk, d. h. den Anhängern jener Vorurtheile, gelesen und noch weniger verstanden werden. Dafs die Preise gestiegen sind, läugnet niemand. In wiefern diese Erscheinung aber durch die Erhöhung des realen Werthes der Dinge, d. h. durch die vermehrten ursprünglichen Kosten das Product zu erzielen, als z. B. durch eine schlechte Erndte, vermehrte Abgaben u. s. w., oder, in wiefern sie durch die Vermehrung des Papiers, oder einer Erhöhung des Nominalwerths veranlaßt worden sey: das freylich

ist sehr schwer anzumitteln. Dafs beides als Ursache angenommen werden müsse, scheint auch der Vf. zugeben. In wiefern aber das eine oder das andere der Grund der Erscheinung, und in welchem Verhältnisse dieß geschehen sey, das ist sehr unvollkommen gezeigt, und der Vf. hätte auch, nach unserm Urtheile, ganz andere Wege einschlagen müssen, um diese sehr schwere Aufgabe befriedigend zu lösen.

Wenn z. B. Hr. Th. (Kap. 15. S. 452) sagt, dafs am 25 Febr. 1795 der Belauf der Banknoten etwas über 13 und eine halbe Million Pf. St. betrug, und dafs der Mittelpreis des Quarters Weizen auf dem Londoner Kornmarkte in den unmittelbar darauf folgenden drey Monaten 57 Schilling war; dagegen, als sich, am 25 Febr. 1796, die Summe der Banknoten nur etwas wenig über 11 Millionen belief, der Mittelpreis des Quarters Weizen eben daselbst in den drey darauf folgenden Monaten 94 Schilling betrug: so beweiset dieß nichts weiter, als dafs die grössere oder geringere Quantität des vorhandenen Umlaufsmittels nicht allein den Werth und Preis der Waaren bestimmen; dieß aber wird auch kein verständiger, der Sachen kundiger, Mann wohl je behauptet haben. Damit ist aber wahrhaftig noch nicht bewiesen, dafs das englische Papiergeld nicht den Preis der Dinge vermehrt habe.

Aus dem dauernden verhältnismässig grössern Preise einer gegebenen Quantität und Qualität des Stangengoldes gegen den Preis einer gleichen Quantität und Qualität des in der englischen Münze enthaltenen Goldes, ergiebt sich, dafs des Papiers in England zu viel sey, und dafs die Waaren, verglichen mit Papier, theurer sind, als verglichen mit Gold. Denn die noch vorhandene geringe Summe der englischen Goldmünze im Innern des Landes, bey der sonst allgemeinen Papier-Circulation, gilt und mufs dem Papier gleich gelten, ob sie schon in sich einen gleich grössern Werth als das ungemünzte Gold wahrhaftig besitzt. Diese merkwürdige, von dem Vf. eingestandene Erscheinung, wenn sie einige Zeit dauernd ist, benimmt, nach unserer Einsicht, hier allen Zweifel. Wenn im Innern des Landes das Papiergeld auch ohne Discout, gegen die wenige umlaufende Münze, gegeben und genommen, vorzüglich jedoch nur zu Ausgleichung der Brüche bey den Zahlungen in Papier gebraucht wird; so verliert das Papier dennoch wirklich, und jenes Gleichstehen der wenigen Münze mit dem Papier ist nur ein scheinbares *Pari*, wenn nämlich dauernd der Preis des Stangengoldes höher bleibt, als eine gleiche Quantität und Qualität desselben Metalls in englische Münze verwandelt.

Jedoch laßt uns zur zweyten Ansicht übergehen: was hat die Theorie des Papiergeldes durch dieß

Werk gewonnen? Ein neues System stellt Hr. Th. nicht auf, er bringt nur Berichtigungen, Erweiterungen, Widerlegungen einzelner theoretischen Sätze vor. Ein systematischer Kopf ist der Vf. nicht; wir wollen ihn desultorisch, wie er verfährt, in einigen seiner Behauptungen verfolgen, besonders in sofern sie Ad. Smith betreffen, dessen Name, dessen Verdienste, dessen Theorie, so grofs, so ausgezeichnet, als allgemein bekannt sind. Die minderbedeutenden Einwendungen gegen Montesquieu, Locke, Stewart und Hume, wollen wir ganz übergehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, im Industrie-Comptoir: *Leipziger Mode-Magazin des neuesten deutschen, französischen und englischen Geschmacks*. 1803. des fünften Bandes 1ter bis 10ter Heft. Jeder Heft enthält 4 Kupfer, worunter 3 illuminiert sind, und sämtliche 10 Hefte zusammen 324 S. Text. 4.

Bey einer Monatschrift wie diese, deren Inhalt vom Wechsel der Mode abhängt, darf man nicht immer Dinge von durchaus untadelhaftem Geschmack erwarten: sie mufs an das Neue sich halten, und ihre Pflicht ist erfüllt, wenn sie aus diesem das Bessere gewählt hat. Solches geschah auch in dem vorliegenden Mode-Magazin, bis auf wenige Ausnahmen, auf eine wahrhaft lobenswürdige Art. Viele der neu-modischen Damen-Anzüge sind in der That niedlich, gleiches Lob läßt sich auch einigen Stücken von den Hausgeräthschaften ertheilen, welche in jedem Heft auf wenigstens einer Kupfertafel abgebildet stehen; hingegen findet sich unter dem Neuen und Neuesten in Männerkleidungen wenig beyfallswürdiges. Die *Elegant's*, welche im 3ten, 6ten und 10ten Heft vorkommen, sind zwar nicht mehr solche Fratzen, wie man sie seit einigen Jahren her erblickte, sehen aber dessen ungeachtet immer noch widerlich genug aus. Im 5ten, 7ten und 9ten Heft findet man, anstatt des einen illuminierten Kupfers, zierliche Muster sowohl von Seiden- als Baumwollenzug eingelegt. Es ist zu wünschen, dafs die Herausgeber dergleichen künftig öfter thun, aber auch jedesmal die Preise beysetzen, für welche die Zeuge in Leipzig zu haben sind.

Im Text ist für Mannichfaltigkeit redlich gesorgt worden. Denn ausser der Erklärung der Kupfertafeln enthält derselbe noch Gedichte, kleine Romane, Anekdoten, satyrische Aufsätze, mit unter auch sogar etwas Philosophie. Wenn in diesen Aufsätzen auch überhaupt kein grosser Gehalt sichtbar ist, so ist doch dadurch ohne Zweifel die Absicht erreicht worden, vielen Lesern Unterhaltung zu gewähren.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 F E B R U A R , 1 8 0 4

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

LONDON, b. Hatchard u. Rivington: *An Enquiry into the Nature an Effects of the Paper-Credit of Great-Britain.* By H. Thornton etc.

HALLE, in d. Ruffichen Buchhandl.: *Der Papier-Credit von Großbritannien, nach seiner Natur und seinen Wirkungen* untersucht, von H. Thornton, übersetzt von L. H. Jakob etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im zweyten Kapitel (S. 27—38) vertheidigt Thornton die Wechselreiterey gegen Ad. Smith. Wenn er gegen diesen behauptet, daß die Umstände des Handels und des Credits von der Art seyn könnten, daß die Wechselreiter zu geringeren Zinsen Geld durch ihr Geschäft als auf andere Weise zuweilen aufbringen könnten: so hat er ganz recht. Wenn er aber ferner behauptet, daß dies Verfahren eben weiter keine Betrügerey sey, und daß dem Discontenten der Wechsel es gleichgültig bleibe, ob eine Wechselreiterey oder ein wirkliches Wechselgeschäft zum Grunde liege: so hat er unrecht. Dem, welcher den Wechsel discontirt, liegt sehr viel daran, ob er mit Wechselreitera oder nicht mit ihnen zu thun habe, denn wenn sie, wie dies nur zu häufig der Fall ist, keinen andern Fonds haben, um den Discontenten zur Verfallszeit zu befriedigen, als eben jene Umstände, die ihr Geschäft bisher mit Vortheil treiben ließen, Umstände, deren Bestimmung und Dauer gänzlich nicht in ihrer Gewalt stehen: so ist der Unterschied zwischen dem einen und dem andern Geschäfte doch klar genug. Wenn die Wechselreiter nun bey diesen veränderten Umständen und bey fallendem Handelsgewinnste ihre Reiterey fortsetzen, welches sie zu thun selbst wohl gezwungen sind: so müssen sie auch bankrott werden, und wer entschädigt nun den Discontenten? Wenn die Wechselreiter von einer *empfangenen Valuta* reden: so ist dies immerhin in Bezug auf den Discontenten, der den Ungrund nicht wissen kann, ein Betrug. Sogenannte Hellerwechsel machen, und Wechselreiterey treiben, sind Geschäfte, die ungefähr in gleicher Verdammniß sich befinden. Es ändert nichts an der Sache, daß Häuser, welche andere solide Fonds, als jene vortheilhaften Umstände haben, zuweilen dieses Geschäft betreiben. Es ist hier von dem Wechselreiten, als Gewerbe, die Rede. Es

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

rühmt der Vf. auch später (Kap. 7 S. 229) die Vorsicht der Banken, wodurch sie der Wechselreitey entgegen wirken; er rechnet eben dies den Bank-Instituten zu einem ihnen eigenthümlichen Verdienste und zu einem dem Publicum daraus entspringenden Vortheile an; ist dies aber lobenswerth, warum will er denn jenes Geschäft selbst vertheidigen? Welche heillose Schwindeleyen dadurch hervorgebracht werden, davon sind die Beyspiele zu Hamburg noch in frischem Andenken. Wenn der Staat das Geschäft durchaus nicht verbieten oder ihm nicht vorbeugen kann, wie er denn wirklich dies geradezu nicht kann: so vermag er doch, weil Treue und Glauben und vorsichtiges Verfahren bey dem Handel von der höchsten Wichtigkeit sind, nach ausgebrochenem Bankerott, wenn die Wechselreiterey klar wird, dies Geschäft zu strafen. Aber alle Bankerott-Gesetze sind freylich sehr mangelhaft.

Im folgenden Kapitel wird Smith vorgeworfen, daß er gänzlich außer Acht lasse, daß die Wechsel zu Ersparung eines Theils des Bankpapiers beyträgen. Allein dies versteht sich doch wohl von selbst; jeder Anfänger wird dies leicht bemerken. Es soll ferner Smiths Satz: daß alle Arten Papiergeldes, welche in einem Lande mit Leichtigkeit circuliren können, nicht mehr betragen dürfen, als der Werth des Metalls, das sie ersetzen, wenn der Handel gleich groß bleibt, dahin berichtigt werden, daß, da alle die verschiedenen Arten des Papiers nicht eben so leicht als baares Geld circuliren könnten, nun auch, bey gleichen Geschäften, eine größere Summe von Zahlungsmitteln nöthig seyn müsse. Dies ist wahr, wenn anders Smith unter den Ausdrücken Papiergeld auch Wechsel etwa verstanden hätte; aber wie bereits der Uebersetzer in seinen Anmerkungen bemerkt, es redet Smith in jener Stelle nicht vom Papier überhaupt, sondern von dem eigentlichen Papiergelde, das alle Eigenschaften des baaren Geldes in Bezug auf die Circulation auf gleiche Weise besitzt. Wenn Th. hinzufügt, daß ferner, bey denselben Zahlungsmitteln, die Schnelligkeit der Circulation zu verschiedenen Zeiten verschieden sey: so wird dies niemand bezweifeln, und es liegt dies auch, ob schon vielleicht nicht bestimmt genug, in Smiths Ausdrücke: „wenn der Handel gleich groß bleibt“, wozu noch zu größerer Deutlichkeit hätte gesetzt werden können, bey gleicher Lebhaftigkeit und gleichem Vertrauen unter den Geschäfts- oder Handelsleuten. Auch hat Smith an einem andern Orte aufs bestimmteste,

Ee

teste, wie Hr. Jakob richtig bemerkt, von der grössern oder geringern Lebhaftigkeit des Umlaufs geredet. Uebrigens sind die Bemerkungen unsers Vfs. über die verschiedenen Grade der Möglichkeit einer schnellen Circulation, welche dem einen oder andern Papier ankleben, und die Bedürfnisse einer grössern oder kleinern Summe derselben gleichen Zahlungsmittel bey einem lebhaften, oder minder lebhaften Handel und bey dem feststehenden, oder gestörten Credite unter den Kaufleuten beides befriedigend und belehrend.

Zu Anfange des vierten Kapitels und Kap. 5. S. 174 u. f., redet unser Vf. von dem Satze Smith's, daß die englische Bank durch eine zu grosse Ausgabe ihrer Noten sey genöthigt worden, das Stangengold, dessen Werth eben dadurch vermehrt ward, stets mit Verlust zu kaufen und in Münze zu verwandeln. Thornton äussert sich gegen diesen Satz, ob er schon die Wahrheit desselben bey gehöriger Einschränkung zugestehet, dahin, daß er zu der Meinung verleiten könne, daß jede solche Steigerung des Preises des Stangengoldes, die Folge einer zu grossen Ausgabe englischer Banknoten, und daß dies allein die Ursache jenes Phänomens sey. Er bemerkt richtig, daß die vergrößerten baaren Rimeffen ins Ausland, und daß ein nachtheiliger Wechselkurs dieselbe Erscheinung hervorbringen können. Wenn nun aber jenes Phänomen *fortdauert*, und die baaren Rimeffen ins Ausland *nicht* vermehrt werden: so ist doch wohl das vermehrte Papier daran Schuld?

Eigentlich sind Thornton's Einwürfe gegen Smith nicht sowohl gegen dessen Theorie gerichtet, als dagegen, daß Smith nicht alle die Bedingungen und Phänomene angegeben habe, zu welchen der spätere Zustand Englands, den er doch nicht kennen konnte, eine Veranlassung ward.

Der Streit, S. 230, ob das Papier ein todtes Capital lebendig mache, oder ein neues Capital schaffe, ist ein Wortstreit.

Th. macht weiterhin Smith den Vorwurf, daß er behaupte, der fehlerhafte Zustand der englischen Münze, die keinen Schlagschatz nehme, veranlasse das Einschmelzen der besseren, auserlesenen Goldmünzen, gegen welches Beginnen er eben einen Schlagschatz empfahl. Th. beweiset nun, daß der mangelnde Schlagschatz *nicht allein* die Ursache des Einschmelzens und der Ausfuhr der englischen Goldmünze sey, sondern daß zugleich ein nachtheiliger Wechselkurs dasselbe Phänomen bewirken könne. Allein Smith hat doch wohl das eine nicht geleugnet, indem er von dem andern redet. Er sagt ja oft genug, daß das baare Geld, trotz aller dagegen ergriffenen Mafsregeln, dahin gehe, wo es am theuersten sey. Wenn Th. ferner bemerkt, daß Smith zu behaupten scheine, daß die Kosten des Zurückbringens des Geldes blofs in den Transportkosten bestünden, und daß er ganz vergessen habe zu bemerken, daß das Geld auch wohl mit Verlust im Auslande

müsse gekauft werden: so ist dies zwar sehr wahr, allein uns scheint es, daß dies Smith auch gar nie habe leugnen wollen.

S. 207 u. ff. wird Smith ebenfalls zurecht gewiesen, weil er von gewöhnlichen Banken, nicht aber von einer Bank und ihren Wirkungen und Erscheinungen redet, die in solchen Verhältnissen steht, wie die jetzige englische Bank, deren Verhältnisse, Zustände und Wirkung er doch wahrhaftig kaum abnden konnte. Endlich sagt Th. (S. 385), Smith spreche von der Nothwendigkeit, dem Papier gewisse Schranken zu setzen, aber er thue es in unbestimmten Ausdrücken, und gebe einen unrichtigen Begriff von dem Uebel, welches aus einer sehr ausgedehnten Masse von Papier entstehe.

Es erregt einigen Unwillen, wenn Th. so oft von den groben Irrthümern des grossen, gemeinschaftlichen Lehrers und Meisters redet. Daß er diesem dennoch die bessere Einsicht in den Grund des Nationalwohlstandes verdanke, leuchtet aus seiner Abhandlung deutlich genug hervor. Hr. Th. wird sich auch bey all seiner eigenen Vortrefflichkeit, und bey all seinen praktischen Kenntnissen gern bescheiden, daß er an philosophischem Geiste, an univervellem Blick eben diesem so oft und so ungerechter Weise von ihm zurechtgewiesenen *Ad. Smith* gar sehr nachstehe. Allein dieser mußte getadelt und seine Autorität möglicher Weise erschüttert werden, weil er nicht dunkel, sondern nur allzubestimmt und kategorisch fodert; daß zu Erhaltung des Credits der Banknoten, zu Vermeidung eines Disconts gegen baares Geld und die daraus entstehenden gefährvollen Folgen, und zu Abwendung der Schwankungen des Werths der Noten, eine offene Cassé nöthig sey, wo diese Noten, auf Sicht lautend, zu jeder Zeit in Geld ungesetzt werden könnten. Smith konnte es nicht ahnden, daß die englische Bank, statt ihr Geschäft aufzugeben, wenn es nicht mehr vortheilhaft für sie war, das Mittel der Sistrung der baaren Zahlung werde ergreifen können, und noch weniger, daß ihr Credit, trotz dieser aufgehobenen baaren Zahlung, werde erhalten werden können, so, daß dadurch wenigstens ein Discont im Innern nicht bemerklich werde. Durch diese lange nach Smith's Tode eingetretene, zuverlässig von keinem verständigen Mann geahndete, Erscheinung wird aber jener theoretische Satz gar nicht entkräftet. Wenn für ein Privat-Wechselhaus die Regel aufgestellt wird, daß es stets für so viel Baarschaft sorgen müsse, als zur Realisation der von ihm ausgetheilten Noten, oder der von ihm acceptirten Wechsel erforderlich ist: so wird wohl niemand die Wahrheit dieser Maxime bezweifeln. Wenn nun aber dies Wechselhaus diese Regel nicht befolgt hätte, und dadurch aufser Stand käme, seine Versprechungen zu erfüllen, dasselbe aber durch den ihm verliehenen Credit anderer Häuser aus der Noth gerissen würde: so wird doch kein Mensch behaupten können, daß jene Regel in sich selbst nichtig und falsch, oder unbestimmt

aus-



ausgedrückt sey. Th. sagt auch selbst (S. 87), daß eine Einrichtung zu treffen sey, damit das Geld immer zum Maasstabe des Werthes der Wechsel und alles Papiergeldes diene.

Das Neue in Bezug auf die Theorie der Banken, oder das deutlicher und bestimmter von unserm Vf. Vorgetragene besteht darin: daß er die für eine Bank entstehenden Verlegenheiten nicht bloß in der durch sie ausgegebenen zu großen Zahl der Noten sucht, sondern zugleich in dem durch einen allgemeinen Lärm erschütterten, öffentlichen Credite, durch große, dauernde baare Rinnessen ins Ausland, welche durch einen nachtheiligen Wechselkurs oder andere Ursachen veranlaßt wurden, durch welches alles eine größere als gewöhnliche Nachfrage nach barem Gelde entsteht, und wodurch jede Bank, wenn diese Ursachen anhaltend und dauernd sind, gezwungen werden kann, ihre baaren Zahlungen zu sistiren, oder aber ihre Noten einzuziehen und ihr Geschäft eine Zeitlang ganz einzustellen. Diese Umstände, über welche eine Bank nicht gebieten kann, machen eine um so größere Vorsicht nothwendig. Aber *Smith's Principe*: jede Bank muß ihre Noten realisiren können oder sie ist bankerot; sie soll eingeschränkt bleiben auf die Geschäfte unter Kaufleuten, und deswegen nicht zu kleine Banknoten ausgeben, und die Summe ihres Papiers ist unter den *gegebenen Umständen* zu groß, wenn sie nicht mit einer kleineren Summe Geldes ihre größere Summe in Noten in Credit erhalten kann, bleiben eben so fest als zuvor stehen. Daß diese Umstände aber verschieden in verschiedenen Zeiten sind, das hat unser Vf. recht gut dargethan. Er verwechselt übrigens nur zu oft das Besondere, das er vor Augen hatte, mit dem Allgemeinen, und hat auch manche Begriffe, z. B. den von der Wechselwirkung nicht gefaßt, welches ihn dann zu manchen Sonderbarkeiten verleitet, und ihm Schwierigkeiten in den Weg wirft, die mit Hülfe dieses Begriffs gar leicht hinweg zu räumen gewesen wären. Doch wir können ihn hier nicht durchaus verfolgen, wir wenden uns vielmehr zur dritten und letzten Ansicht: Was hat die praktische Kenntniß des englischen Papier - Credits durch dieses Werk gewonnen?

Der Vf. geht nicht das ganze englische Papier-Credit-System durch, er beschränkt sich vornehmlich auf die Wechselgeschäfte, und die Noten der Nationalbank und der Privatbanken. In dieser Rücksicht ist er nun außerordentlich belehrend, wie es von einem Manne, der so tief in die praktischen Geschäfte verwickelt ist, und der sich durch höhere theoretische Einsicht doch so sehr vom gemeinen Trost der größeren Handelsleute auszeichnet, nicht anders zu erwarten war. Er verdient in diesen Hinsichten den Dank der Wissbegierigen in großem Maasse. Es sey uns vergönnt, einiges anzugeben, um die Aufmerksamkeit der Kerner darauf zu richten.

Die Art, wie der Vf. das Verhältniß zwischen den Zahlungen in den Provinzen und der Hauptstadt, darstellt, ist sehr unterrichtend, und, nach unserm Dafürhalten, ganz neu. Wie auf diese Weise durch den Belauf der Nationalbanknoten die Quantität der Provinzialbanknoten dennoch in gewissen Schranken gehalten wird, geht auf das deutlichste aus dieser Darstellung hervor. Nach einer Zählung der Provinzialbanken im J. 1800, belief sich ihre Zahl auf 363 (S. 211). Wenn man bedenkt, daß diese sämtlich Noten ausgaben, und daß das Gesetz, welches die englische Bank von der baaren Zahlung befreite, auch für sie gelten mußte: so wird man billig erschrecken über die unendliche Zahl Papiers, das ohne alle Realisation im Lande umläuft. Allein die Noten der Provinzialbanken müssen in englische Banknoten umgesetzt und ausgewechselt werden können, und da die Direction der Nationalbank bisher bey der Ausgabe ihrer Noten sich Schranken gesetzt, und die Quantität derselben gegen ehemals, als die baare Zahlung noch üblich war, nicht bedeutend vermehrt hat: so wird es klar, wie dadurch dennoch auch die Summe des Papiers der Provinzialbanken, zwar nicht genau in demselben Verhältnisse, aber doch immer in gewissen Schranken gehalten wird. Es wird bewiesen, daß in London kein anderes Bankpapier, als das der Nationalbank von den Großhändlern und Bankern, als gültig angenommen wird, und so lange diese nun eben dieses Papier als dem baaren Gelde gleichgeltend nehmen, so lange kann auch das ganze künstliche Gebäude bestehen. Allein künstlich ist es, und nicht ohne Gefahr. *Thornton* zeigt recht gut, daß der kleine Gewinn den die Directoren der Nationalbank, durch eine, die bisherigen Summen bedeutend übersteigende, Vernehrung ihrer Noten, machen würden, sie schwerlich zu dieser Vernehrung verleiten wird, da ihnen allen weit mehr an der Erhaltung des gesammten Credits des ganzen Landes liegen müsse, als an diesen kleinen Gewinnten. Zugestanden! allein werden nicht von andern Seiten Anmuthungen an die Bank kommen? Können je bessere Schranken für eine Bank, als die Verpflichtung ihre Noten auf Sicht zu realisiren, gefunden werden?

Noch einmal, das Sistiren der baaren Zahlung war ein Nothbehelf, durch die gegebenen Umstände als solcher völlig gerechtfertigt; allein die längere Dauer und der lange Gebrauch dieses Hülfsmittels in einer Verlegenheit, wird auch immer mehrere nachtheilige Folgen bewirken. Der Vf. bemerkt S. 206, daß, wenn der Verlust bey dem Einkaufe des Geldes im Auslande je sehr bedeutend würde, die Schwierigkeiten den Werth des Papiergeldes herzustellen, und den Discout zwischen den im Lande umlaufenden Papieren und der baaren Münze zu vermeiden, kaum fernerhin zu besiegen seyn möchten. Wir fürchten, dieser Fall ist bereits eingetreten, wenn anders die etwas dunkel ausgedrückte Nachricht, welche so eben (Anfang des Januars 1804) in den öffentlichen



sentlichen Mäthern vorkommt, daß Schillinge und Guineen in England 5 Procent Interesse brächten, wie es scheint, so verstanden werden soll, daß die Banknoten gegen baares Geld im Innern 5 Procent verlieren. Wenn diese Nachricht gegründet ist, und dies Uebel Ein Mal statt gefunden hat, wer kann es verhindern, daß dieser Discout nicht höher und höher steige? Welch Unglück dies aber sey, brauchen wir den kundigen Lesern nicht weiter zu erklären. Durch die ganze Organisation des englischen Geld- und Papierwesens ist es deutlich, daß, wenn die baare Zahlung nicht sistirt ist, die englische Bank der zugänglichste Geldkasten für das ganze Reich ist; daß sie so viel Geld also vorrätig haben müsse, um die inländische Nachfrage, und die Ausfuhr desselben Metalls, zur Verbesserung eines nachtheiligen Wechselcurses, zu bestreiten. Dies gesteht auch unser Vf. ein, er fügt zugleich eben so richtig hinzu, daß diese Nachfrage jedoch so groß seyn könne, daß alles in Europa vorhandne Geld nicht zureichen würde, folglich werde auch die Nothwendigkeit des Sistirens der baaren Zahlung von Zeit zu Zeit wieder eintreten können. So wahr dies ist, so gewiß geht eben daraus hervor, daß das Monopol der englischen Bank sich nicht ganz vertheidigen lasse, ob wir uns schon gern be scheiden, daß jetzt die Zeit nicht sey, Veränderungen zu machen. Wenn die englische Bank als ein solcher jedem leicht zugänglicher Geldkasten nicht vorhanden wäre: so würden die Privatbanken und die Grossierer auch nicht auf eine Unterstützung von daher rechnen können; vielmehr würden sie, wie sie es weiland thun mußten, und aller Orten thun, wo dergleichen Bank nicht vorhanden ist, selbst für die Anschaffung des nöthigen Geldes mittelbar oder unmittelbar aus der Fremde bemüht seyn.

Es ist sehr interessant (S. 65. 66), die neue Methode kennen zu lernen, welche die Banker der City von London eingeschlagen haben, um beides, Papier- und baares Geld, zu ersparen. Andere Nachrichten kommen vor, die in politischer Hinsicht, für einsichtsvolle Kaufleute, und selbst für Staatsmänner, belehrend sind. Wenn unser Vf. aber von ausländischen Circulations- und Girobanken redet: so ist er, wie es seiner Nation gewöhnlich begegnet, schlecht genug unterrichtet.

(Der Beschlufs folgt.)

## SCHÖNE KÜNSTE.

BASSANO, b. Remondi: *Giohannis Cottae, Ligulacensis, carmina, recognita et aucta*. 1802. 67 S. kl. 4.

Die neunzehnte Auflage, und in den letzten sechzehn Jahren die dritte, eines in seinem acht und zwanzigsten Jahre, vor beynahe drey Jahrhunderten (1511 zu Viterbo) verstorbenen Dichters, dessen übergebliebene Werke wenige Blätter füllen. So tief liegt es in den Menschen, die vervollkommnete Sprache, als die edelste Beurkundung des Hauptvorzu-

ges ihrer vorher bloß thierischen Natur, über alles zu schätzen.

Unfern Catalls Vaterlande, mit welchem Cotta die größte Aehnlichkeit hat, war dieser zu Ponte Legnago geboren; keineswegs ein leerer Tändler, sondern er verbesserte mathematische Demonstrationen im Ptolemäus, war voll der Griechen und Römer, und des Feldherrn Alviano würdiger Freund, welcher im Unglück, nach der Schlacht in der Ghiera d'Adda, Kerker, Mangel, alles, gleichmüthig mit ihm theilte. Ein durch ungemeinen Fleiß gebildetes Genie, und wahrhaft edler Mensch war dieser, von ganz gemeinen Aeltern geborene, Cotta. Die in seinen Liedern herrschende Grazie hat etwas Antikes ohne Anspruch. Zu weichlich scheinen sie, nach anderen, auch dem Recensenten. Es scheint aber, daß Cotta jede seiner Lagen so ganz durchfühlte, als wenn er nur diese kannte. Eben dieser liebe Sängers, wo er seinen Freund lobt, wie er im Cadore

a Caesare barbaro (Max. 1)

*sessue tot annos imminetentem  
Ausoniae arcuatis ruinam;*

wo er, getäuscht von eitler Hoffnung, Alviano nicht eher will sterben lassen

*Quam Gallos male foedifragos dimiseris Oroo,  
Et quisquis vexat barbarus Italiam,*

erhebt sich mit dem, sein Herz füllenden, Gegenstande, so daß Julius Caesar Scaliger, bey aller Luft, auch ihn zu tadeln, ihn doch wohl anredet:

*Tu Latii Siren; ita cantu interficis omnes;  
Nam tua qui legit, scribere nemo potest.*

Dank verdient also der venetianische Bibliothecarius, der berühmte Morelli, auch der, unter allen vollständigsten und richtigsten, Sammlung der Ueberbleibsel dieser Muse hülfreiche Hand geleistet zu haben. Von ihm die Vorrede, die nirgend so genaue Darstellung der Lebensumstände, die Beforgung der schönen Ausgabe.

Ths.

LEIPZIG, im Industrie-Comptoir: *Abbildung der neuesten französischen und englischen Art, Fenster-Vorhänge und Gardinen die geschmackvollste Draperie zu geben und zur Verzierung der Zimmer aufzuziehen*. Gesammelt und gezeichnet auf 6 illuminirten Blättern, von Emilie Barrin. 4. (1 Rthlr.)

Zur Empfehlung dieses Werks muß Rec. anmerken, daß der Titel desselben in der That schlechter als der übrige Inhalt ist. Tab. 1. zeigt ein Muster für sehr reiche Vorhänge im Prunkzimmer. 2. 3 u. 4 sind zwar weniger reich, doch immer sehr elegant. Es ist indeffen wohl zu erwägen, daß weil diese Vorhänge bloß nach der einen Seite gezogen sind, sie nur in Zimmern von zwey oder drey Fenstern gut aussehen werden; bey einem oder drey Fenstern möchte von dem Tab. 8 vorgezeichneten Muster bessere Wirkung zu hoffen seyn. Auf T. 6 finden sich verschiedene Muster zu Vorhängen in Wohnzimmer.

# JENNAISCH E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 F E B R U A R , 1 8 0 4 .

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

LONDON, b. Hatchard u. Rivington: *An Enquiry in to the Nature and Effects of the Paper-Credit of Great-Britain.* By H. Thornton, etc.

HALLER, in d. Russ'schen Buchh.: *Der Papier-Credit von Großbritannien, nach seiner Natur und seinen Wirkungen*, untersucht von H. Thornton, etc. Uebersetzt von L. H. Jakob, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was die teutsche Uebersetzung dieses Werkes vom Hn. Prof. Jakob betrifft, so hat sie uns durchaus lesbar geschienen. Einige Stellen kommen indess vor, welche unverständlich sind, wovon jedoch die Schuld offenbar dem Setzer beyzumessen ist. So heisst es z. B. S. 242: „So wie es auch eben, wo von dieser Materie insbesondere war, bestimmt wurde“ worin kein Sinn ist, wahrscheinlich aber so gelesen werden soll: So wie es auch oben, wo von dieser Materie insbesondere die Rede war, u. s. w. Druckfehler haben wir nicht angegeben gefunden. Die Anmerkungen, welche der Uebersetzer beygefügt hat, zeugen besonders da, wo Smith vertheidigt wird, von einer guten Kenntniss dieses Schriftstellers. Auch die übrigen sind im Ganzen ziemlich befriedigend. Allein ganz genugthuend haben sie uns nicht geschienen, da weder das Ganze, wie Thornton es darstellt und angesehen wissen will, der nöthigen Prüfung unterworfen, noch die fehlerhaften Behauptungen des Vfs. im Einzelnen Schritt vor Schritt verfolgt worden sind, welches gerade bey einer solchen Uebersetzung mit Anmerkungen so thunlich als zweckmässig war. Der Uebersetzer übertreibt noch Ths. Behauptung von der Wechselreiterey, welcher wir, aus angeführten Gründen, gar nicht beystimmen können. Schwerlich hat er je mit Leuten geredet, welche das Discontiren der Wechsel zu ihrem Geschäft machen, weil ihm diese ohne Zweifel von ihrer Vorsicht würden gesagt haben, nicht in die Hände der Wechselreiter zu fallen. Man zeigt an grossen Handelsorten den Platz auf den Bössen, wo diese Gefellen, die als solche berüchtigt sind, ihr Wesen treiben, ungefähr mit dem Abscheu, als wenn dasselbst Verpestete oder mit dem gelben Fieber Behaftete sich befänden. Hr. J. spricht S. 493 bis 500 von einem, den Engländern auf ihre Münze zu empfehlenden Schlagchatze. Zu dem Zwecke, wozu ihn bereits Smith anrath, ist er vollkommen zureichend;

zu dem, wozu ihn Hr. J. empfiehlt, um nämlich die Ausfuhr des baaren Geldes zu verhindern, ist er es gar nicht in hinlänglichem Maasse. Wenn z. B. eine auswärtige Schuld, die an Gold 100 jetzigen Guineen gleich ist, eines nachtheiligen Wechselcurses wegen, vortheilhafter durch baare Rimeffe von Engländern bezahlt werden kann: so werden, trotz aller Gesetze, diese eingeschmolzen und hinausgeschickt werden. Wenn dieselbe Summe, bey einem gleichfalls allgemein nachtheiligen Wechselcurs, und nach eingeführtem Schlagchatze von fünf Procenten, aus gleichen Gründen, baar ins Ausland, des eigenen Vortheils wegen, geschickt werden soll: so werden zur Tilgung derselben Schuld nur 105 Stück Guineen erfordert werden. Steht nun der Wechselcurs, wie Thornton sagt, dafs er gestanden habe, um 10 Procent gegen England: so wird es, trotz des Schlagchatzes, vortheilhafter seyn 105 Guineen herauszusenden, als einen Wechsel um 110 Guineen zu kaufen. Es wird aber, eben dieses allgemein nachtheiligen Wechselcurses wegen, vortheilhafter seyn, die vorhandene, mit einem Schlagchatze versehene Münze hinauszusenden, als unter diesen Umständen mit gröfseren Kosten Geld im Auslande anzuschaffen. Wenn Hr. J. sagt: dafs die Ausströmungen des baaren Geldes aus Frankreich vorzüglich dem veränderten Münzfusse zuzuschreiben seyen: so ist dies keineswegs also, wie jeder sich überzeugen kann, der seit zwanzig bis dreyfsig Jahren die französischen Münzen und ihren Curs, besonders in Oberteutschland, beachtet hat. Im Norden von Teutschland aber, in so fern es nicht zur preussischen Monarchie gehört, werden die baaren Zahlungen meist mit preussischen Friedrichsd'or abgemacht, obschon der Münzfuss nicht verändert worden, ein Schlagchatz dagegen genommen ward, und ein Gesetz vorhanden war, dafs sie nicht ausgeführt werden sollten. — So könnten wir noch mehrere Anmerkungen über diese Anmerkungen beyfügen, wir eilen aber, noch von der angehängten „Zugabe zweyer Briefe eines Kapitalisten, der sich kürzlich in Frankreich niedergelassen hat, an einen Bankirer in London“ und den ihnen, von Hn. J., beygefügtten Noten etwas zu erwähnen.

Diese Briefe, in so vielen öffentlichen Blättern eingerückt, sind unbezweifelt von der französischen Regierung veranlaßt worden, um, nächst der geglaubten Invasion, dem Feinde eine noch viel schwere Wunde beyzubringen, indem dadurch Englands Credit auf dem festen Lande erschüttert werden sollte.

ihm zugeschriebene Reichsfürstung, von 1209, welche einige Wahlfürsten bestimmt, ist vermuthlich nicht ächt.

Friedrich II. soll eine Wahlcapitulation beschworen haben, weil er an den Papst schrieb: er habe eidlich gelobt, die Rechte des Reichs wieder beizubringen. (So schrieb auch schon Otto IV. S. Matth. Parisius ad a. 1211.) Seine Constitutionen von 1220 und 1232, Ludwig nennt sie Capitulationen, beweisen wenigstens die damaligen Hoheitsrechte der Stände.

Die nun folgenden öfteren Wahlen machten, zumal in den Zeiten des Faustrechts, das Besuchen der Wahlconvente zu einer Beschwerde. Es läßt sich also begreifen, daß die Wahl den Reichserzämtern allein überlassen wurde. Die Stelle aus dem *Albert. Stadenf. ad a. 1240* zeigt im Zusammenhang doch, daß die Wahl erst nach der Berathschlagung, (*praetaxatio*) und mit Zustimmung der gegenwärtigen Fürsten, durch die Erzämter, geschah. „*Electio imperatoris ad principes* (Kurfürsten übersetzt der Vf. S. 136) *dignoscitur pertinere. Ex praetaxatione principum et consensu eligunt*“ etc. Sie mußten „zum Wahltag den Fürsten gebieten, als viel sie ihrer haben mögen.“

Der Vf. ist der Meinung, nach dem Tode *Wilhelms* von Holland 1263 sey bey der Wahl *Richards* von Cornwall u. s. f. nicht mehr von einer Vorwahl aller Reichsfürsten, sondern von dem ausschließenden Wahlrecht der sieben Wahlfürsten, Trier, Maynz, Köln, Pfalz, Sachsen, Brandenburg und Böhmen, allein die Rede, so wie auch die Papstwahl den sieben Cardinalbischöfen allein überlassen wurde. (Sollte nicht eine Stelle bey *Leibnitz in Mantiff. cod. jur. gent. Dipl. p. 98* etwas anders sagen? Bey der Unterhandlung der Wahlfürsten mit Richard, unter wel-

chen Bedingungen sie ihn zum Könige machen wollten, legten sie sich freylich ein entschiedenes Recht bey.) Wegen der Wahlcapitulation dieser Zeit beruft sich der Vf. auf den Sachsenspiegel L. 3 Art. 54 und auf den Schwabenspiegel Cap. 146.

Bey der Wahl *Rudolphs von Habsburg* 1273 setzten sich endlich die Kurfürsten (Böhmen ausgenommen) auf Anregung des Papsts, kraft ihrer Reichserzämter, in den vollen Besitz des ausschließenden Wahlrechts. Und bey der Wahl *Adolphs* von Nassau 1292 überließen sie ihre Stimmen dem Kurfürsten von Maynz, der auch eine Privatcapitulation mit ihm machte. Hier also, gegen das Ende des XIII Jahrhunderts, findet sich schon der Name und das Wesen der Kurfürsten des Reichs. (Der Vf. übergeht, daß bey den folgenden Wahlen Heinrichs VII etc. Fürsten, welche einen Theil der Kurlande hatten, auch an der Wahl Antheil zu haben glaubten.)

Die erste förmliche Wahlcapitulation, der alle neuere ähnlich sind, wurde zwischen *Ruprecht*, Kurfürst von der Pfalz, und den ihn wählenden Ständen am 21 August 1400 geschlossen. In diesen Zeiten wurden die bischöflichen Wahlcapitulationen immer häufiger, und diese führten wohl vorzüglich den Gedanken herbey, den mächtigen König *Karl V* 1518 auf einen feyerlichen Wahlvertrag zu verpflichten. Der Kurfürst von Sachsen, dem ein sächsischer Schriftsteller die Erfindung der kaiserlichen Wahlcapitulation erst neuerlich wieder zugeschrieben hat, nahm aber daran nicht Theil. Bey der eigentlichen Kaiserwahl den 3 Jul. 1519 wurde diese Capitulation nur auf 34 Artikel erweitert.

Man kann dem gelehrten Vf. Deutlichkeit, Gründlichkeit und eine dem Zweck angemessene Ausführlichkeit nicht absprechen.

Ca.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**MEDICIN.** Leipzig, b. Weigel: *De Glandulis Cowperi Mucosis Commentarius*. Auctore *Guilielmo Andrea Haafio*, Philos. D. etc. cum tabula aenea. 1803. 50 S. 4 (14 gr.) Zuerst nennt Hr. H. die verschiedenen Anatomen, welche von *Realdus Columbus* an, diese Drüsen mehr oder weniger genau beschrieben und abgebildet haben, und deren Arbeiten er mit der feinigen vergleicht. Nach seiner Versicherung findet man sie in allen Cadavern, und zwar am obern und hintern Theile der Zwiebel der Harnröhre. Sie haben eine ovale Figur, eine blaß gelbliche Farbe, und eine verschiedene GröÙe, indem ihr Umfang bald wie eine Erbse, bald wie eine Bohne ist. In Rücksicht des Baues gehören sie zu den *glandul. conglomerat.*, und bestehen daher aus vielen *acinis*. Jede von diesen Drüsen hat ihren eigenen Ausführungsanal, wel-

cher den obern Theil der Harnröhre in schräger Richtung durchbohret; eine Klappe findet man an ihrer ovalförmigen Mündung nicht. Die BlutgefäÙe erhalten sie von der *arter.* und *ven. penis profundu*; einsaugende GefäÙe hat man bis jetzt noch nicht daran bemerkt. Hr. H. fand eins an der Stelle, wo gewöhnlich die Cowperischen Drüsen sitzen, eine große Drüse, die sich durch ihre Weichheit von den Cowperischen, die oberhalb derselben saßen, hinreichend unterschied. Die Art, wie man diese Drüsen suchen muß, wird sehr genau beschrieben. Auf einer von dem Vf. gezeichneten, und Hn. *Rossmüller* gestochenen und illuminirten Kupfertafel, sind diese Drüsen, nebst den Theilen, mit welchen sie in Verbindung stehen, sehr gut abgebildet.

M. H.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 4 F E B R U A R, 1 8 0 4

## GESCHICHTE.

HEILBRONN, b. Clafs: *Geschichte von Schwaben, neu untersucht und dargestellt* von J. C. Pfister, D. d. Philos. u. Repetent am theol. Stift zu Tübingen. Erstes Buch. 1803. XIV S. Vorr. 211 S. Text. 8.

Die Nothwendigkeit einer kritischen Revision und Darstellung des reichen Geschichtsvorraths, welcher über einzelne Länder und Gemeinden des Reichs theils in Sammlungen von unsicherer Treue, theils in unbenutzten Urkunden zu finden ist, unterliegt keinem Zweifel. Ohne sie läßt sich aus der Hand auch des fleißigsten und scharfsinnigsten Forschers eine Nationalgeschichte der Teutschen kaum erwarten. Es ist jetzt auch nicht bloß, noch hauptsächlich, um die Befriedigung einer gelehrten Wissbegierde zu thun. In Zeiten des Auseinandergehens alter Staatensysteme, wo bey dem Verschwinden gewohnter Formen jedem nur bleibt, was er *ist*, um damit entweder auf eigenen Füßen zu stehen, oder um, zu Erhaltung möglichst Selbstständigkeit, in eine neue Ordnung der Dinge das wesentlichste mit hinüber zu nehmen, erwacht der teutsche Mann, tastet sich, fragt sich: *Wer bin ich denn? Wie ward ich das? Wie kam ich hieher?* Wenige Geschichtsbücher werden ihm helfen, diese Fragen sich zu beantworten. Sollen die Geschichtsfabrikanten von vorn es thun? Soll, was er *wissen* will, er denen *glauben*, welche in schöner Einkleidung *unverbürgte* Erzählungen ihm vorlegen? Es ist ihm Ernst um die Wahrheit, unsern teutschen Mitbürger, in dieser nichts weniger als scherzhaften Zeit, wo er über seinen Stand und Wesen Unterricht mehr als Unterhaltung braucht. Also liegt Geschichtschreibern ob, den Nachrichten von Entstehung, von den Verwandlungen, von dem Guten und Fehlerhaften, was in der vaterländischen Verfassung war und ist, bis auf die Urquelle nachzugehen, ihre ächte Spur, ihre Reinheit, je nachdem sie unerforschlich oder klar da liegt, uns zu zeigen, und auf dem jahrhundertlangen Wege uns vertraut mit uns selber zu machen. Das ist wahrhaft wissenschaftliche Behandlung der Geschichte, wenn sie das Verhältniß der Wirkungen zu den Ursachen nicht erdichtet, sondern aufschließt. *Alsdann* lehrt sie regieren, wenn sie die wenigen Gemeinplätze, welche der Menschenverstand lehrt, in ihrer Anwendung auf Individualität und Localität zeigt. Und so wird die Geschichte Wohlthäterin der

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

Menschheit, wenn sie die, jedem Boden eigene Pflanze nicht in ein fremdes Treibhaus geben, oder gar ausreißen, sondern pflegen lehrt.

Diese Betrachtungen gehen in der That nicht bloß auf das vorliegende Buch: wir werden aus gleichem Gesichtspunkt viele andere historische Werke beurtheilen; ungünstig die sophistisirenden, ungünstig romanhafte; mit Achtung alle, aus denen etwas zu lernen ist; mit Beyfall die, welche so viel Gutes vereinigen, wie diese Geschichte der alten Schwaben.

Ihr, noch junger, Vf. verspricht sehr viel; gründliche, wohlgeordnete Gelehrsamkeit, gesunde Kritik, Verstand, Mäßigung, und in der Schreibart Einfach und Kraft: — so viel ist bey ihm. Von dem höchsten Alterthum, wo Orkyn's waldichte Felsenhöhen die westliche Gränze der griechischen Weltkunde waren, durch die unhistorische Zeit suevischer Ungebundenheit und die nur wenig hellere des mannichfaltigen Kampfs mit Rom, führt er in die Periode der ersten wahren Entwicklung durch aufgeschriebene Gesetze, christlichen Glauben und Anschließung an die in der Hierarchie und bey den Franken erhaltene Cultur. Und nachdem gezeigt worden, wie auf die Herzoge (748) die Cammerboten gefolgt, schließt er mit Erhöhung Burkards und Herstellung des neuen Herzogthums (916 ff.) Es ist sichtbar, daß er aus den Quellen schöpft, und Arbeiten anderer Geschichtsforscher weder verschmäht noch ohne eigene Prüfung benutzt. So brauchte er *Schoepflin*, *Sattler*, *Müller* und *Mannert*, berichtend. Seiner Denkungsart und Manier ist Jugend nirgend, überall das reife Studium anzusehen. Die celtischen Etymologien, so wie andere Dolmetschung der alten Völkernamen, braucht er; aber wo keine Evidenz ist, nicht absprechend, und in solcher Beziehung auf Orte oder Waffen, wodurch seine Muthmaßung meist sehr wahrscheinlich wird. Was, unseres Erachtens, ihn besonders wohl zum Geschichtschreiber eigenschaftet, ist jene Verbindung der Gabe, jede Zeit nach sich zu beurtheilen, mit der, die Keime der spätern und unserer Zeit bey der ältesten Erscheinung zu bemerken. „Land um Kriegsdienst“, wie die Cimbern es begehrten (S. 11) ist allerdings „die Grundlage des ganzen Feudalwesens, den Krieger mit Land zu besolden.“

In der etymologischen Deutung alter Namen pflegt er *Fulda* und historischen Spuren zu folgen. *Orkyn* (*Ορυμία*) übersetzt er richtig „das äußerste höchste Waldgebirge“ der denselben Alten bekannten Erde (S. 1); hingegen dürfte irrzig seyn, zu glauben

ben, daß man den Ister aus den Pyrenäen entspringen liefs. (Der Berg Pyrene war das von Brenner, von Bernina, genannte Tyrolergebirg, und man konnte wirklich so gut den Inn als die abnobischen Elüschen für die Isterquelle nehmen. Nicht ohne Grund wird gezweifelt, welches Wasser Tiberius dafür gehalten (S. 34). Zum Theil beruht es auf Bestimmung der Insel des Bodensees, welches sein Waffenplatz (*ὀπλητήριον*) in dem Krieg wider die Vindeliken war. Diese kann die Reichenau, Meinan, oder Lindau seyn; die Rheinau scheint von den feindlichen Sitzen zu entlegen; Lindau, zwischen den Rhäten und Vindeliken, zu gefährlich für diesen Zweck: so wäre Reichenau am wahrscheinlichsten. Von da konnte Tiberius, ein Freund schnellen Reisens, leicht in Einem Tag nach Doneschingen kommen. Wir glauben aber, daß er die feindliche Seemacht vorher in den grossen oberen Wassern bezwungen; daß er zu Lande Thurgau hinauf, hin an den Sümpfen, durch welche der junge Rhein dem See damals zuschlich, an die nördliche Landmacht der alten Rhäten gekommen, dort (im Maienfeldischen!)

*grave praelium  
commisit, immanesque Rhaetos  
Auspicis pepulit secundis;*

dann aber auf dem Rückzuge nach Gallien die kleine Entdeckungsreise an den Abnoba von Reichenau oder selbst Rheinau sich erlaubte. Als, 113 Jahre nach diesem, Tacitus (wenigstens zum Theil nach des grossen Sammlers, Plinius, längst verlorne Werk) Germanien beschrieb, kannte er die jetzt noch mit dem grossen Namen prangende Quelle so wohl, daß ihre Localität (*molli et clementer edito montis Abnobae jugo*) sich kaum genauer beschreiben läßt. Den germanischen, fränkischen, alemannischen, langobardischen und andere Namen erläutert Hr. P. (S. 14, 18, 56, 60, 111 u. f. w.) meist aus der jedem Volk eigenen Waffe (wie von der sabinischen *Quiris* Quiriten find), aber so, daß er den Grenzen der Wahrscheinlichkeit, und noch seltenern, Bescheidenheit getreu bleibt; wie er auch über Hadrians Wall, über die helvetische Wüste (S. 39 f. 43) mehr seine Gedanken äussert, als entscheidet. In der That war in viel späterer Zeit eine Wüste der Helvetier auf dem linken Rheinufer, der Stadt Aventicum schon zu Aminians Zeiten ödödet Mark, Uechtland, welches in lateinischen Urkunden *Desertum Helvetiorum* übersetzt wird. Wer kann sagen, ob eines Abschreibers unverständiger Fleiss den Namen in seinen Ptolemaeus, und am unrechten Orte, eintrug, oder ob ein älterer Eremus in Oberschwaben in die Periode vor den Alemannen zu setzen ist, und aus Nachlässigkeit noch dann genannt wurde, als nicht nur *decumates agri*, sondern volkreiche Gauen an dem Ort wieder aufgekommen waren!

Wir bezeichnen als Proben guter Kritik und weiser Behandlung die Anmerkung S. 50 über Caracalla's Feldzug, die Berichtigungen Schöpplin's S. 70 und 74, die Bemerkung S. 101, wie die Gefolge Grundpfiler der erblichen Fürstenmacht wurden, S. 119 die Beob-

achtungen über das alemannische Gesetz, S. 144 über das Christenthum in solchen Ländern, den schönen Ueberblick des Gangs der alemannischen in Vergleichung anderer teutischen Geschichten S. 104 und die richtige Angabe des Ueberschrittes aus der altfuevischen Kriegsverfassung von dem an, als die Alemannen in ihrem Lande sesshaft wurden (S. 107). „Karl „Martell, der die Ueberschwemmung der Saracenen „in den Abendländern“ (der Abendländer durch die Saracenen!) „aufgehalten, der die ganze Monarchie „der Franken, ohne König zu heissen, in seiner Gewalt hatte, dieser vermochte kaum die teutschen „Völker dießseits des Rheins in Unterwerfung zu halten“ (S. 149). Solche Betrachtungen veranlassen den Leser zu nützlicher Vergleichung der verschiedenen Zeiten wilder Freyheit und bezähmender Einrichtungen, auch wohl zu dem Gedanken, daß die Erduldung mancher Dinge Convenienz einiger Gewalthaber, und nicht im Charakter der Nation seyn dürfte.

Ueber einiges haben wir Zweifel. S. 19 sollte die 17 Note etwas deutlicher zeigen, daß die Tufken und ihre rhätischen Enkel für keine griechische Kolonie gehalten werden dürfen. S. 27 werden die Bündnerischen Zehen Gerichte undiplomatisch den Centgerichten angeschlossen, da sie bald acht, bald elf hießen, und erst dann jener Name daurend wurde, als wirklich zehn Gerichte diesen Bund ausmachten, vor dem das Ländchen gar keine geschlossene Einung hatte, und namenlos ist. S. 28: „Daß die Germanen weder Priester noch eine Priesterreligion gehabt“, ist wohl zu absprechend. Auch unter ihnen waren Sagen der Urwelt und von übernatürlichen Kräften, die sie mannichfaltig verehrten; und mit dem Vorstand der Stämme wohl, wie anderswo, derselben Repräsentanz bey der Gottheit verbunden. Bey Vergroßserung der Gemeinden und Vervielfältigung der Gebräuche, da nicht Einer alles vermochte, mußte manches durch Untergeordnete geschehen. Auch ist in dem Gang der Natur, daß hin und wieder, wie anderswo, die Kenntniß und Uebung solcher Dinge eine ausgezeichnete Profession wurde: welches alles ohne scharfsinnige Combinationen oder besonderes Feuer der Phantasie hinreichte, Priester hervorzubringen, die darum nicht brauchten, weder römischen noch ägyptischen ähnlich zu seyn. Zu S. 54 ist anzumerken, daß der, von Augustus geliebte rhätische Wein hieher nicht gehört; er war eine Frucht, wo nicht völlig der Südseite dieser Alpen, doch der südlichliegenden Thäler. Zu S. 63. Wir finden keine Nothwendigkeit, *Salinas* für *Grenzflüsse* zu nehmen; *Salae*, eigenthümliche Wohnungen, passen wohl auch nicht einem wandernden Volk; in Hessen, und im alten Kurmainzischen, wohin sich die Burgundionen ausgedehnt haben mochten, fehlen *Salinae* im eigentlichen Sinne nicht. S. 66 wird „am südlichen Ufer des Bregenzersees, an der *Aare* hinauf“, wohl die *Argen* seyn sollen, die eher als die *Aare* zum alten Linzgau führt. Daß, nach S. 77, Julius Schlacht an Rhein wider Chnodomar „ungefähr in derselben Gegend“ geschehen seyn soll, wo 400 Jahre zuvor Cäsars

sars Schlacht gegen Ariovald, wird denjenigen schwer begreiflich seyn, die aus Cäsars Nachricht sich erinnern, daß der Rhein von seinem Schlachtfeld 50,000 Schritte entfernt war. Bey S. 117 scheint nicht billig, die ehrwürdige Theudelinde, mit einer Brunhilde und Fredegonde in die gleiche Classe zu setzen. S. 140. Das *Zuger Thal* ist an den dem Gallus geschehenen Unfugen ganz unschuldig; *Tukon*, wo er predigte, ist von jenem durch Berge getrennt. S. 151 wird *Griphio* vielleicht unrichtig als *Krummnafe* übersetzt; es ist eher Abkürzung von Gottfried. Daß die schöne Freyheit, nur von *seines gleichen* gerichtet zu werden, Charakter auch der teutschen Städteverfassungen sey, werden, wo nicht Bürger, die nicht regierungsfähig sind, wenigstens die Unterthanen dieser Städte schwerlich ganz zugeben. Ob (S. 181) aus der Menge der Dörfer (deren auch in Brandenburg das Landbuch Karls IV ungleich mehrere hat, als noch sind) auf die Zahl der Volksmenge zu schließen sey, ist eine so lang nicht auszumachende Frage, bis, (welches nicht zu hoffen scheint) aus diesen alten Zeiten Tabellen der Volksmenge aufzufinden sind. Hingegen ist außer Zweifel, daß der Dörfer grössere Zahl, und also beschränktere Feldmarken, der Bevölkerung sehr vortheilhaft waren. S. 191 pflichten wir dem Vf. bey, daß etymologisch oder herkömmlich *teutsch* dem *deutsch* vorzuziehen ist.

Den Charakter der Schreibart haben wir schon angegeben: sie ist in großer Einfachheit körnig. Es mißlingt auch der poetische Schwung nicht, wo Begebenheiten, wie die Alemannenschlacht gegen Julian S. 73 f. das teutsche Gemüth entflammen. Es ist eine Kleinigkeit, daß S. 48 die *Bewohner* der Murr (Fische oder Krebse!) mit ihren *Anwohnern* vermengt werden. Daß „*vergeblich*“ Claudius dem Norden widerstand, wird jedem ein unbequemer Ausdruck scheinen, der weiß, daß doch erst nach mehr als 200 Jahren und von andern Völkern der abendländische Thron gestürzt wurde. S. 59: Eben so ist wohl nicht gut gesagt, daß der Markmannen Verein „in einer großen Ueberschweinnung“ sich aufgelöst habe. Hier könnte eine Sündfluth, wie die, der Cimbern entflohen, so gut als eine Völkerwanderung verstanden werden. Unrichtig wird S. 59 Constantius *Caesar* genannt: etikettenmäßig war er weit mehr als *ein Caesar*; der Seele nach unvergleichungsmäßig unter dem *Caesar*. Unbequem ist S. 90 von Honorius gesagt, er habe *Stilichon* in die *Abendländer* gesandt; er selbst lebte in den *Abendländern*; ist Ravenna nicht in *Hesperien*?

Es ist eine richtige Bemerkung S. 195, „daß ehemals die *Ehre*, des Mannes höchstes Gesetz war, zuerst aber das Christenthum *Gleichheit* vor dem Gesetz dargethan hat.“ Wofür einerseits dieses vor unseren Zeitgenossen hätte sollen Gnade finden, anderseits aber nicht unnöthig war, zu bemerken, was des Mannes selbstständige Kraft im Ganzen dadurch verloren oder gewonnen.

Dieses alles zeigt, daß in diesem Verfasser ein vorzüglicher teutscher Geschichtschreiber aufblühet.

Ths.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BASEL U. AARAU, b. Flick: *Schweizerische Mercuria. Von einer Gesellschaft vaterländischer Gelehrten herausgegeben.* Ersten Bandes erstes Stück. 1803. 128 S. 8. (4 Hefte 2 Rthlr.)

Um der öffentlichen Aufmerksamkeit eine weniger einseitige, und eben darum weniger leidenschaftliche Richtung zu geben, eröffnet eine gelehrte Gesellschaft in der Schweiz, welche den bösen Geist der Partheysucht gerne beschwören möchte, vorliegende periodische Schrift, deren Hauptrubriken unter andern folgende seyn sollen: 1) *Helvetische Tagsgeschichte* und merkwürdige Vorfälle in einzelnen Cantonen. 2) *Wichtige Gesetze*, zuweilen mit bescheidenen Anmerkungen. 3) *Bedeutende Rechtshändel, Anstalten, Erfindungen; Biographien.* 4) *Kunst und Literatur.* 5) *Natur und Sittengemälde, kleine Reisen, Erzählungen, Poesien.* Von dem Inhalte des ersten Stücks müssen wir diesmal etwas ausführlicher referiren. 1) Eine sehr gutgeschriebene *Denkschrift über die zweckmäßige Organisation der Schweiz*, welche im December 1802 von mehrern helvetischen Deputirten (Freunden des Einheitsystems) den französischen Commissarien übergeben ward, verdient die erste Stelle. Merkwürdig ist hier die Nachricht: daß die Freunde des unbedingten Föderalismus immer die Gegner Frankreichs waren, daß aber, so bald sie an der Spitze der Geschäfte standen, sie selbst auf einem *permanenten Senat des Föderalstaats* antrugen. So z. B. der Schultheiß *Steiger* von Bern (S. C. L. v. Haller über den Feldzug des Erzherz. Karl in der Schweiz S. 553). So die zu Schwytz versammelte *Tagsatzung* im October 1802. Man kann hinzufügen: So auch die *Redingsche Centralregierung* zu Bern im Febr. 1802; wie der von ihr abgefaßte gedruckte Verfassungsentwurf für Helvetien beweist; denn in diesem Entwurfe giebt es *keine Landgemeinden für die kleinen Cantone*, ungeachtet Reding sie ihnen mündlich versprochen haben soll. Sonderbar scheint es, daß der Beherrscher Frankreichs das Föderalsystem begünstigte. Doch bey einigem Nachdenken löst sich dem Beobachter dies Räthsel, und so wie sich die politischen Plane einer gewissen Macht allmählich entwickeln, wozu es vielleicht nur weniger Jahre bedarf, wird das gesammte Volk darüber aufgeklärt werden. (S. 36 Z. 11 ist ein anflüssiger Druckfehler). 2) *Caspar Hirzel, Vf. des philosophischen Bauern; eine biographische Skizze des thatigen Lebens dieses als praktischer Arzt, als Regent, und als Schriftsteller verdienten Mannes.* Schade, daß diese Skizze nur flüchtig entworfen ist. Einige Anekdoten, die Hirzels Geist charakterisiren, können wir nicht unberührt lassen. „Eines Tages begleitete er D. *Mesmer* in dem Hospitale von „einem Zimmer zum andern. Er war Augenzeuge, „wie dieser Magnetiseur durch Vorstreckung seines „magnetisirten Stabes die Patienten in Zuckungen versetzte. Endlich führte ihn H. in ein Zimmer von *Blödsinnigen*; umsonst hielt M. diesen den Stab hin; auf sie „machte er keinen Eindruck. Hieraus schloß Hirzel, „daß bey andern Kranken nicht der Stab die Convulsi-

„nen



„nen erregte, sondern nur ihre eigne in Furcht und Schrecken gejagte Einbildungskraft. — Einmal befand er sich mit einem kranken Freunde in den Bädern zu Baden. Glücklicherweise hatte er diesen geheilt; allein bey der Rückerinnerung an sein Fieber überfiel es ihn täglich um dieselbe Stunde, um 11 Uhr Vormittags von neuem. Unter der Hand traf nun H. mit den Badegästen die Abrede, daß Jeder seine Uhr um eine ganze Stunde zurückstellte, und auch der Küster that dies in Ansehung der Glockenuhr. Aufgeräumt ging mittlerweile der Genesene in großer Gesellschaft, am Ufer der Limmat, spazieren; unter muntern Gesprächen vergaß er das Fieber; jetzt sah er nach der großen Uhr bey der Kapelle. Nun, sprach er, wird das Fieber bald kommen; es ist Zeit, daß ich heimgehe. Lachend zog H. die Uhr aus der Tasche. Zwölf Uhr, setzte er hinzu, ist vorbey; das Fieber hat sich vergessen, es kommt nicht wieder. Wirklich kam es nicht wieder.“ 3) *Ueber die Verheerung der Tannenwälder durch den Borkenkäfer. Von Zschokke*, der sich von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen hat, und seit zwey Jahren als privatirender Gelehrter bey Aarau lebt, wo er sich vorzüglich der *Forstwissenschaft* (nach diesem Aufsatze mit großem Fleiß und Erfolge) widmet. 4) *Ein Brief des verewigten Lavaters* (vom J. 1799) an Stapfer, den damaligen Minister der Wissenschaften in Helvetien. Die Herausgeber wollen damit beweisen, daß die helvetische Centralregierung es nicht so böse mit der Kirche und der Geistlichkeit gemeint haben könne, wie ihr häufig zur Last gelegt ward. Oeffentliche Blätter gaben unlangst den Wink, daß die Erscheinung dieses Briefes Aufsehen in der Schweiz erregt habe, und von gewissen Cantonsregierungen, welche gerade jetzt kirchliche Einrichtungen machten, und insbesondere die Pfarrerwahlen wieder auf die vor der Revolution besondere Ordnung zurücksetzten, nicht gern gesehen worden sey. Lavater wollte nämlich, daß die Regierung das Wahlrecht in Ansehung der Pfarrer den Gemeinden übertrüge. Wahr ist es, daß es ein Hauptpunkt der ersten helvetischen Constitution war: der Staat, als Staat, erkenne keine Religion an, mithin gebe es keine herrschende Religion, und jeder Commun bleibe es überlassen, sich, zu welchem Glauben sie wolle, zu bekennen; denn das Glaubensbekenntniß sey ganz unabhängig von dem Staat. Allein der Minister Stapfer, dessen Stelle ihm einen weitem Gesichtskreis verschaffte, als Lav. in seiner Sphäre hatte, sah bald, daß es für Sittlichkeit und Ruhe des Landes nicht gut wäre, wenn die Regierung die Pfarrerwahlen, welche bis dahin meistens von den Cantonsregierungen abgehungen hatten, auf Einmal dem Volke ganz überliesse, und er verfocht, wie Lavaters Brief vermuthen läßt, die provisorische Verfügung der Regierung, nach welcher für Einmal das Wahlrecht noch nicht den Gemeinden überlassen werden sollte. Auch beweisen viele zur Kenntniß des Publicums gekommene Beyspiele von Pfarrerwahlen durch die Gemeinden, welche in diese Epoche fielen, daß Stapfer, dessen Brief wir sehr gerne lesen möchten, Recht hatte, und daß, wenn die Regierung gethan hätte, was Lav. verlangte, der Erfolg ganz gewiß gegen seine eignen Wünsche ausge-

fallen wäre. Eher liesse sich eine von Lavatern (S. 126. 127) vorgeschlagene *Modification* des allgemeinen Wahlrechts der Gemeinden hören, nach welcher jede Gemeinde, in welcher eine Pfarrvacanz vorfiel, eine Anzahl von Wahlmännern, welche die Pfarrerwahl vorzunehmen hätten, wählen, der Kirchenrath (das Presbyterium) der Gemeinde das Recht des *Veto* besitzten, und ausserdem noch, um allen (?) möglichen Kabalen vorzubeugen, ein von der Geistlichkeit (?) gewähltes Confraternisationscorps die Befugniß haben sollte, in dem Falle erweislicher Cabalen, oder der Erwählung eines unwillkenden oder unsittlichen Menschen die Wahl für ungültig zu erklären. Da sich nun aus mancherley Anzeigen schliessen läßt, daß das Schweizervolk sich kaum ganz in die alten Formen werde zurücksetzen lassen: so wäre zu wünschen, daß die Cantonsregierungen jenen modificirten, und *quantum satis* noch zu berichtenden, oder irgend einen andern Plan in Ansehung dieses Gegenstandes annehmen möchten, ehe das alte Misstrauen sich wieder regt, und neue Gährungen vorbereitet, deren Ende sich alsdann ohne prophetischen Geist leicht vorherzusehen ließe. Noch bemerken wir die Titel, womit Lavater dem Minister Stapfer schmeichelte, um ihn für seinen Plan zu gewinnen. „Lieber, guter, herzlicher Stapfer, heist es, lieber Bruder und innig geschätzter Freund, lieber, guter Minister, zehnmal größerer Philosoph, als ich zu seyn mir anmassen darf.“ Solchen Liebkosungen widerstehe, wer da kann! In der That gehörte oft ein nicht geringer Grad von Geistesstärke dazu, um sich nicht von Lavaters Feuereifer hinreißen zu lassen. Freylich war L. in dem vorliegenden Falle nicht klug genug, um es zu verbergen, daß er den Minister im Grunde *meistern* wollte, was ihm bey demselben nicht nützen konnte. Deutlich geht auch aus diesem Briefe hervor, daß Lavaters *πολυπραγμοσύνη* in der helvetischen Revolutionsperiode unendlich gern eine große Rolle gespielt hätte, und da man von Seiten der Regierung diese Wünsche nicht sehr begünstigte, obgleich L. bey jeder Gelegenheit Verbindungen mit den Directoren und Ministern anknüpfte, so kann, nach menschlicher Schwachheit, dies allerdings etwas dazu beygetragen haben, ihn nachher zum *Gegner* einer ihm vernachlässigenden und seine Indiscretion, Eitelkeit, Herrschsucht und Excentricität scheuenden Regierung zu machen. 5) Einige Gedichte von Xaver Bronner, jetzt Lehrer an der Cantonschule zu Aarau, und ein Gedicht des Archidiacons Tobler sind ganz artig; wie aber ein, zwar kurzer, Aufsatz, betreffend den Uebergang des weiblichen Geschlechts aus dem Zustande sklavischer Erniedrigung in den der Vergötterung; eine Stelle in dieser periodischen Schrift fand, ob ihr gleich so viel anderer Stoff näher lag, ist nicht so leicht abzusehen. — Wir wünschen dieser Minerva viel Glück in ihrem Vaterlande; doch ist unser Glaube an ihr Fortkommen schwach: auch sagen die Herausgeber in der Vorrede selbst, sie erwarteten wenig Günst für sie bey der Mehrzahl, weil diese nichts für wahr, gut und schön halte, als was ihrer Parthey schmeichle.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 F E B R U A R, 1 8 0 4

## LITERATURGESCHICHTE.

UTRECHT, b. v. Paddenburg u. Sohn: *Christophori Saxi Onomastici literarii Mantissa recentior, sive Pars VIII Nomenclatoris Scriptorum, cuiuscunque bonarum artium disciplinae novissimorum, qui vel superstites adhuc sunt, vel nuper decesserunt*. VIII u. 464 S. gr. 8.

Erst dieser Anhang vollendet das mit Recht geschätzte *Onomasticum* unsers berühmten Landsmannes, wovon der *siebente*, und, wie es vorhin hieß, *letzte* Band im J. 1790 erschien, welcher bis auf 1774 herabging. Damals hatte es Hr. Prof. Saxe nur mit Schriftstellern zu thun, *quos Libitina sacrarat*; nachher entschloß er sich, um das 18te Jahrhundert ganz zu umfassen, zur Aufzählung der vielen, theils noch lebenden, theils nach dem Abdruck jenes Bandes verstorbenen, Gelehrten. So erhalten wir jetzt ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der für eigentliche Gelehrsamkeit wichtigsten Namen bis zu Ende des verfloßenen Seculums. Unter *eigentlicher Gelehrsamkeit* versteht der Vf. noch immer diejenigen Zweige von Kenntnissen, die einigermaßen auf dem Stamme von Geschichte und alter Literatur wachsen; durch welche Bestimmung begreiflich eine große Anzahl von Namen ausgeschlossen werden, mit welchen unsere gelehrten *Teutschland, Frankreich und England* prangen. Etwas schwankend ist zwar jene Bestimmung, sie kann auch auf manche kleine Ungerechtigkeit führen: doch zweifeln wir nicht, daß die mehresten übergangenen Schriftsteller sich mit ihrer unverhohlenen Geringschätzung der Studien des Alterthums über die versagte Ehre trösten werden; andern aber wird es angenehm seyn, in einem nicht gar starken Bande eine Uebersicht derjenigen Namen zu haben, die nicht bloß Ein Land oder Eine Nation interessiren, und so das unübersehbliche Heer europäischer Schriftsteller auf einige Centurien eingeschränkt zu sehen. Hr. S. ist auch keinesweges so eigenständig, jeden aus seinen Tafeln auszulassen, der nicht in lateinischer Sprache geschrieben: schon im vorigen Werke fanden sich, neben Pope, Rousseau, Barthelemy, Lessing, Winckelmann, auch die Namen Lambert, Moses Mendelssohn, Abbt, Riedel, Tüllner und verschiedene *Homiletas*, die eben nicht viel aus den Alten gelernt hatten. *Neque tamen, sagt er, in ejusmodi hominibus haerendum mihi esse putavi, quos Academicarum hodie mores sui ordinis, seu, ut eleganter vulgo loquuntur, suae FACULTATIS for-*

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

*mularum Doctores creare solent, quorum innumera-bilis est copia* s. w. Mit besonderer Genauigkeit sind die Gelehrten Hollands aufgeführt; weniger vollständig die engländischen: am wenigsten ist der Vf. mit den Umständen der Italiener bekannt, daher er bey diesen öfters bloß die Namen und Bücher-Titel zu künftiger Ausfüllung hingestellt. Mehrere fehlen gänzlich, wie *Marini, Lanzi, Invernizzi, Porson, Wakefield*. Aber jene Anzeigen von zum Theil seltenen Büchern oder kleinen Schriften müssen dem Literatur immer willkommen seyn, zumal in Fächern, wie Alterthümer, Numismatik, Epigraphik, wo nicht leicht etwas Bedeutendes übergangen ist. So ist auch die einzelne Aufzählung der in größere Sammlungen versteckten Abhandlungen französischer Gelehrten sehr verdienstlich, z. B. eines *de Guignes, du Puy, Gaillard, de Burigny, Larcher, Bréguigny*; doch fehlt bey dem letztern der Anfang einer Ausgabe des *Strabo*, der wenig in den Buchhandel gekommen ist. Von teutschen Gelehrten giebt Hr. S. fast mehr Namen, als man erwarten durfte, verleitet, wie es scheint, von den gewaltigen Registern unsers *Meusel*, die man billig allen Ausländern entgegen tragen sollte, die noch keine recht allgemeine Achtung für unsere Literatur fassen wollen. Hr. S. hat auch unsere Dichter, vornehmlich solche, die sich als Nachahmer der Alten ausgezeichnet, nicht übergangen, z. B. *Gleim*, der etwas *ad exemplum Anacreontis* gesungen, *Uz*, der selbst den *Anacreon* übersetzt hat, *Wieland*, den Uebersetzer des *Horaz*, *Gesner, Ramler, Klopstock*; auch Hr. *Frid. Nicolai* hat seinen Artikel, als *Curator Bibliothecae Germ. communis*. Selbst Hr. *C. Fr. Cramer* wird nicht vergessen, *idololatrias adversus Klopstockium reus*, wegen des *Er und über Ihn*, auf Latein: *Ipse (quasi aurōs ἔφα) et ad eum annotationes*. Ähnliche Urtheile und Bemerkungen sind hin und wieder eingestreut; wie bey *Kant: Philosophus adeo reclusus et abditus, ut verear, ne multi ejus de tripode responsa assequi possint*. Neuere teutsche Philosophen kennt man, wie es scheint, in Utrecht noch nicht, *Herders Metakritik* ist ihm jedoch bekannt; er übersetzt den Titel: *Criticam comitem, vel cum alia sociandam sanas scilicet rationis*. Weniger verstehen wir, warum ihm einige Schriften *Kästner's*, des Mathematikers, *quiddam portentosi et reparandous* zu enthalten schienen: sollten es etwa die witzigen seyn? Seltener läßt er sich in Urtheile über philologische Werke ein, außer durch kurze Formeln und Beywörter des Lobes, oder durch Anführung fremder Elogien: so bey *Ruhnkenius, Brunck,*

H h Wyt.

Wyffenbach, Wolf. Ueber die neuesten Untersuchungen des letztern Kritikers wird bescheiden gewünscht: *Utinam in hac re sola suis de fide Orationum Ciceronis suspitionibus non tam large indulisset; ut earum quinque — ad spurias amandare videretur* u. s. w., ein Seufzer, der dem neunzigjährigen Greise am leichtesten zu verzeihen ist, dem es freylich schwer eingehen mußte, einen Glauben aufzugeben, den er 17 Jahrhunderte hindurch befestigt hielt, und selbst an 80 Jahre seines Lebens wiederholte. Anderswo stoßen wir auf gelegentliche Entdeckungen von bisher unbekannten Verfassern anonymen oder pseudonymen Schriften: so werden die berühmten Satiren *de tota Graeculorum hujus aetatis litteratura*, die man seither bald dem *Lagomarsini*, bald dem *Jo. Lami* beylegte, jetzt dem Jesuiten *Jul. Cordara* zugeschrieben. Noch müssen wir auf einen sehr reichhaltigen Artikel aufmerksam machen, den von Hn. S. selbst, wo, ausser dem genauesten Catalog seiner Schriften und Aufsätze, eine artige Anekdote von seiner Namensveränderung, *Sachs* in *Saxius*, vorkommt. Auf erstere Weise nannte er sich noch in seiner Leipziger Probechrift, über die er späterhin das Vergnügen hatte, von Burmann dem Jüngern, dem heftigen Gegner des *Saxius*, als *Sachsius* ein freundliches Lob in der Vorrede zum Virgil zu erhalten. Ein guter Wink für Manchen, durch ein *x* oder eine ähnliche Veränderung einem sinkenden literarischen Ansehen aufzuhelfen. Bey Hn. S. aber war das *x* die erste Aeufserung seines Hasses aller neu-lateinischen Barbarey, der noch jetzt nicht bloß allen Hof-Justiz-Regierungs-Consistorial-Geheimen- und andern Räten ihre Titulaturen entreißt; sondern manchmal offenbar in eine den heutigen unkeuschen Ohren lästige Affectation übergeht. Sogar *Volamen*, von Theilen eines Buchs, ist ihm anstößig; *vocabulo hodie meminim uti velim, quoniam hodie libros non volumus*: er pflegt dafür *Coдекс* zu sagen. Noch weniger wird man hier *verbi divini ministros* oder *concionatores* finden, *nomen contumeliosum Tribuni plebis et comitoris reipubl.*, wie er in der Vorrede schreibt. Sollen wir endlich die mancherley kleinen Irrthümer rügen, die sich in eine Zahl von Artikeln eingeschlichen haben? Zurweilen wird nämlich Einem Namen zugeschrieben, was zweyen gehört; zuweilen werden Lebensumstände unrichtig angegeben; anderwärts nicht unbedeutende Schriften in der Folge anderer übergangen. Allein wir vermeiden lieber eine solche trockene Aufzählung, wozu jeder fleißige Sammler ganz bekannte Quellen in der Nähe hat. Ueberhaupt aber wünschte Rec., daß dies so verdienstliche Werk in seinem ganzen Umfange so vieler Jahrtausende eine sorgfältige Uebersicht mehrerer fleißigen Literatur-Freunde in und ausser Teutschland erfahren möchte, um nach und nach durch Beiträge vermehrt und berichtigt, seinen Zweck vollkommen zu erfüllen, welches jetzt noch nicht durchgehends der Fall zu seyn scheint.

Qk.

## S C H Ö N E K Ü N S T E.

PARIS, b. Buisson: *Oeuvres de Bernard*. Seule édition complete, et la première faite sur les Manuscrits Autographes de l'Auteur, la plupart inédits. An XI (1803). Tome premier 348 S. Tome second (et dernier) 317 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

*Manuscrits autographes de l'Auteur* ist eben so pleonastisch, als bey einem andern Werke es hieß: *Anecdotes inédites*. Der Titel, den wir genau wiedergeben, ist überhaupt, wie man sieht, sehr vernachlässiget.

Bernard lebte von 1708 bis 1775. Er war aus Grenoble, dem Vaterlande des Chevalier Bayard, des Connetable Lesdiguières, des Mechaniker *Maucanfon*. Die vier letzten Jahre seines Lebens brachte er in völliger Vernunft-Abwesenheit, oder in der Kindheit, zu. Sein Dichtertalent schränkt sich mehr auf den gesellschaftlichen Kreis seiner Zeit ein, als daß es sich auf den großen Umfang der Lesewelt, oder gar auf die Nachwelt, verbreitet. Es hat daher nicht das erhabene Gepräge einer großen, hohen, eigenthümlichen Natur, das allen Zeiten und allen gebildeten Völkern angehört; es trägt bloß den Anstrich der Sitten seiner Zeit; es lacht, lebt, webt, und sinkt und verfällt mit diesen. Voltaire nannte den Dichter *gentil Bernard*, und dieser sowohl als seine Zeitgenossen, hielten es für eine Auszeichnung.

Man würde indessen Unrecht haben, ihm alle Begeisterung abzusprechen. Sie fehlt eben so wenig der leichtfließenden, blühenden, schlüpfrigen Dichtung, als der erhabenen Poesie; nur sind die Inspirationen oder die Quellen verschieden, aus denen die Ergüsse strömen. So hat der Bach, der durch die Wiesen rinnt, eben so gut seinen Ursprung in einer verborgenen höhern Kraft, als der Felsensturz eines Stroms, nur daß jener in sanftern Pulsen der Erde entquillt, und dieser, machtvoll geboren, den Wolken entlürzt.

Bernard nahm seine Begeisterung aus den Ereignissen und den Sitten seiner Zeit, und so wie diese waren, müssen wir seine Gedichte beurtheilen. Er machte unter Maillebois und Leigny, 1733 und 1734, die Feldzüge in Italien, und besang sie nicht ohne poetisches Feuer, obgleich in schnellen Federzügen, ohne höhere Phantasie. Seine Kunst zu lieben ist das Bild der künstlichen Liebe seiner Zeit. Von der wahren Liebe kann es heißen, man sagt nicht wie man liebt, man liebt; so wie Klopstock von edlen Thaten sagt. Seine Schauspiele sind als Erscheinungen eines Augenblicks zur Vergessenheit übergegangen. Das Lustspiel *Elmire* hat hier fünf Aufzüge; es ward erst im 9 Jahr Frankreichs dem Theater angeboten, in drey Acte abgekürzt, und, da der Verfasser nicht genannt war, als das Werk eines Anfängers erinnet und mit einer prüfenden Kritik versehen. Die Oper *Castor und Pollux* mit Rameaux Musik, fand

Bey-

Beyfall, als sie erschien. Sie ist ohne Interesse, bloß Pomp der Vorstellung.

Die mehresten Gedichte sind erotisch, auch diejenigen, die Oden genannt sind. In unsern Zeiten, wo man fast kein Buch zur Hand nehmen kann, in dem nicht die Natürlichkeit den Vorleser in anständiger Gesellschaft zum Stocken bringt, möchte es fast befremdend scheinen, wenn man Bernard seine Schlüpfrigkeit verwerfen wollte. Ihm ist Sinnlichkeit der höchste Reiz, diese ist gerade da am sinnlichsten, wo sie die feinste seyn soll. Wir können dies am besten mit einem kleinen Gedichte eines feiner-fühlenden Dichters ausdrücken:

*Certain enfant qu'avec crainte on caresse  
Et qu'on connoit à son malin souris.  
Court en tous lieux précédé par les ris  
Mais trop souvent suivi de la tristesse.  
Dans le coeur des humains il entre avec souplesse.  
Habite avec fierté, s'envole avec mépris.  
Il est un autre amour, fils craintif de l'estime,  
Soumis dans ses chagrins, constant dans ses desirs,  
Que la vertu soutient, que la candeur anime,  
Qui résiste aux rigueurs et croit dans les plaisirs.  
De cet amour le flambeau peut paroître  
Moins éclatant, mais ses feux sont plus doux.  
Voilà le Dieu que mon coeur veut pour maître,  
Et je ne veux le servir que pour vous.*

Bernard wählte nicht diese Liebe zum Gebieter, bewies aber auch, daß das Kind, das ihn beherrschte, oft die Traurigkeit im Gefolge hat, da es ihn in einem noch nicht gar späten Alter in Kindheit versetzte. Wenn nun gleich die Einbildungskraft und der Geschmack des Dichters im Ganzen dadurch verdorben wurden, so mögen doch folgende Zeilen zum Beweise dienen, daß er auch edlerer Gefühle und Ausdrücke fähig war:

*Présent des Dieux, doux charme des humains,  
O divine amitié! viens pénétrer nos ames:  
Les coeurs éclairés de tes flammes  
Avec des plaisirs purs, n'ont que des jours sereins.  
C'est dans tes noeuds charmans que tout est jouissance  
Le temps ajoute encore un lustre à ta beauté,  
L'amour te laisse la confiance;  
Et tu serois la volupté,  
Si l'homme avoit son innocence.*

Uebrigens gereicht es zu Bernard's Entschuldigung, daß er mit der Bekanntmachung seiner Gedichte sehr bescheiden war. Die Kunst zu lieben lag dreißig Jahre lang in seinem Taschenbuche, und diente nur zu geselligen Vorlesungen. Sie ward kurz vor dem Tode des Vf's. verstümmelt gedruckt, und dieser hatte keinen Theil an ihrer Erscheinung; er war damals, wie Saurin von ihm sang:

*D'une pitié stérile objet humiliant,  
Victime de l'amour, dont il chanta l'empire.  
Ce n'est plus qu'un fantôme errant,  
Qu'une vaine ombre qui respire.*

Da das Werk auf Schreibpapier sehr gut gedruckt ist, so verdient der, nach dem Verhältniß deutscher Bücher, nicht theure Preis, Erwähnung.

GDZ.

1) LEIPZIG, b. Hempel: *Gesammelte Erzählungen von A. G. Eberhard* — Erstes Bändchen. 1802. 292 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) LEIPZIG, in d. Junius'schen Buchh.: *Erzählungen und Märchen von August Mahlmann*. 1802. 318 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese Sammlungen schon bekannter Erzählungen, wenn auch von ungleichem Werthe, verdienen doch beide, daß sie das Publicum zur angenehmen, leichten Unterhaltung auswähle. Der Inhalt ist bescheiden und die Einkleidung gefällig; der Ton größtentheils getroffen und mit Leichtigkeit gehalten. Diefes gilt vorzüglich von No. 1. Der Vf. weiß seinen Beruf, als naiver Erzähler, fast durchaus zu rechtfertigen. Nur selten verläugnet er den eigenthümlichen Charakter, und laßt die Erwartung, die er zu spannen wußte, ermüden, indem er den Schluß zu weit verschiebt, und nicht endet, wo sein Gegenstand schon geendet hat. Dagegen verschlingt sich in No. 2 der sonst talentvolle Erzähler, oft zu seinem Nachtheil ins Sentimentale; eine Klippe, über welche der beste Erzähler oft nur springen kann. Er hemmt den Lauf der Erzählung, verfällt in manirirte Sentiments und nimmt den Faden wieder auf, nachdem er schon zerrissen war.

LEIPZIG, im Industrie-Comptoir: *Abbildung und Beschreibung der Völkerstämme und Völker unter des russischen Kaisers Alexander menschenfreundlicher Regierung*, oder Charakter dieser Völker aus der Lage und Beschaffenheit ihrer Wohnplätze entwickelt und in ihren Sitten und Gebräuchen und Beschäftigung nach den angegebenen Werken der in- und ausländischen Literatur, dargestellt von Friedrich Hempel, Rechtsconsulenten, und C. G. H. Geißler, Zeichner und Kupferstecher und ehemaligem Reisegefährten des Ritters v. Pallas. 1808. mit LXVI illuminirten Kupfertafeln und 134 S. Text. 4.

Der weitläufige Titel zeigt den Inhalt des Werks an, ohne daß Rec. noch etwas hinzuzufügen braucht. Hn. Geißler's Kupfer, welche von diesem Werke die Hauptsache ausmachen, sind weder von ausstudirter Zeichnung, noch vorzüglichem Geschmack; doch stellen sie das Charakteristische der so verschiedenen Völkerstämme im russischen Reich treffend und mit unterhaltender Abwechslung vor Augen. Jedes Blatt enthält zwey, einige wenige auch drey Figuren. Mit den Erklärungen mußte sich Hr. Hempel, auf zwey Druckseiten für jedes Kupfer, bald einschränken, bald ausdehnen. Daher ist der Stoff, welchen er zu verarbeiten hatte, nicht immer erschöpfend worden.

ER-

**ERFURT, in d. Hennings'schen Buchh.: Das Paradies der Liebe. Ein Kloster-Roman. Herausgegeben von J. B. Schad. Zwey Bände. 1894. 433 u. 410 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)**

Diese Briefsammlung ist nicht ohne Interesse und verdient gelesen zu werden. Die Schicksale des Herausgebers sind bekannt genug; er selbst litt lange Zeit unter den Streichen der Mönchskabale, die er hier, in der Geschichte zweyer Verfolgten mit starken Farben mahlt. Er ist allerdings ein glaubwürdiger Zeuge der Schrecklichkeiten, zu welchen intolerante Gemüthungen verleiten, und in sofern muß man die-

sen Gemälden im Ganzen Glaubwürdigkeit zugesellen, wenn man sie auch mitunter zu grell finden sollte. Die Bekenntnisse eines liebenden Gemüths, womit diese Briefe durchweht sind, scheinen wirklich im Rausche der Liebe geschrieben; sie sind daher oft überspannt, oft aber tief und wahr empfunden. Die Gedichte, womit die Briefe zu schließepflegen, sind von ungleichem Werthe; doch nicht selten energisch und mit kräftigem Gefühl ausgestaltet. Sollte der Vf. ähnliche Arbeiten vor das Publikum bringen, so befehlige er sich einer bündigen Kürze, vorzüglich im Dialog, und mahle Neben-  
scenen nicht zu verschwenderisch aus.

## KLEINE SCHRIFTEN

**LITERATURGESCHICHTE. 1) Königsberg: De reliquiis quibusdam Philippi Melancthonis literariis, quae Regiomonti asservantur. Commentatio prima, constitutionem Borussiae ecclesiasticam a Melancthone revisam et manu propria correctam continens, pro gradu Doct. Theol. scripta a Georg. Ern. Sigism. Hennig, a consil. consil. eccles. et schol. Pastor. Loebenic. etc. 1893. 27 S. 4.**

**2) De reliquiis quibusdam Phil. Melancthon. commentatio II. Auct. G. E. S. Hennig etc. pro Loco Profess. Theol. ordin. 20 S. 4.**

**3) Programma Lectionibus cursoriis indicendis praemissum quod continet Supplementa clavis Thomasiae in epistolas Melancthonis, maximam partem ex Kademann reliquiis quibusdam descripta, auct. D. Joh. Hartm. Christoph. Graef, Fac. theol. h. t. Dec. 1893. 16 S. 4.**

Diese Aufsätze enthalten nicht unerhebliche Beyträge zur Literatur von Melancthon's Schriften. Hr. Hennig liefert uns einen Auszug aus der selten gewordenen und berichtigten Kirchen-Ordnung des Herzogs Albrecht von Preussen, vom Jahr 1553, die, weil sie nach Osianders Lehre schmecken sollte, die *Osiandrische* heisst, und 1568 wieder abgeschafft wurde. Ferner theilt er aus dem von ihm aufgefundenen Exemplar, das Melancthon zugeschiedt wurde, die *eigenhändigen Correcturen und Zusätze* desselben mit. Es geht daraus hervor, daß weder das, was Melancthon wegstrich (er änderte selten den Sinn, sondern zog nur die weidäutigeren Erörterungen des Verfassers, sey es *Aurifer* oder *Funck*, oder, welches nach S. 9 am wahrscheinlichsten ist, *M. Vogel*, etwas zusammen), noch das, was er an dessen Stelle setzte, so beschaffen war, daß es die Vorwürfe und Verschreyungen des Zeloten *Mislemis* (im *Manuali Prutenico*) verdiente. Die Melancthonischen Verbesserungen sind zwar schon gedruckt, aber man sieht aus diesem Mss., was Melancthon weggelassen und geändert hat. Nur hätte dies alles diplomatisch genauer und vollständiger mitgetheilt, und dagegen die ohnehin nicht classische, lat. Uebersetzung ganzer Stellen der Kirchen-Ordnung (z. S. 13. 22. 23 der ersten, S. 17 der zweyten Dissert.) weggelassen werden sollen. Von dem sorgfältig ändernden und leise wetenden Melancthon war jedes Wörtchen heilig, jede Aenderung wichtig, auch wenn sie nur in einem und statt aber bestand. Dieser Kampf Melancthon's mit sich selbst ist auch hier sichtbar. Bey 1 Kor. 13. 42 hat der

Verfasser das bald durch *Glorification*, bald durch *Herrlichkeit* übersetzt. Melancthon strich beides, und setzte erst *Zierung*, dann strich er dieses wieder, und setzte *Klarheit*. Bey Dan. 4. 24 tilgte Melancthon die Uebersetzung des Verfassers nach Luther: „so wird der Herr Geduld haben mit deinen Sünden“, und setzte: so wird er *deine Sünden heilen*, erklärte also nach dem Original מְרוּחָה wie מְרוּחָה im Chaldäisch und Arabisch مَرْوَاة sanatio und מְרוּחָה im Chald.

vor, peccatum. Dergleichen Aenderungen hat Hr. H. theils als Kleinigkeiten weggelassen, theils nicht nach ihren Gründen erforscht. Uebrigens verspricht er einen (hoffentlich noch ungedruckten Brief Melancthon's, der in der *Wallersrad'schen* Bibliothek liegt, in der Folge mitzutheilen.

Hr. Graef theilt in seinem Programm, nach vorläufigen Bemerkungen über die Schwierigkeiten der Briefe Melancthon's und eine zu wünschende, vollständige und erklärende Ausgabe derselben, aus einem Exemplar der Briefe Mel. a Camerarius vom J. 1569 Rand-Anmerkungen mit, die theils dem D. Balthasar Kademann, einem Schüler und Zeitgenossen Mel., theils einem Ungenannten, der sich als Schwiegervater des D. Urban. Pierius charakterisirt, und folglich gleichfalls Melancthon's Zeitgenosse ist, angehören. Sie enthalten größtentheils Erklärungen der räthselhaft bezeichneten Namen und Sachen, und stimmen bald mit des *Jakob Thomae* Erklärungen in seiner *Clave*, z. B. *Laelius*, *Cabianus*, *Livius Julius* (Pflug) zusammen, bald liefern sie Zusätze, die zuweilen interessant sind. Z. B. zu S. 621 *Novus hospes gentis Hispanoboreae*, *Osiander lepusculus* (Häferle) mit dem Vers: *Exiguit corpus leporis exsangue leonis*, woraus man sieht, daß Kademann, als Melancthon's Schüler, von Osiander nicht schlecht urtheilte. Wenn der Vf. S. 11 23 der Anmerkung „*Staphylus sit apostata*. *Quia difficile est, unum hominem agere*“ hinzusetzt: „*Quid sibi haec voluit, non satis intelligo*“, so dünke diese Worte Rec. so dunkel nicht. Zu S. 739 heisst es: *Staphylus nostrorum ecclesiarum*. *Omnis enim Apostata persecutor ordinis*, sie sagen also: *Staphylus* ist zweydeutig (*duplex*), der es ist schwer, einen Menschen vorzustellen (sich gleich zu bleiben). Auffallend war Rec. das in der Einleitung S. 4 g. äusserte Urtheil: Eine gute Ausgabe der Briefe Mel. ist nützlicher, als *Tullianorum centies et quod excurrit*, *Item Germanique recensarum editio ducentissima*.

EBST.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 F E B R U A R, 1804

## SCHÖNE KÜNSTE.

LONDON, b. Johnson: *Lectures on Painting*, by Henry Füesli, P. P. 1801. 151 S. 4.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Vorlesungen über die Mahlerey*, von Heinrich Füesli, Prof. an der königl. großbrit. Kunstakademie in London. Aus dem Englischen von Joh. Joachim Eschenburg. 1803. 235 S. 8.

Wenn ein Mann von so vielfachen Talenten, wie Hr. Füesli, der mehrere Jahre die höchsten Muster alter und neuer Kunst vor Augen gehabt, dessen eigene Arbeiten in der Gunst des Publicums geraume Zeit sehr hoch gestanden, der, man mag seiner eigenthümlichen Manier geneigt seyn oder nicht, doch immer unter die ersten der jetzt lebenden Mahler gerechnet werden muß; wenn ein solcher Mann über seine Kunst schreibt, so wird dies, zum wenigsten Theilweise, auf eine geistreiche Art geschehen, und man kann voraussetzen, daß es seiner Schrift nicht an lichtvollen Stellen, trefflichen Ansichten, fruchtbaren Fingerzeigen fehlen werde. Aber je mehr ein ruhmvoller Name, ja, wirkliches Verdienst des Inhalts, eine solche Schrift empfehlen, desto aufmerksamere Prüfung verdient sie, desto gewissenhafter muß alles angezeigt werden, was Irrthum verbreiten könnte, und es ist doppelte Pflicht, die guten Körner von der tauben Frucht bedächtig zu sichten.

Vorliegendes Werk, welchem diese Betrachtungen gelten, besteht aus drey Vorlesungen des Vfs., der, seit Reynolds Tod, an dessen Stelle, in den öffentlichen Versammlungen der königlichen Akademie der Künste zu London, Reden zu halten hat. Es ist dabey auf einen vollständigen Cursus über die Mahlerey angesehen, wovon wir aber noch die größere Hälfte zu erwarten haben. Die erste der gegenwärtig erschienenen Vorlesungen soll, nach den eigenen Worten des Vfs: „Einen mehr kritischen als „historischen Abriss von dem Ursprunge und Fort- „gange der Kunst enthalten, und in zwey Theile zer- „fallen, nämlich über die Kunst des Alterthums und „ihre Wiederherstellung bey den Neuern. Jeder die- „ser Theile wieder in drey Zeiträume, die Periode „der Vorbereitung — der vollen Gründung — und der „weitem Verfeinerung.“ — Die zweyte Vorlesung handle, heisst es; „von den wirklich vorhandenen „Gegenständen der Mahlerey und der bildenden Kün- „ste, zum Unterschiede von denen Gegenständen, „welche ausschliessend für die Poesie gehören;“ der

Vf. will suchen die Gränzen beider, aus der wesentlichen Verschiedenheit ihrer Darstellungsmittel und ihres Stoffs, zu bestimmen. Drey Hauptgattungen der Mahlerey sollen angegeben werden, die *epische*, die *dramatische*, und die *historische*, mit ihren Nebenzweigen, der charakteristischen Bildniß- und Landschaftsmahlerey, und den niedern Unterabtheilungen der mahlerischen Nachahmung. — Dieser Versprechungen aber ist Hr. F. nicht eingedenk geblieben, sondern hat den vorgezeichneten Inhalt der ersten Vorlesung auf die erste und zweyte vertheilt, und aus einem Theil desjenigen, was er in der zweyten abzuhandeln gedachte, die dritte gemacht.

Den anfänglichen Plan der dritten Vorlesung, dergleichen was künftig noch die vierte, fünfte und sechste enthalten sollen, berühren wir für jetzt nicht weiter, sondern wenden uns zur nähern Betrachtung des Erheblichsten aus dem Inhalt der ersten Vorlesung.

Die frühesten auf Mahlerey bezüglichen Versuche griechischer Kunst, waren nach Hn. Füesli's Dafürhalten *Skiagramme*, d. i. bloß Umriffe des Schattens der Gestalten, wie diejenigen, welche wir gegenwärtig Silhouetten nennen. Nach diesen seyen die *Monogramme* oder Umriffe von Figuren, ohne Licht und Schatten, doch mit Andeutung der innerhalb des Umrisses befindlichen Theile, entstanden. Weitere Fortschritte hätten die Kunst zum *Monochroma*, oder Gemälden von einer einzigen Farbe, übergeführt. Endlich sey das *Polychroma*, oder Gemälde von vielen Farben, entstanden, und die Behandlung vervollkommen worden, durch Einführung des Gebrauchs des Pinsels, da man sich vorher nur des Griffels (*Cestrum*) bedient habe. Wir merken hier an, daß unser Vf. sich die Monochromen als eine Art *Grassito* vorstellt, wo nämlich auf einen festen, hellen Grund dunkle Farbe aufgetragen, und diese wieder, zur Andeutung der beleuchteten Stellen, mit dem Griffel weggebracht wurde. — Auf solche Weise habe noch *Parrhasius* den Streit der Lapithen und Centauern auf den Schild einer ehernen Minerva von Phidias vorgezeichnet, um von Mys gearbeitet zu werden; dagegen hätten *Apollodor* und *Zeuxis*, in der 93 und 94 Olympiade, bereits den Pinsel mit Freyheit und Ausdruck zu führen verstanden. Es wird beyläufig noch angemerkt, Pausias von Sicyon, ein Zeitgenoss des Apelles, sey, bey Ausbesserung schadhafter Gemälde des Polygnot nicht glücklich gewesen, weil er sich zu solcher Arbeit des Pinsels statt des Cestriums bedient habe.

So viel ist, was man über die allmähliche Vervollkommenung des mechanischen Theils der Mahlerey bey den Alten erfährt: wogegen uns einige Erinnerungen nöthig scheinen. Allerwärts begann die Kunst mit Nachahmung der Form. Die rohesten Versuche, wie wir sie ganz uncultivirte Völker und Kinder machen sehen, sie mögen nun zu der plastischen Art gehören, oder Umrisse seyn, haben jedesmal eine allgemeine Darstellung der Gestalt zum Zweck; bey aller Mißgestalt wird es ihnen doch nie an den vornehmlich bedeutenden Theilen der Augen, des Mundes u. s. w. fehlen. Deswegen ist durchaus keine innere Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Anfänge der griechischen Mahlerey aus bloßen Schattenriffen bestanden haben, noch weniger läßt sich, wie Hr. Füßli zu thun scheint, eine ordentliche Epoche der Schattenriffe oder Skiagramme annehmen, weil rohe Umriffe, ohne Andeutung der innern Theile, ganz unbefriedigend, ja dem wenig geübten Sinn nicht einmal verständlich erscheinen würden. Man ist daher genöthigt, selbst die ersten, zur Mahlerey leitenden, Versuche, sich als Umriffe mit Andeutung innerer Theile, und also wie Monogramme zu denken. Von hier bis zur Anwendung der Farben konnte nur ein geringer Zwischenraum statt finden, weil das Bestreben der Künstler, ihre Darstellungen der Wahrheit ähnlicher zu machen, ihnen dieses Hülfsmittel bald an die Hand geben mußte; hingegen mag wohl ein beträchtlicher Zeitraum verfloßen seyn, ehe Licht und Schatten genau beobachtet, nachgeahmt, und die Mahlerey endlich dadurch gegründet worden; sie mußte ihre ältere Schwester, die Plastik, welche an Wohlgestalt der Formen, so wie in Andeutung der Charaktere, weit vorausgeschritten war, ja bereits dem höchsten Ziel entgegen ging, erst einholen, ehe sie sich von derselben trennen, und das ihr allein zustehende Gebiet des Colorits und der Beleuchtung mit überwiegendem Ruhm anbauen konnte. Diese Muthmaßungen verdienen Zutrauen, nicht nur weil sie mit den Nachrichten übereinstimmen, sondern weil auch die neuere Mahlerey, abgerechnet was als Tradition aus dem Alterthum herüber erschollen ist, einen ähnlichen Gang genommen. Denn auch zu Florenz wurden, nach beynahe zweyhundert Jahren geübter Kunst, die wahren Eigenschaften von Licht und Schatten erst beobachtet. Derselben mahlen die Indianer und Chinesen, seit undenklichen Zeiten, und wenden in ihren Gemälden Farben von allen Arten an, immer noch ohne Licht und Schatten. Hr. F. begeht also vermuthlich einen Irrthum, wenn er schon in den frühesten Monochromen Andeutung von Licht und Schatten vermuthet. Die alten Gefäße von gebrannter Erde, mit röthlich gelben Figuren auf dunkeln Grunde, zeigen, wie uns dünkt, anschaulich, was eigentlich Monochroma genannt wurde. Man bediente sich bey dieser Art von Kunstwerken überhaupt einer, dem darzustellenden Gegenstand angemessenen, Farbe, wodurch sich derselbe von dem anders gefärbten Grund abhob. Weil es nun hiebey

vornehmlich auf bestimmte Umriffe ankam, so leicht möglich, daß der Griffel mehr als der Pinsel gebraucht wurde; daß aber in frühen Zeiten schon mit Strichen des Griffels, Beleuchtung angedeutet und die Figuren dadurch gerundet worden, bezweifeln wir, außer den schon oben angeführten Gründen, noch in doppelter Hinsicht: erstlich weil Beobachtung und Nachahmung des Schattens, zweytens weil eine solche Grafito-Manier, auf einem Monumente von hohem Alterthum, die wähten Gefäße in gebrannter Erde mit einbegreifen, nachzuweisen seyn möchte; wohl aber findet sich auf diesen letztern allemal angemerkt, wie sich eine Sache durch auffallende Verschiedenheit der Farbe unterscheidet, wie Haare, Stickerey u. s. w. Darum halten wir auch nicht dafür, daß ein Zwischenraum zu setzen sey zwischen der Anordnung einer und mehrerer Farben in der Mahlerey. Der gewaltige Reitz, den Mannichfaltigkeit der Farben auf alle halbcultivirten Nationen ausübt, läßt sich nicht mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die griechischen Mahler jener alten Zeit sich auf den Gebrauch einer einzigen Farbe beschränkt haben hätten, sobald sie im Besitz von mehreren waren.

Wurde Pausias, der nicht lange vor dem Alexander geblühet, und also schon der Zeit angehörte, das Schöne und Gefällige an die Stelle des alten Einfaches und der erhabenen Einfalt getreten war, anklagt, daß er beschädigte Gemälde von Polygnot mit wenig Glück ausgebeffert: so würden wir, ungeachtet der Plinischen Worte, solches Mißling mehr dem Unterschied in der Zeit und im Geschmack als dem Gebrauche verschiedener Werkzeuge bemessen. Pausias war vielleicht ein eben so vortrefflicher Künstler, und wußte mit jedem Werkzeug zu wandern umzugehen als Polygnot; aber jene alte he Einfalt war dem Kunstgeschmack seiner Zeit bereits fremde geworden. Setze man einmal den Fall, Guido Reni hätte ein Gemälde des Pietro Perugino ausgebeffert, was würden unsere Kritiker dazu sagen? Und gleichwohl besaß Guido unstreitig ein größeres Maas von Kunstfertigkeit als Pietro Perugino, und beide bedienten sich gleicher Art Werkzeuge; aber der Geschmack ihrer Zeiten war verschieden, und folglich auch die Richtung, welche das Kunsttalent eines jeden dieser Meister genommen hatte. Zum fernern Beweis können wir noch ein wirkliche Thatsache anführen. In einem bekannten Bacchanal von Joh. Bellini, welches vor wenig Jahren noch zu Rom in der Villa Aldobrandini zu sehen war, vollendete Titian mit bewundernswürdiger Meisterschaft einige Figuren; allein seine kühnen Pinselzüge stimmen mit der anspruchslosen Behandlungsweise des Bellini nicht überein; sie sind vortrefflich, aber sie stören doch. Man könnte also auch sagen, Titian habe seines Meisters Arbeit nicht glücklich ausgebeffert, und gleichwohl war Titian ein größerer Mahler, und bediente sich bey dieser Arbeit keiner andern Art von Werkzeug, als jener sich bedient hatte.



Zur Betrachtung der Vorschritte der Mahlerey übergehend, in so fern solche höhere Künsteigenschaften betreffen, nennt Hr. F. zuerst den *Polygnotus*, würdigt richtig das Genie dieses grossen Künstlers, und die erhabene Einfalt und Richtigkeit seines Geschmacks. „Der Styl seiner Zeichnung, heisst es S. 27 sey, wesentlich mit Ahnungen von Grösse und Schönheit gewesen, und die Beyhülfe der Farben wurde in seiner Hand ein Werkzeug des Ausdrucks.“ Unser Vf. scheint sich übrigens mit dem *Plinius* über die Verbesserungen in der Mahlerey, welche dieser Schriftsteller dem *Polygnot* zuschreibt, nicht verständigen zu können; allein es passt alles recht gut, wenn man sich die Gemähde der Lesche und des *Pöikile* nur nicht mit Licht und Schatten denken, sondern als blofse Umrisse, flach mit Farben ausgefüllt, vorstellen will. *Apollodorus* verbesserte, nach S. 30—31, die Darstellung der Charaktere und der Leidenschaften. Aus den von diesem Meister bearbeiteten Gegenständen wird ferner gefolgert, er habe das Colorit sowohl, als die Anwendung von Licht und Schatten, schon in einem bedeutenden Grade besessen. Allein diese letzten Eigenschaften wird man ihm ableugnen müssen, wenn unter Colorit mehr, als bloss eine grössere Annäherung der allgemeinen Tinten an die Wahrheit, verstanden werden soll, weil der vollständige Begriff vom Colorit nicht anders gedacht werden kann, als verbunden mit genauen Kenntnissen von Licht und Schatten, die aber, allen Nachrichten zufolge, vom *Zeuxis* für die Mahlerey erworben wurden. Wir übergehen, was weiter von diesem Künstler, vom *Parrhasius* und andern gemeldet wird, weil wir theils damit übereinstimmen, theils weil strengere Untersuchungen, sowohl durch den Mangel anerkannter Monumente der Mahlerey aus jener Epoche, als durch die Fehler der Zeitrechnung in den Nachrichten der Schriftsteller, unmöglich werden. Wir begegnen daher unserm Vf. erst wieder S. 42, wo er vom *Timanthes* spricht, der mit *Zeuxis* und *Parrhasius* um den Vorzug in der Kunst wetteiferte. *Reynold* und *Falconet* tadelten beide die bekannte Verhüllung des *Agamemnon* in dem Opfer der *Iphigenia*, einem berühmten Gemähde des *Timanthes*. Hr. F. hingegen vertheidigt die Verhüllung, und rechnet solche mit *Cicero*, *Plinius*, *Quintilian* und andern, dem Werk zum Verdienst an. Er behauptet, der Affect auf dem Gesicht *Agamemnons* hätte gar zu gewaltsam seyn müssen, als dafs eine gute Wirkung davon zu erwarten gewesen seyn sollte, und dieses, nebst einem zarten Gefühl für's Schickliche, habe den Mahler bestimmt, seinen *Agamemnon* zu verhüllen: denn für den Heerführer der Griechen habe es sich wohl geziem, dem Opfer beyzuwohnen, doch für den Vater nicht, seine Tochter unter dem Opfermesser zu sehen.

Eine solche Vertheidigung dürfte indeffen mehr künstlich als treffend seyn. Ohne Unschicklichkeit ist *Niobe* auf verschiedenen alten Monumenten, welche den Tod ihrer Kinder darstellen, unverhüllt zuge-

gen, und gleichwohl ist der Ausdruck auf ihrem Gesicht so gehalten, dafs er keineswegs unangenehm ercheint. Also kann von dieser Seite keine Entschuldigung für den *Timanthes* hergenommen werden, welcher in der That auch keiner Entschuldigung bedarf. Verhüllung war bey den Alten ein allgemein verstandenes Zeichen des tiefsten Schmerzes, oder der Hingebung in ein unvermeidliches strenges Schicksal. Darum verhüllte sich *Cäsar*, als er sich von seinen Mördern umringt sah; darum *Timoleon*, um den Tod seines Bruders nicht anzusehen; darum liess *Euripides*, wie *Timanthes*, den *Agamemnon* sich verhüllen, und die Frage ist vernünftiger Weise weder aufzuwerfen noch zu beantworten, ob in diesem Fall der Mahler vom Dichter oder dieser von jenem geborgt habe, weil beide zweckmässig, sich eines, von jederman verstandenen, Zeichens bedienten. Bey dieser Gelegenheit führen wir, vielleicht nicht ungeschicklich, ein beschädigtes rundes Werk in Marmor, mit der Todesweih der *Alkestis*, aus der florentinischen Gallerie an, worauf der Künstler, Namens *Kleomenes*, wenn anders die griechische Inschrift ächt ist, den *Admet* ebenfalls gänzlich verhüllt dargestellt hat. Aehnliches liesse sich von alten Monumenten noch mehr als Beyspiel anführen, nur die Figur des *Agamemnon* auf der bekannten medicaischen Vase darf hieher nicht gerechnet werden, weil der ganze obere Theil derselben, bis auf den Nabel, moderne Restauration ist, wie schon *Winkelmann* angemerkt, und neuere Beobachter der Wahrheit gemäss befunden haben.

„Dies waren also die Künstler“ (nämlich die bis auf den *Timanthes* genannten) fährt Hr. F. S. 61 fort, „welche, nach den übereinstimmendsten Zeugnissen, den Styl jenes zweyten Zeitraums bildeten, welcher das Ende und die äussersten Gränzen der Kunst bestimmte, und auf dessen festen Grundlage sich das üppige Gebäude des dritten Zeitraums, oder der Periode des verfeinerten Geschmacks, erhob.“ Alles, was noch weiter über den schönen und gefälligen Styl in der Kunst und die grossen Künstler, welche denselben ausgeübt, vorkommt, bedarf keiner Erinnerungen. Bey Erwähnung eines Gemähldes vom *Aristides*, welches eine tödtlich verwundete Mutter darstellte, die ihren Säugling von der Brust abhielt, wird bitterer Tadel über *Rafael* ausgegossen, der in seiner Pest einen fast ähnlichen Gedanken angebracht. Dieser Tadel scheint uns eben so wenig billig als gegründet. Ein missliches Unternehmen ist es, über Bilder zu urtheilen, welche man nur aus Nachrichten kennt; misslicher noch, dieselben mit andern, die uns noch wirklich vor Augen stehen, vergleichen zu wollen. Das Bild des *Aristides* fechten wir nicht an, es mag vortrefflich, unschätzbar gewesen seyn; allein aus der Nachricht, welche sich von demselben erhalten, ergiebt sich noch nicht, dafs der Gegenstand vorzüglich gut gedacht war. Denn schien die Mutter gleich auf den Tod verwundet, so war noch immer keine Gefahr für das Leben des Säuglings anschaulich, der an ihrer Brust trin-



trinken wollte, wesswegen hielt sie ihn also ab? Allein bey Rafael ist die Gefahr deutlich ausgesprochen. Die Mutter liegt, nicht verwundet, sondern durch Krankheit gestorben, bey andern Leichen; die schlimme Eigenschaft des Uebels, das sie tödtete, wird durch den Mann deutlich bezeichnet, der, mit zugehaltener Nase, sich nähert, den Säugling von der todten Mutter zu entfernen, damit er von ihrer Brast nicht den Tod trinke. Wie Glieder einer Kette greift alles in einander, uns mit gewaltiger Rührung zu umfassen! Hr. F. nahm Aergerniß an dem Manne, der die Nase zuhält, und vermeint, Geschmack oder Geruch, die, vermöge ihrer Gewalt, die Gebärde beherrschen, scheinen in der Kunst kaum erlaubt. Und warum nicht? Der Beschauer eines Gemäldes wird sich die Andeutung übeln Geschmacks und Geruchs nicht minder gerne gefallen lassen, als er sich die Andeutung unangenehmer Töne oder körperlicher Schmerzen gefallen läßt, wenn ihm nur dadurch das Pathos des Gegenstandes näher gerückt und klarer wird. Aus dieser Ursache hat der erwähnte Mann, der die Nase zuhält, so gute Aufnahme und Nach-

ahmer gefunden, und jedes ähnliche Motiv wird immer wieder eben so willkommen seyn, wenn es eben so treffend gewählt und gut ausgeführt ist.

Gern hätten wir die Unbilligkeit gegen *Winkmann*, und die teutschen Kritiker überhaupt, deren unser Vf. sich zu Ende der ersten Vorlesung schuldig machte, übersehen, wenn es anders rathsam wäre, grobes Unrecht ohne Rüge zu lassen. Sollte Hr. F. damit seinen Zuhörern, als Engländern, ein gelegentliches Compliment haben machen wollen: so war es zum wenigsten nicht edel von ihm gehandelt, da die Noten seines Werks zwar viel, und doch noch nicht alles, anzeigen, was er teutschen Schriftstellern zu verdanken hat; ist er aber von der Secte derjenigen, welche jeder Gelegenheit wahrnehmen, um über *Winkmann* zu splitterrichten, so bedauern wir ihn. Der Ruhm dieses großen Mannes wird, allen Angriffen zum Trotz, unerschütterlich bestehen; denn er hat im Dunkel der Alterthumskunde ewig leuchtende Fackeln aufgesteckt.

(Die Fortsetzung folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**OEKONOMIE.** Breslau, b. Korn: *Leitfaden zur wohlfeilsten und geschwindesten Erbauung des veredelten Hopfens*, auf Erfahrung gegründet von Joh. Ant. Fritsch, Schullehrer (ehemals zu Reinerz) Lehrer und Verwalter der — von Westfischen Kinderstiftung — in Breslau. 1803. XII u. 50 S. 8. (4 gr.) Was man von einem solchen Werkchen verlangen kann — eine richtige, vollständige, lichtvolle und doch kurze Darstellung der zur Ausübung nöthigen Lehren; das hat der Vf. so gut geleistet, daß Rec., der den Hopfenbau selbst treibt, diese Anweisung allen, ihm bekannten andern vorziehen muß. Unter den Hopfenorten wird der Grünhopfen als der ergiebigste, der mit carmoisin röthlichen Ranken als der beste ausgezeichnet. Von den Möllerschen Wänden statt der Stangen verpflichtet sich der Vf., wider unsere Erwartung, einen guten Erfolg. Das Köpfen mißbilligt er, weil insgemein der meiste Hopfen an den herabhängenden Spitzen sitze: Rec. wünscht aber, daß über diesen Punkt erst aus der Erfahrung noch weitere Belehrung gesucht werden möge. Das Pressen des aufzubewahrenden Hopfens empfiehlt der Vf. als das beste Aufbewahrungsmittel; setzt aber den Grund nicht hinzu „weil dadurch die Ausdünstung der aromatischen Theile gehindert wird.“ Die Benutzung der Ranken als Hanf führt der Vf. als in Schweden üblich an; da damit doch nur der Versuch dort gemacht worden ist. Das beste Mittel, den Hopfen selbst gegen Honigthau, Erdflöhe und Schimmel zu sichern, setzt der Vf. mit des Rec. volligem Beyfalle in eine recht gute Cultur desselben. Im Nachtrage wird der Bau des Rasenhopfens, aber nur zur Siede für das Hornvieh, gelehrt. Die Schreibart des Vfs. ist im Ganzen sehr ausgebildet, einzelne Unrichtigkeiten entfallen ihm aber doch; z. B. „von den am herrlichsten getragenen (die am herrlichsten getragen haben) Stöcken,“ Schließen hat den Anbau des Hopfes *cultivirt* (getrieben), die Aufbewahrung ist — eine *Hauptvorsicht* (Gegenstand der Sorgfalt)“ u. dgl. m.

α.

Ulm, b. Stettin: *Neueste Erfahrungen über zweckmäßige Aufbewahrung, Zubereitung und Anwendung des thierischen Düng-*

*gers*, als einzig ächten, unfehlbaren Mittels der höchst möglichen Fruchtbarkeit des Bodens, durch welche Regenten - Wohlfahrt und Völker - Glück sicher befördert wird. Allen Fürsten und Regenten Teutschlands ehrerbietigst gewidmet. 1803. XVI u. 63 S. 8. (4 gr.) Da die Wohlfahrt und das Glück der Staaten größtentheils von der mehrern, oder mindern Blüthe des Ackerbaues bestimmt wird; da es das Kennzeichen einer der Vervollkommenung sich nahenden Agricultur ist, auf einem gegebenen Stück Feld mit den wenigsten Kosten die möglichst reichen Aerndten hervorzubringen — und da, nebst zweckmäßiger Bearbeitung des Feldes, auch guter und genugsamer Dünger das vorzüglichste Mittel ist, solche Aerndten zu erlangen: so erscheint freylich die Bereitung, Aufbewahrung und Verwendung des Düngers als ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit, der nicht bloß die Landwirthschaft, sondern den Staat selbst lebhaft interessieren muß. Gleichwohl ist dieser Gegenstand, wahrscheinlich aus Unkunde seiner Urstoffe und Eigenschaften, nicht immer so zweckmäßig behandelt worden, als es zur bessern Aufnahme der gesammten Feldwirthschaft hätte geschehen sollen. Die neuesten chemischen Entdeckungen über die Natur der Gährung, der Düngräfte, und deren Einfluß auf das Pflanzenreich, haben indeß diese wichtige Angelegenheit der Oekonomie zur Sprache gebracht, und es ist lobenswerth, wenn solche auch dem Landmann in populären Schriften dargelegt werden. Der Vf. vorliegender Abhandlung hat diese Entdeckungen benutzt, und eifert hauptsächlich gegen die zweckwidrige Anlegung der Düngstätten. Die Abänderung derselben macht er zu einer Nationalfache, und meint, daß selbst die Fürsten dazu mitwirken sollten. Allein man weiß schon, wie wenig obrigkeitliche Befehle gegen alte Gewohnheiten und Vorurtheile vermögen. Nur Ueberzeugung von der Schädlichkeit derselben können Abänderung hervorbringen, und diese Ueberzeugung wird bey dem Landmann am sichersten durch Beyspiele größserer Wirthschaften erweckt. Möchten sich daher die Besitzer großer Güter dieses Verdienst um Staat und Vaterland erwerben. Diesen sey vorzüglich dieses Büchlein zur Beherzigung empfohlen!

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 F E B R U A R, 1 8 0 4.

## SCHÖNE KÜNSTE.

L O N D O N, b. Johnson: *Lectures on Painting*, by H. Füesli, etc.

B R A U N S C H W E I G, b. Vieweg: *Vorlesungen über die Malerey*, von H. Füesli, etc. Aus dem Englischen von J. J. Eschenburg, etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In der ersten Vorlesung ist, wie wir gesehen haben, versucht worden, den Gang der Malerey in Griechenland, von ihrem Anfange an, bis zum Punkt der höchsten Vollkommenheit, welchen sie erreichte, darzustellen. Die zweyte Vorlesung unternimmt ein Gleiches in Betracht der Malerey neuerer Zeit. Der erste Mahler, welcher unserm Vf. bemerkenswerth geschienen, ist *Masaccio*; keiner der frühern wird erwähnt, nur *Giotto* in einer Note mit Geringschätzung angeführt, worin zugleich das in Holz geschnittne Crucifix des *Filippo Brunelleschi* irrig für ein Gemälde auf Holz ausgegeben wird. (Jedoch dies ist ein Irrthum des Uebersetzers). War es indessen der Mühe werth, dem Gange der Malerey bey den Alten bis zu den ersten Versuchen hinauf nachzuspüren: so sollte man billig auch der neuern Malerey nicht erst auf der Hälfte ihres Weges begegnen; oder waren die Werke des *Giotto*, der *Gaddi*, des *Giottino*, der *Orgagna* und anderer ehrenwerther Künstler, die alle, mit unendlichen Anstrengungen, Schwierigkeiten besiegten, und den Weg der Kunst bahnten, waren diese Werke, die noch wirklich vorhanden sind und als Thatfachen sprechen, minder der Erwähnung werth, als die auf unsichern Nachrichten beruhenden Muthmaßungen von Skiagrammen und Monogrammen in der ersten Vorlesung? Oder soll man glauben, Hr. F. sey überhaupt von der Kunstgeschichte des 14 und 15 Jahrhunderts nicht zum besten unterrichtet, besonders da er vom *Masaccio* abermals einen Sprung bis zum *A. Mantegna* und *L. Signorelli* unternimmt, weder des *Fra Filippo Lippi*, *S. Botticelli*, *D. Ghirlandajo*, *A. Verrocchio*, *A. Pollajuolo* Meldung thut, noch selbst vom *J. Perugino* anders, als bloß nebenher, mit wenig Achtung, spricht? — Was übrigens S. 87—88 vom *Masaccio* gesagt wird, ist sehr gut, und zeigt eine verständige Betrachtung der Werke dieses Meisters an. Weniger möchten wir hingegen dasjenige, was den *Mantegna* betrifft, in allen Theilen unterschreiben. Derselbe soll nach S. 88 sich bemüht haben „die Versuche des *Masaccio* J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

„in Nachahmung und Ausdruck mit der schönen Form „zu verbinden. Er hielt sich, — heißt es weiter, — „an das Studium der Antiken, von welcher er seinen Werken überall Spuren einzuverleiben sich eifrig bestrebt.“ — Der Ausdruck der Leidenschaften hatte, während des vom *Masaccio* bis auf den *Mantegna* verstrichenen Zeitraums, an Kraft und Mannichfaltigkeit viel gewonnen, ja man kann behaupten, daß *Mantegna* selbst und *D. Ghirlandajo* in einigen Köpfen ihrer Bilder den höchsten Grad von Wahrheit, Leben und Geist des Ausdrucks erreicht haben. Schönheit der Formen hingegen scheint zur damaligen Zeit außer *L. da Vinci* noch niemand, wenigstens nicht mit Glück, bezweckt zu haben. Die Nachahmung antiker Marmore in des *Mantegna* Werken beschränkt sich auf Geräth, Zierathen und einige Gewänder; hart und etwas steif ist bey ihm durchaus alles, indessen erinnern wir uns aus vielen großen und kleinen Gemälden dieses Meisters keiner einzigen Figur, welche nicht treue Nachbildung der Natur zu seyn schiehe, selbst Faunen und andere antike Charaktere, welche man auf seinen Kupferstichen antrifft, bezeugen oft, durch unangenehme Hagerkeit und Mangel an eleganter Form, daß sie nicht Nachahmungen von Antiken, sondern Producte seines eigenen Geschmacks sind. — Treffend ist S. 91 bis 94 der Charakter des *Leonardo da Vinci* entworfen. Vollkommen richtig bemerkt der Vf., daß wir diesem Meister das *Helldunkel*, oder, um uns an seiner Stelle deutlicher auszudrücken, genauere Kenntnisse über die Wirkungen von Licht, Schatten und Luft in der Malerey zu verdanken haben. Die Beschuldigung, daß auch die Caricatur, mit allen ihren Ungereimtheiten, ihn zum Urheber gehabt, gestatten wir uns weder zu bekräftigen noch abzuläugnen; Rec. hat einige dergleichen Originalzeichnungen von *da Vinci* gesehen, welche bloß Spiele einer frohen Laune zu seyn schienen. Ob dieser Meister in seinem Abendmahl wirklich, wie Hr. F. meint „aus „Ungeduld, und erschöpft durch die Jagd nach Modellen, zu den Köpfen der Apostel“ den Christuskopf nicht fertig gemahlt, oder ob nicht vielmehr die ganze Geschichte, welche von diesem Kopf und dem des Judas Ischariot erzählt wird, ein Märchen sey, lassen wir auf sich beruhen, weil die Mühe der Untersuchung größer, als der zu hoffende Gewinn, seyn dürfte.

Ueber den *Fra Bartholomeo di San Marco* heben wir einige vorzügliche Stellen aus. — „Er gab zuerst den Farben ihre Abstufung, den Gewändern „Form  
Kk

„Form und Massen, und der Ausführung eine bisher „unbekannte Würde. — Als Mitglied eines geistlichen Ordens beschränkte er sich auf fromme Gegenstände und Charaktere, aber die wenigen unbekleideten Figuren, deren Darstellung er sich erlaubte, verrathen hinlängliche Einsicht, und noch mehr Styl. Er verkürzte mit Wahrheit und Kühnheit, und, wo es die Figur nur irgend zuließ, wurde seine Draperie das Darstellungsmittel der Glieder, die sie bekleidete.“ Eben so verfahren wir mit der im Ganzen ausnehmend gut gelungenen Charakteristik des *Michel Angelo Buonarroti*, weglassend, was an sich zweifelhaft, undeutlich oder überflüssig ist. — „Seine Züge sind beständig groß; Charakter und Schönheit liefs er nur in so weit statt finden, als sie zur Grösse behülflich seyn konnten. Kindheit, Weiblichkeit, Geringfügigkeit, Mißgestalt, erhielten von ihm ohne Unterschied das Gepräge der Grösse. Ein Bettler ward unter seiner Hand zum Patriarchen der Armuth erhoben; der Höcker seines Zwerges hat einen Anstrich von Würde. Seine Kinder tragen schon den Keim des Mannes in sich; seine Männer sind ein Riesenstamm. — Ob er gleich Bildhauer war, so drückte er doch den Charakter des Fleisches vollkommener aus, als alle Mahler vor und nach ihm.“ (*Vor ihm*, lassen wir allenfalls gelten, allein gegen das: *nach ihm*, müssen wir feyerlich protestiren.) „Zuweilen hatte er allerdings seine Augenblicke von Selbstvergessenheit, fiel ins Manierirte, oder verwirrte die Grösse seiner Formen durch geringfügige und prahlerische Anatomie.“ Die Stelle S. 99—102, *Rafaël* betreffend, ist zu weitläufig, um hergesetzt zu werden, und gestattet keinen Auszug, weil sie überhaupt wie lauter Gold anzusehen ist. Von *Titian* wird behauptet, er habe zuerst die negative Natur des Schattens ausgedrückt, wovon wir den Sinn nicht recht fassen können. Meint Hr. F. damit, dieser große Mahler habe früher, als irgend ein anderer, den Schatten Klarheit und Durchsichtigkeit zu geben verstanden: so dachte er weder an die Werke des *Vivarrini*, des *Giov. Bellini* noch des *Pierr di Cosimo*, welche älter, und gleichwohl mit diesen Eigenschaften ausgestattet sind: oder soll es nur bedeuten, *Titian* habe den wahren Schatten-Ton richtiger getroffen, als keiner der neuern Mahler vor ihm; so müssen wir solches zwar zugeben, allein er ist in diesem Stück hinwiederum von *Correggio* übertroffen worden, von welchem gesagt wird. „Das Medium, welches, durch ein gewisses Maafs von Abstufung, zwey entgegengesetzte Principien vereint, die Verschmelzung von Licht und Schatten, durch unmerklichen Uebergang, sind die Bestandtheile seines Styls.“ Und weiter: „Die Harmonie des *Correggio* wurde durch ausgesuchte Farben unterstützt; sie war aber vom eigentlichen Colorit völlig unabhängig. Sein großes Wirkungsmittel war das Hell-dunkel, im weitesten Sinne des Worts.“ Wir sehen uns wegen dieser Stelle zu der bedingenden Erläuterung genöthigt, daß Harmonie der Farben und

der Beleuchtung in einem Gemälde, ohne ein gutes Colorit, sich immer nur als unvollkommen denken läßt, da hingegen ein Gemälde vortrefflich colorirt seyn, und die Harmonie, welche aus Verhältnissen von Hell und Dunkel und Farben entspringt, demselben mangeln kann.

Hr. F. bemerkt, ehe er von den Künstlern der folgenden Periode zu sprechen anfangt, wie die Ähnlichkeit, welche zwischen den beiden ersten Zeiträumen der alten und neuern Kunst geherrscht habe, in dem dritten Zeitraum, oder der Periode der Verfeinerung, gänzlich verschwinde. Die Vorzüglichkeit der antiken Kunst sey aus der großen Einfachheit des Zwecks und der Gleichförmigkeit in Verfolgung desselben hervorgegangen. Die neuern Schulen hätten zuerst das Mittel vom Zweck getrennt, und bald hernach jenes an die Stelle von diesem gesetzt. — Eine schöne, vorzüglich für Kunstrichter beherzigenswerthe Stelle S. 106 verdient ebenfalls ausgehoben zu werden. „Das Urtheil über einen Künstler muß man nicht nach den Abweichungen fällen, welche man etwa in seinem Verfahren bemerkt, nicht nach den Aeußerungen zufälliger Kraft, nicht nach einigen Abwegen, die er einschlägt, oder nach einigen unabsichtlichen Auffüngen seiner Phantasie; sondern nach der vorwaltenden Regel seines Systems, nach dem allgemeinen Grundprincip seiner Werke.“ Schade, daß der Vf. selbst, gleich auf dem folgenden Blatt, dieser Regel zuwider, den *Andrez del Sarto* unbillig anklagt, er habe den *Michel Angelo* copirt, aber nicht nachgeahmt, und im Leben Johannes des Täufers, aus Vorliebe, sich den magern Styl *Albrecht Dürers* eigen gemacht! Wenn in des *A. del Sarto* spätern Gemälden zuweilen ein manierirter Geschmack wahrgenommen wird, ist es darum allgemeines Grundprincip seiner Werke? und wenn im Leben Johannes des Täufers in ein paar Bildern scharfgebrochene Falten vorkommen, ist solches vorwaltende Regel seines Systems? Richtig wird S. 110 gesagt, *Pellegrino Tibaldi* von Bologna habe unter allen Nachahmern des *Michel Angelo* dessen Geist am besten gefaßt, *Vasari* hingegen wird S. 115 viel zu hart beschuldigt, der oberflächlichste Künstler und jämmerlichste Manierist seiner Zeit gewesen zu seyn. Rec möchte keineswegs als Lobredner dieses, um die Kunstgeschichte mehr als um die Kunst, verdienten Mannes auftreten; allein die Gerechtigkeit verlangt die Bemerkung, daß Bilder von *Vasari* vorhanden sind, denen man Verdienste zugestehen muß, und die, in Hinsicht auf Styl und Zeichnung, den Producten der besten Künstler unserer Zeit an die Seite zu setzen seyn dürften.

*Julio Romano*, *Franc. Primaticcio* und *Polydora da Caravaggio* werden von unserm Vf. als diejenigen angeführt, unter denen *Rafaels* Styl und Geschmack allmählich in Verfall gerieth, doch sind die besondern Verdienste eines jeden dieser Künstler mit Gerechtigkeit erwogen und anerkannt. Etwas zu nachlässig finden wir den Kunstcharakter des *Michel*

*Angelo Merigi da Caravaggio* gezeichnet, desto besser hingegen den von *Nic. Poussin* und des, mit diesem in Contrast gestellten, *Salvator Rosa*. Allgemeine Bemerkungen über den Weg, welchen nach Titian die venetianische Schule eingeschlagen, führen auf die lombardischen Mahler nach dem Correggio; bey welcher Gelegenheit *Francesco Mazzuoli*, genannt Parmegiano, wohl etwas zu hart behandelt wird.

Von dem Kunstvermögen der *Carracci* scheint Hr. F. besser als von den Lehrsätzen zu denken, welche die von ihnen gestiftete, sogenannte eklektische, Mahlerschule bekannte. *Ludwig Carracci* wird als der vorzüglichste angeführt. *Hannibal* soll seinem Bruder *Augustin* sowohl, als den Oheim, an Stärke der Ausführung und akademischer Kühnheit übertrouffen haben, an Geschinack, Gefühl und Beurtheilung aber allen beiden nachstehen; der auffallendste Beweis hiervon sey die farnefische Gallerie, ein Werk von großer Stärke der Ausführung, aber schwachen mißthelligen Gedanken, unschicklich für den Ort, den es schmücken soll, eine chaotische Reihe abgenutzter Fabeln und bakchanalischer Schwärmerey, ohne Allegorie, ohne Anspielung und Beziehung u. s. w. Allerdings herrscht Allegorie und Beziehung im Ganzen, wie der Vf. bey Bellori oder Malvasia hätte lesen können, eine Allegorie, die wir zwar nicht für musterhaft geben, welche aber vielleicht ehemals für gut und geistreich gegolten; und ist die Erfindung und Anordnung einiger Bilder nicht ausnehmend gelungen, so bedenke man doch, daß ihre Anzahl sehr groß ist, und mehrere derselben, auch in diesen Stücken, allerdings vortrefflich sind. Ueberhaupt, wenn die drey Carracci mit einander verglichen werden sollen: so muß man von Hannibal nicht die Gallerie Farnefe, man muß etwa seine Samariterin und das Allmosen des heiligen Rochus gegen Ludwigs und Augustins beste Bilder halten; alsdann wird er, nicht allein in der Kraft der Ausführung und akademischer Kühnheit, er wird auch in allen übrigen Theilen der Kunst zum wenigsten eben so viel Achtung als die andern beiden verdienen. Ein ungegründeter Vorwurf gegen *Guido Reni* ist es, daß die Horen in seinem Gemähde von der Aurora schwerfällig genannt werden, und eben so sollen Nereiden und Oreaden des *Albani*, plumpen venetianischen Modellen nachgebildet seyn. Wer vom *Albani* eine zu beleibte weibliche Figur nachweisen sollte, dürfte sich in nicht geringer Verlegenheit befinden, denn er hat öfters die Gegentheil gefehlt. Von *Domenichino* wird gar wie von einem mittelmäßigen Künstler gesprochen.

Ueber die älteren teutschen Mahler gleitet der Vf. mit ein paar Worten weg. *Albrecht Dürer* ist nicht unrichtig, aber sehr strenge, beurtheilt, dem *Lucas von Leiden* wiederfährt Unrecht, indem er „die niederländische Caricatur von Albrecht Dürer“ genannt wird. Gegen den Tadel, welcher die Manieristen *Spranger*, *Heinz*, *Golzius* und *van Achen* trifft, finden wir nichts zu erinnern, und eben so gegründet ist auch das ihnen beygelegte Lob: sie hätten sich

das Colorit der venetianischen Schule zu eigen gemacht, und dadurch den Grund zu der Vortrefflichkeit gelegt, wodurch sich die nachherigen Schulen in Holland und Flandern auszeichneten. Was vom *P. P. Rubens*, *A. Vandyk*, *A. Diepenbek* und *P. Rembrandt*, gesagt wird, verdient völligen Beyfall, besonders gelang die Charakterzeichnung des ersten und des letzten dieser Künstler sehr gut. Der Schweizer Mahler gedenkt unser Vf. eigends, als wenn sie eine besondere Schule ausmachten, und wir würden gegen das Gute, was er von ihnen sagt, nichts einwenden, wenn seine Urtheile nur sonst nicht so strenge gewesen wären. So aber erscheint *Holbein* gegen *Albrecht Dürer* viel zu sehr begünstigt, und nicht weniger stehen *Tobias Stimmer*, *Christoph Murer*, *Jost Amman*, *Gottthard Ringgli* gegen *Spranger*, *Golzius* und *van Achen* im Vortheil.

Einige kurze Anmerkungen über französische, spanische und englische Mahler, mit welchen diese Vorlesung schließt, gehen wir vorbey, ohne uns auf die Kritik derselben einzulassen; dieselben hellen Ansichten, dieselbe Strenge und kecke Willkür im Urtheil, die uns oft zur Billigung, öfter zum Widerspruch veranlaßt, sind hier durchaus sichtbar. Wir wenden uns daher zur Betrachtung des Inhalts der dritten Vorlesung.

Mahlercy und Dichtkunst werden, gegen den bekannten Ausspruch des Simonides, zuvörderst als wesentlich verschieden erklärt. „Durch Töne getheilt, *successive* Handlung und Zeit — heist es, — sind die Darstellungsart der Dichtkunst; *Form* im „Raume“ gezeigt, und augenblickliche Energie, sind „das Gebiete der Mahlercy.“ Und nach mehrerem folgert unser Vf. weiter: Darstellung der Form der Figur sey das *physische* Element der bildenden Kunst; bloße Darstellung einer unthätigen und unbeschäftigten Form würde ein Mißgriff des Mittels statt des Zwecks seyn; sonach werde Charakter oder Handlung nothwendig erfordert, wenn die Form ein interessanter Gegenstand der Nachahmung werden solle, und dies sey das *moralische* Element der Kunst. „Je, „ne wichtigen Augenblicke also (fährt er fort), welche die vereinte Aeußerung von Form und Charakter in einem einzelnen Gegenstande, oder gemeinschaftlich mit andern Nebenobjecten auf einmal darstellen, und die uns mit gleicher Geschwindigkeit und Reichhaltigkeit das Vorhergegangene errathen und das Nachfolgende ahnden lassen, bieten den wahren und richtigen Stoff für das Kunsttalent dar, welches die Gegenstände der Nachahmung auswählt, ordnet, und auf ihren Mittelpunkt „hinführt.“ Kurz zusammengezogen, Hr. F. fodert von einem Gemähde gute Formen, Gehalt des Gedankens, und einen für die Darstellung bequemen Gegenstand, und so sind wir mit ihm, oder vielmehr er mit uns über diesen Punkt völlig einverstanden. Auch von der Regel, daß ein Werk der bildenden Kunst sich selbst aussprechen müsse, scheint er eine dunkle Ahndung gehabt zu haben; denn in der zweyten Vorlesung S. 118, wo von *Poussin* die Rede

Rede war, heisst es: „Von dem eiteln Versuche, durch „Figuren zu sagen, was sich nur mit Worten sagen „lässt, ist das Testament des Eudamidas ein auffallender Beweis.“

*Erfindung* sieht unser Vf. als die vorzüglichste von allen Kunstfähigkeiten an. Es wird, durch die Kentauren-Familie vom Zeuxis, die Lukian beschreibt, dargethan, dass es dem erfindenden Genie erlaubt sey, und glücken könne, *im strengen Verstande Unmögliches* darzustellen. Hierauf wird die Frage aufgeworfen „ob dem bildenden Künstler vergönnt sey oder nicht, einen Gegenstand aus sich selbst zu erfinden, oder zusammenzusetzen, ohne zur Sage, oder zu den Quellen der Geschichte und Poesie seine Zuflucht zu nehmen?“ Die Antwort fällt, wie sich erwarten lässt, bejahend aus. Hr. F. giebt uns aber eben durch die Bemühung, die Statthaftigkeit freyer Erfindung zu erweisen, auf der einen Seite sein richtiges Gefühl, und andererseits den noch unsicher schwankenden Zustand seiner Begriffe zu erkennen. Denn wäre er sich, nach der oben erwähnten Stelle über Poussins Testament des Eudamidas, deutlich bewusst gewesen, dass bildende Kunst selbstständig sey, und ein Kunstwerk sich durch sich selbst aussprechen solle: so konnte er sich wohl kürzer aus der Sache ziehen. Man erfährt nun, dass, nach Quintilian, die Griechen dergleichen freye Erfindungen *Phantasien*, die Römer *Visionen* nannten, und Theon des Samiers Symbol des Krieges wird als eines der vorzüglichsten Kunstwerke dieser Art angeführt. Der borghesische Fechter ist derselben Classe beygezählt. Ein Werk von grösserm Umfang, aber gleichem Sinne des Inhalts, soll auch der berühmte verlorengegangene Carton des Michel Angelo gewesen seyn, von welchem sich noch eine kleine Copie erhalten, die gegenwärtig zu Holkham in England befindlich ist. „Man darf, heisst es S. 187, ohne Uebertreibung sagen, dass diese Composition mit beyspielloser Mannichfaltigkeit jene Bewegung personificirt, welche *Agasias* und *Theon* in einzelnen Figuren verkörpert.“ Einen gleichen Rang erhält auch noch das *Incendio di Borgo* von Rafael. Gegen die Vortrefflichkeit der angeführten Werke wäre freylich nichts einzuwenden; aber das ist die einzige Seite, von welcher sie einander gleichen. Durch die Behauptung, dass sie die Idee der Bewegung personificirten, wird

nichts bestimmt; denn in jedem guten Kunstwerk wird, in der Einheit seines Charakters, die Idee von Ruhe oder von Bewegung, nur mehr und weniger, entschieden ausgesprochen. Uns scheinen die genannten Bilder, in Hinsicht der Eigenschaft ihrer Gegenstände, durchaus von verschiedener Art zu seyn. Die Kentauren-Familie ist rein poetisch, das Gemälde des Theon würden wir eine symbolische Darstellung, oder wie neuerlich einer unserer Kunst-richter gethan, einen Charakter höchster Art nennen. Der borghesische Fechter darf so hoch schon nicht gestellt werden, wiewohl die Arbeit vortrefflich ist, denn der Künstler hat sich darin nicht bis zu einer allgemeinen Idee erhoben, sondern ein Individuum dargestellt. Michel Angelo brachte mit geschickter Wahl der Motive eine Scene aus dem Krieg zur Anschauung, — allein weder dieses Werk noch das *Incendio di Borgo* haben, weil ihre Darstellungen den Bezirk des Möglichen nicht überschreiten, mit dem Gemälde des Zeuxis, und eben so wenig mit dem des Theon, Verwandtschaft.

„Die Erfindung im engern Verstande — fährt „Hr. F. S. 192 fort — erhält ihre Gegenstände von „der beglaubigten Sage. Diese Gegenstände sind *episch* „oder erhaben, *dramatisch* oder leidenschaftlich, *historisch* oder von der Wahrheit begränzt. Die erste „re Art erregt *Erstaunen*; die zweyte *rührt*; die dritte „belehrt. — Der Zweck des epischen Mahlers geht „auf den Eindruck einer allgemeinen Idee, einer „grossen Eigenschaft der Natur oder der Lebensweise, irgend einer grossen Maxime, ohne sich auf jene Unterabtheilungen einzulassen, welche die einzelnen Züge des Charakters an die Hand geben.“ Wir merken hierüber nur kurz an, dass der Stoff jener oft erwähnten Kentauren-Familie des Zeuxis zu dem von Hn. F. sogenannten *Epischen* gehört, und gleichwohl das Werk weniger darauf berechnet scheint, Erstaunen zu erregen, als zu gefallen. Nimmt man *dramatische Gegenstände* an: so müssen die Schule von Athen, die Dispute über des Sacrament, und der Parnass doch ohne Zweifel zu dieser Gattung gezählt werden. Ihr Inhalt aber ist nicht leidenschaftlich, noch ihre Haupteigenschaft Rührung. Doch genug hievon!

(Der Beschluss folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Die Freuden des Ehestandes, oder Geschichte des Regierungsraths Ludolf und seiner Familie*, von Arnim, Vf. der Schrift über den Adel. Ohne Jahrzahl. 80 S. kl. 8. (8 gr.) Begebenheiten, wie sie wohl im Leben vorkommen, ohne allen Plan

durch einander geworfen! Der Leser wird von Episode zu Episode gerissen. Er nimmt durchaus keinen Antheil an den Personen, die hier spielen, und verliert sie gleichgültig aus dem Gesicht.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 F E B R U A R , 1 8 0 4

## SCHÖNE KÜNSTE.

L O N D O N , b. Johnson: *Lectures on Painting*, by H. Füesli, etc.

B R A U N S C H W E I G , b. Vieweg: *Vorlesungen über die Malerey*, von H. Füesli, etc. Aus dem Englischen von J. J. Eschenburg. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Als Beyspiele des erhabenen episch-allegorisch-lyrischen Stoffs in der Kunst sind von Hn. Füesli die Frescogemälde angegeben, mit denen Michel Angelo die Sixtinische Capelle geschmückt hat. Was über Folge, Inhalt, Bezug u. s. w. dieser Bilder gesagt wird, ist vortrefflich, in den Geist eindringend, der in diesen herrlichen Werken herrscht, und dient zur Ehre des Meisters, und zum Nutzen derer, die künftig dieselben studiren wollen. Die Gemälde Rafaels im Vatican beliebt unser Vf. ein *unermessliches allegorisches Drama* zu nennen, und will darin einen Cyklus von dem Ursprung, Fortgang, Umfang und endlichen Triumph des Kirchenregiments, oder der Herrschaft der Kirche dargestellt erblicken. Er unternimmt es auch wirklich, den Bezug eines jeden Bildes auf diesen vermuthlichen Zweck anzugeben. So bereit Rec. ist, in allen rafaelschen Werken, Tiefe der Gedanken und weiten Umfang von Bezüglichkeit anzuerkennen: so kann er doch Hn. F's. Deutung unmöglich genehmigen, weil er sich im Gegentheil überzeugt fühlt, dass bey den rafaelschen Gemälden im Vatican kein höherer und weiter angelegter Plan obwaltete, als zweckgemäße Verzierung der Zimmer, nach ihrer ersten Bestimmung, zu Sitzungssälen für Consistorien und Congregationen zu dienen. Wäre wirklich ein allgemeinerer höherer Sinn im Ganzen der Anlage: so würde die Deutung des Vfs. weniger gezwungen seyn; er hätte sich nicht genöthigt gesehen, verschiedene Bilder, welche nicht passten, mit Stillschweigen zu übergehen, und Rafael selbst würde ohne Zweifel auch bessere Ordnung beobachtet, im ersten Zimmer angefangen, und der Reihe nach fortgefahren haben. Allein nach Hn. F's., Auslegung fängt der Cyklus im dritten Zimmer an, geht in's zweyte, springt in's vierte über, von da in's erste, und kehrt wieder in's vierte zurück. — Wer mag dergleichen glauben? Wir merken beyläufig noch an, dass der Vf. nirgends sagt, aus welchem Grunde er die Gemälde Rafaels im Vatican ein allegorisches Drama nennt, hingegen die Werke des Michel Angelo in der Sixtinischen Capelle unter

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

die sogenannten epischen Malereyen rechnet, da er doch selbst beiden Meistern Pläne ähnlicher Art unterlegt. Bey Anführung des bekannten Cartons von Rafael geschieht der ebengerügte Mißgriff noch einmal. Hr. F. setzt sie nämlich in die Classe dramatischer Malerey, und schreibt ihnen nichts desto weniger im Allgemeinen eine mystisch-allegorisch-religiöse Bedeutung zu, wodurch er sie ebenfalls in sein episches Fach hinüberzieht, oder vielmehr damit zeigt, dass seine Begriffe von dem größeren und geringeren Werth der Gegenstände für die bildende Kunst noch bey weitem nicht klar seyen. Dagegen ist alles, was über den Special-Inhalt des genannten Cartons gesagt wird, sehr bündig. Wahre Kunstfreunde werden überdies mit nicht geringem Vergnügen erfahren, dass von dem für verloren gehaltenen Carton des Kindermords noch ein bedeutendes Stück in England aufbewahrt wird.

Ueber die dritte Classe, oder die historischen Gegenstände, wollen wir den Vf. selbst reden lassen, besonders weil die auszuhebende Stelle S. 222—223 zugleich das epische und dramatische Fach mit berührt. — „Die Geschichte, im engern Verstande, folgt „auf die dramatische Darstellung. Hier hört alle Er- „dichtung auf; und die Erfindung besteht bloß „darin, dass man mit Würde, Bestimmtheit und Ge- „fühl die Augenblicke der Wirklichkeit zu wählen „weiss. Gesetzt, der Künstler wolle den Tod des „Germanicus behandeln. Er darf uns nicht die höch- „sten Bilder des allgemeinen Schmerzes geben, wel- „cher sich in den Gesichtszügen eines Volks, oder „einer Familie, bey dem Tode eines geliebten Ober- „haupts oder Vaters, ausdrückt; denn dies würde „epische Darstellung seyn; wir würden da einen „Achill, einen Hector, eine Niobe, vor uns zu se- „hen glauben. Er muß nicht Charaktere zusammen- „stellen, welche er durch Beobachtung und Verglei- „chung als die schicklichsten befunden hat, um die „Abstufungen des Mitgefühls zu erregen; nicht einen „Admet und Alkestis, noch einen Meleager und Ata- „lanta; denn dies würde Drama seyn. Er muß uns „vielmehr einen, mitten unter Römern, sterbenden „Römer darstellen, wie ihn die Geschichte liefert, „mit allen den wirklichen Modificationen von Zeit „und Ort, welche unzweydeutig dazu dienen kön- „nen, diesen Augenblick des Schmerzes von allen „andern auszufondern. Germanicus, Agrippina, Ca- „jus Vitellius, die Legaten, die Centurionen zu An- „tiochien; der Held, der Gemahl, der Vater, der „Freund, der Heerführer, die Kämpfe der Natur „und



„und die Funken von Hoffnung müssen dem physio-  
gnomischen Charakter und den Gesichtszügen des  
„Germanicus, des Sohns des Drusus, des Throner-  
„ben des Tiberius, untergeordnet seyn. Mütterliche,  
„weibliche, eheliche Liebe müssen in der Agrippina  
„gemildert erscheinen, aber das Weib in die Röme-  
„rin verschlungen, weniger Liebhaberin, als Ge-  
„fahrerin, von der Größe ihres Gemahls. Selbst die  
„Ausbrüche der Freundschaft, der Zärtlichkeit, der  
„Huldigung, müssen das Gepräge des kriegerischen,  
„feyerlichen und ausgezeichneten römischen Costu-  
„me an sich tragen.“

Ein jeder mag hierüber seine eigene Neigung oder  
Geschmack zu Rathe ziehen, ob ihm allenfalls der-  
gleichen Kunst und Kunstwerke in ihrer Beschrän-  
kung anstehen könnten. Sähen wir wirklich einmal  
ein Bild, welches den angegebenen Forderungen ent-  
spräche: so würden wir mit jenem Freunde ausrufen:  
*War es der Mühe werth, mit solchem Aufwand von  
Kunst ein unerfreulich Werk zu machen!* Die Verklärung  
von Rafael, von welcher der Vf. gleich her-  
nach spricht, und damit vermuthen läßt, er halte  
dieselbe für ein dergleichen historisches Gemälde,  
möchten wir gern für etwas mehr gelten lassen. Dieses  
Meisterstück wird, am Schlufs der Vorlesung, gegen  
diejenigen Kunsttrichter in Schutz genommen,  
welche, wie man weiß, Verstöße gegen die Regeln  
der Einheit in Handlung, Zeit und Ort in demselben  
haben finden wollen. Der Vf. thut den Ungrund  
aller dergleichen Anschuldigungen dar, und würdigt  
das Werk mit Einsicht und Verstand.

Soll endlich, nachdem für und wider einzelne  
Stellen dieses Werkes so vieles gesagt worden, nun  
auch ein allgemeines Urtheil vom Ganzen gefällt  
werden: so gestehen wir frey, das Werk entspricht  
nur wenig den Erfordernissen eines Lehrbuchs, zu  
welchem es, vermöge des anfänglichen Plans, doch  
bestimmt war. Der Vf. war nicht mit zureichenden  
Kenntnissen ausgerüstet, um seinen gewählten Stoff  
zu bearbeiten; er hat keine Methode, keine plan-  
mäßige Anordnung der Dinge beobachtet, sondern,  
gleichsam in Kreutz und Querzügen, sein Feld mehr  
durchstreift als ordentlich bearbeitet. Gerechtigkeit  
in Urtheil haben wir oft vermisst, und überall keine  
festen zur gehörigen Reife gediehenen Grundsätze  
vorgefunden; auch ist die Terminologie, deren sich  
Hr. F. bedient, nicht empfehlenswerth. Aber, um  
des einzelnen Guten, ja Vortrefflichen willen, welches  
sich eingestreut findet, muß man gleichwohl  
der Fortsetzung mit Verlangen entgegensehen; zu-  
mal, da mit Zuversicht sich hoffen läßt, das Ganze  
werde einen Schatz geistreicher und richtiger Bemerkungen  
enthalten, die, ausgesondert aus dem Gemenge  
von Schlacken, ein wahrer Gewinn für die  
Literatur der Kunst seyn müssen.

Unser Zweck erfordert, nunmehr noch einige Bemerkungen  
über das Verhältniß der Urschrift zur Uebersetzung  
hinzuzufügen.

Wenn ein Mann wie *Eschenburg* eine solche Arbeit  
leistet, so möchte man sie immer ohne weitere

Nachforschung für gut annehmen; allein er hat  
hier mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihn  
nugsam entschuldigen, wenn er sie nicht völlig über-  
winden konnte.

Der Vf. bedient sich durchaus eines metaphorischen  
Styls, der ihm zwar sehr gut läßt, indem durch  
eine gewissermaßen poetische Diction der Gegenstände  
genau umtaftet wird, hingegen befindet sich der  
Uebersetzer dabey in einer desto unbequemen Lage.

Worte haben öfters in der einen Sprache ganz  
andere Bezüge zu den Gegenständen und unter-  
scheidungen selbst, als in der anderen, welches vorzüglich  
in ihren verschiedenen Ableitungen herkommt, und  
am auffallendsten zeigt, wenn sie metaphorisch  
gebraucht werden.

Das metaphorische Wort hat, gegen die einfache  
Darstellung, oder gegen den Begriff gehalten, immer  
etwas trübes; metaphorische Redensarten und  
Perioden laufen noch größere Gefahr, den Gegen-  
stand zu entstellen, und wenn, bey Gleichnißreden,  
vielleicht Subject, Prädicat, Zeitwort, Partikel  
einer Sprache geschickt zusammen treffen: so wird  
man es doch in vielen Fällen für unmöglich er-  
kennen, eine solche Stelle in fremde Sprachen ge-  
nu zu übersetzen.

Denn indem sich der Uebersetzer bemüht, sei-  
ne Metapher der Originalmetapher anzunähern, wird  
doch auch nur eine Annäherung zum Gegenstand  
oder Gedanken war, so entsteht aus dieser doppelten  
Annäherung gewöhnlich eine Entfernung, die  
dann vermieden werden kann, wenn der Uebersetzer  
eben so gut Herr der Materie ist, als der Verfasser.

Hier einige Beyspiele solcher nicht ganz paß-  
übertragenen Metaphern, mit Vorschlägen zur Ver-  
änderung, um der Kürze willen, begleitet. Man  
findet die Stellen S. 56 und 57 des Originals, so wie  
S. 88 und 89 der Uebersetzung:

*Mantegna, led by the con-  
templation of the antique, frag-  
ments of which he ambitiously  
scattered over his Works.*

Mantegna hielt sich an  
Studium der Antike, von  
woher er seinen Werken  
alle Spuren einzuverleiben  
eifrig bestrebt.

*Mantegna, geleitet durch die Betrachtung der  
Antike, deren Bruchstücke er, mit Anmaßung, über  
seine Werke zerstreute.*

*Hence in his figures of digni-  
ty or beauty we see not only the  
meagre forms of common mo-  
dels, but even their defects  
tacked to ideal Torso's.*

Daher sehen wir in seinen  
Figuren von Würde und Schö-  
nheit nicht nur die mageren  
Formen gemeiner Urbilder,  
sondern selbst ihre Fehler  
an idealischen Torso's angebracht.

• *Daher sehen wir an seinen Figuren, welche Schö-  
nheit oder Würde darstellen sollen, nicht allein die  
geringen Formen gemeiner Urbilder, sondern selbst ihre  
Fehler an idealische Torso's angebracht.*

*His triumphs are a copious in-  
ventory of classic lumber, swept  
together with more industry than  
taste, but full of valuable ma-  
terials.*

Seine Triumphe enthal-  
ten einen reichen Vorrath clas-  
sischen Kehrstrichs, mit mehr  
Fleiß als Geschmack zusam-  
mengelegt; aber reich an  
schätzbaren Materialien.



*Seine Triumphe sind ein gehäuftes Inventarium classischen Trüdelkrams, mit mehr Fleiß als Geschmack zusammengeschoben; aber voll schätzbarer Materialien.*

Man sieht aus diesen Stellen, daß der Vf. den Mantegna als einen zusammenstoppelnden Künstler bezeichnen will, (ob mit Recht? kommt hier nicht zur Frage). Der Uebersetzer hingegen behandelt diesen Künstler erst zu gut, dann zu schlimm, und das bloß durch ein Zu- und Abrücken der Metaphern.

Wir enthalten uns, mehrere Stellen anzuführen, wo man, auf eine sehr interessante Weise, bald mit dem Vf., bald mit dem Uebersetzer zu rechten hätte. Nur eines bemerken wir, worauf wir oben schon hindeuteten. S. 86 der Uebersetzung, in der Note, steht: *Das Gemälde ist auf Holz*; dagegen sollte es heißen: *Das Crucifix (des Bruneleski) ist von Holz*, wie auch das Original dieses alte Schnitzwerk bezeichnet.

Möchte es dem Uebersetzer gefallen, vielleicht mit Beyrath des Vfs., zu einer zweyten Auflage, die Arbeit nochmals durchzugehen, damit unsere teutschen Künstler und Kunstfreunde durch nichts abgehalten würden, ein so schätzbares Werk zu genießen und zu nutzen!

W. K. F.

#### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) PARIS, b. Buisson: *Memoire ou considerations sur les Sourds-muets de naissance, et sur le moyens de donner l'ouïe et la parole a ceux, qui en sont susceptibles.* Par U. R. T. le Bouvyer-Desmortiers, Membre de la Société libre des Sciences, Lettres et Arts de Paris. Avec une gravure. An. VIII. 266 S. mit XXVI S. Vorr. gr. 8.
- 2) LEIPZIG, b. Supprian: *Bouvyer-Desmortiers*, Mitglied(es) der freyen Gesellschaft der Wissenschaften und schönen Künste zu Paris etc. *Untersuchung über Taubstumme und die Mittel, ihnen das Gehör und die Sprache zu verschaffen.* Aus dem Französischen. Mit Anmerkungen übersetzt(?) von D. Franz Heinrich Martens, practicirendem Arzt und Geburtshelfer in Leipzig, u. s. w. Mit einem Kupfer. 1801. 252 S. u. XXX S. Vorr. 8.
- 3) LEIPZIG, b. Sommer: *M. Georg Raphael's Kunst Taube und Stumme reden zu lehren.* Mit einer Vorrede des Hn. Prof. K. A. Cäsar's, einer Literatur des Taubstummenunterrichts, und einem Briefe des Lic. Med. Wilhelm Kerger's. Mit Anmerkungen herausgegeben von A. F. Petschke, Lehrer am Institute für Taubstumme in Leipzig. 1801. 136 S. u. XLII S. Vorr. 8.
- 4) KIEL, gedruckt b. Mohr: *Vieljährige Beobachtungen und Erfahrungen über die Gehörfehler der Taubstummen, als Winke bey'm Galvanisiren zu gebrauchen, nebst Beschreibung einer neuen Art von Hörrohr*, von G. W. Pfingsten, Vorsteher und Lehrer des Taubstummen-Instituts zu Kiel. 1802. 78 S. u. XVI S. Vorr. 8.

Könnte ein Arzt der Vorzeit zu uns zurückkehren, und die großen Veränderungen wahrnehmen, wel-

che mit der Arzneywissenschaft zum Heile der Menschheit vorgegangen sind: so würde er erstaunen, und sich dieselben schwerlich erklären können, so lange ihm die Stufenfolge unbekannt bliebe, wodurch sich diese Wissenschaft zu dem Grade der Vollkommenheit empor schwang. Aber noch mehr würde sein Erstaunen wachsen, wenn er erführe, daß einige wesentliche Zweige dieser wohlthätigen Kunst fast noch eben so unbearbeitet geblieben, als vor hundert und mehreren Jahren. Zu diesen unangebauten Theilen gehören die Krankheiten des Ohres; und es ist daher jeder Versuch zu schätzen, welcher diese Lücke auszufüllen strebt. — Unser Zeitalter, so empfänglich für Gefühle der Menschenliebe und des Wohlwollens, nahm sich auch der verlassenen Taubstummen an, und stiftete Institute für sie. Einige derselben kommen den Stummen mit dem glücklichsten Erfolge zu Hülfe: möchten wir doch auch bald sagen können, daß die Unglücklichen, die solcher Anstalten sich bedienen, nicht taub bleiben! Die Erfüllung dieses menschenfreundlichen Wunsches beabsichtigt die Schrift des Hn. Bouvyer-Desmortiers. Allein, der darin erzählte, unvollendet gebliebene Versuch berechtigt leider nur zu sehr eingeschränkten Erwartungen. Diefes gesteht der Vf. selbst S. 106; und es gereicht ihm zur Ehre, daß er das Unvollkommene von dem Erfolge seine Bemühungen nicht verschweigt. Es scheint, als ob er seine Experimente zu sehr in's Unsichere hinein wagte, ohne ihre Wirkungen im voraus zu berechnen, und sich immer erst von der jedesmaligen Wirkung belehren liefs. Der größte Fehler besteht ohne Zweifel darin, daß der Vf. von der gesammten physischen Constitution der Maurice David nichts erwähnt, ob sie von Kindheit an rhachitisch, skrophulös u. s. w. gewesen sey. — Die in dieser Schrift vorkommenden Reflexionen über die Taubstummen überhaupt tragen fast alle, nicht das ernste, methodisch zugeschnittene, Gewand der teutschen Philosophie, sondern etwas Flitterputz französischer Declamation an sich. Um das Schwankende derselben zu berichtigen, sähe sich Rec. genöthiget, ein eigenes Buch zu schreiben. Des Vfs. ganze Art zu philosophiren mißfällt. Seine Vorrede, sein erster Abschnitt über die Taubstummen im Allgemeinen (S. 27 bis 104) haben das äußere Ansehen eines großen Scharfannes und einer tiefen Untersuchung; aber das Wesen selbst mangelt. Er sieht seine Leser für so unfähig oder so vergesslich an, daß er sie beständig zur Aufmerksamkeit ermuntert, und ihnen alles zehnmal wiederholt. Er gestattet dem Verstand nicht, natürliche und männliche Schritte zu thun, und die Zwischenfätze zu überspringen, die jeder so leicht einseht. Er schenkt ihm in der Entwicklung der Ideen nicht das kleinste Fädchen. Aber anstatt deutlicher und überzeugender zu werden, wird er langweilig und kräftlos. — Das Schlimmste bey der Sache ist, daß, indem er so seine eigenen Ideen immer wiederkäuert, er sie für etwas weit köstlicheres zu halten anfängt, als sie ihm selbst anfangs zu seyn schienen. Und anstatt immer vorwärts zu schreiten, wie er sich bey

bey einer ersten Ueberlicht der Materie mochte vorgesetzt haben, dreht er sich immer auf derselben Stelle herum, und bildet sich endlich ein, einen grossen Weg zurückgelegt zu haben, weil er sich viel bewegt hat. Mit einem Worte: sein Geist hat philosophische Cultur, aber keine philosophirende Kraft. — Der angehängte Briefwechsel mit einer Taubstummen (S. 212—251) erregt manchen Zweifel seiner Aechtheit.

Hn. Martens kann seine Uebersetzung (Nr. 2) nicht viel Mühe gekostet haben; denn sie ist nicht einmal ganz sprachrichtig. S. 10 steht: „sie ist für Schmerz ganz ausser sich.“ Wenn Bouvyer-Desmottiers (*Avant-Propos* p. XI) schreibt: „*Telle est en substance la doctrine de l'Auteur que la notoriété des faits ne me permet pas d'admettre*“ so übersetzt dies Hr. M. (Vorrede S. XIV und XV): „Dies ist nur eine kleine Probe des Raiffonnements von Sicard, welches durch notorische Thatfachen schlechterdings widerprochen und ganz über den Haufen geworfen wird.“ — Hr. M. hat Anmerkungen beygefügt, oder, wie er schreibt: mit Anmerkungen übersetzt. Sie sind eben so unbedeutend, als seine angehängte „Abhandlung über die medicinisch-chirurgische Behandlung der Taubstummen in Hinsicht auf die Wiederherstellung ihres Gehörs.“

Die Vorrede des Hn. Prof. Cäsar in Nr. 3 ist aus der *Monatsschrift für Teutsche* (August 1800 S. 241—288) abgedruckt. Die Literatur zu einer Geschichte des Taubstummenunterrichts, welche 37 S. hier einnimmt, stand auch schon in der *teutschen Monatsschrift* November 1799 S. 198—220. Beides hätte Hr. Petschke in seiner Vorrede wohl bemerken können. — *Raphel's* Kunst, Taube und Stumme reden zu lehren, greift gar nicht tief in die Sache ein; und ist sehr unbedeutend. Hier und da enthält sie zwar manche gute Bemerkungen; aber im Ganzen beschäftigt sie sich nur mit dem mechanischen Theile, gewiss dem leichtesten des Unterrichts der Taubstummen, ob ihn gleich der Vf. für den schwersten hält (S. 105). Sie ist selbst hierin nicht ganz gründlich, so sehr man auch durch ein kleinliches Detail den Schein der Gründlichkeit anzunehmen gesucht hat. In den Winken — denn mehr als Winke sind es nicht — welche der *Beschluss* (S. 105—117) und *Kerger's Brief* (S. 118—133) über die Begriffsentwicklung der Taubstummen ertheilen, ist etwas äusserst Schiefes; und Hr. Petschke hat sich der Mühe überhoben, es zu berichtigen. Seine Anmerkungen enthalten mehrentheils Büchertitel oder Sprachbemerkungen. Wenn er uns doch mit den letztern ganz verschont hätte; denn man kann sich kaum des Lächelns enthalten, wenn man sieht, daß Leute mit einer Gelehrsamkeit prahlen, in der sie Fremdlinge sind. Hr. P. schreibt S. 40: „Das natürlichste und „unschädlichste Mittel (wider den Mangel des Ge-

„hörs) ist wohl unstreitig die Elektricität.“ Wohl bedeutet vielleicht, vermuthlich, ungefähr. Unstreitig — sollen wir das auch erklären? — heisst, was klar und deutlich ist, daß darüber weder wirklich gestritten wird, noch mit Fug gestritten werden kann. Beides zusammen involvirt einen Widerspruch wenigstens ist es ein hartes Oxymoron. — Wieso man die Elektricität das natürlichste Mittel nennen könne, mag Hr. P. allein wissen. — Dieser Hr. möchte sich gleichwohl gern zum Sprachverbesserer aufwerfen, doch bleibt er nur bey der Orthographie stehen, da hier das Reformiren sehr viel leichter ist, als die noch so vielen unerkannten Reichthümer und verborgenen Vorzüge der teutschen Sprache aufzusuchen. Er schreibt S. 46 *Unbäßlichkeit* und ruft in einem Tone, der unsern Beyfall erzwingen will: „Sollte man nicht lieber *Unbass* und *Unbäßlichkeit* schreiben, da es doch auf jedem (jeden) Fall von keinem andern Worte als dem veralteten *bass*, der „Positivus von besser, herkommt?“ — Uns dünkt es noch gar nicht gewiss, daß *Wachter* und andere Sprachforscher recht haben, welche es von dem veralteten *Positivo bass* (der doch am häufigsten in der comparativen Bedeutung gefunden wird) herleiten und daher wider alle Aussprache *unbass* geschrieben wissen wollen. Vielmehr hat Adelung deutlich gezeigt, daß es zu dem Worte *Pass* gehört, so fer dasselbe im Niederdeutschen den gehörigen Zustand der Gesundheit bezeichnet. — Wir übergehen Aenderes dieser Art, und bemerken nur noch, daß Hr. P. auch nicht correct zu schreiben versteht: welches wir, erforderlichen Falls, ausführlich beweisen könnten.

Hn. Pfingsten's kleine Schrift Nr. 4 gewährt eine lehrreiche Unterhaltung. Er hat aus andern Nachrichten und aus eigener Erfahrung angegeben, wie Taubheit bey neugeborenen Kindern entstehen kann wie sie bisweilen durch Zufall und Kunst geheilt worden ist, wie die Empfindung des Hörens bey Tauben, wenn sie deren etwa noch fähig sind, ganz anders beschaffen ist als bey uns, welche Grade die Empfindung hat u. s. w. Das Wichtigste in dieser reichhaltigen Schrift ist ohne Zweifel das, was die Täuschung über das Hören der Taubstummen betrifft. Man kann es eine *Theorie der Täuschung* nennen wenn man den in der *Eunomia* September 1803 S. 215—224 befindlichen Brief desselben Vfs.: *Ueber die Wirkungen des Galvanismus auf Taubstumme*, dazu nimmt. Die Hälfte des letzten Bogens S. 70—77 enthält die Beschreibung eines Hörohrs, und die Vorrede liefert einige Nachrichten über den Vf. selbst. — Rec. begnügt sich, dieses Werkchen, welches auf so wenig Blättern von so vielen interessanten Gegenständen so viel Gedachtes darreicht, den Lesern zu empfehlen, ohne einige Stellen auszuheben.

Ad.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 F E B R U A R, 1 8 0 4.

## ERDBESCHREIBUNG.

LEMOO, in d. Meyerschen Buchhandlung: *Allgemeine Geographie der Alten*, welche unmittelbar nach den Quellen kritisch bearbeitet und darzustellen versucht hat Dr. G. D. Köler, Rector des Gymnasiums zu Detmold. *Erster Theil*, welcher die mathematische Geographie mit Einschluss der Kosmologie enthält, für Philologen, Geographen und Mathematiker. 1803. XXXII u. 632 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Man muß für dieses Buch ein günstiges Vorurtheil fassen, wenn man S. VI der Vorrede liest, daß der Vf. bereits seit 20 Jahren die mathematischen Wissenschaften in Beziehung auf die wissenschaftlichen Schriftsteller des Alterthums getrieben, und besonders Alles sorgsam aufgesucht habe, was sich bey den Alten über *mathematische Geographie* finden ließe. Denn so gründlich Hn. Mannert's Geographie auch sey, so sey sie doch in mathematischer Hinsicht nicht vollständig, und in manchem Theile zu kurz. — Bald aber zeigt sich gleich in der Vorrede ein ungewisses Hin- und Herschwanken in den Begriffen, das mißtrauisch macht, und ein so sonderbar geputzter Styl, ein so buntes Gemisch von Kunstausdrücken aus allen Wissenschaften, daß man sich des Lächelns nicht erwehren kann. S. XI z. B. wird mit Wahrheit „der *äußerst wesentliche* Umstand, daß man in „der mathematischen Geographie noch nicht die je- „desmal gleichzeitigen Ideen zusammengestellt habe, „als Grund ihrer Mangelhaftigkeit ausgehoben, und „es daher für *nothwendig* erklärt, die Zeiten zu un- „terscheiden.“ Gleich darauf aber heist es: „Weil „dieses indess Unbequemlichkeiten habe: so möchte „es wohl das Beste seyn, jeden Gegenstand einzeln „alle Zeiten hinunter zu verfolgen.“ Der Philolog so wenig als der Mathematiker opfert der Bequemlichkeit das Wesentliche und Nothwendige auf. — Und ein Paar Proben des Stylls. S. IX: „Mehrere „würden zu dem *wesentlichen* und nöthigen Schritt, „ein ganzes wissenschaftliches Fach bey den Alten „unter ein einziges allgemeines Licht zu bringen, „ihre Kräfte concentrisch vereinigen müssen, oder „der, der ihn thun wollte, müßte durch Requisition „oder Appellation sein Deficit gut zu ersetzen wissen.“ Und am Schlufs der Vorrede S. XXI: „Wird dies „*hactenus* gut gefunden, und erhält das Buch einen „guten Pafs ins Publicum: dann möchte Rath wer- „den zur Ausführung des Plans, daß diese *mathe-* „*mathematische Geographie* der Alten der erste Theil we- „de eines dreytheiligen Werkes, von welchem der „zweyte die allgemeine physikalische Geographie mit „Einschluss der Meteorologie begreift, und in einem „Jahre mit Fug und Recht folgen kann, da er mehr „als die Quarantäne des *monum prematur in annum* „ausgehalten hat. Und ginge es auch mit diesem „gut: dann würde die allgemeine politische Geogra- „phie das Ganze beschliessen. — Dieser ist aber noch „embryonisch, und kommt es auf das Glück an, ob „er geboren werden wird oder nicht. Gehe du einst- „weilen voran, Erstgebohrner deiner intendirten Brü- „derschaft, den ich mit Aengsten gebär, und gehö- „es dir wohl in dem neuen Licht, in welches du „getreten bist.“ — Doch hindert die offenerzige Gutmüthigkeit des Vfs., daß man ihm böse werden könnte. Er gesteht S. XIX: „Mit bloßen äußern „Hülfsmitteln allein (mit denen ihn Hr. Hayne unter- „stützt hatte) „wars in dieser schwierigen Arbeit nicht „gethan. Kopf und Kenntnisse gehörten nicht weni- „ger dazu. Von dieser Seite fühlte ich mich am un- „sichersten.“ Der Vf. bittet daher seine sachkundigen Leser, „es nicht so genau und mit einem Willen „vorlieb zu nehmen, der wenigstens gut war; denn „an Fleiß habe er es nirgends fehlen lassen.“

Der Vf. hat sich selbst so ehrlich geschildert, daß wir dem allgemeinem Urtheil, das sich der Leser hiernach schon wird gebildet haben, kaum noch werden etwas beyfügen können. Das Buch zeigt einen äußerst mühsamen, redlich gemeinten Fleiß; man findet viele einzelne in wenig gelesenen Alten zerstreute Nachrichten hier gesammelt: aber es ist zu bedauern, daß es dem Vf. „eine gar zu schlechte „und undankbare Rolle schien. den bloßen Hand- „compilator zu machen.“ Ein geographisches Lexikon von ihm, ohne Einmischung eigener Urtheile, wäre ein brauchbares Buch gewesen. Denn sobald er „die kritische Fackel in die Hand nimmt“: sieht man vor allen den Lichtfunken, die er mit zitternder Aengstlichkeit hier und dort und überall auszustreuen bemüht ist, am Ende gar nichts. Ordnung, Klarheit und Bestimmtheit in den Begriffen fehlen durchaus; und im ganzen Buche herrscht derselbe sonderbare unbehülfliche Ausdruck, der noch dazu durch eine *zahllose* Menge von Druckfehlern sehr oft bis zur Unverständlichkeit entstellt ist. — In der gegenwärtigen Form daher ist es für jeden andern als einen Recensenten beynahe unlesbar; indess erleichtert ein sehr vollständiger Plan, der voran steht, es wie ein Lexikon zu benutzen; und, auf die Weise

ge-

Mm

gebraucht, wird es dem Philologen manche, ihm wichtige, Nachricht angeben. Einige Beyspiele mögen unser Urtheil rechtfertigen.

Kap. 1. *Historische Uebersicht der Geographie bey den Alten überhaupt*: enthält Wahres, aber Bekanntes.

— Kap. 2 *Ueber die geographischen Längenmaasse der Alten*. Einer der bessern Abschnitte des Buches: die Maasse der Griechen und Römer sind treu gesammelt, und richtig mit einander verglichen. Sobald aber Urtheile eingemischt werden, finden sich Fehlschlüsse. Z. B. S. 35: verschiedene Maasse des Schönus seyen in Aegypten nicht wahrscheinlich, weil Aegypten Ein Staat war. — S. 37 heisst es ganz richtig, *Stathmos* bedeute eine Strecke Weges, die man in einem Tage mache, und sey also kein bestimmtes Längenmaass. S. 39 aber heisst es wieder: Armeen machten auch wohl in einem Tage mehrere Stathmen; nun wird die spätere Festsetzung einer bestimmten Strecke Weges für Stathmos in die früheren Zeiten hinaufgeschoben, Prokopius und Herodot zusammengestellt, und der Vf. tummelt sich und den Leser mehrere Seiten hindurch in allen vorkommenden Stathmen herum, um ihre wahre Länge aufzufinden, während er mit unter immer wieder versichert, es lasse sich über dieses Reisemaass nichts Festes und Uebereinstimmendes erwarten. — Durchaus unbestimmt und verwirrt ist, was S. 55 ff. über die hebräischen Maasse gesagt wird; und S. 75 schließt dieser Abschnitt mit der Reduction der alten Maasse auf die neuern so: „diese Reduction dürfe nur in Absicht eines Maasses geschehen; man könne dies dann leicht auf die andern anwenden. Das Stadium berechne Hr. Mannert zu  $\frac{1}{2}$  einer geographischen Meile, theils weil die geographische Meile, theils weil der griechische Fufs noch nicht fest bestimmt sey. Nähme man indess die geographische Meile nach dem kleinsten Maass, und den griechischen Fufs nach der grössten Schätzung; so liege die Wahrheit gewiss in der dichten Nähe dieses Datums, und man könne sich bey demselben beruhigen.“ Vielleicht der Vf., aber schwerlich seine Leser.

Kap. 3. *Form der Erde*. S. 87—98. Diese eilf Seiten sind eine fast ununterbrochene Reihe von Verwirrungen, Fehlschlüssen und Widersprüchen. Wir geben die Folge der Gedanken, so viel möglich mit den Worten des Vfs.; das Urtheil darüber wird schon von selbst hervorgehen. „So wenig Nachdenken und Kenntniß der Mathematik dazu gehörte, die Kugelform der Erde einzusehen, und so ungereimt alle andere Vorstellungen wären; dachte man sich doch in frühern Zeiten allgemein die Erde wie einen Teller; oder damit das äusserste Gränzmeer nicht überflösse, muldenförmig. Diese bizarre Vorstellung mußte vor der Erfahrung verschwinden, daß man aus der Ferne Spitzen von Bergen früher sah, als die tieferliegenden Theile; man bildete die Erde also kunsenförmig. „Denn daß sie eine Kugel sey, und „als solche von ganz verschiedenen und entgegen- „gesetzten Seiten bewohnt und vom Meere umgeben „sey (!), wollte und konnte der zu grossen Sinn-

„lichkeit der damaligen Menschen nicht einleuchten „Vermochten doch selbst die gelehrteren nicht, sich vor „diesem Vorurtheil loszumachen, als schon einige „von ihnen auf die Kugelgestalt der Erde gekommen „waren. Diefs zu glauben, hielt Herodot für ein „grosse Thorheit, und blieb der alten homerischen „Vorstellung treu.“ — Von dieser homerischen Vorstellung steht aber vorher kein Wort, und folgt auch nachher nichts. Aber wie? Herodot hat die Meinung gekannt, daß die Erde eine Kugel sey. Und alle neuern Gelehrten sind so blind gewesen, diefs zu übersehen, da hierin ja der Hauptbeweis liegen würde, daß Pythagoras, oder gar auch Thales, Kugelgestalt geglaubt hätten? — „Man sch. IV, 36.“ — Diefs Versehen hätte ein, in alten Mathematikern so belesener, Gelehrter nicht begehen sollen. Herodot verachtet diejenigen, welche die Erde abbilden, rings von einem Okeanos umflossen und *κυκλοτερεα*, d. i. *kreisförmig* wie von der Drehbank abgedreht. Wahrscheinlich hat die lateinische Uebersetzung *rotundus* verführt, welches Wort wir unter deutsches *Rund* auf Kreis und Kugel paßt: allein im Griechischen sind *κυκλοτερης* und *σφαιροειδης* genau unterschieden. Wir heben diefs auch deswegen mit aus, weil Hr. Mannert in seiner mathematischen Geographie S. 13 nach der 2ten Auflage zu einem gleichen Mißverstande verführen kann. „Man sieht aus dieser Stelle (des Herodot), daß schon „ältere Mathematiker die *Rundung* der Erde (?) behauptet hatten, daß aber andere, die vermuthlich „schlechte Mathematiker waren, diese Behauptung „falsch verstanden. Auch Herodot hat den wahren „Sinn von der Rundung der Erde nicht u. s. w.“ Hiernach scheint es, als ob Herodot und jene schlechten Mathematiker den Ausdruck *rund* falsch verstanden hätten. — Darauf folgen S. 90 bey unserm Vf. die sinnlich kindischen „Vorstellungen der ionischen und eleatischen Philosophen von der Erdgestalt.“ Weil aber, geht es nun S. 91 fort, *Thales* Mondfinsternisse vorhergesagt habe (nach Herodot I, c. 71 eine Sonnenfinsternis); weil der Erde ähnliche Körper am Himmel rund (der Vf. meint kugelförmig) seyen; weil unter verschiedenen Längengraden die Stunden und Tageszeiten verschieden einträten; weil mit größerer nördlicher Breite die Polhöhe zunähme; weil — und nun folgen alle die Gründe der neuern Astronomie für Kugelgestalt, welche, wie Columbus Ey, nachdem sie einmal aufgefunden sind, jetzt aus jedem astronomischen oder geographischen Lehrbuch so mit Leichtigkeit hingestellt scheinen — nach diesen Gründen, schließt der Vf. S. 92, konnte man leicht und früh schon auf die Vermuthung kommen, daß die Erde eine Kugel sey.“ — Und unmittelbar darauf folgt: „Allein wie diese Vermuthung, schon so früh Theorem werden konnte, ist eine „andere und nicht wenig schwierige Frage.“ Wenn aber die Alten durch alle jene Weil auf diesen Gedanken gebracht wurden: ist er dann bloß Vermuthung? ist er dann nicht schon Theorem? — Doch am Ende stösst der Vf. Alles selbst wieder über den

Haufen, und behauptet S. 98: „Um die Kugelgestalt der Erde zu glauben, mußten Messungen und astronomisch-geographische Vergleichen angestellt“: — also alle jene, weil, die der Vf. als natürlich, durch sich selbst einleuchtend voraussetzt, erst gefunden werden. — „Aber diese, setzt er hinzu, bleiben so lange unmöglich, als die *Geometrie und Astronomie* nicht bis zu einem beträchtlichen Grad getrieben und ausgebildet waren.“ — Und im Anfang des Kapitels erforderte diese Einsicht wenig Kenntniß der Mathematik, wenig Nachdenken. — Nach dieser ausführlicheren Entwicklung der Darstellungsart des Vf's. wird der Leser uns erlauben, bey den übrigen Abschnitten kurz seyn zu dürfen, wiewohl sie gleich reichen Stoff zu Erinnerungen bieten.

Kap. 4. *Messung der Erde.* S. 102 ist die Vermuthung nicht unwahrscheinlich, daß die von Aristoteles ohne Namen angeführte Schätzung des Umfangs der Erde auf 400,000 Stadien vielleicht von Eudoxus sey. Auch schien uns der Gedanke S. 129 neu und gut, daß die allmähliche Verkleinerung des Erdumfangs in den Schätzungen der Alten daher vielleicht komme, weil man anfangs den Angaben der Reisenden noch zu viel traute, bis nach und nach genauere Beobachtungen gelehrt hätten, daß man von diesen Angaben auf die Krümmungen der Wege ein Beträchtliches abrechnen müsse. Verwirrt und unrichtig ist, was S. 114 und 134 über die Messung des Meridians gesagt wird; und sehr kühn die Behauptung: die Alten hätten die Mittagslinie eben so gut wie wir zu ziehen verstanden.

Kap. 5. *Ueber die Beschaffenheit und über die Eigenschaften der Erdkugel,* handelt von ihrer Rundung, Dicke, Masse und Schwere, z. B. daß schon „die mathematische Wissenschaft der Alten die ungeheuer scheinenden schroffen unregelmäßigen Gebirgswulsten der Erde für keinen Grund der Abweichung von der Kugelgestalt gehalten habe; daß die Alten irrig erzählten, daß mehrere Flüsse an ihren Mündungen neues Land ansetzten u. s. w.“ — Irrig? wer denkt hier nicht an den Nil, Euphrat, Ganges, Achelous, Donau und viele andere Flüsse? — Aber — *risum tenete!* — S. 155 finden wir eine *physikalische* Erklärung des von den Alten geglaubten Meergallerts im Norden: Die Schwingungen der Erde bey dem Umdrehen um ihre Axe sind am stärksten unter dem Aequator, nehmen ab gegen die Pole, und müssen also im Norden viel schwächer seyn. Sollten nicht die Alten (die nie eine Umdrehung der Erde um ihre Axe glaubten, und bekanntlich Erlebens Compendium noch nicht gebrauchen konnten); sollten nicht die Alten, durch Beobachtungen der Art auf jenes geronnenen Meer geführt worden seyn? — Ja S. 243 wird die Sanftheit, mit der sich im Norden die Erdaxe um sich selbst bewege, als Grund angeführt, warum vielleicht die Hyperboreer als so glückliche Menschen gepriesen würden. — S. 244 indeß ist dieß Alles schon wieder vergessen, und es wird sehr nachdrücklich empfohlen, daß man ja bedenken solle, daß dieser Meergallert und diese glücklichen Hyperbo-

reer nur Vorstellungen der früheren kindischen Welt waren. — Hiernach wird es denn nicht weiter befremden, wenn Posidonius 50 vor Chr. S. 157 die Mondsgebirge im innern Afrika näher kennen lernt; oder wenn man S. 210 „schier rathen möchte, daß Ptolemäus schon von Neuhiolland Wind gehabt haben könnte.“ — Auffallen aber muß es bey einem so fleißigen Leser der Griechen und Römer, daß er S. 260 so entscheidend behaupten kann: „daß sich die Griechen den Morgen höher vorgestellt hätten, „ist in den Schriften der Alten durchaus grundlos (!), „und hält sich bloß in den Köpfen neuerer Gelehrten auf.“ Ausser der Stelle im Aristoteles Probl. XXVI, 64 zeugt für diesen Glauben der allgemeine Sprachgebrauch der Griechen, daß sie ἀναβαίνειν, hinaufsteigen, schlechtweg für nach Osten reisen gebrauchen. Und aus welchen Quellen ist die Angabe S. 306 geschöpft: „mehrere neuere Erfahrungen hätten den Glauben einiger Alten bestätigt, daß es unter den Wendekreisen heißer sey, als näher nach dem Aequator zu? Wahrscheinlich überfah der Vf. in den Reisebeschreibungen, die er verglich, daß von hohen gebirgigen Gegenden unter dem Aequator, z. B. von Peru, und von ebenen mittelländischen Landstrecken unter den Wendekreisen z. B. in Afrika die Rede war.

Kap. 6. *Ueber das Maass und die Figur der Oberfläche der Erde* (sollte heißen: des Landes). — Kap. 7. *Ueber die mathematischen Kreise:* Horizont, Aequator u. s. w. — Kap. 8. *Ueber die mathematischen Locale,* d. h. von der geraden, schiefen und parallelen Sphäre, von den Zonen, von der Breite und Länge: ein Abschnitt, der alle gerügten Fehler in einem vorzüglich reichen Maasse umfaßt. Wie der Vf. mit unter selbst gesteht, er wisse nicht, wie er mit der Sache daran sey; so geht es dem Leser hier fast durchaus mit dem Verfasser. Und jene unbehülfliche pedantische Terminologie herrscht hier auf allen Seiten. Was ist S. 265 ein *heraldisch-objektiver Sinn*? — Kap. 9. *Ueber die mathematischen oder kosmologischen Zeiten, über Tag und Jahr.* — Kap. 10. *Kosmologie* S. 388. Dieser letzte Abschnitt ist noch mit der beste, da der Vf. sich hier meist darauf beschränkt, zu erzählen, was er in den Alten gefunden hat. Auch der belesene Alterthumsforscher wird hier manche ihm neue Angabe lernen, wenn er es über sich erhalten kann, sich durch den verworrenen schwerfälligen Ausdruck hindurchzuarbeiten. Sobald sich aber der Vf. an ein Urtheil wagt, verwickelt er sich auch hier in Fehlschlüsse, oder schwankt hin und her, da man ja die Sache so oder auch so nehmen kann, und verwahrt sich dabey nicht vor Widersprüchen.

Doch, wie gesagt, der Vf. meint es gut, sein Fleiß ist treu. Wenn wir ihn daher auch nicht aufmuntern können, die beiden anderen Theile seines Werkes in der Form dieses ersten herauszugeben: so möchten wir doch auch seine Sammlungen nicht verloren gehen lassen. Der Vf. scheint nicht um des Gewinnes willen zu arbeiten; die Liebe zur Wissenschaft

schaft leuchtet überall als der rechte Beweggrund seines Fleißes hervor. Möchte ihn also nicht die Belohnung genügen, einem andern vorgearbeitet zu haben? Hat Hr. K. nicht etwa jemand unter seinen Freunden oder Bekannten, der von gleichem Eifer beseelt, bey gleicher Kenntniß des Alterthums, diese seine Sammlungen mit Geist ausarbeiten könnte? Es würde auf die Weise ein sehr interessantes und brauchbares Buch entstehen. — Oder wollte Hr. K. selbst drucken lassen: so gebe er uns ein geographisches Lexikon, das unter Hauptrubriken umfaßte, was er über mathematische, physikalische und politische Geographie gesammelt hat. Eigene Urtheile müßten aber nicht eingemischt werden; sondern Hr. K. liefere uns treu, was sein Fleiß gefunden hat: sehr aber würde es den Gebrauch erleichtern und das Buch nützlicher machen, wenn die beweisenden Stellen, besonders aus seltenen Schriften der Alten, dabey abgedruckt würden.

V. S. A.

JENA, b. Stahl: *Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient, in Uebersetzungen und Auszügen*, mit ausgewählten Kupfern und Karten, Anmerkungen und collectiven Registern, auch mit den nöthigen Einleitungen, herausgegeben von H. E. G. Paulus, der Th. Prof. zu Jena (nunmehr zu Würzburg). Siebenter Theil. 1803. 321 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der würdige Herausgeber dieser Reisesammlung hat nicht allein auf die Erweiterung der Völker- und Länderkunde, sondern vorzüglich auf Bibelerklärung Rücksicht genommen. Die Bekanntschaft mit der Natur und den Sitten des Orients ist längst als ein unentbehrliches Hülfsmittel zur Erklärung der Bibel anerkannt, und es sind auch schon manche glückliche Versuche, besonders von Harmer und Lüdke, gemacht worden, einzelne Stellen der Bibel aus morgenländischen Reisebeschreibungen zu erläutern. Den Bibelforscher besonders wird daher diese mit beständiger Rücksicht auf Bibelerklärung veranstaltete Sammlung solcher Reisebeschreibungen sehr willkommen seyn. Wenn jene Bemerkungen nur Auszüge und Bruchstücke liefern, so haben sie hier ein zusammenhängendes Ganzes, das ihnen zugleich eine lehrreiche und angenehme Lectüre verschafft.

In diesem siebenten Theil ist zuerst die Fortsetzung des Auszugs aus der Schulzischen Reise nach Palästina enthalten. Obgleich wir es dem Herausgeber gern zutrauen, daß es ihm viel Mühe gekostet haben mag, das Brauchbare von dem Unbrauchba-

ren abzufondern: so ist doch auch der Auszug nothwendig mit manchen Märchen, mit Legenden der Christen und Muhammedaner über die sogenannten heiligen Oerter, und zum Theil auch mit andern geringfügigen Sachen angefüllt. Inzwischen fehlt es auch nicht an interessanten Bemerkungen, die den Leser für jene Kleinigkeiten wieder entschädigen, z. B. S. 65 über die arabische Nomadenwirthschaft, S. 77 über die griechischen Hochzeitsgebräuche, S. 128 über die orientalischen Badehäuser und S. 132 f. über das orientalische Schreibzeug, und S. 166 f. die ausführliche und genaue Beschreibung der Stadt Damascus. Da Hr. D. Schulz als Mitarbeiter des jüdischen Instituts die Reise machte, und, seiner Bestimmung gemäß, zunächst die in Palästina zerstreuten Juden aufsuchen mußte: so war er im Stande, über die jetzige Verfassung der Juden in Palästina genauere Nachricht zu ertheilen, als man sie sonst irgendwo findet. Auch liefert diese Reise dem Exegeten manchen guten Beytrag zur Bibelauslegung, z. B. S. 44 und 152 die labyrinthischen Höhlen des Camsels zu Amos 9, 3, S. 60 die wohlriechenden Myrrhenbüsche, zu Jes. 55, 13, S. 81 das Salz als Friedenssymbol, zu 2 Chron. 13, 5, S. 107 Präsentation des Scherbets, zu Genes. 40, 11, S. 136 Losgeburt der Leichname der Delinquenten, zu Mark. 15, 4. Dem Auszuge sind zwey Register, ein geographisch und ein Sachregister hinzugefügt, wobey es aber etwas unbequem ist, daß die Seitenzahlen nach dem Original, und nicht nach dem Auszuge, obgleich die Seitenzahl des Originals auch in dem Text des Auszugs bemerkt worden, angeführt sind. Durch das folgende Register über die naturhistorischen Gegenstände in Hasselquist's Reise nach Palästina hat der Herausgeber eine verdienstliche Arbeit übernommen und es wäre zu wünschen, daß wir auch über andere wichtige Reisebeschreibungen solche alphabetische Verzeichnisse, wenigstens in Ansehung des naturhistorischen, haben möchten. Den Beschluß dieses Theils macht eine historische Untersuchung über Persopolis, nach Langlès, übersetzt aus dem zweiten Bande der *Collection portative de voyages traduits de différentes langues orientales et Européennes*, à Paris an VI, mit Einschaltung der Franklinschen Bemerkungen über die Ruinen von Persopolis, aus seiner Reisebeschreibung von Bengalen nach Persien, welche Hr. Langlès, weil er sie übereinstimmen mit den Niebuhr'schen Nachrichten und daher überflüssig fand, weggelassen hatte. Zuletzt noch einige schätzbare Berichtigungen zu den ersten Bänden dieser Reisesammlung von Hn. Prof. Lorschach.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR • ZEITUNG

D E N 11 F E B R U A R , 1 8 0 4

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Italien, eine Zeitschrift*, herausgegeben von zweien (zwey) reisenden Deutschen P. J. Rehfues und J. F. Tschurner. Erster Band (oder I. II. III u. IV Heft) 8. (Jedes Heft 12 gr.)

Die in Italien lebenden Vff. der vorliegenden Monatschrift haben sich, der Ankündigung derselben zu Folge, bereits mehrere Jahre in Italien aufgehalten; sie haben einen grossen Theil des Landes selbst durchreiset, sich bloß mit dem Studium des italienischen Volkes, seiner Sitten und Gesetze, seiner Künste und Literatur beschäftigt, und sich dadurch zu der verdienstlichen Unternehmung, uns über diese Gegenstände nach und nach das Merkwürdigste mitzutheilen, vorbereitet. Kleine Reisebeschreibungen und Gemälde der grösseren Städte Italiens, Briefe über merkwürdige Seiten des Nationalcharakters, über Sitten, Gebräuche, Theater; Charakteristiken lebender merkwürdiger Staatsmänner; wenig bekannte Facta aus der ältern und neueren Geschichte Italiens; Darstellungen der Erwerbszweige der verschiedenen Provinzen dieses Landes, Landbau, Gewerbe und Handel; geschmackvolle Uebersetzungen italienischer Novellen; metrische Uebersetzungen von den besten, besonders neueren Dichterproducten; Kunstmachrichten, literarische Miscellen, Anekdoten, Nachrichten u. s. w. sollen in diesem Journale mit einander abwechseln. Schon aus diesem Inhaltsentwurfe läßt sich erkennen, daß es den Vff. nicht an Stoff fehlen könne, um ihrem Journale alle, zur interessanten und belehrenden Unterhaltung erforderliche, Mannichfaltigkeit zu geben. Auch wird ihr Journal neben den schätzbaren *Wismayrschen Ephemeriden* sehr wohl, ohne Collision, bestehen können, da diese sich bloß auf literarische Nachrichten und Anzeigen einschränken, und für diesen Zweck das Mögliche leisten, was nur von einem in Deutschland lebenden Herausgeber solcher Nachrichten geleistet werden kann. Indem wir uns eine Beurtheilung jener *Ephemeriden* für die Zukunft vorbehalten, schreiten wir jetzt zur näheren Betrachtung des Inhalts der vor uns liegenden vier Hefte dieses Journals.

In der, 34 Seiten füllenden, *Einsleitung* legen die Vff. die Gründe und zugleich die Schwierigkeiten ihres Unternehmens mit einer Umständlichkeit dar; deren es für den grössten Theil ihrer Leser, und bey der allseitigen Tendenz unserer Literatur und Lectüre, wohl nicht bedurft hätte. Wir haben bereits

Journale für alle gebildete Länder Europens, warum sollten wir nicht auch eben so gern ein Journal über Italien annehmen, das uns über so viele interessante Gegenstände Nachrichten verspricht; da schon der bloße Name Italiens, und alles, was von dorthen zu uns herüber hallt, einen besonderen Reiz für ein nordisches Ohr hat. Was die Vff. bey dieser Gelegenheit über die Schwierigkeiten, den Nationalcharakter der Italiener treffend zu schildern, beybringen, ist, bey der physischen und politischen Lage jenes, in so viel grössere und kleinere Provinzen zerstückelten Landes, wohl sehr richtig, und möchte, mit wenigen Abänderungen, auch auf den teutschen Nationalcharakter, der sich unter ähnlichen Einflüssen befindet, anzuwenden seyn. Die folgenden *Briefe auf einer Reise von Pisa über Carrara nach Genua geschrieben*, sind durch ihren Inhalt interessant, und in einer fließenden gefälligen Schreibart abgefaßt. Dasselbe gilt auch von den *Briefen über die Sitten und den Charakter der Italiener*, von denen der erste im II. Heft das *Carneval in Livorno*, der zweyte in folgenden Hefte die *Fastenzeit in Livorno* beschreibt, und der dritte im vierten Heft von der *Ostentation der Italiener* handelt, unter welchem Ausdrucke die Vff. das Bestreben verstehen, „Vorzüge, die man hat und die man nicht hat, in das günstigste Licht zu setzen,“ welche Eigenschaft, ihren Beobachtungen zufolge, ein Hauptzug im Charakter der Italiener ist, der sich bey allen Classen und Ständen gleich auffallend findet, und bey allen Fehlern und Thorheiten, die daraus hervorgehen, auch die Quelle so vieles Großen und Schönen gewesen ist, was wir in diesem Lande bewundern. Die *Bemerkungen auf einer Reise von der Grenze Graubündtens bis Mailand* sind durch das, was darin über Bündten gesagt wird, interessant. So verschieden Berggegenden auch in der Natur seyn mögen, so gleichen sie sich doch in den Reisebeschreibungen zu sehr, und selten geben diese dem Leser, der die Gegenden nicht selbst bereist hat, ein anschauliches Bild. Wir wünschen daher, daß die Vff. in ihren künftigen kleinen Reisebeschreibungen sich über Naturscenen möglichst kurz fassen, hingegen sich mehr über die Bewohner derselben verbreiten mögen. Interessanter noch wird dem Liebhaber der italienischen Literatur der *Versuch über die Trauerspiele des Grafen Alfieri nebst der metrischen Uebersetzung seines Orest* seyn; da dieser in Italien so berühmte Dichter bisher noch wenig unter uns bekannt war; welches, so wie überhaupt unsere geringe Bekanntschaft mit der neuesten schönen Literatur der Italie-

Na

ner



ner, mehr der großen Schwierigkeit eines näheren literarischen Verkehrs mit diesem Lande, als unserer Vernachlässigung zuzuschreiben ist. Rec. der die Trauerspiele *Alfieri's* bereits seit mehreren Jahren kennt, kann den Vff. nicht beypflichten, wenn sie behaupten, „dass der, welcher die tragischen Werke der Alten, der Engländer und Franzosen, so wie unsere teutschen kennt, in Verlegenheit seyn werde; diesem großen Geiste seine gehörige Stelle anzuweisen“; er ist vielmehr der Meinung, dass man, bey der Gleichförmigkeit der, gleichsam nach einer technischen Grundregel gearbeiteten, Alfieri'schen Tragödien, nur einige derselben mit Aufmerksamkeit gelesen haben dürfte, um dieß zu können. Die Form der Alfieri'schen Tragödien ist im Wesentlichen keine andere, als eine, von allem überflüssigen Beywesen gereinigte, bloß auf das Nothwendige der darzustellenden Handlung zurückgeführte, verbesserte Form des französischen Trauerspieles. Damit läßt sich auch die Behauptung der Vff., dass Alfieri kein Nachahmer irgend einer der genannten Schulen sey, sehr wohl vereinigen. Wer bloß von der Grundmaxime oder allgemeinen Form einer Schule ausgeht, dieselbe noch überdies reinigt, ihre Methode, die Plané anzulegen, verbessert, und sie in Charakterzeichnung und Ausführung übertrifft, der ist soweit entfernt, ein Nachahmer derselben zu seyn, daß er mit solchen Vorzügen vielmehr Haupt einer neuen Schule werden kann, welches Alfieri auch bereits seyn würde, wenn die italienische Bühne der tragischen Kunst günstiger wäre. In jedem Falle aber ist er der Stifter einer neuen Epoche, und schon dieß verbürgt seine Originalität, welche sich in Sprache, Dialog und Charakterzeichnung am auffallendsten zeigt. Der Dichter, dem das französische Theater kein Genüge leistete, hat selbst die Maximen, nach denen er seine Tragödien verfertigt hat, in wenig Worte zusammengedrängt, in einem Antwortschreiben an den neapolitanischen Gelehrten *Ranieri de' Calabrigi*, das dem ersten Bande seiner Tragödien vorgedruckt ist, folgendergestalt angegeben: „Die Tragödie in fünf Acten, bloß und ganz mit dem angefüllt, was der Gegenstand selbst darbietet; keine Berather, keine stummen Zuschauer; bloß von den handelnden Personen dialogirt; die Handlung aus einem einzigen Faden gewebt, rasch im Gange und in der Aeußerung der Leidenschaften, die alle jedoch mehr oder weniger entwickelt werden müssen; einfach, so sehr es irgend das Wesen der Kunst erlaubt; schauerhaft und voll Schrecken, so viel die Natur ertragen mag; von meinem ganzen Feuer durchglüht: dieß ist die Tragödie, die ich, wenn auch nicht wirklich erreicht, doch vielleicht angedeutet, doch gewiß im Sinne gehabt habe.“ — Aus demselben Briefe theilen die Vff. eine andere, dieser unmittelbar folgende, Stelle mit, die Rec. gleichfalls hergesetzt, weil sie zur Ergänzung der in den Beylagen zu dieser Zeitung vor kurzem gelieferten Nachricht über diesen Dichter und zur Bestätigung des in ihr Gefagten dienen kann. „Was mich — sagt Alfieri — zuerst zum Schreiben trieb, war

Verdruß und Eckel an allem, verbunden mit jugendlicher Unruhe; Begierde nach Rubin, und das Bedürfnis, mich mit etwas zu beschäftigen, was meinen Neigungen gemäß war, so ohne alle Kenntniß des Faches, in dem ich mich versuchte, aber mit dem größten Vertrauen zu mir selbst, schrieb ich meine Tragödie *Cleopatra*. Diese war und ist, — denn ich halte sie wohl verborgen, — was sie seyn mußte: ein Ungeheuer. Sie wurde zweymal in Turin gegeben, und, zur Schande des Vfs. und seines Publicums sey, es gesagt, mit Geduld angehört, sogar beklatscht, und welches meiner übrigen Trauerspiele ich auf das nämliche Theatrum brächte, sich dürfte mir schwerlich einen bessern Erfolg versprechen. Aus dieser meiner unbegreiflichen Unverschämtheit, mich, in weniger als sechs Monaten, aus dem ausschweifendsten Jüngling, der ich war, in einen tragischen Dichter umgeformt zu haben, hatte ich doch den Vortheil, daß ich mit dem Publicum, und was noch mehr ist, mit mir selbst, den Vertrag machte, wirklich, wenn es möglich wäre, ein solcher zu werden. Von diesem Tage an, — es war im Jun. 1775 — wollte und wollte ich immer, und mit allem Eifer. Aber da ich rein toskanisch schreiben mußte, wovon ich kaum das *Abc* verstand: so war ich vorerst genöthigt, mich der Lesung aller französischen Bücher zu enthalten, um nicht in einer barbarischen Sprache zu schreiben. Italienisch und ein wenig Latein waren von der Zeit an meine einzige Lectüre, weil ich weder Englisch noch Griechisch verstehe. Auf jene Sprachen allein eingeschränkt, konnte ich gewis keine Aufschlüsse über mein Fach aus Büchern schöpfen, und was ich darüber in französischer Sprache gelesen, hatte ich im zu frühem Alter, zu schnell, ohne Nachdenken, und ohne den Gedanken, je Trauerspiele zu schreiben, gelesen.“ — Mit dem letzten Perioden dieser Stelle glauben die Vff. vornehmlich ihre Behauptung, daß man Alfieri nicht mit der französischen Schule vergleichen dürfe, erweisen zu können; den Rec. hingegen bestärkt die ganze Stelle in seinem oben geäußerten Urtheile über den Dichter, denn sie zeigt offenbar, daß Alfieri gar keine andere Form der Tragödie kannte und kennen konnte, als die französische, die er zugleich sehr gut kannte; und es wäre interessant, seinen ersten Versuch zu kennen, um zu sehen, welche Form dieser hatte.

Alfieri's Freyheitsenthusiasmus entzündete sich höchstwahrscheinlich zuerst an der nordamerikanischen Revolution, wie auch die Sammlung seiner Oden über diesen Gegenstand den lebhaften Antheil beweiiset, den er an derselben nahm; aber zu Anfang der französischen Revolution im J. 1789 war Alfieri wohl der junge feurige Mann nicht mehr, wozu ihn die Vff. machen; denn er war damals bereits 46 Jahre alt. Alles, was die Vff. sonst zum Lobe ihres Dichters sagen, hat Rec. größtentheils gegründet gefunden; nur haben sie die Mängel seiner Tragödien, welche zum Theil selbst in jenen gerühmten Vorzügen ihren Grund haben, anzuzeigen ver-

geffen, oder sie vielleicht, durch jene Vorzüge geblendet, ganz übersehen, welches ihnen nach einem längeren Aufenthalte in Italien, wo ihnen Befseres zur Entgegensetzung vielleicht nicht so lebhaft gegenwärtig war, wohl begegnen konnte. Rec. hat nun noch die im II und III Hefte befindliche Uebersetzung des Orest anzuzeigen, die er um so aufmerksamer mit dem Original verglichen hat, da sie hier zugleich als eine Probeausstellung einer angekündigten Uebersetzung der sämtlichen Trauerspiele Alfieri's gelten soll. Die Vff. haben selbst die Forderungen angegeben, die sie bey ihrer Uebersetzung an sich machten. Sie wollten nämlich „den Geist Alfieri's, seine Kürze, seinen Ernst, seine Vollständigkeit in unserer Sprache wiedergeben, die sich sogar häufig in die Wortstellungen des Originals fügen sollte; dabey sollte sie doch teutsch seyn, keine ihrer Eigenthümlichkeiten vergebend, und keine fremden annehmend, und dabey dem Leser, nebst der Beobachtung des Sylbenmaasses, den Genuß eines für sich bestehenden Kunstwerkes gewähren.“ Allerdings strenge, aber doch für ihre Unternehmung, so originelle, kraftvolle, gedrückte und bis zur höchsten Correctheit ausgefeilte Dichterwerke in unsere Sprache zu übertragen, nicht zu hoch gestellte Forderungen, die auch Rec. vornehmlich seiner Beurtheilung dieses Probekückes zum Grunde legen wird.

Rec. gesteht der Uebersetzung des Orest das Verdienst der Treue in sofern zu, als sie dem Sinn des Inhalts überall richtig wiedergiebt, einige Kleinigkeiten abgerechnet, wo der richtige teutsche Ausdruck verfehlt ist; so z. B. ist das Wort *fronere* verschiedneumal durch *kürschen* gegeben, was es eigentlich nie heißt, sondern vielmehr *schaudern vor Unwillen, Aerger, Zorn*, bedeutet. Manche Stellen, die im Original klar und bestimmt ausgedrückt sind, geben in der Uebersetzung einen zweydeutigen Sinn, wie folgender:

A. II. Sc. 1. — Du weisst, ich bin

Bereit, mit dir zu theilen jeden Wechsel.

(*st. jedes Schicksal, jeden Glückswechsel;*)

Ebendaf. — Die Niederträchtigkeit

Greift besser als das Schwert die Schlaueit an.

Sc. 2. — Welche Kunde mag das seyn? So geh

Ihr weiter nur.

(*st. tretet näher, wie es im Original eigentlich heisst;*)

A. IV. Sc. 4. Ich kenn dich Weib, für dich auch

zittre, wenn —

Nicht von der Seite gehst du mir.

(Befehlsweise, statt: gehe mir nicht von der Seite). — In allen übrigen Forderungen, in der Kürze, Correctheit, Vollständigkeit, Schönheit der Sprache und Diction, ist diese Uebersetzung noch sehr weit von dem entfernt, was unsere Sprache unter geübten Händen leisten kann, und was besonders in der Energie des Ausdrucks geleistet werden sollte, wo sie über die italienische so manchen Vortheil hat. Uebersetzung

die Uebersetzung sich nach der Wortstellung des Originals hat fügen sollen, da ward sie nur gezwungen and steif, statt ausdrucksvoller und poetischer zu werden, weil ähnliche Versetzungen in zwey Sprachen sehr verschiedene Wirkungen hervorbringen; dieß kann also auch der Weg gar nicht seyn, Eigenthümlichkeiten eines Dichters in eine andere Sprache zu übertragen. Dafs die mögliche Kürze nicht geleistet worden, zeigt schon die beträchtlich grössere Zahl der Verse in der teutschen Uebersetzung, in der man hingegen eine Menge unnöthiger Flickwörtchen findet, um den Vers auszufüllen; z. B. in folgender Stelle:

Wie lieber wär es mir, zu handeln, als  
Zu sprechen, Schwester. Nun, ich harre denn,  
Bis sich der Tag dazu genahet. Ladets  
Zu Thränen doch geboren, laß zusammen  
Uns weinen wenigstens. —

Oder in folgender:

Und doch wirst du so ein gewisses Schaudern  
Im Herzen fühlen, das zu Thränen dich  
Und zum Gedanken, dafs sie Mutter ist,  
Dich zwingen wird. —

Auf das Recitiren ihrer Verse scheinen die Uebersetzer wenig oder gar nicht Rücksicht genommen zu haben; denn sie sind für den Dialog äusserst ungeschmeidig, und scheinen, so wie der Vers sich eben auf den ersten Wurf nothdürftig fügen wollte, ohne weitere Feile gelassen zu seyn. Verwechselungen der Längen und Kürzen, die den Vers holpericht und stümperhaft machen, finden sich auf allen Seiten. Dieser Mangel grammatischer und prosodischer Correctheit ist in einer Uebersetzung von Werken, die gerade in diesen Theilen höchst correct sind, doppelt auffallend. Rec. wird jeden der gerügten Mängel mit einigen Beyspielen belegen, die er aus einer weit grösseren Anzahl beyin Lesen angeführter Stellen heraushebt.

Sprachfehler wie nachstehende: *Gespense* (statt *Gespensst*); *Aegisth* ich sehe dich (*st. ich sehe dir*); wer wird sie ihm auch fodern (*st. von ihm fodern*); schleppen löst du. (*st. lässt du*) deinen Sohn zum Tode; *worzu* (*st. wozu*) sollten in einer Uebersetzung Alfieri's nicht vorkommen. Italianismen und Un-teutschheiten sind nachstehende Redensarten: A. I. Sc. 2. Du machst mich zittern; A. II. Sc. 2. Sie wollen ihn nicht todt, stirbt er nicht durch sich selbst (*st. sie wollen nicht, dafs er sterbe*). A. I. Sc. 2. Mehr als du mich nicht hassest, verabscheu' ich mich selbst. Eben so unrichtig heisst es A. I. Sc. 4. Du, die zwey mit einem Stofs erwürgt (*st. ermordet*); mit dem Schwertstosse erwürgt man nicht. Wenn nicht unteutsch, doch gezwungen und steif, sind Wortversetzungen wie folgende:

A. I. Sc. 2. — Nicht den Haß,

Nicht kann ich dein Gefühl verdammen.

Ebendaf. — Fort von hier, o du

Die ich nicht kann, nicht Mutter nennen darf.

A. III.

A. III. Sc. 1. Elektra, laß mich — *kehr auf deine Zimmer;*  
Ich will es, ja, *nach will Aegisth ich gehn.*

A. IV. Sc. 2. Mitleid'ge Lieb' erhielt zum alten Vater  
Vielleicht ihn gegen seinen Willen lebend,  
Denn heldenmäß's'ger ißt zu leben oft  
Als sterben.

Diese sollen Nachahmungen der dem Alfieri eigenen Wortfügungen seyn; zu denen auch die häufige Ver-  
setzung des persönlichen Pronomens gehört, welche  
in dieser Uebersetzung bis zum Ueberdruß wieder-  
holt ist, obgleich sie im Teutschen weder Nach-  
druck noch Zierlichkeit bewirkt. Wer kann z. B. Ver-  
setzungen wie folgende schön finden:

— Komm, gehn aus den Augen  
*Wir ihr.* Gehässig haben wir genug  
*Bey ihr* uns schon gemacht.

— Warten sollen sein *wir Mer*  
Und hier, wenn dein Betragen du nicht änderst  
Sind wir zu morden nicht, zu sterben *wir*  
Gekommen: —

— und hinter mit zog sich  
Ein langer Wiederhall von Klagen durch die Luft  
Die weinen, zittern, heulen machten *nach.*

— Ob du mich liebst, werd heut ich sehn. —  
So viel als nur dein grimmig Herz begehrt,  
Kannst haben du. —

Aus diesen Beyspielen wird der Leser schon einiger-  
maßen auf die in der Uebersetzung herrschende Spra-  
che schließen können. Zur bessern Einsicht setzen  
wir noch folgende kurze Stelle aus A. II Sc. 1 her:

#### Pylades.

— Höre mich  
Es kennt uns Niemand hier, wir scheinen Fremde.  
Unruhige Tyrannen finds gewohnt  
Sey's Neugier oder Furcht, den Thaten all  
Und Schritten eines jeden nachzuspüren.  
Schon brieht die Sonn hervor; gesehen kaum,  
Wird man uns vor Aegisth auch schleppen; sagen  
Wir —

#### Orestes.

Stoßen, hundertfältig stoßen müssen  
Auf den Verrathen wir, kein Wort ihm sagen.

#### Pylades.

Kamst zum gewissen Tode, oder zur  
Gewissen Rache du hieher?

#### Orest.

Mag beides  
Gewiß mir seyn; erst morden, sterben dann.

Auch in der Wahl der Ausdrücke, wie sie sich für  
die edlere Sprache poetischer Darstellungen schicken,

haben die Vff. nicht immer die gehörige Sorgfalt b  
wiesen. So kommt der Ausdruck *befchmutzt* oft  
vor, wo doch *befudelt* das minder gemeine Wort i  
z. B. von seinem Blute noch *befchmutzt*; in d  
Herz, *befchmutzt* mit solcher Schandthat; so auch  
der Stelle:

Da bring zum Schmutz schandvoller Armuth ihm  
Als Mitgift deine ew'gen Thränen.

Auch in der Beschreibung, die Orest von der F  
scheimung des ermordeten Agamemnon giebt, d  
„mit seinen Knochenhänden sich das gestäubte Ha  
aus dem Gesichte wischt,“ thun die „*todesblauen E  
cken*“ (*livide guance*) keine gute Wirkung im Te  
schen.

Ich muß, wie's immer möglich, seinen Tod  
Besilen, du mußt dulden es, und schweigen.

(besser *befchleunigen*).

Sprich leise nur, denn jede Wand kann einen  
Anbringer bergen.

(besser *Verräther*).

Die hier mitgetheilten Proben werden hinreichen,  
zeigen, daß diese Uebersetzung weder ihrem Ori-  
nale, noch den von den Vffn. selbst aufgestellten F  
derungen entspricht. Die Vff. würden also vor d  
Bekanntmachung derselben ihre Arbeit durchaus  
mer nochmaligen Uebersarbeitung und einer streng  
Feile unterwerfen müssen, um das von ihnen unt  
nommene Werk mit Ehren auszuführen. Das, w  
bloß Manier der Sprache bey einem Dichter ist,  
keineswegs seine wesentliche Eigenthümlichkeit; d  
se besteht bey Alfieri in der Energie, in der gedrän  
ten Kürze, in dem raschen feurigen Dialog, in ein  
leidenschaftlichen Sprache, und in der hohen gra  
matischen und prosodischen Correctheit, welche e  
rum kühne Wendungen und Inversionen nicht au  
schließt. Diese Eigenschaften, nicht aber jene, e  
sich nicht vertauschen lassen, wünscht man in ein  
Uebersetzung der Alfieri'schen Tragödien wieder  
finden, die keine so leichte Arbeit seyn dürfte,  
die Vff., nach der vorliegenden Probe zu urtheile  
sich dieselbe vorgestellt haben.

Die Novelle vom dicken Tischler in Florenz u  
die Sicilianische Novelle sind leicht und fließend  
übersetzt. Der im IV Hefte angefangene Versuch ü  
den Satyriker Parini ist noch nicht geendigt. E  
erste Abschnitt enthält eine historisch-kritische M  
sterung der vornehmsten Satyriker der Italiener, w  
che das Fach der ernsthaften Satyren behandelt i  
ben, von Dante bis auf Manzini. Da von Par  
selbst noch nichts darin vorkommt: so versparen v  
die nähere Anzeige dieses Aufsatzes für die Zukun  
und schließen die gegenwärtige mit dem Wunsch  
daß die Vff. fortfahren mögen, uns, durch Mitth  
lung interessanter Nachrichten, mit dem schön  
Lande in dem sie leben, und wo es ihnen nie  
Stoff dazu gebrechen kann, näher bekannt zu mach  
Rs.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 13 F E B R U A R, 1 8 0 4

## M A T H E M A T I K.

BERLIN, b. Frölich: *Mathematische Elementarschule*, oder Anleitung zum kunstlosen Denken über mathematische Gegenstände. Ein Handbuch für Lehrer und Lernende. Von C. W. D. Hoffmann, Subrektor an der Cölnischen Stadtschule zu Berlin. Mit sieben Kupfertafeln. 1803. XXVIII u. 648 S. 8. (2 Rthlr.).

Ein neues Lehrbuch schreibt man zu einem Zwecke, den man durch die vorhandenen Lehrbücher noch nicht erfüllt glaubt: unser Vf. giebt in der Vorrede zum Hauptzwecke seines Unterrichts allgemeine Bildung überhaupt an, und insbesondere Vorbereitung auf ein systematisches Studium der Mathematik; er vermifst im gewöhnlichen niederen mathematischen Unterricht ein festes Princip für Methode und Auswahl des Stoffs, und sieht darin förmliche Demonstrationen und bloß historisch angeführte Sätze durcheinander laufen, und bald zu viel bald zu wenig aufgenommen. Er läßt sich über seine Anleitung zum kunstlosen Denken in eine Rechtfertigung ein, indem er versichert, daß die Wissenschaft dadurch nicht entehrt werde, wenn sie durch Anschmiegung an das kunstlose Denken des gemeinen Verstandes sich auch diesem faßlich macht, wohl aber dadurch, wenn man ihr Wesen zerstört, indem man an die Stelle historischer (?) Beobachtungen und Versuche (in der angewandten Mathematik) leeres Raisonnement setzt, oder aus dem Forschen nach Gründen Gedächtnissfache (?) macht. Zum Stoffe seines Unterrichts bestimmt er alle allgemein interessante Wahrheiten der angewandten und reinen Mathematik, die einer faßlichen Darstellung fähig sind, und zum Princip seiner Methode Uebung des kunstlosen aber (?) gründlichen Untersuchens anschaulicher Gegenstände, wobey er alles bloß Historische verschmährt, um nicht die Geistessträgheit des Schülers, der gern auf Glauben annimmt, zu begünstigen; er entlagt der wissenschaftlichen, und deswegen trockenen und abschreckenden Form; (diese dient doch, wenn sie dem Stoffe angemessen ist, dem nicht verwöhnten Geiste zur Erleichterung und Befriedigung;) er will die Wahrheiten in einem natürlichen, nicht systematischen Gewande darstellen, dennoch will er sie immer vorher, ehe er auf Zeichnungen verweist, auf Begriffen entwickeln, theils um die Einbildungskraft zu üben, theils um die Wahrheiten so rein als möglich dem Verstande zu überliefern. Nach die-

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

sein ungewöhnlichen Plane, den der Vf. in seinem Werke zu befolgen wirklich bemüht ist, will er dem gemeinen Verstande den schmalen steilen Weg der strengen Methode zu den Höhen der Kunst und Wissenschaft erlassen, und dafür auf schrankenlosen beliebigen Wegen zum Ziele locken, aber zugleich demselben das Vorenthalten, was dem andern Wege die Vorzüge einer geraden sichern Bahn ertheilt, indem er nicht erlaubt, von der Anschauung auszugehen, und nöthigt, Begriffe zu zergliedern, die construirt seyn wollen.

Das Werk enthält folgende Abschnitte. Reine Mathematik. Einleitende Bemerkungen. S. 1. §. 1. Mathematische Wahrheiten von den Ebenen, oder Geometrie. S. 22. §. 8. Mathematische Wahrheiten von den Körpern, oder Stereometrie. S. 162. §. 40. Angewandte Mathematik. Gleichgewicht und Bewegung fester Körper, oder Mechanik fester Körper S. 225. §. 55. Gleichgewicht und Bewegung flüssiger Körper oder Hydrostatik, Aerometrie und Hydraulik: nämlich Gleichgewicht unelastischer Flüssigkeiten. S. 372. §. 88. Gleichgewicht elastischer Flüssigkeiten. S. 416. §. 96. Bewegung unelastischer Flüssigkeiten. S. 447. §. 102. Gesetze des Lichts und des Schalls, oder Wahrheiten aus den optischen Wissenschaften. S. 500 — 648. §. 111 — 150. Die Aufschrift eines jeden Paragraphen ist in Form einer oder mehrerer Fragen. Nach der Vorrede ist auf X Seiten der Inhalt aller einzelnen Paragraphen erzählt. Arithmetik, Bauwissenschaften und Astronomie hat der Vf. übergangen, weil für den Unterricht der erstern schon gesorgt sey, und beide letztere mehr voraussetzen, als er in seinen Plan aufnehmen wollte.

Bey dem aufmerksamen Lesen des Werks bemerkte Rec. manchen gelungenen Versuch einer populären Darstellung mathematischer Wahrheiten, besonders in der angewandten Mathematik, und glaubt, der Vf. habe nicht selten das für seinen Zweck geleistet, was bey den seiner Methode eigenthümlichen Schwierigkeiten möglich war, und sein Unterricht werde, wenn Lehrer und Schüler denselben nach der in der Vorrede gegebenen Anweisung gebrauchen, nicht ohne Nutzen seyn. Folgende Anmerkungen sind dazu bestimmt, den Vf. und seine Leser auf diejenigen Stellen des Buchs aufmerksam zu machen, die nach des Rec. Urtheile einer Verbesserung bedürfen.

Von den geraden Parallellinien wird S. 41 ohne Beweis angenommen, daß sie an allen Orten dieselbe Entfernung von einander haben. Die Theorie der

der Parallelen ist kurz diese: gerade Parallellinien haben einerley Richtung, (oder Lage? sie gehen ja nicht von Einem Punkte aus) daher hat jede gerade Linie, von der sie geschnitten werden, gegen sie einerley Neigung, oder bildet mit jeder von ihnen einerley Winkel; sie machen also mit derselben den äussern Winkel dem innern an derselben Seite, die Wechselwinkel einander, und die innern Winkel an einer Seite zusammen zweyen rechten gleich. Hierauf erst folgt der umgekehrte Satz (28 bey Euklid). Concentrische Kreise werden auch zu den Parallelen gerechnet; auf sie ist doch die Theorie der Parallelen wenig anwendbar. S. 73 heisst es: Dreyecke sind gleich, wenn überhaupt zwey auf gleiche Art liegende (gleiche!) Winkel mit einer gleichen Seite sich in ihnen befinden. Ferner: Dreyecke sind gleich, wenn der gegebene Winkel gegen die beiden gegebenen Seiten (zwischen welchen er nicht liegt) nur dieselbe Lage hat, und die eine gegebene Seite, an der er liegt, kleiner als die gegebene Seite ist. Die im §. 20 angeführte 16te Figur, worauf sich die Regel bezieht, zeigt das nicht, was hier errathen werden soll, und ohne die Parenthesen ohne Sinn bleibt. Warum wird S. 103 nicht vorausgesetzt, dass der Schüler Quadratwurzeln ausziehen könne? eine kurze Erklärung dieser Rechnung hatte übrigens die Auflösung der Zahl 50 in zwey gleiche Factoren durch Näherung in wenig mehr Zeilen fasslicher dargestellt, als der mühsame unvollkommene Ueberschlag. S. 151 wird beyläufig behauptet, es sey bekannt, dass Wasser auf einer horizontalen Ebene nicht fliesse, sondern nur auf einer geneigten: freylich fließt es nicht nach einer Richtung, aber es zerfließt nach allen Richtungen, wie S. 422 richtig bemerkt worden. S. 165 wird die Durchschnittslinie zweyer Ebenen, die einen körperlichen Winkel einschließen, die Spitze dieses Winkels genannt; besser nennt man sie *Kante*. S. 167 liest man diese paradoxe Folgerung: da DG und EH beide mit CF parallel sind: so müssen sie, ob sie gleich nicht in Einer Ebene liegen, mit einander parallel seyn, (eben deswegen liegen sie ja in Einer Ebene) denn sind sie nicht parallel: so müssen sie zusammen treffen (obgleich sie nicht in Einer Ebene liegen?) S. 169 lässt man durch 4 Ebenen, ohne an Figuren zu zeigen, wie? den Raum begränzen, und so einen viereckigen Körper entstehen, dessen Ecken jede durch 3 Ebenen gebildet werden; aber unmittelbar vorher wird auf 4 Ebenen (Fig. 38) aufmerksam gemacht, die keinen Raum begränzen: zuletzt wird die Untersuchung abgebrochen, weil sie noch nicht zur Deutlichkeit gebracht werden kann. Dies wäre ein Beyspiel einer nicht strengen, aber fruchtlos anstrengenden Methode. S. 213 ist bey Anführung eines auf die Achse einer Kugel senkrechten Schnittes die Bestimmung weggelassen, dass die schneidende Fläche eben seyn soll. S. 173 Lin. 3 wird einem Körper eine Grundlinie zugeschrieben. S. 242—244 soll die Frage beantwortet werden, was für einen Weg ein Körper mache, auf welchen zwey bewegende Kräfte unter einem Win-

kel wirken; dieser Weg wird auf eine Art construirt, als ob es verboten wäre, die falsche Methode des Parallelogramms bezubehalten. Die Seite AD des Parallelogramms ADEM wird durch H, F, K und seine Diagonale AE durch J, G, L in 4 gleiche Theile getheilt; die Kräfte, welche den Körper A durch AD und AM treiben, lässt man denselben in zwey Zeiten durch AD, DE nach E führen, und dann vereint in Einer Zeit nach E, in der halben Zeit nach G, wo  $AF = \frac{1}{2} AD$ ,  $FG = \frac{1}{2} DE$  ist; in  $\frac{1}{2}$  Zeit nach J, wo  $AH = \frac{1}{4} AD$ ,  $HJ = \frac{1}{4} DE$ ; in  $\frac{1}{4}$  Zeit nach L, wo  $AK = \frac{1}{8} AD$ , und  $KL = \frac{1}{8} DE$ ; daraus soll nun folgen, der Körper werde in der ganzen Zeit auf der geraden Linie AJGLE gleichförmig nach E sich bewegen; endlich stößt der Leser auf die Bemerkung, diese gerade Linie sey zugleich die Diagonale des Parallelogramms ADEM. Hatte man AM eben so wie AD ergetheilt, und aus den Theilungspunkten Linien nach J, G, L, mit ME parallel, gezogen: so wäre man nicht in das Labyrinth von Winkelwegen ADE, AKL, AFG, AHJ gerathen. S. 251, wo von dem einarmigen Hebel BCA die Rede ist, der in B herunter, und in C aufwärts gezogen wird, soll derselbe in A eine Unterlage haben, die Fig. 47 auch als eine solche gezeichnet ist: es muss hier eine Ueberlage angenommen und gezeichnet werden. S. 268 kehrt die Meinung, ein Ring habe in horizontaler Lage eigentlich keinen Schwerpunkt; eine Vorrichtung, wodurch er in der Mitte unterstützt werden könne, mache ihn eigentlich zur Scheibe: (kann man denn das, was hier den Ring zur Scheibe macht, nicht eben so, wie den mathematischen Hebel ohne Schwere denken?) In der vertikalen Lage soll der Ring allerdings einen Schwerpunkt haben. (Warum unterscheidet man hier nicht den Aufhängepunkt vom Schwerpunkte, wie doch S. 287 im Wagebalken beide richtig von einander unterschieden sind?) S. 374 wird behauptet, die Oberfläche einer flüssigen Masse könne für sich allein bewegt werden, weil ein Theil derselben in Bewegung seyn könne, während der andere Theil ruht. Dies folgt nicht, und ist auch nicht möglich; die Oberfläche begränzt den obern Theil der Masse, ist aber selbst kein Theil davon, und kann, ohne dass dieser sich bewegt, nicht bewegt werden, wohl aber scheinbar ruhen, wenn jener in Bewegung ist. S. 382 wird wieder eine Anwendung von ungleichen Parallelen innerhalb eines Dreyecks gemacht, aber nicht passender, als die, welche S. 243 vorkommt, und oben kritisiert, im Buche aber als ähnlicher Fall mit dieser verglichen wird: es soll nämlich in einem mit Wasser gefüllten verschlossenen Gefässe, dessen vertikaler Durchschnitt ein Dreyeck vorstellt, der Druck des Wassers auf verschiedene Punkte der horizontalen Grundlinie des Dreyecks am Boden des Gefässes proportional seyn den im Dreyeck auf diesen Punkten errichteten ungleichen Senkrechten, da er doch auf allen diesen Punkten vielmehr gleich, und der ganzen Höhe des Dreyecks gemäß ist. S. 396 wird ein solcher Grund angegeben, warum ein Körper, der specifisch schwerer als Wasser ist, in demselben unter-

unter sinkt: es soll nämlich deswegen geschehen, weil er dem angränzenden Wasser nicht eine so große Oberfläche darbietet, um einen Gegendruck erfahren zu können, der seinen Gewichte gleich ist. Wenn das wahr wäre: so müßte eine Bleykugel im Wasser nicht mehr sinken, wenn sie platt gedrückt, und dadurch ihre Oberfläche hinlänglich vergrößert würde. S. 375 wird die anziehende Kraft und Reibung unter bewegten flüssigen Massen als gering und unbedeutend angesehen, allein die Reibung ist nicht gering, sondern beträchtlich; ein hängender Tropfen beweist dieses schon zum Theil, aber noch vielmehr die Gewalt, welche erfordert wird, feste Körper, die mit polirten und nassen Flächen einander berühren, von einander zu reißen, S. 381 soll cubisches Gewicht des Wassers und S. 419 cubisches Gewicht der Luft das Gewicht von einem bestimmten Cubikmaas Wasser oder Luft bedeuten: der Ausdruck ist ungewöhnlich, und kann leicht missverstanden werden. S. 423 wird das eigenthümliche Gewicht der Luft an der Erdoberfläche ungefähr  $\frac{1}{1000}$  der Schwere (des specifischen Gewichts) gleich gesetzt; es beträgt aber kaum weniger als  $\frac{1}{1000}$ . Es wird S. 434, wie es scheint, zugegeben, daß ein Cubikfuß Luft gegen 3 Loth wiegt; aber wenn ein Cubikfuß Wasser 64 Pfund wiegt, wie S. 410 angenommen wird: so beträgt  $\frac{1}{1000}$  davon kaum  $\frac{1}{2}$  Loth, und  $\frac{1}{1000}$  noch nicht  $\frac{1}{2}$  Loth. S. 445 wird ein Gesetz aufgestellt für die Schwingungen einer Saite bey gegebener Spannung, das der Erfahrung nicht gemäß ist: nämlich von zwey Saiten, von gleicher Länge und Dicke, mit Gewichten gespannt, die sich wie 2 zu 1 verhalten, soll die erstere doppelt soviel Schwingungen machen; allein sie wird einen Ton geben, der von dem andern um eine halbe, und nicht um eine ganze Octave entfernt ist, weil sich die Zahlen der Schwingungen nicht wie die spannenden Gewichte, sondern wie die Quadratwurzeln ihrer Zahlen verhalten, also im jetzigen Falle nicht wie 2 zu 1, sondern wie  $\sqrt{2}$  zu 1, oder ungefähr wie 45 zu 32. Man könnte sich zwar auf die Anekdote von Pythagoras berufen, welcher das Gewicht harmonisch klingender Schmiedehammer und darauf die harmonischen Töne von gleich langen und dicken Saiten untersuchte, die er mit Gewichten nach den gefundenen Verhältnissen spannte, da er dann gefunden haben soll, daß die Töne der Saiten, woran die Gewichte sich wie 2 zu 1 verhielten, Octaven von einander waren. Aber die Geschichte müss unrichtig erzählt seyn. In *Kraftii praelect. in Physicam* Part. III. p. 362 wird sie angeführt aus *Bruckeri Histor. crit. Philos. T. I. p. 1057*. *Boethii tract. de Musica lib. 1. c. 10. Consonantiae de die natali cap. 10.*

S. 542 soll ausgemacht werden, in welcher Entfernung der Schatten eines Körpers verschwinde; das Refutat ist: er läuft (als Kegel) zwar bey Körpern auf der Erde schneller in einen Punkt aus, als bey der (von der Sonne beschienenen) Erde selbst, aber doch nicht sobald hinter dem Objecte (d. h. dem schattenden Körper) sondern so weit von demselben, als es unser Auge seyn muß, um das Object (unter dem Winkel von 30 Min. so groß wie die Sonnenscheibe zu sehen, — so könnte es heißen, es heißt aber — um das Object) als Punkt in der Sonne zu erblicken, d. h. in einer Entfernung, die 500mal den Breiten Durchmesser des Objects in sich faßt, der im §. 158 vorgenommenen Bestimmung des kleinsten Seh winkels gemäß. Allein der Schattenkegel erreicht nicht einmal den 40sten Theil dieser Länge, da er bey 30 Min. kaum 115 Breiten Durchmesser des schattenden Körpers in sich faßt. S. 545 und 546 kommt wiederholt die falsche Voraussetzung vor, daß die Sonnenstrahlen auf eine mit der Erdoberfläche parallele gerade Linie senkrecht auffallen; dies geschieht freylich, wenn die Sonne zur Zeit der Nachtgleiche sich im Aequator befindet, aber genau genommen zu keiner andern Zeit. Zugleich ist die Vorstellung unrichtig, als ob von diesem senkrechten Auffallen die Construction der Aequinoctialuhr abhänge; eigentlich ist es nur die mit der Erdoberfläche parallele Linie des Zeigers, welche mit allen in der, dem Aequator parallelen, Ebene gezogenen Stunden rechte Winkel macht. Ebenen, die in der Linie des Zeigers einander schneiden, und durch diese Stundenlinien gehen, theilen den Körperraum um die Zeigerlinie herum in körperliche Stundenwinkel, und ihre Durchschnittslinien auf jeder andern ebenen oder krummen Fläche, wodurch sie gehen, sind Stundenlinien für die Zeigerlinie. S. 583 ff. wird der Ausdruck Brennpunkt bald in der rechten Bedeutung genommen, bald für Vereinigungspunkt gesetzt, welches gegen die Kunstsprache ist. S. 609 wird eines Punkts D erwähnt, welcher in der angeführten 129 Fig. fehlt.

MPM.

## NATURGESCHICHTE

LEIPZIG, b. Gräff: *Encyclopädisches Taschewbuch für teutsche angehende Schmetterlingskundler zum Gebrauche auf Excursionen*. Herausgegeben von Karl von Fischer. 1804. VI u. 122 S. 8. (mit einem ausgemalten Titelkupfer und drey Kupfertafeln. (16 gr.)

Bey der namhaften Menge von Lehrbüchern der Insektenkunde überhaupt und der Schmetterlingskunde insbesondere, darf dieses Werkchen gleichwohl nicht unter die Zahl der überflüssigen didaktischen entomologischen Schriften gezählt werden, da viele der bisher vorbandenen wohlfeilern Compendien, wenn sie gleich in vieler Anfänger Händen sind, keine sonderliche Empfehlung verdienen, und die



die theuerern, zumal solche, welche als Einleitung von größeren Werken, z. B. dem *Jablonski-Herbstischen* Natursysteme stehen, ihres beträchtlichen Preises wegen nicht in aller Anfänger Hände kommen können. Dem Vf. gelang es, Gründlichkeit mit Kürze zu vereinen, und dadurch einen vollkommen brauchbaren, und selbst für den unbemittelten Anfänger nicht zu theuern, Unterricht zu liefern. Der Vortrag ist deutlich und lichtvoll, auch ist der geübte Entomolog nirgend, so wenig bey Aufstellung seiner eignen Ideen, als bey Nutzung der Arbeiten seiner Vorgänger, zu verkennen. In der Einleitung werden die Hauptbegriffe kurz entwickelt, und die sieben Linnéischen Insectenordnungen angeführt. Hier auf folgen 6 Capitel. Das erste enthält einen kurzen *Abriss der Naturgeschichte der Schmetterlinge*; Cap. II wird die Terminologie erklärt; Cap. III eine Uebersicht des *Borkhausenschen Schmetterlingsystems* mitgetheilt; Cap. IV von den nöthigen Vorkenntnissen zu *Excursionen* gehandelt; Cap. V von der häuslichen (künstlichen) *Erziehung der Raupen* Erwähnung gethan; Cap. VI endlich zum *Puppensuchen, zum Fange und zum Ausbreiten der Schmetterlinge* Anweisung ertheilt. Zu diesen VI Capiteln, welche im Wesentlichen alles enthalten, was dem Anfänger zu wissen nöthig ist, gehören drey, von dem Vf. gezeichnete und vielleicht auch gestochene, Tafeln, deren Figuren, 41 an der Zahl, theils zur Erläuterung der Terminologie dienen, theils die zum Fangen und zum Ausbreiten der Schmetterlinge, als auch die zum Erziehen der Raupen nöthigen Geräthschaften vorstellen. Diese Tafeln, obgleich sie nicht für vorzügliche Producte der Chalkographie gelten können, entsprechen dennoch vollkommen ihrem Zwecke.

Das ausgemahlte Titelkupfer stellt den *P. Xanthomelas* in seinem vollendeten und primitiven Ständen vor; von der Raupe und der Puppe dieses Falters ist dieß, soviel Rec. weiß, die erste Abbildung, und also des Dankes werth.

Ein Raupenkalender von 332 Arten, bey welchen die Zeit des Daseyns, die Nahrungspflanze und andere für den jungen Sammler wichtige Umstände angegeben sind, beschließt das Werkchen, welches, vor so vielen andern von gleicher Tendenz, allen Anfängern in der Schmetterlingskunde vorzüglich empfohlen zu werden verdient.

ERLANGEN, b. Palm: *Allgemeine botanische Bibliothek des neunzehnten Jahrhunderts*, welche Recensionen, Abhandlungen, Aufsätze, Neuigkeiten und Nachrichten, die Botanik betreffend, enthält. Herausgegeben von der botanischen Gesellschaft zu Regensburg. Erster Heft mit einer Kupfertafel. Zweytes, drittes und viertes Heft. 1802. 384 S. u. 4 Bogen Register 8. (3 Rthlr.)

Jeder Bogen hat auch noch die besondere Ueberschrift; *Botanische Zeitung*. Regensburg u. s. w.

Der Titel zeigt schon hinlänglich an, was in dieser Schrift zu suchen ist. Die Herausgeber sagen es selbst, daß *Römer's, Usteri's* und *Schrader's* bekannte

Schriften vorhanden sind, die eben den Zweck haben, den sie sich vorsetzen. Das Feld ist unter so weitläufig genug, um mehrere ähnliche Journale im Gang zu erhalten, besonders da in Oeutschland, worauf die Herausgeber ihr Hauptaugmerk richten, noch Vieles hierin zu leisten übrig und noch manche neue Entdeckungen zu erwarten sind. Rec. begnügt sich daher, nur einige der neuen Entdeckungen auszuheben. Nach S. 54 u. 59 hat *Eriophorum alpinum* nicht immer drey Staubgefäße, sondern oft nur zwey, bisweilen auch eins. Rec. hat indeß die Bemerkung mehrmals gemacht, daß die Zahl der Staubfäden bald wegen zutrockner Witterung, bald wegen allzunagern, bald wegen ungewöhnlich rauher Jahreszeit, oft auch wegen allzuvieler Blüthen auf einem Stengel, besonders wenn mehrere dieser Umstände sammentreffen, sich vermindert oder in entgegen gesetzten Fällen sich vermehret, und in beiden Fällen von der gewöhnlichen Zahl abweicht. S. 83 wird eine merkwürdige Abart von *Heritiera antherica* beschrieben, die sich von der gewöhnlichen durch Aeste unterscheidet. Hieher gehört die Kupfertafel zum ersten Hefte. S. 97 macht Hr. D. Schrank die Bemerkung bekannt, daß die Gattung *Myriophyllum* nicht, wie solches bisher geglaubt worden, *Monoecia*, sondern *Octandria tetragynia* sei. Nach S. 120 hat Hr. Funk am Fichtelberge in Franken drey neue Laubmoose entdeckt: *Tetraph ovata* F. *subacaulis*; *foliis ovato-lanceolatis, concavis, adpressis*; *capsula ovata*. *Polytrichum affine* F. ist mit dem *Polyt. juniperino* sehr nahe verwandt, mit welchem es gemeinschaftlich auf Torfboden am Fichtelberge wächst, aber der Wuchs ist viel schlanker; die Stämmchen sind länger und unten bis zu den Blättern mit einem dichten weißlichen Filz überzogen; die Blätter kürzer, mehr bräunlich; die Kapself kürzer und die Haube durchaus gelblich. *Polytrichum pallidisetum* F. *truncum simplicis, foliis lanceolatis, patulis, margine serratis, capsula oblonga, tetraedra, subincurva; operculo longe rostrato*. Nach S. 235 sollen *Tussilago Petasites* und *T. hybrida* nur eine Species seyn und in die Classe *Diocia* gehören. *T. Petasites* sey die männliche und *T. hybrida* sey die weibliche Pflanze, welches Ehrhard schon behauptet, den man aber nicht habe glauben wollen. Eben dieselbe gelte auch von *Tussilago nivea* Villars. und *T. paradoxa* Retz. Nach S. 286 hat Hr. Pfarrer Schmitzler in Anspachischen *Fritillaria Meleagris* auf einer Wiese bey Birkenfels im Anspachischen in Menge wildwachsend und Ende Aprils und Anfangs May in voller Blüthe gesehen, welche noch in keiner Flor Oeutschlands vorkomme.

Da Hr. Professor Hoppe in Regensburg wahrscheinlich den meisten Antheil an dieser Bibliothek hat, von der in der Folge jährlich ein Band erscheinen soll; so läßt sich schon zum voraus erwarten, daß sie ihrem Zweck entsprechen, und neben ihrer Mißschwestern gar wohl bestehen werde.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 F E B R U A R, 1804.

## S T A T I S T I K.

LEIPZIG, in d. Meyerschen Buchh.: *Hessen, nach seinen neuesten physischen, gewerblichen, wissenschaftlichen, politischen und örtlichen Verhältnissen.* Ein Versuch von J. K. Bundschuh, Archidiak. u. Prof. in der Reichsstadt Schweinfurt. 1803. X u. 521 S. gr. 8.

Dem Vf. schwebte bey dieser Arbeit der Plan vor Augen, den ehemals der verdienstvolle CR. Randel in seinem allgemein geschätzten Buche: *Annalen der Staatskräfte von Europa*, mit so vielem Beyfalle verfolgte, und was Höck in seiner statistischen Uebersicht der teutschen Staaten, nach Randels Idee, von ganz Teutschland zu leisten suchte, das hat Hr. B. auf *Hessen* anzuwenden gesucht. Er hat die vorzüglichsten öffentlichen Nachrichten über *Hessen*, die das Gepräge der Zuverlässigkeit an sich tragen, — bey Kurhessen hauptsächlich *Engelhardt's* Erdbeschreibung, bey *Hessen-Darmstadt Wenck's* hessische Landesgeschichte, sodann *Justi's* hessische Denkwürdigkeiten, *Martin's* topographisch-statistische Nachrichten von Niederhessen, *Saup's* und *Crome's* Journal für die Staatskunde etc. benutzt; wiewohl zu wünschen gewesen wäre, daß er diese Schriften hie und da noch sorgfältiger gebraucht, und auch öfter bey den einzelnen Abschnitten seines Werkes bestimmter darauf hingewiesen haben möchte. Eben so hätten *Curtius* Geschichte und Statistik von *Hessen* und die von *Tiedemann* und *Casparson* herausgegebenen *Hessischen Beyträge* (2 Bde) nicht übersehen werden sollen: denn obgleich die letztern sich nicht auf *Hessen* beschränkten, und Abhandlungen aus den verschiedensten Fächern lieferten, so gaben sie doch auch manchen schätzbaren Beytrag zur Kenntniß der hessischen Geschichte, Literatur und Kunst. Zu beklagen ist es ferner, daß dem Vf. so wenig schriftliche Nachrichten, die manches hätten berichtigen können, zu Theil geworden sind. Uebrigens ist es löblich, daß der Vf. auch auf *Länder-Entwicklung*, d. h. Geschichte der einzelnen Theile und ihrer ersten Besitzer, auf den Ursprung ihrer Verfassung, Rechte und Privilegien, auf Fortgang der Cultur, auf Gewohnheit, Sitten und Landesgesetze, mit stetem Hinblick auf die gegenwärtige Verfassung, Rücksicht genommen hat. Im Ganzen hat er wirklich Manches geleistet; aber vieles wird auch noch ändern zu leisten übrig bleiben. So sind die neuesten Länder-Vergütungen, welche die fürstlich-hessischen Häu-

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

ser, dem Lüneviller Frieden und dem Reichs-Deputations-Haupt-Recessen gemäß, erhalten haben, noch nachzutragen.

Wir wollen vorerst den Plan des Vfs. kürzlich darlegen, und sodann einige Bemerkungen und Berichtigungen hinzufügen. Das Ganze zerfällt in drey Hauptabschnitte. Der I Abschnitt handelt von dem Länderbestand, den Einwohnern *Hessens* im Allgemeinen, der Cultur dieses Landes, dem Verhältnisse desselben zum Reiche und zu den verschiedenen Reichs-Kreisen, worin die einzelnen Länder liegen, u. s. w. Der II Abschnitt handelt von der Staatsverfassung der hessischen Häufer, und der III und ausführlichste von den örtlichen Verhältnissen, oder der Eintheilung *Hessens* in seine besondern Provinzen, Oberämter und Aemter. Im I Abschn. werden auch die Landkarten von *Hessen* angegeben. Der Verfertiger der ältesten Karte von *Hessen*, *Joh. Dreyander*, war jedoch nicht, wie es S. 2 heist, aus der *Wetterau* gebürtig, sondern aus der oberhessischen Landstadt *Wetter*, dem Geburts- und Bildungs-Orte mehrerer Gelehrten der vorigen Jahrhunderte. S. 5 heist es, *Ledderhose* habe erwiesen, daß die von *Eckor* angenommene, und von *Büsching*, *Teuthorn* und *Engelhard* nachgeschriebene Eintheilung *Hessens* in das *Daunland* und *Darmland* unrichtig sey. Allein wo *Ledderhose* dies erwiesen habe, wird nicht gesagt. Welcher mit den speciellen Schriften von *Hessen* Unbekannte kann nun wissen, daß dies in einem kleinen schätzbaren Aufsatze im II Th. der *hessischen Denkwürdigkeiten*, S. 55 fg. geschehen sey? Von der heiligen *Elisabeth* heist es S. 29 sehr unbestimmt: „von ihr stammt die große Stiftung in *Marburg*, die einen erhabenen Geist der erlauchten Stifterin verräth.“ Vermuthlich dachte der Vf. dabey an das zu *Marburg* befindliche wohlthätige Hospital, wozu *Elisabeth* den Grund gelegt hat. — Wer die trefflichen vom Landgraf *Karl* auf dem *Weissensteine* (jetzt *Wilhelmshöhe* genannt) gemachten Kunstanlagen noch nicht selbst gesehen hat, dürfte sich schwerlich bey dem S. 41 vorkommenden gemeinen Ausdrucke: „*Karl* erbaute den *Winterkasten*,“ eine würdige Vorstellung von der Sache machen. Von dem S. 52 erwähnten *Frauenberge* liefert das Journal von und für Teutschland (Jahrg. 1788) nicht nur eine Abbildung, sondern auch eine Geschichte und Beschreibung. Nach S. 75 soll sich Landgraf *Moritz* durch den von den lutherischen Theologen zu weit getriebenen Gewissenszwang veranlaßt gefunden haben, zur reformirten Kirche überzugehen. Es ist indessen bekannt, daß

Moritz nachher selbst die reformirte Lehre mit Gewalt in seinen Landen einführen wollte, den lutherischen Lehrern der Theologie zu Marburg nur die Wahl liefs, die reformirten Lehrsätze anzunehmen, oder ihre Dimission zu nehmen, welches letztere denn auch von allen geschah. Der Geist der Zeit bietet hier von beiden Seiten die besten Entschuldigungen dar. Ueber das Verhältniss der Lutherischen und Reformirten im Ober- und Niederfürstenthume Hessen hätte sich etwas Bestimmteres sagen lassen, als der Vf. S. 75 gesagt hat. S. 79 ist der Superintendent des Oberfürstenthums, durch ein Versehen, unter die Metropolitane gekommen, welche unter dem Superintendenten stehen, und dabey zu bemerken vergessen worden, das, ausser dem Superintendenten, noch drey Prediger an der lutherischen Pfarrkirche zu Marburg sich befinden, welche jedoch unmittelbar unter dem Consistorio stehen, und mit dem Superintendenten das *Definitorium* ausmachen, dessen Präses der jedesmalige Superintendent ist. Es ist nicht richtig, wenn S. 85 gesagt wird, das der Landkommenthur der Balley Hessen zu Marburg wohne. Eben so wenig wohnt ein besonderer Landkommenthur zu Schifferberg. Bisweilen hat wohl ein Kommenthur zu Marburg gewohnt; mehrere aber sind nur selten nach Marburg gekommen, und haben ihre Geschäfte durch ihre im teutschen Hause befindliche Canzley besorgen, und sich die erforderlichen Actenstücke zuschicken lassen, wie denn der letztverstorbene Landkommenthur in Oesterreich lebte. Unter den Prälaten hat der Vf. die drey Obervorsteher der adelichen Stifter *Kaufungen* und *Wetter*, und den Obervorsteher der hohen *Samt - Hospitaller* zu nennen vergessen. Dem Fleisse und der Betriebsamkeit der Bewohner Hessens läst Hr. B. S. 88 fg. alle Gerechtigkeit wiederfahren. Ueber die *Producte Hessens* hätte der Vf. noch manche Belehrung aus *Curtius* Geschichte und Statistik von Hessen (Marburg 1793) schöpfen können. S. 120 fg. hat Hr. B. auch mehrere *Handels - Erschwerungen* aufgezählt. Unter der Aufschrift: *Cultur des Geistes, der Erziehung, der Wissenschaften und Künste* findet man manches Treffende, aber auch viel Unbestimmtes. Unter den Männern, die sich in neuern Zeiten um Hessen vorzüglich verdient gemacht haben sollen, stehen S. 125 auch *Petri*, *Pilger*, (?) *Barth*? (vielleicht *Bahrdt*? dem schwerlich jemand *Verdienste um Hessen* wird zuschreiben können); hingegen eines *Ledderhose*, *Curtius*, *Schmincke*, *Kuchenbecker*, *Strieder*, *Joh. Ernst Chr. Schmidt*, u. a. wird hier nicht erwähnt. Wäre von Männern die Rede, welche sich in verschiedenen Fächern der Gelehrsamkeit Ruhm erworben haben, so hätten die *Homburgke zu Vach*, *Wytttenbuch*, *Tiedemann*, *Conradi*, *Geister*, und unter den lebenden: *Arnoldi*, *Münfcher*, *Mönch*, *Hartmann*, *Hauff*, *Schulz*, *Walther*, *Ge. Gott. Schmidt*, *Grolmann*, *Creuzer* und mehrere andere — neben den von Hr. B. erwähnten Gelehrten, auch noch genannt werden müssen. Einige dieser Männer werden indessen S. 133 bey den einzelnen wissenschaftlichen Fächern

noch nachgeholt. Noch bemerkt Rec. zu S. 125, das weder *Estor*, noch *Hundeshagen* von Adel waren. An Schulen fehlt es in Hessen zwar nicht, es wird aber damit unstreitig noch besser werden, wenn, — wie es von dem guten Geiste der Zeit zu erwarten steht, — die Schullehrer — besonders die auf dem Lande — durch höhere, ihren nothwendigen Bedürfnissen angemessene Befoldungen neue Aufmunterung erhalten, und in der Unterrichts-Methode hie und da noch manches abgeändert werden wird. Die Angaben der einzelnen Schul-Anstalten bedürfen vieler Berichtigungen. So ist die reformirte Stadtschule zu Marburg keine lateinische Schule. Der zeitige Pädagogiarch des Pädagogiums (oder, wie ihn unser Vf. nennt — Director) ertheilt selbst keinen Unterricht. Das *Hesl'sche* Erziehungs-Institut zu Gießen ist nie von Bedeutung gewesen. Unter den um das Erziehungswesen verdienten Männern hätte S. 133 auch *Schwarz* genannt werden sollen. S. 133 ist statt *Stritter* — *Strieder* zu lesen. Unter den hessischen Dichtern wird ebendasselbst *Engelschall* mit Recht genannt. Doch hätte diesem noch mancher andere wackere Dichter beygefügt werden können. Was indessen Hr. B. bey den Namen *Schmidt* für einen Dichter im Sinn gehabt habe, kann Rec. nicht errathen. Er wird doch schwerlich an den, durch allerley Theorien und literarische Aufsätze bekannten Reg. Rath *Schmid* zu Gießen gedacht haben? dem es an aller Anlage zu einem Dichter fehlte, wiewohl er einige *Musen Almanache* herausgegeben hat. — Wer der S. 134 erwähnte *Schmidt* gewesen seyn soll, den der Vf. unter den um die Kanzelberedsamkeit verdienten Männern anführt, können wir eben so wenig sagen. Ebendasselbst, wo *du Ry's* erwähnt wird, hätte die *Casparson'sche* Abhandlung: *Baumeister - Familie du Ry*, im zweyten Theile der hessischen Denkwürdigkeiten, angeführt werden sollen. Unter den berühmtesten hessischen Maltern verdiente doch der verstorbene Rath und Prof. *Joh. Heinrich Tischbein*, dessen Leben *Engelschall* so merkwürdig beschrieben hat, vorzüglich eine Erwähnung! Unter den Buchdruckereyen durfte die der akademischen Buchhandlung zu Marburg zuständigen nicht vergessen werden. Wie noch jetzt 3 Pressen der Waisenhaus - Buchdruckerey zu *Cassel* „mit dem *Lotto*“ (das in Hessen längst aufgehoben ist, obgleich zu *Cassel* und *Hanau* noch Lottereyen sind,) „beschäftigt seyn sollen,“ versteht Rec. nicht. Unter den berühmten hessischen Tonkünstlern hätte doch der wackere *Vierling* zu Schmalkalden, der Vf. eines trefflichen Choralbuchs, nicht übergangen werden sollen. S. 136 die *theologischen Annalen* erschienen schon seit etlichen Jahren nicht mehr zu *Rinteln*, sondern zu *Marburg*. Die neuesten *Religions - Begebenheiten*, die dem Geiste des Zeitalters gar nicht mehr entsprachen, haben gänzlich aufgehört. S. 137 die *Marburger Anzeigen* enthalten keine Kritiken über Bücher. Der Bücher - Nachdruck erhält S. 138 seine verdiente Züchtigung. S. 140 seit Kurzem ist der *Juden - Leibzoll* in den Hessen - Casselischen Landen gänzlich aufgehoben.

gehoben worden, welches eine rühmliche Erwähnung verdient. Bey den fiskalischen *Landes-Visitationen* (S. 144) hätte *Gärtner's* Abhandlung darüber im III Th. der hessischen Denkwürdigkeiten, als die Hauptquelle, angeführt zu werden verdient. Ueber die englischen Subsidien - Truppen drückt sich der Vf., S. 146 und anderwärts, sehr stark und bitter aus. S. 150 seitdem der Landgraf von Hessen-Cassel Kurfürst geworden ist, und einige Länder-Vergütungen erhalten hat, ist dieses sein Titel: „des heil. röm. Reichs Kurfürst, Landgraf zu Hessen, Fürst zu Hersfeld, Hanau und Fritzlar, Graf zu Katzenelbogen, Diez, Ziegenhayn, Nidda und Schaumburg.“ S. 154 das Marburgische Consistorium besteht immer aus einem Director, etlichen Regierungs- geistlichen Consistorial- etlichen Justiz-Räthen und einigen Assessoren, die Zahl der Räte ist sich aber nicht immer gleich. S. 306 über das dem Herzoge *Friedrich von Braunschweig* errichtete Denkmahl muß der 3 Th. der hessischen Denkwürdigkeiten, und über das Schloß *Löwenstein* das Journal von und für Teutschland von 1790 I St., und der I Th. der hessischen Denkwürdigkeiten verglichen werden. Die Häuser-Anzahl zu *Marburg* ist S. 315 viel zu klein zu 650 angegeben. *Marburg* zählt, mit Einschluss des Schlosses, des teutschen Hauses und anderer öffentlichen Gebäude, ungefähr 800 Gebäude. Die Anzahl der Einwohner beträgt zwischen 5—6000, die Studenten und Garnison nicht mitgerechnet. Bey *Münchhausen* (S. 322) hätte auch der nahegelegene merkwürdige *Christenberg* (f. hessische Denkwürdigkeiten Th. II. S. 1 fg.) angeführt werden können, doch wird S. 338 noch eine kurze Notiz davon nachgeholt. Fälschlich heisst es, S. 334, das Schloß *Nordeck* liege in Ruinen. Im I Theile der hessischen Denkwürdigkeiten hat *Justi* eine ausführliche Beschreibung dieses noch bewohnten Schlosses und seiner romantischen Umgebungen, nebst einer Geschichte desselben, geliefert. Ueber das *Hospital zu Haina* (S. 344) giebt eine besondere Schrift desselben Vfs. (*Marburg* 1803, die Hr. B. aber noch nicht zu Gesicht gekommen seyn konnte) ausführliche Nachrichten. S. 347 der Dichter *Helius Eobanus Hessus* nannte sich nicht *Fragocomensen*, sondern *Tragocomensen*. S. 354 die Familie der „*von Fleckenbühl*“, genannt *Bürger*“ (denn diess ist der eigentliche Name) ist mit dem Hessen - Casselschen Staats - Minister gänzlich ausgestorben, und die Lehn-Güter dieser Familie sind an den Kurfürsten von Hessen gefallen. S. 415 gedenkt Hr. B. auch der äußerst geringen Anzahl der zu *Rinteln* Studirenden (S. 127 ward sie viel zu hoch gegen 70—80 angegeben), und erwähnt das Gerücht, daß die dortige Universität ihrer Auflösung entgegen gehe. Wenn der nicht unbedeutende Fond dieser kleinen Universität ganz oder zum Theil mit dem der Universität zu *Marburg* vereinigt werden könnte, und dann, wie billig, Lehrer von beiden protestantischen Confessionen in der theologischen Facultät zu *Marburg* angestellt würden: so müßte sich diese Akademie nothwendig heben. — Noch bemerkt Rec., daß die lutherischen

Einwohner des durch die *H. Elisabeth* bekannt gewordenen Dorfes *Wertha* nicht, wie es nach S. 318 scheinen möchte, nach *Marburg*, sondern dem Dorfe *Großfelden* eingepfarrt sind. — Einige andere Unrichtigkeiten in dem sonst mit vielem Fleisse verfertigten III Abchn., welcher die örtlichen Verhältnisse oder die Eintheilung Hessens in seine Provinzen, Oberämter und Aemter angiebt, müssen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, übergehen.

Wenn es nun gleich, nach dieser Anzeige, scheinen möchte, daß die Worte *Seneca's*: „*multum adhuc restat operis*“ auch auf vorliegendes Werk anzuwenden seyen: so müssen wir doch eben so aufrichtig dem wackeren Vf. desselben das Zeugniß geben, daß er, zumal als Ausländer, keinen unbedeutenden Beytrag zur genauern Kenntniß Hessens geliefert habe; und wenn diese Schrift, wie wir sehr wünschen, eine zweyte berichtigte und vermehrte Auflage erlebt, so wird sie dadurch zu einem recht brauchbaren Handbuche werden.

Kw.

## G E S C H I C H T E.

*ZEITZ*, b. *Webel*: *Geschichte des Stifts Naumburg und Zeitz*, oder allgemeine Nachrichten von dem ältesten bekannten Zustande der hiesigen Gegenden, von der Gründung des Stifts und der Veranlassung dazu, von der ersten Einrichtung und Verfassung und (den) darauf erfolgten mancherley Veränderungen, wie auch von den Bischöffen und Regenten desselben bis in unsere Zeiten, nebst einigen literarischen Nachrichten von den Schriftstellern zur Geschichte des Stifts N. und Z. entworfen von *Johann Paul Christian Philipp*, Diakon an der St. Michaeliskirche in *Zeitz*. 1800. XII u. 336 S. 8.

Zuerst handelt der Vf. von den Schriftstellern, welche entweder auf die ganze Geschichte des Stifts *Naumburg-Zeitz* und seiner beiden Hauptstädte sich eingelassen, oder ansehnliche Beyträge zu derselben geliefert, oder auch nur in Schriften von anderm Inhalte diese Geschichte berührt haben. Er erweitert also das Thema, das einst der Advocat *Gräbner* zu *Zeitz* in seinen bekannten *Nachrichten von den Geschichtschreibern der Stiftsstädte Naumburg und Zeitz* 1753 bearbeitet hatte. Dieser zählte nur 16 Schriftsteller auf; unser Vf. erwähnt 98 Männer, die für die Stiftsgeschichte thätig waren. Nachdem er hierauf (S. 103 ff.) von der ältesten Geschichte dieser Gegenden und von der Ausbreitung des Christenthums in denselben gesprochen hat, wobey er sich S. 119 sq. auch über den ehemals so ansehnlichen Kirchensprengel und weltliche Gerichtsbarkeit des Stifts *Zeitz* verbreitet, geht er zu der Geschichte der Bischöffe über, welche besonders zu den Zeiten der Reformation anfängt sehr interessant zu werden, weil ihr Einfluss auf die größern Staatsangelegenheiten Teutschlands,

ja auf einen Theil von Europa, höchst bedeutend wurde. Von S. 310 wird der gegenwärtige Zustand des Stifts beleuchtet, und dann macht ein Verzeichniß der zum Stifte gehörigen Dörfer (S. 320—335) den Beschluß. Der Vf. dieser Stiftsgeschichte, der sich schon 1781 durch eine historische Schrift: *Senatus Cicensis Praefides*, bekannt gemacht hat, folgte bey seiner Arbeit besonders den Schriften *Paul. Lange's*, *Thamm's*, *Sagittarii*, *Zader's* und des geschickten Geschichtsforschers, *Braun's*, Correctors an der Naumburger Domschule, so wie der in der Bibliothek zu Zeitz befindlichen Urkundenregistrande. Auch aus den übrigen hob er das Beste aus, doch gesteht er selbst S. V, daß seine Arbeit nur ein unvollkommener Anfang sey, und verspricht daher, auch noch die specielle Geschichte des Stifts, d. i. der Städte Naumburg und Zeitz und aller übrigen dazu gehörigen Oerter und Dorfschaften auszuarbeiten, welche, vorausgesetzt, daß der Vf. dabey gehörig unterstützt wird, auch ein kauftüftiges Publicum zu diesen Schriften findet, vielleicht noch manches Dunkel in der vaterländischen Geschichte aufhellen würde. Wahrscheinlich würde alsdann auch das dem Buche angehängte Dörferverzeichniß, welches mangelhaft ist, seine Ergänzung und Berichtigung aus den besten Quellen finden. So würde man z. B. auf der Stiftskarte das Dorf *Niederschindmaafs* (unweit Zwickau) das nach S. 329 in den Zeitzer Amtsbezirk gehört,

wohl vergeblich suchen. Auch ist S. 69 die Angabe falsch, daß das im Altenburgischen gelegene (*Meuselwitz*) zur Stiftsritterschaft gehöre; der Besitz ist nur ein Vasall des Stifts wegen seiner Gerichte *Zipfendorf* und *Waiz*. Der S. 69 erwähnte *J. An Walther* starb nicht zu Pegau — dort war er schon im J. 1729 weggegangen, sondern zu Pforta als Inspector. Die Existenz des Vfs. einer Stiftschronik in der Person eines gewissen *Johannes Lincacus*, wie *Kreyssig* erwähnte, dürfte eben so zweifelhaft seyn als diese des Bruders *Jaubius*. Für Liebhaber merken wir noch, daß nach der perpetuirlichen Capitulation des Herzogs Moritz dem Domcapitel das Recht eingeräumt wurde, daß, wenn bey einer Perintendurvacanz ein Domherr die Superintendenstelle selbst übernehmen wollte, er sie vor allen andern haben sollte. Nach der S. 203 erwähnten Hof- und Fürgangs-Ordnung des Herzog Moritz Wilhelm vom 10 November 1691 hatte der Superintendent den Rang vor allen Cammerjunkern; so wie dem Leibschnyder vor dem Corrector und übrigen Lehrern der Schule der Rang ertheilt wurde. Der *Ph.* hätte noch hinzusetzen können, daß nach dieser Verordnung der Stallverweiser und Rossberter vor dem Stadt- und Landphysicus Dr. *Joh. Schreyer*, und dem Amtmanne Lic. *Joh. Wolfsg. J. J. J. J.* — beide waren sehr gelehrte Männer und treffliche Schriftsteller — den Rang erhielt.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ÖKONOMIE.** *Gießen u. Darmstadt, b. Heyer: Anleitung zur Verbreitung des Gemüse- und Obstbaues auf dem Lande.* 1802. 60 S. 8. Der Vf. dieser Schrift, die ein Jahr früher auch unter dem Titel: *Vorschläge zur Verbreitung u. f. w.* verkauft wurde, hat sich M. G. unterschrieben. Sie wurde durch die Preisaufgabe der Societät der Wissenschaften zu Göttingen 1800 veranlaßt, und, obgleich nicht gekrönt, enthält sie doch treffliche Winke. Nach seinem Vorschlage sollen die ökonomischen Versuche erst auf Kosten des Staats von tauglichen Leuten angestellt, und dann zur Ermunterung für andere öffentlich bekannt gemacht, auch das Gartenfeld und die Gärten selbst von Abgaben, Zehnden, Ausfuhrzollen u. f. w. befreiet, ferner gewisse Prämien, doch nicht in Gelde, sondern in gewissen Befreyungen von Unterthanen-Abgaben, ohne jedoch den Gemeinden lästig zu werden, jährlich festgesetzt werden. Die Behauptung des Vfs., daß da, wo der Futterkräuterbau herrsche, auch der Gemüsebau begünstigt werde, fand Rec., während seiner zwölfjährigen Wirthschaftserfahrungen, nicht bestätigt. Denn der Bauer schränkt sich, besonders wo es ihm an Arbeitsleuten und Gesinde fehlt, wie das wohl in einem großen Theile Deutschlands der Fall seyn mag, mehrentheils auf den Getreidebau ein; es sey denn, daß er große und reiche Städte in der Nähe habe. Mangel an nöthigen Kenntnissen dazu, ist, wie der Vf. bemerkt,

auch ein wichtiges Hinderniß des Gemüse- und Obstbaues auf dem Lande. Er wünscht daher, daß derselbe zum Schutunterrichte gezogen — ein Umstand auf den selbst die besten Schulmeisterseminarien nicht immer gehörige Rücksicht nehmen — und für jedes Land ein eigenes Handbuch darüber dessen Grundzüge und Eigenschaften er ganz richtig zeichnet, etwa als Anhang zum Landeskatechismus gedruckt werden möchte! Selbst die Töchter sollten an dem Wesentlichen dieses Unterrichts, zu welchem auch die Aufbewahrung der Gartenproducte gehört, Antheil nehmen. Die Oberaufsicht darüber überträgt er dem Ortspfarrer; auch die Intelligenz- und Wochenblätter fodert er auf, dergleichen Kenntnisse zu verbreiten zu helfen, welches in Kursachsen, besonders durch die Intelligenzblätter zu Leipzig und Wittenberg, wirklich geschehen ist. Der Vf. ist, wie aus dem allen hervorgeht, ein warmer Patriot, der für diesen an so vielen Orten vernachlässigten Zweig der Landwirthschaft durch seine Vorschläge, welche vorzüglich in dem Punkte, der die Erhebung des Gemüse- und Obstbaues zum Schutunterrichte betriefft, Beherrigungen verdienen, mehr Aufmerksamkeit zu erwecken wünscht. Was S. 17 gesagt wird, daß die Zwiebeln sehr wenig Pflege in der Erziehung erfordern, dürfte, der Erfahrung gemäß, wohl großer Einschränkungen bedürfen.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 F E B R U A R, 1804.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ALTONA, b. Kaven: *Grammatische Gespräche von Klopstock. etc.*

(Eingeschlossen ein Urtheil über *Adelungs Wörterbuch.*)

(Fortsetzung der Nro. 26. abgebrochenen Recension.)

Nicht anders, deutsche Mitbürger, die ihr eine gemeinfame Schriftsprache, nämlich, seitdem man Niederdeutsch zu schreiben aufhörte, eine *Hochdeutsche*, und in Hn. *Adelungs* vier Quartbänden ein *vollständiges Wörterbuch* eurer hochdeutschen Gesamtsprache zu besitzen wähnt. Hn. *A. reines Hochdeutsch* ist keineswegs die geläuterte Sprache der Hochdeutschen, wie sie, nach *Luther* und *Opiz*, die Neueren, *Hagedorn*, *Klopstock*, *Lessing*, *Kleist*, *Ramler* und ähnliche, aus ihren Grundkräften entwickelten, und zur Sprache der Schriftsteller nicht nur, sondern der feinen Gesellschaften, in allen Gegenden, wo man Deutsch redet, ausbildeten. Sein Hochdeutsch ist die baare oberfächsishe Mundart, oder (was ihm deutlicher dünkt) Sprechart, die aus dem Gespräch und Gespräche der vornehmen Oberfachsen, nach *Gottscheds* Anleitung (nicht *Beispiele*), zwischen 1740 und 1760 in die Schriften, vorzüglich oberfächsischer Schriftsteller von zeitnähsigem Gesprächton, überfloss. Was außer diesem geschlossenen Cirkel von Wörtern und Redensarten *Luther* und *Opiz*, die berühmtesten seit *Hagedorn* geschrieben, wenn es auch ganz Deutschland für das reinste und edelste Deutsch aufnahm: das nennt Hr. *A.* mit dem mildesten Ausdruck Oberdeutsch, ohne Blatt vor dem Munde unreines Hochdeutsch und Undeutsch. „Was gut und richtig Hochdeutsch ist,“ sagt er im Lehrgebäude, Vorr. LIX, „kann so wenig aus allgemeinen Grundsätzen, als aus den befolgten Analogieen einer andern Mundart bestimmt werden; sondern allein aus dem Hochdeutschen Sprachgebrauche, d. i. aus dem Sprachgebrauche der südlichen Kurfächsischen Lande, welche das Vaterland der Hochdeutschen Mundart sind, wo sie (verstehet sich von selbst unter den obern Classen) noch so rein gesprochen wird, als sie von den besten Schriftstellern nur geschrieben werden kann.“ Hr. *A.* beklagt „die hundert und tausend Ballen Papier,“ die man im Streit über so klare Dinge unnütz verschwendet; „da ja die Wahrheit so nahe vor Augen liegt, dafs niemand sie verfehlen kann, der nicht vorsetzlich blind seyn will!“ Kurz vorher S. LVI behauptet er, dafs auch die Aussprache, worin ganz

Sachsen einstimme (wahrscheinlich bis zum *kohrschamen* Diener hinab), *reem* *Hochteitsch* sey. Denn „nicht der gelehrte,“ heifst es im Magaz. I, 3. S. 17, „sondern der ungelehrte obere Stand ist es, der eigentlich die Schriftsprache gebildet hat;“ und I, 4. S. 125 werden die *Höfe* als die reinste Sprachquelle genannt: vergl. *Campe's* *Beyträge* I. S. 154. Es fehlte nur noch, dafs, nach Hr. *Adelungs* allerunterthänigster Vorstellung, ein regensburgisches Reichsgefez am kurfächsischen Hofe einen *vornehmen*, aber ja *recht ungelehrten Oberhofdeutschmeister* anordnete und bestallete, um Deutschlands für die Nachwelt geschriebene Werke, bevor sie unter die leipziger Presse kämen, in seiner *Hofwäscherey* zu reinigen.

Umsonst also erwartet ihr, Deutsche und Ausländer, alle Wörter und Wendungen unserer Sprache aus Schriften, die unserer Literatur Ansehen verschafften, in diesem mundartischen Wörterbuche gesammelt, und nach ihrem Gehalte erklärt und gewürdigt zu finden. Bey dem Anscheine von Reichtum, welchen, weil die Wortfamilien nach dem Alfabete zerstreut wurden, die einzeln betrachteten, zum Theil nach der etymologischen Grille von *ig* und *icht* verdoppelten, Abkömmlinge und zusammengesetzten Wörter, die verwirrte Abtheilung und Unterabtheilung der Bedeutungen, und der breite Ergufs der Dolmetschung, allenthalben zur Schau tragen, ist bitterer Mangel an dem Nothwendigen. Aus der unendlichen Fülle des Ausdrucks, womit unsere Prosa und Poesie jeden Gedanken, jeden Ton der Empfindung zu treffen weifs, bietet sich hier eine armfelige Auswahl desjenigen, was ein fleissiger Stubenarbeiter in den Gesellschaften seiner Provinz etwa gehört, oder zu hören gewünscht hatte. Und in welchen Gesellschaften? wo Weltleute von Geist, Wissenschaft und attischem Witz, wo vor einem theilnehmenden gemischten Kreise, Männer, wie *Lessing* und *Klopstock*, *Gleim* und *Kleist*, *Wieland*, *Goethe* und *Schiller*, oder *Jacobi* und *Gerstenberg*, ein leichtes oder tieferes Gespräch, mit allen Launen der Munterkeit, mit allen Grazien des gegenseitigen Wohlwollens, führten? Nein, wenn es hoch kommt, so scheint uns gleichsam etwas Gefrorenes aus jenen altfränkischen Conversationen der *Gottschedischen* Periode von Anno 40 wiederum aufzuthaun, die so starr und steif wie ihre Rockschöfse und Beutelperucken, so ceremonienhaft wie ihre abgezirkelte Rangordnung, so trocken wie ihr Herz und Gehirn, sich einander belustigten oder einschläferten,

Q9

Schon

S. A. L. Z. 1804. Erster Band.

Schon sehr wenig besichert uns das Adelung'sche Wörterbuch von den Stimmen des veredelten Dialogs, den gewählten Worten, den raschen Figuren, den nachdrücklichen Wendungen, welche vorzüglich *Lessing* aus der Tiefe des großen Sprachschatzes hob, und mit solcher Frische und Gefälligkeit ausstattete, daß allmählich auch Geschäftsmänner, und selbst Hofleute von Bildung, die Schule der pedantischen Ceremonienmeister zu verleugnen gereizt wurden. Sehr wenig von dem feinen Gesprächstöne der Erzählung und der gleichsam spielenden Erörterung; wenig oder nichts von dem ernsthaft heiteren der gewichtvollen Abhandlung: durch welche beide zuerst *Lessing* mit seinen Freunden, auch *Gellert* zum Theil, auch *Klopstock* und *Winkelman* und *Wieland* und *Müser*, Angenehmes zum Nützlichen gefellten, und, von glücklichen Nacheiferern unterstützt, den schwerfälligen Lehrton in die Hörfälle und Papiere der rohen Wüßer zurückbannten. Wir werden mit der lautersten und natürlichsten Umgangssprache der zwischen 40 und 63 blühenden Meißnerwelt abgefunden, die sich beynahe zum Feyerlichen zu erheben scheint, wenn sie Hr. A. einmal in alten Charakterstücken, in Schilderungen der lebhaft getroffenen *Stephane* und *Orgone*, womit *Rabner*, *Gellert* und der jugendliche *Lessing* das noch unmündige Publicum für kräftigere Nahrung stärkten, dem altwitzigen Leipziger aus dem Munde genoinnen fand. Zürnt ihm nicht, ehrwürdige Manen, und du noch lebender verdienstvoller *Welfse*, ihr Männer Deutschlands, die der Engherzigkeit zu Heroen einer Provinz herabwürdigen will! Verzeiht ihm das Lob, denn er hat es mit Tadel verüßt! Auch eure vorüberhenden Schriften sind diesem strengen Beurtheiler nicht ganz classisch: *Lessing* mißfällt ihm an mehreren Stellen des Wörterbuchs durch Einnischung fremder Mundarten, womit der Wildfang frühe dem späteren Sprachverderb vorspielte; und *Gellert*, sein reinster Schriftsteller, (neben dem Göttinger *Michaelis*!) spricht ihm doch mitunter etwas zu sehr Meißnisch (Vorr. §. 16); d. i. nicht ganz mit der ausgebildeten Leipziger Zunge. Wo indess Hr. *Adelung*, dies bekennt er aufrichtig §. 22, für sein meißnisches Wörterbuch wahre Beyspiele von Schriftstellern nach seinem Geschmack, und, was billig ist, ohne weitläufige Mühe, aufreiben konnte; da zog er sie gerne vor: wo nicht, da nahm er seine Zuflucht zu selbstgemachten, wie sie aus meißnischen Gesellschaften von gutem Tone ihm grade durch den Sinn flogen. Und da hören wir denn leider nicht gar selten mit *Lessing* (Dramat. 52 St.) „das kälteste, langweiligste Alltagsge- wäsche, das nur immer in dem Hause eines meißnischen Pelzhändlers vorkommen kann.“ Damit erfüllt würde, was *Seneca* (Ep. 114) weissagete: *Quidam, dum nihil nisi tritum et usitatum volunt, in SORDIDIS incidunt.*

Zu dieser Auslese von gewöhnlichen Worten und Redensarten des ruhigen Gesprächs, wie sie nach Hn. A. Wünsche seyn sollten, fügt er aus Großmuth, damit man so etwas doch nicht ganz vermiße, eine

sparfame Zugabe von ungewöhnlicheren Ausdrücken des feyerlichen, des gebietenden, des begeister Vortrags in Prosa und Poesie, wie sie nach Hn. Urtheile nicht seyn sollten. Freylich bemerkt er se (Vorr. §. 15), die höhere Schreibart nehme gern i Worte und Wendungen aus der oberdeutschen Mundart: worunter er doch wohl *Luthers* und *Opiz* nachlebende, nicht durch täglichen Gebrauch abnutzte Sprache versteht. Er straft sogar unsere neuen Schriftsteller, daß sie, aus bedauernswürdigen Unkunde und Flüchtigkeit, jene ergiebige Quelle habener Ausdrücke und Fügungen ungehn, „was allerdings leichter sey, eigenmächtige und sprachwidrige Neuerungen, zum Schaden der hochdeutschen Umgangs-Mundart, aufbringen. Aber diesen Maßstab der Würde ergriff der ironische Mann nur zu Schlagen, zum Messen taugt er ihm nicht; und selb im §. 18 wirft er ihn mit Verachtung hinweg. habe, versichert er, aus älteren noch täglich gelieferten Schriften, als *Luthers* Bibel, *Opizens*, *Loga Flemings* Gedichten, die veralteten und provinziellen (d. i. in heutigen Umgänge der Meißner nicht mehr gangbaren) Wörter, Bedeutungen und Wortfügungen mit angeführt, sollte es auch nur geschehen seyn, um den unkundigen oder ausländischen Leser — zu warnen; doch da sein Wörterbuch keine Glossar (darin suchen wir wirklich veraltete, abgestorbene Worte, nicht alte, noch lebende!) zu werden bestimmt sey, so habe er in der Aufnahme solcher Worte sparsam seyn müssen. Mit gleich ekeler Sparsamkeit, bloß um zu warnen, berührt Hr. A. Sprichwörter, diesen Schatz alterthümlicher Lebensweisheit und biederer, zwischendurch etwas der Frohherzigkeit, aus welchem unsere *Lessinge* u *Klopstocke* so gern wählen, und die lehrende Sprache dem lebendigen Worte erfahrener Greise näherten. „Ich habe es, sagt Hr. A. §. 20, nicht der Mühe werth gehalten, die Sprichwörter zu sammeln, und noch weiter fortzupflanzen. Wer in ihnen und andern schmutzigen Blümchen des großen Haufens den Kern der deutschen Sprache suchen, der kann einen reichen Vorrath davon in Gottsched's Sprachkunst finden.“

Die schönen Schriftsteller, deren höhere Schreibart von Flüchtigkeit und Unkunde des Alterthums zeugen soll, könnten dem unschönen, der sich heraussprach, beide Vorwürfe mit Recht zurückschicken. Wenn wir sagen, daß unsere feyerliche Darstellung aus *Luthers* und *Opizens* Sprache, wie griechische aus *Homer* und *Hesiodus*, die römische aus *Ennius* und anderen, mit Wahl, Reichthum und Adel schöpfe; so verstehen wir die ererbte, in einem würdigen Andenken fortdauernde Kraftsprache des höheren Zeitalters überhaupt. Vieles davon leitet jene Gewaltigen in ihre Quellen; viel gleichartig rinnt in nahen oder entfernteren Urböden, wie auch in verborgenen Adern: nur ohne Wunsch ruthe das Grabscheit gesenkt, so quillt es und spaltet von lebendiger Kraft. Wir haben, gleich die Griechen, eine ursprüngliche, aus eigenem Ver-



gen sich ergießende, im Ganzen und im Einzelnen regsame, und mit immer erneuetem Zuwachs aus sich selbst fortströmende Sprache; die nicht, wie die abgeleiteten, aus Roms und Germaniens verlaufenen Sturzbächen zusammengefloßenen Mischlinge um uns her, als abgeschnittene todte Masse; nur von Lüftchen des Eigensinns, vom Drucke der Kunst bewegt, in angewiesenen Dämme der Mode und der Willkühr steht. Durch Griechenlands verständige Sprachkünstler

Wohlgewitziget auch, schöpfe des Wortes Kraft

Aus des heimischen Sprachgenius frischestem

Und urlauterem Sprudel,

Von fremdartiger Ader rein:

Wo fein lebender Bach nieder am Moosgeklüft

Rollt durchsichtige Fluth durch das geregte Laub;

Nicht wo lauliche Tränke

Sumpft, vom dienßbaren Huf getrübt.

In dieser selbstständigen und triebfamen Sprache neue Bezeichnungen, ihrer Natur und Anlage gemäß, erfinden, kann selten etwas anderes seyn, als vernachlässigte vom Scheintode wieder erwecken und auffrischen, und etwa mit geschickter Hand, durch Horazens *callida junctura*, den einwohnenden Begriff läutern, schärfen, hervorheben. Wir kennen jemand, der, wenn er, von dem nahe liegenden Sprachvorrathe verlassen, ein neues sinnvolles Wort, eine straffere Fügung, eine dem Nachdruck und der Leidenschaft folgsamere Anordnung, nach unverbrüchlichen Sprachgesetzen zu schaffen, über sich vermocht hatte, oft späterhin durch die unvermuthete Erscheinung eines altheidischen Vorgängers getrübet ward.

Nicht also zur Warnung, sondern sowohl den sorgfältigen Schriftstellern, denen bey der Arbeit oft das Gedächtniß versagt, als manchem unkundigen Leser, mit Rath zu dienen, muß ein rechtschaffenes Wörterbuch, neben den Ausdrücken des täglichen Verkehrs, den gewöhnlichsten, wie den verfeinerten, zugleich aus dem *näheren Alterthum* alle dem gemeinen Gebrauch entrückten, in ehrenvoller Absonderung lebenden Wörter, und wie sie zu ungemeinem und feyerlichem Tone gefügt und gestellt werden, in der möglichsten Vollständigkeit anführen. Dieser von selbst einleuchtenden Meinung war auch Lessing in der Vorrede zu *Logaus Sinngedichten*, denen er ein lehrreiches (von Hn. A. nicht mit Recht übersehenes) Wörterbuch anhängte. „Aehnliche Wörterbücher, sagt er, über *alle unsere guten Schriftsteller*“ (alte und neue!) „würden, ohne Zweifel, der *erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unserer Sprache* seyn. Wir haben die Bahn hierin, wo nicht brechen, doch wenigstens zeigen wollen.“ Ein Wink, der gleich dem, *Kenne dich selbst*, bey anscheinender Klarheit, verständlich nur solchen ist, die selbst Augen und Herz haben. Wäre er ausgeführt worden; wie wenige Bücher möchten wohl durch Sprachfülle der Register sich auszeichnen? wie viele, sonst unverächtliche, durch magere Verzeichnisse von Alltagswörtern und verbrauchten Wendungen?

Einen Inbegriff solcher Auszüge von vielfacher Belesenheit erwarten wir in einem Wörterbuche, welches den Kern der jetzt lebenden hochdeutschen Sprache verheißt. Was giebt uns das Adelungische? Außer den nöthigen Beziehungen auf die uralten Sprachtrümmer und das veraltete Schwabendeutsch, erhalten wir gewiß vor allen Dingen aus *des Lutherischen Zeitalters gelesensten Büchern* eine stattliche Ausbeute der niedrigen und der höheren Schriftsprache, welche Luther theils selbst veredelte, theils den Nachfolgern zu veredeln liefs? Und dann zum Beweise, wie erst durch Luther, und nach ihm, die Sprache der frey forschenden Deutschen, bald hier, bald dort, vorzüglich aber in *Opizens* Vaterlande, sich immer mehr ausbildete, hinlängliche Beyspiele aus den reichhaltigsten und sorgfältigsten Schriftstellern bis zu *Haller* und *Hagedorn* herab? Weit gefehlt! Von der Sprache, wie Luther sie fand, erhalten wir schmale Brocken fast aus dem einzigen *Theuerdank*, und etwa ein Wort aus dem verdeutschten Livius, oder dem Buche der Natur, und wenn sonst eine seltene Schrift von geringem Belang eine Flitter zum Prunke hergab. Nichts einmal aus *Seb. Brands* weitwirkendem Narrenschiff; ja, was kaum zu entschuldigen ist, sogar nichts aus dem beredten, über das ganze Gebiet der Sprache umherstreifenden *Kaisersberg*, außer wenigen Stellen, die Frisch darbot.

Wären denn nur wenigstens *Luthers Schriften*, worin die Sprache, und zwar nach Hn. A. Behauptung durch die *meißnische Mundart*, so sehr gemildert erscheint, als Urkunden des ältesten und edelsten Hochdeutsch fleißig gebraucht worden! Aber aus *Luthers* sämtlichen Schriften, so vielen und so vieltönigen, erkohr sich der bedachtsame Beyspisammler gerade das einzige Buch, welches er selbst für völlig Oberdeutsch, mit leisen Tönen der meißnischen Mundart vermischt, ausgiebt: *Luthers* (Gottlob!) verdeutschte, nicht vermeißnischte Bibel. Kein Laut übrigens (hatte gleich manchen schon Frisch aufgefaßt), durchaus keiner aus allen den unzähligen Schriften, wo Hr. A. eigentlich das Schiboleth der aufblühenden meißnischen Mundart herauslauchen mußte! Kein winziger Laut aus allen vor Oberfachen gehaltenen Predigten; keiner aus allen Briefen an Freunde und Feinde, an Verwandte und Bekannte, an Vornehme und Geringe; keiner aus den vertraulichen Tischreden! Und, was nicht eben zuletzt sollte bemerkt werden, auch kein verlorenes Stimmchen des angenommenen Hoftones, der durch Luther, wie Hr. A. will, in die *Hofsprache der Gelehrsamkeit* überging, weder des treuherzig bescheidenen gegen den lieben Kurfürsten, noch des keck schneidenden gegen die Herzoge Georg und Heinrich, den Erzbischof Albrecht, und den König von Engelland. Vielleicht weil Hr. A. aus *Zinkgräf*lich besann, daß so wenig in des Hofphilosophen *Claus*, als in des spafshaften *Taubmanns* Tagen, und noch etwas später bey ihren anders betitelten Amtsbrüdern, irgendwo, die deutsche Hoffeinheit auf die Sprache sonderlich habe einwirken können.



Nun aber dieses einzige Buch, *Luthers Bibel*, welches für die Wiege des meißnischen Allein-Hochdeutsch gelten, und auch nicht gelten soll, wie wird es von Hn. A. angeführt? Sicher so genau als möglich, in allen Sprachformen bis zur Orthographie, die ja dem Hn. A. ein wesentlicher Theil der Sprache fogar scheint, und in älteren Schriften wenigstens als Bezeichnung der Aussprache nicht unwichtig ist; kurz mit diplomatischer Treue und Pünktlichkeit, nach der letzten von Luther selbst besorgten Ausgabe, und, so oft es nützen konnte, mit den verworfenen Lesarten der vorigen. Meinst du, gutmüthiger Leser? So vernimm denn! Nicht Luthers Wort und Handschrift, rein und unverfälscht, giebt uns der wackere Sprachforscher; sondern so, wie in Hn. A. Handbibel, Gott weiß, welcher Knecht des Evangelii die altväterliche Schreibart für den gemeinen Mann und den Kirchengebrauch umgeformt. Selbst diese noch nicht; Hr. A. hat wieder nach eigenen Grundätzen geändert, den Sprachputzern nachgeputzt. Und doch wollte ihm Luthers Deutsch schlechterdings kein meißnisches Hochdeutsch werden, wie Er und der correcte Ritter Michaelis es liebt!

Wenn *Luther* so abgefertiget ward, so durften Schriftsteller, die neben und nach ihm die verbesserte Sprache bearbeiteten, wohl kaum Zutritt hoffen. Ein paar Reime von *Hans Sachs* sind fast die ganze Ernte des weiten fruchtreichen Gefildes; auch was bereits Frisch für die Tenne gehäuft hatte, ward, bis auf wenig aus *Matthesius*, verschmäh't. Nur abgedroschenes zu dreschen,

War ein großer Gedank', und

Adelung'sches Schweißes werth!

Selbst *Luthers* Landsmann und Genoss *Agricola* mit seiner Auslegung der Sprichwörter, welche den Kern der altineißnischen Umgangssprache enthält, ward abgewiesen. Hr. A. sucht keinen Kern in so schmutzigen Blümchen des großen Haufens; er sucht ihn lieber (um mit ihm zu blümel'n) in seiner abgeschlossenen Häuflein geblütem Schmutz.

Die Schriftsteller des *Opiz'schen* Jahrhunderts verdienten keine günstigere Aufnahme; sie hatten ja die junge meißnische Mundart, die, nach Hn. A. Versicherung, mit *Luther* zu lallen anfang, ganz zum

Verstummen gebracht. Mussten nicht edle Meißner wie *Fleming*, nicht Stockmeißner voll Selbstgefühls wie *Filip von Zesen*, wenn sie Gehör wünschten, in *Opiz's* herrschenden Ton einstimmen? Musste nicht Er, der endlich die betäubte Pleißnymph von der Gefänge der Schlei'er zu retten, und das schüchtern unschuldige Kind an ihrem Rosenbächlein zu leichten Naturtrillerchen zu ermuntern, aus Preussen sich aufmachte: mußte nicht der lautstimmige *Gottsche* sich fast die Lunge ausschrey'n?

*Tantae molis erat, Romanam condere gentem!*

So mühseliges Werk war des römischen Volkes Errichtung Von *Opiz*, dem Rädelsführer des unmeißnischen Trupps, ertheilt uns Hr. A. einige, zur Warnung allerdings hinlängliche, sonst aber doch wirklich sehr sparsame Proben, wie sie im Durchblättern seine Gedichte sich darbieten; aus der verdeutschten Arganis, welche *Lessing* als Fundgrube von edelen, theils schon gediegenen, theils Läuterung verdienenden Sprachstoffen nachwies, wird auch nicht das mindeste Körnchen gereicht. In jenen Beyspielen aber finden wir nicht nur (was allen folgenden Schriftstellern widerfährt) die Orthographie nach der Adelung'schen Grammatik umgemodelt; sondern häufig sogar die Worte, wahrscheinlich nach *Trillers* Verbalhornung. Der alte biedere Meißner *Fleming* liefert in das neumeißnische Wörterbuch von seinem Reichthum so viel als nichts; sehr wenig *Tjcherning* etwas mehr, aber auch blutwenig, ein *Gryphius*: oder der Vater oder der Sohn, erfahren wir nicht. Manches auch *Logau*, obwohl lange nicht genug: und warum wurden *Lessing's* Bemerkungen vernachlässiget? *Lohenstein* mag mit dem wilden Feuer, welche doch nicht so schrecklich als das Gottschedische Wasse ist, und mit der modischen Kostbarkeit des Witzes es verschuldet haben, daß Hr. A. aus seinen Gedichten kaum einzelnes, nichts aber aus seinem von Sprachgewalt strotzenden *Arminius* mittheilte. Zu Genüge begabt er uns aus *Canitz*, dem sanft fließenden; doch am mildesten aus *Günther*, zumal wo er durch Gemeinheit anzog. Das werden sie ungefähr alle seyn, die obenhin gebrauchten Denkmäler unserer Sprache von *Opiz* bis zu *Haller*.

(Die Fortsetzung folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ОЕКОНОМІЕ.** Pirna, in d. Verlagshandlung: *Vollständige und deutliche Anweisung zur Bereitung des berühmten und wohlgeschmeckenden Chesterkases.* Zum allgemeinen Gebrauche für deutsche Landwirthe herausgegeben von einem Oekonomen, welcher die Landwirthschaft in England praktisch erlernt hat. 32 S. 8. (4 gr.) Wenn man auch eine so feine chemische Operation, als die der Bereitung des Chesterkases ist, allein durch die Uebung und ohne vorher von den Gründen derselben belehrt worden zu seyn, lernen kann: so kann man es doch nicht aus einer Beschreibung, die nur das Mechanische des Verfahrens lehrt, von den Gründen desselben aber gänzlich schweigt; indem sich unter jeden andern Verhältnissen die Umstände ändern, und die, immer doch nur auf eine Localität gerichtete Beschreibung, den, der von der Sache sonst nichts kennt, im Ungewissen läßt. Dies ist der Fall mit der

obengenannten Anweisung, die noch dazu den Fehler hat, daß sie nicht ganz deutlich ist. Da indessen der Gegenstand selbst für die deutschen Landwirthe gar nicht unwichtig ist, eine gründliche Anweisung zum Käsemachen uns auch überhaupt noch fehlt: so würde es gewiß ein verdienstliches Geschäft seyn, wenn der Vf. das, was *Marshall* in der *rural Economy of Gloucestershire* Vol. I. S. 286-315, und Vol. II. S. 183-220 vom Käsemachen sagt, in einer guten Uebersetzung wozu er bey seiner Kenntniß der Sache und der Sprache vor andern geschickt scheint, noch nachfolgen ließe. Uebrigens bemerken wir noch, daß es der Vf. übergeht, daß *a de loose contexture and a rough austere flavour* die wesentlichen Eigenschaften sind, wodurch sich der Chesterkäse von den übrigen englischen Käsearten unterscheidet.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 F E B R U A R, 1804

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ALTONA, b. Kaven: *Grammatische Gespräche von Klopstock etc.*  
(Eingeschlossen ein Urtheil über *Adelungs Wörterbuch.*)  
(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Man glaube aber nur ja nicht, daß alle jene, den unmeißnischen Alten abgenommenen Beyspiele für lauter warnende Strafexempel zu achten seyn, das ist, für lauter edle Ausdrücke der höheren Darstellung. Behüte! Wer daraus auf gutes Glück etwas Erhabenes zusammensetzte, der käme leicht in Gefahr, dem Hn. A. preiswürdig zu erscheinen. Die ehrlichen Altväter schrieben in mancherley Tonarten; und dem denkenden, fein empfindenden Meister ist, wie bekannt, jeder Ausdruck an seinem Orte der treffendste, der beste. Quintilian sagt X, 1, 9: „Fast alle Worte (ausgenommen einige unehrbare, die gleichwohl auch in den Jamben und der „alten Komödie gelobt werden) aber sonst alle Worte „sind irgendwo die besten: denn auch niedrige mit „unter und gemeine bedarf man; und die an einer „geschmückteren Stelle unedel scheinen, sind, wo „die Sache sie fodert, der schickliche Ausdruck.“ So urtheilten vormals die urbanen Sprachkünstler, unbekannt mit der höflichen Wortscheu der Modernen. Ja, auch die edelste Schreibart ward nie, in keinem Volke der Welt, aus lauter ungewöhnlichen Worten und Wortformen gewebt: der Edelstein verlangt seine Folie, die Rose ihr hebendes Laub; und —

Trefflich gesagt ist jenes, wo dir durch schlaue Verbindung Neu ein tägliches Wort sich erhebt.

Horaz an die Pisonen, v. 47.

Ueberdies ward mancher Ausdruck, nicht immer von den schlechtesten unserer Vorfahren, dem barbarischen Zeitgenius geopfert; und, wie mancher einst niedrige zu unvorhergesehener Würde kam, so verlor sich auch mancher von altem Adel in den Staub, aus welchem eine glückliche Stunde ihn wieder aufrichten kann. Denn, sagt der kundige Horaz v. 70:

Vieles erwächst von neuem, was schon abdorrt; verdorrend Sinken die jetzt ehrhaften Benennungen, wenns der Gebrauch will,

Weicher mit Macht und Befehl und Entscheidungen waltet des Redens.

Hr. Adelung, überdrüssig des ewigen Warnens (welches in der neuesten Ausgabe des Wörterbuchs ein vorschimmernder Unglücksstern andeutet, und dann noch ein Worterguß weitläufig ausführt), fischte

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

zur Gemüthsergötzung aus den Bächen der schlesischen Periode auch viel solches Gewimmels, wovon er in den Gottschedischen Säuften sich Gedeihn versprach. Diefes bekennet er selbst in der Vorrede der alten Ausgabe §. 16: „Für die hochdeutsche (neumeißnische) Mundart können Opitz, Hofmannswaldau und Lohenstein nur auf eine entfernte Art zu Zeugen dienen, weil sie Oberdeutsche (unmeißnische Hochdeutsche) waren; es sey denn, daß es einen Fall betrifft, in welchem beide Mundarten übereinkommen.“ Wo also der Ausdruck des Schlesiers nichts weiter bezeugt, als daß er in diesem Falle die Ehre habe, gut Meißnisch gestimmt zu seyn.

Immer mit der Wortwage des neumeißnischen Verkehrs in der Hand, und was leicht genug schwebet, als gangbare Landesmünze zu billigen, was schwerer wiegt, für unächt zu verrufen bereit: so macht sich Hr. Adelung auch an die höhere, durch Alterthümlichkeit ehrwürdige Schreibart des achtzehnten Jahrhunderts, welche seit Haller und Hagedorn, trotz dem einredenden Gottsched und seinen Erben und Erbnehmern, Deutschlands Namen und Ehre ausbreitete. Hr. A. will ungern mit Gottsched sich vermischt sehen, der zwar (wie es in der Adelungischen Fortsetzung des Jöchers heist) „auf Reinheit und Richtigkeit der Sprache drang, selbst aber „incorrect und platt und geschmacklos schrieb;“ doch eben so sehr mißfällt ihm Bodmer, weil dieser (was im Adelungischen Jöcher getadelt wird) „mit „seinen Freunden dem wässerigen Geschmacke der „Gottschedischen Schule, zu noch größerem Schaden, einen unnatürlichen und schwülstigen Geschmack entgegengesetzte, und überdies seine Kenntniß der alten Sprache zur Verunstaltung der neueren mißbrauchte.“ Wir können voraus ahnden, wie es Bodmers unnatürlichen und schwülstigen Freunden mit ihren altväterischen Verunstaltungen der neueren, durch Gottscheds Lehre, wenn auch nicht Beyspiel, gereinigten Meißnersprache ergehen werde. Noch verdrießlicher war's für den Gönner des reingewässerten Hochdeutschen, daß zur Veredlung der höheren, durch Leidenschaft ungezügelteren Sprachweisen seine paar meißnischen Lieblinge kaum wenig beytrugen; und daß der Lausnitzer Lessing, ein Ausreißer wie Fleming, nicht nur den höheren Gesprächston, auch durch alte Wörter, Verbindungsarten und Wendungen, weit über die meißnischen Zirkel hinausrückte, sondern im Logauischen Wörterbuch S. 22 selbst Bodmers alte nachdrückliche Wörter empfahl; bis er endlich (Laok. Anh. S. 342 —

Rr

344

344) für die leidenschaftliche Poesie zustimmende Worte und (was er ein noch unerkanntes Geheimniß der Kunst nennet) angemessene Wendungen, dem Gang und Fluge des Gedankens genau folgende Wortstellungen, mit Scharfsinn und Gefühl bestimmte. Was zu thun? Hr. A. scheidet die frommen Schäfelein von den ungekürzten Böcken, die, durch sein Stillschweigen verdammt, in den Söhlund der ewigen Vergessenheit hinabfahren sollen. Leichte Fabeln und Erzählungen wählt er aus, die nicht zu hoch aus der Leipziger Umgangssprache sich verstiegen, Schäferstücke, fröhliche Liederchen, ein paar bunte Naturgemähde, allerley Sprüche aus Lehrgedichten. Auch tönt wohl dazwischen ein hochlyrischer Laut von *Ux*, der *Karfschin*, und *Ramler*, dem braven Landsmann, der, zu unserm Glücke, noch so ziemlich wegkommt; obgleich Hr. A. auch diesem Sprachveredler das Edelste mit stillschweigendem Bedauern ausmustert. Auch hier und dort ein tragischer Ton von *Schlegel*, *Cronegk* und den Meissnern, *Braue* und *Weisse*. Auch, damit es am Epischen nicht fehle, etwa ein Vers von *Wieland-Ariost*, oder wohl gar ein Hexameter von *Klopstock*; gefälliger indess wird des manchmal so natürlichen *Zacharias Renommiß* und *Murner*, der Kater, abgehört. Wenn nun das Erkohrene die Leipziger Probe hält; gut, so ist es reines, edles, anständiges, oder, wie Hr. A. sich gerne ausdrückt, *gut ins Gehör fallendes Hochdeutsch*; wenn nicht: so läßt er es zwischendurch für poetisches Oberdeutsch hingehn; gewöhnlich heist es unedel und undeutsch, eine Unart der unwissenden neueren Herren Dichter.

Einem Manne, der schon *Gleims* Kriegslieder, weil sie Opizens Ton halten, der Undeutschheit straft, mußten gewiss *Klopstocks* Oden und Bardiete, *Gerstenbergs*, *Goethes* und *Schillers* Aufschwünge zum Ideal, *Bürgers* veredelte Volkspoesie, und was sonst aus dem Staube sich erhob, sehr wunderlich ins Gehör fallen. Gleichwohl überwand er sich, selbst aus der bösen Zeit nach 1760, von dem einmal berühmt gewordenen *Gothe*, auch von *Benj. Michaelis*, *Göcking*, und einem Balladensänger des Gött. Musenalm. 1776, einige Proben zur Schau zu stellen. Aber der arme *Hölty* konnte ihm das Verbrechen, einer der Neueren nach dem letzten der meissnischen Goldjahre zu seyn, nicht einmal durch den Tod abbüßen: in der Adelungischen Fortsetzung des *Jöchers* wird unter dem Buchstaben H, der im Jahr 1787 herauskam, kein Dichter *Hölty* bemerkt; wohl aber ein *Dresdenscher Dichter Hanke*, „der sich“ (so heist es dort) „durch seine ganz auf Günthers Ton gestimmte „Dichtkunst empfahl.“ Und unseren *Klopstock* miskennt dieser Grammatiker so sehr, daß er vor dem vierten Bande des Wörterbuchs ihm zu sagen vermag: „Die Reichthümer und Vorzüge unserer Sprache aufzusuchen, sey freylich so leicht nicht, als „einige neue Zusammensetzungen zu wagen, eine „Mundart in die andere zu werfen, oder neue Arten „zu schreiben zu erfinden.“ O des bescheidenen Grammatikers, dem seine meissnische Wortwaage die Wa-

ge der richtenden Nachwelt dünkt! Was unserer Poesie nach der Adelungischen Goldperiode zuwuchs, sey es auch *Lessings*, des sprachgewaltigen, *Nathan*, das wird alles, noch in der neuesten Ausgabe des Wörterbuchs, weil es nicht rein wie das meissnische Gerede klingt, als unreines Hochdeutsch, als ein Gemisch von Mundarten, als Undeutsch, übergangen. Diese Alleinherrschaft der neumeissnischen, oder (um uns nicht an den edlen Meissnern zu verführen) der ausgemerzten plattmeissnischen Mundart, behauptet der Grammatiker *Adelung* gegen alle die trefflichsten Schriftsteller Deutschlands. Er der Eine!

Zur Vollständigkeit also, welche ein *Wörterbuch der deutschen Sprache* verlangt, fehlt dem *Adelungischen* auch in der letzten Ausgabe gar vieles. Es fehlt eine Menge von Wörtern unserer durch sprachkundige Schriftsteller aller Provinzen seit drey Jahrhunderten, in der letzten Periode am wenigsten durch oberflächliche, angebauten Prosa und Poesie. Den Wörtern fehlen Bedeutungen; den Bedeutungen fehlt Ordnung, Bestimmtheit, Richtigkeit. Es mußte daran fehlen; da, statt von dem ältesten sinnlicher Begriffe zu den allmählich aufgekommenen, theils wieder verlorenen Uebertragungen fortzuschreiten. Hr. Adelung gewöhnlich den spätesten Gebrauch der meissnischen Mundart zum Grunde legt, aus welchem er sich, wie es gehen will, seitab und hinausarbeit. Es fehlen fast überall die gewählten, oder selbst die gemeinen, Fügungen der Worte, und ihre Stellungen nach der Leidenschaft, samt den gehörigen Belegen. Ohne geläuterte Sprachphilosophie, welche aus langer Beobachtung der vollkommensten Menschensprachen abgezogen, nicht bloß aus dem Kopfe zusammengegrübelt seyn muß; ohne geübten Sinn für Anlage und Ausbildung der unsrigen; ohne klaren Begriff von der Natur des geschriebenen Hochdeutsch; kaum bekannt mit unseren Schriftstellern den besseren abgeneigt: verdung Hr. Adelung sein Sammlertalent, und sammelte in einigen Jahren was sich sammeln ließ, das Gesprochene seiner gastfreundlichen Provinz, und etwas mehr. Von alter Büchern durchblätterte er einige berühmte; neueren, unter welchen er kein klassisches, aber ein paar von Gellert und dem Ritter Michaelis als die correctesten, anerkennt, gesteht er nach Vorliebe für eine Provinz, und was ohne Mühe sich darbot, zum Belege gewählt zu haben; das meiste, was ihm wahlfähig schien, Wort und Beyspiel, nahm er aus dem Gedächtniß, wie dies oder das Geplauder der seinen Leipziger Welt ihm nachhallte. Für ein vollständiges grammatisch-kritisches Wörterbuch unsere Schriftsprache genommen, ist Hn. Adelungs Werk schädlich, weil es den Unkundigen irre führt; als ein Beytrag von unverarbeiteten und ungeordneten Materialien, brauchbaren und anderen, verdient es Dank, so sehr es auch durch anmaßende Urtheile ihn erschwert. Der wahrhaft kritische Anordner eines deutschen Wörterbuchs wird die Aussprüche *Rein Hochdeutsch*, *Oberdeutsch* oder *Undeutsch*, *Ede*, *Gemein*; mit Gleichmuth übersehen, oder zuweilen bloß

blos umkehren, und zu Ergänzungen und Berichtigungen den einladenden breiten Rand nutzen.

Lessing, der kurz nach dem Verlust seiner Kiste voll Handschriften in Hamburg war, redete in des Rec. Gegenwart von seiner zugleich verlorenen Abhandlung über die Einrichtung eines deutschen Wörterbuchs, und von der angehängten Bearbeitung derjenigen Wörter, welche bey Adelung schon im Buchstaben A fehlten. Es waren *dreyzehn hundert*: eine artige Summe, die gewiss, wenn mehrere Sprachforscher, wie die würdigen, durch Hn. Campe vereinigten Männer, ihre Sammlungen bekannt machen, sich noch ansehnlich vermehren läßt. Die Abhandlung hatte wohl, ohne Zweifel, jenen in der Vorrede zum Logau hingeworfenen Gedanken ausgeführt; die Probe der Bearbeitung war ein Auszug „der interessanten Collectaneen zu einem deutschen „Wörterbuche“, welche Hr. Nicolai (Briefw. S. 227) im Jahr 1769 zu sichern versucht hatte. Hr. Nicolai theilt uns bey dieser Nachricht seinen eigenen, von dem Lessingischen etwas abweichenden Entwurf mit: wie, aus den vorzüglichsten Schriftstellern der jetzt, in Prosa und Poesie lebenden deutschen Sprache, durch mehrere Hände der Stoff zu einem vollständigen Wörterbuche zu sammeln, und von Einem nach der Familienfolge zu ordnen und zu bearbeiten sey. Der Plan macht den Einsichten und vaterländischen Gesinnungen des Urhebers Ehre; nur die zuschlep-penden Lastträger möchten, bey geringerer Zuverlässigkeit, die Arbeit nicht abkürzen; auch würde der Theil über poetische und alte Wörter in der Ausführung vielleicht etwas anders geworden seyn.

Die *etymologischen* Grundsätze und Kenntnisse des Hn. A. zu entwickeln, ist nicht der Ort. Im Jahr 1774 (1 Vorr. S. 4) wünschte er sich Glück, fast immer auf *Fulda's* Wege zu seyn, weshalb er auch dessen Preisschrift seinem Wörterbuche vordrucken liefs. Im Jahr 1777 (3 Vorr.) befaß er sich, *Herders* Gedanken in der Preisschrift über den Ursprung der Sprache schon einige Jahre früher gedacht zu haben. Im Jahr 1782 (Lehrgeb. I. S. 182) hatte noch *Fulda* den einigen richtigen Weg, obzwar mit besserem Glücke gezeigt, als selbst betreten: welches Verdienst einem Anderen gebührte. Im Jahr 1793 endlich ward *Fulda's* Abhandlung der neuen Ausgabe des Wörterbuchs entzogen: „weil“, sagt Hr. A. in der Vorrede, „*Fulda's* etymologische Grundsätze von „den meinigen ganz verschieden sind.“ — Gleichwohl giebt er seine etymologischen Excursse wieder, wie sie waren, mit unwesentlichen Aenderungen; wenn er gleich z. B. die wohlriechende Münze nicht mehr mit dem starkriechenden — die Nase weg! — *μυρός*, *Menschenkoth*, zu vergleichen Lust hat. Wie neulingshaft er sogar Hauptbestandtheile der Sprache umirrt habe, wird in der Vossischen Zeitmessung bey den mittelzeitigen Anhängeln gezeigt. Seine nichtige Unterscheidung, *ig* Eigenschaft, *icht* Aehnlichkeit, und *sein* *ex ingenio* verfertigtes *adelig*, *flache-lig*, wird noch in der letzten Ausgabe, nicht vertheidiget, sondern mit Frotz hingestellt.

So der Entwurf des *Adelung'schen* Wörterbuchs; so die Ausführung. Dort ein *Zoffischer* Schwindelgeist, dessen Verblendung über ausschließliches Hochdeutsch in jedem Neubefessenen noch verblendeter ward; hier sein lustiger Spuk, der mit allem Gepolter, so viel er konnte und durch einander warf, am Ende nichts schaffte: noch lustiger und unwirksamer, als jener *Miltonische*:

*How the drudging Goblin swet,  
To earn his cream-bowl duly set,  
When in one night, ere glimpse of morn,  
His shadowy fleeth hath thresh'd the corn.*

Durch *Aristoteles* (Poet. 22) ward ein Witzling in Athen, der die alterthümliche, aus dem Gemeinen erhobene Sprache der Tragiker bespöttelt hatte, als ein Thörichter berühmt. Wenn unter Roms Grammatikern ein Schüler jenes, dem veredelnden Horaz, *Asinius* und *Virgil* aufsatzigen *Mälius* in einem *Wörterbuche der acht römischen Sprache* den nachlässigen Umgangston, oder auch den feineren der *Ciceronischen* Briefe, des *Cäsarischen* Tagebuchs, zum Maassstabe des Edlen gewählt, und alle feyerlicheren Worte und Wendungen der stürmischen Beredsamkeit, der schicksalwägenden Geschichte, der göttlichen Poesie, die der selbige Cicero mit solcher Gewalt theils anstimmte, theils versuchte, je entfernter dem Briefstone, desto schnöder getadelt, für unrömisch ausgeschrieben, oder stillschweigend verschmäht hätte; nicht wahr? der Schüler wäre wie der Meister verewiget. Nun denke man sich, statt dieses lebhaften und urbanen Briefstones, ein maassgebendes Gemisch von neumodischer Kathedersprache, und ceremonienhafter, halb höflicher, halb kleinstädtischer Galanterie! Was mag woh ein Ausländer empfinden, wenn er, unsere klassischen Dichter und Prosaiker zu verfehn, das *Adelung'sche* Mundwörterbuch aufschlägt, und die edelsten entweder gar nicht erklärt, oder so häufig eines niedrigen, nicht anständigen; undeutschen Ausdrucks beschuldigt sieht, — von einer Feder, die nicht einmal zum *anständigen Deutsch* eines eilfertigen Zeitungschreibers sich erheben kann!

Alle diese Verfehen der Anlage, und die überschwänglichen Gebrechen der Ausarbeitung, mit ruhigem Ernst überdacht, glauben wir, das *Klopstocks Urtheil über das Adelung'sche Wörterbuch*, so streng es ist, nur leichtgläubigen Verehrern einer mühsamen Geschäftigkeit missfallen, aber den Verständigen des Vaterlandes, welche, zu eigener Beurtheilung des grossen Gemeingutes, Kenntniß, Geschmack und unbefangene Wahrhaftigkeit mitbringen, gerecht scheinen werde.

Das dritte *grammatische Gespräch*, an dessen Eingänge wir von dem Affen des deutschen Sprachgenius, dem Kobold *Plauderpar*, so weit in die Wüste geneckt wurden, handelt S. 78 von dem Wohlklang unserer Schriftsprache. Durch rauhe Jahrhunderte verloren unsere Wörter, ausser dem e, die viel-lautigen Vokalendungen; die Italiener und Spanier, deren Sprachen der deutsche Besieger aus verdorbenem

nein Latein bilden half, behielten sie. Wenige schließen mit offenem Laute, wie *Sah, alda, May, einerley, froh, jetzo, Ruh, hinzu*; doch haben oft genug die Silben in der Mitte des Worts den vollen Ton, wie *Ba-de, rede, mögen, niemals, beruhigen*. Bey guter Wahl der Worte (und, was sich versteht, bey sorgfältiger Stellung, da man gehäufter Hauchen und Geziß, und die Begegnung unverträglicher Mitlaute verhütet) haben wir leicht einen männlichen *Wohlklang*, stark und sanft; einen *Uoloclango* können und sollen wir nicht haben. Wenn ein rauhes Wort irgendwo das einzige wählbare ist, weil kein anderes den Gedanken mit gleicher Richtigkeit ausdrückt, dann mildert es der Redende durch die Aussprache. (Jene mildernde Stellung vorausgesetzt. Wenn in zärtlichem Zusammenhange ein unliebliches Herz sich aufdringt, der sänftiget es durch freundliche Nachbarschaft und einen auflösenden Vokal; als Schlusswort es hervorheben, damit der Mißton in Schmerz wiederhülle, ist nicht der Sprache, sondern des Reimers Schuld. Klopstock hatte die Kühnheit, in der melodischen Teone (Od. I. S. 264) ein paar für das Sanfte des Gedankens und des Verganges zu starre Worte der mildernden Vorlesung zu vertrauen:

Wenn dem Inhalt sie wie Wachs schmilzt!  
wo vielleicht besser ein geschmeidiges Wort die Biegsamkeit des Wachses andeuten möchte:

Wenn dem Inhalt sie sich anschmiegt.

Bey Homer, Odyss. XIX, 204, wird das Bild, sie *zerschmolz in Thränen*, durch das Gleichniß des herabschmelzenden Schnees erweitert. Das griechische Wort, welches in fünf Versen fünfmal wiederholt wird, ist wohlklingend, und verändert in seinen Formen den Klang; das deutsche ist auch in den Formen veränderlich, aber rauh. Anfangs glaubte sich der Uebersetzer in der Nothwendigkeit, die Treue dem Wohlklange aufzuopfern, indem er *Schmelzen* dreymal in *Herabfließen* verwandelte; bis er endlich das Geheimniß fand, das Rauhe durch die Umgebungen zu erheitern:

Aber der hörenden Bos die schmelzende Thrän' auf die Wang' hin:

So wie der Schnee hinschmilzt auf hochgeschneiterten Bergen,  
Welchen der Ost hinschmelzte, nachdem der West ihn geschüttet;

Dafs von geschmolzener Nässe gedrängt abfließen die Bäche:  
Also schmolz in Thränen der Gattin liebliches Antlitz.

Wahr ist es aber, dafs auch in glücklicher Stellung ein solches Wort durch polternden Vortrag verunglücken kann. Es verlangt eine gebildete Ausrede, die, wie Kl. erinnert, nicht in allen Provinzen, nicht in allen Gesellschaften ist.) „Wenn man die Frage: „ob die geschriebene Sprache von der geredeten, oder „ob diese von jener gebildet werde? jenseits des „Rheins oder der Alpen thut; so stehet dort wohl „nicht leicht jemand lang mit der Antwort an, dafs „die gegenseitigen Einflüsse von ungefähr gleich seyn: „diesseits wäre die Frage lächerlich.“ Nur zu sehr leider wirkt durch Mißbildung die Aussprecherey der Gewöhnlichen auf die Schreiberey der Gewöhnlichen. Selbst der gute Schriftsteller, wenn er, was täglich gehört wird, nicht was sollte gehört werden,

im Andenken hat, kann leicht eine raube Zusammenziehung, ein halsbrechendes Anschmettern starrer Schlussilben auf starr anfangende, zulassen. Der klassische weifs, dafs er nicht stumme Zeichen für das Auge zu schreiben hat, sondern lebendige Worte, die von der Zunge gefällig in das Ohr eindringen: er schreibt, wie für gebildete Ausrede, und bildet sie.

Hierauf S. 81 über Verwandtschaft des Griechischen und des Deutschen, in Anlage und Grundform: wodurch fast wörtliche Verdeutschungen aus dem Griechischen möglich sind. (Kurz, fast räzelhaft angedeutet, was, umständlicher ausgeführt, auch dem Ungläubigsten einleuchten würde.) Der Klang beider Geschwistersprachen verlor die Familienähnlichkeit durch die Schicksale der späteren Ausbildung: dort vom Rauhen ins Sanfte, hier umgekehrt. Doch konnte sich jene der alten hartstossenden Präfixe *X, Pf, Kt Phth, Chth, Mn, Tm, Sph, Km*, und des attischen *Pt*, nicht entledigen; auch behielt sie einige Ausgänge mit mehreren Mitlautern, z. B. *Sphinx* (anderswo gemildert in *Phix*), *Salpinx*, *Anax* (aus dem älteren *Anakts*), *Aps* und *Hals*; indess *Aiantis* in *Aias*, und ähnliche, sich abglätteten. Die Ausartung in *gehäuft* Doppellaute, wie *ai ei*, möchte zu tadeln, aber, wie uns deucht, nicht eben Rauigkeit zu nennen seyn. Der deutsche Wohlklang fragt die griechische Euphonia: „Hat *Ech*, das man so oft in deiner Sprache und in meiner hört, einen rauhen Ton?“ Und diese antwortet: „Du dachtest bey deiner Frage sicht an *Charis*.“ (Also klänge es wohl gar anmuthig? wohl *char* wie ein *Nachtichallton* aus dem *Chariten* der *Chariten*? Klopstocks Meinung war nur: Die Griechen hatten, wie wir, manches geerbt, das der Milde rung widerstrebte; ein Trost, wenn auch unsere Wohlredenden nicht alles sich bequemt. Was ihn den Ausdruck schärfte, war ein gegen Kl. in Gespräch geäußelter Wunsch des Rec., dafs unsere *gehäuften* *ch* mit *i*, z. B. *wenn ich mich nicht richtig* — die oft schwer zu vermeiden sind, durch feinere Ausrede sich allgemach abschleifen oder umbilden möchten, wie etwa im Niederländischen: *wo ik mi niet*. Der feurige Liebhaber der Teutona wollte entschuldigen, und beschönigte. Ein frommer Wunsch der Mitliebenden schien ihm in den unholden Tadel der Uebellaunigen einzustimmen, dem er S. 85 die Vergleichung mit den Tönen der Sackpfeife, der Stroßfiedel, der Maultrompe, des Kuhhorns und der Nachwächterschnurre verweist.) Dann folgt S. 86 ein lautes, im Archiv der Zeit noch vermehrtes, sehr merkwürdiges Verzeichniß ähnlich lautender Wörter in beiden Sprachen, wobey man im Deutschen nur das der Umendungsilben durch andere Vokale beschränkt wünscht; und S. 94 eine Zusammenstellung griechischer Hexameter mit deutschen von nahem Wohlklange. In diesem Verse:

Dem sie mit Eil' entflohn, da die dunkle Nacht sie beschützt  
scheint ein griechisches Ohr *dunkel* zu verlangen. Die raue, *jetzt zu entschließen*, wäre leicht durch ein *zu* gehoben. Nicht so leicht das Geziß: *des Sohns: bitteres* —, und *Kränzen sie einziehen*.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 F E B R U A R, 1804

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ALTONA, b. Kaven: *Grammatische Gespräche von Klopstock. etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die italienische Sprache hat, nach *Klopstock* S. 96, zwar wohl lautende Vokallendungen; aber fast allein solche, bey sehr seltenem Konsonantenschluß, und auch sie mit vier herrschenden Vokalen (selten mit *u*), die sie gewöhnlich kurz, und nicht einmal mit gehöriger Abwechfelung braucht. Aus übertriebener Neigung zum Sanften, zerfloß sie in Weichliches: welches noch auffallender wird durch die doppelte Einförmigkeit, des (beynah nur gesungenen, nicht geredeten) Klanges, und der Silbenzeit. *Klopstock* meint die einförmige Zeitmessung des Italienischen, da dem weichen trochäischen Falle, der überall herrscht, zu wenige daktylische Wörter, und noch weniger Jamben, das Gegengewicht halten. Wir wünschen diesen, wie es scheint, richtigen Vorstellungen den prüfenden Scharf sinn des Hn. *Fernow*, der, indem er unserer karglauten Sprache etwas mehr von der italienischen Volltönigkeit wünschte, durch den Eifer eines edelen Deutschen und Kunstfreundes verleitet, die unsrige ein wenig zu streng, und die Ausländerin zu glimpflich beurtheilte. — Da wir an selbstlautigen Wortendungen bis auf *e* Mangel leiden; so haben wir dafür eine, wenn nicht vergütende, doch tröstliche Abwechfelung von schließenden Mitlauten, einzelnen und gut verbundenen, welche meist zwar mit *e*, aber auch nicht selten mit andern Vokalen ausgehen. Im folgenden Verse endigen sieben Mitlaute, zu sechs Vokalen gefellt:

Raßlos glüht das Gewerb', und von Thymian duftet der Honig.

Homer wechselt wohl zuweilen mit vier Endmitlauten, wie II. I, 506:

Επλετ' αταρ μεν τυι γε αναξ ανδρων, Αγαμέμνων.

Doch wird auch wohl ein einziger mit gewechseltem Vokal wiederholt:

Διογενὲς Πηλεὺς υἱός, ποδᾶς αὖτις Ἀχιλλεύς.

Welchem dieser an misstönendem Gezisch ähnlich wäre:

Waffenlos sah voller Verdrufs das alles Achilleus.

Oder selbender das tonreichere *n*:

Εὖ Χρυσηῖ ἱκανῶν, ἀγῶν ἱερῶν ἱκανομύβων,

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

Im Deutschen dürfte vielleicht solche Eintönigkeit nicht einmal als Nachahmung eines Naturtones gewagt werden, weil sie nicht in Endungen, sondern in gesuchten Stammsilben sich darbietet:

Die mit Getön ankamen, entflohn aus Seen und Gebirgshöhn.

Dieses *n* auch allein, aber mit dem schönsten der Vokale, und zwar um das Geräusch eines Vögelschwarms zu versinnlichen:

Χρηῶν, ἢ γεραιῶν, ἢ κυκῶν δουλιχοδαίρων.

Auch hier würde im Deutschen der Klang wegen der mühsam gesuchten Stammsilben beleidigen:

Weit schon hallte der Hohn, da mit Angstton alle dahin-  
höhn.

Der italienische Wohlklang trägt, in *Klopstocks* schönem und treffendem Gleichnisse, lauter Myrten zum Kranz; der griechische bey den Myrten auch etwas Eichenlaub; der deutsche des Eichenlaubes so viel, dafs es die Myrten fast ein wenig zu sehr beschattet.

Unser zu häufiges *en*, wie S. 101 richtig bemerkt wird, ist an sich wohl lautend; denn das halbverschluckte des nachlässigen Sprechens wird der Sprache nicht angerechnet. Selbst die Griechen hätten in Pindars Mundart *enden* für *endein* gesagt, und daneben *endemen*, wie unser *endigen*, in Pindars und Homers Heimat. Möchten wir dieß ablösende *igen* durchaus haben! Lieb sind, der Mannigfaltigkeit wegen, auch *eln* und *ern* dem vorsichtigen Anordner; er läßt gerne den Sturm *rütteln*, und das Gewitter *donnern*: wenn nur, wie ehemals, auch der Wind *fäufeln* dürfte, und der Himmel sich *aufheiteren*. Der grofse König, der lieber tödesk als deutsch redete, prägte zu unserer Bereicherung ein leicht klingendes *liebena*; aber dießmal ging seine Münze nicht durch. Schade doch, dafs der Sprache zu gebieten, weder ein Siegmund noch ein Cäsar vermag! Jetzt muß der Schriftsteller gegen den zu häufigen Anlauf des *en*, welches nicht in Handlungswörtern allein, sondern in Benennungen und Beywörtern heckt, wie gegen jede Anhäufung, auf seiner Hut seyn. Besonders wenn es nach einer Länge sich senkt, wird seine Wiederkehr unangenehm:

Allen Bäumen sproffen Blüten.

Den Bäumen entsproffen die lieblichen Blüten.

Wer ein empfindliches Ohr hat, wird diesem vorlauten *en* wenigstens nicht in den Ausgängen der Verse, wo es so recht aushallen kann, das grofse Wort lassen. Zwey nach einander mit *en* schließende



de Hexameter, wofern die Abschnitte es vermieden, duldet man wohl; auch in einer gefonderten Periode, die sonst abstechendes genug hat, noch den dritten. Das möchte für unser Ohr das Aeußerste seyn, obgleich der feinhörende *Klopstock* im *Messias* sich oft viel weiter hinaus wagte. Freylich kann, wer des Trostes nicht lieber entrathen will, sich mit Beyspielen aus Homer und Virgil trösten. Jener II. XXII, 56—58 endiget drey Hexameter in einer Periode mit *us*, wo noch sonst des Gezißes nicht wenig ist. Dieser hat Aen. XI, 173, bey einleitenden *es*, *is*, *us*, drey Ausgänge auf *is*; und wieder drey solche Aen. XII, 236, worauf noch ein Halbvers mit doppeltem *is* folget, obgleich in gefonderten Perioden; sogar mit *en*, wofern nichts verschrieben ist, schliessen Aen. X, 247 drey aufzählende Hexameter nach einander. Was aber wollen die, wollen sie Lob oder Entschuldigung, die uns ganze Seiten herunter mit weiblichen Reimen auf *en* einfingen? Als ob alles übrige, Gedanke und Wort und Stellung und Bewegung, müßte gewählt werden; nur nicht der Klang, nur nicht jener durch des Reimes Verdoppelung gehobene Klang! Sogar lauter weibliche, von männlichen ununterbrochene Reime, mit der herrschenden Schlusssilbe *en*, haben die Zärtlichkeit unseres Ohrs versucht. Melodische Südvölker, sagt man, lieben den durchaus weiblichen Reim. Sie lieben ihn, wie die Engländer den männlichen, aus Noth; aber sie lindern den einformigen Fall durch mannigfaltigen Laut beider Reimsilben: welcher hier und bey den Affonanzen, als unerlässliche Pflicht, die möglichste Abwechslung verlangt. Schon ein ewiges *e* in der Senkung, und gar ein ewig fortsummendes *en*, würde jenen Melodischen das unmännliche Geknix solcher Reimordnungen verleiden. Das selbige Gefühl, welches in jenen Sprachen das schönste des Erreichbaren auswählte, hätte aus der unferigen ganz anders gewählt.

Im dritten Zwischengespräche S. 105 sollen die Regensburgischen Heiligerömischer Reichsdeutschernationsperioden nach Schalmey und Dudelsack einen Barentanz aufführen, der aber vereitelt wird. Was gehn, spottet die Einbildung, Regensburgerey und Sprache einander an? was die Lumpe, die den Vogel scheucht, und das Netz, welches ihn fängt? — Das Urtheil antwortet: Es ist doch merkwürdig, daß, wer das Gesetz giebt, oder es anwendet, wer Feldherr ist, oder ihm die Entwürfe macht, 'ne solche Sprache hat. Denn wer sollte es sich mehr zur Pflicht machen als sie, daß sie bestimmt, kurz, würdig und edel, auch wohl, wenn es der Gegenstand zuliesse, mit sparsamer Anmuth redeten? — Die Spötterin darauf: Ihre Schreiber haben ihnen nun einmal gesagt, daß sie nach gehörigster Erwägung - Ermessung und Untersuchung, wie auch mit allertiefstem Zubodenwurfe, nicht hätten entohniget seyn können, diese Göttersprache für sie zu erfinden; und daher auch ohnermangeln müßten, sothanem Lippen- und Zungen-Gebrauche gemäß, an ihrer Statt und Stelle das Wort zu führen. — Würdig dieses Aristophani-

schen Auftritts erscheint dann die edle *Wasistdaswasdasistwashaftigkeit*, in der Abkürzung leicht hörbar als *Waschhaftigkeit*, um einige dunkelhafte Franzosen lächerlich zu machen, welche eine Sprache, worin *Was ist das?* in *Qu'est-ce que c'est que cela?* ausgedehnt werden darf, für die erste der Welt ausrufen. Zuletzt wird der Name der holden Schwätzerin an den nicht Pythischen Dreyfuß geschrieben, mit der angeeigneten Orthographie: *Wasisthdaswasdasisthwaschhaphthigkeyth*.

Aus der Wortänderung wird S. 117 der vollendete Theil über die abwechselnden Beziehungen gegeben; d. h. über solche Präpositionen, welche bald die dritte Endniss (den Dativ), und bald die vierte (den Accusativ) regieren. *Klopstock* wünscht, daß auch bey in das alte Recht der doppelten Herrschaft wieder eingesetzt werde. Hr. *Adelung* hingegen, obgleich er seine Entdeckung, daß Luther ein Niedersächse sey, für Irrthum erkannte, behauptet noch in der neuesten Ausgabe des Wörterbuchs: die Fügung, *Ehe er nahe bey sie kam*, — *Tritt bey dein Brandopfer*, habe Luthers Bibel aus der niedersächsischen Mundart; wiewohl doch wiederum nicht zu leugnen sey, daß bey auch in den hochdeutschen Redensarten, *bey Seite gehen*, *einen bey Seite nehmen*, die Richtung wohin bezeichne. So flattert der Mann. Aus dem Altdeutschen, welches in einigen Redensarten noch fortlebet, nahm Luther das hingehende bey in die Bibel. Er hieß ja bei die andern sitzen (sich setzen), heisst es im Fierrebras D. 5. Aus dem Altdeutschen nahm es nach ihm Opitz, ein Oberdeutscher nach Adelungischem Sprachgebrauch: *Sie kamen nahe bei die Insel Malta*, Arg. II, 117. *Bei die Princeßin hingehn*, II, 198. Auch *Rollenhagen* vom Fortgang in Ruin, Grösse und Zeit: *Bey die acht Meilweges*, Wund. Reif. 62. *Welcher bey die 30000 waren*, ebd. 51. *Sie leben bey die 300 Jahr*, ebd. 25. — Was *Klopstock* hiebey unserer Sprache zum Vorzuge vor der griechischen anrechnet, daß diese im Gebrauche der abwechselnden Beziehungen, besonders mit drey Endnissen schwanken soll: ist zu entschuldigen durch die rastlose Thätigkeit des Dichters, der, zur Ehre des Vaterlands, mehr um den Geist der Griechen, als um Spitzfindigkeiten ihrer Grammatik, sich bekümmerte. Der Griechen bezeichnete das Wo und Wohin, wie wir; und ausserdem ein Woher mit dem Genitiv. Aber oft wird das Ruhende wie in Bewegung, das Kommende und das Hingehende wie daseyend, und ein gegenseitiges Verhältniß in der Richtung dahin oder daher, gedacht. Hierin, und in den figürlichen Bedeutungen, verwickelte sich *Klopstock*.

Die Bedeutungen unserer abwechselnden Beziehungswörter zu erklären, scheinen uns die alten Fragen Wo und Wohin, wenn wir zu dem Raume des Ortes den figürlichen der Grösse, der Macht und der Dauer denken, völlig genug zu seyn, und *Klopstocks* sieben Fragen mitsamt der Nichtfrage S. 119 in sich zu enthalten. — In der scheinbaren Ausnahme S. 121: *Kommt auf den Freytag*, *Bestellt ihn auf diesen Nachmittag*, fragt kein Wo oder Wann, sondern ein



ein wirkliches *Wohin*: Richtet die Ankunft, bestellt ihn, in diesen Zeitraum hinein. So auch, *Morgen über acht Tage*. — Dieses über mit der dritten oder Zweckendiß (Dativ) bezeichnet immer ein *Wo* in Ort oder Zeit: *Er vergaß es über dem Spiele*, im Spielen, während des Spiels. Mit der vierten oder Wirkendiß (Accusativ) bezeichnet es immer ein *Wohin*, aber auch ein figürliches, die Richtung zum Gegenstande: *Er vergaß es über das Spiel*, in der Richtung auf das Spiel, wegen des Spiels. Man lobt, sagt Lessing, den Künstler dann erst recht, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt. Eben so, *Er freut sich über die Blumen*; *Er schreibt über die Grammatik*; und Lessings, *Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert*. Weil die Beziehung gegenseitig ist, so kann sie auch durch *Woher* bestimmt werden: *Er vergaß es wegen des Spiels*, sein Vergessen kam von wegen des Spiels, kam daher; *er freut sich wegen der Blumen*, oder der Blumen halb, hat Freude vom Wege der Blumen her, von ihrer Halbe oder Seite her. Manchmal scheint über die Begriffe *Wo* und *Wohin*, des Daseyns und der Beziehung, zu vereinigen. *Er ward über dem Schreiben krank*, ist eigentlich nur, im Schreiben; aber man vermuthet, die Krankheit rühre auch vom Schreiben her, beziehe sich auf das Schreiben: dieses bestimmt auszudrücken, würde über das Schreiben erfordert. So Luthers, *Der Löwe brüllt über dem Raube*, er brüllt vor Freude bey seinem Raube, welche natürlich auch Freude über den Raub ist. Manchmal aber entschlüpfen auch Sprachfehler sogar den besseren. Unser Klopstock sogar urtheilt, daß der Sprachgebrauch den Begriff wegen des Spiels gewöhnlich durch über dem Spiele bezeichne, und über das Spiel nur dulde. Dafs Hr. A. Rechtes und Unrechtes durch einander wirrt, ist weniger zu verwundern.

Der Tadel S. 123, daß der Grieche manchmal ein *Wo* statt des *Wohin* setze, trifft wiederum fehl. In das Meer werfen, hiefs poetisch, wie bey den Römern, dem Meere einwerfen,  $\piοντ\omega\ \epsilon\mu\beta\alpha\lambda\lambda\epsilon\iota\nu$ , oder  $\epsilon\mu\beta\alpha\lambda\lambda\epsilon\iota\nu$  getrennt. Hiernach,  $\mu\epsilon\sigma\sigma\omega\ \delta'\epsilon\nu\ \kappa\alpha\beta\beta\alpha\lambda'\ \epsilon\mu\lambda\omega$ , mitten der Versammlung hinein warf er ihn nieder. Die Zweydeutigkeit, da es anderswo auch in der Versammlung bedeuten kann, durfte gerügt werden, um Nachsicht für die Unfrigen zu gewinnen. — Ist es in der That Sprachgebrauch, wie Kl. mit A. meint: *Die Reiter kamen an den Wald zu stehn, in das Dorf zu liegen*? Sie kamen ja nicht dahin, um zu stehn; sondern sie kamen dazu, sie trafen es, an dem Walde zu stehn. Auch sagen wir alle: *Er kam unten zu liegen*, nicht hinab; *Er kam oben zu sitzen*, nicht hinauf. Wer sagt denn: *Er kam an das oberste Ende zu sitzen*? Richtig heisst es bey Rollenhagen: *Die Erde kömpt im mittel zu stehn*, Wund. Reif. 183. — Das bildliche Wort *Fuss* wird theils für Mafs, Mafsgebung, Art und Weise, gebraucht; theils von der alten vornehmen Tracht grosser Schuhe. In der ersten Bedeutung sagt Klopstock recht: *Auf grossen Fufs leben*, in Beziehung auf den grossen Mafsstab, nach demselben. In der zwey-

ten müßte man wohl, wie im Französischen *estre sur un grand pied*, auch im Deutschen *auf grossem Fusse stehn*, oder *leben*. — Man sagt eigentlich: *Er stösst sich*, oder *seinen Fuss, an den Stein*; also figürlich: *Er stösst sich an die Rede*, nicht, wie Klopstock meint, *an seiner Rede*. Joh. Pauli: *An diese exempel stossen sich andere*, Schimpf und Ernst, 372. Lessing: *Es stösst sich an die Aussteuer*, Schausp. 194. — Schwierigkeiten dieser Art, denen ein Klopstock nicht oblagte, bringen uns zu der bescheidenen Erkenntniß, daß selbst die Schriften der Aufmerksameren nicht ganz fehlos sind, und, daß weniger noch flüchtige Weltleute einer Provinz das classische Gold im Munde führen. Dem ängstlichen Gellert entfuhr gleichwohl, *ausser den Stand setzen*; so wie ein anderer Oberfachse von Verdienst, durch die Landesaussprache getäuscht, *einem die Injurien einzudrängen*, statt *einzutränken*, sich vergaß. Aber warum bemerkte Klopstock das Geschreibe eines Deutschlateiners, der, wenn er Gellerts unerwogenen Ausdruck wiederholte, ihn eben dadurch *ausser den Umlauf und ausser den Werth* setzte?

In dem vierten Zwischengespräche S. 129 treibt die Bildsamkeit wieder mit der Ausländerey ihr Spiel vor den Homerischen Traumpforten. Jené ist es, „die „dafür sorgt, daß der Ausdruck zu dem Gedanken „so recht passe, daß er ihm gleichsam anliege, wie „das Gewand dem Mädchen, wenn es aus dem Ba„de kommt: das Mädchen denke man sich schön, „und das Gewand als ein Leinengewebe, bey dem „Pallas vielleicht stehn bliebe.“ Die Ausländerey sagt offenherzig; daß sie weder unsere Sprache kennt, noch selbst die ausländischen, „aus denen sie Wort„bevölkerung zu uns herübertreibt; aber das, meint „sie, sey ja auch bey ihren Verrichtungen gar nicht „nöthig.“ Sie wünscht wahre Vorstellungen aus der Elfenbeinpforte, deren täuschende Natur ihr verhehlt wird, kommen zu sehn. Es werden mit dem harten s, wofür der neue Grammatiker z und tz erklärt hat, Bannsprüche vom Blatzelaut und Gemampf in mutzikalischer Autatzsprache abgetzumtzt, Umsonst; die Pforte zu öffnen, muß der Name des berühmten Grammatikers in mystischer Andeutung gemurmelt werden. „Er besteht,“ heisst es, „aus drey „verschiedenen Selbstlauten, und, was die Mitlaute „anbelangt, aus einem der Stotterer, aus dem Iall„laute, dem Nennlaute, und aus einem der gackern„den.“ Die Vornamen, obgleich es „gewisse wei„land auch berühmte“ sind, werden nicht nothwendig befunden; denn schon nach dem ausgesprochenen Gackerlaut, lermt es an der Pforte, und es drängt sich eine ganze Heerde von des Grammatikers Behauptungen heraus. Noch schlimmere Sprachfehler, heisst es, als die wider die Grammatik, sind die wider die Wortkunde. Sie dürfte einer, so derbe das Wort ist, im Unwillen etwa einmal *Schmitzer* nennen, „wenn er die unsaubere Arbeit übernehme, „und mit der herkulischen Gabel da zu Stalle ginge, „wo man, weil man sich zum Richter aufwarf, ganz „andere Beyspiele als die gegebenen schuldig war.“

Hier-

Hierauf S. 142 giebt Klopstock dem Genius der Sprache Rechenschaft, warum er diese Mißhandlungen der Grammatik und der Wortkunde seiner Aufmerksamkeit würdige. „Ich thue es, Genius, weil die Bücher, in denen jene Mißhandlungen stehn, der Sprache schaden. Und welcher Sprache? Derjenigen, die zu dem Ausdrücke beynah aller Gedanken und Empfindungen, welche gesagt zu werden verdienen, einen hohen Grad der Bildung, und zu einiger, den höchsten erreicht hat. Du siehst, die Sache ist ernsthaft: und wenn man solchen Büchern ihren Platz nicht anweist; so ist das keine gültige oder stolze Schonung mehr, sondern weiche Gelindigkeit, oder gar Furcht (ich kenne keine furchtsamere) vor niedriger Ansehung. Du meinst, diese Bücher schaden nicht. Ich glaubte dieses sonst auch, und wie wenig bekümmerte ich mich damals um sie; aber ich habe es anders gelernt! Denn Männer geben ihnen Beyfall, die einen Namen haben; und sogar thut es auch wohl einer, dessen Name auch darum bleiben wird, weil einige seiner Blätter, durch Beyspiele, zu der Bildung der Sprache mehr beytrugen, als ganze Werke voll Sprachuntersuchungen. — Der Beyfall der letzten ist mir eins von den Rättseln, an deren Auflösung ich mich nicht wage. Denn du verlangst z. B. doch wohlgewisst nicht von mir, daß ich begreifen soll, warum sich *Wieland* das mundartliche Wörterbuch auf den „Pult nagelte.“ Natürlich, zum Gebrauch des Brauchbaren in dem zusammengeschleppten Wörternvorrath, zur Auffrischung des Gedächtnisses, mit Vorbehalt eigener Beurtheilung. Aber, wie es denn geht, wenn einer mit dem Erbfeinde des Guten auf Bedingungen sich einläßt! So richtig *Wieland* noch im Jahr 1786 bey Horazens Satyren (II, 5. Anmerk. 6) Adelsung vortreffliches Wörterbuch mit Dingen, die in Leipzig und Meissen auf allen Gassen gehört werden, zusammen dachte; so wußte ihm doch der *Spiritus familiaris*, der in dem angenagelten Tröster sein Wesen trieb, mit allerhand Einraunungen sich immer mehr anzuschmeicheln, bis endlich die neumeynische Goldregel der Natürlichkeit, sowohl in seine Urtheile über Homer, als auch, wenn anders der würdige Sprachforscher in den Campischen Beyträgen (St. IX. S. 17) genau nachsah, in die letzte Ausgabe seiner Gedichte, einen nicht unmerklichen Einfluß gewann. Nach *Wieland* leisteten zwey andere Männer, von denen man es nicht erwartete, dem Adelsung'schen Wörterbuche die Huldigung. Des Hn. Tellers Beurtheilung der deutschen Sprache in Luthers Bibel ward „dem Hn. Adelsung aus innigem Dankgefühl für eines seiner Meisterwerke, auch zur richtigen Schätzung der Bibelübersetzung Luthers, mit großer Ehrerbietung und Ergebenheit gewidmet.“ Und Hr. Eberhard, der dem Hn. A. seine Synonymik zueignete, erkannte das Verdienst des Mundwörterbuchs also: „Richtigkeit und Bestimmtheit der Erklärungen, Genauigkeit und philosophische Verbindung in der Classification der Bedeutungen, tiefe Gelehrsamkeit in der Erforschung der Abstammun-

gen, Scharfsinn, Geschmack und Urtheilskraft in ihrer Würdigung, treffende Wahl in den Autoritäten, alles vereinigt sich, diesem Werke eine Vollkommenheit zu geben, die nicht nur keiner seiner Vorgänger unter den Deutschen, sondern auch keiner unter den Auswärtigen bisher noch erreicht hat.“ Wenn Hr. A. den deutschen Homer kennte, wir trauen ihm zu, er hätte mit dem bescheidene Telemachos geantwortet:

Edler Greis, wohl schwerlich ward dieses vollbracht, w du redest;

Denn zu groß war das Wort! Ich staune dir, Völkergebiete

Aus der Hornpforte geht S. 146 die leider noch wahre Vorstellung: „Die Deutschen haben poetische Silbenmaß, aber prosaisches haben sie noch nicht. Dieser wird die Erläuterung hinzugefügt: „Silbenmaß ist Mitausdruck durch Bewegung. Wie die Dichtkunst sehr verschiedenen für ihre Gegenstände hat, so hat ihn auch die Prosa (die Griechen nannten diesen Rhythmos, die Römer Numerus) auch für ihre noch mannigfaltigeren Gegenstände. Bei den Griechen fing es mit Thrasymachus an, und währte bis zu Isokrates, eh ihnen der Rhythmos, und bey den Römern dauerte es von Cölius Antipater bis zu Cicero, eh ihnen der Numerus gelang. Bey den Deutschen fing Luther an; aber er blieb ohne Nachfolger.“ Nach unserer Ansicht ist das Silbenmaß eine in schönen Verhältnissen abgemessene Anordnung mannigfaltiger Wortfüße, deren heftige gelassener, anhaltender Gang dem ausdrucksfähigen Inhalte sich anschließt. Gefällige Abwechslung der Wortfüße muß überall seyn; Ausdruck des Gedankens in entsprechender Bewegung, so oft er kann. Wenn wohlgeordnete Wortfüße stetig in gleich abgezahlter Hebung und Senkung, wie in taktmäßigem Tanz fortschreiten, so entsteht ein poetisches Silbenmaß (*metrum*); wenn ohne Takt, ein prosaisches (*numerus oratorius*); eine Mittelbewegung hält der Dithyrambus in ungezügelter Gesetzlosigkeit der kraftvollsten Wortfüße. Wir haben die Gewandtheit unserer Sprache zu den vielfachen Schwüngen der Eurythmie spät kennen gelernt, daß natürlich die Aufmerksamkeit auf gute Bewegung noch weit seltener ist, als auf den Wohlklang, wovon doch einiges auch in einförmigen Reimweisen sich dem glücklichen Gehör anbietet. Indes hat sich wenigstens die Gleichgültigkeit gegen die Kunst des Wohlklangs, und selbst gegen die tiefere des Rhythmus, beynah verloren; und unser Prosaisker ahndet schon, wie sehr der gewählte Ausdruck, wenn er ganz treffen soll, nicht nur gefälligen Klang, sondern auch schwungreiche Beflügelung der harmonisch geordneten Perioden erfordert. Durch einige Uebung in epischen und lyrischen Silbenmaßen werden sie bald die Natur der verschiedenen Wortfüße sich deutlich gemacht, und diese Elemente der Rhythmik, nach den leichten Regeln der Rhetoriker, auf die sanften und stürmischen Bewegungen des prosaischen Numerus anzuwenden gelernt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 F E B R U A R 1 8 0 4

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ALTONA, b. Kaven: *Grammatische Gespräche von Klopstock etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Von dem Reichthume des vierten Gesprächs S. 149—227, die *Wortbildung*, möchte der Rec. gern mehreres ausheben, als der beschränkte Raum zuläßt: z. B. den treffenden Spott S. 170 über die Berliner Akademie, welche, ihres Berufs für die Sprache des Vaterlandes zu wirken uneingedenk, eine Rivalade mit dem Ehrenpfennige belohnte. Liebe für den Entschlafenen, der stets Wahrheit suchte, und sie häufig fand, fodert ihn auf, einiges anzuzeigen, wo sie verfehlt scheint. Der Wortkunde soll nach S. 173 die Kenntniß der Ableitung (Etymologie) nicht eben genützt, sondern wohl eher geschadet haben: wenn z. E. bekannt sey, daß *glücklich* von *Glücksal* abstamme, der denke sich weniger dabey, als wer einen durch Glück *befehligen* verstehe. Dieß wünschten wir ungesagt. Nicht Kenntniß, sondern Unkenntniß schadet; und noch mehr Halbkenntniß, indem sie Wechselbälle, wie *schmücheln* und *adelig*, gebiert. Der gründliche, und dadurch bescheidene Kenner der Etymologie hat nicht allein den Buchstaben, sondern vorzüglich dem Begriffe in allen Umwandlungen nachgeforscht; er weiß aus vielfältiger Erfahrung, die in mehreren Sprachen zusammentraf, in welche Begriffe der erste sinnliche übergehn konnte, und in welche er durch den Sprachgebrauch verschiedener Zeitalter übergang. Jenes *glücklich*, von *Glücksal*, Fülle des Glücks, (welches *Glücksal* noch Königshofen im Narrenschiff S. 80 brauchte), behielt den ganzen Begriff der Abstammung, der mehr sagt, als *glücklich*; und auch in dieser ursprünglichen Bedeutung durfte Klopstock (Od. B. 1. S. 198) die *Glückseligkeit* als das Höchste des menschlichen *Glücks*, nur der *Seligkeit* des Anschauens Gottes untergeordnet, vorstellen. Die höhere Bedeutung von *selig* ist neu; vordem hieß es, wie *beatus*, nur reich. — Geübte Kenntniß der Etymologie zeigt Klopst. S. 171—185, wo er die Namen unserer Flüsse deutet. — Für Frischens Vermuthung (S. 187), daß *Einöde* nur eine Form von *Einheit*, Einsamkeit sey, könnte man noch die wüste *eynod* bey Kaisersberg (Christ. Bilg. f. 62) anführen; dagegen aber scheint das (von Adelnung übergangene) Beywort *einöde* zu zeugen: *diese eynöde Ratt*, Kaif. Pat. Noft. J. VI; mit den *einöden trawigen*. J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

*Ortem*, Op. II. S. 279. Oder dürfte auch ein beywörtliches Anhängel *öde* als Spielart von *icht*, *echt*, *et* gelten: wie etwa bey Kaisersberg *thöricht* in *thorecht*, *thorocht*, *thoracht*, *thoret*, *thorot* umherspielet? — *Sagen* (S. 190) stammt nicht von *signare*, mit dem Kreuze bezeichnen; sondern, sammt dem Hauptworte *„Sagen“*, welches dem *signum* schon unähnlicher sieht, von dem jüngst veralteten *segen*, bey Waldis: *Kinder firmen*, *Kirchhoff seggen*, Fab. IV, 90. Es bedeutet eigentlich vermehren, Wachsthum oder Gedeihn geben; das selbige was *fäen*, (alt, *fahen*, *fajen*, *segen*), dessen Grundbegriff noch jetzt, obgleich eingeschränkt, fortdauert: *das veld seggen*, sagt Kaisersbergs Dolmetsch Adelphus häufig. Selbst unser heutiges *sagen* (vordem *sayen*, *seyen*, woher *geseyt*), und unser *sehen*, (*seem*, *segen*), heißen im Grunde, hervorbringen, darstellen, bilden, durch Wort oder Blick. Wie nun *größen* (*grüten*) Gröfse und Zuwachs, *heilen* und *heiligen*, Heil, Vollkommenheit, Vollwuchs schafft oder wünscht: so schafft auch *segen* und *segenen* Vermehrung und Gedeihn; oder wünscht es durch Worte, auch des Abschieds, und durch Zeichen, auch jenes christliche.

Klopstocks Einwürfe gegen das erneute Wort *entsprechen* hat der Rec. ehemals aus seinem Munde gehört und, so gut er konnte, beantwortet. „Es kann zwar bedeuten,“ sagt er S. 199, „was es bedeuten soll (nämlich *zusprechen*); es ist aber gleichwohl kein gutes Wort. Denn es drückt nicht nur das „Gegenseitige von *entsagen* aus; sondern wir haben „es auch der Kanzleysprache zu danken.“ Auf jenes war die Antwort: Auch *versprechen* und *versagen* sind so widerwärtig, daß eines zu, das andre ab will; welches soll Landes verwiesen werden? Auf das zweyte: Die alte Sprache darf nur, in sofern gerichtlicher Schlendrian sie mißbrauchte, verwerfliche Kanzleysprache heißen; und wo hätte ein Kanzleist unser *entsprechen* der Rote des *sothanen* und *alldiweilen* einverleibt? Dieß unbescholtene, seit Kaisersberg am Oberrheine noch fortblühende Wort stellte Lessing dem Sprachgenius vor, und der Genius gebot Einführung. Klopstock sähe lieber das Leibnizische *antworten* eingeführt; wir nicht lieber, aber zugleich. Es steht in den *Gedanken wegen Verbesserung der teutschen Sprache* §. 61: „Cicero hat denen Griechen vorgeworfen, sie hätten kein Wort, das dem Lateinischen *inceptus* antworte.“ Gleich würdig der Mitbürgererschaft sind Lessings *zusprechen*, und das ähnliche *zusagen* aus Schlesi: *Was dieser Absicht nicht vollkommen zusprach, ward verändert*, Dramat. 317.

T t

Weil

Weil ihre schlechte Tracht dieser großen Philosophie nicht übel zusetzte, Op. Arg. I, 680. Die einander zusetzende Abtheilung der Glieder, Loh. Arm. I, 459. Des Guten kann man nicht leicht zu viel haben. — Witzig ist die Erklärung S. 203: *Sich nicht entblöden*, sich der Kühnheit nicht enthalten: von bold, kühn. Aber es heißt, sich nicht blöde benehmen, nicht erblöden; nämlich das *ent* an zugehen, der, nicht in abgehender Bedeutung genommen. Eben so ward für *erröthen*, oder, wie Logau sagt, *sich erröthen*, bey den Schlesiern auch *entröthen* gebraucht: *Sie war hierüber entröthet*, Loh. Arm. I 391. *Er entröthete sich*, II, 788. Welche, mir solches zuzumuthen, *sich nicht entröthete*, II, 117. — Näher der Wahrheit wird S. 204 *sich entrüsten* erklärt, sich durch Zorn aus der Ruhe bringen. Aus der Ruhe? weil im alten Liede die Sonne zu Rüste geht? *Entrüsten* heißt, aus der Rüstung, d. i. im älteren Sinne, aus der Ordnung oder Fassung bringen. So hieß, *irren und entrichten*, bey Kaifersberg (7 Schw.) aus der Richtung bringen; und figürlich, *ir seind entrichtet über mich* (Post. II, 84), erzürnt; oder, *den entricht der teufel* (7 Schw.), verrückt. — Die S. 205, und auch in Adelungs neuester Ausgabe, verkannte Redensart, *es lohnt oder verlohnt sich der Mühe*, wo *sich* als Dativ, und *der Mühe* als Genitiv gedacht werden muß, ist schon bey Vossens Oden und Liedern VII, 30 erklärt worden. Wir fügen dem Lessingischen Beyspiele ein paar aus dem verdeutschten Boccacaz hiezu: *Nie sol mir Gott nicht helfen, wann ich dir mit lone deiner falschheit*, f. 116. *Des wolt er ir lonen*, f. 158. *Dem ritter der empfangen dienst und ehren lonen*, f. 184. — Aber wir müssen uns loswinden, so sehr auch der nahe Bezirk der Wortvereinung anlocken mag, den schön geordneten Kranz unserer Sprachgöttin genau zu mustern, und, wenn sie etwa in dem Kranze der Hellenis von ungefähr ein Blümchen oder Blatt verschob, es zur Freude der gutmüthigen Teutona wieder zurecht zu legen.

Das fünfte Zwischengespräch S. 220—288 gehört weniger der Grammatik an, als der darstellenden Kunst, besonders der Poetik. Es zeigt nämlich die Kürze der deutschen Sprache dadurch, daß Stellen aus griechischen und römischen Dichtern, samt einer aus Xenophon, verdeutscht werden. Die letzte, sehr vorzügliche (S. 243), gehört zu einer Auswahl prosaischer Uebersetzungen, welche Klopst. vor 25 Jahren, um auf die mannichfaltigen Tonarten des classischen Vortrags die allzu eintönigen Deutschen aufmerksam zu machen, in Gemeinschaft des jüngeren Freundes, der dieses schreibt, herausgeben wollte. Wir Nachlebenden erinnern uns bedeutender Stellen aus den Geschichtschreibern Herodot und Thucydides, von welchem die Wettläure im Archiv der Zeit eine Rede des Lacedämoniers Archidamos mittheilten, aus Xenophon, Cäsar, Nepos und Klopstocks Lieblinge Tacitus; aus den Rednern Demosthenes, Isocrates, Cicero; aus den Lehrschriften des Hippokrates, des älteren Plinius, und der Rhetoriker; und mehrerer aus der Ilias, besonders dem zwanzigsten Gesange, in fern nachahmenden Bewegungen der Prosa, weil,

wörtliche Treue im Hexameter zu erreichen, damals Klopstock noch für unmöglich hielt. Möchten doch diese Bruchstücke, als ein ehrwürdiges Denkmal von den Anstrengungen des Sprachverbessers, sich erhalten haben!

Für diesmal war Klopstocks Ablicht, durch verkürzte Nachbildungen classischer Originale, wo unsere Sprache alle wesentlichen Züge, selbst unter dem Zwange des Silbennasses, vollständig, aber nach verjüngtem Maaßstabe, darstellte, dem alten Vorwurfe der Weichschwefeligkeit zu begegnen. An einer völlig entsprechenden Uebersetzung würde, was hier die Aufgabe ist, die Verkürzung für sich, sowohl durch ungestimmten Ton, als weil sie die verschobenen Versglieder lahm, nach Klopstocks eigenem Urtheile ein Fehler seyn. Eine wahrhafte Uebersetzung, sagt er S. 60—63, ist treu dem Geiste des Originals, und so weit die Sprache es vergönnt, treu dem Buchstaben; sie trachtet nicht, das Fremde durch Annäherung an Einheimisches gefälliger zu machen; sie will nicht verbessern, nicht verschleiern einmal, auch nicht (was bey Griechen kaum einfallen darf) verschönern, und, weder durch Zusatz, noch durch Gedrungenheit, verstärken. Nur in dem einzigen Falle soll unserer Sprache die Verkürzung erlaubt werden, wenn sie zeigen will, wie mächtig sie der Kürze sey. Ausserdem hat dieser, obgleich schöne Fehler, bey ihm kein zu gelindes Urtheil zu erwarten.

Hier also, wo, zur Rechtfertigung unserer Sprache, griechische und römische Verse entweder gleich kurz, oder gewöhnlich kürzer, verdeutscht werden, ist es keinesweges darauf angelegt, daß den alten der Vorwurf der Gedehntheit zufalle. Vielmehr wird im Eingang des Gesprächs rund erklärt, daß nicht von der möglichsten Kürze des Gedankens, nicht von dem Grundsatz: Je gedrängter, desto nachdrücklicher und schöner! die Rede sey. Wie hätte auch ein geübter Darsteller übersehen können, daß im Gegentheile oft eine umständlich ausführende Erweiterung den Gedanken verstärkt? Noch weniger soll zur Herabwürdigung der Alten diejenige Wortkürze gelobt werden, die aus Mangel an bestimmenden Abbeugungen entsteht. Kürzer sind allerdings die Wörter *Kraft* und *Hand*, da sie in der Einheit keine Veränderungsstufe zulassen, als wenn wir jenes durch frankische Uwendungen beistimmen, *die Kraft, der Krafte, der Krafte, die Krafte*, oder dieses durch gothische, *Handus, Handos, Handu, Handu*, zu gleich verlängerten und verschönten. Was wir von dergleichen abknappender Kürze haben, reizt gar nicht unsere Lässigkeit nach dem gesegneten Vorrathe der Engländer, bey welchen nicht allein *er will*, wie *ich will*, sondern auch *wir will*, und *ih* will, und *je alte will*, um vollkommen zu *will*; oder nach jener noch gediegenern Kürze der Hinderisprache, die fast lauter gelallte Stammsylben zum Verstehn anregt.

Als Beweise, wie unsere Sprache die Gedanken der Clauker in gleichem Tone gleich kurz, in verstärktem noch kürzer ausdrücken konnte, sind die Ver-

deutungen eines solchen Dichters und Sprachkenners nicht erfreulicher als lehrreich. Hätte ihm auch in der Freude des Gelingens die Verkürzung sich zwischendurch für schönere Darstellung eingeschmeichelt; wer wollte es, dem edlen Greise zu hoch aufnehmen? Seine Ode, Mein Thal (II. S. 228), rühmt in lyrischem Fluge, daß Thuiskone die römische, und selbst die griechische Sprachgöttin nicht durch kraftvolle Kürze allein, sondern durch andere Tugenden besiegt, aber (zur Mäßigung des Neides!) nur wenige Lorberblätter errungen habe. Ohne Figur wird im Archiv der Zeit gegen das Ende des Wettstreites gesagt: „Bey mehreren Stellen sey der Streit, für die Kürze nur Nebenwerk; mehr als treu, müßte die Dolmetscherin wie Urheberin erscheinen, und, als solche nicht mißfallen; auch in der Liebe mache es die Treue nicht allein aus, man müsse auch, liebenswürdig seyn.“ Schön und wahr. Aber der liebende Uebersetzer sucht Liebenswürdigkeit dadurch, daß er die fein empfundene Schönheit des Originals, treu wie im Spiegel, mit den lautersten Farben der Muttersprache nachbildet; jeder umbildende Zug, und wär' es ein veredlender, würde Mißtrauen gegen den Liebhaber erregen, dem nicht die wahre Gestalt mit der Sonnensprosse und dem Grübchen am Kinn, weit lieber wäre, als sein geistiges Ideal.

Unsere Sprache hat, was die Worte betrifft, ungefähr einerley Länge mit ihrer Schwester, der griechischen, und deren Neffen in Latium; die Verlängerung der Silben durch Mitlauter und überflüssige Schriftzeichen gehört nicht zur Frage. Ein Hexameter Homers oder Virgils, wörtlich verdeutscht, giebt in der Regel genau den Stoff eines Klopstockischen, nämlich sechs gehobene Stammsilben oder aus mittelzeitigen verlängerte: welche so leicht und so vielfältig in das Maß des Originals sich fügen, daß einer, dem die Vortheile der Sprache und des Versbaues geläufig sind, sogar einen schönen und lebendigen Hexameter auswählen kann. Aus dieser glücklichen Einkimmung der drey Sprachen ist es erklärbar, wie Homers und Virgils Verdeutscher, der, nach Klopstocks Urtheile S. 349 „auch im Versbau mit solcher „Wollust sich anschniegt, daß Homer aus dem Deutschen wieder vergriecht werden könnte,“ so allgemein wegen buchstäblicher Treue entweder Lob oder Tadel einräumte. Ihn selbst, wissen wir, hat anfangs die fast durchgängige Gleichmäßigkeit, die sich ungeachtet darbot, in Verwunderung gesetzt, noch mehr, da in den wenigen zusammengezogenen Versen sich immer etwas vernachlässigt fand, welches dem Nacharbeitenden die volle Zahl herstellte.

Gesetzt aber, daß durch gedrängtere Worte die deutsche Sprache vor den classischen sich auszeichnete: so wäre sie eben so wenig, als bey der vorgeordneten Weitschweifigkeit, zum Uebertragen alter Gedichte in gleiche Versarten geschickt. Denn da jede Versart, sie werde Hexameter oder Distichon oder lyrische Strophe genannt, als ein rhythmisches Ganzes, das ist, entweder ein einzelner, aus harmoni-

schen Bewegungen in gehobener Takte vollendeter Gang, oder ein aus mehreren solchen Gängen gleichsam gerundeter Tanz, kürz als eine einfache oder zusammengeordnete rhythmische Periode, zu betrachten ist; und da ferner, um nicht die schön gemeffenen Tanzwendungen zu verwirren, mit den Gliedern und Gelenken der rhythmischen Periode die Absätze der Wortperiode in der Regel genau zutreffen: so begreifen wir durchaus nicht, wie, wenn durch krasse Einengung der Gedanke aus seinen beschiedenen Vertheilen in unangemessene verrückt wird, bey so widerwärtiger Zerrüttung noch Einklang und Lebendigkeit des rhythmischen Ausdrucks sich erhalten könne. Man versuche es, der treffenden Melodie eines Liedes ein verdeutsches unterzulegen, dessen Absätze, im Streit mit den musikalischen, hier zurückbleiben, dort überlaufen, und bald dem starken Accent einen schwächeren Redetheil, einen Nebengriff, bald wieder dem geschwächten Tone die Hauptstärke des Gedankens verleihen; nicht widriger wird ein solches Mißverhältniß auf Ohr und Empfindung wirken, als wenn man der rhythmischen Melodie nicht völlig entsprechende Worte zugefellt.

Ein Beyspiel, um die Sache zu erläutern, sey Hektors Rede, womit er den Achilleus anrennt, II. XX. 371:

Τὸν δὴν ἄριστος ἔμυ, καὶ ἐν πυρὶ χεῖρας ἔοικεν,  
Εἰ πυρὶ χεῖρας ἔοικας, μένος δ' αἰδέομαι οὐδέ τι!

Der Gedanke scheint mit dem ersten Verse zu endigen; aber im nächsten fährt gleichsam die kaum gesunkene Kugel mit verdoppelter Kraft wieder empor, und schmettert. Durch wörtliche Uebersetzung trifft der Deutsche den selbigen Ausdruck:

Ihm nun eil' ich entgegen, und wäre sein Arm wie  
die Flamme,  
Wäre sein Arm wie die Flamme, sein Muth wie blinkendes Eisen!

Glaubte man diese ausholende Schwungkraft durch Abkürzung zu verstärken:

Ihm nun nah' ich, und wäre sein Arm Glut, wäre  
sein Arm Glut,

Blinkendes Eisen die Kraft:  
alle Gedanken wären vollwichtig und in stolzen Wortfüßen gesagt; aber die Wiederholung in Einem Athem würde sinnloses Geschrey, der nachturmende Halbvers ein kraftloses. Lieber nach Bürgers älterer Manier übersetzt:

Entgegen ihm! und sey auch Glut sein Arm!  
Say Glut sein Arm, und blanker Stahl die Kraft!

So wird doch wenigstens nicht dem Verse durch Wortkürze das Leben gekürzt.

Von ähnlicher Wirkung, aber im Sanftern, sind II. XXII, 126 — 128 die wieder aufgenommenen Schlussworte, wenn das Verhältniß der Versglieder beobachtet wird:

Jetzt

Jetzo fürwahr nicht gilt es, vom Eichbaum oder  
vom Felsen  
Lange mit ihm zu schwatzen, wie Jungfrau trau-  
lich und Jüngling,  
Jungfrau traulich und Jüngling zu holden Gefchwätz  
sich gefallen.

Klopstock S. 225 zwingt karge Gedankenzeichen in  
zwey Hexameter:

Nein, jetzt kann ich mit ihm von dem Felsen nicht,  
oder der Eiche  
Kosen, wie Mädchen und Jüngling, das Mädchen koft  
mit dem Jüngling.

„Gleichwohl, sagt er, verschweigt die Uebersetzung  
„nichts von dem, wovon das Original redete.“ Be-  
richtet wäre schon alles, auch ohne den letzten  
Halbvers, der nun, man begreift nicht warum, nach-  
hinkt. Aber auch dargestellt?

Wie mährerisch Homer Odyss. XI, 593 den auf-  
gewälzten und herabrollenden Felsen des Sisyfos,  
durch Wort und Klang und Bewegung und metri-  
sches Verhältniß, den Sinnen darstellte, ist so be-  
kannt als einleuchtend. Man vergleiche die Klop-  
stockische Verkürzung, Arch. d. Z. 2 Wettstr. im  
Anfang:

Mitten im schrecklichen Mühsal || sah ich auch Si-  
typhos einen  
Ungeheuren Stein aufheben | mit beiden Armen.  
Und hinßtrebend mit Hand und mit Fusse, | wälzt  
er den Stein fort  
Nach | der Höh: doch nahend ihr. || wandte die  
mächtige Last sich;  
Wieder hinunter zum Ager entrollte schamlos der  
Stein dann.  
Angestrengt entwälzt' er von neuem; || es troffen  
ihm alle

Glieder von Schweiß, und ihm dampfte das Haupt.  
Abgesehn von Wortfynn und Stellung; von der zäh-  
lenden, nicht ordnenden Versmessung; von dem  
schwächlichen Falle, wo es Stärke galt (aufheben |  
mit beiden | Armen; oder, entwälzt' er von neuem; |  
es troffen ihm alle): bemerken wir nur, wie das Ge-  
mähle des Herabrollens getroffen sey. Für Wort-  
fynn und Bewegung ist mit einer fast ängstlichen  
Treue gesorgt worden; aber diese überschlagende  
Bewegung, die erst, zum stoßenden Klange der Kon-  
sonanten p und t gefellt, den herabschnetternden  
Felsen hörbar macht, läßt ihn hier, wie von einem  
Sandhügel, mit weichem und rauhem Geknirr sich  
hinwälzen.

Homers rührendes Gleichniß II. VI, 146 lautet in  
der wörtlichen Verdeutschung, welche, wie das Ori-  
ginal, vier Hexameter füllt:

Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter  
der Menschen;  
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt  
dann  
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der  
Frühling:  
So der Menschen Geschlechter; diese wächst, und jenes  
verschwindet.

Gewiß fand Klopstock hier keinen zu üppig  
Wuchs; Teutona sollte nur zeigen, daß, auch  
wenig gestutzt, das Bäumchen noch gefallen könn  
(Arch. d. Z.):

Wie der Blätter Geschlecht, so ist der Menschen. I  
Wind weht  
's Blatt in den Staub; doch treibt der sprossen  
Wald, und gebiere  
Wieder im Lenz: so der Menschen Geschlecht;  
blüht, und verweilt

Wollte man noch etwas abzwicken:

Blättergeschlecht, so Menschen. Der Wind weht's B  
in den Staub; doch  
Neu treibt Sprossen der Wald im Lenz. So Mensch  
geschlecht auch;

's Blüht und verweilt:

dann freylich würde das arme Bäumchen, seiner El-  
beraubt, als ein verkrüppeltes, steifes Gehölz dastehn

Die verkürzten Stellen aus Virgil und Ovid üb-  
lassen wir unserem Leser, mit den eigentlichen  
Uebersetzungen zu vergleichen; er wird sich frey-  
lich mit welcher Leichtigkeit Klopstock die Tonarten  
zustimmen, und in jeder die Sprache zu bändig  
verstand. Auch wird es ihm nicht unbemerkt be-  
ben, wie manches Wort, wie manche festlich  
Wendung aus der Sprache des Hains, der jüng  
dem edlen Vorgänger verdankt.

Zu den gelungensten Nachahmungen zählen  
die letzte Hälfte der Horazischen Satyre (II, 6,  
die mit dem Besuche der Feldmaus schließt.

Stadtmaus kehrt vor Alters bey Feldmaus ein in  
armen  
Hölchen, die alte Freundin bey dem alten Gaste, die  
war,  
Nichts vergeudetete, aber doch auch bey Bewirtung  
losrifs;  
Und so gab sie der Freundin vollauf der erspar  
Kichern,  
Und des länglichten Haberkorns, trug selber  
Munde  
Trockene Beeren herbey, manch angeschmaut  
Speckstück,  
Daß sie durch änderndes Mahl dem Ekel steure  
leckern,  
Die doch auch alles mit stolzem Zahn nur eber  
rührte;  
Da Hausmutter selbst, auf heurigem Halme gelag  
Trespe nur als, und Spelt, das bessere gönnend  
Gaste ff.

So mit unmerklicher Abkürzung, und in Hexa-  
tern, die selten durch eigenthümliche Messung  
der Regel sich entfernen, giebt uns Klopstock  
ganze sinnreiche Gemüthlichkeit des fein wählen  
Naturfreundes: welche bey unseren Wieland, n  
ohne Schuld des einförmigen Jambus, wohl ein  
nig zu der Redseligkeit einer leichtbefriedig  
Scherzlaune sich zu neigen scheint.

(Der Befehl folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 F E B R U A R, 1 8 0 4

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ALTONA, b. Kaven: *Grammatische Gespräche von Klopstock etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Bewunderungswürdig durch Feyerlichkeit der Sprache und der Wortfüsse ist in Horazens alcäischer Ode an Mäcenat (III, 20) das Gemälde der menschlichen Schicksale, und die Vergleichung des Stroms, der bald ruhig in seinen Ufern fließt, bald nach schwellegendem Platzregen die Gegend mit Verwüstung überschwemmt: V. 29:

*Prudens futuri temporis exitum  
Caliginosa nocte premit deus;  
Ridetque, si mortalis ultra  
Fas trepidat. Quod adest, memento  
Componere aequas. Caetera fluminis  
Ritu feruntur, nunc medi' alveo  
Cum pace delabentis Etrusc'  
In mare; nunc lapides adest,  
Stirpesque raptas, et pecus, et domos,  
Solventis una, non sine montium  
Clamore vicinaeque silvae,  
Cum fera diluvies quietos  
Irritat amnes. Ille potens sui  
Laetusque deget, cui licet in diem  
Dixisse: Vixi; cras vel atra  
Nube polum pater occupato,  
Vel sole puro. —*

Wer diesen mit Anstrengung und Schwung wechselnden Gang der alcäischen Strophe aus eigener Erfahrung, oder allenfalls durch die neu erschienene Zeitmessung, empfinden gelernt hat, der bemerkt mit Vergnügen, wie der große Verskünstler immer den langsamen Spondiamben, die meist mit gedehnten Wortfüssen einherschreiten, Begriffe von Nachdruck, Ernst, gesetzter Stille, anhaltender Kraft, der Gegenbewegung aber der raschen Choriamben und Anapäste entweder mächtige Fassung oder stürmischen Ungeßüm unterlegt. Er erkennt, daß dieser rhythmische Mitausdruck der Begeisterung dem Lyriker so wesentlich sey, als dem Adlerfluge das Schlagen der Fittige vor dem leichten Hinschweben; und daß eine Verdeutschung grade den selbigen Wechselchwung, und, so oft der Gedanke unaufhaltsame Heftigkeit hat, die selbigen Flüge über die bestimmten Halte hinweg, ungefähr auf folgende Art, oder,

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

wenn Melpomene günstig ist, noch vollkommener, nehmen müsse:

Vorichtig hat zukünftiger Zeit Erfolg  
In mitternächtl'ich Dunkel gedrängt ein Gott,  
Und lacht, wenn Staubgeschlecht hinausstrebt  
Ueber gemessenes Ziel. Was da ist,  
Das ordn' in Gleichmuth. Anderes flutet hin,  
Dem Strome gleich, der jetzt in Umuferung  
Sanftwallend zum Etruskermeer sich  
Windet; und jetzt mit Gestein, das abschloß,  
Enttraßte Baumstämm', Heerd' auch, und Häuser auch,  
Fortrollt gemeinsam, nicht bey gedämpftem Hall  
Der Berg' umher und naher Waldung,  
Wann der zerschwemmende Gufs die stillen  
Quellbäch' emporreißt. Jener ist zigner Herr  
Und wohlgemuth, wem täglich das Wort geziemt:  
Heut lebt' ich! morgen hüll' in Sturmnacht.  
Jupiter dunkel den Pol, er hell' ihn  
In Sonnenklarheit. —

Klopstock hat im Arch. d. Z. diese aushallende Stimme des Gefühls zum Laute einer raschen Verständigung gesenkt:

Vorfehnd hüllt Gott Schicksal des künftigen  
In schwarze Nacht ein, lächelt, wenn Sterbliche  
Zu ängstlich sorgen. Ordne du, was  
Da ist, mit Weisheit. Das andre gleichet  
Des Stromes Lauf, der friedlich in Ufern jetzt  
Zum Tuskermeere waltet; jetzt hohlen Stein  
Herwälzt, und losgerissnen Stamm, mit  
Heerd', und mit Hürde, nicht ohne Nachruf  
Des Waldgebirgs, wenn stürzender Wolkenbruch  
Empört die stillen Flüsse.

Und, mit abgerissenem Strophengange, das folgende:

— — Es beherrscht sich selbst,  
Ist froh, wer: Heute hab' ich gelebt! sich sagt,  
Schwarzwölkend walt' am Himmel morgen  
Jupiter, oder bey heller Sonne.

Man kann in den gedrängteren Begriffen nichts fehlendes, wenig verfehltes, nachweisen; die Worte sind edel, und die Wortfüsse für sich ausdrucksvoll: der Ausdruck der ganzen rhythmischen Periode ist geschwächt, wie der Klavierauszug einer vollstimmigen Musik.

Ein anderer Beweis, daß mit der Verkürzung der lyrische Ausdruck schwinde, sey der Anfang der allegorischen Ode an das Schiff (I, 14): deren von Alcäus

U u

cäus



cūs entlehnten Stoff Horaz in choriambischer Versart frey und mit eigenem Leben ausbildete:

*O navis, referent in mare te novi  
Fluctus! O quid agis? Fortiter occupa  
Fortum! Nonne vides, ut  
Nudum, remigio lotus  
Et malus celeri saucius Africo,  
Antennaeque gemunt? ac sine funibus  
Vix durare carinae  
Possunt imperiosius  
Aequor? Non tibi sunt integra lintea;  
Non dii, quos iterum pressa voces malo. —*

Deutsch hätte er dieses vielleicht so ausgedrückt:

Wieder trägt dich, o Schiff, neues Gewog' ins Meer!  
O was trachtest du? Rasch! suche der Ankerbucht  
Einfahrt! Schauest du nicht, wie;  
Nackt des Rudergeräths, der Bord,  
Wie der Mast, von des Süds fliegendem Sturme wund,  
Samt den Rahen, erseufzt? und wie, der Tau' entblößt,  
Kaum ausdauren der Rumpf mehr  
Kann den übergewaltigen  
Meerschwall? Nicht unverfehrt hast du die Segel, hast  
Goutheit nicht, die hinfort höre dein Angstgeschrey! —

Jeder Lebhaftre bemerkt die Hestigkeit der Rede, die den gewöhnlichen Ruhepunkt der Verse, der Abschnitte und der Strophen verschmäh, indem sie bald über ihn hinweg mit einem kräftigen Wortfusse stürmt, bald in ihm selbst einen neuen Schwung anhebt; und wie besonders jene gegen den Ausgang der zweyten Strophe mit herrischer Gewalt aufschwellende Woge den machtvollen Spondeus *Meerschwall* in die folgende Strophe hinüberschlägt. Klopstock wollte den Verkennenden nur darthun, wie kurz unsere Sprache seyn könnte: Gr. Gespr. S. 287:

Ach es reißet dich, Schiff, wieder die Wog' ins Meer!  
Was beginnest du? Wirf haltende Anker aus!  
Siehst du nicht, daß die Borde  
Leer der Ruder dir sind? der Mast,  
Wund vom fliegenden Süd', und das Gefänge seufzt?  
Widerstehst du vielleicht taulos dem Ocean,  
Wenn er wüthet? Gerisene  
Segel hast du, doch keinen Gott,  
Dem du, wieder in Drang, ruhest. —

Der Ausdruck des Verganges, der die Stärke des Wortausdruckes im Fortschwunge vermehrt, ward von dem Schöpfer des deutschen Rhythmus gewiss nicht vernachlässiget, sondern dem anderen Zwecke mit Fleiß aufgeopfert:

Wir fügen zu diesen Proben einer ausströmenden Kraftfülle noch einige des sanftlyrischen Tons, der, wie ein stiller Bach, in den rhythmischen Uferningleitet, und nur, wo etwa ein Luftzug, ein be-  
gegnerender Kiesel ihn empört, sein gleichmäßiges Wallen unterbricht. Horaz I. Od. IX., 13.:

*Quid sit futurum cras, fuge quaerere; et  
Quem fors dierum cunque dabit, lucro*

*Adpone; nec dulces amores  
Sperne, puer, neque tu choreas,  
Donec virenti canities abest  
Morosa. Nunc et campas, et arenas,  
Lenesque sub noctem susurri  
Composita repetantur hora;  
Nunc et latentis proditor intimo  
Gratus puellae risus ab angulo;  
Pignusque direptum tacertis,  
Aut digito male pertinaci.*

Treu übersetzt, möchte es so lauten:

Was morgen annah, meide vorauszußahn;  
Und welchen Tag auch gönnet das Loos, empfah  
Ihn als Gewinn; nicht traute Liebe,  
Jüngling, verschmäh, noch o dul den Reihntanz,  
Dieweil du blühst, ferne des grauen Haars  
Mislauten. Nun sey Kamp noch und Wandelbahn,  
Und leises Dämmerungsgeflüster  
Gerne gesucht in besprochner Stunde;  
Nun auch des Mädgleins, wo sie geheim sich barg,  
Verräthrisch holdes Lachen vom Winkel her;  
Und Herzenspfand, dem Arm' entwundet,  
Oder, wie trotzig er thut, dem Finger.

In der Klopstockischen Verkürzung (Arch. d. Z. 2 Wettstr. Fortf.) heist es also:

Weissage nicht, wie morgen es werde seyn;  
Zugab' ist jeder kommende Tag für dich!  
Verschmähe, Jüngling, nicht die süße  
Liebe, den Tanz nicht, so lang du grünest,  
Noch nicht die Stirn dir runzelt dein graues Haar.  
Eil' itzt zum Marsfeld', und zu den Stäten, wo  
Wenn auch die Stunde ruft, wenns dämmert,  
Leiser ihr kofet, und euch versteckter  
Geliebten frohes Lachen Verräther wird  
Des innern Winkels; wo ihr Geschmeide raubt  
Vom Arm, vom nicht zu tasten Finger.

Weil die rhythmische Periode der Strophen, durch Zusammenziehung des Inhaltes verflümmelt, sich aus der nächstfolgenden ergänzen mußte: so ward der erste Ausgang, *so lang du grünest*, von der anhaltenden Ausbildung des Gedankens getrennt, und diese an der Spitze der neuen Strophe zu wichtig gemacht; der zweyte Ausgang aber, *und euch versteckter*, endiget nun mit völligen Nebenbegriffen, welche so eng, daß keine Pause zulässig ist, den Hauptbegriffen in der folgenden Strophe sich anschließen. Des geänderten Wortsinnes erwähnen wir nicht.

Den Beschluß mache die schöne choriambische Ode an die Bandulische Felsenquelle, Horaz III., 13.:

*O fons Bandusiae, splendidior vitro,  
Dulci digne mero, non sine sfibribus  
Gras donaberis haedo;  
Cui frons turgida cornibus  
Prinis et Vener' et praelia destinat;  
Frustrat Nam gelidos inficiet tibi  
Rubro sanguine rivos  
Lascivi suboles gregis.*

*Te fragrantis atrox hora Coniculae  
Nescit tangere; tu frigus amabile  
Fessis vomere tauris  
Praebes, et pecori pascis.  
Hic nobilium tu quoque somnium  
Me dicente cavis impostum illicet  
Saxis, unde loquaces  
Lymphas defiliant tuas.*

### In rhythmischer Verdeutschung:

O Bandusiauell, blinkender als Krystall,  
Werth balsamisches Weins unter dem Blumenkranz!  
Dir wird morgen ein Böcklein,  
Dem die Sterne von Hörnchen keimt,  
Und schon bräutliche Lust, tapfere Kämpfe schon  
Verbessimmet; umsonst! Färben mit rothem Blut  
Soll die kühlenden Bäche  
Dir der üppigen Heerde Spross.  
Dich weifs Siriusglut, ob sie in Flammen tobt,  
Nicht zu treffen; du hauchst labende Frischungen  
Bald dem lässigen Pflüger,  
Bald dem schwärmenden Wollenvieh.  
Auch du mehrst edeler Quellen Zahl;  
Denn Ich singe die Steineiche der Felsenkluft,  
Wo aus hoher Umschauung  
Dein redseliger Sprudel hüpfet.

### Verkürzt (Arch. d. Z. Beschl.):

O Blandusiens Quell, rein wie Krystall, und werth  
Süßes Mostes, dir hüpfet morgen ein Böckchen, nicht  
Ohne Blumen; die Stirn schwillt  
Ihm vom kommenden Horn, schon suchts  
Kampf und Weibchen; umsonst! Trüben mit Blute wird  
Dir des lüsternten Stamms Sprössling den kühlen Bach!  
Kommt des brennenden Siernes  
Böse Zeit; sie berührt dich nicht.  
Leiste Frischungen wehst dann dem ermüdeten  
Ackerbauenden Stier, wehst du den Heerden zu:  
Eine von den berühmten  
Quellen bist du dereinst; denn ich  
Sang die Eiche, die dir wurzelt im Felsen, wo  
Mit den Wellchen herab schwatzend du spielst.

Das Mißverhältniß der rhythmischen Periode zu dem Umfange der Gedanken ist, wie im Vorigen. Wenn auch Horaz aus der ersten Strophe den Gedanken in die zweite hinüberführt, so giebt doch *cornibus* einen gerundeten Sinn, der, nach vergönnter Pause, durch *primis* erweitert wird. Wie jäh dagegen der Ubersprung, *schon suchts!* — Soll aber, *denn ich*, et was Halt machen; wie stolz dieses Ich! wie wenig gemäß diesem Stolze der kleinliche Anfang des Selbstlobes mit dem kurzen, zum Ausgange gesenkten Verse! Offenbar suchte Klopstock nichts weiter, als kürzern, und zugleich schönen Wortausdruck; die Strophe ward abgezählt, nicht gemessen; und sie blieb, wo grade der Sinn abbrach, unvollendet. „Ich fürchte nicht,“ sagt er (Gr. Gespr. S. 281), „dass ihr mir den Eindruck zur Last legt, welchen der ver-

gebens erwartete Schluss der Strophe auf das Ohr macht. Denn dies gehört nicht hierher.“

Das siebente Gespräch, die Kultur (S. 290) untersucht, welche Wortart, bey dieser oder einer andern Beschaffenheit des Gedankens, vorzuziehn sey: z. B. die Schönheit, oder das Schöne; das Trösten, oder der Trost; Wehmuth, Thränen, für, wehmüthige Thränen; er hat das ganze Leben damit zugebracht, statt, sein ganzes Leben; und mehres aus dem Inneren der Sprachkunst und der Redekunst. Ob wohl S. 308 das abgekürzte *ein* mit dem Begriffe der Geringschätzung sich empfehlen wird? Z. B. Er erkläre das Edelste der deutschen Sprache, wofür er will, da *ne* Verurtheilung, wie die *nes* Unwissenenden, nichts entscheiden kann. Wenigstens im höheren Tone möchte sie auffallen, wie S. 255:

Jetzt rüftet die Götin, umringt von Gewölke, 'nen  
leichten  
Schwächlichen Schemen, zum Bild' Äneas, durch Hions  
Waffen.

Wenn S. 309 die Umstellung, *des Stroms Geräusch*, für *das Geräusch des Stroms*, der Prosa verboten wird; so ist die ganz ruhige zu verstehen. Im gelassenen Tone sagt man: *Ich habe die Einwilligung des Vaters*. Sobald aber ein Ton des Nachdrucks das Wort *Vater* aushebt; so gebührt ihm der Vortritt: *Ich habe des Vaters Einwilligung*; oder noch lebhafter: *Des Vaters Einwilligung habe ich schon, die Mutter wird auch nachgeben*. Die Poesie, weil sie durch Lebhaftigkeit, selbst auf der niedrigsten Stufe, sich auszeichnen muß, verstatet durchaus Umstellungen, wie *des Stroms Geräusch*; wenn nicht grade auf *Geräusch* ein Nachdruck fällt, oder *des Stroms* am Ende des Satzes noch gewichtvoller wird.

Ueber die *Verskunst*, so weit sie S. 313–354 in dem vollendeten Theile eines damals noch unvollendeten Gesprächs sich entwickelte, ein förderliches, oder auch nur ein verständliches Wort mitzureden, würde eine eigene Abhandlung nöthig seyn. Ein Beytrag von unmaßgeblichen Erfahrungen, wozu die Klopstockischen den Rec. theils führten, theils veranlaßten, ward für die Liebhaber solcher Kunstfertigkeiten schon an anderen Orten niedergelegt. Wo etwa Vorgänger und Nachfolger von einander abgehn, wird man aufrichtiges Streben zum Besseren, mit gegenseitigem Wohlwollen vereint, wahrnehmen; und bey dem letzten das Gefühl, dass er einen Rechtsweg zu versuchen, Gelegenheit und Muth dem kühnen Wegweiser zu danken habe.

Edle des Volks, wacht über die Reinheit der edlen Sprache, die Er, welcher nun ausruht, durch mehr als funfzigjährige Arbeiten aus Gottschedischem Verderb zum ächten ursprünglichen Glanz erneuert. Laßt nicht wiederum ihre feinen, mit Kunst und Mühe geläuterten Metalle, entweder ungenutzt rosten, oder durch groben Zusatz, durch rohe Bearbeitung, sich entwürdigen und verschlacken. Duldet nicht länger, dass von der gemeinfamen Münze, für weise und erhabene Gesinnungen, immer die voll-

wicht-

wichtigste an Schrot, die reichhaltigste an Korn, durch Kipper gefälcht, und durch Wipper aus dem Umlaufe gerafft werde. Und wenn ihr einmal Hamburgs blühende Elbufer besucht, Freunde des Vaterlands und vaterländischer Tugenden; so denkt: Hier wars, wo Klopstock als Jüngling mit Hagedorn, als Mann mit Lessing, zur Erweiterung des deutschen Namens sich begeisterte! sinnet nach, wie Themistokles am Denkmale des Miltiades, und legt eine Blume auf sein Grab.

V.

## KINDERSCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Sechzig kleine Geschichten für Kinder, die gern lesen lernen und sich selbst üben wollen.* Von G. C. Claudius. Zweyte verbesserte Auflage. I. Th. XVI u. 272 S. II Th. VIII u. 276 S. 1803. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Wenigstens dem ersten Theile nach scheint dieses Kinderbuch weder unnütz, noch überflüssig. Es unterscheidet sich von ähnlichen Büchern dadurch, daß die mehrsylbigen Wörter in ihren einzelnen Sylben durch unbedeutende, aber doch hinlänglich bemerkbare Zwischenräume von einander abstehen, daß die gegebenen Erzählungen kurz, und sämtlich aus dem Ideenkreise der Kinder hergenommen sind, und daß nur den Kleinen bekannte und verwandte Personen, als Väter, Mütter, Geschwister darin auftreten. Auch schildert der Vf. nur Tugenden und Untugenden, die unter Kindern statt finden, um durch den Contrast desto eher seinen Zweck zu erreichen. Nur selten stößt man auf Worte oder Begriffe, die dem Alter, für welches dieser erste Theil bestimmt ist, — nämlich für 5—6jährige Kinder, — unverständlich seyn könnten. Worte von mehr als drey Sylben gehören daher hier unter die Seltenheiten. Dagegen wird ein und dasselbe Wort in derselben Geschichte bisweilen, wie es nicht fehlen konnte, oft wiederholt. Den Ton der Erzählung charakterisirt Einfachheit und Kindlichkeit; und mehrere Geschichtchen machen meist erst ein Ganzes aus, wodurch, wie uns dünkt, die Neugier des Kindes sehr gut unterhalten wird. Bildung des sittlichen Gefühls ist der Hauptzweck dieses ersten Theils. Und damit Väter und Mütter auch etwas dabey zu thun bekommen, so sind für ihren Bedarf am Ende des Buchs über jede Geschichte einige Fragen angehängt, deren sie sich bedienen können, um zu erfahren, ob auch von den Kleinen das Gelesene gefaßt worden sey.

Weit weniger hat uns der zweyte Theil befriedigt. Er bezieht sich mehr aufs denken, als lesen lernen, und Eduard, ein 11jähriger Knabe wirft sich darin zum Lehrer eines andern 6 jährigen Knaben auf. Wir müßten uns sehr irren, wenn die hier gegebene Anweisung zum Denkenlernen nicht den jungen Gemüthern dasselbe verleiden sollte: so schwefelhaft und schleppend ist der Ton, daß die Kin-

der fast im ganzen Buche von nichts hören, als von Vergleichen und Unterscheiden, und nur als Zugabe ein wenig von Ursache und Wirkung. Ueberhaupt muß schon der Umstand, daß ein Knabe durch den Lehrer macht, Uebelbehagen verursachen; es ist widernatürlich, wenn ein Kind mit affectirtem Pathos das andere hofmeistert. Und wie wenig bleibt hier der lernende Schüler seiner Rolle treu! Bald spricht er hochgelahrt, wie S. 69 und 70, wo er über den Begriff *Gemein* schulgerecht philosophirt, oder S. 109, wo er von sich selbst erzählt, wie er habe lateinisch gelernt, bald wieder stellt er sich ungemein einfältig, z. B. S. 85 wo er mit Verwunderung zum erstenmale bemerkt, daß *die Birnen einen Grüns haben*. Abschreckend langweilig werden die von S. 50 fortlaufenden Verweise, die der arme Albert über die Angewöhnung der Ausdrücke: *Warte nur! höre je nu!* bekommt. Sonderbar wird S. 130 der Kunstausdruck: *Felgen*, durch *krumme Holzstücke* umschrieben. S. 157 laßt der Vf. Eduard in verneinenden Tönen die Frage thun: „Hast du schon eine Taschenuhr schlagen hören?“ Wir dächten doch. Nach S. 190 ist *jeder Schall ein Körper*, eben so *die Hitze*. Wer redet so? Der Schall entsteht durch Erschütterung, die Hitze durch Erwärmung der Luft. Die Luft ist also ein Körper, die Erschütterung und Erwärmung nur Veränderungen oder veränderte Zustände derselben. — Alles dies zeigt, daß der zweyte Theil die Empfehlung bey weitem nicht verdient, die unseres Bedünkens dem ersten gebührt.

Kp.

LEIPZIG, b. Gräff: *Einige geographische, historische und moralische Gegenstände für gute und fleißige Kinder gesammelt von einem Freunde derselben.* Ein Weihnachtsgeschenk. 1804. VIII u. 238 S. in Taschenformat.

Dieses der Außenseite nach sehr niedliche Buchchen besteht aus zwey Abtheilungen. Die erste enthält eine kurze historisch-geographische Beschreibung von Schleswig und Jütland, bey welcher der Vf. Barden's Geschichte des dänischen Reichs von *Tobies* 1799 und *Niemann's* Handbuch der Schleswig-Holsteinischen Landeskunde I B. oft wörtlich benutzet hat. Dann folgt eine Beschreibung der auf dem Hohenberg in Schleswig im J. 1801 errichteten Telegraphen, von welchem man vor dem Titelblatte ein ziemlich instructives Kupfer zur Veranschaulichung findet. Dieser ist eine Karte über die *Postwege* in Dänemark und Schleswig beygefügt. Die II Abtheilung stellt einige *Weisheitsregeln* zur Bildung des Herzens und der Sitten auf. Gegenstände und Einkleidungen der I Abtheilung sind local und trocken, uneygen sich daher nicht für Kinder, welchen der Vf. seine Schrift gewidmet hat. Die sogenannten *Weisheitslehren* aber sind ohne Plan compilirt, und durch eine fehlerhafte Schreibart entstellt.

W.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 21. F E B R U A R, 1 8 0 4

## AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

ST. PETERSBURG, in d. kais. Buchdruckerey: РАЗСУЖДЕНИЕ О СТАРОМЪ И НОВОМЪ СЛОВЕ РОССІЙСКАГО ЯЗЫКА. Съ дозволенія Сѣнаторскаго Гражданскаго Губернатора. (Bemerkungen über den alten und neuen Stil der Russischen Sprache. Mit Erlaubniß des St. Petersburgischen Civil-Gouverneurs.) 1803. 453 S. gr. 8.

Ogleich dieses Werk keinen vollständigen rhetorischen Curfus enthält: so verdient es doch unter den classischen Schriften einen ehrenvollen Platz. Wenn der Vf. aus Bescheidenheit seinen Namen verschweigt: so fodert die Dankbarkeit seiner Mitbürger, daß man ihn bekannt mache. Es ist der Vice-Admiral Hr. v. Schischkoff. Er beklagt den gegenwärtigen Zustand der russischen Literatur, und beweist, daß die neueren Schriftsteller, weit von ihrem Vorgeben entfernt, nach der Vollkommenheit ihrer Sprache zu streben, vielmehr an ihrer gänzlichen Zerstörung arbeiten, indem sie fremde Ausdrücke einführen, und den Worten eine neue Bedeutung geben; ein Mißbrauch, der aus dem ausschließenden Lesen fremder Schriftsteller entspringt, und aus der Geringschätzung oder vielmehr gänzlichen Unkunde der kostbaren Schätze, der einzelnen Stellen voll Beredsamkeit, der Muster eines edlen Stils, welche sie in ihrer eigenen Sprache besitzen. Von dieser Art sind fast alle aus dem Griechischen in das Slavische überetzten Kirchenbücher, welche Sprache die Wurzel der Russischen ist, und die Quelle, aus der diese Uebersetzer, größtentheils Bischöfe, Mönche und Priester, jene Fülle und Kraft schöpften, die sich in ihren Uebersetzungen findet, und die sie von trefflichen Mustern entlehnt haben. Merkwürdig ist es, daß dieses im 16, 13 und 12 Jahrhundert geschah, da man die Russen für Wilde, nur für etwas weniger wild, als die Einwohner von Canada oder Neu-Holland hielt. Man denke daran, daß Nestor, der erste russische Geschichtschreiber, den mehrere Ausländer aus Unachtsamkeit oder Unkunde den Abt Theodosius nennen, da er doch nur ein Mönch im Kloster des h. Theodosius war, um die Mitte des 11 Jahrhunderts lebte, und daß seine Chronik, die bis zum Jahre 858 zurückgeht und einen Zeitraum von 250 Jahren umfaßt, von anderen Geistlichen bis auf das Jahr 1203 fortgesetzt war. Wichtig ist, daß, als Rußland in mehrere kleinere Herrschaften getheilt war, mehrere unter diesen ih-

re eigenen Geschichtschreiber unter den Geistlichen hatten, von denen, trotz der zerstörenden Zeit, und den schrecklichen Unruhen, die Rußland während der Feudalherrschaft verödeten, doch einige Denkmäler sich erhalten haben, um das Alter der slavischen Sprache zu bekrunden, und die Reinheit, mit welcher sich die Vorfahren der Russen ausdrückten, die man, nach dem unwahren Berichte der Ausländer, als Wilde zu betrachten gewohnt ist. Auch ist es wichtig, daß fast keine Uebersetzung aus dem Griechischen und Hebräischen ins Französische oder Teutsche, oder in irgend eine andre neue Sprache, die Vergleichung mit der slavischen aushält, und daß weder die Apostelgeschichte noch die Psalmen im Französischen oder Teutschen die schöne Simplicität, Kraft und Originalität der slavischen Uebersetzung erreichen.

Dies sind die Waffen, mit denen der Vf. seine Gegner besiegt: „Wer hätte geglaubt“ sagt er, „daß wir den, mehrere Jahrhunderte hindurch, so gesicherten Grund unserer Sprache verlassen wollten, um sie auf dem gemeinen Grunde der französischen aufzubauen? Wer hat je im Traume daran gedacht, sein Haus von einer fruchtbaren Stelle in einen wüsten Morast zu versetzen?“ Um diesen Punkt dreht sich das ganze Werk, und die gegenwärtige Kindererziehung ist dem Vf. der Hauptgrund, ja der einzige Grund aller fortwährenden in die russische Sprache eingedrungenen Neuerungen. „Wie sollten wir unsere Sprache kennen, da wir von der Wiege an den Franzosen übergeben werden, uns ihren Sitten anschmiegen, die unsrigen verachten lernen, unvermerkt ihre Denkweise uns aneignen, ihre Sprache gewöhnlicher reden als die unsrige, und eine solche Partheylichkeit für jene an den Tag legen, daß wir nicht nur über die Unbekanntschaft mit unserer Sprache nicht erröthen, sondern sie uns sogar oft zum Verdienst anrechnen.“ — Aber wie läßt sich dieser Sucht entgegenarbeiten? Wir wollen unseren Vf. hören. — „Wir lieben unsere Sprache nicht; aber kennen wir sie? kommt es einem Voltaire, einem Jean Jacques, einem Corneille zu, sie uns zu lehren? Ehe wir fremde Schriftsteller lesen, laßt uns die unsrigen lesen, laßt uns die kirchlichen Bücher lesen, wenn auch nicht zur Ergötzung, doch um unsere Sprache zu ergründen, ihre Quellen zu erforschen, ihren Geist aufzufassen. Nur dann erst können wir, ohne Vorurtheil gegen die unsrigen, fremde Sprachen lernen. Nur so werden wir Geschmack für unsere Sprache gewinnen, weil

Xx

wir

„sie kennen lernen, werden sie mit Leichtigkeit sprechen, und mit der eigenthümlichen Reinheit und Zierde schreiben. Wir wollen den Franzosen nachahmen, aber nicht in ihren Sprachwendungen, sondern in ihrer Sorgfalt bey der Vefestlung ihrer dünftigen Sprache.“

Alle diese in dem Werke zerstreuten Ansichten, von denen wir nur eine leichte Skizze herausheben, bewähren um so mehr das gesunde Urtheil des Vfs., da er sie durch eine Zusammenstellung der alten und jetzt gangbaren Schreibart in ein helles Licht setzt. Zum Beweise, daß nicht hartnäckige Vorliebe für das Alterthum ein strenges Urtheil gegen die neuern Schriftsteller veranlaßte, mag dienen, daß die guten von ihm aufgestellten Vorbilder nicht einzig aus der Bibel und den Kirchenbüchern gezogen sind, sondern auch aus dem berühmten Lomonossow, den er über die ersten französischen Lyriker (Malherbes und Rousseau) erhebt, namentlich seine zur Ehre des Jean Baptiste gedichtete Ode, durch deren Uebersetzung sich der Dichter der Elisabeth einen hohen Ruhm erwarb. Auch den Sumarokoff führt der Vf. an, dem nur eine tiefere Kenntniß seiner Sprache fehlte, um mit Racine und La Fontaine verglichen werden zu können; und den Bischof zu Moskau Platon, dessen bey der Krönung des jetzigen Kaisers gehaltene Rede viel Beredsamkeit enthält; ferner einige jetztlebenden Schriftsteller, deren Verdiensten er die möglichste Gerechtigkeit wiederfahren läßt. — Also hat doch Rußland noch gute Schriftsteller? — „Ja, aber nur solche, die den Reichtum ihrer Sprache kennen, und nicht auf die Einführung fremder Worte sin-  
nen, wo ein gutes Beyspiel durch die Menge derer zerstört wird, die ein schlechtes geben.“ — Ist denn aber die russische Sprache so reich, daß sie für jeden französischen Ausdruck einen gleichbedeutenden hätte? — „Nein, das nicht, aber dieser Fehler ist der französischen noch weit eigenthümlicher, und ihre Schriftsteller sind hierin nicht weniger berück-  
tigt. Wir wollen sie also lesen, um fremde Kennt-  
nisse zu sammeln, aber die unsrigen, um die Kennt-  
nisse unserer Sprache zu erwerben. Wir wollen den Vorschriften Lomonossows folgen, der seine seltene Gröfse sowohl seiner Anlage, als der tiefen Sprach-  
kenntniß verdankt, welche er durch ein besonnenes Lesen der slavischen Bücher sich erworben hat. Wir wollen uns auf die Ableitung der Worte legen, und uns derselben dem Geiste unserer Sprache ge-  
mäfs bedienen, nicht dem einer fremden; denn falsch gebraucht, gewöhnen wir uns, ihnen neue Be-  
deutungen zu leihn, und verwirren sie, statt den Um-  
fang ihrer Bedeutungen zu erweitern.“ — Zu die-  
sem Zwecke ladet der Vf. seine Mitbürger ein, ihre Kräfte zu einem vollständigeren Wörterbuche als die  
bisherigen, zu vereinigen, wo jedes Wort durch mehrere Belege bis zum vollständigen Umfange sei-  
ner Bedeutungen erläutert sey, und giebt selbst eine kleine Probe am Schlusse seines Werks.

Wir haben uns auf die Hauptideen des Vfs. ein-  
geschränkt. Nur eine Bemerkung noch, daß sein

Stil, der in der That etwas gedrungener hätte seyn können, dennoch rein und deutlich ist, und daß über-  
haupt der Vf. sich nichts von dem erlaubt, was e  
anderen unterläßt.

G. H. P.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Französische Miscellen*. Er-  
ster Band, erstes, zweytes, drittes Stück. 1803  
204 S. Zweyter Band, erstes, zweytes, dritte  
Stück. 162 S. 8. (Jeder Band 1 Rthlr.)

In der dem zweyten Bande wiederholt vorgefetz-  
ten und correcter geschriebenen kurzen Ankünd-  
gung dieser Schrift, nennt sich die Frau *Helmina  
Haßfer* geb. v. *Klenck*, (eine Enkelin unserer Karlschir-  
als Herausgeberin. Sie sagt: „der Zweck dieser Zei-  
schrift, von welcher monatlich ein Heft von 3—  
Bogen erscheint, sey: den Zustand der bildenden Kün-  
ste und praktischen Wissenschaft in Frankreich, so  
wie deren Fortschritte anzuzeigen und ein treues Ge-  
mälde von der Lebensart, dem Charakter, und den  
Sitten der französischen Nation zu liefern. Der Plan  
umfaßt verschiedene dem Denker und dem Menschen  
von Gefühl interessante Gegenstände, Literatur, In-  
dustrie, Kunst, Wissenschaft, Gesetze, Polizey, Pri-  
vatnotizen über berühmte Personen, allgemeine Ue-  
bersichten von großen Gegenständen, öffentliche  
Anstalten u. s. w. Charakterzüge, Anekdoten, Den-  
kmale von Großmuth und Menschenliebe. — Ferner  
sagt die Herausgeberin: „Keine bittere und persönl-  
che Satire soll sich in diese Blätter einschleichen: sie  
würde uns vom menschenfreundlichen Zweck, die  
Gute zu verbreiten, entfernen. Unser Stoff ist groß  
und schön; wir haben so wenig Erdichtungen nö-  
thig, um etwas anziehendes zu liefern, als eines ha-  
mischen Spottes, um unser Werk zu beleben. Un-  
sere Feder sey in jedem ihrer Züge der Wahrhei-  
den Grazien treu.“

Dieses letzte ziemt sich besonders für eine fein  
Herausgeberin einer solchen Schrift, und verträgt sie  
auch recht gut mit der Wahrheit. Die Vorliebe für  
ihren Stoff, *groß und schön*, und die erklärte Abne-  
gung gegen Satire verträgt sich aber nicht ganz in  
der vorhergegangenen Verheißung, ein treues (von  
dem ersten Stück des ersten Bandes heist es sogar  
ein *vollkommenes*) Gemälde von der Lebensart, des  
Charakter und den Sitten der französischen Nation zu  
liefern, und noch weniger mit einem Plane, der  
auch Kunst, Wissenschaft, Gesetze und Polizey eine  
Staats umfaßt, welcher sich eben allseitig neu orga-  
nisiert.

Jene ernstern Gegenstände hätte die Heraus-  
geberin auch lieber gar nicht in ihren Plan aufnehmen  
sondern sich bloß ein gebildetes weibliches Publ-  
cum vorsetzen und dieses nach Möglichkeit aus je-  
ner reichen, bunten und lustigen Welt unterhalten  
sollen. Auch so wie die Schrift jetzt beschaffen ist, kan-  
d

die Herausgeberin doch nur auf jene Leserinnen sicher rechnen, und die werden denn wohl manches ernstere und trockenere, so leicht es auch behandelt seyn mag, hinaus wünschen, wie z. B. die medicinischen Sachen und öffentliche wohlthätige Anstalten, als Rumsfordsche Suppen u. dgl., die alle Zeitschriften füllen.

Um sich eines grösseren Lesepublicums zu versichern, müßte die Herausgeberin sich mehrere solcher Mitarbeiter verschaffen können, als der mit J. G. S. bezeichneter, von welchem einige sehr brave Aufsätze herrühren, als: über gesellschaftliche Verhältnisse; über die neue Einrichtung des National-Instituts, welcher Aufsatz angenehme Nachrichten über mehrere der vorzüglichsten Mitglieder enthält; über wissenschaftliche und literarische Privatverbindungen in Paris, die der Vf. auch mit andern mehr der Mittelmäßigkeit als dem Genie gewidmet und vorthellhaft findet, in welchen ihm indess doch der Charakter der Pariser und Pariserinnen auf einer lebenswürdigen Seite erscheint; und über den religiösen Zustand Frankreichs vor und nach der Einführung des Concordats. Aus diesem letzten heben wir, mit Uebergang des sehr richtigen *Räsonnements* und der inhaltsreichen, wenn gleich kurzen Parallele zwischen dem religiösen und moralischen Charakter der germanischen Völker und der Franzosen, einige merkwürdige Züge aus, welche den leichtsinnigen, frivolen Charakter und die Unwissenheit der Nation bezeichnen. „Man glaubt wieder, weil es so Mode ist, und weil die Regierung es will. — Ueberall sind die Meinungen schroff getrennt, überall geschieht der Uebergang von einer Meinung zur andern durch einen jähen Sprung mit geschlossenen Augen. Mancher, der noch vor Kurzem über die Religion spottete, dient ihr nun knechtisch. Dörfer, die noch unlängst die Religion verlachten, schreiben jetzt ihrem Priester einen übernatürlichen Einfluß auf Sonnenschein und Regen zu, und bemerken, daß in dem Kirchsprengel dieses oder jenes Geistlichen, der nie den republikanischen Gesetzen schwur, der Frühlingsfrost, der die unliegenden Weinberge verderbte, keinen Schaden gethan hat. Selbst das finstre Reich der Hexen und Zauberer lebt häufig wieder auf“ u. s. w. Der Vf. erzählt dann weiter, wie auf dem Lande häufig Ehesegnungen und Taufen, die während der republikanischen Regierung statt hatten, jetzt von den seit dem Concordate wieder eingesetzten Priestern erneuert werden, Kirchen, die von Priestern, welche den Bürgereid abgelegt, bedient wurden, von den neuen Priestern als verunreinigt, wieder neu eingegnet werden. In der Nähe des Ortes, an welchem der Vf. lebt, wurde einem bejahrten Manne von den Priestern das heilige Abendmahl verweigert, weil seine Ehe noch nicht von dem neuen ächten Pfarrer des Dorfs eingegnet war. Vor dem Concordate wurden die Priester nach den verschiedenen Epochen, wo sie republikanische Eide geleistet oder widerrufen hatte, in viererley Classen eingetheilt, nach de-

nen auch ihre Anhänger eingetheilt wurden. Man sprach in manchen Orten von Halbkatholiken, Zweydrittel- und Dreyviertelskatholiken. Der Vf. führt noch ein acht französisches Mittel an, dessen sich die Regierung bedient, um ihre Massregel populär zu machen, sie läßt nämlich Sängerbänden umher ziehen, um die Wohlthaten des Concordats in Dörfern und Landstädten zu besingen. — Wenn gleich das Volk wieder zur Messe geht, will es doch nicht gerne zur Erhaltung der Priester beytragen. Da diese bis jetzt von der Regierung noch nicht bezahlt worden: so haben viele Priester ihre Dörfer wieder verlassen müssen, wenn sie dort nicht verhungern wollten“ u. s. w.

Die Herausgeberin selbst läßt sich meist über Theater, Kunstausstellungen, Sitzungen von literarischen Gesellschaften auf ihre leichte weibliche Weise aus, die überall einen Anstrich von leichtaufwandelndem Enthusiasmus hat. In ihren Schilderungen von angenehmen Promenaden und Spazierfahrten, reizenden Lustorten oder glänzenden Festen sieht man überall, daß ein gutes deutsches weibliches Gemüth auch in Paris empfindsam und voll Glauben an Menschheit und Menschengröße bleiben kann. Bonaparte, und viele aus seiner nächsten Umgebung, die sie natürlicher Weise nur aus der Ferne sieht und bewundert, erscheinen ihr in dem herrlichsten Lichte und setzen sie oft in den höchsten Enthusiasmus. In ihren Urtheilen über Literatur und neue Schriften spürt man den Einfluß der Meinungen der Frau v. Genlis nur zu sehr; auch entstehen daher oft auffallende Widersprüche in ihren Aufsätzen, wie z. B. in zwey Aufsätzen, die beide, aber in sehr verschiedenem Sinne von der Frau v. Staël und ihrer *Delphine* handeln. — Doch es wäre grausam in diesem Tadel fortzufahren, um so mehr, da die Herausgeberin mit derselben Naivetät, mit der sie Gegenstände außer sich behandelt, sich II B. 2 St. selbst behandelt hat. Gegen die Vorwürfe einer Freundin, über jenes Wanken, und über ihre Lobverwendung und idealische Vorstellungsweise, erklärt sie sich mit vieler Naivetät, und verspricht künftig ihr Urtheil immer einer reifern Prüfung zu unterwerfen.

Hat die Herausgeberin erst die dortigen Theater häufiger gesehn: so wird ihr Urtheil sicher auch weniger einseitig, und ihre Schilderungen werden individueller und bestimmender seyn.

Die Damen finden übrigens außer den Artikeln über die Pariser Moden, und die Toilettenkünste der Pariserinnen, auch angenehme und empfindsame prosaische und poetische Aufsätze, theils original, theils übersetzt aus dem Französischen der Frau v. Genlis und der Madame Beaufort; auch biographische Nachrichten aus Werken, die ihnen wohl eben nicht in die Hände kommen.

Um auch eine Probe des poetischen Talents der Frau v. H. zu geben — in welchem sie die Familien-

physiognomie ihrer Mutter und Großmutter wer-  
rath — wollen wir ein kleines Gedicht aus: B. II  
St. 2 hersetzen.

*Morgenspaziergang im Wiesenthal beyrn Walde*  
vor Meudon.

Beglücktes Thal in Galliens Gefilden,  
Das ich im Geist oft sehnsuchtsvoll gesehn,  
Wie schön ist's hier am Bache, wo mit milden,  
Gewürztem Duft die Morgenlüfte wehn!  
Wo sanft der Thränenweide Schleyer  
Sich im beblümten Quälle malt,  
Wo rosenfarb Aurorens Feuer  
Im hellen Thau wiederstrahlt,

Welch herrlich Licht, dort wo des Waldes  
Wipfel  
Getränkt in hohem Purpurglanze glüht.  
Hoch über ihnen schweben stolze Gipfel  
Von Bergen, die den Horizont umziehen.  
Ein frischer Morgenwind erhebet  
Der schlanken Pappel zitternd Laub;  
Die Eiche schwankt, die Fichte bebet,  
Die Quelle sprudelt Silberstaub.

Wie wohl ist mir in diesen Einsamkeiten,  
Wie ruhig bin ich hier auf stiller Flur,  
Wie lieblich tönen meiner Seele Saiten,  
Beym süßen Hauche der Natur!  
Ich lebte trübe, schwarze Stunden,  
Zernichtet ward mein Lebensglück,  
Nun alles, alles mir verschwunden,  
Kömmt hier die Ruhe mir zurück.

Ein weniger glückliches kleines Gedicht  
Frau v. Genlis mag hier noch des Gegenstandes  
gen stehen. Es ist überschrieben à M. C. sur  
branche du Laurier de Virgile cueillie sur la ton-  
près de Naples et placé dans un livre de Sou-  
mirs.

*Pourquoi ravir à l'Italie*  
Le rameau glorieux, cet arbre si vanté  
Sur le Pinde françois n'est il pas transplanté?  
Le dieu brillant de l'harmonie  
Après un long exil n'a-t-il pas apporté  
Sur nos bords fortunés cette plante chérie  
Dans tout l'éclat de sa beauté?  
Cette Palme est à lui, sa main sûre et facile  
A reproduit pour nous le laurier de Virgile.

Fy.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**NATURGESCHICHTE.** Jena, b. Göpferdt: *Einlei-  
tung in die Geschichte der Mineralogie*, von Johann Friedrich  
Heinrich Schwabe, der Weltweisheit Doctor und Religions-  
lehrer zu Wormstedt u. s. f. 1803. 60 S. 8. (6 gr.) In  
diesen vier Bogen wollte der Vf. seine Ideen über Um-  
fang, Zweck, Behandlungsart und Plan einer Geschichte der  
Mineralogie, als Prolegomenen zu jeder künftigen Geschich-  
te dieser Wissenschaft, aus einander setzen. Hiezu holt er  
etwas weit aus, und stellt im ersten Abschnitte, nach allge-  
mein bekannten Bestimmungen, eine encyclopädische Ueber-  
sicht der sämtlichen Naturwissenschaften zur richtigen Beant-  
wortung der Frage auf, *was Mineralogie sey?* Im weitern  
Sinne ist sie ihm „die Wissenschaft, die uns alle unorganisir-  
te Naturproducte kennen lehrt.“ Wir können des Vfs.  
fernern Ideengang und Vortrag am besten durch seine eige-  
nen Worte charakterisiren: „Der Mineralog *sensu latiori*  
„betrachtet den ganzen Erdkörper selbst, als ein Aggregat  
„von anorganischen Naturproducten und zwar a) als schon  
„gegebenes Object. Hier verlangen wir Unterricht a) über  
„die einzelnen mineralischen Substanzen, sie isolirt und für  
„sich betrachtet. Sie — seyen das Object der Wissenschaft,  
„die *Werner* Oryktognosie (!!) und die man sonst auch  
„Mineralogie im engern Sinne des Wortes, Mineralogie  
„*κατὰ μέρος* nenne, die der Vf. am liebsten Lithologie (!!)  
„genannt wüßte; ß) über ihre Verbindung zu ganzen

„Gebirgen. — Geognosie, *sensu latiori*; dahin gehört nun  
„a) die mineralogische Geographie und Oryktographie; bb  
„die Geognosie *sensu strictiori*, (Kenntniß der innern minera-  
„lischen Beschaffenheit der Erdstriche (!)) b) „Mit Rück-  
„sicht auf die Frage: wie ist er entstanden? (Geologie) die  
„se Wissenschaft sey also eigentlich der Sitz der berüchtig-  
„ten Streitigkeit über Neptunismus und Vulkanismus.“ Im  
II Abschn. untersucht der Vf. ob und in welchem Sinn die  
*Mineralogie Wissenschaft sey?* und folgert daraus, daß Ge-  
schichte der Mineralogie als Wissenschaft nichts weiter sey,  
als Geschichte des Mineralsystems (!) Nach diesem be-  
schränkten Gesichtspunkte setzt er im III Abschn. *einige*  
*nothwendige Erfordernisse einer Geschichte dieser Wissenschaft*  
fest; und endlich kömmt er von S. 39 an im IV Abschn.  
zu der von ihm für eine künftige Geschichte der Minera-  
logie entworfenen Skizze der abzufordernden Perioden (den  
ersten Zeitraum, den der unwissenschaftlichen Mineralo-  
gie rechnet er bis *Agricola*, den zweyten bis auf *Cron-*  
*stedt*, den dritten bis auf *Werner*, aber nur bis zum Jah-  
re 1780, den vierten bis auf unsre Tage). Der Vf. scheint  
selbst schon Materialien zu einer solchen Geschichte gesam-  
melt zu haben, von welcher eine sorgfältige, nicht über-  
eilte Bearbeitung allerdings willkommen seyn würde.

— n.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 F E B R U A R , 1 8 0 4 .

## ALTERTHÜMER.

PARIS, b. Treuttel u. Würz: *Monument de Yu, ou la plus ancienne Inscription de la Chine, suivie de trente deux formes d'anciens caracteres Chinois, avec quelques remarques sur cette inscription et sur ces caracteres par Joseph Hager. 1802. 12 pag. 13 planches grav. et 22 pl. en bois. gr. Fol.*

In ein und sechzigsten Jahre des Kaisers Tao (2297 v. Chr. Geb.) verwüstete eine allgemeine Wasserfluth, durch das Anschwellen der grossen Flüsse, deren Betten an mehreren Orten verstopft waren, verursacht, die schönsten Provinzen von China. Die Wogen überstiegen Hügel und Berge, und schienen sich bis zum Himmel erheben zu wollen. Die Unordnungen, welche dadurch im ganzen Reiche entstanden, waren unbeschreiblich; die Nothwendigkeiten und Lebensmittel mangelten, und der fromme Kaiser war durch den elenden Zustand seiner Unterthanen tief bekümmert. Er verflammte die *Se-yo*, oder Grossen des Reichs, um sich mit ihnen, über die Mittel, der Ueberschwemmung abzuhelpen, zu berathen, und man befolgte dem *Pe-kuen*, einem geschickten, aber stolzen und von sich eingenommenen Manne, den Auftrag zu geben, die Fluthen abzuleiten und den Flüssen einen neuen Lauf anzuweisen. *Pe-kuen* machte sich aber bald durch sein beleidigendes Betragen alle seine Untergebenen zu Feinden, arbeitete neun Jahre vergeblich an dem wichtigen Werke, und wurde endlich wegen Verschwendung ungeheurer Summen abgesetzt und zur ewigen Gefängnisstrafe verurtheilt. *Tu*, sein Sohn der ihn an Talenten weit übertraf, und mit diesen einen vortrefflichen Charakter verband, wurde sein Nachfolger, und erhielt, wie jener, den Befehl, den Abfluss der Ueberschwemmung zu bewirken. *Tu*, der sich durch den Augenschein belehrt hatte, welche Mittel zu diesem Zwecke die besten wären, legte sogleich Hand an's Werk und in kurzer Zeit gelang es ihm, den Strömen neue Betten anzuweisen, die er zum Theil mit der grössten Mühe durch Gebirgsrücken und Felsen hatte sprengen lassen, um dadurch seinem schweren Auftrag, die Ursache der Ueberschwemmung aufzuheben, ein Gnüge zu leisten. Aber er that noch mehr, er richtete alles, was durch die Fluthen vernichtet worden war, wieder ein, legte Dämme und Schleusen an, um in der Folge ähnlichen Unordnungen vorzubeugen, und theilte das Reich von neuem in neun Provinzen, die den Namen *Tschew* führten.

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

Nachdem er alles dies im Jahre 2278 v. Chr. Geb. vollendet hatte, liess er zum Andenken seiner grossen Thaten eine Inschrift auf einem Felsen des Gebirges *Heng-shan* in der Provinz *Schanst*, errichten, durch welchen er das Bett des *Hoang-ho* geleitet hatte. — Dieses wichtige Denkmahl existirt noch, und wurde im Jahre 1666 auf Befehl des Kaisers *Kang-hi*, nach *Si-ngan-fu*, der Hauptstadt von *Schenst* gebracht, und in der dort befindlichen grossen Sammlung alter Inschriften aufgestellt, damit die Gelehrten es genauer untersuchen und in der Nähe betrachten könnten, ohne die beschwerliche Reise nach dem *Heng-shan* zu machen.

Hr. D. Hager fand schon in London eine Copie dieser wichtigen alten Inschrift, in der chinesisch-japanischen *Encyclopædie San-tsai-tu*, die Hr. *Tü-fing* mit mehreren anderen schätzbaren Werken aus Japan mitgebracht hatte. Obgleich die Authenticität derselben ihm nicht recht einleuchten wollte; so publicirte er sie dennoch in seiner *Pien-hoe-ye* oder Erklärung der chinesischen Elementarzeichen, weil sie bisher noch ganz unbekannt in Europa war, und die Missionaire in China selbst erklärten, (*Mémoires concernant les Chinois* Vol. VIII. p. 192), dass ihnen keine Abschrift dieses berühmten Monuments zu Händen gekommen sey. — Noch angenehmer wurde, der Herausgeber bey seiner Ankunft in Paris überrascht, auf der Nationalbibliothek ein Manuscript, des P. *Amiot* vorzufinden, welches nicht allein dieselbe Inschrift, in grossen und schönen Charakteren, in China selbst copirt, enthielt, sondern auch eine, von chinesischen Alterthumsforschern herrührende, Uebersetzung in neuen Charakteren, denen die französische Uebersetzung des P. *Amiot* beygefügt war. — Hr. H. konnte nicht umhin, diese schöne, von der ersten nur wenig abweichende Copie, dem Publicum zu übergeben, und fügte noch eine dritte Abbildung des Monuments hinzu, deren Original weiss auf schwarzem Grunde, von einem Chinesen auf einem Stücke Zeug gemahlt, sich ebenfalls auf der Nationalbibliothek befindet. In der That verdient Hr. H. unsern Dank für die Bekanntmachung dieses wichtigen Monuments, das vielleicht das älteste ist, welches wir kennen; dennoch würde er sich als Herausgeber ein noch grösseres Verdienst erworben haben, wenn er eine vollständige Geschichte desselben geliefert, es genau übersetzt und kritisch behandelt hätte. Die wenigen Blätter Einleitung, die grösstentheils aus der *Histoire générale de la Chine* des P.

Yy

Mail-

Mailla abgeschrieben sind, die, beyläufig, keine Uebersetzung des *Tong-kien-kang-mu*, wie Hr. H. zu glauben scheint, sondern ein bloßer Auszug dieses berühmten Werks ist, enthalten gar nichts Wichtiges, was uns über diese Punkte belehren könnte; sondern im Gegentheil noch Zweifel an der Authenticität der Uebersetzung in neuere Charaktere. Hätte doch Hr. H. die alten Schriftzeichen des Monuments mit den noch auf unsere Zeiten gekommenen alten Charakteren, die den Namen *Ta-tshuen* und *Siao-tshuen* führen, und etwa ums Jahr 220 vor Christi Geburt aufser Gebrauch gesetzt wurden, genau

verglichen, und diese wieder gegen die neuesteren, man sich noch jetzt bedient, gehalten: so würde ihm gewiss die Kette der Aehnlichkeiten, sich darin findet, nicht entgangen seyn; wenn er gleich, auf den ersten Anblick, das letzte Glied derselben, gegen das erste und älteste gehalten, niemals unmittelbaren Abkömmling dieses erkennen würde. Folgende Probe mag den unbefangenen Beurtheiler gänzlich überzeugen und Hn. H's Zweifel heben. R. entlehnt sie aus einem noch ungedrucktem Werk über diese Inschrift, dessen schon im *Asiatischen Magazin* II. 476 erwähnt worden ist.

Alle Charaktere des Monuments von 2278 v. Christi Geb.

Charaktere *Ta-tshuen* und *Siao-tshuen*, die von 800 bis 200 vor Christi Geburt im Gebrauch waren.

Se zige Charaktere der Chinesen.

13									Niao. Vogel.
16									Mén. Thor, Thür, Haus, Wohnung.
22									Ming. Strahlen des Licht, verherrlichen.

Auf diese Art kann man die Verwandtschaft aller der 77 Charaktere, aus denen die Inschrift besteht, mit den späteren aufs deutlichste darstellen. Wenn diese Verwandtschaft gleichwohl hin und wieder nicht ganz deutlich seyn sollte, so darf man sich nur erinnern, daß die *Ta-tshuen* beynahe 1500 Jahre jünger sind, als das Monument, und daß in einem solchen Zeitraum manche Aehnlichkeit verwischt werden konnte, deren Spuren dennoch nicht dem Kenner der chinesischen Graphik entgehen werden. Da nun aber Hr. H. ein solcher nicht ist, so steht es ihm nicht an, die Authenticität der Uebersetzung in neuere Charaktere zu bezweifeln, die selbst von chinesischen Gelehrten herrührt.

Rec. geht nun auf die französische Uebersetzung des P. Amiot über, und muß gestehen, daß es ihm unbegreiflich ist, wie Hr. H., der doch Chinesisch zu verstehen vorgiebt, eine so schlechte und sinnverfälschende Paraphrase mochte abdrucken lassen: wodurch er den Verdacht erweckt, als habe er selbst nichts Besseres liefern können. Folgende ihr zu Seite stehen de, sehr genaue lateinische Uebersetzung wird ihre gänzliche Unbrauchbarkeit beweisen.

L'Empereur m'intima ses ordres; il s'ôt me prêta des ailes pour voler à leur exécution. De tous ceux, qui, sans cesse à ses côtés, l'aidoient à soutenir

Imperator venerandus dedit mandata, valari ad executionem. Adjutor et consiliarius

le poids des affaires, je fus le seul sur lequel il se reposa entièrement du soin de rendre les grandes et les petites isles aussi propres à servir de demeure aux oiseaux et aux quadrupèdes que pouvoient l'être les lieux les plus élevés; je n'ai pas frustré son attente.

J'ai travaillé en personne à faire écouler les eaux; moi-même j'en ai imaginé les moyens, moi-même je les ai mis en oeuvre.

Pendant long-tems j'ai oublié, que j'avois une maison, ne prenant repos que sur les montagnes, au milieu des rochers escarpés, ou dans les lieux exposés aux injures de l'air.

Les soucis continuels dont j'ai été agité m'ont rendu méconnoissable. Uniquement occupé de mon travail, je ne comptois ni les heures ni même les jours; mais avançant toujours mon ouvrage, je l'ai enfin heureusement terminé.

Les montagnes Hoà, Yo, Tay, Heng, ont été les différents termes de mes travaux vers les quatre parties du monde. La gloire d'avoir pu pénétrer par tout est la récompense de

liarius fui, magnas et parvas insulas dedi ad requiescendum avibus et feris, uti domicilium. — Obediens fui.

Ipse diluvium diffuere feci et illustravi proceduram, quam ipse exegi.

Diu totaliter oblitus fui domui. Quiesci in montibus altis; in qua montium pedibus et locis frigidis.

Curae faciebant figuram meam exteriorum destructam. Cordi minime horas praeterirere. Quasdam pacificationem tandem ad finem perduxi.

Montes Hoà, Yo, Tái et Heng terminarunt et diviserunt operationes meas. Multis la-

mes peines, et les sacrifices que j'ai offerts en actions de grâce avec un cœur sincère et droit font des témoignages de ma reconnaissance.

S'il me reste quelque sujet de tristesse, je le renferme au-dans de moi-même: pour quoi le produirois-je au-dehors? Ces conduits, qui, dirigés inconsidérément vers le sud, n'avoient servi qu'à étendre l'inondation et rendre les eaux croupissantes, ont été remplacés par d'autres qui ont facilité l'écoulement.

La vertu toujours agissante du ciel va désormais répandre son efficacité sur tout; on aura de quoi se vêtir; rien ne manquera pour la subsistance; la douce tranquillité régnera dans l'univers; les danses et les illuminations vont avoir lieu pour toujours.

Ehe Rec. zu den *Trente deux formes des Caractères anciens* übergeht, sey es ihn noch erlaubt, einige Bemerkungen über seine Uebersetzung der Inschrift zu machen. — *Ching-ti-yue-gu*. Imperator venerandus dicebat mandata ist ein, in den King oder alten Büchern der Chinesen, sehr häufig vorkommender Ausdruck; so *Shu-king* Lib. I. C. 1. §. 8. 11. 12. — C. 2. §. 17 etc. — *Chou shu*. magnas et

horibus prae aliis praetiarum sum. Cum recta intentione obtuli sacrificia.

Tristitiam in pectore occludo.

Direxi ad meridiem magna

flumina et aquas exundantem.

Coeli virtus addit rebus omnibus incrementum. Vestitus aderit et victus parabitur. Totus orbis ipse pacificatus et quietus est. Salutationes et illuminationes ubique occurrunt.

parvas insulas. Cheu wird erklärt: *terra habitabilis mediis in undis*. Chū ist: *parva cheu*. — Chy-mên uti *domicilium*. Mên oder mên bedeutet eigentlich *porta*, kann hier aber nicht anders als durch *domicilium*, *habitatio*, übersetzt werden. — Tîng, et *locis frigidis*. Tîng bedeutet eigentlich *aula primaria domus*, *prima scala in aula*. Amiot's Umschreibung durch *lieux exposés aux injures de l'air* ist hier sehr wohl passend. — Hôa-yô-tây und hêng sind die vier *ko* oder Hauptgebirge der vier Himmelsgegenden. Vgl. *Mémoires concernant les Chinois* II. pag. 182. — *Tristitiam in pectore occludo* scheint auf die Befrafung des Kuen, dem Vater des Tū, zu gehen, welcher die Ueberschwemmung nicht ableiten konnte (siehe oben). *Magna flumina*. Im Chinesischen Tō; die alten Chinesen nahmen vier Tō oder Hauptflüsse an, diese waren der Kiang, Ho (Hoang-ho), Hoay und Tsi. — Conf. Chou-king publ. par de Guignes und Chi-goey.

Nach dem Monument des Tū folgt in Hn. Hager's Werke eine Kupferplatte, welche die ältesten Schriftzeichen der Chinesen darstellt, nämlich die von Tjang-kie, nach den Fußstapfen der Vögel, gebildeten Charaktere, und eine jüngere dem Tū beygelegte Schriftart. Da jene, ihres Alters wegen, sehr wichtig ist; so mögen einige Charaktere daraus zur Probe dienen.



Diese Charaktere sind von alten Inschriften auf Stein entlehnt, die im Kue-tse-kien, oder im Palaß der kaiserlichen gelehrten Gesellschaft in Pe-king, aufbewahrt werden.

Die acht letzten Kupferplatten enthalten unter dem Titel *Tshuen-shu* (*Caractères anciens*) die zwey und dreyßig verschiedenen alten Charaktere, in denen das Lobgedicht des Kaisers Kien-long auf die Stadt Mukden der Shin-yang, in Leao-tong, gedruckt ist, und von dem de Guignes die französische Uebersetzung des P. Amiot herausgegeben hat. Diese Schriftarten sind folgende: 1) Yu-tshu-tshuen. 2) Tū-tsee-tshuen. 3) Ta-tshuen. 4) Siao-tshuen.

5) Shàng-fang-tshuen. 6) Fen-shu-tshuen. 7) Sui-shu-tshuen. 8) Lieu-ye-tshuen. 9) Tao-hiai-tshuen. 10) Tshoan-fu-tshuen. 11) Tshé-ying-tshuen. 12) Pi-lo-tshuen. 13) Tshui-lu-tshuen. 14) Lung-tshao-tshuen. 15) Tshui-yün-tshuen. 16) Ko-teu-shu. 17) Niao-ki-tshuen. 18) Tiao-tshung-tshuen. 19) Lin-shu. 20) Ku-teu-tshuen. 21) Niao-shu. 22) Luon-fung-tshuen. 23) Kuei-shu. 24) Lung-tshuen. 25) Tshen-tao-tshuen. 26) Yng-ló-tshuen. 27) Sién-tshin-tshuen. 28) Tshu-tshuen. 29) Kin-tfao-tshuen. 30) Ko-fu-tshuen. 31) Fei-pe-shu. 32) Tshung-ting-tshuen.

C. J. P.

ERD

## ERDBESCHREIBUNG.

CÖLN, b. Rommerskirchen: A. G. Camus, Mitglieds des National-Instituts und Staats-Archivars, Reise in die Departemente des ehemaligen Belgiens und des linken Rheinufers, und in die vom Niederrhein, Norden, Pas du Calais und der Somme, am Ende des Jahrs 10 der Republik. Uebersetzt von Dr. August Christ. Borheck. 1803. Erstes Bändchen. 178 S. Zweytes Bändchen. 201 S. ohne das Register. 8.

Der wohlbekannte Vf. erhielt im J. 10 von der französischen Regierung den Auftrag, eine Reise in die Départements am linken Rheinufer des ehemaligen Belgiens und in das Norddepartement zu machen, um die Archive und die zur Aufbewahrung in denselben niedergelegten schriftlichen Documente zu untersuchen. Den Erfolg dieses Geschäftes konnte er natürlich nur der Regierung vorlegen. Aber auch das National-Institut gab ihm den Auftrag, in seinen Namen zu reisen, und Nachforschungen über die verschiedenen Zweige der menschlichen Kenntnisse anzustellen. Von dieser zweyten Arbeit ist denn die vor uns liegende Reise der Erfolg. Wirklich war Camus zu diesem Geschäft vorzüglich geeignet, da er einen großen Theil der auf dem Titel angegebenen Provinzen schon zweymal früher besucht hatte. Gleichwohl gehört diese Reisebeschreibung weder unter die interessanten, noch unter die vorzüglich belehrenden. Ueber Menschen und Sitten findet man hier außerst wenig, und das Wenige ist theils schief und einseitig, theils durch die Biase französischer Vorurtheile gefärbt. Was er über die Einwohner am Rheinufer sagt, würde hier besondere Rügen verdienen, wenn nicht schon der Uebersetzer dieses Geschäft zum Theil übernommen hätte. Eben so wenig liest man über die allgemeine Ansicht des Landes. Statistische Angaben scheint der Vf. nicht liefern zu wollen, und über den Zustand des Handels schweigt er beynahe ganz. Von Fabriken und Manufacturen ist zwar öfters die Rede; aber der Vf. nennt sie entweder bloß im Allgemeinen, oder er beschreibt zum Theil die Art ihrer Arbeiten und ihr Verfahren; besondere Angaben aber liefert er nicht, so daß man aus seinen Werke nicht sehen kann, wie weit dieser oder jener Ort dadurch blühend ist, und durch welche Art von Fabriken er es vorzüglich ist. Läßt er sich ja einmal in das Besondere ein, so ist er mit seinen Nachrichten nicht glücklich. Von den Achner Tüchern, sagt er z. B. † gingen nach Rußland, † Fünftel in das alte französische Gebiet und drittheil Fünftel in die Levante. — Und im Lande selbst, in Teutschland und im übrigen Europa werden keine verbraucht!!! Vorzüglich aber richtet der Vf. seine Aufmerksamkeit auf die Hospitäler, die

Arbeitshäuser und alle Arten von Versorgungsten für die Armen, und dann auf die Bücherfunden. Ueber jene findet der Leser hier sehr ständliche Nachrichten, und alle diejenigen, die sich mit der Verpflegung der Armen befassen, werden über diesen Artikel viel Nützliches Brauchbares antreffen. Besonders verdient alle Herzigt zu werden, was er über die Arbeitshäuser sagt, welche die zweckmäßigsten Versorgungsmittel der Armen und das einzige sichere Mittel der Betteley zu steuern. Ueber die Bibliotheker fert er manches Detail. — Der Zustand der I war auch einer seiner Augenmerke; aber man sieht eben nicht viel darüber, vielleicht, weil in jetzigen Zustande nicht viel davon zu sagen war. Der Gelehrten wird hin und wieder gedacht.

Die Reise geht von Paris nach Strassburg, Ma, nebst einem Abstecher auf das rechte Rheinufer, I lenz, Bonn, Cöln, Düsseldorf, Aachen, Trier, xemburg, Namur, Spaa, Lüttich, Mastricht, M Tournay, Brüssel, Vilvorde, Mecheln, Antwerp Gent, Brügge, Lille, Douay, Arras, Amiens. — I. S. 18 Die typographische Gesellschaft von Zw brücken hat sich in Strassburg wieder eingerichtet die Hn. Exter und Embser sind die Directoren, t setzen die Ausgaben der Classiker, die zu Zweyb cken sonst herauskamen, nach gleichem Plane, w der fort. B. II. S. 38 findet sich eine Stelle, die d Vf. so wenig Ehre macht, daß Rec. sich gedrun g fühlt, sie hier aufzustellen. „Brüssel, sagt er, l von den übeln Gewohnheiten der Städte, worin si „Fürstenhöfe mit ihrem schändlichen Anhang befa den; nichts verloren.“ — S. 47—56 stehen ein interessante Nachrichten über die Geschichte der A Synchronum, 1786 erschien davon der 51ste Band, d aber wenig in Umlauf gekommen ist. Der letzte der 51ste, welcher außerst selten ist; viele wissen g nicht, daß er existirt. Im J. 9 machte Dherbowil Versuche bey den alten Holländisten, daß sie ihre A beiten wieder anfangen möchten; aber vergebens Im J. 11 wurden neue Versuche zu dem nämliche Zwecke gemacht; aber ihr Erfolg ist vermuthlic noch unbekannt, weil nichts darüber gesagt wird.

Am Ende des zweyten Bändchens erklärt d Uebersetzer, man habe ihn so sehr übereilt, daß d die Handschrift oft naß in die Druckerey geben muß te, und daß er ihr die Feile nicht geben könnte die er ihr sonst gegeben haben würde. Diese Ekl sieht man ihr nun leider durchgängig an; aber d mit ist die Nachlässigkeit noch nicht entschuldig womit das ganze Werk gedruckt ist. Ausser d Druck- und Sprachfehlern sind auch öfters Wörte ausgelassen, die man sich hinzu denken muß, und von manchen Stellen läßt sich der Sinn nur e rathen.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 F E B R U A R, 1804

## P Ä D A G O G I K.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Immanuel Kant über die Pädagogik*. Herausgegeben von D. Friedrich Theodor Rink. 1803. 146 S. kl. 8. (14 gr.)

Eine Pädagogik von Kant! So dürften vielleicht, in einem ganz anderen Sinn, als die Freunde der Philosophie, diejenigen gedacht haben, welche, zufälliger Weise mit Gegenständen der Erziehung umgeben, auf die sie nur überhaupt Effecte hervorbringen können, wegen ihrer blinden Griffe auf gut Glück, sich für praktische Erzieher ansehen. Aber sie würden sich auch von dem *praktischen Geiste*, womit speculative, mit Erziehung nicht beschäftigte Denker sehr wohl begabt seyn können, und welcher, in Verbindung mit theoretischer Einsicht, den praktischen Erzieher macht, gänzlich verlassen zeigen, wenn sie nach der Lectüre der Kantischen Pädagogik noch eben so dächten. Zwar herrscht bey dieser Classe noch immer das gemeine Vorurtheil, als lasse sich ohne Einsicht in das Ganze der Menschennatur mit Glück erziehen, und als bedürfe es dazu weiter nichts, als, ohne alle Kenntniß des menschlichen Geistes und aller seiner Energieen, in der Erziehung längere oder kürzere Zeit gehandwerkt zu haben: nur kann sich dieß grundlose Vorurtheil gegen den reinern Zeitgeist in Absicht besserer Begriffe über Wissenschaft und Kunst nicht mehr behaupten. Sogar sein lebendiges Instrument muß sich der praktische Erzieher erst zu stimmen wissen. Verstehet er dieß, dann wird er Menschenleben gestalten; dann entsteht eine Erziehung zur Selbstthätigkeit und Freyheit, wovon so viele lebende Automaten der Erziehung keine Idee haben. Sie allein macht den, nach Maafsgabe aller seiner Energieen gleichmäfsig geweckten und in reger Selbstthätigkeit erhaltenen, Menschen nicht zum bloßen Instrument. Wer im Grofsen, wie im Kleinen, auf Menschen, im Geiste der Menschheit, mit Erfolg wirken will, muß Philosoph seyn, von Natur und durch Kunst, wie Plato sehr richtig bemerkt. Der Geist regieret die Welt.

Jedoch, was auch leere psychologische Registerführer, was Pädagogen der gemeinen Zunft, die den edeln Namen herabwürdigen, dagegen einwenden mögen; wir haben das Zutrauen zu den verständigeren Zeitgenossen, dafs es in unseren Tagen nicht nöthig sey, den Beruf der Philosophie, in Sachen der Pädagogik zu sprechen, bey Gelegenheit der Pädagogik eines Philosophen weitläufig zu rechtfertigen. *S. A. L. Z. 1804. Erster Band.*

tigen. Wir führen sie lieber zu dem Werke selbst hin, dessen Beurtheilung kurz seyn kann. Denn gerade in der unmittelbaren Auffassung (ohne weitläufige Zurüstungen und Vorbereitungen) aller Zweige der Pädagogik und deren Ausführung in einem freyen, leichten und anspruchlosen Vortrag nach einer durchaus philosophischen und zugleich praktischen Ansicht der Erziehung liegt sein unterscheidender Werth. Bey seiner, von aller Peinlichkeit entfernten Gründlichkeit ist es über Erziehung zugleich das allgemein faßlichste und lesbarste Werk. Durch dieß, in keiner Erziehungsschrift sich so innig vereinigenden Eigenschaften ist es zum Lehrbuch für Vorlesungen und zum Handbuch für Erzieher und Aeltern, die selbst erziehen, gleich geschickt. In der Ausführung begeht es nicht den Fehler, eine bloße Philosophie oder Aufstellung der Menschennatur an sich, aber keine Pädagogik zu liefern, welche zugleich die Mittel der Erziehung anzugeben hat. Auch ist darin, ungeachtet des aus der Natürlichkeit und Leichtigkeit seiner Bemerkungen entspringenden Anscheins vom Gegentheil, wirklich vieles neu.

Sowohl ganze Zweige der Erziehung, als einzelne Gegenstände erscheinen durch Kants Pädagogik in einem neuen Licht. Von der erstern Art ist die Darstellung der *Disciplin* als eines eigenen Erziehungszweigs. Sie fußt — was bisher nicht der Fall war, da man sie nur als zufällig, nicht als integranten Theil der Erziehung annahm — auf einen nothwendigen Grund in der menschlichen Natur. Mit Kants Ideen über Disciplin hängt auch dessen neue Eintheilung der Verstandescultur in eine scholastische (methodische) Bildung der Geisteskräfte, und in eine freye Cultur derselben, zusammen, welche sich beide vereinigen müssen, um eine vollendete Ausbildung hervorzubringen. (Ohne scholastische Cultur bildet man arbeitsscheue und selchte Menschen, wie sie die spielende pädagogische Erziehung gab und noch giebt, durch blofs scholastische Cultur einen blofs maschinenmäfsigen Geist.) Für neu müssen in der Erziehung Kants Grundsätze der moralischen Cultur gelten, deren richtige Ansicht man in den beliebtesten Werken der Erziehung noch vermißt, ungeachtet sie seit der Erscheinung von Kants Kritik der praktischen Vernunft sich in die Erziehung durch eine richtige Anwendung verpflanzen liefsen. Auf Freyheit gegründet, lehren sie nach moralischen Maximen erziehen, um die Gesinnung zu gründen. So lehrt Kant, diesen Grundsätzen gemäfs, ein Kind, das lügt, nicht physisch zu strafen, oder ihm mit

Entziehung von Vortheilen zu drohen, weil dieß nur Heuchler macht, und die Gefinnung in ihrer Quelle verunreinigt; sondern es mit Verachtung zu strafen, und es zu bedeuten, daß man einem Lügner nicht mehr glauben werde. Gewöhnlich begnügen sich hier die pädagogischen Schriftsteller nur mit der Gesetzmäßigkeit der Handlung (daß ein Kind nur nicht lüge, gleichviel aus welchem Grunde es lügt); aber man ist derselben, bey nicht cultivirter Gefinnung, nicht einmal gewiß. Gleich sehr wird gewöhnlich durch empfohlne, oft recht kindische, Belohnungen guter Handlungen von pädagogischen Schriftstellern gefehlt, wo ein Kind nur seine Pflicht thut und wo Bezeugung der Zufriedenheit und Achtung von Seiten des Erziehers die einzige Belohnung des Zöglings seyn kann. Doch verscheuchte hier das Licht der kritischen Philosophie solche lächerliche Tugendbelohnungen aus pädagogischen Schriften schon vor Erscheinung der Kantischen Pädagogik. Nicht minder betritt Kant in Betreff der Gestattung oder Beschränkung der jugendlichen Freyheit, mit Rousseau, nur zugleich geleitet von dem philosophischen Princip der ganzen Beurtheilung des Gegenstandes, den einzig richtigen Weg, dem Kinde in allem seine Freyheit zu lassen, worin es nicht die Freyheit Anderer stört (z. B. durch Schreyen, lermende Spiele); eine Regel, die auch noch das Princip der Beschränkung ihrer Freyheit bey Erwachsenen enthält. Ueber einen verwandten Gegenstand, wo die menschliche Freyheit ins Spiel kommt, giebt Kant, gleichfalls nach Rousseaus Vorgang, dessen meiste Erziehungsregeln überhaupt durch die kritische Philosophie bestätigt werden, treffende Regeln; namentlich zur Verhütung des Eigensinns und Starrsinns; nämlich die Kinder nicht launisch und nach Capricen zu behandeln, nicht jedes Schreyen für Eigensinn zu nehmen, weil es oft nur aus Mangel eines Bedürfnisses und aus Schmerzgefühl entspringen kann; nicht auf ihr Schreyen zu achten, es mag nun aus Eigensinn entspringen oder nicht; sie bey wirklichem Eigensinn aus der Gesellschaft zu entfernen, und sie sich einsam selbst zu überlassen u. s. f. Einzelne Bemerkungen sind nicht minder neu. Dahin gehört unter andern die Bemerkung: „Das Gedächtniß beruht auf der Aufmerksamkeit“, so wie die beygefügte, daß die Aufmerksamkeit allgemein, nicht durch starre Anheftung an ein Object, welche eher zu einer Geistesleerheit und Geistesstörung führen kann als zur Stärkung der Aufmerksamkeit, gestärkt werden müsse. Zum Beleg des praktischen Charakters der Kantischen Pädagogik, von welchem das ganze Werkchen zeugt, mag die Vorschrift dienen, Kinder Alles selbst machen zu lassen, was man sie lehrt, z. B. sie grammatische Regeln gleich in Ausübung bringen zu lassen. „Man versteht eine Landkarte am besten, wenn man sie selbst verfertigen kann. Das Verstehen hat zum größten Hülfsmittel das Hervorbringen.“ Von gleicher Art ist die Bemerkung in der Einleitung bey Gelegenheit der Erwähnung des Dessauschen Philantropins, daß es

auch in der Erziehung wie in der Naturlehre Experimente bedürfe. Nicht neu, aber eben so praktisch ist die Regel: Kindern in Sachen, wo sie eigene Vernunft nicht brauchen können und nur dem Zutrauen zu ihren Aeltern und Erziehern hängen, nicht an müßiges Raisonniren zu gewöhnen, um sie nicht zu altklugen Geschöpfen zu machen; zugleich aber ihre Vernunft in Allen aufzuklären, was ihrem Gesichtskreise nahe liegt und keine blasse müßige Eitelkeit nährt.

Kants große Ansichten der Erziehung beurkunden vorzüglich der an umfassenden und treffenden Bemerkungen reiche Abschnitt über Erziehung Allgemeinen zu Anfang des Werks. Rec. kann sich nicht enthalten, die Leser ihr eignes Urtheil darüber entscheiden zu lassen. „Eltern“ (heißt es S. 17) „ziehen gemeinlich ihre Kinder nur so, daß sie gegenwärtige Welt, sey sie auch verderbt, passen; aber das Princip der Erziehungskunst, das besonders solche Männer, die Plane zur Erziehung machen sollten, ist: Kinder sollen nicht dem gegenwärtigen, sondern dem zukünftig bessern Zustande des menschlichen Geschlechts, das ist, der Idee der Menschheit und deren ganzer Bestimmung angemessen erzogen werden.“ S. 21: Alle Cultur fängt von dem Privatmanne an und breitet von daher sich aus: Bloß durch die Bemühung der Personen von exten dirten Neigungen, die Antheil an dem Weltbesten nehmen und der Idee eines künftig bessern Zustandes des fähig sind, ist die allmähliche Annäherung der menschlichen Natur zu ihrem Zwecke möglich.“ Rec. kann hier eine sich ihm aufdringende Bemerkung nicht übergelassen. Nach Schellings Idee, die alte Literatur als Vermächtniß eines bessern Menschengeschlechts anzusehn, begreift man auch, wie die alte Literatur in diesen Plan der Erziehung zu einem künftig bessern Zustande der Menschheit gehört.

Gleich upbefangen, wie das Gute, will Rec. auch die Mängel der Kantischen Pädagogik angeben. Wie noch in allen Erziehungsschriften, außer Heydenreichs *Privaterzieher*, wo der erste Versuch aufgestellt ist, fehlt darin ganz der Abschnitt über *ästhetische Erziehung*, die einen gleich integranten Theil der Erziehung mit der intellectuellen und moralischen Erziehung ausmacht. So reich an guten Bemerkungen der Abschnitt über physische Erziehung ist, in welchem Kant, auf seine eigene Weise, vorzüglich Rousseaus Ideen benützt, und aus dem vorzüglich Mütter und die frühesten Erzieher eines Kindes vieles lernen können, so fallen die übrigen Abschnitte doch dagegen zu kurz aus. Bey der freyen Cultur der Geisteskräfte hätte der Selbstcultur oder der Erziehung mit gedacht werden sollen, welche sich Geister von einem eigenen Gepräge so gern selbst geben, und auf die, fast allgemein, bey dem zweyten Geschlecht gerechnet werden muß, welches sich, in seinen der Bildung überhaupt fähigen, Individuen meist selbst bildet. Ein großer, nicht genug erkannter Fehler der Erziehung, zumal seit sie in die Hände der pädagogischen Schriftsteller gefallen ist, besteht über-

überhaupt darin, zu viel zu erziehen. Eine Warnung davor dürfte nicht überflüssig gewesen seyn. Auch scheint Kant seine Begriffe über Disciplin etwas zu weit auszudehnen. Ferner könnte die Religion, im Abschnitt über religiöse Erziehung, nicht ohne Grund zu sehr als Sache des bloßen Verstandes behandelt scheinen, obgleich auch der religiösen Erziehung, soll sie nicht in Schwärmerey ausarten, objective Begriffe allerdings zum Grunde liegen müssen. Die Spuren der Wiederholung an einigen Stellen fallen nicht Kant, sondern dem Herausgeber zur Last.

Nach dieser unpartheyischen Würdigung hat Rec. zur Empfehlung vorliegenden Werks des verdienten Greises nichts weiter hinzuzufügen.

E. B. L.

LEIPZIG, in d. Juniusfischen Buchh.: *Der neue Schullehrer, oder praktische Anleitung zu einer vernünftigen Erziehungsmethode in Volksschulen.* Eine Quartalschrift für Lehrer und Freunde der Jugend. Herausgegeben von F. C. H. Kächelbecker. 1803. Erstes Quartal, 118 S. Zweytes Quartal, 126 S. Drittes Quartal, 118 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese, dem Volksschulwesen gewidmete und in einer anständigen populären Sprache geschriebene Zeitschrift, die mehrere wackere Männer zu Mitarbeitern hat, verspricht viel Gutes, und ist im Stande, manchen frommen Wunsch zu realisiren, wenn sie, wie wir wünschen, von Volksschullehrern fleißig gelesen wird. Sämmtliche Mitarbeiter zeichnen sich durch ein lebhaftes Interesse für Schulenvervollkommnung ohne schwärmerischen, die bestehenden Verhältnisse verachtenden, Enthusiasmus aus. Der Herausgeber hat sich bey der Anlegung dieser Zeitschrift das *Journal für Prediger* zum Muster genommen. Sie wird daher enthalten: I. Abhandlungen über Schullehrer; II. Abhandlungen für Schullehrer; III. Auszüge aus Schriften, die nicht leicht in die Hände der Schullehrer kommen, und doch beherzigungswerthe Vorschläge und Winke für Schullehrer enthalten; IV. Historische Nachrichten zur neuesten Schulgeschichte; V. Anzeige der vorzüglichsten Schulschriften.

Die meisten in den drey vor uns liegenden Quartalen befindlichen Abhandlungen betreffen das Schulwesen überhaupt, und sind mehr Abhandlungen über, als für die Schullehrer. So findet man hier drey Abhandlungen über die Gehaltserhöhung der Schullehrer, mit Anzeige der Quellen, woraus dieselben erhoben werden können, worunter auch, wie es nicht fehlen kann, manches Sonderbare vorkommt, wozu das Gefühl der Verlegenheit verleiten mag, z. B. in der ersten Abhandlung des zweyten Quartals der Vorschlag, zum Besten der Schulen eine Steuer auf Hagestolze zu legen. Unter den Auszügen aus Schriften, die den Schullehrern nicht zu Gesicht kommen, ist hier der zweckmäßigste aus Hn. Kündervaters Schrift: *Ueber nützliche Verwaltung des Pre-*

*dictantes auf dem Lande.* Am meisten interessirte Rec., der in keinem der rheinischen Länder wohnt, die Geschichte und Urkunde der Verbesserung der Schule in Kirchbach bey Freyberg, von M. Fritsch, Mittagsprediger in Freyberg. Die Geschichte dieser Schulverbesserung ist ein Ehrendenkmal für den Domherrn und Amtshauptmann von Carlowitz auf Oberschöna, dessen von unschauender Klugheit unterstützten edlen Eifer hier auszuzeichnen wir, aus Achtung gegen den trefflichen, uns unbekannten Mann, uns gedrungen fühlen.

Zu mehrerer Aufnahme dieser Quartalschrift, und zu größerem Nutzen für den ihr bestimmten Cirkel, möchten wir empfehlen, künftig mehr Abhandlungen für als über Schullehrer zu liefern. Denn, was können z. B. Vorschläge über Gehaltserhöhungen, und die traurigen Belege der dringenden Nothwendigkeit derselben den armen Schullehrern helfen, als daß sie *ex miseria aliorum, non ignari mali*, einen leidigen Trost schöpfen? Zweckmäßiger für diese würden Abhandlungen seyn über gute Methoden in bestimmten Unterrichtsarten, über zweckmäßige Disciplin in den Schulen, über Gegenstände, die zur Schulweisheit und Schulklugkeit gehören, sowie historische Darstellungen musterhafter Schulen und Schullehrer.

## KINDERSCHRIFTEN.

1) BERLIN, b. Maurer: *Die Familie Bendheim.* Lehrreiche Unterhaltungen für die Jugend, von K. Hahn, Rector der königl. Garnisonsschule in Berlin. 1804. 396 S. Taschenformat mit 17 illum. Kupfern. (3 Rthlr. 12 gr.)

2) WEISSENFELS u. LEIPZIG, in d. Bösefischen Buchh.: *Scenen aus der Kinderwelt.* Ein neues Lesebuch für Kinder, welche eben angefangen haben, lesen zu lernen. Ein Geburtstagsgeschenk für gute Kinder, von F. W. v. B. 1804. 132 S. 8. (9 gr.)

3) GÖTTA, b. Ettinger: *Sittengemälde aus der Kinderwelt* für Kinder beiderley Geschlechts, von F. C. Zange. 1803. 224 S. 8. (12 gr.)

Obgleich jede dieser drey Schriften auf den Beyfall des Publicums Anspruch machen kann, so zeichnet sich doch No. 1 vor den übrigen rühmlich aus. Der Vf. versteht nicht nur die Kunst, seine jungen Leser auf eine mannichfaltige und angenehme Weise zu unterhalten, sondern er weiß auch das Angenehme mit dem Nützlichen zweckmäßig zu verbinden. Die Gegenstände aus der Naturgeschichte sowohl, als aus der Historie, sind zweckmäßig ausgewählt, und größtentheils gut vorgetragen. Die hin und wieder eingestreuten Wort- und Buchstaben-Räthsel sind größtentheils geschickt, das Nachdenken der Kinder zu wecken. Auch billigen wir es, daß der Vf. die hier redend und handelnd eingeführten Kinder des Predigers Bendheim zu Ruhweiler nicht idealisch voll-

kom-



kommen, sondern ganz so, wie Kinder gewöhnlich sind, mit allen ihren Tugenden und Fehlern geschildert hat. Doch sind die hier vorkommenden Kinder im Ganzen gut geartet und also nicht eben als Beyspiel, wie Kinder nicht seyn sollen, zu betrachten. Was Hr. H. in der Vorrede über das gewöhnliche Idealisiren sagt, verdient Beherzigung. In Ansehung der Orthographie und Interpunction sind nicht einerley Grundsätze befolgt worden: was in einer Kinderchrift nicht gleichgültig seyn kann. Wir bitten daher den Vf., bey der Fortsetzung, welche wir wünschen, für grössere Gleichförmigkeit in diesem Punkte zu sorgen. Die Kupfer, so wie Druck und Papier, sind nicht schlecht; allein der Preis ist gleichwohl zu hoch.

Nr. 2, dessen Vf. sich unter der Vorrede v. B\*\*\*tz unterzeichnet, ist für ganz kleine Kinder bestimmt, die noch der Uebung im Lesen bedürfen. Deshalb sind manche Erzählungen mit lateinischen Lettern gedruckt, damit sich die Kleinen frühzeitig auch an diese Schrift gewöhnen lernen. Die Erzählungen, welche der Vf. alle selbst verfaßt, nicht, wie jetzt so häufig geschieht, ausgeschrieben hat, sind der Fassungskraft der Kleinen angemessen und enthalten richtige Maximen eines sittlichguten Betragens. Die hin und wieder eingestreuten Verschen könnten zum Theil vorzüglicher seyn, und es wäre besser gewesen, wenn Hr. v. B. bekannte Denkverse, kleine Lieder u. s. w. in seine Erzählungen aufgenommen hätte, als daß er sie auf eine nicht eben glückliche Weise parodirt oder paraphrasirt.

No. 3 ermangelt einer Vorrede oder sonstigen Erklärung des Vfs. über den Zweck dieser Sittengemählde. Er ist aber unstreitig Belebung des sittlich religiösen Gefühls, Ermunterung zu häuslichen und geselligen Tugenden durch Lehre und Beyspiel, insbesondere auch zur Reinlichkeit, Sparsamkeit, Verträglichkeit, Fleiß u. s. w. Die Manier der Erzählungen ist nicht ohne Leichtigkeit und Gefälligkeit. Nicht immer, aber doch größtentheils, hat der Vf. die Monotonie, welche so leicht Fehler der pädago-

gischen Schriftsteller wird, vermieden. Manche Erzählungen, jedoch, wie z. B. die von der Grasmücke S. 95. ff. könnten weniger empfindsam seyn. Der Styl ist, im Ganzen genommen, ziemlich correct; aber der Druck nimmt sich nicht gut aus.

— — ff —

- 1) BRANDENBURG, b. Leich: *Die christliche Lehre für Kinder*. 1803. 36 S. 8. (1 gr.)
- 2) Ebendaf.: *Die christliche Lehre für Kinder; mit untergelegten Fragen für Kinderlehrer*. 1804. 114 S. 8.

Unter der Vorrede dieser beiden zusammen gehörenden Schriften hat sich Hr. Inspector Hanstein zu Brandenburg als Vf. genannt. Nr. 1. enthält in 145 kurzen Sätzen das Nöthigste und Wichtigste aus der christl. Religions- (und Tugendlehre, und kann als zweckmäßiger Leitfaden bey dem ersten Unterricht gebraucht werden. Unzweckmäßig scheint uns S. 29 ff. der *Auszug aus Luthers Katechismus*. Entweder mußte Hr. H. diesen ohnedies nur einige Seiten füllenden Katechismus vollständig hinzufügen, wie der sel. Herder, oder, was das rathsamste schien, ihn ganz weglassen.

Nr. 2 ist für die Lehrer bestimmt und hat die Absicht, ihnen eine Anleitung zum zweckmäßigen Gebrauch von Nr. 1. zu geben. Die große Unwissenheit der Jugendlehrer vom gewöhnlichen Schläge muß die Form dieses Noth- und Hilfsbüchleins rechtfertigen. Gegen die Zweckmäßigkeit mancher Fragen und Sätze liesse sich viel erinnern. S. 8. Nr. 11: „Was heisst Religion? Etwas das uns bindet — leitet — erziehet, daher *Erziehungsmittel*.“ Wie eingeschränkt! S. 9: „Die heilige Schrift enthält die Bücher der alten Religion und die Bücher der neuen Religion.“ S. 16: „Wie vielerley Wege kann der Mensch gehen?“ u. s. w. Uebrigens enthält das Werkchen manches Gutes.

— ff —

## KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIE. Lübben, b. Drümmel: *Wie müssen Aeltern ihre Kinder erziehen, wenn die öffentlichen Lehranstalten ihre Wünsche befriedigen sollen?* Eine Einladungsschrift etc. von M. Karl Benedict Suttinger, der Schule Rector. 1804. 45 S. 8. Nachdem der Vf., ein bewährter Pädagog, richtig bemerkt hat, daß die Lehrer in öffentlichen Schulen, welche die Kinder nur gewisse Stunden des Tages unter Aufsicht haben, nicht ihre Erzieher, im vollen Sinne des Wortes seyn können, so fodert er die Aeltern zur thätigen Mitwirkung auf. Diese, meint er, werde dadurch geleistet, wenn die

Aeltern ihre jungen Zöglinge, von früher Jugend, an pünktlichen Gehorsam, an Aufmerksamkeit und nützliche Thätigkeit gewöhnen, und vornehmlich, wenn sie dieselben vor bösen Beyspielen bewahren. Da die Mütter die von der Natur bestimmten Pflegerinnen der Kleinen sind, so nimmt er diese deshalb vorzüglich in Anspruch, und theilt bey dieser Veranlassung Pestalozzi's Mutterbuche, welches den Weg der Natur eingeschlagen, vollkommenen Beyfall.

Kg.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 F E B R U A R , 1 8 0 4 .

## ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Didot d. ält.: *Voyage d'Egypte et de Nubie* par Frederic-Louis Norden, nouvelle Edition, soigneusement conferée sur l'originale, avec des notes et des additions tirées des auteurs anciens et modernes, et des géographes arabes, par L. Langlès, auteur de l'alphabet Tartare Mantchou etc. Tome I. 1795, 16 S. Vorbericht 55 S. Vorrede des Vfs. 176 S. Text und 59 Kupfertafeln. Tom. II. 1795. 256 S. und Kupfertafeln No. 60 bis 113. Tome III. 1798. 149 S. und Kupfer von 114 bis 139 und 9 Kupferblätter Zugabe. *Notices et éclaircissements sur le voyage de Norden, tirés principalement des écrivains arabes*, par L. Langlès, membre de l'institut national des sciences et des arts, conservateur des manuscrits orientaux de la bibliothèque nationale de France, Professeur de persan à l'Ecole spéciale des langues orientales vivantes etc. An. X. (1802) in fortlaufender Seitenzahl von S. 153 bis 351. gr. 4.

**N**ordens Beschreibung seiner Reise nach Aegypten und Nubien verdiente eine neue Ausgabe, und diese konnte in keine bessern als in Hn. Langlès Hände gerathen. Den Text hat er ungeändert gegeben, wie er ihn fand, jedoch die, wegen Nordens Unkunde der arabischen Sprache oft entstellten, arabischen und türkischen Namen, entweder in Parenthese in dem Text selbst, oder in kurzen Anmerkungen unter dem Texte, verbessert. Bey Dendera hat der Herausgeber eine Beschreibung der Ruinen von Dendera, welche Norden nicht sahe, nach Perry, Pococke und Bruce eingeschaltet T. I. p. 88 ff. und durch zwey Kupfertafel XCVI 2 und 3 erläutert, welche die Ansicht und den Plan des Tempels darstellen. Dem II B. ist von S. 159 an eine Abhandlung des Herausgebers über die redende Statue des Memnon angehängt. Hr. L. zeigt, nachdem er die Geschichte des griechischen Memmons angeführt, die Uebereinstimmung desselben mit dem Amenophis der Aegypter. und glaubt, daß Homers Fiction von Memnon, dessen Mutter Aurora sey, von dem Amenophis entlehnt worden, dessen Statue bey Theben jeden Morgen bey Aufgang der Sonne einen Ton angab, und so Aurora zu begrüßen schien. Er verbreitet sich umständlich über das Land und die Epoche, wo Amenophis regiert haben soll, und hält es für wahrscheinlich, daß Memnon und Amenophis sowohl, als Osymandes und Osymandyas, welche Namen aus J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

dem Koptischen beyläufig erklärt werden, Beynamen Eines Mannes und vielleicht eines Ideals sind, dessen verstümmelte Statue noch jetzt in Oberägypten vorhanden ist; beweiset aus den Zeugnissen der Alten und aus Pococke, der die Statue des Memnon gesehen, untersucht und abgezeichnet hat, daß sie zwar bey Theben, aber nicht im Tempel, sondern vor dem Eingang eines Tempels, nicht weit von der Syrius aufgerichtet gewesen; beschreibt ihre Form und Gröfse, die Geschichte ihrer Zerstörung, nicht sowohl durch Erdbeben, als durch Menschenhände auf Befehl des Cambyfes, ihre griechischen und römischen Inschriften, die sich alle auf gehörte Stimmen oder Töne der Statue beziehen, welche ohne Zweifel nichts anders, als die Articulation der sieben Vocale gewesen, welche die Aegypter zum Lobe ihrer Gottheit zu singen pflegten, und die der Betrug der Priester auch durch diese Statue zu gewissen Zeiten hervorzubringen wufste, daher sie sogleich verstümmte, so bald die christlichen Kaiser den ägyptischen Cultus abschafften. Endlich führt Hr. L. verschiedene Conjecturen über die Bestimmungen dieser emblematischen Statue an, unter welchen die wahrscheinlichste ist, daß sie das Frühlings-Aequinoctium durch ihren Schatten angezeigt habe, und der Sonne des Frühlings geweiht gewesen sey. Die Karten des Nordenschen Originals in groß Folio haben durch die Verkleinerung nichts verloren, vielmehr durch die hinzugefügten Grade der Länge und Breite, und durch die besser gestochenen arabischen Namen merklich gewonnen. Die letzten neun Kupferblätter ohne Nummer enthalten die Vignetten und Verzierungen, welche in der Originalausgabe hin und wieder angebracht sind, mit der Anzeige, zu welcher Seite des Textes sie gehören. Ueberhaupt scheint die neue Ausgabe an Eleganz des Drucks und der Kupfer das Original noch zu übertreffen. Bey weitem den größten Vorzug geben ihr aber die gelehrten Bemerkungen des Herausgebers, die unter der Ueberschrift *notices et éclaircissements* dem dritten Bande angehängt, und vorzüglich aus ungedruckten, in der französischen National-Bibliothek befindlichen, arabischen Schriften entlehnt sind. Rec. muß das Vergnügen, welches ihm das Durchlesen und Studiren derselben gemacht hat, mit den Lesern der J. A. L. Z. theilen, und ihnen einen gedrängten Auszug aus denselben geben. *Alexandrien*. Alexander war nur der Wiederhersteller, nicht, wie man gemeiniglich glaubt, der Erbauer dieser nach ihm benannten Stadt. Sie hieß vorher  
Aaa noch

nach dem Zeugniß arabischer Schriftsteller *Rakuda*, oder vielmehr nach der koptischen Aussprache *Rakoti*, woraus die Griechen und Lateiner *Ρακωτις*, *Rhacotis* gemacht haben. Sie soll nach den Arabern von einem Könige *Chedad* erbaut, nachher mehrmals, besonders von den Persern, unter Anführung des *Bakt-Nassar*, ungefähr 1684 Jahre vor der Zerstörung des Jerusalemschen Tempels verwüthet, und zuletzt von Alexander wiederhergestellt worden seyn. Die alten Denkmäler, Katakomben, Hieroglyphen etc. bestätigen das Zeugniß der Araber von dem höhern Alter der Stadt. Der *Pharus*, bey den arabischen Schriftstellern *el-Minâr - el-Eskenderijeh* d. i. der Thurm Alexandriens, ist eben so alt, wo nicht älter, als *Rakuda*; auf demselben war das berühmte *Observatorium*; er war tausend Ellen (*coudées*) hoch; ward aber bald durch Erderschütterungen bis zu vierhundert erniedrigt, und hatte drey Etagen; worin dreyhundert Gemächer gleich einem Irrgarten sich befanden. Das *Observatorium* und die Hälfte des *Pharus* liefs der Chalif *Walid* (er regierte vom J. 703 bis 714 nach unserer Zeitrechnung) zerstören in der Hoffnung, verborgene Schätze zu finden. Uns Jahr der Flucht 260 (875) liefs der Beherrscher Aegyptens *Ahmed ben Thulun* den *Pharus* ausbessern, der damals hundert Ellen im Quadrat hatte, und beynahe 233 Ellen hoch war, und gegen Norden war eine griechische Inschrift vorhanden, wovon jeder Buchstabe von Bley, eine Elle lang und eine Spanne breit war. Im Jahr 578 (1182) ward eine Moschee auf dem Gipfel des *Pharus* erbaut; der Sultan *Bibars* liefs im J. 673 (1274) eine neue Moschee im *Pharus* errichten, und die Pfeiler desselben ausbessern. Ein Erdbeben zerstörte endlich im J. 702 (1303) die Ueberbleibsel desselben, und seit der Zeit sind keine Spuren mehr davon zu finden. — *Bibliotheken in Alexandrien*. Bibliothek im *Bruchion*, im *Serapion*, im *Sebastion*. Diese alten Bibliotheken waren längst zerstreut und vernichtet, ehe die Araber Aegypten eroberten, der Chalif *Omar* hat also nur irgend eine neuere, nachher gesammelte Bibliothek in Alexandrien zerstören lassen können. Das Factum selbst aber, welches sich bisher bloß auf des Christen *Abu-t-Farag's* romanhafte Erzählung gründete, und daher von den Gelehrten in Zweifel gezogen ward, wird durch zwey bewährte arabische Geschichtschreiber *Abd - ol - Latif* und *Makrizi* bestätigt. — Der *Chalidsch* oder *Canal der Cleopatra* war, nach der Meinung des Hn. L., weder von *Cleopatra*, noch von Alexander angelegt, sondern ein Werk der alten Aegypter. Die verschiedenen Verbesserungen, welche muselmanische Fürsten bey demselben angebracht haben, werden angeführt. — Die *Säule des Pompejus*. Der arabische Name *Omud es-Suari* bedeutet nicht: *Säule des Severus*, wie *Michaelis* vorschlug, sondern: *Säule der Bäume*, d. i. die höchste Säule. Die Vermuthung Nordens, daß sie ägyptischen Ursprungs und nachher in die jetzige Form umgeändert worden, wird durch die neuen Bemerkungen des Franzosen *Norrry* bestätigt. Die besten

arabischen Geschichtschreiber, *Abd - ol - Latif*, *Makrizi*, *Sojuti* verkündern, daß diese Säule von mehr als vierhundert andern niedrigeren Säulen umgeben gewesen; auf ihrer Spitze stand eine colossische Statue von Kupfer, aus welcher *Ahmed ben Zeit*, ein Steuereintnehmer in Aegypten, Kupfermünze prägen liefs. — *Museum und Obelisk der Cleopatra* — *Grabmal Alexanders* — *der Canal vom Nil nach Cairo*. Geschichte desselben vom Anfang des Islamismus bis zu der Mitte des zweyten Jahrhunderts der Flucht, da er verschüttet ward, nach *Massudi* und *Ibn Sulak*. Beyläufig eine historische Skizze der alten Stadt *Koffum*, wo der Canal sich endigte, nach *Makrizi*. — *Insel Renda*, nach der Etymologie der Garten Aegyptens, besonders durch ihre Fruchtbarkeit und durch die Lufthäuser der Beherrscher Aegyptens, wie auch durch ihren Nilometer berühmt. Aus dem Stillschweigen der griechischen und lateinischen Schriftsteller scheint zu erbellen, daß sie sich erst später gebildet habe. Ausführliche Geschichte derselben nach *Sojuti*. Die Citadelle, nachher bekannt unter dem Namen *Schloß des Mehjas*, oder des Nilometers, ward von *Malek-es-Saleh Nadschmed-din* gegründet im J. 638 (1241); 33 Moscheen, eine christliche Kirche, und mehrere Wohnhäuser wurden zu diesem Behuf abgebrochen. Innerhalb der Mauern wurden Anpflanzungen gemacht, eine Moschee und 60 Thürme wurden erbaut; zur Verzierung brauchte man Colonnen von den alten ägyptischen Denkmälern. Als das prächtige Gebäude vollendet war, machte es der Sultan zu seiner Residenz, und hielt darin eine Garnison von tausend Mameluken. Es hatte aber das Schicksal aller neuern Denkmäler des Orients, und ward von dem Sultan *el-Moïs-el-Abik* zerstört. Sultan *Bibars* liefs es einigermaßen wieder herstellen, aber nachher wurden die Ueberreste, besonders die alten Säulen, von Zeit zu Zeit zu andern Gebäuden verbraucht, so daß gegen die Mitte des 15 Jahrhunderts nichts mehr davon zu sehen war. Dagegen ist der *Mehjas* oder Nilometer an der südlichen Gränze der Insel noch ganz erhalten. Ueber die Nilometer überhaupt schaltet Hr. L. eine eigene *notice historique* ein. Man mafs in den ältesten Zeiten das Steigen des Nils bloß mit einer Art Bleyloth, nachher bediente man sich eines einfachen Richtscheits, worauf die Grade der Abtheilung bemerkt waren, dieses Richtscheit brachte man späterhin an einer achteckigten marmornen Säule an, welche in einem Brunnen oder in einem Bassin, wohin das Nilwasser dringen konnte, befestigt, oder auch beweglich war, und so entstand die gewöhnliche Form der Nilometer. Der erste dieser Nilometer ward nach den arabischen Geschichtschreibern von einem gewissen ägyptischen Könige *Hefslim* oder *Chefslim* in der Stadt *Amsus* lange vor der Sündfluth erbaut. Die davon vorhandenen Nachrichten aber sind sehr fabelhaft, und Rec. möchte überhaupt die Glaubwürdigkeit der arabischen Historiker, insofern sie Facta erzählen, die über ihr Zeitalter, oder über das achte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hin-

binaufgehen, nicht verbürgen. Desto mehr Glau-  
ben verdienen ihre Erzählungen von den Wieder-  
herstellungen alter, oder von der Anlegung neuer  
Nilmesser durch arabische Beherrscher Aegyptens,  
und besonders in dieser Hinsicht verdient Hr. L. den  
Dank der Gelehrten für seine sehr mühsamen Aus-  
züge. Er führt achtzehn verschiedene Nilometer an,  
von denen die meisten zerstört, einige vielleicht un-  
ter dem Fluglande begraben und für künftige glück-  
liche Entdeckungen aufbewahrt sind. Der auf der  
Insel Ruda bey Cairo befindliche ist derjenige, der  
noch jetzt gebraucht wird. Zum Schluss wird die  
Idee geäußert, daß die abergläubischen Aegypter  
diesen nützlichen Instrumenten nicht allein Tempel  
errichtet, sondern sie wohl gar unter die Gottheiten  
vom ersten Range aufgenommen haben mögen, wie  
denn der Name *Serapis* eigentlich nichts anders sey,  
als der koptische Name eines Nilmessers, aus *Ser-  
api*, Säule der Maafs, Messungssäule, auch wirklich  
in dem Tempel dieser Gottheit zu Rakuda (nachher  
Alexandrien) ingeleichen zu Memphis ein Nilmesser  
aufbewahrt worden sey. Die Etymologie ist aber  
dieser Hypothese des Hn. L. nicht günstig, denn *gi-  
ri* heist Säule, und *ipi* Zahl, nicht Maafs, im Kopti-  
schen, (*La Crosse* S. 163 und 21) zusammengesetzt  
*ep-giri-n-ipi*, oder ohne Artikel, *giri n-ipi*; und  
die Aufbewahrung der Nilmesser in den Tempeln  
kann solche wohl eben so wenig begründen. —  
*Memphis*. Anführung der neuesten Entdeckungen  
über die wahre Lage dieser alten Residenz, nämlich  
zwischen den Pyramiden von Gize und Zachara,  
Nachricht der Araber von derselben, Etymologie des  
Namens. — *Pyramiden*. Die ausführlichste und wich-  
tigste Abhandlung. Hr. L. handelt in neun Abschnit-  
ten von der Zahl und Lage der Pyramiden, ihrer  
Erbauung, ihrer Gestalt, ihrem Maafs, ihrer Ge-  
schichte, ihren Oeffnungen, ihrer Bestimmung und  
der Etymologie ihres Namens. Mit vieler Sorgfalt  
sammelt er alles, was besonders die arabischen  
Schriftsteller über die Pyramiden anführen, und  
obgleich ihre Nachrichten auch hier mit vielen Er-  
dichtungen durchweht sind: so gewähren sie doch  
dem Leser ein mannichfaltiges Interesse. Unter an-  
dern wird nach Makrizi erzählt, daß man unter der  
Regierung der Chalifen in eine kleine Capelle ge-  
drungen sey, welche in dem Mittelpunkt des offe-  
nen Platzes in der grossen Pyramide von Gize be-  
findlich gewesen; mitten in dieser Capelle sey eine  
Art Grabnahl gewesen, über welches sich zwey  
lauber polirte und mit verschiedenen Farben be-  
malte Steine erhoben hätten; auf jedem dieser Stei-  
ne hätten zwey Statuen, eine männliche und eine  
weibliche, mit gegen einander gerichtetem Ange-  
sicht gestanden, die männliche habe in der Hand  
eine steinerne Tafel mit einer Inschrift, die weibli-  
che einen Spiegel in vergoldeter Einfassung gehal-  
ten; zwischen beiden habe man ein steinernes Ge-  
fäß mit einem goldenen Deckel gefunden, bey des-  
sen Oeffnung man eine Art Haaz ohne Geruch, und  
von demselben umflossen eine goldene Büchse gefe-

hen, die frisches und flüssiges Blut, das aber an der  
Luft geronnen und vertrocknet sey, enthalten ha-  
be. — Alle arabischen Schriftsteller stimmen darin  
überein, daß die äussere Bekleidung der Pyramiden  
mit alten Inschriften in *Musnad* und griechischer  
Schrift versehen gewesen, und die erstern beschrei-  
ben sie als so zusammengedrückte Züge, daß sie in  
wenigen Zeilen Gedanken ausdrückten, die in an-  
dern Sprachen und Schriftzügen Seiten eingenom-  
men haben würden, welche Beschreibung auf die  
Hieroglyphen sehr gut paßt. Herodots Zeugniß  
wird dadurch bestätigt, und Nordens Meinung, daß  
die Pyramiden älter, als die Erfindung der Hiero-  
glyphen-Schrift seyn, widerlegt. Die Araber nen-  
nen diese Pyramidenschrift auch *Hemjaritisch*, und  
Hr. L. glaubt, daß die Aegypter solche von den Aethio-  
piern, diese von den Arabern in *Jemen* erhalten ha-  
ben, und daß dieselben Schriftzüge auf den Pyra-  
miden, auf den Mauern der ältesten Städte in Ara-  
bien und im nördlichen Persien eingegraben gewe-  
sen. Von der Oeffnung des Eingangs zur grossen  
Pyramide von Gize erzählt *Masudi*, daß der Cha-  
lif *al-Mamun* (er kam nach Aegypten d. 14 Febr.  
832) sich nach Memphis begeben habe, um das In-  
nere einer Pyramide untersuchen zu lassen. Mit  
vieler Mühe, durch den Gebrauch des Feuers, des  
Weineiligs, und eiserner Werkzeuge habe man das  
Loch, welches noch vorhanden, durch eine beyna-  
he dreyßig Fufs dicke Mauer durchgebrochen, und  
am Ende der Oeffnung eine Schale von Smaragd  
aus einem Stück, welches *Mamun* in seinen Schatz  
bringen lassen, und in derselben tausend Goldstücke  
gefunden. *Ibn-Rethuan* berichtet, daß *Mamun's*  
Arbeiter an ein viereckigtes Zimmer gestossen seyen,  
in dessen Mitte ein Grab von *Marinor*, das sich nicht  
haben fortbringen lassen, gefunden worden. Und  
*Abu-Musammed Abdallah ben Abd-er-Rahman* führt  
folgenden Bericht eines Augenzeugen an: „Ich bin  
in die große von *Mamun* geöffnete Pyramide hinein-  
gegangen, und habe da einen unten viereckigten,  
oben runden Saal gefunden. In der Mitte desselben  
befand sich ein 15 Fufs tiefer, viereckigter Brunnen;  
einige, die herabstiegen, fanden in jeder Ecke des-  
selben eine Thür, welche zu einem grossen Zim-  
mer führte, wo ein Verstorbener, in viel Leinwand  
eingehüllt, ruhte. Diese Todten waren von ge-  
wöhnlicher Grösse, ihre Körper, und Haare rüßig  
erhalten, ausgetrocknet, wie Stroh, und doch so  
zusammenhängend, daß man kein Glied abtrennen  
konnte. Ausser diesen Leichnamen befanden sich in  
den Gemächern eine Menge Fledermäuse von unge-  
heurer Grösse, auch hatte man verschiedne andere  
Thiere im Sande begraben. In dem gedachten Saal  
war eine Thür, welche oben hinauf in die Pyrami-  
den durch einen Canal ohne Stufen führte; man soll  
zu *Mamun's* Zeit hinaufgestiegen und zu einem Ge-  
mache gekommen seyn, das eine männliche Statue  
von grünem Stein enthielt, *Mamun* soll sie, da sie  
hohl war, zerschlagen lassen, und darin einen  
menschlichen Körper gefunden haben, welcher mit  
seinem

seinem Goldblech bedeckt und mit vielen kostbaren Steinen geschmückt gewesen, welche Schätze Mamun zu sich genommen. Ich selbst habe die steinerne Statue, worin die Mumie gefunden worden, bey dem königlichen Pallast in Fostat im Jahr 511, nach andern Handschriften 611 (1117 oder 1214) gesehen.“ Obgleich obige und andere Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller von den zu Mamun's Zeit in den Pyramiden gefundenen Gräbern, nicht daran zweifeln lassen, daß einige dieser Gebäude zu Begräbnissen von Regenten oder von weisen und berühmten Männern gebraucht worden sind: so unterzieht doch Hr. L. die Frage einer besondern Untersuchung, ob diese ihre ursprüngliche Bestimmung gewesen sey? Er nimmt als ausgemacht an, was *Dupuy* und *Thomas Maurice* bewiesen haben, daß die Pyramiden sowohl, als die Obelisken dem *Osiris* oder der Sonne geheiligt waren, und daß nach *Jablonski* die Pyramiden ihren Namen von den Obelisken erhielten; sie scheinen ihm daher spätern Ursprungs, als die Obelisken, und von diesen (oder vielmehr von der Spitze derselben, die von den Griechen auch πυραμίδειον genannt wird) nur eine unvollkommene Nachahmung aus Mangel an den erforderlichen Steinbrüchen in Niederägypten, gewesen zu seyn. Die colossalische Masse und die Stärke trat an die Stelle der Kühnheit und der Eleganz, und um eine größere Aehnlichkeit mit den Obelisken hervorzu bringen, wurden die Pyramiden mit Marmor oder Granit bekleidet, und mit hieroglyphischen Figuren und Inschriften versehen. Die innern Säle waren Heiligthümer, gleich dem Allerheiligsten der Hebräer, wozu die Priester allein den Zugang hatten. Noch nach der Eroberung Aegyptens durch die Mubamedaner verrichteten die Sabier, wie arabische Schriftsteller anführen, religiöse Ceremonien bey den Pyramiden. Nach der Behauptung der Brahmanen, die *Wilford* befragte, ist das, was man gemeinlich für einen Sarkophag hält, eine Wanne, welche die Priester mit geweihtem Wasser und mit Lotus-Blumen anfüllten. Diese Wanne hat auch nach *Shaw* gar keine Aehnlichkeit mit den in Aegypten noch vorhandenen steinernen Särgen, und der schmale, geschlängelte Weg, der dazu hinführt, ist zur Beysetzung von Leichen nicht bequem. Noch mehr wird aber diese Meinung von der ursprünglichen Bestimmung der Pyramiden dadurch unterstützt, daß die indischen Pyramiden, die mit jenen eine auffallende Aehnlichkeit haben, niemals zu Begräbnissen gebraucht worden sind, sondern noch heutiges Tages dieselbe Bestimmung haben, welche Hr. L. den ägyptischen beylegt, ja daß selbst die vornehmsten Tempel in *Pegu*, *Ava* und *Thibet* eine pyramidalsche Form haben; und dem *Masadeo*, oder dem *Osiris* der Indier gewidmet sind. (Diese Bemerkung ist auch wegen des Verhältnisses, das zwischen den alten Aegyptern und Indiern statt gehabt haben muß, von Wichtigkeit). In Beziehung auf die oben angegebene Bestimmung der Pyramiden schlägt Hr. L. als Etymologie des Worts das Koptische oder Aegypti-

sche Πυραμυς *Pihrom*, *Feyer*, vor, woraus sowohl der griechische Name *pyramis* als der arabische *Harap* entstanden sey. Einer seiner gelehrten Landsleute, *Sylvestre de Sacy* leitet eben so passend in einer in das *Magazin encyclopédique* eingerückten Abhandlung *sur l'origine du nom donné par les Grecs et les Arabes aux pyramides d'Egypte* den Namen derselben von dem in den meisten orientalischen Sprachen vorkommenden Wurzelwort *HRM*, *Horem*, *Havem*, *Hram*, ab, mit dem ägyptischen Artikel *Pihram*, ein heiliger Ort. — *Der Sphinx*. Der älteste Geschichtschreiber, der nach *Plinius* des *Sphinx* erwähnt, ist der *Asaber Abu-Abdallah Muhammed-al-Kodas*, welcher im elften Jahrhundert nach unserer Zeitrechnung lebte; und schon zu seiner Zeit war von diesem colossalischen Werke nichts mehr als der Kopf und Hals zu sehen, alles übrige aber in den Sand begraben. Jene sichtbaren Ueberbleibsel waren indessen noch unverfehrt, und wurden erst, nach *Makrizi*, im folgenden Jahrhundert (im J. 1378) von dem Scheich *Muhammed Saim el-Deher* aus religiösem Eifer verstümmelt. Wahrscheinlich ist er aus der Felsenmasse selbst, auf welcher er ruht, gehauen. *Plinius* beschreibt ihn als ein *numen silvestre*, und unser Vf. schließt aus arabischen Nachrichten, daß man ihm noch zur Zeit der Muhammedaner eine Art von abergläubischer Verehrung erzeigte habe. Nach eben diesen soll er ein *Takisman* gewesen seyn, um den Ueberschwemmungen des Nils Grenzen zu setzen; das Gegenstück dazu soll eine colossalische Statue der *Isis* gewesen seyn, die der Emir *Belath*, wie *Makrizi* versichert, im J. 1311 nach unserer Rechnung, bis auf den Grund zerstörte, in der Hoffnung, Schätze darunter zu finden. Daß die Oeffnung in dem Kopfe des *Sphinx* wahrscheinlich zu einem unterirdischen Gang geführt habe, der mit dem sogenannten Brunnen der großen Pyramide in Verbindung stand, wird durch ein Zeugniß des *Prosper Alpinus* bestätigt. Der Charakter des Kopfs ist äthiopisch, zur Bestätigung der Meinung von *Will. Jones*, daß die *Aethiopier* von *Meropis*, die ursprünglichen Aegypter; und die *Indier* eine Nation sind: so wie sie auch in ihrer Art zu schreiben, in ihren Denkmälern der Baukunst, und in ihren unermesslichen unterirdischen Arbeiten mit einander übereinstimmen. Welche von beiden Nationen, die Aegypter oder die Indier, mag die älteste, und welches mag ihr Ursprung seyn? mit dieser Frage beschließt Hr. L. seine interessanten Bemerkungen. — Viel Merkwürdiges wird noch hin und wieder eingestreut, und die häufigen Noten enthalten einen Schatz literarischer Nachrichten über arabische Schriftsteller und über den Inhalt ihrer Werke zur Ergänzung und Berichtigung von *Herbelot*. Ein Register über die in den Bemerkungen angeführten Schriftsteller, und ein zweytes ausführliches Register über das ganze Werk machen den Beschluß. Schade, daß Hr. L. nach einer Anzeige am Ende, die erste Idee aufgegeben hat, auch noch eine *table géographique* hinzuzufügen, von welcher bloß der Schutztitel vorhanden ist.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 F E B R U A R, 1804.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

HAMBURG, b. Perthes: *Vier Tragödien des Aeschylus* übersetzt von *Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg*. 1802. 300 S. 8.

In unserm Vorrath von Uebersetzungen alter Dichter giebt es noch so große Lücken, daß jeder Beytrag zu ihrer Ausfüllung, besonders wenn er nicht bey den Außenwerken des classischen Alterthums stehen bleibt, denen im Studium desselben durch wiederholte Behandlungen eine verhältnißmäßige viel zu wichtige Stelle eingeräumt wird, sondern eins der wenigen auf uns gekommenen ursprünglichen Denkmähler aus der großen Kunstepoche betrifft, gewiß alle Aufmerksamkeit verdient. Die französischen Schriftsteller sind weit rüstiger in diesem Fache; sie können es auch seyn, da ihre Leser um vieles begnüglicher sind. Bey ihren oft erneuerten Uebersetzungs-Versuchen läuft, neben der ungeschicklichen oberflächlichen Uebersetzung des Sinnes, welche für hinreichend geachtet wird, alles darauf hinaus, daß sie ihre Prosa, nach den eben geltenden Begriffen der Sprachgenossen von Zierlichkeit, sorgfältiger aufputzen. Das Wort Nachbildung ist auf solche Arbeiten gar nicht anwendbar, und vom Styl der alten Dichter kann nicht die Rede seyn. Es wird nun zwar hiebey stillschweigend eine durchaus nichtige Hoffnung vorausgesetzt, als ob sich ihr Gehalt ohne die Form fassen ließe, da beides in Werken, die auf acht künstlerische Weise gebaut sind, sich gegenseitig bedingt, und unzertrennlich bis zur Durchdringung eins ist. Indessen liegt in der Auflösung in Prosa, da der Leser doch weiß, das Original sey in Versen abgefaßt, das Geständnis, daß nur ein unvollkommener Begriff des Werkes mitgetheilt werde, die Einbildungskraft wird also zu selbstthätiger Ergänzung aufgefordert. Bey uns ist es ziemlich allgemein anerkannt, daß man Verse durch Verse übersetzen müsse, es wird nicht leicht mehr jemand mit einer prosaischen Dollmetschung eines Dichters ins Feld rücken. Allein die hinzuzufügende Bestimmung, daß es auch in dieselben Versarten geschehe, scheint uns fast noch wichtiger als der allgemeine Grundsatz selbst: denn eben weil versificirte Uebersetzungen höhere Ansprüche machen, weil man bey ihnen nichts an der gewohnten poetischen Form vermisst, können sie um so eher täuschen und misleiten, wenn sie in Ansehung selbiger den Charakter ihrer Originale verfehlen. Es reicht aber nicht eine

S. A. L. Z. 1804. Erster Band,

Verwandtschaft und ungefähre Uebereinstimmung der Versarten hin, vermöge deren sie etwa denselben Namen führen, wie unsere sogenannten Jamben, und die alten Trimeter, welche allerdings Jamben waren; sondern die Versarten müssen wirklich und in der That dieselben seyn. Um uns deutlich zu erklären, wie wir dies meinen, wollen wir bemerken, daß die Hexameter, worin man bisher viele hexametrische Gedichte übersetzt hat, noch nicht völlig einerley Versart mit der alten dieses Namens sind; auch nach den in den letzten Jahren erfolgten Annäherungen. Man hat bey der Einführung dieses Sylbenmaasses in unsere Sprache, und verschiedener anderer nach dessen Beyspiel, mit einer außerst laxen auf lauter Mißverständnissen beruhenden Nachahmung angefangen. Jetzt, da wir die Grundsätze der alten Metrik besser verstehen, sollte billig die Nachbildung eines bisher noch nicht versuchten Sylbenmaasses gleich mit unverminderter Strenge und Beybehaltung aller seiner Gesetze unternommen werden. Möglich ist dies in unserer Sprache mit den hauptsächlichsten Versarten, worin die griechischen Tragödien geschrieben sind: dem jambischen Trimeter, dem trochäischen Tetrameter; und den Anapäst; ja auch von den chorischen Strophen wagen wir es, einige Ausnahmen abgerechnet, wo man sich denn so gut helfen muß, wie man kann, zu behaupten. Es ergeht demnach an eine Uebersetzung des Aeschylus oder Sophokles, welche einmal metrisch ist, die Forderung, gerade die genannten Versarten, wo sie in den Originalen stehen, beizubehalten.

Die vorliegende Arbeit leistet dies einzig bey den trochäischen Tetrametern, einer Versart, die vielleicht unter allen antiken mit einer in unserer Sprache einheimischen die auffallendste Aehnlichkeit hat; aber auch hier nicht genau: Spondeen sind an den unrichtigen Stellen eingemischt, und auch sonst wird gegen die Sylbenmessung gefehlt. Uebrigens muß den Trimeter unser gewöhnlicher fünffüßiger Jamb, meistens mit männlicher Endung, nur dann und wann mit weiblicher, und eingemischten Anapäst vertreten; die anapästischen Verse und Chöre des Originals aber sind ohne bestimmtes Sylbenmaass in freyen Zeilen, die nach Gutdünken aus jambischen, trochäischen, daktylischen und anapästischen, seltner spondeischen Rhythmen zusammengesetzt sind, übertragen. Man erinnert sich, daß der ältere Bruder des Grafen Friedrich Leopold vor einer Anzahl Jahren den Sophokles auf ähnliche Weise

Bbb

ver-



verdeutscht gab, nur mit dem Unterschiede, daß er statt der chorischen Strophen die aus dem Horaz bekannten iambischen gewählt hatte; ein schlimmer Mißgriff, da den iambischen Massen jener nicht leicht etwas mehr entgegengesetzt seyn kann als die enge Bestimmtheit der letzten, so daß immer noch die oben erwähnte regellose Behandlung vorgezogen werden dürfte. Man kann sich der Vermuthung nicht erwehren, daß die gegenwärtige Uebersetzung von einem Theil des Aeschylus nicht erst vor dem Druck, sondern früher, vielleicht gleichzeitig mit jener des Sophokles, ausgearbeitet worden; wenigstens ist keine Spur vom Wetteifer mit neueren Proben in diesem Fach zu bemerken, was bey dem jetzt so regem Geiste der Fortschreitung in unserer poetischen Technik sich keinesweges billigen läßt. Es ist wahr, bis auf die neuesten Zeiten haben sich bey Dollmetschung der Alten, Ausüßer und Liebhaber sowohl der laxen wie der strikten Observanz gefunden: der Vf. erklärt sich nun durch die That für jene, und kann folglich nicht für verpflichtet geachtet werden, von den Bemühungen derer, die es mit der letzten halten, Notiz zu nehmen. Allein was ist es, was dem loseren Nachbilden immer noch Beyfall verschafft? Offenbar das vertraulichere, leichtere, gewohntere der Schreibart. Der Zweck alles Uebersetzens der Alten ist allerdings, ihre Werke für die Zeitgenossen neu zu beleben. Das in der Muttersprache geschriebene spricht uns unmittelbar an, und in so fern können poetische Uebersetzungen selbst Kennern der alten Sprachen sehr schätzbar seyn. Wird die Muttersprache aber in der Behandlung zu einer todten, d. h. setzt die Lesung des überetzten Werks ein eben so mühsames und ausführliches philologisches Studium voraus, als zur vertrauten Bekanntschaft mit dem Original erfordert wird, so wäre es kürzer, die Leser gleich an dieses zu weisen. Die Aufgabe lautet daher so: die möglichste Strenge in der grammatischen und metrischen Nachbildung soll mit dem höchsten möglichen Grade freyer Lebendigkeit vereinigt werden. Hiehey findet nun noch eine gewisse Breite statt, eine Abweichung der Manieren, indem der eine mehr geneigt ist, an der Freyheit, der andere an der Strenge aufzuopfern. Diese Uebersetzung des Aeschylus aber lenkt nach unserm Einsichten weit über die zulässlichen Gränzen auf die Seite der Laxität aus. Wir finden es nothwendig, dies gleich anfangs, bey aller mit Wärme bezeugten Achtung für den würdigen Vf., unverhohlen zu äußern. Denn was hilft es, an Einzelheiten zu haften, einzelne Verse und Ausdrücke zu tadeln, da bey der Ausübung einer Kunst, wozu ein weitschichtiges Detail gehört, eine Stelle zufällig unvollkommener ausgefallen seyn kann als die andere? Man muß die Arbeit im Ganzen beurtheilen, und auf die Maximen zurück gehen, welche den Urheber dabey geleitet haben. Was man hier und da an dem Versbau getadelt hat, die eingemischten Anapäste, die doch zum Theil von der Art sind, daß sie durch eine ganz leichte und übliche Contraction können weggenommen werden, z. B.:

*Den neuen Herrscher allgewaltiger Macht,  
für allgewalt'ger; oder dem Verse einen kühn  
Aufschwung geben, z. B.:*

*Wer entraißt den Zepter des Tyrannen ihm?*  
dann die häufigen Spondeen, die man nur als ten zu bemerken weiß: dieses möchten wir geloben. Denn es hat den Vf. dabey ein richtiges Gefühl geleitet, daß unser gewöhnlicher reimloser Jamb (mit Recht so genannt, weil er eigentlich des Reimes entkleidete Reimversart ist) hier nicht ausreiche; Spondeen und Anapäste sind ja allerdings die Füße, welche auch im Trimeter den Jamb vertreten dürfen: nur bey der übrigen Kunstlosigkeit des Verses, und da es an einer Regel für ihre Mischung fehlt, können sie nicht ganz die bezwungene Wirkung thun. Den Spondeen finden wir übrigens nicht selten an den vortheilhaftesten Stellen des Verses, und auf die Art, wie er am meisten Eindruck hat, nämlich daß die betonte Länge den Platz der jambischen Kürze einnimmt, angebracht:

*Aufgang und schwererlernten Untergang.*

Diesem Verse fehlen nur zwey Längen vor dem letzten Wort, um ein vollkommen schöner Trimeter seyn. Manchmal sind die antipathischen Rhythmen nicht vermieden, die sich bey Spondeen in der Mitte der Jamben leicht einstellen:

*Auch hebt sich der vierfüßklichte Vogel schon,*  
welcher Vers weder nach antiker noch moderner Messung ein Iambus heißen kann, sondern allenfalls als anapästischer Dimeter gelten möchte. Dann stehen die Anapäste zuweilen an der unrichtigen Stelle, wo sie nicht als solche erscheinen, sondern bloß den Vers brechen:

*Auch seine Eile | verdoppelt schnell den Tritt.*  
So wohl die pyrrhichischen Schlüsse dem Trimeter thun, so übel stehen sie (dieses sey auch gegen die Praxis berühmter Dichter bemerkt) dem fünffüßigen Jamben, der alsdann eigentlich ein vierfüßiger und gleitender Reimendung wird:

*Und schmühet lüsternd die Unsterblichen;  
vollends wenn noch ein Pyrrhichius vorhergeht:*

*Den hunderthüptigen, den stürmenden;*  
solche Zeilen würden gegen die schwerwichtigen des Aeschylus auf der vom Arsitophanes eingerichteten Wagchale federleicht in die Luft fliegen. Bey regem Wechsell der Längen und Kürzen, mit einer Pause des Sinnes am Schluss und männlicher Eindringung, z. B.:

*Es hangen Glocken aus getriebnem Erz  
Um seinen Schild, Entsetzen tönen sie!  
Ein stolzes Zeichen trägt er auf dem Schild,  
Den Himmel summend mit der Sterne Glut, u. s. w.*

würde der fünffüßige Jamb theils sehr einförmig werden, theils eine unbesonnen hineilende Raschheit haben, die auf das stärkste gegen das gehaltene Anstreben des Trimeters abstechen müßte. Dabei sind sowohl die oben erwähnten Abwechselungen der Füße,



Füße, als die zu Hülfe genommenen weiblichen Endungen, welche die Verse entschiedener sondern, und die freyeren Uebergänge, (wenn wir gleich solche wie:

*Zu segn den Göttern, sammt der Galle und]*

nicht empfehlen möchten) allerdings gut zu heißen; und die Wahl der Versart einmal vorausgesetzt, sehen wir eben nicht, daß viel mehr hätte erwartet werden dürfen, als geleistet ist.

Was ferner die Diction betrifft, so hat sie zwar nicht die Zierlichkeit der auserlesensten Wahl, aber eine gewisse sich selbst darbietende Fülle, der es nicht an Reiz und Leben fehlt. Es finden sich manche glückliche Zusammenstellungen, manche schöne Kühnheiten, wie es denn von einem Dichter nicht anders zu erwarten war, aus dessen Liedern, wie man auch von Seiten der Kunst über sie urtheilen mag, wenigstens ein starker Antrieb des Gefühls athmet. In dieser Hinsicht ist gegenwärtige Uebersetzung der des ältern Grafen zu Stolberg vom Sophokles weit vorzuziehen, welche, indem sie den Styl und die Formen des Originals verfehlt, noch obendrein todt und steif ist.

Das Grobste aber, was wir vermissen, ist Aeschylus selbst, sein hoher Kothurnschritt, sein feillicher Pomp, sein gewichtiger Nachdruck, seine kolossale Rhetorik, welche mit den Riesengestalten der Helden die Sprache zugleich über das gewöhnliche Maas der Menschennatur aufzuschwellen strebt, endlich jene Bilder, Ausdrücke und Laute, welche wie die furchtbaren Grazien des Medusenhauptes dem Hörer entgegengehalten, ihn zugleich erstarren machen und entzünden. Unter allen Dichtern des Alterthums läßt sich Aeschylus am Maasse seiner Formen am wenigsten verkürzen, weil in ihnen durchaus der Styl der ältern Plastik, strenge Grobheit, ausgeprägt ist. Dieser Charakter geht durch, vom Entwurf des Ganzen und den Umrissen der Figuren bis in die kleinsten Züge hinein, wie sich denn überhaupt in einem ächten Kunstwerke alles reflectirt, und wir es ohne Bedenken unternehmen, am Schema des tragischen Trimeters den Bau der antiken Tragödie zu entwickeln. Es muß daher nothwendig misslingen, dies in einer Uebersetzung wiederzugeben, wenn man nicht die metrischen Formen des Originals, nebst möglichst genauer grammatischer Nachbildung, beybehält. Aber, wird man einwenden, ist dies auch möglich? „Soll die Kritik, für die poetische Uebersetzungskunst wahren Nutzen stiften, so muß es hier als Grundsatz festgesetzt werden, was auf andere Geisteswerke nicht anwendbar ist: nämlich, daß der Kritiker, wo er etwas tadelt, gleich durch die That die Möglichkeit zu beweisen hat, es besser zu machen. Denn die Aufgabe des poetischen Uebersetzers ist eine ganz bestimmte, und zwar eine solche, die ins Unendliche hin nur durch Annäherung gelöst werden kann; weil er mit ganz verschiedenen Werkzeugen dasselbe ausrichten soll.“ (Athenäum 3 B.

S. 334.) Diesem Grundsatz gemäß wollen wir unsere Gedanken über die Art, wie der Aeschylus übersetzt werden müßte, praktisch darzulegen suchen. Kürzer wäre es, wenn wir auf ein schon vorhandenes Beyspiel des an einem griechischen Tragiker geleisteten verweisen könnten; allein wir wüßten nichts der Art anzuführen, als einige von *Voss* in den *mythologischen Briefen* und sonst übersetzte Stellen. Denn in dem Euripides von *Bothe* sind, der übrigen Mängel nicht zu gedenken, die Trimeter und übrigen Versarten so holpricht und schlecht gemessen, daß sie einem Unkundigen Zweifel an der Lösbarkeit der Aufgabe überhaupt erregen könnten. Beträchtlich besser sind die Trachinerinnen von *Süvern*, aber noch lange nicht befriedigend. Es versteht sich, daß wir das hier vorzulegende keinesweges für unverbesserlich ausgeben: es ist nur ein Versuch, und dazu der erste Wurf; doch wird es hoffentlich zum Belege des oben gefallten Urtheils hinreichen.

Wir wählen, um eine poetisch gewissermaßen vollständige Masse zu geben, den Anfang der Eumeniden bis zur Versetzung der Scene nach Athen, der gewiß zu dem Größten gehört, was Aeschylus und überhaupt eine menschliche Fantasie je gedichtet. Die des Griechischen kundigen Leser laden wir ein, die neben einandergestellten Uebersetzungen mit dem Text zu vergleichen, die übrigen mögen sich unmittelbar nach ihrem Gefühl entscheiden.

Zuvor noch einiges über die theatralische Anordnung. Den Hintergrund der Scene nahm der Tempel des Apollon ein, die rechte Seitendecoration vermuthlich eine Aussicht auf die Stadt Delphi, die linke eine landschaftliche Ferne. Die Pythia kam zuerst aus einer Seitenthüre des Hintergrundes, und ging durch die Hauptthüre in den Tempel, kam wieder heraus, und ging eben dahin ab, von wo sie gekommen. Hierauf trat Apollo mit dem Orestes aus dem Tempel, und dieser begab sich nach geendigten Baden längs der ganzen Breite des *λογειον* links, die Stufen hinunter und durch einen Eingang der Orchestra ab, um anzudeuten, daß er in die Ferne wandere; Apollo hingegen in den Tempel zurück. Dann wurde das Innere desselben mit den schlafenden Furien durch das angerückte *συγκλῶμα* den Augen der Zuschauer geöffnet. Der Schatten der Klytämnestra kam aus der am Halbzirkel der Orchestra unter den Sitzten der Zuschauer befindlichen Pforte der Unterwelt hervor, die Stufen des *λογειον* hinauf bis vor den Tempel, und verschwand wieder auf dieselbe Weise. Die erwachten Furien hielten ihren ersten Chorgesang auf der Breite des *λογειον* hin und herschweifend, diesmal nicht in der Orchestra; von dem Gotte weggewiesen gehen sie die Stufen hinunter eben da ab, wo zuvor Orestes, Apollon nochmals in den Tempel zurück, wodurch denn die Bühne für die Verwandlung leer wird. Die Beweise für obige Angaben, welche wir den Aufklärungen eines gelehrten Architekten über die scenische Verfassung der Griechen verdanken, müssen wir hier schuldig bleiben. Für den Zweck der Belebung dürfte es dienlich



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 F E B R U A R, 1804

## G R I E C H I S C H E L I T E R A T U R

HAMBURG, b. Perthes: *Vier Tragödien des Aeschylos* übersetzt von Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

*Apollon, Orestes, Hermes, die schlafenden Eumeniden.*

*Apollon.*

Dich werd ich nicht verlassen, werde dein  
70 Beständig hüten, nah und fern von dir,  
Und deinen Feinden immer milde seyn.  
Du suchst, nun hält die Wuthenden der Schlaf;  
Bald spüren sie dir nach, die scheusslichen  
Jungfrauen, die alten Dirnen, denen nicht  
75 Ein Gott, ein Mensch, und selbst ein Thier nicht naht.  
Furs Böse wurden sie, und haufen auch  
In unterird'scher Nacht des Tartaros,  
Der Menschen Graun und der Olympier.  
Doch fleuch, und schone dein im Laufe nicht,  
80 Sie verfolgen auf der weiten Veste dich,  
Dich auf dem Meer, und in den Inseln dich,  
Doch dürfen sie dem fliehenden nicht schaden.  
O laß nicht ab, durch eitlen Wahn getäuscht,  
Bis du der Pallas Stadt erreichtest hast.  
85 Dort setze dich, der Göttin Bild umfassend,  
Wir werden dann mit milder Weisheit Wort  
Auf Künste sinnen, dich auf immerdar  
Von diesem Elend zu befreyn, denn ich  
Trieb selbst zu deiner Mütter Mord dich an.

*Orestes.*

90 Du willst, Apollon, mir nicht unrecht thun;  
O bleibe deines Willens eingedenk,  
So bürget für mein Heil mir deine Macht.

*Apollon.*

Vertraue mir, dein Herz verzage nicht!  
Du, Bruder Hermes, Eines Vaters Blut,  
95 Erhalt ihn! sey auch ihm, wie du dich nennst,  
Geleitsmann, weide meinen Günstling, der  
Mir steht, hochachtet Zeus dein Ehrenamt  
Des Menschen Schutzes, das er dir verlieh.

*Schemen der Klytämnestra, Chor der Eumeniden.*

*Der Schemen.*

Ihr schlaft! o weh! bedarf ich euer so?  
100 Und wer's ich unter allen Todten so  
Von euch verachtet? Auch der Todten Schmach  
Verfolgt mich, weil ich den Gatten erschlug.  
Vernehm es, ausgehöhlt irr' ich umher,  
Dort unten trifft der herbe Vorwurf mich!  
105 Ob jenen Frevel, welchen ich erlitt  
Von meinem Blut, zürnt kein Unsterblicher,  
Wiewohl die Hand des Muttermords mich schlug!  
Ihr seht, ob ihr auch schlaft, die Wunde doch,  
Denn schürfen schaut der Sinn der Schlafenden.  
J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

*Apollon, Orestes.*

*Apollon.*

Nicht will ich dich verrathen. Bis ans Ende dir  
Nah stehend oder ferne, will ich Hüter seyn,  
65 Nachgiebig keinem, welcher dich anfeinden will.  
Jetzt siehst du hier befangen diese Thörinnen  
Vom Schlaf; die unholdsel'gen Jungfrau'n liegen da,  
Uralt bejahrte Töchter, denen keiner sich  
70 Der Götter jemals, Mensch, noch Thier auch, zugesellt.  
Sie sind erzeugt zum Bösen: drum ja wohnen sie  
In bösem Dunkel, unterird'schem Tartaros,  
Der Menschen Abscheu, wie der Olympischen Götter auch.  
Jedennoch flieh, und nimmer laß saumselig nach.  
75 Denn treiben werden durch die weite Veste sie  
Dich auf der Erd' Irrbahnen wandelnd ohne Harm,  
Jenseit des Meers auch, zu umflossnen Landen hin.  
Doch nicht ermatte vor der Zeit, umschweifend, mir  
In solchem Mühsal: hingewandt zu Pallas Stadt,  
80 Sitz dort, die Arm' anschlingend ihrem alten Bild,  
Dasselbst nun Richter dessen und besänft'gende  
Anreden findend, schaffen wir Vermittlungen,  
Dafs du für allzeit dieser Plagen werdest frey.  
Ich selbst ja hiefs dich tödten deiner Mutter Leib.

*Orestes.*

85 Wohl weist du, Fürst Apollon! Unrecht nicht zu thun,  
Und dieß verstehend, lerne nichts auch übersehn.  
Des guten Ausgangs leistet Bürgschaft deine Macht.

*Apollon.*

Denk deß, und Furcht obübe deiner Seele nicht. —  
Du aber, mir verbrüder, Eines Vaters Blut,  
90 Behüt' ihn, Hermes! Deinem Namen recht gemäß,  
Sey ihm Geleitsmann, diesen meinen Schützling mir  
Treu weidend. Zeus ehrt selbst ja dieß dein Ehrenamt,  
Das gut Geleit schafft, segensvoll den Sterblichen.

*Klytämnestra's Schatten.*

Ha wohl! so schlaft dein! Was bedarfs der Schlum-  
mernden?

95 Ich, die von euch nun also Nichtsgeachtete,  
Muß dulden bey den Todten, weil ich selbst erschlug,  
Dafs dieser Vorwurf drunten niemals mir erlischt.  
Schmachvoll umher dort irr' ich, und verkünd' es euch,  
Wie mich von jenen allen schwer Anklage trifft.  
100 Obwohl ich von den Nächsten so unwürd'ges litt,  
Entbrennt für mich Racheifer keinem Himmlischen,  
Die hingewürgt hat muttermörderische Hand,  
Schau diese meine Wunden an im Herzen dein;  
Des Geistes Auge wird im Schlaf ja aufgehellt.  
Ccc

- 120 Der Schein des Tags verbirgt der Menschen Loos.  
Ihr schlürftet meines Opfertrankes oft,  
Den ich zur Sühnung, sonder Wein, euch goss.  
Geweihte Mahle spendet ich euch oft.  
125 Am Flammenhaerd' in feyerlicher Nacht,  
Wenn keinem Gotte sonst ein Opfer dampft.  
Das alles tretet ihr mit Füßen nun!  
Der jungen Hindin gleich entfieliet er,  
Denn mitten aus dem Netz entsprang er euch  
Mit leichtem Fuß, und lachet Hohn euch zu!  
130 Vernünftet! achter meiner Seele Schmach  
Nicht klein! ihr unterird'schen Götinnen,  
Ich Klytämnestra ruf im Traum euch zu!  
(Die Eumeniden schnarchen.)  
Ihr schnarcht, indess der Munn schon weit entfliehet?  
Ach jenem alle hold, und keiner mir!  
(Die Eumeniden schnarchen wieder.)  
135 Tief schlaft ihr, unbekümmert meines Grams!  
Der Mörder dieser seiner Mutter sieht!  
(Die Eumeniden heulen oh! oh! im Schlaf.)  
Ihr heult! ihr schlaft! springt ihr nicht bald empor?  
Ward euch ein andres Amt als Schaden thun?  
(Die Eumeniden röcheln lauter, im Schlafe ruft  
Eine Eumenide.)  
Ergreif! ergreif! ergreif! ergreif! nimm wahr!

## Klytämnestra.

- 140 Im Traum verfolgst du ein Wild, und bellst:  
Dem Hunde gleich, das auch im Schlaf noch jagt.  
Was thust du? auf! ermuntere den müden Sinn!  
Kergerst, vom Schlaf bethört, mein Elend nicht!  
Es kränke mein gerechter Vorwurf euch!  
145 Gerechter Vorwurf ist dem Weisen Stachel!  
Verfolgt ihn! trocknet ihm des Lebens Safft!  
Mit heissem Athem dörrt ihn: jagend uns!

## Eine Eumenide.

- Erwache! ich wecke diese, jene du!  
Du schläfst? steh auf! stoss fern vom dir den Schlaf!  
149 Laß schon ob eitel unser Traumbild wor!

## Chor der Eumeniden.

- Auf! auf!  
Weh uns! o des Unglücks! weh!  
Wie vieles erdulden wir! und ach,  
Umsonst! umsonst!  
155 O der unerträglichen Schmach!  
Es entsprang dem Netze:  
Das Gewild, es sieht:  
Wir verloren den Raub,  
Ueberrüht vom Schlaf!  
160 O du Räuber,  
Sohn des Zeus!  
Du Jüngling bethörtest!  
Die alten Götinnen!  
Du erhörtest das Flehn  
165 Des gottlosen Mannes!  
Des freulenden Sohnes!  
Des Muttermörders!  
Du stahlst ihn, du Gott!  
Wer wird, o Apollon!  
170 Gerecht dich preisen?  
Es sieht mich der Vorwurf des Schlammers,  
Wie des Wugenkenden  
Geschürfter Stachel das Ross!  
Des Peingers Marter  
175 Brennt in der Brust!  
Brennt in der Leber!  
Entsetzliches duld' ich, entsetzliches Weh!  
Ja solches verüben  
Die jüngeren Götter!  
180 So rissen sie an sich  
Die Allgewalt!

- 185 Tags aber ist Vorschauen nicht der Irdischen The  
Ihr haßt doch manches eingeschlürft vom meinige  
Weinlosen Ausgufs, nüchternere Bewirthungen;  
Auch nachgefeyrte Mahle vor des Feuers Heerd  
190 Euch opfert ich, in Stunden, fremd sonst jedem G  
Und alles dieses tretet ihr mit Füßen nun.  
Er aber ist euch nach des Rehbocks Art entschlüp  
Und zwar umstellt von Netzen, im Gehege schon,  
Behend entsprang er, lauten Hohn zugrinsend euch  
O hört mich an, wie meiner Seele wegen ich  
195 Gesprochen, denkt dess, unterird'sche Götinnen!  
Denn ich, das Traumbild Klytämnestra, ruf' euch j  
(Röcheln des Chors.)  
Ja, schnarcht nur! Aber jener ist weit weg entflo  
Denn die, so nicht mir Freunde, hegen Schützling  
(Röcheln des Chors.)  
Schlaftrunken bist du, nicht erbarmt dich meiner N  
199 Fort ist Orestes, Mörder seiner Mutter hier.  
(Geheul des Chors im Schla  
Du heulst, du schläferst: willst du nicht aufstehn  
bald?  
Was sonst als Unheil wirken ist dein ewig Thun?  
(Geheul des Chors im Schla  
Durch Schlaf und Arbeit, stets Mitverschwornen, i  
Des grauen Drachenweibes Zornwuth abgestumpft.

## Chor.

- (nach verdoppeltem heftigem Röcheln.)  
205 Pack an! pack an! pack an! pack an! Merk auf!

## Klytämnestra.

- Dein Wild verfolgst du träumend, schlägst laut an, so v  
Der Hund, der nie von Sorgen ablässt um die Jagd  
Was machst du? Aufsteh, nicht von Arbeit überman  
Unwissend nicht des Schadens, aufgelöst im Schlaf.  
210 Verdienter Vorwurf schmerzt im Eingeweide dir,  
Denn Stachelähnlich dringt er ein dem Besonnenen.  
Den blut'gen Anhauch abermals nachströmend ihm,  
Auszehrend durch solch dampfend Feuer deines Leil  
Setz nach, entnerv ihn wieder mit: erfolgungen.  
(verschwindet.)

## Chor.

- 215 Erweck', erwecke diese du, ich aber dich.  
Du schläfst noch? Aufsteh! Schüttle hurtig ab den Schla  
Und sehn wir zu dann, ob dieß Vorspiel uns getäusch

## Chorgefang.

- 220 Ha so? ha so? Wohlauf! O was erlitten wir?  
Ich Arme, die so vieles, doch vergeblich litt!  
225 O was erlitten wir, ihr Schwestern! Ach des Wehs!  
So schwer drückt es uns.  
Durchs Netz gerissen hat sich, und ist fort, das Wild  
Ich hab' im Schlafrausch die Beut' eingebüßt.  
230 Anst. 1. Ha, Zeus Sohn, siehe nur! Was so betrügerisch!  
235 Jung rennst du nieder uns befährte Götinnen.  
Da du den Flüchtling hegst, den Frevler, der so grim  
Den Stammeltern war.  
Du stahlst, ein Gott zwar, jenen Muttermörder weg:  
Wer kann ein solch Thun gerecht heißen wohl?  
238. 150 Es stach der Vorwurf, jetzt im Traum anwas  
delnd, mich,  
Nach Art dessen, der den Wagen lenkt.  
Mit dem geschärften Stab  
In das Innerste des Gemüths.  
Ich fühls, der schwergeißelnde  
Marterknecht fällt mich an.  
243 Mit des belästigenden Schauers Gewalt.

Es trüflet in Delphos,  
Im Nebel der Erde,  
Der geweihte Stuhl,  
775 Oben und unten,  
Von mütterdürftigem Blut!  
Er nahm auf  
Das blutbedeckte  
Scheufal, ein Gräuel zu schau'n!  
176 Du beslecktest, o Seher!  
Mit dieser Makel  
Dein Heiligthum!  
Du riefst ihn von selber  
Aus eigener Wahl!  
175 Nicht ehrend die Götter,  
Die Sterblichen ehrend,  
Verletztst du alte  
Mächte des Schicksals!  
Beleidigst auch mich!  
190 Doch lösest du diesen nicht!  
Unter die Erde  
Fliehend wird er  
Doch nicht frey!  
Es harret des Frevels:  
195 Ein anderer Rächer  
Im Tartaros!

### Apollon, das Chor.

#### Apollon.

Von binnen! ich befehle, schnell heraus  
Aus dem Tempel und dem Sitz des Götterspruchs,  
Eh dich von diesem goldenen Bogen hier  
200 Gefedert eine Silberfchlung ereilt,  
Und du vor Schmetz' auspeyest schwarzen Schaum,  
Mit Blut das gierig du dem Mord entzogst.  
Dir ziemet nicht zu nahen diesem Haus!  
Da wo die Rache euthauptet, Augen antreist,  
205 Wo beschleunigt Leibesfrucht hinstürzt; wo  
Gewalt verkrümmt, wo sie schneid' entmannt,  
Und reiniget; wo an den Pfahl gespießt  
Unsel'ge wimmern — sehr, nach solchem Mahl  
Gelüftet euch, verhassteste Göttinnen,  
210 Und solches deutet eure Bildung an:  
Des Löwen Höle, welcher Blut anschlürft,  
Gezient' euch zu bewohnen! nicht, ihr Gräul!  
Zu weilen hier in meinem Heilighum:  
Von binnen! die ihr ohne Hirten weidet,  
215 Denn eine solche Heerde liebt kein Gott!

#### Chor.

Apollon, König, höre nun auch du;  
Nicht nur mitschuldig dieses Frevels, wenig  
Bist als Urheber schuldig, ganz und gar!

#### Apollon.

Wie das? so viel gewähr ich dir zu reden.

#### Chor.

220 Dein Spruch befahl dem Gast den Müttermord.

#### Apollon.

Mein Spruch befahl ihm Rache seines Vaters.

#### Chor.

Versprachst ihm aufzunehmen frisches Blut.

#### Apollon.

In dieses Haus zu fükten hieß ich ihn.

#### Chor.

Und schmähest uns Begleiterinnen doch?

#### Apollon.

225 Es frommet nicht, daß ihr dem Hause nahet.

#### Chor.

Wir wurden zugeordnet diesem Amt.

Antist. 2 Dergleichen üben neuerhöhte Götter jetzt,  
Gewalt habend, allem Recht zum Troz.

Und der bespritzte Thron

230 Von der Scheitel bis an den Fuß,

Er steht am Erdnabel nun,

Anzuschau'n blutig ganz;

Von der befudelnden Entweihung erfüllt.

Str. 3 Du Seher bringst mit aufgenommenner Missethat

235 Deinem Altar Schmach, selbst-

Willigend, selbst gerufen,

Da du die Rechte tilgst, wie sie das Alter hielt,

Und frecher Göuer Bildsäulen ehrt.

Antist. 3 Feindselig mir zwar, reuest du doch jenen nicht.

270 Flöh' er zum Abgrund' auch,

Nimmer befreyt ja wird er.

Für die Verfündigung, die er am Blut beging,

Bedroht ein andrer Qualgeist ihn dort.

### Apollon.

Nissus, gebiet' ich! Diesen Pallast alsobald  
275 Verlaßst! Entfernt euch aus dem Seher-Heiligthum;  
Auf daß du keine blanke Flügelschlange empfangst,  
Von goldgedrehter Bogenfehn' herabgeschwirrt,  
Daß schwarzer Schaum von Menschen dir vor Schmetz-

entgeht,

280 Und du das Blut ausprudelst, so du' eingesaugt.

Nicht solchem Wohnsitz anzunahn geziemet dir,

Nein, da, wo Hauptabbau'nde, Aug'-ausgrabende

Gerichte, Morde, wo Verderb unzert'ger Frucht

Von Kindern, wo Entmannung, wo Verkrümmlung,

285 Und wo man steinigt, oder viel Wehklage heult,

Von den am Rückgrat aufgespießten. Hört ihr es?

An welchen Felsen, Göttern abscheuwürdig, ihr

Behagen findet? So verkündigst im Gepräg

Die Bildung. Eines Heu'n, der Blut schlürft, Höl-

le mag

290 Heimath für solche werden; nimmer ziemt es sich

Daß all ihr Gräul' haßt' an des Orakels nahem Sitz.

Fort dann von binnen! Hirtenlos geht weiden nun,

Denn solche Heerd' ist keinem aller Götter lieb.

### Chor.

O Fürst Apollon! Wiederum auch hör mich an:

Selbst bist du dieser Dinge nicht mitschuldig bloß;

295 Nein du allein Vollbringer, bist Hauptschuldiger.

### Apollon.

Wie das? So viel zu reden sey dir noch vergönnt.

### Chor.

Es hieß dein Ausspruch jenen Fremdling Müttermord.

### Apollon.

Ich hieß ihn Rache seinem Vater senden: nun?

### Chor.

Versprachst ihm dann Aufnahme frisch vergossenen Bluts.

### Apollon.

200 Ja, auch die Zuflucht dieses Tempels rieth ich ihm.

### Chor.

Nur freylich schluß du solch Gefolg Geleitender.

### Apollon.

Weil ihnen Eingang nicht geziemt in dieses Haus.

### Chor.

Und aber ist doch anbefohlen solcherley.

Apoll.

*Theben, die Perser und die Eumeniden.* Die schwersten Aufgaben für den Uebersetzer: *die Gloophoren, die Schutzgenossinnen* und besonders *der Agamemnon*, sind also noch ganz unberührt geblieben. Soll ein gründliches Gelingen erfolgen, so wird es nöthig seyn, daß ein kundiger Meister dem Unternehmert eine außerordentliche Anstrengung widme, und es gleich im Großen angreife. Es fehlt noch an einem, der, so wie *Voss* seine Uebersetzungskunst an die hexametrischen Werke der Alten gewandt, sie im gleichem Umfange auf die trimetrischen richtete. Wir möchten behaupten, es sey leichter, die sämtlichen Dramatiker der Alten gut zu übersetzen, als ein einzelnes Schauspiel. Die Leser würden auch besser hineinkommen, man müßte ihnen nur, mit Vermeidung alles überflüssigen gelehrten Apparats, den Weg zur Anschauung der scenischen und mimischen Darstellung, so weit sie sich erforschen und diviniern läßt, bahnen.

Als eine angenehme Zugabe erwähnen wir noch die dem Buche beygefügte 16 Flaxman'schen Umrisse, die, ungeachtet der Verkleinerung, treu und gut nachgestochen sind.

A. W. S.

STETTIN, b. Leich: *Prolegomena ad Theopompum Chium*, scripsit *Fridericus Koch*, Lycei Sedinensis Director. 1803. X u. 65 S. 4.

Die Sorgfalt, womit man in unseren Zeiten selbst die unbedeutendsten Bruchstücke von Werken der alten bildenden Kunst sammelte, steht mit der seitherigen Vernachlässigung der vorzüglichsten Fragmente von Werken der redenden Kunst in einem sehr auffallenden Contraste. Diese Bemerkung dringt sich nirgends mehr auf, als wenn man die zahlreichen Bruchstücke der Geschichtswerke des *Theopompus* betrachtet, von welchen bey *Athenäus* allein eine beträchtliche Menge zu finden ist, und noch immer den alten Wunsch einer Sammlung derselben wiederholen hört. Zwar fehlte es an Planen der Art nicht; aber auch der letzte, den *Oudendorp* und *Verheyk* sich entworfen hatten, blieb unausgeführt. Der gelehrte Vf. vorliegender Schrift gab vor mehreren Jahren eine, in *Rupert's* und *Schlichthorst's* Neuem Magazin für Schulen abgedruckte, Abhandlung *de Theopompo Chio* heraus, wodurch er die Erwartung erregte, er werde das Geschäft einer Sammlung der Theopompischen Fragmente übernehmen. Die vorliegende, in einem gefälligen Styl abgefaßte Schrift bezeuget den Fortgang jenes Unternehmens. Hr. K. hat bereits über 200 Bruchstücke der Werke des Th. gesammelt, und ist entschlossen, seine Arbeit eilig fortzusetzen. Dies ist um so verdienstlicher, da ihm, wie er in der Zufchrift an seinen Lehrer, den Prof. Wolf in Halle, sagt, theils die Verpflichtung, täglich 7 bis 8 Lehrstunden zu halten, wenig Muse zu solchen Arbeiten übrig ließe, theils der Mangel einer guten Bibliothek seine Thätigkeit oft hemmte. Auch erweckt es ein günstiges Vorur-

theil für den Vf., daß er jene erstere Schrift jetzt selber (und mit Recht) eine *juvenilis et manca opella* nennt. Zum Beweise der Aufmerksamkeit, womit wir diese neue Schrift gelesen haben, und im Gefühle der Wichtigkeit des Gegenstandes, wollen wir die Hauptideen darlegen, und mit unsern Bemerkungen begleiten.

Nach einigen vorbereitenden Bemerkungen über die Wichtigkeit kritischer Sammlungen der Bruchstücke der Werke des Alterthums überhaupt, und besonders der des *Theopompus*, der vielen andern Geschichtschreibern, z. B. dem *Diodorus*, Hauptführer war, und oft der einzige Zeuge für die wichtigsten Facten ist, handelt der Vf. kürzlich von der Lage, der historischen Vorbereitung und den beiden historischen Hauptwerken des Th., nämlich von der griechischen Geschichte oder der Fortsetzung des *Thucydideischen* Werks, und von den *Philippischen* Historien. Da der Vf. künftig noch einmal auf die Untersuchung über die verschiedenen, dem *Theopompus* beygelegten, Werke zurückkommen muß: so erinnern wir ihn zum voraus, bey der Frage: ob Th. auch *περί εὐσεβείας* geschrieben habe, der *Conjectur des Ruhnkenius*, der (*Hist. crit. Orat. graec.* p. 87 ff.) in der Stelle des *Schol. ad Aristophan. Av.* 1354, wo eine solche Schrift unter Th. Namen aufgeführt wird, anstatt *Θεόπομπος: Θεόφραστος* zu lesen vorichlug, sich nicht zu willfährig hinzugeben, und nicht auf diese Vermuthung hin dem Th. jene Schrift abzusprechen, da eine Stelle des *Dionysius Hal.* (Vol. VI. p. 784 ed. Reisk.) dieser *Conjectur* durchaus nicht günstig ist. —

Hierauf rückt der Vf. dem Hauptgegenstande dieser Abhandlung näher. Dieser ist: eine Würdigung der historischen Glaubwürdigkeit des Th. und besonders eine Vertheidigung seiner Wahrhaftigkeit in der Charakterschilderung *Philipps* von *Macedonien* gegen die bekannte Beschuldigung des *Polybius* (T. III. p. 27 ff. Schweigh.). Wenn der Vf. S. 16 auf den Umstand ein Gewicht legt, daß Th. Zeitgenosse von *Philipp* war, da hingegen *Polybius* gegen 200 Jahre später lebte: so vermiffen wir die Würdigung der gleichfalls günstigen Urtheile anderer Zeitgenossen, des *Aristoteles*, *Isokrates*, *Theophrastus*, über *Philipp*. Die Stellen dieser letzteren hätte der Vf. in *Valckenaers Oratio de Philippi Aemilianae indole* etc. p. 236 ff. finden können. Wir müssen ihm das Studium dieser Schrift bey'm Verfolg seiner Arbeit um so mehr empfehlen, da er an dem holländischen Kritiker einen neuen Gegner seines Th. zu bestreiten bekommt. Dagegen wird ihm dieser bey Verbesserung des Textes *Theopompischer* Stellen Hülfe leisten; so z. B. p. 261 in der Stelle des *Athenäus* VI — LXXVI, worauf wir deswegen aufmerksam machen, weil jene *Emendation* selbst dem gelehrten *Schweighäuser* entgangen ist.

Der Vf. versucht hierauf eine Erklärung jenes harten Urtheils des *Polybius* über Th., die er jedoch selbst für eine bloße Hypothese ausgibt: *Polybius* bewunderte den *Philipp* als großen Heerführer und über-

übersah, durch den Glanz seiner öffentlichen Handlungen geblendet, die Schwachheiten und Laster seines Privatcharakters. Th. dagegen, zwar auch nicht ungerecht gegen die grossen Feldherrn- und Königstugenden des Philipps, faßte zugleich die Eigenthümlichkeiten seines Privatcharakters mit aller Schärfe auf, und, indem er so den ganzen Menschen darstellte, that er der Pflicht des Historikers mehr Genüge als Polybius. Dieser letzte mußte daher, da er mehr auf die Lobpreisungen der bewundernden Römer, deren Lehrer in der Kriegskunst Philipp war, achtete, die eingreifenden Darstellungen des Th. für Eingebungen einer schwarzen Tadelsucht halten. — Diefs führt den Vf. zu einigen Bemerkungen über den Charakter der Landsleute des Th., der durch ein glückliches Klima begünstigten, wohlhabenden, aber eben deswegen üppigen, übermüthigen und neuerungsfüchtigen Chier. Aus dem Einflusse, den dieser Volkscharakter auf den talentvollen und vom Gefühl eigener Kraft erfüllten Jüngling aussern mußte, sucht der Vf. zugleich die Eigenthümlichkeiten des Th. und insbesondere seinen Hang zum Tadeln zu erklären; wobey er aber zugleich auf den Unterschied zwischen einem Tadel, der nur das wahrhaft Tadelhafte trifft, und lügenhafter Tadelsucht aufmerksam macht. Auch wird der Ruf der Tadelsucht, in welchem Th. bey den Alten stand, als Wirkung der Schmähschrift dargestellt, die sein Gegner Anaximenes von Lampakus unter Theopompus Namen und in dessen Styl auf die Athener, Lacedämonier und Thebaner geschrieben hatte. Rec. wundert sich, daß der Vf. hierbey eine Aeußerung des Dionysius Hal. zur Vertheidigung seines Historikers zu benutzen vergaß, die sich in der Hauptstelle dieses Kritikers über Th. nämlich Vol. VI. p. 785 ff. Reisk. findet, διὸ καὶ βάσανος κ. τ. λ. — S. 31 ff. werden darauf die Stellen des Th. selbst, die zum Tadel des Polybius Veranlassung gegeben haben, mitgetheilt, und zwar nach dem Texte des Athenäus, weil jener vollständiger ist als der des Polybius, welcher die Worte des Th. oft bloß epitoinirte. Deswegen folgen auch in dieser Abhandlung p. 33 nach den Worten προσυγορεύοντο noch die Worte: εἰ δὲ — παραπλησίως (nach Athen. IV. p. 167 ed. Casaub.), welche bey Polybius (s. Fragm. Tom. III. p. 28 Schweigh.) fehlen. Weil aber Polybius in diesem Theopompischen Contexte dasjenige, was bey Athenäus in einer andern Stelle, nämlich Lib. VI. p. 260 isolirt steht, durch die Partikel καὶ ὅλου unmittelbar anknüpft: so hat der Vf. diesem Vorgange gemäß, ohne die Zeile abbrechen zu lassen, seinen Text ebenfalls mit καὶ ὅλου fortgeführt. Wir müssen diess tadeln. Denn nun fangt der letzte Satz unmittelbar vor καὶ ὅλου mit den Worten: τὰ μὲν γὰρ αὖ, nach welchen Jeder, der griechisch versteht, ein zweytes Redeglied mit τὰ δὲ erwartet. Offenbar brach Athenäus die Stelle mit jenen Worten ab, weil er zu seiner Absicht jenes zweyten Redegliedes nicht bedurfte. Nothwendig hätte also der Vf. zur Bezeichnung jener Lücke, und zur Vermeidung eines Mißstandes,

woran Athenäus eben sowohl als Polybius unschuldig ist, seinen Text mit einem — unterbrechen sollen, wenn er nicht etwa, mit Vellebrune, den Anfang des 2ten Redegliedes in die Worte αἱ πολυτέλειαι setzen und nach dessen Conjectur τὰ δ' αἱ πολυτέλειαι (s. Schweigh. Animadv. ad Athen. T. II. p. 585) lesen wollte; wozu wir unsere Beystimmung nicht geben können. Rec. macht bey dieser Gelegenheit den Vf. auf die Schweighäuserischen Anmerkungen zum Athenäus aufmerksam. Die Vergleichung derselben würde ihn z. B. abgehalten haben, in der folgenden Stelle des Athenäus das fehlerhafte εὐρόμενοι statt εὐρώμενοι zu wiederholen. — Auch erhält die Stelle am Schluss der Theopompischen Schilderung (p. 34 dieser Abb.): καὶ ταῦτα erst durch die von Schweigh. aufgenommene Lesart: τι, mit dem Fragzeichen nach ἔχοντες, ihren eigenthümlichen Sinn.

S. 38 ff. betrachtet der Vf. die Urtheile anderer alten Schriftsteller über die Glaubwürdigkeit des Th. Vorerst bemüht er sich zu zeigen, daß Cicero (de Legibus I. 1) diesen Historiker damit nicht die Glaubwürdigkeit absprechen wollte. — Im Allgemeinen wollte diess Cicero freylich nicht; aber offenbar liegt doch folgendes in seinen Worten: Herodotus und Theopompus haben der Historie eine zu poetische Tendenz gegeben, und die Ergötzung ihrer Leser zu sehr berücksichtigt. Vgl. Marcellini Vita Thucyd. p. 8. Duck. Ob und in wie fern aber die Behauptung gegründet sey, ist eine andere Frage. — Bey dieser Gelegenheit erwähnt der Vf. die Theopompische Schrift: Θαυμάσια. Wir hoffen, er werde in der Fortsetzung dieser Prolegomena bey dieser ganzen Gattung von Geschichtswerken etwas länger verweilen, nach den bekannten Vorgängern, *Gonius de Scriptor. hist. philos.* II, 12. Fabric. B. Gr. I. p. 192 seqq. u. f. w. — Wenn der Vf. hierbey ferner bemerkt, das Fragment des Th. bey Aelian. V. H. III, 18 gehöre zu der Schrift Θαυμάσια: so gründet sich diess auf die Behauptung des Servius ad Virgil. Eclog. VI. (s. Perizon, ad. Aelian. h. l.). Vergleichs man aber die Stellen des Dionys. Hal. de Vett. Script. Censura (T. V. p. 429) und Epist. ad Pompej. (T. VI. p. 787), wo Dionysius die Theopompische Erzählung von der Erscheinung des Silenus in Macedonien als ein Beyspiel einer unzeitig angebrachten Episode anführt: so erhält die Vermuthung, daß die von Aelianus aufbewahrte Erzählung ebenfalls in den Philippischen Historien an jene von Dionysius bemerkte Episode angeknüpft war, eine grössere Wahrscheinlichkeit.

Rec. behält sich vor, die merkwürdige Aeußerung des Theopompus (bey Strabo I. p. 116 ed. Siebenk.) über seine Behandlung der Mythen, so wie die mythologischen Ansichten dieses grossen Historikers, bey einer andern Gelegenheit um so mehr ausführlich zu prüfen, da Casaubonus p. 74 ed. Almelov. davon Gelegenheit nahm, den Th. der Lügenhaftigkeit zu bezüchtigen, und Hr. K. diese wichtige Frage ganz mit Stillschweigen übergangen hat. — Nachdem der Vf. S. 41 bemerkt, daß die rhetorische Sorgfalt, die Th.



Th. auf seinen Styl verwendete, seine Glaubwürdigkeit nicht verdächtig machen könne, stellt er die nachtheiligen Aeusserungen des Cicero (das Citat *Epist. ad Atticum* XII, 6 ist ein Druckfehler, XII, 40 l. c. wird des Th. gedacht, aber nicht in dieser Hinsicht), des Lucian, Josephus, Nepos über Theopompus Tadelfucht, als eine Folge der nachtheiligen Sensation dar, den die, von Anaximenes auf dessen Namen erdichtete, Schrift in Griechenland hervorgebracht habe, und macht darauf aufmerksam, daß diese und andere Schriftsteller, bey den wichtigsten Thatfachen, sich gleichwohl auf das Zeugniß des Th. berufen. Dies beweiset er durch Vergleichung einer Stelle; Nepos Simon. 4 mit Th. b. Athenäus XII, p. 533. Zugleich wird Wolfs Behauptung (*ad Demosth. Lept.* p. 253 und *Prolegg.* p. LIV) daß das Leben des Chabrias bey Nepos ein magerer Auszug aus den Historien des Th. sey, durch Vergleichung einer Stelle desselben Cap. III mit Athen. XII, p. 532 bestätigt. Eben so habe Nepos im Leben des Agelläus den Th. oft zum Führer gewählt.

Am Schluss theilt der Vf. die ausführlichen Urtheile des Dionysius (Vol. VI. p. 782 Reisk.) und des Photius (p. 203 Höschel) über Th. mit. Hierbey wird bemerkt, daß die Abhandlung des *Abbé Gedoy* über Th., in den *Mém. de l'acad. des Inscr.* T. XIV) weiter nichts als eine Uebersetzung dieser Urtheile mit einigen Anmerkungen enthalte, was auch schon *Harles ad Fabric. B. Gr.* II. P. 804 bemerkt. Der Vf. behält sich die Prüfung der einzelnen Momente dieser Kritiken vor. Wir erwarten, daß er sie, zusammengenommen mit den Resultaten, die sich aus der eignen Ansicht der Fragmente ergeben, zu

einem eignen Kunsturtheil organisch verarbeiten werde. — In einer Note zu der Stelle des Dionysius, wo der Vf. zu den Worten *ἐπιστολάς τς τας ἀρχαίας γραφομένας* der Lesart einiger Handschriften *Ἀχαϊνὰς* und der Gedoy'schen Erklärung des *ἀρχ.* gedenkt, hätte vorerst doch der Vorschlag Sylburgs, der das Unrichtige der Lesart fühlte, und deswegen *ἐπιγραφομένας* emendirte, und sodann die Valckenarische Conjectur: *ἀρχαίως γραφ.*, die Ruhenkenius (*Hist. crit. Orat. Gr.* p. 87) für die wahre Lesart hielt, angeführt werden sollen. — Die Behauptung des Photius, er habe das 12te Buch der *Philippicae Hist.* des Th. noch vor sich gehabt, verspricht der Vf. in der Sammlung der Fragmente zu prüfen. Wir sind begierig, ob er eine bessere Auflösung dieser Schwierigkeit finden wird, als Wesseling zu Diodor (XIII, p. 573), den wir hier nicht angeführt sehen, bereits gefunden hat. — Die Nachricht des Photius, daß der von den Römern überwundene König Philipp von Macedonien die Historien des Th. epitomirt habe, gibt dem Vf. zu der richtigen Bemerkung Veranlassung, daß diese Sitte des Epitomirens den Verlust der Werke des Th. hauptsächlich veranlasste.

Wir wünschen dem Vf. bey seinem verdienstlichen Unternehmen die beste Unterstützung, und freuen uns der Aussicht, durch ihn und Hn. *Creuzer* (welcher die Fragmente anderer Meisterwerke der griechischen Historie sammeln will) wenigstens die wichtigsten Trümmer aus diesem großen Verluste gerettet zu sehen.

P. M.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**MEDICIN.** Bremen, b. Heyse u. Leipzig, b. Crusius; *Ueber eine die schnellste Hülfe erfordernde Art von Husten und von Beschwerden bey'm Athmen, oder über den Croup.* Ein Wort an Mütter, von D. J. A. Albers. 1804. 31 S. 8. Der verdienstvolle Vf. dieser Blätter hat die Absicht, Mütter mit einer an manchen Orten immer häufiger werdenden Krankheit der Kinder, mit der häufigen *Brünne* oder dem *Croup*, bekannt zu machen, welcher gemeinlich anfangs unter dem Schein der Gelindigkeit, oft unter der Gestalt eines einfachen Katarrhs, die sorglosen Aeltern täuscht, aber sie nur zu bald, oft aber auch zu spät, von der Gefahr ihrer Lieblinge überzeugt. Der Vf. stellt daher die Hauptmerkmale und den Verlauf der Krankheit gut zusammen, um Mütter durch die Erkenntniß derselben zu veranlassen, zeitig die Hülfe des Arztes zu suchen. Diese Absicht ist lobenswerth und deshalb sind diese Blätter sorgsam Müttern sehr zu empfehlen. Da sie aber nur Lagen bestimmt sind, so muß Rec. einiges bemerken, was leicht nachtheilig werden könnte. Obgleich nach des Vf's. Ausdruck S. 8 die Krankheit *höchstwahrscheinlich* nicht ansteckend ist, so empfiehlt er doch die Trennung des kranken Kindes von den gesunden. Bey der furchtsamen Mutter muß dieses leicht den Argwohn erregen, daß die Krankheit doch ansteckend sey, und ihr Verdacht muß zur Ueberzeugung werden, wenn sie vielleicht mehrere ihrer Kinder auf gleicher Art und zu gleicher Zeit erkranken sieht. Der Vf. hätte also

genau bestimmen sollen, daß die Krankheit nicht selten epidemisch werde, d. h. mehrere zugleich befälle, aber deswegen nicht ansteckend sey; für das letztere ist auch gar kein Grund vorhanden. S. 25 versichert der Vf. ausdrücklich, von der Heilung dieser Krankheit nichts sagen zu wollen, gleichwohl giebt er S. 27 zwey Formeln zu Brechmitteln, welche in dem Fall angewendet werden sollen, wenn zwar Arzneimittel zu haben sind, aber nicht gleich die Hülfe des Arztes zu erhalten ist. Gewiss eine sehr unsichere Bestimmung, die Schaden bringen muß, wenn sie befolgt wird. Zugleich schränkt hierdurch der Vf. seinen wohlgemeinten Rath, den Arzt so schnell als möglich herbey zu rufen, wieder ein. Die Menschen sind nur zu geneigt, erst selbst die ihnen bekannten und empfohlenen Mittel zu versuchen und den Erfolg abzuwarten, was bey keiner Krankheit von so gefährlichen Folgen ist, als gerade bey dieser, da oft nach 24 Stunden schon der Arzt unvermögend ist, die Krankheit zu heben. Ob überhaupt Brechmittel, Blutigel und Blasenpflaster in der häufigen Brünne die Hauptmittel sind, wie der Vf. S. 26 anführt? Dieses hier zu untersuchen, liefert diese kleine Schrift zu wenig Data und Veranlassung. Rec. sieht die Behandlung dieser Krankheit aus einem andern Gesichtspunkte an, und versichert den Vf., die Krankheit mehrmals auf die glücklichste Art mit ganz andern Mitteln geheilt zu haben.

M. S.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 20 F E B R U A R, 1 8 0 4

## SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Vierstimmige Choräle mit Vorspielen.* Zum allgemeinem sowohl, als zum besondern Gebrauch für die Schleswig-Holsteinischen Kirchen gesetzt von *Johann Christian Kittel*, Organisten an der Prediger-Kirche in Erfurt. 1803. 52 Bog. Fol. weßt 2 Bog. Vorrede und Regist. (5 Rthlr.)

Die Verbesserung des Choralgesanges ganzer Gemeinden mittelst einer guten Orgelbegleitung eignet sich um so mehr zu einem Gegenstande von Wichtigkeit, je allgemeiner die Theilnahme an dieser Art des Gesanges ist, je erhabener sich dieser Gesang in Hinsicht auf Endzweck und auf Wirkung zeigt, und je mehr man in unseren Zeiten überzeugt worden, welche Vortheile aus der Vervollkommenung des Nationalgesanges überhaupt hervorgehen können.

Sey es doch, daß der Figuralgesang, oder der kunstreichere Gesang der Arie, des Chors u. s. w. oft eine außerst anziehende, oft eine hinreißende Wirkung verursache; dennoch erreicht er nicht das Feierliche und Herzerbebende, welches sich bey dem einfachen und kunstlosen Gesange einer Kirchengemeinde äußert.

Es ist allerdings zu verwundern, daß man in dem Zeitraume, in welchem man allenthalben auf zweckmäßigere, dem Grade der Cultur und dem Geiste der Zeit entsprechende Gesangbücher bedacht gewesen, im Allgemeinen noch so wenig auf die Veredlung der Vortragsart des Chorals Rücksicht genommen hat. Daß die Verbesserung dieses Gesanges, an welchem alle Glieder einer jeden besondern Volksclasse unmittelbaren Antheil nehmen, nicht Folge des gewöhnlichen Unterrichts im Gesange seyn könne, ist sehr einleuchtend. Daher mögen auch wohl schwerlich zu dieser Verbesserung andere Hülfsmittel anwendbar seyn, als 1) daß die Lehrer in den öffentlichen Schulen auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes aufmerksam gemacht, und veranlaßt werden, bey den in den Schulen gewöhnlich eingeführten Liedern die Schuljugend (und zwar ohne Ausnahme des Geschlechts) nach und nach an eine reine Intonation der Töne zu gewöhnen, und andere auffallende Fehler des Gesanges, wie z. B. in den Knabenschulen das heftige Schreyen statt des Singens, abzuschaffen; und 2) daß die Organisten durch eine zweckmäßige Orgelbegleitung, und die Cantoren oder Vorsänger mit den unter ihrer Aufsicht stehenden

benden Chören durch Reinheit der Intonation und durch die harmonische Richtigkeit der die Melodie begleitenden Stimmen, das Ihrige zur Verbesserung des Gesanges der Gemeinden beytragen.

Wollten wir in das hieby notwendige Verhalten des Cantors und des Singchors eingehen: so würde die Grenzlinie überschritten werden müssen, die das vorliegende Choralbuch vorzeichnet, so wie sich auch überhaupt dieses Verhalten sehr leicht durch dasjenige bestimmen läßt, was in Hinsicht auf die Orgelbegleitung im Allgemeinen noch zu bemerken nöthig ist.

Soll bey dem Choralgesange die Begleitung der Orgel nicht bloß dahin abzwecken, daß die Gemeinde für das ohne Orgelbegleitung gewöhnliche Abwärtsziehen im Tone gesichert wird, sondern auch auf die Verbesserung der Vortragsart Einfluß haben: so muß nicht allein der Choral von dem Organisten ohne alle unnöthige und zweckwidrige Verzierungen vorgetragen werden, damit jede Stimme vollkommen deutlich hervorstechen, und den Gliedern der Gemeinde zur Richtschnur dienen kann, sondern es muß auch hauptsächlich auf eine der Vervollkommenung dieses Gesanges entsprechende Einrichtung des Basses und der Mitteltimmen Rücksicht genommen werden. Es ist bekannt, daß die mehrsten der erwachsenen Mannspersonen bey dem Choralgesange nicht die Melodie des Chorals in der tiefern Octave, sondern nach Maßgabe des Umfanges ihrer Stimme (so gut es sich thun lassen will,) entweder den Bass oder den Tenor, singen, oder daß viele bald aus der Choralmelodie in den Bass oder Tenor, bald aus einer der letzten Stimmen in die erste übergehen. Es ist daher zur allnäherlichen Verbesserung des Choralgesanges unumgänglich nöthig, daß der Organist dem Chorale einen aus faßlichen und leicht zu intonirenden Tonfolgen bestehenden Bass unterlege, den Mitteltimmen einen möglichst fließenden Gesang gebe, jede Stimme den ihr vorgeschriebenen Umfang der Töne nicht überschreiten lasse, und alle solche Verzierungen der Stimmen vermeide, die nicht in den Choralgesang, sondern in die Figuralmusik gehören. Nur dann erst wird es möglich, daß jedes Glied der Gemeinde, welches eine begleitende Stimme zu singen gewohnt ist, die harmonisch richtige Tonfolge derselben auffassen und ausüben lerne.

Es ist hier der Ort nicht, diesen Gegenstand zu zergliedern, und die besondern Regeln anzuführen, die aus der nähern Betrachtung desselben für den Organisten hervorgehen. Folgende Bemerkung darf jedoch

Ecc

noch

doch um so weniger übergangen werden, je mehr es wahrscheinlich Organisten giebt, die nicht geneigt seyn möchten, sich nach derselben zu bequemen. Soll nämlich die so eben angezeigte Beschaffenheit der Orgelbegleitung auf die Verbesserung des Kirchengefanges merklichen Einfluß haben: so darf der Organist durchaus der Chormelodie, bey ihren Wiederholungen zu den übrigen Versen des Liedes, keine veränderte Begleitung unterlegen, sondern er muß sich bey allen Versen des Liedes des nämlichen Basses, und eben derselben Einrichtung der Mittelstimmen bedienen, die er bey dem Vortrage des ersten Verses gewählt hatte. Sonst macht er nicht nur diejenigen Glieder der Gemeinde irre, welche (sey es noch so unvermerkt) die Tonfolge des Basses oder Tenors bey dem Vortrage des ersten Verses ganz oder auch nur zum Theil aufgefaßt haben, sondern er ist noch überdies Schuld, daß diejenigen, welche weniger Fähigkeit besitzen, eine solche Stimme leicht aufzufassen, sie alsdann wegen der Abänderung ihrer Tonfolgen niemals fassen lernen, und dadurch veranlaßt werden, nach wie vor Töne zu intoniren, die nicht in die Harmonie des Ganzen einstimmen. — Der Vorwurf, daß die nämliche, durch alle Verse des Liedes beybehaltene, Begleitung der Melodie monotonisch werde, kann dieses, für die Verbesserung des Kirchengefanges als nothwendig dargestellte, Verfahren schon aus dem Grunde nicht treffen, weil in gesellschaftlichen Zirkeln Oden und Lieder von mehreren Versen mit Wiederholung derselben Klavier- oder Guitarr-Begleitung gesungen werden, ohne daß man diese wiederholte Begleitung zu monotonisch fände. — Dies sey hinreichend über die Hilfsmittel zur Veredlung des Kirchengefanges, die auf Seiten der Orgelbegleitung anwendbar sind, und nach welchen das vorliegende Werk des Vfs. insbesondere beurtheilt werden muß.

Hr. Kittel hat in seinem Choralbuche nicht allein jeden Choral vierstimmig ausgesetzt, (und wie sich hier von selbst versteht, die vier Stimmen in die beiden Linienysteme des Discantes und Basses vertheilt), sondern auch jedem Chorale ein eigenes, bald mehr, bald weniger ausgeführtes, Vorspiel vorausgehen lassen. Hiedurch unterscheidet sich sein Werk, in Ansehung der Einrichtung, nicht nur von den gewöhnlichen Choralbüchern, sondern auch von *G. S. Bachs* bekannten vierstimmig ausgesetzten Choralen und von dem im Jahre 1733 von dem Merseburgischen Hoforganisten *Hofmann* herausgegebenen Werke, in welchem zwar ebenfalls jedem Chorale ein mehr oder weniger ausgeführtes Vorspiel vorhergeht, wo aber die Choräle selbst nur mit einem bezifferten Basse versehen sind.

Obgleich dieses Werk von dem Vf. zunächst zum Gebrauche für die Hollstein-Schleswigschen Kirchen ausgearbeitet worden ist: so eignet es sich dennoch, schon wegen der Menge der in allen übrigen Lutherschen Kirchen eingeführten Choräle, die es enthält, zum allgemeinen Gebrauche. Rec. wünscht daher dieses treffliche Choralbuch in den Händen aller Or-

ganisten zu sehen, die weder Talent noch Schule genug besitzen, solche Vorspiele zu fertigen, und der Choralbegleitung eine solche Einrichtung zu geben.

In der Vorrede hat der Vf., zum Vortheil der angehenden Orgelspieler, eine kurze Anweisung zur Pedal-Applicatur gegeben, die, ob sie gleich diesem oder jenem Anfänger, der keinen gründlichen Unterricht genießt, willkommen seyn dürfte, dennoch bey einem Werke von solchen Anforderungen an den Ausführer, wie dieses ist, nothwendig vorausgesetzt werden mußte. Zweckmäßiger würde Hr. K., statt derselben, die Ursachen zergliedert haben; die es nothwendig machen, daß bey der wahren Art des Tractements der Orgel das Manual bloß zur Ausführung der Discant-, Alt- und Tenorstimme, das Pedal hingegen zum Vortrage der Grundstimme, angewandt werden muß, weil es, und zwar nicht bloß auf dem Lande, sondern auch in Städten, noch so viele Organisten giebt, die ihren Choral eben so abfertigen, wie einen Generalbass auf dem Flügel, und dabey die Grundstimme mittelst des Pedals verdoppeln. Denn bloß die Rücksicht, daß es nothwendig sey, die Mittelstimmen rein, fließend und in dem ihnen angemessenen Umfange der Töne vorzutragen, konnte den Vf. bestimmen, seine Choräle vierstimmig auszusetzen. Durch diese zweckmäßig dargestellten Mittelstimmen bekommt ja eben sein Werk die allgemeinere Nutzbarkeit, so wie durch die dabey vorhandenen mannichfaltigen (oft auch sehr kunstreichen) Verwickelungen der Harmonie einen entschiedenen Werth!

Betrachtet man die Choräle des Vfs. insbesondere nach den oben vorausgeschickten Erfordernissen einer zweckmäßigen und zur Verbesserung des Kirchengefanges geschickten Orgelbegleitung: so ergibt sich, daß Hr. K. die Melodie mit keinem der Würde des Chorals widersprechenden und überflüssigen Verzierungen versehen hat, daß die Mittelstimmen einen fließenden und größtentheils auch leicht faßlichen Gesang haben, daß die Grundstimme gewöhnlich in ihrer eigenthümlichen Kraft eingeherget, und daß dabey jede Stimme in den ihr natürlichen Umfang der Töne eingeschränkt bleibt. Nur wenige Stellen des ganzen Werks treten wegen ihrer Zweckwidrigkeit in Schatten zurück, und es ist hier um so mehr Pflicht der Kritik, sie nicht unbemerkt zu lassen, je mehr man im Fache der Musik geneigt ist, Mißgriffe eines bedeutenden Mannes nachzuahmen, und sich dabey auf seine Autorität zu stützen.

Wenn Hr. K. in der Grundstimme seiner Choräle, z. B. bey den vollkommenen Tonschlüssen, entweder den Hauptton bis hinab in die untere Hälfte der großen Octave fallen laßt, oder wenn er die dem Haupttone unmittelbar vorhergehende Dominante bey ihrem wiederholten Anschlage eine Octave tiefer nimmt, und dadurch den Umfang der Töne des Singbasses überschreitet: so war' es ungereimt, mit ihm darüber zu rechten, weil dieses Verfahren keinen nachtheiligen Einfluß auf diejenigen Glieder der Gemeinde haben kann, die den Bass singen. Die Schlußclausel

des Basses hat sich, als eine so oft gebräuchliche Tonfolge, auch dem Ohre des Nichtkenners so fest eingeprägt, daß jeder den Schlufston, oder die unmittelbare Wiederholung der ihm vorhergehenden Dominante, schon von selbst in dem seiner Stimme angemessenen Umfange nimmt, ohne sich durch den tiefer abwärts schreitenden Bass der Orgel irre machen zu lassen. Eben so wenig wird durch eine in den Mittelstimmen zuweilen angebrachte durchgehende Note (wodurch sie in verschiedenen Fällen singbarer und faßlicher gemacht werden können,) den Gliedern der Gemeinde die Ausführung einer solchen Stimme erschwert, oder dadurch der Choralgesang seines Charakters beraubt. — Wenn aber der Vf. z. B. in den zwey ersten Tacten des Chorals: *Ach was soll ich Sünder machen* (S. 5) die Grundstimme mittelst zehn unmittelbar nach einander folgenden Achtelnoten vom kleinen *g* bis zum großen *d* hinabsteigen, und in den beiden letzten Tacten, ebenfalls mittelst einer Reihe nach einander folgender Achtelnoten, eine in die Figuralmusik gehörige Bass-Passage machen läßt; oder wenn er, wie im neunten und letzten Tacte dieses Chorals, den Tenor einen aus Achteln und Sechzehnththeilen vermischten und in der fugenartigen Schreibart gewöhnlichen Satz vortragen läßt: so ist dieses Verfahren nicht bloß dem Charakter der Choralmusik entgegen, sondern veranlaßt auch unvermeidliche Verwirrung im Gesange der Gemeinde. Wie sollen sich gleich bey dem Anfange dieses Chorals diejenigen Glieder der Gemeinde verhalten, welche gewohnt sind, die Bassstimme zu singen, — welcher Tonfolge sollen sie sich bey diesem eine Undecime in Achteln durchlaufenden Basse (dessen Tiefe sie nicht einmal erreichen können) bedienen? — Ja, was soll selbst der Cantor oder Vorsänger in einem solchen Falle beginnen? — Auch die strengere Tactbewegung, die bey dem Vortrage dieser Reihe von unmittelbar auf einander folgenden Achtelnoten nothwendig wird, ist dem Choralgesange der Gemeinde, der durchaus in keiner strengen Bewegung des Tactes fortfließen kann, sehr nachtheilig, weil die ganze Gemeinde nicht im Stande ist, sich in Ansehung der Bewegung so nach dem Organisten zu richten, wie sich dieser nach jener richten kann und muß.

Noch nachtheiliger dem Gesange der Gemeinde und der Vervollkommenung desselben sind dergleichen dem Charakter des Choralgesanges nicht entsprechenden Figuren, wenn sie in den Mittelstimmen angebracht werden: denn es ist ohne Zweifel weit leichter für die Glieder einer Gemeinde, die Grundstimme eines Chorals, als die Mittelstimmen desselben aufzufassen. Da nun das Mitsingen einer Mittelstimme unter den Gliedern der Gemeinde weder abgeschafft werden kann, noch soll: so ist es um so nöthiger, daß der Organist sich bey diesen Stimmen aller zweckwidrigen und dem Charakter dieser Art des Gesanges zuwider laufenden Verzierungen enthalte, wenn die Schwierigkeit, sie aufzufassen, nicht bis zur Unmöglichkeit ausgedehnt, und der Verbesserung des Kirchengesanges nicht gerade entgegen-

gearbeitet werden soll. Solcher zweckwidrigen Verzierungen der Mittelstimmen hat sich Hr. K. nächst dem schon angezeigten Falle, auch in dem Chorale: *Bejehl du deine Wege*, S. 23, — im Chorale: *Es spricht der Unweisen Mund wohl*, S. 61, und in noch einigen andern, bedient. Bis zur Ueberladung sind dergleichen Figuren in allen begleitenden Stimmen angebracht in dem Chorale: *Ermunter dich mein schwacher Geist*, S. 57. — im Chorale: *Ich hab' mein Sach Gott heimgestellt*, S. 95, in welchem der Vf. sogar die begleitenden Stimmen abwechselnd in chromatischem Fortschreitungen einhergehen läßt. In dem Chorale: *Schmücke dich, o liebe Seele*, S. 164, beginnt der Alt mit einem förmlichen Fugenthema, und in der Folge des Chorals enthält eine Stimme um die andere Rückungen in verschiedenen Notengattungen. — Durch eine solche Behandlung geht der Charakter der Choralmusik verloren, und der Satz eignet sich mehr zu einem solchen Vorspiele, in welchem der Choral, eingekleidet in den fugenartigen Stil, der Gemeinde vorgetragen wird, als zur Begleitung des Gefanges.

Daß bey dieser Behandlungsart, bey welcher man mit dem Chorale in den Charakter der Figuralmusik übergeht, der Satz in Hinsicht auf contrapunctischen Werth und reichhaltigere Verwicklung der Harmonie gewinne, kann dieses Verfahren bey der Begleitung des Gesanges der Gemeinde durchaus nicht entschuldigen, denn es erzeugt augenscheinlich Verwirrung statt der so nothwendigen Verbesserung.

Rec. fühle sehr wohl, daß es einem Manne, der sich in der fugenartigen Schreibart völlig orientirt hat, einige Ueberwindung kosten mag, sich solcher Sätze bey anlockenden Gelegenheiten zu enthalten; Hr. K. hat aber in den mehrsten seiner Chorale bewiesen, daß er sich auf eine dem Charakter des Chorals angemessene Art einschränken kann, ohne daß man seine Gewandtheit in Handhabung einer reichhaltigen und gut verwickelten Harmonie verkenne.

In der Vorrede wird bemerkt, daß der Vf. mit Fleiß sich aller sehr künstlichen harmonischen Gänge enthalten habe, weil diese Chorale vornehmlich für die niedersächsischen Kirchen bestimmt seyn sollten, in welchen er den Choralgesang der Gemeinden bey weitem nicht so rein gefunden habe, als in den Kirchen seiner Gegend. Wenn nun die vorhin gerügte Behandlung der angezeigten Chorale gleichsam eine Probe solcher künstlichen Sätze darstellen sollte: so war es allerdings ein guter Genius des Kirchengesanges, der den Vf. bestimmte, sich solcher Sätze nur in den wenigsten seiner Chorale zu bedienen. Bey dem häufigern Gebrauche derselben würde zwar sein Werk ein gelehrtes contrapunctisches Ansehen gewonnen haben, schwerlich aber in Hinsicht auf den höhern Zweck empfehlungswürdig geworden seyn. Es würde bloß dazu gedient haben, den angehenden Contrapunctisten schöne Beyspiele der Behandlung des Satzes darzustellen.

Obgleich in diesem Werke alle Chorale vierstimmig ausgesetzt sind; so hat dennoch der Vf. zugleich den harmonischen Inhalt des Satzes unter der Grundstimme mit-

mittelt der gewöhnlichen Zeichen des Generalbasses vorgestellt. Dadurch gewinnt das Werk für angehende Organisten den Vortheil, daß sie durch eine Menge Beyspiele einsehen lernen, wie man bey der Abfertigung eines Chorals mit einem bloß bezifferten Basse zu Werke gehen muß, um fließende, und in den Umfang des Alt und Tenors eingeschränkte, Mittelstimmen zu erhalten. Befremdend war es jedoch Rec., bey dieser Bezifferung der Grundstimme die hier und da in den obern Stimmen gebrauchten durchgehenden Noten, die auf den zum Grunde liegenden Basson gar keine harmonische Beziehung haben, unter dem Basse als besondere im Nachschlage stehende Accorde bezeichnet zu finden, wie es z. B. gleich in dem ersten Chorale, und zwar im ersten und im siebenten Tacte geschehen ist, wo auf der Bassnote *e*, die sich eine Quarte abwärts bewegt, ein in den Nachschlag fallender Secundenaccord verzeichnet steht. Die auf diesem Bassnote *e* im Discant und Alte gebrauchten durchgehenden Noten *fis* und *a*, machen zwar gegen diesen Grundton des Sextenaccords das Intervall der Secunde und Quarte; als

<i>a</i>	<i>g a</i>	<i>h</i>
<i>d</i>	<i>e fis</i>	<i>g</i>
<i>h</i>	<i>c</i>	<i>d</i>
<i>g</i>	<i>e</i>	<i>H c etc.</i>

können sie aber wohl deswegen als ein im Durchgange gebrauchter Secundenaccord betrachtet werden? — Nach allen bekannten Systemen der Harmonie ist der Secundenaccord ein solcher, in welchem der Grundton derjenige Ton ist, welcher dissonirt und aufgelöst werden muß; und eben daher hat es mit einem im Durchgange gebrauchten Secundenaccord eine ganz andere Bewandnis, wie man aus folgendem Beyspiele sieht:

<i>g</i>	<i>g a</i>	<i>h</i>
<i>d</i>	<i>e d</i>	<i>d</i>
<i>h</i>	<i>c fis</i>	<i>g</i>
<i>G</i>	<i>c</i>	<i>H etc.</i>
	<i>5 4</i>	
	<i>3 2</i>	<i>6</i>

Hier haben die durchgehenden Noten auf den Grundton einen wirklichen harmonischen Bezug, d. h., sie bilden mit dem Grundtone einen dissonirenden Accord, dessen Intervallen den nämlichen Fortgang haben, und dessen Dissonanz eben so aufgelöst wird, als wenn er im Anschlage gebraucht worden wäre. Und nur in diesem Falle können die durchgehenden Noten als besondere in den Nachschlag fallende Accorde im Generalbasse bezeichnet werden, weil der Generalbass bloß den harmonischen Inhalt des Satzes darstellen soll. Gleiche Bewandnis hat es auch mit verschiedenen andern von dem Vf. im Nachschlage angezeigten Accorden, wie z. B. S. 3 im vorletzten Tacte des Chorals, woselbst auf der Bassnote *g* ein durchgehender Terzquartenaccord verzeichnet steht. Rec. wünscht daher, daß der Vf. diejenigen durchgehenden Noten, die auf den zum Grunde liegenden Basson keine eigentliche harmonische Beziehung haben, nicht als besondere in den Nachschlag fallende Accorde bezeichnet hätte, weil Anfänger durch eine solche Art der Bezifferung gar leicht veranlaßt werden können, mit ihrer Theorie der Accorde in Widerspruch zu gerathen.

Die Vorspiele zu diesen Chorale geben dem Werke des Vfs. einen noch ungleich höhern Werth, und wahrscheinlich werden sie den mehresten Organisten weit willkommener seyn, als die Chorale selbst, weil in diesem Fache noch immer sehr wenig Gutes, sehr Weniges, was dem Orte, dem Instrumente und dem Geschmacke der Zeit entspreche, erschienen ist. Tiefe Kenntniß der Harmonie, besonders des doppelten Contrapunctes und der Fuge, die durch vieljährige Erfahrung berichtigt und geläutert ist, sind die Quellen, aus welchen die mehresten dieser Vorspiele flossen. Auch die in einer freyen Schreibart erscheinen, haben vielen Werth. Mannichfaltigkeit in der Form sowohl, als in der Behandlung des Satzes; und eine gute Behandlung und Durchführung des gewählten Hauptgedankens in den weiter ausgeführten Sätzen, sind unverkennbare Züge dieser Vorspiele.

In Hinsicht auf den Ausdruck der Empfindung, die in dem Liede herrscht, zu welchem der Choral zunächst bestimmt ist, sind diese Vorspiele zwar nicht durchgehends von gleichem Gehalte; dennoch aber immer so, wie man sie nur von sehr wenigen Organisten zu hören pflegt. Rec. glaubt daher versichern zu können, daß kein Orgelspieler, der diesen Vorspielen gewachsen ist, das Werk ohne völlige Befriedigung aus den Händen legen werde; und Hr. K. hat dafür gesorgt, daß die größre Anzahl dieser Vorspiele auch von minderfähigen Organisten vorgetragen werden könne, von denen sich gewiß sehr viele angereizt finden werden, sich durch fleißige Uebung auch der schwerern Meister zu machen.

Der Satz des Vfs. ist völlig rein; nur zuweilen kommen einige Stellen vor, über deren grammatische Richtigkeit nicht alle Theoristen mit Hn. K. gleicher Meinung seyn dürften. Hieher gehört z. B. die öftere Vernachlässigung der allgemein anerkannten Regel, die verdeckten Quinten betreffend, nach welcher in den beiden äußersten Stimmen eines vierstimmigen Satzes (zumal bey Noten von so langsame Bewegung, wie im Chorale) nur die beiden Gattungen erlaubt sind, in welchen die Oberstimme eine Secunde und der Bass eine Quinte oder Quarte fortschreitet. Solche Gattungen der verdeckten Quinten, welche die Lehrer der Harmonie nicht für zulässig in den beiden äußersten Stimmen anerkennen, und deren sich gute Contrapunctisten nur sehr selten bedienen, hat Hr. K. sehr oft gebraucht; z. B. S. 6 im 2 Tacte des Chorals; S. 11 in der letzten Zeile im 5 Tacte; S. 13 im 1 Tacte; S. 15 auf der 1 Zeile; S. 23 im 1 Tacte des 2 Theils; S. 24 im vorletzten Tacte der 2 Zeile u. s. w. Im Anfange des Chorals S. 14 stehen sie dreymal nach

einander nämlich  $\begin{array}{c|c} c a b g & a f i s \\ a d g c & f i s h \end{array}$ . Aus diesem letzten

Beyspiele, in welchem sie recht absichtlich gesetzt scheinen, weil der Vf. die Töne der Grundstimme eben so gut in der Gegenbewegung hätte setzen, und dadurch alle drey verdeckte Quinten vermeiden können, überredet sich beynahe Rec., daß Hr. K. die Nothwendigkeit der vorhin bemerkten Regel nicht anerkennet. — Doch hierüber mag er sich mit den Grammatikern vergleichen!

Die Verlagshandlung hat nichts gespart, diesem schätzbaren Werke ein gefälliges und seinem Werthe entsprechendes Ansehen zu geben. O—

# Monatsregister

VOM

Februar 1804.

## I. Verzeichniß der im Monat Februar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

- A.**
- Abbildung d. neuesten franz. und engl. Art.**  
Fenster-Vorhängen und Gardinen d. geschmackvollste Draperie zu geben 28. 224.
- Adelungs Wörterbuch d. hochdeutschen Mundart** 39. 305. 40. 313. 41. 321. 42. 329. 43. 337.
- Albers über eine d. schnellste Hülfe erfordernde Art von Husten** 50. 339.
- Anleitung zur Verbreit. d. Gemüse u. Obstbaues auf dem Lande** 38. 303.
- Anweisung zur Bereitung d. Chelsterkäses** 39. 311.
- Arnim v., d. Freuden des Ehestandes** 33. 265.
- B.**
- Bemerkungen über d. alten und neuen Styl russ. Sprache** 44. 346.
- Bernard, Oeuvres de, T. I. II.** 31. 244.
- Bibliothek, allg. botanische, des 19ten Jahrhunderts v. d. bot. Gesellsch. z. Regensburg, Hft. 1—4.** 37. 259.
- Boussyer-Dermottiers Memoire, ou Confid. sur les Sourds-muets de naissance etc.** 34. 269.
- — — Untersuchungen über Taubstumme, überf. v. D. Martens** — —
- Bundschuh, Hessen, n. f. neuesten phys. gewerblichwissenschaftl., politischen und örtl. Verhältnissen** 38. 297.
- C.**
- Claudius sechzig kl. Geschichten f. Kinder** 41. 343.
- Cottas carmina** 28. 223.
- E.**
- Eberhard gesammelte Erzählungen B. 1.** 31. 246.
- F.**
- Faber v. d. Ursprung u. allmähligem Entstehen der Kurfürstenwürde** 39. 228.
- v. Fischer Encykl. Taschenbuch für d. angehende Schmetterlingsfasser** 57. 294.
- Füssli Leçons ou Painting** 32. — 33. 267.
- — Vorl. üb. d. Mahierex, überf. v. Eschenburg** 34. 265.
- G.**
- Gräf Suppl. clavis Thomassanae in epp. Melanchthonis** 31. 247.
- H.**
- Haase de glandulis Cowperi mucosae** 39. 231.
- Hager Monument de Yu, ou la plus ancienne inscription, de la Chine** 46. 355.
- Hahn d. Familie Bendheim** 46. 366.
- Hempel und Geisler Abbild. u. Beschreibung d. Völkerstämme unter Alexanders Regierung** 31. 246.
- Hennig De reliquiis quib. Ph. Melanchthonis. lit. Comm. I. II.** 31. 247.
- Hoffmanns mathematische Elementarschule** 37. 289.
- I.**
- Italien, eine Zeitschrift, herausg. v. Rehfues und Tscherner, 1r Bd.** 36. 281.
- K.**
- Kant üb. d. Pädagogik, herausg. v. Rink** 46. 361.
- Kittel vierstimmige Choräle mit Vorspielen** 51. 401.
- Klopstocks grammatische Gespräche** 39. 306.
- fortgef. No. 40—45.**
- Koch Prolegomena ad Theopompum Chium** 50. 395.
- Köhler Allg. Geogr. d. Alten. Th. 1.** 55. 273.
- Kuchelbecker, der neue Schullehrer, 1. 2. 3s Quartal** 46. 366.
- L.**
- Lehre, d. christliche, f. Kinder** 46. 368.
- — — — — mit untergelegten Fragen** — —
- M.**
- Mahmanns Erzählungen u. Märchen** 31. 246.
- Minerva, (schweizerische, v. e. Gesellsch. vaterländischer Gelehrten** 30. 238.
- Miscellen, französische, Bd. 1. Hft. 1—5. B. 2. Hft. 1—3.** 44. 348.
- Modemagazin, Leipziger, 1803 Hft. 1—10.** 27. 216.
- N.**

# N.

*Norden Voyage d'Egypte et de Nubie av. des notes p. Langlès T. I. II. III. dabey: Langlès Notices et éclaircissements sur le voyage de Norden* 47, 369.

# P.

*Paulus Samml. d. merkwürdigsten Reisen in den Orient Th. 7.* 55, 279.  
*Pfingsten Beobachtungen und Erfahrungen üb. d. Gehörfehler d. Taubstummen u. f. w.* 34, 269.  
*Pfister Geschichte v. Schwaben* 50, 235.  
*Philipp Geschichte d. Stifts Naumburg u. Zeitz* 38, 302.

# R.

*Raphels Kunst Taube u. Stumme reden zu lehren: Mit einer Vorr. des Prof. Cäsar, einem Briefe Kergers. Mit Anm. herausg. v. Petschke* 34, 269.  
*Règlement, nouveau, et nouvel Etat de l'Académie Imp. des Sc. à St. Petersb. Intell. Bl.* 28, 257.

# S.

*Saxi Onomastici literari Mantissa recentior* 51, 241.  
*Schad, das Paradies der Liebe, 2 Bde.* 51, 247.

*Schwabe Einleitung in die Geschichte der Mineralogie* 44, 351.  
*Scenen aus d. Kinderwelt v. F. W. v. B.* 46, 366.  
*Stolberg, Graf Friedr. Leop. v., Vier Tragödien des Aeschylos* 48, 377. 49, 385. 50, 393.  
*Suttinger, Wie müssen Eltern ihre Kinder erziehen, wenn d. öffentl. Lehranstalten ihre Wünsche befriedigen sollen?* 46, 367.

# T.

*Thornton, An Enquiry into the Nature and Effects of the Paper-Credit of Great-Britain* 27, 209.  
 — — — — — 28, 217. 29, 224.  
 — — — — — der Papiercredit von Großbritannien, übersetzt und mit Anm. u. Zuf. versehen von L. H. Jacob — — —

# V.

*Vorschriften für die Studierenden auf der Kaiserl. Univerf. zu Dorpat. (Int. Bl.)* 27, 129.

# Z.

*Zange, Sittengemälde aus der Kinderwelt* 46, 366.



## II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

- |  |                                     |
|--|-------------------------------------|
| <b>B.</b>                                      | <b>K.</b>                           |
| Böfe in Weissenfels 46.                        | Kaven in Altona 39. 40. 41. 42. 43. |
| Breitkopf in Leipzig 39. 40. 41. 42. 43.       | <b>L.</b>                           |
| Brillon in Paris 34                            | Leich in Brandenburg 46.            |
| Buchdruckerey kais. in St. Petersburg 44.      | — — — Stettin 50.                   |
| — — — der Akademie der Wissenschaften daselbst | <b>M.</b>                           |
| Int. Bl. 18.                                   | Maurer in Berlin 46.                |
| Buisson in Paris 31. 34.                       | Meyer in Lemgo 35.                  |
| <b>C.</b>                                      | Mohr in Kiel 34.                    |
| Clafs in Heilbronn 30.                         | <b>N.</b>                           |
| Cotta in Tübingen 44.                          | Nicolovius in Königsberg 46.        |
| <b>D.</b>                                      | <b>P.</b>                           |
| Didot d. Aeltere in Paris 47.                  | Paddenburg und Sohn in Utrecht 31.  |
| Drümmel in Lübben 46.                          | Palm in Erlangen 37.                |
| <b>E.</b>                                      | Perthes in Hamburg 48. 49. 50.      |
| Ertinger in Gotha 46.                          | <b>R.</b>                           |
| <b>F.</b>                                      | Remondi in Bassano 28.              |
| Flick in Basel 50.                             | Ruff in Halle 27. 28. 29.           |
| Frölich in Berlin 37.                          | <b>S.</b>                           |
| <b>G.</b>                                      | Sommer in Leipzig 34.               |
| Göpferdt in Jena 44.                           | Stahl in Jena. 35.                  |
| Gräff in Leipzig 37.                           | Supprian in Leipzig 34.             |
| Grenzjus in Dorpat. Int. Bl. 17.               | <b>T.</b>                           |
| <b>H.</b>                                      | Treuttel und Wüurz in Paris 46.     |
| Hammerich in Altona 31.                        | <b>U.</b>                           |
| Hatchard und Rivington in London 27. 28. 29.   | Unger in Berlin 36.                 |
| Heerbrand in Tübingen 29.                      | <b>V.</b>                           |
| Hempel in Leipzig 31.                          | Verlagshandlung in Pirna 39.        |
| Hennings in Erfurt 31.                         | Vieweg in Braunschweig 32. 33. 34.  |
| Heyer in Gießen 38.                            | <b>W.</b>                           |
| Heyse in Bremen 50.                            | Webel in Zeitz. 38.                 |
| Hoffmann in Hamburg 43.                        | Weigel in Leipzig 29.               |
| <b>I.</b>                                      |                                     |
| Industrie-Comptoir in Leipzig 27. 28. 31. 33.  |                                     |
| Johnson in London 32. 33. 34.                  |                                     |
| Junius in Leipzig 31. 46.                      |                                     |

### III. Intelligenzblatt des Februars.

#### Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Kunstbemerkungen <i>W. K. F.</i>	19, 151.	20, 159.
Sprachbemerkungen v. <i>Kg.</i>	16, 127.	17, 135.
— — — v. <i>V.</i>		21, 167.
— — — v. <i>Rr.</i>	22, 175.	23, 183. 24, 191.

#### Ankündigungen.

Ankündigung neuer Bücher	22, 166.
Ankündigungen von Uebersetzungen	19, 150.
Archiv, Nordisches	25, 196.
Archiv des Kriminalrechts. von <i>Klein, Klein-</i> <i>schrod u. Konopak.</i>	16, 124.
<i>Arndt's</i> neues Archiv d. sächs. Geschichte	22, 175.
<i>Aurora</i> , eine Zeitschrift a. d. südl. Deutschland.	22, 178.

#### B.

<i>Bonnet</i> Untersuchungen üb. d. Blätter v. <i>Böckh.</i> u. <i>Gatterer.</i>	20, 158.
<i>Baudschak</i> Geogr. Stat. Topogr. Lex. vom Kur- u. Ober Rheinischen Kreise	15, 117.

#### E.

<i>Ehrenbergs</i> Reden üb. wichtige Gegenstände d. höheren Lebenskunst	25, 192.
— — Reden an Gebildete u. d. weibl. Ge- schlecht	25, 197.
<i>Esfcke</i> kleine Schriften.	25, 199.
<i>Eudora</i> , ein Tagblatt für Kunst, Cultur u. Ge- schmack	25, 195.

#### F.

<i>Friedens-</i> Almanach von 1804.	16, 126.
<i>Freierp.</i> theor. prakt. Handbuch der Geburts- hülfe.	16, 125.

#### G.

<i>Gelfert's</i> geistl. Oden u. Lieder in Mus. gesetzt v. <i>Küfermann.</i>	22, 174.
<i>Gruner's</i> Anzeige von <i>Martens u. Tilefius</i> Ku- pferwerke üb. d. vener. Krankheiten.	25, 198.

#### H.

v. <i>Halets</i> Irene.	15, 116.
<i>Herder's</i> sämtliche Schriften.	26, 207.
<i>Huber</i> Vierteljährliche Unterhaltungen	16, 123.

#### J.

Jahrbuch. N. Berl. d. Pharmacie v. <i>Rose u.</i> <i>Gehlen.</i>	16, 123.
Journal f. kath. Theologie 3 St.	15, 115.
— — d. Erfindungen, Theorien u. Widersprü- che in d. Nat. u. Arzney-Wiss.	21, 163.

#### K.

<i>Krstschnaw</i> Organisation d. Coburg-Saalfeld- schen Lande	19, 159.
---	----------

#### L.

<i>Louis</i> Europa's gegenwärtige Krisis.	20, 155.
--	----------

#### M.

Maske, die, v. <i>Vf. d. Herodes</i> vor Bethlehem	15, 113. 19, 149.
<i>Müller</i> Beytrag zur Bestimmung der Gränzen zwischen den Franken u. Sachsen d. Vorzeit	26, 203.
Musikalien, neue, b. <i>Fiedler</i> in Jena	15, 119. 20, 160.

#### N.

<i>Nordhoffs</i> Archiv f. d. thier. Magnetismus	17, 135.
Novitäten der N. Gel. Buchhandl. in Hada- mar	16, 126.

#### P.

<i>Piepenbrings</i> Archiv f. Pharmacie.	20, 165.
--	----------

#### R.

Reclame Verlagsbücher	22, 174.
<i>Richters</i> russif. Miscellen	25, 177.

#### S.

<i>Schelle</i> , Welche alte klassische Autoren, wie, in welcher Folge u. Verbindungen m. anderen Stu- dien soll man sie auf Schulen lesen?	19, 148.
<i>Schulze</i> Kampf der Demokratie u. Aristokratie in Rom	15, 110.
<i>Schwagers</i> Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen.	25, 200.
<i>Siebold's</i> Nachricht an Aerzte u. Wundärzte	19, 148.
Stahls neue Verlagsbücher	22, 175.
Statuten der Mitglieder der mineralog. Soc. zu Jena.	16, 127.

<i>Sternberg Literaturzeitung für Medicin u. Chirurgie</i>	19. 147.	<i>v. Golz in Königsberg</i>	21. 162.
<i>Storck's Rußland unter Alexander I.</i>	23. 177.	<i>le Goué zu Paris</i>	20. 154.
<b>T.</b>		<i>Grandauer in Würzburg</i>	21. 161.
<i>v. Tennecker's Bitte</i>	17. 156.	<i>Griesinger in Stuttgart</i>	25. 195.
<i>Tham's Neues ausführl. böhmisch deutsch synonym. phraseol. Wörterbuch</i>	25. 180.	<i>Guerin zu Paris</i>	20. 154.
<b>V.</b>		<b>H.</b>	
<i>Verlag d. k. k. akad. Kunst- u. Musik u. Buchh. in Linz</i>	20. 157.	<i>Hallé zu Paris</i>	20. 154.
<b>W.</b>		<i>z. Halterste n. Freiherr</i>	— —
<i>Wernburg's erste allg. Rechenlehre</i>	25. 179.	<i>Hansen in Christianstadt</i>	20. 154.
<i>Winkelmann's ungedruckte Briefe.</i>	26. 201.	<i>Hartleben in Salzburg</i>	21. 161.
<b>Z.</b>		<i>Heidemann in Königsberg</i>	21. 162.
<i>Zschokke der Marschall von Sachsen</i>	25. 181.	<i>Henze in Helmstadt</i>	25. 195.
— — die eiserne Larve	— —	<i>Hoffman in Königsberg</i>	21. 161.
<i>Zeitung, landwirthschaftliche</i>	26. 217.	<i>Horn in Göttingen</i>	19. 145.
<b>Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.</b>		<i>Houdon zu Paris</i>	20. 154.
<b>A.</b>		<i>Hugo in Göttingen</i>	19. 145.
<i>Arnault zu Paris.</i>	20. 154.	<b>I.</b>	
<b>B.</b>		<i>Jffand in Berlin</i>	25. 194.
<i>Barrey zu Paris</i>	20. 154.	<b>K.</b>	
<i>Berthey zu Paris</i>	20. 154.	<i>Korn in Helmstadt</i>	25. 195.
<i>Baumgarten in Magdeburg</i>	25. 195.	<b>L.</b>	
<i>Belin de Ballu zu Paris.</i>	20. 154.	<i>Lacépède in Paris</i>	19. 143.
<i>Bervir zu Paris</i>	24. 189.	<i>Lange zu Berlin</i>	17. 154.
<i>Birch in Rothschild</i>	20. 154.	<i>Lichtenstein zu Helmstadt</i>	25. 194.
<i>Bischoff in Helmstadt</i>	25. 195.	<b>M.</b>	
<i>Blat in Drontheim</i>	20. 154.	<i>Mechain zu Paris</i>	20. 154.
<i>le Brun zu Paris</i>	20. 154.	<i>Mercier in Paris</i>	20. 154.
<i>Brache zu Paris</i>	20. 154.	<i>Moette zu Paris</i>	20. 154.
<i>Baggey zu Paris.</i>	20. 154.	<i>Morphen in London</i>	24. 189.
<b>C.</b>		<i>Morveau zu Paris</i>	20. 154.
<i>Challan zu Paris</i>	20. 154.	<i>Müller in Stuttgart</i>	24. 189.
<i>Chateaubriant zu Paris</i>	20. 154.	<b>N.</b>	
<i>Corrifart zu Paris</i>	20. 154.	<i>Nordahl-Brunn</i>	20. 154.
<b>D.</b>		<b>P.</b>	
<i>David zu Paris</i>	20. 154.	<i>Pelletan zu Paris</i>	20. 154.
<i>Desgenettes zu Paris.</i>	20. 154.	<i>Pfaff in Tübingen</i>	25. 195.
<b>E.</b>		<i>Portai zu Paris</i>	20. 154.
<i>Flatt in Tübingen</i>	26. 221.	<b>R.</b>	
<i>Frank in Wien</i>	20. 154.	<i>Ramel, Freiherr v. in Schweden</i>	22. 171.
<i>Freidhof in Berlin</i>	24. 188.	<i>Reidenitz in Königsberg</i>	21. 161.
<b>F.</b>		<i>Reinecke zu Eisenach</i>	17. 133.
<i>Glafer in Helmstadt</i>	25. 195.	<i>Reinhold in Leipzig</i>	24. 189.
<i>Glatz in Schnepfenthal</i>	24. 195.	<b>S.</b>	
<b>G.</b>		<i>Sabbatier zu Paris</i>	20. 154.
<i>Golz in Königsberg</i>	21. 162.	<i>Schorch in Erfurt</i>	25. 195.
<i>le Goué zu Paris</i>	20. 154.	<i>Schreier zu Schleusingen</i>	17. 134.
<i>Grandauer in Würzburg</i>	21. 161.	<i>Sotzmann in Berlin</i>	25. 195.
<i>Griesinger in Stuttgart</i>	25. 195.	<i>Süßkind in Tübingen</i>	16. 121.
<i>Guerin zu Paris</i>	20. 154.	<b>T.</b>	
<b>H.</b>		<i>Tralles in Bern</i>	24. 189.
<i>Hallé zu Paris</i>	20. 154.	<b>V.</b>	
<i>z. Halterste n. Freiherr</i>	— —		
<i>Hansen in Christianstadt</i>	20. 154.		
<i>Hartleben in Salzburg</i>	21. 161.		
<i>Heidemann in Königsberg</i>	21. 162.		
<i>Henze in Helmstadt</i>	25. 195.		
<i>Hoffman in Königsberg</i>	21. 161.		
<i>Horn in Göttingen</i>	19. 145.		
<i>Houdon zu Paris</i>	20. 154.		
<i>Hugo in Göttingen</i>	19. 145.		

Vierthaler in Salzburg  
Wagner in Salzburg  
Weiss in Königsberg

### Nekrolog.

Bergopzoom zu Wien  
Colberg zu Stralsund  
Herrmanni zu Soest  
Kant zu Königsberg  
Knös zu Skara  
Passeroni zu Mailand  
Pasteur zu Haag  
Treutel zu Würzburg

### Oeffentliche Lehranstalten.

Akademie, Kaiserl., d. Wissenschaften z. Petersburg neu organisiert  
Akademische Lehranstalt z. St. Petersburg  
Bayerisches Edict wegen d. Studirenden Universität Charkow  
— — — Dorpat  
— — — Moskau

### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Akademie d. Arkadier in Genua  
— — — Wiss. z. Stockholm  
— — — — — Berlin  
Antiquarische Gesellschaft z. London  
Athenaeum zu Paris  
Bureau des longitudes zu Paris  
Collège de France zu Paris  
Deutsche Gesellschaft in Königsberg  
Königl. Dänische Gef. d. Wissensch. in Kopenhagen  
Kurfürstl. Sächs. ökon. Societ.  
Mineralogische Soc. z. Jena  
National-Institut zu Paris  
Société de l'Ecole de Medicine z. Paris  
Taubstummen-Versammlung z. Paris

### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Alterthümer werden in Rom ausgegraben  
Ankündigung v. Schimmelpfennig u. C. in Halle  
Arosenius in Norrköping verfertigt Packpapier von Stroh.  
Atkins in London verbessert d. Hydrometer  
Ausgrabung e. ganz. Fußboden v. muslimisch. Arab. in London.

Berichtigungen  
Bimssteine u. a. vulkanische Produkte spült das Meer an d. Küste v. Gascogne an

Boissonade bearbeitet d. Philostratus  
Böttiger, H. R., redigirt d. N. T. Merkur  
Bristol Beförderer d. Künstler  
Bücher zum Verkauf  
Burmanns Handlungsinstitut in Karlsruhe ist z. e. Handlung-Akademie erhoben worden

Gomotti in Turin, verfertigt d. Marmorbüste d. Dichters Casti

Deutsche in Rom wollen Griechenland bereisen  
Dutheil giebt d. 3 B. d. Uebers. d. Aeschylus heraus, u. arbeitet an e. krit. Herausgabe d. Petronius.

Entdeckung e. alten röm. Amphiteaters z. Poitiers

Fichte in Berlin hält Vorlesungen üb. d. Wissenschaftslehre

Gimpernat in Madrid giebt e. Abh. üb. d. Daseyn d. Stickgases im Mineralwasser heraus.

Heinze's in Klein-Müncha Bardenpreisaufgabe  
Hoffmann in Königsberg ist Vf. vom Interessed. Mensch. u. Bürgers b. Zunftverfassungen

Katholiken in Würzburg dürfen b. Paulus u. Schelling keine Collegia hören.  
Kunstnachrichten

Lamarck's Aufforderung wegen meteorol. Beobachtungen  
Larcher in Paris giebt e. Umarbeitung d. Herodot heraus.  
Leonhardi in Leipzig will den Damen Vorlesungen üb. Oekonomie halten  
Lhuillier giebt f. Algebra französisch heraus

Magie wird v. e. Gelehrten a. Tripoli z. Paris studirt  
Mareszols Portrait b. Fiedler in Jena  
Martens in Leipzig hat den Damen Vorlesungen üb. Galis's Schädellehre gehalten  
Mercure universel ist von den Kurfürst. Erbkanzler verboten  
Mineraliensammlungen, oryktognostische b. Fiedler in Jena  
Moreley giebt e. geograph. Charte üb. d. A. Test heraus.

Müller in Leipzig hält d. Damen Vorlesungen  
üb. d. Aesthetik

16, 122.

N.

Neergaard hält sich in Stockholm auf

22, 172.

O.

Oberthür's in Würzburg verm. Anzeigen

16, 127.

Observatorium zu Coimbra in Portugal.

17, 134.

P.

Payne in Paris verehrt d. Nationalinstitut e. d.

ältesten Ausgaben d. Horaz

20, 156.

Perthes in Gotha Bekanntmachung u. Bitte

25, 176.

Petrarca wird z. Vacluse e. Monument errich-  
tet

16, 121.

Prevost u. Rzervil geben Le Sage's Nachlaß d.

Mißte heraus

22, 173.

R.

Renouard in Paris hat ein Accessit erhalten

24, 190.

Riffelsen zu Kopenhagen legt e. Fabrik sei-  
nes neu erfundenen Instruments an.

25, 194.

Rouffean's Werke erscheinen in e. neuen Pracht-  
ausgabe b. Didot in Paris

15, 115.

S.

Sue hält Vorlesungen üb. d. mahlerische Anato-  
mie

16, 121.

T.

Tingry in Genf hat Part du vernisseur herausge-  
geben

22, 173.

V.

View's Select, of London and its environs, sind  
erschienen

25, 196.

Visconti giebt die Portraits berühm. Männer d.  
Alterthums heraus

15, 115.

W.

Werner in Königsberg soll Vf. v. d. Söhnen d.

Thales seyn

22, 174.

Wolfs Ersuchen an Auctionatoren

25, 184.

Z.

Zahn in Delitz giebt e. neue Ausgabe von Ulphi-  
la's Gothisch. Uebersetz. der 4 Evangelist.  
heraus.

21, 162.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

• D E N 1 M Ä R Z, 1804 •

## T H E O L O G I E.

ZÜLLICHAU, b. Frommann: *Ueber die kirchliche Genugthuungslehre.* Zwey Abhandlungen von D. Josias Friedrich Christian Löffler. 1796. 176 S. 8.

Es ist bekannt, welchem Mißbrauche die kirchliche Lehre von der Genugthuung ausgesetzt, und wie gefährlich sie für die Moralität des großen Haufens ist. Man mag sie in den theologischen Schulen modificiren, wie man will, um sie für die Moralität unschädlich zu machen; so bleiben doch immer die Bestimmungen für das gemeine Fassungsvermögen zu fein, als daß sie von demselben rein aufgefaßt und lebendig erhalten werden könnten. Rohe Gemüther, bey denen das Sittengesetz nicht in seiner vollen Kraft entwickelt ist, bleiben bloß an der Idee von einer Sündenvergebung durch die moralische Stellvertretung eines Andern hängen, und bilden sie in ihrer Roheit zu einer wahren Ablasskrämerey aus, wobey die Moralität unmöglich gedeihen kann. Dazu kommt noch, daß die kirchliche Lehre von der stellvertretenden Genugthuung so wenig aus der Philosophie als aus der Bibel hinlänglich erweislich ist. Der würdige Vf. glaubte daher, daß sie um so eher aus dem praktischen Unterrichte der Menge in die theologischen Schulen zu verweisen sey, und daß praktische Lehrer selbst die biblische Lehre von einer Vergebung der Sünden um des Todes Jesu willen, so wie von einer Reinigung durch sein Blut, in der Praxis übergehen, und den Exegeten überlassen könnten; besonders da sich die Vergebung der Sünden in der Bibel nicht auf Sünden beziehe, die im Christenthume begangen würden, sondern auf solche, die von Juden und Heiden vor dem Christenthume begangen wären. Diese Ideen trug Hr. D. L. zuerst in einer Abhandlung vor, die als Vorrede vor der zweyten Ausgabe des ersten Bandes seiner Predigten steht. Allein Hr. D. Staudlin machte mehrere Einwendungen dagegen in einem Programm, welches er im ersten Bande seiner *theologischen Bibliothek* noch weiter ausführte, die aber den Vf. nicht überzeugten. Er nahm daher bey dem Abdruck des zweyten Bandes seiner Predigten Veranlassung zu einer zweyten Abhandlung, worin er seine Vorstellung ausführlicher vortrug, mit neuen Gründen unterstützte, und ihre Richtigkeit zu noch mehrerer Evidenz zu bringen suchte. Diese beiden Abhandlungen sind nun auch in der vorliegenden Schrift auf Verlangen besonders abgedruckt, und Rec. muß gestehen, daß

er keine schärfere und bündigere Kritik über die kirchliche Genugthuungslehre kennt, als die hier gegeben ist, und daß Hr. L. seine gleich anfänglichen Behauptungen so plausibel zu machen gesucht hat, als es nur irgend möglich ist. Man entdeckt hier den scharfsinnigen Philosophen und den geschickten Exegeten zugleich; außerdem eine Präcision des Ausdrucks, eine Klarheit und Gewandtheit des Stils, die nichts zu wünschen übrig läßt. Je weniger man in der Auseinandersetzung dogmatischer Materien daran gewöhnt ist, wo man fast überall Gedehntheit, Schläffheit und Dunkelheit findet, (man denke nur an die Schriften des gelehrten Storr!) desto mehr wird man in dem raschen Gange des Vfs. mit fortgerissen, und schon allein durch die scharfe und klare Entwicklung seiner Ideen für dieselben eingenommen. Rec. würde daher bey dieser ganzen schönen Schrift, die immer eine Hauptschrift in der bekannten Materie bleiben wird, nichts zu erinnern haben, wenn sich nur die Stelle im ersten Briefe Johannis, (2, 1) die der Vf. selbst am Ende als zweifelhaft angeben muß, für seine Hypothese von der Vergebung der, vor dem Christenthume begangenen, Sünden erklären ließe. Mit dieser Stelle steht und fällt die ganze Hypothese. Es läßt sich leicht erwarten, daß Hr. L. alles versucht haben wird, sie für sich unschädlich zu machen; aber Rec. muß bekennen, daß dies nicht gelungen ist. Er erklärt sich zweymal darüber (S. 36. 37 und S. 152—155), nimmt an, daß der Brief auch an noch unbekehrte Juden geschrieben sey, und daß ἀμαρτανειν eben so viel bedeute, als ἀμαρτολον ειναι, welches nicht auf einzelne Handlungen gehe, sondern auf einen ganzen sündigen Zustand 1 Joh. 3, 8. Daher erklärt er die Stelle so: S. 36. 37 „Und sollte noch jemand sündigen (sollte sich noch jemand in dem sündhaften, strafwürdigen Zustande befinden oder darin beharren); so wende er sich nicht an den jüdischen Hohenpriester, sondern nur an Jesum, der unser Fürsprecher bey Gott, und das allgemeine Opfer für alle, bisher begangenen Sünden nicht bloß der Juden, sondern auch der Heiden ist.“ Daß dies der wahre Sinn sey, erhelle nicht bloß aus dem ganzen Zusammenhange, worin Johannes von ehemaligen Sünden rede (1, 10) sondern auch daraus, daß er seine ganze Absicht, wonach seine Leser nicht ferner sündigen sollten, zerstören würde, wenn er sogleich nach jener Aeußerung hinzu setze: doch wenn auch Jemand sündigen sollte, so haben wir einen Fürsprecher u. s. w. Allein die letzte Schwierigkeit würde

Fff

auch



auch nach der Hypothese des Vf. immer dieselbe bleiben, wenn man durch keine andere Erklärung zu Hülfe kommt. Johannes sagt demnach stets: „Dies schreibe ich euch, damit ihr nicht sündigt; doch wenn auch Jemand sündigen sollte, so haben wir einen Fürsprecher“ u. s. w. Damit scheint er immer die Absicht seines Schreibens zu zerstören. Ferner bezieht sich *ἀμαρταν* auch auf einzelne Sünden, wie man mit vielen Stellen dieses Briefes beweisen kann, z. B. 5, 16. Auch kann man immer zugeben, daß sich die Stelle 1, 10 auf die Sünden vor dem Christenthume beziehe, ohne daß deswegen diese Stelle auch darauf geht, wo der Apostel nicht im Perfecto spricht, wie dort. Endlich kann man sogar mit dem Vf. annehmen, daß der Brief auch an unbekehrte Juden gerichtet sey, ohne daß man zuzugestehen braucht, diese Stelle gehe auf sie, welches sehr unwahrscheinlich ist. Hiernach wäre nämlich die Absicht des Apostels gewesen, die unbekehrten Juden von Sünden abzuhalten, wozu er aber keinen Beruf hatte. Dagegen war es sehr zweckmäßig, den Christen einzuschärfen, daß sie im Christenthume nicht mehr sündigen dürften. Vergleicht man mit dieser Stelle eine andere 5, 16—18, von der zwar Hr. L. sagt, daß er sie nicht verstehe, die aber so gut wie gewiß von groben vorsätzlichen Sünden, dem eigentlichen Laster, und den Schwachheitsünden der Christen handelt, für die Gott um Vergebung gebeten werden dürfe; so ist die Theorie des Johannes von der Sündenvergebung folgende. Sein Hauptgrundsatz, den er auf mehrerley Weise einzuschärfen sucht, heist: der ächte Christ darf nicht sündigen. Allein wo ist der Mensch, der auch von Sünden der Uebereilung oder den sogenannten Schwachheitsünden ganz frey wäre? Indem also der Apostel sehr human auf die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur Rücksicht nimmt, und den Muth für die Tugend immer gleich lebhaft zu erhalten sucht, um der moralischen Verzweiflung zu wehren, fügt er als Trostgrund hinzu, daß, wenn sich auch ein Christ einmal versündigt sollte, er deswegen noch nicht zu verzagen brauche, weil er den gütigen Jesus Christus zum Fürsprecher bey dem Vater habe, der für ihn die Vergebung erbitten werde. Eben so erlaubt er auch den Christen für die Vergebung der Schwachheitsünden ihres Mitbruders zu Gott zu beten, nicht aber für die groben vorsätzlichen Sünden oder das eigentliche Laster, weil der Grundsatz fest stehen muß, daß der ächte Christ eigentlich nicht sündigen darf. Wer also in Lastern lebt, der ist kein Christ, und für die Vergebung dieser Laster soll man auch nicht zu Gott beten, weil dieses für die Verbreitung des Lasters zu gefährlich seyn würde. Auf diese Weise wird sich kein Widerspruch weiter beym Johannes finden, und alle Schwierigkeiten sind damit gehoben. — Hieraus ergibt sich aber auch, daß eine Sündenvergebung im Christenthume allerdings auch apostolische Lehre ist, wenn gleich eine ganz andere als die kirchliche. Jene ist so der menschlichen Natur gemäß, von der man nichts Uebertriebenes er-

warten muß, wenn sie es wirklich leisten soll, und die Art und Weise dieser Vergebung läßt sich so vernünftig erklären, daß aller moralische Anstoß dabey wegfällt. Diese aber, welche auf dem moralischen Ersatz eines Andern beruht, der nur zu Gute kommen soll, ist nach richtigen moralischen Begriffen so unhaltbar, daß man es gar nicht einmal mehr versuchen sollte, sie zu vertheidigen, nachdem der Vf. ihre Nichtigkeit so sonnenklar demonstriert hat. Er trägt nämlich in dem philosophischen Theile der ersten Abhandlung völlig befriedigend, daß die Strafen der menschlichen Sünden nicht unendlich seyn können, wie man in der Genugthuungslehre annimmt, weil theils der Unendliche nicht durch menschliche Handlungen verletzt wird, theils der Mensch keiner unendlichen Bestrafung fähig ist. Selbst in der Unendlichkeit der Strafe, deren die menschliche Natur fähig ist, würde ein Mißverhältniß zwischen Sünde und Strafe liegen. Ferner, daß in Absicht der Moralität überhaupt keine fremde Vertretung statt finden könne. Eben so im philosophischen Theile der zweyten Abhandlung, daß für Gott keine Genugthuung nothwendig sey, damit er vergeben könne, und daß überhaupt die Ausdrücke Vergebung und Genugthuung unschicklich seyen, weil Gott eigentlich nicht vergebe, oder die Schuld und Strafe erlasse, denn der Schuldige bleibe immer schuldig, die Unschuld eines Fremden könne ihm nicht zugerechnet werden, und ein moralisches Wesen sey überhaupt der Zurechnung einer fremden Unschuld nicht fähig; was aber die Erlassung der Strafen betreffe, so könnten weder die nothwendigen aufgehoben werden, weil eine solche Aufhebung ihrem Begriffe widerstreite, noch die willkürlichen, deren Zweck erreicht werden müsse. Rec. glaubt indessen, daß die Lehre von der Sündenvergebung nicht sowohl in Beziehung auf Gott, als vielmehr auf den Menschen gedacht werden müsse. Die richtigen Begriffe von Gott können immer fest stehen, und es kann dennoch eine göttliche Erklärung der Sündenvergebung unter der Bedingung der Besserung in Beziehung auf den Menschen sehr wohl statt finden, als ein Mittel, den Eifer für die Tugend aufs neue zu beflügeln, und den Menschen aus seinem sündhaften Zustande zu reißen, worin er sonst bey der Idee beharren würde, daß eine Besserung ihm doch nichts mehr helfen könne. In den moralischen Eigenschaften Gottes wird dadurch nichts, aber der Mensch wird dadurch verändert, seine Unsittlichkeit wird in Sittlichkeit umgewandelt, und er wird aus einem unglücklichen Menschen ein glücklicher, in so fern der Genuß des Glücks ganz von der subjectiven moralischen Ansicht seiner Schicksale ausgeht. Dabey hält Rec. die Lehre von einer Sündenvergebung unter der Bedingung der Besserung, für der menschlichen Natur völlig gemäß, und für gar nicht so verwerflich, als die Lehre von einer Genugthuung.

D. A.

West-

WESTZAANDAM, b. van Aken: *Het Leven van Joannes, den Dooper*. Door Hendrik van Gelder, Leeraar in de vereenigde Doopsgezinde Gemeente te Westzaandam. 1803. 233 S. gr. 8.

AMSTERDAM, b. J. W. Yntema: *Joannes de Dooper. Een leesboek voor den tegenwoordigen tijd*. Door Jo. Herm. Krom, Predikant te Gonda. In drie Stukken. Eerste Stuk. 1803. 106 S. gr. 8.

Zwey Lehrer an zwey verschiedenen Gemeinden haben zu gleicher Zeit die interessante Geschichte Johannes des Täufers zur Beförderung christlicher Erbauung bearbeitet. Jeder geht seinen eigenen Gang, aber die Arbeiten beider verdienen gelesen zu werden. Hr. van Gelder, der seine Schrift zunächst für seine Gemeinde bestimmt, hat in 10 Predigten die merkwürdigsten Punkte aus der Geschichte des Johannes abgehandelt, kurz erläutert und praktisch zu machen gesucht. Sie betreffen folgende Gegenstände: 1) Ankündigung der Geburt Johannes an Zacharias Luk. 1, 5—25. 2) Die Geschichte seiner Geburt V. 57—66. 3) Vorhersagungen den Johannes betreffend Luk. 3, 1—6. 4) Lebensweise Johannes und seine Predigt im allgemeinen Mark. 1, 4—6. 5) Seine Predigt insbesondere an die Pharisäer, Saducäer und Juden gerichtet Luk. 3, 7—14. 6) Johannes Zeugniß von sich selbst in Beziehung auf den Messias Luk. 3, 15—18. 7) Die Taufe Jesu durch Johannes Matth. 3, 13—17. 8) Johannes Zeugniß von Jesu Joh. 3, 26—36. 9) Ende des Johannes Mark. 6, 27—29, und 10) Zeugniß Jesu von Johannes Matth. 11, 7—15. Die besten Schrifterklärer sind mit Auswahl genützt. Hin und wieder hat auch der Vf. seine eigenen Ansichten. Wir wollen nur etwas zur Probe anführen. Bey der Ankündigung der Geburt Johannes ward die Frage aufgeworfen: worin sich Zacharias mehr als Abraham und Maria, die ebenfalls bey der ihnen geschehenen Verheißung Zweifel erregten, vergangen habe, da ihm eine so schwere Strafe auferlegt wurde. Der Vf. antwortet darauf: obgleich die Worte selbst des Schweigen und Stummseyn als eine Strafe anzudeuten scheinen, so kann man doch die Handlungsweise Gottes hier nicht als ganz willkürlich ansehen. Man bedenke nur, daß diese Stummheit gerade das Mittel war, um eine Sache, die noch nicht rüchbar werden durfte, geheim zu halten. Schwerlich wird man diesen Grund befriedigend finden, aber wenn der Vf. das Stummseyn nicht als eine Wirkung des Schreckens oder sonst natürlich erklären konnte, so kann der Gedanke immer andern Erklärungen oder Vermuthungen an die Seite gesetzt werden. Die Sprache in diesen Predigten ist übrigens herzlich und erbaulich, die Schilderungen sind nicht übertrieben, und die aus der Geschichte abgeleiteten Lehren sind zum Theil vortrefflich und zweckmäßig.

Hr. Krom hatte ebenfalls seiner Gemeinde die Geschichte Johannes des Täufers in verschiedenen Predigten vorgetragen, und giebt nun, auf Verlangen mehrerer Freunde, den Hauptinhalt dieser Predigten

als Abhandlungen und Betrachtungen heraus. Er unterscheidet in der Geschichte Johannes drey Hauptpunkte: 1) Johannes war bereits vorher, ehe Jesus öffentlich auftrat, wirksam an dem neuen Gottesreich, 2) gleichzeitig mit Jesus setzte er dieses sein Geschäft fort; 3) kurz darauf, ehe Jesus noch sein Werk vollendet, wurde er abgerufen. Jeder von diesen Abtheilungen ist ein besonders Stück gewidmet. Dieses erste Stück beschäftigt sich also bloß mit der Geschichte des Johannes vor dem Auftritt Jesu. Es enthält folgende Abhandlungen: 1) Johannes der Täufer und seine Geschichte ist besonders wichtig für uns. 2) Ankündigung, Geburt und Aufzucht des Johannes. 3) Der Geist der Predigt des Johannes. 4) Das böse Herz wird beunruhigt. Erster Versuch der Bosheit gegen die Predigt Johannes. 5) Johannes der Täufer ist wirklich ein Gesandter Gottes. 6) Johannes verrichtet keine Wunder. 7) Johannes strenge Lebensweise. Alle diese Abhandlungen können dazu beytragen die biblischen Nachrichten von Johannes richtig zu verstehen, und enthalten vielen Stoff zum weiteren Nachdenken; doch sind sie mehr für gebildete Christen als für den gemeinen Mann brauchbar; der Vf. machte es sich zur Hauptabsicht das Herz der Leser zu rühren und zu christlichen Gesinnungen zu erwecken. Die Sprache ist ernst und nachdrücklich, oft abrupt und daher nicht immer deutlich genug; auch in den Vorstellungen ist mehrmals etwas übertriebenes. Wir zweifeln aber nicht, daß diese Schrift von vielen mit Nutzen gelesen werden, und daß diesen auch die Fortsetzung derselben erwünscht seyn werde. Der Vf. nennt sie ein Lesebuch für die gegenwärtige Zeit und drückt sich darüber also aus. „Jesus Christus muß die Freude der Welt seyn. Dazu ist Johannes der Täufer, der das Gefühl der Bedürfnisse weckt, und sein Geist in dem Evangelium aufbewahrt. Wie wenig ist Jesus Christus der Welt, der Christenwelt! und wie tief ist jetzt das Christenthum gesunken! Es kommt mir immer so vor, als ob ich den Johannes wieder drohen, und von der Wurfchaufel und dem Feuer und der Axt an der Wurzel des Baums sprechen hörte. Nach meinem Gefühl kann es nicht lange mehr so bleiben, schnelle Verbesserung, oder die Christenheit ist zum Urtheil reif. — Mein Auge sieht zuweilen froh in die Zukunft; es ist, als hätte ich ein sicheres Vorgefühl, welches die Ereignisse unserer Zeit noch sehr verstärken. Es sind doch noch herrliche große Verheißungen von Jesu Zukunft, von seinem Reich in großer Kraft. Das Christenthum soll doch noch mehr und stärkere Freude für die Welt seyn. Soll dann auch unter uns der Geist Johannes nicht ausgehen, und meinem Herrn den Weg bereiten? Wann kommt Johannes der Täufer für die gegenwärtige Zeit? — Der Mann, der es dem Geringen und Vornehmen, dem Layen und Prediger, dem Bürger und Fürsten ins Angesicht sagt: dies, das ist nicht erlaubt. Er kommt, der mächtiger ist als du, mit der Wurfchaufel in der Hand. — Und stünde nun Johannes da, würden sie sich es sagen lassen?“

lassen? Doch wir hoffen auf Gott und haben sein Wort; und jeder der ihn kennt und glaubt, fühlt es doch auch, daß er sein Tagewerk hat. Mit Muth also gearbeitet, in dem Geist Johannes, gegen den einbrechenden alles überwältigenden Strom der Sittenlosigkeit! — so bereiten wir dem Herrn den Weg. Mich dünkt, fährt der Vf. fort, auch in dieser Rücksicht kann mein Buch nützlich seyn, nicht daß ich der Mann bin, der hier einen besondern Ruf fühlet. Gott bewahre mich vor einem solchen Wahn. Aber ich fühle meine Pflicht in meinem Kreis: daß doch jeder dießs fühlte und Muth faßte, und arbeiten möchte, nachdem er Gaben empfangen hat, mit einem Auge auf Gott gerichtet! Auch das Schwache segnet Gott, und diese Arbeit wird auch nicht ganz vergeblich seyn“ u. s. w. Dieses mag zugleich von der Scheibart des Vfs. eine kleine Probe seyn.

T. D.

NÜRNBERG, b. Raw: *Kleines, doch hellerscheinendes Licht aus der niedern Hütte des wachenden Christen*, dem Wanderer zum Trost, der in der Finsterniß unsers Zeitalters durch Irrwische der stolzen Vernunft und hirnlosen Moralität von dem Weg nach seiner Heimath abgeführt worden. In Briefen zweyer Handwerker und in etlichen Gesprächen von ihrem die Wahrheit eben so ernstlich liebenden Freund zum Druck befördert. 1803. 109 S. 8. (5 gr.)

Ein *Seidenweber* und ein *Gürtler* wechseln mit einander Briefe über die neologischen Geistlichen, welche die Schrift, zu ihrer Verdammniß, verdrehen,

und so viele tausend Seelen von dem engen Pfade auf den breiten Weg abführen; sie beide preisen sich glücklich, daß die stolze Vernunft und die hirnlose Moralität ihnen nichts angewinnen konnte, und es thut ihnen nur leid, daß noch so mancher auf jene zum Glauben untüchtigen Menschen von zerrütteten Sinnen achtet, von denen doch der heilige Geist ausdrücklich gesagt hat: *Sie werden es die Länge nicht treiben*, und deren Unsinn sogar zwey so schwache Werkzeuge, als diese zwey Handwerker sind, die aber doch die Salbung von dem Heiligen empfangen haben, so überzeugend für Schneider und Leinweber, welche arin am Geiste sind, darthun können. Aber wie? Wenn sie sich Mühe gäben, diese Sünder von dem Irrthum ihres Weges zu bekehren? Recht gut; nur begreift man wohl, daß die *Verführer* anders als die *Verführten* behandelt werden müssen; von jenen heist es: *Machet etliche mit Furcht selig!* Der fromme Wunsch des Seidenwebers in Ansehung der Neologen geht demnach dahin, daß ein tüchtiger *Säbelhieb* auf den „illuminirten“ Kopf eines jeden von ihnen fallen möge, so wie sein Freund, der Gürtler, in dem letzten Kriege zu seiner Seele Heil von einem Soldaten einen Hieb erhalten hat, für den er noch Gott preist; so, meint der edle Menschenfreund, würde „der Schwindelgeist dieser Volksverführer Luft zum Ausdünsten bekommen;“ und die Brunst seines Verlangens nach ihrer Seele Heil ginge wohl so weit, daß er ihnen diesen segenvollen *Säbelhieb* allenfalls selbst versetzte, wenn er nur hoffen dürfte, daß ihr Geist dadurch selig würde auf den Tag Jesu Christi. OW.

## KLEINE SCHRIFTEN.

BIBLISCHE LITERATUR. Oldenburg, b. Stalling: *Bemerkungen über Psalm 22. 30.* zur Ankündigung einiger Abschiedsreden durch *Christ. Wilhelm Ahlwardt*, des Oldenb. Gymn. erst. Prof. und Rector. 1803. 10 S. 4. Der vielen Psalmen-Uebersetzungen und Erklärungen ungeachtet, die wir in neueren Zeiten, besonders in Teutschland, erhalten haben, schwebt doch über vielen Stellen noch große Dunkelheit; auch fehlt es uns, wie Hr. A. sehr richtig bemerkt, immer noch an einer kritischen Ausgabe der ehrwürdigen Uebersetzung der alten orientalischen Poesie. Der verdorbene Text wird vielmehr immer von einer Ausgabe in die andere mit den grammatisch-unrichtigen Lesarten gutmüthig hinüber getragen. Willkommen muß daher dem Bibelfreunde dieser kleine Beytrag zum besseren Verständniß einer dunkeln Psalmen-Stelle seyn. Nach einer kurzen, mit Einsicht und Unbefangenheit abgefaßten Kritik der vorzüglichsten älteren und neueren Uebersetzungen dieser Stelle, die dem Vf. nicht genügen, trägt er S. 9 und 10 seine eigene Erklärung derselben vor. Seiner Meinung nach, sind bloß die Worte *אכלו ויכרעו* von den Abschreibern verwechselt, und der Dichter schrieb:

לִבְנֵי יִכְרְעוּ וַיִּשְׁחָתוּ כָּל דָּשֵׁי אֶרֶץ,  
אֲכָלוּ כָּל יוֹרְדֵי עָפָר;  
וַיִּבְשּׁוּ לֹא יָקָה.

„Vor ihm (Jehovah, V. 29) werden sich beugen, und werden anbeten alle Fette (Großen und Reichen) der Erde;

Essen werden alle in den Staub Niedergebeugte, Und die, welche ihr Leben nicht erhalten können (die Armen).“

Die Gedankenfolge vom 24 bis 32 V., deren Angabe den Auslegern viele Mühe gemacht hat, giebt Hr. A. so an: „Der von früher Aussicht in die Zukunft begeisterte Dichter fordert V. 24 alle Israeliten auf zur Verehrung Jehovah's, der (V. 25) sich der Bedrängten annimmt, und ihr Geschrey erhört. Diesem Jehovah (V. 26) will der Dichter vor allem Volk lobsingeln, und ihm seine Gelübde erfüllen, denn, nach V. 27, sättigt er die Armen und beglückt die, die ihn verehren. Auch werden, so glaubt der Dichter, einst noch die benachbarten Nationen, ja alle Völker diesen mächtigen Jehovah (V. 28) verehren. Ihn werden (V. 30) alle Großen der Erde anbeten, ihn, der die Armen sättigt, und der sich der Bedrängten annimmt. Die Nachkommen (S. 31) der jetzt lebenden Völker werden dereinst mit den Israeliten nur ein Volk von Verehrern Jehovah's ausmachen, und (V. 32) die kommenden Geschlechter werden Jehovah's Gerechtigkeit, Huld und große Thaten preisen.“ — Es ist nicht zu leugnen, daß durch die von dem Vf. angegebene Lesart ein guter Zusammenhang heraus kommt, und der Parallelismus der Glieder gehörig gewahrt wird. Wollte man den Ausdruck *וַיִּבְשּׁוּ לֹא יָקָה*, mit *Eckermann* und *Anmon*, uneigentlich nehmen? *et omnis — qui animam suam non resocillat*, und an *trostlose Menschen* denken, so gäbe auch das keinen übeln Sinn. Doch möchten wir lieber mit Hr. A. an *Menschen* denken, die ihr Leben nicht erhalten können, d. h. an *Arme*; denn diesen ist das *Schmausen* willkommener, als *trostbedürftigen* Menschen. — Wir sehen ähnlichen Proben des Vfs. mit Vergnügen entgegen.

Kw.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 M Ä R Z , 1 8 0 4 .

## JURISPRUDENZ.

ROSTOCK, b. Stiller: *Erörterungen aus der Lehre vom Besitz*, von Fr. Wilh. Sibeth, Land- und Hofger. Assessor zu Güstrow. Erster Theil. 1800. 169 S. gr. 8.

Diese Schrift ist ein wahres Muster von Unmethode, so im höchsten Grade nachlässig und chaotisch ist die Anordnung, und so gänzlich fehlt es dabey an allen Hilfsmitteln zur Uebersicht; es sieht darin aus, wie in dem berühmten Hause der Laune zu Wien. Selbst dasjenige, was die Klarheit der Meditation selbst betrifft, befindet sich darin in einem Zustande der Verlarung, aus welchem der Leser es mühsam herausziehen muß, wenn er sich die Augen über den Verfasser und dessen Theorie will aufheben lassen. Wer wird nicht lieber bey einem solchen Buch vorübergehen, als es einstudiren wollen? Und wenn zu dem letzten Jemand den Muth faßt, wer wird es dann nicht unwillig auf die Seite werfen, wenn er, damit das Maß voll werde, S. 27 auf folgende Stelle stößt, womit der Vf., unbefangen und unschuldig, aber geschmacklos bis zum Widerlichen und Aberwitzigen, die Entwicklung der Hauptgrundsätze nach dem positiven Rechte beginnt: „In grammatischen Sinne heisst *sedere* nicht, tiefer Betrachtung erfüllt, der Dinge Grund erspürend, in Gedanken auf einem körperlichen oder unkörperlichen Gegenstand weilen, sondern *sedere* heisst, mit dem körperlichen Steiße auf einem körperlichen Dinge ruhen. *Possidere* kommt her von *post sedere* (warum hat der Vf. nicht lieber an *podice sedere* gedacht?) Dieses ward erfunden, weil *sedere*, auf etwas sitzen, einen zu engen Begriff hatte, und dies, daß man eine körperliche Sache mit seinem Körper oder mit seinen körperlichen Sachen verband, ohne eben darauf zu sitzen, nicht ausdrückte. *Possidere* bedeutet daher nach der ursprünglichen Idee des Erfinders, theils ein körperliches Fortsitzen auf ein körperliches Ding, nämlich um zu bezeichnen, daß jemand, wenn er auch nicht mehr, oder nicht immer auf der Sache oben aufsitze, dennoch als ein Fortsitzender anzusehen sey, theils ein hinten auf, oder hinterher sitzen, gleichsam Achtung geben und wachen auf körperliche Sachen, auf denen man nicht füglich sitzen kann, oder die, wie z. B. *immobilia*, zu groß sind, um von unserm Körper gedeckt werden zu können.“

Kein Wunder also, daß die Schrift des Vfs. bis jetzt noch nicht hat beachtet, viel weniger geachtet  
S. A. L. Z. 1804. Erster Band.

werden wollen. Hr. Savigny in seinem *Rechte des Besitzes* (1803) fällt das Urtheil darüber: es sey dem Vf. derselben selbst dunkel geblieben, was er denn eigentlich recht gewollt habe. Sein originelles Bestreben verdiene jedoch Achtung, ob es gleich völlig fruchtlos geblieben sey. Hr. Thibaut in dem *Systeme des Pandectenrechts* (1803) übergeht sie bey Gelegenheit der Literatur der Besitzlehre ganz mit Stillschweigen. Rec. aber hat sich durch Alles dieses nicht abschrecken lassen, die Schrift des Vfs. zu lesen und wieder zu lesen. Er kannte den Vf. schon aus der Lehre von den Klagen, als einen fein und originell denkenden Kopf; er schätzte ihn längst über das große, aber gemeine Heer der compilirenden, repertirenden; epitomirenden, commentirenden, und controvertirenden Juristen, die im Felde der juristischen Literatur, zur Erstückung aller bessern Cultur des Bodens, herum gelagert liegen, wie eine Landplage; er zählte ihn längst zu den Menschen, die die Kraft haben, ihren eigenen Weg zu gehen, ob sie es gleich nicht verstehen, ihre Meditation anders, als roh und ungeschlachtet, auszusprechen, ohne oft auch nur einmal deutliche Rechenschaft darüber geben zu können;

— — — — — sie drücken  
Ihre fünf Finger in Wachs, und wissen nicht fünfe zu zählen. Dazu kam, daß Rec. von S. 102 an eine Reihe von praktischen Beyspielen und Rechtsfällen erblickte, in welcher man die Theorie des Vfs. in der Anwendung kennen lernen sollte, und die ihn mit Sicherheit hoffen ließen, der Vf. habe etwas mehr, als ein unfruchtbares und am Ende, Trotz alles Lesens und Wiederlesens, doch wohl nicht einmal aufzuklärendes Gedankenspiel getrieben. In der That hat sich Rec. in seinen Hoffnungen und Erwartungen am Ende nicht betrogen gefunden; er hat sich vielmehr zuletzt vollkommen davon überzeugt, daß es dem Vf. gelungen sey, einige eben so richtige als tiefe Blicke in die Besitzlehre zu thun, und die Spitzen des Fadens zu entdecken, dem man sich zur Leitung durch das Labyrinth dieser Lehre mit Sicherheit anvertrauen kann. Es ist dem Rec. nicht leicht geworden, sich in die Ansicht des Vfs. hinein zu arbeiten; nachdem er aber bis dahin gelangt ist, stimmt er der Theorie des Vfs., der Sache selbst nach, und ganz abgesehen von der Form, vollkommen bey, und könnte sich versucht fühlen, ihr eine eigene Ausföhrung zu widmen, in der Absicht, sie durch weitere Simplificirung, zum Theil auch durch richtigere Ableitung der Grundsätze, durch eine geschmackvollere

lere und verständlichere Behandlung des Stoffes, durch Vermeidung mancher inconsequenten Ausweichungen aus dem Geleise der Theorie, vorzüglich aber durch eine methodisch richtigere Anordnung der Meditation, verbunden mit der erforderlichen Rücksicht auf wissenschaftlichen Zusammenhang, zu einem höheren Grade sowohl der Klarheit, als der Haltbarkeit zu erheben.

Der Vf. fängt mit Erörterung der Lehre nach *allgemeinen Begriffen* an. Die Grundzüge, mühsam von dem Rec. in eine verständliche Form und Sprache gebracht, sind etwa folgende: Besitz ist eine Handlung, zu der ich, in Ermangelung stärkerer Ansprüche, schon *durch sie selbst* berechtigt bin. So existirt ein Recht zu besitzen, bloß und allein aus dem Grunde, weil ich besitze. In historischer und metapolitischer Hinsicht ist der Besitzgrund der originärste Rechtsgrund, weil sich der Rechtszustand unmittelbar an den sinnlichen Besitzzustand anschließt; in eben dem Betrachte muß aber auch der bloße Besitzgrund, im Verhältnisse zu den neueren derapirenden Ereignissen, die der selbst derapirende Rechtszustand herbey geführt hat, der allerschwächste Rechtsgrund seyn; er liegt gewissermaßen nur auf der Gränze zwischen dem bloßen Besitz - und Rechtszustand; und ist am Ende weiter nichts, als ein Ueberbleibsel aus jenem, der in diesen mit hinüber getragen worden ist, während hingegen die eigentlichen Rechtsgründe mitten in dem Umfange des Rechtszustandes liegen. Auf diesen Besitz, aus dem Rechtsgrunde des bloßen Besitzes, ist der Begriff der *Possessio* in juristischer Bedeutung einzuschränken, während der Besitz aus irgend einem durch den Rechtszustand erst neu herbey geführten Grunde eines Contracts oder Testaments, in das *Petitorium* gehört. Das Recht selbst aber, welches ich durch jenen Besitz habe, ist nicht im Besitze, sondern im Eigenthume. Darnach scheiden sich auch die Gränzen zwischen *Possessorium* und *Petitorium*. Jenes aber ist wieder *summarius* oder *ordinarium*, je nachdem der Besitz, welcher dem Grund des Rechts abgiebt, der jetzige, oder ein früherer ist, den ich bereits von dem jetzigen Besitzer gehabt habe. Aus diesen Principien folgt dann: a) daß es widersprechend ist, einen Besitz in jener juristischen Bedeutung, bey Rechten und Gerechtigkeiten anzunehmen. Der Begriff eines Rechts involvirt schon mehr, als der Begriff des Besitzes zuläßt, und, wie schon gesagt, selbst das Recht zu besitzen, ist nicht einmal ein Gegenstand meines Besitzes, sondern meines Eigenthums. Alle meine Rechte stehen mir eigenthümlich zu. Am allerwenigsten aber kann von dem Besitze eines Rechts von Sache eines Andern, oder gegen dessen natürliche Freyheit die Rede seyn, da hier auch die Möglichkeit der Herrenlosigkeit und Occupabilität nicht gedacht werden kann. Denn die erste Abtrennung des Rechts von der Sache oder der natürlichen Freyheit kann durch keine bloße Besitzhandlung bewirkt werden, weil diese gegen das Recht oder die natürliche Freyheit eines Andern in Kraft weit zurück stehet, oder — wie es sich auch aus-

drücken läßt — weil das *Possessorium* vom *Petitorio* sofort absorbiert wird; ist aber die Abtrennung auf eine andere Weise, z. B. durch Vertrag oder Testament, geschehen: so geschieht, sobald der Grund der Trennung aufhört, die Wiedervereinigung dergestalt von selbst und *ipso jure*, daß kein Zwischenraum der Herrenlosigkeit und Occupabilität eintreten kann. Eben so widersprechend ist es daher auch b) dem Einen ein Recht, und dem Andern den Besitz desselben beyzulegen. Modificationen und Theilungen eines Rechts finden allerdings Statt, nämlich daß der Eine etwas, und der Andere etwas anderes von einem Rechte haben könne, daß aber der Eine das ganze Recht, und ein Anderer außer selbigem noch ein gewisses Etwas daran oder dabey habe, was man Besitz nennen könnte, ist Unfinn. Habe ich die Rechte eines Andern wirklich: so muß ich sie rechtlich erworben haben; habe ich sie aber nicht: so kann ich sie auch nicht besitzen, weil eine Theilung zwischen meinem Besitz an seinem Recht und seinem Eigenthume daran nicht Statt findet. Ist aber ein Besitz an Gerechtsamen allemal Unfinn: so würde es c) ein noch größerer seyn, wenn man sagen wollte, daß man diesen Besitz sogar auf eine Art erwerben könne, die nicht rechtlich ist. (Der Vf. legt auch wirklich S. 19 der Praxis eine solche Sprache in den Mund, allein sehr mit Unrecht, weil es nichts weniger als gleichartige Fälle sind: ob mir jemand einen Gulden aus der Tasche nimmt, oder ob er einen Hasen auf meinem Felde schießt, der einen Gulden werth ist, oder ob er aus meinem See für einen Gulden Fische fängt. Auf die Gleichartigkeit dieser Fälle beruht aber lediglich die Richtigkeit seiner Beschuldigung. Es kommt darauf an, ob die Hasen und Fische so unbezweifelt ein rechtliches Zubehör meines Feldes und Sees sind, als der Gulden in meiner Tasche mir zugehört; ob die Occupations- oder Accessions- und Pertinenz-Grundsätze bey der Fischerey und Jagd angenommen werden. Im ersten Falle ist die Besitzergreifung ganz am rechten Orte, und die Besitzergreifer sind mit vollem Rechte zu schützen, bis der Eigenthümer des Feldes oder Sees im *possessorio ordinario* oder *petitorio* ein Anderes ausgemacht hat. Im andern Falle aber, in welchem folglich nicht anders, als vermöge einer Servitut oder einer sonstigen geschehenen Einräumung von einem Andern auf meinem Felde gejagt und in meinem See gefischt werden darf, verhält es sich nicht anders, als bey lit. b. Endlich folgt e) aus dem Begriffe des *Possessorii ordinarii* von selbst, daß es dabey eben so, wie bey dem *summario*, bloß und allein auf Erfoderniß des Besitzes ankommt, daß es also unrichtig ist, wenn die Praxis auf einen Titel dabey zu sehen pflegt. Der Titel gehört immer in das *Petitorium*.

Auf diese allgemeinen Grundsätze folgt von S. 21 bis 102 die Erörterung der Lehre nach dem *positiven Rechte*, wovon das Resultat ist, daß das römische Recht — denn auf dieses schränkt sich der Vf. vorzüglich ein — jenen in der Natur der Sache liegenden

den Principien treu geblieben. (Sollten nicht vielmehr umgekehrt jene Sätze aus der römischen Legislation selbst, als ihre höchsten Principien in der Lehre vom Besitze abstrahiret seyn!) Es kommt also nur darauf an, welche Bewandniss es mit den scheinbaren Abweichungen und Irregularitäten hat. Wie läßt sich 1) die *possessio juris*, von der das römische Recht so oft spricht, mit jener Theorie vereinigen? Antwort: der Ausdruck ist figürlich zu verstehen. In der L. 2 u. 3 *de precar.* heist es z. B. *Habere precario videtur, qui possessionem corporis vel juris adeptus est, ex hac solummodo causa, quod preces adhibuit et impetravit ut sibi possideri aut uti liccat.* Hier wird nicht ein von dem Eigenthume des Rechts verschiedener Besitz eines Andern von demselben Rechte verstanden, sondern der Ausdruck wird nur bildlich und uneigentlich von einer körperlichen Sache auf ein Recht übertragen, und wird zur Bezeichnung einer Handlung gebraucht, zu der ich *ex jure seu titulo contractus precarii*, also keinesweges *ex nudo facto possessionis* befugt werde. Das Wort *possessio* wird in solchen Fällen nicht als ein juristischer Kunstterminus, sondern als ein Ausdruck in der Sprache des gemeinen Lebens gebraucht, bey welchem der juristisch - reelle Charakter des erstern, der in dem Besitzrechte *ex nudo facto possessionis* besteht, gleich auf den ersten Anblick vernichtet wird. Darauf also, daß die unter dem Kunstworte begriffene Realität auch auf das bildliche und uneigentlich gebrauchte, obwohl ganz gleichlautende, Wort irrig ausgedehnt wird, darauf beruht lediglich die Unstatthaftigkeit der von dem Rechtslehrern aufgestellten Theorie von einer *possessio juris*, die *usu ab una, et patientia ab altera parte* soll erworben werden können. Die Rechtslehrer bedenken nicht, daß sie hier eben so albern zu Werke gehen, als ein Münzmeister, der aus den Sonnenstrahlen Ducaten prägen wollte, weil er von goldenen Strahlen gehört oder gelesen hat. Ferner ist 2) auch die *quasi-possessio* hier nicht im Wege, welche mit dem wirklichen Besitze nur verglichen wird, weil ihr einige Wirkungen des eigentlichen Besitzes von den Gesetzen, aus besonderem Grunde des *nudi facti possessionis*, beygelegt werden, ob sie gleich bey der so eben angegebenen Bewandniss der Sache, keinesweges ein wirklicher Besitz ist. *Quasi-possessio* wird folglich, wie *quasi-contractus* und *quasi-delictum*, nur als ein Grund angeführt, warum dieses oder jenes so oder anders seyn soll. Die Gesetze sagen nicht, wie die Rechtslehrer zu behaupten pflegen: es giebt einen Besitz an Gerechtsamen, welcher *quasi-possessio* heist; oder *quasi possessio, quasi-contractus, quasi-delictum* ist ein eigenes selbstständiges Ding; oder gar: wo ein Ding sich zeigt, welches wie ein Contract, Delict, oder Besitz aussehen möchte, da soll dieses Ding jedesmal eigenthümliche Rechte hervorbringen, sondern die Gesetze verordnen absolut: dieses oder jenes soll so oder so seyn, und zwar aus dem Grunde, weil hier so viel natürliche Verbindlichkeit, oder so viele Momente der Polizey oder des Staatsinteresses ob-

walten, daß der Landesherr sich bewogen gefunden hat, in dem Falle, obgleich darin nichts weniger als Contract, Delicte oder Possessionen vorhanden sind, dennoch mehr oder minder Wirkungen der Art beyzulegen, wie sie den Contracten, Delicten und wirklichen Possessionen eigen sind. Daraus folgt denn also 3) daß alle Interdicte und sonstige Gesetze, welche in einem solchen Falle Befugnisse gewähren, wahre, bestimmte einzelne Verordnungen sind, und, was insbesondere den so genannten Besitz an Gerechtsamen betrifft, keinen Besitz eines Rechts, so daß die *remedia possessoria* und das *Petitorium* Statt finden könnten, sondern entweder ein wahres, volles Recht selbst, oder mindestens ein geringeres Recht, bey welchem jemand so lange einstweilen geschützt wird, bis das bessere Recht des Andern zur Sprache gekommen ist, erzeugen. Die Klagen aus dergleichen Interdicten sind daher auch wirklich petitorisch. Der Vf. rechtfertiget dieses Alles mittelst der Exegese einer ganzen Reihe von Gesetzen.

S. 67 geht der Vf. zur näheren Anwendung seiner Theorie auf den Gebrauch der possessorischen Rechtsmittel über, und zeigt die vielfältigen Irrthümer, deren sich die Praxis in dieser Hinsicht zu Schulden kommen läßt. Diese Rechtsmittel treten nur dann ein, wenn ich eine Sache *bloß und allein* aus dem Grunde eines gegenwärtigen oder vergangenen Besitzes als die meinige in Anspruch nehme. Dahingegen stehen sie mir II in Rücksicht solcher Sachen nicht zu, die ich als die deinigen anerkenne, oder als solche confitiren, sondern ich muß hier petitorisch klagen, z. B. *ex contractu, ex lege* u. s. w. denn es steht mir dein Eigenthum oder deine natürliche Freyheit entgegen, wodurch mein Recht aus dem bloßen Facto des Besitzes unmittelbar absorbiert wird. Die possessorischen Rechtsmittel stehen mir also z. B. in folgenden Fällen nicht zu: a) wenn ich eine Servitut gegen dich behaupte; b) wenn ich mich bey einer Forderung auf einen persönlichen Rechtsgrund beziehe. Ich kann also keinen Besitz der Zinszahlung verlangen, aus dem Grunde, weil ich bisher Zinsen erhalten habe. Die Sache ist hier sogleich aus dem Contracte zu erörtern; c) wenn ich ein Personenecht gegen dich in Anspruch nehme. Entsteht also z. B. wegen des Zustandes der Kindschaft Streit: so macht das sogenannte Besitzen nichts aus; denn die natürliche Freyheit des Gegentheils, als *Petitorium*, steht mir sogleich entgegen, und schlägt gegen das bloße Factum des Besitzes gleich dergestalt petitorisch durch, daß ich beweisen muß, daß und wie ich das Recht der Kindschaft erlangt habe. Eben so wenig aber kann d) mein Gegner sich auf einen Besitz beziehen, wenn er mir ein Recht an seiner Sache oder gegen seine natürliche Freyheit wirklich zugestehet, und diesem Rechte zuwider handelt, gleichsam als sey seine Handlung ein *actus* der natürlichen Freyheit. Ob nun gleich III in allen diesen Fällen von keinem eigentlichen *remedio possessorio* die Rede seyn kann: so kann es doch sehr wohl seyn, daß der Gesetzgeber



ber seine guten Ursachen hat, aus andern Gründen, als aus dem Grunde des bloßen *facti possessionis*, vorzüglich aus polizeymässigen und regierungsrechtlichen Gründen, eine interimistische, provisorische und polizeyartige Besitzschätzung, der entgegenstehenden Rechte des Eigenthums oder der natürlichen Freyheit des Andern ungeachtet, zu verordnen. Auf solchen Gründen beruhen die Interdicte, die auf Gerechtsame gegen die Sachen oder die Freyheit Anderer gerichtet sind, und manche andere possessorische *Provisoria* und *Interimistica* (insbesondere auch wohl die Verfügung der Reichsgesetze in Hinsicht des Besitzstandes *ob metum armorum* u. s. w.) Hieher gehört auch das *Interimisticum* wegen des Zustandes der Kindschaft, damit das Kind, wenn ein Anschein für dasselbe spricht, während des Processes nicht verhungere. Es ist aber Wortmißbrauch, diese Rechtsmittel mit den eigentlichen *Remediis possessorii* zusammen werfen zu wollen, theils weil jene auf einem ganz andern Grunde beruhen, theils weil sie sich in den Folgen ganz anders äußern. Denn was die Folgen betrifft: so muß z. B. bey dem *Interdicto de itinere actuque privato* derjenige, welcher in der sogenannten *quasi-possessio* geschützt worden ist, den Beweis im Fall der gegenseitig angestellten *actio negatoria* übernehmen, den bey den eigentlichen *Remediis possessorii* der Geschützte vom Gegentheile zu erwarten berechtigt ist. (Ja, es ist nicht abzusehen, warum derjenige, der sich eines solchen *Interdicti* bedient hat, nicht noch hinterher zu einem eigentlichen *remedio possessorio* sollte greifen, oder warum er nicht Eins mit dem Andern sollte cumuliren können.) Ohnehin sind dergleichen *Interdicta*, *Interimistica* und *Provisoria*, wenn sie gleich summarisch zu behandeln sind, dennoch in Hinsicht des ihnen unterliegenden rechtlichen Grundes, wirklich peritorische Rechtsmittel; bilden auch keine reine Justizsachen, und passen mehr für Regierungen- und Polizeybehörden, als für Justizhöfe; von den achtzehn Titeln also, welche *Claproth* in seinen *summarischen Processen* zu den Rechtsmitteln rechnet, sich bey dem Besitze zu erhalten, gehören die meisten überall nicht dahin. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die Interdicte nur auf die ausdrücklich benannten Fälle einzuschränken sind. Wollte man sie zu allgemeinen Regeln generalisiren: so würde man auf diesem Wege wieder in den Fehler der Praxis gerathen, gegen welchen die gegenwärtige Theorie des Vfs. vorzüglich gerichtet ist. Was S. 24 u. ff. über den Fall gesagt wird, wenn ich mit einem dritten über deine Sachen und über Gerechtsame auf dich im Streit gerathe, muß Rec. übergehen, weil es ihm einer Umschmelzung zu bedürfen scheint, die ihn hier zu weit führen würde.

(Der Beschlufs folgt.)

KOPENHAGEN, gedr. b. d. Direct. Schulz: Zollverordnung für die Herzogthümer Schleswig und Holstein. 1803. 179, 28, 16 u. 29 S. gr. 8.

Dieses zu Friedrichsberg am 8 Jul. 1803 erlassene Gesetz gehört auch in wissenschaftlicher Rücksicht zu

den merkwürdigsten Producten dieses wichtigen und schwierigen Fachs. Es ist auf den weisesten und liberalsten Grundsatz gebauet, nämlich auf die möglichste Freyheit des Handels und Gewerbes, nachdem man sich durch eine lange Erfahrung von den nachtheiligen Folgen aller Künsteleyen und alles unnatürlichen Zwangs überzeugt hatte. Jetzt ist die Einfuhr aller Waaren aus der Fremde in den Herzogthümern ohne Unterschied erlaubt, nur mit Ausnahme des fremden Porcellans, so wie der fremden gefärbten und gemalten (nicht aber einfärbigen, die zugelassen ist) Fayance und gebrannter Wurzeln, Bohnen und aller anderen Gewächse zum Kaffeemachen. Jener Artikel ward untersagt zum Besten der Porcellanfabrik in Kopenhagen; dieser, weil nach dem Brennen eine Untersuchung, ob schädliche Dinge, als giftige Kräuter und dergleichen, darunter gemischt sind, nicht wohl möglich ist. Eben so mögen nach der Fremde alle Waaren, sowohl ausländische, als die Producte und Fabricate der Königreiche und Herzogthümer ausgeführt werden, ausgenommen Feldsteine, als ein unentbehrliches Bedürfnis zu den Deicharbeiten, und Holz aus den westlichen Districten des Herzogthums Holstein, nur mit gewissen Einschränkungen. Der gegenseitige Handel zwischen den Königreichen und Herzogthümern, so wie in den Herzogthümern von einem Ort zum andern ist ganz uneingeschränkt, bis auf die Einfuhr weniger Artikel noch, die in den Königreichen durch die dänische Zollrolle vom 1 Febr. 1797 untersagt ist. In Ansehung des Handels von und nach dem dänischen Ost- und Westindien, Island, Finnmarken, Faroe und Grönland gelten noch die besonders einschränkenden Anordnungen. Der Einfuhrzoll ist S. 17 bis 65 und der Ausfuhrzoll S. 70 bis 80 von den einzelnen Waaren in alphabetischer Ordnung, nach der dortigen Landesmünze, Thaler und Schillingen, genau bestimmt. Alle nicht genannte Waaren zahlen bey der Einfuhr 4 Schilling von dem Thaler des Werths (das ist  $\frac{1}{2}$ ); bey der Ausfuhr aber sind die nicht in dem Tarif des Ausfuhrzolls genannten ganz frey. Der Einfuhrzoll scheint Rec. nach dem richtigen Maassstab bestimmt zu seyn, welchen auf der einen Seite die gegenseitigen Handelsverhältnisse der Staaten, so wie auf der andern das Bedürfnis der einheimischen Fabrication und die Befugnis des Staats, den entbehrlichen, besonders in die Augen fallenden Luxus zu beschätzen, an die Hand geben. Für das so zarte Interesse des Transitohandels und der darauf sich beziehenden Auflage-Freyheit ist mit einer musterhaften Schonung gesorgt; auch sind die Vorschriften wegen der Expedition ganz dazu geeignet, die Abmachung des Geschäfts zu beschleunigen, zu simplificiren, und den Ausländer vor allem Unterschleif und Zudringlichkeiten zu sichern. In dieser Rücksicht ist auch die Instruction für die Zollbedienten, und die sehr mässige Sporteltaxe derselben durch den Druck bekannt gemacht und der Verordnung beygefügt. Der dritte Anhang enthält einige beybehaltene Punkte aus der Zollverordnung vom 23 Nov. 1778, die besonderen Befreyungen gewisser Districte betreffend.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 3 M Ä R Z , 1 8 0 4

## JURISPRUDENZ.

ROSTOCK, b. Stiller: *Erörterungen aus der Lehre vom Besitz*, von Fr. Wilh. Sibeth. Erster Theil etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrachten Recension.)

Der Vf. beschließt sein Werk, von S. 107 bis an das Ende, mit einer Reihe von Beyspielen und Rechtsfällen, die er einer strengen Kritik nach dem Maßstabe seiner Theorie unterwirft, und die den praktischen Beleg liefern, welcher ein Unwesen mit dem *Possessorio summario et summarissimo* in den Gerichten und bey den Spruchcollegien getrieben zu werden pflegt.

Rec. giebt dem Vf. darin vollkommen Recht, daß es in der Praxis gar sehr an geläuterten Principien über den Unterschied zwischen dem *Possessorio* und *Petitorio* fehlt, und daß man jenem darin viel zu viel Spielraum auf Unkosten des Eigenthums, der Contracten und der sonst wohl erworbenen Rechte einräumet; Rec. schätzt auch die Ungerechtigkeit und den Nachtheil hievon um so viel höher, da man, bey der Langwierigkeit und Kostbarkeit der Prozesse, nach einmal entschiedenem *Possessorio*, so selten noch Lust hat, in das *Petitorium* überzugehen, oder doch, wenn man den Schritt thut, so viele Schwierigkeiten findet, damit zu Ende zu kommen. In der That schleicht auf solche Weise ein heimliches Faustrecht unter dem Schutze der Gesetze unter uns umher, dessen Theorie darin besteht: nur erst kühn und unverschämt zuzugreifen, und sich aus dem Facto des Besitzes schützen zu lassen, dann aber, nachdem man einmal den Schutz des *Possessorii* gewonnen hat, den Gegentheile in den endlosen Irrgängen und auf der Instanzen-Leiter des *Petitorii* zu ermüden. Aber in manchen Stücken erscheint dennoch dem Rec. der Zustand der Praxis anders, als dem Vf. Nicht immer ist es Irrthum, der die Praktiker den rechten Weg verfehlen läßt, sondern häufig rathet ihnen der Hang zur Bequemlichkeit, oder die Noth, viele Urtheile in kurzer Zeit, oft nur im Fluge, machen zu müssen, die leichtere Entscheidung des *Possessorii* nur erst vorweg zu nehmen, um aber dieses thun zu können, ein *Possessorium* da eintreten zu lassen, wo keins eintreten sollte; und sich so der Acten schnell zu entledigen, mit der Hoffnung und Beruhigung, daß das in den Acten bereits liegende *Petitorium* hienächst auch wohl noch einmal sein Recht erhalten werde. — Ferner kommen allerdings oft Fälle vor,

in welchen die Praxis einen Besitzstand gestattet, ohne daß dazu durch ein eigentliches *Remedium possessorium* hinlänglicher Grund vorhanden ist, der aber, sobald er nur als regierungsrechtliches *Provisorium* oder *Interimisticum* betrachtet wird, vollkommen zu rechtfertigen ist. Hier thut der Vf. unrecht, wenn er die Praxis auf seine Theorie zurückweist, in welcher die römischen *Interimistica* selbst einen so bedeutenden Platz einnehmen: daß es aber bey den römischen *Interimisticis* nicht geblieben, und daß insbesondere durch die Reichsgesetze ihre Anzahl sehr vermehrt, und durch die Praxis noch immer weiter ausgedehnt worden ist, kann nicht Wunder nehmen, da theils die fremden Rechte in allen regierungsrechtlichen Verhältnissen für uns viel zu dürftig, auch überall nicht einmal ganz auf uns anwendbar sind, und theils alle unsere Justizbehörden, namentlich die Reichsgerichte, vor allen Dingen aber die Untergerichte, von der, von früheren Zeiten her noch fortdauernden Beschaffenheit sind, daß sie neben ihren reinen Justizgeschäften noch einen regierungsrechtlichen Wirkungskreis, z. B. in dem Stadt- und Amtshaushalte, haben. Freylich hätte diese Vervielfältigung ein Grund für uns werden müssen, den Justizgang noch weit mehr, als es bey den Römern nach einem erkannten *Possessorio*, oder *Interimistico*, geschah, zu beschleunigen; that dessen aber ist er an Langsamkeit um viele Grade gestiegen, so daß, wenn man nach dem Laufe der Praxis urtheilen will, man fast versucht werden möchte, unsere ganze Justiz für nicht viel mehr, als für ein polizeyrechtliches *Interimisticum*, zu erklären. Und leider denken unsere modernen Gesetzreformatoren eher an Alles, als an die Abstellungen dieses gewiß großen Uebels! — Endlich lassen sich viele *Possessoria*, welche die Praxis eintreten läßt, noch dadurch gegen den Vf. rechtfertigen, daß es dem Eigenthümer, oder einem jeden Andern, der seiner Befugniß nach petitorisch klagen könnte, unbenommen seyn muß, seiner *Convenienz* nach den weit leichteren Weg des *Possessorii*, wenn er sich im bloßen Facto des Besitzes gründen kann, oder auch wohl eines bloßen *Interimistici* einzuschlagen. Hommel, in *Rhapsodia quæst. phil.* 470 stellte es als ein schweres und noch nicht gelöstes Problem auf, warum der Schneider, der Bediente oder Arzt, den ich abdanke, nicht gegen mich auf den Besitzstand klagen könne; und Hopfner nahm sich mit ernsthafter Miene die Mühe, diese Frage in einem eigenen Programme. (Gießen 1777) beantwortet zu wollen. Das ist ein recht sprechender

Hhh

Krankheit, sondern nur *relative* Gesundheit. Hierüber wird die Erfahrung aufgerufen. Man könne nämlich, den äusseren Einflüssen oder Entziehungen gemäß, das Maximum oder Minimum der organischen Thätigkeiten bey voller relativer Gesundheit gesetzt sehen. (Durch Bestimmung von Hypersthénie und Asthenie kann so wenig die Natur der ganzen Krankheit bestimmt seyn sollen, als durch das Princip der Erregbarkeit überhaupt die Idee des Organismus erschöpft ist. Aber Hypersthénie und Asthenie, in ihrem Maximum oder Minimum gesetzt, heben die Idee der Gesundheit auf, und führen zur Idee der Krankheit, wenn auch nur zum Begriffe derselben; erst durch Berücksichtigung der veränderten Existenz des Organismus tritt die Anschauung zum Begriffe, und erst dann wird die Idee der Krankheit vollständig).

Der Vf. geht hierauf zur Aufstellung dieser Idee über, und schickt folgende im Systeme schon deducirte Ideen als Lehrsätze voraus: Der individuelle Organismus ist nur reell gesetzt in der Form mehrerer Einzelheiten (Organe), die selbst organische Individuen sind. Jedes dieser Individuen stellt eine eigene Synthesis organischer Thätigkeiten dar, lebt, und ist durch Aeusseres bestimmbar, wie der ganze Organismus. Krankheit kann daher im einzelnen Organe, wie im ganzen Organismus, ursprünglich gesetzt seyn. Aeusserer Einflüsse wirken nicht rein bestimmend auf den Organismus, dieser ist nur durch seine eigene Thätigkeiten bestimmbar; diese werden durch äussere Einflüsse zur bestimmten Aeusserung veranlasst, und wirken selbst bestimmend auf das Aeusserer zurück. Also ist zwischen äusserer und innerer Thätigkeit Wechselwirkung gesetzt; das Aeusserer ist für die innere Thätigkeit, die als solche indifferent, mithin potenzirbar ist, nur als potenzirend gesetzt. Jedes Organ stellt ein bestimmtes Verhältniss der Factoren der Erregbarkeit in sich dar, welches durch seinen Exponenten für die Erscheinung gesetzt ist. Die Factoren der Erregbarkeit sind der *ideelle* (Sensibilität) und der *reelle* (Irritabilität). Die *relative Indifferenz* derselben (der Exponent) ist als *Reproductivität* gesetzt. Der Exponent ist nur durch die Factoren des Verhältnisses bestimmbar: so lange das Verhältniss der Factoren mit dem gegebenen Exponenten zusammenstimmt, ist *Gesundheit* gesetzt; Missverhältniss zwischen der Erregbarkeit und dem Exponenten, oder nach des Vfs. Ausdruck Inadäquatseyn der organischen Thätigkeit zu ihrem Exponenten ist *Krankheit*. Das Verhältniss der Factoren der Erregbarkeit als Hypersthénie oder Asthenie gesetzt, giebt nur das Allgemeine der Krankheit; erst der veränderte Exponent, der die Existenz des Organismus ausdrückt, giebt das Besondere oder die Form der Krankheit. Diese Idee symbolisirt der Vf. in einer geraden Linie, die durch drey Punkte bestimmt ist, zwey Polarpunkte, wovon der eine das Uebergewicht des Ideellen über das Reelle (*sensibles System*), der andere das Uebergewicht des Reellen über das Ideelle (*irritables System*), der Indifferenzpunkt

aber die Indifferenz des Reellen und Ideellen in einem dritten (*reproductives System*) bezeichnet. Die ideelle Thätigkeit des Organismus (Licht) ist der Tendenz nach expansiv gesetzt, die reelle Thätigkeit (Schwerkraft) ist der Tendenz nach contractiv gesetzt. Der Vf. setzt daher an die Stelle der Bezeichnungen Hypersthénie und Asthenie *Contraction* und *Expansion*. Jeder Punkt der Linie stellt die Natur der ganzen Linie (quantitative Indifferenz des Ideellen und Reellen) in sich dar. Es kann demnach in jedem der drey organischen Systeme abnorme Expansion oder Contraction gesetzt seyn. Da nun die Totalität des Organismus mit den drey aufgestellten Systemen umschrieben ist, so kann es auch im Organismus nur drey Grundformen von Krankheit geben, welche durch die unmittelbar bestimmten organischen Systeme selbst bedingt sind: also *Krankheiten des sensiblen, irritablen und reproductiven Systems*. (Mit diesen Zügen hätte Rec. die Ideen des Vf. über Wesen und Form der Krankheit dargestellt. Es ist nicht zu verkennen, daß diese an sich nicht neuen Ideen mit Klarheit, Kürze und Bestimmtheit ausgesprochen sind; ein Verdienst, welches der Vf. seinen Vorgängern abgewonnen hat, die sich bey aller Weitläufigkeit ihrer Werke desselben nicht werth gemacht haben).

Sodann folgt eine Deduction der einzelnen Bestimmungen der Krankheit und ihrer Formen. Es wird gezeigt, wie sowohl die Quantität als Qualität der Krankheit durch äussere Einflüsse vermittelt im Organismus begriffen werden können. Alle Krankheit ist als aufgehobene Indifferenz der organischen Thätigkeiten gesetzt. Diese Differenzirung ist nur dadurch möglich, daß die äusseren Einflüsse die organische Indifferenz nach ihrer Tendenz differenzirt haben. Die äussere Natur ist sonach auch in der Krankheit für die organischen Thätigkeiten bestimmend gesetzt, nothwendig also auch für die bestimmte Form des organischen Seyns (Metamorphose des Organismus). So lange der Organismus die Tendenz hat, seine aufgehobene Indifferenz herzustellen, lebt er, wenn auch die organische Indifferenz in verschiedenen Dimensionen aufgehoben ist. Dieser verschiedenen Dimensionen der in der Krankheit gesetzten Differenz sind und können nur drey seyn. Entweder a) wird die organische Indifferenz in Bezug auf die ganze Linie aufgehoben, und also im Ganzen entweder überwiegende Expansion oder Contraction gesetzt. In diesem Falle wird der Organismus in der Dimension der Länge durch das Aeusserer bestimmt, seine Wirklichkeit ist unmittelbar angegriffen. Die Krankheitsform in der ersten Dimension ist nur dadurch gesetzt, daß in dem sensiblen Systeme des Organismus die Tendenz der äusseren Natur, nämlich die Form des Magnetismus, hervortritt. Oder b) die organische Indifferenz wird in Bezug auf die beiden Polarpunkte differenzirt, abnorm expandirt oder contrahirt. In diesem Falle ist der Organismus in der zweyten Dimension, der Breite, in seiner Möglichkeit angegriffen. Die Krankheitsform der zweyten

ten Dimension ist nur dadurch gesetzt, daß in dem irritablen Systeme des Organismus die Form der Electricität hervortritt. Oder c) die organische Indifferenz wird gänzlich aufgehoben, die Expansion in Contraction aufgenommen oder umgekehrt. Differenz in der Identität aller Dimensionen. Krankheit der dritten Dimension. Sie ist nur in Bezug auf die Metamorphose durch das Hervortreten des Chemismus in dem reproductiven Systeme des Organismus vermittelt. — Jede Krankheit durchläuft, wenn ihr Gang normal ist, diese drey Dimensionen, sie sind als eben so viele Stadien des Uebelfeyns bezeichnet. Der Unterschied geht nur darin hervor, daß einige Krankheiten sogleich in der zweyten, andere sogar in der dritten Dimension hervor brechen. Wie Krankheit des Organismus in Bezug auf Quantität und Qualität durch äußere Einflüsse bestimmt sey, wird auf die dargestellte Art gezeigt. (Dieser ziemlich richtigen Deduction der Formen der Krankheit wäre nur in Bezug auf die ganze Darstellung mehr Ordnung im Vortrage, größere Bestimmtheit im Ausdrucke, und in einzelnen Momenten die passende Vollständigkeit zu wünschen).

Von hier an führt der Vf. diese Formen der Krankheit in der Erscheinung auf, und schreitet in ein Gebiet über, wo ihm bald mehr bald weniger Originalität in Bezug auf die Ideen zukommt. Hier die Darstellung dieser Ideen in der möglichsten Kürze. Das Gebiet eröffnet sich mit Darstellung der Krankheiten der ersten Dimension: *Hervortreten des Magnetismus im organischen Proceß*. Diese Krankheitsform findet der Vf. in den *Ansteckungskrankheiten*. Beweise für diese Idee. Ansteckung ist nur bey möglichst homogenen Organisationen, wird nur durch Berührung vermittelt, und bedingt von einem Körper im andern die gleiche Affection. Nach dem Vf. ist die Ansteckung kein rein organischer Proceß, wie etwa die Zeugung, eben so wenig ein rein anorgischer Proceß; sie ist somit eine Krankheit von angeführter Form. (Diese Idee belegt der Vf. mit einer Reihe mehrerer einzelnen Beweise, die hier weder angeführt, noch geprüft werden können. Des Vfs. Idee: Todes wirkt auf Lebendes in den entsprechenden Formen des anorgischen und organischen Processes, ist durchaus richtig. Aber Rec. bemerkt: Todes wirkt auf Todes in der gleichen Form des anorgischen Processes, Lebendes wirkt auf Lebendes in der gleichen Form des organischen Processes. Aus dem letzteren entstehen die Phänomene dessen, was man thierischen Magnetismus, thierische Electricität, thierischen Chemismus (Zeugungsproceß) nennt. Wenn nun Ansteckung das Verhältniß des Lebenden zum Lebenden ausdrückt: wie kann man sie als Form des hervorgetretenen Magnetismus aufstellen? wie kann man sogar angeerbte Krankheiten den Ansteckungskrankheiten parallel setzen? Daß die äußere Natur durch Veränderung ihrer absoluten Cohäsion (Magnetismus) bestimmend für die Sensibilität des Organismus gesetzt seyn könne, ist ganz gewiß, aber daß diese Form der Krankheit in der Ansteckung gesetzt sey, kann

nicht behauptet werden. Es ist eine ganz andere Sphäre von Krankheiten, in welcher die Ansteckung befaßt ist. Dieses zu erweisen ist hier der Raum nicht gegeben. Eben so wenig können hier die für des Vfs. Idee aufgeführten empirischen Belege gewürdigt werden. Uebrigens glaubt Rec. die aus der Berichtigung der Idee der Ansteckung in dem Systeme des Vfs. entstehende Lücke müsse durch die Sphäre der Krankheiten ausgefüllt werden, in welchen die Sensibilität des Organismus durch magnetische Einwirkungen eben so gestört wird, wie in der folgenden Form der Krankheit die Irritabilität durch äußere Electricität bestimmt wird).

Krankheiten der zweyten Dimension, der *elektrischen Form*. Es sind solche, wo die Electricität im Organismus über die Potenz der Irritabilität prävalirend gesetzt ist. Diese Form bezeichnet der Vf. mit dem Ausdrucke: *Spasmodische Krankheiten*. Hieher gehören alle Krankheiten mit Paroxysmen, alle die von *Ακρα* und *Αλγος* abstammen. Als allgemeine Belege für diese Idee wird angeführt: diese Krankheiten beruhen immer auf der Differenz verschiedener Gebilde, sind wie die elektrischen Phänomene mit Intervallen gesetzt, beschränken sich, wie die Electricität, meistens nur auf die Oberfläche des Organismus, und werden durch elektrische Veränderungen vorzüglich der Atmosphäre hervorgerufen u. s. w. (Die Hauptidee dieser Krankheitsform ist richtig gefaßt, aber die Sphäre derselben ist nicht gehörig umschrieben. Von einer Idee, als Fragment gesetzt, kann nie gefodert werden, daß sie in alle einzelnen Momente zerlegt sey, genug wenn sie in ihrer Individualität dargestellt ist).

Krankheiten der dritten Dimension, der *chemischen Form*. Der Chemismus ist über die organische Reproductivität überwiegend gesetzt. Wo immer *Desorganisation* oder *Colliquation* eintritt, ist diese Krankheitsform gesetzt. Hier fallen ein die verschiedenen Arten von Phthisis, Paralysen (?) und die meisten (?) kachektischen Krankheiten; die reinsten chemischen Formen sollen seyn Entzündung, Eiterung und Brand. Entzündung wird betrachtet als Tendenz nach Aufhebung der organischen Indifferenz, Eiterung als Tendenz nach Wiederherstellung der aufgehobenen Indifferenz, Brand als gelungene Tendenz nach Desorganisation. (Wie reihen sich Entzündung, Paralysis und einige Kachexien an einander? Schon dieser Zusammenstellung wegen hätte der Vf. die Idee der chemischen Krankheitsform mehr bestimmen, und von den anderen Formen schärfer unterscheiden sollen. In der vorigen Krankheitsform sind Individuen des dritten Moments, und in diesem dritten Momente sind Individuen des vorhergehenden zweyten Momentes zusammen gestellt.)

Durch das Bisherige ist die Krankheit des organischen Individuums an sich, also im Allgemeinen, betrachtet worden; in dem folgenden wird das Hervortreten der Krankheit in der Synthesis der organischen Individuen, also das Besondere, oder die Form der Krankheit, betrachtet. Jede Krankheit eines organischen

ischen Individuums tendirt nach Reflexion im ganzen Organismus, nach Indifferenz der besondern Erregung mit der allgemeinen. Diese Tendenz nach Indifferenz der Bestimmung im ganzen Organismus findet der Vf. in dem Fieber ausgesprochen. Fieber wäre sonach keineswegs als Krankheit, sondern nur als Reflexion des Besondern im Organismus zu betrachten, welches bey eingetretener Indifferenz der besondern Affectionen von selbst seine Begrenzung erhält. Als Beleg für diese Idee des Fiebers wird gezeigt, wie Fieber gesetzt sey ohne vorhandene Krankheit, ferher wie Fieber nur Differenzirung des Organismus in allen seinen Systemen darstelle, nämlich Differenzirung des sensiblen Systems in veränderter Temperatur des Organismus, Differenzirung des irritablen Systems durch Veränderung des Pulses, Differenzirung des reproductiven Systems durch abnorme Secretionen und Productionen. Die Indifferenz der organischen Synthesis, wonach die Tendenz des Fiebers gerichtet ist, kann als *Krasis* gelten, worin sich nämlich das Fieber erschöpft. Durch die bestimmte

Reflexion, welche Folge ist der besondern Affection des kranken Individuums und der zu verändernden organischen Synthesis, entsteht die *bestimmte Krankheitsform*, welche der Gegenstand der *besondern Nosologie* ist, gleichwie die Bestimmung des organischen Individuums überhaupt zur Krankheit, oder der allgemeine Begriff der Krankheiten Gegenstand der allgemeinen Nosologie ist. (Diese vom Vf. zuerst aufgestellte Idee des Fiebers ist so gewiss die richtige, daß sich Rec. durch dieselbe ganz befriedigt findet. Sie beurkundet eine weit deutlichere Einsicht in die Metamorphose des Organismus, als alle noch so speciöse und vornehmthuenden Reflexionen über einzelne Phänomene des Fiebers, mit denen man uns, als mit Surrogaten der Idee, in den neuesten Tagen beschenkt zu haben glaubt. Um die Würde dieser Idee nicht von ferne zu betasten, muß man auch einzelne hier vorkommenden Bestimmungen des Fiebers und andere einer Berichtigung werthen Andeutungen vorbegehen.)

(Der Beschluß folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**MEDICIN.** Leiden, b. Meerburg: *Specimen medicum inauguralis, continens disquisitionem, num arthritis ab Acido urico perversae secreti dependeat?* pro gradu Doctoris publico et solemniter examini submittit *Henricus Philippus Gijberti Hoderuppi*, Scidamo-Batavus. 1803. 8½ Bog. 4. (9 gr.) Die Entscheidung der Frage: ob die Gicht von der verkehrten Absonderung der Urinsäure (Steinsäure, *Acidum lithiacum*) herrühre, entscheidet der Vf. nach *Fourcroy*, dessen Abhandlung deutsche Aerzte aus dem 13 Bände der Sammlung auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte bereits kennen werden. Nachdem der Vf. die Meinungen über die Ursachen der Gicht von Hippokrates bis Cullen kurz hererzählt hat, springt er mit einem Male auf *Fourcroys* Meinung über, und ertheilt dieser den Vorzug, daß nämlich bey der Gicht die Urinsäure nicht durch die Urinwege gehörig abgeschieden und ausgeführt werde. — Was solche im gesunden Körper auszuscheidende und zurückgehaltene Stoffe für sonderbare Phänomene veranlassen können, davon führt er ein seltenes Beyspiel an. Prof. *Brugmann* in Leiden besitze die untere Kinnlade eines Menschen, aus deren Mitte, nachdem die äußern Knochenlamellen durch Beinfractur verzehrt waren, viele hundert Haare hervorgewachsen seyen; die Ursache davon soll das Bartabschneiden gewesen seyn: was aber noch sehr zu bezweifeln ist; da man einen solchen ungewöhnlichen Haarwuchs, einen solchen mangelhaften Bildungstrieb in fast allen Höhlen des menschlichen Körpers bey weiblichen und männlichen Geschlechtern schon wahrgenommen hat. — Die Beweise, welche der Vf. aus eigener Beobachtung anführt, daß die Urinsäure, zurückgehalten im Körper, Ursache der Gicht sey, sind zu kurz abgethan, als daß man viel daraus lernen könnte. Ein Schuster, dessen Urin viele Jahre einen starken sogenannten kalkichten Bodensatz absetzte, der aus phosphorsaurem Kalk, einer thierischen Materie und Urinsäure bestanden haben soll, hatte erträgliche Nierenschmerzen, so lange sein Urin recht war; sobald er aber citronengelb wurde, so bekam er die

heftigsten Nierenschmerzen, die von einer größeren Quantität von abgefondeter Urinsäure hergekommen seyn sollen, denn der klare Urin habe nach zwey Stunden viele Krystallen abgesetzt, welche der Vf. für krystallisirte Urinsäure erkannt habe. In dem Urin eines mit der Gicht stark behafteten Menschen habe er viele freye Phosphorsäure wahrgenommen; hingegen aus 12 Unzen solchen Urins nicht einen Gran Urinsäure erhalten können. Zwey vor mehrern Jahren in Deutschland erschienene Dissertationen hätten dem Vf. über seinen Gegenstand mehr Licht verbreiten, und belehren können, wie viel fleißiger und genauer bereits dieser Gegenstand behandelt ist: nämlich *C. F. Jaeger — Dissert. Acidum phosphoricum tanquam morborum quorundam causam proponens*. Stuttg. 1793. 4. und *C. F. Gaertner Observata quaedam circa urinae naturam*. Tüb. 1796. 4. — Von der vorgeschlagenen Kur des Vfs. ist der Mühe nicht werth, etwas anzuführen; da sie nichts neues enthält, wohl aber Dinge, wie die *Hemodactylwurzel*, die heutiges Tags kaum ein Arzt verschreiben wird.

Bn.

**Frankfurt a. M.**, b. Behrens: *Ueber einige Pflichten der Aerzte*, eine Vorlesung gehalten von *A. Metternich*, Prof. der Pathologie an der Arzney-Schule zu Maynz. 1803. 30 S. 8. (4 gr.) Der Vf. hält hier, am Ende seines pathologischen Cursus, eine vortreffliche Vorlesung, die, im eigentlichen Sinne des Worts, als die beste *Politik der Aerzte* angesehen werden kann. Verfährt ein junger Arzt nach den hier gegebenen Regeln, so ist Rec. überzeugt, daß es ihm, bey einigen Talenten und guten Kenntnissen, an einem guten Fortkommen nicht fehlen könne. Den Inhalt dieser wenigen Blätter sollten alle junge Aerzte tief in ihre Seele prägen; sie würden alsdann gewiss nicht so oft auf so gefährliche Nebenwege gerathen, die sie nur scheinbar zum Glücke hinführen.

— nn —

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 M Ä R Z. 1 8 0 4.

## M E D I C I N.

J E N A, in d. akademischen Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapies*, von D. Troxler. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im zweyten Theile dieser Schrift stellt der Vf. die Idee der *Therapie* auf, und zeigt, dass sie die *umgekehrte Nosologie* sey. Die Aufgabe für Nosologie ist, die Entstehung und Ausbildung der Krankheit zu construiren, die Aufgabe für Therapie ist, die Vernichtung und Rückbildung der Krankheit zu construiren, das Construirte zu deconstruiren. Was die erste setzt, vernichtet die letzte. Die Brücke, welche von der Nosologie zur Therapie führet, ist *Diagnostik*. Die allgemeine Nosologie construirt die Krankheit bloß ihrem Begriffe nach, wie sie nämlich im organischen Individuum an sich gesetzt ist. Diese Erkenntniß wird in der Diagnostik *Actiologie*. Die besondere Nosologie construirt die besondere Form der Krankheit, oder die Reflexion der Krankheit im ganzen Organismus. Diese Erkenntniß wird zur *Symptomatologie*. Beide sind Formen der Diagnostik. Wenn die Therapie im allgemeinen zum Gegenstande hat, die Krankheit aufzuheben, so wird sie durch ihre Indication *umgekehrte Actiologie*. Wenn die Therapie ferner die Rückbildung der Krankheitsform im ganzen Organismus zu betrachten hat, so wird sie in dieser Beziehung *umgekehrte Symptomatologie* durch die Prognosis. Der Construction der Krankheit steht entgegen Destruction, d. i. *Heilung*. Die Construction war vermittelt durch bestimmte äußere Einflüsse, die Destruction (Heilung) wird durch entgegengesetzte Einflüsse bedingt seyn, die durch äußere Einflüsse gesetzte Expansion des Organismus wird durch die contractive Tendenz bestimmter sogenannter Arzneikörper aufgehoben, indifferenzirt werden, und umgekehrt. Diese Idee von dem Verhältnisse der Potenz der Arzneyen zur Potenz des differenzirten Organismus wird nun verfolgt, und daraus werden die besondern Indicationen für die drey Grundformen aller Krankheit abgeleitet. (Die nun folgende Betrachtung sieht Rec. als diejenige an, welche dem Vf. am trefflichsten gelungen. Man bemerkt mit Vergnügen, dass der Vf. mit einer deutlichen Ansicht der organischen Metamorphose und des Verhältnisses ihrer Principien zu einander in allen Potenzen an diese Arbeit ging. Die Darstellung der Ideen des Vfs. versucht Rec. im Folgenden).

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

Jede organische Metamorphose ist durch ein bestimmtes Verhältniß des organischen Lichtes und der organischen Schwerkraft bestimmt. Licht das Bestimmende, Potenzirende, Schwerkraft das Bestimmbare, zu Potenzirende. Jenes tritt im Organismus als Sensibilität, diese als Irritabilität hervor. Beide sind im Organismus reell gesetzt, treten also im organischen Seyn durch eine bestimmte Form der Cohäsion hervor. Die Schwerkraft wird in der Form der absoluten Cohäsion, das Licht in der Form der relativen Cohäsion sich offenbaren. Kohlen- und Stickstoff, die beiden Potenzen der absoluten Cohäsion, werden Object des Potenzirens durch Wasser- und Sauerstoff. Stickstoff, zunächst dem Wasserstoff verwandt, wird durch diesen, so wie Kohlenstoff, zunächst verwandt dem Sauerstoff, durch diesen potenzirt werden. Sensibilität und Irritabilität sind im Organismus nur durch Reproduction reell gesetzt. Die Totalität des Organismus ist in dieser Form der Dreyheit gesetzt. Die Form dieser Totalität ist durch das quantitative überwiegend Gesetztseyn ihrer Factoren gesetzt. Dadurch entstehen im Organismus drey Systeme, die an sich dem Organismus gleich, als einzelne aber mit dem Uebergewichte eines der drey Factoren gesetzt sind. Diesem Gesetztseyn der Factoren des Organismus wird nothwendig auch die organische Cohäsion entsprechen. Der Irritabilität in jedem Systeme muß ein Uebergewicht einer Potenz der absoluten Cohäsion entsprechen, der Sensibilität hingegen in jedem Systeme wird ein Uebergewicht einer Potenz der relativen Cohäsion zuzagen. Die drey Systeme werden sonach in folgender Cohäsionsform gesetzt seyn. Das sensible System mit dem positiven Factor der absoluten Cohäsion (Wasserstoff), und mit dem positiven Factor der relativen Cohäsion (Stickstoff). Das irritable System mit dem negativen Factor der Cohäsion (Sauerstoff und Kohlenstoff). Das reproductive System wird erscheinen als Indifferenz der absoluten und relativen Cohäsion (als Indifferenz von Wasser und Eisen). Repräsentanten des Eisens auf der Erde sind die Metalle, also als oxydirte und hydrogenirte Metallität. Krankheit ist Differenz prävalirend in irgend einem Systeme des Organismus gesetzt. Ueberwiegt die Expansion in einem der organischen Systeme, so wird ihr die contractive Tendenz der äußeren Potenzen entsprechend entgegenstehen. Äußere Einflüsse wirken auf den lebenden Organismus nicht chemisch, sondern durch ihre Potenz der Cohäsion bestimmend. Daraus läßt sich schließen, welche Potenz der Cohäsion bey An-

Kkk

wen-

wendung der Heilmittel der abnormen Expansion oder Contraction entgegenzustellen sey. — Aus dem in gedrängter Kürze Angeführten erhellet des Vfs. Anseht des Verhältnisses der Qualität der Arzneyen zur besondern Qualität der Krankheit. Die einer solchen Ansicht zu Grunde liegenden Ideen über das Verhältniß der organischen Thätigkeiten zur organischen Cohäsion, ferner über das Verhältniß der Potenzen der äusseren Cohäsion zur inneren sind richtig, und liegen der Idee des Organismus so nahe, daß man sich wundern müßte, warum sie der Vf. zuerst, und nicht früher einer seiner unmittelbaren Vorgänger vorgetragen hat, wenn es nicht täglich allgemeiner bekannt würde, daß man die von einem bedeutenden Manne ausgesprochenen Ideen von den verschiedenen Giften und ihrem Verhältniß zu den organischen Systemen, ohne sie zu verstehen, nur nachgebetet habe. Einzelnen Parthien wäre freylich auch hier eine eingreifendere Bearbeitung wohl zu Statte gekommen, z. B. der Betrachtung der organischen Cohäsion in den verschiedenen Systemen des Organismus, des Verhältnisses des Sauerstoffs zur Totalität des Organismus, der Bestimmung des Verhältnisses der äusseren Potenzen zur Cohäsion des Organismus u. s. w. — Zur Erläuterung der ganzen Idee hat der Vf. seinem Werke eine Tabelle beygefügt, die Rec. nicht für gelungen, nicht einmal der von dem Vf. aufgestellten Idee für adäquat hält. Unrichtig wird Wasserstoff dem Oxy, und Sauerstoff dem Weisse gleich gesetzt. Alle drey Kreise der aufgestellten Figur enthalten Verstoffe gegen die Cohäsion der äusseren Körper und ihr Verhältniß zur organischen Cohäsion.

Deffen ungeachtet soll die rühmliche Tendenz, welche Hr. Trorler in dieser Schrift ausgesprochen, und die ihm eigenthümliche Originalität in Erfindung oder Entwicklung einzelner Ideen, durch diese unbedeutenden Ausstellungen nicht verstimmt werden. Der Verlagshandlung muß man eine sorgfältigere Correctur des Druckes empfehlen, da diese wichtige Schrift durch viele nicht selten sinnstörende Druckfehler verunstaltet ist.

QOB.

TÜBINGEN, B. Cotta: *Bibliotheca medico-practica et chirurgica realis recentior, sive Continuatio et Supplementa initiorum bibliothecae medico-practicae et chirurgicae sive Repertorii Medicinæ practicae et chirurgicae*. Communicat D. Guil. Godofred. Ploucquet, Prof. Med. Tubingensis. Tomus I. continens A—H: 700 S. Tom. II. continens L—Z. 688 S. 1799. 4

*Bibliotheca medico-practica et chirurgica realis recentior* — Tom. III. continens A—L. 1802. 600 S. Tom. IV. continens M—Z. 1803. 860 S. 4

Zu dem voluminösen und kostbaren Werke, welches seit 1793—1797 in 8 Bänden, unter dem Titel, erschien: *Initia Bibliothecae medico-practicae et chirurgicae realis sive Repertorii Medicinæ practicae et chi-*

*rurgicae*, liefern die hier anzuzeigenden 4 Bände Nachträge. Jenes Werk sollte, wie die Aufschrift besagt, eine vollständige Literaturgeschichte der praktischen Heilkunde und Chirurgie seyn, sollte den Praktiker in den Stand setzen, das Wissenswerthe jeder Krankheit, das in vielen andern grössern und kleinern Schriften zerstreut ist, unter bestimmten Aufschriften wieder zu finden. Aber es erschien zu frühe, ehe es noch die nöthige Vollständigkeit und das *nomnum prematur in annum* erfahren hatte, und so wurden diese 4 Supplementbände in wenigen Jahren nothwendig.

Der erste und zweyte Band enthält die neuen *Supplemente*, (daher der veränderte Titel); auf dem dritten Band aber, welcher die nämliche Aufschrift führt, sollte statt *recentior* vielmehr *recentissima* stehen. Er fängt wieder mit A—L an, der zweyte dazu gehörige (in der Zählung der vierte) schließt wieder mit M—Z und enthält von S. 559 an abermalige *Zusätze zu allen 12 Tomen*. Uebrigens ist Plan, Einrichtung und Behandlung, wie in den ersten 8 Bänden. Nur wird durch die hier beliebte Zählung der Bände in der Folge die nämliche Verwirrung statt haben, wie bey dem *Misc. Ephem. Act. und Nov. Act. Acad. N. C.*

Nach Beendigung dieses Werkes (wenn anders der Vf. nicht etwa uns noch mit den *neuesten* und *allerneuesten Supplementen* beschenken will, wozu der Stoff freylich nicht fehlt), ist nun wohl die Frage nicht überflüssig: Hat der Vf. alles geleistet, was man von einem Literator erwartet? Rec. sagt: Nein. Der Vf. hat die gerechten Anforderungen nicht erfüllt, wenn auch einige gefällige Kunstrichter (s. *Vorr. T. I.*) das Werk unbedingt gelobt haben; seine Bibliothek kann nicht (wie es ebendasselbst heisst) für einen Schatz alles Wissenswerthen gelten, weil der Praktiker nur die Titel mit den Ursachen und Mitteln vergleichen kann, und der Herausgeber verlieret alles Zutrauen des Publicums, wenn er (*T. III. Vorr.*) von sich selbst gesteht, „er habe die wenigsten Schriften gesehen und gelesen, er habe bloß abcopirt.“ Wer soll einem so gemächlichen Literator trauen, den fremden Augen und Federn zu viel trauet? That er dann nicht besser, die mangelhafte Compilation, bloß zu eigenem Gebrauche, im Pulte zu behalten, und den Lesern die starke Ausgabe für ein so kostspieliges und dennoch mangelhaftes Werk zu ersparen?

Dazu kommen noch andere Mängel in der Ausführung und Vollständigkeit. 1) Es ist, wie es scheint, irgend eine ältere ähnliche Schrift zum Grunde gelegt worden. Zwar das stand dem Herausgeber eben so frey, als *Lipenii Bibl. real. med.* zu gebrauchen; aber billig sollte er berichtigen und suppliren, wo es nöthig war. Und das ist nicht geschehen! Wie dort steht, *Eph. N. C. Dec. 2. obs. 4.* so bleibt es auch hier. Warum schlug der neue Literator nicht diese Sammlung pflichtmässig nach, um das Mangelnde zu ersetzen? 2) Die Vornamen der Autoren sind meistens vergessen, überhaupt ist die Art zu citiren, sehr unzuverlässig. Z. B. *Sims t. c. Samml. S.* Welches Werk, welche Sammlung ist hier gemeint? Gabel-  
shover



shoover *Cent. I. cur. 47*, warum nicht auch das Hauptwort, *Obferv. Hoffmann. Consult. Opp. T. IV. Combier Code de Med. m. 4. Galenus De Morb. infim. Ventr. Mascard v. Pyrm. Brunnen B. 2. Zacut. Lufit. Prax. Hist. L. 8.* Hier mag der begierige Leser selbst nachschlagen und blättern, wenn er mehr wissen will! — 3) Es fehlen manche Krankheiten aus ältern und neuern Schriftstellern, die in einem allgemeinen Repertorium eine Stelle verdienen. Manche kommen bey den Autoren unter verschiedenen Namen vor, und müssen, nach der gewählten alphabetischen Ordnung, jedesmal an Ort und Stelle angemerkt, wenigstens zum Anderwärtsfinden angedeutet werden. Das ist nicht immer gesehehen! — 4) Die Rubriken, *Anatomic, Causae, Therapia*, erschöpfen nicht alles, was man wissen will, sie sind öfters sehr mangelhaft ausgeführt, und fehlen oft gänzlich. — 5) Die Literatur ist sehr zufällig, die Werke der ältern Aerzte stehen erst in den Supplementen, bey manchen Krankheiten fehlt die Literatur ganz, oder ist unvollständig; vgl. *Inedia*. Hier hehet Lofsner statt Loffan, von Bucoldiani Schrift fehlt die Ausgabe *Lubec. 1542*, und so auch bey andern Artikeln. Die übrigen citirten Monographien sind gewöhnlich bloß aus *Haller, Bibl. Pract.* genommen. Bekanntlich ist *Haller* in der Angabe der Ausgaben sehr unsicher und unzuverlässig: Er verließ sich meistens auf Auctions-Katalogen oder auf seine Schüler, als Abschreiber, und schrieb selbst eine sehr unleserliche Hand. Eben so geht es fast in allen andern Artikeln. Die meisten Monographien, als Quellen, fehlen, sobald den Vf. *Haller* oder ein *currentes Journal* verläßt, und selbst dann, wenn er ein Buch anführt, sind die Citate durch Verkürzung unverständlich geworden. 6) Die merkantilsche Einrichtung ist dem Bedürfnisse der armen Praktiker nicht angemessen. Die Lettern sind zu groß, die Zeilen zu sehr gespalten und ohne Noth abgesetzt, der Absatz wird durch die Vervielfältigung der Bände erschwert. Wie leicht war es, das nämliche Ganze auf 8. Bände zurück zu bringen!

*Sed contenti sumus hoc Gatone!* Rec. wollte nur seine Wünsche mittheilen, und fügt bloß diesen noch hinzu, daß, wenn der Vf. wiederum *neue Supplemente* geben sollte, er gemächlicher und mit größerer Sorgfalt sammle, um alsdann ein vollendetes Werk zu liefern.

S. A.

BERLIN U. STRALSUND, B. Lange: *Anweisung zum verbesserten chirurgischen Verbande*, von Johann Friedrich Henkel, durchaus umgearbeitet, und mit vielen Zusätzen versehen von D. Johann Christian Stark, Prof. der Medicin zu Jena.

Auch unter dem Titel:

*Anleitung zum chirurgischen Verbande*, herausgegeben von D. Joh. Christ. Stark. 1802. 326 S. 8. mit 25 Kupfern.

Ueber den chirurgischen Verband war bisher Henkels Schrift fast die einzige Anweisung, woyon die

erste Auflage 1756, und die zweyte 1796 erschien. Da dieses Werk vergriffen war, und noch immer sehr viele Nachfragen geschahen, so sah sich Hr. Prof. Stark durch die Aufforderung des Verlegers bewogen, den Wunsch vieler Wundärzte in Erfüllung zu bringen. Sein Werk ist aber keinesweges als eine Umarbeitung des Henkelschen anzusehen; es ist vielmehr eine ganz neu gelieferte, sehr schätzbare Verbandlehre, welche gerade jetzt zu rechter Zeit eintritt. Denn bey den immer zunehmenden Erfindungen der Chirurgie ist es überhaupt Bedürfnis, mit diesen Bereicherungen fortzuschreiten; und je häufiger jene sind, desto wünschenswerther war es, sie insglaumt, sowohl alte als neue, in einem Werke beyfammen zu finden. Vorzüglich lebhaft ward dieser Wunsch bey dem genannten Theil der Chirurgie, welcher von Bandagen und Maschinen so vielfache Bereicherungen aufweisen kann. Gleichwohl hatten wir seit langer Zeit kein Werk über diesen Gegenstand erhalten, obgleich die unzweckmäßigen Verbandstücke immer mehr durch zweckmäßigere verdrängt wurden, und diese ganze Lehre ein anderes Ansehen gewann. Selbst die neuesten Werke waren sehr unvollständig geworden, und die vollständigsten unter diesen theils zu weitläufig geschrieben, theils zu kostbar. Bey manchen fehlten sogar die Kupfer, welche in einer Verbandlehre durchaus nicht entbehrt werden können, da es bisweilen unmöglich ist, sich ohne dieselben verständlich zu machen. Dieses alles ist von Hr. St. so berücksichtigt worden, daß das vorliegende Werk sich vor allen andern vorthellhaft auszeichnet. Es ist in zweckmäßiger Kürze, und mit großer Deutlichkeit geschrieben; die Kupfer sind instructiv; sie erleichtern es dem Wundarzt, sich einen richtigen Begriff von einer Bandage oder Maschine zu bilden, und machen andere kostbare Werke entbehrlich. Auch ist es besonders zu loben, daß der Vf. die ältern Verbandarten nicht unberührt gelassen hat, denn unter diesen ist noch manche sehr brauchbar, oder leitet doch leicht auf eine Verbesserung. Für den Lehrling ist es aber auch deshalb wichtig, die ältern Verbände nicht zu vernachlässigen, weil sie am meisten Geschicklichkeit in ihrer Anlegung erfordern, und Fertigkeit im Bandagiren verschaffen.

Uebrigens kann Rec. unter mehreren gut gearbeiteten Abschnitten vorzüglich das Kapitel über die Verbände bey Knochenbrüchen empfehlen, welches sich durch Vollständigkeit der Behandlung und gute Kritik des Vfs. hervorhebt.

D. L. B.

1) PIRNA, B. Frieser: *Die sichersten Mittel, sich von Krämpfen zu befreien*. Für Aerzte und Nichtärzte durchaus umgearbeitet von D. G. W. Becker, pr. A. z. Leipzig. Ohne Jahrz. VIII u. 120 S. kl. 8. (12 gr.)

2) Ebendasselbst: *Husten und Schnupfen*. Ein guter Rath an meine Mitbürger u. s. w. von D. Becker, in Leipzig. Ohne Jahrz. IV u. 140 S. kl. 8. (12 gr.)

Hr. Becker, ein angehender, aber allezeit fertiger, Schriftsteller übernahm, auf Begehren des Verlegers, im



in Nr. 1 die Umarbeitung einer höchst erbärmlichen Ephemere, wie er sie selbst nennt, die unter gleichem Titel ein Jahr früher bey demselben Verleger erschienen war, und keine Käufer fand. In der Vorrede meint er, Aerzte würden nichts daraus lernen, sie stehen nur mit auf dem Titel, damit sie das Schriftchen kennen lernen, und ihren Kranken empfehlen möchten. Bey dieser Gelegenheit empfiehlt der Vf. gleich drey andere Schriften von sich dem kauflustigen Publicum; auch bietet er auswärtigen Kranken seine Bereitwilligkeit an, mit ihnen durch frankirte Briefe zu correspondiren. Wir können von der Schrift selbst nichts weiter sagen, als dafs auch sie eine gar sehr erbärmliche Fingerarbeit ist, welche Krampfpatienten, wie dem Rec. schon in zwey Fällen vorgekommen ist, unwillig aus der Hand legen werden, weil sie den theoretischen Galimathias bis S. 30 nicht verstehen, und aus den Vorschriften nichts nehmen können. Alles scheint ohne die geringste Ueberlegung eines Plans hingeschrieben zu seyn, so wie sich die Ideen über diesen Gegenstand dem Vf. zufällig aufdrängten. Die Hauptidee ist jedoch: Krämpfe entstehen von zu sehr verminderten Reizen und die Heilung erfordere daher Vermehrung derselben. Krämpfe von zu starken Reizen oder sthenische werden auf einer Seite abgefertigt, und örtliche Veranlassungen werden nur beyläufig ein paar mal erwähnt. Die einseitige Theorie der Krämpfe ist so verworren aufgestellt, dafs auch kein Arzt aus dieser Schrift sie kennen lernen würde. Wie elend daher die Vorschriften der Behandlung seyn müssen, leuchtet von selbst ein.

Auch Nr. 2, von demselben schreibellustigen Vf., entspricht dem Zwecke nicht. Husten, Schnupfen werden nebst dem sie begleitenden Fieber von unterdrückter Ausdünstung abgeleitet, welche reizend wirken; und gleichwohl werden an mehrern Stellen gewisse Erscheinungen dieser Krankheit nach der Erregungstheorie erklärt, und auch manche Maximen der Behandlung daher entlehnt, was der ersten Vorstellung widerspricht. Man solle z. B. zu Vermeidung der Katarrhe bey kalter Luft das *Minus* des Reizes der Kälte durch reizendere Nahrung oder Getränke ersetzen; — der Katarrh sey von verschiedener Beschaffenheit, je nachdem er von der Kälte allein oder von der scharfen, bey Ost- und Nord-Winde stattfindenden, mit Sauerstoffgas überladenen, Luft entstehe,

denn die letztere reitze zu stark u. s. w. Eine Volksbelehrung über die Katarrhalbeschwerden könnte wohl guten Nutzen stiften, wenn der Laie auf eine falsche Art von der eigentlichen Beschaffenheit derselben, von der damit verbundenen Gefahr unter gewissen Umständen, von dem diätetischen Verhalten dabey, und vorzüglich darüber belehrt würde, dafs Katarrhe sehr oft gar nicht Hauptkrankheit, sondern Begleiter und Zufälle anderer theils Fieberkrankheiten, theils örtlicher Leiden sowohl der Brust als auch entfernter Organe besonders des Unterleibs seyen. Denn das meiste Unheil, welches katarrhalische Beschwerden stiften, hat gewifs seinen Grund darin, dafs symptomatische Katarrhe für idiopathische genommen, und grosse zum Grunde liegende Krankheiten dadurch vernachlässigt werden. Davon erfährt man aber hier kein Wort, sondern nur das alltäglichste, und die jedem Laien längst bekannten Hausmittel gegen diese Beschwerden, die Gefahr der Katarrhe wird überdies mit den grellsten Farben geschildert, dafs man sie für die tödtlichste Krankheit halten möchte. Einige nicht ganz gewöhnliche Mittel, die der Vf. noch als souverain empfiehlt, können leicht grossen Schaden stiften, z. B. das warme Bad bey jedem angehenden Katarrh oder auch spanische Fliegen bey Husten und Ophthalmie. Kopfschmerz beyin Schnupfen entstehe von Stockung des Schleims in den Stirnhöhlen, der Kranke solle dagegen Zuckerpulver schnupfen, und Dämpfe von Flieder in Wasser und Essig gekocht einziehen; (wenn nun aber der Kopfschmerz von einer nervösen oder auch entzündlichen Beschaffenheit des Fiebers abhänge?) bey der Bräune solle man wie bey Schnupfen erweichende und reizende Dämpfe, spanische Fliegen u. s. w. anwenden, und wenn diese nicht in 12 Stunden einige Linderung schaffen, solle man einen Arzt holen, weil dann oft ein Scharlachfieber zu erwarten sey; (wenn aber eine Entzündung des Luftröhrenkopfs zum Grunde läge, so würden diese 12 Stunden schon ein gefährlicher Zeitverlust seyn.) Bey drohender Schwindfucht müsse der Kranke täglich eine Abkochung von wenigstens 4—6 Loth des isländischen Mooses trinken! Genug Beweise, dafs das ganze Buch weder für Aerzte noch für Laien einigen Nutzen haben kann.

N. W.

### KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Leipzig, b. Baumgärtner: *William Turnbull's*, Mitglieds der medic. Gesellschaft zu London, des chirurg. Collegiums, und Wundarztes der Gesellschaft, *Zur Heilung und Unterstützung armer Bruchpatienten, allgemeine Regeln und Vorschriften, deren genaueste Befolgung für Bruchpatienten beiderley Geschlechts sehr nützlich und zweckmässig seyn wird.* Mit einer Beschreibung des sogenannten Astervorfalls, in welcher diese Krankheit ihrem Charakter und ihren Ursachen nach mit Angabe der wichtigsten Rücksichten bey der Behandlung derselben genau beschrieben ist. Nach der sechsten mit Zusätzen vermehrten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt. (Ohne Jahrzahl.) 69 S. kl. 8. (8 gr.) Die Abtlich dieser kleinen Schrift war

wohl nicht blofs, Kranken, die an Brüchen oder Astervorfällen leiden, die ihnen nöthigen Vorschriften mitzutheilen, sondern zugleich auch, die im J. 1796 gestiftete Gesellschaft zur Unterstützung der mit Brüchen behafteten Personen, bekannt zu machen. Die hier mitgetheilten Regeln und Vorschriften, sind im Ganzen genommen sehr deutlich und zweckmässig, und dienen nicht so sehr zum Selbstheilen, als vielmehr, die Kranken von der Wichtigkeit ihres Uebels, und der durchaus nothwendigen Hülfe eines geschickten Wundarztes zu überzeugen, und in dieser Rücksicht glauben wir die Schrift bestens empfehlen zu dürfen.

M. H.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 M Ä R Z , 1 8 0 4 .

## PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Martini: *Neues Museum der Philosophie und Literatur*, herausgegeben von Friedrich Boutherweck. Ersten Bandes erstes und zweytes Heft. 1803. 168 u. 155 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Seit einigen Jahren vertauschte Hr. B. das Gebiet der Poesie, auf welchem er seine früheren Ausflüge vollbrachte, mit dem der Philosophie. Er gab seiner Muse, voll Unzufriedenheit mit ihr, aus seinem neuen Himmel der Philosophie, öffentlich, im Hamburger unpartheyischen Correspondenten, den Abschied. Wiefern dieß ein heroischer Entschluß an sich selbst geübter Gerechtigkeit war, mögen Andere entscheiden: Rec. hat zu Hn. B., in Absicht der von ihm ergriffenen Parthie der Philosophie, das Zutrauen, daß ihm, nach den ersten glücklichen Dienstjahren der Hoffnung, so wie nach vorübergegangenem Rauch der ersten Flitterwochen, über seine neue Liebe die noch geblendeten Augen geöffnet werden dürften. Dann erwartet er von Hn. B., daß ihm „die Vernunft, was freylich gelernt seyn „will, mehr gelten werde, als sein System.“ Jetzt schwebt er noch zu glücklich in dem Wonnemeer entzückter Liebe, als daß Rec. sich versucht fühlen könnte, ihn selbst von den Täuschungen derselben zu überzeugen; er überläßt diese Ueberzeugung der wahrheitsfähigen Gemüther von Irrthümern einzig sanft loswindenden, Zeit, und glaubt, daß, ohne Mitwirkung derselben, er auch durch seine für jeden Andern einleuchtenden Gründe nichts bey Hn. B. ausrichten werde. Alles, was Rec. über vorliegende Zeitschrift, die erste Frucht der neuen Liebe des Hn. B., zu sagen hat, soll daher nur ein unpartheyischer und mit Gründen belegter Bericht *sine ira et studio, quorum causas procul habet*, an das unbefangene Urtheil des Publicums seyn. Aber er protestirt im voraus, als käme sein Urtheil aus einem „geschlossenen Schulstaar“, der für ihn nur in Hn. B's. Scharfsinn existirt.

Nach der eigenen Ankündigung des Vfs. in der Einleitung zum ersten Heft soll das neue Museum der Philosophie und Literatur hauptsächlich zur Verdeutlichung seines Systems der „Apodiktik“ dienen, und die Ausführung in diesen beiden ersten Heften bestätigt dieß. Ehe Rec. zu den hieher gehörigen (zum Theil noch unvollendeten) Hauptabhandlungen übergeht, verdient der Plan überhaupt, ein Journal

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

zur Verdeutlichung irgend eines wissenschaftlichen Systems zu errichten, eine ernsthafte Erwägung. Journale sind dazu da, nicht die Ideen ganzer Wissenschaften zu entwickeln, und große wissenschaftliche Werke zu erläutern: dazu fehlt es ihnen schon an Umfang. Es können daher in Hinsicht solcher Gegenstände nur zerstückelte Abhandlungen in jedes Heft aufgenommen werden, gerade wie es in den beiden vorliegenden Stücken dieses neuen Museums der Fall ist: und die vorgesetzte Absicht der Verdeutlichung eines derselben bedürftigen Systems wird durch solche unvollständige Bruchstücke nicht erreicht. Aber es widerspricht auch dem Begriffe eines Journals. In ein solches passen nur einzelne Gegenstände, die sich darin erschöpfen lassen. Von der Art sind die philosophischen Abhandlungen, die Kant in die Berliner Monatschrift einrücken ließ. Einige derselben hatten — was sie für ein Journal doppelt eignete — noch dazu ein besonderes Interesse der Zeit. Hr. B. hätte darauf noch besondere Rücksicht nehmen sollen, da sein neues philosophisches Journal, ausser den wissenschaftlichen Forschern, auch auf ein Publicum der gebildeten Welt Anspruch macht. Für ein solches eignet sich nur die Abhandlung: *Die goldenen Jahrhunderte* im zweyten Stück. Doch, auch abgesehen von der Idee eines Journals, und eines in derselben Zeitschrift (!) für die wissenschaftliche und für die bloß gebildete Welt bestimmten Journals, kann Rec. die durch das neue Museum der Philosophie bezweckte Verdeutlichung der *Apodiktik* nicht begreifen. Schon das Bedürfnis einer solchen Verdeutlichung kann für kein gutes Anzeichen gelten. Es beweist doch immer, daß der Urheber eines ihrer bedürftigen Systems, um die Aufmerksamkeit der Welt mittelst derselben darauf zu heften, sich der für die Gegenstände derselben empfänglichen Geister nicht zu bemächtigen gewußt habe, daß sie von seinem Geiste in Nichts ergriffen wurden. Denn daß keine Schuld deshalb dem Zeitalter zur Last fällt, zeigt die Empfänglichkeit desselben für die Erfindungen anderer Denker, die auf den Geist des Zeitalters mächtig wirkten. So wenig das Aufsehen, das eine Lehre macht, ihre Wahrheit nothwendig beurkundet, so erwächst gegen eine solche doch immer ein starker Verdacht, wenn sie gar Niemanden für sich gewinnen kann. Kant, Jacobi, Reinhold, Fichte, Schelling: sie alle brachten Wirkungen auf ihr Zeitalter hervor, wodurch es sich für sie interessirte, und die Hr. B. seinem System der *Apodiktik* wohl freylich wünschen mag, die

er aber schwerlich durch einzelne, noch dazu unvollendete, Abhandlungen in einem neuetablierten Journal erreicht. Wäre die *Apodiktik* des Herausgebers des neuen Museums der Philosophie das, was er durch sie beabsichtigte: so müßte ihre Verdeutlichung durch Abhandlungen, wie die im ersten Heft *Was heisst Denken?* schon überflüssig machen; denn diese Abhandlung befaßt gerade einen der Hauptgegenstände eines philosophischen Systems. Indess könnte dies in der *Apodiktik* nur Fehler eines noch nicht genug gereiften Systems seyn (aber dann müßte sie umgearbeitet werden, nicht ein neues philosophisches Journal sich hergeben, um ihr aufzuhelfen): sprächen nur nicht die diesem Theile der *Apodiktik* im neuen Museum der Philosophie entsprechenden Philosophie sich selbst dieses Urtheil. Mit einem Wort: was in der Wirkung (der *Apodiktik* auf die Welt) am Tage liegt, läßt sich auch in der Ursache nachweisen.

Die Abhandlungen im gegenwärtigen Museum, welche sich auf Hn. B's. System beziehen, verkündigen überhaupt einen nicht genug gereiften philosophischen Geist; bey dem der Fehler in der Anlage sitzt. Ueberall zeigt sich in ihnen eine schielende philosophische Halbheit. Es wird darin über Vieles — Rec. will nicht eben sagen auf Gerathewohl — „hin und her philosophirt“; wiewohl Hr. B., omnis genug, von diesem, gerade den philosophischen Abhandlungen seines Museums anhaftenden, Fehler mit vornehmer Miene in der, das Ganze einleitenden, Ankündigung spricht. Seine, oft durch Analogieen und Bilder ersetzten, Gedanken haben keine Klarheit, die Begriffe keine Bestimmtheit, das spruchartige Raisonnement gewährt keinen natürlichen Zusammenhang, keine erleuchtende Uebersicht, und das Ganze geht nicht aus der ursprünglichen Einheit einer durchgängig bestimmten und durch ihren Gegenstand, den menschlichen Geist, gerechtfertigten Idee als Wissenschaft hervor. *Kantische, Jacobische, Fichtesche* und *Schellingsche* Ideen, durch das Medium der B'schen Vorstellungsweise vorgeführt, und mit dessen eigenen Combinationen vermischt, drängen sich in bunter Mischung; und das sonderbarste ist, daß der Vf. gegen alle diese Denker mit eingebildeter Ueberlegenheit zu Felde zieht, *Jacobi* allein ausgenommen, den Er (welcher die Vernunft, nach der ihm eignen Ansicht, von den Aufsendungen bekommt, und den Geist als Sklaven, in seinem sogenannten Ergeben an die Natur, der Materie unterwirft) für einen steifen Realisten hält. Unter solchen Umständen erweckt, über der Lectüre dieser Abhandlungen, Hn. B's. in der That nicht artige, unaufhörliche Streitsucht ein nur um so widrigeres Gefühl. Auch die Abhandlung: *Von der Naturphilosophie* hätte ohne *Schelling*, wie Hr. B. selbst gesteht, nicht ihr Daseyn. Dies soll derselben ihren secundären Werth nicht schmälern; nur muß Hr. B. nicht etwas Großes gethan zu haben glauben, daß er Erscheinungen der Natur in Kunstwörtern der *Apodiktik*, wie „der virtuellen Endlichkeit“ u. a. nachkünstelt. Er nennt

sein System der *Apodiktik* das des *Virtualismus*, und befolgt in der Naturphilosophie mit *Kant* und *Schelling* das *dynamische* System; aber sein Ideengang ist unbefschreiblich ermüdend und matt. — Alle diese einzelnen Urtheile durch Stellen zu belegen, wäre des Aufwandes von Mühe und Papier nicht werth, zumal da oft, wenn solche Stellen beweisend seyn sollten — wie z. B. Stellen zum Beleg über den Eindruck des B'schen Ideengangs — ganze Seiten abgeschrieben werden müßten: genug, daß sie sich durch die Lectüre, an der es jedem sie zu erproben frey steht, selbst bewähren; denn sie sind nur das raisonnirte Resultat des von Hn. B's. Aufsätzen empfangenen Eindrucks. Aber wir wollen darum die Beweise nicht überhaupt schuldig bleiben, in Absicht dessen, was auf (objectiven) Begriffen beruht.

Rec. hält sich in den Belegen zu seinen Urtheilen zugleich an Hauptpunkte des in diesem Museum erläuterten Systems. In der Abhandlung des ersten Hefts: *Was heisst Denken?* bestimmt Hr. B. zuvörderst Denken in transcendentaler Bedeutung als *Frey seyn* (S. 52) und folgert daraus (S. 56) „die Aufmerksamkeit als *positive* Determination hat ein *reinspeculatives* Ziel und ist doch *praktischen* Ursprungs.“ Diese Bestimmung seines Systems sogleich am Eingange seiner Philosophie durch die Idee der Freyheit hat Hr. B. von *Fichte* entlehnt, der diese Idee bekanntlich zuerst ausdrücklich an die Spitze auch der theoretischen Philosophie stellte. Man erinnert sich der ausführlichen Verhandlungen *Fichte's* hierüber im philosophischen Journal. — Nur paßt sie in *Fichte's* System des Idealismus ungleich glücklicher, als in B's. raisonnirende Sinnenlehre. Gleichwohl lieft Hr. B. für dieses, von ihm nachgemachte, Verfahren (wie er es anderwärts im gleichen Fall häufig mit *Kant* und *Schelling* thut) an mehreren Stellen (St. I. S. 55 und 61, St. II, S. 32) seinem Vorgänger *Fichte* recht eigentlich den Text. Einen seltsamen Contrast mit dieser Herübernahme des Freyheitsbegriffs in die theoretische Philosophie macht die Bestimmung desselben, von Hn. B., der die Freyheit überhaupt nur im Conflict mit der *objectiven* Nothwendigkeit anerkennt (St. II, S. 29). — Eben so ist B's. Ansicht, alle Begriffe (St. I, S. 57) und *Naturerscheinungen* (St. I, S. 106) aus einem Conflict zweyer einander entgegenwirkenden Principien zu erklären, nur *Kants* metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft und *Schellings* Naturphilosophie nachgeahmt; aber Hr. B. treibt damit ein seltsames Spiel. Damit construirt er sich (St. I, S. 61) die entgegengesetzten Ideen der Nothwendigkeit und Freyheit, (St. I, S. 60) der Natur und Vernunft, (St. II, S. 43) der Realität und Idealität, (St. I, S. 57) des Bewusstseyns, das nach Hn. B. (St. II, S. 50) „zuerst ein „Conflict der *Subjectivität* und *Objectivität* und dann „wieder der verbundnen Natur dieser entgegengesetzten Kräfte mit der einfachen Identität ist.“ In der letztern Bestimmung (des Bewusstseyns) an der nachgewiesenen Stelle sieht man sogleich, wie Hr. B. die Bestimmungen von *Schellings* Identitätssystem

in seinen Virtualismus (raisonnirenden physischen Lebensprocess) gern übertragen möchte (wofür er auch Schelling St. II, S. 24. 26 wie oben Fichten sein bescheidnes Lob nicht ver sagt; und zugleich, wie schlecht ihm die Originalität gelingt, wenn er die Objectivität und Subjectivität verbunden, mit der einfachen Identität im Conflict seyn läßt. Wie weit consequenter bey Schelling, wo sie, ohne Conflict auf dem Standpunct der Identität, mit ihr Eins ausmachen, und nur ausser diesem höchsten Standpunct sich doppelt reflectiren. Also wären, um ein populäres Beyspiel zu geben, der vereinte Geist und Körper des Hn. B. mit Hn. B. als einem von Hn. B. verschiedenen, ja wie Hr. B. (St. I, S. 57) ausdrücklich lehrt, Hn. B. *contradictorisch entgegenwirkenden Princip, im Conflict?* Und das Alles noch obendrein *im Bewusstseyn?* Ueberall steht dieses sein erleuchtetes Bewusstseyn Hn. B., selbst bey den tiefsten und schwersten metaphysischen Problemen (St. II, S. 4), vor den Rifs. Nur wo es die „*Apodiktik*“ nicht brauchen kann, bleibt es (wie St. I, S. 65. 66) auf Hn. B's. Commandowort stumm. Da wirft er sich mit Eins, skeptisch in die Brust, und behauptet *à la Humé*, man gebe ihm hier, wo es in allen Sprachen, nur bey Hn. B. nicht, spricht, eine Sprache, „weil es so üblich ist.“ Hier hat der babylonische Thurmbau des Hn. B. alle Sprachen verwirrt, da er sich zu seinen Philosophemen sonst ohne Weiteres ein Bewusstseyn schafft. Doch man hätte es — lehrte nicht Hn. B's. Beyspiel das Gegentheil — längst verschollen glauben sollen, das ganze Spiel mit dem Bewusstseyn. Es kam, wie so manches Andere in Hn. B's. Philosophemen (z. B. die alte, schon von Kant gezeigte Wahrheit, die Reinhold in den *Beyträgen zur kritischen Philosophie* und im *Fundament des philosophischen Wissens* nicht weitläufiger, als jetzo noch Hr. B. St. I, S. 44 u. ff. man weiß nicht *wem* mehr, vorträgt: nicht von ihm, als ein neuer Irrthum: es ist das alte Irrlicht der Reinhold'schen Theorie des Vorstellungsvermögens, welche die ganze Philosophie auf das Bewusstseyn baute, und von dem sich der scharfsinnige Reinhold längst losmachte. Hr. B., der kein System aus sich selbst kennt und rein aufzufassen weiß, zieht aber auch Kant in dieses Spiel hinein (St. I, S. 11), und erweist ihm (St. II, S. 9) sogar die unerwartete Ehre, zu behaupten, „es habe Kant das Bewusstseyn systematisch auszunehmen versucht.“ Daran ist kein wahres Wort! Mit Recht hielt der Vf. der Theorie des Vorstellungsvermögens sie für neu; auch ward das Recht der Erfindung ihm von Niemandem, wohl aber ihre Realität, und zwar von Kant selbst, stillschweigend, streitig gemacht. Ein Denken in dieser Manier nennt Hr. B. (St. I, S. 42. 43) selbst nur einen *Kinderbegriff*. Wie konnt' er nun Kant in seine Kinderphilosophie verwickeln? Kant's Werke wenigstens enthalten zu einer solchen Verbrüderung keinen Grund. Ueberall ist in dessen Schriften das Bewusstseyn nur *Bedingung* der Erkenntniß ursprünglicher Thatfachen, nicht realer Erkenntnißgrund. Doch Kant — dessen Philosophie

Hr. B. eben so wenig, als oben Hn. Schellings Identitätssystem gefaßt hat — muß sich mehrere solche, auf totaler Unbekanntschaft mit dem Buchstaben und Geist der kritischen Philosophie beruhende Vorwürfe von Hn. B. machen lassen (St. I, S. 46. 48. 59; St. II, S. 12—16). Eine Probe — der Sitz aller übrigen Mißgriffe — ist schon mehr als genug. Kant soll sowohl das Gemüth als die Aufsendinge isoliren; er, der selbst in der Kritik der reinen Vernunft davon warnt, die Bestandtheile der Erkenntniß im Gemüth nicht so getrennt zu glauben, als er sie, zum Behuf der Speculation, um das Eigenthümliche eines jeden Bestandtheils zu erforschen, trennen müsse! Sonach müßte auch der Chemiker, weil die in der Natur verbundenen Stoffe, z. B. in den chemischen Processen des Luftkreises, unstreitig ganz anders, als im todtten Scheidungsprocess, auf der Folter der chemischen Versuche, sich wirksam zeigen, seine Instrumente nur wegwerfen. Dafs Kant bey seinem Philosophiren die menschliche Natur nicht als ein *caput mortuum* anfaß, zeigt eine merkwürdige Stelle desselben: (*Verm. Schr.*, B. III, S. 311) wo er den Philosophen „als Metaphysiker, nicht als Logiker darstellt, d. i. Zergliederer aller Erkenntniß in ihre „Elemente, und als Vernunftkünstler, sie wieder „daraus zusammenzusetzen.“ Hn. B. ist die Mehrheit der Geisteskräfte ein Scandal: die Mehrheit der Körperkräfte (der mechanischen, chemischen und der sie bindenden Lebenskraft) in einer und derselben Organisation dürfte es ihm also wohl auch werden. Scandal ist ihm die (mit realer Trennung verwechselte) Einteilung der Philosophie in theoretische und praktische, die er doch, inconsequent genug, selbst befolgt. Ihm, der mit selbstgemachten Begriffen spielt, ist es Scandal, dafs Kant auf den *Ursprung* und die *Gültigkeit* aller Begriffe in seiner Ansicht der Philosophie zurückgeht (St. I, S. 60), die Bedingungen aller Erkenntniß in sich selbst, vor allem Ausgehn auf Erkenntniße, aufsucht. Und so schilt Hr. B. (St. I, S. 61. St. II, S. 12. 13), mit Scylla und Charybdis freygebig, auf ein Kantisches und Fichtesches Vorurtheil der Subjectivität; beide Systeme (freylich keine Sinnenlehren), die sich zu keinem objectiven Grunde erheben, müßten sonach reiner Skepticismus seyn. Zuförderst fragt hier Rec., wie denn diese Beschuldigung, reiner Skepticismus, zu seyn, in Absicht auf Kants Philosophie, mit dem Kant oben (freylich fälschlich, wie wir gesehen haben) ertheilten Lobe übereinstimme, dafs er das Bewusstseyn ausgemeißelt habe? — Dann fragt Rec.: muß denn eine Philosophie, wie Kants und Fichte's System, welche nicht über ihre Vorstellungen von den Dingen, aus sich herausgehen zu können glaubt, darum Skepticismus seyn? Selbst der gemeinste Verstand glaubt nicht die Dinge, nur die Vorstellung der Dinge in sich zu tragen. Um sich eine Philosophie der Eindrücke zu weben, muß sich Hr. B. die Dinge auf die gemeinste Weise in sein Gemüth wie Wasser eindringend denken; er, der vor der gemeinen Seelenlehre einen so souveränen Abscheu hegt.

— — Aber

— Aber da würde ihn die kritische Philosophie, ohne Skepticismus zu seyn (*Fichte'n* diese Beschuldigung zu machen, ging, wie Hr. B. doch fühlte, nun schon nicht), leicht seines Irrthums überführen; sie würde ihm zeigen, daß er mit aller Anstrengung und allen fünf Sinnen nicht über seine Vorstellungen von den Dingen zu den Dingen durchdringt; würde ihm zeigen, daß der Denker das Daseyn der Dinge mit dem Geiste (Verstande), nicht mit den Sinnen (durch Befehn, Begreifen, Befühlen) zu begreifen sucht. Vor dem Vorwurf des Skepticismus würde sie sich dadurch verwahren, daß sie die Beziehung der Empfindung auf ein, in der Empfindung und Anschauung nicht vorkommendes, Object nach Gesetzen des Geistes rechtfertigte, daß sie sich auf die Feuerprobe, beriefe, die Objecte ihrer Empfindung und Wahrnehmung in einem Context der Erfahrung (der gesammten Gegenstände seiner Empfindung) festzuhalten. Wodurch anders unterscheidet Hr. B. Wirk-

lichkeit und Traum, als daß es ihm möglich ist, im wachen Zustande, aber nicht im Traum, seine Vorstellungen mit dem Context der Erfahrung in Einklang zu bringen; sie darin zu erproben und zu sehn? Hier hätte er sich *Jacobi's* erinnern sollen, der darin sehr tief sah, daß er eine Demonstration der äußeren Gegenstände für unmöglich hielt. Nur die Einsicht dieser Unmöglichkeit rechtfertigt die Annahme seines Naturglaubens an sie. Eben darin zeigte sich *Kant*, der dieselbe Unmöglichkeit einfah, als wahrer Philosoph, daß er nicht, wie in einer gemeinen Sinnenlehre, die Dinge auf den Menschen eindringend annahm, und ihre Erkenntniß doch auf dem einzigen philosophischen Wege, durch Angabe ihrer Bedingungen, rechtfertigte, aber nicht, wie Hr. B., durch Berufung auf den (mit materialistischen Vorstellungen verwirrten) bloßen Naturinstinct.

(Der Beschlus folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**SCHÖNE KÜNSTE.** Paris, b. Errard: *Six Romances avec Accompagnement de Forte-Piano ou Harpe, composées par J. F. Reichardt.* 11 S. Fol. (5 Liv.) Von diesen Romanzen, die in dem verwichenen Jahre zum ersten Male zu Paris gestochen worden, hat nicht allein *Menzel* zu Gera einen Nachschick, sondern auch *Hellstab* zu Berlin einen Nachdruck ohne Wissen und Einwilligung des Vf's. veranstaltet, und zwar der letzte mit dem eigenmächtigen ungegründeten Zusatz: *composées pour Madame Bonaparte*, und mit der für den Vf. unanständigen Aeußerung begleitet, daß diese Romanzen auch einzeln, Stück vor Stück für zwey Groschen, zu haben wären. Der Vf. ist gegen diesen unerlaubten, ohne alle Anfrage unter seinen Augen veranstalteten, Nachdruck in öffentlichen Blättern laut geworden, um bekannt zu machen, daß keine einzige Romanze dieser Sammlung für Madame Bonaparte, sondern alle für eine preussische Prinzessin, schon vor einigen Jahren, von ihm componirt worden sind. Auch hat er selbst (und zwar im ersten Intelligenzblatte zu der diesjährigen A. Musikal. Zeitung) eine Sammlung von Romanzen und Elegieen angekündigt, die er wirklich bey seinem letzten Aufenthalte zu Paris für Madame Louis Bonaparte componirt hat. —

Die angezeigten sechs Romanzen sind ein schätzbarer Beytrag zu den wenig guten Kunstwerken dieser Gattung, die über französische Texte das deutsche Publicum besitzt. Weil der Vf. sich schon längst durch mehrere Sammlungen deutscher Lieder auch in dieser am Umfange kleinern Gattung der Gesangstücke zu einem der wenigen Lieblingstonsetzer des Publicums erhoben hat, und weil alle frühern Sammlungen desselben durch richtigen und sich genau an den Text anschmiegenden Ausdruck, durch gute Declamation und richtige Accentuation sich auszeichnen: so wäre es überflüssig, von der vorliegenden Sammlung überhaupt mehr zu sagen, als daß sie keiner der vorhergehenden dieses Vf's. nachstehe. Vorzüglich hat Rec. die letzte Romanze gefallen, in welcher, bey der Grundlage der weichen Tonart, durch die Wahl der Rhythmen von fünf Takten, dem Ganzen eine besondere Innigkeit erteilt worden ist.

Weil der Charakter dieser Gattung der Gesänge sowohl überhaupt, als auch deshalb besonders, daß sie kein sehr hervorstechendes Accompagnement vertragen, eine gewisse Zartheit der Behandlung erfordert, und eben deswegen in denselben jede kleine Unvollkommenheit und jede Härte und Unebenheit weit mehr hervorsticht, als in Sätzen von weniger sanftem Charakter, und in solchen, die eine stärkere Begleitung zulassen: so hätte Rec. gewünscht, daß der Vf. in der ersten Romanze die drey unmittelbar auf einander folgenden Absätze auf der Grundlage der Dominante, die sich in der ersten Hälfte derselben befinden, und die merkliche Härte vermieden hätte, die im 9ten Tacte der sprungweis gebrauchte Ton *cis* in der Melodie, bey der Grundlage des Septimenaccordes *h dis fis a*, verursacht. Auch die dritte Romanze scheint dem Rec. dadurch etwas von ihrer Wirkung zu verlieren, daß alle Absätze und Einschnitte auf der Dominante des Grundtones gemacht worden sind.

In der Originalausgabe dieser Romanzen haben sich einige grobe Druckfehler eingeschlichen, die nicht in allen Exemplaren mit der Feder verbessert worden sind. Ob die beiden unmittelbar und in gerader Bewegung auf einander folgenden Octaven und Quinten bey einer und ebender selben Fortschreitung, die sich in der ersten Romanze zu Ende des 3ten und zu Anfange des 4ten Tactes finden (so wie auch einige andere, obgleich minder auffallende Nachlässigkeiten dieser Art), unter diese Druckfehler gehören, oder ob sie von dem Vf. absichtlich gesetzt worden sind, kann Rec. nicht entscheiden. So viel gesteht er, daß sie seinem Gefühle gerade hier um so anstößiger waren, je mehr die Melodie sich durch Naivetät, und die Begleitung durch zweckmäßige Simplizität hervorheben.

Ohne Zweifel werden alle Liebhaber französischer Gesänge der obengedachten von dem Vf. angekündigten Sammlung, eben so verlangend, als Rec., entgegen sehen.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 M Ä R Z , 1 8 0 4 .

## PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Martini: *Neues Museum der Philosophie und Literatur*, herausgegeben von Friedrich Boutherweck. Ersten Bandes erstes und zweytes Heft etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Mit einem Wort: Hr. B., unfähig die Gegenstände selbst zu ergreifen und aus der Vernunft unmittelbar zu schöpfen, borgt bey jedem Denker die Rinde herum, während er (zu Verdeckung seiner Abhängigkeit?) auf jeden schilt, und sieht Alles in einem falschen Licht. Er wollte unstreitig durch die *Apodiktik* ein System der Wechselwirkung errichten, gerieth aber bey der Ausführung in die seltsamste Logomachie. Wundersam nehmen sich die Resultate anderer Denker, die in B's Systeme überall, stillschweigend, auftreten, in der neuen Verkleidung aus. Sein Resultat von speculativer Befriedigung der Vernunft und Ergebung an die Natur ist das der Kantischen Kritik. Aber wie lichterhell führt diese und auf einem wie weit rationelleren Wege, gegen Hn. B., zu diesem Resultat! Dasselbe ist mit der Lehre vom praktischen Glauben, wie so vielem Andern, der Fall. In der Deduction des *Idealobjects des vernünftigen Verlangens* im 2 Heft wollte Hr. B. das Unendliche darstellen; allein eine seltsamere Mischung der heterogensten Vorstellungen lässt sich kaum denken. *Fichte's* Aufsatz über die moralische Weltordnung im philosophischen Journal, *Schellings* Ideen vom Unendlichen und noch dazu *Kants* Resultate der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft nehmen sich darin, gestaltlos, wie die Dinge im Hexenkessel des Shakespearischen Macbeth, aus. Sie bey Hn. B. zu lesen, ist eine wahre Pein. Natürlich! sie gingen nicht aus ursprünglichem, freyem Geiste; sie gingen aus mühseliger, originell seyn wollender Nachdenkerei hervor. Hier hätt' es wohl einiger Aufklärung des Bewusstseyns bedurft.

Jetzt nur noch ein Beyspiel der eigenen Vorstellungen des Hn. B. Die Vernunft, in Hn. B's System das kahle Ding, (von Ideen weiß sie nichts) „ist nur das reine Princip des Nichts (St. I. S. 68)“. Nun war, nach der oben angeführten Stelle d. n. *Mus. d. Phil.* das Bewusstseyn ein Conflict der Natur und Vernunft; also, nach der hier gegebenen Definition von Vernunft, ein Conflict des Etwas mit dem Nichts! „Ein Kind der Natur (sagt Hr. B. St. I. S. 66) und

*J. A. L. Z. 1804. Erster Band.*

nichts mehr ist der Mensch, so weit er sein Daseyn begreift.“ Gerade das Gegentheil. So weit der Mensch sein Daseyn begreift, erhebt er sich über die Natur, begreift er es nur durch die Vernunft. Aber Hr. B. sah mit seiner Behauptung wahrscheinlich auf das Resultat seiner, Kant nachgeahmten, speculativen Befriedigung in der theoretischen Philosophie hinaus; und doch haben diese beiden Dinge nichts mit einander gemein. Zum Beschluss dieser Würdigung des speculativen Geistes des Hn. B. stehe noch das Resultat von dessen neuer Theorie des Denkens (St. I. S. 69): „Indem wir *erstens* das Denken vom Daseyn apodiktisch scheiden“ (und doch tadelte Hr. B. St. I. S. 61 Kants erst da auf sich stützende Unterscheidung zwischen Sinnlichkeit und Verstand) „und *zweytens* alles erkennbare Daseyn auf Virtualität oder Natur reduciren, halten wir die reine Vernunft als ein *Drittes* zwischen den Objecten und dem erkennenden Subjecte fest.“ (Man erläutere sich dies durch das oben gegebene Beyspiel von Hn. B's Geist und Körper, als noch verschieden von Hn. B.) „Man nenne dieses Dritte, sofern es doch auch *Etwas* seyn „muss“ (noch auf der vorhergehenden Seite, wie im ganzen Aufsatz, war es recht ausdrücklich eingeschärft, *Nichts*), „fürs Erste das Wort Gottes (λογος) „oder wie man will. Wer es nicht zu denken vermag, für den ist das Virtualsystem unzugänglich.“ — Rec. möchte Hn. B. in Absicht seines Virtualismus und der Systeme anderer Philosophen folgende Stelle *Lessings* empfehlen. „Der Begriff“ (sagt Lessing) „ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffs ist das Weib, und die Worte sind die Kinder, welche beide hervorbringen. Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt und immer thut, als ob er den Begriff nicht sähe! oder immer sich einen Schatten von Mißbegriff macht, an welchem er zum Ritter werde.“ In der That, ungeachtet Rec. sich gewöhnt hat, aus Denkern von den verschiedensten Vorstellungen zu lernen, wär' es auch bisweilen nur durch das, was man erst in sie hineinlegt, und so durch sie seine eignen Ideen zu befruchten, oder wenigstens dem Allseitigen mehr zu nähern: so muß er doch gestehn, daß es ihm nur selten möglich war, aus B's speculativen Abhandlungen diesen Vortheil zu ziehn. Der Styl derselben ist gefeilt, aber der Ideengang ist trüg, und die Ideen lassen uninteressirt. Man lebt nicht in den Gegenständen derselben und quält sich, nur zu häufig ohne Erfolg und Ersatz, Hn. B. zu verstehen.

M m m

Ein



Ein weit beyfälligeres Urtheil kann Rec. über Hn. B's populär-philosophische Abhandlungen fällen. Schränkte er sich auf diese ein, und verlasse die speculative Laufbahn, auf der er schwerlich viel Lorbeern einärnten dürfte: so fände er da für sein Talent ein weit angemesseneres Feld. Die drey Selbstgespräche: *Der Mathematiker, der Philosoph und der Dichter*, lassen sich schon ungleich gemüthlicher lesen; nur in dem Selbstgespräch des Philosophen findet man wieder den metaphysicirenden B. Noch mehr Werth hat die (nur gerade auch abgebrochne) Abhandlung: *Idee einer Literatur* im ersten Heft. Immer mehrere Denker führen die Literatur auf die Freyheit alles Wissens nach einer Idee zurück, ohne die es allem historischen Wissen an Licht und Leben gebricht. Hr. B. hat nach seiner Ansicht viel Gutes gesagt, und Rec. hätte die Abhandlung vollendet zu lesen gewünscht, um die organische Einheit, wovon im Aufsatz die Rede war, nicht durch ihn selbst verletzt zu sehn. Aber die Krone aller B'schen Aufsätze in dieser neuen Zeitschrift ist unstreitig der Aufsatz: *Die goldenen Jahrhunderte; ein Fragment zur Philosophie der Geschichte*. Sie ist mit Kenntniß des Menschen und der Culturgeschichte geschrieben; nur giebt sie vielleicht ein etwas zu hastiges Resultat. Sonst zeigt uns hier Hr. B., gegen die edlere Vorwelt, nicht mit Unrecht, als Kinder einer sehr eisernten Zeit. Gleichwohl würde es Veründigung gegen den ewig regen, nie alternden Genius der Menschheit seyn, wenn wir, bey den unstreitig großen Schacken unserer Cultur, unser eigenes Gutes verkennen, und an uns selbst verzweifeln wollten.

Unter den fremden Beyträgen sind von *Blaimon* nachgelassene Ideen, in deren Besitz sich Hr. B. befindet, (nur leider auch abgebrochen und im zweyten Heft nicht fortgesetzt) in dieser Zeitschrift vorgelegt. Den *Aphorismen über das Absolute* von einem Ungenannten, ertheilt Hr. B. ein hohes Lob. Doch befremdet uns dabey, wie Hr. B. dieselben Ideen anderer Philosophen in seinen eigenen speculativen Aufsätzen noch tadeln kann.

E. B. L.

PENIG, b. Dienemann: *Untersuchungen über den Antheil der Einbildungskraft an den Werken der Dicht- und Redekunst*. Ein Beytrag zur Philosophie der Aesthetik von Joh. Gottfr. Sauer, Prediger in Burggruk bey Coburg. 1803. 263 S. 8.

Der Vf. umschreibt in der Vorrede das Thema seiner Schrift mit folgenden Worten: „Was ist das Eigentümliche der dichterischen, und das Eigentümliche der rednerischen Einbildungskraft? Worin unterscheiden sich beide von einander, und wie verhalten sie sich zu einander? Was ist die Ursache dieses Unterschiedes und Verhältnisses? Welchen Antheil hat jene am poetischen, diese am rednerischen Producte? Nach welchen Gesetzen wirken beide in ihrer Sphäre?“ Die Lösung dieser Aufgabe fand er

durch die Ideen neuerer Philosophen schon vorbereitet; Seine Resultate stimmen mit den Ansichten neuerer Aesthetiker überein, und sie sind dem Geiste der bessern Kritik unter uns nicht fremd. Aber diese Bemerkung soll dem Vf. das Verdienst, etwas Eigentümliches geleistet zu haben, nicht schmälern, vielmehr seine Schrift als eine solche charakterisiren, die des Zeitpunkts, in welchem sie erscheint, im Ganzen nicht unwürdig ist, und Rec. bezeugt, sie mit Belehrung und Vergnügen gelesen zu haben.

Das Gebiet der Einbildungskraft im menschlichen Gemüthe zu bestimmen und seine Gränze zu ziehen, hat den Philosophen mancherley Schwierigkeit verursacht. Einige wollten daher den beiden Wörtern *Einbildungskraft* und *Phantasie* ihre besondere Bedeutung anweisen; die vornehmere gab man jetzt dem deutschen, ein andermal dem griechischen Namen. Unser Vf. hingegen erklärt das Darstellen solcher Gedankenbilder, die nur nach den Gesetzen der Association entstehen und vergehen, bloß für eine Sache des inneren Sinns. Man sey, bemerkt er, mit dem Vermögen der Einbildungskraft nur zu freigebig, und selbst nicht abgeneigt gewesen, es dem Hunde, der im Schlafe knurrt, beyzulegen. Nach einer Zergliederung dessen, was die Einbildungskraft leiste von S. 15 bis 29, welche wir uns hier zu skeletiren enthalten, erklärt Hr. S. im Sinne des Idealismus, wie diese Kraft aus dem Verhältnisse des Idealen und Realen, der Verknüpfung des Schrankenlosen und Beschränkten im menschlichen Gemüthe hervorgehe. Eigentlich aber vermeidet er das Ansehn, irgend einer Schule anzugehören. Er läßt zwar das unendliche Streben im Realen seine Schranken finden, erklärt sich aber nie darüber, ob diese Schranken ein von uns unabhängiges Daseyn zur Bedingung haben, oder nicht. Genug, wenn die Entgegensetzung und Vereinigung des Unendlichen und Endlichen im Gemüthe selbst kein leerer Gedanke ist. Es kommt aber nicht bloß darauf an, die Einbildungskraft überhaupt, sondern auch die besondere Richtung zu erklären, die sie in dem dichtenden Künstler nimmt, und wodurch sie ihn von jedem andern unterscheidet. Zum Vorgänger in dem Versuche, diese Aufgabe zu beantworten, hat der Vf. Schillers in seinen originalen und tiefgedachten Briefen über die ästhetische Erziehung. Wenn Schiller aus der Wechselwirkung des Triebes zu empfangen und des Triebes zu formen als ein Drittes den Spieltrieb hervorgehen läßt: so ist der Dichtungstrieb unsers Vfs. das Bestreben nach Wiederherstellung des in dem Wirken auf Objecte, wodurch der Geist immer aufs einzelne beschränkt und aus sich selbst herausgeführt wird, gestörten Gleichgewichts. Der Dichtungstrieb thut also dem Geschäftstrieb Einhalt, der die gegebenen Schranken immerfort durchbrechen will; er beharrt bey Gefühl und Anschauung, wofür der geschäftige Mensch sich nicht abnüssigen kann. Weil aber, wie jedem unterer Triebe auch dem Dichtungstrieb die Tendenz zukommen muß, das Vernunftwesen über die Schranken der Endlichkeit hin-



hinwegzubringen (S. 48): so müssen den Dichter seine Gefühle und Anschauungen selbst über sie hinausheben. Es mußten idealische Gefühle und Anschauungen seyn (S. 52) die ihm durch Idealität (in der Idee) über die wirklichen realen Schranken hinüberführen. Der Vf. hätte seiner Deduction für den prüfenden Leser ein Interesse mehr verschafft, wenn er einige Winke beygebracht hätte, wo sie der Schillerischen parallel laufe oder von ihr abweiche, was Rec. hier an seiner Stelle zu thun nicht versuchen kann. Bestimmte Beziehung nimmt er auf Schillers Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, indem er die besondern Arten der poetischen Gefühle und Anschauungen näher charakterisirt. Denn was Schiller unter dem Namen der sentimentalischen Dichtung begreift, soll der Poesie der Gefühle, was er naive Dichtung nennt, der Poesie der Anschauungen entsprechen, zu deren einen oder der andern sich ein Individuum oder Zeitrakter hinneige. Schiller glaubte durch eine dreyfache Tendenz, welche Gedichte von dieser oder jener Gattung annehmen könnten, das Feld der sogenannten sentimentalischen Poesie auszumessen; aber Hr. S. fügt ein neues Glied hinzu; zu der idyllischen, elegischen, satirischen Stimmung des Dichters, eine vierte, welche die Ode oder das sentimentalistische Heldengedicht erzeuge. Wie aus dem gefühlten Bedürfnis nach einer bessern Welt, nach einfacheren unschuldigern Sitten, als der Dichter um sich sieht, die sentimentalische Idylle entsteht: so kann er auch über die im Stande der Cultur entweder in selbst geschaffenen Idealen, oder wo nicht ganz, doch beynahe durch einzige sektene Menschen im Stande der Cultur erreichte Idee der Menschheit begünstigt werden. Uns bleibt es jedoch zweifelhaft, ob sich Hr. S. bey seiner Classification der Gefühle und Anschauungen nicht in etwas mehrerm, als den bloßen Benennungen von Schillern unterseide, und ob er hier nicht überhaupt in ein Mißverständniß verwickelt sey. Sehr gut ist, was der Vf. über die poetischen Anschauungen im Allgemeinen sagt; aber er macht mit seinen Gefühlen und Anschauungen zu viel und zu wenig. Zu viel, indem er, nachdem er Schillers Weg eingeschlagen, was dieser nicht wollte, bestimmte Gattungen poetischer Werke daraus ableitet. Zu wenig, indem er solche Verschiedenheiten der Form, wie die epische und dramatische, nicht daraus erklärt, was man wieder auf dem von ihm eingeschlagenen Wege hätte erwarten können. Doch von diesem Abschnitte des Buchs, der gewissermaßen eine Episode bildet, kommen wir auf den Hauptgegenstand zurück. Der Vf. bemüht sich, wie wir gesehen haben, uns das innere Handeln aufzudecken, das den dichtenden Künstler zum Künstler macht, und verdient Aufmerksamkeit. Man scheint bisweilen aus der Acht zu lassen, daß das, was den Namen einer schönen Kunst erhalten soll, jenes innere Handeln voraussetze, und betrachtet Kunst mehr oder weniger als die Zubereitung dessen, was für den aufsern Betrachter schon ist, ohne es im Momente

des Producirens selbst für den Urheber zu seyn. Ohne diese Verwechslung hätte z. B. schwerlich noch jüngst von einer *schönen* Reit- und Fechtkunst die Rede seyn können, wobey eine ästhetische Stimmung, dergleichen unser Vf. unter dem Namen des Dichtungstriebes charakterisirt, weder ganz noch theilweise ihren Einfluss äußert. Von S. 97 an wendet sich der Vf. zur Beantwortung seiner eigentlichen Aufgabe. Wir beschränken uns darauf, die Hauptresultate mit seinen eigenen Worten anzugeben. Die Einbildungskraft geht als ein ideales Vermögen überall darauf aus, das Unendliche in endlichen Formen darzustellen. Dieses Unendliche muß sie auch in Gefühlen und Anschauungen auszudrücken suchen. (S. 104.) Die ersten liegen gleichsam dem Individuo des Dichters zu nahe, um allgemein mittheilbar zu seyn; sie werden daher, um *verständlich* zu werden, von ihm weiter in das höhere Gebiet der Menschheit weggerückt. Es giebt aber keine andere Art der Trennung von dem Individuo des Dichters, die ihrer würdig wäre, als *Idealisirung*. Umgekehrt liegen die Anschauungen von dem Individuo des Dichters, so wie des Lesers, der sich in den Dichter verliert, ihrer Natur nach zu entfernt, um vollkommen *anschaulich* zu seyn. Sie werden also dem Individuo beider näher gerückt. Hier giebt es aber keine andere Art der näheren Vereinigung mit ihnen, als daß das angeschaute Object selbst besser bestimmt und begränzt werde; *Individualisirung* (S. 110 ff.). Der Vf. wendet sich S. 119 zu dem Redner. So wie er, um die Aufgabe des Dichters klar zu machen, sich erst in eine umständliche Erörterung des Dichtungstriebes einließ: so kann er nun auch die Untersuchung über die Einbildungskraft des Redners nicht beginnen, ohne erst von diesem zu handeln. Als besondrer Naturtrieb, wie das Genie des Dichters, läßt sich das Talent des Redners nicht behandeln; an sich allein betrachtet giebt es uns noch nicht den geringsten Aufschluß über Wesen, Zweck und Aufgabe der Redekunst. S. 122. Dennoch muß das Talent eine eigene Richtung bekommen, wenn es zur Redekunst hinlänglich ausgebildet werden soll, und dieser Richtung folgt die Einbildungskraft. S. 124. Hieraus erhellt, wie Hr. S. die Untersuchung anlegt, deren Gang hier aber nicht insbesondre verfolgt werden kann. Auch giebt der Vf., wie es Rec. dünkt, etwas zu viele Nummern, ohne bestimmte allgemeinere Formeln. Ein solcher Auszug, der das einzelne, was er giebt, scharf getrennt und gegründet, als vollzählige Summe vorlegte, wäre gewissermaßen nochmalige Bearbeitung des schon von ihm bearbeiteten Stoffs. Hr. S. liefert dem Abstractionsgeist mehr Vorgespinnt, als zur größten Feinheit ausgespinnene Faden. Der Art, wie er selbst zur Einbildungskraft spricht, und das Herz, mit dem er es nicht unmittelbar zu thun hat, wenigstens anspricht, müssen wir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Jene beschäftigt er oft durch Bilder, die nicht müßiger Schmuck sind, und dieses interessirt er, weil man es ihm anmerkt, es sey sein eifriger Wunsch,

Wunsch, daß die Menschheit sich über ihr Streben selbst verstehe, und daß es ihr gelinge. Um desswillen ist diese Schrift besonders auch angehenden Predigern zu empfehlen, für die der Vf. zum Theil absichtlich geschrieben. Ueber manches einzelne darf man mit dem Vf. um so weniger rechten, da er in der Vorrede erklärt, der Deutsche habe nichts eben so zierliches für das lateinische *mihi videtur* zu setzen, und dem Leser erlaubt, es hinzuzudenken, wo er es nöthig findet. Der Vortrag hat nicht ganz die reine, von dem Individuum des Sprechenden getrennte Form, die, ohne abgemessene Feyerlichkeit, sich doch auch dem entgegenstehenden Extrem nicht leise nähert. Nicht als ob der Vf. von sich selbst spräche, dies thut er nur mit allem Anstand in der Vorrede, wozu noch S. III die Rüge über die Unbilligkeit eines Recensenten kommt, die allein den tiefen Frieden, der, zur Ehre der Philosophie und Aesthetik sey es gesagt! in dem ganzen Buche herrscht, etwas unterbricht.

X.

### SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Rein: *Amina, die schöne Zirkassierin*, von Gottlieb Bertrand, Verfassers (r) des Mazarino. II Theile. 1803. 397 S. kl. 8.

Rec. kennt den Mazarino nicht, weiß also auch nicht, ob der Zusatz auf dem Titel dieses Romans: von dem Verfasser des Mazarino, ihm zur Empfehlung gereiche; wenigstens erinnert er sich nicht, je von dem Mazarino, als einem vorzüglichen Kunstwerke, etwas gehört zu haben. Der vorliegende Roman aber ist eine ziemlich verunglückte Nachahmung von Schillers Geisterfeher; er erregt nichts weiter, als höchstens das Interesse der Neugier und ist daher unbezweifelnd ein willkommenes Geschenk für alle Leihbibliotheken. Jenes Interesse abge-

rechnet, kann man aber auch nichts zum Lobe desselben sagen. Alle Forderungen, die man an einen guten Roman zu machen berechtigt ist, Haltung der Charaktere, wahrscheinliche und gehörig motivirte Handlungen und Begebenheiten sind diesem aufgeopfert. Und zuletzt befriedigt der Vf. nicht einmal die Neugier. Der Hauptcharakter tritt in das Dunkel zurück, woraus er ihn gezogen, und er verweist den Leser auf einen neuen Roman, den er in einer der folgenden Messen herauszugeben droht oder verspricht, wie man es nehmen will. Gäbe es übrigens Wahrscheinlichkeit in der zu entwickelten Handlung: so müßte sie der darin geschilderte Weltton völlig vernichten. Ein junger Herr küßt ein Fräulein bey der ersten Bekanntschaft dreymal, legt seinen Arm um ihren Leib, und fragt: Stehen Sie mit Herrn von Boufey in einem Verhältnisse? Ferner sagt eine Marquise von Beaumont zu dem nämlichen jungen Mann: „Seht, doch den Geck! Wenn ein junges Mädchen einmal ein paar artige Wörtchen gegen euch Geel, schnäbel fallen läßt: so spricht ihr gleich von „Freundschaft und Gott weiß wovon sonst noch;“ und er antwortet: „Sie werden bitter, Madame.“ Um den Ton der grossen Welt zu schildern, muß man in ihr gelebt haben. Wer nur aus Büchern, und nach dem Bilde ihn darstellt, das seine Phantasie ihm in seinem Studirzimmer vormahlt, liefert Caricaturen, die dem Manne von Welt ein mitleidiges Lächeln abnöthigen. An langen Sentenzen voll trivialer Gedanken in volltönenden Worten fehlt es auch nicht. Doch gerade die Mittelmäßigkeit wird den Verkauf dieses Romans begünstigen: das grosse Publikum steht auf der Stufe der Mittelmäßigkeit, und solche Products sprechen seinen Geist an. Wie könnten sonst die Buchhändler in jedes Messe so viele schlechte und mittelmäßige Romane liefern und dabei ihre Rechnung finden? —

O. O.

### KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ, Göttingen, b. Rosenbusch: *Prologo de indole contumaciae in causis civilibus contentiosis, qua ad audiendam orationem* — — invitat Christoph Reinhard Theodor Martin, D. Facult. jurid. Affessor. 1802. 22 S. 4. Bekanntlich erhob Hr. Gönner (I. S. 406. f. Handb.) einige Zweifel gegen den Gesichtspunct, aus welchem man fast allgemein den Ungehorsam und seine Folgen ableitet. Nicht Verletzung einer Verbindlichkeit, sondern stillschweigender Verzicht und Zurechnung sey der Standpunct, von dem man hier ausgehen müsse. Hr. Martin unternahm es, die alte Lehre durch Beseitigung der neu erhobenen Zweifel und durch Ausstellung der gesetzlichen Wahrheit, in Schutz zu nehmen. Nach den Gesetzen ist 1) jeder Kläger verbunden, (Nov. 112. c. 3) den angefangenen Rechtsstreit fortzusetzen. Dies ergibt sich sowohl aus der dem Kläger sonst abgeforderten *cautio de lite proseguenda*, als aus der gesetzlich vorgeschriebenen Verfahrensweise gegen denselben im Ungehorsamsfalle. Daß aber 2) auch dem Beklagten, wenn er

sich einmal dem Kläger entgegenstellt, eine gleiche Verbindlichkeit oblige, ergibt sich eines Theils aus der Geschichte der Zwangsmittel gegen denselben im Weigerungsfalle, und andern Theils aus der Anordnung des J. R. Abschieds §. 36, welche allein unter der gemeinen Voraussetzung gedacht werden kann, so wie endlich daraus, daß ein Verzicht auf Vertheidigung nicht als eine *renunciatio litis* angesehen werden kann. Außerdem liegt die neue Hypothese dem Augenschein nach nicht jedem Ungehorsamsfalle zum Grunde, z. B. nicht dem Ungehorsam des Richters und der Nebenpersonen, der unter öffentlicher Pflüge Lebenden und überhaupt aller, die sich der Rechtskraft entgegenstellen und den richterlichen Auflagen nicht gehorchen. Es sind auch endlich die gesetzlichen Nachtheile des Ungehorsams, welche in den Gesetzen selbst Strafen genannt werden, mit der Idee eines Verzichts durchaus unvereinbar, und können aus derselben nicht abgeleitet werden. — Rec. hält Hn. Martins Ausführung für gründlich und überzeugend.

V. z. B.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 M Ä R Z , 1 8 0 4 .

## P Ä D A G O G I K .

### *Pestalozzi's Lehrsystem, wissenschaftlich dargestellt.*

Schon seit mehrern Jahren ist die Aufmerksamkeit des sich für die Verbesserung des Schulwesens interessirenden Publicums auf Pestalozzi und dessen Lehranstalt in Burgdorf gerichtet, und mit ihm scheint für die Geschichte der Pädagogik eine neue Epoche zu beginnen. Aber noch ist man nicht weit vorgerückt in der Ueberzeugung; ob denn auch wirklich ein so großer Gewinn von dieser neuen Lehrart zu erwarten sey; noch muß man sich mit zwar glänzenden, aber größtentheils noch unerfüllten Hoffnungen begnügen. Es ist löblich, daß sich Deutschlands verdiente Pädagogen Zeit nehmen, ehe sie entscheidend urtheilen. Es ist löblich, daß sie den Erfolg abwarten wollen, um die Erfahrung zum Zeugniß der Wahrheit anrufen zu können. Aber so sehr wir auch auf die Erfahrung achten, so wenig wir gefonnen sind, sie in ihren Rechten zu kränken, so dürfen wir jedoch nicht *allein* auf ihre Entscheidung warten; denn sie will lange erwartet seyn, ohne uns vor allem Irrthum in Sicherheit stellen zu können. Beyspiele *allein*, sie mögen dafür oder dawider sprechen, können nicht den innern Werth der Methode bestimmen, sondern die Vernunftmäßigkeit derselben. Was auf die Menschennatur gebauet ist, das wird mit dieser bestehen. Was aber individuell und nur momentan ist, das wird und muß auch mit dem Individuum untergehen, und mit der Zeit verschwinden.

Wie dem auch sey, so hat die Sache ein allgemeines Interesse, und es ist eine unerlässliche Pflicht, sie deshalb der Entscheidung näher zu bringen, damit der Eifer, mit welchem unsere Zeitgenossen für die Veredlung des jüngern Geschlechts arbeiten, nicht erkalte, und die edlen Beförderer des bessern Volksunterrichts nicht, mit fruchtlosen Hoffnungen abgefertigt, in Unthätigkeit gesetzt werden. Pestalozzi fordert selbst Deutschlands Pädagogen auf, seine Methode einer strengen Prüfung zu unterwerfen. Wir halten uns um so mehr dazu verpflichtet, da es ihr bisher weder an eiteln Lobrednern, noch an leidenschaftlichen Tadeln fehlte, wodurch sie eben nicht sonderlich gewinnen konnte. Wir halten uns verpflichtet, sie vor das Forum der Vernunft zu ziehen, um von dieser allein ihr Urtheil zu empfangen, und nicht von der schreienden, an Autoritäten hängenden Menge.

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

Um uns aber vor allen Abwegen, so viel als möglich, in Sicherheit zu stellen, so wählen wir für unsere Erörterung denselben Standpunkt, von welchem der Urheber der neuen Lehrart selbst ausging. Wir bringen die von Pestalozzi aufgestellten Grundsätze in einen wissenschaftlichen Zusammenhang, damit wir sie um so leichter übersehen, und dann sicherer urtheilen können.

Daß der Unterricht eine zweckmäßige und für jeden Menschen unentbehrliche Vorbereitung zum Leben seyn soll, ist schon längst keine Streitfrage mehr. Aber welches das Ziel der gesamten Menschenbildung und der kürzeste Weg zu diesem Ziele sey, darüber war man von jeher weniger einig. Denn auf der einen Seite glaubte man, daß der Mensch des Unterrichts nur als Bürger bedürfe, und daß es hinlänglich sey, ihn mit allem demjenigen bekannt zu machen, was er eink in seinem Stande gebrauchen werde. Auf der andern Seite hingegen hielt man es für schicklich, den Umfang des menschlichen Wissens möglichst zu erweitern, um eine allgemeine Bildung vorzubereiten. Aber schon vor Pestalozzi gewannen verdiente Pädagogen Deutschlands dem Unterrichte eine interessantere Seite ab, indem sie ihn mehr psychologisch auffaßten, und darauf hielten, die geistigen Vermögen und Kräfte des Menschen vielseitig zu üben, und diesen dadurch für einen jeden Gegenstand des Unterrichts empfänglicher zu machen. Es erschienen daher Verstandesübungen aller Art; es wurde für die Belebung der Phantasie gesorgt, es wurde die frühere Cultur des Gedächtnisses ernstlich angerathen, wozu sich Baumaterialien in einem reichen Maasse zusammen fanden. Es trat das Zeitalter der Robinsonaden und des gelegentlichen Unterrichts ein. Es haßte ein jeder nach der leichtesten und zugleich interessantesten Methode, dem kindlichen Geiste nützliche Kenntnisse beizubringen; und die einzelnen Seelenvermögen zu üben. Die letztere Tendenz spricht sich fast in allen neuern pädagogischen Schriften aus. Aber von diesen Vorschriften der Pädagogik hatten bisher immer nur sehr wenig die Volksschulen erfahren, die deshalb um so mehr mit den höhern und bessern Bildungsanstalten contrastiren mußten.

Pestalozzi nahm von diesen Unterrichtskünsten, die in Deutschland nach Alleinherrschaft strebten, wenig Notiz. Er konnte die Bemühungen anderer Pädagogen nicht *verkennen*, weil er sie *nicht kannte*. Aber desto besser kannte er das Volk und seine Bedürfnisse, desto lebhafter fühlte er das Elend desselben,

Nnn

ben,

ben, und desto kräftiger setzte er sich dem verderbten Zeitalter entgegen, dessen Veredlung er nur durch Verbesserung der Bildungsanstalten hoffen konnte. Mißtraulich gegen die Gesetze und Verordnungen des Staats, wollte er das Erziehungsgeßchäft zur Angelegenheit des Hauses machen, und hoffte die Ausführung seines Plans von den ersten Pflegern des werdenden Geschlechts: von den Müttern. So wie von diesen die Keime des physischen Lebens ausgehen, so verlangt er auch von ihnen die Ausbildung der ersten Keime der geistigen und sittlichen Anlagen.

Er wollte die Unterrichtskunst den Gesetzen der Natur unterwerfen, und keinen andern, als den von ihr nothwendig bestimmten Weg einschlagen. Bis hieher ist er mit den Pädagogen unsers Vaterlandes noch auf einem und demselben Wege. Aber von hier beginnt sogleich sein eigenthümlicher Gang, dem wir sorgfältig nachspüren müssen.

Wohin strebt die Natur, fragt er, mit allem ihren Thun? Nach Entwicklung, ist die Antwort, und durch diese nach Vollendung der Keime, aus welchen die einzelnen Producte überhaupt sich organisiren. Das ganze Problem der Unterrichtskunst ist also: *Entwicklung der geistigen Anlagen des Menschen*. Der Unterricht darf diesemnach nicht einen objectiven Zweck haben, sondern vielmehr einen subjectiven. *Objectiv* nennt er ihn, sobald er auf die Erwerbung von Kenntnissen *allein* hinausginge; *subjectiv* wird er durch die harmonische Entfaltung der geistigen Anlagen; wozu das eigentlich sogenannte Lernen nur Mittel seyn kann. Jede Entfaltung eines Naturproducts setzt eine innere organische Thätigkeit voraus, und diese ist hinwiederum die Folge der Aufregung gewisser organischen Kräfte, durch das Zusammenwirken mehrerer Umstände, die jedoch nur *äußere* Bedingungen jener Regsamkeit sind. Die Pflanze entfaltet sich aus einem Saamenkorne, das in den Schoos der Erde fiel, und dort durch einen chemischen Proceß, der durch äußere Umstände zwar erregt wurde, aber doch immer nur von Innen ausgehen konnte, und die Keime des werdenden Products hervortrieb. Der Mensch ist ein Product der Natur; die Entwicklung seiner geistigen Anlagen muß diesem analog seyn. Auch er kann sich nicht entfalten, ohne eine innere Thätigkeit, welche die Folge eines Organismus höherer Art ist. „Alles, was ich bin, alles was ich will, und alles was ich soll,“ sagt Pestalozzi, „geht von mir selbst aus. Sollte nicht auch meine Erkenntniß von mir ausgehen?“ — Wir sehen hier Pestalozzi mit einem neuern Denker zusammenreffen, der eben so schön als wahr, die Erziehungskunst als *Erregungskunst* charakterisirte.

Nun ist aber der Charakter der geistigen Thätigkeit, *Bewußtseyn*. Die höchste Stufe der geistigen Entfaltung kann also keine andere seyn, als das höchste Bewußtseyn seiner selbst. (Pestalozzi nennt dieses Deutlichkeit der Begriffe.) Das Bewußtseyn unserer selbst kann aber nur dadurch geweckt werden, daß wir uns den Gegenständen entgegensetzen. Je deutlicher wir diese von uns sondern, je klärer wir sie

auffassen, desto höher werden wir uns unserer selbst bewußt, und desto mehr schreiten wir in unserer Entfaltung fort. Daher wird die Richtung auf einen außerhalb des Bewußtseyns liegenden Gegenstand das Erste seyn, was der Erzieher seinem Zöglinge zu geben hat. Hier sind wir hey dem, was Pestalozzi *Anschauung* nennt. Die Anschauung, welche Pestalozzi empfiehlt, ist keinesweges ein bloßes Beschauen, sondern ein sorgfältiges Beobachten der Gegenstände, und ein darauf sich gründendes Aufnehmen derselben in sein Bewußtseyn. Indem das Kind seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand richtet, so concentrirt es seine Kraft auf einen Punkt zusammen. Dieses setzt aber schon eine freye Thätigkeit voraus. Die Gegenstände können nicht auf den Zögling einwirken, bevor er sie nicht selbstthätig aufnimmt. Von dem wahrgenommenen Gegenstande bleibt ein ihm entsprechendes Bild zurück. Dieses Bild fixirt er an ein sinnliches Merkmal, das er in seiner Gewalt hat, nämlich an die *Sprache*. Durch den Namen werden wir in den Stand gesetzt, den Gegenstand fest in uns aufzubewahren. (Wir haben Vorstellungen von wahrgenommenen Objecten.) Die Anschauung ist das Werk des Zufalls, abhängig von den Gegenständen, von den Verhältnissen und tausendfachen Stellungen, in welche das Individuum mit der Außenwelt kommt. Die Vorstellung allein ist das Werk der Freyheit, und hängt lediglich von meiner eigenen Thätigkeit ab. Ich kann sie in mir hervorrufen, so oft es mir gefällt. Die Vorstellungen werden aber nur dadurch möglich, daß ich einzelne Eindrücke von eben so viel einzelnen Objecten empfangen. Die Außenwelt muß sich also mir zuerst als eine Summe von Einzelheiten darstellen, ehe ich überhaupt Vorstellungen empfangen kann.

Das Kind richtet nun seine Aufmerksamkeit von einem Gegenstand auf den andern. Die Eindrücke von beiden können nicht in ein und dasselbe Moment zusammen fallen, und folglich sich auch nicht einander ganz gleich seyn. Der Unterschied der Zeit sonderet zwar nicht die Gegenstände von einander ab, wohl aber die Eindrücke, und die dadurch sich bildenden Vorstellungen. Die innere Bedingung der Vorstellung ist diesemnach die Zeit; so wie die Wahrnehmbarkeit äußerer Gegenstände den Raum voraussetzt. Beide, Raum und Zeit, sind aber unendlich, und als solche nicht Gegenstände unserer Wahrnehmung, sondern sie fallen nur innerhalb gewisser Grenzen in unsern Wahrnehmungskreis. Beide werden dadurch *relativ*: der Raum, als Gröfse; die Zeit, als Einheit oder Vielheit. Es giebt also keine Gröfse ohne Ungrenzung des Raums, keine Vielheit ohne Zeitabschnitte. Eine jede Ungrenzung des Raums muß aber eine gewisse *Form* (eine Gestalt) haben. Die Form ist die Bedingung der Anschauung, oder der Wahrnehmung von Gegenständen. Alle Gegenstände, welche der Mensch aufnimmt, müssen sich an eine Form anschließen, und Pestalozzi fodert mit Recht, sie als den Anfangspunkt der menschlichen Bildung anzusehen.

Ihr übergeordnet ist die *Zahl*; denn sie ist die Bedingung der Vorstellungen selbst, die sich nur als Einheiten in ein bestimmtes Verhältniß bringen lassen. In allen unsern Erkenntnissen muß es etwas Aeußeres, und etwas Inneres geben. Daher bestehen beide, Form und Zahl, als Elementarpunkte der Bildung *neben* einander. Die Zahl ist ihrem Wesen nach nichts anders, als, der Organismus unsers Denkvermögens, nach welchem die Vorstellungen nur *nach* einander in uns seyn können. Sollen nun mehrere gesonderte Vorstellungen in mir *zugleich* vorhanden seyn, so müssen sie zuerst zu einer *Einheit* verbunden werden, aus dem eben genannten Grunde. Darin besteht aber unser ganzes Denken; denn dieses ist ein selbstthätiges Zusammenfassen des Gesonderten zu einer Einheit. Um das letztere zu vollbringen, wurde jene Sonderung nothwendig. Die Zahl ist die concrete Darstellung des Denkers, und daher ist sie allein untrüglich, und unwidersprechliche Wahrheit. Wir müßten uns selbst verläugnen, wir müßten aus uns selbst herausgehen, wenn nur ein einziger Zweifel an ihrer Realität in uns entstehen könnte. Zählen und denken ist nur specifisch verschieden. —

So weit mußten wir herabsteigen zu den ersten Bedingungen der geistigen Entfaltung, um selbst prüfen zu können, ob blinde Willkür, oder vernünftige und haltbare Gründe Pestalozzi zur Annahme dreier Elementarpunkte des Unterrichts bestimmten.

Der Mensch soll zuerst Gegenstände in sein Bewußtseyn aufnehmen; es ist deshalb nöthig, daß er sie sorgfältig beobachte. Der Erzieher muß dafür sorgen, daß sein Zögling seine ganze Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand richte. Die erste Bildung muß damit beginnen, die sinnlichen Wahrnehmungen in Vorstellungen umzubilden, und dies geschieht, indem die Gegenstände den Sinnen vorgehalten und benannt werden. Eine jede Wahrnehmung wird mit einem besondern Namen belegt, und ein jeder Name ist die Bezeichnung einer in uns besonders vorhandenen Vorstellung. Nun sind aber nicht alle Vorstellungen selbstständig, das heißt, sie bestehen nicht als Einheiten in meinem Gemüthe, sondern sie sind in andern und durch andere bedingt. So ist z. B. die Farbe eine in meinem Gemüthe immer an einen Gegenstand gekettete Vorstellung, und ich kann sie mithin nur als Merkmal, als Beschaffenheit eines andern Gegenstandes ansehen. In der Außenwelt erkenne ich nichts weiter als Gegenstände und Beschaffenheiten, oder Veränderungen die mit und in den Gegenständen sich ereignen. Die ganze Summe von Wahrnehmungen schließt sich also auch an Gegenstände an. Daher wird die Sprache ausgehen von der Benennung derselben, d. i. von einer bloßen Namenreihe. Die Sprache bringt den Menschen zum eigentlichen *Wissen*; sie vermehrt den Umfang seiner Kenntnisse, und erweitert seinen Wahrnehmungskreis. Sie verdeutlicht die Gegenstände dadurch, daß sie die unterscheidenden Merkmale und das Verhältniß, in welchem die einzelnen Beschaffenheiten mit *einander in einem*

Gegenstände *zusammentreffen*, bestimmt bezeichnet, Sie ist aber auch mit allen Realkenntnissen auf das innigste verwebt, und muß mit diesen immer gleichen Schritt halten; denn sie ist ja nichts anders, als die äußere Darstellung der Summe von Vorstellungen, die in uns vorhanden sind.

Aber hier stehen wir auch an der Grenze der Sprachkraft; über diese geht sie nicht hinaus. Sie nimmt die Gegenstände, wie sie sind; sie ist keine Schöpferin neuer Vorstellungen, sondern sie bildet diese lediglich aus Wahrnehmungen. Ihre höchste Stufe ist die Fertigkeit, Vorstellungen auf das deutlichste darzustellen. Wäre der menschliche Geist nichts weiter als eine Tafel, in welche sich Gegenstände der Außenwelt, mehr oder minder klar, abdrücken; bedürfte es zur Entwicklung des Menschen nichts weiter, als die Uebung, diejenigen Eindrücke, welche die Gegenstände selbst auf uns machen, allseitig aufzufassen, und dann wieder zu geben: so wäre es die Sprache *allein*, die den Unterricht anfangen und vollenden müßte, und wir wären alsdann nicht berechtigt, nach etwas Weiterem zu fragen. Allein wir streben nicht bloß, uns der Gegenstände, die außer uns sind, bewußt zu werden; wir fordern auch Rechenschaft von unserer innern Thätigkeit selbst; wir wollen nicht bloß wiederhallen lassen, was wir von außen her empfangen, sondern auch etwas erzeugen, was vorher nicht da war, und auch nicht da seyn konnte, weil die Außenwelt schon Resultate einer innern Thätigkeit darstellt, die nicht in uns, sondern außer uns liegen. Zur Entfaltung aber wurde die freieste Selbstthätigkeit erfordert. Diese geht zwar *auf* die Sinnenwelt, aber sie geht doch nur von *Innen aus*, sie erzeugt sich nur in uns selbst. Sie kann daher durch die Sprache, deren Schranken wir kennen, nicht *allein* geübt werden. Dazu bedarf es mehr, als Beobachtung, mehr als ein bloßes Aufnehmen sinnlich vorhandener Gegenstände.

Soll unser Denkvermögen geübt werden, so müssen wir uns nach den Gesetzen richten, nach welchen wir denken. Zum Denken wird aber erfordert ein selbstthätiges Combiniren der Vorstellungen, um aus gegebenem Bekannten das Unbekannte selbstthätig herauszufinden. Nun fallen aber nicht die Gegenstände selbst in das Gebiet unsers Denkens, sondern sie gehören nur in den Kreis unserer Wahrnehmungen. An den Gegenständen selbst ist es daher auch nicht möglich, unsere Denkkraft zu üben, sondern nur die Beobachtung zu schärfen; denn wir können sie als solche weder combiniren, noch aus ihnen etwas produciren; beides sind sie schon. Dagegen sind Form und Zahl zwar sinnlich darstellbar, aber an sich selbst doch nichts Körperliches mehr, beide hängen also auch nicht mehr von Gegenständen ab; sondern sie sind absolut *in uns* bedingt. Freylich sind sie nirgends in der Außenwelt allein und gesondert zu finden; aber eben deswegen können wir sie auch frey behandeln. Der größte Körper läßt sich im kleinsten Raume nach allen seinen Verhält-

hältnissen, darstellen, selbst wenn nur die Form bleibt. Wird ihm aber diese genommen, so hört er auf zu seyn, was er war. Aber eben so nothwendig bestehen auch die Formen als solche neben einander, ohne sich mit einander vereinigen zu können. Ein Dreyeck, wie man es auch stellen und wenden, vergrößern und verkleinern mag, muß ein Dreyeck bleiben, und ein Viereck läßt sich nimmer in einen Zirkel umbilden, ohne selbst aufzuhören zu seyn, was es vorher war. Eben so wenig kann in der Körperwelt eine Pyramide sich zur Kugel, ein Rad sich zum Würfel gesellen, um mit diesen das Ganze auszumachen; denn das Wesen dieser Gegenstände ist an die Form geknüpft; mit ihr schwindet auch der Begriff zugleich. Sollen zwey Dinge der Außenwelt sich zu einer GröÙe vereinigen, so müssen sie zuvörderst in eine und dieselbe Form gebracht werden. Allein schon dieses Werk vollbringt nicht die Anschauungskunst, sondern sie thut es mit Hülfe der Zahlen. Die Form geht allezeit auf Extension; das Mehr oder Minder zu bestimmen, liegt außer ihrem Kreise. Gehug, daß sie uns in den Stand setzt, das Verhältniß der Dinge zu bestimmen. Die GröÙe muß sich aus dem Mehr oder Minder ergeben und auf das genaueste finden lassen, auch ohne daß wir erst den Versuch zu machen genöthigt sind. Wenn wir aus Gründen, die sich zuletzt immer auf Anschauung stützen, das Verhältniß eines Dreyecks zu einem Vierecke, eines Würfels zu einer Pyramide wissen, so können wir diese verschiedene GröÙen in eine Einheit fassen, und durch die Zahl das GröÙenverhältniß auf die genaueste angeben, und in einer beliebigen Figur darstellen. Die Zahl ist an keine Form mehr gebunden, und auch nicht mehr abhängig von irgend einer Extension. In den Gegenständen ist sie nur verfinnlicht.

Die Kunst hat beide, Zahl und Form, von allen übrigen Qualitäten der Gegenstände zu sondern versucht, und dadurch beiden den Uebergang zu Begriffen gebahnt. In den Linearzeichnungen des Mathematikers, und in der Verfinnlichung des Zählens durch Gegenstände, ist die innere Thätigkeit äußerlich dargestellt. Dieses in seiner höchsten Einfachheit und systematisch geordnet, suche man in Pestalozzi's *ABC der Anschauung*. Die Gegenstände selbst sollten in diesem Buche nicht verfinnlicht werden, denn dafür sorgte der Schöpfer viel besser und prächtiger, als die beliebtesten Bildercompositoren unsers bilderreichen Zeitalters. Auch würde man dann eben nicht nöthig haben von einer *Anschauungskunst* zu sprechen; denn die Natur verlieh ja jedem Menschen Augen zum Sehen, an welchen die Kunst nichts zu meistern hat. Aber das zu verfinnlichen, was die Natur in unserm Innern verbarg, ist nur der Kunst vergönnt; und diese Kunst wird nöthig und wichtig durch die Bemerkung, daß nur das bis zur Evidenz erhoben werden kann, was sich objectiv darstellen läßt, und daß wir nur das bis zur höchstmöglichen

Klarheit bringen, was einmal objectiv vorhanden war. Ein geometrischer Körper ist eine Form ohne GröÙe, die Zahl, eine GröÙe ohne Raum: aber beide wollen erst verkörpert seyn, ehe sie in uns eingehen; beide müssen wir von den Gegenständen abziehen, weil wir sie uns sonst nie vorstellen, folglich auch nicht denken könnten.

Wie weit diese beiden Elementarmittel reichen, das lehrt schon ein flüchtiger Blick in das Feld der Wissenschaften. Der Geometer zeichnet einen fast unübersehbaren Raum auf ein Kartenblatt, und irrt in der Berechnung desselben nicht um eine Hand breit; der Astronom mißt mit einem Klumpen von Dreyecken die Bahnen, welche kaum sichtbare Weltkörper durchlaufen, ohne sich um einen Schritt über den Boden zu erheben, auf welchem wir alle stehen. Der Mechaniker verspricht, mit seinem Hebel ungeheure Massen aufzuheben; und er ist so keck, den Zweifler mit wenig Linien die Wahrheit seiner Aussage zu beweisen, ohne sein Experiment zu machen. Aber immer fodert die Anschauung einen Haltungspunkt, und immer suchen wir diesen durch Punkte, Linien u. s. w. zu geben.

Aber wollen wir denn das Volk, wird man uns fragen, hinaufziehen in das weite Gebiet der Wissenschaften? Wollen wir Kinder zu Geometern, Mathematikern und Astronomen machen, sie, die noch kaum den Boden kennen, welchen sie betreten? — Keinesweges, antworten wir; wohl aber wollen wir den menschlichen Geist früh genug anleiten, auf diesem Wege die innere Organisation der Natur des Menschen zu enthüllen, indem wir ihn auf das groÙe Gesetz hinweisen, nach welchem die Natur wirkt, und nach welchem wir denken. Wir wollen deshalb keine Wissenschaften in Anspruch nehmen. Die höhern Sphären derselben mögen immerhin nur wenigen zugänglich seyn. Aber wecken müssen wir den Menschen allenthalben, tüchtig ihn machen, aufzunehmen, was da ist, und selbstthätig zu bearbeiten und zu benutzen, damit er *menschlich denken* und *menschlich handeln* lerne. Es ist Pestalozzi's Verdienst, es zur Sprache gebracht zu haben, was die früheste Bildung erheischt, und wohin die geistige Thätigkeit des Menschen, in ihrem Entstehen gerichtet werden soll. *Sprache, Form und Zahl* sind also wirklich die Anfangspunkte der menschlichen Bildung, denn sie umfassen alle Thätigkeiten des menschlichen Geistes, und sind zugleich die sinnlichen Anfangspunkte der höhern Bildung. Die Sprache bildet Gegenstände, wie sie sind, in Vorstellungen um; die Form und Zahl tragen wir aus uns heraus in sie hinüber, daher finden wir sie auch allenthalben; daher stellen die Gegenstände Form und Zahl immer im Concreto dar. Wir können aber nichts anders thun, als, wahrnehmen und denken, und es giebt nichts zu denken, was nicht in uns durch Form und Zahl bedingt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 M Ä R Z, 1804

## P Ä D A G O G I K

*Pestalozzi's Lehrsystem,  
wissenschaftlich dargestellt.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Farbe, welche einige Pädagogen mit der Form zu gleichen Würden erheben wollten, kann für das Auge zwar, aber nicht für den innern Sinn das grofse Interesse haben. Denn wir wollen nicht in die Welt hinein nur glauben, sondern sie umsetzen in Begriffe; sie soll uns nicht durch ihren Schimmer nur ergötzen, sondern durch das grofse Gesezt, das in ihr sich ausspricht, zur tiefen Verehrung stimmen. Die Farbe ist das Mittel, Gegenstände sichtbar zu machen; wir können sie nur sehen. Von den Gegenständen werden wir sie nimmer trennen, entkörper wird sie selbst durch das geübteste Forschen nicht, denn sie ist nicht in uns bedingt.

Sollen wir aber zu irgend einer Wissenschaft hinwenden, um unsern Zögling einzuführen in die Welt Gottes? Soll es Naturgeschichte, soll es Geographie etwa seyn, die wir ihm zuerst lehren? Fehlt es diesen Gegenständen doch nicht an Interesse und Nützlichkeit! — Allein wir mögen die oft zum Kinderpiel herabgesetzten Wissenschaften noch so sehr entkleiden von einer jeden wissenschaftlichen Form, so können sie dennoch nur einseitig auf die Menschenbildung wirken. Sie können den Geist des Kindes mit einer Menge von Vorstellungen überladen, aber immer nur einseitiges Wissen erzeugen: denn es sind nicht blofs Gegenstände der Natur, die in unserm Wahrnehmungsvermögen liegen, und die Länder kann man nur in einem Bilde übersehen. Aber die Selbstthätigkeit des Menschen zu wecken und zu beleben, vermögen diese Wissenschaften nicht. Denn wäre die erste auch noch so gut für Kinder gemodelt, so könnte sie weiter nichts thun, als das beschreiben, was das Kind täglich selbst beobachten, selbst wahrnehmen und erkennen kann; und wenn der Lehrer sein Fach versteht, so würde er den Zögling dahin zu bringen suchen, seine Naturgeschichte sich selbst zu erfinden, oder wenigstens sie selbst darzustellen. Genug, er würde ungefähr das thun, was nach unserer Ansicht ins Gebiet der Sprachübung gehört. Aber das eigentliche Denken wird dadurch noch nicht geübt. Selbst jene Übung der Beobachtung würde einseitig, sobald sie sich von einer

Wissenschaft abhängig machen wollte. Die Beobachtung wollen wir also lieber an allen Gegenständen zu üben suchen, und nichts verschmähen, was die Natur uns darbietet; aber auch keinen andern Gegenstand auswählen, der nicht wahrnehmbar ist: sonst weifs das Kind nicht zu unterscheiden, was Wahrheit und was Irrthum ist in seinem Erkennen.

Die Anschauung ist allerdings bestimmt der Punkt, von dem unsere Bildung ausgehen mufs; aber der oberste Grundsatz der Unterrichtskunst kann nicht aus ihr deducirt werden, wie Einige es versuchen wollten; dieser mufs aus dem Endziele folgen. Wir sehen aber nicht um zu sehen, sondern um wahrzunehmen; wir nehmen wahr, um zu erkennen; wir erkennen, um Vorstellungen einzusammeln (wir lernen); wir sammeln Vorstellungen ein, weil sie Bedingungen des Denkens sind; denken aber wollen wir nicht um des Denkens willen, sondern, um zur Vernünftigkeit zu gelangen. Vernünftigkeit (Pestalozzi nennt es: ein vernünftiges Daseyn) ist das Endziel der gesamten Menschenbildung. Warum wir dieses Ziel suchen, ist selbst nicht vernünftig zu fragen. Das beste Mittel, dahin zu gelangen, mufs zugleich die beste Methode seyn, und diese müfste die Geschichte der Entwicklung der menschlichen Anlagen auf das reinste und vollkommenste darstellen. Daher würde sie die pragmatische Darstellung der Geschichte der Psychologie seyn.

So werden, hoffen wir, unsere Leser eingeleitet seyn zur Uebersicht der Pestalozzischen Elementarbücher selbst, und der zahlreichen Schriften, welche sie zu charakterisiren suchen. Wir haben die Annahme dreier Elementarpunkte, Sprache, Form und Zahl gegründet gefunden: Wie ein jedes seinem Zwecke gemäß betrieben wird, das werden uns die Elementarbücher zeigen. Wir wollen die Methode ja nicht beschreiben, sondern prüfen, und den Standpunkt angeben, von welchem aus wir sie beurtheilt haben.

Ob aber Pestalozzi's Elementarbücher leisten, was die Theorie verspricht? Ob die ganze Lehrart neu; und ob und wiefern sie anwendbar sey? sind noch drey interessante und wichtige Fragen, die wir mit Wenigem beantworten können, sobald wir die Schriften selbst beurtheilt haben werden.



sagt der Vf. ausdrücklich: „Wo du die Erde der Natur überlässest, da trägt sie Unkraut und Disteln, und wo du ihr die Bildung deines Geschlechts überlässest, da führt sie dasselbe weiter nicht, als in den Wirrwarr einer Anschauung, die weder für deine, noch für die Fassungskraft des Kindes so geordnet ist, wie ihr es für den ersten Unterricht bedürft etc.“ Man sieht hieraus, daß man es bey Pestal. mit den Worten so genau nicht nehmen darf. Beides ist wahr, und der Sache nach nicht widersprechend. Der Vf. hat nur von *Natur* und *Kunst* sehr schwankende und unbestimmte Begriffe. In der letztern Stelle ist ihm die Natur bloß die Summe von einzelnen Erscheinungen, und von Eindrücken äußerlich vorhandener Gegenstände; in der ersten hingegen ist sie ihm der Inbegriff der Kräfte, die allen Erscheinungen zum Grunde liegen, und der Gesetze, nach welchen sie erfolgen. In diesem Sinne ist die innere Organisation auch nichts anders, als Natur. Der Zusammenhang, in welchem die Dinge mit einander stehen, ist aber nicht objectiv, sondern subjectiv vorhanden; nur der Erkennende kann ihn suchen. Wir schaffen freylich uns die Welt einer Regel gemäß, die in uns ist. Aber wir verfahren nicht nach Willkühr dabey, sondern nach Gesetzen, die in uns liegen; und in so fern diese uns gegeben sind, nach Naturgesetzen. Eben so hat auch die Kunst bey unserm Vf. eine verschiedene Bedeutung. Denn in dem einen Sinne ist sie der Inbegriff von Regeln, welche aus dem nothwendigen Gange der Entwicklung der Anlagen von selbst hervorgehen; in dem andern ist sie die bloße Zusammenstellung gewisser Regeln zu einem objectiven Zwecke. In dem ersten Sinne gefaßt, muß eine jede Entwicklung der menschlichen Anlagen kunstmäßig erfolgen, und diese Kunst ist mit der Natur in völliger Harmonie. In dem letztern Sinne ist sie es nicht, sondern da ist sie nur das für einen gewissen Zweck berechnete Wirken nach gewissen Regeln. In diesem Sinne setzt Pestalozzi die Kunst der Natur entgegen, und verwirft sie. Daher kommt es, daß er die Kunst bald über die Natur erhebt, bald die Natur um der Kunst willen zu verwerfen scheint, daß er bald die eine, bald die andere herrschen lassen will.

Wir werden nun den obigen Satz also fassen: Bringe alle Gegenstände des Unterrichts in denjenigen nothwendigen Zusammenhang, in welchem sie nach Gesetzen des Wahrnehmens und Erkennens wirklich stehen, so daß der Zögling den subjectiv nothwendigen Gang der Entwicklung objectiv dargestellt finde, und außer sich die Ordnung wahrnehme, die in ihm selbst ist. Diejenige Vorstellung von einem Objecte, an welche der Begriff des Gegenstandes selbst gebunden ist (z. B. die Rundung in

dem Begriffe der Kugel, das Eckige in dem Begriffe des Quadrats), suche vorzüglich tief und unerfütterlich fest zu begründen, und daran nur allmählich andere minder wesentliche Merkmale anzuschließen (die Farbe, die Bestandtheile u. s. w. einer Kugel müßten zu den letztern gerechnet werden). Vorzüglich hüte man sich, eine jede für irgend einen wissenschaftlichen Zweck berechnete Ansicht der Gegenstände heraus zu heben; man fasse vielmehr alle Gegenstände, so wie sie sich in der Natur selbst finden, zusammen, und behandle sie ihrem Zwecke gemäß, damit kein einseitiges Wissen erzeugt, sondern Ordnung in die Außenwelt und Deutlichkeit in uns selbst gebracht werden).

Pestalozzi fährt S. 145 fort:

3) Verstärke und verdeutliche die Eindrücke wichtiger Gegenstände dadurch, daß du sie dir durch die Kunst näher bringst, und durch verschiedene Sinne auf dich wirken machst. Erkenne zu diesem Endzwecke vor allem auch das Gesetz des physischen Mechanismus, welches die verhältnismäßige Kraft aller Einwirkungen von der physischen Nähe oder Ferne jedes, deine Sinne berührenden Gegenstandes von deinen Sinnen selber abwendig (abhängig) macht. Vergiß es nie, diese physische Nähe oder Ferne bestimmt alles Positive in deiner Anschauung, in deiner Berufsbildung und selber in deiner Tugend.“

(In diesem Satze hat Pestal. gerade das unbestimmt gelassen, worauf es ankommt; denn wir erfahren nicht, welche Gegenstände so wichtig sind, daß sie durch die Kunst näher gebracht werden sollen? Und über das Positive in der Anschauung giebt er uns ebenfalls keine Auskunft. Wir werden auch hier den richtigen Sinn aus dem Ganzen mühsam heraussuchen müssen. Zu dem ersten finden wir S. 316 den Commentar; denn hier heißt es: „Um dein Kind auf dem kürzesten Wege zum Ziele des Unterrichts, zu deutlichen Begriffen zu führen, mußt du ihm mit großer Sorgfalt in jedem Erkenntnißfache zuerst solche Gegenstände vor die Augen stellen, welche die wesentlichsten Kennzeichen des Faches, zu welchem dieser Gegenstand gehört, sichtbar und ausgezeichnet an sich tragen u. s. w. Zur Versinnlichung der Zahl wird ein Gegenstand, der weiter keine Qualitäten hat, als diejenigen, welche die Möglichkeit seiner Wahrnehmbarkeit enthalten, die besten Dienste leisten. Dagegen wird die Sprachübung das Vorhandenseyn der Gegenstände mit allen Qualitäten erfordern, weil diese Vorstellungen von Gegenständen zur Deutlichkeit bringen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 M Ä R Z, 1804.

## P Ä D A G O G I K.

BERNARD ZÜRICH, b. Gessner: *Wie Gertrud ihre Kinder lehrt; ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, etc.* von H. Pestalozzi. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was Pestalozzi aber unter dem Positiven verstanden wissen will, das wird sich ergeben, wenn wir uns an die erste Bedingung der menschlichen Entfaltung halten; diese ist ihm *Thätigkeit*. Von Natur ist die Thätigkeit unbestimmt, daher bloß negativ. Wird nun aber die Aufmerksamkeit des Menschen auf Gegenstände gerichtet, wird der Mensch zum Beobachter gemacht, so entsteht daraus in so fern eine Richtung auf etwas bestimmtes, eine positive Thätigkeit. Ueberall wo mit Bewußtseyn gehandelt wird, da ist eine positive Thätigkeit vorhanden; ohne sie ist kein Erkennen möglich; ohne sie wirkt man nicht in seinem Berufe; ohne sie kann man zwar negativ gut, aber nicht tugendhaft seyn.

Diese positive Thätigkeit ist aber eigentlich nicht von der physischen Nähe oder Ferne der Gegenstände abhängig, sondern von der besondern Art, wie diese auf mich einwirken, und wie ich sie beobachte. Dazu kann zwar die Nähe oder Ferne der Gegenstände Veranlassung geben; aber die Richtung selbst zu erzeugen, vermögen keine Objecte. Indess liegt in dem aufgestellten Satze so viel Wahres; daß eine jede freye Thätigkeit des Menschen die Richtung auf ein Object voraussetzt, und daß die Art und Weise jener Thätigkeit, und die Art des Fixirens seiner geistigen und sinnlichen Kraft, durch die Umgebungen bestimmt seyn muß. Der Mensch werde also immer zu demjenigen Punkt hingerrichtet, welcher zu, als vernünftig anerkannten, Zwecken dienlich ist, und jedes unbestimmte Treiben und Thun werde beschränkt. Dies ist es, was zu seinem Berufe, welcher es auch seyn mag, erfordert wird, dies ist auch die Bedingung der Tugend selbst.

Der 4. Satz ist seinem Inhalte nach folgender (S. 146): Drücke deinem Unterricht den Stempel der Nothwendigkeit auf, damit er, so wie die Natur selbst, nach nothwendigen Gesetzen den Menschen entfalte. Dies geschieht aber, indem du ihn einer Seits so einrichtest, daß sich dem Erkennenden selbst alles, was er erkennt, als nothwendige Wahrheit aufdringe; anderer Seits aber auch das Erkannte so unerschütterlich feste und tiefe Wurzeln fasse, daß es unmöglich mehr verflücht werden kann.

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

Demungeachtet muß 5) der Mensch auch zugleich sich als den Thätigen fühlen, der mit Freyheit annimmt, was er findet, damit er sich seines Thuns bewußt werde.

Dies sind die Hauptsätze der Pestalozzischen Unterrichts-Theorie. Er sagt von ihnen S. 148 „Ich habe sie hingeworfen diese einzelnen Sätze, aus denen der Faden einer allgemeinen und psychologischen Unterrichtsmethode sich herausspinnen läßt.“ Er gesteht in dem folgenden selbst ein, daß er nicht das Wesen der Naturgesetze kenne, auf welchen sie beruhen. So viel sieht man, daß er wenigstens tiefer in seinen Gegenstand eingedrungen ist. Sein Weg ist nicht der gewöhnliche, und es ist ganz ohne allen Zweifel, daß auf seinem Standpunkte noch kein Reformator des Elementarunterrichts stand. Dals er aber nicht im Stande ist, seine Ideen klar aus einander zu setzen, ist auf einer jeden Seite sichtbar.

Die einzelnen Sätze haben wirklich pädagogischen Gehalt und verdienen alle Aufmerksamkeit. Aber es fehlt ihnen an Einheit; denn sie sind, so wie sie hier erscheinen, weder aus einander abgeleitet, noch aus einem obersten Grundsatzes gefolgert.

Aber Pestalozzi thut noch einen Schritt weiter; er will diese Sätze auch noch tiefer begründen, indem er ihren Quellen (das sollte eigentlich heißen: den nothwendigen, von einer jeden Willkür unabhängigen Bedingungen der Entwicklung menschlicher Anlagen) nachgeht. Diese findet er S. 148, 1) in der Natur selber (dies sollte heißen: in dem von mir unabhängigen, aber nach einem Naturgesetze nothwendig bestimmten Gange der Entwicklung), 2) in der mit dem Anschauungsvermögen verwebten Sinnlichkeit reiner Natur (sollte heißen: die aufgestellten Sätze stützen sich ferner auf das Verhältniß meines Erkenntnisvermögens mit dem Begehrungsvermögen), 3) in dem Verhältnisse meiner äußern Lage mit meinem Erkenntnisvermögen (richtiger; die besondere Art des Erkennens und der Richtung meiner Thätigkeit, ist durch die Art der Einwirkungen der Objecte auf mein Wahrnehmungsvermögen bestimmt). Dem Ganzen liegt folgendes Wahre zum Grunde. Es giebt vor aller Entwicklung des Menschen ursprünglich in ihm nichts, als was die Natur ihm verlieh (Anlagen). Die Menschennatur enthält als solche die Bedingung ihrer Entfaltung in sich, und diese ist innere Thätigkeit, die ebenfalls nach Naturgesetzen erfolgen mußte, deren Richtung aber jenen nothwendigen Gesetzen nicht unterworfen ist. Die Erweckung und Leitung jener Thätigkeit ist durch

Ppp

das

das Verhältniß zweyer Grundvermögen in uns bedingt, durch das Erkenntniß- und das Begehrungsvermögen. — Hier ist nun Pestalozzi nicht tief genug eingedrungen. Es ist noch ein drittes Grundvermögen in uns da, welches noch tiefer liegt, nämlich das *Gefühlsvermögen*. Aus diesem geht eigentlich alles Innere hervor. Das Begehrungsvermögen geht auf Genuß; nach ihm will der Mensch sich alles aneignen; das Erkenntnißvermögen geht auf die Gegenstände hinaus, mit ihm allein könnte der Mensch in der That nicht erkennen; denn es führt ihn aus sich heraus in die Objecte, ohne ein Aufnehmen und Aufbewahren durch das Empfangene zu vermitteln; aber das Gefühl ist die Ursache der Thätigkeiten von beiden. Rec. muß sich begnügen, dieß hier angedeutet zu haben; die weitere Ausführung gehört vor das Forum der Psychologie, die der Pädagogik überhaupt immer freundlich die Hand bieten sollte. — Von der besondern Art und Weise, womit die Gegenstände auf den Menschen einwirken, ist die Art und Weise der innern Thätigkeit abhängig. Der Mensch kann sich nicht von seinen Umgebungen losmachen. Was ihm immer vor den Sinnen steht, damit beschäftigt er sich am meisten. Darin liegt der Grund der Möglichkeit eines Nationalcharakters und eines Zunftgeistes.

Pestalozzi macht in dem Folgenden noch einige bisher gehörige fruchtbare Bemerkungen, die aber immer nur einem Meteor ähnlich sind, das plötzlich einige Lichtstrahlen in das Dunkel wirft, aber eben so schnell wieder verschwindet.

S. 163 fängt er endlich an, ins Detail zu gehen, indem er die Frage aufwirft: „Wie benimmt sich ein Mensch in jedem einzelnen Falle, wenn er sich einen Gegenstand, der ihn verwirrt und dunkel vor die Augen gebracht wird, gehörig auseinanderzusetzen und sich allmählich klar machen will? Er wird dann sein Augenmerk allemal auf folgende drey Gesichtspunkte werfen müssen: 1) Wie viel und wie vielerley Gegenstände vor seinen Augen schweben; 2) Wie sie aussehen; was ihre Form und ihr Umriss sey. (Das letztere ist von dem erstern sehr verschieden; denn das *Aussehen* bezieht sich auf alle Vorstellungen, welche wir durch den Gesichtssinn erhalten.) 3) Wie sie heißen; wie er sich einen jeden durch einen Laut, durch ein Wort vergegenwärtigen könne. — Daraus leitet er nun die drey Elementargegenstände des Unterrichts ab: *Zahl, Form und Sprache*. Wir haben uns in der Abhandlung hierüber ausführlicher erklärt, und können es daher hier übergehen.

Dem Grund zur Annahme dieser Elementarpunkte findet der Vf. (S. 166) darin, „weil alle Gegenstände unbedingt Zahl, Form und Namen hätten, die übrigen Eigenschaften aber, die durch die fünf Sinne erkannt werden, kein Gegenstand so mit allen andern, sondern nur, mit einem diese, mit andern jene gemein besitze,“ wozu noch das komme, daß diese Eigenschaften uns sogleich bey dem ersten Anblick so in die Augen fallen, daß wir verschiedene Gegenstände schon darnach unterscheiden können u. s. w., —

Dieß ist aber grundfalsch; denn Zahl und Form sind keine Eigenschaften der Gegenstände, sondern der in uns vorhandenen Bedingungen der Wahrnehmung. Der Zweck des Unterrichts wird ferner nicht erreicht, wenn er sich bloß auf das Wahrnehmen und auf das Erkennen der Objecte allein beschränkt. Und endlich achten wir bey den Beobachtungen nicht bloß auf Zahl und Form, oder wir achten vielmehr gar nicht darauf, sondern vielmehr auf die Qualitäten allein, nach welchen wir einen Gegenstand von dem andern unterscheiden. Die Farbe reizt ein Kind z. B. viel mehr, als die Gestalt.

Die Sprache, oder noch weiter zurück, der Schall ist, ganz richtig, in drey speciellere Unterrichtsmittel getheilt, nämlich: 1) *Tonlehre*, oder das Mittel, die Sprachorgane zu bilden. 2) *Wortlehre*, oder die Mittel, einzelne Gegenstände kennen (sollte heißen bezeichnen) zu lehren. 3) *Sprachlehre*, oder die Mittel, durch welche wir dahin geführt werden müssen, uns über die uns bekannt gewordenen Gegenstände und über alles, was wir an ihnen zu erkennen vermögen, bestimmt ausdrücken zu können. — Es wäre zu wünschen, daß Pestalozzi diesen Gang in seinem Buche der Mütter befolgt hätte. Allein von dem Erstern ist uns noch gar keine praktische Anwendung zu Gesichte gekommen; das Zweyte ist nur unvollständig ausgefallen; und von dem Dritten muß man noch die Vollendung erwarten, um urtheilen zu können. Wir können aber dieses Kapitel zum sorgfältigern Studium nicht genug empfehlen. Die Sprache ist hier wirklich sehr richtig behandelt. Ueber die beiden übrigen Elementarmittel werden wir weiter unten, bey der Anzeige der Elementarwerke, einiges bemerken.

Der noch übrige Theil dieses Werkes enthält zwar noch einzelne treffende Bemerkungen, die aber mit einer Menge von Exclamationen verwebt sind, die man hier weder erwarten noch wünschen kann. Was der Vf. sowohl über die Mangelhaftigkeit der Staatsverwaltungen, als auch über die Zweckwidrigkeit des bisherigen Unterrichts declamirt, hat theils nicht ein so allgemeines Interesse, theils ist es auch nicht einmal so wahr. Nur zwey Punkte hält Rec. für nöthig, noch zu berühren; nämlich die Idee, den Elementarunterricht in die Hände der Mütter zu legen, und die Ansicht des Vfs. über die moralisch-religiöse Bildung.

Die Idee, den Unterricht den Händen der Mütter anzuvertrauen, ist nicht neu, aber doch kaum von jemanden so dringend empfohlen und gefordert worden, als von Pestalozzi. Es kann dieß den Müttern nicht leicht näher ans Herz gelegt werden; als es S. 243 der vor uns liegenden Schrift geschieht. Es ist allerdings wahr, die Mütter sind den Kindern am nächsten, sie sind unwillkürlich lange vor dem positiven Unterrichte die ersten Lehrerinnen ihrer Erzeugten. Aber schon Rousseau bemerkt in seinem Emil, daß der Unterricht die Sache des Mannes und zunächst des Vaters, und die ganze übrige Bildung von der Natur selbst der Mutter angewiesen sey.

sey. Wir sind weit entfernt, den Müttern das Wort zu reden, die sich unter tausend Vorwänden des mühsamen Geschäftes der Erziehung zu entledigen suchen. Aber so viel ist doch unläugbar wahr, der positive Unterricht ist nicht die Sache des Weibes, das in der Zerstreuung ihrer häuslichen Geschäfte lebt. Der Unterricht erfordert Ernst und Strenge, denn er soll die erste Arbeit des Menschen seyn. Darf man diese von ihr, der Zärtlichen, immer nur Liebevollen, erwarten? Die Mutter spielt gern, sie giebt sich dem Kinde hin, aber es wird ihr schwer, dem Kinde irgend einen Zwang anzulegen. Daher gedeihet auch der weibliche positive Unterricht selten; er erzeugt gewöhnlich mehr Naseweisheit als Weisheit. Und in der That: es ist doch keine geringe Bürde, wenn den Müttern nächst der übrigen Beforgung des Hauses und der Leitung ihrer Kinder auch noch der Unterricht übertragen werden soll. Und — sie können nicht unterrichten, wenn sie es auch schon wollten. Desto dringender müssen wir ihnen aber die ganze übrige Leitung anempfehlen, worin ein negativer Unterricht selbst schon mit begriffen ist.

Ganz richtig finden wir von S. 341 an die moralische Bildung angedeutet. Sie soll sich nämlich auf ein ABC der Fertigkeiten gründen, das von den einfachen Aeusserungen der physischen Kräfte, welche die Grundlagen auch der complicirtesten menschlichen Fertigkeiten enthalten, ausgehen muß: Schlagen, Tragen, Werfen, Stossen u. s. w. sind solche einfache Aeusserungen unserer physischen Kräfte. Auch hierin fodert er eine Stufenfolge. Wir wünschen dieses Kapitel mit größser Ausführlichkeit behandelt. Eine jede Tugend setzt Kraft voraus, und diese soll erst körperlich, dann geistig geübt werden. Uebrigens ist das schon mehrfach, und namentlich in Guts Muths Gymnastik, zur Sprache gebracht.

Die beiden letzten Briefe sind endlich der Anektion zur religiösen Bildung gewidmet. Der Vf. bleibt seinen Grundsätzen völlig treu. Er sagt S. 349 „Eben die Gesetze des physischen Mechanismus, die die sinnlichen Fundamente der Weisheit in mir entwickeln, entwickeln auch die sinnlichen Erleichterungsmittel meiner Tugend.“ — „Wie entkeimt der Begriff von Gott in meiner Seele?“ fragt er S. 350 „das sehe ich bald,“ antwortet er: die Gefühle der Liebe, des Vertrauens, des Dankes, und die Fertigkeiten des Gehorsams müssen in mir entwickelt seyn, ehe ich sie auf Gott anwenden kann.“ Man sieht es aus diesem Gange, daß er die Entwicklung des religiösen Gefühls mehr fodert, als die Begründung der reinen Religionsbegriffe. Aber die weitere Auseinandersetzung und die Bestimmung des Verhältnisses, welches zwischen Religiosität, Religionsbegriffen statt findet, wird man hier vergeblich suchen. Wie der Stifter des Christenthums Liebe, Vertrauen, Dank und Gehorsam gegen Gott zu erzeugen suchte; so will auch Pestalozzi in seinem Gange davon ausgehen. Es liegt außerhalb der Grenzen dieser Recension, in diese Ansicht tiefer hinein-

zugehen; nur das sey uns erlaubt anzudeuten, daß diese Gefühle nicht allein ausgehen können von dem Verhältnisse, welches zwischen dem unmündigen Kinde und seiner Mutter statt hat. Es muß auch hierin etwas Ursprüngliches geben, was von keinem äußern Verhältnisse mehr abhängig seyn kann. Auch ohne dieses Verhältniß kann sich die Religiosität entfalten, und entfaltet sich wirklich. Aber diese Gefühle können schon, als *abgeleitete*, nicht das Wesen der Religiosität erschöpfen. Sie sind außerdem abhängig von einem Wesen, das außerhalb dem Menschen als Object gedacht werden muß, und schon darin liegt der erste Keim des Irrthums. *Timor fecit deos*, sagt dort ein alter Dichterphilosoph; ein anderer sprach in eben dem Geiste „*est Deus in nobis*“ und wir finden in dem Wesentlichen dieser Aeusserungen noch keinen Irrthum, wenn wir sie von dem Sinnlichen zu entkleiden wissen.

Jedoch wir müssen hier abbrechen. Es genügt uns, darauf aufmerksam gemacht zu haben. Uebrigens empfehlen wir diese letzten Briefe zur eignen Lectüre. Sie enthalten die kraftvollsten und herzerhebendsten Stellen des ganzen Buches, und den Schlüssel zu manchen Unterrichtsgrundsätzen Pestalozzi's.

A<sup>x</sup>.

(Die Anzeige der übrigen Schriften folgt nächsten.)

## SCHÖNE KÜNSTE.

1) WIKEN, b. Hofmeister: *Sammlung deutscher Gesänge* von J. R. Zumsteeg. Nr. I bis XII. auf zwölf einzelnen Querfoliobogen. (2 Rthlr.)

2) Ebendasselbst u. LEIPZIG, im Musikatischen Bureau: *Sammlung von Gesellschaftsliedern mit Melodien* von F. A. Hofmeister. 1 Bog. Querfolio. (4 gr.)

3) LEIPZIG, b. Hofmeister u. Kühnel: *Schillers Ode an die Freude*, componirt von Zumsteeg. 1 Bog. Querfolio. (4 gr.)

Die zwölf Nummern der ersten Sammlung enthalten folgende 12 Zumsteegsche Gesänge. I. *Kartoffellied*. Wenn's nicht ein satirischer Einfall seyn soll, so ist's unbegreiflich, wie der Componist auf die Idee kommen konnte, folgende Verse:

Schön röthlich die Kartoffeln sind  
Und weiß wie Anbasser;  
Sie dahn sich lieblich und geschwind  
Und sind für Mann und Weib und Kind,  
Geschweige denn für Schwein und Rind,  
Ein rechtes Magenpflaster,

als einen beystimmigen Singe-Satz mit abwechselnder Bewegung von  $\frac{1}{2}$  und  $\frac{3}{4}$  Tact, abwechselnden Tutti und Solosätzen und inancherley Nachhaltungen und sehr häufigen Wiederholungen und Versetzungen der Verse zu componiren. Was diese Composition indeß auch bedeuten soll, so ist der Unionsatz, in welchem alle drey Stimmen schließen, sehr widerlich und aller guten Kunst, auch der scherzenden und

und satirischen zuwider: denn es ist kein Unifonofatz, sondern ein melodischer Satz, der eine dreystimmige Behandlung nothwendig bedarf, und die ihm hier um so mehr mangelt, da der ganze übrige Gesang dreystimmig ist. Auch Scherz muß der Künstler nicht gegen die gegründeten Regeln der Kunst, sondern mit Kunst treiben. II. *Ergebung von Bouterweck*. Diese schöne ausdrucksvolle Composition hat ganz die Innigkeit und Lieblichkeit die *Zumsteeg* zum Lieblingscomponisten empfindsamer Sängerinnen macht. Im dritten Tact der dritten Seite werden diese, wenn sie nur etwas musikalisch sind, den rhythmischen Fehler vielleicht schon von selbst verbessern: dieser Tact muß nämlich, durch Verdoppelung jedes Viertels zu einem halben Tact, zu zwey Tacten ausgedehnt werden. III. *Vernunft und Liebe von Leon*. Sehr naiv. IV. *Drang der Liebe*. Sehr gefällig und vortheilhaft für die Stimmen. V. *An den Abendstern von Matthiffon*. Der intendirte Ausdruck ist hier nicht erreicht, und die gekünstelte viermalige Veränderung der Tactart in einer Melodie von acht Tacten ist sogar der rechten Declamation der Verse und dem besseren Ausdruck nachtheilig. Man versuche nur den Auftact in den beiden kurzen Achteln über die Worte: *Stern der und Bleich und, meinen Strahlst Ent* etc. so zu verlängern, daß das erste Achtel auf die Sylben *Stern, bleich, mei* etc. und *Strahlst* zu einem Viertel mit dem Punkte wird, und die ganze Melodie, die denn durchweg im Viervierteltact gesungen wird, gewinnt dabey. Oder sagen die schnellen Achtel, womit Hauptworte gegen alle Gerechtigkeit so kurz abgefertigt werden, dem besondern Gefühle irgend eines Sängers oder einer schönen Sängerin besser zu: so setze man vor jene beiden bezeichneten Achtel jedesmal ein Viertel Pause, die noch obendrein durchaus an die Stellen trifft, an welchem die Schöne Athem holen muß, und das Lied hat wieder gewonnen, indem es auch so durchweg im Viervierteltact gesungen wird. Wird aus dem Athemholen noch ein leiser Seufzer — so kanns noch manchen Localgewinn dabey geben. — Das war vielleicht zu viel über eine kleine Sonderbarkeit ohne Zweck und Wirkung! sie findet sich aber in einem beliebten Componisten, an dem nur gar zu gern und gar zu häufig alles nachgeahmt wird; und mit dergleichen künstlichen Wirkungsmitteln muß sehr behutsam und sparsam verfahren werden, wenn sie da, wo sie an der rechten Stelle sind, noch etwas wirken sollen. VI. *Blumenleben von Bouterweck*, und VII. *An Doris*. Ganz angenehm, aber unbedeutend. VIII. *Beruhigung von Matthiffon*. Bey dieser an sich ausdrucksvollen Melodie hat der Com-

ponist übersehen, daß die ersten beiden Strophen keinen Schluß haben, sondern der Vorderatz bis in die Mitte der dritten Strophe geht, wo dann erst der Nachsatz anhebt, sonst hätte er nicht zu allen vier Strophen nur eine Melodie machen können. IX. *Lob des Jägerlebens von Freylin, o. Wildungen*. X. *Morgenlied des Jägers von demselben*. Sehr angenehme Melodien, die auch mit Weglassung einiger etwas gezwungenen Ausweichungen in die Moltonart und einiger nicht ganz hinpassenden Harmonieen, wie die bey *Bachus und Cythere*, leicht hätten Waldhornmäßig und dadurch um so charakteristischer werden können. XI. *Klage von Holty*. Dieses Lied gewinnt sehr, wenn es ganz auf die zweyte ausdrucksvolle Melodie gesungen wird, die der Componist nur den beiden letzten Strophen geglaubt hat, geben zu müssen. Als wenn nicht das ganze Lied in der Einen Empfindung gedichtet, oder vielmehr ausgesprochen, ausgehaucht worden wäre! Als wenn das Auge, das die traurige Gegenwart beweint, ohne Thränen in die verschwundene bessere Zeit zurückblickte! XII. *Die beiden Banzen von Pfeffel*. Ein der Musik unwürdiger Gegenstand, der auch von Seiten des komischen Ausdrucks in der zweyten Hälfte nicht einmal gut behandelt worden ist. Rec. hat sich bey diesen Liedern etwas verweilt, weil er glaubt, daß *Zumsteegs* Arbeiten es verdienen, und seine blinden Verehrer und Nachahmer es bedürfen. Sonderbar und zwecklos ist die äußere Einrichtung dieser Sammlung, in der jedes Lied nur die beiden innern Seiten füllt, die vorderste Folioseite mit dem besondern Titel für jedes Lied angefüllt, und die letzte immer ganz leer geblieben ist. Ja, bey Nr. V ist von dem ganzen Foliobogen sogar nur eine halbe Seite mit 10 Tacten angefüllt. Nr. VI fast eben so, Nr. III nicht viel mehr. Wenn Rec. sich recht erinnert, so stehen diese einzeln, so splendid und doch nicht ansehnlich und zierlich gestochenen Gesänge schon in Sammlungen gedruckter Lieder von *Zumsteeg*, die bey Breitkopf und Härtel herausgekommen sind.

Unter dem zweyten der oben angeführten Titel hat vielleicht eine ähnliche Sammlung herausgegeben werden sollen: es scheint aber bey dem ersten ziemlich unbedeutenden Liede geblieben zu seyn.

*Schillers* Ode an die Freude (Nr. 3), bey der der Dichter wohl eben nicht an die Musik gedacht haben mag, ist hier, wie in allen dem Rec. bisher vorgekommenen Compositionen verfehlt. Der Chorgesang am Schluß ist gar gemein, und schlechter noch als in mancher andern.

Tr.

*Druckfehler.* In Nr. 27. S. 210 Z. 11 bis jetzt l. jetzt. S. 213 v. u. Z. 15 fallirte fällt weg. S. 213 v. u. Z. 11 hin und wieder l. wiederum. S. 215 v. u. Z. 17 gleich größeru l. gleich großen. Nr. 28. S. 217 v. u. Z. 7 Hellerwechsel l. Kellerwechsel. S. 221 v. u. Z. 5 ja l. je. S. 223 v. oben Z. 13 Geldkasten l. Goldkasten. S. 223 v. oben Z. 14 Geld l. Gold. S. 223 v. oben Z. 20 Geld l. Gold. S. 223 v. oben Z. 29 Geldkasten l. Goldkasten. S. 223 v. oben Z. 35 Geldes l. Goldes. Nr. 29. S. 226 v. oben Z. 14 nur l. nun.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 M Ä R Z, 1 8 0 4

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

*Reformen Oesterreichs im Kriegsfach.*

WIEN, b. Degen: *Erstes Cirkular-Rescript* an den Hofkriegsrath, an sämtliche General-Commanden und die dem Hofkriegsrath unterstehenden Hauptämter. (Vom 24 December 1802). *Zweytes Cirkular-Rescript* an den Hofkriegsrath, an sämtliche General-Commanden u. s. w. (Wien den 7 Januar 1803). *Drittes Cirkular-Rescript* an den k. k. Hofkriegsrath, die General-Commanden u. s. w. Die neue Organisation und Geschäftseinteilung der Centralstelle des Kriegsdepartements betreffend. (Wien den 7 Januar 1803). *Viertes Cirkular-Rescript* Sr. K. H. des Kriegsministers, Erzherzog Karls, an den k. k. Hofkriegsrath und die sämtlichen Länder-General-Commanden ausschließlich jener in den Militärgränzen. Organisation der Länder-General-Commanden. (Wien den 3 März 1803). *Fünftes Cirkular-Rescript* Sr. K. H. des Kriegsministers Erzherzogs Karl an gesammte Länder-General-Commanden, die neue Organisation der Verpflegs-Branchen und ihres Personal-Standes betreffend. (Ohne Datum).

Jede Kunst, jedes Geschäft in der Welt, will, als solches, auf einen Mittelpunkt bezogen, will in eine Einheit concentrirt seyn. Sonst verwirrt den, der es treibt, die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen, und er selbst, oder das Geschäft geht unfehlbar, unter dem Streben nach Detail, zu Grunde. Bey dem Regierungsgeſchäft ist dieß noch besonders der Fall. Wo man, zum Beyſpiel, um mit einem Fache, das uns hier am nächsten liegt, den Anfang zu machen, im Kriegsdepartement nicht durch klug eingeführte Administrationsberichte dem Regenten die Uebersicht des Ganzen erleichtert; wo man umgekehrt ihn in die Nothwendigkeit versetzt, von jedem Sattelknopf, jedem Pferd, jedem Montirungsstück im Einzelnen, eine belästigende Notiz zu nehmen: da wird entweder, um mit Glück am Ruder zu sitzen und der Regierung genug zu thun, die Allwissenheit eines Gottes erforderlich seyn, oder jede Administration, aus einem höhern Gesichtspunkte betrachtet, Null werden. Der letzte Fall ist der schlimmste. Denn wo das Auge des Staats schläft; wo keine höhere Wachſamkeit den Unterbeamten im Zügel hält, da kann der Staat nie des Zustandes seiner Casernen, Lazarethe, Feldapotheken, folglich auch nie des Summums seiner eigenen Kräfte gewiß seyn.

S. A. L. Z. 1804. Erster Band.

Vollends da, wo ein träger Kanzleygang die Zugänge zum Thron, aus bösem Willen, oder Ungeschick, anstatt sie dem Einfluß eines wohlthätigen Lichtes zu eröffnen, verstopft; wo die Kanzleybücher zu einer Größe anwachsen, daß zwischen Verhandlungen und Beschlüssen sich eine Scheidewand, wie zwischen den Acten der Gerichtsstube und denen des Weltgerichts, aufbaut; wo die Proceſſe mit der Menschengeſchichte altern, und die Allwissenheit eines Erzengels erfordert wird, um zum Beyſpiel, unter den tausend Nummern der Kanzleyregistraturen, denen der Name *Wimmer* einverleibt ist, den *Wimmer*, oder das *Wimmern*, das eben gesucht wird, heraus zu finden; wo, eh' man ein Menschenwohl zu Stande bringt, zehn Menschen hinterben, und zwar die Interessenten aus dem Türkenkriege, sämtlich, aber noch lange nicht ihre Rechnungen alle *ad acta* gelegt sind, wo, über das Monate und Jahre lange Nachschlagen, in staubigen Fascikeln, alte Augen anfangen müde, und junge Augen blöde zu werden; ja wo zuletzt, um das Summum alles dieses Unheils voll zu machen, ein armer Teufel von Cavalleristen, der 11 Jahr, 10 Monat, 8 Tage hindurch, getreu und ununterbrochen sein Pferd ritt, bis der Tod machte, daß er es, wider sein Verschulden, in einer hitzigen Attacke gegen den Feind abfaß, sich mit seiner Anfrage, „ob er, dieses Unglücksfalls ungeachtet, sich des von Sr. K. K. Majestät auf einen zwölfjährigen, getreuen Dienſtritt gesetzten Douceurs von 6 Ducaten zu erfreuen habe?“ durch acht und vierzig Instanzen, hindurch arbeiten muß, ehe, von Seiten des höchsten Reichsoberhauptes, hierauf Resolution kommt; — wo also das Detail irgend eines Administrationswesens sich einer so überlästigen, ausschließenden Herrschaft anmaßt: da wird, da muß der Staat jeden höheren Gesichtspunkt, im Staube hundertjähriger Acten, aus dem Auge verlieren, und wenn nicht plötzlich, so wie hier, ein *Deus ex Machina* erscheint, das Ganze unausbleiblich zu Grunde gehn.

Es ist außer unserer Gerichtsbarkeit, der Einsicht des selbstdenkenden Lesers, über die ehemalige Beschaffenheit des k. k. Hofkriegsraths, durch ein unbefugtes, praktisches Urtheil vorzugreifen; wir haben weiter nichts zu thun, als auf die einstweiligen Königl. Kaiserlichen Erlasse in dieser Sache zurück zu weisen, wo dieß Urtheil selbst, in einer Reihe der unläugbarsten und documentirtesten Thatſachen, auf das vernehmlichste ausgesprochen daliegt. Wären auch diese ewigen Monumente des edeln Reformati-



mationsgeistes, welcher *Sr. K. K. Majestät, Franz den II, und Sr. Königl. Hoheit, den Erzherzog Karl*, im schönsten Bunde brüderlicher Eintracht, vom Thron und dessen nächsten Umgebungen befehlt, und ein sanftes Feuer, für diese patriotische Unternehmung, auf alle ihre Untergebenen fortleitet, nach Mafsgabe ihres Verdienstes, und so in den Buchhandel gekommen, dafs für ihre weitere Verbreitung nichts zu wünschen übrig bliebe: so dürfte dennoch ein würdiger Auszug, aus einem beynah 40 Bogen starken Folianten, für ein Publicum, das, durch die Frivolität des Tages, selten mehr als ein Blatt zu lesen gewohnt ist, auch jetzt noch nicht zu spät erscheinen; besonders wenn man erwägt, dafs diese Papiere, durch ihre Wichtigkeit, und als ein Magazin der schätzbarsten Erfahrungen, die darin niedergelegt sind, dem Menschenbeobachter von allen Ständen, und auf allen Seiten, den reichhaltigsten Stoff zu Reflexionen darbieten, und so gleichsam ein in sich selbst geschlossenes Zeit- und Sittengemälde des südlichen Deutschland's aufstellen. Doch zur Sache! —

Dem Ganzen dienen ein paar Worte des edlen *Erzherzogs Karls* selbst zur Einleitung, worin er das Publicum mit seinen, vom Eintritt in das neuerrichtete Staats- und Conferenz-Ministerium beabsichtigten, und bis jetzt mit Nachdruck verfolgten Zwecken und Grundfätzen bekannt macht. Diese gingen hauptsächlich auf Concentrirung und Beschleunigung des Geschäftsganges; auf Erzielung des nöthigen Zusammenhanges mit der obersten Stelle, damit die Ausführung nicht, wie bisher geschah, dem Beschlufs so träge nachhinkte; zuletzt auf Abstellung einer unzahligen Menge von Mißbräuchen, im Proviant-Lieferungs- und Verpflegungsetat, von denen die Erfahrung gelehrt, dafs sie der Tapferkeit der Kaiserlichen Armeen, im Verlaufe des letzten Krieges, so oft hinderlich und nachtheilig gewesen. Die Mittel, die man hiezu erwählte, waren vorzüglich folgende. Um die Regierung besser, wie bisher, von allem, was sich im Kriegswesen begab, unterrichtet seyn zu lassen, beliebte man die Einführung allgemeiner Administrations-Berichte; d. h. jeder untern Stelle eines Departements wurde aufgegeben, ihrem höhern Amt, Branche, Provinz, worunter sie ihren Stand nimmt, von ihren Vorfällen im Dienst, das Besondere und Merkwürdigste periodisch beizubringen, und so den höhern Behörden in die Hände zu arbeiten. Unter diesen lag es dem Hofkriegsrath, als einer der höchsten, ob, durch immer getreue und verkürztere Auszüge des Besonderen ins Allgemeinere, aus den vielen *Specialberichten*, einen *Generalbericht* zu verfertigen, der, in vierteljährigen — jetzt halbjährigen Ansichten — dem Kriegsministerium, und durch dieses wiederum dem höchsten Reichs-Oberhaupt vorgelegt, dasselbe in den Stand setzte, sich die nöthige Anfrage, über das Gesamt-Befinden der Armee, des Reiters, Pferdes, Fußvolks, in *Illyrien, Croazien, Dalmatien*, in den entferntesten, wie in den nächsten Provinzen, ohne weitere *Dazwischenkunft*, selbst und befriedigend zu

beantworten. — Gut — vortrefflich als Wunsch, als Ideal jeder gut eingerichteten Regierungsform überhaupt, die, woran wohl kein Zweifel ist, sich der Gottheit in eben dem Grad nähert, als ihre Kenntniss von dem Ganzen, das sie beherrscht, und eben hiedurch wieder die Möglichkeit zu schleunigen Abhülfen aller Art zunimmt: aber — wie Recentent hinzusetzt: wie viel ist, das sich der Ausführung einer solchen Maxime in der Wirklichkeit entgegenstellt!

Zuerst die zahlreichen Protokoll-Tische, mit ihren subalternen Schreibemaschinen, denen man eine Schreibefeder in die Hand stößt, die sodann, auf gut Glück und von selbst fortläuft: — dann die alten *Referenten*, die am Pergament des tausendjährigen Herkommens hängen, und, statt ihres Kopfs, eine staubige Decretirmaschine auf den Schultern tragen! — Wahrhaftig, einem sollte alle Luft vergehen an irgend eine Reform in diesem Punkte zu glauben, so lang man noch überall auf Menschen trifft, die sich nicht schämen, ein paar Actenstöße an Dinge zu verschreiben, an die ein guter Kopf kaum eben so viel Federstriche wenden würde, und die, mit der Nothdurft aller ihrer fünf Sinne, nicht im Stande sind, 5 Begriffe nothdürftig zusammen zu fassen! Kurz es gehörte der ganze entschlossene Muth des *Erzherzogs Karl* dazu, um wie ein zweyter St. Georg, mit diesem Lindwurm, in den dunkeln Windungen der Kanzleygänge, anzubinden, und nicht unwillig zu werden, wenn, wie hier geschieht: „Ein *Referent*, von dem Hofkriegsräthlichen Departement, sich in zwey Compilaten, wovon jedes 64 Bogen enthält, auf die nackte Abschreibung der Numern des Protokolls beschränkt, und dieses bloße Verzeichniß, für den Administrations-Bericht selbst, auszugeben kein Bedenken trägt.“

Durch die zweyte Instruction zur Verkürzung der *Kanzleymanipulationen*, erhält man einen tiefen Blick in die Beschaffenheit der ehemaligen Hofkriegskanzleyregistratur. Es wird genug seyn, hier nur anzumerken, dafs eins ihrer Hauptregister in der Art geführt wurde, dafs es immer ein halbes Jahr *a dato* zurück blieb; dafs man sich folglich nie über das *Præsens* bey ihm Raths erholen konnte. Mit dem *Præteritum* war es noch schlimmer bestellt. Hier herrschte eine so heillose Verwirrung unter den Rubriken, dafs z. B. bey dem Namen *Wimmer*, in jedem Jahrgang des zuletzt geführten Krieges, mehr als 1000 Numern angetroffen wurden, die man folglich alle nachzuschlagen hatte, wofern man mit seinem Gesuch ans Ziel wollte. Dafs dazu oft eine Wochen- und Mondenlange Arbeit erforderlich war, bedarf keiner weitem Auseinandersetzung.

Die Einrede der Herren Verfertiger dieses Registers, dafs das Nachschlagen darin ein Werk eigends dazu gehaltener Registraturbeamten seyn und verbleiben müsse, wird erwähnt, aber wie sie es verdient, gehörig ins Lächerliche gezogen, und sehr passend mit der Annäherung eines Lexikographen verglichen, der, auf eine ungeschickte Art, sein Wörterbuch so einrichtete, dafs man ihn jedesmal, wenn man einen Artikel darin aufsuchte, selbst müßte mit der



der Post kommen lassen. Dasselbe vom *Præsens* nichts, vom *Præteritum* wenig, und vom *Futurum* noch weniger darin gefunden werden kann: so möchte man wohl fragen: wozu nutzen diese Register überhaupt?

Die dritte, vierte, fünfte und sechste Instruction, so interessant an sich ihr Inhalt ist, (\*) müssen wir uns hier begnügen, mit dem bloßen Namen anzuführen, um uns etwas ausführlicher bey der siebenten zu verweilen.

Jene heißen Nr. 3. *Instruction über die Einrichtung der Verpflegs-Magazins-Rechnungen.* Nr. 4. *General-Instruction, zur Verkürzung des Rechnungswesens der Regimenter über Geld, Naturalien und Service.* Nr. 5. *General-Instruction, in Betreff des Monturs-Rechnungswesens der Regimenter.* Nr. 6. *Instruction, zur Verkürzung des Rechnungswesens der Monturs-Oekonomie-Commissionen.*

Dann folgt Nr. 7. *General-Instruction für die Hofkriegsbuchhalterey.* Hier sind nun die drey verwünschten *Tempora* schon wieder da: diesmal aber ist es besonders ein hochlöbliches Buchhalterey-Personale, dem sie zu schaffen machen. Der Erzherzog selbst, da, wie er sagt, alle bisherigen Maafsregeln nichts fruchten wollten, so auch alle angewandte Zucht, zur Aufrechthaltung einer bessern Ordnung, in den Geschäften der Hofkriegsrath-Buchhalterey, vergeblich gewesen: hat einen doppelten Abschnitt, ein *Præsens* und ein *Præteritum* gemacht. Das *Præsens* soll künftig, wie es sich gehört, *a Jour* seyn — Stunde- und Glockenschlag ist ihm angefangen — und bey jedem Seitensprung in ein conträres *Tempus*, soll es, bis es wieder *a Jour* ist, Gage cariren. — Das *Præteritum*, bestehend in einem Ausschufs von 90 betrauten Beamten, die wie den Aushub, so den Kern des ehemaligen Hofkriegsrath-Buchhalterey-Personale ausmachen, soll die, aus dem *Türkenkrieg* und dem *letzten Französischen*, zurückgebliebenen Berge von Rechnungen aufsummiren, als durch deren Nicht-Ablegung der Vermögensstand so vieler Unterthanen in der österreichischen Monarchie bedenklich gefährdet wird. Dieses Collegium der Neunziger, müßte 1801 mit seinen Arbeiten zum Schluss seyn. Urlaubsgesuche werden nur auf einen Tag, Scheinkrankheiten gar nicht gestattet. Einmal aus dem *Præsens* gefallen, wurde mit Verkürzung der Gage; zweymal — mit Dienstentlassung bestraft. Wem die Strenge solcher und ähnlicher Maafsregeln zu hart dünkt, oder gegen das Ganze dieser Verfügungen einnimmt; der beliebe doch ja die Tabelle Numer 8, und das daselbst ausführlich angeschlossene Beyspiel: „Wie ein Geschäft bey dem K. K. Hofkriegsrath, durch 48 Hände zu laufen hatte, bevor Sr. Königl. Hoheit, der

Erzherzog Karl, das Kriegsministerium antrat“ vorher ein wenig in Augenschein zu nehmen: und er wird sich bald überzeugen, daß, um mit diesen 48 Händen fertig zu werden, der ganze energische Muth eines jungen Kriegers, so wie der seltene Umfang von Talenten eines Kopfs, wie Hn. Staatsraths von *Fassbinder*, erforderlich war, sollte der Erfolg anders der seyn, der er wirklich gewesen ist, daß nämlich der alte Hofkriegsrath, dem diese neuen *Tempora* durchaus nicht in den Kopf wollten, zuletzt mit allen seinen Einwendungen sich ins *Passivum* verworfen sah, und eben hiedurch die Hoffnung für ein besseres *Futurum* der österreichischen Monarchie, in den Herzen aller Patrioten, begründet wurde. — Noch ist zu bemerken, daß diese neuere Centralverwaltung des Kriegswesens, durch bloße Einziehung von Lohnschreibern und andern unnützen Chargen; dem Staate, nach einem S. 3 des III Cirkular-Rescripts verzeichneten Ueberschlag, 50 Personen und 75,530 Fl. an Besoldungen erspart, wobey die Schreibmaterialien nicht gerechnet sind, so daß sich noch anderweitige Ersparungen hoffen lassen. Die collegialische Behandlung aller Geschäfte fällt ohnedies weg. Diese hatte darin ihr Unbequemliches, daß z. B. Einem in der Schuh- und Montirungskategorie wohlbewanderten Hofrath, doch ein in die Korn- und Mehlkategorie einschlagender Artikel, durchaus fremd seyn konnte; item, daß ein Anderer, der sich ganz vortrefflich auf Gewicht und Maafs von Brod und Korn verstand, dennoch sehr schlecht, von dem Längenmaafs eines Rekruten Bescheid wußte: indess ein Dritter, der sich wohl dazu schickte, bey einer Censur, nicht aber bey einem *Vaskuzischen Gestüt*, in der *Bukowina*, Vorstand zu seyn, aufs Haar sagen konnte: ob ein Buch? — nicht aber: ob eine Stute, *erga Schedam*, zu verleihen sey? Allen solchen Uebelständen ist nun, durch die Formirung engerer Ausschüsse, glücklich abgeholfen, und Niemand wird ferner über Dinge *ad vota* genommen, als über die er, durch erprobte Sachkenntniß, ein competentes Urtheil abzulegen im Stande ist.

Somit schliessen wir diese Anzeige, deren Umfang wir einem mächtigen Staat, über die mit seltenem Nachdruck zu Stande gebrachte Concentrirung seiner Geschäfte in einen ihm so nothwendig gewordenen Mittelpunkt, als patriotischen Glückwunsch, schuldig glaubten. — Möge Oesterreich, die geschätzteste Vormauer Deutschlands, und als solche lange schon von unsern Vorfahren betrachtet, stets im Besitz dieses schönen Vorrechts bleiben, und durch immer kräftigere Maafsregeln seine Ansprüche bewahren!

J. v. d. O.

Hof,

(\*) Um keine Verwirrung in Titeln und Numern anzurichten, bemerkt Rec., daß hier wieder von den *Contentis* und Unterabtheilungen des ersten Cirkular-Rescripts die Rede ist, die mit jenen, vor der Redaction angegebenen Haupttiteln in keiner weitem Verbindung stehen. Die Reichhaltigkeit der in allen 5 Cirkularrescripten aufgeführten Artikel gebot uns, bey unserer Anzeige, bloß Beschränkung auf Eins. Wir wählten dazu das erste Cirkularrescript, weil dieses, in gedrängter Kürze, die Hauptgesichtspunkte des Ganzen summarisch darstellt.

Hof, b. Grau: *System der Staatsregierung im Grundrisse* von Dr. Johann Christian Majer, königl. dänischem Justizrath und ordentl. Lehrer des deutschen Staats- und Lehnrechts, zu Tübingen, 1803. XVI u. 216 S. gr. 8. (21 gr.)

Alle Mängel der Staatsregierung und alles Heil der Staaten glaubte man in neuerer Zeit in der Constitution des Staats zu finden, und schien das große Interesse der Staatsregierung ganz aus dem Auge zu verlieren; erst seitdem man darauf immer mehr und mehr zurückkam, ward Ruhe und Ordnung, und Sicherheit für Freyheit und Eigenthum allmählich wieder hergestellt. Mit dieser wichtigen Bemerkung beginnt der Vf., und zeigt zugleich die Nothwendigkeit des Studiums der Staatsregierungs Wissenschaft, als des anderen Theiles der Lehre von der Staatsrechtswissenschaft, und die Wichtigkeit der hellsten Einsicht in das wahre Verhältniß der Staatsregierung zur Staatsconstitution. Der Vf. stellt hier das System der Staatsregierung nach seinem ganzen Umfange dar; er ist bemüht, die integrierenden Theile desselben nach ihrem natürlichen Verhältnisse zu einander zu ordnen, und die Rechtsprincipien, auf welchen das ganze System der Staatsregierung beruht, wissenschaftlich zu entwickeln. Am Ende der Vorrede erinnert er, daß man keine Theorie der Staatsregierungskunst in seinem Buche zu suchen habe. Wohl aber ist diese Schrift als zweyter Theil der vom Vf. im J. 1799 herausgegebenen *allgemeinen Theorie der Staatsconstitution* zu betrachten.

Eine neue Ansicht dieser Schrift gewährt uns der Unterschied zwischen Volk und Staat, und zwischen diesen beiden und dem Regenten, welcher dem ganzen Werke zum Grunde liegt. Sicherheit für Person und Eigenthum, und Wohlfahrt, sind zwey Punkte, nach welchen der Mensch strebt. Individual-Sicherheit suchte und fand der Einzelne in Volkscorporationen, obgleich diese, die Individual-Wohlfahrt jedem Einzelnen nicht immer und oft nur selten zu schaffen vermögen; jene (die Individual-Sicherheit) ist absoluter, diese, relativer Zweck der Volkscorporation. Die Volkscorporation als Person, steht in einen doppelten Verhältnisse a) nach Außen, b) nach Innen, und sie wird erst zum Staat erhoben, wenn sie bey sich eine allgemeine Hohheit aufstellt, welche organisirt seyn muß, damit sie zweckmäßig thätig seyn kann; die Organisirung derselben ist die Constitution, deren Ausübung die Regierung des Staats ist, und die Regierung selbst, wie auch den mannichfaltigen Regierungsbedarf, begreift. — Die Staatsregierung selbst ist nach dem Vf. theils Regierung des Volks, theils Führung des Staats; den Einwürfen gegen diese Theilung, und den scheinbaren Widersprüchen derselben, begegnet er sehr richtig S. 10 ff., und rechtfertigt sich vollkommen. Im eintretenden Collisionssalle stellt er das bewährte Princip auf: *publico cedit privatum* und *salus publica*

*suprema lex est.* S. 16 sind die Grundmaximen aller Staatsregierung angegeben, wodurch das Individuum mit dem Staate wieder versöhnt wird. — S. 23 ff. vom Verhältniß der Staatsconstitution und Staatsregierung, wo der Vf. philosophisch und historisch zeigt: daß nicht alles einzig und allein an der Constitution gelegen sey, — S. 38 ff. ist das Verhältniß des Regenten zum Volk und Staat sehr richtig auseinander gesetzt; und der Ungrund von der absoluten Vollkommenheit der republicanischen, und der absoluten Verwerflichkeit der monarchischen Constitution, in Hinsicht auf die davon abhängende Beschaffenheit der Staatsregierung, bis zur Evidenz dargethan; letzteres ist überhaupt die Axe, um welche sich Vorrede und Einleitung dreht, und es ist Zeit, daß einmal mit der Energie, wie in dieser Schrift geschieht, davon gesprochen werde, damit die Begebenheiten unserer Zeit desto richtiger verstanden und beurtheilt werden können.

Das System der Staatsregierung selbst zerfällt nach dem Vf. in 2 Bücher: I. von der Staatsregierung selbst, II. vom Regierungsbedarf. — Im I. Abschnitt wird von der Regierung des Volks gehandelt; Kap. 1 von der Rechtsgesetzgebung, a) im Civil-, b) im Criminalfach; (wo der Vf. den philosophischen Theil seiner Schrift mit historischen Belegen zum öftern sehr passend unterstützt;) Kap. 2 von der Justizpflege im Civil- und Criminalfach; (die Gerichtsbarkeit der Kirche in geistlichen Sachen verwirft der Vf. mit allem Recht.) Der 2. Abschn. begreift die Führung des Staats. S. 130 wird der wesentliche Unterschied des Regenten von der Person des Staats, und sein Verhältniß zu derselben noch einmal erörtert, und das paradoxon: daß der Regent der erste Diener des Staats sey, aufs neue bestritten. Die ganze Staatsführung zerfällt wieder in 3 Abtheil., a) Persönlichkeits, b) Sicherheits, und c) Wohlfahrtsfach, welches letztere der Vf. auch Staatspolizey nennt. — Das II. Buch giebt in 3 kurzen Abschnitten, die Hauptmomente der Lehren vom Staatsministerium, der organisirten Kriegsmacht, und der Finanzen. Der Vf. begreift unter Finanzwesen auch das ganze Cameralwesen, und unter der Benennung Staatswirthschaft das ganze Finanzfach vom Regierungsbedarf; die Staatspolizey ist davon verschieden, und wie oben schon angegeben, ein Fach des Theils der Staatsregierung, welches in der Führung des Staats besteht.

Wir glauben durch diese Relation den Leser auf den Standpunkt gesetzt zu haben, die verschiedenen neuen Ansichten der vorliegenden Schrift, und deren Brauchbarkeit gehörig einzusehen. Mit dem Styl des Vfs. ist Rec. nicht ganz zufrieden; auch klingen Wörter wie z. B. *Befehlshaberschaft* etc. sehr hart. Hier und da vermisst er literarische Nachweisungen, welche den Nutzen des Werks würden erhöht haben.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 14 M Ä R Z. 1 8 0 4

## O E K O N O M I E.

MÜNCHEN, b. d. Vf.: *Katechismus der bayerischen Landes-Culturgesetze, samt einem Unterricht der Landwirthschaft für das Landvolk, auch zum Gebrauch für Richter und Rechts-Anwälde, Volks- und Schullehrer, von Joseph Huzzi, kurf. General-Landes-Directions-Rath in München. 1804. 387 S. gr. 12. (8 gr.)*

Dafs die Cultur-Verordnungen des bayerischen Regenten die edelste Tendenz haben, davon ist zwar der deutsche Patriot überzeugt; aber da es bisher an systematischer Darstellung derselben fehlte: so schien es nicht wenigen, als ob man rasch und fragmentarisch zu Werke gehe, und dieser Schein warf auf die Festigkeit der politischen Maximen selbst kein günstiges Licht. Daher kam es, dafs selbst manche Staatsgelehrte den Gang der Cultivirung tadeln wollten, und dafs noch hie und da das Urtheil über die Verdienste des grossen Maximilians Josephs und seiner Rätthe getheilt ist. Dem bisherigen Mangel an systematischer Zusammenstellung und Erläuterung ist es auch zuzuschreiben, dafs viele Richter, Rechtsanwälde, und vornehmlich Partheyen aus der tiefen noch unaufgeklärten Volksclasse in die neue Ordnung der Dinge sich nicht zu finden wußten; sie hatten den Fäden nicht, durch welchen das Neue mit dem Alten verbunden wird. Diese Unwissenheit gab nun Gelegenheit zu verkehrten Vorstellungen und Behauptungen; aus diesen flossen Befürnisse, ja sogar Unzufriedenheit, und so geschah es, dafs die väterliche Absicht und die weisen Leitungen des Regenten auch von guten, aber irrenden Kindern verkauft wurden, und die Cultur selbst darin ein mächtiges Hinderniß findet.

Diese Betrachtung mußte Rec. voranschicken, um die Gröfse des Verdienstes gehörig ins Licht setzen zu können, welches sich der Vf. durch gegenwärtige, dem Titel nach unbedeutend scheinende Schrift wirklich erwirbt. Er trägt damit nicht nur zu der Verbesserung der Urtheile über seinen Regenten im Auslande bey, veranlaßt manchen Fremden, ein Land zum Wohnsitz zu wählen, wo seinem Unterhalt die Hände geboten werden, sondern beruhiget auch die zahlreichste Classe der Unterthanen, klärt sie über die Vortheile der Absichten der Regierung und über die Mittel zur Beförderung ihrer eigenen Wohlfahrt auf. Ein Verfasser, der so viel Gutes stif-

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

tet, verdient, aufser der Liebe seines Regenten, die Achtung des Publicums.

Es ist hier der Ort nicht, den Werth der politischen Principien zu untersuchen, welche den Gesetzgeber geleitet haben: aber um doch dem abgeschmackten Vorurtheile, dafs Baiern zu rasch und fragmentarisch zu Werke gehe, mit wenigen Worten einen Damm entgegenzusetzen, will Rec. (was der Vf. in einer Vorrede hätte anzeigen können) andeuten, dafs seinem Befinden nach der grösste Theil dieser Principien nicht aus noch unverfuchter Theorie, sondern aus den besten deutschen Verordnungen und besonders aus dem *Allgemeinen Preussischen Landrecht* (Tit. XVII u. Tit. XXII) und dergleichen *Allg. Gerichts-Ordnung* (Tit. XLIII) genommen sind: Werke, welche die Tadler zum Schweigen bringen werden. Dafs aber Baiern den Gesichtspunct noch um etwas höher stelle, nämlich die bestehenden Civil-Verhältnisse dem Staats-Verhältniß mehr unterordnet, während jene Gesetze an die letzteren sich mehr anschmiegen, davon kann man sich überzeugen, wenn man den Geist jener Werke und den Geist vorliegender Schrift vergleichen will: ein Geschäft, das hier von uns nicht erwartet werden kann.

Wir wollen nun die Uebersicht über den Inhalt der Schrift geben, und darein zugleich unsere Kritik verflechten. Nachdem der Vf. in der Einleitung den Begriff von Cultur richtig entwickelt hat, gehet er im *ersten* Abschn. zu (der Rechtslehre) von der gemeinen Cultur (Urbauung) des Bodens fort. Hier handelt er in vier Kapiteln von den allgemeinen Rechtsgrundsätzen, vom Culturprocess, von Vollziehung der Abtheilung und von den Verhältnissen bey abgetheilten Gründen so kurz, aber dabey meistens so lichtvoll, als von einem so gelehrten, scharfsinnigen Geschäftsmann zu erwarten ist. Doch vermiffen wir hier die Untersuchung einiger erheblichen Fragen: 1) Zu welcher Gattung der Cultur dürfen vertheilte Gründe gebraucht werden? Dürfen sie von Einigen mit Holz in Bestand gesetzt werden, und kommt dabey der Nachtheil der Nachbarn nicht in Betracht? Dürfen vertheilte Waldungen ausgerädet und zu Feld gemacht werden? (S. 29). 2) Wird nicht erst die Bauwürdigkeit des Bodens untersucht, bevor Einem zu Liebe, der sich zur Abtheilung meldet, die ganze Vertheilung vorgenommen wird? Welche Sicherheit hat man, dafs nicht dieser Cultivirende dem Boden die Nahrung nimmt, und ihn dann liegen läffet, die Theilungskosten der Gemeinde aber bald aus Muthwille, bald aus Irrthum

Rrr

— ver-

— veranlasset werden? Was ist Rechtens, wenn die Gemeinde auf ähnliche Weise verfährt, die neuen Gründe (zu deren Abtheilung sie sich versteht, um sie nicht zu verlieren) ausbauet, ihre alten Felder inzwischen, so weit sie sie aus Mangel an Zeit und an Tagelöhnern nicht bearbeiten konnte, liegen läßt? — Fälle, die gewiß vorkommen werden! Ferner hätten wir gewünscht, daß die schwierigen Lehren vom Theilungs-Maßstab (S. 30) und von den Nebenumständen (S. 41), die die meiste Erläuterung für die Fodern, für welche die Schrift bestimmt ist, ausführlicher abgehandelt worden wären. — Im zweyten Abschnitt handelt der Vf. von der Rechtslehre der höheren Landwirthschaft. Zu S. 66 u. 67 die Fragen: Warum dürfen Grundstücke keine *prædia servientia* (außer *servit. naceff.*) seyn? Ist überhaupt nicht die Theilung des *Ufus* so wichtig, als die Theilung der Arbeiten, diesem großen Princip der Cultur? Und warum sollten die Römer mit so tiefer Weisheit diese Theilung cultivirt und gesetzlich bewahrt haben, wenn nicht die Theilung des *Ufus* analoge Vortheile der Arbeits-Theilung gewähre? — Fragen, die Rec. mehr an den Gesetzverfasser, als an unsern Vf. zu richten hat. Und ein Beyspiel (S. 67): Ist es bürgerlich gerecht, wenn Pechlern ihr *ius quaesitum* (*titulo seu modo præscriptionis acquis.*) genommen wird? Besteht dabey diese Art der Production so gut, in kleinen Waldantheilen, als wenn einer das Recht über eine ganze Waldung hat? Läßt sich der Nachtheil ihres Rechts nicht gelinder beschränken? — Die Polizeygesetze über den Viehschaden (S. 67—71) sind vortreflich und musterhaft; die Gesetze über Aufhebung der Brache (S. 72—76) und der geschlossenen Feldwirthschaft, vorsichtig und wohlthatig. Die über das leidige Jäten bedürfen noch folgender Bestimmungen: 1) Das Jäten kann kein Eigenthümer wehren; er muß jedem aus der Gemeinde, der sich bey ihm meldet, ein Grundstück dazu anweisen; 2) Jäten ohne ausdrückliche und bestimmte Erlaubniß des Eigenthümers wird scharf bestraft; 3) Jeder von Grasern verursachte Schaden muß ersetzt werden; 4) Es wird präsumirt, daß ein offener Jäte-Schaden von denen herrühre, welchen das Feld angewiesen worden, während sie sich damit beschäftigen. 5) Zu dem Ende muß bey dem Eigenthümer angezeigt werden, wenn man das gejätete Feld verlassen wolle. — Im 3 Kap. von den Wiesen bleibt der Zweifel übrig: ob aller Unterschied der Wiesen auch durch die größte Cultur-Freyheit wegfallen könne? — Das 4 Kap. ist aus dem ganz vortreflichen Gesetz über die Obstanlagen gearbeitet, das Baiern nach und nach zu einem großen Garten und die Reisen durch dieses fruchtbare Land zu den angenehmsten in ganz Deutschland machen wird. — Das 5 Kap. über die Waldungen, läßt die Frage übrig: Dürfen Waldungen ohne Leitung der Forstpolizey benützt werden? — Das 6 Kap. von der Proceßform bey der höheren Landeswirthschaft, und das 7 von den Straffällen ist mit reifer Sachkenntniß gearbeitet und der schöne Schluß desselben S. 117—

121 macht dem Geist und Herzen des Vfs. Ehre. In dem dritten Abschnitt giebt endlich der Vf. kurze Anleitung zur Landwirthschaft. Wir könnten hiezu viele Bemerkungen fügen, wollen aber nur im Allgemeinen den Wunsch äußern, daß bey der nächsten Auflage auf einige Bogen mehr nicht gesehen werden möge, damit altzu kleiner Raum der Bestimmtheit und Zuverlässigkeit nicht schädlich werde: ein Umstand, der nicht Jedem gleichgültig werden dürfte.

O. St. G.

ERFURT, b. Beyer u. Maring: Das Ganze des Hopfenbaues, oder vollständiger Unterricht in der Wartung, Pflege, dem Einärndten und dem Aufbewahren des Hopfens etc. nebst einem ganz neuen, und bis jetzt unbekanntem Vorschlag, Hopfen mit gänzlicher Entbehrung der Stangen auf eine sehr wohlfeile Art, sowohl im Großen, als Kleinen zu ziehen, von Ph. Franz Breitenbach, königl. preussischem Senatoren u. Marktherren zu Erfurt etc. 1803. Dedication u. Einl. VIII S. u. 248 S. 8. (16 gr.)

Die Entstehungs-Geschichte dieses Werks ist zu merkwürdig, als daß sie übergangen werden dürfte. Der edle Dalberg, dermaliger Kurfürst Erzkanzler sahe mit Unwillen, daß das betriebsame Erfurt so große Summen für Hopfen ins Ausland schickte. Versuche mit verschiedenen Stellvertretern dieses Gewächses, die Er anstellen ließ, leiteten das nicht, was man sich davon versprach. Beträchtliche Prämien, die Er aussetzte, um den Hopfenbau allgemeiner zu machen, entzogen seinen landesväterlichen Absichten eben so wenig, weil diese Prämien wohl Eifer erregen, aber nicht die mangelnden, zum zweckmäßigen Anbau des Hopfens erforderlichen Kenntnisse verschaffen konnten. Diese Bemerkung bestimmte ihn, dem Vf. den ehrenvollen Auftrag zu geben, die berühmtesten Hopfen-Anlagen Deutschlands zu bereisen, sich an Ort und Stelle über die Cultur dieser Pflanze belehren zu lassen, diese Nachforschungen und Belehrungen in ein Ganzes zu fassen, und dadurch den fleissigen Erfurtern einen Leitfaden in die Hand zu geben, nach dem sie diesen — den Bierländern so unentbehrlichen Bau — gedeihlich betreiben könnten. Diese Absicht hat auch der Vf. insofern erreicht, als er eine genaue und vollständige Anweisung zur Anlegung, Pflege, Wartung, und zweckmäßigen Behandlung fruchtbarer Hopfengestele geliefert hat; nur würde diese für Bürger und Landleute bestimmte Schrift bey weitem gemeinnützlicher ausgefallen seyn, wenn sich der Vf. einer grösseren Kürze beiseits hätte.

Die Einleitung handelt von dem Nutzen des Hopfens in medicinischer (?) und ökonomischer Hinsicht; sucht die Einwürfe, welche gegen den Nutzen und gegen den Anbau des Hopfens gemacht werden, zu entkräften, und liefert eine Geschichte der in dem Anbau dieser Pflanze vorzüglich betriebsamen Länder.

Hier

Hier ist der in Franken, wegen des Hopfenbaues sehr bekannte Ort, *Langenzeit*, wahrscheinlich durch einen Druckfehler S. 32 in *Langenieder*, verwandelt worden. Das kleine nürnbergische Land *Stättchen* *Lauf* erzeugt, selbst in den fruchtbarsten Jahren, und bey den höchsten Hopfen-Preisen, nie für 15000 fl.; was eher von Altdorf und Herispruck gelten möchte.

Der erste Abschnitt liefert in 4 Kap. die botanische Beschreibung des Hopfens; giebt die besten Lagen zum Baue dieses Gewächses, und die Vortheile an, welche bey der Bearbeitung und Düngung des Bodens zu beobachten sind. — Die Aufzählung aller Erdarten, ihrer Unterscheidungszeichen, ihrer Vermischung und Verbesserung, so weitläufig, als hier geschieht, scheint uns in einer Schrift fürs Landvolk eben so überflüssig, als sie gewiss für den größten Theil desselben unverständlich ist. Auch glauben wir, daß das 3 Kap. vom Düngen des Bodens, in dem von S. 73 — 142 alle gewöhnliche und künstliche Düngungsmittel nach der Reihe abgehandelt, und sogar die — den Lesern, für welche es meist geschrieben, ganz unverständlichen, von *Rückert* angestellten chemischen Versuche angeführt werden, weit kürzer hätte ausfallen dürfen; so wie wir es lobenswerth finden, daß bey dieser Gelegenheit dem Landmann manches nützliche, z. B. S. 77 von besserer Anlegung der Miststätten, gesagt worden ist. Das 4 Kap. lehrt zwar sehr richtig die Bearbeitung des Bodens, auf welchem Hopfengestelle angelegt werden sollen; nur muß Rec. einer Stelle S. 151 widersprechen: „Unter allen vegetabilischen Düngungsmitteln, (heißt es dort) möchten dennoch wohl die *Fichten und Kiefer-Nadeln* den Vorzug verdienen. Auf meiner letzten ökonomischen Reise, kam ich auch nach Herispruck. Hier lernte ich an dem Herrn *Johannes Ehalt* einen Mann kennen, welcher vom Hopfenbau große Kenntnisse hat. Dieser brave Oekonom sagte mir: um dem Hopfen viele harzige und ölichte Theile zu verschaffen, dünge er seine Hopfenberge mit Fichten- und Kiefernadeln. Zu dem Ende hacke er von diesem Holze die Spitzen ab, vermische sie mit dem animalischen Dünger, und bediene sich dann desselben in den Hopfenbergen. Seit dieser Anwendung — behauptete er — sey sein Hopfen viel besser geworden, als zuvor. Wirklich muß ich ihm auch das Zeugniß beylegen, daß ich seine Anlagen im besten Stande, und den Hopfen von einem sehr freudigen Wuche fand. Die Hopfentrauben waren außerordentlich groß, sehr mehrlreich, und von einem gewürzhaften Geruche, als diejenigen, welche in einigen mit bloß animalischen Dünger gedüngten Boden gezogen worden. (Was versteht der Vf. unter bloß animalischen Dünger? Kein Landwirth wird animalischen Dünger ohne Beymischung von Streu, Stroh, oder Erde auf seine Länder führen!) „*Wohnt man daher in einer Gegend, wo man sich dieses Düngmittels verschaffen kann*, so bediene man sich desselben.“ Rec. hat hinlängliche Gelegenheit gehabt, den Hopfenbau Herisprucks kennen zu lernen; und ist überzeugt, daß kein Bürger dieses Städtchens

auch die beiden *Ehalte* nicht, die der Vf. in dieser Schrift rühmt, jemals ihre Hopfenstücke mit Dünger von Nadelstreu bessern werden, — wenn sie *Stroh-Dünger* haben. Nur in dem äußersten Nothfall mag dieses geschehen; und daher wehe dem, der diesen Rath befolgen wird! Anstatt Besserung des Bodens zu bewirken, wird er sich, zumal wenn die Nadeln nicht ganz verweset sind, was kaum unter einem Jahr möglich ist, Magazine von Ameisen, und andern Insecten bereiten, die seine gesunden Hopfenstücke in kurzem in kranke verwandeln werden.

Mit dem zweyten Abschnitt fängt eigentlich die praktische Anweisung zur Anpflanzung, Pflege und Wartung des Hopfens an; welche so gut gerathen, daß wir nur ein paar Bemerkungen, zum Beweise, daß wir sie nicht flüchtig durchgelesen — beysügen wollen. Sie lehrt im 1 und 2 Kap. theils die Wahl der Hopfenfächer, theils die verschiedenen Arten, den Hopfen anzupflanzen. — Ob der Hopfen ins *Dreyeck*, oder nach der *Bauderischen* Art gelegt werde, dieß ist eine ganz gleichgültige Sache. Nicht so die Entfernung der Stöcke von einander. Der Hopfen will freyen Durchzug der Luft zu seinem Gedeihen haben — und die Erfahrung hat gelehrt, daß wenn die Stöcke 5 — 7 Schuhe von einander stehen, ihnen solches am zuträglichsten sey. — Zwischen den Stöcken Kraut und Rüben zu pflanzen, ist doch nicht so verwerflich, als der Vf. dafür hält, vielmehr dem Lande zuträglich, weil diese Früchte ein paar mal behackt werden müssen, wodurch das Land vom Unkraut gereinigt wird. Das 3 Kap. handelt von der Kunst des Stangensetzens, welche auf gutem Lande 24 — 25 Schuhe lang seyn dürfen. Solche durch eine Anstrichmaße von der Fäulniß zu bewahren, ist bey großen Anlagen viel zu kostbar, als daß man es dem ausübenden Landwirth anempfehlen könnte. Es wundert uns billig, daß der Vf. über den Vorschlag, Hopfen an Bäumen zu ziehen, so viel Worte verlieren konnte, und ihm überhaupt einen Platz in dieser Schrift vergönnte, die nur wahre und reine Kultur dieser Pflanze lehren sollte. Im 4 Kap. wird das Anbinden der Ranken, im 5 das Behacken, im 6 das fernere Anbinden, und im 7 das Abblättern des Hopfens gezeigt. Bey Gelegenheit der Lehre vom Anbinden der Ranken, trägt der Vf., den auf dem Titel dieser Schrift schon bemerkten — *ganzen*, und bis jetzt unbekannten Vorschlag, Hopfen mit gänzlicher Entbehrung der Stangen, auf eine sehr wohlfeile Art, im Großen und Kleinen zu ziehen, vor. Dieser besteht darin, daß man Säulen eingraben, oben über Latten legen, und an diese gewickelte Bindfäden, oder Drahte befestigen soll, damit die Ranken an selbigen in die Höhe laufen können. Daß solche Vorrichtungen, wenn sie bey großen Hopfengetellen — und von diesen muß doch wohl hier die Rede seyn? — versucht werden, nochholzverderblicher als die jetzt gebräuchlichen Stangen; und, wegen des starken Verbrauchs von Nägeln, noch kostspieliger aufhängen, und überhaupt auf ungleichem Boden aber fast gar nicht anzubringen seyn

möch-

möchten, muß jeder Unbefangene von selbst einsehen; daß solche aber nicht einmal bey kleinen Garten-Pflanzungen zu gebrauchen, kann Rec. aus eigener Erfahrung bezeugen. Vor mehr als zwanzig Jahren suchte einer seiner ökonomischen Freunde, einen ähnlichen Gedanken auszuführen. Das dazu ausgewählte Feld, ungefähr 50 Quadratschuh haltend, lag in der Mitte eines Gartens. Sehr zweckmäßig nahm er, statt der von dem Vf. vorgeschlagenen Fäden, oder Drähte, die Hopfen-Ranken selbst, welche er zu diesem Behuf im vorhergehenden Winter zu Stricken hatte drehen lassen. Die Säulen, welche in dem Boden eingegraben wurden, um die Latten zu tragen, an denen die Stricke befestigt werden mußten, kosteten, da sie stark waren, und nicht zu weit von einander entfernt stehen durften, viel Holz und Geld. Ungeachtet dieser überlegten Vorrichtungen hätte der Hopfen dennoch keinen festen Halt. Diejenigen Stricke, welche zu fest angespannt waren, rissen bey starkem Winde, die losern verwirrten sich nicht selten unter einander. Oben wand sich der Hopfen um die Latten herum, und bildete hier und da ein dichtes Dach von Laub, welches Luft und Sonne den nöthigen Einfluß verwehrete; und der ganze Erfolg dieses Versuchs, bey dem weder Holz noch Kosten erspart wurden, bestand in beschwerlicher, zeitverderbender Arbeit, in baldigem Ersticken des Anflugs und in einer gänzlichen Mißernte, da hingegen die Nachbarn sich einer sehr gesegneten Aeerte zu erfreuen hatten.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich in den ersten 4 Kap. mit der Aeerte, dem Dürren, dem Aufbewahren, und der Benutzung der Blätter und Ranken des Hopfens. Im 5 Kap. werden einige Methoden, die Stangen den Winter über aufzubewahren, angegeben. Die meisten sind mit zu viel Aufwand verknüpft, als daß solche die gewöhnliche verdrängen könnten. Die Erfahrung hat ohnehin gelehrt, daß die Stangen in freyer Luft auf Kuppeln so gestellt, daß selbige überall durchstreichen kann, sich doch an die zwölf bis funfzehn Jahre ohne Abgang erhalten. Das 6 Kap. beschreibt die letzte Arbeit im Hopfengarten, und fügt noch einige nützliche Bemerkungen über das Beschneiden der Hopfenstöcke bey. Der vierte Abschnitt handelt endlich von den Krankheiten, Feinden, und Ursachen des Mißrathens des Hopfens; wogegen verschiedene Mittel vorgeschlagen werden.

Wir wünschen, daß diese Schrift von dem Erfurter Publikum, für welche sie zunächst geschrieben, gut aufgenommen werden, und selbiges, durch genaue Befolgung der darin gegebenen Anweisung, so viel Hopfen erziehen möge, als es nöthig hat, um die großen Summen zu ersparen, welche bis jetzt zum Ankauf desselben in die benachbarten Länder abgeflossen sind.

S.H.

WIEN, b. Doll: *Paganica: praktische Anleitung zur Forstwissenschaft für Landgutsbesitzer und Forstbeamte*. 1803. 168 S. 8. mit 10 Quartblättern Rechnungstabellen. (16 gr.)

Ein mit Sachkenntnis und Gründlichkeit in gedrängter Kürze abgefaßter Inbegriff dessen, was je

dem Besitzer von Privatwaldungen, der die zweckmäßige Bewirthschaftung derselben, in Verbindung mit dem übrigen Landbau übersehen und selbst leiten will, zu wissen nöthig ist, worüber er hier wenigstens einen bequemen leicht zu verfolgenden Leitfaden erhält. Einige kleine (zum Theil durch verabsäumte Correctur veranlaßte) Unrichtigkeiten abgerechnet, bleibt die Brauchbarkeit dieses Büchelchens unbezweifelt, und kann auch, neben der angegebenen Bestimmung, wegen seiner Fälschlichkeit und seines geringen Preises, dem angehenden Förster, zu Ordnung und eigner Uebersicht der gewöhnlich ohne System handwerksmäßig erworbenen Kenntnisse und zum allgemeinen Anhalt seiner noch nicht routinirten Berufsgeschäfte, empfohlen werden.

K.K.W.

LEIPZIG, im Comptoir für Literatur: *Almanach für Ritterguths-Besitzer, Pächter und Verwalter auf das Jahr 1804*. Mit 12 Kupfern. 1804. Ohne den Kalender und die Erklärung der Kupfer 148 S. 8. (20 gr.)

Diese Compilation, die wir wegen ihres Unwerthes und ihrer Zwecklosigkeit für Landwirthe hier gern ganz übergehn würden, müssen wir wenigstens warnend anzeigen, damit sich unsere Leser durch den verführerischen Titel nicht bewegen lassen, sie zu kaufen; oder wenn sie sie gekauft hätten, Gebrauch davon zu machen. Sie enthält: 1) neben dem julianischen und russischen Kalender 12 schlecht gearbeitete Kupfer mit der Erklärung, deren obscöner Inhalt jeden gesitteten Menschen allein schon zurück schrecken wird; 2) 777 für Landwirthe gewiß sehr unnütze Posttrouten, voll Druckfehler, mit einigen allbekannten, und doch nicht genug bestimmten Postnachrichten; 3) eine unvollständige Angabe der Meilenlängen in rheinischen Fulsen, und der Breiten der Wagenspur in einem ungenannten Fußmaße; 4) eben so wenig vollständige, und dazu oft unverständliche und höchst unzuverlässige Nachrichten von allerley Maassen, Gewichten, Münzen u. d. — So soll z. B. ein rürabergischer Weg 200 Quadratruthen rheinl. halten; 1 Cubikruthe Bruchsteine von 663 Cubikfuß soll nur 200 C. F. Mauer geben; der hannöversche Cassenfuß soll unveränderlich zu dem Conventionsfusse seyn, wie 14:15, welches doch alles unrichtig ist. 5) Interessenrechnung zu  $\frac{1}{2}$ , 3, 4, 5 von hundert. 6) Ausrechnung des Betrags von 1—100 Pfund bey gewissen angenommenen Preisen; 7) das (sächsl.) Wein- und Biermaas; 8) die Ostertabelle bis 1819; 9) wieder einige Ackermaasse nach brandenburgischen Quadratruthen; 10) eine Mühlen-tafel, worin der Abgang für die Mahlarbeit und den Staub bey grossen wie bey kleinen Quantitäten fälschlich als sich immer gleichbleibend zu  $\frac{1}{2}$  angenommen wird; 11) eine Backtafel mit eben diesen Fehler bey dem von 3 zu 4 angenommenen Verhältnisse des Mehls zum Brode; 12) Verzeichniß einiger Messen und Jahrmärkte.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 M Ä R Z, 1 8 0 4

## HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

- 1) G O T H A, b. Ettinger: *Hand- und Hülfsbuch für angehende Kaufleute, Manufacturisten, Fabricanten und deren Zöglinge*. Nach den neuesten Staatenveränderungen herausgegeben von Joh. Philipp Schellenberg. 1803. 462 S. 8. (2 Rthlr.)
- 2) H A N N O V E R, b. Pockwitz Wittve: *Der praktische Buchhalter*, oder gründliche Anweisung zum doppelten italienischen Buchhalten, dem Kaufmanne, Buchhalter und Lehrer gewidmet. Mit allen nothwendigen kaufmännischen Erläuterungen begleitet von Joh. Heinrich Bahlfen, Lehrer der Handlungswissenschaft in Lüneburg. 1803. 4-

1) Wenn jetzt noch, nach so vielen vortrefflichen Hand- Hülf- und Lehrbüchern der Handlung, welche wir besitzen, ein neues erscheint, das den „drey „Unsterblichen, denen Europa's Wohlstand, Handlung „und Gewerbfleiß alles verdankt und noch künftig „verdanken wird, dem Menschenfreund Alexander „dem Ersten, dem liebenswürdigen Friedrich Wil- „helm dem Dritten, und Bonaparte dem Einzigen, „von dem Vf. unterthanigst zugeeignet wird“; wenn der Vf. sich berufen fühlt, seinem Arzte, in der Vorrede öffentlichen Dank für seine Wiederherstellung von einer gefährlichen Krankheit abzustatten, in die er verfiel, weil bey seinem übertriebenen Fleiße der Körper die Anstrengung der Seelenkräfte nicht lange aushalten konnte; wenn (ebendaf.) von den classischen Schriftstellern Kruse und Gerhardt gesagt wird, daß sie zwar ihre Sachen nach Möglichkeit recht gut gemacht hätten, daß aber, außer demjenigen, was in ihren Schriften wegen Zeit und Umständen einer Berichtigung bedürfe, auch manches von ihnen verfehene verbessert werden müsse: so ist man doch wohl ohne alle Widerrede berechtigt, ein ganz vorzügliches, höchst brauchbares und alle seine Vorgänger weit hinter sich zurücklassendes Werk zu erwarten.

Statt dessen aber findet man in dieser Schrift durchaus nichts Neues, und selbst das längst Bekannte und bis zum Ekel wiederholte, ist vom Vf. ohne alle Kritik aus einigen andern Hülfsbüchern abgeschrieben worden.

Das Ganze besteht aus vier, ziemlich ungleichen, Abschnitten. Der erste und größte soll ein alphabetisches Register einiger der wichtigsten europäischen Handlungs- und Fabrikstädte in geographi-  
S. A. L. Z. 1804. Erster Band.

scher, statistischer und mercantilischer Hinsicht enthalten, und die daselbst üblichen Rechnungs- und Zahlungsmünzen, Valuta und Wechselpreise angeben. Der IIte handelt vom Ursprunge des Geldes und der Münzen; von deren Eintheilung; von Schrot und Korn; von Wechselbriefen; von Courszetteln u. s. w. Der IIIte und IVte Abschnitt enthält Tabellen der Zahlungsmünzen, des Handelsgewichts und der Maasse.

Der Iste Abschnitt ist aus *Nelkenbrachers* Taschenbuche, einigen *Wagnerschen* und andern längst bekannten Schriften zusammen geschrieben. Die Tabelle S. 81 über einige der bekanntesten Münzfüsse (Münzfusse) ist aus *Buse's* Handbuch der Geldkunde S. 159, mit Abkürzungen, genommen, und der Tabellen, wie der IIIte und IVte Abschnitt enthält, giebt es so viele, von *Kruses Comptoiristen* bis zu *Ettingers Taschenbuch für alle Stände*, daß man wirklich nicht wissen kann, von wem sie entlehnt sind. Zum Belege wollen wir nur gleich im Anfange einige Artikel ausheben. Von *Amsterdam* heist es S. 6 (nach *Gerhardts* Taschenbuch von 1798): Seit 1790 ist das *Amsterdamer Banco-Geld* so in Mißcredit gekommen, daß sich dessen veränderlicher Werth nicht bestimmen läßt, dagegen wird S. 7 (nach *Bohns* wohlverfahrem Kaufm. 1789 — versteht sich beides ohne diese Quellen, anzuführen —) erzählt, daß die *Amsterdamer Bank*, welche 1609 errichtet worden, in der ganzen handelnden Welt in großem Ansehen stünde, weil die ganze Stadt Bürge für die darin niedergelegten Gelder sey. Das heist doch ohne alle Kritik abschreiben, was einem vor die Faust kommt. *Bohn* und *Gerhardt* hatten jeder zu ihrer Zeit ganz recht. Aber seitdem ward manches anders, und das hätte der Vf. anführen müssen, wenn er sein Versprechen erfüllen, und seine Vorgänger, nach den neuesten politischen und statistischen Ereignissen, hätte berichtigen wollen. Der Credit der holl. Bank war zu *Bohns* Zeit fest gegründet und 1798 sehr gesunken. Durch die merkwürdige und gerechte Verfügung des Batavischen Staats-Directoriums aber, vom 22 Junius 1802, das Deficit durch eine neue Auflage zu ersetzen, ward der Credit sogleich völlig wieder hergestellt, und das Bankgeld, welches lange mehrere Procente und am 1 Junius 1802 noch 2 und am 12 Junius noch 1 prC. verlor, gewann am 19 Junius schon 4 1/2 prC. und hat seitdem immer seinen alten, eigenthümlichen Werth behauptet.

Der Vf. lebt, zufolge seiner Unterschrift unter der Vorrede, zu *Grafs-Laffer*, zwischen *Hildesheim* und  
S s s



*gemethnützigen Abhandlungen über die Handlung.*  
1804. v. S. 283 — 378. 8.

Der um die Handlungswissenschaft so vorzüglich verdiente Büsch schrieb etwa im Jahre 1786 einen Aufsatz in französischer Sprache unter dem Titel: *Mémoire sur les Abus qui se sont introduits en France dans les affaires de change*, wozu die Pariser Banquiers Tourton et Ravel die Veranlassung gaben, indem sie einem Hamburger Banquier den Wechsel, welchen er ihnen zur Annahme zugesandt hatte, mehrere Wochen nachher mit ihrer ausgeftrichenen Acceptation zurücksandten, und zu ihrer Rechtfertigung dieses Benehmens eine von 13 vornehmen Handlungshäusern in Paris unterschriebene Acte beybrachten. Diese Acte besagte, dafs es bestehende Ullance sey, nach welcher der Bezogene seine Accepte ohne alle Verantwortlichkeit wieder austreichen könne, so lange sich der Wechsel noch in seinen Händen befinde. Büsch mißbilligte dieses Verfahren sehr, und sandte den obengenannten, gegen diesen und andre Mißbräuche gerichteten Aufsatz, der mit der ihm gewöhnlichen Sachkenntniß, der richtigen Beurtheilung, der Biederkeit, Freymüthigkeit und Deutlichkeit abgefaßt ist, dem Grafen v. Vergennes zu. Dieser starb gleich nachher und B. erfuhr vom Grafen Montmorin, dessen Nachfolger, dafs er den Aufsatz erhalten, und den zweckmäßigen Gebrauch davon machen wolle. Da er um diese Zeit mit Ebeling die bekannte Handlungsbibliothek herausgab: so nahm er diese kleine Schrift im 4ten Stücke des 2ten Bandes in der Originalsprache auf. „Ich habe geglaubt“, sagt er, „diesem Aufsatze sein „französisches Kleid nicht wieder ausziehen zu dürfen, um ihn mit Anstand erscheinen zu machen, „denn ich werde annehmen dürfen, dafs ein jeder „Leser, den der Inhalt desselben einigermaßen interessiert, in der Sprache keine Schwierigkeit finden „werde, worin ich nothwendig schreiben mußte.“ Dieser deutlichen und bestimmten Warnung ungeachtet erschien dennoch in dem vierten Hefte des ersten Bandes des im Jahre 1801 bey Vollmer herausgekommenen Journals, unter dem anmaassenden Titel: *Büsch und Ebelings Handlungsbibliothek. Fortgesetzt von einer Gesellschaft praktischer Kaufleute*, eine Uebersetzung davon.

Nicht blofs diesen Aufsatz, sondern das ganze vierte Heft des eben genannten Journals, zu welchem sich wohl wenig Abnehmer mögen gefunden haben, erhalten die betrogenen Käufer, ohne die mindeste Veränderung, blofs mit einem neuen anlockenden Titel versehen, hier wieder. Diefs ist ein häßlicher Buchhändlerkniff, der keine Schonung verdient. Denn nicht nur, dafs mancher, der schon das Original besafs, die erste Uebersetzung kaufen mußte; er bezahlt sie hier zum drittenmale, und weifs mit den andern Aufsätzen, die theils Fort-

setzungen, theils abgebrochen sind — wie dieses in Journalen Statt findet — gar nichts anzufangen. Auch sind diese nicht, wie man zufolge des Titels vermuthen sollte, von Büsch, sondern von der obscuren Gesellschaft der praktischen Kaufleute selbst.

Wäre indessen die Uebersetzung des Originals würdig, so möchte alles noch einigermaßen hingehen; aber auch diefs ist nicht der Fall, und man hat Mühe, den Vf. darin wieder zu finden.

Nur einiges zum Belege. Büsch fängt seinen Aufsatz gleich mit einer bestimmten Erklärung an, was man unter *Acceptiren* verstehen müsse, und leitet daraus sein ganzes Raisonnement her. *Le mot, accepte*, sagt er, *n'admet d'autre explication par rapport à celui qui le souscrit, si non: Je consens à ce, de quoi le tireur et le donneur de valeur, sont convenus, c'est à dire, que ce sera moi, qui payerai ce, que le donneur de valeur devoit payer.* Diese Stelle mußte durchaus mit derselben Präcision und beynahe wörtlich überfetzt werden. Statt dessen heift es im Deutschen: „Sobald es auf dem „Wechsel heift: *Angenommen*, so kann gar keine „andre Auslegung von Seiten dessen, der acceptirt „hat, Statt haben. Denn er hat dadurch zu erkennen gegeben, dafs er das, worüber der Traffant „und Remittent übereingekommen sind, gutheifse, „d. i. das zu bezahlen, was der Remittent an den „Traffant bezahlen mußte.“ Im Original heift es: *ils sont indispensablement obligés de payer*, der Uebersetzer sagt: sie sind unmaafsgeblich zur Bezahlung verpflichtet. *Il n'a en vue que d'ecarter* (aufschieben) *l'accomplissement des ses engagements*, das wird übersetzt: „um wenigstens nur eine kurze Zeit „die Erfüllung seiner Verpflichtungen zu leisten.“ Wir könnten mehrere und noch lächerlichere Mißgriffe anführen, wenn diefs nicht schon mehr als hinreichend zur Warnung wäre.

φ.

LEIPZIG, b. Hempel: *Journal für Fabrik, Manufaktur, Handlung und Mode.* XXIV B. 1 — 6 St. XXV B. 1 — 6 St. 1803. 8. (5 Rthlr.)

Von diesem beliebten und bekannten Journale brauchen wir weiter nichts, als seine Fortdauer, zu bemerken. Die darin enthaltenen Aufsätze bleiben an Werth und Auswahl sich so ziemlich mit den frühern Heften gleich, und gestatten bey ihrer Mannichfaltigkeit weder eine besondere Anzeige noch Auszüge.

So zufrieden wir aber auch mit dem Ganzen sind, so wenig können wir doch den Wunsch unterdrücken, dafs die Modekupfer in der Folge besser ausfallen oder ganz wegbleiben möchten: so wie sie jetzt sind, verunzieren sie nur das Werk.

φ.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 M Ä R Z, 1 8 0 4

## C H E M I E.

RÜSSEL, gedr. b. Flon: *Journal de Chimie et de Physique*, ou Recueil périodique des decouvertes dans les sciences chimiques et physiques, tant en France que chez l'étranger, par J. B. Van Mons, de l'Institut. nation. de France An. X. Tom. I. 344 S. Tom. II. 396 S. An XI. Tom. III. 344 S. gr. 8.

Van Mons, einer der thätigsten Chemiker des Auslandes, erwirbt sich durch die Herausgabe dieser Zeitschrift um die Verbreitung der Mischkunde und Physik ein wahres Verdienst. Man weiß, wie spät deutsche Entdeckungen unsern Nachbarn in England und Frankreich bekannt werden, weil nur der kleinste Theil der ausländischen Gelehrten mit der deutschen Sprache bekannt ist. Durch dieses Journal sucht der Herausgeber die Lücke auszufüllen; es ist also vorzüglich für die Ausländer berechnet, und würde dem deutschen mit der ausländischen Literatur bekannten Gelehrten ganz entbehrlich seyn, wenn der Herausgeber nicht auch dafür gesorgt hätte, neue Originalabhandlungen demselben einzuverleiben, die für jeden Chemiker Interesse haben. Wir werden bey der Anzeige dieser Schrift auf sie, so wie auf solche Abhandlungen, die noch wenig bekannt sind, vorzüglich unsere Aufmerksamkeit richten, aber in Rücksicht der andern in deutschen Journalen schon übersetzten Abhandlungen uns bloß mit der Anzeige der Quellen begnügen, aus denen sie geschöpft sind, und die oft nicht, oder nicht mit Genauigkeit, angegeben worden.

Erster Band, No. I. *Brugnatelli* chemische Bemerkungen über die elektrische Säure (aus *Annali di chimica* 1801. T. 18. S. 136.) Versuche über die Eigenschaften der salpetrigen Säure und ihrer Verbindungen mit Alkalien, und Entdeckung eines neuen Salzes, das aus Kali und Salpetergas besteht, von *Deiman*, *Pacis van Troostwyk*, *Lauwerenburgh* und *Vrolik*. Die Resultate dieser interessanten Abhandlung sind folgende: Der Salpeter, den man einer Rothglühhitze aussetzt, wird nicht auf einmal zerlegt, sondern nur kleine Mengen zersetzen sich allmählich, indem sich ihre Säure desoxydirt, so daß ein Theil gleich zu salpetrigsaurem Kali wird, indem sich aus ihm Sauerstoff entwickelt. Dieses salpetrigsaure Kali verliert dann einen neuen Theil von Sauerstoff, und wird nun zu einem besondern Salze, das aus Salpetergas und Kali besteht, und in der letzten Zerlegung sich in reines Kali verwandelt. Während aber das salpetrigsaure Kali in diesen Zustand übergeht, verwandelt sich eine neue Portion des Salpeters in salpe-

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

trigsaures Kali, und während die Verbindung des Salpetergas mit Kali in den Zustand des reinen Kali übergeht, wird die zweyte Portion des salpetrigen Kali in diesen Zustand versetzt u. s. w. Diese allmähliche Zersetzung des Salpeters erklärt die Erscheinung, daß der Salpeter im Anfange des Glühens reines Sauerstoffgas liefert. Es ergiebt sich aus dieser Untersuchung auch, daß der Rückstand vom Salpeter, dem man durch Glühen 3 feines Sauerstoffes entzogen hat, keineswegs reines salpetriges Kali, sondern vielmehr eine dreyfache Verbindung sey, aus salpetrigsaurem Kali, Salpetergas mit Kali verbunden und Salpeter. Auch kann man diese drey Salze wirklich durch KrySTALLISATION von einander trennen. Hierauf folgen die bekannten *Herschelschen* Versuche über die leuchtenden und wärmenden Lichtstrahlen des prismatischen Farbensbildes. (Im Auszuge aus *Crells chem. Annal.* 1801. B. I. S. 337.) Versuche über das oxydirte Stickstoffgas, von *H. Davy*; fortgesetzt in No. IV (aus dem *Monthly Review*, May 1801. S. 33). Galvanische Versuche, von *Trommsdorff*; (aus *Crells chem. Annal.* 1801. B. I. S. 337). Beschreibung des verbesserten *Papinianischen* Topfs zur Gewinnung der Knochengallerte, und Anwendung derselben zur *Rumfordschen* Suppe; von *Van Marum*. In Deutschland hinlänglich bekannt. Die Bereitung des *Howardschen* Knallquecksilbers; (aus *Crells chem. Annal.* 1800. B. II. S. 385). Betrachtungen über die Erscheinungen, daß ätzende Alkalien sich freywillig in kohlenstoffsaure verwandeln, von *Daniel Casanovi*, (aus der *neuen Scheikundigen Bibliothek*. Amsterd. B. 2. S. 87). Versuche und Beobachtungen über einige chemische Wirkungen der galvanischen Elektricität von *Cruikshank*, (aus *Gilberts Ann. d. Physik* 1800. B. VI. S. 360. Das Original befindet sich in *Nicholson's Journ. of nat. phil.* Vol. IV. S. 187). *Henry* Versuche über die chemische Wirkung der Galvanischen Elektricität; (eben daher). *Brugnatelli's* Methode, verflüßtes Quecksilber ohne ätzenden Sublimat zu bereiten; (aus den *Annali di Chimica*, T. XVII. S. 214). Die KrySTALLISATION des salzsauren Bleyes, vom *Ebendenselben*, (eben daher. S. 113). Bemerkungen über die Verbindungen des Quecksilbers und Zinks mit Ammoniak; (eben daher S. 160). Ueber die Bildung des Aethers; (eben daher S. 139). Neue Methode die Gallussäure zu gewinnen, von *Fiedler*; (a. *Trommsdorffs Journ. d. Pharm.* B. 9. S. 52). Neue Zerlegung des sächsischen Berylls, von *Trommsdorff*; (eben daher; S. 81). Endlich (wie bey allen folgenden Bänden) *Correspondenznachrichten* und einige *Bücheranzeigen*.

No. II. Ueber die Bereitung des salzsauren Baryts ohne Kali, von *Trommsdorff*; (aus *desson Journ. d. Pharm.* Ttt  
mac.

mac. B. 9. S. 97). Beyträge zur Kenntniss der chemischen Wirkung des Galvanismus, von *Ritter*; ein Auszug aus der Abhandl. des Hn. *Ritter* in *Göttings Almanach f. Scheidek.* 1801. S. 179. Beschreibung einer elektrischen Vorrichtung, von *Volta*. Wurde dem *Vl.* durch *Brugnattelli* im *Mst.* mitgetheilt, ist aber nun aus *Gilberts Annalen* hinlänglich bekannt. Neue Methode, die Spießglanzbutte zu bereiten, von *Brugnattelli*. Man gießt eine Unze Salzsäure auf zwey Unzen fein gepulvertes verglastes Spießglanzoxyd, und reibt das Gemenge so lange, bis das Pulver eine hellgelbe Citronenfarbe angenommen hat, gießt dann von Neuem concentrirte Salzsäure hinzu, reibt alles noch einige Zeit, und filtrirt es. Das, was durchläuft, ist die Spießglanzbutte, die sich durch Wasser sogleich zersetzt, und das Algarotpulver giebt. Dieser Niederschlag ist nach *Van Mons* nichts anders als salzsaures Spießglanz, wahrscheinlich mit einem Ueberschusse von Spießglanzoxyd. Man darf die Spießglanzbutte durch Wasser nicht eher zersetzen, als bis sich kein Schwefelwasserstoffgas mehr entwickelt, weil man sonst einen gelblichen Niederschlag erhält. Wir können dieser neuen Methode keinen Vorzug vor der in Deutschland gebräuchlichen geben, wo man auf eine sehr einfache Art aus einem Gemenge von Kochsalz und Spießglanzglas, das man mit Schwefelsäure destillirt, eine sehr gute Spießglanzbutte bereitet. Um das Algarotpulver zu erhalten, darf man nur *Scheele's* Vorschlag befolgen, und ein Gemenge von Schwefelspießglanz und Salpeter detoniren, mit Kochsalz versetzen, mit Schwefelsäure digiren, und die filtrirte Flüssigkeit in vieles Wasser gießen. Neue Methode um aus Runkelrüben Zucker zu gewinnen, vom Hn. Prof. *Göttling*; (fortgef. in No. III. aus *dessin Almanach f. Scheidek.* 1801. S. 49). Bemerkungen über die Eigenschaften der zum Theil mit Kohlenstoffsäure und oxydirter Salzsäure verbundenen Potaſche die Farben zu beleben und zu befestigen, von *Forssk.*; (aus *Nicholson's Journ. of nat. philos.* B. 3. S. 158). In *Scherers Journal* und andern deutschen Zeitschriften übersetzt. Analyse einer Flüssigkeit, die bey einem Wasserbruch erhalten worden, von *Warzer*. Diese Flüssigkeit bestand, der Untersuchung zufolge, aus Eyweißstoff, freyen und salzsauren Natrium, Kohlenstoffsäure, Schwefel, Kalk, Phosphorsäure und vielem Wasser. Sie war reicher an Eyweißstoff als andere thierische Feuchtigkeiten. Brief von *Volta* an den Bürger N., mitgetheilt von *Brugnattelli*. Dieses ist der Anfang eines Briefes von *Volta*, wovon die Fortsetzung in den nächsten Stücken folgt, worin er seine Meinung, daß die elektrische Flüssigkeit von der galvanischen nicht verschieden sey, ausführlich auseinander setzt. Bemerkungen über das kohlenstoffhaltige Wasserstoffgas, und das gasförmige Kohlenstoffoxyd, von *Cruikshank*; (fortgef. in No. III. aus *Nicholson's Journ. of nat. phil.* 1801. S. 201.) Nachricht von *Van Mons* und *Gérard* über die angestellten Versuche, um die Identität des galvanischen und elektrischen Fluidums zu beweisen. Es sind die interessanten Versuche, die Prof. *Pfaff* bey seiner Reise durch Brüssel

bey dem Hn. *Van Mons* anstellte, und die in Paris wiederholt wurden. Sie sind jetzt in Deutschland hinlänglich bekannt. Methode den reinen Kalk in krySTALLINISCHER Gestalt darzustellen, von *Trommsdorff*; (aus *dessin Journ. d. Pharm.* B. 9. S. 108).

No. III. Ueber die Verbrennung des Diamants, und über seine Verbindung mit Eisen zu Stahl, von *Mackenzie*; (aus *Scherers Journ.* B. 3. S. 362). Beschreibung eines neuen Elektrometers, von *Pépy d. j.* (aus *Tillochs philos. Magaz.*). Versuche über die Hervorbringung einer künstlichen Kälte, vermittelt des salzsauren Kalks, von *Walker*; (aus *Nicholson's Journ. of nat. phil.*) Eine deutliche Uebersetzung davon befindet sich in *Scherers Journ. d. Chem.*, worin auch der nachfolgende Aufsatz: die in England angewandte Methode, das Papier zu bleichen, enthalten ist. *Van Marum's u. Pfaff's* galvanische Versuche; aus den *Gilbertschen A.* in Deutschland früher bekannt. Verbesserte Methode das Natrium aus dem Glaubersalze abzuscheiden, von *Trommsdorff*; (aus *dessin Journ. d. Pharm.* B. 8. S. 119 übersetzt). Die nachfolgenden beiden Abhandlungen sind aus *Crells A.* entlehnt. Neue Methode das kohlenstoffsaure Kali zu gewinnen, von *Lowitz*. Eine andere Methode dieses Salz darzustellen, von *Ebendenselben*.

Zweyter Band. No. IV. Ueber die magnetischen Eigenschaften des Nickels, von *Chenerix*. *Chenerix* schlug eine Auflösung des Nickels in Salpetersäure durch Ammoniak nieder, und liess sie nach der Durchseihung in einem Glase einige Tage lang ruhig stehen, worauf sich ein bläulicher Niederschlag absetzte. Dieser wurde ausgesetzt, und zu Metall reducirt, welches *Chenerix* für reines Nickelmetall hält, und welches durchaus nicht vom Magnet gezogen wurde. Bey einer Temperatur von 60° war sein specifisches Gewicht = 7,3806, und seine Streckbarkeit größer als die des Zinks, die Farbe blafsroth, fast wie ein Gemisch von Kupfer und Silber. Das Ammonium muß sehr atzend seyn, wenn man es in die Nickelauflösung bringt, weil es sonst etwas von dem Eisenoxyde wieder auflöst. Eine spätere Untersuchung lehrte aber, daß dieses Metall arsenikhaltig war. *Wallaston's* galvanische Versuche, (aus den *philos. Transact.*) hinlänglich aus *Gilberts A.* bekannt. Ueber ein neues Eudiometer, von *Davy*, (aus *Tillochs philos. Magaz.*) Grünes schwefelsaures Eisen wird, in so wenig Wasser wie möglich, gelöst, und mit Salpetergas stark geschwängert. Ein Cubikzoll dieser Flüssigkeit verschluckt 5 bis 6 Cubikzoll Sauerstoffgas sehr schnell. Diese Flüssigkeit wirkt schneller und sicherer als der Phosphor und die Schwefelleber, und verdient daher alle Aufmerksamkeit. Versuche über die Aether, von *Friedrich*; (aus d. Berliner Jahrb. d. Pharm. 1801). Versuche, um die verschiedene Capacität zu bestimmen, welche die Metalle besitzen, das elektrische Fluidum zu leiten, von *Gérard*; aus *Gilberts A.* bekannt. Versuche über einige Eigenschaften der salpetrigen Säure und ihre Verbindungen mit Alkalien, von *Deiman*, *Paets van Troostwyk*, *Lauwerburgh* und *Vrolik*. (Fortsetz. No. V.) Nach allen den hier angestellten Versuchen ist die sogenannte salpetrige Säure nichts als ein Gemisch von Salpetergas und Salpetersäure. Der rothe

rothe Dampf der rauchenden Salpetersäure ist eine gesättigte Verbindung des Salpetergas mit Salpetersäure. Die Abhandlung ist abgebrochen. Die nachfolgende Abhandlung von einem *Ungeannten*, die Untersuchung der Frage betreffend, ob Glas die elektrische Flüssigkeit leite, ist sehr unbedeutend, und die Beschreibung der *Oerstedtschen galvanischen Batterie ohne Platten*, ist aus *Voigts Magaz. f. d. Naturkunde* bekannt. Bereitung des Zinnober auf nassem Wege, von *Bucholz*; (aus *Trommsdorffs chem. Biblioth. überf.*) *Bourguet's* Nachricht von einigen Versuchen über die verstärkte galvanische Elektricität; (aus *Gilberts Annalen*.) Neue chemische Nomenclaturtafel, von *Brugnatelli*, (aus dessen *annali di chimica*). Ueber die Auflösung einiger kohlenstoffsauren Metalloxyde und kohlenstoffsauren Erden in Wasser und über ihre Krytallisation, von *Verhof*. (Aus der *Dissertatio chimica de utensilibus flanneis et veneno plumbi*. Gröning. 1800. S. 36. Driesen hat gefunden, daß das kohlenstoffsaure Blei im Wasser auflöslich ist, und daß sich auch viele andere kohlenstoffsaure Metalloxyde im Wasser auflösen, und durch freywilliges Verdunsten sich oft in schönen Krytallen daraus abscheiden. Auch kohlenstoffsaurer Kalk, Baryt und Talkerde schieden sich in deutliche Krytallen ab. Leichte und vortheilhafte Methode die sämmtliche Säure aus dem Wein- und Bierreßig abzuscheiden, und in krytallinischer Gestalt darzustellen, von *Lowitz*. Freywillige Entzündung eines metallischen Gemisches, von *Ebendens*, mit einem Zusatz vom *Herausg.* Beide Abhandlungen sind aus *Crells A.* entlehnt. *Van Mons* bemerkt, daß Materien durch ihre Vereinigung leicht entzündbar werden, zumal wenn sie vorher etwas oxydirt gewesen sind.

No. V. Charaktere und Kennzeichen des neuen Metalles *Columbium*, von *Hatchet*, (aus *Nicholson's Journ. of nat. philos.*); in Deutschland aus *Crells A.* bekannt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses angeblich neue Metall eine Zusammensetzung aus mehreren ist. Beschreibung eines pneumatischen Quecksilberapparats, der nur eine sehr geringe Menge Quecksilber zum Füllen erfordert, von *Bourguet*; diese so wie die beiden Abhandlungen von *Simon*, die Beschreibungen pneumatischer Vorrichtungen betreffend, sind aus *Scherers Journ.* übersetzt. Versuche über das James Pulver, nebst einer neuen Methode dasselbe zu bereiten, von *Chenerix*. Man löse gleiche Theile Spießganzoxyd aus der Spießganzbutter (sogenanntes Algarotpulver, und phosphorsauren Kalk in reiner Salzsäure bis zur Sättigung auf, und tröpfe in diese Auflösung eine wässerige Ammoniakauflösung. Der weiße Niederschlag wird ausgewaschen und getrocknet, und ist das verlangte Pulver. Ueber die Bereitung eines neuen chroniumsauren Salzes, von *Graf v. Moussin Pouschkin*; (aus *Crells A.*) Beschreibung eines neuen Fossils, von *Bruckmann*; (aus *Crells A.*) Entdeckung zwey neuer Gasarten, von *Bucholz*; *ebendaher*. Versuche über das sogenannte gasförmige Kohlenstoffoxyd, von *Deiman*, *Paets v. Troostwyk*, *Lasuwerenbourgh* u. *Vrolik*. Eine Uebersetzung davon befindet sich in *Gilberts A.* Beschreibung eines neuen Eudiometers, von *Grimm*; (aus *Scherers Journ.*) Vortheil-

hafte Bereitungsart des rothen Quecksilberoxydes; (*ebendaher*). Chemische Untersuchung eines neuen Gases, aus Phosphor, Kohle und Wasserstoff zusammen gesetzt, von *Trommsdorff*. (Fortsetz. in No. VI.) Dieses Gas wird in Gesellschaft des kohlenstoffsauren Gases bey der Destillation des Phosphors erhalten, und löset sich nicht im Wasser auf. Es brennt mit einer phosphorartigen Flamme, und giebt durch das Verbrennen Phosphorsäure, Kohlenstoffsäure und Wasser. Die edeln Metalle schlägt es aus ihren Auflösungen in den Säuren metallisch nieder. Durch oxydirte Salzsäure wird es in gemeines Wasserstoffgas verwandelt.

No. VI. Galvanische Versuche, von *Priestley*; (aus dem *Nicholson'schen Journ.*) Chemische Versuche über die Wirkung einiger neuentdeckten metallischen Substanzen und Erden, auf das färbende Wesen der Cochenille, von *Hermstädt*; (aus *Scherers Journ.*) Versuche über die Ursache der Seifenaufösungen, und Anzeige eines Mittels die Eigenschaften der Seifen zu erkennen, von *Verbert*. Die Baumölseife gab, in Alkohol gelöst, keine durchsichtige Auflösung; (dann war sie aber gewiß nicht gehörig zubereitet und enthielt vielleicht freyes Oel: eine reine Baumölseife löset sich leicht und vollkommen auf.) Eine Seife aus Gänsefett gab eine, in der Kälte zu Gallerte werdende, und eine Seife aus Schweinefett, eine noch viel dichtere gelatinöse Auflösung mit Alkohol. Versuche über die färbenden und beitzenden Eigenschaften des Molybdänoxydes, (aus *Scherers Journ.*) Alle in diesem Hefte vorkommenden galvanischen Versuche von *Devy*, *Curtel* und *Wurzer* sind aus *Gilberts A.* bekannt. Darstellung einer geruchlosen Benzoesäure, von *Giese*; (aus *Scherers Journ.*) Ueber die Wirkung der Respiration des oxydirten Stickstoffgases, von *Stodart*. Eine Bestätigung der auffallenden Wirkungen, die das eingeathmete Stickstoffgas hervorbringt; man soll in einen Zustand der hohen Begeisterung gerathen; hat man zu viel eingeathmet: so erfolgt indirecte Asphenie darauf. Beschreibung einer neuen hydraulischen Maschine, erfunden von *D. West* in Jamaica, mitgetheilt von *Robertson Bachmann*; (aus *Tillochs Magaz.*), woher auch die Beschreibung des neuen Hygrometers von *Forstier* genommen ist. Beschreibung eines Destillir-Apparates, welcher die Folgen verhütet, die aus der Absorption entstehen, ohne die atmosphärische Luft hinzuzulassen, von *Burkitt*. Es ist eine Vorrichtung mit dem Woulfischen Apparate, doch ist in einem zweyten Gefäße zwischen dem Apparate und dem zweyfach tubulirten Recipienten eine Klappe angebracht. Beschreibung eines neuen astronomischen Instruments, vorzüglich um die Globen in eine schickliche Lage zu bringen mit Hülfe der Sonne, ohne den Compas oder ein anderes Instrument nöthig zu haben, von *Forster*; (aus *Tillochs Magaz.*) Bemerkung über die überoxydirte Salzsäure, von *Chenerix*; mitgetheilt durch *Biggin*. Diese vorläufige Bemerkung hat der Vf. in der Folge zu einem weitläufigen Gegenstand seiner Untersuchungen gemacht. Hier wird bloß bemerkt, daß die oxydirte Salzsäure in der Verbindung mit Alkalien aus 65 Theilen Sauerstoff und 25 Theilen Salzsäure bestehe, dahingegen die freye oxydirte Salzsäure im Hundert nur

den *Correspondenznachrichten* befindet sich eine Nachricht von Koover über die Unzerstörbarkeit der Blausäure im Feuer, welche die Richtersche Untersuchung sehr bestätigt.

Der Druck dieses Journals ist schön, correct, und das Papier gut; auch sind die Kupfer mit Fleiß gezeichnet und gestochen.

CE.

EXPORT, B. Hennings: *Untersuchung der Verwandtschaft der Metalloryde zu den Säuren*. Nach einer Prüfung der neuen Bertholletschen Theorie, von Ludw. Schmaubert. 1803. 126 S. 8. (12 gr.)

Es war allerdings der Mühe werth, die Folgerungen, welche Berthollet aus seinen Versuchen zog, da sie mehreren, bisher als entschieden anerkannten, so schnurstracks zu widersprechen schienen, gründlicher, als bisher geschehen, zu untersuchen, ehe man ihnen beystimmte oder entgegen war. Der Vf. hat hier den sichersten Weg, den der Erfahrung, und nicht ohne Erfolg, versucht. Man findet daher hier: Beyspiele ähnlicher Fälle, durch welche B. zu seinen neuen Grundätzen sich berechtigt glaubte, aus T. Bergman's Schriften. Begriff der neuen Verwandtschaft. Nur die Verschiedenheit des Verhältnisses beider Grundkräfte der Expansiv- und Attractivkraft bestimme die Quantitäten der Körper, und die Ursache der Verwandtschaft tiege in dem ungleichen und entgegengesetzten Verhältniß der Grundkräfte der Körper: Verbinde man zwey oder in manchen Fällen mehrere Körper mit einander, welche Verwandtschaft zu einander haben: so gehen die vorigen Eigenschaften beider Körper verloren, und werden durch besondere ersetzt; hat die neue Verbindung ein größeres Maass von Attractivkraft, so erscheint sie in besondern regelmäßigen Formen und umgekehrt. Haben aber zwey oder mehrere Körper zu einander Verwandtschaft, einer von ihnen aber ein solches Verhältniß der Grundkräfte, daß es dem gleichen mehr oder weniger nahe kommt: so hindert die schon entstandene Verbindung, daß die vorigen Eigenschaften der wirkenden Stoffe völlig verloren gehen, d. h. es findet keine Neutralität statt. Auch sie kann man als absolut oder als relativ ansehen; jenes, wenn nach der Verbindung die vorigen, dieses, wenn, ungesachtet der Körper nicht mehr von dem andern aufnimmt, nur einige Eigenschaften mehrerer Körper aufgehoben sind. Auch der Vf. hält es für sehr wahrscheinlich, daß manelie jetzt noch nicht zerlegten Körper doch mit der Zeit als zusammengesetzt erkunden werden dürften (so noch neuerlich Agurde, Palladium, etwas früher Hart- und Australerde). Daß aber zwischen einem Grundstoff und einem zusammengefügten Körper Verwandtschaft statt finde, trägt er Bedenken anzunehmen. Die Wirkung der Metalle auf Säuren erklärt er mit vollem Rechte für Wechselwirkung, und zeigt dieses an dem Beyspiele des Eisens, wenn es in wasserfreyer und in gewässerter Schwe-

felsäure aufgelöst wird; Zinnkalk löse sich nicht in flüchtigem Laugenmilch auf, weil da ausser der Verwandtschaft keine Kräfte wirken, ganz anders als bey der Auflösung des Zinns in Salpetersäure. Begriff einfacher Wahlverwandtschaft; das Kali, welches B. zur Zersetzung des Schwefelpaths und der kohlenfauren Kalkerde gebraucht habe, sey nicht ganz ohne Kohlensäure gewesen, Kalk bewirke sie nicht, weil dieser sich so schwer in Wasser auflöse; daß Kalk dem kohlenfauren Kali nicht alle Kohlensäure nehme, verhindere das freye Kali, das noch überdies bey dem Abrauchen solche Säure wieder einschlucke; auch stehe die Wirkung der Schwefelsäure bey Zersetzung der phosphorsauren Kalkerde im umgekehrten Verhältnisse mit der Menge der ausgeschiedenen Phosphorsäure; daß flüchtiges Laugensalz nicht alle Alaunerde von der Schwefelsäure scheide, verhindere die Erde selbst; was aus Kochsalzsäure niederfällt, wenn man Kalkerde darin aufgelöst, und nachher flüchtiges Laugensalz zugegossen hat, hätte B. prüfen, überhaupt seine sämtlichen Versuche mehrmals wiederholen sollen, um zuverlässige Folgerungen daraus zu ziehen; alle metallische Salze haben freye Säure, und das daraus gefällte Metall behalte nichts vom Fällungsmittel an sich (auch wenn es z. B. Kohlen- Schwefel- Kochsalzsäure hält?), wenn es sorgfältig genug ausgewaschen werde. Schwefelsaures Kali lasse sich weder durch Salpeter- noch durch Kochsalzsäure je gänzlich zersetzen, wenn man ihm auch noch so viel von beiden letzten aufsetze; das müßte aber doch geschehen, wenn es bloß das Uebermass der selbstigen zu bewirken im Stande wäre.

Die eigenen Beobachtungen des Vfs. sind mit Metallen und ihrer Auflösung in Säuren angestellt. Verdünnte Schwefelsäure in großer Menge auf ein Gemeng aus gleich vielm Zink- und Kupferkalk gegossen, löste nur den ersten auf; auch löste sich der letzte in eine starke Auflösung von Zinkvitriol, bis zur Dicke eines Breys gerührt, bey einer Hitze, welche beynahe bis zum Sieden stieg, nicht auf; Zinnkalk schlug aus Eisenvitriol Ocker nieder; auch rein gewaschenes schwefelsaures Blei nahm von gleich vielm, wohl ausgelaugtem, Kupferkalk, in vielen Wasser gekocht, vom Kalke nichts auf, unter gleichen Umständen jedoch etwas Eisenkalk; auch in die Auflösung des Kupfervitriols im Wasser ging, selbst bey kochender Hitze, kein Eisenkalk über, wohl aber wurde Eisenvitriol in seiner kochenden Auflösung durch Bleikalk gänzlich zerlegt. Der Begriff der nähern und entfernteren Vorwandtschaft ist in dem bisherigen Sinne des Wortes real; B. habe viele von den die Verwandtschaft modifizirenden Kräften für verschieden angesehen, die es nicht seyen; die Verwandtschaftsgesetze werden gestört durch Entstehung dreyfacher Salze, in Fällen, wo ein saures Salz gebildet wird, wenn die Attractiv- oder Expansivkraft der neu entstandenen Verbindung größer ist, als diejenige, welche die zu zerlegende Verbindung von der Wirkung hatte; und wenn die Grund-

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 17 M Ä R Z, 1 8 0 4.

## C H E M I E.

BRÜSSEL, gedr. b. Flor: *Journal de Chimie et de Physique*, par J. B. Van Mons. Tom. I—III. etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

**Dritter Band.** N. VII. Bemerkungen und Versuche über die oxydirte und überoxydirte Salzsäure, und über einige Verbindungen der Salzsäure in diesem dreifachen Zustande, von *Chenerix*; (in N. VIII fortgef.) Diese überaus wichtige Abhandlung befindet sich in *Gilberts A. B. XII. S. 416* überfetzt. In diesem Hefte ist sie abgebrochen. Vereinfachte Construction des *Bennetschen* und des *Nichelsonschen* Duplicators, so wie des *Cavallo'schen* Multiplikators, von *Bohnenberger*; (aus *Gilberts A.*) Ueber einen befondern in dem Kaffee enthaltenen Bestandtheil, von *Chenerix*; aus *Tillochs Magaz.*, in *Crells A.*, und andern deutschen Journalen bereits überfetzt. Neue Methode, den Salpeteräther ohne Destillation und ohne äußerliche Wärme zu gewinnen, von *Brugnatelli*. Man bringt in eine geräumige Tabulatretorte 1 Unze Zucker, und legt einen geräumigen Recipienten vor, ohne jedoch die Fugen zu verleimen, dann gießt man durch den Tubulus 2 Unz. Alkohol und 3 Unz. rauchende Salpetersäure. Die Flüssigkeit erhitzt sich, der Zucker löst sich auf, und in den Recipienten geht ein guter Salpeteräther über. Der Rückstand in der Retorte kann durch einen Zusatz von Salpetersäure leicht in Sauerkleesäure verwandelt werden. Neue Bemerkungen über die Verwandlung der fetten Oele in wachsähnliche Substanzen, von *Brugnatelli*. Der Vf. schüttete auf 2 Theile etwas ranzig gewordenen Olivenöl, 1 Theil Alkohol, der über dem Oele schwamm, und nachher 1 Theil Salpetersäure (vermuthlich concentrirte?). Die Mischung erhitzte sich, es entwickelte sich ein Gas, und bildete sich Salpeteräther. Nach dem Erkalten war das Oel in eine weißgelbe, geronnene, geruch- und geschmacklose Masse verwandelt worden, die sich wie Wachs verhielt. Betrachtungen und Versuche über die Respiration und die thierische Wärme, von *Vrolik*; (a. d. *scheid. Biblioth.* 1802. Th. 3. S. 313). Bereitung des Phosphorkalks, vom Herausg., (eine Uebers. dieser Abhandl. befindet sich in *Trommsdorffs Journ.* 12 B. 1 St.). Untersuchung der Eigenschaften der Yttererde, verglichen mit den Eigenschaften der Glucinerde (Beryllerde), über die Fossilien, in welchen die erste Erde enthalten ist, und über die Entdeckung einer neuen metallischen Substanz in denselben, von *A. G. Ekeberg*; (a. d. *Kongl. Ventensc. acad. nya Handling. f. a.* 1802.) Die Uebersetzung davon steht *J. A. L. Z.* 1804. *Erster Band.*

in *Crells A.*, *Scherers Journ.*, und ein Auszug in *Gilberts A.* Die Eigenthümlichkeit der Yttererde ist durch die neuern Versuche des Prof. *Klaproth* vollständig erwiesen.

N. VIII. Beschreibung eines Gasreservoirs, von *Pepy d. j.*; (a. *Tillochs Magaz.* 1802. S. 153). Von den thermoxygenirten u. oxygenirten Verbindungen etc., von *Gerard*. Fortf. der im vor. Hefte abgebroch. Abhandl. Beschreibung eines Glascondensators, von *Weber*; (überf. a. *Gilberts A.*) Eine Methode, um den Copal in Terpentinöl und in Alkohol aufzulösen, von *Schelldrake* (a. *Nicholson's Journ.* N. 33). Der Herausg. theilt in einem Nachtrage eine einfache und sichere Methode mit, wodurch dasselbe bewirkt wird. Man füllt einen gläsernen Kolben mit einem langen Halse bis auf den vierten Theil seines Volumen mit wasserfreiem Alkohol, oder Terpentinöl an, und hängt den Copal, vermittelt eines Fadens im Halse des Kolbens, den man mit einem Verdichtungsgefäße bedeckt, auf. Dann erhitzt man den Alkohol oder das Terpentinöl, so daß es zu dampfen anfängt; die Dämpfe erweichen den Copal, er wird flüssig und fällt in Tropfen herab, und diese lösen sich in der Flüssigkeit auf, und stellen damit einen guten Copalfirnis dar. Leichtes Verfahren um die Tungsteinsäure zu gewinnen, von *Bucholz*, (a. *dessens Beyträgen* 3 Hefte). Vortheilhafte Bereitungsart des Essigäthers, von *Ebendenselben*. (Ebendaher).

N. IX. Ueber die Bereitung einer eisenfreyen blausauren Pottasche, und über die Unzerstörbarkeit der Blausäure im Feuer, von *Richter*; (a. *dessens Schrift über d. neuern Gegenstände d. Chemie* 11 St. S. 49). Ein Brief vom Ritter *Chenerix* an den Herausg. üb. einige chem. Meinungen. Eine Uebersetzung dieses interessantesten Schreibens steht in *Trommsdorffs Journ.* B. 11. Beschreibung eines *Woulfischen* Apparates mit beweglichen Röhren, vom Hn. *Schmidt*, (aus *Scherers Journ.*) Bey diesem Apparate kann man es nicht vermeiden, daß die Luft mit den, in den Flaschen enthaltenen, Flüssigkeiten in Berührung kommt; er ist daher bey genauem Arbeiten nicht zu empfehlen. Chemische Zerlegung des Coridon, und einiger Substanzen, die dieses Fossil begleiten, v. *Chenerix*, (a. d. *Philosoph. Transact.* überf. im *Journ. d. Chem.*) Ueber die Darstellung einer reinen Gallussäure, und über die Verwandtschaft dieser Säure mit dem Eisen, v. *Richter*; (a. *dessens* angef. Schrift B. 11.) Bemerkungen über die Verwandtschaften, welche die Erden auf erstem Wege gegen einander ausüben sollten, v. *Chenerix*; (a. d. *philos. Transact.* und im *Journ. d. Chem.*) Neue und bequeme Einrichtung der *Volta'schen Säule*, v. *Voigt*, (a. *Voigts Magaz.*) Unter

U u u

den



wirft man nach und nach unter stetem Umrühren acht Theile fein gepulverte wesentliche Weinsäure zu. Das ganze wird breyartig; man muß es über dem Feuer so lange halten, bis alles trocken ist, und während der Zeit fleißig umrühren, daß keine Klumpen bleiben, und es an den Seiten nicht anbrenne. Man pulverisire alsdann die erkaltete Masse und treibe sie durch ein Haarsieb. Der *Tartarus tartarificatus* soll nach S. 165 bereitet werden, indem man kohlensaure Pottasche, mit gereinigter Weinsäure (soll wahrscheinlich gereinigter Weinstein heißen?) bis zur Sättigung zusammensetzt. Zur Bereitung des Schwefelbalsams sollen, nach S. 172, ein Theil sublimirter Schwefel mit vier Theilen Olivenöl in einem Kolben im Sandbade digerirt werden. Bey der Bereitung des einfachen Diachelpflasters soll nach S. 176 ein Decoct aus Violenzugewurzeln zugesetzt werden. S. 213 heißt es bey der Bereitung des veräuserten Salpetergeistes: „Man thut den Alkohol in ein Gefäß und gießt die Salpetersäure nach und nach zu. So läßt man es etwa einen Monat lang ruhig stehen. Es ist *Spiritus nitri dulcis*.“ Eben so soll man bey der Bereitung der veräuserten Salzsäure verfahren. Warum man, nach S. 118, bey der Bereitung des *Liq. anod. min. Hoffmann.* aus zwey Unzen Alkohol und eben so viel schwefelsaurem Aether, noch 10 Gran *ol. dulc. aeth.* zusetzen soll, ist kaum zu begreifen. Ob einige von den hier aufgeführten starken Verstoßen (z. B. der mit der Bereitung der salzsäuren Schwererde) der Nachlässigkeit oder Unkunde des Uebersetzers zugeschrieben werden müssen, kann Rec. nicht entscheiden, da ihm das Original nicht zur Hand liegt. TT.

ERFURT, b. Hennings: *Die Apothekerschule oder Versuch einer tabellarischen Darstellung der gesammten Pharmacie zum Gebrauch bey dem Unter-*

richt, und zur Vorbereitung für diejenigen, welche sich einem Examen unterwerfen wollen, von D. Joh. Bartholomä Trommsdorff, Prof. der Chemie auf der Universität zu Erfurt; auch Apotheker u. s. w. 10 Tabellen groß Bogenformat. (1 Rthlr.)

Diese Tabellen sind eine Nachahmung des Fourcroy'schen Entwurfs des Systems der theoretischen und praktischen Chemie, und der Vf. hat gewiß alles geleistet, was auf diese Art zu leisten möglich war. Da es bey dem Apotheker vorzüglich auf Uebersicht seiner Kunst ankommt: so werden diese Tabellen in dieser Hinsicht gewiß ihren Endzweck nicht verfehlen. Weil sie bloß eine kurze Uebersicht dessen enthalten, was man in jedem gut ausgearbeiteten Lehrbuche der Pharmacie weitläufig findet: so ist es nicht möglich, einen Auszug davon zu liefern, sondern wir müssen unsere Leser auf die Tabellen selbst verweisen. Um aber doch nur mit wenigem darauf hinzudeuten, was man hier findet: so wollen wir kürzlich anzeigen, wozu jede Tabelle bestimmt ist. Die 1. Tabelle giebt eine *allgemeine Uebersicht der Pharmacie*. Die 2. enthält die zur ausübenden Pharmacie und pharmaceutischen Chemie gehörigen Instrumente und Geräthschaften; hier ist auch ein Kupfer beygefügt, wodurch die nöthigen Geräthschaften und Instrumente mehr verfinnlicht werden. Die 3. Tabelle handelt von den *wahren Arzneimitteln*, und den mechanisch - pharmaceutischen und pharmaceutisch - chemischen Operationen. Die 4. bis 10. Tabelle enthält die *Uebersicht der pharmaceutisch - chemischen Präparate*. Auf dieser Tabelle ist die alte und neue Benennung des Präparats, seine Bereitung, seine Bestandtheile, seine Eigenschaften, Reinheit und Aechtheit aufgeführt. TT.

## KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Greifswalde: *Dissertatio anatomica de quibusdam organis in foetu tantum obvis: cujus primam partem de membrana pupillari* — praeside L. Mende, publice defendit L. Held, Gryphiswaldens. 1803. 22 S. 4. Die verschiedenen Meinungen der Zergliederer über den Ursprung und die Bestimmung der *membrana pupillaris* werden in dieser lehrwerthen Schrift dahin berichtet: daß jene Membran als kein abgesonderter Theil der Iris zu betrachten sey, sondern vielmehr die Iris selbst in ihrem annoch unvollendeten Zustande ausmache. Vor dem dritten Monat des Embryo ist gar nichts von der Iris zu sehen, zum Anfang des dritten Monates wird der äußere Rand sichtbar, der übrige Raum wird von einer gelatinösen Masse ausgefüllt. Bis zur Hälfte des vierten Monates konnten keine Gefäße in der Iris bemerkt werden, und sie erschien unter dem Mikroskop bloß zellig. Im fünften Monat macht die Iris eine vollkommene Scheidewand zwischen den Kammern des Auges und erhält ihr Pigment. Jemehr die Gefäße ausgebildet werden, desto mehr gewinnt der schleimig zellige Mittelpunkt der Iris Durchsichtigkeit, und zuletzt verschwindet er ganz, indem sich die feineren Zweige der Gefäße umbiegen, und an

dem inneren Rande zurückschlagen. An einem sechs Monate alten Hunde, welcher blind war, fand der Vf. bey der Section, daß die Iris eine vollkommene, undurchbrochene Scheidewand zwischen der hinteren und vorderen Augenkammer bildete. Diesen Fall führt er zum Beweise für seine Meinung von der Bestimmung der *Membrana pupillaris* an. C. T.

CHEMIE. Erfurt, b. Hennings: *Pharmaceutische Nomenclaturtafel nach der neuen preussischen Pharmacopöe, zur leichtern Verwandlung der neuen Namen in die ältern umgekehrt, für die Apotheker und Aerzte der smtl. königl. preuss. Staaten*, von D. Joh. Barth. Trommsdorff, Prof. d. Chemie u. Apotheker zu Erfurt. 1803. 1 Fol. Bog. (6 gr.) Ein bloßes aus der neuen preussischen Pharmacopöe abgeschriebenes Verzeichniß der älteren und neueren Benennungen der pharmaceutischen Präparate. Diese Benennungen sind auf einen Bogen zweymal abgedruckt. Zur linken Hand stehen die alten Namen vorn, und die neuen hinten, und zur rechten die neuen Namen vorn und die alten hinten. In der That eine leichte Art Tabellen zu entwerfen. TT.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 M Ä R Z, 1804.

## MATHEMATIK.

LAHR im Breisgau, b. Kreitel: *Vollständige Anleitung zur Decimalrechnung für alle Stände, und in allen Maassen, Gewichten und Münzen*, nebst einem Vorschlag, die Decimalrechnung bey den Steuerrepartitionen in Deutschland anzuwenden, ohne dafs man die Münzen abändern darf, entworfen von *Johann Anton Eyth*, Mitglied der Niederrheinischen Gesellschaft etc. 1803. 644 S. XVI S. Vorr. u. Reg. 8.

Die neue Eintheilung der Maasse, Gewichte und Münzen der Neufranken, und die Einführung derselben in ihren Staaten, gaben dem Vf. Veranlassung, eine vollständige Anleitung zur Decimalrechnung zu liefern. Es ist bekannt, dafs in der neuen fränkischen Republik die Maasse, Gewichte und Münzen auf die decimalische Ordnung gebracht, und in dem System eine ganz neue Terminologie griechischen und lateinischen Ursprungs eingeführt worden. Da durch diese decimalische Eintheilung die Rechnungen erleichtert schienen, so versuchte Hr. E., die Vortheile der Decimalrechnung bey jeder in den meisten Ländern Europas bis jetzt noch üblichen Maafs- Gewicht- und Münzeintheilung anzuwenden, und durch Ideal-Maasse, Gewichte und Münzen alles so zu ordnen, dafs die Untereinheiten derselben in kurze und doch genaue Decimalbrüche verwandelt werden können. Allein diese Vortheile sind, nach unserm Dafürhalten, nicht allgemein. Es kommt hier vorzüglich auf die Entscheidung der Frage an: ob die Anwendung der Decimalrechnung demjenigen, der in seinen Geschäften viel zu rechnen hat, eine wirklich kürzere und leichtere Rechnung gewähre? Aus des Vfs. Versuche ist dies aber keineswegs abzunehmen, vielmehr erhellt, dafs dadurch die Rechnung erschwert werde, wie wir aus seiner eigenen Darstellung erweisen wollen.

Zuförderst müssen wir bemerken, dafs die Erklärung, welche Hr. E. vom Addiren gegeben hat, fehlerhaft ist. Nach ihm heist nämlich Addiren im gewöhnlichen Rechnen, wie in der Decimalrechnung, mehrere gegebene Einheiten in Zehner, Zehner in Hunderter, Hunderter in Tausender u. s. w. verwandeln; oder mehrere kleinere Benennungen in eine einzige höhere Benennung bringen; oder mehrere Zahlen einer niedrigen Classe in den Werth einer höhern versetzen. Allein die Addition mehrerer Einheiten giebt nicht allemal Zehner, die meh-

rerer Zehner nicht Hunderter; u. s. w. Dies Entstehen mufs blofs als eine natürliche Folge unsers gewöhnlichen Zahlensystems, nie aber als ein wesentlicher Charakter der Addition betrachtet werden.

Der Inhalt dieser Schrift ist folgender: I Abschn. Darstellung und Erklärung des französischen Decimalsystems in Maassen, Gewichten und Münzen nebst Reductionstabellen über das neue und alte französische Maafs, Gewicht und über die Münzen. II Abschn. Anwendung der Decimalrechnung auf die vier Rechnungsarten. Es ist bekannt, dafs die gewöhnlichen Brüche hiebey nicht anders gebraucht werden können, als wenn sie zuvor in Decimalbrüche sind verwandelt worden. Für den gemeinen Rechner, und diese machen doch den grössten Theil aus, ist aber dies Geschäft beschwerlich, besonders, da es eine sehr grosse Menge von Brüchen giebt, die nie genau in Decimalbrüche sich verwandeln lassen, als  $\frac{1}{3}$ ,  $\frac{2}{3}$ ,  $\frac{1}{4}$  u. s. w. Bey der Addition und Subtraction insbesondere wird er die Brüche leichter und geschwin- der auf andere von gleicher Benennung bringen können, als er sie in Decimalbrüche umformt, und dann hat er das nämliche, wie bey den decimalischen Brüchen, zu verrichten, nämlich die Zähler zu addiren, u. s. w. wobey ihm noch besonders der Vortheil übrig bleibt, die Summe oder Differenz in solchen Maassen, Gewichten und Münzen zu erhalten, deren Eintheilung ihm bekannt ist. Folgendes von dem Vf. beygebrachte Beyspiel wird dies deutlich machen (S. 99 ff.):  $20\frac{1}{2}$  Ellen +  $4\frac{1}{2}$  +  $9\frac{1}{2}$  +  $5\frac{1}{2}$  Ellen; der gewöhnliche Rechner wird sehr leicht die Summe der Brüche =  $4\frac{1}{2}$  =  $2\frac{1}{2}$ , und die Totalsumme =  $40\frac{1}{2}$  Ell. finden, da im Gegentheil derjenige, der sich hiebey der Decimalrechnung bedienen wollte, erst die Brüche in weitläufige Decimalbrüche verwandeln, und daraus die Summe 40.3125 Ellen erhalten müste. Bey der Multiplication und Division ist die Rechnung nach decimalischer Art noch viel weitläufiger und ermüdender, als die mit gewöhnlichen Brüchen. Man könne, sagt der Vf., in der decimalischen Multiplication Ganze und Brüche unter einander mischen, und am Ende finde doch alles seinen gehörigen Platz. Allein dies findet auch während der Multiplication mit Ganzen und nicht decimalischen Brüchen statt, und doch findet sich das Product leichter und kürzer, indem sehr oft, bey der Verwandlung der nicht decimalischen Brüche in decimalische, eine grosse Anzahl von Ziffern in einander multiplicirt werden mufs. III Abschn. Verwandlung der Untereinheiten bey den Münzen;

Xxx

Maassen

Maassen und Gewichten in Decimalbrüche von einer Obereinheit. Da eine bestimmte Menge Untereinheiten in einer gewissen Obereinheit ausgedrückt jedesmal einen Bruch giebt, so sieht man leicht, daß die Verwandlung der Münzen u. s. w. in Decimalbrüche bloß darauf beruht, die nicht decimalischen Brüche auf decimalische zu bringen. Die in den meisten Ländern eingeführte Eintheilung der Münzen u. s. w. ist aber größtentheils so beschaffen, daß sich solche Brüche nie genau in Decimalbrüchen ausdrücken lassen; daher ist klar, daß dergleichen Brüche, wenn sie bey dem Gebrauche nur einigermaßen richtige Resultate geben sollen, eine große Anzahl von Decimalstellen enthalten müssen, welches die Rechnung ungemein weitläufig macht. Der Vf. sagt z. B. bey der Eintheilung der Rthlr. in 24 à 12 selbst, daß die daraus berechneten Decimalbrüche weitläufig und doch nicht genau genug wären, weil die Division bis ins Unendliche nicht aufhöre. Man könne sich zwar mit Tabellen einigermaßen helfen, worin z. B. angezeigt werde, wie 2 Groschen 4 Pfennige im Decimalsausdruck vom Rthlr. geschrieben werden; oder man könne sagen: man multiplicire die Groschen mit 0,0416666, und die Pfennige mit 0,00347222, und man erhalte Decimaltheile vom Thaler. Allein eine solche Multiplication wäre viel zu weitläufig, und man habe auch nicht immer Gelegenheit, sich der decimalischen Tabellen bedienen zu können. Inzwischen hat er doch für diejenigen, welche die Tabellen beständig bey sich haben können, eine solche berechnet (S. 359—363). Um diesen Beschwernissen auszuweichen, führt er fingirte Münzen u. s. w. ein, auf welche er die Ober- und Untereinheiten in Decimalbrüchen bringt. Wenn er nun auf solche Art das verlangte Resultat in solchen fingirten Münzen u. s. w. gefunden hat, so bringt er es durch die Division und Multiplication auf die eingeführte Eintheilung der Münzen u. s. w. wieder zurück, wobey er den Gebrauch der Factoren zeigt. Doch alles dies läßt sich auch bey nicht decimalischen Brüchen anwenden, und man hat hiebey noch den Vortheil, bey allen vorkommenden Brüchen das Resultat genau zu finden, welches in sehr vielen Fällen bey der Verwandlung in Decimalbrüche nicht möglich ist, und wo gleichwohl weitläufige Multiplicationen und Divisionen vorzunehmen sind. Wenn dem Lehrlinge die bekannte Zerstreungsmethode gründlich beygebracht wird: so wird er in allen Fällen, wo mehrnamige Zahlen mit in Ansatz kommen, sehr leicht und kurz rechnen, ohne die oft zu weitläufigen Rechnungen führenden Decimalbrüche zu gebrauchen. IV. Abschn. Anwendung der Decimalrechnung auf die Regel-De-tri. V. Abschn. Vorschlag, die Decimalrechnung bey den Steuerrepartitionen in Deutschland anzuwenden, ohne daß man die Münzen abändern darf. In denjenigen Staaten, als in den französischen, wo die Münzen nach der decimalischen Ordnung eingetheilt sind, ist freylich die Rechnung sehr leicht und kurz; in denjenigen Staaten hingegen, in welchen die Münzen eine andere Eintheilung haben, und wenn sie

gleich nach des Vfs. Vorschlage in fingirten Münzen berechnet, und die gewöhnlichen Brüche auf Decimalbrüche gebracht werden sollen, finden sich dieselben Unbequemlichkeiten, welche bey der Verwandlung der Münzen überhaupt auf Decimalbrüche statthaben.

Alle diese Bemerkungen sollen jedoch diese Arbeit keineswegs herabwürdigen; vielmehr müssen wir bekennen, daß die ganze Ausführung dieses Werkes mit vieler Gründlichkeit und Sachkenntniß abgefaßt, und allen denjenigen brauchbar ist, die sich eine genaue Kenntniß von dem vielfältigen Gebrauche der Decimalbrüche erwerben wollen.

Die Schrift selbst soll übrigens nur den ersten Theil von noch drey folgenden ausmachen.

R. F.

FRANKFURT a. M.: b. Andrä: *Beyträge zur Beförderung geometrischer und geographischer Messungen für diejenigen, welche dergleichen Geschäfte zu leiten haben, für Landmesser und Künstler in mathematischen Instrumenten.* 1804. 152 S. gr. 8. mit 2 Kupf. (12 gr.)

Wir verdanken diese, durch vortreffliche Urtheile über geometrische Instrumente überhaupt sehr lehrreichen, Beyträge, dem Kurmainzischen Hof- und Regierungsrath Hn. C. W. Tabor, welcher in denselben zuvörderst eine sehr ausführliche Beschreibung und Beurtheilung des Borda'schen Winkelmessers giebt, der zur Zeit auch bey geographischer Aufnahme mehrerer deutschen Provinzen gebraucht wird. Es hatte nämlich Hr. Borda die Mayer'sche Methode, das Vielfache eines Winkels aufzunehmen, und dadurch seine Größe aufs genaueste zu erhalten, zur Grundlage seines Instruments genommen, und demselben zwey Alhidaden mit fixen Fernröhren gegeben, von denen die eine über, die andere unter der Scheibe beweglich ist, die zugleich die Nonien der Theilung enthalten, und mit sanfter Bewegung versehen sind.

Es ist übrigens die Scheibe selbst von 10 zu 10 Minuten; und 21 Theile des Limbi sind auf den Nonien in 20 gleiche Theile abgetheilt, wonach dieß Instrument noch halbe Minuten angiebt. Die Scheibe ist auf einer verticalen Axe, azimuthal beweglich, und kann auf derselben durch eine gabelförmige Vorrichtung in jede Lage gegen den Horizont gebracht, und in derselben herumgedreht werden.

Nach dieser Construction muß deswegen bey der Aufnahme jedes Winkels, die Scheibe in eine Lage gebracht werden, in welcher die Durchschnitte der Fadenkreuze der Fernröhren, die Gegenstände selbst an gewissen Stellen schneiden; und die Operation des Winkelmessers wird für diese Gegenstände so oftmals wiederholt, als man es nach der Genauigkeit, die man sich geben will, für nöthig erachtet; wobey sich für sich versteht, daß am Ende auch die Höhen-Winkel gemessen, und sonach jedes Dreyeck auf den Horizont gebracht werden müsse.

Diese Genauigkeit ist wirklich außerordentlich, und erstreckt sich für ein Instrument, dessen Durchmesser nur ein Fuß ist, auf einzelne Secunden. Sie ist

ist aber keineswegs ein Attribut seiner Construction, sondern hängt vielmehr von der Mayer'schen Methode, ein vielfaches der Winkel aufzunehmen, und von der Genauigkeit seiner Eintheilung ab, die deswegen auch durch Winkelmesser der bisherigen Art erzielt werden mag. Es ist dabey immer sehr aufhaltend, das Instrument in die Ebene durch die drey Punkte zu bringen, und selbst die Zuverlässigkeit des Visierens leidet eben dadurch, daß von mehreren Stationen aus, der nämliche Punkt nicht so zuverlässig, wie mit Instrumenten, genommen werden kann, die mit einer Kippe versehen sind; und außerdem bleibt die Feststellung der Scheibe in geneigter Lage nach dem geringen Moment der Supports in der engen Gabel, und dem noch geringern der Arretirung an dem unbedeutenden Quadranten, im ganzen sehr misslich, so wie vollends gar die Festhaltung des Fernrohrs auf einem Punkt, mittelst der in die eingeschnittene Welle greifenden Schraube ohne Ende, das Observiren sehr beschwerlich, und wegen des beständigen Nachsehens aufhaltend macht. Es schlägt daher Hr. Tabor, der diese Dinge richtig beurtheilet, ein mit einer Kippe versehenes, und in Tab. II sehr gut abgebildetes *Scheiben-Instrument* vor, womit die Winkel bequemer gemessen werden können, und bey welchem wegen der Verrückung nicht so viel zu befürchten ist. Rec. freuet sich, Hn. Tabor versichern zu können, daß von ihm schon vor mehreren Jahren Instrumente dieser Art verfertigt wurden, bey welchen außerdem, daß die Kippe gerade diese Einrichtung mit Supports hatte, auch die Scheibe, die mit 90 und 96 Theilung versehen war, unter zweyen Nonien, wie hier, streifte, und wo noch überdies an dem dritten Arm des Kreuzes eine Vorrichtung mit einem Haar angebracht war, die beide Theilungen der Scheibe überschneidet, während an dem vierten Arm, noch eine Mikrometer Schraube die sanfte Bewegung gab; so, daß diesem nach von jedem Winkel sich immer sechserley Resultate abnehmen ließen, dabey aber noch immer die Mayer'sche Winkelmessungs-Methode angewandt werden konnte. Nur das Auftragen der Theilung auf die Kante der Scheibe kann Rec. nicht begünstigen; weil der Beobachter, um dieselbe abzusehen, sich um so mehr bücken muß, je größer er, und je niedriger das Instrument ist; welches durch den Drang des Blutes nach dem Kopfe das deutliche Sehen schwächt.

Die Bemerkungen, welche der Vf. am Ende über die verschiedenen Constructionen der *Messstische* macht, sind sehr zweckmäfsig, und zeugen von seinem Scharfsinn in Beurtheilung geometrischer Instrumente. Es ist daher sehr zu wünschen, daß er bey solchen Anlagen und Kenntnissen, sein löbliches Vorhaben, uns ferner mit dem bekannt zu machen, was in diesem Fache, in dem In- und Auslande nützliches erfunden und angegeben wird, in Erfüllung bringen möge.

M. F. T.

I) HALLE, b. Renger: *Ueber Laplace's neue Verbesserung der aus barometrischen Beobachtungen be-*

*rechneten Berghöhen von Rohde*, Königl. Preussischen Capitain. 1803. 25 S. 4.

2) Ebendasselbst: *Principes du nivellement pour la figure composée de la terre, ayant égard à toutes les différences de la réfraction; avec l'application à l'Ellipsoïde osculateur de la France et avec des tables entièrement nouvelles*, par Rohde, Capitaine au service de sa majesté le Roi de Prusse. 1803. 35 S. 4.

Nr. I Hr. Laplace suchte in seiner vortrefflichen *Mécanique céleste* (T. I. p. 107) aus der Betrachtung, daß die Schwere auf der Erdoberfläche mit der geographischen Breite zunehme, eine Verbesserung bey genauer Berechnung der Berghöhen aus barometrischen Beobachtungen herzuleiten, welche nie vernachlässigt werden dürfe. Ohne Zweifel muß es sowohl dem Geometer als auch dem Naturforscher sehr wichtig seyn, wenn er von der Richtigkeit einer solchen Correction mathematisch überzeugt ist. In dieser Absicht prüfte Hr. Rohde des Hn. Laplace's gefundene Grundgleichung, und fand, daß sie durchaus eine solche Correction nicht liefere, indem sie in beträchtlichen Höhen über der Meeresfläche allemal negativ seyn würde, da sie doch nothwendig positiv seyn muß. Er zeigt mit einer ihm eigenen Gründlichkeit, daß man bey der Bestimmung einer Regel zur Verbesserung der berechneten Berghöhen aus barometrischen Beobachtungen nicht allein auf die Betrachtung; daß die Schwere mit der geographischen Breite zunehme, sondern auch, daß sie in größern Höhen merklich abnehme, sehen müsse.

Hr. R. zeigt sehr gründlich, daß Laplace bey der Bestimmung seiner Correction zwey Fehler begangen. Der eine liegt darin, daß er die Voraussetzung annimmt, die Schwere  $g$  in der Breite  $\Psi$  eines Ortes gehöre dem Aequator zu. Hr. R. zeigt dagegen ganz richtig, daß derjenige Lufttheil, dessen Dichte  $= \rho$  gesetzt worden, in einem Radiusvector  $r = R + r'$  liegt, welcher mit der Erdaxe den Winkel  $\Theta$  machen soll, mithin liegt dieses Lufttheilchen keinesweges unter dem Aequator, sondern unter der Breite  $\Psi$ , also kann hier die Schwere  $g$  nicht dem Aequator, sondern dem Orte unter der Breite  $\Psi$  zugehören. Der andere Fehler, den Laplace begangen hat, liegt im Ausdrucke seiner Hauptgleichung. Dieser Fehler ist, wie Hr. R. darthut, darum von Bedeutung, weil sonst diejenige Correction der Berghöhe, welche sich auf die Abnahme der Schwere in größern Höhen beziehet, allemal negativ wäre, da sie doch allemal positiv seyn muß.

Nachdem Hr. R. diese Fehler aufgedeckt hat, giebt er einen sehr beyfallswürdigen Commentar über die hieher gehörigen Stellen des Hn. Laplace, und findet

die Verbesserung: 
$$X = \Theta \left( 1. \beta - 1. \beta' - \frac{t - t'}{10000} \right)$$

$$X \left[ 1 + \frac{\Theta}{2} \left( 2,8943 + \frac{t + t'}{10000} - 1. \beta - 1. \beta' \right) \right]$$
 worin

die Logarithmen (1.) Briggs'sch und  $\beta, \beta'$  die beobachteten Barometerhöhen in Pariser Zollen sind. Die

Wes.

Werthe von  $\theta$  hat Hr. R. für jede Temperatur  $\left(\frac{t+t'}{2}\right)$  in Pariser Fussen nach *de Luc*, *Laplace* und *Trembley* in eine Tabelle gebracht;  $t$  und  $\beta$  endlich beziehen sich auf die obere Station, und  $a$  ist der Halbmesser der Erde.

Nr. 2 ist eine sehr schöne analytische Aufgabe, das genaue Nivellement an jeder Stelle der Erdoberfläche unter der Voraussetzung zu finden, daß die Figur unserer Erde weder eine Kugel noch eine wirklich geometrisches Ellipsoid sey, mit Rücksicht auf die verschiedene Strahlenbrechung. Hr. R. bemerkt, daß in gewöhnlichen Abhandlungen vom Wasserwägen unsere Erde als eine wahre Kugel angenommen, und bey großen Entfernungen mit Lambert die Senkung des wahren Horizontes um  $\frac{1}{2}$  derselben wegen der Strahlenbrechung vermindert werde. Allein alle Beobachtungen zeigten mit Gewissheit, daß die Figur der Erde zu sehr zusammengefaßt wäre, als daß man sie wie eine Kugel betrachten könne. Die Verbesserung des Nivellements, welche sich auf die Krümmung der Erdoberfläche beziehe, hänge bloß von der Krümmungsellipsoide eines jeden Ortes ab. In dieser Voraussetzung sucht Hr. R. durch eine gründliche Anwendung der Analyse das wahre Nivellement eines jeden Ortes der Erdoberfläche.

Was aber die Hauptverbesserung des Wasserwägens, welche sich auf die Strahlenbrechung beziehet, betrifft, so zeigt Hr. R., daß diejenige, welche in den meisten Schriften dieses Gegenstandes aus Lambert's Beobachtungen angeführt wird, keinesweges richtig sey. Er beweiset, daß die Correction nicht sowohl von der Polhöhe und dem Azimuthwinkel, als vielmehr von der Barometerhöhe und Temperatur der Atmosphäre abhängt. Endlich findet er für selbige aus verschiedenen andern Beobachtungen einen Ausdruck, welcher ganz unabhängig von der Figur der Erde ist, und sich bloß auf die Barometerhöhe, Temperatur der Atmosphäre und die Entfernungen vom Standpunkte aus beziehet. Nach diesem Ausdrucke hat Hr. R. Tabellen für 29 bis 24 Zoll Barometerhöhe, für die Temperatur von  $-10$  bis  $+20$  Grad nach Reaumur, und für Entfernungen von 50 zu 50 bis 4000 Toisen berechnet, nachdem er vorher die Correction, welche von der Krümmungsellipsoide für Frankreich abhängt, in den Breiten von  $41^\circ$ ,  $46^\circ$  und  $51^\circ$  bey dem Azimuth von  $30$  zu  $30$  Graden und in Entfernungen von 50 zu 50 bis 4000 Toisen in eine Tabelle gebracht hat.

R. F.

### KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Offenbach a. M.: Versuch einer gründlichen Theorie der Parallellinien. Nebst einer Widerlegung des Hauff'schen Versuchs einer Berichtigung der Euklidischen Theorie der Parallellinien, von J. Ignaz Hoffmann. 1801. 48 S. 8. nebst 1 Kupfert. (6 gr.) §. 1—12 sind Sätze aus Kästners Geometrie, nämlich 1 und 2 Grundf. 8 Satz. 1 und 4 Zuf. 9 S. 1. 3. 4. 6. 10. 11. 14 Z. Unter §. 5 steht der 1. Zuf. des 8 S. daß von zwey an einem gemeinschaftlichen Schenkel liegenden Winkeln, die zusammen zwey rechten gleich sind, die nicht gemeinschaftlichen Schenkel in einer geraden Linie liegen; genau ist dieses nur dann wahr, wenn beide Winkel in einer Ebene liegen; es giebt in der ebenen Geometrie noch mehrere Sätze, wohin sogar auch der Euklidische XI Grundfatz gehört, welche nur in Voraussetzung der Ebene richtig sind; selbst im 3. Postulate vom Kreise setzt Euklid das Postulat der Ebene stillschweigend voraus. Mit §. 13 fängt des Vfs. eigener Vortrag an; er zieht zwey gerade Linien  $pq$ ,  $CB$ , welche sich auf der Seite  $Bq$  einander nähern; er fällt von  $d$  in  $pq$  auf  $CB$  den Senkstrich  $do$ , dann einen zweyten  $om$  von  $o$  in  $CB$  auf  $pq$ , und so fort hin und her die Senkstriche  $na$ ,  $av$ ,  $vg$ ,  $gh$ ,  $ht$ ,  $tf$ ; er beweist, daß die Senkstriche der Ordnung nach kleiner werden, so wie sie von der Seite  $Cp$  sich weiter entfernen; eben so beweist er von andern Senkstrichen  $DO$ ,  $MN$ ,  $AV$ , welche zwischen den vorigen in einer stetigen Reihe liegenden Senkstrichen errichtet werden, daß sie in gleicher Ordnung abnehmen, so daß  $do > DO > mn > MN > av > AV > vg$ . Nun setzt er aber §. 27 außer der stetigen Reihe von Senkstrichen über  $tf$  hinaus einen Senkstrich  $rs$ , von welchem er ohne Beweis annimmt, daß er kleiner sey, als alle in der gegebenen stetigen Reihe befindlichen Senkstriche. Daß es eines Beweises bedarf, erhellet daraus, daß die Annahme falsch ist, wenn die beiden Linien  $pq$ ,  $CB$  nicht in einer Ebene liegen, und in der Gegend zwischen  $gh$  und  $rs$  über einander weglaufen: die stetige Reihe von abnehmenden Senkstrichen nähert sich dann ohne Aufhören dieser Gegend, worin ein Senkstrich beiden Linien gemeinschaftlich ist; jenseit demselben kann man in der Richtung  $pq$  und  $CB$  Senkstriche, wie  $rs$ , desto größer haben, je weiter man fortsieht, mithin größer als  $gh$  und selbst als  $do$ . Wer den Euklid. XI Grundfatz läugnet, ist unwiderlegbar, wenn er behauptet, daß die

gerade Linie  $pq$ , mit der geraden Linie  $CB$  innerhalb einer Ebene befindlich, der Linie  $CB$  bis auf einen gewissen Abstand sich nähern, und so fort davon sich gleichmäßig weiter entfernen könne, eben so gut, als solches wirklich statt findet, wenn  $pq$  und  $CB$  nicht in einer Ebene liegen. §. 28 ff. geht der Vf. in der stetigen Reihe der Senkstriche rückwärts fort, und beweist, daß diese Striche stets zunehmen; dann verläßt er die Reihe, und behauptet §. 30 wieder ohne Beweis von jedem in dieser Richtung weiter hinausliegenden Senkstriche, daß er größer werden könne, nicht allein als die vorhergehenden, sondern als jede angebliche GröÙe. §. 34 kommt er seinem Zwecke näher: er behauptet, wenn Fig. 6  $mac = acn - cmn = R$ , so könne  $mn$  nicht größer als  $ac$  seyn; (dies ist wieder nur auf einer Ebene wahr) er sucht es aus §. 27 zu beweisen, verlängert  $ca$  bis  $p$ , macht  $cp = mn$ , wenn etwa  $ac < mn$  seyn sollte, zieht  $pm$ , und erhält  $cpm < R$ ; (aber auch  $mpm = cpm$ ) und wegen §. 27  $cp > mn$ , gegen die Voraussetzung; (aber auch  $mn > cp$  nach der Voraussetzung, und nach und gegen §. 27). §. 36 zeigt er an der 6 Fig. daß  $ab$  und  $mi$  einander schneiden, wenn  $bam = R$ , und  $ami$  auf derselben Seite  $< R$ ; denn es sey  $dmi + ima = R$ ; nun kann man nach §. 30 zwischen  $md$ ,  $mi$  Senkstriche auf  $md$  errichten, die größer als  $am$  sind nach §. 30, die also zwischen  $ab$ ,  $md$  nicht Platz haben nach §. 34; sondern über  $ab$  hinaufgehen wie  $gf$ ; mithin muß  $mf$  die Verlängerung von  $mi$  die Linie  $ab$  schneiden; und Euklids XI Grundfatz ist bewiesen, wenn §. 27 wahr ist, wovon also alles übrige abhängt. Der folgende Theil der Schrift bis §. 62 enthält weitere Entwicklungen der Paralleltheorie, die zum Theil, besonders im §. 48, sehr verwickelt sind, und nicht die Klarheit haben, die man bey Euklid gewohnt ist. S. 36—48 beschäftigt sich der Vf. mit Widerlegung der beiden Hauff'schen Paralleltheorien; er verfährt sehr glimpflich mit denselben; nach des Rec. Urtheil ist der Irrthum in der ersten kaum verzeihlich, und aus der zweyten könnte man beweisen, daß jede Linie auf einer Cylinderfläche als Aequidistant von der geraden Achse des Cylinders eine gerade Linie seyn müsse, welches nur von jeder Linie auf der Cylinderfläche wahr ist, die sich mit der Achse in einer Ebene befindet.

MPM.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E M 20 M Ä R Z, 1804

## NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Crapelet u. d. Vf.: *Jardin de la Malmaison*, avec figures coloriées, par E. P. Ventenat, de l'Institut national de France, l'un des Conservateurs de la Bibliothèque de Panthéon. I. II. III Livraison. An XI — 1803. gr. Fol.

Unter allen Wissenschaften erfreut sich in unsern Zeiten die Botanik wohl der meisten Prachtwerke. Vielleicht rührt es daher, weil die Damen sie hauptsächlich in ihren Schutz genommen haben. Fast in allen Ländern kann man mit grosser Wahrscheinlichkeit mehr Frauen als Männer unter ihre Beförderer zählen; und gewiss wird in Frankreich Madame Bonaparte, welche als eine grosse Liebhaberin der Botanik bekannt ist, viele Nachahmerinnen finden. Ihr ist auch dieses Werk, wie billig, zugeeignet, da der gesammelte Reichthum von Pflanzen zu Malmaison grösstentheils durch ihren Aufwand und durch ihre Winke zusammengebracht worden ist. Wenn auch einige englische Werke dieser Art an Schönheit und Pracht den Vorzug behalten, so wird das gegenwärtige dennoch mit den übrigen gleichen Rang behaupten, und der Garten zu Malmaison, den Madame Bonaparte zu einem der ersten botanischen Gärten erheben wird, muss dadurch noch mehr Berühmtheit erhalten. Bis jetzt sind von diesem Werke nur drey Hefte erschienen, deren jedes 6 schön illuminierte Pflanzen enthält. Die Beschreibung jeder Pflanze nimmt zwey Seiten ein. Ob die Benennungen mancher Spielarten treffend genug sind, kann hier nicht untersucht werden. Hr. Ventenat giebt jedoch immer seine Gründe dafür an. Für die Freunde der Botanik wird es hinlänglich seyn, hier die Namen der gelieferten Pflanzen mit den nöthigsten Angaben zu finden. Der erste Heft enthält folgende: 1) *Gordonia pubescens*. Famil. Malv. Jussieu — Monadelph. Polyandr. Linn. (*La Marck Dict.* 2. p. 770. *Willden. Spec. Plant.* 3. p. 841.) Aus dem mittägigen Carolina, merkwürdig wegen der schönen und grossen Blüten, überwintert im Orangerie- oder kalten Hause, und blüht gegen Ende des Sommers. Die Blüthe ist weiss mit grüner Schattirung, und der Kelch, wie die Stamina, gelb. Diese Pflanze ist zwar schon lange in Europa bekannt, aber sie blüht nicht immer so schön, wie sie hier erscheint. Die *Stewartia virginica* Cavanill., die l'Heritier nachher *Stuartia Malachodendron* benannt hat, kommt

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

ihr ziemlich nahe. 2) *Xeranthemum bracteatum*. Fam. Corymbif. Juss. — Syngenes. Polyg. superfl. Linn. Ist in Neuholland zu Hause, ganz mit steifen und kurzen Härchen besetzt, hat eine sehr glänzende gelbe Blüthe, überwintert im kalten Hause, und blüht gegen Ende des Sommers und den grössten Theil des Herbsts hindurch. Es hat viel Aehnlichkeit vom *Xeranthemum annuum* Linn. 3) *Eupatorium Aya-pana*. Fam. Corymbif. Juss. — Polygam. acqu. Linn. Eine überaus aromatische Pflanze aus dem mittägigen Amerika vom rechten Ufer des Amazonenflusses, überwintert im warmen Hause und blüht im Sommer. Die Blüthe ist röthlich und hat die Form des Mayblümchen. Die Einwohner bedienen sich der Blätter als eines vortrefflichen Schweißmittels, und Decocte davon werden als dienlich wider den Scorbut gepriesen. 4) *Melaleuca Guidiae-folia*. Fam. Myrt. Juss. — Icosandr. Monog. Linn. Aus Neuholland, sehr aromatisch, vielblättrig, pyramidalisch, überwintert im kalten Hause, und blüht zu Anfang des Herbstes. Die Farbe der Blüthe ist röthlich. 5) *Metrosideros anomala*. Fam. Myrt. Juss. — Icosandr. Monog. Linn. Aus Neuholland, verschieden von allen übrigen Gattungen der *Melaleuca Guidiae-folia*, die Smith im 3ten B. der *Transact.* der Linn. Soc. in London beschrieben hat, überwintert im kalten Hause und blüht gegen Ende des Sommers. Die Blüten stehen einzeln und sind schmuzigroth. 6) *Nymphaea caerulea*. Fam. Morrh. Juss. — Polyandr. Monog. Linn. Ursprünglich aus Afrika, wächst im Freyen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in Aegypten in den Gegenden, die vom Nil überschwemmt werden; überwintert im warmen Hause und bringt ihre Blüthe, die ansehnlich und schön ist, zu Ende des Sommers. Madame Bonaparte hat sie aus England erhalten. Zweytes Heft. 7) *Crowea saligna*. Fam. Rutac. Juss. — Decandr. Monog. Linn. Aus Neuholland, blüht rosenfarb, überwintert im kalten Hause, und lässt sich durch Ableger vermehren. 8) *Lantana niuca*. Fam. Gattil. Juss. — Didyn. Angiosperm. Linn. Aus Ostindien, hat ein lebhaftes Grün, blüht fast das ganze Jahr, und überwintert im warmen Hause. Die Blüthe ist weiss. 9) *Centaurea pumila*. Fam. Cinarocceph. Juss. — Syngenes. Polygam. Frustran. Cinn. Von einem Vorgebirge bey Alexandria, aus Saamen gezogen, den Delille aus Aegypten mitgebracht, blüht im Sommer, hat Aehnlichkeit von *Centaurea acaulis* Linn., ist aber in den Blättern etwas verschieden. Die Farbe der Blüthe fällt zwischen Lilla und Violet.

Yyy

10)

10) *Nicotiana undulata*. Fam. Solan. Juss. — Pentandr. Mon. Linn. Ursprünglich aus Neu-Holland, und aus Saamen gezogen, blüht gegen Ende des Sommers und den größten Theil des Herbstes. Sie ähnelt der *Nicotiana plumbaginifolia* des Dinegro. (Elenchus Pantarum Horti Botanici J. Car. Dinegro. Genuae, 1802.) 11) *Antirrhinum Triornithophorum*. Fam. Scrophul. Juss. — Didyn. Angiosp. Linn. Aus Amerika, hat eine schöne große Blüthe, überwintert im kalten Hause, blüht den ganzen Sommer und einen Theil des Herbstes. 12) *Campanula vincaeflora*. Fam. Campan. Juss. — Pentandr. Monog. Linn. Auf den Küsten von Neu-Seeland und Neu-Caledonien von Georg Forster entdeckt, überwintert im kalten Hause, und blüht den ganzen Sommer und einen Theil des Herbstes. Die Blüthe ist blau. Diese Pflanze ähnelt der *Campanula rotundifolia*, ist aber verschieden. Drittes Heft. 13) *Correa Smithi*. Correa alba. Fam. Rutac. Juss. — Octandr. Mon. Linn. Aus Neu-Holland, überwintert im kalten Hause und blühet zu Anfang des Herbstes. 14) *Melastoma Cynosa*. Fam. Melastom. Juss. — Decandr. Monog. Linn. (Schrader. Sert. Hanover. 10.) Aus dem mittägigen Amerika, überwintert im warmen Hause und blüht in der Mitte des Sommers. Die Blüthe ist blafsroth. Wenn sie verblüht ist, wirft sie sich bis auf die Wurzelblätter ab, treibt aber neue Schößlinge. 15) *Manulea (oppositiflora)*. Fam. Scrophul. Juss. — Didyn. Angiosperm. Linn. Vom Vorgebirge der guten Hoffnung, ist während eines grossen Theils des Sommers und Herbstes ganz mit milchweissen Blüthen bedeckt, und überwintert im kalten Hause. 16) *Bunias spinosa*. Fam. crucif. Juss. — Tetradyn. Silicul. Linn. Wächst in dürrn und sandigen Gegenden des Orients, ward von DeLille aus Aegypten mitgebracht, überwintert im kalten Hause und blüht zu Anfang des Herbstes. Die Blüthe fällt in Lilla. 17) *Royena (Diospyros) ambigua*. Fam. Plaquemin. Juss. — Decandr. Dig. Linn. Vom Vorgebirge der guten Hoffnung, überwintert im kalten Hause, und bringt die Blüthe, welche gelblich ist, in der Mitte des Herbstes. Sie ähnelt der *Royena lucida et hirsuta*. 18) *Hemerocallis caerulea*. Fam. Narciss. Juss. — Hexandr. Monog. Linn. Ursprünglich aus China, merkwürdig durch ihre schönen Blätter und grossen Blumen, überwintert im warmen Hause, und blüht in der Mitte des Sommers. Sie läßt sich sowohl durch Theilung der Wurzeln, als durch Saamen, der gut reift, vermehren. Sie hat Aehnlichkeit mit der *Hemerocallis Japonica*. — Sämmtliche Pflanzen sind von Ha. Redouté gemahlt, der auch über den Stich und das Illuminiren derselben die Aufsicht führt, und in der That sehr gut gerathen. Es ist voraus zu sehen, daß dieses Werk den besten Fortgang haben wird; und bloß zu wünschen, daß man immer die seltensten und neuesten Pflanzen aus dem Garten zu Malmaison ausheben, und mit den Prachtwerken der Engländer so wenig als möglich zusammenstellen möge, damit die Liebhaber in so kostbaren Werken weder einerley Pflanzen, noch schon bekannte, erhalten,

und das Gebiet der Wissenschaft dadurch wirklich erweitert werde.

Rk.

GÖTTINGEN, b. Schröder: *Phytographische Blätter*. Verfaßt von einer Gesellschaft Gelehrten, und herausgegeben von Dr. G. F. Hoffmann, öffentlichem ordentlichem Lehrer der Arzneykunde und Botanik zu Göttingen. Erster Jahrgang, brosch. in blauen Umschlag. 1803. 124 S. 8. Tab. A—D. Tab. I. II. illumin. Tab. III. schw. (2 Rthlr. 20 gr.)

Bekanntlich hat Hr. Prof. Hoffmann sich ein neues Verdienst um die Pflanzenkunde erworben, durch Errichtung einer *phytographischen Societät* in Göttingen, welche allein die Aufnahme und Verbreitung des wissenschaftlichen Theils dieses wichtigen Zweiges der Naturgeschichte zum Endzweck haben soll. Als vorläufige Resultate dieser, aus mehrern achtungswürdigen Botanikern bestehenden, Verbindung sind die vorliegenden Blätter zu betrachten. Was jedoch unter wissenschaftlicher Pflanzenkunde hier zu verstehen, wie weit die Gränzen derselben in der Folge reichen werden, hat Hr. H. noch nicht bestimmt angezeigt. Nach dem zu schliessen, was in diesem ersten Jahrgang, oder wie der blaue Umschlag sagt, in diesem I und II Heft vorkommt, geht indeß seine Absicht dahin, ein Depot zur Berichtigung und sichern endlichen Bestimmung noch zweifelhafter oder noch ganz unbekannter und neuer Gewächse anzulegen, und dadurch die Erkennung der Arten überhaupt zu erleichtern. Ob sich der Herausgeber in der Folge bestimmt daran halten, oder seinen phytographischen Blättern eine noch entferntere Tendenz geben werde, wird die Zeit lehren. Wir zeigen an, welche Aufsätze in diesem ersten Jahrgang enthalten sind: I. *Novae species plantarum capensium examinatae et descriptae a C. P. Thunberg*. Beschreibungen seltener capensischer Gewächse, die jedoch hier keine nähere Angabe verstaten. *Plantae missae a Thunberg 1802*. Vermuthlich ein Verzeichniß derjenigen Gewächse, womit Thunberg der Societät ein Geschenk machte. Da aber unter ihnen wenigstens die Hälfte aller Orten wachsende, sehr gemeine Gewächse sind: so hätte dieses Verzeichniß gar wohl ungedruckt bleiben können. II. *Supplementa ad observationes botanicas A. I. Retzii*. Ausser der *Holmskiöldia sanguinea*. Willden. Spec. Pl. III. p. 350, die Retzius schon in seinen *Observat. botan. Fasc. VI. p. 31* beschrieben hat, und die hier auf Tab. III in einer vortrefflichen Abbildung vorkommt, sind mehrere seltene Gewächse beschrieben, von welchen jedoch schon einige in unsern deutschen botanischen Gärten gepflanzt werden. III. *Cardamine hirsuta* und *sylvatica*. Unterschieden von H. F. Link, Prof. zu Rostock. Die *Cardamine hirsuta*, Weber. (Spicil. fl. Gött. p. 18, und Oeder (Fl. dan. tab. 148) wurde bisher mit *Cardamine hirsuta* Linn. von mehrern Botanikern, für eine und ebendieselbe Art gehalten, welche



welche sie aber nicht ist. Hr. P. Link macht hier zuerst auf beider bedeutenden Unterschied aufmerksam, unterscheidet beide sorgfältiger, und beschreibt sie. Um jedoch ähnliche Confusionen zu vermeiden, wird die *Cardamine hirsuta* Weber. et Oeder., weil solche stets in Waldungen zu wachsen pflegt, nun *Cardamine sylvatica* genannt, der wahren *Cardam. hirsuta* Linn. aber gedachter Beyname gelassen. Sowohl die von Hn. Link mitgetheilte Beschreibung dieser beiden Arten, als die kritische Auseinandersetzung der Synonymen lassen keinen Wunsch übrig.

IV. Bemerkungen über einige Arten der Gattung *Carex* von Ebendenselben. Sehr schätzbare Aufklärungen über einige seltene Seggenarten, die der Vf. auf seiner bekannten spanischen und portugiesischen Reise gesammelt, und Hn. Schkuhr mitgetheilt hat, und hier nur zum Theil eine vollständigere Beschreibung erhalten haben.

V. Merkwürdige oder seltene Pflanzenarten aus dem botanischen Garten in Göttingen, von dem Herausgeber. Diese sind: *Aster grandiflorus* Tab. A. fig. 1. *Aster dumosus* Tab. A. fig. 2. *Aster cyaneus* Tab. B. fig. 1. *Aster umbellatus* Tab. B. fig. 2. *Aster undulatus* Tab. C. fig. 1. *Aster pendulus* Tab. C. fig. 2. *Aster thyrsiflorus* Tab. D. fig. 1. *Aster Tradescanti* Tab. D. fig. 2. *Veronica virginica* Tab. E. fig. 1. *Veronica longifolia* Tab. E. fig. 2. *Veronica crenulata* Tab. E. fig. 3. *Veronica complicata* Tab. E. fig. 4. Rec. findet die allermeisten der hier erwähnten, von Hn. H. beschriebenen und abgebildeten Arten weder merkwürdig noch selten. *Aster grandiflorus*, *dumosus*, *Tradescanti*, *umbellatus*, *pendulus*, *Veronica virginica* und *longifolia* sind sehr gemeine Pflanzeparten, die man in keinem auch nur mittelmäßigen botanischen Garten vermissen wird, und zum Theil in vielen andern Blumen-Gärten in Menge angetroffen werden. Auch sind es schon längst bekannte Gewächse, die in Linnés ältern Ausgaben des *Syst. Nat.* vorkommen. Gleichwohl nennt der Vf. Linné nicht einmal hiebey, führt außer *Aitons hort. Kewens.* bey *Aster pendulus* nirgends Synonymen an, und benimmt sich hiebey so, als wenn er uns in diesen genannten, wirklich mit merkwürdigen neuen und seltenen Gewächsen bekannt machen wollte. Dagegen erscheinen, wie Rec. glaubt, *Aster cyaneus* und *thyrsiflorus*, so wie *Veronica crenulata* und *complicata*, bey welcher letztern: *Habitat in Europa*, ohne jede weitere Angabe, steht, zuerst in guten Abbildungen; auch sind die weitläufigen Beschreibungen, wie es sich von der bekannten Genauigkeit des Vfs. nicht anders erwarten liefs, richtig und genau. Die erwähnten Gewächse sind wahrscheinlich von der Meisterhand desselben gezeichnet, und darinn auch in vorliegenden Abbildungen vortrefflich: nur bemerkt Rec. hiebey den Umstand, daß sich so grosse Syngenesisten, wie die meisten Aster-Arten sind, bey deren richtiger Erkennung es hauptsächlich auf den ganzen Apparat der Inflorescenz ankommt, nicht fuglich in einzelnen kleinen Aestchen und Sträuschen erkennen lassen. So ist zwar auf Tab. C. fig. 2. vom *Aster pendulus* ein blühendes Aestchen abwärts

gekehrt vorgestellt, allein niemand wird darum diese Pflanze, wenn er sie sonst nicht gesehen, für einen *Aster* halten, dessen *rami deflexi* sind: ferner ist auf Tab. D. fig. 1. der *Aster thyrsiflorus* in einem Aestchen mit einer einzelnen Blüthe gezeichnet, die doch wohl nicht hinreicht, sich einen *Aster thyrsiflor.* hiebey vorzustellen. Eigentlich ist wohl auch das Octav-Format daran Schuld, auf dem sich nicht fuglich so ansehnliche Gewächse kenntlich genug abbilden lassen. Doch hätte der Vf. statt dessen vielmehr seltene und merkwürdige Gewächse, die sich für dieses Format besser geeignet hätten, und an welchen doch in den königlichen akademischen Garten in Göttingen kein Mangel seyn wird, wählen können, da man von seinen botanischen Talenten, von seinem Eifer und Fleiß hinlängliche Beweise besitzt, und er sich zu mehreren schon trefflich genug legitimirt hat. Die gedachten *Veronicaspecies* sind auf Tab. E. 1. 2. 3. 4. nur den Blüten- und Fruchtheilen nach abgebildet, wodurch wohl deren generische Identität bewiesen, doch deren spezifische Diagnose im Schatten gehalten wird.

VI. Ueber Linnés *Antirrhin. Peloria* von D. G. Kiefer. Das Bekannte über dieses sonderbare Gewächs, nur hier umständlicher, mit vieler Sachkunde im Bezug auf die Bemerkungen neuerer Botanisten ausgeführt.

VII. *Satyrium Epipogium* Linn. Tab. I. von dem Herausgeber. Hier eine weitläufige und sehr genaue Beschreibung dieses jedoch um Göttingen nicht seltenen Gewächses, mit Rücksicht auf die besondere Einrichtung, welche die Natur zur Befruchtung der Orchideen getroffen hat, und die auch bey diesem *Satyrio* wahrgenommen wird. Die beygefügte Abbildung verräth die eigene Meisterhand des Vfs. dieses schätzbaren Aufsatzes.

VIII. *Equisetum pratense* Ehrh. Tab. 2. fig. 1. von Ebendenselben. Verglichen mit *Equisetum pratense* Roth, jedoch ohne weitere bestimmte Angabe. Auch dieser kleine Aufsatz ist mit einer sehr vortrefflichen Zeichnung dieses Schaftheues begleitet.

IX. Vorläufige Nachricht, die Befruchtungswerkzeuge der Farrnkräuter betreffend, von Kurt Sprengel, Prof. zu Halle. Tab. 2. fig. 2. Weder Schmidels noch Hedwigs Meinungen über den Stand der Antheren der Farrnkräuter befriedigten den Vf. Er giebt hier vorläufig seine eigene, und wie Rec. glaubt, sehr scharfsinnige Idee an, die jedoch mit Hinblick auf die dabey nöthige Zeichnung, um den Vf. zu verstehen, selbst nachgelesen werden muß. Meine Beobachtungen, sagt er bescheiden, sind noch nicht so zahlreich, daß ich sie zur Würde der Erfahrung erheben könnte. Rec. hält es für Pflicht, den verdienstvollen Vf., dieses, ungeachtet seiner Kürze, so inhaltreichen Aufsatzes zu ersuchen, mit seinen Beobachtungen, über die Inflorescenz und Fructification der Farrnkräuter fortzufahren, und dadurch sich die gegründeten Ansprüche auf die Dankbarkeit jedes gebildeten Botanikers zu sichern.

Es wird übrigens nicht fehlen, daß diese photographischen Blätter in der Folge noch mehr an innerm Gehalt, und dadurch an Wichtigkeit der abzuhandelnden Gegenstände gewinnen werden, wenn so



so manche vorzügliche Botaniker, welche, nach dem vorgedruckten Verzeichnisse, Mitglieder der phytographischen Societät sind, den Herausgeber thätig unterstützen, und er selbst aus dem reichen Vorrathe seiner gesammelten Beobachtungen, mit gehöriger Auswahl dessen, was neu, und was bereits bekannt ist, diesen jetzt schon so viel versprechenden Blättern, eine schöne Blüthe geben wird. Aber auch die Verlagshandlung wird bey dem Preis von 2 Thalern und 20 gr. dann gewiß nichts verlieren, besonders wenn sie in der Folge dafür Sorge trägt, die Exemplare der künftigen Hefte oder Jahrgänge, auch auf durchaus gleichem Druckpapier ausgeben zu lassen, und nicht wieder, wie in des Rec. Exemplar, einen Jahrgang mit weissem Papier anfängt, und mit schwärzerem schließt.

## I. B.

PARIS, b. Crapelet u. d. Vf.: *Choir de Plantes dont la plupart sont cultivées dans le Jardin de Cels*; par E. P. Ventenat etc. An XI — 1803. Folio.

Hr. Ventenat hat schon einmal merkwürdige Pflanzen aus diesem Garten, unter dem Titel: *Plantes nouvelles et peu connues du Jardin de Cels*, bekannt gemacht, und liefert deren hier wieder zwölf, aber nicht illuminirt, wie in dem *Jardin de la Malmaison*. In Ansehung der Beschreibung ist die Behandlung ganz die nämliche. Die vorgestellten Pflanzen sind folgende: 1) *Guettarda scabra*. Fam. Rubiac. Juss. — Hexandr. Monog. Linn. Ein Baum von mittler Gröfse aus den Antillen, überwintert im warmen Hause, blüht im Julius, und ähnelt der *Matthiola scabra*. 2) *Tournefortia laurifolia*. Fam. Borrag. Juss. — Pentandr. Monog. Linn. Gestrauch aus Porto-Ricco and St. Thomas, überwintert im warmen Hause und blüht im Julius. Hat Aehnlichkeit mit der *Tournefortia volubilis* Linn. 3) *Tournefortia mutabilis*. Fam. Borrag. Juss. — Pentandr. Monog. Linn. Ursprünglich aus Java, aber aus Saamen gezogen, überwintert im warmen Hause, und blüht gegen Ende des Frühlings. Die Blüthe ist grünlich weifs. 4) *Philomis Samia*. Fam. Lab. Juss. — Didyn. Gymnosperm. Linn. Auf den hohen Gebirgen von Caromarien, überwintert im kalten Hause, und blüht zu Anfang des Sommers. Die Blüthe ist ein aschfarbenedes

Violet und so groß wie die Blüthe der *Philomis fruticosa*. 5) *Ardisia Swartz*. Fam. Ophiogloss. Juss. — Pentandr. Monog. Linn. Aus den Antillen, an Bächen wachsend, überwintert im warmen Hause, blüht im Sommer und hat kleine violettrothe Blüthen ohne Geruch. Sie kommt mit *Gärtner's Anguillaria*, *Andel's Icacorea* und *Jussieu's Badula* völlig überein. 6) *Daviesia denudata*. Ursprünglich aus Neu-Holland, aber aus Saamen erzogen, den man aus der Insel Teneriffa erhielt, überwintert im kalten Hause und blüht im Junius. Die Blüthe ist goldgelb und hat Purpurstreifen und Flecken. Sie ist der *Pultanea Smith* verwandt. 7) *Heracleum Absinthifolium*. Fam. Umbellif. Juss. — Pentandr. Dig. Linn. Im Orient, an der Strasse von Bagdad nach Kermanschah, blüht im Junius, und riecht wie *Apium graveolens* Linn.; hat viel Aehnlichkeit vom *Tordylium*. Die Blüthe ist milchweifs. 8) *Jasminum geniculatum*. Fam. Jasm. Juss. — Diandr. Monog. Linn. Aus den Inseln des Südmeers, überwintert im kalten Hause, und blüht den ganzen Sommer. Die Blüthe ist schmutzig weifs. Scheint von *Forster's simplicifolium* verschieden zu seyn. 9) *Villarsia Gmelin*. Fam. Gentian. Vent. — Pentandr. Monog. Linn. Vom Vorgebirge der guten Hoffnung, überwintert im kalten Hause, und bringt die Blüthe, welche citronengelb ist, im Julius. Ist einerley mit *Nymphoides Tournesf.* 10) *Ixia dubia*. Fam. Irid. Juss. — Triandr. Monog. Linn. Vom Vorgebirge der guten Hoffnung, überwintert im kalten Hause, und bringt die Blüthe, welche goldgelb ist und auf dem Grunde Purpurflecken hat, im Junius. Sie steht gleichsam zwischen der *Ixia erecta* und *maculata* in der Mitte. 11) *Dilenia volubilis*. Fam. Magnol. Juss. — Polyandr. Polyg. Linn. Aus Neu-Holland, riecht sehr unangenehm, überwintert im kalten Hause, und blüht den ganzen Sommer hindurch. Die Blüthe ist von schönem Gelb. 12) *Croton penicillatus*. Fam. Euphorb. Juss. — Monoco. Monophylad. Linn. Aus der Insel Cuba, hat in allen Theilen einen scharfen milchichten Saft, überwintert im warmen Hause, und blüht den ganzen Sommer. — Jeder dieser Pflanzen sind zwey Seiten Erklärungen beygefügt. Gezeichnet sind sie von Hn. Redouté und gestochen von Sellier. Beide Künstler verdienen Lob.

Rk.

## KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. Würzburg, in der Göbhardtschen Buchh.: *Ueber die Vortheile der Feuerungsverbesserungen*, von J. B. Vogetmann. 1803. 44 S. 8. (4 gr.) Der Vf. wollte das Publicum auf die Vortheile aufmerksam machen, welche es durch verbesserte Feuerungsaustalten erwarten kann. Er zählt deshalb neben den gewöhnlichen Feuerungsvorrichtungen, dem

Ofen und dem Heerd, noch die wichtigsten Arten auf, wie die Wirkung des Feuers, mit Gewinn und andern die Bequemlichkeit und Gesundheit befördernden Umständen erhöht werden könne, und urtheilt darüber kurz aber treffend, so dafs diese kleine Schrift immer der Aufmerksamkeit würdig bleibt.

M. F. T.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 M Ä R Z, 1804

## ERDBESCHREIBUNG.

HALLÉ, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Handbuch der neuesten Geographie für Akademicien, Gymnasien und für anderweitige Freunde dieser Wissenschaft. Nebst einer Einleitung in die mathematische und physikalische Erdbeschreibung, und einem vollständigen Register, von M. J. E. Fabri, Prof. zu Erlangen etc. Achte verbesserte und vermehrte Auflage. 1803. Erster Theil. XXIV u. 510 S. Zweyter Theil. VIII u. 392 S. gr. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)*

Das Publicum hat längst über die Brauchbarkeit dieses, wegen seiner Kürze, Gedrängtheit und Reichhaltigkeit sich auch zum Handbuche empfehlenden, Compendiums der Geographie, durch die achte, seit 1783 nöthig gewordene, Auflage entschieden. Was sich bey so vielfältigen Veranlassungen zur Revision und Vervollkommnung desselben von dem Vf. erwarten ließ, ist auch bey dieser Auflage, wie bey den vorigen zum Theil, geschehen. Die bessernde und pflegende Hand ist in den mehrsten Abschnitten, erkennbar, deren nicht zu gedenken, welche wegen politischer Veränderungen einer gänzlichen Umarbeitung bedurften. Deutschland findet man hier nach seinen neuen (Kraft des Lüneviller Friedenstractats vom 9 Februar 1801, und des Inhalts des Recesses der außerordentlichen Reichsdeputation zu Regensburg vom 25 Februar 1803) angenommenen Gränz- und Entschädigungsbestimmungen dargestellt.

Frankreich ist nach seinen im Jahr 1803 bestehenden 109 Territorial-Departements; die batavische Republik nach ihren acht neueren Provinzen; die helvetische Republik nach den, im Inhalte der Pariser Vermittlungsacte vom 19 Februar 1802 begründeten, 19 Cantons; die ionische oder Sieben-Inseln Republik, so wie die einzelnen Abschnitte Italiens nach ihren, den neueren Tractaten gemäß veränderten, politischen Systemen abgehandelt. Einige neuere Veränderungen, die nicht mehr in den Text aufgenommen werden konnten, die Abänderungen der russischen Gouvernements-Organisation vom J. 1801 und 1802, die veränderten Benennungen einiger Kreise in Alt-Galizien, der neueste Zuwachs der brittischen Macht in Ostindien, durch völlige Unterdrückung der kleinen, unter dem Namen der Polygars bekannten Oberhäupter, sind noch in der Vorrede bemerkt. Zur Erleichterung der neuen Ansicht sind hin und wieder Rückerrerinnerungen an die

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

vorigen politischen Verhältnisse beygebracht. Auch die in den Territorial-Organisationen Deutschlands verfügten späteren Abänderungen, sind, soweit sie dem Vf. im September 1803 bekannt seyn konnten, nicht übergangen. Die Bereicherungen des Textes bestehen in öfteren Angaben des Flächeninhalts, der geographischen Länge und Breite, der Berghöhen, Einwohnerzahlen, u. s. w. unter denen, nach der Versicherung des Vfs., eine erhebliche Anzahl aus handschriftlichen Hilfsmitteln und Quellen geflossen sind. Inzwischen wäre in manchem dieser Artikel noch eine bedeutende Nachlese zu halten, so wie es überhaupt noch nicht an schwächeren und ganz schwachen Parthien fehlt, welche keine, oder keine hinlängliche Revision erfahren haben. Am sorgfältigsten sind die durch politische Veränderungen merkwürdig gewordenen europäischen Länder behandelt, und unter den aufsureuropäischen zeichnet sich Ostindien aus. Dagegen steht Amerika größtentheils im Schatten, wie mit einigen Beyspielen bewiesen werden soll. Der Abschnitt *freye Indianerländer in Nordamerika*, verdiente nach Hearne's, Long's und Mackenzie's Nachrichten eine Umarbeitung. Die beiden großen Nationen die *Knistenaux* und *Tschipiwäer*, welche die bedeutendste Abtheilung unter den Völkern in Norden und Nordwesten von den Seen bilden, sind als Bewohner des Tschipiwäer Landes zusammengezogen. Mackenzie's Nachrichten gemäß müssen sie nothwendig getrennt werden. Das von Long gegebene Wörterbuch der Sprache dieser beiden Nationen, wo sie nur als wenig verschiedene Dialekte erscheinen, und das mit dem von Mackenzie mitgetheilten Tschipiwäer Wörterbuche gar keine Aehnlichkeit hat, könnte hier allein Anstoß verursachen, wenn nicht Mackenzie selbst in einer Note, die auch v. Zimmermann (s. dessen Taschenbuch der Reisen, 3 Jahrg. S. 108) übersehen zu haben scheint, darüber Aufschluß gäbe. Mackenzie bemerkt: daß die mit den canadischen Pelzhändlern in Verkehr stehenden Tschipiwäer nur ein kleiner Theil der Nation sind, und ihre Geschäfte in der *Knistenaux Sprache* treiben, von der sie eine oberflächliche Kenntniß haben. So erklärt sich, wie der Pelzhändler Long von beiden Sprachen ein so übereinstimmendes Wörterbuch geben konnte. — Von der Provinz *Ober-Canada*, die seit dem Jahre 1791 eine ganz andere Gestalt gewonnen hat, ist nichts als der Name, die Einwohnerzahl und die Orte *Niagara* und *Detroit* genannt, nicht einmal *Tork*, der jetzige Sitz der Regierung, ist erwähnt, eben so wenig *Kingslon* und

Z z z

und die übrigen gar nicht mehr unbedeutenden Orte. Wir verweisen den Vf. in dieser Rücksicht auf die durch Mitwirkung des Gouverneur Simcoe von Smith herausgegebene Beschreibung dieser Provinz, oder in Ermangelung derselben auf den, in den allgemeinen geographischen Ephemeriden October 1800, davon gegebenen Auszug, zu welchem die S. 206 von dem Vf. angeführte Karte der neuen Niederlassungen in Ober-Canada gehört. Unter-Canada hat jetzt wenigstens 140,000 Einwohner.

Den Flächeninhalt des bewohnbaren Landes der vereinigten Staaten giebt der Vf. 382 Million Acres an. Die zu Washington 1801 gedruckten *Thoughts on the increasing Wealth and national Oeconomy of the U. St. of A.* welche von dem Vf. S. 318 bey andern statistischen Angaben benutzt zu seyn, und allen Gläubigen zu verdienen scheinen, geben schon für das Jahr 1799 500 Million Acres bewohnbares und 36,300,000 wirklich cultivirtes Land an. — Der Ausdruck „*apalachische (blaue) und Allegheny Gebirge*“ könnte zu dem Irrthum verführen, die Apalachen mit den blauen Gebirgen für einerley zu halten. Die *blue Mountains* sind nur die erste der vier parallelaufenden Gebirgsreihen, (*blue, North, Allegany und Laurel M.*) die zusammengenommen den Namen der *Apalachen*, oder nach ihrer höchsten Reihe der *Alleghany's* führen. — Bey den portugiesischen Besitzungen in S. Amerika, wo in manchen Dingen Raynal der einzige Führer ist, hätte vielleicht die von Bourgoing herausgegebene Reise des Duc du Châtelet Beachtung verdient. — Zur näheren Bestimmung der so schwankend angegebenen Bevölkerung Wiens, hätten Küttners Untersuchungen, der die von Gauss bereits 1792 angenommene Zahl von 270,000 Einwohnern noch etwas zu hoch findet, einigermaßen dienen können. — Udine, wo die Einwohner-Zahl fehlt, wird von Küttner auf 17—18000 geschätzt. — Auf einer Kaart van het Departement van de Eems, Amsterdam b. Allart 1799 finden sich für die Departementer Friesland und Grönningen mehrere brauchbar scheinende statistische Angaben, die dem Vf. abgingen: so findet man Leuwarden mit 15525, Franeker 3891, Harlingen 7436, Grönningen 23770 und Delfzyl mit 811 Einwohnern angesetzt. — Warum bey England, wo Rec. sonst überall, ein paar Abweichungen bey Bristol und Newcastle abgerechnet, die dem Unterhause 1802 vorgelegten Zählungsregister befolgt findet, S. 407 die Zahl der bewohnten Häuser nur zu 1,379,344 angegeben worden, ist schwer zu errathen.

Der kleine Artikel Island enthält mehrere Unrichtigkeiten. Der Flächeninhalt nach Thaarup 2650 Quadratmeilen ist um nicht weniger als 1200 Quadratm. zu groß. Jener Berechnung liegt wahrscheinlich die *Erichson und Schönningische Karte* von 1771 zu Grunde, die wegen ihrer schlechten Bestimmungen nicht mehr brauchbar ist. S. allgemeine geographische Ephemeriden von Gaspary und Bertuch, 6 Band S. 86. Nach der berichtigten Reineckeschen Karte fand v. Zimmermann (Taschenb. d. Reisen 1804 S. 17) den Flächeninhalt gegen 1500, Rec. ziemlich übereinstimmend

damit 1445 Quadratmeilen. — Die geographische Lage 65—67° nördlicher Breite ist eben so unrichtig, und sollte heißen 63° 30'—66° 42'. Nicht nur einzelne Bergspitzen, sondern alle höhere und selbst manche niedrige Berge sind mit Eis bedeckt. *Snæfells Tökul* (nicht Schneefields) ist nicht eben der höchste Berg der Insel, sondern nur der höchste gemessene in Westland; nach Olaffen und Povelsen 6800 Fufs hoch. Nicht nur einige Berge sind feuerspeyend, sondern, man mag die Ausdehnung der Insel, oder die Zahl der Vulkane auf der Erde im allgemeinen in Betracht ziehen, sehr viele. Fast alle Eisberge sind oder waren es. Der berühmte *Hekla* gehört, seine zerstörenden Wirkungen in älteren Zeiten abgerechnet, als Berg nicht einmal zu den mittelmässigen, und seine, wahrscheinlich nach Troil, zu 5600 Fufs angegebene Höhe ist höchst verdächtig, und wahrscheinlich viel zu groß. Auf dieser Höhe ist kein Berg in Island ohne Eis, und der *Hekla* hat nicht einmal das ganze Jahr Schnee. Man vergl. Olaffen's und Povelsen's Reise. Die Pferdezucht, die auf Island stärker ist als die Rindviehzucht, hätte Erwähnung verdient. Salz gewinnt man nicht aus Brodelquellen und Seewasser. Von Salzquellen auf Island hat Rec. nichts in Erfahrung bringen können, noch weniger von heissen Salzquellen, wohl aber, daß man die heissen Quellen bey Reikenäs nahe am Seeftande dazu benutzt, das Seewasser in Pfannen über denselben abzdampfen. Satt Rasfntinnuhall und Leirhnukr lese man Rasfntinnufall und Leirhnukr.

In der Orthographie der schwedischen Namen ist mehrere Mal *ä* mit *a* verwechselt: so liest man Dal Älwe, Götha Älwe, Clär Älwe, Upsala Län, Wästerås, Mälar! In der beygesetzten Aussprache fremder Namen ist dem Vf. zuweilen übel gerathen: so heisst es bey Spanien Tajo sprich *Tascho*, dagegen M'bey Namen wie Guadalaxara, Xucar und ähnlichen keine Aussprache bemerkt. — Die Angabe der geographischen Längen und Breiten ist zuweilen sehr dürftig ausgefallen. Von der Insel Kandia ist gar keine angegeben, eben so vergeblich sucht man sie bey Alexandrien, Kahira und an der ganzen Nordküste Afrika's. Bey Aegypten und der Barbarey sind keine Karten angezeigt.

Rec. wünscht durch diese Bemerkungen über einzelne der Besserung bedürftige Punkte, die ihm gerade ins Auge fielen, und die an andern Stellen ähnliche vermuthen lassen, den Vf. zu einer fortgesetzten sehr sorgfältigen Revision zu veranlassen. Das Publicum, welches sein Handbuch bisher so sehr begünstigte, darf ja wohl mit Recht auf diese Erkenntlichkeit rechnen?

Gg.

LEIPZIG, b. Rein: Robert Percival's, Esq. Beschreibung von der Insel Ceylon, enthaltend Nachrichten von ihrer Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung und den Sitten und Gebräuchen ihrer verschiedenen Einwohner. Nebst dem Tagebuche einer Gesandtschaft an den Hof des Königs von Can-

Candy. Aus dem Englischen mit Anmerkungen und mit einem Zusatz über die Perlenfischerey, übersetzt von J. A. Bergt. 1803. XVI u. 510 S. 8. Mit 1 Karte. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Uebersetzer giebt den Charakter dieses Werkes mit so viel Wahrheit und Bestimmtheit an, daß Rec. nichts besseres thun zu können glaubt, als einige der Hauptzüge herauszuheben und dem Leser mitzutheilen. „Der — sagt Hr. B. — giebt dem Menschenforscher viele interessante Data zur Erforschung der Verschiedenheiten der menschlichen Denkungs- und Gesinnungsart unter verschiedenen Himmelsstrichen. Er hebt Thatsachen aus, und läßt diese für sich selbst sprechen. Seine Beobachtungen sind mannichfaltig, und sie scheinen größtentheils rein und unpartheyisch aufgefaßt zu seyn. — Seine angeführten Thatsachen tragen meistens den Stempel der Wahrheit. — Man kann die Reise des Vfs. mit Recht für ein treffliches Geschenk halten, das er dem Publicum gemacht hat.“ — Rec. setzt noch hinzu, daß der Vf. einen geübten Blick verräth, daß seine Darstellungsart einfach und dadurch anziehend ist, und daß sehr wenige das Buch lesen werden, ohne auf mehrere Arten Befriedigung zu finden, so verschieden auch der Geschmack der Leser und ihre Forderungen an eine Reisebeschreibung seyn mögen. Endlich hat das Buch den Vortheil, den alle, von Militärpersonen geschriebenen, haben: es entstand unter den Augen und so zu sagen unter der Aufsicht einer Menge mehr oder weniger gebildeter Männer, die auch das sahen und erfahren, was hier beschrieben wird, und auf welche der Vf., oft ohne daran zu denken, eine beständige Rücksicht nehmen mußte. Ein einzelner Reisender in entfernte Weltgegenden überläßt sich oft seinen Gefühlen und ersten Ansichten; der Officier einer Armee hingegen sieht in vielen seiner Mitbrüder seine Richter und in einigen sehr competente Richter. Die Wahrheit gewinnt allemal durch Reisen, welche auf diese Art geschrieben sind.

Zu Auszügen ist dieses Werk nicht wohl geeignet, denn in einem Lande, dessen Klima, Sitten und Gewohnheiten von dem unsrigen so verschieden ist; findet sich des Merkwürdigen vieles und Mancherley. Rec. begnügt sich daher, dem Leser bloß den allgemeinen Plan des Werkes vorzulegen. 1) Geschichte der Insel von der Zeit an, daß die Portugiesen sie eroberten, bis dahin, wo sie in die Hände der Engländer kam. 2) Geographische Beschreibung der Küste rings umher, wohin denn auch eine umständliche Nachricht von der Perlenfischerey gehört, welche der Uebersetzer noch durch eine andere aus den *Asiatic Researches* vermehrt hat. 3) Beschreibung der verschiedenen Völker, aus denen die Einwohner der Insel bestehen. 4) Das Innere der Insel, oder das Gebiet des Königes von Candy, nebst Nachrichten von den Bedähs, einem Volke von Halbwilden. 5) Die verschiedenen Naturreiche, und 6) ein Tagebuch einer Gesandtschaftsreise nach Candy im J. 1800. — Ueber Bevölkerung, Einkünfte, Ertrag gewisser be-

sondern Zweige und überhaupt von allem, was wir durch bestimmtere statistische Nachrichten verstehen, findet man hier sehr wenig. Von den Holländern war, wie es scheint, nicht viel darüber zu erhalten, und die Engländer mögen über vieles noch sehr im Dunkeln seyn, da im J. 1800 ihr Besitz der Insel noch ziemlich neu war. Manches auch, das man wissen könnte, mag nicht zur Kenntniß des Vfs. gekommen seyn.

Die Uebersetzung liest sich hin und wieder etwas schwerfällig; doch will Rec., der das Original nicht vor sich hat, unentschieden lassen, ob es die Schuld des letztern, oder des Uebersetzers sey. Aber sagen darf er, daß letzterer seine Sprache nicht hinlänglich geübt, auch manche Nachlässigkeiten sich hat zu Schulden kommen lassen. Hin und wieder fehlt es auch an hinlänglicher Deutlichkeit, welches zum Theil die Schuld der Druckfehler seyn mag, die sich in großer Menge hier finden, und die in dem langen Verzeichnisse am Ende doch nicht alle angegeben sind. — Hier sind Belege zu diesen Behauptungen. S. 40 „Ich werde mir angelegen seyn lassen, ihm die *Endrücke* und Bemerkungen mitzutheilen, die ich an verschiedenen Orten *gemacht habe*.“ S. 132 „sehr vortreffliche Batterien.“ Das *sehr vortrefflich* kommt noch einmal vor. S. 150 „Das Wasser auf der Barre ist zu leicht, als daß schwer beladene Schiffe darüber hinwegkommen könnten“ etc. *Barre*, vermuthlich im Englischen *bar*, möchte wohl vielen nicht deutlich seyn. Eine Sandbank *queer* vor dem Hafen würde jedermann verstehen; wenigstens hätte man eine kleine Note für diejenigen nicht sparen sollen, denen dieses Wort noch fremd ist, und die es in Adelung vergebens suchen. Folgende Stelle S. 153 ist nicht deutlich. „Man nimmt ein Stück Holz, das sich *vermittelt der kleinen Stange* (welcher?) 5 bis 6 Fuß weit von dem Ende des Bootes erstreckt etc.“ S. 159 Ein *halfpence* Sterling ist weder Englisch noch Deutsch. Der Engländer sagt *a half penny*, ein halber Penny, und von mehreren *half pence*, halbe Pence. Auch ist der halbe Penny mit 4 bis 5 Pfennigen zu hoch angegeben. Wenn man ihn nur zu 4 Pf. annimmt, so kommt schon das Pf. Str. 6 Rthlr. 16 gr. d. h. 16 gr. über *pari*. Demnach käme der Schilling 8 gr., den Hr. B. kurz nachher 7 gr. annimmt, d. h. den halben *penny* zu weniger als 4 Pfennigen. S. 200 „Essen sie zu viel davon, so *betäubt* es ihre Sinne, und bringt sie in einen Zustand von völliger *Betäubung*.“ S. 352 Sie kosten 10 bis 12 Rupien, oder Reichsthaler, ungefähr 1 Pf. 5 Schill. Sterling etc. Was sind das für Reichsthaler, wovon 10 bis 12 nicht mehr als 1 Pf. 5 Sch. Str. oder 10 bis 12 Rupien gleich sind? Vorher wurde die Rupie sehr richtig zu 16 bis 18 gr. angegeben.

Dagegen sind die Anmerkungen, welche Hr. B. seiner Uebersetzung beygefügt hat, sehr nützlich und brauchbar. Manche könnte man indess wohl entbehren.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Reisen nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nach Irland und Norwegen, in den Jahren 1791 bis 1797*. Von Cornelius de Jong, holländischem Capitän und Befehlshaber der Kriegsfregatte Scipio. Aus dem Holländischen überfetzt. Nebst einigen Anmerkungen und einem Anhang des Uebersetzers, den Zustand der Brüdermission unter den Hottentotten betreffend. *Erster Theil*. 1803. XXVIII u. 296 S. gr. 8. mit 1 Kupfer.

Das nämliche Werk erscheint auch unter dem Titel: *Neuere Geschichte der See- und Land-Reisen*. 17 Bandes, 1 Abtheil. etc.

Da die Reise des Cap. Jong nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung schon in den Jahren 1792 und 1793 gemacht wurde, so ist die, ob schon früher erschienenene, von Barrow doch neuer; dessen ungeachtet kann diese neben jener gar wohl bestehen, und schwerlich wird sie jemand ohne Interesse und Vergnügen lesen. Der Vf. ist ein bescheidener, unbefangener Mann von einem männlichen Verstande und richtigem Blicke. Seine kunstlose Darstellungsart hat etwas sehr Anziehendes, und alles trägt ein eigenes Gepräge von Wahrheit. Ueberdies war er auf dem Vorgebirge zu einer Zeit, wo sich eine ganz andere Ordnung der Dinge dort fand, als ein paar Jahre später, da der Engländer sie besuchte. Endlich nehmen die Nachrichten darüber nicht volle 200 S. ein; das Uebrige handelt von der Insel St. Jago, von Cork, Irland und Plymouth. Im zweyten Theil also hat man die Reise nach Norwegen zu erwarten.

Der Vf. geht von Holland nach Porto Prayo auf St. Jago und giebt von der Armuth, der Trägheit und der Verwilderung dieser Inselbewohner eine Beschreibung, welche das, was andere Neuere darüber ge-

sagt haben, bestätigt. In seiner Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung verbreitet er sich über die Jagd, worüber er sehr interessante Nachrichten liefert; über die verschiedenen Bayen, die Hottentotten, die Kaffern, die Buschmänner, über die vorzüglichsten Naturerzeugnisse und Thierarten, Anbau und Theurung; über die Capbewohner, ihren ungeheuern Luxus, ihre Trägheit, ihre Erwerbsquellen und ihre verhältnißmäßige Armuth; über ihre schlechte Erziehung, ihre Lebensart und ihre Belustigungen. Ueber vieles zieht er einen Schleier, weil es die holländische Regierung angeht; doch sieht man deutlich seine Mißbilligung. Diese zeigt er sehr laut über die Gewohnheit der Compagnie, Asiatische Fürsten, die sich ihrem Despotismus nicht unterwerfen wollen, auf der Robbeninsel einzusperren. Er fand damals einen Angalesischen Prinzen und einen von Madura. — Ueber Cork in Irland, (weiter ist er nicht gekommen) giebt er einige artige Nachrichten; doch ist dieser ganze Artikel etwas mager. Falsch ist es, wenn Irländer ihm sagten: „ein Irisches Wörterbuch, oder eine Sprachlehre sey nicht leicht aufzutreiben (man hat ein Französisch-Irisches Wörterbuch, das in Paris erschienen ist) und diese Sprache werde wahrscheinlich in wenigen Jahren das nämliche Schicksal haben, welches die von Wales hatte, sie werde verloren gehen.“ Dies ist aber keinesweges der Fall; es giebt nicht nur in Wales eine Menge Menschen, die nicht Englisch verstehen, sondern es wird auch noch immer in jener Sprache mehr gepredigt, als in dieser. — Die Uebersetzung ist deutlich, und ließt sich leicht, und die kurzen Anmerkungen zeigen einen sachkundigen Mann. Der Anhang über die Missionen der Brüdergemeinde wird auch diejenigen interessieren und anziehen, die sonst keine Freunde dieser Gemeinde sind.

## KLEINE SCHRIFTEN.

STATISTIK. Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Der H. R. R. freyen Wahl- und Handels-Stadt Frankfurt am Mayn verbesserter Raths- und Stadt-Calendar*. 1804. 64 S. 8. Kommt schon seit 1734 jährlich in demselben Verlage und nur in verändertem Format heraus, und enthält ausser dem vorangedruckten Magistrat das Personale der städtischen Beamten und anderer charakterisirten Personen nach der alphabetischen Ordnung der Aemter. Das „a“ und „s“ sind *acconcheurs* und *Weisfrauenkloster*. Durch die Indemnitäten ist das *Administrationsamt* und ein *Commentar* über die katholischen Kirchen hinzugekommen. Unter den *Advocatis ordinariis juratis* wird noch Mancher aufgeführt, der schon längst, von Frankfurt entfernt, auf einem höheren Posten steht. Die Rubrik von den *Feldaischen Lehnträgern* sollte billig erläutert werden. Unter der von *Räthen und Residenten* ist ein Gemische von *accreditierten* und *charakterisirten* Personen aus mehrerley Ständen und Facultäten zusammengestellt. So sind z. B. ein Gräflisch-Löwensteinischer *Leibmedicus*, ein Leiningischer *Commerzienrath*, ein Würzburgischer *Landgerichtsrath* und auch der be-

rühmte *Sömmering* als Kurerzkanzlerischer Hofrath, zugleich mit den *residirenden Ministern* des Kaiserlichen und anderer grossen Höfe in alphabetischer Reihe verwebt. In der Ausgabe von 1804 hatten die Verleger dieses Verzeichnisses etwas erweitert, aber dagegen die *französischen* Residentur ausgelassen, welche wegen der politischen Verhältnisse und Kriegsumstände schon seit geraumer Zeit nicht mit den andern classificirt wurde. Die jetzt bestehende Residentur erhob darüber eine schriftliche Beschwerde, welcher jedoch die Verleger freiwillig durch den Umdruck des 33 Blattes, mit Einschaltung des ausgelassenen Namens, entgegen kamen. Wegen anderer Anmassungen und wegen der Unentschiedenheit mancher Rangverhältnisse war bis dahin dieser Staatskalender geflissentlich nicht der Censur unterzogen, noch weniger mit irgend einer andern officiellen Autorität versehen. — Jenem alphabetischen Verzeichnisse sind die im Laufe des Jahres zu Frankfurt erlassenen Verordnungen beygedruckt, unter welchen die von der *achten Maafs Wein* auch ein staatsrechtliches Interesse gewonnen.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 M Ä R Z, 1804

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

COPENHAGEN, b. Schultz: *Mémoire sur l'origine et l'organisation des Comités conciliateurs en Danemarck*, par A. B. Rothe, Conseiller de justice et membre du Comité conciliateur de Copenhague. 1803. 126 S. kl. 8.

Diese Schrift des Hn. Justizrath Rothe, Sohns des verdienstvollen und durch seine Schriften auch im Auslande bekannte Tyge Rothe, verdient wegen der dichten Auseinandersetzung des Plans und der Entwicklung der Begriffe, wegen der darin herrschenden Grundsätze und der angenehmen Schreibart, den Beyfall aller, die das Glück einer guten Justiz zu schätzen wissen. Wir lernen aus der Zueignung an den derzeitigen Präsidenten der dänischen Canzley, jetzigen Chef der General-Zollcammer, Hn. Geheimenrath von Moltke, daß dieser den Vf. veranlaßte, den Ursprung und die Verfassung der in Dänemark mit Erfolg jetzt seit 9 Jahren (1795) eingeführten Vergleichs-Commissionen den Ausländern bekannt zu machen; zu welchem Behuf das Werk in französischer Sprache abgefaßt ist.

So wenig die edlen Absichten und die trefflichen Grundsätze zu verkennen sind, welche bey der Einrichtung der Vergleichs-Commissionen zu Führern gedient haben, und so wenig sich der gute Erfolg in Dänemark bezweifeln läßt: so leuchtet doch aus der Sache selbst hervor, und die eigene Darstellung des Vfs. ergiebt es, daß sie in Dänemark ihren Ursprung einer höchst fehlerhaften Justiz-Einrichtung verdanken. Um es darzuthun, wollen wir dem Verfasser folgen.

Vergebens (heißt es S. 1) haben die Gesetzgeber gesucht, durch weise und wohlthätige Gesetze, die Frechheit der Rabulisten im Zügel zu halten, und die Richter aus ihrem Todeschlaf zu wecken: selbst da, wo man glaubte, die Verhandlungen der Gerichtshöfe genau und streng zu bewachen, sah man oft die gänzliche Untauglichkeit und die Treulosigkeit der Richter und der Anwalde die gewissenhafte Vorsicht der Gesetzgeber irre führen. — Dänemark litt innerlich an einem gefährlichen Uebel, welches die Gesellschaft aufzehrete. Die Stadt (Städte) und die Provinzen wimmelten von Rabulisten und Sachfahrern, die im Fixstern schlichen u. s. w.

Das heißt ohne Umschreibung, es war eine so unvollkommene Justiz im Lande, daß die Unterthanen treulosen Anwalde und eingeschlichenen Richter. J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

tern Preis gegeben waren. Wir erfahren S. 11, daß es den Stifts-Amtmännern oblag, wo möglich Vergleiche zu stiften, daß alle Streitfachen der Landleute zuerst bey ihnen vorkommen mußten, daß aber, wenn es ihnen gelang, einen Vergleich zu stiften, dieser nie Rechtskraft erhielt, sondern, wenn er nicht von den Partheyen gutwillig erfüllt ward, die widerstrebende förmlich angeklagt werden mußte, mithin keine Vollziehung statt fand. Ein solches Spiel mit Vergleichen ist fast unbegreiflich, da überall ein Compromiß oder ein Vergleich kein weiteres Rechtsmittel zuläßt. Hiezu kommt noch, daß in der 14—15 Meilen langen Insel Seeland nur Ein Stiftsamtman war, der meist in Copenhagen, oder auf seinen Gütern lebte; einer oder zwey befanden sich in Fühnen, vier in ganz Jütland, und mithin ward schon dadurch die erste Instanz des Vergleichs dem Landmanne fast gesperret.

Bekanntlich kommt es bey einer guten Justizverfassung nicht bloß auf gerechte Gesetze, sondern eben so sehr auf die Wahl der Männer an, denen man die Rechtsübung anvertrauet. Auch hier wollen wir den Vf. reden lassen. Er sagt S. 13: Weil man den Vergleichs-Commissarien die Ehre und das Vermögen der Unterthanen anvertraut hat, sind ihre Verrichtungen von der größten Wichtigkeit, und die Wahl der dazu bestimmten Personen muß mit der gewissenhaftesten Besorgniß geschehen; dennoch wird man Mühe haben, Subjecte zu finden, welche als zu ihrem Beruf erforderlichen Eigenschaften verbinden. Diese sind: Eine vollkommene Kenntniß der Landesgesetze; erprobte Rechtschaffenheit und Sitten-Reinigkeit; unermüdeter Eifer und Ausdauer; tief gehende Kenntniß des menschlichen Herzens; Scharfßinn die Sachen durchzuschauen, und die möglichen Folgen der gemachten Schritte vorzusehen; Unpartheylichkeit und Würde im Aeußern; Volksberedsamkeit, Sprachkenntniß u. s. w. Wenn die Justiz in den Gerichtshöfen so vernachlässigt ist, als der Vf. es angiebt, wenn die Vergleichs-Commissarien nur solche Männer aufzuweisen haben, als der Vf. erfordert; so ist es begreiflich, daß diese eine gut herrliche Wirkung machen mußten. Aber hier entsteht die natürliche Frage, warum wählte man nicht Männer von eben so vielen Tugenden zu Richtern, wie zu Vergleichs-Commissarien? und, besetzte man die Gerichtshöfe mit Richtern, die einschließen oder den Rabulisten freyes Spiel ließen, was sichert denn die Vergleichs-Commissionen früh oder spät gegen eine gleiche Besetzung?

Aaaa

Wenn



Wenn das der Fall seyn sollte, wird dann nicht die Gefahr viel grösser? Der Vf. sagt S. 17 selbst: Es giebt wenig Dienste, welche mehr Eifer erfordern, als die Vergleichs-Commissionen, um mit Erfolg versehen zu werden, keine, wo die Schläfrigkeit traurigere Wirkungen haben würde.

Die einfachen Ideen sind in allen menschlichen Einrichtungen die besten, und gewiss auch im Justizwesen. Wenn neben der Rechtsverwaltung noch eine Billigkeits-Einleitung gesetzt wird, entstehen doppelte Kräfte, die, oder man müßte die Menschen wenig kennen, bald auf einander eifersüchtig, bald sich über einander erheben, oder beiderseitig erschlaffen werden. Die erste Instanz des Rechts muß dem Landmanne und Bürger, muß der Billigkeit so nahe liegen, als möglich; das that sie bey den Römern, ungeachtet ihrer Formular-Rechtsklugheit. Da waren die Richter (*praetores*), wie Justinian sagt, Gesetzgeber. Da sprachen sie *ex aequo et bono*, da gaben sie Edicte, da entstand das *ius honorarium*. Aehnliche, aber weit gemäßigtere Ideen, herrschen in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Gemessener sind die Schritte der Unterrichter: sie gleichen den Friedensrichtern, die ihre Vorfahren in England stifteten, aber sie zielen mehr auf patriarchalische und häusliche Justizverwaltung als auf eine förmliche. Ihre Aussprüche werden *lauda agnita* genannt. Hier würde die Einführung der Vergleichs-Commissionen eine große Justizverwirrung, — das Pfropfen eines wilden Reises auf einen ächten Stamm, — ein Umsturz aller Unterordnung, ein Abschneiden des Zutrauens der Unterthanen zu ihren ersten Richtern seyn. *Di hostibus illum!*

Das Resultat aus dem, was der würdige Vf. vorträgt, ist, daß, wo gute Gesetze sind, alles darauf ankommt, geschickte und rechtschaffene Männer zu richterlichen Würden zu wählen, nicht der Geburt oder der Gunst die wichtigsten Richter-Aemter zuzutheilen, damit bürgerliche Vergleichs-Commissarien nothwendig werden; diejenigen, die ihre Pflicht mit Eifer und Ernst erfüllen, in ihrem richterlichen Ansehen zu schützen, die Mißbräuche in ihrer ersten Entstehung zu dämpfen, und die heutiges Tages so wenig geachtete Regel: *principiis obsta, sero medicina paratur*, immer vor Augen zu haben. Der Gesetzgeber kann und muß bey der Justizverwaltung weiter nichts thun, als gerechte Gesetze geben, und taugliche Richter ansetzen. Die Richter müssen über die Justiz gehen Leguleien, Rabulisten, Empiriker wachen, der Obrichter über den Unteren. Fehlt es daran, läßt man die Justiz erkranken, nun ja, da erbaue man ihr Hospitäl der Vergleichs-Commissionen!

Sie sind in Dänemark und Norwegen in den Städten und auf dem Lande vertheilt. In der Residenz bestehen sie aus einem Director und zweyen Mitgliedern; ersterer ist ein Beysitzer des Hof- und Stadterichts, die andern beiden werden aus dem Rathe und aus den 32 Männern genommen. Der Director bleibt vier Jahre und kann wiedergewählt werden. Im Rathe und in dem Collegio der 32 Männer wechseln die

Mitglieder sich wöchentlich ab. In den andern Städten des Reichs wählt die versammelte Bürgerschaft, auf drey Jahre, zwey Männer aus 4 bis 6, welche der Magistrat in Vorschlag bringt. — Auf dem Lande beruht die Vergleichs-Commission auf dem Stiftsamtmanne, der in den entfernten Districten zwey Männer dazu ansetzt, weil niemand länger als vier Meilen, die Meile zu 12000 Ellen, nach dem Sitze der Vergleichs-Commission zu gehen haben muß. Niemand darf sich weigern, den Beruf auf 3 Jahre anzunehmen, und der Stiftsamtmann muß in seinem Bezirke der Vergleichs-Commission persönlich beywohnen. In Norwegen werden eben die Vorschriften beobachtet; nur muß das eine Mitglied ein öffentlicher Beamter oder ein Prediger, und das zweyte ein Landmann seyn. Die Lehnsgrafen und Lehnbaronen leiten, wie die Stiftsamtänner, die Vergleichs-Commission in ihren Besitzungen, welche das Vorrecht der Gerichtsbarkeit haben. In den Westindischen Inseln gilt eben die Einrichtung, wie in Dänemark.

Hier drängen sich folgende Bemerkungen auf: I. Das häufige Abwechseln der Mitglieder hindert die in den Geschäften so sehr zur Erleichterung dienende Gewandtheit (Rutine), die geläufige Umgangsart mit den Menschen, das Zutrauen des Publicums zu erprobten Charakteren. Es erschwert sehr die Wahl rechtschaffener und tauglicher Subjecte, und macht da, wo die Abwechselung Reihenweise geschieht, die Wahl gleichsam zu nichts. II. Es werden Leute in die Commissionen gezogen, die dazu weder Bestimmungen noch Geschicklichkeit zu haben scheinen, wie in Norwegen Prediger und Bauern. Halbgelehrte sind überall schädlich, insonderheit aber in der Rechtswissenschaft, und dazu bilden die Vergleichs-Commissionen die Prediger und Landleute. So werden sie die Schule der Leguleien, Rabulisten, Empiriker, die wir auch deutsche Advocaten zu nennen pflegen. III. Es taugt nicht, heisst es mit Recht in einer Preussischen Schulverordnung, daß der Mensch über seinen Stand hinaus will (d. h. höher, als ihn seine Geisteskräfte und sein Schicksal führen können); er muß lernen, sich auf dem ihm angewiesenen Platze glücklich fühlen. Diese Regel ist selbst in Republiken gut, aber in Monarchien ist es vorzüglich nöthig, daß alle Organisation der Mitwirkung der Menschen in der vorgeschriebenen Unterordnung fortgehe. Diesem nach wäre es wider den Geist der monarchischen Verfassung: a) daß das Volk an Wahlen zu öffentlichen Geschäften Antheil nehme; b) daß die Geschäfte einem jedem im Volke, die hergebrachte Ordnung mag ihn dazu bestimmen, oder nicht, in die Hände fielen.

Diese Bemerkungen können hier nur angedeutet werden; ein jeder, der Sachkenntnisse hat, wird einsehen, wie vielen Stoff sie zum Weiterdenken geben. Vergleicht man mit der monarchischen Organisation der richterlichen Aemter die Organisation der Vergleichs-Commission, so muß man diese zum demokratischen Verfahren rechnen; wie denn überhaupt einer Regierung zum Vorwurf gereicht, wenn, anstatt nach demokratischen (Volks-) Grundsätzen selbst



zu regieren, sie aus falsch verstandener Popularität demokratisirt, und dann wieder bisweilen, wenn sie fühlt, daß sie die Zügel zu sehr habe schiefen lassen, dieselben zu rasch anzieht.

In Copenhagen sind noch sechs besondere Gerichtshöfe, die mit Vergleichsverfuchen anfangen, und deren Sachen nicht vor die Vergleichs-Commissionen kommen. Dahin gehören die Polizeygerichte im ganzen Lande. Die Sitzungen sind in Copenhagen permanent; überall sonst in Dänemark ist dazu ein Tag in der Woche, in Norwegen ein Tag im Monat bestimmt. Auch finden außerordentliche Sitzungen statt. Die Gerichtsbarkeit ist nach Districten eingetheilt, in denen die Vorrechte höherer Gerichtsbarkeit wegfallen. Eigentlich sollte es den Partheyen freygelassen seyn, sich zu vergleichen, wo sie wollen.

In der Verhandlung der Sachen dürfen sich auch Schwierigkeiten ergeben, die, besonders wenn die Vergleichs-Commissionen ihre erste Reinheit verlieren sollten, zu großen Weiterungen führen können, wie zum Beyspiel in bürgerlichen Güterbeschlagnahme- und persönlichen Arrestsachen. Hier wird freylich der Arrest erkannt, aber wenn das geschehen ist, muß der Kläger seinen Schuldner erst vor die Vergleichs-Commission fordern. S. 38. Also in allen Concurssachen tritt diese Verzögerung ein, die, wie leicht zu beurtheilen ist, sehr weit ausgedehnt werden kann, wie nachher bey den Beweisführungen durch Augenschein und durch Zeugen bemerkt werden wird. Soll nun der ganze Mandatsproceß, und das summarische Verfahren, welches durch Gesetze so genau bestimmt ist, (in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, unter andern durch die Verordnung vom 23 Jul. 1781 und 26 Jul. 1782) vor die Vergleichs-Commissionen gezogen werden, so wird gar das ganze Creditwesen zerrüttet, da nach S. 42 nur das Wechselrecht ausgenommen ist, und S. 86 deutlich hervorhebt, daß auch liquide Schuldforderungen vor die Vergleichs-Commissionen gehören.

Wie leicht sich ein Vorwand finden lasse, um durch das Verfahren der Vergleichs-Commission die Sachen in die Länge zu ziehen, geht daraus hervor: daß in Sachen, wo es auf Besichtigungen ankommt, die Partheyen sich vor ihrer Erscheinung mit Urkunden und topographischen Karten versehen müssen, auch, wenn die Partheyen es verlangen, die Vergleichs-Commission entweder selbst oder durch Kunstverständige eine Besichtigung anstellen kann. Dieses ist offenbar ein anticipirtes rechtliches Verfahren und vorzeitiget Beweis durch Augenschein.

Nach S. 39 gehören auch Verbal- und Real-Injurien, wenn nicht *ex officio* verfahren wird, vor die Vergleichs-Commission. Aber in allen Real-Injurien-sachen muß *ex officio* verfahren werden, und daß Injurien-sachen zu der Polizey-Untersuchung gehören, erhellt daraus, daß die gesetzlichen Geldstrafen bey *statu findenden* Vergleichs-erlassen sind. Auch kann es oft einem Beleidigten *unthunlich* seyn, wenn er, da das Verzeihen *ex mero arbitrio* abhängt, sich dazu nicht gereigt findet, dennoch genöthigt ist, sei-

nem Beleidiger einen Vergleich anzubieten, und wenn er ihn nicht annimmt, wohl gar für unversöhnlich zu gelten. Dieser erhält freylich eine Milderung durch den S. 92 angeführten Fall, wo nicht um eine Vorladung zum Vergleich, sondern zur Genugthuung gebeten wird.

In Ehesachen wird (S. 40) in Dänemark von der Obrigkeit (?) von Tisch und Bett, und von den Gerichtshöfen förmlich geschieden, die Vergleichs-Commissionen können indeffen die Streitenden vorfordern lassen, und eine Ausöhnung versuchen, auch die Bedingungen einer Trennung zu Protocoll nehmen und dem Departement (?) mittheilen, welches die Trennung bevollmächtigt.

Es ist S. 73 bestimmt gesagt, daß die Gerichte keine Sachen annehmen müssen, die nicht vor der Vergleichs-Commission eincitirt gewesen sind, wenn sie dahin gehören. Man muß daher S. 55 so verstehen, daß, bey dem Ausbleiben des Klägers, die Klage für nichtig erklärt wird. Aber warum wird sie dann aus der Registratur der Commission ausgestrichen? Wenn der Beklagte nicht erscheint, aber *moram* purgirt, kann nicht die Commission, die keine Gerichtsbarkeit hat, über die vorgebrachten Gründe des Ausbleibens entscheiden, sondern der beykommende Richter thut es bey dem gerichtlichen Verfahren (S. 48); bleibt aber der Beklagte ganz aus, so wird er, selbst wenn er nachmals die Hauptsache gewinnt, vom Gerichte verurtheilt 1) die Proceßkosten zu erstatten; 2) die *poena temerarii litigii* zu bezahlen; 3) den Schaden der aufgehaltene Sache dem Kläger zu ersetzen; und 4) die Kosten der Vergleichs-Commission zu tragen. Der Kläger scheint in solchen Contumacial-Fällen zu gelinde behandelt zu seyn, und sollte wenigstens dem Beklagten Schaden und Kosten erstatten, und warum nicht auch als *temerarius litigans* bestraft werden? Jetzt kann jeder, wer will, sich den Spass machen, einen andern vor die Vergleichs-Commission zu ziehen.

Man kann hiemit nicht recht verbinden, was S. 57 gesagt ist, wenn beide Partheyen ausbleiben. Als dann kann bey der gerichtlichen Verhandlung derjenige Theil, der *moram* purgirt, von dem Gegner eine Rechtfertigung seines Ausbleibens verlangen, und kann er die nicht beybringen, so bezahlt er, wie vorhergesagt ist, Kosten, Schaden und Brähe — Wie ist dieses damit zu verbinden, daß bey dem Ausbleiben des Klägers die Klage für nichtig erkannt wird? Sie kann also nicht allein gültig, sondern mit Schaden und Kosten, auch bey dem Verluste in der Hauptsache, gerettet werden?

Aus Nachsicht werden, wenn der Kläger damit zufrieden ist, die Ladungen an den ausgebliebenen Beklagten zwey oder drey mal wiederholt. Uns dünkt, der Vergleich muß immer von dem freyen Willen der Partheyen abhängig seyn, und da das Proceßiren ein gesetzliches Rechtsmittel ist, kann derjenige, der es durchaus zur Hand nehmen will, deshalb nicht weiter bestraft werden, als in so weit es die Gesetze gegen unthunwillige Streitende verfügen, und es ist gleich,

ob man durch persönliche Ercheinung oder als Contumax erklärt, daß man von keinem Vergleiche hören wolle.

Wenn die Partheyen über einen Punkt streitig sind (heißt es S. 61), der nicht durch Urkunden ins Licht gesetzt werden kann, muß er durch Zeugen bewahrheitet werden. Die Commission ertheilt alsdann dem Kläger, (warum nicht auch dem Beklagten, denn dieser muß ja ebenfalls seine Einwendungen beweisen?) die erforderliche Frist zur Beerdigung vor dem beykommenden Gericht. Hier geschieht die Abhörung, der Kläger erhält den verlesenen *votum*. Die Vergleichs-Commission tritt dann wieder auf, liest den Partheyen die Zeugen-Ansagen vor; sagt ihnen, wie das Urtheil (also ohne Gegenbeweis, ohne Deductions- und Exceptions- oder Gegenductionschrift) ausfallen müsse, und sucht sie dadurch zum Vergleich zu stimmen. S. 73 erfahren wir,

daß, wenn der Beklagte einen Gegenbeweis führen will, er damit bis zur förmlichen Verhandlung Anstand nehmen muß. Von einem, dem Beklagten aufliegenden, Beweise, und, dem Kläger freystehendem, Gegenbeweise ist nirgend die Rede.

Wenn man durch eine so unvollständige Zeugenbeweissführung einen Vergleich zu stiften hofft, sieht man nicht ein, warum die Zeugen beeidigt und förmlich oder vielmehr unförmlich abgehört werden müssen, und nicht die Partheyen sich auf ihre summarische unbedingte Aussage eben nachgiebig bezeugen sollten. Wie sehr eine solche halbe und anticipirte Beweisführung einer guten Processordnung widerspricht, und nachher die Verhandlung verwirrt, wird jeder Rechtsverständige beurtheilen. Die Partheyen können auf einen Eid compromittiren, der vor dem beykommenden Richter obgelaufen wird.

(Der Beschlus folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**NUMISMATIK.** Berlin: Welchen Nutzen kann eine gelehrte Schule aus einer Sammlung antiker Münzen ziehen? Eine Einladungsschrift von Andr. Joh. Hecker, Director des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums. 1803. 32 S. 8. Allerdings kann der Nutzen antiker Münzen groß und vielfach für gelehrte Schulen seyn. Schon bey dem Vortrag der älteren Geschichte wünscht der Zögling die *Physiognomie* der Personen kennen zu lernen, deren Thaten so ruhmvoll waren, und der V. beweist, daß die Abbildungen auf Münzen treffender geliefert worden, als auf alten Gemmen geschehen ist, besonders auf griechischen und römischen Münzen im 7 und 8 Jahrh. nach Roms Erbauung, weil damals in Griechenland die besten Künstler sich ausgezeichnet, auch von dorthin sich viele nach Rom gewendet hätten. Größeren Eindruck macht jedoch die lebhafteste Darstellung besonderer Begebenheiten durch sinnliche Anschauung. Ferner wird die *Chronologie* durch Intuition der Münzen vergewissert, zumal wenn mündliche Erläuterung der Zeitrechnungsarten jenen Anblick begleitet.

Ueberhaupt läßt sich bey dem Vortrage der griechischen und römischen Alterthümer, und bey Erklärung der alten Classiker schon aus der Vorderseite einer Münze, welche gewöhnlich das Bildniß eines Kaisers oder Regenten enthält, manches bemerken, was auf Kleidung und anderweitigen Schmuck, auch auf Abwechselung des künstlichen Kopfsputzes Bezug hat. Noch reichhaltiger, wenigstens mannichfaltiger, pflügt die Rückseite der Münze zu seyn, wo man bald Siegeszeichen, Triumphbögen, Triumphwagen, bald ganze prachvolle Tempel, Amphitheater und andere Gebäude von Bedeutung abgebildet vor sich sieht; dann auch vielerley Formen der Altäre, Dreyfüße, Opfergeschirre, Waffen und anderer Geräthschaften zum Bedürfnis oder zum Luxus erblicket. Mündliche Vorstellung und schriftliche Beschreibung kann nie so charakterisirend werden, als anschauliche Vorstellung. Ohnerachtet die Münzen in Ansehung ihres artistischen Werthes unter den Gemmen stehen: so gilt doch dieß bey weitem nicht von allen, da viele Münzen durch Schönheit der Zeichnung, und des trefflichen Geprägs, besonders die goldenen von Philipp und Alexander, imgleichen die von Großgriechenland, bey dem Vortrag der Kunstgeschichte des Alterthums, und für das Kunststudium überhaupt, allerdings betrachtungswürdig sind. Zwar verdienen nicht alle *Conversanten* schön genannt zu werden; als Schaustücke bezeichnet sie jedoch das Andenken eines Mannes oder einer Begebenheit, wovon wir vielleicht

aufser dergleichen Denkmal keine Kenntniß erlangt hätten. — Die *Symbole* und *Embleme*, die uns auf antiken Münzen vorgelegt werden, bereichern die Phantasie, des jungen Gelehrten und Künstlers mit einer Menge treffender und ausdrucksvoller Bilder: und leiten zur Erfindung eigener Versuche in der Darstellung. Gleiche Belehrung und Anleitung ist von den Aufschriften der Münzen zu erwarten, die als die trefflichsten Muster zur Nachahmung ihrer bündigen Kürze und *SimPLICITÄT* das *Significat* sagen, was sie sagen sollen, um doch auch verständlich zu seyn. Auch erleichtern alte Münzen dem jungen Künstler die Kenntniß des antiken *Costums*, das zur treuen Darstellung von Gegenständen aus der alten Welt so nöthig ist. Wenn derjenige nicht Mißgriffe thun will, der sich der Malerei, der Bildhauerkunst, oder irgend einer der schönen zeichnenden Künste widmen will.

Nächst der Ausführung des angedeuteten, legt Hr. Hecker zugleich das an ihn ergangene Cabinetsschreiben seines Königs vor, auf dessen Befehl das Directorium der Akademie der Wissenschaften eine dreifache Suite von Doubletten außer den Münzen aus dem königlichen Münzschatze wählte, die der König verschiedenen öffentlichen Schulanstalten zum Geschenk zugedacht hatte. Die beträchtlichste Auswahl an 2500 größtentheils wohl erhaltenen Münzen in Silber und Bronze wurden an das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium abgeliefert, dessen Director der V. ist, nämlich 64 von Städten und Königen, 244 von römischen Familien, und 2192 Kaiser Münzen in ziemlich ununterbrochener Folge von Julius Cäsar bis auf die Zeiten des Arcadius. Auch macht Hr. H. den Zöglingen des Gymnasiums und der Kunstschule einige der besten und wohlfeilsten Einleitungsschriften namhafte, welche sie zum Selbstunterrichte gebrauchen können; er beschreibet den Schrank zum bequemen Gebrauch dieser Münzsammlung; er giebt Nachricht von der Realschule, und preiset mit Dankgefühl die Gnade seines Königs, der, wegen des bisher eingeschränkten Raums, und bey Baufälligkeit der Gebäude, ein ganz neues Schulgebäude zur wahren Zierde der Residenz, und zu großem Nutzen der Einwohner Berlins und des Vaterlandes, mit einem Kostenaufwand von 64,170 Rthlr. aufbauen läßt. — Solche königliche Verfügungen sind Tropäen, die nicht bloß der Angaffung dargelegt werden, sondern unzertrennbare Vertheile darbieten, den ersten Zeugnissen sowohl, als vielen folgenden Jahrhunderten!

HSS.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 M Ä R Z, 1804

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

COPENHAGEN, b. Schultz: *Mémoire sur l'origine et l'organisation des Committés conciliateurs en Danemarck*, par A. B. Rothe, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wiederklagen werden wie Klagen behandelt. S. 69. Es ist zwar (S. 75) verfügt, dass die Sachen vor der Vergleichs-Commission in den Städten nur acht Tage, auf dem Lande, in Dänemark vierzehn Tage, und in Norwegen, vier Wochen dauern sollen, von dem in der Ladung bestimmten Verhandlungstage an gerechnet; diese Frist kann aber verzögert werden: 1) durch das Verspäten der Ladung, 2) durch das Verschieben des Termins in der Ladung, 3) durch den erforderen Beweis, durch Urkunden, Karten, Augenschein, 4) durch die Zeugen-Abhörung, 5) durch Compromisse auf Eide, 6) durch begründetes Ausbleiben der einen oder der andern Parthey. — Dieses ist wohl genug, um das zu rechtfertigen, was vorher von der möglichen Verzögerung in summarischen Sachen gesagt ist.

Dass die Vergleiche der Commission sogleich in Rechtskraft treten, und von den beykommenden Richtern ohne weitere Förmlichkeit oder Einrede vollzogen werden müssen, versteht sich von selbst. S. 97. Würde eine Vergleichs-Commission ihre Vollmacht überschreiten, so cassirt die königl. dänische Canzley ihr Verfahren. Die Vollziehung wird indessen, wie bey jedem gerichtlichem Urtheile, nach Ablauf von einem Jahre und sechs Wochen verjährt, und kann nur, so wie durch ein neues Urtheil, durch einen neuen Vergleich wieder erhalten werden; S. 101; dann dient aber der erste Vergleich zum Beweise der Gültigkeit der Foderung. Sollte der Beklagte sich alsdann nicht zu einen Vergleiche willig finden, so wird die Sache ans Gericht verwiesen, und der Beklagte schuldig erkannt, den ersten Vergleich zu erfüllen. Wozu nützt dann die Verjährung weiter, als neue Gerichtskosten zu machen?

In Copenhagen arbeitet die Vergleichs-Commission unentgeltlich; nur für die Insinuation der Ladung wird ein Geringes bezahlt. Bey den übrigen Commissionen kostet jeder Vergleich zwey Mark Lübsch, (16 gr.) Sie sind frey vom Gebrauch des Stempelpapiers. Wer sich hartnäckig einem Vergleiche vor der Commission widersetzt, verliert das ihm sonst beykommende Armenrecht S. 113. Das ist sehr hart, denn da der Arme keinen Process bezahlen kann,

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

so wird ihm durch den Verlust des Armenrechts alles Zugang zum Recht abgeschnitten. Der muss nie benommen werden, dagegen kann das Gericht, nach der bekannten Regel, den körperlich büßen lassen, der nicht zahlen kann, wenn er strafbar ist. Der Erfolg der Vergleichs-Commission ist sehr auffallend. Dass indessen bisher jährlich in Dänemark 30 bis 35,000 Sachen verglichen worden (S. 114), kann nicht richtig seyn, da gleich darauf folgende Berechnung gemacht ist: Während drey Jahren, vor der Organisation der Vergleichs-Commissionen, sind in Dänemark und Norwegen in der ersten Instanz 25,521 Sachen vorgekommen, und nur 9,653 in den drey nächstfolgenden Jahren, nach ihrer Errichtung, also 15,868 weniger. Hievon waren in Copenhagen in den ersten drey Jahren 1863, in den drey folgenden nur 445 Sachen, also 1418 weniger. Aber wie stimmt nun auch diese geringe Anzahl von Sachen in drey Jahren mit folgender Angabe überein, dass im J. 1798, 2016, im J. 1799, 2264, im J. 1800, 2635, im J. 1801, 2401, zusammen also 9376 Sachen, und seit dem 13 August 1795, dem Tage der ersten Sitzung bis zum 31 Dec. 1801, oder in sechs Jahren und fast fünf Monaten 13,223 Sachen verglichen, und dagegen im J. 1798, 135, im J. 1799, 138, im J. 1800, 125, im J. 1801, 136, zusammen 534 Sachen an das Gericht verwiesen sind? Vorgekommen sind also bey der Vergleichs-Commission in vier Jahren 9910 Streitigkeiten, welche Zahl die geringere dreyjährige vor der Einführung der Commission weit übersteigt, und klar zu beweisen scheint, dass die Streitlust sehr zugenommen haben muss, wenn gleich die Vergleichs-Commission sie als Gegenmittel zugleich wieder gedämpft hat. Indessen fällt die Last und das Verdienst davon so sehr auf die Commissarien, dass man nicht begreift, wie sie nicht erliegen, zumal da sie nicht besonders besoldet, sondern in andern Geschäften angesezt oder Hauswirthe sind. Denn wenn man in einem Jahre 300 Arbeitstage annimmt, so fallen von 9910 Sachen, die in 4 Jahren verhandelt sind, über acht auf jeden Tag.

Bey dieser Berechnung ist auch nicht aus der Acht zu lassen, dass, so genau auch die Registraturen des Untergerichte seyn mögen, doch schwerlich sich die Zahl der jährlich verhandelten Sachen genau angeben lässt, da manche unbedeutende Sache als lose Zänkerey ohne Registratur und Protocol in der Stille beygelegt wird, manche Partheyen sich bey dem Prediger, bey Unterbeamten, bey einem Anwalt oder sonst außergerichtlich vergleichen, die jetzt die Ver-

Bbb

gleichs-

wöhnliches Naturell, belohnt diese Beweise seines Wohlwollens mit ein paar Maulschellen, wie sie die rigoröse Faust einer Bauerndirne nur immer geben kann.“ Wie indelicat, um das gelindeste Wort zu nehmen!

Nr. 2, welches wahrscheinlich mit zu jener Auswahl überetzter Schauspiele gehört, ist eine wörtliche Uebersetzung des bekannten Lustspiels von Collin-Harleville: *Monsieur de Crac dans son petit Castel*; das in Frankreich mit vielem Beyfall aufgenommen worden ist. Die Franzosen finden Interesse daran, weil der Hauptcharakter und die Beziehungen ganz national sind; das fällt aber für den deutschen Leser und Zuschauer, hauptsächlich in einer so steifen wörtlichen Uebersetzung, ganz weg. Um solche kleine französische Stücke für die deutsche Bühne zu bearbeiten, muß man den Dialog in seiner Gewalt haben, und vor allen Dingen, ein feines Gefühl von dem, was sich für das Theater eignet. Wie dergleichen Theaterstücke der Franzosen auf unsere Bühne zu verpflanzen, haben Gotter und Anton Wall gezeigt; aber, unter ihrer Bearbeitung trat oft ein neues Werk ans Licht, das sein Original verdunkelte. Bey Hn. S. hingegen trägt auch in diesem Stücke, wie in Nr. 1, alles das Gepräge einer steifen Unbeholfenheit. Auf diese Art verfehlt er seinen Zweck; anstatt die Literatur zu bereichern, vermehrt er die Maculatur.

O. O.

ERFURT, b. Hennings: *Das silberne Kalb*, eine Zugabe zum goldnen. *Erster Theil*. 248 S. *Zweiter Theil*. 234 S. *Dritter Theil*. 204 S. *Vierter Theil*. 188 S. 1804. kl. 8. (3 Rthlr.)

Das Publicum hat sich zum Dienst des goldnen Kalbes eingefunden, hier ist ein neuer Apis aufgestellt, zwar nur von niederem Metall, aber wenigstens eben so goldhaltig, als jenes, in seinem Innern! Dieses Buch beschäftigt sich mit dem Höchsten, was dem Menschen Achtbares vorschweben kann: mit menschlicher Bestimmung, mit Wahrheit, Tugend und Schönheit, und mit Bekämpfung der Thorheit und des Lasters. Es ist in so fern wirklich göttlicher Natur, und verdient einen höheren Rang und eine grössere Theilnahme als das goldene, dem es beygegeben wurde. Es verdient denkende und empfindende Leser, und wenn von dem vielen Guten, das hier oft mit Energie gesagt wird, nur

Einiges das Herz des Lesers berührt, so ist es noch immer genug, um das Buch allen denen zu empfehlen, die für jene Gegenstände Herz und Flügel haben. Oft sind die Gedanken des Vf. tief und wahr empfunden, und er zeigt sich als denkenden und belebten Mann. Wäre er immer dem Gange gefolgt, der sich natürlich darbietet, hätte er die Ansichten, die ihm vorschwebten, wirklich poetisch, ohne Affectation, darzustellen gewußt: so hätte er den Eindruck nicht zum Theil verscherzt, den er zu machen gedachte. Der unächte Humor, den der Vf. erkünstelt, und wodurch er seine Gedanken und Gefühle oft burlesk und unwürdig darstellt, hat ihn auf dem Weg verführt, auf welchem schon manches Talent vergessen wurde. Es fehlt ihm an Witz und zartem Geschmack, um ungezwungen den Anstrich von Witz und Laune durchführen zu können, und so verwickelt er sich in Bilder und Blumen, die nun selbst da, als Sprünge eines Stolpernden, Lächeln erregen, wo sie eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringen sollten. Der Charakter des Excentrischen und Geschraubten, der mit der Sprache eben so willkürlich, wie mit Ideen verfährt, der die regellosen Schwingungen der Phantasie, als Gedanken, aus der Tiefe der Vernunft schöpft, hat den Vf. zu den Mißgriffen veranlaßt, die sich in Form und Gehalt seines Buchs ankündigen. Oft wird das Gefühl des Lesers, durch Sprünge vom Erhabnen in Bombast; vom Großen ins Niedrige und Absurde beleidigt; oft wird er verleitet, die aufrichtigen Geständnisse des Vfs. für Ziererey und seinen Enthusiasmus für künstlichen Rausch zu halten; oder da, wo der Vf. gediegene Wahrheit neben hohle Phrasen, die Namen griechischer Weisen neben philosophische Adepten vergötternd stellt, in ihm einen hyperkritischen Laboranten zu finden. Dies macht freylich für Leser, die selbst zu prüfen verstehn, das Buch noch interessanter; aber es ist ein Interesse von dem Geiste der Zeit erborgt, und dem lautern Antheile nicht zu vergleichen, den sich der Vf. in den Herzen der Gebildeten dadurch selbst verwirkt. — Sollte sich vielleicht ein Myron zu der Aufstellung eines dritten Kalbes finden; so vermeide er die gezielte Manier, mit der sich das silberne und goldne aufputzten; denn ohnfehlbar wird der Moses des guten Geschmacks, wenn er einst zurückkehrt, schon deshalb beide zertrümmern.

Chr.

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Fürth, im Selbstverlage des Vfs., und in Comm. b. Kori: *Gedichte von Christian Schaller*. 1803. 100 S. 8. (8gr.) Wer solche Gedichte dem Publicum vorzulegen wagt, der dürfte wohl schwerlich jemals dahin gelangen, etwas Erträgliches zu liefern; denn er beweist, daß er mehr Selbstvertrauen als Geschmack besitze. Dies ist nun freylich im belletristischen Fache ein Mangel, der den Vf. billig von allen fernern Versuchen abschrecken sollte. Es fehlt ihm durchaus an geläutertem Gefühl und humaner Bildung, um für wahre GröÙe und Schönheit empfinden zu können, und dadurch sein eigenes poetisches Vermögen zu würdigen. Zur Probe siehe hier der Anfang des *Rendezvous*:

„Blitze zischen, Donner brüllen, Echo wiederhallen,  
Ganz empört ist die Natur — Ueberrascht fallen  
In dem Elementenkampf, wo die Winde heulen  
Tod, Verderben denen droht, die darin verweilen.“

und der Abschiedsruf an einen Freund:

„Dann müssen wir Thänen trocknen und stottern  
Leb wohl, reise glücklich einziger Freund!  
Dann erst wird die Freundschaftsflamme auflodern  
Wenn selbst der Genius der Liebe mit weint.“

Chr.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 M Ä R Z, 1804.

## ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Taschenbuch der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts, in Rücksicht der Länder - Menschen - und Productenkunde.* Für jede Classe von Lesern, von E. A. W. von Zimmermann. Dritter Jahrgang für das Jahr 1804. Mit 10 Kupf. und einer Karte. 330 S. Taschenformat. (2 Rthlr.)

Daß der Inhalt von dem Titel abweiche, zeigt schon das Titelkupfer von Sir Francis Drake, der kein Entdecker des 18ten Jahrhunderts ist, und die Vorerinnerung belehrt uns, daß dieser dritte Jahrgang den Uebergang von den nordwestlichen Theilen unserer Halbkugel von Europa nach Nordamerika darstelle. Dieses geht weit über die Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts hinaus, und der Leser muß es dem verdienstvollen Vf. Dank wissen, daß er mehr leistete, als er versprach.

So sehr nun aber auch der Name des Vfs. die Güte der Ausführung verbürgt, so ist es doch noch eine andere Frage, ob eine solche weitumfassende systematische Uebersicht sich in die engen Grenzen eines Taschenbuchs einschränken lasse, und ob nicht bey einer so wissenschaftlichen Darstellung eine Collision der Gründlichkeit und der Unterhaltung entstehe, wodurch bald die eine, bald die andere leiden müsse; besonders wenn noch philosophische Betrachtungen hinzukommen, die allein ein eigenes Werk ausfüllen könnten: wie z. B. die Prüfung der Frage, ob der cultivirte Zustand der Europäer dem uncultivirten der Wilden vorzuziehen sey? Man möchte dabey bemerken, daß Cultur bey weitem noch keine Aufklärung sey, und die Europäer und Wilden nicht so weit von einander abtünden, als es dem ersten Anblick nach scheint; daß der Tomahawk in seiner Art eben so verheerend sey, als unsere Flinten, und daß das Scalpiren eben so gut als das Cartetchenfeuer zur Strategie oder Taktik gehöre. Am Ende möchte in der Masse der gesunden Vernunft bey vielen indischen Völkerschaften das Uebergewicht gegen die Europäer seyn.

Der Vf. giebt uns zuerst einen Totalanblick der nördlichen Polarwelt. Er führt uns in das unermessliche Gebiet des Eises, dem die Kühnheit der Europäer trotz, so gefährvoll es auch ist. Unglaublich scheint es doch, daß in der Mitte des Mays 1715 Marcof, ein russischer Schiffer, nebst neun andern seiner Landsleute, auf Schlitten von Hunden gezogen

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

in einem Tage eine Reise vom 71sten bis zum 78ten Grade der Breite zurücklegen konnte. Das erste Land, das der Vf. betritt, ist die Insel Island. Die Quellen, aus denen er die mitgetheilten Nachrichten geschöpft hat, sind nicht angegeben. Troil und andere sind flüchtig genannt. Es ist aber nicht aus ihnen genommen, wenn S. 17 von kümmerlichen Waldungen verkrüppelter Birken und Tannen geredet, und hinzugefügt wird, daß sogar die Tanne, sonst die Zierde der nordischen Flora, kaum die dürftige Höhe von 20 Fufs erreiche. Troil führt aus alten Sagen an, daß es ehemals Wälder in Island gegeben habe, und daß man noch kleine Strecken Wald findet, wo jedoch die Birke nicht über 4—6 Ellen hoch und 3—4 Zoll dick wächst. Von Tannen redet er nicht. Er erzählt vielmehr, daß diejenigen, welche der Stiftsantimann Thodal pflanzte, als sie eine Elle hoch waren, zu wachsen aufhörten, und in der Spitze wie versengt waren. Kerguelen Tremarec führt an, daß Horrebow den Hn. Anderson tadte, weil dieser sage, es gäbe in Island kein Holz, und führe zwey bis drey Wälder an, welche mehr als eine halbe Meile im Umfange haben. Ich für meine Person, fügt Kerguelen hinzu, habe ganz und gar kein Holz gesehen. Dieses bestätigt auch Olassen von allen Provinzen Islands, man müßte denn die Birkenwälder so nennen, wo die größten Bäume eines Armes Dicke und 10—12 Ellen Höhe haben. (S. 38. 89. 90. 231. 2 Th. S. 33. 62. 108. 408.) In Königs, von Zoega bekanntgemachter *Flora islandica* ist auch kein Nadelholz aufgeführt. Der ausgesäete Tannensaamen ging zwar auf, die Pflanzen starben aber im dritten Jahre ab.

Von den Erdfeuern wird S. 19 gesagt, daß sie 1783 Feuer und Flammen bis auf 34 dänische Meilen sichtbar in die Höhe warfen. Wenn gleich, nach Hamiltens Berechnung, die donnereschwangere Wolken säule des Vesuv den 18 Jun. 1779 eine Höhe von 25 engl. Meilen, oder 71000 Ellen erreichte, und Virgil die Höhe bis zum *fidera lambit* ausdehnt, so ist doch vermuthlich in Island von einer horizontalen Entfernung und nicht von einer perpendicularen Höhe die Rede.

Der Hekla, den der Vf. nur ein niedriges Gebirg nennt, ist nach Troil 5000 Fufs höher als das Meer, und also höher als der Vesuv, dessen Erhebung über die See nur auf 3600 Fufs angegeben wird. Olassen sagt (2 Th. S. 137): der Hekla sey nur ein kleiner Berg in Vergleich mit den hohen Jökulen und mit den Gebirgen des Hochlandes; sein Umfang

Cccc

sey

sey 3 bis 4 Meilen, und seine Höhe betrage etwa 300 Fufs. Diefs soll vermuthlich 3000 Fufs heissen, es ist aber nicht angegeben, von welcher Fläche diese Höhe angerechnet sey.

Von den feuerfpeyenden und warme Quellen sprudelnden Eisbergen sagt Hr. v. Z. (S. 24): „Sie heissen gewöhnlich Skideraa-Jökul; ihr rechter Name ist aber Fall Jökul. — Ein solcher Berg, oder vielmehr Hügel, hält etwa 18 Fufs lothrechter Höhe.“ Olaffen sagt dagegen (Th. 2. S. 72): Island hat zwar überall Berge genug, — allein nirgend mehrere und grössere, als in dem östlichen Viertel. Hiezu gehört eine lange Reihe weitläufiger Eisberge, deren jeder seinen eigenen Namen führt. Unter diesen ist der Skidaraa Jökul (S. 86), der vielleicht erst im 14. Jahrhundert entstanden ist, und in einer Ebene steht, wo ehemals vermuthlich Felder und Wohnplätze waren. Der rechte Name von dieser Art Eisberge ist Fall-Jökul, indem sie eines Theils durch einen Jökulfall entstanden sind, und zweyten die Eigenschaft haben, sich jährlich rück- und vorwärts zu bewegen. Man darf sie kaum Eisberge nennen, da sie nicht über 20 bis 30 Faden hoch sind. Der Vf. hat seine Beschreibung der Eisberge und ihre Feuer- und Wasser-Ergiessungen aus Olaffen genommen, aber so abgekürzt, daß sie weder belehrend, noch unterhaltend ist, und von einem der seltsamsten und größten Schauspiele der Natur fast gar keinen Begriff giebt; wiewohl man auch in Olaffen's Beschreibung vieles auf die Rechnung der Einbildungskraft der Eingebornen, und auf ihre erschrockene Phantasie schieben muß.

Die große Springsäule heissen Wassers. heisst Geyser, nicht Geysse (auf deutsch: zorniger Eifer); Olaffen setzt ihre Höhe auf 60, nicht auf 70 Faden. „Ein rundliches Becken, sagt der Vf. S. 27, das nach einigen 60, nach andern 90 Fufs im Durchmesser hat, ist durch die Incrustation des Wassers mit einem 9 Fufs hohen Rande eingefasst.“ Der Durchmesser der obern Oeffnung, sagt Olaffen, war 57 Fufs, und etwas über den Boden war er nur 18, worauf das Becken, vermöge seiner kugelförmigen Gestalt immer kleiner wurde. — Eben die Maasse giebt Troil (S. 265) an. Die Sache ist nämlich so zu verstehen: Die Oeffnung des Geyfers war, mit der Erde gleich, 18—19 Fufs im Durchmesser. Nach und nach bildete sich eine neun Fufs hohe Rinde umher, die 59 Fufs im Durchschnitt hat. Diese Maasse sind in der Abbildung nicht im gehörigen Verhältniß zur Wassersäule beobachtet. Besser ist das Kupfer bey Troil. Im Taschenbuche ist es so wie der isländische Bauernhof nach Olaffen copirt. Die Vorstellung des Nordlichts paßt sich weder zu Kerguelens Beschreibung, noch zu der Strecke des Erdbodens, die hier beschrieben ist. Wer je diefs wunderbare Schauspiel in seinem vollen Glanze, mit den wogenden Lichtfluthen, über sich hinfahren gesehen hat, weiß wie unmöglich es ist, es abzubilden. Aber diese Scene in einen schönen Wald voll belaubter Bäume zu legen, mitten durch ihn einen breiten Weg, auf dem-

selben Schlitten, wie zu einer Schlittenparthie, seitwärts Adler, Eulen und Hunde, größer als die Pferde der Schlitten, und dieses Bild in der Beschreibung einer Gegend, wo es keinen Baum mehr giebt, — das ist zu arg phantasiert, sollte es auch aus Acerbi's oder Skioldebrands mahlerischem Geiste entliehen seyn.

Nach Olaffen wird in Island eine große Menge wilder Kräuter zur Nahrung gebraucht. Ausser den hier angeführten findet man noch *festuca fluitans* und *Cardamine*.

Das bisher Angeführte wird hinreichen, die vorhin gemachte Bemerkung zu rechtfertigen. Um nicht die Grenzen einer Recension zu überschreiten, begnügen wir uns, den ferneren Inhalt des Taschenbuchs anzuzeigen. Von Island wendet sich der Vf. zu Grönland, wo Cranz sein Führer ist. Die mährischen Brüder bringen ihn zu den Esquimaux und zu den durch Curtis und durch Hearne's (1771) und Mackenzies (1789) Landreisen bekannt gewordenen Küstenländer des nördlichsten Eismeer's von Amerika. Tiefer in Süden nehmen die Esquimaux das Labrador-Land, und folglich, wenn man sie mit den Grönländern für eine Nation hält, eine große Strecke des Erdbodens ein. Ellis, Middleton und Unfreville beschreiben die Härte des Winters an der Hudsonsabay.

Die festen Gegenden, welche den Polarländern theils noch angehören, theils ihnen angränzen, erstrecken sich bis Canada.

Die ersten und neuern Entdecker dieser Erdgegend waren Cabot 1497, Vater und Sohn, Forbisher, Davis 1587, Lancaster, Weymouth, Hudson, Button, Bylot 1615, Baffin, Lucas Fox, Cap. James, Barlow, 1719, Scroggs 1722, Middleton 1742, Moore und Smith 1747, deren beiden Tagebuch Ellis geliefert hat. Die neuesten Sendungen der englischen Gesellschaft der Hudsonsabay sind durch Hearne (nicht Hearn), Lawrence und Mackenzie geschehen. Letzterer drang bis an das Südmeer. In Norden bleibt noch ein freylich sehr unfruchtbares Gebiet von einigen tausend Quadratmeilen, zwischen der Hudsonsabay und dem Kupferminenflusse, zu bereisen übrig.

Die Pelzhändler der Hudsonsabay drangen am weitesten durch. Die ganze Länderfläche beträgt mehr als 1,66,000 Quadratmeilen eines an Pflanzen und Thieren armen und nur von einzelnen Horden oder wandernden Stämmen bewohnten Landes, deren Bewohner vom Jagen und Fischen leben. Der Hr. v. Z. theilt sie in Nord- und Süd-Indier. Von jenen hat Hearne das treueste Gemälde geliefert, welches in Sprengels Sammlung befindlich ist. Ihnen zunächst wohnen die Knistenaux.

Es ist leicht zu beurtheilen, wie wenig ein kleines Gemälde getreu seyn könne, das aus den einzelnen herausgenommenen Zügen und den Benennungen besonderer Völkerchaften, eine Uebersicht der Topographie und der Menschenkunde eines unermesslichen Erdstriches zu geben versucht, wo Situationen,



tionen, Klima, Producte, Volk, Charakter und Nahrungsweise unendlich modificirt seyn müssen. S. 85 werden die Knistenaus genannt, und die Nachrichten von den Nord-Indianern gehen dennoch bis S. 106 fort, ohne das bestimmt wird, von welchen Wilden eigentlich die Rede sey. Man sollte daher glauben, das die Knistenaus darunter verstanden worden. Erst S. 106 erfahren wir, das sie Süd-Indier sind, und zu den Algonkins gehören sollen, von denen sie jedoch weit entfernt wohnen. Sie werden S. 108 der Schilderung S. 85 so ähnlich geschildert, das man ungewiss ist, ob sie nicht schon hier gemeint sind. S. 113 kommt der Vf. wieder auf den Nord-Indier zurück, und redet von den Kupfer-Indianern, der Zänker-Nation, den Hasen-Rothmesser-Biber-Felsen-Atnah- oder Kinn-Nogailler- oder Träger-Nascud- und Slouacas- und Naqui-Dinais-Indiern, die zum Theil bis nach der Südsee hin wohnen.

Von der Südsee kehrt der Vf. nach Canada zurück. Mit Unrecht sagt er, das er nicht ungern jene ungeheuern grösstentheils nutzlosen Flächen verlasse. Wenn bey den Nascud-Indiern Eisenwerk, Rebhühner, Enten, Hirscharten u. s. w., Cedern, Fichten, Hemlockstannen, Cypressen (?), Pappeln und Birken befindlich sind, so kann ihr Boden nicht zu den nutzlosen gerechnet werden.

In Canada folgt der Vf. Charlevoix, der Generalin v. Riedesel, Weld, Kalm, Liancourt, Laftau, La Houtom, Cerver, Loskiel, Mackenzie, Gatterer, Smith, Barton, Long, Bertram, den er selbst übersetzt hat, finden wir nicht genannt.

Auch hier irret der Vf. mehr umher, als er reiset, und hebt das Merkwürdigste aus. Die Verdienste des Obersten Simcoe um die Aufnahme Canadas sind bey weitem das Interessanteste. Eine einzige Heerstrasse, Dundasstreet, wird gegen 100 deutsche Meilen fortlaufen; schon im Jahre 1799 waren 120 englische Meilen eröffnet. Sie zieht sich längst den Erie- und Ontario-Seen nach der Gränze der Provinz Point Baudet.

Ein eigener Abschnitt handelt S. 144 von den Originalbewohnern, unter denen die Esquimaux und Knistenaus vorkommen, da doch hier eigentlich von Canada die Rede ist. Der Indier wird wieder unter einem allgemeinen Namen geschildert, und sogar unter Einem Bilde in Kupfer dargestellt. Für den wissenschaftlichen Forscher ist alles zu fragmentarisch, überall eine Schilderung vom Theile aufs Ganze. Und wie kann eine Lesung wohl Unterhaltung gewähren, die nur dann die Neugierde würde gereizt und befriediget haben, wenn sie die Aufmerksamkeit an dem Faden fortlaufender klarer Ideen fortführte und sie nicht immer in der Irre gehen liesse?

Mit S. 207 schliesst sich die Darstellung. Dann folgen noch einzelne Abhandlungen, bey welchen Forschers Nachrichten von den Producten der Hudsonsbay nicht benutzt scheinen. Den Schluss macht die Biographie von Franz Drake, der ins sechzehnte Jahrhundert gehört. Sie hätte am so eher entbehrt werden können, da sie schon in den englischen Blät-

tern und andern Schriften befindlich ist. Die Kupfer sind gut, die Karte von den Polar-Ländern hätte vollständiger die angeführten Namen enthalten können.

GDZ.

Hof, b. Grau: *Neueste allgemeine Geographie der gegenwärtigen Zeit*. Ein vollständiges geographisch-statistisches Handbuch der gesammten Erd- und Länderkunde in vier Bänden. Von Christian Adam Müller, (Diakon zu Hof.) *Erster Band*. 1803. VIII u. 635 S. Text, 30 S. Register. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieser Band enthält Deutschland, wie es zufolge des Hauptschlusses der Reichsdeputation vom 23 Nov. 1802 seyn sollte, nach Büsching, Gaspari und andern bekannten Quellen zusammengetragen. Der Vf. wollte, laut der Vorrede, ein Handbuch der Erd- und Länderkunde liefern, das zwischen allzukostbarer Weitläufigkeit und allzu gedrängter Kürze das Mittel hielte, und glaubt dieses in dem Umfange von 4 Bänden gefunden zu haben, der ihm hinlänglich zu seyn scheint, das Wichtigste der Geographie vortragen zu können, ohne eine *trockene und unlesbare Nomenclatur* zu liefern. Rec., ein so grosser Verehrer und Freund der Geographie er ist, gesteht dennoch offenherzig, das er ein geographisches Handbuch eben nicht zur Lectüre wählen oder empfehlen möchte. Ein solches Handbuch soll, seiner Bestimmung nach, zum ernsthaften Studium für Anfänger, und zur schnellen Nachweisung des unendlichen Details dienen, das selbst der ausgemachteste Geograph nicht zu jeder Zeit im Gedächtnis haben kann; es soll ein guter, stets fertiger Rathgeber seyn, aber ein unterhaltender Gesellschafter — das verlangt niemand. Ob man das ewige Ritornell von Zahlen und Namen, Producten und Merkwürdigkeiten in runde Perioden einwickelt, oder es nur in tabellarischer Kürze und abgebrochenen Andeutungen nebeneinander stellt, — zur Lectüre wird es sich in keinem Falle eignen. Eine trockene unlesbare Nomenclatur ist gar kein Makel für ein geographisch-statistisches Handbuch. Richtigkeit, Reichhaltigkeit und Kürze, so weit sich die letzten beiden nur miteinander vertragen, sind die Tugenden, die man von ihm erwartet. Vergleicht man gegenwärtige Arbeit mit Fabri's Handbuche, in welchem derselbe Gegenstand auf 282 Seiten abgehandelt ist, so sollte man hier, der Seitenzahl nach, eine fast dreymal grössere Vollständigkeit erwarten, besonders da manche einen bedeutenden Raum einnehmende Rubriken, z. B. die Literatur, ganz weggelassen sind, und die Einleitung weit kürzer ist. Allein das findet sich nicht so. Es ist wahr, der Vf. giebt, seinem Zweck gemäss, mehr statistische Notizen, als Fabri, bey dem diese nur beyläufig mitgenommen werden; allein was man an wirklichem Inhalte gewinnt, steht mit dem Volumen beider Bücher gar nicht im Verhältniss, und das muss bey einem, aus bekannten Quellen zusammengetra-



getragenen Handbuche, bey dem nicht sowohl die Wissenschaft als die Bequemlichkeit gewinnt, allerdings in Betracht kommen. Was bey Fabri nur mit einzelnen Worten oder Buchstaben angedeutet wird, drückt M. in förmlichen Perioden aus. Was gewinnt die Sache und die Bequemlichkeit dabey? Die in der Einleitung angegebene Ordnung der Materialien, worin der Vf. eine Eigenthümlichkeit sucht, ist theils so eigenthümlich nicht, theils hätte er sich schon auf der ersten Seite der Ausarbeitung überzeugen können, daß sie sich nicht überall befolgen läßt. Er findet es verkehrt, zur Bestimmung einer Sache etwas zu gebrauchen, das noch nicht vorgekommen ist, z. B. zu sagen: das Mittelgebirge des sächsischen Erzgebirges streicht über Marienberg, wenn Marienberg noch nicht erwähnt sey. Wie aber, wenn der Geograph auf den Gebrauch einer Karte rechnet, ist diese Andeutung dann noch so unverstündlich und an unrechten Orte, als sie aussieht? Warum gebraucht der Vf. bey Bestimmung der Gränzen Deutschlands schon Länder und Flüsse, die auch noch nicht dargeboten sind?

Freywillige Natur- und durch Kunst erzeugte Producte, hat, soviel Rec. weiß, noch Niemand verwechselt oder untereinander geworfen. Von jedem, der sich über die Beschaffenheit der Länder unterrichten will, läßt sich übrigens voraussetzen, daß er wisse, wie viel oder wenig der menschliche Fleiß bey Production des einen oder des andern zu thun habe. Unter den natürlichen Producten will der Vf. weder Getreide, Wein, Obst, noch Vieh genannt wissen, aber Waldungen, Viehweiden, einheimische Pflanzen, Mineralien, Land- und Wasserthiere. Fallen aus denn die Metalle, die der Vf. unter den Mineralien anführt, Silber, Kupfer, Eisen, stets so gediegen in die Hände, daß wir nur zugreifen dürfen? Sind sie nicht Producte, an denen der menschliche Fleiß einen weit größern Antheil hat, als am Getreide? u. s. w. Verlangen die Waldungen gar keine Cultur? Seine sogenannten natürlichen Producte würden sich in den cultivirtesten Ländern fast auf nichts als Luft und Wasser reduciren; denn der menschliche Fleiß befördert und leitet die Zeugungskraft der Natur überall, bey Getreide, Wein, Obst und Hausthieren, wie bey Wald und Wiesen, und selbst die Vermehrung der wilden Thiere befördert er zuweilen, oder setzt ihnen Schranken, wie es sein Bedürfnis will. Die Summe der Production giebt in den meisten Fällen, wo nicht ungewöhnliche Indolenz oder ungewöhnlicher Fleiß herrscht, die Leichtigkeit oder Schwierigkeit derselben von selbst. — Die Einleitung, sowohl die allgemeine, als die von Europa und Deutschland, wo gerade die eigenthümliche Bearbeitung des Vf's sich hätte zeigen können, sind höchst dürftig, und im Buche selbst haben wir nichts Ausgezeichnetes wahrnehmen können. S. 40 steht eine Vergleichungstafel von 14 der gebräuchlichsten Meilenmaassen. Der Vf. hätte sehr wohl gethan, ein solches Täfelchen, das man in allen geographischen Büchern findet, aus einem der-

selben zu entlehnen, nicht aber, wie er gethan hat, selbst zu berechnen; denn unter 13 Angaben sind 9 ganz falsch und wunderbarlich verrechnet.

Noch bemerkt Rec. eine Unrichtigkeit; die man in mehreren geographischen Büchern sich zu erlauben anfängt. Die sächsischen Fürstenthümer werden hin und wieder einzeln als Herzogthümer aufgeführt; so findet man hier *Herzogthum Gotha*, daneben Fürstenthum Weimar, Eisenach u. s. w. Die regierenden Herren dieser Länder sind *Herzoge zu Sachsen*, aber die einzelnen Länder sind *Fürstenthümer*. Gg.

## SCHÖNE KÜNSTE.

GOTHA, b. Perthes: *Mathilde*. Par l'Auteur du Journal de Lolotte. 1803. 133 S. 8. (14 gr.)

Die geistreiche Verfasserin der durch die früher erschienenen Romane, *Journal de Lolotte* (1793), *Elise* (1801), in zwey Theilen, und *Helene* (L'an VIII), bekannte Freyfrau von *Wiesenhütten* zeichnet ihre Schriften durch zwey Eigenthümlichkeiten aus: durch ihre Stärke in Caricaturfschilderungen der Charaktere und Lebensart der großen Welt, und durch die Schwäche des schönen Geschlechts, die sie mehr verräth, als man es von einem Frauenzimmer erwarten sollte, und als ihre Gespielinnen ihr verdanken würden, wenn es um die weibliche Tugend wirklich so leicht geschehen seyn sollte, als bey den — Nichtheldinnen ihrer Geschichte. Der wahre Dichtergeist wird leicht den Unterschied zwischen Idealisiren und Ueberladen wahrnehmen, wenn gleich beides Uebertreibung zu seyn scheint. Jene bildet Wesen höherer Art, dieses Zerrbilder; und da die Verfasserin diese liebt, und darin auch, besonders in ihrer *Elise*, dem Ton der großen Welt, so sehr er sich freylich wohl in den neuern Zeiten verschlimmert haben mag, Unrecht thut, wollen wir die von ihr geschilderte Leichtigkeit der weiblichen Verirrungen lieber zu den Caricaturen rechnen, als auf Kosten des schönen Geschlechts für wahr annehmen.

In der Geschichte herrscht einige Aehnlichkeit mit der *mère rivale* der Frau von Genlis. Die Intrigue beruht auf dem Argwohn eines Ehemannes, der ein von seiner Frau angenommenes Findelkind für das ihrige vor der Ehe nimmt, da es doch ihm selbst gehört. Die Talente der Vfn. kann man weder im Styl noch in der Ausführung verkennen, und wenn auch nach dem Lesen nicht viel zurückbleibt, wird man doch im Lesen selbst der Zeit keine Gewalt anthun. Die Darstellung würde mehr Lebhaftigkeit gewonnen haben, wenn die Scenen bestimmter angegeben wären, in der die Geschichten spielen. Das Titelkupfer von Penzel ist sauber gestochen; nur steht der französische Hauptmann *Régulier* wie auf der Wachtparade. Eine Statistin, vermuthlich die Wirthin, spielt eine leere Rolle. Das Gemälde würde lebender gewesen seyn, wenn, der Geschichte gemäß, der Augenblick der Ueberraschung dargestellt wäre, in dem *Mathilde* das ihr von einer Soldatenfrau *simple soldat* ist wohl nicht recht französisch dargebotene Kind annimmt. G.D.Z.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 26 M Ä R Z, 1804

## LITERATURGESCHICHTE.

V E N E D I G, b. Zatta: *Dissertazione intorno ad alcuni viaggiatori eruditi Venetiani poco noti.* Da Don *Jacopo Morelli*, regio consigliere di S. M. R. A. — 1803. 90 u. XIV S. in 4.

Bey Anlaß der Verheirathung des Grafen Leonardo Manino mit der Gräfin Foscari Giovannelli lobt Hr. Abbt Morelli freylich das Maninische Haus, in welchem seit mehr als zwey Jahrhunderten Wissenschaften und Künste geehrt und ihre Denkmäler gesammelt wurden, geht auch in andere Verdienste ein, und berührt das (an diesem Ort etwas delicate) Sujet des letzten venetianischen Doge: Aber dann vergißt er den Anlaß der Schrift, um ganz ihrem Gegenstande eigen zu seyn. Der ehrwürdige Doge Marco Foscari ist in Beschreibung der Venetianischen Literatur, eben wo er von den Reisebeschreibern handeln wollte, unterbrochen worden; er hatte viel dazu gesammelt, aber nur Bruchstücke ausgearbeitet. Er gab seinem Werk, wie seinen Staatsreden, die äußerste Feile; auf lange Dauer bey der Nachwelt begierig, billigt er billig eine Lebensperiode kaum für groß genug, etwas der Unsterblichkeit würdiges hervorzubringen. Diesem Abgang wird in Ansehung fünf wichtiger Männer hier abgeholfen.

Paul Trevifano (geb. 1452 starb nach 1505) hat nach der Levante viele Reisen mit gelehrter Aufmerksamkeit gethan und 1483 beschrieben, aber niemand weiß, wo das Buch hingekommen ist. Aus diesem Grunde macht Hr. Morelli aufmerksam. Unterrichtender ist *Johann Bembo's* Artikel (g. 1473 st. nach 1536). Dieser gelehrte, aber für das Fortkommen in der Republik zu herbe Mann hat im Alter seine Schicksale und gelehrten Beobachtungen selbst beschrieben; es hat sich auch vor nicht langem eine unbekannt gebliebene Sammlung von Inschriften gefunden, welche von ihm ist. Seine Reisenachrichten über Syrakus, Carthago, Saguntum, sind von 1502, und nicht ohne Interesse. Im übrigen bricht allenthalben der Unwille wider sein Zeitalter durch. Er wurde das Opfer seines Eifers; die zu ärgerlich strenge Strafe, welche er seinem Cancelliere anthat, weil er seine Tochter zweymal geschwängert, brachte ihn um alle Popularität. Als Mensch weniger, weit mehr hingegen als Beobachter interessiert *Pellegrino Brocardi* (1577), durch seine Beschreibung von Unterägypten. Wenige Bemerkungen werden zeigen, daß, was diese kaum bekannten Männer

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

ner (man weiß von Brocardi nichts, als daß er von Venedig war), zu derselben Zeit sahen, auch jetzt nicht zu verachten ist. Wir übergehen, wie gut Br. Alexandria beschreibt, (noch etwas weniger war sie damals gesunken.) und die schönen Beschreibungen der Eröffnung des Nilcanals zu Kairo und des siebenzehnhündigen Auszugs der nach Mekka gehenden Karawane. Beide Feyerlichkeiten sind nicht leicht anderswo zugleich so kurz und so gut geschildert. Er war in den Todtengrüften von Sakhara, beschreibt den Balsamstrauch zu Matarea, besser noch den Cassiabaum, berichtet von Zügen der Vögel und schildert die Wunder zu Gizeh. Bey diesem Anlaß wird nicht nur der Patriarch Marco Grimani als einer der ersten Europäer angeführt, der (1535) die Pyramiden maass, sondern auch Pigafetta's (1576) und Pilatinó's (g. 1648 st. 1718) Beobachtung, daß weder die Pyramiden noch der Sphinx Werke seyen, die man z. B. dem Coliseum vergleichen könnte, indem die Menschen sie nicht gegründet, sondern den vorhandenen Fels nur zu dieser Form gehöhlt und gehauen. Diese, wie man weiß, auch von anderen aufgestellte These dürfte, bey genauer Prüfung, vielleicht auf die grösste, und auf einige, wohl nicht auf alle Pyramiden passend erfunden werden. Im übrigen erklärt Pilatinó den Sphinx für ein Bild der Fruchtbarkeit Aegyptens zur Zeit, wenn die Sonne im Löwen und in der Jungfrau steht. (Beyläufig werde dieser Cephalonier der Ehre nicht beraubt, vor der Lady Montague, die Einimpfung der Pocken zu Constantinopel beobachtet (1701) und in einer Druckschrift (1715) in Italien bekannt gemacht zu haben). Am ausführlichsten excerptirt Hr. Morelli die, eines vollständigen Abdrucks würdige, Reise des *Ambrogio Bembo* (S. 50 — 80). Dieser edle Jüngling (g. 1632, reist 1674 f.; st. 1705), der zu *Isfahan* Chardin begegnete, hat nicht nur den hohen Bau bey *Isfahan* mit ungemeiner Klarheit beschrieben, sondern die Alterthümer von *Nakshi*, *Rustam*, bey *Kirmanshah*, im *Bisfutan*, sehr genau abzeichnen lassen. (Denn ihm folgte der brave *Grelot*, der bey dem kaufmännischen Chardin es nicht länger aushalten konnte). Genau was er sah, ohne Hinzudichtung, schildert Bembo, so wie Niebuhr; man sieht mit ihm; die Gelehrten mögen es deuten. Nicht ohne alle Kritik meldet er die Volksagen: „Die Perser finden in allem *Rustam*; aber dieser Name bezeichnet die ganze alte Heldenzeit.“ Im übrigen hielt er die Figuren zu *Kirmanshah* für *Shabar*, *Chofru* und *Shirja* (andere, die erste für *Ferhad*; oder die beiden Männer für

Dddd

Sha

**Shaber und Bakram IV.)** Durch Mißverständnis hielt er die dortigen Aufschriften für *coptisch* (so schreibt er); die unwissenden Führer mochten die *kufische* für die älteste verarbeitete Schrift halten. Der letzte gelehrte Reisende, dessen mit einiger Ausführlichkeit gedacht wird (S. 80 — 88) ist der vom Spon und Wheeler gerühmte Medailienfreund *Johann Anton Soderini* (g. 1640 st. 1691).

In dieser Schrift hat Morelli an Reichhaltigkeit seiner Auszüge mit Photius gewetteifert. (Möge er viele Nachahmer wecken!); in der folgenden hatte er einen auch sehr nützlichen, kritischen Gesichtspunkt.

BASSANO, b. Remondiz: *Jacobi Morelli, D. Marci Venetiarum bibliothecae custodis, bibliotheca manuscripta graeco et latina.* 1802. 499 S. gr. 8.

Vierhundert zwey und funfzig griechische, eine geringere Zahl lateinischer Handschriften werden, jene bis S. 320, diese bis zu Ende des Buchs recensirt. Jene, aus der Bibliothek des Cardinals von Nizza, Bessarion, mit Hinsicht auf den im J. 1740 herausgegebenen Katalog; so dafs, wo es, ohne unverständlich zu werden, möglich war, nichts wiederholt, wohl aber viel vergessenes ergänzt, vieles weit kritischer behandelt, besonders aber die seitherige, mehr oder weniger erschöpfende Benutzung dieser Handschriften genau angezeigt wird (wobey die außerordentliche Kenntniss des Hn. Morelli von in Deutschland und im Norden unternommenen Arbeiten mit Ruhm erwähnt zu werden verdient). Diese, die lateinischen Codices, werden genauer beschrieben. Es hat nämlich der Vf. sich nicht an die gehalten, welche bey dem letzten Unglück auf der Marcusbibliothek geblieben sind, sondern auch viele nun abwesende, ausgewanderte Handschriften, seiner vormals gemachten Auszüge gemafs, und (was auch loblich ist) mit Unterdrückung seines Gefühls über das Geschehene, beschrieben, dann aber, besonders die lateinischen, aus seiner eigenen und aus der Sammlung des parmesanischen Bibliothekärs, Hn. Canonici, beygefügt.

Nie war überflüssiger, von der Zweckmässigkeit solcher Arbeiten zu reden, als in einem Zeitalter, welches in wenigen Jahren so viele öffentliche und Privatbibliotheken — wie soll man sagen? — *militärisch behandelt* sah. Diese Erfahrung, deren Erneuerung täglich zu besorgen ist, wecke den Eifer aller Besitzer und Custoden von Manuscripten, dem Besseren dieses gelehrten Greises zu folgen: theils um den Vorwurf abzulehnen, es sey ihnen recht geschehen, weil sie die Codices wie Verfehlene ein türkisches Harem verwahrt; theils, weil, es einmal öffentlich beschrieben ist, immer nicht ganz verloren geht, und wenn es verschleppt wird, eher aufzufinden ist. Uns bleibt übrig, näher zu zeigen, was dieses Buch vorzügliches hat, und wie es zu benutzen wäre. Unangezeigt bleibe doch nicht, dafs der Vf. von Kaiser Franz II. mit dem *Reichthum* und einer

nicht unbeträchtlichen Gehaltsvermehrung erfreut worden.

Bey einem Verzeichniss von Manuscripten kann die erste Frage keine andere seyn, als welche Verbesserungen der bekannten Bücher, welche der Herausgabe oder des Excerptirens würdige sie enthalten?

Zuerst recensirt Hr. Morelli mehrere Handschriften der LXX, mit kritischem Urtheil sie begleitend. Er widerspricht Hn. Eichhorn in dem Urtheil über den 7ten Codex, nach des Rec. Meinung, nicht ohne Grund, ausser insofern der Gesichtspunkt verschieden ist, aus dem beide Gelehrte den Codex betrachteten. Allerdings enthält er eine erst in den mittleren Zeiten und von einem Christen verfasste Uebersetzung; aber da sie äufserst genau ist, und ihr Verfasser der griechischen Sprache ausnehmend kundig war, dient sie, wie ein hebräischer Codex von gleich hohem (seltenem) Alterthum. Der Artikel von biblischen Handschriften ist überhaupt durch ein charakteristisches Variantenverzeichnis interessant. So Codex 7, 10, 11, 13; obgleich offenbar viele Zusätze aus anderen Schriftstellen genommen worden, und überhaupt ohne rabbinischen Aberglauben (es war eine lebende Sprache und man hatte die überspannten Ideen vom Kanon durchaus noch nicht), manches nur zur Erbauung beygeschrieben wurde. Um aber alle Herausgeber alter Schriften in die Kenntniss der Varianten zu setzen, welche hier vorkommen, siehe Cod. 125 (der griechischen) die zu dem guten Epiphanius; C. 193 zu Hierokles in Pyth.; C. 251 zu Arrian; 265 zu Aripoteles de mundo (welches Buch der Berichtigung viel bedarf), und dem (zu vernachlässigten) Traumbuch Artemidor's; 274 zu Theophrast; 286 zu Proklus in Euklidem; 324, Nigidii Figuli Domitiusbuch; 334 Theodorus Lector; 389 Herodian; 390 Zosimus; die zu Dio Cassius, welche wichtig sind, erwähnt Rec. nicht, weil sie nicht nur, ihrer Betrachtlichkeit wegen, besonders erschienen, sondern zu Paris in dem Formate des Reimarischen Dio edirt worden sind. Hingegen empfehlen wir Cod. 406 wegen der orphischen Hymnen; 415 Isokrates; 433 und 434 Syrianus in Hermogenem; 444 für des Erotosthenes Charakteristiken, und Harpocration; 451 Photius; 452 Macarii Chrysoccephali Anthologie. Hierauf unter den lateinischen Handschriften (als die keine Nummern haben). S. 324 Lesarten zu Censorinus; S. 327, 340 prächtige, überhaupt gute Handschriften des (bey weitem noch nicht erschöpften) Martianus Capella; S. 344 bis 39 merkwürdige Lesarten zu Vegetius S. 365 f., zu Palladius vom Landbau; 365—8 zu dem vom Muratori herausgegebenen Lobgedicht auf den ersten Berengar; 395 zu Eginhard (nicht uninteressant).

In der andern, oben angezeigten Beziehung ist vieles mehr oder minder merkwürdig. Wir zählen zu letztern die Notiz der Blumenlate (luna) des guten Michael Apollonius. Wichtiger ist S. 179 Theon's Akronomie und nachmals das Werk Georg's Chrysostomus; June, wegen der vielen, zur Geschichte der

Wissenschaft unentbehrlichen, Auszüge aus älteren Büchern; dieses, weil der Verfasser (1346) von Manuel dem Trapezuntiner gehört, was aus altgriechischer Wissenschaft von den Persern aufgefasset worden. Es ist, ungeachtet des an der Marcusbibliothek begangenen Raubs, dieselbe, wenn auch nur wegen dieser Handschriften, des Besuchs gelehrter Astronomen wohl würdig. Die Franzosen scheinen auf Ptolemäus gesehen zu haben; diese anderen entgegen ihnen. S. 225 werden die Unterschriften des Nicänischen Conciliums zuerst vollständig beygebracht; sie geben allerhand Notizen über die Geographie des vierten Jahrhunderts. Da kommt u. a. an Severus als Bischof zu Sedoma vor, dessen Sitz Arabien beygezählt wird. Jedermann weiß, daß in dem asphaltitischen See Trümmer erscheinen, die unmöglich so alt wie Loth seyn können; so dürfte auch nach dem Gewitter, welches die Pechquellen um Sodom entzündete und den unterirdischen Brand veranlaßte, wodurch die Städte einsinken mußten, in Zeiträumen größerer Cultur ein Sodom fortgedauert haben, welches in einem unbekannten Jahrhundert eine Verbreitung der Asphaltspitze fortrifs. Es ist zu glauben, daß, wenn das, dieselbe jährlich bedeckende Pech nicht abgezogen, sondern wie in der Urzeit dem Bildungsgange der Natur überlassen würde, ein eben so fruchtbares Erdreich wie vor Abraham über dem todten Meer eine ähnliche Kruste bilden würde, die, so wie die vorige, durch ein Naturereigniß, abermals sinken könnte. Eben wie es möglich wäre, daß ein Theil vom Paris in die Steinbrüche falle. S. 333 kommt über das Zahlenwesen manches merkwürdige vor. Wir verweilten gern bey dem Codex des Hn. Canonici, welcher S. 371 recensirt wird. Er enthält einen Text der vordem ersten Theodosius im Jahr 393 verordneten römischen Geographie, deren Darstellung die zu Wien befindliche, von Schoyß herausgegebene, sogenannte Peutingerische Karte ist. Dicul, Mönch zu Besenhamm, in England, wohin, wie es scheint, in den äußersten Zeiten des Reichs manches gekommen seyn mag, schrieb aus diesem Text, um das Jahr 685 ein geographisches Werk, welches über die entfernteren Lande gegen Mitternacht vieles enthält, was dem Theodosius nicht hätte einberichtet werden können. Hudson's geographi minores, sind so sehr selten geworden, daß, Zufälle ausgenommen, ein Privatgelehrter sie kaum kaufen kann. Wie sehr wäre eine neue Ausgabe zu wünschen, der, um den Uebergang zu machen, dieser Dicul und für das neunzehnte Jahrhundert Othter's periplus angehangt würde. Mit einem fünften, auch sechsten Bande wäre so ein Hudson leicht zu vermehren. Wie wenn Abulfeda, dem wir jetzt von Reiske (bey Büsching, Michaelis und Köhler zusammenbettehn, einen Theil vollständig ausmachte? Für so ein Buch würde in ganz Europa vielleicht nicht schneller, aber desto gewisser Abgang seyn. Der Rec. selbst hat über diese Materien eine Menge Fidei und Excerpte; es wäre eine wahrhaft interessante Unternehmung.

S. 367 in Ansehung des Michael Glykas hat Hr. Morelli einen kleinen Mißgriff begangen, der aber wohl nur Druckfehler ist (unter welchem Unglück dieses Buch vielfältig leidet). Wenn dieses Michael Constantin Paläologe der Sohn des alten Andronik's war, so gehört er nicht in das XVte, sondern in das Ende des XIII Jahrhunderts. Dieses giebt ihm auch sein Styl. Merkwürdig ist, was von der 387ten Seite an über die Notitia imperii und über den Speirischen Codex, wovon sie ursprünglich entnommen wurde, gesagt wird. So ist S. 308 des Rinius botanisches Werk der Betrachtung wohl werth; aber bey einer A. L. Z. darf ein Recensent bald nichts anderes angeben, als womit sich der bald hundertjährige, übelhörige Fontenelle begnügte. die Rubriken der Kapitel. Wir würden bey manchem sonst gern verweilen. Johann Franz Poggio schildert den ersten Einfall der Franzosen in Italien: *Exercitus ferus et indomitus cuncta, more plus quam barbarico, militari libidini saevitiaque exponebat; pervetus illis mos, obvia rapiendi, superbia ac levitas dominatur; inimicorum, amicorum nulla discretio; sacrariis nequaquam parcebant, dispositis juxta altaria equorum praefepibus.* (Man weiß, wer zu unserer Zeit in den Dom zu Mailand eingeritten ist). Aber dazumal *fuerit Italicum robur expertum.* Aus M. Antonii Flaminii Sylva annotationum, einem immer angenehmen, und nach damaliger Zeit wichtigen Werk wird S. 427 verschiedenes geliefert. Bey ihm und vielen anderen in derselben Periode wieder aufblühenden Geschmacks findet man die plinianische gezielte Manier. S. 439 von Meursii Uebersetzung seiner über Cypern und Rhodos geschriebenen Bücher. Des Ottaviano Boni Geschichte der von 1603 bis 1606 in der Turkey verlebten Zeit scheint, nach der Würde und nach dem Geiste des abgedruckten Anfangs, mit einem Auszug ihrer Fortsetzung bis 1609, der Edition werth. Mehrere lateinische Gedichte aus den Zeiten wieder auflebender Alterthumskunde und Nachrichten von den Verfassern machen den Beschluss. Die letzteren sind vornehmlich über Lazarus Bonamicus merkwürdig; von ersteren würden wir Paul Manutii's Epistel über den Vorzug des literarischen vor dem Geschäftsleben auszeichnen (obchon die Gründe, welche er einführt, schwerlich jemand entscheiden werden. Sind wir nicht des Umstände Spiel?) Hr. Morelli wird die Aldische Familie nächstens in einem eigenem Werk beschreiben, worin bey so viel näher liegenden Quellen und langjähriger Forschung er auch Renouard wohl übertreffen dürfte. Wir fanden auch in oben angezeigtem Werk von den Viaggiatori den Namen des Edlen, dem der alte Aldus die Geldmittel für die Errichtung der berühmten Druckerey zu danken hatte: Franz, Sohn des Doge Marco, N. Ne des Doge Augustin Barbadijo. Hier, wie zu Florenz, fanden die Wissenschaften an den Erben im Staat ihre größten Beschützer.

Ths.

FERNISCH

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

**DEUTSCHLAND, b. allen Patrioten: Bemerkungen und Wünsche eines Hildesheimischen Patrioten bey der erfolgten neuen Regierungs-Veränderung seines Vaterlandes. 1803. XVI und 116 S. ohne den Inhalt 8. (12 gr.)**

Die gut gemeinte Ablicht des Vfs. war, seinen Landsleuten das Glück, welches aus der Veränderung ihres bisherigen staatsrechtlichen Verhältnisses für sie entspringen würde, zu schildern, und Wünsche zur künftigen Verbesserung einiger ihm bekannten Mängel, auch wohl nur solcher Dinge, die er als Fehler ansah, vorzutragen. Die hervorstechende Gesinnung des Vfs. zeigt sich aus dem Motto: *hoc erat in votis*, und er geht dabey so weit, daß er sogar (S. XIII) aus der mit der preussischen Besitznahme gleichzeitigen Wetterveränderung eine Vorbedeutung für das künftige Glück hernimmt. Das Werk selbst zerfällt in 3 Abschnitte I. *geographisch-historisch-patriotische Notizen*. Diefs scheint nicht die starke Seite unsers Vfs. zu seyn, der gewiss besser gethan hätte, diese dürftigen, anderwärts besser zu findenden, oder gar unrichtigen Nachrichten wegzulassen. Gleich die Schilderung der natürlichen Begünstigung des ehemaligen Hochstiftes (vom Vf. auf 54 Qu. Meilen, aber nach dem, was wir wissen, zu hoch angesetzt), ist, bey allen Vorzügen dieser schönen Provinz, viel zu freygebig ausgefallen; ein Fehler, worin Einheimische, wie des Vfs. Vorgänger *Lauenstein* zeugt, leicht zu fallen pflegen. Die Zahl der Dörfer des Landes giebt der Vf. zu 263 an (S. 12), führt aber, ohne irgend eine Erläuterung zu geben, gleich darunter in einer Note die Zahl 248 aus dem Brandcataster von 1793 auf, der in *Runde's Vortheiligung* etc. Göttingen 1794 Fol. abgedruckt steht. Welchen Grund hat diese Verschiedenheit? S. 13 muß man von den 12769 Feuerstellen die 373 wüsten Höfe noch abziehen, welche Mühe der Vf. sich nicht genommen hat. In der vaterländischen Geschichte ist der Vf. nun vollends ganz unbekannt. Die Fabeln von *Elze* und *Brannenburg* wollen wir gar nicht berühren, woher mag aber der Vf. wissen, daß der Bischof anfangs kaum den vierten Theil des Landes, als Territorium, besessen habe? Die Erbärmlichkeit von der Grafschaft

*Ringelheim*, welche durch die Erbtöchter *Mathilde*, Gemahlin Heinrich I. an das Reich gekommen seyn soll, ist doch gar zu verlegen! Daß das Kloster *Ringelheim* 932 gestiftet worden sey, ist ganz unerwiesen; daß H. Bernhard solches 1151 gekauft habe, geht aus der kaiserlichen Urkunde nicht hervor; *Winzenburg* wurde 1152 (nicht 1153) vom Kaiser an *Hildesheim* nicht überlassen, denn es war ein altes Lehn des Stiftes; Peine fiel nicht nach dem Tode des Grafen *Gunzelin* 1260 an das Stift, sondern war diesem Geschlecht, das damals nicht ausstarb, indem es noch blüht, auch damals den Grafentitel schon abgelegt hatte, abgekauft, und zwar früher als 1260; Dassel bestand bey dem Verkaufe als *Territorial-District* nur noch aus dem jetzigen Amt *Hunnesrück*; 1335 (nicht 1331) starb nur eine Linie des Hauses *Waldenberg* aus, die Besitzungen der andern Linie kamen jedoch 1390 auch noch an das Stift, das schon vor 1335 manche derselben erworben hatte. Doch wie werden müde, uns hier aufzuhalten; aber wir können nicht übergehen, daß Bischof *Johann* in der bekannten Schlacht bey *Soltau* (29 Jun. 1519) besiegt seyn soll! Ist's wohl ein Wunder, wenn nun die Worte (S. 31) so gestellt sind, daß Jedermann glauben muß, die Herzöge *Heinrich* und *Erich* hätten noch 1643 gelebt? II. *Beyträge zur Kenntniß der bisherigen Verfassung des Landes, ihrer Vorzüge und Mängel*. Beide theilt *Hildesheim* größtentheils mit andern Staaten, die zu derselben Classe kleiner, geistlicher Territorien gehörten. Nimmt man noch die Religions-Trennung zwischen Untertanen und Landesherrn und die politische zwischen diesem und der Stadt *Hildesheim* hinzu, so weiß man ungefähr, was hier zu suchen ist. Was noch particular seyn könnte, ist leider! seit einigen Jahren nur zu bekannt geworden, als daß Rec. Mängel aufzuzählen brauchte. III. Die *patriotischen Wünsche* bestehen in der Abstellung dieser Mängel, deren einige wirklich schon gehoben sind. Gegen 20. 30. ja 100 jährige, Prozesse schützt die preussische Gerichts-Ordnung; und gegen *Gesenius* veralteten Katechismus ein neueres Lehrbuch zu tauschen, wird nicht mehr ernstlich unterlagt werden. Man sieht, daß diese nicht wohlfeilen Bogen immerhin hätten ungedruckt bleiben können.

H. St. F.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**PAEDAGOGIK. Leipzig, b. Steinacker: Ideen und Vorschläge zur Verbesserung der Landschulen durch Vermittelung der Prediger. 1803. XII u. 95 S. 8.** Die von Hn. *Sack* gethanen Vorschläge zur Verbesserung des Landschulwesens zu prüfen, das Unausführbare derselben darzulegen, und durch einige Winke anzudeuten, was durch Vermittelung und Zuziehung der Prediger einstweilen geschehen könne, ist der Zweck dieser Schrift. Vorzüglich sucht der Vf. die *Sack'sche* Behauptung zu widerlegen, daß der Prediger auch zugleich das Schullehreramt verwalten könne. Obgleich nicht alle Gründe, welche unser Vf. vorbringt, von Bedeutung sind:

so müssen wir uns doch für seine Meinung erklären, so lange nämlich die Verfassung so bleibt, wie sie jetzt noch ist. Wenn aber die Prediger von einem Theile ihrer mechanischen Arbeiten dispensirt werden, alsdann wäre eine Vereinigung beider Aemter sehr wohl möglich. Doch daran dürfte sobald, auch vielleicht im J. 2404 noch nicht zu denken seyn. Was der Vf. übrigens von der Mitwirkung des Predigers zum Besten der Schulen sagt, ist nach unsrer Ueberzeugung richtig, ob es gleich schon oft gesagt worden ist.

Z - d.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 M Ä R Z. 1804

## G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Breitkopf u. Härtel: *Geschichte der sächsischen Staaten*, von Dr. Christian Ernst Weisse, Oberhofgerichts-Asseffor etc. zu Leipzig. I Band. 1802. X u. 306 S. II Band. 1803. 381 S. ohne das Inhaltsverzeichniß. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Länder des sächsischen Hauses erwarten, wie auch neuerlich *Adelung* klagte, noch immer ihre Geschichte; aber sie dürfen sich über diesen Mangel um so weniger besonders beschweren, da so viele grössere und wichtigere Staaten denselben mit ihnen theilen. Rec. hoffte, durch die Erscheinung des vorliegenden Werkes diese Lücke ausgefüllt zu sehen; ob und wiefern seine Hoffnung erfüllt worden, wird aus folgender Anzeige hervorgehen.

Der um die sächsische Geschichte vielfältig verdiente Vf. sagt in der Vorerinnerung, daß er vorzüglich für Gelehrte und Studirende eine Staatsgeschichte habe schreiben wollen, und diese ist, nach der nähern Bestimmung (S. IV) eigentlich eine *historische Entwicklung der heutigen Staatsverfassung*, welches ein passenderer Titel für das Werk gewesen seyn würde. Ohne die dort aufgestellten Behauptungen näher zu beleuchten, nimmt Rec. diesen Gesichtspunkt als den an, von welchem er bey der Beurtheilung ausgehen muß, abgesehen von allen Forderungen, die man an ein reinhistorisches Product macht. Nur die Anordnung also und die Verarbeitung des für den eigentlichen, eben angegebenen Zweck gehörenden Stoffes kann in Betrachtung gezogen werden.

Man findet hier bekannte Sachen über die sächsische Geschichte und die daraus zu entwickelnde Verfassung sehr fleißig und in hinlänglicher Anzahl zusammengetragen. Es wird daher diese Schrift, nach ihrer Absicht, demjenigen allerdings grossen Nutzen gewähren, der für eine Menge publicistischer Fragen über Vormundschaft, Succession, Landstände u. s. w. Beyspiele aus der Vergangenheit sucht. Der Geschichtsforscher aber dürfte sehr viel daran auszusetzen finden, und öfters wünschen, der Vf. möchte weniger geeilt haben, dem Mangel, welchen er selbst nach S. IV fand, abzuhelfen, um durch ein historisch-richtigeres, mehr geprüftes und durchgearbeitetes Werk den Werth seines Geschenkes zu erhöhen. Dankbar erkennen wir zwar mancherley, dem Vf. eigenthümliche Veränderungen und Verbesserungen, aber durch die in Kleinigkeiten hin und wieder ver-

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

befferten Ansichten der Vorgänger erwirbt eine Arbeit dieser Art noch nicht das Lob einer neuen Darstellung und Bearbeitung. Vorzüglich unangenehm ist die unverhältnißmässig grosse Weitläufigkeit, welche bey solchen Werken, die halb in die Geschichte, halb in das Recht gehören, so leicht sich einschleicht, da der reiche Stoff der Geschichte nicht ungebraucht liegen bleiben soll, obgleich der Zweck immer mehr zur Kürze rath. Was nützt z. B. die Erzählung von dem Zuge Markgraf Conrads nach Palästina, von dem Reichsdienste in Italien, samt den dort vorgefallenen Streitigkeiten? Was hilft die langweilige und, wie sie hier steht, nicht ganz verständliche Geschichte des Begräbnisses der Markgräfin Luitgardis (*Gerbstaedt* als Familienstiftung, seit 985 wenigstens S. 67, und Erbbegräbnis hatte allerdings Anspruch auf den Leichnam der Markgräfin); des Kreuzzugs Markgraf Heinrich des Erl. nach Preussen, für den Zweck des Vfs.? Diese Thaten würden zum Theil selbst in einer Geschichte völlig übergegangen, oder nur mit einem Worte angedeutet werden müssen. Die bekannten Entführungshistorien der Luitgarde und Reinhilde hätte der Vf. ebenfalls gewissen unbedeutenden Schriftstellern immerhin lassen können, die nichts besseres zur Ausfüllung ihrer Bogen fanden, während Er mehr als solche Kleinigkeiten geben kann. Auch ist dies bey ihm um so auffallender, da er zuweilen den wahren Ton sehr gut trifft (z. B. S. 187), und eine lobenswerthe Kürze bey Sachen, die keine weitläufige Erzählung verdienen, beobachtet.

Ferner war der Vf. bey der Wahl seiner Quellen nicht kritisch genug. Was kann z. B. der *Martinus Polonus*, oder gar der *Autor 1 de Landgraviis* für die sächsische Erwerbung eines Theils des thüringischen Staats beweisen (I. 150)? Wozu neben *Witichind* diesen armseligen Stoppler des 15ten Jahrhunderts anführen? Doch derselbe soll (I. 152) auch sogar den Rückfall eines Theiles dieser Eroberungen an das fränkische Reich im Jahr 534 bezeugen! Daher ist es denn auch gekommen, daß die Geburt später Schriftsteller, der König *Mernig* von Thüringen, nur zweifelhaft gemacht ist, statt mit verdienter Nichtachtung behandelt zu werden. Die Gewährsmänner hat der Vf. übrigens in den Noten angeführt, und oft selbst die Hauptstellen abdrucken lassen (möchten nur nicht einigemal lange Stellen in der Ursprache sich auch in den Text verloren haben!). Dieses Verfahren verdient hier um so mehr einer beifälligen Erwähnung, da aus einer *Übelangebrachten* und *Eeee* für



für uns nicht passenden, jedoch, wie man behaupten will, dem Schriftsteller selbst oft sehr nützlichen Nachahmung der Alten, das Gegentheil Eingang zu finden droht.

Das Lob, eine der ersten Pflichten des Geschichtsforschers und Rechtsgelehrten, die Unpartheylichkeit, beobachtet zu haben, gebührt unserem Vf. ganz besonders. Diese Eigenschaft zeigt sich vorzüglich in der Ansicht der Entsetzung *Heinrich des Löwen* (II. 190), wo der Vf. die gewöhnliche Darstellung verlassen, und das Andenken eines grossen Kaisers gegen die Verunglimpfungen vorurtheilsvoller, ja oft rachsüchtiger Schriftsteller in Schutz genommen hat. Ausnahmen finden sich, wenn es den in Sachsen angenommenen Grundsätzen über Landsassat, und was damit zusammenhängt, gilt. Wer wird ihm das verdenken! — Der Styl selbst ist im Ganzen nicht unangenehm, plan und deutlich, für den Gegenstand und für die Geschäftsmänner passend, er könnte aber doch weniger kalt und mehr gehoben seyn.

Das Werk begreift übrigens alle kursächsischen Staaten, die Lausitzen ausgenommen. Die für diese Weglassung angegebenen Gründe; (S. VI) „weil diese Markgrafschaften blofs durch eine persönliche Vereinigung mit den kursächsischen Staaten verbunden wären, und daher dieser Geschichte durch die Verbindung mit jener an zweckmässiger Einheit verlieren möchte, zu geschweigen, dafs auch hier nicht selten die nöthigen Hülfsmittel mangeln würden“, sind für uns wenig befriedigend. Denn nun bleibt doch das Werk für die kursächsischen Staaten selbst mangelhaft, und der Hauptgedanke ist auch nicht einmal richtig. Die Lausitzen sind, wenn gleich durch ein persönliches Band, so lange mit den kursächsischen Staaten verbunden, als die jetzige Linie besteht; sie sind ein persönliches Recht derselben, wie es die Kur und das dazugehörnde Land für das ganze Haus Sachsen ist. Diese hätte also dann auch nicht mitgenommen werden dürfen. Der letzte Grund, wenn er wahr wäre, hätte dem Vf. sogar eine Aufmunterung seyn sollen, sich ein desto grösseres Verdienst zu erwerben. Wir wünschen daher, dafs er wenigstens durch einen Nachtrag das Werk vollständig zu machen suche. Eben so wenig werden auch alle Leser mit dem Ausschluss der Länder des ältern Zweiges zufrieden seyn; um so mehr, da diese bis zu den unglücklichen Ereignissen im 16ten Jahrhundert schon mit aufgenommen waren (was, wenn einmal getrennt werden soll, Rec. nicht ganz einleuchtet), und mithin die Fortsetzung weniger Schwierigkeiten fand. Aus eben den Gründen könnte der künftige Bearbeiter eines ähnlichen Werkes für die Ernestinische Linie auch die Länder des Kurhauses bis auf jenen Zeitpunkt erzählen.

Des Vfs. Anordnung ist die in der sächsischen Geschichte gewöhnliche. Man hebt mit einer Provinz die Erzählung derselben an, und führt deren Schicksale unabgebrochen fort, bis nach und nach die der andern, mit derselben in Verbindung tretenden Landstriche eingeschaltet werden können. Besser

ist dies freylich, als dafs man sich, wie ehemals geschah, erst durch die Geschichte der Sachsen hindurch winden muss; allein diese Anordnung, nach welcher der Vf. mit *Meissen*, als der wichtigsten Provinz, und der ersten, die dem Hause der jetzigen Herrscher gehörte, sein Werk beginnt, ist gleichwohl fehlerhaft. Die Geschichte eines aus verschiedenen Herrschaften bestehenden Staats, oder die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen staatsrechtlichen Verhältnisse dieser Länder, muss in einer von Anfang an neben einander fortlaufenden, und zu einem Ganzen verbundenen Erzählung der Begebenheiten dieser, nach und nach unter einem Regenten vereinigten, Provinzen bestehen. Wir wissen es wohl, dafs die Einschaltungsmethode ein ziemlich allgemeines Vergehen der deutschen Geschichtschreiber ist, welche ein solches Aggregat von Landschaften darstellen. Allein von jener besseren Methode hat *Johannes Müller* uns ein grosses Muster gegeben (möchte es nur mehr beachtet werden!); und neuerlich hat *Reitemeier* in der Gesch. der preuss. Staaten, denselben Weg, wenigstens zum Theil, betreten. Nach dieser Methode ist denn alles in der schönsten Harmonie, und grosse Haupttheile erscheinen nicht mehr als Epifoden. Welche Unannehmlichkeiten dagegen bey der vom Vf. gewählten Manier entstehen müssen, ist leicht zu begreifen. Wenn uns z. B. der Vf. zum erstenmal, in der Mitte des 13ten Jahrhunderts, von der Geschichte des Pleissner Landes etwas erzählt (I. 121), so erfahren wir schon dessen Geschichte bis 1329; wir müssen daselbst auch schon die Erwerbung Altenburgs anhören, die dem Plane nach weit später eingeschaltet werden sollte. Diese Methode hat überdies die unangenehme Folge, dafs man erst spät im II Th. sieht, warum der Vf. sein Werk eine Geschichte der *kursächsischen Staaten* nannte.

Wir wünschten mehr Raum zu haben, als diese Blätter gestatten, um dem Vf. auch im Einzelnen für die Zukunft eine genauere Prüfung, Sichtung und Umarbeitung seiner Nachrichten und Behauptungen zu empfehlen. Jetzt müssen wir uns mit einigen Beyspielen begnügen, die aber doch, unser Urtheil zu rechtfertigen, hinlänglich seyn werden.

Ueber die *Hermunduren*, mit denen der Vf. die Geschichte *Meissens* beginnt, ohne den unerlässlichen Beweis zu führen, dafs dieser Stamm dort (gleich den *Katten* in Thüringen) wohnte, wie über die Schilderung derselben als Nomaden, wollen wir schnell hinweggehen, ohne hier den Vf. auf das Unpassende und Unzweckmässige dieses Anfanges aufmerksam zu machen. Aber tadeln müssen wir es, dafs die so wichtige Eroberung des *forstischen Strichs* durch *Heinrich I* (richtig in die Jahre von 926 an gesetzt, dieser eigentliche Anfang und Grund der meissnischen Geschichte, so kurz behandelt worden, da so vieles andere dagegen hätte weggelassen werden können! Wie aber dieser Strich, worin um jene Zeit die Burg (Stadt, sagt Hr. W.) *Meissen* erbauet wurde, mit Deutschland verbunden wurde, ob



als eigenes Land, wie man gewöhnlich sagt, oder nach der Analogie aller Marken, verbunden mit einer andern deutschen Provinz, oder ob gar ein Drittes eingetreten sey, davon erfahren wir nichts, so bedeutend dieses auch ist. Hr. W. kussert S. 187, jedoch nur im Vorübergehen, die Meinung, daß Meissen und Thüringen seit *Ekard I.* (985) verbunden gewesen. Billig hätte er dieser Idee weiter nachspüren sollen, da sie auf wichtige Resultate führen mußte. Die hingeworfene Aeußerung im *Allgem. Litt. Anzeiger* 1801. S. 30, daß bis 1123 stets Thüringen Meissen unter sich begriffen habe, konnte, so vorgetragen, keinen Einfluß haben; dem Vf. ist sie vielleicht gar nicht zu Gesichte gekommen. Sollte aber diese Behauptung, das Gegenstück zu der Adelingischen, erwiesen werden können: so würde die ganz veränderte Ansicht eines großen Theils der sächsischen Geschichte eine unausbleibliche Folge davon seyn. — S. 13. Die Behauptung, daß der deutsche König nur selten in Meissen mit dem Nachdruck geherrscht habe, wie in andern Provinzen des Reichs (auf welche S. 78 noch verstärkte Behauptung der Vf. sehr vieles baut), ist ohne allen Beweis geblieben, und wir gestehen, ihn auf keine Weise ergänzen zu können. Was durch eine sparsamere Anwesenheit des Königs in diesen Gegenden (obgleich auch dagegen sich Manches erinnern läßt), etwa hätte verloren gehen können, wurde durch das Nichtvorhandenseyn eines großen einheimischen Adels — worin auch der Grund der geringern Zahl der Fehden liegt, wenn das anders richtig ist — und durch den Nachdruck völlig ins Gleiche gebracht, der gegen die aus andern deutschen Provinzen Eingewanderten, wegen ihrer alten Besitzungen, geübt werden konnte. Die häufigen Kriege, welche in den frühern Zeiten der König gegen Slaven, Polen, Böhmen auf diesem Boden zu führen hatte, mußten eher auf eine stärkere Ausübung seiner Herrschaft, als auf einen Nachlaß derselben hinführen. — Sehr recht hat der Vf. dagegen, wenn er S. 18 sagt, die Burgwarte wären wahrscheinlich bloß feste Plätze gewesen, die nur einen militärischen Zweck gehabt hätten. Dies unterstützt eine Urkunde Otto's II von 973 für das Erzstift Magdeburg: „*propterea eandem Magdeburg civitatem — — et municipium ejus, quod nos Burgwardum dicimus*“, in *Boysen Mäg.* I. 161 u. a., anderer Beweise nicht zu gedenken. Bald blieb nun eine solche Feste allein und versank auch wohl allmählich; bald wurde eine blühende Stadt daraus; bald erhielt sie sogar einen Territorialdistrikt, wenn ein solcher nicht etwa schon vorher zu dem Orte gehörte. Dies hing von Umständen ab. Ganz gleich ist die Geschichte der Schlösser und Burgen in Deutschland. — Das S. 6 und 22 von der Religion der *Wenden* Gesagte ist viel zu kurz und unvollständig, um zu befriedigen. Denn, um nur das Einzige zu erinnern, aus der Verehrung heiliger Haine und Seen folgt kein Beweis einer Verehrung der Gottheit im großen Tempel der Natur. Daran denken hohe Menschen nicht; wahrscheinlich war

im Hain, im See ein heiliger Ort, den endlich ein ganzer Stamm verehrte. — Das Benehmen des Erzbischofs Gisle von Magdeburg bey der Aufhebung des Stiftes Merseburg ist unrichtig erzählt. Bischof *Hildeward* von Halberstadt, der es nicht vergessen könnte, daß ihm ein so großer Theil seines Sprengels genommen, daß ihm ein Erzbisthum und ein Bisthum abgedrungen war, und der in Rom klagte, und die Fortdauer Magdeburgs zweifelhaft machte, sollte dadurch befriedigt werden. So wurde Merseburg getheilt, Halberstadt erhielt, mit der bisherigen Kathedrale, seine alten Diöcesanrechte auf dieser Seite zurück, und suchte nun den Stuhl zu Magdeburg nicht weiter an. Der Tadel, den *Dittmar* von Merseburg so reichlich über Gisle ausgießt, ist nur darauf gerichtet, daß er um einen solchen Preis Erzbischof werden konnte. Ein halberstädter Schriftsteller würde eben so *Hildewards* Ehrgeiz tadeln, daß er lieber zum Bischof eines so verkleinerten Stiftes sich erheben, als ein unbemerkter Domherr bleiben wollte. — Wenn der Satz: daß die Domherrn in den frühern Zeiten des Mittelalters nicht so bedeutend als in der Folgezeit gewesen wären, weil nicht sie den Bischof gewählt hätten, sondern der König (S. 32), allgemein verstanden werden soll: so ist der wichtige Unterschied zwischen dem, was Rechts war, und dem, was der Kaiser vermöge seiner Gewalt durchsetzte, außer Acht gelassen. Es werden wenige Stifter in Deutschland seyn, welche nicht bald das Privilegium erhielten, ihren Vorsteher sich selbst zu wählen; ob sie aber in jedem Fall zur Ausübung dieses archivmäßigen Vorzugs kamen, hing von zufälligen Umständen ab. Die Gründer der Stiftungen, mochte es der Kaiser oder ein Privatmann seyn, erwarteten, ungeachtet der von ihnen ertheilten Befreyungen, daß die Conventualen mehr ihren Wünschen als dem eigenen Willen folgen sollten. Hieraus läßt sich das, was S. 66. über den Streit des Klosters *Petersberg* mit Markgraf *Conrad* bey der 2ten Abtwahl gesagt worden ist, leichter erklären.

(Der Beschlufs folgt.)

GERMANIEN: Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate. 1804. 447 S. gr. 8.

Diese Schrift wird viele Leser finden, die sie auch verdient. Zwar kann man nicht sagen, daß der Vf. sich auf einen höheren Standpunkt erhebe, und als völlig unpartheyischer Geschichtschreiber verfare; er gehört vielmehr zu den mitlebenden, mitleidenden, mitleidenden, und nimmt manches Aerger niß an dem außerordentlichen Manne, der, durch seine Unternehmungen, seine Thaten, sein Glück, die Welt in Erstaunen und Verwirrung setzt.

Wohlbekannt ist der Vf. mit dem Verlauf der Revolution und hat auch die neusten Zustände mit Augen gesehen. Er ist von manchen Privatverhältnissen gut unterrichtet, ob sich schon hier und da eine Sage mit einschleichen möchte, dergleichen in einer großen

großen Maffe von ~~unrichtigen~~ <sup>zahlreichen</sup> ~~anzählenden~~, <sup>erzählenden</sup>, wiedererzählenden, leidenschaftlich bewegten Menschen nothwendig entstehen müssen.

Die Schrift ist, ohne Abtheilungen, in einem fortgehenden Styl, nicht ohne Methode geschrieben. Es findet sich keine Inhaltsanzeige, die wir durch einen kurzen Auszug der vorzüglichsten Materien einigermaßen ersetzen wollen, um den Leser mit dem Buche im allgemeinen bekannt zu machen.

Des Helden Jugend und erste Schritte, bis S. 12. Thaten, Consulat, b. S. 29. Redner und Schriftsteller wirken gegen ihn, bis S. 42. Krieg, Schlacht von Marengo, seine Wiederkehr, b. S. 54. Redner und Schriftsteller gegen und für die Alleinherrschaft, b. S. 63. Erste Bewegung der Emigrirten, b. S. 68. Nothdürftige Popularität, b. S. 69. Mordanschläge. Der Consul zieht sich mehr zurück. Friede, b. S. 97. Einleitung der katholischen Religion, b. S. 109. Schulen, b. S. 116. Gesetzbuch, b. 118. Veränderung im Tribunat, b. S. 124. Italienische Verhältnisse, b. S. 128. Öffentliche und Privat-Verhältnisse bis zur Constitution der ital. Republik, b. S. 148. Öffentliche Blätter, b. S. 148. Lebenslangliches Consulat. Neues Senatsconsult deshalb, b. S. 169. Verweisungen, b. S. 178. Opponirende Schriftsteller. Redner. Camille Jordan, b. S. 189. Hofumgebung, b. S. 207. Talleyrand, b. S. 216. Caprara, b. S. 229. Militair, b. S. 252. Familienglieder. Begünstigte, b. S. 263. Verhältniß zu England, b. S. 278. Englischer Gesandter, b. S. 300. Wissenschaftliche Institute, b. S. 320. Aeltere und neuere Schilderungen der Nation, b. S. 339. Benehmen gegen die Schweiz, b. 350. Krieg mit England. Besetzung von Hannover, b. S. 369. Charakter der Nation. Gegenwärtige Lebensweise, b. S. 405. Künste. Theater. Lotterie. Pachtungen. Reichthümer der Privatpersonen. Lieferanten. Industrie, b. S. 435. Speciale Tribunale, b. S. 442. Schluß und versprochne Fortsetzung, b. S. 447.

Der Vf. verspricht Unpartheylichkeit. Läßt sich auch diese schöne Pflicht, unter den gegebenen Umständen, wohl (schwerlich leisten; so wird er schon Dank verdienen, wenn er den Begebenheiten aufmerksam folgt und seine Ueberzeugung aufrichtig auspricht.

— e —

*Chron. vet. Lüneburg.* über die Wahl Wilhelms aus Holland zum Könige (II. 103), aus welchen beiden Stücken hier eigene Abschnitte gemacht sind. Der I Theil enthält dergleichen Kehrlicht aus der Mainzischen Geschichte, und da dieser, nach der Versicherung der Vorrede zum II Theil, Beyfall gefunden hat, so find uns auch noch ähnliche Nachrichten aus der Trierischen und Cölln'schen gegeben worden. Es sind kleine, abgeriffene Erzählungen, welche hier mit vielem Papieraufwande abgedruckt sind. Die Mainzischen fangen mit *Bonifacius* an, und gehen bis zur letzten Wiederbesitznahme von *Erfurt*. Die Trierischen fangen gar mit den einbrischen *Travern* (wie hier die *Treuerer* genannt sind) und *Caesar* an, und führen uns durch eine Reihe der nicht verschmähten albernsten Legenden und Gespenstergeschichten bis zum Kurfürsten Philipp Christoph. Die Cölln'schen beginnen mit dem 772 durch Karl den Gr. gestifteten — Vehmgericht, von dessen Gerichtsordnung (bey *Hahn Collect. II.* den der Vf. aber nicht nennt) sogar die 3 ersten Seiten eingerückt sind, und welche er ins Jahr 1547 locirt. An Wahrheit im Ganzen und Richtigkeit im Einzelnen ist bey einer solchen Compilation nicht zu denken. Der Styl gehört in den Anfang des verfloffenen Jahrhunderts, und wahrscheinlich ist aus einem damals erschienenen Werke die ganze Gelehrsamkeit geschöpft. Beym II Bande wird auch wirklich *Gundlings Discours über die kurfürstlichen Staaten* als die Hauptquelle angegeben. Dieser ist denn freylich sehr getrübt, so wie der ebenfalls nicht unbenutzt gebliebene alte *Sponenberg*. Der nachlässige, matte Styl jener Zeit, und die Einsichten und Kenntnisse derselben, die wir hier finden, stimmen mit dieser Angabe vollkommen überein; z. B. „sobald sich übrigens Mainz von Erfurt Meister sah, wurde der Petersberg mitten in der Statt dermaßen *fortificiret*, dafs er vor eine reelle Festung *passiren* konnte“; Wilhelm von Holland soll es an Geld gefehlt haben, um sich „gegen die hohen Staaten“ zu behaupten. An Druckfehlern ist auch kein Mangel, und in diese Rubrik können wir öfter wiederkehrende Unrichtigkeiten, als *Reprimante*, *deparentire*, *Quardian*, *concordato*, *pru-schibus*, immerhin setzen, ohne dafs das Werk dadurch gewinnt.

D. W.

BREMEN, b. Seyffert: *Interessante Gemälde aus der Geschichte der geistlichen Kurfürsten*. 1802. IV u. 152 S. II Band 238 S. ohne die Vorrede. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wozu diese, nach einem blinden Ohngefähr und ohne Auswahl, Beurtheilung und Geschmack zusammengegrasteten Hiftörchen eigentlich nutzen sollen, sieht Rec. nicht ein. Die allerwenigsten derselben sind an sich interessant, noch weniger sind sie so vorgetragen, dafs sie ein Interesse erwecken könnten, und zum Theil haben sie auf die geistlichen Kurfürsten gar keine, oder nur eine sehr geringe Beziehung; z. B. dafs 1333 eine reiche Weinärndte war (S. 75), oder der wörtliche Auszug aus dem

## KINDERSCHRIFTEN.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Jugendunterhaltungen*. Zur nützlichen Selbstbeschäftigung und Belehrung. 1803. 8. (12 gr.)

Ein Quodlibet von fünfzig kurzen Erzählungen aus der Naturgeschichte und dem Menschenleben, untermischt mit Liedern, die man kaum mittelmäßig nennen kann. Wenn man einige Mordgeschichten abrechnet, so ist das Uebrige für die Jugend ganz zweckmäßig, zwar nicht außerordentlich lehrreich, aber doch unschädlich und selbst unterhaltend.

Ad.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 M Ä R Z, 1804

## GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Breitkopf u. Härtel: *Geschichte der kursächsischen Staaten von D. Ch. E. Weisse, etc.*  
(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im dritten Abschnitt S. 32 kommt der Vf. auf die Markgrafen in Meissen. Er hatte damals die Neuerungen, welche *Adelung* in der Vorrede seines schätzbaren Directoriums in diesem Punkt einführen will, noch nicht benutzen können, erst im zweyten Theil konnte er ihnen, wir glauben mit Recht, etwas be-  
geggen; erst hier wird der wohlthätige Einfluss jener mühevollen Arbeit sichtbar. Der Vf. hat sich daher größtentheils an *Ritter* gehalten. Mit diesem sieht er *Rigdag* für den ältesten bekannten Markgrafen an; wann aber diese Würde angefangen habe, darüber erklärt er sich nicht, wahrscheinlich hält er sie gleich alt mit der Hauptveste des Landes, Meissen. *Rigdag* hatte aber noch *Günther* zum Vorgänger, und *Ritters* Gegengrund aus *Ditmar* ist, näher beleuchtet, sogar ein Beweis dafür. Der Gau *Chutizi*, zwischen Pleisse und Milde, muss zur Meissnischen Markgrafschaft gehört haben. — S. 58. Die Urkunde von 1119 von Markgraf Conrad von Meissen, als solchen, ausgestellt, bey *Hahn Collect.* 1. ff. ist zwar ihrem Inhalt nach unverdächtig; aber das Jahr ist sicher falsch, und das um so mehr, da die Indiction (13) nicht zu-  
trifft. Aus welchen Gründen diese richtige Ansicht *Ritter's* verlassen ist, sieht man nicht ein. Sollte dieser Streit nicht bald durch eine nochmalige Nachsicht im Original entschieden werden können? — S. 73 hat der Vf. die Theilung der Länder Markgraf Conrads und die Verhältnisse der von ihm abstammenden Zweige zu einander nicht richtig gefasst, und die mühsame Erläuterung der Erbfolge in derselben aus altem Sachsen-Recht scheint nicht vom Glücke begünstigt zu werden. Die Theilung war, wie alle damaligen bis in späte Zeiten hinab, eine völlige Son-  
derung, wie sie noch im Civil-Recht stattfindet, eine Todtheilung. Kein Anspruch an eine andere abgetheilte Portion fand dann mehr statt, jeder nahm die in sein Loos gefallene Lehn nur für sich, und so war es natürlich, dass die Lausitz nach Markgraf Dietrichs Tode dem Kaiser anheimfallen musste, der nun nach Gefallen sie zu vergeben Macht hatte. Also keine Wirkung des damals noch unbefestigten Erb-  
rechts der Collateralen. Durch eine solche allgemeine Theilung waren alle anderen Mitberechtigten aus dem Lehnsverbande getreten, und hatten an das, einem  
S. A. L. Z. 1804. Erster Band.

von ihnen ausschliesslich überlassene, Lehn keine Rechte mehr. Hr. W. hat also ganz recht, wenn er S. 74 die Nachfolge in den Besitzungen Markgraf Conrads II von der Lausitz durch einen Erbvertrag her-  
beygeführt glaubt, und bey einer andern Linie ein Zeugniß für einen solchen wirklich auführt. An-  
ders lassen sich diese Ereignisse gar nicht erklären, und ohne einen solchen Vertrag würden wahrschein-  
lich ganz andere, als ein Nachkomme Conrads, suc-  
cedirt haben. Durch diese Ansicht lösen sich alle übrigen Fragen leicht, und man weiß gleich, wa-  
rum K. Friedrich II 1226 bey der Eventualbeleh-  
nung des Landgrafen Ludwig von Thüringen mit Meissen auf keine Rechte der andern, von Conrad ab-  
stammenden, Linien Rücksicht zu nehmen hatte (S. 115). Nun ist es unbezweifelt; dass bey der Erklä-  
rung des Grafen *Otto von Brene*, die Grafschaft *Wet-  
tin* solle bey seinem kinderlosen Tode an das Stift  
Magdeburg fallen, an keine Einwilligung seiner Vet-  
tern aus den andern Linien zu denken war. Der Vf.  
behauptet, diese Einwilligung sey erfolgt, weil die  
Urkunde sagt, des Grafen *Erben* hätten zugestimmt,  
und dies könnten keine andern als jene Vettern ge-  
wesen seyn. Dies ist wohl etwas zu übereilt ge-  
schlossen; und wir hätten nicht vermuthet, dass der  
Vf. bey dem Wort *Erben*, in einer Urkunde des 13  
Jahrhunderts an die Begriffe denken würde, welche  
bey Lehn- und fideicommissarischen Besitzern jetzt  
damit verbunden werden. Die *Landerben* sind in der  
gedachten Urkunde gemeint, die *ab intestato* gefolgt  
seyn würden, keine Vettern im 10 Grade, deren  
Verwandtschaft vielleicht längst vergessen war. — Die  
S. 75 n. x) bemerkte Spur einer Eventualhuldigung  
im Jahr 1288 würde von weit frühern übertroffen  
werden, z. B. 1150 (*Orig. Guelf.* 3. 444); aber dies  
waren keine Eventualhuldigungen, sondern even-  
tuelle Dienstversprechungen der Besatzungen der fe-  
sten Plätze, eine Versicherung der richtigen Ueber-  
lieferung derselben, höchstens eine Anerkennung des  
Nachfolgerechts. — S. 80. Die Befragung der Vasal-  
len bey wichtigen Angelegenheiten war, wie *Lang*  
gezeigt hat, eine Kanzleyformel, wenigstens keine  
Pflicht des Herrn. Alles, was daraus über den Ur-  
sprung der Landtage, und das Alter derselben und  
der Landstände gefolgert wird, ist daher sehr zu be-  
richtigen. Was der Vf. S. 87 von der aus diesem Zu-  
ziehungs-Recht folgenden Wichtigkeit der Vasallen  
bey Erbfolgestreitigkeiten behauptet, ist auch ganz  
unrichtig. Die Mühe, die sich ein Prätendent gab,  
diese auf seine Seite zu ziehen, war auf die Läh-  
mung  
Ffff

mung des Feindes berechnet, und auf eine zu gleicher Zeit erfolgende Verstärkung seiner eigenen Kraft. Denn was konnten damals die Landherrscher ohne die Hilfe der Vasallen anfangen? Traten diese auf die Seite eines Prätendenten, so war für denselben das Land gewonnen. Für die Rechtmäßigkeit der Ansprüche kann ein solcher Uebertritt keinen Beweis abgeben. — Die S. 141 angeführte Sage von der Eroberung *Dispargens* durch den Heerführer eines Frankenhaufens, *Klogio*, gehört gar nicht in die Thüringische Geschichte. Man darf *Gregor von Tours* (I. 2. c. 9) nur ohne vorgefasste Meinung lesen; und man wird keinen Augenblick zweifeln, daß die *Tungern* gemeint sind, und jenes Schloß in den Niederlanden zu suchen sey. Dies wird noch obendrein durch die Lesart sehr alter Handschriften *Gregor's* unterstützt. Die angezogenen, unserer Meinung entgegengesetzten, Zeugnisse der andern fränkischen Annalisten beweisen nichts, da sie von der Begebenheit, die *Gregor* selbst als eine Mähr behandelt, viel zu entfernt sind, und größtentheils erst aus *Gregor's* Nachrichten geschöpft haben, die sie allenfalls statt der unbekannten *Tungern* durch die bekanntern *Thüringer* zu verbessern gedachten. — S. 148. Bey der Vernichtung des Königreichs Thüringen (529) muß man sich ganz an die fränkischen Geschichtsschreiber halten, und das, was *Meynhart* (*Ruodoff*) und *Wittichind* von einer Theilnahme der Sachsen sagen, übergehen. *Gregor* (St. 695) hätte uns diesen Umstand sicher nicht verschwiegen; der letzte jener sächsischen Schriftsteller ist voll von Mährchen und romanhaften Nachrichten, die geradezu den ältesten fränkischen Erzählungen entgegenstehen; man weiß nicht, wie er diese genauen Nachrichten erhalten haben sollte, da sich durch Tradition bey einem so rohen Volke, als die Sachsen damals waren, solche nicht so lange erhalten können. Wahrscheinlich wollten beide nur einen Besitztitel über Nordthüringen angeben, das damals gleich, oder nachher einmal bey dem schwankenden Zustande der thüringischen Provinz, an Sachsen sich angeschlossen hatte, wovon aber Zeit und Umstände unbekannt waren. Ueberdies sehen wir bald nachher, wie der Vf. selbst anführt, einen großen Theil dieser als sächsischer Erwerbungen angenommenen Länder mit Frankreich in Verbindung. Wenn man nun noch *Meynhart* und *Wittichind* vergleicht, so kann man deutlich sehen, wie in mehr als 100 Jahren die erste Erzählung sich weiter ausgebildet hatte. — Dem genannten *Meynhart*, hist. de translat. S. *Alexandri*, bey *Scheidt* Bibl. Hist. I. 8, gehört die S. 151 aus *Adam von Bremen* citirte Stelle. In wie fern aber diese, auch von *Adelung* so sehr wichtig gemachten, von dem Anbau des östlichen Thüringers handelnden Worte, historisch erweislich sind, und das enthalten, was man darin findet, wollen wir jetzt nicht untersuchen. — Sehr richtig ist (S. 171) die Ansicht des Vfs, daß Thüringen, als unter den Nachfolgern Karls ein Herzogthum hergestellt wurde, nicht die alten Gränzen behalten habe, sondern in den Bezirk eingewiesen worden sey, der

nachher ausschliesslich Thüringen heisst. Das Gegentheil also von dem geschah damals, wodurch vorher das alte Herzogthum Thüringen einen so großen Umfang erhalten hatte. — S. 176. Der meuchelmörderische Plan *Hatto's* von Mainz gegen *Heinrich* von Sachsen ist eine Sage, die nach der *Dresdner* Handschrift *Wittichinds* zwar den Freunden *Conrad I.*, aber nicht besonders *Hatto* zugeschrieben wird, dessen Verrath gegen *Adalbert* von Bamberg eben dieser Codex gar nicht erwähnt. Man sieht wie wichtig es ist, unsere deutschen Geschichtsschreiber in kritisch genaueren Abdrücken zu besitzen. Vgl. was *Wenck* (*heftische Landesgesch.* 2, 2. 630) gegen die Aechtheit beider Sagen überzeugend gesprochen hat. — S. 209 (vgl. mit S. 15) wird behauptet, daß, wenn die Gauen nach dem 11. Jahrhundert noch erwähnt würden, dies doch mit einer bestimmten Unterscheidung von den Grafschaften geschehe, z. B. „in pago *Languici* in commit. *Sizonis*.“ Hier ist endlich falsch, daß dies eine Erscheinung späterer Jahrhunderte sey, wo diese Einrichtung schon zu verfallen anfang; sie war schon ganz so in den frühesten Zeiten. Zweytens scheint die irrige Idee zum Grunde zu liegen, daß jedem Gau nur ein Graf vorgesetzt gewesen: eine Meinung, die längst als unhaltbar verlassen ist. Gab es nun aber mehrere Grafschaften im Gau, so wird die Anzeige, in welcher derselben ein Grundstück lag, nothwendig. — S. 222 kommen wir zu den Landgrafen Thüringens, deren ersterer hier, nach *Reinhart*, der ältere *Herrmann* von *Winzenburg* schon im Jahr 1100 ist. Die Gegenründe *Schumachers* scheinen also, wie sie es fast verdienen, auf den Vf. gar keinen Eindruck gemacht zu haben. Aber desto mehr Aufmerksamkeit verlangt die von *Wenck* (a. a. O. 718) unterstützte, und mit allem, was diesem außerordentlich belebten Forscher zu Gebote stand, ausgestattete Meinung, daß nie ein *Winzenburger* Landgraf Thüringens gewesen. Was aber auch *Wenck* sagen mag, wir glauben Hr. W. hatte in so fern Recht, daß *Herrmann* der Sohn, Landgraf Thüringens, jedoch erst seit 1123, war. Die Landgrafenwürde des ältern *Herrmann's*, Grafen von *Vornpach-Windeberg* in Baiern, war auf Gauen an Inn gegründet, welchen Titel auch sein Sohn erbte, aber nicht auf Thüringen. Uebrigens waren diese *Winzenburger* sehr viel mächtiger, als sie hier geschildert werden. — Was S. 224 von dem Tode des jüngern *Herrmann* gesagt ist, dürfte wohl falsch seyn. Kein einziger gleichzeitiger oder naher Schriftsteller erzählt die Mordgeschichte auf diese Weise. Neuere sind es; und die gleichzeitige *Vita S. Lamberti* bey *Dreyhaupt* (B. des Saalkreises I. 710) läßt uns vielmehr einen ganz andern Gang der Begebenheit vermuthen. Sie nennt den Grafen *Heinrich* von *Bodenburg* als einen der Mörder, der auch, nach der Besiegung in einem deshalb angestellten Zweykampf, von seinen Zeitgenossen der That überführt gehalten wurde. Rec. glaubt dies hier sagen zu müssen, da selbst *Wenck* jene Darstellung für so gegründet hält, daß er nicht einmal Beweise geben mag. — Sehr angenehm war

es uns, S. 274 zu sehen, daß Hr. W. aus der bekannten Anerkennungs-Urkunde der Thüringischen großen Vasallen von 1249 keinen Landfalsch herleitet, sondern nur glaubt, durch ihre Deutung sey derselbe befestigt worden. Diese Behauptung ist um so löblicher, da noch neuerlich in einem sehr partheynehmenden Aufsatz in des Vfs. Magazia aus dem Dominus dieser Urkunde der Landesfürst erwungen werden sollte. Jedoch schwankt der Vf. wieder, z. B. S. 285. Ueber die Mainzischen Besitzungen in Thüringen, namentlich *Erfurt*, wird dagegen mit mehr Eifer des Landgrafen landesfürstliche Hoheit erkritten. — Der Th. II. S. 30 aufgeführte Statthalter König Adolfs in Thüringen, *Gerlach von Bruberg*, sollte eigentlich nicht so, nach veraltetem Ton, sondern *Breuberg* genannt seyn. Er gehörte zu dem Dynasten-Geschlecht dieses Namens, dessen Herrschaft noch bekannt ist.

Gern würden wir uns noch über mehreres verbreiten; aber wir glauben jetzt enden zu müssen, und fügen nur noch den Wunsch hinzu, daß der Vf. am Ende des Werkes (es sollen noch 2 Theile folgen) ein vollständiges Register nicht vergessen möge.

H. St. F.

BERLIN, b. Matzdorff: *Denkwürdigkeiten der markischen Stadt Rathenow*. Nicht bloß für Rathenower, sondern für Geschichts- und Vaterlandsfreunde überhaupt, bearbeitet von *Samuel Christoph Wagener*. 1803. XVI u. 314 S. 8. Mit 4 Kupf. (2 Rthlr.)

Eine schön geschriebene und sorgfältig gearbeitete Beschreibung einer Stadt, die besonders im dreißigjährigen Kriege durch die schwedischen Truppen viele Drangsale erlitt. Es ist jetzt selten der Fall, daß man in Urkunden forscht und aus gleichzeitigen Schriften schöpft. Man schreibt andern nach, unbekümmert, ob man Geschichte oder Legenden wiederholt. Von letztern ist leider die Geschichte der Mark Brandenburg noch nicht gefärbt genug. Jeder verdient daher Dank, der auf die Quellen hinleitet und selbst nachdenkt. Der Vf. ist anspruchlos genug, sich der Unvollkommenheiten bewußt zu seyn, die seinem Buche ankleben, und ihm sind Berichtigungen willkommen. Wir liefern hier einige Beyträge.

Die Urkunde Nr. 4 (Es sind nämlich 92 Urkunden ihrem Inhalt nach angezeigt worden) ist v. Jahr. 1284, wie man sich in *Gerckens cod. diplom. Brand. Tom. I. p. 52* überzeugen kann. Diefes gilt auch S. 37, wo diese Urkunde wieder angeführt ist. Hier sollte es heißen: Die Markgrafen Otto und Conrad erlaubten den Bürgern Vorlauben zu bauen. — Die Urkunde Nr. 9 worin Herzog Rudolf von Sachsen als Vormund der Agnes der Stadt Rathenow ihre Privilegien bestätigt, ist von 14 Oct. 1319 und befindet sich in *Ludwigs reliq. Tom. IX. p. 518*. (S. 98) Kurfürst Joachim I stiftete 1516 das Kammergericht in Berlin. (S. 20) Heinrich I aus dem Hause Sachsen

kann nur König, nicht Kaiser genannt werden. (S. 32) Bey der Verzeichnung der Straßen, wäre es zur Bestimmtheit vielleicht gut gewesen, genau anzugeben, wo die einzelnen Straßen anfangen, welche Straßen sie durchschneiden und wo sie aufhören. — Die (S. 38) angeführte Erzählung, daß es mit der Einsammlung der Gelder zum neuen Kirchbau in Rathenow im Anfange des 16 Jahrhunderts deshalb nicht fortgewollt habe, weil der Astrolog Stöffer eine allgemeine Sündfluth auf den Februar 1524 vorausgesagt hatte, scheint hier zu weit hergeholt zu seyn. Man sollte vielmehr glauben, daß alsdann die Leute zu gottesdienstlichen Gebäuden desto williger und reichlicher gespendet haben würden. Freylich verdreht diese Prophezeiung vielen Schwachen die Köpfe, wie man in *Moehsens Gesch. der Wiss. in der Mark Brandenburg S. 410 ff.* lesen kann. Der Präfident Auriol in Toulouse ließ eine Arche bauen, und sie auf vier gemauerte Pfeiler setzen. In diese wollte er sich mit seiner Familie zur Zeit der Noth retten. — Die Regierung Markgraf Ludwigs des Aelteren von 1324—1332 wird vielleicht zu abscheulich geschildert. Er war groß genug bey seinen Unfällen, bey dem Hass K. Karls IV, und seiner übrigen Feinde. — Die Urkunde Nr. 44 (S. 197) wodurch Rathenow mit einigen Mittelmarkischen Städten sich gegen Räuber und Friedensstörer verbindet, ist von J. 1394, und befindet sich in *Gerckens cod. Diplom. T. IV. p. 417* abgedruckt. Hr. W. erklärt den Namen *Woldenberger*, für solche Menschen, die gleich den Weiskäufern zur Schurkerei privilegiert zu seyn vermeinten. (Woher mag dies Wort stammen? *Gercken* gesteht, daß er den Namen nicht zu erklären im Stande sey.) S. 271. Das Dorf, in dessen Nähe die Schlacht bey Febrbellin 1675 geliefert, und wo jetzt zum Andenken des von den Brandenburgischen Truppen über die Schweden erfochtenen Sieges vom Hn. Domkapitular von *Rochow* ein Denkmahl errichtet ist, heißt *Hakenberg*. Der sonst erzählte und hier (S. 275) wiederholte Vorfall mit dem Schimmel, welchen *Froben*, der Stallmeister des Kurfürsten, mit seinem Herrn getauscht haben soll, wird jetzt mit Gründen bestritten. Eine Urkunde scheint dem Vf. entgegen zu seyn. Sie ist datirt Berlin, am Tage des Apostels Thomas 1322, und enthält ein Schreiben mehrerer mittelmarkischen Städte, worunter auch Rathenow ist, an die Stadt Stendal, wie es bey Ueberläufereyen der Verbrecher in einen andern Ort gehalten werden soll. Diefes Dokument hat *Lenz* in den markgräflich brandenburgischen Urkunden S. 220.

Die Tendenz der Schrift, Zufriedenheit mit dem Zeitalter und der Regierung zu wecken, ist ersichtlich. Als Lesebuch wird sie den Märkern interessant seyn. Die Darstellung ist dem Vf. auch gelungen, und verdient, so wie der Plan und die Ausführung des Ganzen, Beyfall. Die Kupfer enthalten die Stadt Rathenow, den Grundriß der Stadt und der Umgebungen und das Denkmal des Kurfürst Friedrichs Wilhelms, das ihm die kurmarkischen Stände gesetzt haben. Er war es, der 1675 die Schweden an die-

diesem Orte überfiel, und ein paar Tage darauf den glänzenden Sieg bey Fehrbellin erfocht. Diese Begebenheiten sind hier ausführlich vorgetragen worden.  
V. H. B.

## SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Rein: *Roderich, oder der Zauberthurm*. Ein allegorisches Gemälde. Lorenzo und Antonia. Eine italiänische Novelle. 1803. 128 S. kl. 8.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind diese beiden Erzählungen Uebersetzungen aus dem Französischen, obgleich der Titel davon nichts sagt, auch keine Vorrede nähere Auskunft giebt. Das allegorische Gemälde ist nicht ohne Phantasie; der Verstand des Lesers wird aber nicht sehr angestrengt, indem ein königlicher Adler dem Helden Roderich, und nebenbey auch dem Leser die ganze Allegorie erklärt.

Der Styl ist nicht übel; doch merkt man oft, daß das Ganze eine Uebersetzung aus einer fremden Sprache ist. Die zweyte Erzählung scheint von dem nämlichen Vf. zu seyn. Sie gehört zu jenen unseligen Mitteldingen aus wahrer Geschichte und Erdichtungen zusammengeſetzt, die man Halbbromane genannt hat. Den Stoff zu dieser Novelle hat die Geschichte Italiens hergeben müssen, aber der ganze Charakter derselben ist ebenfalls französisch. Der Styl ist hier oft lächerlich präciös. So steht S. 57: „komm Sohn der Venus, leihe mir deine Fackel, um, wenn ich es vermag, mit ihrem Feuer die bezaubernden Reize zu mahlen, womit du Lorenza schmücktest.“ — Hat man je mit einer Fackel gemahlt? — Allein unser Autor bemüht die armen Fackeln noch öfter für seine Helden. S. 55 sagt Lorenza: „Ich will an deiner Seite kämpfen und dir zeigen, ob ich deiner würdig bin, und so die Fackel des Ruhms, die deine Schritte leiten muß, noch mehr entflammen.“  
O. O.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Hamburg, b. Perthes: *Klopstock und sein Verdienst*. Eine Vorlesung zur Feyer seines Andenkens in seiner Vaterstadt von Joh. Friedrich Sachs. 1803. gr. 8. Vel. Pap. (8 gr.) Diese gut geschriebene Vorlesung, die eine Rede-Uebung im Gymnasium zu Quedlinburg eröffnete, entspricht dem wichtigen Interesse des Inhalts in ihrem kleinen Umfange. Sie erweckt den Wunsch nach einem größseren, historischen und kritischen Werke in eben dem Geiste. Klopstocks früheste Bildungsgeschichte ist nicht bloß die seines Zeitalters, sondern der ästhetischen Bildung des deutschen Gefühls und Geschmacks. Diese mit Wahrheit und Anmuth gegeben, würde in dem Lorbeer-Hain, in dem sie, ruhmwürdiger, als die meisten Kapitel der vaterländischen Geschichte, gesammelt wurde, auch einen Zweig um die Stirne des Vfs. biegen. Und wann aus der vereinten Kraft, die zuerst in den Bremischen Beyträgen keimte, die eigene Klopstocks hervorgeht, wie würdig ist dann die hervorragende eines kritischen Blicks, nicht des Richtens, sondern des Studium, gleich dem Anschauen der Antiken! Wir verweilen nicht bey einzelnen Gegenständen, die ihr mannichfaltiges Interesse haben, wie z. B. Klopstocks Hexameter, der mehr der seine, als ein hellenischer genannt zu werden verdient, sondern bleiben, um mit unserm Vf. zu reden, „bey dem gehaltenen Dichter stehen, der zu neuen Gedanken erhob, durch rührende Größe das Herz sich fühlen ließe, in Thränen auflösete, ohne die Kraft in verzehrende Empfinden zu versinken, zu lassen, überall den Leser auf Natur und Gott, auf Tugend, Religion und ächte Menschenfreuden durch himmlische Harmonieen hinzog“

GDZ.

Hamburg, b. Neffler: *Klopstocks Gedächtnißfeyer von F. J. L. Meyer*. 1803. 55 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.) Wenige aber herzvolle Blätter über die letzte Lebenszeit und die Begräbnißfeyer des edlen Dichters. „Ehrfurcht für diesen Sterbenden (so sagt der Vf.) und stille Ueberzeugung von dem wohlthätigen Eindrücke auf alle Guten, fordern es, daß ich von seinem Tode rede.“ Dieses hat er, voll von seinem Gegenstande, auf eine sehr befriedigende Weise erfüllt. Die schöne Darstellung einzelner Reden und Aeußerungen Klopstocks stellt uns den

Mann vor die Augen, der selbst in der Todesstunde zu wirken nicht aufhörte. Den Trauernden gab er Trost durch seine Ruhe und Seelengröße, den Getrösteten erfüllte er die Seele mit höheren Ahnungen der Vollendung. Schön ist es zu sehen, wie alles, was er in Stunden der Begeisterung geahndet hatte, an ihm selbst erfüllt wurde; denn für Klopstock war die Stunde „des lehrenden des ehrenvollen Todes“ die Frucht seines schönen und tadellosen Lebens. — Mit der Erinnerung an die Begräbnißfeyer wird sich die Erinnerung an die herzliche Liebe und Ehrfurcht zweyer Städte für ihren Klopstock erhalten. Hr. M. hat uns eine treffliche, durch das Gepräge innerer Wahrheit ausgezeichnete Erzählung davon gegeben. So heißt es S. 28: „Ohne Vortritt des Ranges trat der Mensch mit dem Menschen an die Baare... ungeachtet des Zufließens vieler Tausende waren Vorkehrungen unnöthig; der feyerliche Eindruck gebot Ruhe und ehrfurchtsvolle Stille.“ und S. 31: „Es waren Klopstocks Worte, welche an seiner Baare gesprochen wurden; wer hätte an diesem Orte gewagt, mit anderen Worten zu reden?“ Auf die Anfragen wegen eines zu errichtenden Denkmahls äußert sich der Vf. sehr schön S. 39: „über die Ausführung dieses Gedankens darf die erste Wärme nicht entscheiden: sie muß das Resultat ruhiger Würdigung des hohen Gegenstandes seyn — oder ganz unterbleiben. Die künftige Generation wird, wenn die seinige mit der Stiftung eines seiner würdigen Ehrenmahls zurückbliebe, diese Palme über sie erhalten. Von uns seinen Zeitgenossen, den nächsten Würdigern seiner hohen Verdienste, Zeugen seiner erhabenen Tugenden, werde eine höhere Pflicht erfüllt.“

Die Sprache des Vfs. ist die eines edeln begeisterten Herzens; die Empfindung ist selten durch die Beymischung eines fremdartigen getrübt. Um so mehr wünschen wir solche Stellen weg, wie S. 13: „Ich achte nicht kleinlicher Deutungen, nicht des Hohnlächelns starkgeistlicher Schulen.“ Möchte Hr. M. „ein Zeitgenosse“ Klopstocks und ein Freund, uns noch mehr Beyträge zur Lebensgeschichte des Verewigten geben, in einfacher Erzählung vorgetragen; denn was bedarf es des Wortschmuckes, wo der Gegenstand redet?

Den schönen Druck zielt noch besonders ein sauberer, sprechend ähnlicher Kupferstich Klopstocks.

DAB.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 29 M Ä R Z , 1 8 0 4 .

## SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Breitkopf u. Härtel: F. G. Händels  
Oratorium, der Messias, nach W. A. Mozarts Be-  
arbeitung. Partitur. (Prän. Pr. 5 Rthlr.)

Händel und Mozart waren bekanntlich zwey der tiefsten, kräftigsten und reichsten Menschen, unter allen, die für Musik geboren wurden und lebten; beide beherrschten das Gebiet ihrer Kunst mit glücklichem Erfolg fast in allen seinen Provinzen; beide wurden aber durch ihre Individualität am meisten zum Starken, Grossen, Erhabenen geleitet. Sollte man darum nicht geneigt seyn, von der Bearbeitung des Werks des Einen durch den Anderen etwas Vollkommenes zu erwarten?

Händel und Mozart wandelten aber auf verschiedenen Wegen nach Einem Ziele. Jener rang nach Grösse und Erhabenheit durch Einfachheit, Klarheit, und verständige Bestimmtheit: dieser, durch Reichthum, Glanz und mystisches Dunkel. Händels Genius blickt ernsthaft nach dem Antiken: Mozarts Genius umfaßt das Moderne in all seiner Fülle und Kraft. Beide Künstler waren mächtige Naturen; aber H. mehr denkender Kopf, der nichts schrieb, was nicht reif erwogen war, und wovon er sich nicht bestimmte Rechenschaft zu geben wußte: M's mehr leicht entzündbare Phantasie, dem dahinreisenden Instinct und der glücklichen Stunde vertrauend, liefs sich selbst frey walten, ohne sich erst an die Reflexion zu wenden. Sollte man darum nicht geneigt seyn, von der Bearbeitung des Werks des Einen durch den Andern etwas ganz Verfehltes zu erwarten?

Beide Erwartungen hätten Grund: beide würden aber durch das Product selbst getäuscht. Nur für die unorganische Natur giebt es eine zuverlässige Chemie.

Es liegt uns mehr daran, daß der Leser in den Stand gesetzt sey, über dieses Product selbst ein gegründetes Urtheil zu fällen, als daß das unsrige aus- und nachgesprochen werde. Wir geben deshalb sorgfältig an, was M. an H's Messias gethan hat, wo sich denn das Urtheil über das Ganze von selbst ergeben wird. Wir werden nicht verschweigen, welches Resultat sich uns darstellt, ohne daß wir damit den Studirenden überheben möchten, ein eigenes zu ziehen. Er kann dabey vieles lernen.

Folgendes müssen wir vorausschicken:

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

1) H's Messias ist dem Leser nicht unbekannt, und das um so mehr, je gründlicher über ihn geschrieben worden ist. Man weiß mithin auch, daß die Chöre in aller Kirchenmusik aus Händels Zeiten, und im Messias ganz besonders, die Hauptsache; daß die kurzen Recitative dieses Oratoriums nur zweckmäßig sind, und seyn sollen; daß sich H. in den Arien nur dann höher, als zu seiner Zeit gewöhnlich war, erhebt, wenn ihm der Text besondere Veranlassung giebt; daß er manche Arien absichtlich sinken läßt, wenn er den Nachhall eines vorzüglichen Chors nicht zu schnell verklingen lassen, oder auf ein solches vorbereiten will; daß er sich in den Arien, wo ihm jene besondere Veranlassung nicht zukommt, mit einem immer richtigen Ausdruck der Singstimme, einem bedeutenden Bass, und oft nur Einer, mehr oder weniger obligaten und mit der Singstimme alternirenden Violine begnügt.

2) Mozart achtete Händeln als einen der größten, und in Absicht auf starke Effecte, als den ersten aller Meister: seine Bearbeitung des Messias (und einiger anderer Händelschen Oratorien) war kein Werk der Liebe oder des freyen Entschlusses, sondern entstand aus Nachgeben gegen Verhältnisse. Man weiß in Wien, daß der Baron Swieten M'n diese Arbeit auftrug, und daß dieser dem Ansehen dieses Mannes, so wie dem Drange beschwerlicher Bedürfnisse, sich fügen mußte.

3) Händel hat sein Oratorium nach der ersten Ausgabe noch einmal überarbeitet, und bey der zweyten Recension einige sehr schöne neue Stücke hinzugehan; M. hat aber, wie sich aus der Folge ergeben wird, nur die erste Ausgabe vor sich gehabt.

Wir betrachten nun die Stücke dieses umgearbeiteten Werks einzeln. M. liefs 1) mehrere Stücke ganz unverändert; liefs 2) einige weg; verstärkte 3) viele nur durch Blasinstrumente und ein volleres Accompagnement überhaupt; und nahm 4) mit verschiedenen noch wesentlichere Veränderungen vor.

I. Ganz unverändert sind geblieben: die Fuge der Overtur; das schöne Tenor-Solo: *Tröstet mein Volk* etc. die kurzen unbegleiteten Recitativen sämtlich; die sogenannten Accompagnements: *So spricht der Herr Zebaoth* etc. *Denn siehe, Finsterniß bedeckt das Erdreich* etc. *Es waren Hirten auf dem Felde* etc. *Alle, die ihn sehn, verspötteten ihn* etc. *Diese Schmach brach ihm das Herz* etc. *Er ist aus dem Lande der Lebendigen weggerissen* etc. Die Arien: *Er weidet seine Herde* etc. *Schaut her und seht, ist wo ein Schmerz*

Gggg



Die Dichtung der Valerie ist das ganze Werk hindurch erhalten, und sinkt nicht einen Augenblick von ihrer ätherischen Höhe herab. Selbst eine gewisse Einförmigkeit der Charaktere in den mithandelnden Personen, die man eher eintönende Accorde nennen könnte, vermehrt die Harmonie des Ganzen, die durch Contraste, womit Dichter bisweilen den Charakter zu heben suchen, würde gestört worden seyn. Und die einfache Geschichte ist mit so vielen lieblichen und lebenden Bildern durchwebt, daß nie das einzige Gefühl, welches der Mahlerin Farbengebung beseelt, monoton wird. Die Dichterin declamirt nirgend; das heißt, sie stellt nicht den Eindruck, den der Anblick des Schönen und Rührenden auf die Gefühlorgane gemacht hat, in Wort-Ausrufungen dar; sie enthüllt das Schöne und Rührende selbst, und überläßt den Ausdruck den Empfindungen, die ihr kein theilnehmendes Herz verlagern wird.

Es giebt in der Dichtung der Romane mehrere Gattungen, die hohe Verdienste haben, die man aber nicht verwechseln muß, um gerecht zu urtheilen. In einigen spielt der Dichter, wie Jean Paul, mit veredeltem und überraschenden Phantasieen in sonst gewöhnlichen irdlichen Gestalten, und gäukelt der Einbildungskraft magische Bilder vor, um das gewöhnliche Leben mit ihrem Zauber zu beleben, und den Gedanken eine größere Fülle zu geben, ohne sie aus dem Ideenkreise der Alltagswelt zu entfernen. In andern Romanen macht der Dichter, wie Lafontaine, immer den wahren Naturereignissen getreu, die sittlichen Erscheinungen in der uns umgebenden Welt nur durch auffallende Zusammenstellung der Begebenheiten sichtbarer oder hervorragender. Noch andere, achte Meister in der Dichtkunst, geben uns wahre, schöne Natur, ohne höher fliegende Ideale, ohne den Schmuck der Phantasie, ohne Neugier erregende Verhüllung, rein und lauter, wie der Anblick des Frühlings im Gefühle der Unschuld. So wirft Correggio seine Lichtphantasien auf die Geburt eines Kindes in einen Stalle; so gruppiren Geschichts- oder Menschheitsmaler, wie Rubens, Le Brun, Tenier oder Albano, so stellen Salvator, Rosa und Ruisdael die Natur dar, und Raphael seine Schule in Athen. Aber göttlich mahlt Raphael seine Madonna und, wie er, dichten im hohen Ideale, Dichter, wie die Verfasserin der Valerie.

Bekanntlich ist sie die Wittve des in Berlin verstorbenen russischen Gesandten von Krüdener, eine geborne Fräulein von Vittinghof, deren Vater Gouverneur in Riga war.

GDZ.

Exzerat, H. Henningsen: *Die schöne Pachtaria*. Erstes und zweytes Bändchen. 1803. M. r. K. 360 u. 260 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Sagte dem Vf. sein Gewissen gar nichts, als er sich unterließ, dieses bunte Gemisch sader Empfindeley, leeren Bombastes und roher Sinnlichkeit einem unfeineren und edelsten Dichter zuzueignen? Dieser Roman kann keinesweges auch nur zu den mittelmäßigen gerechnet werden. An Plan und Entwicklung darf man hier gar nicht denken, aber an schmutzigen Erzählungen von Verführungen und Nothzüchtigungen mangelt es nicht. Bis in ein Bordell muß der Leser mit dem Autor. Held und Heldin der Geschichte lassen sich übrigens sehr naiv selbst Gerechtigkeit widerfahren. Er, dem (Th. I. S. 27) „in Dämmerstunden die Salzwasser ein bißgen übertröten“, den aber auch zur Entschädigung (S. 175) „ein Kubus von Seligkeiten überfluthet“ vermag (S. 199) „vor Scham die Augen nicht aufzuheben“, und fühlt S. 213 „die Erbärmlichkeit seiner Rolle in ihrem ganzen Umfange, und lie charakterisirt sich S. 195 sehr treffend als ein „buhlerisches Weib.“ An Feinheit der Empfindung ist das edle Paar sich gleich. (S. 83) „Sie delhte sich nach Tische mit lebenswürdiger Ungezogenheit. Ich habe heute viel gegessen, sagte sie, Er, seiner Seits, fühlt (S. 253) durch das leichte Gewand ihr warmes zitterndes Fleisch. Das rege Gefühl des Vfs. äußert sich vorzüglich in erbaulichen Betrachtungen auf Kirchhöfen. Vom Kirchhofe zu Dietenhoff heißt es: „jedes Grab bezeichnet eine weiße Steinplatte mit Namen und Heimathsort des Glücklichen, der hier unten seine Transsubstantiations-Epochen beym Würmerbachanal feiert.“ Wer ein Exempel eines unübertrefflichen Kernunsinns braucht, den verweisen wir getrost auf Th. I. S. 235. Er soll seine Erwartung übertroffen finden. Möchte doch keiner unserer vortrefflichen Schriftsteller im Bewußtseyn eines unerschöpflichen Reichthums, in der Darstellung genialisch sorglos seyn! Möchten alle, wenn sie in solchen Stümpfern ihre Caricatur erblicken, die Gefahr recht beherzigen, die dem Geschmacke und der Sprache der Nation durch das Nachahmervolk zerstörend droht! Wer erkennt in des Vfs. aberwitzigen Metaphern nicht den unglücklichen Nachahmer? (Th. II. S. 159) „Die abgestorbenen Theile der entwichenen Liebe mußten erst durch den Lapis infernalisengel der Beredsamkeit, und die weiße Alkali-Salbe der Rührung in organische Thätigkeit gesetzt werden.“ Schließlich wünscht Rec. aus Achtung für Gleichnack und Sitten, daß der Vf., was er sich (S. 6) vornahm, leider! aber nicht hielt, nie wieder, seine Gefühle (und die seiner Leser) durch eine eklatante Beschreibung entweihen möge!

Gvft.

## KLEINE SCHRIFTEN.

HANDLUNGSWISSENSCHAFT. Halle, b. Hendel: *Tabellarische Uebersicht der üblichsten Münzen, Maaße und Zahlenbenennungen*, nebst einer Tabelle zur Erleichterung des Kopfrechnens, entworfen von C. A. Buhle, Subrektor a. K. v. G. zu Halle. 1 Bogen gr. 8. (2 gr.) Dieses höchst unbedeutende Schriftchen enthält weiter nichts, als eine unvollständige und öfters unrichtige Abschrift des in vielen Kalendern und Rechen-

knechten befindlichen Anhangs, in welchen die gewöhnlichsten Münzen und Maaße angegeben werden. Der Nutzen, den dieses Blatt stiftet, wird sehr gering seyn. Wenn daher auch der Vf. seinen Voratz, eine Fortsetzung herauszugeben, nicht erfüllt: so verliert die pädagogische Literatur, für welche er seine Arbeit bestimmt, dadurch nichts.

WA.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 30 M Ä R Z . 1 8 0 4

## SCHÖNE KÜNSTE

LEIPZIG, b. Breitkopf u. Härtel: F. G. Händels *Oratorium, der Messias*, nach W. A. Mozarts Bearbeitung etc.

(Beischluß der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

IV. **W**esentliche Abänderungen haben folgende Stücke erhalten. Da sie von Mozart nicht nach einem auf das Ganze berechneten Plane behandelt sind, sondern jedes einzeln für sich angesehen worden: so sind sie auch nicht unter Eine Summe zu bringen, sondern einzeln zu betrachten und zu beurtheilen.

Die Arie: *O du, der Gutes predigt zu Zion* etc. ist zwar stehen geblieben, wie sie Händel geschrieben hat, aber mit ungemein künstlichen und äußerst sorgsam gearbeiteten kleinen Solo's der Flöte, der Clarinetten und der Fagotten, ausgestattet worden, die um so anziehender sind, je weniger sie sich von den Melodien der Arien selbst entfernen. Daß aber dadurch die Arie eine andere, ganz moderne Gestalt bekommen habe, ergibt sich von selbst, so wie auch, daß gerade durch das Anziehende und Hervorstechende, das die Arie nun hat, dem folgenden Chore, da er über dieselben Worte und dasselbe Thema geschrieben ist, das schönste Interesse entzogen wird, welches er, nach H's Plan, dadurch erhalten sollte, daß, was in der Arie nur angedeutet war, im Chore ausgeführt wurde, und der Phantasie zugleich das Bild — erst des einsamen „Rufers in der Wüste“, der „Gutes predigt zu Zion“, und dann des Auffassens und Weiterverbreitens dieser frohen Botschaft und ihrer Freude, vorschweben möchte. In diesem Chore selbst ist die Verstärkung der kurzen Zwischenspiele nach den hellen Ausrufungen: *Wohlan! Mit Macht!* (erhebe die Stimme —) nicht zu billigen, da sie diese lauten Ausbrüche der Freude dämpft und sie nicht so durchdringend umherhallen läßt, wie bey H. selbst. — Die meisterhafte Arie: *Das Volk, das da wandelt in Finsterniß* etc. hat H. fast ganz im schauerlichen Unifono der Geigen und Bässe, ja größtentheils auch der Singstimmen, geschrieben. Moz. hat diese Stimmen unverändert gelassen; aber dazu gleichsam ein ganzes, zweytes Orchester gesetzt, das er mit feiner Wahl aus Einer Flöte, zwey Fagotten und zwey A-Clarinetten bildete, welche letzte zu diesem Satze (aus H. moll) äußerst befremdend, aber, wie sie nun behandelt sind, vortrefflich tönen. Diese Stimmen sind sämtlich und durchaus obligat gesetzt, und dennoch nur aus Ideen der Arie selbst.

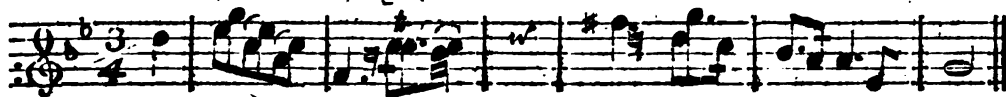
G. A. L. Z. 1804. Erster Band.

gewebt. Es ist dadurch ein äußerst kunstreiches Stück geworden. Man erstaunet, wenn man überliehet, was Mozarts tiefer Geist mit so wenig Materie vermochte, und wer Gelegenheit hat, sich dieses Stück oft und gut aufführen zu lassen, wird sich nicht satt daran hören. Indessen, es ist durch diese Bearbeitung etwas ganz anderes geworden; etwas, dem man, sieht man es einzeln für sich an, ohne Pedanterey schwerlich wird absprechen können, daß es weit höhern Werth besitze, als das alte: aber auch etwas, das den Standpunkt ganz verrückt, aus welchem das ganze Werk anzusehen und zu beurtheilen ist. Es scheint uns die Mozartsche Bearbeitung dieser und der sogleich anzuführenden Arie, der Schillerschen Bearbeitung der Hexenscenen im Macbeth fast in jedem Betracht zu gleichen. Diese zweyte, in Ansehung der Umgestaltung jener ähnlichen, Arie, ist die: *Du zerschlägst sie mit eisernem Scepter* etc. Sie hat an sich noch mehr gewonnen, denn bey H. ist sie nur leiser, hier aber durch die obligaten, und äußerst kunstreich verwebten Blasinstrumente zu einer der interessantesten Arien dieses Oratoriums geworden. Aber H. opferte diese Arie dem darauf folgenden Chore, dem großen Halleluja, auf, und wollte durch sie nichts, als Erwartung erregen; je mehr diese nun hier befriedigt wird, je ungünstiger ist es für diesen großen Chor. Die diesem Chore zugekommene Verstärkung durch alle Instrumente, die in Orchestern gebraucht werden, ist darum als wesentlich anzusehen, weil die von H. zwar groß, aber sehr einfach behandelten Schattenparthieen, durch welche die glänzenden Lichter desto mehr gehoben werden sollten, jetzt zu lebhaft hervortreten, und dadurch die letzten schwächen. Man darf nur die ersten zwanzig Tacte im Original und in der Bearbeitung vergleichen, um dies bestätigt zu finden. Zu dem ganz contrapunktisch gearbeiteten Duett: *Der Tod ist verschlungen* etc. hat Moz. zwey, aus den Grundharmonieen gezogene, Brausen gesetzt, und dadurch nicht nur die Ausführung und das Verständniß des ganzen Satzes erleichtert, sondern auch bey der Strenge, womit er sich an das Gegebene hält, dem ohnehin schönen Stücke noch einen höheren Werth verliehen. Es scheint diese seine Arbeit eine Kleinigkeit: aber nur ein Meister konnte sie so geben. — Mit allem, was an den übrigen Stücken des dritten Acts gethan worden, kann Niemand zufrieden seyn, den nicht Autorität blendet; und es läßt sich mit einiger Sicherheit annehmen, daß dem Bearbeiter sein Geschäft, wo es sich zum Ende neigt, zum Verdruss

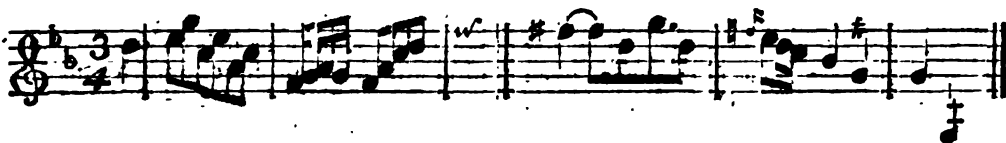
H h h h

geworden sey, oder dafs man ihn dabey übereilt habe. In beiden Fällen glaubte vielleicht Er, der sich sonst bey bedeutenden Arbeiten nie Nachlässigkeiten zu Schulden kommen liefs, sich nachsehen zu dürfen, weil er an eine öffentliche Herausgabe seiner Umgestaltung des Messias nicht dachte. Oder sollte eine dritte Person im Spiele gewesen seyn, die es nun gerade so gemacht haben wollte? Den ersten und dritten Satz des Chors: *Durch Einem kam der Tod etc.* schrieb H. ohne Instrumente, und liefs diese nur bey den Worten: *Durch Einem kömmt atch der Todten Auferstehung*, lebhaft eintreten, und seine Absicht ist nicht zu verkennen; hier sind die Singstimmen jener Sätze durch ein ganzes Chor Blasinstrumente verstärkt. Das Accompagnement: *Merkt auf, ich sag' ein seltsames Wort etc.* schließt: *Wir werden verwandelt zur Zeit der letzten Posaune.* Hier tritt nun die bekannte, imponirende Arie, unmittelbar mit der obligaten Trompete, äußerst überraschend, und die Scene selbst vor die Anschauung rufend, ein, so dafs hernach die Worte: *Die Posaune erschallet! Die Todten stehen auf!* etc. eine erschütternde Wirkung hervorbringen müssen. Hier ist das alles anders. Hier hat die Trompete schon bey'n Schlufs jenes Accompagnements eine gewöhnliche Fanfare, und von der Arie selbst ist wenig mehr, als nichts geblieben. Dieses im Einzelnen zu vergleichen und die Verderbung jenes originellen, obgleich freylich nur auf augenblicklichen Effect berechneten Stücks zu beweisen, (denn es ist hier wirklich selbst ein strenger Beweis möglich,) müßte zu weit führen; die Sache liegt aber auch so am Tage, dafs man sich auf die Einsicht eines jeden Lesers, der vergleichen, oder auf das Gefühl eines jeden Zuhörers, der aufmerken will, verlassen kann. Hier nur so viel! H. schrieb eine Arie von mehr als anderthalbhundert Tacten, (die freylich wohl einige Abkürzung erleiden konnte,) für zwey Violinen, Viola, — die nur wenig bekamen — Singstimme, Bass und durchaus concertirende Trompete, die, in überwältigender Pracht, die Melodie führt und mit der Singstimme alternirt. Moz. strich von der Arie fast zwey Drittheile weg, gab die Solos der Trompete den Geigen u. dgl., liefs ihr nur die sonst gewöhnlichen Tuttisätze, und dämpfte sie auch noch durch zwey neu hinzugefügte Waldhörner, die

denn auch ihre kleinen Solos bekommen. Es sey uns erlaubt, zu wiederholen, dafs hier wahrscheinlich besondere Ursachen mitgewirkt haben; denn so sehr vergriff sich Moz. ohne sie schwerlich. So sehr aber, wie es bey der Arie: *Ist Gott für uns, wet kann uns schaden etc.* geschehen, vergriff sich Moz. gang gewifs nie, und hier müssen besondere Ursachen mitgewirkt haben. In der ersten Ausgabe des Messias, die Moz. vor sich hatte, steht nur ein kurzes Accompagnement über jene Worte; für die zweyte schrieb H. eine der schönsten Arien des Oratoriums, obgleich nur für Eine Violin, Sopran und Bass. Nach dem Chor: *Dank sey Gott, der uns den Sieg gegeben hat etc.* und vor dem: *Würdig ist das Lamm, das erwürget ist etc.* dringt, durch seine fromme, kindliche Einfalt, dieses Stück jedem Zuhörer tief ins Herz. Doch fand man, selbst in England, dafs diese Arie für die Ausführung vor einem gemischten Publicum zu lang sey. Weil ihr aber nichts genommen werden konnte, ohne das schöne Ganze zu zerreissen, suchte man sie mit einem bescheidenen Reitz zu schmücken, und zog aus der Violinstimme einen obligaten Fagott. (Burney, sagt man, that das.) So wurde das Stück gegeben, und that vortreffliche Wirkung. Diese Fagottstimme ist in der M'schen Bearbeitung beygehalten, ausserdem sind die zwey Violinen und die Viola voller ausgesetzt worden — wogegen sich wenig sagen liefs: aber man findet auch überall die willkährlichsten Abänderungen; und zwar eingeschaltete, veraltete Operettenzierrathen, ohne allen Grund weggeworfene, oder hinzugesetzte Stücke von ganzen Zeilen, höchsttriviale Ausgänge, und überhaupt Armseligkeiten, wie sie Moz., selbst in seinen flüchtigen Papagenoliedchen u. dgl., selbst in seinen kleinern Clavierfonaten, als zu gemein, verschmähet. Das kann er nicht gemacht haben. Es scheint nur hart, hier über die Werkthätigkeit eines dritten zu entscheiden, da man keine historischen Beweise dafür geben kann; aber jeder, der über die Sache zu urtheilen im Stande ist, wird keiner solchen Beweise bedürfen, selbst wenn er nicht in den Geist des Stücks, sondern nur in das Mechanische der Ausführung desselben zu dringen verstände, sich an Einzelheiten hielte, und nun, statt H's könnigen:



Hier fände:



Nach diesem genauen Berichte wird es keinem der Sache Kundigen schwer fallen, ein Urtheil über diese Ausgabe des Messias zu fällen. Das unsrige ist folgendes. Betrachtet man dies Oratorium als eine Sammlung Kirchenkantaten, von denen man mit

Sängern und Orchestern, wie sie jetzt auch gewöhnlich sind, Gebrauch machen will: so hat es (die angegebenen wenigen, und offenbaren Mißgriffe abgerechnet,) gewonnen. Es ist brauchbarer, nützlicher geworden. Betrachtet man dies Oratorium als Ein Werk,

Werk, und zwar als das Werk eines der größten Künstler, als sein vollendetstes Werk: so hat es viel verloren. Es ist schwankend zwischen alt und neu geworden. Siehet man von allen diesem ab, und hält sich, als sensueller Liebhaber, nur an das, was eben da ist und wie es wirkt: so haben einzelne Stücke beträchtlich verloren; andere beträchtlich gewonnen, das Ganze aber ist, schon durch Schwächung der Gegensätze, die in Handels Werken ein eben so mächtiger Hebel sind, wie ungefähr in Schillers — an Wirkung weniger kräftig geworden. Ungeachtet sich demnach der Kenner und Freund der Tonkunst dieser neuen Ausgabe freuen darf, besonders weil von ihr zu erwarten steht, daß sie, theilweise gebraucht, viele geist- und herzlose Kirchencantaten verdrängen werde: so kann er doch zu bemerken nicht unterlassen, daß diese neue Ausgabe, eine neuere um so wünschenswerther mache. Diese dürfte aber nur die letzte H'sche Bearbeitung selbst wiederholen. Was aus der Fülle des Gemüths eines wahrhaft grossen Meisters hervorgegangen ist, kann, als Kunstwerk, durch jede Umschmelzung nur verlieren, und wäre der Bearbeiter ein eben so großer Mann. Ein anderes ist die, in Nebendingen leise nachhelfende, ein anderes die, nach einem dem Urheber fremden Zweck verfahrende Hand. Aber auch die erste sollte man nicht an die Ausgaben solcher Werke legen, sondern das Geschäft solches behutsamen Nachhelfens dem anheim stellen, der dazu genöthigt wird, oder es nicht lassen kann.

Die Worte der Schrift sind meistens nach der in Oesterreich gewöhnlichen Uebersetzung untergelegt; man wird finden, daß sie nicht selten weniger kräftig und wohlklingend ist, als die Lutherische. Der Druck ist so gut, als man ihn, bey so wohlfeilem Preise, kaum verlangen kann; aber bey weitem nicht so correct, als man ihn von dieser Verlagshandlung erwarten möchte.

PENIG, b. Dienemann u. C.: *Cupido, ein poetisches Taschenbuch auf 1804*, herausgegeben von Imman. Meier und S. G. Laube. Mit Titelpupfer und gestochenem Umschlag. 292 S. 8.

Eine Sammlung von Poesien gar mannichfach, wie der Form so dem Werthe nach, und Prolog und Epilog haben wohl Recht, wenn sie sie ein buntes Geschenk nennen! Die Herausgeber, die mit ihren Freunden zum erstenmal öffentlich auftreten, unter denen sich aber einige durch ausbildungswürdige Talente auszeichnen, betreten in ihren Versuchen eine Bahn, auf der es bey der jetzigen Verworfenheit der Meinungen schon gewissermaßen ein Verdienst ist, sie mit Ueberzeugung für die einzig richtige zu halten. Ein jugendliches Streben, das das Höchste zum Ziel und einige ewig ächte Vorbilder zu Leitsternen gewählt zu haben, und seinen Gang wenigstens in der Hauptsache auf wohlgefaßte und richtige Ansichten zu gründen scheint, kann als solches schon eine rühnliche Anerkennung verlangen, ehe man auch noch untersucht hat, wie viel davon anderen Moti-

ven, (als da sind Nachahmungsbegierde, Reitz der Neuheit, Drang zum Excentrischen) zukomme. Freylich wenn man sieht, wie manches Ausgleiten und Abirren vorkommt, wie sehr oft bloß Form für Gehalt angerechnet wird, und statt des freyen Schwunges der ausgebildeten Kraft ein nichtsnißiges Umherflattern in den Käfigschränken einer Manier erscheint: so muß man wünschen, daß eine strengere Selbstbeurtheilung die Herausgeber wenigstens von der Ausstellung solcher Versuche abgehalten hätte, von denen ihnen bey einiger Erkenntniß ihrer selbst das Mißlungene nicht hätte verborgen bleiben können.

So erscheint mindestens die Hälfte der Gedichte dieses Almanachs als eine Reihe von Studien, die nicht aus der Mappe hätten kommen sollen; eine Forderung, die um so ernster gethan werden könnte, wenn man die Zeitumstände dazu erwägt, die es mit sich bringen, daß Verirrungen der Art von jenen Vorständen der Alltäglichkeit und der entgegenstehenden Kunstprincipien, die ohnedem alles unter einander zu werfen, so gewohnt als willig sind, nur als Waffen zur Vertheidigung ihrer Irrthümer ergriffen werden, und so der guten Sache unausbleiblich Schaden bringen müssen. Wenn am Emporkommen dieser liegt, und Rec. darf das mit Fug auch von den Herausgebern voraussetzen, den wird schon eine solche Rücksicht zu größerer Sorgfalt und Vorsicht bewegen.

Zu den, der Kritik am meisten Blößen gebenden Stücken der Sammlung muß Rec. vorzüglich einen großen Theil der Romanzen und Balladen, (nicht minder viele Sonette) zählen, die den Sinn und Charakter ihrer Gattung fast nur durch die Form darlegend, nicht selten eine unbeschreibliche Leerheit athmen. Ob er auf die ersten Romanzen v. Laube; der Graf von Gleichen diesen harten Spruch mit ausdehnen soll, ist Rec. fast unschlüssig. Offenbar aber fehlt ihnen ein Merkliches, um zu einer ächten poetischen Höhe erhoben zu seyn. Um so mehr, da ein so begünstigender Stoff die höchste Kunst der Darstellung in Anspruch nehmen mußte. Der Dirnenräuber, Balduin und Edda, die Ballade von Meier; der arme Jäger, der arme Rittersmann von Laube; der Harfner, der Knabe von Sophie L. ließen Rec. bey und nach dem Lesen in nicht geringer Verlegenheit, zumal wenn er classischer Vorbilder, die den Verfassern, wie nur zu deutlich hervorgeht, sehr gegenwärtig gewesen sind, gedachte. Eben so nicht wenige der Lieder, z. B. an Röschens Grabe, von Meier, die Träume, von demselben, der Wunsch, und die Prüfung, mit I — r bezeichnet, der Knabe, von Sophie L., das Schwimmerlied, von Laube, worin unter andern:

Schützt eure Locken;  
So was wird bald trocken;  
Nur das böse Ohr  
Wird so leicht nicht trocken,  
Als die leichten Locken u. s. w.

Ferner das Lied von Bertel, und sämtliche Lieder von Kurzbein, (eins darunter: die schwarze Farbe ist fast platt zu nennen,) — alle diese dünkten dem Rec. mehr

mehr oder weniger bloßes Wort und Reimgeklengel, die Nichtigkeit oft nur dürftig umhüllend, oft prosaischer Fläche sich annähernd, wenn auch hie und da eine poetische Idee dunkel zum Grunde zu liegen schien, — fast möchte man sagen: Fabrikarbeit. Die *musikalischen Scenen* von Meier sind, trotz mancher blendenden Einzelheiten, ein, offenbar aus Mißverständnissen entsprungenes, und aufs äußerste mißglückter, ja kaum zu vergebender Versuch. Wo die *Träume* mit den Wanderer Zek, Zek und Bindekub spielen, die *Dorflinde* ihr Bau Bau einmal uns andrerufen, die *Eulen* sich vernahmen lassen, welchen wieder die *Sterne* das Wort abnehmen, bis das Chor(?) der *Sonne* Ah, Ah! und die *Nacht* Weh, weh! macht, wo die *Abendglocke* bin, bim, und die *Heerden* kling, ling, sagen, der *Schäfer* meint:

So 'n Schaf ist doch ein dummes Ding  
und nachher:

Immer nach Haus,  
Sonst würden wir noch nafs!  
bis, endlich, nachdem der Wanderer vom Blitz erschlagen, und von *Liebenden* bedauert ist, *Blond und Sterne* mit den sinnvollen Versen schließen:

Aufgang aus Niedergang,  
Nicht ewig gebunden,  
Was irdisch verschwunden,  
Aufgang aus Niedergang!

da sieht sich Rec. jedes Urtheils entmündigt, und es würde ihm schwer werden, es ohne Bitterkeit auszusprechen. Ein anderes Gedicht von Meier: *Prolog zum Stück* betitelt, geht bey all seiner Länge ebenfalls auf nichts aus, und läßt über die ihm zum Grunde liegende Idee aufs völlige in Zweifel.

Andere Gedichte der genannten Gattungen machen dagegen auf eine ehrenvolle Erwähnung Anspruch, und da sie meist mit jenen einerley Verfasser haben: so ist um so mehr zu verwundern, wie diese ihren Vortheil so mißverstehen, und sich auf so verschiedenen Stufen darstellen konnten. Viele Poesieen von Giesebrecht und Laube, die von geläutertem Kunstsinne und einem tiefen Gemüthe zeugen, und zum Theil vortrefflich zu nennen sind, von jenem z. B. die *Klagen einer Nonne*, und *Laura*, (seine geistlichen Sonette sind schon von weit minderm Gehalte) von diesem *Use*, der *Rosstrapp*, *Rose*, *Götterdank* u. a., eben so eine Ode von Wesselsmann auf *Washington*, rechnet Rec. hieher. Die Sestine: die *Metalle*, von Laube, ist dagegen wieder so überaus leer, und sinkt gegen das Ende so in Nichts, daß sie nicht der Mühe werth ist, die die Form gekostet. Unter den Epigrammen, die mit I—r bezeichnet sind, findet man vom Schlechtesten bis zum Guten hinauf Proben.

Außer einer Uebersetzung der Petrarca'schen Canzone auf die *Quelle von Vaucluse*, von Meier, die im Ganzen gelungen zu nennen, und einigen kleineren Sachen, sind noch zwey Gesänge der *Hölle des Dante* übersetzt, einer von Meier, einer von Laube. Beide sind nur als Versuche zu beurtheilen, was schon aus der Natur der Aufgabe fließen würde. Inzwischen verdient die Arbeit von Laube (Gesang V) sowohl in Rücksicht ihres Geistes und richtiger Annäherung an das Original, als ihres Versbaues bey weitem den Vorzug vor der Meierschen. Doch ist auch bey ihr noch zu

wenig Fleiß auf die Form gewandt. Außer vielen Hiaten und mißklingenden Versen, ist der Uebersetzer weniger auf Mannichfaltigkeit des Reims bedacht, als es immer noch unsere Sprache erlaubt. Von der 12—16 Terzina z. B. läßt er den Ton: „Klagen“ Plagen u. s. w. neunmal hören, indem der dazwischen liegende Reim nur das g in r ändert, ein Unterschied, der für das Ohr geringe ist. Anderswo wählt er noch unglücklicher: wie, wo er zweymal „ein'gen“ bringen muß, oder genöthigt ist, verderbliche Zusätze zu schaffen, wie Terz. 81 „der Gute.“ — Weir mangelhafter, auch in dieser Rücksicht, ist noch die Meiersche Uebersetzung (Gesang III), wo die Noth schon im zweyten Verse angeht, und *la perduta gente*: um deswillen „das Volk, verloren, trübe“ genannt wird, wo der den Gesang beginnende Reim schon Terz. 3 wieder da ist, und das e (hier der unbrauchbarste aller Vocale) in den Reimen entsetzlich vorwaltet, wie es denn von der 9—30 Terz. fast gar nicht aufhört, und wo diese an sich schon werthlosen Reime obendrein oft nur durch die größten Sonderbarkeiten des Ausdrucks gebraucht werden können. Z. B.

Wo jedes Zagen muß getödtet gehen,  
Oder: Des Todes Hoffnung ihnen ist verlegt.  
Oder: — als ich einge draus erkennet eben.  
Dies, und Wortstellungen wie

Das Antlitz ihnen sie mit Blut bes Flecken.  
Oder: Wo ekelhafte Würmer auf es lecken  
zeigen, so wie überhaupt die Nachlässigkeit in der Wahl des Ausdrucks, von einer unrichtigen Schätzung der Schwierigkeiten einer solchen Arbeit. Hie und da trifft man auch auf offenbare Mißverständnisse, das auffallendste fand Rec. v. 52, wo der Uebersetzer aus *insegna* eine *Schaar* macht, folglich vor der eigentlichen *Schaar*, die gleich folgt, (*lunga tratta di gente*) sich noch eine im Kreise drehen läßt; da im Gegentheil von einer Fahne die Rede ist, der der Zug nachgeht (*dietro le venie*).

Drey längere Gedichte, unter dem Namen *Trias* von den übrigen abgefordert, worin die Herausgeber das Publicum aus den Augen verlieren, um sich ihrer früheren Jugendverhältnisse zu erinnern, und ihre gegenseitige Hochachtung und Freundschaft für einander an den Tag legen, schließt die Sammlung nicht zum angemessensten. Rec. wünscht, daß die Zukunft alle Hoffnungen, die dieses Taschenbuch erregt, erfülle, alle Befordrungen, zu denen es berechtigen könnte, verschwinden lasse; daß das schwächere wie das bedeutendere Talent seiner Ausbildung mit Ernst und Fleiß obliegen, das Wesen seiner Kunst immer fester ins Auge fassen, und bald daran denken möge, statt die beginnende Kraft durch das Bestreben, sich in allen Formen auszusprechen, zu zersplittern, seinem Gemüthe diejenige abzufragen, in der es sich mit Glück und Gelingen zu bewegen hoffen kann.

Für das Außere des Taschenbuchs hat der Verleger in jeder Rücksicht mit dem rühmlichen Aufwande gesorgt, den man an seinem Verlage zu erblicken gewohnt ist. Nur wäre von dem Cupido des Titelblatts eine, wo nicht gefälliger, doch richtigere Zeichnung zu wünschen. Auch sind einige Compositionen von W. Schneider hinzugefügt, so wie eine von Tag.

H. A.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 31 M Ä R Z, 1804.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Schmidt: *Feuerbrände für Deutschland, oder: Annalen der Tugend und der Laster* etc. von X. F. Z. 1803. Erster Band. 290 S. Zweyter Band. 288 S. 8. (Jeder Band 1 Rthlr.)

Ueber den auffallenden Titel: *Feuerbrände* erklärt sich der Eingang zum ersten Aufsatz dahin, daß das Feuer der in dieser Zeitschrift enthaltenen Abhandlungen die Leser erwärmen, und manche Wahrheit in denselben ihnen so nahe gelegt werden soll, daß ihr Gemüth dadurch, wie von einem Brande, gleichsam in Gluth gerathe. Immerhin! Es ist ein Aushängeschild, wie tausend andere, und wir haben nichts dagegen, wie jemand seine Sachen an den Mana zu bringen sucht. Nur fürchten wir, mancher Leser werde die Brände so deuten, als würde man sich an den Aufsätzen die Finger verbrennen, wenn man ihren Rathschlägen folgen wollte. Hier ein Verzeichniß der vorzüglichsten Aufsätze! Der Aufsatz: *Genuine Nachrichten von den heutigen Gold- und Rosenkreuzern in Deutschland*, der im 1 und 2 Heft des 1 Bandes sich befindet, liefert wenig oder gar keine neuen Ansichten. Ein darin enthaltener Brief, von dem man nicht weiß, von wem und an wen er geschrieben ist, zeigt bloß, daß es unter den Meistern dieses Ordens auch ganz gemeine Bettler gab. Denn der arme Schlucker von Briefsteller beugt sich vor seinem Gönner in den Staub, um den Rest von einem Ducaten zu erschmeicheln, den er unter die Armen vertheilen soll! Ueber den Nachtheil der Anwendung der Prügel bey Criminaluntersuchungen, verdient von allen Criminalbehörden beherzigt zu werden. Die neue jesuitische Congregation zu Pfadelsbach, aus den Zeitungsblättern bekannt. Die Schädlichkeit alter Privilegien. Die Altstadt Brandenburg erhielt von den Marggrafen aus dem Baierschen Hause das Recht des Krugverlags 3 Meilen um die Stadt herum. Mit eben einem solchen Privilegium beliehe M. Ludwig der Römer 1333 die Neustadt Brandenburg. Dies Privilegium drückt noch heut zu Tage die benachbarten Oerter; das General-Directorium sieht die Schädlichkeit desselben ein, und ohne es aufheben zu können, sucht es dasselbe so viel wie möglich zu beschränken. Der Aufsatz: *Ueber die Gränzen der Pressfreyheit* führt aus längst bekannten Gründen das Wort der guten Sache, aber eben darum führt er nicht einen Schritt näher zum Ziele. Nach unserm Dafürhalten löst sich die ganze Frage in folgende Bestand-

J. A. L. Z. 1804. Erster Band.

theile auf: wie ist der durch Schriften verbreiteten Sittenverderbnis zu steuern? und wie hat sich der Richter gegen einen Schriftsteller zu benehmen, der die Religion, den Staat etc. verunglimpft? Die erste dieser Fragen erhält zur Antwort: bildet den Geschmack eurer Kinder, so wird ihnen, wie dem Cenfor, vor geistlosen und herzverderbenden Sudeleyen eckeln! Der Schriftsteller, der keinen sittenlosen Leser zu finden hofft, schreibt gewiß kein sittenloses Buch, und die Erfahrung hat es gezeigt, daß die Sittenverderbnis des Publicums in *praxi*, immer den sittenverderbenden Büchern vorhergegangen. Die Antwort auf die zweyte Frage lautet: wie gegen jeden andern Injurianten. Nur muß der Gesetzgeber, da die Injurie durch Druckschriften eine größere Publicität erhält, auch die Strafe schärfen, und etwa den Schriftsteller dahin bedrohen, daß er es auf eigene Kosten ausmittele, wer alles seine Injurie zu Gesicht bekommen habe, um an denselben den gedruckten Widerruf und die Abbitte gelangen zu lassen. Ueber den nachtheiligen Einfluß der Jagd auf den Landbau, und die Mittel, ihn zu verhüten. Eine mit vieler Gelehrsamkeit prunkende Abhandlung, in welcher der Text gleichsam auf den Noten schwimmt, in der aber weder ein Nachtheil gezeigt wird, der nicht schon längst bekannt wäre, noch ein Mittel angegeben wird, das nicht jedes nur erträgliche Forstrecht schon enthielte. — Die Vorschläge des Hn. v. Arnim zur zweckmäßigen Einrichtung der Preussischen Gefangenanstalten, verstaten keinen Auszug, da jedes Wort derselben die größte Beherzigung verdient, und für den edlen Menschenfreund die innigste Theilnahme erregt. Gewiß der einzige Aufsatz in beiden Bänden, der von Sachkenntnis und Gradlinn im höchsten Verstande der Wörter zeugt, und bey einer ganz umfassenden Ansicht seines Gegenstandes, Vorschläge thut, die ausführbar sind. Ueber die Verbesserung des Forstwesens. Ein sonderbarer Aufsatz! Er fängt mit den theils bereits eingeführten, theils schon vergessenen Vorschlägen an, die ein Ungenannter 1799 dem Könige Friedrich Wilhelm III über diesen Gegenstand eingereicht hatte, schweift dann auf die Meinungen ab, die Friedrich II von der Jagd hegte, und endet mit den Bedrückungen, die der Vice-Oberjägermeister von Stein sich unter Friedrich Wilhelm II bey Aufforderungen zur Ableistung der Jagddienste erlaubte! Von dem also, was man erwartete, kein Wort! Die Wohlthaten des Pupillencollegiums in \*\* sind zwar nicht fortgesetzt, obgleich die Fortsetzung versprochen ward; man sieht aber weils Geistes Kind die-



dieser Satiriker ist. Denn Satire soll doch wohl die Ueberschrift seyn, da das Pupillencollegium über sein Verfahren getadelt wird. Die Thatsache ist kürzlich die: Jemand heyrathet ein Mädchen, zu deren Ausstattung ein Onkel 200 Rthlr. hergiebt, wofür sich der Mann als Selbstschuldner verschreibt. Nach dem Tode des Onkels findet der Universalerbe den Wechsel über 200 Rthlr., schenkt diese Summe dem Kinde seiner Nichte, will sie aber vom Vater eingetrieben wissen. Der Vater macht dagegen Vorstellungen, die von der Billigkeit hergenommen sind, und das Pupillencollegium entscheidet nach Gerechtigkeit. Was will nun dieser scheinbare Kosmopolit mit seinem Achselzucken? Gewiss ein hartes und äußerst gewagtes Unternehmen, von einem Gerichtshof zu verlangen, daß er nach Billigkeit für den Vater sprechen soll, da die Gerechtigkeit für den unmündigen Sohn sprach! In den Gedanken über eine Pensionsanstalt für Dienstbothen wird die von dem verstorbenen Grafen von Alvensleben über diesen Gegenstand aufgeworfene Preisaufgabe getadelt. Der Brodherr habe der Ausgaben schon zu viele, als daß er hiezu beytragen könne; und wenn die Beyträge von den Dienstbothen erhoben werden sollten, würden diese den Lohn erhöhen müssen, wodurch der Beytrag doch am Ende auf den Brodherrn fiel. Ueberdies würde das Gesinde, durch diese gesicherte Aussicht in die Zukunft nur trotzig und zu noch häufigern Dienstveränderungen verleitet werden, als bis jetzt schon im Schwange waren. Er schlägt daher unter andern vor, daß mit den schon bestehenden Arbeitshäusern, Versorgungsanstalten auch für Dienstbothen verbunden würden. \*Ist das aber etwas anders als eine Pensionsanstalt? Und ging dann die wohlgemeinte Absicht des Hn. v. A. auf etwas anders, als auf die Versorgung solcher Dienstbothen, die nicht mehr arbeiten können? Wie traurig ist es doch, daß ein Unbefugter den edlen Gedanken, dem müden Menschen einige wenige Stunden der Ruhe zu verschaffen, dadurch brandmarkt, daß er jene Pensions-Anstalt, eine Faul-Anstalt nennt! Die heiligen zehn Gebote für angehende Cameralisten und Financiers, enthalten in einem schwerfälligen Styl einige Sätze aus den Anfangsgründen der Cameral- und Finanz-Wissenschaft. Wie unwissend und unerfahren muß doch der Cameralist und Finanzier seyn, der diese nicht weiß! Und wo hat dieser Lehrer seine Weisheit hergenommen, daß er die Beförderung der Viehzucht und des Ackerbaues im Staate für wichtiger als die Bevölkerung desselben hält? Jene beiden Zweige zur Ernährung der Einwohner stehen, so wie alle Zweige des National-Kunstfleisses, mit der Bevölkerung im Wechselverhältniß. In einem Staate, wo die Bevölkerung durch zufällige Umstände abnimmt, braucht man die Nahrungszweige nicht zu vermehren; zu erhöhen; und wo diese zufälliger Weise vertrocknen, kann die Bevölkerung nicht zunehmen. Eins hält mit dem andern allemal gleichen Schritt. Wir nehmen folgende drey Aufsätze zusammen: Ueber die Bittschrift der deutschen Judenschaft an den Reichstag zu Regensburg, oder Vertheidigung der

Christen gegen die Eingriffe und den Wuchergeist der Juden. Der Charakter der Juden im Allgemeinen, und über die Mittel, ihn zu bessern. Endlich die sogenannte Recension der Schrift: de civitate Judaeorum vom K. Preussischen Criminalrath Paalzow. Diese Aufsätze athmen Einen Geist, ob wir gleich nicht behaupten können, daß sie aus Einer Feder geflossen sind. Wie muß einem Mann zu Muthe seyn, der zu der selbigen Zeit, wo alles sich bestrebt, das schöne Gebäude der Bruderliebe und der Duldsamkeit aufzuführen, sich alle Mühe giebt, es zu untergraben? Gewiss nicht anders, als jenem Manne, der kein inneres Verdienst in sich fühlte, und den Tempel der Diana anzündete, um wenigstens so in der Geschichte genannt zu werden! Der zuletzt genannte Aufsatz rührt vom Justizcommissarius Grattenauer in Berlin her, der sich zu demselben als Vf. bekennt, und ihn besonders unter dem Titel: „wider die Juden,“ abdrucken liefs. Er enthält keine Recension der Paalzow'schen Schrift, da diese sich auf ruhiges Prüfen ihres Gegenstandes einläßt, Hr. G. hingegen Eisenmenger und andere compilirt — Schmidt scheint er nicht gekannt zu haben, — die von ihm, Hr. G. angefertigte Deduction gegen die Zulässigkeit des Judenthums anführt, und Anekdoten beybringt; an die Hr. P. nicht gedacht hat. Und wozu alles das? Um zu beweisen, daß die Juden stinken, Wucher treiben, falsch schwören, und selbst den Aerzten ihrer Kolonie nicht zu trauen sey! Sensation hat diese Schrift, bey dem unaufgeklärten Christen und Juden, allerdings machen müssen; denn der unaufgeklärte Christ ist schadenfroh, und der unaufgeklärte Jude furchtsam. Der uneingenommene Beobachter aber sah bald ein, daß diese Broschüre gar keine Aufmerksamkeit verdiene. — Die Beschuldigungen Eisenmenger's sind größtentheils mit Stellen aus dem Talmud und andern rabbinischen Schriften belegt. Wer aber den Talmud kennt, wird wohl wissen, daß er eine Sammlung von höchst widerstreitenden Meinungen ist, in welcher sich daher für jede die Menschheit schändende Stelle eine andere findet, an der sich das Herz des Menschenfreundes erwärmen kann. Und was Wunder überhaupt ist es, daß es in einem Zeitraum von beynahe 2000 Jahren intolerante Juden gegeben hat? Der Geist aller positiven Religion führt bey dem Unaufgeklärten nothwendig auf Intoleranz; und es sollte gar nicht schwer fallen, aus dem N. T. den Kirchenvätern, den Beschlüssen der Sorbonne etc. das traurigste Gemälde dieser Art aufzustellen, und aus zusammengestopelten Bruchstücken, gleichsam eine Musivarbeit hervorgehen zu lassen, vor welcher der entschiedenste Menschenfeind zurückbeben, und sich gestehen müßte: so intolerant habe ich die Menschen noch nicht gekannt! Rec., der die Juden genau kennt, ist kein unbedingter Vertheidiger derselben; aber es kränkt ihn, wenn er sieht, daß man die Schuld alles dessen, was ihnen zur Last fällt, gänzlich auf sie legt. Eine christliche Familie lebt mit 400 Rthlr. in Berlin äußerst eingeschränkt; aber der Hausvater erwirbt diese Summe entweder als Gehalt, oder durch seiner Hän-



Hände Arbeit, ohne große Capitalien. Der Jude, der seine Familie, wenn auch eben so eingeschränkt ernähren will, bedarf dazu wenigstens eines Capitals von 10.000 Rthlr., um diese Summe auf eine rechtliche Weise hervorzubringen. Nun hat er aber selten mehr als ein paar hundert Thaler bey seiner Verhey-rathung; alle andere Wege, als mit Geld, Geld zu verdienen, sind ihm abgeschnitten, seine 200 Rthlr. muß er zu 200 Procent ausbringen, und er ist noch ein sehr ehrlicher Mann, wenn er sich mit 10 oder 8 Procent begnügt! Der possirliche Einwand, daß die Christen leiden würden, wenn die Juden die Rechte der Menschheit erhalten sollten, verdiente eigentlich ebenfalls eine possirliche Antwort: jetzt nämlich leiden die Juden, da den Christen die Rechte der Menschheit allein eingeräumt sind. Denn Mensch ist Mensch. Aber die Sache im Ernst genommen, möchten wir wohl fragen: was verlieren die Christen dabey, wenn die Juden zu Handwerken etc. zugelassen werden? Jeder Jude, der ein Handwerk treibt, ist dem Handelsstand entzogen, und an seine Stelle tritt ein Christ ein: das Gleichgewicht ist wieder hergestellt. — Was nun die Beschuldigung gegen die Zulässigkeit des Judentums betrifft, die Hr. G. abermals aufwärmt, und zu der er die Gründe von einem am Versöhnungstage gehaltenen Gebete hernimmt: so gesteht hier, daß er den Juden rathen wollte, dies Gebet ganz abzuschaffen, da es schon so oft zu ihrer Verunglimpfung gebraucht wurde. Er muß aber auch von der andern Seite bekennen, daß es das unschuldigste Ding auf Gottes Erdboden ist. Es enthält weiter nichts, als einen den Katholiken nachgemachten Ablass von Sünden, Gelübden etc. gegen Gott; von Verbindlichkeiten der Menschen gegen den Menschen befreiet es auf keine Weise. — Die in diesen beiden Bänden enthaltenen Gedichte von den Pseudonymen Rivera, von Richtscheid, und von Held, sind nicht ganz gewöhnlich. Die Feder aber, die sie schrieb, war in Wermuth getaucht, und die Bitterkeit, die sie dem Leser mittheilt, stärkt ihn nicht, sondern schwächt seinen Glauben an Menschenwürde, und macht den Menschen zum Abscheu vor sich selbst.

V—b.

- 1) BERLIN, b. Schmidt: *Wider die Juden. Ein Wort der Warnung an alle unsere christliche Mitbürger.* (Fünf Auflagen). 1803. 64 S. 8. (6 gr.)
- 2) Ebend. b. demselben: *Erklärung an das Publicum über meine Schrift: wider die Juden*, von C. W. F. Grattenauer, königl. preuß. Justizcommissarius und Notarius im Departement des Kammergerichts. *Zweyte Auflage.* 48 S. 8. (6 gr.)
- 3) Ebend. b. demf.: *Grattenauers erster Nachtrag zu seiner Erklärung über seine Schrift: wider die Juden.* Ein Anhang zur fünften Aufl. 84 S. 8. (8 gr.)
- 4) Ebend., b. Hayn: *Können die Juden, ohne Nachtheil für den Staat, bey ihrer jetzigen Verfassung bleiben?* 67 S. 8. (8 gr.)
- 5) Ebend., b. Schöne: *Für die Juden. Ein Wort zur Beherzigung an die Freunde der Menschheit und*

*die wahren Verehrer Jesu.* Vom Kammerassessor u. Prof. Kosmann. *Zweyte Auflage.* 56 S. 8. (4 gr.)

- 6) Ebend., b. demf.: *Geständnisse; meine Schrift für die Juden betreffend*, vom Kammerassessor u. Prof. D. Kosmann. *Eine Zeitschrift.* 64 S. 8. (4 gr.)
- 7) Ebend., b. demf.: *Sendeschreiben eines Christen an einen liefigen Juden, über den Vf. der Schrift: wider die Juden.* 32 S. 8. (2 gr.)
- 8) Ebend., b. demf.: *Der Pseudo-Hamann, oder kurze Widerlegung der Schrift: wider die Juden.* 40 S. 8. (4 gr.)
- 9) HAMBURG, b. Nestler: *Bellerophon oder der geschlagene Grattenauer, nebst einer Dedication an den Teufel.* Von S. J. Lefrank. 55 S. 8. (6 gr.)
- 10) BERLIN, b. Schöne: *Kosmopolitische unpartheyische Gedanken über Juden und Christen, erzeugt durch das Werk: wider die Juden u. s. w. Eine Vertheidigung dessen, was gerecht und billig ist.* Von K. F. W. Freyhorn v. Diebitsch, Russisch. Kaiserl. Major außer Dienst. 1804. 132 S. 8. (12 gr.)

Viel Lärm, aber nicht um Nichts, wenn man den wider die Juden geschriebenen Broschüren glaubt! Hr. Grattenauer, bekannt durch eine Schrift über das Wechselrecht, und vor einigen Jahren Anwalt des Juden Gans zu Celle gegen den preussischen Kammerherrn, Baron von Eckartstein, jetzt ein muthwilliger Gegner der Juden, giebt in der Vorrede zu Nr. 1. deutlich genug an, was ihn bewogen habe, die Feder gegen die Juden zu ergreifen. „Ein Ministerium, führt er aus Herders Adrastra nicht ohne Ablicht an, in welchem der Jude alles gilt; eine Haushaltung, in welcher ein Jude die Schlüssel zur Garderobe und zur Casse des ganzen Hauses führt; ein Departement oder Commissariat, in welchem Juden die Hauptgeschäfte führen, eine Universität, auf welcher Juden als Mäcker und Geldverleiher der Studirenden geduldet werden, das sind unauszutrocknende pontinische Sümpfe. Denn nach dem alten Sprichwort: wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler, und wo Fäulnis ist, hecken Insecten und Würmer.“ Der Vf. von Nr. 4 geht noch freyer mit der Sprache heraus; er behauptet S. 63 ausdrücklich: „es sey anzunehmen, daß die Juden von der Summe alles Verkehrs im (preussischen) Staate und von der Summe aller Befoldungen der Militär- und Civilbeamten wenigstens zehn Procent im Durchschnitt durch den Wucher und Betrug an sich ziehen.“ Und S. 33 heist es: „Wer kann durch ein ehrliches Gewerbe, ohne zu stehen, ohne zu betrügen, ohne zu contrebändern, ohne die Münzen zu beschneiden, ohne zu defraudiren, ohne die Cassenbeutel zu verfälschen, und ohne einen sträflichen Handel mit falschem Gelde zu treiben, in einer so kurzen Zeit so große Reichthümer zusammen bringen, als so mancher Jude?“ Auch Hr. Buchholz, dessen Schrift: *Moses und Jesus*, durch das große Aufsehen, welches die Grattenauerischen Pamphlete gegen die Juden in dem preussischen Staate gemacht haben, veranlaßt ward, und von einem andern Mitarbeiter angezeigt werden wird, sagt S. 200 seiner Schrift: „Wie soll der Christ es ruhig mit ansehen, daß sich in der Staats-

*Staatsgesellschaft ein Säuertheil befindet, der den ganzen Teig versäuert? Wie kann man ihn bereden wollen, das zu lieben, was er seiner Natur nach kaffen muß?* „Also ein großes, für den Staat gefährliches Uebergewicht, das sich die Juden angeblich durch ihr Geld zu verschaffen gewußt haben, dieß ist der *offensiblen Grund*, warum die Juden in Nr. 1—4 angegriffen werden. Hr. Gr. verhehlt dabey nicht, daß er die Juden „*von ganzem Herzen kasse*“; auch redet er ihnen in der That alles erdenkliche Böse nach; was sich nur immer in *Eisenmengers entdecktem Judenthum* und in andern Schriften den „*verfluchten Juden*“ Nachtheiliges auffinden ließe, das hat er eifrig, aber ohne die mindeste Auswahl und Prüfung gesammelt; vielleicht ist er aber im Herzen so wüthend nicht gegen diese Nation, als er scheinen will; er wollte vielleicht nur, wie so manche Lärmmacher vor ihm, um jeden Preis *Auffehen machen*, und eine ruhige, unpartheyische und humane Schrift über die Juden würde nicht so sicher zu diesem Zwecke geführt haben, und keine fünf Auflagen derselben würden nothwendig geworden seyn. Pikant kann Hr. Gr. übrigens wohl schreiben, und auf ein anderes Verdienst macht er vermuthlich keinen Anspruch; es würde also gewiß vergebliche Arbeit seyn, wenn man Flugblätter, deren V. nur die *Lacher* auf seine Seite ziehen wollte, ernsthaft prüfen, und die Spreu von dem Weizen sorgfältig sondern wollte; Hr. Gr. hat seinen Zweck erreicht, er hat dem *großen Haufen*, zu dessen Sprache er sich kaum *herablassen* mußte, Unterhaltung genug gegeben und sein Publicum einige Zeit von sich reden zu machen verstanden. *Scurriler* noch, wo möglich, und dieß will viel sagen, *profaner* noch, wo möglich, ist Nr. 4 geschrieben; Rec. enthält sich, aus Achtung für seine Leser, dieß Urtheil mit Beyspielen zu belegen; nur muß er sagen, daß, wenn die Juden wirklich die verderblichen Leute sind, die sie nach ihm und Hn. Gr. seyn sollen, es sehr zu bedauern ist, daß diese beiden Männer durch die *Zügellosigkeit* ihrer Ausfälle auf diese Nation das *edlere Publicum* geneigt gemacht haben, sich mehr für sie als für ihre Hasser zu interessiren. — Die Schriften des Hn. K. für die Juden (Nr. 5 und 6) sind schwach, und ihr V. dürfte besser gethan haben, sich nicht in diesen Streit zu mischen. Der unbeschnittene Philister, der den Juden so sehr Hohn sprach, mußte anders angegriffen werden. Hr. K. hat ihn nicht getroffen, und dieß wird manchem leid thun, der dem Hn. Gr. eine Demüthigung seines Uebermuths wohl hätte gönnen mögen, und sich allemal freut, wenn ein petulanter Angreifer an einem andern, den er gering schätzte, seinen Meister findet, und nach Verdienen abgeführt wird. — Der *Christ*, der Nr. 7 schrieb, macht der christlichen Kirche wenig Ehre; gemein und pöbelhaft ist seine Sprache, wie ihn so gleich bewiesen werden soll, wenn er sich über dieß Urtheil beschwert. Besser gefällt der *Jude*, der Nr. 8 schrieb, und der dem Hn. Grattenauer, welcher sehr mit Belesenheit in jüdischen Schriften prunkte, zu bewei-

sen sucht, daß er den Talmud, woraus er vieles ausführte, nicht recht verstehe. — In welchem Sinne der V. von Nr. 9, auch ein *Jude*, Hr. Gr. den *geschlagenen* nennt, ist gleichgültig; aber gewiß ist diese Schrift mehr als alle übrigen in einem unwürdigen, unedeln Tone geschrieben, und wenn Hr. Gr. seines Gefühl hat, so wird ihm gewiß bey dem Lesen dieses *Bellerophons* das Gewissen schlagen, und ihm Vorwürfe darüber machen, daß er durch den von ihm angestimmten Ton einem Hn. Lefrank Muth machte, in einem solchen Tone gegen ihn zu schreiben. Bemerkenswerth ist es, daß Hr. Buchholz, der doch später als Hr. Gr. über die Juden schrieb, und vielleicht ohne den Lärm, der über jene Pamphlete in den preussischen Staaten entstand, nie eine Feder deshalb angefaßt hätte, des Hn. Gr. in seiner interessanten Schrift mit *keinem Worte gedenkt*, obgleich sein *Moses und Jesus* auch in Berlin erschienen ist. Kann dieß Stillschweigen ein Zeichen der Hochachtung für Hn. Gr. seyn?

Wir haben noch ein Wort von Nr. 10 hinzu zuzufügen. Weil man nach S. 5 glaubt, daß der Vertheidiger der Juden, Hr. Kosmann, für seine erste Schrift zweytausend Thaler von einem vornehmen Juden erhalten habe, so erklärt der V. vorliegender Schrift, welcher die Juden ebenfalls gegen Hn. Grattenauer in Schutz nimmt, daß er sie *unaufgefordert durch solche Versprechungen* geschrieben habe. „Sollte sie mit indeßen, sagt er S. 7, wider mein Vermuthen *Geld und Geschenke* einbringen, so kann ich *Geld immer brauchen*, und ich *verspreche*, demjenigen, der neugierig ist, es wissen zu wollen, (wie viel ich bekommen habe) ausreichend die Wahrheit zu sagen, und ihm jede eingehende Summe anzuzeigen.“ Wenn ferner „ein armer Teufel selbst auf die Gefahr, eine Tracht Prügel zu erhalten, auf den Einfall kömmt, den V., auf einer *Sau*, einem *Esel*, *Ochsen* oder einem andern Mitgliede seiner Verwandtschaft reitend, dem Publicum darzustellen, so kann sich derselbe, der Aehnlichkeit des Bildes wegen, dreist an den Hn. Baron wenden, der sich geduldig abzeichnen, mahlen, und in Kupfer stechen lassen will; denn ich halte es, sagt er, für Pflicht, *die Industrie zu befördern und einem Genie, das sonst verhungern müßte, aufzuhelfen*.“ So viel zur Charakterisirung des Tons. Was zur Vertheidigung der Juden vorgebracht wird, läuft zum Theil darauf hinaus, es sey der Christen Schuld, wenn die Juden schlecht denken und handeln. Die Schrift ließe sich ziemlich unbequem, weil man die Grattenauer'sche Schrift immer bey der Hand haben muß, um sie ganz zu verstehen. Bedeutend kann Rec. sie nicht finden; doch mag sie immerhin den übrigen neuesten Schriften über die Juden beygelegt werden; nur wird das Publicum wünschen, daß sie die letzte sey, und sein Wunsch wird hoffentlich in Erfüllung gehen, da Hr. Gr. sich bekanntlich in eine Lage gesetzt hat, die seinen Feindseligkeiten gegen die Juden allen Stachel benimmt.

OW.

# Monatsregister

V O M

M ä r z 1 8 0 4.

## I. Verzeichniß der im Monat März in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

<b>A.</b>		<i>Grattenauer</i> Erklärung an d. Publicum	78. 621.
<i>Ahlwardt</i> Bemerk. üb. Pf. 22, 30.	52. 415.	— — — Erster Nachtrag	— —
<i>Almanach</i> f. Rittergutsbesitzer, Pächter und Verwalter auf 1804.	63. 504.	<b>H.</b>	
<b>B.</b>		<i>Händels</i> Messias v. Mozart	76. 601. 77. 609.
<i>Behlken</i> d. praktische Buchhalter	64. 505.	<i>Hazzi</i> Katechism. d. bairischen Landesculturge- setze	63. 497.
<i>Becker</i> d. sichersten Mittel sich von Krämpfen zu befreyen	56. 446.	<i>Hecker</i> über d. Nutzen antiker Münzen für Schu- len	70. 559.
— — Husten und Schnupfen	— —	<i>Held</i> de quibusdam organis in foetu tantum obviis	66. 527.
— — die monatliche Reinigung	65. 519.	<i>Henkel</i> Anw. z. verbess. chir. Verbande v. Stark	56. 445.
<i>Bemerkungen</i> u. Wünsche e. Hildesheimisch. Pa- trioten	73. 583.	<i>Hodenpyl</i> , num arthritis ab acido urico perverse secreto dependeat?	55. 439.
<i>Bertrand</i> Amina d. schöne Zirkassierin, 2 Thle.	58. 463.	<i>Hoffmann</i> Verf. e. gründl. Theorie d. Paralleli- nien	67. 553.
<i>Beyträge</i> zur Beförderung geometrischer u. geogr. Messungen	67. 532.	— — Phytographische Blätter	68. 549.
<i>Bonaparte</i> Napoleon u. d. franz. Volk unter f. Consulate	74. 590.	<i>Hoffmeister</i> Samml. v. Gesellschaftsliedern mit Melodien	61. 486.
<i>Bouterweck</i> N. Museum d. Philosophie u. Litera- tur. Bd. 1. Hft. 1. 2.	57. 449.	<b>I.</b>	
<i>Breitenbach</i> das Ganze des Hopfenbaues	63. 500.	<i>Ideen</i> u. Vorschläge z. Verbesserung d. Land- schulen	73. 583.
<i>Buhle</i> tabell. Uebers. d. übl. Münzen, Maasse u. f. w.	76. 607.	<i>Jong's</i> Reisen nach d. Vorgebürge d. guten Hoff- nung 1 Th.	69. 551.
<i>Buse</i> d. Ganze der Handlung. Th. 6. B. 1.	64. 508.	<i>Journal</i> f. Fabrik, Manuf., Handl. und Mode Bd. 24. St. 1—6. Bd. 25. St. 1—6.	64. 512.
<i>Büsch</i> üb. d. Mißbräuche, d. sich in Frankreich b. Wechselgesch. eingeschlichen haben	64. 510.	<i>Juden</i> , können sie ohne Nachtheil f. d. Staat in ihrer Verf. bleiben?	78. 621.
<b>C.</b>		<i>Jugendunterhaltungen</i>	74. 592.
<i>de Carlowitz</i> Comm. juris Sax. de orig. fatis et natura pecunie servitiorum equestrium vica- rise	54. 431.	<b>K.</b>	
<b>D.</b>		<i>Kalb</i> , das silberne, 1—4 Th.	71. 567.
<i>v. Diebitsch</i> kosmopolitische unpartheyische Ge- danken über Juden u. Christen	78. 622.	<i>Kleines</i> , doch hellerscheinendes Licht a. d. niedern Hütte d. wachenden Christen	52. 415.
<b>E.</b>		<i>Kosmann</i> für die Juden. 2te Aufl.	78. 622.
<i>Eyth</i> vollständ. Anl. zur Decimalrechnung f. alle Stände	67. 529.	— — Geständnisse	— —
<b>F.</b>		<i>Krom</i> Joannes de Dooper	52. 413.
<i>Fabri</i> Handbuch d. neuesten Geographie. 8te Ausg. 1, 2 Th.	69. 545.	<b>L.</b>	
<i>Feuerbrände</i> f. Deutschland 1, 2 Th.	78. 617.	<i>Lagrange</i> Handb. f. Pharmaceutiker	66. 525.
<i>Frankfurter</i> Raths- u. Stadt-Calender f. 1804.	69. 551.	<i>Löffler</i> üb. d. kirchl. Genugthuungslehre	62. 409.
<b>G.</b>		<b>M.</b>	
<i>Gelder</i> Het Leven van Joannes, den Dooper	62. 413.	<i>Majer</i> System d. Staatsregierung im Grundrisse	62. 495.
<i>Gemälde</i> , interess., a. d. Gesch. d. geistl. Kur- fürsten	74. 591.	<i>Malblanc</i> Principia jur. rom. secund. ord. digest.	64. 417.
<i>Grattenauer</i> : Wider die Juden	78. 621.	<i>Martin</i> de indole contumaciae in causis civ. con- tentiosis	58. 465.
		<i>Mathilde</i> , par l'Auteur du Journal de Lolotte	72. 576.
		<i>Meier</i> und <i>Laube</i> Cupido, e. poet. Taschenbuch auf 1804.	77. 613.
		<i>Metternich</i> üb. einige Pflichten d. Aerzte	55. 440.
		<i>Mayer</i> , Klopstocks Gedächtnisfeyer	76. 599.
		von	

<i>van Mons</i> Journal de Chimie et de Physique. T. I—III. 66, 513. 66, 521.	<i>Schellenberg</i> Handb. f. angehende Kaufleute 64, 505.
<i>Morelli</i> Differt. intorno ad alcuni viaggiatori erudi- ti Venetiani poco noti 75, 579.	<i>Schultes</i> Verf. e. theor.-prakt. Commentars üb. d. peinl. Recht 54, 430.
— — bibliotheca Msa graeca et latina 73, 579.	<i>Sendtschreiben</i> e. Christen an e. Berliner Juden 78, 622.
<i>Müller</i> neueste allg. Geographie der gegenwärtigen Zeit. 1 Th. 72, 574.	<i>Sibeth</i> Erörterungen a. d. Lehre vom Besitz 53, 417.
P.	<i>Sievers</i> Auswahl a. d. vorzügl. franz. Schauspielen 71, 566.
<i>Pachterin</i> , die schöne, 2 Thle. 76, 608.	— — Hans von Kriakrak 71, 567.
<i>Paganica</i> , prakt. Anl. z. Forstwissenschaft 63, 505.	T.
<i>Percival's</i> Beschr. von der Insel Ceylon — überf. von <i>Bergk</i> 69, 548.	<i>Taschenbuch</i> f. Damen & 1804 v. <i>Huber, Lafon-</i> <i>taine, Pfeffel</i> u. a. 71, 563.
<i>Pestalozzi's</i> Lehrsystem.	<i>Trommsdorf</i> d. Apothekerschule 66, 527.
— — — w. e. Gertrud ihre Kinder lehrt 59, 60, 61, 465.	— — — Pharmaceutische Nomenclaturtafel 66, 528.
<i>Ploucquet</i> Biblioth. med. practica et chir. realis recentior. T. I, II. 56, 443.	<i>Troxler</i> Ideen z. Gründl. d. Nosologie u. The- rapie 55, 433. 56, 441.
<i>Pseudo-Hamann</i> , oder kurze Widerlegung der Schrift: wider die Juden 78, 622.	<i>Turnbill</i> zur Heilung und Unterstützung armer Bruchpatienten 56, 447.
R.	V.
<i>Reformen</i> Oesterreichs im Kriegsfach 62, 489.	<i>Valérie, ou Lettres de Gustave de Linas à Ernest</i> <i>de G.</i> 76, 606.
<i>Reichardt</i> Six Romances av. Acc. de Forte-piano ou Harpe 67, 435.	<i>Ventenat</i> Jardin de la Malmaison 68, 537.
<i>Roderich</i> , oder der Zauberthurm 75, 599.	— — Choix de Plantes dont la plupart sont cultivées dans le Jardin de Cels 68, 543.
<i>Rohde</i> üb. Laplace's neue Verbesser. d. a. baro- metrischen Beobacht. berechneten Berghöhen 67, 533.	<i>Vogelmann</i> Ueb. d. Vortheile d. Feuerungsver- besserungen 68, 546.
— — Principes du nivellement pour la figure composée de la terre etc. 67, 534.	W.
<i>Rothe</i> Memoire sur les Committés conciliateurs en Dannemarc 70, 558. 71, 561.	<i>Wagner</i> Denkwürdigkeit. d. Stadt Rathenow 76, 597.
S.	<i>Welffe</i> Geschichte d. kurfächf. Staaten 74, 585. 75, 595.
<i>Sachse</i> , Klopstock u. f. Verdienst 75, 599.	Z.
<i>Sauer</i> Unterf. üb. d. Antheil d. Einbildungskraft an d. Werken d. Dicht- u. Redekunst 58, 459.	<i>v. Zimmermann</i> Taschenbuch d. Reisen, 3 Jahrg. 72, 569.
<i>Schaller's</i> Gedichte. 71, 567.	<i>Zollverordnung</i> f. Schleswig u. Holstein 63, 423.
	<i>Zumsteeg</i> Samml. deutscher Gefänge 61, 486.
	— — Schillers Ode an d. Freude — —

## II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

<i>Akademische Buchh.</i> in Jena 55, 56.	<i>Frommann</i> in Züllichau 52.	<i>Perthes</i> in Gotha 72.
<i>Aken</i> in Amsterdam 52.	<i>Gabler</i> in Jena 54.	— — — Hamburg 76.
<i>Andra</i> in Frankfurt a. M. 67.	<i>Gefsnr</i> in Bern u. Zürich 59, 60, 61.	<i>Pockwitz</i> Wittwe in Hannover 64.
<i>Baumgärtner</i> in Leipzig 56.	<i>Göbhard</i> in Würzburg 68.	<i>Raw</i> in Nürnberg 52.
<i>Behrens</i> in Frankfurt a. M. 55.	<i>Grau</i> in Hof 62, 72.	<i>Repondi</i> in Bassano 72.
<i>Beyer</i> u. <i>Mähling</i> in Erfurt 63.	<i>Heerbrand</i> in Tübingen 54.	<i>Renger</i> in Halle 67 (2).
<i>Breitkopf</i> und <i>Härtel</i> in Leipzig 74.	<i>Hemmerde</i> u. <i>Schwetschke</i> in Halle 69.	<i>Rein</i> in Leipzig 58, 69, 71 (2), 75.
75, 76, 77.	<i>Hempel</i> in Leipzig 64.	<i>Rosenbach</i> in Göttingen 58.
<i>Compsoir</i> f. Literatur in Leipzig 63.	<i>Hendel</i> in Halle 76.	<i>Schmidt</i> in Berlin 78 (4).
<i>Cotta</i> in Tübingen 56, 71.	<i>Hennings</i> in Erfurt 64, 66 (2), 76.	<i>Schöne</i> in Berlin 78 (5).
<i>Crapelet</i> in Paris 68 (2).	<i>Henrichs</i> in Paris 76.	<i>Schröder</i> in Göttingen 68.
<i>Degen</i> in Wien 62.	<i>Hessmann</i> in Hamburg 69.	<i>Schulz</i> in Kopenhagen 55, 70, 71.
<i>Dienemann</i> in Penig 58, 77.	<i>Hofmeister</i> u. <i>Rühnel</i> in Leipzig 61 (3).	<i>Seyfert</i> in Bremen 74.
<i>Doll</i> in Wien 63.	<i>Blaubarth</i> in Leipzig 54.	<i>Stelling</i> in Oldenburg 52.
<i>Ernst</i> in Quedlinburg 74.	<i>Kreitel</i> in Lehr 67.	<i>Steinacker</i> in Leipzig 73.
<i>Errard</i> in Paris 57.	<i>Lange</i> in Stralsund 56.	<i>Stiller</i> in Rostock 53, 54.
<i>Ettinger</i> in Gotha 64.	<i>Martini</i> in Leipzig 57, 58.	<i>Varrentrapp</i> u. <i>Wenner</i> in Frf. a. M. 69.
<i>Fleischer</i> d. J. in Leipzig 66, 72.	<i>Matzdorf</i> in Berlin 75.	<i>Vollmer</i> in Hamburg 64.
<i>Flon</i> in Brüssel 65, 66.	<i>Meerburg</i> in Leiden 55.	<i>Yntema</i> in Amsterdam 52.
<i>Frieße</i> in Pirna 56 (2), 65.	<i>Neßler</i> in Hamburg 73, 78.	<i>Zatta</i> in Venedig 73.

### III. Intelligenzblatt des März.

#### Bemerkungen über Literatur und Kunst.

*Fea* ist nicht Uebersetzer der Winkelmännichen

Kunstgeschichte	38. 303.
Sprachbemerkungen v. d. D. d. J. A. L. Z.	27. 215.
— — — — von Kq.	29. 232.
— — — — von Kq.	30. 239.
— — — — K.	33. 271.
Ueber Schönheit des Drucks von K.	36. 237.
Uebersicht der Literatur der franz. Philosophie	27. 209.
31. 241. 34. 265. 35. 273.	
— — der theologischen Literatur in Frankreich	40. 313.

#### Ankündigungen.

*Alwin* and *Theodore*, transl. from the German. 39. 312.  
Anzeige d. kön. Akad. d. Wiss. zu Berlin, wegen Concurrenz eines Aufsatzes üb. philos.

Analyse	35. 266.
Anzeigen von Uebersetzungen	28. 217. 28. 218. 28. 219. 39. 312.

v. *Aretius* Beyträge zur Geschichte u. Literatur 32. 233.

*Ariosto* rasender Roland üb. v. Gries 35. 280.

*Baur* Gallerie historischer Gemälde 30. 238.

— histor. biogr. liter. Handwörterbuch 39. 311.

Beyträge zu Beförderung des Mühlenbaues 39. 312.

*Bibliotheca Castellana*, Provencal, Lemosin y

Portuguesa 29. 227.

*Bornscheins* Gesch. d. deutschen Vaterlandes 39. 310.

*Cavalle's* Handbuch der Chemie 29. 227.

Commentar, hist. krit. exeg., zur n. u. a. Ausg.

d. allg. Landrechts 31. 247.

Dresdner polit. u. merkantil. Anzeigen 30. 236.

*Fabri* Abriss d. Geographie 10te Aufl. 30. 237.

*Feydel*, das Corsische Kleeblatt 28. 218.

v. *Firks*, die Letten in Kurland 37. 292.

*Frommann's* in Jena Verlagsartikel 36. 266.

v. *Gersdorff*, Ausflüchten von der Riesenkoppe

nach Böhmen etc. 32. 266.

— — — — aus Hempelsbaude n. Schle-

fen etc. 32. 266.

Handwörterbuch d. deutschen Sprache 39. 309.

*Hercynisches* Archiv 30. 236.

v. *Herder's* Adressen 3B: 2H. 40. 319.

*Himly's* u. *Schmidt's* ophthalmolog. Bibl. 35. 279.

*Hoffmann's* Taschenb. f. Aerzte, Physiker etc. 28.

Auß. 28. 218.

*Journal* f. Fabrik, Handl. u. Mode- 37. 239.

— — — Prediger Bd. 46. 39. 307.

*Krugs* Encyklop. d. Wissenschaften Bd. 3. 30. 239.

Kupferstichwerk nach la Fage 33. 261.

*Lassaux* Verlagsartikel 36. 287.

*Löfflers* Magazin für Prediger. 35. 277.

*Martini* Abichaffung d. Beicht- u. Leihengeldes 30. 240.

*Mellins* encl. Wörterb. d. krit. Philos. Bd. VI. 35. 279.

Musikalische Arabesken. 30. 236.

— — — Werke d. Musik-Comptoirs in

Braunschweig 29. 228.

*Müllers* neueste allg. Geogr. d. gegenw. Zeit 30. 238.

*Munch* christl. Biographien f. denkende Prediger 28. 219.

Oekonomische Hefte 37. 290.

*Percivals* Beschreib. d. Insel Ceylon von Bergk. 28. 217.

*Pindar* ingenium, 39. 312.

Prolegomenen z. Analysis in der Philosophie 31. 248.

Raths Ausgabe von Cicero's Werk de finibus bo-

norum et malorum. 39. 308.

*Riem* N. auserlesene Samml. verm. ökon. Schrif-

ten 10 Bd. 39. 312.

*Schmidt's*, I. E. Ch. u. C. Ch. L. Bibl. f. Krit.

u. Breg. d. N. T. 37. 291.

— — Abgenöthigte Replik 37. 291.

*Sprengels* Anl. z. Kenntn. d. Gewächse Bd. 3. 39. 307.

*Sternberg's* Lit. Zeit. f. d. Medicin u. Chirurgie 35. 276.

*Storck's* Russland unter Alexander I. 1te Liefer. 40. 320.

Taschenbuch f. Leute d. gern lange leben u. ge-

fund bleiben wollen 28. 218.

Thierstelenkunde 33. 280.

*Tromsdorff's* Journal der Pharmacie 29. 227.

Vermischte Anzeigen 32. 266.

*Xenophons* Anabasis üb. von Halbhart 35. 276.

Beförderungen u. Ehrenbezeugungen

v. *Abele* zu Ulm 32. 260.

*Ackermann* in Mainz, 39. 306.

*Adelung* in Petersburg 32. 244.

*Bader* in München 36. 283.

*Beigel* in Dresden 36. 282.

*Berghaus* zu Cleve 32. 251.

*Bratting* 36. 282.

*Brauer* zu Baden 35. 261.

*Brüninghausen* zu Würzburg 33. 262.

*Busch* zu Erlangen 32. 251.

v. *Campehausen* in Petersburg 32. 251.

*Dreves* zu Ludwigslust 32. 251.

*Fischer* in Göttingen 32. 260.

*Fischer* in Lüneburg 39. 306.

*Flachland* zu Baden 33. 261.

*Flatt* in Tübingen 36. 281.

*Flurl* in München 36. 285.

*J. Frank* in Wien 36. 282.

P. — — — — —

*Gärtner* in Neuwied 32. 262.

*Gmelin* in Tübingen 36. 282.

*Griesinger* in Tübingen 36. 282.

*Hayler* in Grünstadt 32. 261.

*Hoche* zu Gröningen 32. 251.

*Hufeland* zu Berlin 35. 262.

*Hupel* in Oberpahlen 39. 305.

*Jäck* zu Berlin 36. 282.

*Kielmeyer* in Tübingen 32. 251.

*Kleffel* zu Goldberg 35. 267.

*Klüber* zu Erlangen 32. 254.

*König* zu Oldenburg 33. 262.

*Langer* zu Tula 32. 251.

*Langhans* Geh. R. in Berlin 36. 286.

*Langhans* Bauinsp. in Berlin 36. 286.

*Majer* in Weimar 38. 302.

*Maler* zu Baden 33. 251.

*Meyer* in Offenbach 32. 261.

*Möser* in Berlin 36. 286.

Musius zu Gießen  
 Niederhuber zu Salzburg  
 Podschwalow zu Petersburg  
 Reichardt in Giebichenstein  
 Rode in Petersburg  
 Roos zu Stammheim  
 Rötting in Bendeleben  
 Rufe in Berlin  
 v. Roth zu Ulm  
 Schmid zu Ulm  
 Schrader in Göttingen  
 Schrickel zu Baden  
 Schuls in Jenkau  
 Storch in Petersburg  
 Straßer in Donetschingen  
 Tönnemann in Jena  
 Vogler zu Weßburg  
 Wehrs in Schweden  
 Weiße in Tübingen  
 Wiers zu Neuwied  
 Wittich zu Cassel  
 Wittich aus Darmstadt

#### Nekrolog.

v. Azsarra in Paris  
 Bertin d'Antilly  
 Bouchaud in Paris  
 v. Cölln zu Detmold  
 Hoffmann in Berlin  
 Jagemann in Weimar  
 Krapp in Bamberg  
 Morgenbesser in Breslau  
 Nestler in Bautzen,  
 Proew in Elbingen  
 Schneider in Breslau  
 Seybold in Tübingen  
 Steiner in Weimar  
 Wagemann in Göttingen

#### Oeffentliche Lehranstalten.

Chronik d. Universität Jena  
 Verzeichniss d. Vorles. das. im Sommer 1804  
 Gymnasium, königl. z. Posen.  
 Universität zu Strassburg  
 — — — Heidelberg  
 — — — Dorpat  
 — — — Würzburg — Nachtrag zur Orga-  
 nisation dieser Akad.

#### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Kopenhagen, Comité des Sanitätscollegium war  
 Ausarbeitung einer Pharmacopöe. 40, 519.  
 Pariser Nationalinstitut 51, 248. 53, 257.  
 Preisaufgabe d. Akad. d. Wissensch. zu Dijon 40, 518.  
 Rouen, anatom. Vorlesungen das. 29, 228.  
 Stockholm, liter. Verhandlungen d. dortigen Col-  
 legium medic. 29, 252.  
 Vermischte Anzeigen und Nachrichten.  
 v. Aretin wird e. Abhandl. aus d. 13 Jahrh. üb.  
 d. griechische Feuer herausgeben 58, 504.  
 Auszüge aus Briefen aus Schwaben 27, 215.  
 Baudins Naturalienfend. a. d. Nationalmuseum 54, 272.  
 Bayers chinesis. Lexicon in Königsberg 29, 232. 37, 296.  
 Beobachtungen, meteorologische in Frankreich 29, 231.

Beschränkung d. Anzahl v. Studirenden in Baiern 36, 284.  
 Biots Vorschlag in Ansehung Ritters 27, 216.  
 Carlyle's arabische Bibel 58, 502.  
 Castberg's Reise in die Taubstummen-Institute 39, 306.  
 Conté's Erwärmungsröhren 29, 231.  
 Cuviers Untersuchung des Skelets einer ausge-  
 storbenen Thiergattung 56, 284.  
 Damells Ansichten vom Cap d. guten Hoffnung 58, 502.  
 Danzel's aerostatische Versuche 29, 231.  
 Diebstahl in d. Antikenkabinet z. Paris 37, 294.  
 Dienel hat eine neue astronom. Uhr erfunden 36, 284.  
 Doubles Abhandl. üb. d. Wirkungen d. Hitze im  
 vor. Sommer. 37, 296.  
 Ehrmann's Berichtigung 53, 264.  
 Erziehungs-Institut zu Jenkau 51, 246.  
 Eschenburg's Selbstkritik 30, 233.  
 Fabronis Fortf. d. Museum Florentinum 39, 306.  
 Feuerlöschungsmittel 37, 294.  
 Fox in London schlägt e. ansehnl. Honorar aus 29, 232.  
 Grevzel in Stockholm giebt e. Lappl. Botanik  
 heraus 52, 254.  
 Gustav III. Werke werden gedruckt 37, 296.  
 Herabgesetzte Bücherpreise von Slevogt 28, 219.  
 — — — — — Stahl in Jena 28, 220.  
 Höle b. Nizza 56, 284.  
 v. Humboldt, Nachrichten 53, 262.  
 Kochs 12 radirte Blätter z. Landschaftszeichnen 52, 252.  
 Kuhpockenimpfung in Spaniens amerikanischen  
 Besitzungen 53, 262.  
 Kunstinachrichten 54, 271.  
 Lamberts Beschreib. d. Geschlechts pious 58, 302.  
 Larive's Unterricht in d. Declamation 54, 272.  
 Legouvé's Vorlesungen üb. d. Virgil 54, 272.  
 Levrault hat zur L. M. e. Sortiment v. Musikalien 28, 219.  
 Mechain u. Lechevalier messen d. Meridian in  
 Barcellona 32, 254.  
 Millins Dictionaire des Beaux Arts 40, 520.  
 Montagu N. Gesch. d. britt. Muscheln 58, 302.  
 Morelli's in Venedig neueste liter. Arbeiten 58, 304.  
 Oesen in Wagen 29, 308.  
 Oeffentlicher Unterricht in Paris 56, 286.  
 Officielles Werk üb. Aegypten 37, 299.  
 Pallas von Velletri 40, 518.  
 Richers trigonometr. Cirkel 27, 216.  
 Ruhl in Cassel giebt e. Samml. Ornamente nach  
 Antiken heraus 32, 252.  
 v. Schwarzkopf errichtet in Frankf. am M. eine  
 Lesegesellschaft 52, 252.  
 Sebastianis (in Rom) Ausgabe d. Lykophron 40, 520.  
 Seebad im Hafen zu Kiel 56, 284.  
 Suckow bleibt in Heidelberg 52, 254.  
 Ueber Storcks Gemälde d. russ. Reichs wird zu  
 Moskau gelesen 51, 248.  
 Vallis u. Pezronis Reisen nach Asien 59, 306.  
 Vanderburgh's Kunstkabinet in Paris 29, 232.  
 Vigées Vorl. im Pariser Athenäum 29, 232.  
 Wahl eines Vicekanzlers in Tübingen 52, 254.  
 Werke, in d. Druckerey d. Großherrn z. Con-  
 stantinopel 38, 503.  
 Woodmanns Modell v. d. Peterskirche in Rom 52, 254.  
 Ziegler z. Rostock hat keinen Ruf n. Jena erhalten 27, 215.







# ALTE WELTKUNDE.

**H**omers Odysee konnte nicht übersezt werden, ohne daß die Fragen sich aufdrängen: Wie dachte sich jenes Zeitalter den Umfang und die Gestalt der Erde, samt den Völkern an dem einschließenden Okeanos? wie den Himmel, mit der umspannten Dunstluft und Ätherluft, und die tägliche Laufbahn der Himmelslichter? wie den Todtenbezirk im Inneren der Erde, und unter ihr den tartarischen Kerker der Titanen? Der Dichter antwortete bald mehr, bald weniger, nachdem sein Gedicht eine beiläufige Erwähnung des Benannten veranlaßte; auf manches kaum andeutend, Gänzlich auf nichts.

Man zog die nächstfolgenden Dichter und Fabeln in erhaltenen Werken und Bruchstücken, und, zu einzelnen Auflösungen neue Räzel sich gesell-immer spätere und spätere zu Rathe; und ver- die Beziehungen der fortgehenden Volksagen Göttern, Helden und entlegenen Wunderdingen. ergab sich, daß Homers zufällig geäußerte Welt- im Wesentlichen die gemeine Vorstellung meh- Jahrhunderte war: welche, aus sinnlichen Er- rungen und halbweisen Gerüchten der Einfalt des Betrugs, von lebhafter Fantasie nach Wahr- nlichkeit geordnet, und durch unsterbliche Ge- ge zugleich mit dem Heiligsten der Religion und Vaterlandsliebe in die Herzen geprägt, selbst wahr- re Entdeckungen nach einander sich anbildete, ja sich der überwältigenden Berichtigung noch auf- de Spuren von sich einmengte. So wenig von erischer Erdkunde, und so lange sie nach Homer Weltkunde zugleich war, als von irgend einer ren, da schon die Erde ein kleiner, erst scheiben- iger, dann kuglichter Theil in dem erweiterten all Ichien, konnte ein richtiger oder vollständiger if erlangt werden; wenn man nicht die gesamte und Weltkunde der Alten, sie heiße fabelhaft historisch (denn Irrthum und Wahrheit blieben Homer bis nach Ptolemäus, nur in abnehmendem altnisse, gemischt), aus allen Dichtern, Mytho-, , Weltweisen, Geschichtschreibern, Geografen, nomen, selbst aus den kleinsten Bruchstücken bei Grammatikern, zusammenfuchte, und nach ih- mannigfaltigen Abstufungen anordnete.

Die Untersuchung ward anziehend, schon durch Reiz der Schwierigkeiten, die das nahe geglaubte immer hinausrückten, aber weit mehr durch das zuliche Schauspiel, auf welchem Wege der mensch- le Geist, von Erfahrungen geregt, aus sinnlich Gro-

sem zum Größeren des Verstandes drang, und durch den ausgebreiteten Nutzen, für die Erklärung Homers nicht allein, sondern, mit Einem Wort, aller Schrift- steller des griechischen und des römischen Alterthums. Es war ein heiterer Anblick, wie das Homerische Welt- all, eine umflossene Erdscheibe zwischen dem überge- stülpten Himmelsgewölbe und dem gleich tiefen Tar- taros, zur Thaletischen Hohlkugel des Himmels mit Planetenkreisungen um die mittlere, auf Wasser ru- hende Erdscheibe sich ausdehnte; und wie die Erd- scheibe, bald so bald anders in der Mitte gehalten, noch kühneren Forschern die Gestalt einer Kugel mit mehreren umflossenen Erdkreisen annahm, ja dem Vorahnder des Copernicus sogar die Mitte verließ, und um die Sonne mit den anderen Planeten sich be- bewegte. Hatte man die fabelhaften Welttafeln belächelt, auf deren Bezirk die erstaunlichen Irren der Argonau- ten, des Odysseus, der Io sich einschränkten; siehe da, aus ihnen entfaltete sich die Karte, wonach Alexan- der die Eroberung seines Erdkreises für möglich hielt, die Karte, welche dem Cäsar die britannische Insel Mona bis zum 66 Grad verschob, die Karte, womit Columbus durch den westlichen Ocean ein nicht allzu fernes Ostindien aufsuchte.

Den Barden des alten Griechenlands schien nichts unterhaltender, als berühmter Vorfahren Wanderfah- ten und Irren in entlegene Weltgegenden zu besingen. Ein Volk, welches, in der Mitte eines Ringes von Meerländern, kaum die benachbarten durch furchtsa- me Küstenfahrten des Verkehrs, oder durch etwas kühnere des Freibeutens, die entfernteren nur aus Über- lieferungen von Zügen einheimischer Abentheurer, oder vielmehr aus absichtlichen Märchen fönikischer Kaufleute kannte: ein solches Volk, von so lebhafter Neugier, als biziger Einbildung und Wunderliebe, mußte nothwendig gerührt werden, wenn der heilige Sänger, dessen Lied für Eingebung des wahrlegenden Gottes galt, einen griechischen Helden durch große Götterverhängnisse bis an die äußersten Enden der Welt führte, und nahe den Himmelsseulen am Auf- gang oder am Niedergang, auch selbst an den Pforten des Todtenreichs, ihn die graunvollsten Gefahren, durch göttlichen Schutz, mit Kraft und Klugheit be- stehen ließ. Die Irrwege der Io, der Demeter, der Leto, die Lustreise des Triptolemos, die schicksalrei- chen Züge des Perseus, des Herakles, des Dionysos, des Theseus, die Schifffahrt der Argonauten, die Rück- kehr der Eroberer Ilios, und die Auswanderungen der

der Troer, waren lauter berühmte Volkslagen, welche, nach der veränderlichen Vorstellung der frühen und der späteren Zeit, die wunderlichsten Theile der jedesmaligen Erdkunde umfassten; und Homer konnte im Eingang der Odyssee nicht besser die Aufmerksamkeit erregen, als daß er die Begegnisse eines vielgewandten, eines vielfach umhergetriebenen Mannes ankündigte.

Ie vortreflicher Homers Gedichte waren, desto lebhafter ward im alexandrinischen Zeitalter, welches den Dichter der gelehrteren Erdkunde gemäß zu erklären trachtete, über die Weltgrenzen bei Homer, und die westlichen Irrfahrten des Odysseus, gezankt. Eratosthenes, samt Aristarch und den verständigen Auslegern behauptete, Homer habe die Gegend um Sicilien und alles Entfernte nach der falschen Vorstellung seiner Zeit, zum Vergnügen der Einbildungskraft, geschildert; so wie Hesiodus mit etwas vollkommenerer Kenntnis den von Homer genannten Orten, die Odysseus umirrt, den Berg Atna, die syrakusische Insel Ortygia und die Tyrrhener hinzufüge; genau aber Homers Angaben in der Natur zu finden, bleibe demjenigen vorbehalten, der den Meister des äolischen Windschlauchs auffinde. Andere, unter welchen der Grammatiker Krates der lauteste war, drangen darauf, der göttliche Homer habe alles, auch das Entfernteste, richtig gekannt, seine Bezeichnung erfordere nur einen geschickten Ausleger. Noch andere, denen Strabo sich anschloß, grubelten heraus, Homer, der erste Geograf, habe die Enden des Erdkreises gut genug, und besser als spätere Dichter gekannt, sie aber in fabelhafter Umhüllung gesamt und durch einander in den Ocean versetzt, um Bewunderung zu erregen, und lehrreich durch angenehme Allegorien zu sein.

Im Unwillen über die stolzen Grammatiker, die dem Homer, damit er Bewunderung verdiente, ihre eigene Gelehrsamkeit und Denkart liehn, rief Eratosthenes einmal aus: Schwärzer wären die Ausleger mit samt ihrem Dichter. Aber es ward ihm so vergolten, daß Cicero mit dadurch von dem Vorfaz, eine Geografie zu schreiben, abgeschreckt wurde. „Vor dem „Schreiben,“ sagt er in einem Briefe an Atticus (II, 6), „habe ich ein Grauen gefaßt. Denn das geographische „Werk, womit ich umging, ist ein großes Unternehmen: so heftig wird Eratosthenes, den ich zum Vorbilde gewählt hatte, von Serapion und vom Hipparchus gezeirrt. Was meinst du, wenn noch Tyrannio „dazukommt? Und wahrlich die Sachen sind schwer „zu erläutern, und einförmig, und verstätten keinen „so blühenden Vortrag, als es schien; und was über „alles geht, mir ist jeder Vorwand zum Ausweichen „recht genug.“

Weise Männer predigten dazwischen, indem sie gleichwohl der so genannten Ausoceanung und der lehrreichen Allegorie sich hold erklärten. Die Grammatiker, sagte Bion (*Stob. ferm.*, IV. p. 55), die um Odysseus Irre sich kümmerten, vergäßen darüber ihre eigene zu prüfen, und sahen nicht, daß sie selbst darin irrten, da sie ganz unnütze Dinge bearbeiteten. In gleichem Tone erbaut uns Seneca (*Ep.* 88): „Du for-

schest, wo Ulysses geirrt habe, statt zu verhüten, daß „nicht wir immerdar irren. Nicht Zeit ist, zu hören, „ob er zwischen Italien und Sicilien verstimmt worden „sei, oder außer dem uns bekannten Erdkreise; denn „unmöglich konnte ja in einem so engen Raum eine „so langwierige Irre sein. Die Stürme der Seele wer- „ten uns täglich umher, und die Bosheit jagt uns in „alle Leiden des Ulysses. Es fehlt keine Schönheit, „unser Auge zu bethören, es fehlt kein Feind; hier „sind wilde Ungeheuer, die nach Menschenblut lech- „zen; hier verführerische Reize der Ohren; hier Schiff- „brüche, und so manchelei Gestalten des Wehs.“

Solchen Strafreden haben sich die neueren Gelehrten nicht ausgesetzt, sondern, statt in müßigen Untersuchungen über Odysseus Irre herumzuirren, sich bei Strabos Gutachten größtentheils zur Ruhe gelegt. Weil zum Unglück Strabos schwindlichte Deutung der homerischen Weltkunde die gesünderen Ansichten überlebte; so verschwand selber die Lust, jene verdunkelten Ansichten nur einmal wieder aufzufrischen. Die Kenntnis der alten Geografie, obgleich sie mit allen übrigen des Alterthums verwebt ist, ward fast gänzlich vernachlässiget. Denn so viele auch eine Geografie der Alten ankündigten, alle berührten das Ganze, das ist, Umfang und Anordnung des Erdkreises, und später der Erdkugel mit ihren Vesten, kaum im Vorbeigehen, und wandten sich eilfertig, wo sammelnder Fleiß hinreichte, zu der Beschreibung des Einzelnen, nach untergeschobener, oder wenig veränderter Gestalt neuer Karten. Alle verwechselten, was Ptolemäus im Anfange seines Werks so bestimmt unterscheidet, Geografie mit Chorografie, Erdkunde mit Länderkunde; und lehrten nicht sowohl jene, wie man das Allgemeine bis zur Grenze des Unbekannten sich gedacht, als vielmehr diese, wie man das Besondere innerhalb des Erdkreises gekannt habe; und auch diese, wie es fiel, aus dem späteren Alterthum, oder aus mehreren Zeitaltern durch einander. Dennoch wagten ein paar wackere Männer, Schöning und Schlözer in der Bestimmung des Nordgestades, und Mannert in der Angabe des ganzen Landumfanges, sich den wechselnden Begriffen des Alterthums anzunähern; und seit kurzem drang Gosselin mit Scharfsinn in verschiedene Systeme der alten Geografie. Möchten es solche Männer nicht verschmäht haben, die Weltkunde der Alten in ihrer ursprünglichen Gestalt bei Homer auszuspähen, und sie durch alle Erweiterungen und Umbildungen entdeckender und anordnender Jahrhunderte, da die Fabel langsam und widerstrebend in Wahrheit übergang, zu verfolgen! Wer mit Herodot, als dem gelobten Vater der historischen Erdkunde, die Untersuchung beginnt, kann selbst Herodots Vorstellung nicht ganz fassen, ohne Kenntnis der vorhergehenden, welche der Weltforscher auch berichtigend nicht abhob.

Der erste Homer hat mit dem Gedanken, die Systeme der alten Geografie in ihrer Folge zu behandeln, den besten Theil seines Lebens hindurch, wie mit einer Puppe gespielt. Er hat in der Freude des Erfindens den Schwierigkeiten der Ausarbeitung und

und bei demjenigen, was er, besonders in dem Kommentar zu Virgils ländlichen Gedichten und in den Mythologischen Briefen, von seinen Untersuchungen mittheilte, den unholden Seitenblicken neuerer Strabone, ziemlich lange getrozt; bis ihm endlich, wie dem Cicero, die Laune verging. Was er mehr oder weniger vollendet hat, wird er nach einander hier an der Heerstraße niederlegen, und sich freuen, wenn ein Gütlicher die hülfslosen Kinder aufnehmen und erziehen will.

Neben der hesiodischen Welttafel, die wir beifügen, wird man die verbesserte homerische in der neuesten Ausgabe der Übersetzung gefällig nachsehen. Beide haben, zur Mitte noch den thessalischen Berg Olympos. Anaximander, dessen Tafel wir künftig geben, wählte dafür Delfos, als das vornehmste Erdorakel. Auf beiden Welttafeln ist die Chorografie noch mancher Erweiterung und genaueren Bestimmung fähig.

## Beschränkte Weltkunde der alten Griechen.

Die Spinnmädchen erzählen von einem jungen Schneidergesellen, der auf der Wanderschaft immer weiter und weiter ging, und, nach mancherlei Abentheuern mit Greifen, verwünlichen Prinzessinnen, zaubernden Zwergen, und grimmigen, Berge schaukelnden Riesen, zuletzt das Ende der Welt erreichte. Er fand sie nicht, wie die gewöhnliche Meinung ist, mit Brettern vernagelt, durch deren Fugen man die heiligen Engel mit Wetterbräuen, Blitzschmieden, Verarbeitung des alten Sonnenscheins zu neuem Mondlichte, und des verbrauchten Mond- und Sternenscheins zu Nordlichtern, Regenbogen, hellen Dämmerungen der Sommernächte, beschäftigt sieht. Nein, das blaue Himmelsgewölbe senkte sich auf die Fläche des Erdbodens, wie ein Backofen. Der Mond wollte eben am Rande der hohlen Decke aufgehen; und der Schneider liefs sich gelüsten, ihn mit dem Zeigefinger zu berühren. Aber es zischte; und Haut und Fleisch war bis an den Nagel hinweggefengt.

Ähnliche Nachrichten hatten die alten Griechen von den Enden der Welt. Bei Homer und den folgenden, bis zu den persischen Kriegen hin, ist die Erde ein mässiger Länderkreis um das Mittelmeer, dessen entferntere Gestade man fabelhaft oder gar nicht kennt: eine Scheibe, die am Griechenland, ihren Nabel, zur Einschließung des Meers sich ein wenig senkt; und die ostwärts vom kolchischen Fasis, westwärts vom einströmenden Okeanos, in zwey gleiche Hälften, Tagseite und Nachtseite, getheilt wird. Den höheren Rand dieser Scheibe umringt der Okeanosstrom, der, am westlichen Ende der Nachtseite entspringend, die Erde rechtshin umströmt, vom Morgen her den Fasis in das pontische Meer ableitet, und endlich an seiner Quelle in das Meer hinter Sicilien sich ergießt. Am Okeanos hinter Kolchis wohnt der Sonnengott Helios, samt der begleitenden Lichtgöttin Eos. Dieser fährt aus dem Morgenthore unter dem metallenen Himmel auf der Dauluft in schräger Krümmung zum Abendthore; und nachdem er sein Gespann, das dem prallenden Okeanos gekühlt, lenkt er in ein kesselförmiges Fahrzeug von schwebenden Golde, welches ihn mit wunderbarer Gleichwindigkeit längs dem nörd-

lichen Gestade des Okeanos nach Kolchis zurückträgt, wo er die Rosse im Sonnenteiche schwemmt, und die Nacht bis zur Morgenröthe bei den Seinigen ruht. Das Gewölbe des Himmels wird an den Grenzen der beiden Erdhälften von hohen Bergen gestützt. Die Götter mit Zeus, ihrem Familienhaupte, wohnen auf dem thessalischen Berge Olympos, über den Wolkenhöhn; zwei andere Berge darauf gesetzt, erreichen das Gewölbe des Himmels, der über dem Olympos eine Öffnung hat, und von dem reinsten Äther erleuchtet wird. Ein anderer Lustort für den Patriarchen der Götter ist Elysion, ein anmutiges Eiland, oder mehrere im westlichen Okeanos. Hier, am Abendthore, führt eine Steige zum abhängigen Himmel hinauf; hier sprudelt an der Schlafkammer des Zeus die Ambrosiaquelle; hier wohnen, von dem gemeinen Loos des Todes befreit, seine Lieblinge unter den Menschen; und nahe dabei hat seine Gemahlin Gärten voll ambrosischer Goldfrüchte. Am ewig benachteten Westrande der nördlichen Erdhälfte geht eine Kluft in die Höhlung innerhalb der Erdscheibe zu den Todten hinab; und eine andere in den Tartaros, den Kerker der verstoßenen Titanen, der unter der Erdscheibe so tief, als hoch der Himmel über ihr, sich erstreckt, und, samt dem Okeanos, auswärts vom Chaos durch eine ehernen Mauer geschieden wird. In beiden Erdhälften sind am Rande umher die gerechtesten Menschen, die arbeitslos in paradiescher Unschuld bei Milch und Baumfrüchten Jahrhunderte fortleben: in der südlichen von der nahen Sonne geschwärzt; in der nördlichen zum Theil von ewiger Finsternis umhüllt, weil Götter bey Tag und bei Nacht das Sonnenlicht auslöschen. Zerstreut unter ihnen, oder auf den nahen Eilanden des Meers und des Okeanos, wohnen Zauberer und Zauberinnen, die, trotz Beelzebubs Verbündeten, Wetter und Wind machen, Befuchende umbringen, oder in Bären, Wölfe und Schweine verwandeln, dreiköpfige oder einäugige Riesen und Menschenfresser, spannenzulange Zwerge in Fehde mit Kranichen, goldhutende Greise, alte Weiber mit einem gemeinschaftlichen Zahn, schlangenhaarige Unholdinnen, deren Anblick verteinert, misgebo-

geborene Menschen mit Hundsköpfen, oder ohne Kopf mit geängter Brust, mit breiten Plattfüßen, die sie, auf den Rücken gestreckt, als Sonnenschirme über sich halten, oder mit ungeheuren zottigen Ohren, die sie in stürmischer Jahreszeit als Mäntel um sich hüllen.

Was? solche Fabeln hätten die scharfsinnigen Griechen im Ernste geglaubt? Ihre Spinnmädchen und Ammen mögen sie buchstäblich geglaubt haben! Aber ihre Gelehrten, die Priester, die Wahrsager und die erleuchteten Sänger, die schon seit dem pelagischen Uralterthum des Danaus und des Kadmus in Kosmogonie und Theogonie und allen Geheimnissen ägyptischer und morgenländischer Weisheit eingeweiht waren? Unstreitig hat sich der wohl unterrichtete Barde und Weltweise nur manchmal zu den kindlichen Vorstellungen des Volks herabgelassen, und sie bald als räzelhafte Sinnbilder vom Streit der Elemente und dergleichen, bald als allegorische Hüllen der Moral, mit glücklichem Erfolg angewandt. Vor allen Homer, der Vater der Erdkunde, wie fast aller menschlichen Wissenschaften, der, nach Strabo's und des scharfwoitenden Krates Behauptung gegen die kalten Klüglinge Eratosthenes und Aristarch, nicht allein Griechenland, und was daran grenzet; sondern auch die entfernten Gegenden der Welt, wenn ihn einer gehörig zu erklären versteht, sehr genau, ja genauer sogar als die späteren Fabeler, beschrieben hat.

Prüft ruhig, ihr Wahrheitsfreunde, und enthaltet euch jener Machtprüche, um nicht eine heillose Fehde des Alterthums zu erneun. Heget nicht darum ein günstiges Vorurtheil für Strabo's Meinungen von der ältesten Geografie, weil seine Stimme allein bis zu uns erschollen ist, und von der Gegenpartei die Stürme der Zeit nur einzelne Laute herübergewehet haben. Als ob das letzte Wort immer das beste wäre! Wenn nun die übertäubte Gegenpartei mit ihrer Behauptung, daß Homer und die Nachfolger von entfernten Gegenden nur schwache und verwirrte Kenntnisse haben konnten, auch nicht so ganz Unrecht hätte; sollte dies unserer Ehrfurcht für die lieben Altväter Eintrag thun? Vielleicht daß selbst ihre Versuche, aus dem wenigen Bekannten in das Unerkundete zu dringen, und ein harmonisches Weltall zu schaffen, mehr Stärke und Anstrengung des Mutterwizes erforderten, als mancher zufällige Fund, der sich Entdeckung nennt, oder die plauderhafte Gelehrsamkeit des Erlernen. Wer legt es dem Copernicus zur Last, daß er ohne Herschels Fernspiegel den Uranus nicht fand, oder die winzigen Sternflimmer, welche sogar die Schwester des sinnreichen Spiegelschleifers, wie verlorene Stecknadeln, auffucht? Wer verargt es den neueren Erdbeschreibern, daß nach so vielen Entdeckungen, wozu den Forscher und den Abentheurer Kompaß und Sturm führte, ihre Weltkarten noch jetzt unbekannte Länder darbieten?

Homer und die nächstfolgenden konnten, ohne Eingebung des Wahrsagergottes, keine ausgebreitete Kenntnis des Erdbodens haben, weder durch einheimische Nachrichten, noch durch Erzählung weltkundiger Fremdlinge. Das beweist die ganze Verfallung

der alten Welt; das beweisen die auffallendsten Beispiele der Unkunde rings um Griechenland her, die schwerlich durch allegorische Deutung zu beschönigen sind.

Der verständige Polybius, welcher die Fabeln der Alten von entlegenen Ländern mit der Unmöglichkeit einer genaueren Weltkunde vor den Eroberungen der Macedonier und der Römer entschuldiget, zeigt uns im dritten Buche die Schwierigkeiten einer alten Entdeckungsreise. Fast alle, sagt er, oder wenigstens die meisten Schriftsteller, welche die Natur und Lage der äußersten Gegenden unseres Erdkreises zu beschreiben versucht, haben in vielen Dingen geirrt. Man muß sie deswegen nicht tadeln oder schelten, sondern vielmehr loben, und ihre Unwissenheit berichtigen: überzeugt, daß jene selbst, wenn sie in unseren Zeiten lebten, wohl manche ihrer Erzählungen berichtet, und mit anderen vertauscht hätten. Denn in der Vorzeit fand sich selten einmal ein Grieche, der sich den großen und unüberwindlichen Beschwerden einer Reise zu den Enden der Welt ausgesetzt hätte; weil damals auf dem Meere sowohl, als auf der Feste, so mannigfaltige und zahllose Gefahren drohten. Und wenn ja einer, aus Noth oder aus freier Wahl, bis zu den Grenzen der Erde sich durcharbeitete; so war damit die Sache nicht abgethan. Denn schwer war es in den meisten Gegenden mit eigenen Augen zu sehn, theils wegen der barbarischen Einwohner, theils wegen der öden Wildnisse; noch schwerer, von Augenzeugen etwas gewisses zu erfahren, wegen der Verschiedenheit der Sprachen. Und hatte man nun einige Kenntnisse erlangt; so war noch der härteste Kampf übrig, das Geschehene bescheiden zu erzählen, mit Verachtung abentheuerlicher und wunderbarer Mährchen, seiner selbst wegen, die Wahrheit über alles zu schätzen, und sich nicht die geringste Ausschmückung, so sicher man es auch konnte, zu erlauben. Da es also in den vorigen Zeiten nicht schwer, sondern fast unmöglich war, eine richtige Vorstellung von jenen Ländern zu erhalten; so verdienen die Schriftsteller, wenn sie manches übergehn oder falsch erzählen, nicht gleich unseren Unwillen; im Gegentheil ist es billig, sie deswegen, daß in solchen Zeiten ihre Weltkunde noch so weit sich erstreckte, zu loben und zu bewundern. Polybius billigte also mit Apollodor den Ausspruch des Eratosthenes (Strab. VII): Homer und die übrigen Alten hätten zwar die griechischen Länder gekannt, aber bei den entfernten zeigten sie viel Unwissenheit: weil man damals weder zu Lande, noch zur See, weite Reisen gewagt hätte.

Am wenigsten wohl konnten zu Lande weltwandernde Griechen dem Zeitalter Homers und der Homeriden Kenntnisse von den Enden ihres Erdkreises zurückbringen. Gern mögen die Heroen, welche zu Fuß die Feste durchwanderten, Perseus und Herakles und Dionysos, schon in den ältesten Fabeln vor Homer die Weltenden samt dem unterirdischen Todtenreiche besucht haben. Weit gefehlt aber, daß die Erdkunde der Griechen durch jene gefabelten Züge sich

Sich erweiterte; sie selbst, die Züge, erhielten durch die zuvor herrschenden Volksbegriffe ihre immer veränderte Ausbildung. Vor Homers Zeit hätte Dionysos am kolchischen Ostrande noch Äthiopien, und keinen Kaukasos; hätten Persus und Herakles im äußersten Westen noch dunkle Kimmerier gefunden: nach Homer fand jener im erweiterten Osten schon Indier, samt dem fortgerückten weltgrenzenden Kaukasos, und dem zugleich verletzten arabischen Nyfa; diese im Westlande bereits glückliche Hyperboreer unter Ölbäumen mit neu gefabelten Umgebungen. Solche Volkemährchen für Geschichte zu nehmen, welches Strabo (I. p. 48) sich einfallen läßt, ist eben so lächerlich, als wenn ein neuerer Grillenfänger die Irren der wahnwitzigen Io zu einer Entdeckungsreise jener nach Erkenntnis lechzenden Prinzessin umdeutete. Hätte er doch lieber des Prokonnesiers Aristeas glaubwürdige Reise gerühmt, der, selbst der Held seines Gedichts, mit entkörpertem Geiste bis zu den Hesperiden gewandert zu sein, und dort die Bestätigung der Sagen von Hyperboreern, Greifen und einäugigen Arimaspen, vielleicht auch einige Zuläze, erkundiget zu haben vorgab; und der, wenn er Homers Lehrer war, wie Strabo berichtet fand, gewiß seine Weltkunde dem Zöglinge nicht vorenthielt! Oder ernsthaft, hätte er vielmehr an die Früchte dieser weitforschenden Landreisen sich erinnert! Die Macedonier, sagt Polybios (I, 2), haben die streitbarsten Völker Europa's gegen Abend fast gar nicht gekannt. Ja Strabo selbst, seines indischen Dionysos uneingedenk, meldet uns treuherzig (XV. p. 735): Von den Barbaren sind die Perser bei den Griechen am berühmtesten, weil sonst keine die asiatischen Griechen beherrscht haben; aber auch jene kannten diese so wenig; als die Griechen jene Barbaren, außer durch ein schwaches Gerücht aus der Ferne. Dem Homer war weder das syrische noch das medische Reich bekannt; denn da er Thebe in Ägypten nennt, und den Reichthum dort und in Phönike, würde er den in Babylon und Ninus und Ekbatana nicht verschwiegen haben. Und im ersten Buche (p. 14) legt er das nüchterne Bekenntnis ab: daß die Erdkunde seiner Zeit durch die Macht der Römer und der Parther sehr gewonnen habe, wie ehemals, nach dem Worte des Eratosthenes, durch Alexanders Eroberung; denn dieser habe uns vieles von Asien aufgedeckt, und im Norden von Europa alles bis zum Ister; die Römer aber den Westen von Europa bis zum Strom Albis, der Germania zertheile, und das jenseitige des Ister bis zum Tyras; das weitere dann, bis zur Mäotis und der nach Kolchis reichenden Meerküste hin, sei durch Mithridates Eupator und dessen Heerführer bekannt geworden; wie durch die Parther die Gegenden um Hyrkania und Baktriana und die Scythen oberhalb, die man vorher wenig gekannt habe.

Eher scheint die Lage von Griechenland durch Seefahrten frühe Weltkunde zu verheissen; doch gewähren auch diese kein sonderliches Licht. Eratosthenes, dem in der alexandrinischen Bibliothek noch alle Denkmäler der alten Geschichte zeugten, that den

Ausspruch (Strab. I. p. 48): Vor Alters habe niemand in das euxinische Meer zu schiffen gewagt, noch längs der Küste von Libyen, ja nicht an Syrien einmal, oder Kilikien. Strabo dagegen höhnt: Wenn Eratosthenes die Alten vor unserer Kunde meint, so ist es mir gleichgültig, ob sie geschift haben, oder nicht. Meint er aber die, wovon die Geschichte redet, so dürfte man wohl behaupten, die Alten scheinen weitere Reisen zu Lande und zur See gethan zu haben, als die Späteren. Und diesen herzhaften Satz beweist er mit den besungenen Abenteuerern der griechischen Volkslage, wozu er die berühmte Meerhertschaft des Minos fügt, und, was nicht zur Frage gehört, die Schiffahrten der Phöniker. Ein Widerspruch solcher Art ist Einräumung.

In der Kindheit der Schifffahrt, da die Griechen auf Tauschhandel oder Raub des Tages an den Küsten herumfuhren (Strab. I. p. 48), und des Abends die kleinen Fahrzeuge in einer Bucht fest banden, und am Strande übernachteten, auch wohl, wenn ein schärferer Wind das Meer aufwühlte, Tage und Monate verweilten: wie hätte man da eine nur etwas entfernte Reise, und vollends in das Unbekannte zu den schauerlichen Weltenden, gewagt? Jeder Strudel, jede heftige Strömung, jede Sandbank, alles was einen beträchtlichen Umweg in die offene See foderte, schreckte sie zurück, und ward bei der Heimkehr als Graunwunder geschildert. Hatten überdies Völker von andern Sprachen, Kleidungen und Sitten sie nicht allzu freundlich begrüßt; so waren es Unmenschen und misförmige Riesen, mit welchen schon die Amme das Kind in der Wiege schwichtete. Noch vermehrten diese ängstliche Furcht die gewinnfüchtigen Phöniker, um ihren Alleinhandel nach den Westgegenden zu sichern. Eine freiwillige Fahrt durch die reisende Flut des thrakischen Bosporos, in das ungastfreundliche stürmische Meer, bewies schon den erstaunlichsten Heldenmut; in die Meerwüsten aber gegen Libya oder sogar jenseit Thrinakia hin, wo rings nur Luft und Wasser zu sehen war, erkühnte sich selbst die Fabel kaum andere, als durch Sturm, besonders von Malea, verschlagene, und durch Göttergeschick umherirrende Männer, zu entfernen, damit sie, nach mühseligen Jahren heimkehrend, die Volkslagen von den dortigen Wundern durch ihr Zeugnis bestätigten. Nothdürftig gekannt war daher kaum das nähere Südufer des pontischen Meers, denn gegen Kolchis häuften sich die Mährchen. Am westlichen Griechenland hörte schon um Epeiros bei Scheria die Kenntnis auf; mit der östlichen Küste des nachmaligen Italiens und Siciliens war einiger Verkehr, besonders durch die Tasiar. Jenseit Kypros und Phönike, welche fern im unerkundeten Winkel dämmerten, rühmte sich selten ein Küstenfahrer bis Ägyptos, oder gar zur angrenzenden Libya, gelangt zu seyn. Aber was hinter den Untiefen von Salmydessos am pontischen Meere lag, und der unruhige Busen von Adria, mit Schlammbank und Klippen umzäunt, und die ganze Westgegend, wovon hier Skylla und Charybdis, dort die libyschen Syrten zurückscheuchten: alles das blieb den Griechen Jah-

und das Zinn von gewissen Kassiteriden oder Zinninseln herkomme, wolle er nicht behaupten: denn verdächtig sei schon der Name Eridanos, der griechisch, nicht barbarisch, und von einem Dichter gebildet zu sein scheine; auch habe er von keinem, der selbst gesehn, mit aller Mühe erfahren können, wie das dortige Meer (nämlich im Norden von Westeuropa) beschaffen sei. Dafs die besorgten Kaufleute die Sagen ihrer Vorfahren zu tilgen bemüht waren, ahndete der sorgfältige Forscher nicht. Zu eben der Zeit ward ausgesprengt, dafs ausser den heraklischen Säulen weder ein Kundiger fahren könne, noch ein Unkundiger (*Pind. Ol. III, 79*), der Dunkelheit wegen und des Schlamms, welchen Plato im Timäus für die versunkene Atlantis hält, und wegen der Windstille in diesen Untiefen (*Aristot. meteor. II, 1*). Zwar wußten die betrieblamen Massilier nicht nur sich zu Lande durch Gallien Zinn aus den britannischen Inseln zu verschaffen (*Diod. V, 22*), sondern zu Alexanders Zeit schifften auf ihren Befehl Pytheas hin, jenes fabelhafte Gewässer zu erkundigen. Aber des übertreibenden Pytheas Bericht ward fast überall, und wohl nicht ohne Zuthun der fönikischen Krämer, Lüge genannt; und bald darauf erschien ein auf punische Treue wahrhafter von dem karthagischen Heerführer Himilko, einem Zeitgenossen des bekannten Hanno (*Plin. II, 67*) der in der 117 Olympiade, von Agathokles besiegt, das Leben verlor, und aus dessen Umschiffung des libyschen Gestades hinter den Säulen zuerst Eratosthenes die Insel Kerne in seine Geographie aufnahm. Jener Himilko meldet uns bei Avienus (*or. mar. 117*): er sei bis Lerne und Albion kaum in 4 Monaten geschifft, so windstill starre die träge Flut, so dicht verwachsenes Schilf hemme den Kiel, auch bedecke das Wasser nur leicht den Boden, und rings um die hinschleifenden flachen Fahrzeuge (378) wimmelte es von scheufeligen Seethieren; nordwärts aber von den Säulen (380) erstreckte sich grenzenlos die nimmer befahrene Meerwüste, welche, von keinem Hauche durchweht, sich in ewige Nacht und Dunkelheit verliere.

Ihren Erbfeinden, den mächtigen Massiliern, konnten die Karthager keine Gesetze vorschreiben; mit den Tyrrhenern schlossen sie einschränkende Verträge über Einfuhr, Beleidigung und Beistand (*Aristot. Pol. III, 9*). Dafs für die vornehmste Beleidigung den Karthagern die Fahrt nach Tartessos und dem Ocean galt, erkennen wir aus ihren Verträgen mit Rom, welche Polybius (III, 22-24) aus dem Altrömischen in einer, wie er sagt, mühsamen Übersetzung mittheilt. Der älteste dieser Verträge, den gleich nach der Könige Vertreibung im Jahre der Stadt 245 die Konsuln Brutus und Horatius mit den Karthagern und deren Verbündeten abschlossen, enthält diese Beschränkungen der römischen Seefahrt: „Nicht schiffen, sollen Römer noch Römergenossen jenseit des schönen Vorgebirgs, wenn nicht Sturm oder Feindesge-  
walt sie nöthiget; auch wer aus Zwang anlandet, darf nichts kaufen noch nehmen, ausser zur Rettung des Fahrzeugs und zu Opfern; und in fünf Tagen soll man wieder auslaufen; kein Kauf ist gül-

tig, als wobei ein Gerichtsbote und ein Schreiber sind, dann soll dem Verkäufer für die Bezahlung, der Staat haften; so bei allem, was in Libyen oder Sardinien verkauft wird; in Sicilien aber, so weit Karthager herrschen, haben die Römer mit ihnen „alles gleich.“ Das schöne Vorgebirge, sagt Polybius, liegt vor Karthago selbst nordwärts. Er meint die kleinere, im Nordwesten der karthagischen Bucht, am Strom Bagradas unterhalb dem Vorgebirge Apollo's sich erhebende Landspitze, wo der ältere Cornelius Scipio landete (*Liv. XXIX, 27. App. Pun. 13*), und im Angesichte von Utika sein Lager aufschlug. Schaw verwechselt dies schöne Vorgebirge mit dem weissen, welches im Westen des Apollonischen liegt (*Trav. I, 2, 1*): eine menschliche Übereilung, die nur der Nachsprecher wegen bemerkt werden muß. Was aber wird jenseit dieses Vorgebirgs den Römern zu befahren unterlagt? Polybius meint, man wehre römischen langen Schiffen die südliche Umbiegung nach der kleinen Syrte hinab, deren blühende Anlagen man vielleicht nicht bekannt haben wollte; Karthago aber samt dem übrigen Gebiet im Westen, auch Sardinien, und was in Sicilien karthagisch war, sei dem Handel geöffnet worden. Einem Polybius zu widersprechen, zumal wo es Verhältnisse Roms und Karthago's betrifft, entschließt man sich kaum, wenn schon das Versehen am Tage liegt. Soll der Römer nur nicht zu der Syrte hinab schiffen, so verbiete man ihm das jenseitige von Merkurs Vorgebirge. Warum aber von dem schönen? Wird ihm die westliche Gegend bis zum schönen Vorgebirge vergönnt, so ist ja Karthago der erste Ort, dem er nicht anders als im Nothfalle nahen darf.

Der zweite Vertrag, den die Römer für sich und ihre Verbündeten im Jahre der Stadt 406 mit dem Volke der Karthager und Tyrier und Uiker, und deren Verbündeten, eingingen, wird sein helleres Licht auf den ersten zurückwerfen. Er beginnt: „Jenseit des schönen Vorgebirgs und Mastia und Tarsosion, sollen die Römer nicht Raub noch Handel treiben, noch sich anbauen.“ Und nach andern Bedingungen folgt: „In Sardinien und Libyen soll kein Römer handeln, noch eine Kolonie anlegen, noch verweilen, als bis er Kost eingenommen, oder sein Schiff gebessert. Wenn ihn ein Sturm hinträgt, soll er in fünf Tagen abfahren. In Sicilien, so weit die Karthager herrschen, und in Karthago mag er alles schaffen und verkaufen, was dem Einheimischen erlaubt ist. So auch der Karthager in Rom.“ Hier ist der Sinn offenbar: der Römer darf handeln im karthagischen Sicilien und in Karthago selbst und dessen Gebiete; aber er soll, die Richtung von dorthin gedacht, nicht jenseit des schönen Vorgebirgs, also nicht einmal bis zum befreundeten Utika, gehn. Nicht jenseit, ist das Wort des gebietenden Karthagers, der den Blick nach dem bereichernden Westen gerichtet hat: nicht jenseit des Vorgebirgs, um welches sein Schiff nach Metallen steuert. Ihm gebührt die ganze libysche Küste von der kyrenischen Grenze bis an das äussere Meer (*Polyb. III, 39*); ihm auch, und der Mut-



Mutterstadt Tyrus (*Diod. V, 35*), die noch unzerstört fortblüht, die Obergewalt in Sardinien, der Vormauer seines gelegneten Westhandels, welcher zu nahn mit Erläufung bestraft wird. Kein Römer, so gute Freunde sie übrigens sind, soll weder dort noch hier, anders als in dringender Noth, anlanden, und, was er durchaus nicht entbehren kann, eilfertig unter der engsten Einschränkung kaufen, und davonziehen. Noch weniger soll ein etwa durchschleichendes Römerschiff jenseit Mastia und Tarfeion in das äufere Meer schiffen: das wollen die dort, mit ihren Stammvätern aus Tyrus, angesiedelten Karthager und Utiker. Schon die letzte Bestimmung konnte dem scharfsinnigen Polybios, wenn nicht die Entzifferung der verschollenen Urkunden (*III, 26*) ihn ermüdete, zur Verständigung hinreichen, dafs es in beiden Verträgen, nur deutlicher in dem letzten, auf Sicherung des Westhandels abgesehen war; denn Mastia, welches bei Hekataüs unter Europa vorkam, und Tarfeion, werden von Stephanus als Städte an den heraklischen Säulen genannt, und von Polybios selbst (*II, 32*) Tarfeiten und Mastianer unter den Völkern Iberiens.

Man sieht, die Römer samt den verbündeten Latinern hatten vor dem Jahr 245 in kleinen Fahrzeugen (denn Kriegsschiffe bauten sie nicht vor 493 im ersten punischen Kriege) des Tauschhandels wegen die Küsten bis Sicilien und Karthago beschrift, auch als Freibeuter das Meer durchkreuzt, und durch Landungen in Sardinien und Westlibyen den Karthagern Unruhe erregt. Im Jahr 406 waren schon ihre Unternehmungen so keck, dafs ihnen die Karthager und Tyrier, neben Sardinien und Libyen, ausdrücklich die Fahrt nach dem Ocean untersagten. Nicht ohne Wirkung; denn im Jahr 501 während des ersten punischen Kriegs war den Römern Ebbe und Flut noch unbekannt. Zwei Konsuln, die in der Gegend der kleinen Syrte an der Insel Meninx gelandet waren, sahn mit Schrecken und Angst, wie bei der Ebbe die Schiffe auf Sandbänke sanken; sobald aber wider Vermuten die Flut eintrat, warfen sie alle Lasten aus, um die Schiffe aus dem Schlamm zu erheben, und eilten als Fliehende davon (*Polyb. I, 59*). Als nachmals die Römer an Macht und Seekunde, wie an Habfucht, zunahmen; ward punische List zum Schutze des Alleinhandels nach dem Ocean angewandt. Die Bewohner der Kastiteriden, sagt Strabo am Schlusse des dritten Buchs, haben Zinn und Blei, auch Felle, wofür sie von den Kaufleuten Salz, Thonarbeiten und ehernes Geräth eintauschen. Zuerst trieben die Föniker allein diesen Handel von Gadeira aus, indem sie allen die Fahrt verhehlten. Einst da die Römer einem Schiffer nachfolgten, um auch den Handelsort zu erfahren, lenkte jener aus Misgunst sein Schiff mit Fleifs auf den Strand, und zog die Nachfolger in das Verderben. Er selbst rettete sich aus dem Schiffbruch, und der Werth des verlorenen Gutes ward ihm vom Staate ersetzt.

Da also, die Westgegenden hinter Sicilien durch Märchen und vorgegebene Unkunde, durch Verträge, Gewalt und Arglist zu verheimlichen, dem fönikischen Volke von den ältesten Zeiten bis zum Falle Kartha-

go's Staatsfache war, so mußte ja wohl das Bild, welches den Griechen vorschwebte, je früher, desto unähnlicher der wahren Gestalt, desto fabelhafter und graunvoller sein. Wer dieses erlöschene Bild samt den einwohnenden Fabeln, so wie es immer veränderlich der Wahrheit sich annäherte, aus zerstreuten Angaben herzustellen versucht, ist Forscher der alten Geografie; nicht, wer in den neuesten Länderumriffen die Örter der altgriechischen Volksagen angiebt.

Vor der Vertilgung der karthagischen Meer tyrannie erschien der Raum zwischen Sicilien und der Oceanmündung in allen geographischen Systemen zusammengedrängt. Aus dem Eudoxischen meldet Aristoteles (*mund. 3*), dafs gleich dem einschiffenden das Mittelmeer rechts in die Syrtisbucht sich zurückziehe, und links in das sardoische, galatäische und adriatische Meer. Völlig so in der orfischen Argonautik (1240-47), wo Gelsner mit Unrecht eine hässliche Lücke sieht, gelangt man von den Säulen flugs in das sardoische Meer:

Als der tagende Schimmer im Aufgang wieder erwachte,

Frühe jetzt mit dem Ruder durchschnitten wir bläuliche Salzflut;

Und das sardoische Meer, und die Bucht der Latiner empfing uns,

Samt dem Aufonierinseln, und samt den tyrrhenischen Ufern.

Was Wunder also, wenn Herodot zwischen Karthago und dem Atlas nichts besonderes anmerkte? Dicäarch, ein Schüler des Aristoteles, und Verächter des Pytheas, schätzte vom Peloponnes zu der sicilischen Meerenge 3000, von hier zu den Säulen nur 7000 Stadien (*Strab. II. p. 105*); und sein Mitschüler Heraklides Ponticus dachte sich Rom (*Plut. Cam.*) als eine griechische Pflanzstadt nahe am Ocean, welche jüngst von den Hyperboreern, so nannte er die Gallier, erobert worden. Noch in der Eratosthenischen Erdtafel wurden zwischen Karthago und den Säulen nur 8000 Stadien angenommen; bis Artemidor von Sardinien nach Gades allein 10000 Stadien, und Strabo von der sicilischen Meerenge zum Ocean 13000 Stadien fand. Eratosthenes hatte vieles von Timosthenes, dem Admiral des zweiten Ptolemäus entlehnt, welchem die Späteren Unkunde sowohl im pontischen und adriatischen, als selbst im tyrrhenischen Meer, und um die sämtlichen Küsten hinter Sicilien, vorwarfen, weil, wie Marcian sagt, noch kein Römerkrieg jene Gegenden entdeckt hatte.

Eine dunkle Kenntnis von den grösseren Inseln hinter Sicilien kam durch den Samier Koläus und die Fokäer nach Griechenland. Die Fokäer hatten zwanzig Jahre vor ihrer Auswanderung in Kyrnos oder Korsika eine Stadt angelegt (*Herod. I, 165*); dennoch lag Kyrnos dem Hekataüs im Norden von Iapygia oder Italien (*Steph. Κυρνος, Ἀβυδοί*); dem Lykofron aber (*v. 1084*) und dem Paläfatius (*32*), mit dem Hannoni- schen Kerne vermischt, draussen im Ocean. Früher

war Sardo oder Sardinien, als die größte und glücklichste Insel, wohin schon die besiegten Messenier auszuwandern ermahnt wurden (*Pauf.* IV, p. 260), in der griechischen Volkslage berühmt (*Herod.* I, 170. V, 106), und ihrer Fruchtbarkeit wegen mit der Fabel des Aristäus, den die Kyrener als Gott des Anbaus ehrten, des Herakles und anderen, geschmückt (*Pauf.* X. p. 653). Aber durch die karthagische Sperre, welche erst im Jahre Roms 515, etwa 70 Jahre nach dem Tode des Agathokles, gehoben ward (*Polyb.* I, 79), blieb Sardinien so unbekannt, daß der jüngere Aristoteles, der den Hanno anführt, in den Wunderfagen (105) das vielleicht absichtlich verbreitete Gerücht von einem Verbote der Karthager, dort weder Obst noch Feldfrüchte zu bauen, nicht als etwas unglaubliches erzählte. Noch mehr, der Sicilier Timäus, der die Kriege des Agathokles und des Pyrrhus beschrieb, und vor Polybios der gründlichste Kenner des Westens schien, betrachtete das benachbarte Sardinien, samt dem späteren Skylax (p. 56), noch immer als die größte der Inseln (*Strab.* XIV. p. 654), und setzte sie dicht an die Säulen des Herakles (*Zenod. coll. Nat. Com.* I, 18). Eben der Kenner gab dem Rhodanus bei Massilia fünf Ausflüsse (*Strab.* IV. p. 183), und einen in das äußere Meer (*Avien. or. mar.* 677), dessen Apollonius gedenkt, und um Libyen und Korrika zeigte er die größte Unwissenheit (*Polyb.* XII, 1). Die Ausleger also, welche schon bei Homer: *Odyss.* XX, 302 *μειδῶσαι σαρδανιον*, das bittere Lächeln des verbissenen Zorns, für ein sardinisches Lächeln erklären, weil dort ein Kraut die Muskeln verziehe, oder ein geopferter Mensch in der Qual läche: die haben sich wohl wenig um Homers Erdkunde bekümmert.

Zu Homers Zeit hatten die Griechen von den östlichen Küsten des noch namenlosen Italiens, und zugleich Siciliens, welches Thrinakia hieß, durch streifenden Küstenhandel und Raub einige Kenntnisse erlangt; alles jenseitige war ihnen ein Fabelreich, worin Traumbilder aus geringem Anlasse der Wahrheit gaukelten. Die von kaum entronnenen Waghäfen verschlossene Meerenge zwischen Skylla und Charybdis, samt den flammenden Irrfelsen dahinter, welche die Einbildung aus den liparischen Inseln geschaffen hatte, besangen schon viele Volkslieder in der älteren Göttersprache (*Od.* XII, 61):

Diese nennt Irrfelsen die Sprach' unsterblicher Götter.

Hinten am Eingange des gefährlichen Schlundes hatten die auf der Rückkehr von Kolchis verirreten Argonauten den Weg rechts durch die brandende Strömung, in welcher die Feuerfelsen zu irren schienen, mit göttlicher Obhut gewagt (*XII*, 69):

Eins nur flurte vorbei der meerdurchwandelnden Schiffe,

Argo die allbesungne, zurückgekehrt von Äetes.  
Und bald hatt' auch diese die Flut an die Klippen geschmettert;

Doch sie geleitete Here, die Helferin war dem Iason.

Den verirreten Odysseus aber hatte vorlängst in Volksfagen und Liedern sein Schicksal links durch Skylla und Charybdis zu steuern, und an die thrinakische Küste der Sonnenrinder, wo seinen Freunden das Verderben bevorstand, zu landen genöthiget; weswegen Homer im Anfange der *Odysee*, nach Anführung des letzten Umstandes, die Muse bescheiden anfleht (*I*, 10):

Hievon sag' auch uns ein wenig, Tochter Kreions.

Doch war die Kenntniss des vom Küstenfahrer gefürchteten Ortes fabelhaft. Jener entsetzlichen Drachin Skylla, die an der italischen Seite, dem draussen vorübereilenden unsichtbar, in einer westwärts gewandten Felshöhle wohnte (*XII*, 81), zu geschweigen; selbst ja der strudelnden Charybdis am sicilischen Ufer, die der Schiffer in näherer Entfernung beobachten konnte (*XII*, 430. 445), ward angedichtet (*v.* 105):

Dreimal stundelt sie täglich hervor, und schlurft auch dreimal;

Da doch, nach Strabo's, der alles entschuldiget, eigenem Geständnis (*I*. p. 43), in der sicilischen Meerenge, wie im Ocean, nur zweimal Ebbe und Flut wechselt.

Außerhalb dieses unruhigen Gewässers mied man noch eine fruchtbare Strecke der Insel Thrinakia, wo man nicht Menschen, sondern heilige Heerden des Sonnengottes, von Nymfen gehütet, zu finden wähnte (*Od.* XII, 127. 261): in einer Gegend, wo Hesiodus schon Zankle am pelorischen Vorgebirge vernahm (*Diod.* IV, 87). Thrinakia für eine kleine Insel vor dem namenlosen Sicilien zu halten, widerstrebt dem einhelligen Zeugnisse des Alterthums, daß die Insel Thrinakia oder Trinakria später Sikania, dann Sikelia, genannt worden sei. In dem Orakelspruche, der dem Archias, die Stadt Syrakusa zu bauen, in der 11ten Olympiade gebot, hieß es (*Pauf. El.* I. p. 293):

Eine Ortygia liegt im dunkelwogenden Meere,  
Über Thrinakia dort, wo der Strom Alfeios hervordringt,

Eingemischt dem Gequelle der weidlichen Nymf Arethusa.

Sowohl der Name Thrinakia (*Timaeus ap. Sch. Apoll.* IV, 966), als der gewöhnlichere Trinakria, bezeichnet die dreieckte Gestalt, *τριγώνηνα νησον* (*Orph. Arg.* 1249), die man durch das Gerücht kannte; denn in der älteren Sprache des Landmanns hieß *θριναξ* ein Dreizack. Mehrere Inseln benannte der Seemann von ihrer Gestalt, z. B. Sardinien von der Ähnlichkeit einer Fußsohle Sandaliotis und Ichnusa. Besondere Gegenden der Insel konnten mit den Namen der Bewohner, wie Sikania und das Kyklopenland, bestimmt werden; der unbewohnten blieb nur der allgemeine Thrinakia.

Schwerlich entging dem Küstenfahrer der Berg Ätna, und der Anblick oder das Gerücht seiner Feuer-  
eraus-

erauswürfe; wenn gleich Homer, seiner zu gedenken, nicht Gelegenheit fand. Erst-Hesiodus nannte ihn in in den Irren des Odysseus (*Strab.* I. p. 23). Der heftige Ausbruch unter Hieron in der 75 Olympiade veranlaßte die Beschreibungen bei Pindar und Äschylus (*Sch. Prom.* 366), vielleicht auch die Erwähnung in der Orfischen Argonautik (1250), und die Sage vom Tode des Empedokles. Fünfzig Jahre nachher, sagt Thucydides (III, 116), war ein ähnlicher, der dritte, seitdem Griechen in der Insel wohnten, das ist, seit der 11 Olympiade. Jener frühere könnte leicht dem Hesiodus, der um Ol. 20 blühte, den Berg merkwürdig gemacht haben. Aber ob zwar namentlich kein Ätna bei Homer vorkommt; so gehört er doch wahrscheinlich zur beiläufig erwähnten Fabel der Giganten, die sonst immer um brennende Berge gesetzt werden: Homers Giganten waren Riesen der Vorzeit, ähnlich den Lästrygonen (*Od.* X, 120); sie lebten wild und von der Natur gesegnet, wie die Nyklopen, so daß, mit beiden an sorgloser Glückseligkeit den Göttern nahe zu sein, die Fäaken für Ruhm achteten (VII, 205); ihr König, der aber ihre Wildheit nicht einschränkte, war mütterlicher Großvater des noch in Thrinakia herrschenden Fäakenköniges Naufithoos (VI, 4. VII, 56):

Dieser beherrschte vordem die ungeheuren Giganten;  
Aber er stürzt' in Verderben das frevelnde Volk, und  
sich selber:

indem nämlich die üppigen Freveler, wie das Volk in Sodom und Gomorra, von Zeus durch Feuerregem vernichtet wurden. Hesiodus (*Theog.* 185) meldet, aus dem Blute des entmannten Uranos habe die Erde erzeugt

— — — — — die großen Giganten,  
Höll von Waffen umblinkt, langragende Speer' in  
den Händen.

Welchen Ursprung Akusilaus und Alcäus (*Sch. Apoll.* IV, 992) auch den benachbarten Fäaken andichteten. Nach Hesiodus erfand man schlangenfüßige und geflügelte Giganten, die, auch Titanen genannt, gegen die Götter im Westlande und anderswo gekämpft haben sollten (*Myth. Br.* II, 2. 32).

Von diesem Size der ausgestorbenen Giganten, wenn nichts wahrscheinlicheres zu sagen ist, bis zu der Südspitze hinab, kannte Homer Sikeler und Sikanen. Mit den Sikelern waren die Griechen in dem selbigen Verhältnisse, wie mit den Epeirern über Scheria, deren grausamen König Echeteos selbst einige Geschichtschreiber den Sikelern zueigneten (*Sch. Odys.* XVIII, 84): man raubte Sikeler oder kaufte sie, und sandte ihnen Unglückliche zum Verkauf. Auf dem Meierhofs des Laertes dient eine alte Sikelerin (XXIV, 211). Und die Freier geben dem Telemachos den höhnenden Rath (XX, 382):

Lasse uns die Gäst' einwerfen ins vielgeräuschte Meer-  
schiff,

Und an die Sikeler senden, daß großen Gewinn  
du erlangest.

Von der Fahrt nach Sikania, giebt Odysseus vor (XXIV, 307), wohin er aus Alybas gewollt, sei er nach Ithaka verfürmt worden. Die Sikanen, wie Thucydides (VI, 2) und Timäus bei Diodor (V, 6) versichern, waren der Geschichte nach die ältesten Bewohner, gleich viel woher, deren Macht der ganzen Insel den Namen gab. Später kamen die Sikeler aus Italien, verdrängten die Sikanen in die südlichen und westlichen Bezirke, und brachten statt des vorigen den Namen Sikelia auf. Timäus, dessen Wort hier am meisten gilt, meldet, eine anhaltende Entzündung des Ätna habe die ackerbauenden, und unter mehrere Könige vertheilten Sikanen westwärts geschleucht, worauf die Sikeler das verlassene Gefilde besetzt, und ihre Gewalt ausgebreitet. Homers Sikeler also waren ein rauhes Volk, welches die Gegend der fabelhaften Giganten behauptete; weiter hinab übten noch die launeren Sikanen den Ackerbau.

Für einen jener feldbauenden Sikanenkönige darf man den Beherrscher der Insel Syria jenseit Ortygia wohl annehmen, dessen Sohn Eumäos, wie er dem Odysseus erzählt (XV, 402), als Kind von den Fönikern nach Ithaka entführt wurde:

Eines der Meereiland' heißet Syria, wenn du es  
hörst,

Über Ortygia hin, wo die Sonnenwände gesehen  
wird:

Nicht an Bevölkerung zwar so sonderlich, aber ge-  
lobt doch,

Gut für Schaf' und Rinder, an Reb' und Weizen  
gesegnet.

Die Geschichte kennt nur Eine Ortygia, nämlich die kleine Insel, hinter welcher in der 11 Olympiade die Korinther Syrakusa erbauten; obgleich spätere Priesterlage den Namen nach Delos und Efesos zog. Hesiodus nannte unter den Örtern, die Odysseus umirrt habe, außer den von Homer besungenen, auch den Ätna, die Insel Ortygia vor Syrakusa, und die Tyrrhener (*Strab.* I. p. 23). In dem Hymnus an Apollon, welchen Thucydides seines Alters wegen dem Homer zuschreibt (III, 114), wird Ortygia wenigstens von Delos unterschieden (v. 14):

Heil dir, selige Leto; denn glänzende Kinder ge-  
barst du,

Beid', Apollon den Herrscher, und Artemis, froh  
des Geschosses,

Sie in Ortygia's Flur, und ihr in der felsigen De-  
los.

Eben so in dem Orfischen Hymnus an Leto (XXXIV), wo die zwei letzten Verse fast wörtlich vorkommen. Pindars erste nemeische Ode beginnt also: Heilige Ruhe des Alfeos, der ruhmvollen Syrakusa Sproß, Ortygia, Lager der Artemis, Delos Schwester. Und die Dichterin Nossis (*Br. Anth.* I. p. 194):

Artemis, die in der schönen Ortygia wohnt und  
Delos,

Ohne

Ohne Zweifel also ist auch bei Homer 'die' sicilische Insel Ortygia gemeint, sowohl hier, als *Odyss.* V, 123, wo Artemis den Orion in Ortygia erlegt haben soll; denn nach Sicilien erstreckten sich Orions Großthaten noch bei Hesiodus (*Diod.* IV, 87). Diese Insel mit ihren vortreflichen Hafen mußte den Seefahrern so frühe, als die Sikanen, bekannt sein; zumal den Fönikern, welchen die fruchtbare Gegend einen vortheilhaften Handel und Erquickung für die Tartessosfahrt anbot. Sie hatten hier, scheint es, einen berühmten Sonnenweiser, der durch den Schatten eines Stüßs die Sonnenwenden und Nachtgleichen (beide hießen *τροπαι*), zur Bestimmung der Schifffahrt, andeutete. Pherecydes, der unter den Griechen zuerst einen Sonnenweiser in der Insel Syros verfertigte, hatte die Wissenschaft aus fönikischen Büchern geschöpft (*Hesych. Mil.*). Durch den Ruhm der Insel, vielleicht auch durch eine örtliche Göttin, welche wie die efesische, der griechischen Artemis entsprach, konnte die Fabel gelenkt werden: daß Leto, da sie der eifersüchtigen Here über Land und Gewässer entflohe, in Delos den Apollon, und in der fernen Ortygia die Artemis geboren habe.

Weil aber ein Geburtsort so mächtiger Gottheiten Ehre und Gut eintrug; so ward die herrschende Religionslage durch Deutungen verfezt. Die Priester in Pegyra zeigten bei sich einen Berg Delos, und zwei Quellen *Φορμξ* und *Ελαια*, d. i. Palme und Ölbaum, und anderes, was bei der Entbindung der Leto genannt worden war, (*Plut. Pelop.*); die in Delos und Efesos zeigten einen Hain Ortygia mit allen Wahrzeichen der heiligen Geschichte, und erfanden noch lehrreiche Namensklärungen dazu (*Callim. Ap.* 59. *Strab.* XIV. p. 639. *Sch. Apoll.* I, 308. 419. *Sch. Pind.* N. I, 2. 4. *Aristid. Apell.*). Die Efeser, welche an der Artemis Geburt sich begnügten, klagten unter Tiberius vor dem Senat, daß man ihnen nicht glauben wollte (*Tac. ann.* III, 61); sie hätten für sich noch die angeschlammte Insel Syros vor dem Kaystros anführen können (*Plin.* II, 91. V, 31). Die Delier, welche beide Zwillinge sich zueigneten, fanden Beifall schon vor Herodot (VI, 97); wiewohl noch Kallimachus, sogar in einem Lobliede auf Delos (v. 255), ihnen nur Apollons Geburt zugestehet. Da indess die Scholiasten größtentheils den Deliern beipflichteten; so erklären die Neueren Homers Ortygia für Delos, bloß um die Deutung der oberhalb liegenden Syros sich beunruhigend. Ein griechischer Königssohn einem griechischen Könige verkauft, und nicht einmal ausgelöst, erregte keine Bedenklichkeit!

Daß man geraubte Menschen nur andersredenden Völkern zum Verkauf anbot, wußte doch schon die Fönikerin, die den Eumäos erzogen hatte (*Od.* XV, 452. Unmöglich konnte der treffliche Sauhirt, wie Strabo meint, ein Prinz von der cykladischen Insel Syros sein. Er hätte nicht Delos, wäre auch der Beiname Ortygia schon verflucht worden, in kunstloser Erzählung so genannt; gewiß so wenig, als ein verständiger Elbschiffer von der schönen Hammonia schwatz. Er hätte nicht einem, seekundigen Kreter,

wofür sich Odysseus gab (XIV, 199), die Heimat Syros so umständlich, und mit dem Beifaz: *wenn du davon gehört hast*: bezeichnet. Ein Ungriecher war er, gebürtig von einer entfernten Insel Syros, die, weil vielleicht auch der Seekundige sie nicht nennen gehört, die Bezeichnung zu fordern schien: sie läge jenseit der bekannten Sikaneninsel Ortygia mit dem ruchtbaren Sonnenweiser. Ob übrigens diese Insel an der Grenze des Unbekannten durch die Volksfage falsch bestimmt worden; ob sie dem Gestade, wie später Ortygia, angewachsen sei; ob ihr Name sogar auf die Landzunge deute, wo nachmals Syrakusa am Sumpf Syrakos, vielleicht einer Lache der Anschlammung, erbaut wurde: das sind unstäte Vermutungen, deren keine sich begründen läßt. Die Entfernung ist der homerischen Welttafel gemäß: Die Föniker kamen, mit Fahrwind von Syros nach Ithaka nicht lange nach dem siebenten Tage (XV, 475-481); und Odysseus von der schwimmenden Aolia, die damals unter der Südspitze von Thrinakia lag, in der Nacht auf den neunten Tag.

Mit solchen Vorstellungen, und einigen Gerüchten von der Südseite Thrinakia's, wo man um das nachmalige Kamarina das alte Gefilde der ausgewanderten Fäken Hyperaia, und jenseit das Land der Kyklopen, samt der durch Schiffer erkundigten Ziegeninsel am westlichen Vorgebirge, sich dunkel dachte, läßt Homer seinen Odysseus umherirren, einen Mann, der überlegte, was er that. Wir wollen diese, durch zweitausendjährigen Streit der Ausleger berühmte Irrfahrt nach Homers Angaben zu bestimmen suchen.

Von Maleia verschlug ihn ein stürmischer Nordostwind (denn das ist Boreas, X, 507) mit vielen Abbeugungen neun Tage hindurch in die Meerwüste der Syrtenbucht (*Od.* IX, 80-84), und am zehnten gelangt' er

Hin zu den Lotofagen, die blühende Speise genießen.

Durch die Lüfterheit der Seinigen genöthiget, ohne günstigen Wind abzurudern (IX, 103), steuerte er natürlich wieder gegen Nordost, wo die Heimat lag. Allein in der sternlosen Nacht (142) verirrt er nordwärts, und kam an die Ziegeninsel vor dem Kyklopenlande (116). Eine solche, wie Homer sie beschreibt, fand Cluver an der Westseite des lilybäischen Vorgebirgs von Sicilien: eine fruchtbare Insel mit sicheren Buchten, die von der Menge Ziegen den Namen Agusa führte. Auch das Kyklopenland gegenüber muß nothwendig, wie schon Cluver bemerkt, in der lilybäischen Felsgegend gedacht werden. Die Ostseite, wo es später um Leontion oder am Ätna suchten, war für dergleichen Ungeheuer, und für eine völlig erdichtete Ziegeninsel zu hell, und machte dem Odysseus, der immer nach Nordost lenkte, die Verirrung um Sicilien herum unmöglich.

Nachdem er den Kyklopen entronnen war, ruderte er von der Ziegeninsel hinweg (IX, 563), und gelangte zu der schwimmenden Insel des Äolos (X, 1). Dieser

Dieser war in der ältesten Fabel kein Gott, sondern ein weiser, glücklicher und menschenfreundlicher König, der den Besuchenden günstige Winde zu erregen, und die anderen zu bezähmen verstand, dessen Erlaubnis aber nicht jeder Seefahrer in der angegebenen Gegend aufsuchen konnte. Nach einer späteren Titannachie (*Clem. Al. str.* I. p. 306) hatte er seine Naturkenntnis von Hippo, Cheirons Tochter, gelernt. Erst Virgils Vorgängern im alexandrinischen Zeitalter ward er zum Gott, durch Gunst der Here, und erhielt ausschließende Gewalt der Winde; da bei Homer ohne ihn Athene, Kirke und Kalypso Fahrwind nachsandten. Sein mitgegebener Schlauch war ein Talisman, der die schädlichen Winde durch Zauber fesselte, nicht, wie Agatharchides (p. 6) spottet, die Windgötter selbst in sich zum Ersticken einengte. Ebenso gaben die Lappländer den Seeleuten Bentel und Schläuche mit verschlossenen Winden (*Schaeffer. Lapp.*). Und bei den Indiern fand Apollonius von Tyane (*Philost.*) zwei Gefäße von schwarzem Stein, wovon der eine Regen, der andere Winde enthielt. Einige Ausleger wollen zwar, daß Äolia nicht schwimme, sondern, nur umschwommen von Meerwogen, unter den liparischen Inseln stehe. Ein Wunder mehr oder weniger verschlägt nichts; sie sei, was man wünscht, Lipara selbst oder Strongyle. Dann hätte aber den Odysseus der Westwind, den ihm Äolos nachsandete, unverletzt durch die Irrfelsen, oder wenigstens durch Skylla und Charybdis, nach Ithaka hin, und unverletzt durch die selbigen zurück der Sturm ihn geführt. Und nach zwei glücklichen Durchfahrten mußte der arme Dulder zum drittenmale hindurch, um nun erst den Ausspruch der Kirke zu bewahren (XII, 98):

Niemals rühmte sich noch ein Segeler, frei des Vorderbans

Dort vorüberzufeuern.

Nein, lieber das wahrscheinlichere Wunder, das natürliche für eine Fabelgegend! Äolia schwimmt, wie weiland Delos, im buchstäblichen Sinn; und zwar diesmal, wohin der besonnene Odysseus den Lauf richten mußte, östlich vom Kyklopenlande. Hier segelt er mit dem Westwinde ab (X, 25), und sieht in der zehnten Nacht die Wachfeuer in Ithaka.

Der Sturm treibt ihn nach Äolia zurück (X, 55); er wird von Äolos weggejagt, rudert ab ohne Fahrwind, und kommt am siebenten Tage zu den Lästrygonen (77-81). Die Ausleger, welche dies alte sicilische Fabelvolk (*Thuc.* VI, 2) wiederum an der hellen Ostseite in der Gegend von Leontion anliedeln, mögen zusehn, wie dorthier Odysseus nach Ääa, der Kirke Insel, mit einiger Vernunft zu befördern sei. Durchaus müssen diese Unmenschen an der jenfeitigen Fabelküste des westlichen Meerbusens, worin Kirke wohnt, ihren Siz haben; und dahin den klugen Ithaker von seiner ostwärts gerichteten Fahrt abulenken, ist kein anderes Mittel, als die schwimmende Insel des Äolos. Ohne Zweifel nahm der verwiesene Odysseus den vorigen Lauf, den der Westwind ihm geführt hatte. Aber Äolia lag diesmal weiter zurück im Südwe-

sten des Kyklopenlandes, durch den selbigen Sturm, der ihn von Ithaka trieb, fortgedrängt. Denn, wie Pindar von Delos sagt,

Sie war beweglich den Wogen

Und aller Wind' anstoßendem Hauch.

Um Raum sowohl für die zweite Lage von Äolia, als für die folgenden Irrfahrten in dem Meere hinter Sicilien zu gewinnen, welches so beschränkt ist, daß von Ääa ein hülfreicher Wind der Zauberin in einem Tage nach dem Okeanos (XI, 11), und wieder in einem durch die sicilische Meerenge führen soll (XII, 142-284); müssen wir über der erweiterten Syrtisbucht Sicilien ostwärts herumdrehen, daß Lilybäum die südliche Spitze werde. Und grade diese erzwungene Stellung Siciliens findet sich, vielleicht durch die alten Welttafeln fortgepflanzt, bei den späteren Geografen, bis auf Strabo (VI. p. 266): welche von den heraklischen Säulen nach dem ipsischen Meerbusen eine Linie durch Pelorum und Pachynum ziehn (*Strab.* II. p. 106). Von der westlich geschwommenen Äolia nun rudert Odysseus ohne Fahrwind nach Osten; aber, durch Wind und Wogen und Dunkelheit verleitet, geräth er hinter Sicilien, wo er nach sechstägigem Umherkreuzen an die Lästrygonische Küste kommt. Die alte Sage bei Thucydides, Strabo (I. p. 20), und den Grammatikern, daß die Lästrygonier in Sicilien gewohnt haben, ist an sich wahrscheinlicher, als die spätere italische, von Cicero (*ad. Att.* II, 13) und Horaz (*Od.* III, 17) im Scherz, von Plinius (III, 5) im Ernst angeführte, die sie, vielleicht des Hafens wegen, nach Formia in Italien verlegt. Dann würden ja alle Wunder nach der Abfahrt von Äolia auf das verkürzte Italien gehäuft, indem das ganze jenseitige zwischen dem lilybäischen Kyklopenlande und der Meerenge gestreckte Sicilien, wovon die Schiffersage wohl am wenigsten schwieg, leer ausginge.

Den grausamen Lästrygonen entflieht Odysseus mit Einem Schiffe, bei ungünstiger Luft rudern (X, 128), und wird endlich an Ääa, wo die Zauberin Kirke wohnt, durch zufällige Winde und Strömungen getrieben (135). Die Insel, an der Mitte des namenlosen Westlandes, hatte den Namen von der kolchischen Stadt Ää, in deren Nachbarschaft Helios mit des Okeanos Tochter Perse den König Äetes, der Medea Vater, und diese Kirke gezeugt hatte. Hesiodus, dem die Gegend schon weniger dunkel war, erzählte: Kirke sei auf dem Wagen des Helios in die vor Tyrhenia liegende Insel gekommen (*Sch. Apoll.* III, 309). Und in der Theogonie (v. 1011): sie habe dem Odysseus den Agrios und Latinos geboren, die Könige der Tyrsener. Der Verfasser der Orphischen Argonautik, dem diese Gegend zu hell dauchte, gab der Kirke (1205) eine Insel im Okeanos nahe der Einstromung, dem lyngäischen Lande am Atlas gegenüber (*Steph. Byz.*). Aber zur Zeit des Theophrast (*hist. plant.* V, 9) ward Latiums waldiges Vorgebirge Kirkäon von den Eingeborenen für die ehemalige Insel der Kirke gerühmt; auch pries man die Ergiebigkeit des Bodens an wirklichen Kräutern (*Sch. Apoll.* III, 311), um mit diesem

diesem und anderen Wahrzeichen die Sage zu bescheinigen (*Strab.* V. p. 232). Es war alter Volksglaube, daß im Osten und Westen des Erdkreises die Kraft der näheren Sonne ausnehmende Fruchtbarkeit und die stärksten Zauberkräuter hervorbringe. Nachdem hier Odysseus gelandet, und zwei Tage und Nächte vom Rudern sich ausgeruht (143); erforscht er das Land, und stärkt seine Freunde mit Kost. Am folgenden Morgen entdeckt er ihnen seine Verlegenheit (190):

Freunde, wir wissen ja nicht, wo Finsternis, oder  
wo Licht ist;

Nicht wo die leuchtende Sonne hinabsinkt unter die  
Erde,

Noch wo sie wiederkehrt.

Wo die Nachtseite der Welt und die Tagseite sei, weiß er wohl; denn er sah die Sonne aufgehen und untergehn. Aber er weiß nicht, sagt er mit Leidenschaft, in welche Weltgegend von der Heimat er verirrt sei, ob die veränderte Lage der äolischen Insel ihn ostwärts oder westwärts in das unerkundete Meer (III, 320. IV, 85) geteufelt habe.

Nach jährigem Aufenthalte befiehlt ihm Kirke, daß er, den Geist des Teiresias zu fragen, durch den einströmenden Okeanos zum Schlunde der Unterwelt binfahre (X, 490); sie selbst wolle ihm nördlichen Wind, d. i. Nordost, nachwehen lassen (507). Er werde jenseit der Einstromung hinter dem Felsufer ein niedriges buschichtes Gestade finden (508). In diesem zu einer tieferen Kluft sich neigenden Thale (denn man steigt hinab, XI, 57. 476, indem die Todten heraufsteigen, XI, 38), sei der Pful Acheron, in welchem, an dem Felsen des unterirdischen Eingangs, der feurige Pyrislegethon sich stürzt, und der Kokytos, ein Arm der Styx (511): welche bei Hesiodus (*Theog.* 776), eine Tochter des Okeanos, den zehnten Theil seines Gequells aus himmelftützenden Silberfelsen (*Homers Leukas*, *Od.* XXIV, 11) in die Unterwelt ableitet. Odysseus segelt mit dem nördlichen Fahrwinde der Zauberin (XI, 6) den ganzen Tag durch das innere Meer (11), und erreicht Abends das Ende der Okeanosmündung (13), wo er am Gestade der dunklen, durch Berge beschatteten Kimmerier, vor der buschichten Niederung anlandet (20), und, näher dem Quellfelsen des Weltstromes Okeanos und der unterirdischen Styx, den bezeichneten Pful aufsucht (22). Dort in eine Grube opfert er Honig, Milch, Wein, Wasser mit Mehl, und das Blut schwarzer Schafe (26); durch die Witterung angelockt, steigen aus dem Schlunde des Erebos die sinnlosen Todten herauf (36), um mit dem Blut ein kurzes Lebensgefühl einzuschlüpfen.

Die Kimmerier, offenbar eine phönizische Erfindung, haben den Namen von *kamar*, *kimmer*, dunkeln (*kimrir*, Dunkelheit, *Job.* III, 5). Ältere Griechen formten daraus *κimmerος*, Finsternis, welches Lykofron (1427) seinem veralteten Kauderwelsch einmischte; *κimmerος* und *καμμερος* fand Hesychius bei anderen. Eben so ist mit *ereb*, Trübe, Abend, nicht nur *ερεβος*, Dämmerung des Schattenreichs, sammt den

Beiwörtern *ερεβος*, *ερεβος*, dunkel, sondern selbst *Europa*, welches zuerst Westgegend bedeutete, verwandt. Da Homers Kimmerier über der Erde wohnen; so müssen es umzingelnde Berge sein, die ihnen das Licht der auf wolkiger Luft einherfahrenden, und zum benachbarten Okeanos sich senkenden Sonne entziehen: wie bei Hesiodus (*Theog.* 759) dem Schlaf und dem Tode, auch den Gräen an der westlichen Landspitze (*Aeschyl. Prom.* 802), vor welchen Heliodus die Gorgonen auf einer Insel herbergt (*Theog.* 275),

Hart an der Grenze der Nacht, bei den singenden  
Hesperiden.

In der Orfischen Argonautik (1119) werden die Kimmerier sammt den beschattenden Bergen, welche von westlichen Bergen der späteren Erdkunde die Namen Rhipäon, Kalpis, Flegra und Alpen führen, an den nordwestlichen Ocean versetzt. Auch dunkelt es um die westlichen Rhipäen bei Alkman und Sofokles (*Oed. Col.* 1311, *Schol.*), und noch bei Späteren um die Quelle des Rhodanus und Eridanus (*Apoll.* IV, 630. *Dionys.* 288).

Um jene kimmerische Todtenkluft wohnen dem Homer, obgleich hier unerwähnt, auch die Träume (*Od.* XXIV, 12), die Harpyen und Erinnyen (*Od.* XX, 63-78. *Il.* XVI, 150), wahrscheinlich noch mehrere bedeutende Fantome, welche bei Späteren vor den Eingang des Erebos in ewiger Nacht schweben. Draußen im Okeanos ist das Eiland der Seligen, Elysion, an der Lichtseite: woselbst, nicht fromme oder wenigstens, wie bei Hesiodus, durch Heldentugenden ausgezeichnete Menschen, sondern allein Günstlinge von Zeus, dem Tode entrückt, in unthätiger Wonne leben. So wird dem Menelaos von Proteus gewissagt (*Od.* IV, 561):

Doch nicht dir ist geordnet, den Tod und das Schicksal zu dulden;

Nein dich führen die Götter dereinst an die Enden  
der Erde

Zu der elyäischen Flur, wo der bräunliche Held  
Rhadamanthys

Wohnt, und ganz mühlos in Seligkeit leben die  
Menschen:

(Nimmer ist Schnee, noch Winterorkan, noch Regengewitter;

Ewig wehn die Gefäusel des leis anathmenden Westes,  
Die Okeanos sendet, die Menschen sanft zu kühlen:)  
Weil du Helena hast, und Zeus dich ehret als Eidam.

Nahe dabei, am niederhangenden, von Atlas gestützten Himmelsgewölbe (*Od.* I, 53), ist das Sonnenthor (XXIV, 12), durch welches Helios zu dem wartenden Goldschiffe in den Okeanos hinausfährt; und eine Steige zum Gewölbe hinauf (*Myth. Br.* I, 27). An der Nachtseite gegenüber erhebt sich (XXIV, 11) der Fels Leukas, oder der schimmernde, von Hesiodus (*Theog.* 791) der silberhelle und himmelftützende genannt: aus welchem der erdumzirkelnde Okeanos und die

die unterirdische Styx entspringt (*Hesych. Λουκκὰ πατρυν*). Hinter der Einstromung ist, am Boden des Okeanos, die Kluft, welche durch eine eiserne Pforte mit eherner Schwelle zum Tartaros führt (*Il. VIII, 16*),

So weit unter dem Ais, wie über der Erd' ist der Himmel;

wo Iapetos, Kronos und andere Titanen ohne Sonne und Wind wohnen (*VIII, 47*). Von dem Elektronstrome reden wir bei der Hesiodischen Erdkunde.

Durch die Mündung des Okeanos rudert Odysseus wieder in das innere Meer (*Od. XI, 639*), und ein südwestlicher Fahrwind bringt ihn aus dem Lande der Finsternis zur ääischen Insel zurück (*XII, 2*), wo die Lichtgöttin Eos und der Sonnengott Helios ihre Macht üben. Bald nachher schifft er in der Frühe mit Fahrwind ab (*142*), flutet an dem Eilande der Scirenen vorbei (*166*), vermeidet dann rechts die Brandungen und Flammen der Irrfelsen (*201*, vergl. *59*), und wendet sich links in die Meerenge zwischen Skylla und Charybdis hindurch (*234*, vergl. *73*), worauf er an der thrakischen Weide des Sonnengottes zu übernachten genöthigt wird (*260*). Sturm und widriger Wind hält ihn auf (*312*), bis vor Hunger die Genossen an der heiligen Heerde sich vergreifen (*353*). Er leidet Schiffsbruch (*403*), treibt auf Scheitern nach der Charybdis zurück (*427*), und von dort in neun Tagen nach Ogygia (*447*), wo er bei der Nymfe Kalyppo, des Atlas Tochter, bis ins achte Jahr bleiben muß (*VII, 244*). Diese nach Schifferfagen gefabelte Insel, in der Mitte des Meers (*I, 50*), oder von jedem Ufer entfernt, liegt nach Homers Vorstellung in der ungeheuern Bucht zwischen Libya und dem Atlas, so weit westlich gerückt, daß Odysseus auf der Fahrt nach Scheria oder Corcyra den großen Bären zur Linken hat (*V, 276*). Er segelt im rohen Flosse mit lauem Winde aus Südwest (*V, 268*), und erblickt am achtzehnten Morgen Scheria (*279*); dann, nach verlorenem Flosse, schwimmt er zwei Tage im Sturm, bis ihn der Nord nach Scheria zurücktreibt (*385*), und erreicht am dritten Tage das Land. Von hier bringen ihn endlich in Einer Nacht die Fäaken nach Ithaka (*XIII, 35-93*).

Scheria war am adriatischen Busen das äußerste der homerischen Weltkunde. Unter des Alkinoos Vater waren die Fäaken aus Hypereia vor den Kyklopen entflohn (*VI, 8*):

Daß sie in Scheria wohnten, entfernt von erfindamen Menschen;

d. i. am Ende der gebildeten Völker, nach den Barbaren des unbekannten Epeiros hinauf, von welchen sie Sklaven raubten (*VII, 8*). Das selbige sagt Naufikaa (*VI, 203*) etwas stärker:

— — — — — Denn sehr geliebt von den Göttern,

Wohnen wir abgelegen, des endlos wogenden Meeres

Äußerste, haben auch nie mit anderen Menschen Gemeinschaft.

Sie hatten ja, nach eigenem Geständnisse (*VIII, 29*), Völker im Westen wohnend; und das Gewässer um ihre Insel wird Meer, nicht Okeanos genannt. Aber aus ihrem Benehmen gegen Odysseus ist offenbar, daß die unkriegerischen Fäaken (*VI, 270*) den neuen blühenden Staat nicht allein durch Mauern (*VII, 45*), sondern durch fönikische Kunst der Verheimlichung sicherten. Obgleich weder hartherzig noch arm, nahmen sie nicht gerne Fremdlinge auf (*VII, 32*), und entsandten sie bei Nacht (*XIII, 35*), und zwar schlafend (*VII, 318*), damit sie Zeit und Wind nicht beobachteten, und mit dem Vorgeben, ihre Schiffe hätten Gedanken, und liefen von selbst den bestimmten Weg ohne Gefahr mit übernatürlicher Geschwindigkeit (*VII, 326. VIII, 556*). Homer nennt sie bloß geschickte Seeleute, und giebt ihnen eine ganze Nacht zu der Fahrt nach Ithaka, wo sie die forkynische Bucht schon kannten (*XIII, 113*).

Gegen die eratosthenische Behauptung, daß vor Alters sich niemand in das euxinische Meer gewagt habe, führt Strabo die Argonauten an (*I, p. 48*). Als ob diese einzelne, so hoch bewunderte Heldenthat, die allerdings einige Kunde von Kolchis brachte oder voraussetzte, nicht ein Beweis für die Behauptung wäre! Voraussetzte, sagen wir. Denn wenn auch Iafous Fahrt, wie des Odysseus und anderer, nur von Dichtern bis an das östliche Weltende wäre gedehnt worden; so möchte doch die dürftige Kenntniss der Amazonen, der Kolchier, des Sonnenteichs (*Od. III, 1*), einer Andeutung des kaspischen Meers, schon durch einen alten Landhandel erklärbar sein (*Il. II, 857*),

Fern aus Alybe her, alwo des Silbers Geburt ist.

Welches Alybe, der Siz nachmaliger Chalyber, auf Homers Welttafel zu den Halizonen gesetzt werden muß. Strabo (*I. p. 45*) rühmt die ganze Gegend um Kolchis wegen des Reichthums an gegrabenem Gold, Silber und Eisen. Ein andermal hat Strabo (*I. p. 6. 20*) die Laune, seinem Homer sogar Kenntniss der kimmerischen Halbinsel durch skythische Horden, die, vielleicht schon vor seiner Zeit, Asien durchschwärmten, zu verschaffen. Auch den Ister soll er (*p. 6*) durch Erwähnung der anwohnenden Myser bezeichnet haben. Aber gleich darauf (*p. 21*) entfährt dem vergesslichen Anwald das Geständnis: man habe damals das euxinische oder pontische Meer für eine Art von Okeanos angesehen, daß einer dorthin eben so, wie jenseit der heraklischen Säulen, außer der Welt schiffe; und seiner Größe und Furchtbarkeit wegen habe man es vorzugsweise Pontos genannt. Ja gegen Apollodor, der aus Homers Stillschweigen schloß, er habe viele berühmte Flüsse und Völker am schwarzen Meer gar nicht gekannt, giebt Strabo (*XII. p. 553*) die kimmerische Halbinsel und den Ister auf, weil Zeus sie nicht wahrnimmt (*Il. XIII, 4*):

Seitwärts hinab auf das Land gaultummelnder Thrakier schauend,

Auch nahkämpfender Myser, und trefflicher Hippomolgen,

Welche



**Welche bei Milch arm leben, ein Volk der gerech-  
testen Männer.**

Homer, sagt er, hätte die Nomaden nicht als Milcheßer, als dürftige und gerechte Menschen, als treffliche Rofsamelker bezeichnet, sondern Skythen genannt, oder Sauromaten, oder Sarmaten, wenn sie damals bei den Griechen so hießen. Auch hätte er, da er Thraker und Myser anführte, die am Ister wohnten, ihn selbst, den größten der Ströme, nicht verschwiegen, zumal er gerne nach Flüssen die Gegenden bestimmt. Auch bei Erwähnung der Kimmerier wäre er den Bosphoros oder die Mäotis nicht übergangen. So vertritt der besonnene Strabo seinen allwissenden Homer!

Im östlichen Winkel des schwarzen Meers kannte Homer Kolchis, das Reich des Äetes (*Od. X*, 137. *XII*, 70), den der benachbarte Sonnengott mit des Okeanos Tochter Perse (vielleicht eine Andeutung dunkelvernommener Perfer, als eines äthiopischen Stamms) erzeugt hatte. Nahe ward des Helios Wohnung und der Okeanos noch von Mimnermus geglaubt (*Strab. I*. p. 47):

**Zu des Äetes Stadt, wo des rüßigen Sonnenbeher-  
schers**

**Helios leuchtender Glanz ruhet im goldenen Gemach,  
An des Okeanos Rande, da kam voll Gottheit Isaron.**

Den berühmten Fasis, den ältesten Scheidestrom zwischen Nachtseite und Tagseite, nennt Homer nicht; aber ohne ihn kann weder diese Abtheilung, die er häufig angiebt, noch des Äetes Reich, noch die Verirrung der Argonauten hinter Sicilien bestehen. Weil der Fasis, der aus dem Okeanos hereinfließt, grade im Osten der westlichen Einstromung entgegen sein muß; so erscheint Vorderasien fast wie ein Dreieck: eine Gestalt, die noch spätem Geografen verwiesen wird (*Scymn. Fr.* 185-194). An der Einstromung des Fasis wohnt ihm, wie allen ältesten, Helios und die Lichtgöttin Eos, zwischen dem Okeanos und dem Teiche, in welchem Helios seine Rosse schwemmt, sowohl des Abends, nachdem er von Westen herum-  
schiffe (*Aeschyl. Fr.*) als vor dem Aufgange (*Od. III*, 1):

**Helios strebte nunmehr, aus dem herrlichen Teiche  
sich hebend,**

**Auf zum ehernen Himmel,**

**Den Rand des Okeanos vom Fasis bis zur westlichen  
Einstromung bewohnen Äthiopen, von der näheren  
Sonne gebräunt (*Od. I*, 23):**

**Äthiopen, die zwiefach getheilt sind, äußerste Men-  
schen,**

**Diese zum Untergange des Helios jense zum Auf-  
gang.**

Besondere Stämme der Äthiopen sind bei Homer, wo nicht schon Perfer, wenigstens Erember und Pygmäen; bei Späteren Kefener, Perfer, Meder, Baktrer, Inder, Araber und andere (*Strab. I*. p. 42). Von einem Feste der Ostäthiopen, mit welchen die griechische Volkslage

vertrauter war, kehrte Poseidon im Luftwagen über die Berge der Solymen zurück (*Od. V*, 283. 380). Zu ihnen gehörte Mennon, der schöne Sohn des Tithonos und der Eos (*Od. IV*, 138. *XI*, 521), der den Troern zu Hülfe kam, und der bei Quintus (*II*, 120), dem Nachahmer verlorener Alten, auch auf seinem Wege vom östlichen Rande des Okeanos her die Solymen fand. Diese Volkslagen, welche lange fortdauerten, werden im Folgenden ihre völlige Bestätigung erhalten.

Nach Homers Liedern folgen an Alter Hesiods Gedichte, und viele Bruchstücke von hesiodischen Werken: welche dem achtzehnten Jahrhunderte zum Vorwurf, noch zerstreut liegen. Ob alles von Einem Verfasser herkomme, kann uns hier gleichgültig sein. Was den Namen Hesiodus führt, enthält, nach unserer Einsicht, in Sprachform, in Mythologie und Weltkunde (ein paar unverkennbare Einschaltungen abgerechnet) nichts widerwärtiges, und bekennt Einen und den selbigen Zeitraum, in welchem die ererbte Volksmeinung durch Erfahrungen aus ihrer Ruhe geweckt wurde, und einige Kenntnisse, mit alten oder neugefabelten Wundern gemischt, aufnahm.

Hesiodus lebte, wie wir sehen werden, etwa zweihundert Jahre nach Homer, gegen die 20 Olympiade, als schifkundige Griechen anfangen, mit gewagteren Unternehmungen nach allen Gegenden umher zu streben. Zwar hatten, der Sage nach (*Dionys. Hal.* 1), welcher die Verwandtschaft der Sprachen bekimmt, schon vor Ilios Fall griechische Stämme unter Peuce-tius um das iapygische Vorgebürge Italiens, und unter Onotrus an der aufonischen Küste sich angesiedelt; zu welchen allmählich andere, z. B. unter Enander, sich gesellt. Von den heimkehrenden Siegern Troja's waren Diomedes nach Apulien, Teukros nach der entfernten Kypros, andere anderswohin verirrt. Achtzig Jahre darauf, durch den Einfall der Herakliden in den Peloponnesus, waren große Bewegungen und Auswanderungen bewirkt worden; Griechen bedeckten die Meerküste Asiens; griechische Städte, wie die euböische Kuma, die Mutter von Parthenope, blühten in Italien auf. Indefs hatte die Erdkunde der homerischen Zeit dadurch nichts gewonnen: die asiatischen Griechen spielten dem glänzenden Verkehr mit den Enden der Welt zuerst durch schwüchterne Versuche in der Nähe vor; und die entfremdeten Anbauer in Kypros, um Italien, und noch weiter, wenn man will, verloren sich aus dem Andenken der Ihrigen, wie die sächsischen Siebenbürger und die Pölzer in Amerika. Aber jezo erweiterten allmählich ihre Betriebsamkeit die mächtigen Ionier, und die vom durchgehenden Handel, anfangs zu Lande, dann zur See, bereicherten Korinther. Statt der funfzigrudrigen Kriegsböte des heroischen Alterthums, erfanden die Korinther Triremen; und in der 18 Olympiade erbaute ein Korinther vier solche den Samiern (*Thucyd. I*, 13). In der 11 Olympiade gründeten fast zugleich Euböer die Pflanzstadt Naxos in Sicilien, und Korinther Syrakusa, auch Kerkyra in dem alten Fäakeneiland. Der bequemen Schifffahrt wegen nach Kerkyra oder Cor-  
cyra

cyra, verwandelten die Corinthier die leukadische Landzunge, welche Odysseus unter dem Namen Nekoros behericht hatte, in eine Insel; und schon in der 23 Olympiade hielten sie mit ihren Abkömmlingen das älteste Seetreffen, welches dem Thucydides bekannt war. Bald nach Syrakusa ward Kyrene in Libyen gebaut; und um die selbige Zeit führte der Sturm einen Samier, bis zu den Seulen des Herakles, woher er tartarische Reichthümer und Gerüchte mitbrachte.

Dennoch erlebte Hesiodus nicht die Zeit, daß der aereinische Pontos, oder das unwirthbare Meer, welches die Argonauten zuerst öffneten (*Pind. Pyth. IV, 361*), seinen unholden Namen mit dem einladenden des euxeinischen oder wirthbaren vertauschte (*Pind. Nem. IV, 79*); die Zeit, wovon Scymnus der Chier sagt (*v. 733*):

Zahlreiche Pflanzern wurden aus Ionia  
Gefandt zum Pontos, welcher, ungastfreundlich einß  
Ob seiner Barbarstämme Grausamkeit besamt,  
Durch jener Thun gastfreundlich jeso heißen darf,

Denn erst nach der 30 Olympiade wurden die Pflanzstädte Istros, Olbia, Sinope von den Milesiern, die meisten noch viel später gebaut (*Ramb. de Mileto*). Zwar standen seit der argonautischen Durchfahrt festgewurzelt am Eingange die Kyaneen oder Schwarzfelsen (*Orph. Arg. 680-708*), die vorher als Symplegaden in der gewaltigen Strömung zurückschreckten (*Pind. Pyth. IV, 370*):

Mit der zusammenprallenden Klippen  
Umanerbar Bewegung;  
Denn die Zwillinge waren belebt,  
Und rollten hurtiger an,  
Als dumpftosende Winde geschaart zum Kampf.

Aber schrecklich genug blieb, wie heutiges Tags, den schwachen Fahrzeugen die entgegenstürzende Flut der thrakischen Meerenge, noch empörter durch den Süd, der das Segel schwellte, und durch plötzliche Stoswinde von vorn und von der Seite. Selbst der Pöner, sagt Horaz (*Od. II, 13. III, 4*), durchstauerte mit Angst

Die Flut des graunvoll tobenden Bosporos.

In den Pontos fahren, und aus dem Pontos kommen, waren Sprichwörter von großem Unglück (*Eustath. ad Dionys. 147*). Man dünkte sich, wie Cicero sagt (*Tusc. I, 20*), nicht weniger, wenn man die Mündung des Pontos gesehn hatte, als die Meerenge des Oceanus.

Vorläufige Versuche der Pontusfahrt hatten gewiß zu Hesiodus Zeit ionische Krämer häufig gewagt, um, gleich dem horazischen Indusfahrer (*l. Ep. 1, 45*),

Durch Meerwegen die Armut zu siehn, durch Klippen, durch Feuer.

Sie hatten links die schlammige Bucht Salmydessos, die Stiefmutter der Schiffe (*Aeschyl. Prom. 725*), bezieht, und den Namen des großen Stroms Istros zurückgebracht, welchen Hesiodus (*Theog. 359*) samt dem neulich benannten Neilos, unter die merkwürdig-

sten Ströme aufnahm. Vielleicht daß auch im Ardeskos (345) oder Aldiskos, welchen der Scholiast einen Skythischen Strom nennet, ein Ardesios oder Aldessios steckt, als älterer Name des berühmten Salmydessos, Almydessos oder Sarnmydessos (*Suid.*), der nach den Scholiasten in die gleichnamige Bucht ausströmt. Ferner hatten sie dem Hesiodus den eigentlichen Namen der Rossmelker verkündigt, und ein neues Bild ihrer nomadischen Lebensart, ihre gekarrten Wohnungen. Denn bei Strabo (*VII. p. 300*) besingt er, als äußerste Völker im Süden, Westen und Norden,

Äthiopen, und Ligyerstamm, auch Skythen bei Rossmilch.

Und eben daselbst (*p. 302*) wird ihm Fineus von den Harpyen geführt

Zum Milcheßergeschlecht, das Wohnungen führt auf Rädern.

Damit man nicht von dem entdeckten Istros zu viel Licht hoffe, erinnere man sich, was milesische Märchen bedeuteten. Als die Milesier schon über fünfzig Jahre am Istros und Borysthenes sich angebaut, fabelte man um die Mündungen des Istros, oder weiter hinauf, eine dem Achilles heilige Insel Leuke; hier sah ein krotonischer Feldherr den Achilles in Gesellschaft befreundeter Helden, und der Helena, die jetzt seine Gemahlin war; Helena trug ihm auf, dem Stesichorus in Himera zu melden, ihr Zorn sei die Ursache seiner Blindheit; worauf der Dichter seine Palinodie sang (*Paus. Lac. p. 102*). Noch Polybius warnt (*IV, 42*), nicht die Lügen und Wunder, welche die Meerhändler aus dem Pontos berichten, mit offenem Munde zu verschlingen.

In Kolchis nennt Hesiodus den Fasis (*Theog. 340*), der, aus dem Okeanos einströmend, die Erdscheibe bis zur Welttafel des Hekateus in zwei Inseln theilte. Die flüchtenden Argonauten führte er, wie Pindar und Antimachus, weil die Mündung des Fasis von Kolchern bewacht wurde, aufwärts in den Okeanos, und rechts bis über Libya, wo sie, noch unkundig des arabischen Busens, den nächsten Weg in das Mittelmeer über Land zum See Triton nahmen (*Sch. Apoll. IV, 259. 233. Sch. Pind. Pyth. IV, 44*). Zum Okeanos gelangten sie durch den Sonnenteich, welchen noch Aeschylus anerkennt, und bei Strabo eine spätere Iasonne in das kaspische Meer umdeutete (*Strab. XI. p. 503*). Den Kaukasos, das nachmalige Ostgebirge des Erdkreises, finden wir nicht vor Pherecydes genannt (*Sch. Apoll. II, 1214*). Ubrigens die alten Fabeln, nur etwas erweitert: Aetes mit den Seinigen, vom Geschlecht des Helios und des Okeanos (*Theog. 956*); Medeia von Iason entführt, Mutter des Medeios (992), der den Medern wahrscheinlich den Namen gab; Kirke auf dem Sonnenwagen nach einer tyrrhenischen Insel verfest (*Sch. Apoll. III, 309*). Auch des Frixos Ritt auf dem goldvliesichten Widder (*Eratoft. catast. 19. Sch. Germ. Aries*), und wie Fineus dem einkehrenden den Weg über das schwarze Meer nach Kolchis weisagte, und deswegen geblendet ward (*Sch. Apoll. II, 182*). Auch

Faethons Fahrt auf dem Sonnenwagen, wodurch die Äthiopien gebräunt wurden (*Hygin.* 154); weshalb (*Lb.* 527) dunkelfarbige Männer die Völker der südlichen Erdhälfte heißen. Ferner wie Eos dem Tithonos die ostäthiopischen Fürsten Memnon und Emathion gebar (*Theog.* 984); und dem Kefalos (986) einen anderen Faethon, den Afrodite zum Tempelhüter, nach dem Scholiasten, in Kypros erkohr. Die Kyprier, sagt Herodot (VII, 90), leiten ihr Geschlecht theils von Griechen ab, theils aus Fönike, theils aus Äthiopien: d. i. aus dem fernerem Morgenlande. Dann besang Hesiodus (*Strab.* I. p. 43. VII. p. 299. *Harpocrat.*), als Nachbarn der Kolchier die langköpfigen Makrokefalor, Herodots Makronen (II, 104); vielleicht auch dort herum Hemikynen mit Hundshäuptern, wo nicht Herodots Hundsköpfige am Triton (IV, 191) die älteren sind, welche der falsche Aristeas nebst anderen Fabeln zu den später entdeckten Nordvölkern hinauf rückte (*Tzetz. chil.* VII, 144. *Steph.*). Endlich hatte er, wahrscheinlich durch Föniker, auch Araber vernommen, Stammgenossen der persischen Kefener, eines ostäthiopischen Volks, welchem die schöne Andromeda angehörte (*Herod.* VII, 61. *Agatharch.* p. 2). Denn Arabos war ihm ein Sohn des Hermes und der Thronia, deren Vater, der König Belos, auch den Kefeus gezeugt hatte; das selbige sagte noch Stefichorus (*Strab.* I. p. 42).

Man hüte sich, den alten Namen Arabia auf den neueren Begriff einzuengen, und, wo er ihn überschreitet, einen Fehler zu argwöhnen. Arabia schwankt, wie Thrakia, und wie dieses den ganzen Norden, so umfaßt jenes oft das gesamte Ostland. Apollodor (II, 5, 11) fand bei älteren Dichtern, die man falsch deutete, den Ostäthiopien Emathion in Arabia; bei andern Servius (*Aen.* IV, 367) Hyrkania, eine Bergwaldung Arabiens, Vibius Sequester (*de gentibus*) Inder als Araber in Asien genannt; der Berg Nyssa lag anfangs in Arabien, und rückte nach Indien. Auch der Fönix, von welchem zuerst Hesiodus fabelte, neun Menschenalter überlebe die Krähe, vier Krähen der Hirsch, drei Hirsche der Rabe, neun Raben der Fönix, und zehn Fönixe der Nymfen Geschlecht (*Plut. Xenocr.*), auch dieser war zuerst in Arabien einheimisch, bald in Indien, Äthiopien, Assyrien. Denn auch Assyrien oder Syrien bedeutete Morgenland, z. B. bei Lukan VIII, 292; Arabia nennt Hesychius eine Gegend in Syrien, und Scymnus setzt um Sinope Syrer (*Fr.* 206). Strabo sucht eine solche Verwechslung der Volksnamen durch ihre Verwandtschaft zu erklären (I. p. 41); da doch die natürlichste Erklärung aus der Unkunde der Alten fließt. Nach dieser älteren Vorstellung, nahm in Ovids Verwandlungen Eurys seine Wohnung bei der Aurora im Reiche der Nabathäer, d. i. der Araber; nach dieser liegt dem Aristofanes (*ou.* 144) im rothen Meer, oder am östlichen Ocean, ein glückseliges Gebiet, nämlich der Araber; nach dieser erkennt Äschylus (*Prom.* 420) Arabia's kriegerrische Blüte nahe dem kaukasischen Gebirge. Und wir dürfen nicht, wie jener bei Plautus (*Trinum.* IV, 2, 89),

mit Verwunderung ausrufen: *Eho! an etiam Arabia'st in Ponto?*

Noch jezo, als diese regsame Zeit eintrat, sah man die große Meerbucht jenfeit Kreta's nur in etwas hellerer Dämmerung, wo noch immer, was Virgil aus griechischen Dichtern nahm (*Lb.* IV, 587), der homerische Proteus bald in Faros, bald in Karpathos, vor den Seeleuten gaukelte. Noch jezo, da Hesiodus am aleischen Gefilde in Kilikia schon Soli (*Strab.* XIV. p. 676) und vielleicht mehreres kannte, blieb jener Winkel von ungeheuern Fabeln, der Echidna, des Tyfaon und ihrem Geschlechte bewohnt (*Theog.* 301-332); und noch um die 33 Olympiade war die Gegend so dunkel, daß dem Pisander die hier geborene Sfinx fern aus Äthiopien, d. i. aus dem Morgenlande, nach Thebe gesendet schien (*Sch. Eurip. Phoen.* 1743). Obgleich nunmehr die kyprische Salamis mit ihrem Teukros besungen ward (*Pind. Nem.* IV, 76), erstaunte man nicht weniger, als Homers Nestor, über die Fahrt durch jenes unendliche Meer. Bei Horaz, der ein solches Gedicht nachsang (*I Od.* 7), stärkt sich der Held am Weine mit dem heraklischen Pappelkranz, und ermuntert die Genossen:

Salamis soll gleichnamig auf Fremdlingsboden hervorblühen.

Tapfre, wohlan! noch herberes oftmals

Tragt ihr Männer mit mir! Nun tilgt im Weine den Unmut;

Morgen erneun wir den mächtigen Meerlauf!

Spätere ließen ihn aus Kypros heimischiffen, und, als man ihn abwieß, nach Hispanien, einige seiner Schaar selbst nach Gallicien, gerathen (*Iust.* XLIV, 3. *Strab.* III, p. 157). Die zunehmende Kenntnis von Kypros ist besonders in der Fabel der kyprischen Afrodite sichtbar. Homer weiß nur, daß sie dort verehrt werde. Bei Hesiodus, der doch bereits den Adonis (*Apollod.* III, 14, 4), und den Tempelhüter Faethon (*Theog.* 990) kennt, erwächst sie im Meerschaum aus dem Blute des Uränos, und landet an Kythere, wohin sie nach Kypros kommt (*Theog.* 193). Das selbige bezeugen Festus (*Cytherea*) und Diodor (V, 55) aus anderen. Saffo aber (*Philostr.* ic. II, 1), die der fönikischen Urania kundiger war, läßt sie aus dem befruchteten Meere zuerst bei Pafos ans Land steigen: welches auch im zweiten homerischen Hymnus an Afrodite behauptet wird. Noch dem homerischen Sänger des Hymnus an Dionysos scheint Kypros und Ägyptos aus der Kunde der Menschen fast so weit, als das zuerst von dem verführten Samier Kollaios, dann wieder von den Fokäern unter Kyros an den heraklischen Säulen entdeckte Hyperboreerland; denn dem Götterjünglinge droht der tyrrenische Seeräuber (v. 26):

Hoffentlich bald gen Ägyptos gelangt er, oder gen Kypros,

Oder zum Hyperboreiergefchlecht hin, oder noch jenfeit.

Das ist, noch über Tartessos hinaus, zu den fernerem Anwoh-

Anwohnern des Okeanos: welche wohl gar die spätere Entdeckung voraussetzen.

Aus dem fernen Lande Ägyptos war dem Hesiodus der Name des Stroms Neilos (*Theog.* 333) erschollen; und, vielleicht durch Föniker, das Gerücht der Troglodyten, die als Katudäer oder Unterirdische, in Höhlen sich aufhielten (*Harpocration*), und, wie wir bei Kolchis gelesen, der ostäthiopischen Araber. Auch war ihm schon etwas aus der altägyptischen Geschichte hinterbracht worden, nämlich die Unarten des Busris, der elf Menschenalter vor Herakles gelebt haben sollte (*Theon. Progymn.* 6). Wenn Busris in seiner Sage, wie es scheint, bereits ein Menschenopferer war; so trifft ihn Herodots Urtheil (II, 45), daß die Griechen, die das sagen, der Agypter Natur und Gesetze durchaus misskennen. Gewiß schufen einen so unholden Busris griechische Seeräuber nach einer unfreundlichen Aufnahme in Ägyptos, wo sie etwas von Osiris, welchen die Priester Hybris nannten (*Hellän. ap. Plut. Jf. et Os. II. p. 364*), mochten gehört haben (*Diod. I. 88*). Eratosthenes (*Strab. XVII. p. 802*) erklärt das ganze Märchen von Busris, der nie gelebt habe, für einen Beweis, was es den Griechen vordem bedeutet habe (*Od. IV, 483*):

Hin zum Ägyptos zu gehn, den Weg, so lang und gefährvoll!

Zu dieser abschreckenden Ferne komme noch die unlandbare Küste, und daß der Hafen bei Faros von räuberischen Rinderhirten sei bewacht worden. Kurz, Ägyptos war den Griechen ein verschlossenes Fabelland: bis Psammethich nach der 30 Olympiade den ionischen, mit dreißig Schiffen gelandeten Seeräubern, die ihm die Herrschaft erkämpft hatten, eine Lagerstadt, Stratopedon, einräumte, und ägyptische Kinder, die Stammväter der nachmaligen Dolmetscher in der griechischen Sprache unterrichten ließ (*Herod. II, 152-154. Strab. XVII. p. 801*). Etwa zwanzig Olympiaden nachher bestimmte Amasis den griechischen Kaufleuten zur Wohnung Naukratis, eine miletische Pflanzstadt an dem Nilarme, der in die kanopische und bolbitische Mündung sich theilt, und außerdem noch verschiedene Tempel mit Handelsfreiheit (*Herod. II, 173. 179*).

Dieser bei Hesiodus fortwährenden Dunkelheit zum Trotz, will Strabo (I. p. 29-35) seinem Homer die Ehre ausfechten, daß er den arabischen Meerbusen gekannt, und durch ihn die östlichen Äthiopen von den westlichen geschieden habe. Warum sollte er nicht, da ihm die entferntere Stadt Thebe bekannt war? Darum nicht, weil eine so merkwürdige Königsstadt am befahrenen Strom eher in den Ruf kommen mußte, als ein durch unwegsames Land getrenntes Wasser, welches die Anwohner selbst lange für einen inneren See hielten. Sonst hätten die Argonauten, in der ältesten Anordnung bei Hesiodus, Pindar, Antimachus (*Schol. Apoll. IV, 259*), ihr Schiff den arabischen Busen hinauf gelenkt, und über die Landenge getragen, nicht aber bis zum fabelhaften Triton sich bemüht. Auch hätte nicht Hekataüs ihre Rückfahrt durch den

Nilus, der ihm aus dem Ocean zu kommen schien, vorgezogen; noch diesen zur Abtheilung der fülllichen Erdhälfte in Asia und Libya gewählt. Herodot (II, 11) war der erste, der den arabischen Busen richtig beschrieb; aber sowohl hier, als am kaspischen Meere, ward seine Kenntniss durch neue Unkunde überwältigt. Später rühmten einige (*Strab. I. p. 35*) die Naturgrenze des arabischen Busens, weil er fast von einem Meere zum anderen reiche, der Nilus aber zu weit vom Ocean zurückbleibe, um ganz Asien von Libyen zu sondern; dennoch blieb die gewohnte Abtheilung.

Es ist noch zweifelhaft, ob selbst der See, der zum arabischen Busen sich ausdehnte, schon Homers und Hesiods Welttafeln angehöre. Gewiß zeichneten ihn Anaximander und Hekataüs nach der Angabe ihrer ägyptischen Landsleute, denen unmöglich das benachbarte Gewässer, aber wohl seine Ausdehnung, verborgen blieb. Die Ionier, sagt Herodot (II, 15), jene im Sinn habend, nennen Ägyptos allein das Delta; was über der Nilscheidung ist, rechnen sie theils zu Libyen, theils zu Arabien. Ein oberägyptisches Arabien also, ununterbrochen durch einen Meerbusen. Mit solcher Vorstellung konnte Eforus (*Plut. pl. ph. IV, 1*) das Anschwellen des Nils dadurch erklären, daß im Sommer ganz Ägyptenland schweize, wozu auch Arabien und Libyen beitrage. Auch der Dichter Herodor, der nach Alexander lebte, setzte den arabischen Berg Nyssa hinter Fönike nahe an den Nil, ohne durch einen Meerbusen gestört zu werden (*Sch. Apoll. II, 1215*):

Nyssa ist ein erhabnes Gebirgshaupt, blühend an Waldung;

Fern dem Fönikerland, und nahe dem Strom des Ägyptos.

Alexander selbst glaubte (*Strab. XV. p. 696*), der indische Hydaspes sei der Anfang des Nilus. Andere (*Lucan. X, 292*) leiteten ihn von den Serern; noch andere (*Pauf. II. p. 94*) aus dem Eufrates, der in einen Sumpf verschwinde, und über Äthiopien als Nilus wieder aufsprudelte. Eratosthenes tadelte einige Schriftsteller jener Zeit, daß sie den arabischen Busen für einen See hielten (*Strab. I. p. 47*). Er konnte seinen Vorgänger Timosthenes mit tadeln, der dem arabischen Busen nur vier Tagefahrten in die Länge, und zwei in die Breite zutraute (*Plin. VI, 33*); so daß der eingeschlossene See nur etwa bis neben Syene sich erstreckte. Manche sogar machten den geöffneten Meerbusen wieder samt dem indischen Meere zu einem umschlossenen See, dessen jenseitige Ufer noch bis in die spätesten Zeiten als unentdeckte Aufralländer gespukt haben.

Das Land Libya zunächst an Ägyptos war noch im zweiten Jahrhunderte nach Homer eben so dunkel den Griechen bekannt, und selbst den Kretern. Ein Zufall eröffnete jene Gegend, und brachte zugleich etwas wahrere Gerüchte von den äußersten Weiltändern. Das delische Orakel, erzählt Herodot (IV, 150), befahl dem Könige der Insel Thera, eine Stadt in Libya zu erbauen. Weiß man aber nicht wußte,

wo Libya in der Welt läge, so ward der undeutliche Spruch vernachlässigt. Es erfolgte siebenjährige Dürre; und als den rathfragenden Theräern die Pythia von neuem Ansiedelung in Libya gebot, sandten sie nach Kreta, zu erfagen, ob etwa ein Kreter oder ein dortiger Fremdling nach Libya gekommen wäre. Nach vielem Herumirren trafen sie einen Purpurfischer Korobios, der im Sturm nach Libya, zu der Insel Platäa, gekommen zu sein versicherte, und dungen ihn. Unter dessen Anführung schiften einige Männer aus Thera, das Land zu besohn, und ließen ihn, während sie die Botschaft nach Thera brachten, mit Speise auf der Insel Platäa zurück. Als sie über die Zeit ausblieben, und sein Vorrath zu Ende ging, kam ein samischer Schiffer Koläos, der ihn versorgte. Die Samier wollten zurück nach Ägyptos fahren, wurden aber vom Ostwinde bis durch die heraklischen Seulen geraft, und kamen durch göttliche Fügung nach Tartessos. Dieser Handelsort war damals noch unbefucht; deshalb führten sie so unermessliche Schätze heim, daß man in Samos von den Zehenten, welche sechs Talente ausmachten, ein großes ehernes Gefäß, mit Greifenköpfen geziert, und von drei ehernen, sieben Ellen langen, knieenden Kolossen gestützt, in den Tempel der Here stiftete. Unterdeß sandten die Theräer mit Battos eine Kolonie nach Platäa, welche nachher Kyrene in Libya erbaute. Seitdem hielten die von Kyrene und Thera mit den Samiern besondere Freundschaft.

Kurz vorher also, ehe Battos Kyrene gründete, ward Tartessos von den Samiern entdeckt. Wenn wir bis zum achten Könige von Kyrene, welchem Pindar in der 80 Olympiade, 462 Jahre vor Christi Geburt, die vierte der pythischen Oden sang, gegen 250 Jahre annehmen dürfen; so fällt die Erbauung Kyrene's über 700 Jahre vor Christo in die 18 Olympiade, um welche Zeit den Samiern ein korinthischer Baumeister die ersten Triremen baute (*Thuc. I, 23*). Von der Erbauung Kyrene's bis zum Argonautenzuge hinauf zählt Pindar (*Pyth. IV, 16*) noch 17 Geschlechter, welche ungefähr in das dreizehnte Jahrhundert der gewöhnlichen Zeitrechnung hinein reichen. Beide großen Ereignisse, daß in Libya, dem fruchtbaren Fabellande, eine griechische Pflanzstadt aufblühe, und daß ein Samier bis jenfeit des einströmenden Okeanos zu einem noch reicheren Lande verstimmt worden sei, konnte Hesiodus aus Kyme von den benachbarten Samiern in dem ersten Schwunge des staunenden Gerüchts vernehmen. Sein Zeitalter entspricht völlig: denn Homers Ausleger (*Il. XXIII, 683*) bezeugen, Hesiodus habe nackte Wettkämpfer ohne Gurt eingeführt, namentlich den Hippomenes, der mit Atalanta lief; dieser Gebrauch aber entstand, nebst dem Worte *γυμνασιον*, nach der 14 Olympiade (*Dionys. Hal. ant. rom. 7 fin.*), und ward hierauf von dem Dichter zurück in das heroische Alterthum versetzt. Die kyrenische Sage, wie Apollon die Flusnymphe Kyrene vom thessalischen Peneos nach Libya entführt, und mit ihr den Anpflanzer Aristäos erzeugt habe, besang Hesiodus schon, wie nachmals Pherecydes (*Schol. Apoll. II,*

508) und Pindar (*Pyth. IX, 6*), dessen Scholiast den Anfang mittheilet:

Auch wie die Fötirin einst, von der Chariten Schöne verherlicht,  
Wohnt' an der Flut des Peneos, die armutreiche Kyrene.

Servius bezeugt (*Virg. Lb. I, 14*), daß auch des Aristäus Beiname Apollon Nomios, oder Hirtenapollon, von Hesiodus gebraucht worden sei. Früher entstand diese Sage wohl nicht, als nach der 20 Olympiade; da schon das Gedeihn der neuen Stadt in dem fetten Gefilde den Ruhm berechtigen konnte, daß dem Heilbringer Apollon dort eine tempische Löwenbekämpferin sich vermählt, und der Stadt ihren Namen, dem Gefilde ihren anbauenden Sohn zum Schutzgotte, geschenkt habe. In den Gedichten und Bruchstücken, die man hesiodische nennt, widersprecht nichts diesem Zeitraume; alles fügt sich in ihn mit Bequemlichkeit.

Die erstaunlichsten Wunder jedoch bot dem Hesiodus die koläische Sage von den Westgrenzen der Erde. Wo bisher Kimmerier in der Dunkelheit überschattender Gebirge gehaust hatten; da erschienen glückselige Hyperboreer, vor dem heftigen, in Griechenland herrschenden Nordwinde geschützt durch eine Gebirgskette, deren edle Metalle in gediegenen Klumpen von Greifen bewacht wurden: indem die ewige Nacht, samt den Eingängen der Unterwelt, sich hinter die Berge an die westliche Landspitze zurückzog, und weiter an den Elektronstrom Eridanos hinauf die verdrängten Kimmerier herbergte. Die Greifenköpfe an dem ehernen Gefäße, welches die Samier von dem tartessischen Gewinste des Koläos weihten, sind das älteste Denkmal ihres Fabelgeschlechts. Sie geben samt den knieenden Riesen die Andeutung, daß die großen Männer des Westlandes, die, über des Boreas Erreichung hinaus, unter dem mildesten Himmel Jahrhunderte ohne Krankheit und Alter fortblühen, einen Theil ihrer von Greifen gehüteten Metalle der Here zum Geschenke gesandt. Bei Hesiodus, sagt Herodot, (*IV, 32*), wird von den Hyperboreern geredet, auch bei Homer in den Epigonen, wenn anders Homer der Verfasser dieses Gedichtes ist. Da er ohne Zweifel es nicht ist, und seine Westgegend solche Vorstellungen nicht einmal zuläßt; so bleibt Hesiodus der erste, der die neugefabelten Hyperboreer besang. Dies Zeugnis unterstützt der Scholiast des Aeschylus (*Prom. 803*) durch die Versicherung, daß von den Grypen oder Greifen, die immer auf den Goldbergen der hyperborischen Arimaspen sind, Hesiodus zuerst Wunder erzählt habe. Er giebt zu verstehen, die selbigen Wunder, welche noch Aeschylus, als schon seit der 57 Olympiade unter Kyros wahrere Berichte der Fokäer vom Westlande gekommen waren, aus der koläischen Sage beibehielt (*Myth. Br. II, 18*):

O daß du Zeus himmels Haud, scharfes Maul,  
Die Greife schneest; auch das Volk Einäugiger,  
Arimaspen schwärm' im Rossetrah, die fließend Gold  
Umwohnen längs des Platonstromes Windungen.

Hyper-

Hyperboreer, nordlose Menschen, und Pluton, der reiche Strom, sind nur Benennungen; wahrscheinlich auch die Insel Erytheia oder Erythe, weil sie von der untergehenden Sonne, wie nachmals das erythräische Meer und die Insel Chryse von der aufgehenden, geröthet schien.

Aber auch den Eigennamen Tartessos der Stadt und des Landes, aus dem phönizischen Tarhis, welches bei den Hebräern schon unter Salomo berühmt war, kannte vielleicht Hesiodus, da aus der selbigen Sage des Koläos um die 42 Olympiade Stesichorus den gleichnamigen Strom gegen Erytheia anführt (*Strab.* III. p. 148): Geryons Rinder, sagt er, wurden erzeugt,

Entgegen fast der gepriesenen Erytheia<sup>1</sup>,

An des Stroms Tartessos Quellen,

Den unendlichen silbergewürzelten.

In den Felsen der bergenden Bucht.

Hesiodus zuerst, wie Strabo (III. p. 150) meldet, fabelte des Herakles Zug zu den Rindern des Geryones, und zu den Goldäpfeln der Hesperiden, und nannte gewisse Inseln der Seligen. Der Rinderraub wird in der Theogonie (v. 287) beiläufig erwähnt:

Den dreihauptigen Riesen Geryones zeugte Chrysaor,  
Mit der Kalliroe buhlend, des edlen Okeanos Tochter.

Diesen erschlug und enthüllte die hohe Kraft Herakles,

Beim schwerwandelnden Vieh, in dem Fruchtteiland<sup>2</sup>  
Erytheia,

Jenes Tags, da den Schwarm breitstirniger Rinder  
gen Tiryns

Heiligen Fluren er trieb; denn durch des Okeanos  
Enge

Fuhr er, und schlug den Wärter Eurytion nieder,  
und Orthros,

Dort in dem dunklen Geheg, jenseit der Okeanos-  
strömung.

Den Weg dahin und zu den Hesperiden nahm Herakles, der ältesten Fabel nach (*Apollod.* II, 5, 110), durch Europa's, d. i. des Westlandes wilde Völker, auch durch die Ligyer (*Eust.* *Dionys.* 76), wohin ihm in einem Fragmente des Aeschylus (*Galen. morb. ac.* 6) Nachweisung von Prometheus gegeben wird. Zur Überfahrt nach Erytheia ließ ihm Helios sein goldenes Schiff, worin er nach Kolchis zurückzufahren pflegt (*Pherec. ap. Athen.* XI, 5). Eben so beiläufig, ohne Zufügung des Herakles, gedenkt Hesiodus der Hesperiden und der Goldäpfel, jener nachmals so gepriesenen citrischen Äpfel oder Pomeranzen (*Erkl. Virg. Ecl.* VI, 61. *Lb.* II, 126), wovon Koläos die erste Probe mitbrachte. In der Theogonie v. 215 nennt er als Kinder der Nacht:

Hesperiden zugleich, jenseit der Okeanosströmung.  
Die Goldäpfel bewachen, und Goldfrucht tragende  
Bäume.

Diese helltönigen Hesperiden werden v. 275 den Gor-

gonen gegenüber, und v. 518 an den Atlas gesetzt; und v. 353 ist ihr Mithüter ein Drache, welchen Hesiodus (*Sch. Apoll.* IV, 1397) anderswo Ladon nannte:

Keto gebar auch den jüngsten, genährt in Liebe dem  
Forkys,

Ihn, den entsetzlichen Drachen, der tief in der west-  
lichen Erdbucht,

Draußen am Ende des Alls, hochgoldene Äpfel be-  
hütet.

Statt des Homerischen Elysions, erkennt Hesiodus mehrere Eilande der Seligen an der Einströmung des Okeanos, wo die edleren, vor Thebe und Ilios gefallenen Helden, nach dem Tode wieder belebt, der Unsterblichkeit genießen (*Lb.* 167):

Diesen entfernt von den Menschen Verkehr und Wan-  
del gewährend,

Ordnete Zeus der Vater den Siz an den Grenzen  
der Erde.

Und sie wohnen nunmehr, mit stets unsorglamer  
Seele,

An des Okeanos tiefem Gewog', in der Seligen In-  
seln,

Hochbeglückte Heroen; es zeitiget dreimal des Jah-  
res

Ihnen erquickende Frucht die nahrungsprossende  
Erde.

Auch, dem Hesychius zufolge (*Γοργων, Γοργεῖν καὶ Φάλην*), war Hesiodus der erste, der die Gorgonen und den Zug des Perseus befang. Diese wohnen auf einer Insel an der Nachtseite vor dem dunklen Gestade der Gräen (*Theog.* 270):

Keto gebar dem Forkys die rosenwangigen Gräen;  
Seit der Geburt schon grau, die drum Grauharige  
nennen

So unsterbliche Götter, wie herbliche Erdebewohner,  
Schön Pefredo im Schmuck, und im Safranmantel  
Enyo;

Auch der Gorgonen Geschlecht, jenseit des Okean-  
os wohnend,

Hart an der Grenze der Nacht, bei den singenden  
Hesperiden,

Stheino, Euryale auch, und die jammervolle Me-  
dusa.

Nahe der Insel sind die Quellen des Okeanos; denn Pegasos, der aus dem Halle der von Perseus enthaup- teten Medusa sprang, erhielt seinen Namen von πηγαί, Urquell (v. 282).

Gewiss wurden Perseus und Herakles, auf ihrer Reise zu westlichen Abentheuern, sowohl in Hesiods verlorenen Gedichten, als in anderen Volksliedern seit der 20 Olympiade, gerade so, wie bei Pindar von lang- lebenden Hyperboreern um die Quellen des Istros, der aus der westhippäischen Pyrene zu entspringen, und ganz Europa zu durchströmen schien (*Herod.* II, 33. IV, 49), unter Lorbern und Ölbäumen bewirtet. Denn  
f  
auch

auch Apollons Verkehr mit den Hyperboreern ist zwar jünger, als der Homeridische Hymnus an Apollon, der davon schweigt; aber so alt, daß schon der Lykier Olen, nach des Pausanias Meinung der erste Erwähler des Volks ohne Nordsturm (*Pauf.* V. p. 299.), von dorthier nach Delos die Achaia, und, zum Beistand der kreisenden Leto (*I.* p. 31), die Eileithya führte. Und um die 42 Olympiade dichtete Alkaios (*Himer.* XIV, 10), daß der neugeborene Apollon von Delos in einem Schwanenwagen zuerst den Hyperboreern, und darauf den Delliern erschienen sei. Eines Heraklischen Besuchs bei dem Hyperboreervolk, gedenkt Pindar also (*Ol.* III, 26. 45. 55).

Den bläulichen Schmuck des Olivenbaums  
Von des Iktos schattigen Quellen  
Brachte vordem Amfitriyons Sohn,  
Der Kampf in Olympia herrliches Denkmal ihn;  
Als der Hyperboreer Volk er bewegt,  
Daß fromm dem Apollon dient . . .  
Hin trieb ihn der Mut in des Iktos Land,  
Wo der Leto rosetummelnde Tochter  
Aufnahm den kommenden . . .  
Die Hindin verfolgend, sah er auch jenes Land  
Hinter des kalten Boreas Hauch;  
Und die Bäume bewundernd stand er da.

Des Perseus Einkehr auf dem Wege zu den Gorgonen  
beschreibt er noch umständlicher (*Pyth.* X, 46):

Im Schiffe weder noch Fußgang,  
Fändest du wohl zu der Hyperboreer Schaar  
Den wunderfamen Pfad:  
Bei welchen am Mahl einft Perseus  
Der Heerfürst saß, in die Wohnungen eingekehrt,  
Da die ruchtbare Efelhekatombe  
Dem Gott er sie opfernd fand.  
Ihrer Feste freuet sich stets  
Und des Jubelgetöns am meisten Apollon,  
Und lacht den mutigen Troz  
Der bäumenden Unthier' anzuschau.  
Auch die Muß ist ihren Sitten nicht fremd:  
Denn ringsum waltet der Jungfrau Chor,  
Und der Harfen Gesang und der Flöten Laut;  
Und mit goldenem Lorber die Locken umhegt,  
Feiren sie fröhlichen Schmaus.  
Nicht Krankheit, verderbendes Alter nicht,  
Sucht heim das heilige Volk;  
Ohn' Arbeit und Feldschlacht wohnen sie,  
Entrückt der rächenden Nemesis.

Pindar und seine Zeitgenossen kannten die Fabeln dieser glückseligen Westgegend nicht anders, als Hesiodus, aus den staunenden Berichten des Entdeckers Kolaios. Denn durch die Fokäer, die kurz vor ihrer Auswanderung unter Kyros (*Herod.* I, 163) um die 57 Olympiade zuerst wieder nach Tartessos sich gewagt hatten, ward die Gegend so entblößt ihrer älteren Fabeln, und so mit historischen Namen der Kelten, der

Iberer, der Pyrenäen erhellt: daß Pindar in der letzten Erwähnung gestehn mußte, zu Hyperboreern, wie Perseus bei den heraklischen Säulen, dem äußersten Ziele der Meerfahrt, sie gesehn, fände den wunderbaren Weg weder ein Schiffender noch ein Fußgänger. Weswegen man, wie vorher die Kimmerier, jetzt das hyperborische Segensland mit seinen Oelbäumen und mutigen Eeln und Metallbergen weiter hinauf zur unbekannten Nordwestgegend, und bald, weil auch hier der massilische Landhandel aufzuhellen begann, noch weiter nach Norden, und zuletzt bis Nordosten drängte.

Vor dieser lichtvolleren Wiederentdeckung durch die Fokäer, veränderte sich das Bild der Westgegend nur in Nebenzügen: indem irgend ein wahrer oder entstellter Name sich einmischte, oder ein neues Schreckwunder den Zugang des Okeanos umlagerte. Fönikische Lüge ward, wie die kretische, zum Sprichwort (*Strab.* III, p. 170), welches Plato im Umlauf fand. Auch fehlte es nicht an eitlen Verkündigungen ruhmrädiger Griechen, welche, vielleicht mit einer erhandelten Kostbarkeit fönikischer Fabriken herausgeputzt, der Welt Enden und den Okeanos besucht haben; zumal gegen die 45 Olympiade, da die Fokäer, nach mehreren kühnen Erforschungen der Westküste, Massilia gründeten. So eines windigen Meerhändlers, wie es scheint, spottete um die 42 Olympiade Alkaios in einer Ode, deren Anfang Hesiodion erhielt:

Kommst du her von den Weltenden, und trägst des  
Schwerts  
Elfenbeinenes Heft zierlich in Gold gefaßt?

Nicht genug, daß von dem Wege nach Zinn und Bernstein ein finsterner, windstillter und morastiger Okeanos zurückscheuchte, und daß ein Pindar (*Nem.* IV, 112) die Sage für unverdächtig hielt:

Von Gadeira ist zu der Dunkelheit  
Kein Durchgang!

Auch vor der gadeirischen Pforte, wie Pindar die Straße zwischen den heraklischen Felsensäulen nannte, drohete das Verderben. Denn diese Felsen wurden von einigen als zusammenprallende Irrfelsen, gleich jenen an der sicilischen und an der pontischen Meerenge, vorgestellt (*Strab.* III, p. 170). Und der hereinstürzende, jetzt meerweite Okeanos verursachte in dem Meere, welches dort grade am tiefsten war, eine so entsetzliche Brandung, daß man ihr den Namen des sicilischen Strudels Charybdis (*Suid.* *Χαρυβδίδας*), und des purpurnen Sundes (*πορφύρεας λυμνης*, *Eur. Hippol.* 744), d. i. des dunkel aufwogenden, gab.

In Hesiods ausführlicher Erzählung von dem Zuge des Perseus, müssen die Gräen, die der Held vor den an der Nachtgrenze wohnenden Gorgonen antraf, ihren Siz eben daselbst, wo Aeschylus ihn bezeichnet, auf der benachbarten Landspitze Europa's gehabt haben. Von der ältesten Darstellung dieser Fabel, die beständig dem Perseus geslügelte Solen, d. i. mit hebender und fortschnellender Kraft befeelte, zur Erreichung der



der Gorgoneninfel leicht (*Hes. Scut. 220*), ist in den Mythologischen Briefen (I, 15) gehandelt worden. Auf jener äußersten Spitze, in der Nachbarschaft anderer Fantome um den Eingang der Todtenkluft, denke man sich bei Äschylus (*Prom. 701*) die gorgonische Schreckenflur Kithene, wo die Gräen,

Die Töchter Ferkys haufen, Jungfrau, hochbetagt,  
Drei schwanenfarbene, Eines Augs theilnehmende,  
Einzahnig, die nicht Helios vom Himmel schaut  
Mit Stralen, noch die nächtliche Selene je.  
Obnfern sind ihre Schwestern, drei geflügelte,  
Die drachenlockigen Gorgonen, menschenfeind,  
Die sehend nie ein Sterblicher den Geist behält.

Ob das vielfach verschriebene Kithene vielleicht Herodots äußerstes Westvolk, die Kyneten oder Kynesier, enthalte, ist eine Nebenfrage, die in der geographischen Anordnung nichts ändert; eben so wenig, als wenn einer diese Kyneten von *κυν*, Hund, ableiten, und mit den Kerberiern (*Aristoph. ran. 187. Scymn. 248*), wie man die Kimmerier, die ältesten Anwohner der Todtenkluft, vom Kerberos betitelte, vergleichen wollte. Gerne mag Kithene ein Name aus der unstäten Volkslage sein, die dem orfischen Argonautiker für Tartessos ein Ternessos oder Termessos, dem Euripides (*Aristoph. ran. II, 1*) tithrasische Gorgonen, nach dem Scholiasten in Libya, oder, was der Zusammenhang fodert, bei Tartessos am Eingange der Unterwelt, darbot.

Diese stets nächtliche Schreckenflur der Gräen wird von den selbigen Felsen der Westgegend überschattet, innerhalb welcher Homers Kimmerier, Traumgötter, Harpyen und Erinnyen sich aufhielten, und bei Hesiodus, dem Atlas gegenüber im Nachtbezirk, (*Theog. 758*) die Zwillinge Schlaf und Tod:

Auch die Söhne der Nacht, der düstern, haben ihr  
Haus dort,  
Beide der Schlaf und der Tod, die furchtbaren!  
Nimmer auf jene  
Schauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstralen,  
Steig' er zum Himmel empor, und senk' er sich  
wieder vom Himmel.

Nahe dabei ist der Eingang in des Aïdes unterirdisches Reich (*Theog. 768*):

Auch die hallende Burg des unterirdischen Gottes  
Aïdes steht aldort, und der schrecklichen Persefo-  
neia,  
Vorn; und der scheusliche Hund bewacht die  
Pforte der Wohnung.

Der thorhütende Hund wird v. 331 der funfzighauptige Kerberos genannt. Noch Euripides dachte sich nahe bei Tartessos den Eingang des Schattenreichs, und den aornischen oder acherusischen Sumpf, samt der Stygischen Flut (*Sch. Aristoph. ran. II, 1*). So düster und schauerlich beginnt das Gebiet der Nacht, welches von hier, wo die Sonne am Atlas untergeht,

bis zum Aufgange hinter Kolchis sich erstreckt (*Theog. 744*):

— — — Auch, der düstern Nacht graunvolle  
Behaufung  
Stehet dort, in Gewölk von dunkeler Bläue gehüllet;  
Vor ihr steht Äpetos Sohn, das Gewölbe des Him-  
mels  
Tragend empor mit dem Haupt und rastlos ringen-  
den Armen,  
Unverrückt: wo die Nacht und Hemera, ferne sich  
wandelnd,  
Eine die andre begrüßt, um die mächtige Schwel-  
le des Erzes  
Schwingend den Lauf. Wann die eine hinabsteigt,  
gehet die andre  
Schon aus der Pfort'; und nie sind im Inneren bei-  
de geherbergt;  
Sondern die ein' ist immer beschäftigt außer der  
Wohnung,  
Und umwandelt die Erd'; und die andere drinnen  
im Hause,  
Wartet indeß, bis ihr des Hervorgehns Stunde her-  
annah.

Die Behaufung der Nachtgöttin steht dem Atlas gegenüber, vorn an der Grenze ihres um Europa herum reichenden Gebiets. Sie und die Lichtgöttin Hemera oder Eos, die Begleiterin des Helios (*Myth. Br. II, 3*), rufen einander von ferne zu, indem die eine durch das östliche Himmelsthor aufgeht, und die andere durch das westliche untergeht.

Vorn am Gestade der Nachtseite ist das hohe, den abhängigen Himmel tragende Fellengebirg, von Homer Leukas, das schimmernde, von Hesiodus das silberhelle genannt: aus dessen Gesprudel der Urvater Okeanos neun Theile um den höheren Rand der Erdscheibe ergießet, und den zehnten Theil seine Tochter Styx in das unterirdische Reich des Aïdes ableitet (*Theog. 775*):

Dort auch hauset zugleich, verhasst den unsterbli-  
chen Göttern,  
Styx, des kreisenden Stroms Okeanos älteste Toch-  
ter,  
Eine furchtbare Göttin: sie wohnt, von den Seligen  
abwärts,  
Unter erhabenem Fellengewölb'; und ihr prangen-  
des Haus ist  
Ringumher bis zum Himmel mit silbernen Säulen  
besetzt . . .  
Zeus entsendet dann Iris, zum großen Schwure  
der Götter  
Fern in goldener Schale das ruchtbare Wasser zu  
schöpfen:  
Welches kalt aus der Fähe des unersteiglichen Fel-  
sens  
Niederrinnt, und sich unter die weitemwanderte  
Erde,

Durch

Durch schwarzdunkelnde Nacht, kraftvoll aus dem  
 heiligen Strome  
 Stürzt, des Okeanos Arm; denn ein Zehnthheil ward  
 ihr beschieden.  
 Neun der Theil' um die Erd' und den weiten Räu-  
 chen des Meeres  
 Rollt mit Silbergefrudel der Strom, und fällt in  
 die Salzflut;  
 Aber das ein' entsprudelt dem Fels zum Verderben  
 der Götter.

Die Styx, ein Arm oder Horn, wie der Griechen sagt, des Okeanos, fließt landwärts in das dunkle Thal, welches zum Eingange des Erebos sich hinabneigt; in diesem Thale (*Od. X, 514*) ergießt sich ein Arm von ihr, der Kokytos, mit dem Pyriphlegethon vermischt, in den Pfl. Acheron; ihr meistes Gewässer stürzt unter die Erde, zur Umzingelung des Todtenreichs. Doch rieselten von ihr noch einige abgeleitete Adern durch die obere Erdrinde, wie die harzige Quelle des Titareios (*Il. II, 755*). Der Okeanos rollt neunmal so viel süßes Wasser um den Erdkreis und das eingeschlossene Meer, zu welchem er ringsher Ströme durch verborgene Adern, und im Osten den offenen großen Fasis ableitet, und fällt endlich im Westen, nahe bei seiner Quelle, in das salzige Mittelmeer. Dieser westliche Urquell des Okeanos blieb im Volksglauben, bis Römer nach Lusitanien kamen (*Aeschyl. Prom. 300. Pind. Fr. LXIX. Schn. Callim. lav. Pall. 6*), und später als Überlieferung (*Lucian. Tragop. 91. Quint. X, 195. III, 745. Stat. Th. III, 409. Sil. XIII, 554*).

Zum Tartaros; welcher unter der Erdscheibe so tief, als hoch der Himmel über ihr ist, führete eine Kluft hinter der Einstromung des Okeanos; denn die Wächter der eingekerkerten Titanen, des Zeus hundertarmige Helfer (*Theog. 816*),

Haufen in Wohnungen dort an Okeanos untersten  
 Gründen.

Ein Ambros, sagt der Dichter (722), würde neun Tage vom Himmel bis zur Erde, und eben so lange von der Erde bis zum Boden des Tartaros hinab fallen. Seine Mauer gegen das Chaos draussen umufert zugleich den Okeanos (726):

Ehrnes Geheg' umläuft den Tartaros; und um ihn  
 her ruht  
 Dreifach gelagerte Nacht am Eingang; aber von  
 oben  
 Wachsen die Wurzeln der Erd' und des ungebändig-  
 ten Meeres . . .  
 Keiner vermag zu entfliehen; denn es schloß Posei-  
 don den Ausgang  
 Fest mit eherner Pfort', und rings umschränkt sie  
 die Mauer . . .  
 Eine unendliche Kluft! Selbst nicht am Ende des  
 Jahres  
 Kam' auf den Grund, wer Einmal hinein in die  
 Pforte gedrungen;

Sondern ihn stürmte von hier und von dort ein Or-  
 kan dem Orkane

Wütend daher.

Die dreifach gelagerte Nacht um den Eingang setzt ungeheure Feilen voraus, die das Licht der untergehenden Sonne abhalten, und dem Strom des Okeanos die Richtung in das innere Meer geben. Jenfeit dieser Nacht, welche (v. 814) auch Chaos heißt, weil sie an Dunkelheit der unermesslichen Leere außer dem Weltall gleicht, wohnen die Titanen (813) vorn an der Pforte zum Ausbruche bereit, weshalb die Wache der drei Hundertarmigen am Grunde des Okeanos nothwendig ist. In der Ausbildung weicht Hesiodus von Homer etwas ab; seine Pforte ist von anderem Metall, sein Tartaros stürmt; aber die Anordnung des Ganzen ist die selbige.

Durch die Kolaische Fahrt also ward dem Hesiodus Westeuropa bis Tartessos, dicht an den Heraklischen Säulen, mit hyperborischer Heiterkeit aufgehell't; das jenseitige um des Erebos Eingang blieb in der uralten Nacht, und umher alles fürchterliche der Weltenden, wie bei Homer, nur mit neu erdichteten Fabeln vermehrt. Dort, sagt er staunend (*Theog. 736*),

Dort sind der dunkelen Erd', und des finstern tar-  
 tarischen Abgrunds,  
 Auch des verödeten Meers, und des sternumfunkel-  
 ten Himmels,  
 Aller Beginn' und Enden sind dort bei einander ver-  
 sammelt,  
 Fürchterlich dumpf, voll Wustes, wovon selbst  
 grauet den Göttern.

Welche Verbindung der sämtlichen Weltenden dort um das niedrige Himmelsdach noch Spätere anerkennen. So wird bei Sokrates (*Strab. VII. p. 295*) Orithya vom Boreas zu den Hyperboreern entführt,

Ganz über die Meerabgründe fort zum Erdenrand,  
 Zum Beginn des Nachtreichs, und des Himmels  
 Weibungen,

Und Eöbos altem Garten.

Zu den Hyperboreern ging diese Entführung bei mehreren (*Sch. Apoll. I, 211*), bei anderen zu einem Felsen Sarpedon, welchen einige in Thräke angaben, Stesichorus aber als eine Insel im westlichen Okeanos; und nach Westen, wenigstens nach Nordwesten nöthiget uns der Beginn des Nachtreichs. So singt auch Euripides (*Hippol. 744*) von den Hesperiden:

Wo des Meeres Gott nicht fñder die Bahn  
 Des purpurnen Sundes dem Schiffer gewährt,  
 Die heilige Grenze berñhrend  
 Des Himmels, den Atlas trñgt.

Nach der Aussage der Fñiker konnte man nur bis zum Ende des Mittelmeers schiffen, wo es purpurbraun vom hereinstürzenden Okeanos aufwogte; der Okeanos war leicht, windstill und dunkel. Diesen nennt der Dichter die heilige, mit Ehrfurcht gescheute Grenze des abdachigen Himmels: wie die Ortiker (*Hymn.*

(Hymn. LXXXII, 6) ihn: Ende der Erde, Anfang des Pols! anruft. Ja der Spanier Lukan (*Pharf.* XI., 39) erblickt nicht, seinem Vaterlande den abhängigen Himmel der alten Weltkunde zu leihen, und (IV, 72) eine fürchterliche Ueberflchwemmung der in die Enge getriebenen und zerplatzenden Wolken zu beschreiben. Bei Plinius (IV, 33) wird dem Ausspruche der Vorgänger, daß das große artabrische oder olyssiponische Vorgebirge Land, Meer und Himmel abgrenze, eine neuere Deutung untergelegt.

Noch eins wissen wir aus der Kolaischen Sage von den Hyperboreern: sie lebten an tausend Jahre, wie Strabo (XV. p. 711) bei Simonides und Pindar und andern gefabelt fand. Eben dergleichen tausendjährige Hyperboreer mit allem Zugehör wollte Onesikritus, ein Gefährte Alexanders, seinem Indien zuweisen. Der orfische Argonautiker bildete daraus im Nordwesten Europa's, zwischen Hyperboreern und Kimmeriern (v. 1105), langlebende Makrobier, die viele Weltjahre hindurch, jedes zu zwölf Monaten von 100,000 gemeinen Jahren geschätzt, durch die Kraft des ambrosischen Honigthaus fortblühen. Heklanikus bei Klemens (*Strom.* I) liefs seine, wahrscheinlich nordwestlichen Hyperboreer hinter den Rhipäen doch mit sechshundert Jahren, zwar durch einen gegebenen Tod, davonkommen; und erklärte ihr zähes Leben für die natürliche Folge ihrer Unschuld und einfachen Kost, da sie nicht Fleisch, sondern Baumfrüchte genossen. Josephus (*Archaeol.* I, 4) sagt, daß in 600 Jahren ein großes Weltjahr vollendet werde. Die ältere Summe dieses kronischen oder saturnischen Weltjahres, für die Menschen des goldenen Geschlechts unter Kronos, muß Tausend gewesen sein: welche der Orfiker, nach astronomischen Berechnungen (*Virg. Eccl.* IV, 5) vergrößerte. Theopomp (*Ael. var. hist.* III, 18), der die hyperborischen Wunder auf die westliche Insel Meropis verlegt und erhöht, giebt den dortigen Menschen doch nur das Doppelte unserer Größe und Lebenszeit: im Staat der Frommen (der Hyperboreer) lebe man ohne Arbeit und Leiden, besucht von den Göttern, und gehe lachend zum Tode; bei den Kriegerischen (den Arimaspen) sei es ein wenig schlimmer; Gold aber und Silber sei so häufig, daß dort geringer das Gold geschätzt werde, als hier das Eisen. Der Grammatiker Festus las von Hyperboreern im Norden, die das Ziel des menschlichen Lebens, das hundertste Jahr, überschreiten; und Mela (III, 5) rühmt sie am nordöstlichen Rande als die gerechtesten der Sterblichen, die länger als irgend andere und glückseliger leben, in einem höchst fruchtbaren, besonnten und baumreichen Lande, bis sie lebenssatt, mit Kränzen geschmückt, sich fröhlich von einem bestimmten Felsen in das Meer stürzen. Die tausend Jahre, sehn wir, sind nicht spätere Vermehrung, sondern die ursprüngliche Zahl, welche Kolaios dem Alter seiner nordlosen Tartessier in dem baumreichen Westparadiese zumals, und welche die folgenden theils ins Wunderbare erhöhten, theils zum Glaublichen herabsetzten. Nach anderthalb Jahrhunderten, da zuerst die Wunder Bescheidenheit annahmen, trafen die Fokier gleichwohl

in Tartessos einen König, der achtzig Jahre geherrscht hatte (*Herod.* I, 163), und überhaupt hundertzwanzig, oder, wie Anakreon hörte, hundertfünfzig erreichte.

Eine so bedeutende Auszeichnung der Hyperboreer übergang Hesioidus wohl schwerlich. Für das Alter der hebräischen Erzväter führt Josephus (*Archaeol.* I, 4) die Nachricht an, Hesioidus, wie Hekatanus und Hellanikus und Akusilaus, auch Eforus und Nikolaus, behauptete, daß die Alten tausend Jahre gelebt haben. Und Plinius (VII, 48) bezeugt, er erhöhe die Lebensdauer der ältesten Menschen ins Unglaubliche. Die ältesten sind die Menschen der goldenen Zeit unter Kronos, von welchen Hesioidus zuerst redet. Jenes goldene Geschlecht um Kronos, sagt er (*Lb.* 108), lebte ohne Arbeit und Sorge, bei unschuldigen Sitten und Nahrungen, gleich den Göttern, bis es endlich dahin schlummerte; das silberne, dem vorigen an Wuchs und Gesinnung nachstehende, hatte noch ein hundertjähriges, obgleich unweiseres Knabenalter, doch ward es früher hinweggerafft; noch früher das eiserne und Heroengeschlecht; und jetzt im eisernen wird der eben geborene schon grau. Hier sind die tausend Jahre des ersten Geschlechts als bekannter Volksglaube nur vorausgesetzt; ausdrücklich bestimmt wurden sie wahrscheinlich in dem verlorenen Gedichte, worin er die Hyperboreer als Nachlebende der goldenen Zeit schilderte.

Jenes unschuldige Volk wohnt ja, vor dem winternden Boreas durch Goldberge eingeeht, in einem Paradiese, wo, wie in Elysiön,

Ewig wehn die Gefühle des leis' anathmenden  
Westes,

Die Okeanos sendet, die Menschen sanft zu kühlen;

in der Gegend, woher auch die erstarrten Griechen der Frühlingswind mit neuer Belebung anhaucht. Nahe dabei ergießt der Vater Okeanos den Urborn aller Quellen und Ströme (*Il.* XXI, 196), den Befruchter der nahrungsprossenden Erde, der allen Dingen Geburt und Erzeugung verleiht (*Il.* XIV, 246), und an welchem selbst die seligen Götter geboren sind (*Il.* XIV, 201). Dort, wie am Ostrande, wirkt die nähere Kraft des Sonnengottes ausnehmende Fruchtbarkeit schon in Thrinakia, auch übernatürliches Zaubergewächs in der äaischen Insel und um den Atlas, dessen Inhaber, der Titan Atlas, als Weißlager am Meerorakel berüchtigt war (*Od.* I, 52):

— — — der schädlich gesehnne, welcher des Meeres  
Tiefen gesamt durchschaut.

In Thrinakia nährte der Gott mit der fettesten Weide heilige Rinder und Schafe (*Od.* XII, 197); in der neu entdeckten Erytheia vor Tartessos des Geryones Rinder, deren Trefflichkeit den Herakles anlockte, und nach einer bald eintretenden Sage (*Apollod.* I, 6, 1) wiederum eine eigene Rinderheerde. Auf einer benachbarten Insel am Atlas, die Apollodor (*Il.* 5, 11) und Zetes (*Chil.* II, 36) selbst als hyperborische gerühmt fanden, wuchsen in dem Garten der Götter, oder wie andere sagen, der Götterkönigin die hesperi-

dischen Goldäpfel, welche die Erde der Here zum Brautgeschenk aufspröste (*Pherec. Sturz. XXX*). Unferne dieser ist Homers Elyfion, jezo mit Hesiods seligen Eilanden vermehrt: woher Tauben täglich Ambrosia dem Zeus über Thrinakia nach dem Olympos bringen (*Od. XII, 62*), und ein Adler den Nektar, der aus Felsen herabsprudelt (*Athen. XI, 12*); wo nämlich, nach Euripides (*Hippol. 748*),

Die ambrosischen Quellen flossen  
Bei den Ruhkammern der Wohnung Zeus,  
Wo das segenschenkende göttliche Land  
Glückseligkeit bringt den Göttern;

Unter solchen Umgebungen ist ein gottbefreundetes Hyperboreervolk an seinem Orte. Kolaios verdient Glauben, daß das Land Tartessos ein Garten Gottes, ein Garten des heilbringenden und begeisternden Apollon sei, und das gutherzige Geschlecht in ursprünglicher Lauterkeit, nicht einmal in ein silbernes ausgetatet, fortlebe (*Hes. Lb. 129*),

Beides an Wuchs zu vergleichen dem goldenen,  
und an Gefinnung.

Und wenn, wie alle ältesten Gesetzgeber lehren, der schuldlosen Frömmigkeit Lohn nicht nur äußeres Wohlergehn, sondern blühende Gesundheit, hohe Göttergestalt, und ein langes, an Unsterblichkeit grenzendes Leben ist; wer zweifelt, daß so unverdorbenes, und ohne Schweifs des Angesichts mit reichem Ertrage sich nährenden Menschen, welchen noch immer die heilige Gerechtigkeit beiwohnet, größer und gewaltiger, als nun Sterbliche sind, auch das Lebensziel des goldenen Geschlechts erreichen?

Nach allen Andeutungen der zertrümmerten Denkmäler, hielten die ältesten Griechen Elyfion oder die seligen Inseln in der Nähe der Okeanosquelle für den Geburtsort der Götter. Diesen Geburtsort am Okeanos meint Here (*Il. XIV, 200. 301*):

Zeus, ich gehe zu schaun der nährenden Erde Begrenzung.

Auch den Okeanos, unsre Geburt, und Tethys die Mutter.

So ist es bei Hesiodus (*Theog. 157*) zu verstehn, daß Gän die neugeborenen Titanen dem unväterlichen Uranos aus der Geburtsinsel entzog, und in der Ecke der Nachtseite, vielleicht in der Kluft des Erebos, wo die Hundertarmigen eine Zeit lang steckten (*v. 620—669*), verheimlichte:

Alle barg sie hinweg, und ließ sie nimmer an Tagelicht,

Dort in dem Winkel des Lands.

Ein Epigramm rühmt die Fruchtbarkeit des thebischen Gebiets durch Vergleichung mit den seligen Inseln, wo Zeus geboren sei:

Hier sind traum Eilande der Seligen, wo den erhabnen  
Zeus, den König der Götter, gebar die heilige Rhea.

Als herrschende Volkslage, wie hier, ward die Geburt der Götter am Okeanos auf einer glücklichen Insel auch bei Diodors Vorgängern angeführt. Einer von denen, die aus dem spät geöffneten Ägypten die alte griechische Religion zu enträzeln liechten, meldete ihm (*I, 12*): Die Ägypter halten ihren Neilos für den Okeanos, an welchem auch die Götter geboren sein. Ein anderer (*III, 54*) nahm unferne der am Atlas liegenden Insel der Hesperiden, die er zu Amazonen umschuf, gegenüber dem Gorgoneneiland, jene von Plato (*Crit. Tim.*) beschriebene Atlantis an, bei deren sanften und glücklichen Bewohnern, nahe am Okeanos, der griechischen Fabel gemäß, die Götter entstanden sein sollten; der erste Atlantenkönig Uranos (*56*), der Stammvater der Titanen, habe Anbau, Sitten und Städte gebracht, und den Erdkreis gegen Westen und Norden überwältiget. Dieser Schriftsteller also, der Homers seliges Elyfion in der spät gefabelten Atlantis wiederfand, lebte in dem Zeitraum, da man die Glückseligkeit des goldenen Weltalters unter dem Titan Kronos, zugleich mit dem Namen der westlichen Hyperboreer, in die nördlichere Gegend nur noch ausdehnte, bald darauf einschränkte. Weiter von Afrika setzt Plutarch die atlantischen Inseln, wohin Sertorius zu gehn dachte; sie heißen selige Eilande, sagt er, und man glaubt, dort sei das Homerische Elyfion. Eine ähnliche Fabelinsel im atlantischen Ocean ist Theopomps oberwähnte Veste der glücklichen Meropen, von welchen einst eine Million, uns zu erobern, herüberschifte, aber gleich bei den Hyperboreern (im Westlande), auf den Bericht, dies sein die glücklichsten der Unfrigen, mit Verachtung wieder umkehrte.

Als die Sage von den großen, in der Unschuld des goldenen Weltalters langlebenden Hyperboreern des Westlandes sich festgesetzt hatte; so folgte leicht die poetische Ausbildung, der elyfische Kronos samt den mitherrschenden Titanen habe dort am längsten sein Reich behauptet, und auch nach seinem Falle noch frische Spuren goldlauterer Tugend und Glückseligkeit zurückgelassen. Bei Hesiodus wohnen die Titanen, wahrscheinlich nach der ältesten Vorstellung, auf dem thessalischen Othrys (*Theog. 630*), und nach zehnjährigem Kampfe, der über die Erde sich ausbreitete, wurden sie zuletzt in die westliche Kluft des Tartaros hinabgestürzt. Den Nächstfolgenden wohnen sie, die nun häufig mit den Giganten der späteren Fabel vermischet wurden, in dem unförmlich gedachten Westlande, zunächst ihrer seligen Geburtsinsel; und eben daselbst war die letzte entscheidende Schlacht. Eustathius (*Dionys. P. 64*) meldet, die heraklischen Säulen sein anfangs des Kronos Säulen, dann des Briareus genannt worden, weil bis hieher ihre Geschichte sich erstreckt habe. Säulen des Briareus oder Ägäon, wie er sonst hieß (*Il. I, 403*), nennt sie auch Pindars Scholiast (*Nem. III, 37*); denn, wie er aus einer Titanomachie mit leicht verbesserten Schreibfehlern anführt,

Στήματα' Αἰγαιῶν, ἄλος μέγιστον, Γίγαντες

Stelleten sie die Giganten dem Meerobwalters Ägäon.

Wahr-

Wahrscheinlich ist des Eumelus Titanomachie gemeint: dieser machte zum Mitsfreiter der Titanen den Ägäon, der Gāa und des Pontos Sohn, der im Meer wohnte (*Sch. Apoll. I, 1167*). Bei Hesiodus ist er ein hundertarmiger Sohn des Uranos und der Gāa (*Theog. 149*), und Helfer des Zeus gegen die Titanen (714), vor deren Kerker er Wache hält, vermählt mit Poseidons Tochter Kymopoleia (817). Als hundertarmigen Meer-gott, wozu ihn Eumelus schuf, zeigt ihn Ovid (*Met. II, 9*) auf einem Meerthiere:

Protens Wechselgestalt, und Ägäon, welcher dem  
Wallfisch

Drückt mit Riesennarben den ungeheuren Rücken.

Andere, wie jener gelehrte Scholiast bezeugt, verwandelten ihn selbst in ein Meerungeheuer: das ist, sie fügten zu seiner Rieselgestalt Fischglieder. Weshalb keiner in den Myth. Briefen (II, 82—27) unter den halbthierischen Meergöttern hätte gedacht werden sollen. Durch Ägäons Neuerng beweist sich Eumelus ein beträchtliches jünger als Hesiodus; und wenn die alte Titanomachie, welche Klemens (*Strom. I, p. 306*) anführt, die seinige ist, so blühte er höchstens um die 40 Olympiade, da die beginnende Weltweisheit den Namen des Bergs Olympos auf den Sternhimmel übertrug.

Von diesen Säulen des Kronos oder des Briareos bis zum unerkundeten adriatischen Meer herum, dachte man jeso den Hauptsitz der titanischen Weltherchaft, und ihre auf die Hyperboreer vererbte Glückseligkeit. Kronisches Meer ward der adriatische Busen genannt, weil dort Kronos gewohnt habe (*Sch. Apoll. IV, 327*); nach anderen, weil unter Kerkyra, dem alten Scheris, die entmannende Sichel des Kronos lag, oder jene heftigste, womit Demeter die Titanen ernten gelehrt (*Apoll. IV, 983—993*). Der Scholiast meldet hierbei, Akusilaos habe, und nach ihm Atkaios, von den Blutstropfen des entmannten Uranos der Fäaken Geschlecht abgeleitet. Diese verstecktere Fabel wird dem Hesiodus (*Theog. 188*) der gereifte Kritiker Wolf nicht länger entziehen wollen:

Aber die Scham, wie er solche, sobald sie entmänn-  
het der Demant,

Nieder warf bei Epeiros zum weitaufwogenden Ab-  
grund,

Also wallte sie langsam das Meer durch.

Um Epeiros erwachs Afrodite aus Schaum, trieb dann auf der Geburtswoge mit ätherischer Leichtigkeit ohne Muschel nach Kythere, und endlich nach Kypros. der Name kronischer und hyperborischer Ocean, der zuerst im Nordwesten sein mußte, ward später samt den Hyperboreern nach dem Norden verlegt (*Orph. Arg. 1079. Dionys. P. 32*), oder vielmehr er umfaßte das ganze Weltmeer von Nordwest bis Nordost (*Agathem. p. 56*). Solche Sagen von dem gesegneten Westreiche des Kronos gaben den Römern Anlaß, ihren italischen Pflanzgott Saturnus mit der Hippe für den Kronos zu erklären, der auf der Flucht vor Jupiter

in Latium sich verborgen habe; solche dem Virgil, die Göttin Italia anzurufen (*Lb. II, 173*):

Heil dir, Mutter der Früchte, saturnisches Land,  
und der Männer

Pflagerin! dir, du Hohe, beginn' ich Werke von  
alter

Ward' und Kunst!

Da des Kronos Gebiet bis Kerkyra und Epeiros sich erstreckte; so befremdet es nicht, daß Homers Scholiasten (*Il. XVI, 233*) und das Etymologikon (*Δωδωνεύς*) selbst um Dodona ein Gefilde der Hyperboreer angegeben: welchem das durchgehende Erstlingsopfer der entfernteren Hyperboreer den Ruhm erhielt. Die Kreter, welche sich die Titanen zueigneten, erkannten doch, daß Kronos vorzüglich die Westländer beherrscht habe (*Diod. V, 66*).

Auch die Titanin Themis, die zuerst göttliche und menschliche Satzungen und Rechte anordnete, hatte ihren Siz, von den verdorbenen Menschen entfernt, in dem heiligen Westlande, wo der allbefruchtende Okeanos quoll. Pindar sang (*Clem. fr. VI*):

Einß haben die Ratherin Themis, des Uranos Kind,  
Auf goldenem Rossegeschirr von Okeanos Bornen,  
Die Mären zur heiligen Steige gefahren  
Auf des Olympos strahlenden Pfad,  
Des segnenden Zeus uralte Genossin zu sein;  
Und Töchter im Goldschmuck, prangend mit Frucht,  
Gegar sie, die guten segnenden Horen.

Die Steige zum Olympos, welcher jetzt die Götter-  
wohnung auf der Höhe des gewölbten Himmels be-  
deutete, war in Elyßion (*Quint. XIV, 223*):

Schnell zur elyßischen Ane gelangt er, wo von des  
Himmels

Hochgewölbeter Veste der Niedergang und der Auf-  
gang

Ist für selige Götter.

Hesiodus (*Theog. 902*) nennt die von Zeus und Themis erzeugten Horen Eunomia, Dike und Eirene. Die jungfräuliche Gerechtigkeit Dike, von Späteren Asträa genannt, entzog sich allmählich den Menschen nach dem goldenen Weltalter; aber bei den Hyperboreern weilte sie noch. Mit dieser Themis, der ältesten Weissagerin am Erdorakel, erzeugte auch Zeus, wie Pherkydes sagt (*Sch. Apoll. IV, 1397*), Nymfen, die in einer Grotte am Eridanos wohnten, und dem Herakles vom profetischen Nereus Kunde der hesperischen Apfel vorstach-ten. Der Eridanos aber war bei Pherkydes (*Hyg. 154. Sch. Germ. 364*) der neu entdeckte Padus im inneren des adriatischen Meers.

Das Schlachtfeld, wo die milde Titanenherchaft endlich erlag, wird von den ältesten immer in jenem unentwickelten Westlande, nach dem Schlunde des Tartaros hin, angedeutet; bald näher, bald entfernter, wie der unstäte Steg die listwandelnden Riesengötter umher führte. Justinus (XLIV, 4) fand die änt-  
serste

ferste Spitze des Westlandes bestimmt: In den Bergwäldungen der Tartessier, meldet er, in welchen die Titanen, der Sage nach, den Krieg gegen die Götter geführt, wohnten die Kyneten. Bei Herodot sind Kyneten oder Kynesier das letzte Volk hinter den Säulen des Herakles. Die selbige Gegend nennt Homers Scholiast (II. VIII, 479), aber mit späterer Namenverwechselung: Als Zeus dem Vater Kronos die Herrschaft abnahm, erhuben die unwilligen Giganten, der Erde Söhne, wider ihn einen großen Streit in Tartessos, einem Staate am Okeanos; Zeus aber verließ die überwältigten in den Erebos, und gab dem Kronos die Herrschaft über sie; und den Okean, der von allen der mächtigste schien, bändigte er, indem er ein Gebirg auf ihn setzte, welches von ihm Okeanion genannt wird. Dieser Okean, ein älterer Titan, hatte mit seiner Gemahlin Eurynome, des Okeanos Tochter (II. XVIII, 399), vor Kronos und Rhea geherrscht; und beide waren von diesen in die Flut des Okeanos gestürzt worden (Apoll. I, 503. Lycophr. 1192); weswegen das Bild der Eurynome in Arkadien bis zu den Hüften ein Weib, unten ein Fisch war (Paus. p. 522). In Lucians komischer Nachahmung alter Gefänge (Tragopod.) wird Okean als der älteste Weltherfcher geehrt:

Da zuerst sich das dunkle Licht verzog,  
Und die leuchtende Eos emporstieg,  
Mit dem allumstrahlenden Helios:

Welche Vorstellung den ersten Welttagen bei Moses zu entsprechen scheint. Dafs nach ihrer Verstoßung Okean und Eurynome mit Kronos sich ausgelöhnt, und ihm gegen Zeus Hülfe geleistet, bezeugt Nonnus (Dionys. II, 574):

Kehre zum Äther zurück Eurynome samt dem Okean,  
Kronos auch, in dem Zuge vereinigt.

Spätere, welche Titanen und Giganten häufiger wechselten, zählten ihn zu den letzten (Claud. XXXVI, 348). Der Kreter Epimenides um die 45 Olympiade brichtete zuerst, der arkadische Berggott Pan habe den Zeus begleitet, und durch den Haß einer Meerschnecke die Titanen gelcheucht (Eratosth. cat. 27): welches andere den ihnenden Reitthieren des Dionysos, Hestios und der Satyre zuschreiben (id. 11). Dies panische Schrecken am westlichen Weltende in Tartessos veranlaßte des Orklers Gebet (Hymn. X, 23):

Sende das panische Grauen hinaus an die Enden des  
Erdreiehs.

Und vom zurückgelassenen Pan ward endlich bei Varro (Plin. III, 1) der römische Name Spania oder Hispania hergeleitet (Boschart. Can. II, 1, 35); doch hat Plinius, was vom Saturnus oder Herkules und Pyrene erzählt wird, für fabelhaft. Noch meldet vom westlichen Titanenkampf uns Zepes (Lycophr. 706), die Göttin Styx habe dem Zeus geholfen; und Natalis (p. 193) anderswoher, der Acheron sei, weil er die kämpfenden Titanen getränkt, unter die Erde verstoßen worden.

Nach der Titanen Bezwingung gebar die zürnende Erde bei Hesiodus (Theog. 820) vom Tartaros den Typhoeus; bei den Späteren (Apollod. I, 6, 1) vorher vom Uranos die Giganten, ungeheure, langharrige Riesen mit Schlangenfüßen, auch bei einigen geflügelt. Dies sind die neu gefabelten Götterfeinde, die den Giganten Homers und Hesiods so wenig, als die donnererschmiedenden Kyklopen den Brüdern des Polyfemos, gleich sehen. Ihr Name Giganten oder Erdgeborene wird manchmal den Titanen, wie in der obgedachten Titanomachie, auch wohl den späteren Kyklopen (Apoll. I, 510) und anderen Riesenöhnen der Erde (Apoll. I, 943. III, 1338) in allen Weltgegenden, beigelegt; seltener werden sie selbst wiederum Titanen genannt (Eurip. Hec. 472. Hor. Od. III, 4, 43-56. Prop. II, 1, 20. Hygin. 150), Pindar und andere unterscheiden sie genau, und noch Nonnus (Dionys. XLVIII, 29) nennt die älteren Titanen Mörder des ersten Dionysos, und die jüngeren Giganten des folgenden. Diese spätere Erdenbrut stürmte gegen die Olympier aus ihrer westlichen Heimat, dem flegräischen oder Brandgefilde um Kumä (Apollod. I, 6, 1. Polyb. II, 17. III, 91. Strab. V, p. 243), wo die mitstreitende Gorgo von der Pallas erschlagen ward (Eurip. Ion. 938). Der Kampf zog sich dem Olympos näher nach dem pallenischen Brandfelde Flegra (Herod. VII, 123. Eudox. ap. Steph.); bis Zeus, wie das Schicksal wollte, den sterblichen Herakles zu Hülfe nahm (Apollod. I, 6, 1). Nun erst wurden die Himmelsstürmer zerstreut, und mit Waffen und Donnerkeilen erlegt; über den westwärts fliehenden Enkelados warf Athene die Insel Sikelia (Apollod. I, 6, 2), und nach vollendetem Siege schwemmte sie die Streitmacht im tartessischen Quelle des Okeanos (Collim. Pall. 5):

Niemals wußte Athenia sich rein die gewaltigen Arme,  
Ehe sie ihrem Gespann trieb von den Weichen den Staub:  
Selbst nicht, als sie vom Mord' aufrührischer Erdegeborener  
Kam, ihr Waffengeschmeid' alles mit Blute besetzt;  
Sondern sie löste zuvor aus dem Wagenjoch die Nacken  
Ihrer Roß', und entspalt' in des Okeanos Born  
Ihnen den tropfenden Schweiß.

Durch ihren vorzüglichen Antheil an der Schlacht erwarb sich Athene den Beinamen Gigantenmörderin (Plum. 20). Und die Athener stückten auf Festteppichen die Siegesgöttin in ihrem Streitwagen, samt dem Titanengeschlecht, welches Zeus mit dem Donnerstrome vertilgt hatte (Eurip. Hec. 466): d. i. samt den aus gleichem Ursprunge entstandenen Giganten, denn die eigentlichen Titanen wurden in den Tartaros gestürzt. Eben dieser Sieg über die Giganten des Westlandes ward im Parthenon durch Greife an ihrem Helm angedeutet (Paus. Att. p. 43). Auf einem geschnittenen Steine, welchen Goethe besitzt, kämpft ein westrhipäischer Greif mit einem Schlangenfüßigen Giganten.

Den Titanen indess gaben mehrere Dichter nach Hesiodus, bei welchem der Vers Lb. 169 nicht zulässig ist, Erlösung aus dem Kerker des Tartaros.

Es ist die Zeit der unendlichen  
Die Titanen:

sagt Pindar (*Pyth. IV.* 518); und erkennt den Kronos (*Ol. II.* 127) als Beherrscher des Seligenelands, wo, von Okeanoslüften umweht, goldene Blüte auf der Flur, auf Bäumen, und (wie die Kolokasie des Nilus) auf dem füssen Gewässer des Okeanos glüht, zum Festschmuck der vollendeten Gerechten und Heroen. Unter den Heroinen wohnt auch, wie ihre Grabschrift sagt (*v. 9. 21*), Regilla, die Gemahlin des Herodes.

Dort wo die Wanneilande der Seligen Kronos beher-  
schen . . .

Denn zum Okeanos sandte sie Zeus, die blühende Gattin,  
Dass sie Zephyros sanft mit olyssischen Lüften dahintrug.

Vielleicht schloß sich dieser Dichtung die orische an (*Fr. XLII. Gesn.* p. 400. 408), daß Kronos auch das silberne Geschlecht unter Zeus beherrscht habe. Den verführten Vater besuchten seitdem hier, die Götter um Zeus (*Eur. Hippol.* 748), und den benachbarten Göttergärten bei den hyperborischen Hesperiden, welchen gegenüber auch langlebende Westäthiopien um Erytheia wohnten (*Diogen. P.* 558). Als durch die pontischen Griechen die Ostgrenze der Welt berühmt ward, wanderten dorthin mehrere Fabeln des Westlandes; die Quelle des Okeanos (*Herod. IV.* 8), die Rinderinsel Erytheia (*Orph. Arg.* 1046-552), auch die Titanen (*Strab. X.* p. 472), welche Sage Äschylus im gelösten Prometheus behandelte, und die Bezwingung des entlohenen Kronos auf dem Kaktasos (*Plut. Adv. Phafis*).

Jenes dunkel bezeichnete Westland also der ältesten nachhomerischen Welttafeln, mit Ausschluss der näheren Küsten, so weit die Entdeckung reichte, bewohnten die großen Hyperboreer, die, als Spätlinge der goldenen Zeit unter der Titanenheerrschaft, noch immer das kronische Weltjahr in schuldloser Seligkeit durchlebten. Sie umfaßten die nachmaligen Iberer und Kelten, bis wo sie in Skythen sich verloren, und wurden, so wie ein historischer Name sie zurückdrängte, immer weiter hinauf, und endlich an den äußersten Nordrand des Okeanos verlegt, wo die nächstlich herumschiffende Sonne ihnen die Milde der alten hesperischen Heimat erhielt (*Avien. or. mar.* 646-659). Als Abkömmlinge der westlichen Titanen, obgleich in Rauigkeit ausgeartet, erscheinen noch die Kelten oder Gallier unter Brennus bei Kalimachos (*H. Del.* 172):

Wie wenn gegen das Volk der Hellenen, erhebend  
Ihr barbarisches Meßer der Schlacht und keltische Mord-  
lust,

Spätgeborne Titanen vom äußersten Ende des Abends  
Toben, wie stürmische Flocken des Schnees, und ähnlich  
an Unzahl

Wimmelndem Sternengewühl in der nähernden Weide  
des Äthers.

Eben diese ursprüngliche Bezeichnung giebt er auch  
den verlegten Hyperboreern (*v. 281*).

— — — die über dem Boreas nordwärts  
Hausen am Welmeerstrand, hochaltige Söhne der Urzeit:

Der spätere Dichter Erenikns betrachtete die nördlichen Hyperboreer als Ausgewanderte des titanischen Westlandes, wo er in alten Gedichten sie fand (*Sch. Pind. II.* 28):

Auch um die Hyperboreer, die wohnen am äußersten  
Erdsaum

Unter Apollons Mäino, des Kriegers unkundige Männer:  
Diese, so ruhm der Gefang, aus dem Blut uralter  
Titanen

Aufgeproßt, führt über des Boreas heitere Wohnung  
Hin, sich auszubauen das Land, Arimaspos der König.

Wir lesen *ὑπὲρ βορέων* für *ὑπὸ βορέων*. Denn die Hyperboreer, anfangs ein westliches Volk über des Boreas Erreichung hinweg (*Diodor. II.* 47), weil dorthin, der westlichen Rhipäen wegen, der Boreas nicht stark wehen konnte (*Hippocrat. de aer. aqu. et loc.* 9): diese wurden nunmehr ein Volk jenseit der nördlichen Rhipäenkette, der Heimat des Boreas. Das Skythengefecht, sagt Hippocrates (*ib.* 45), liegt unter dem Boreukreise, und dem Rhipäengebirge, woher Boreas weht. Bei Plutarch wird die Auswanderung nach Norden mit historischen Namen erzählt (*Camill.*): Von den Galatern oder Galliern, einem keltischen Geschlecht, sei wegen zu starker Bevölkerung ein Theil nach dem nördlichen Okeanos über die rhipäischen Berge gezogen, und habe das Auserste von Europa besetzt. In dieser Zeit war es, was Strabo (*XI.* p. 507) sagt, daß man die über dem euxinischen Meer und dem Ister und Adria wohnenden Völker Hyperboreer nannte und Sanromaten und Arimaspen. Das Hyperboreerland jenseit den Rhipäen ward, ein ähnlicher Ausdruck, wie die Trämontana der Italiener.

Ehe die Fabelnamen durch historische verdrängt, und durch vorgegebene Umwanderung erklärt wurden, nämlich vor den Entdeckungen der Fokäer, und bei fabelliebenden Schriftstellern noch eine geraume Zeit nachher, bezeichnete man sanfte Hyperboreer und rauhere Arimaspen der Metallberge immer als Umwohner der Westrhipäen, aus welchen allmählich Pyrenäen, Alpen und Herkynien sich rohenwickelten. Äschylus im gelösten Prometheus (*Sch. Apoll. IV.* 284) leitete den Ister von den Hyperboreern und den rhipäischen Gebirgen: welche er auch in den Heliaden, also über dem Eridanos, Rhipen nannte (*Sch. Soph. Oed. C.* 1248). Jenes selbige sagt Herodot (*II.* 33. IV. 45) mit Namen, welche die Fokäer zurückgebracht: Der Ister entspringe bei den Kelten und Pyrrhene, jenseit der heraklischen Säulen, und durchströme ganz Europa. Aber noch Apollonius beharrte bei der mythischen Sprache des Äschylus. Schon Alkman besang gegen die 30 Olympiade:

Der Rhipa göttliches Waldgebirge,  
Die Brust der dunkelen Nacht:

und zwar, wie der Scholiast des Sofokles (*Oed. C.* 1248) aus dem Zusammenhang urtheilte, im Westlan-  
de



de. Mehrere Alterthumsforscher bei Athenäus (VI, 4), Stefanus (*Τραπεζοεις*) und dem Scholiasten des Appollonius (II, 677) fanden die Rhipäen der Hyperboreer nachmals Olbia, dann Alpia genannt, wo von selbstentzündeten Wäldern Silber umhergefließen sei. Auch Probus (*Virg. G. III, 382*) hörte von rhipäischen Alpen; Favorinus kennt Olpia, und Lykófrón (1361) Salpia. Die sichtbare Einmischung der Pyrenäen, denen die Entzündung den ansehnlichen Namen gab (*Strab. III, 147. Diod. V, 35*), erklärt die zusammengereiheten Berge der nordwestlichen Kimmerier in der orfischen Argonautik (V, 1121), und den Pyrenäus der Alpen, den Brenner Tyrols (*Ortel. ad Sall. fr. p. 425*). Aristoteles nennt im keltischen Westen die Pyrene, nordwestlich die stromreichen Arkynien; dann bei den nördlichen Skythen die fabelhaften Rhipäen (*Meteor. I, 13*). Ihm stimmt sein Ausleger Olympiodor bei, daß fast alle nördlichen Ströme in den Arcyonischen Gebirgen des Keltenslandes ihren Ursprung haben. *Silius XI, 462* leitet den thracischen Strymon aus den Rhipäen; und Eustathius (*Dionys. P. 663*) fügt sie mit dem Kaukasos an die taurische Bergkette. Die Herkynien sind dem Parthenius ein hesperisches Gebirge, anderen gar ein italisches. (*Steph. Etym. M.*). Dem Diodor (V, 21) scheinen sie das höchste in Europa gegen Britannien hin; und weiter nach Norden wohnen ihm skythische Kimmerier oder Kimbern (V, 32): von welchen der belehene Claudian (XXVI, 335) am Ausflusse des Rheus den cimbrischen Ocean benennt. Man dachte sich dort in der Rheingegend noch fortwährende Dunkelheit. Stefanus nennt aus Aristoteles Germara, ein keltisches Volk, welches den Tag nicht sieht. Bei Apollonius (IV, 627-647) schiffen die Argonauten den Padus hinauf zu den Herkynien, woselbst er aus dem dunklen Westlande entspringende Eridanos mit einem Arm in den Okeanos (als Rheus), und mit zwei anderen, dem Padus und Rhodanus, in das Mittelmeer fällt. Wenn man erkennt, wie auf den alten Weltkarten Homers dunkle Kimmerier allmählich nach Nordwest wandern, so wird man die Kimbern, die dorthin den Römern Graun brachten, nicht länger für einen historischen Namen halten, und sie so wenig, auf Glauben der Späteren, in Jütland, als die Herkynien im Harz, oder, was alles übersteigt, den Eridanos in Preußen, auffuchen. Statt des besonderen Namens Herkynien, giebt Basilius (*Hexaem. hom. III, 6*) aus der Eudoxischen Erdkunde den allgemeinen Rhipen: vom Pyrenäengebirge, sagt er, fließt der Tartessos und der Ister; dann von den Rhipen der Eridanos mit vielen anderen in das hesperische Meer, d. i. in den nordwestlichen Ocean (VI, 11). Der Erdbeschreiber Dionysius dagegen leitet (v. 288) seinen Eridanos, welcher der Padus ist, aus den verwandten Pyrenäen durch öde Nacht zu der keltischen Bernsteinmündung. An diese weit-schweifigen Pyrenäen, wofür eben sowohl Rhipäen oder Herkynien sehn könnten, spülte anderen (*Plin. XXXVII, 2*) der Ocean Bernstein aus.

Um solche nordwestliche Rhipäen zuerst, die aus dunkel vernommenen Pyrenäen, Alpen und Herkynien

zusammengesetzt waren, wohnten die Frommen Hyperboreer (*Sch. Apoll. II, 677. Athen. VI, 4. Steph.*) und die bergbauenden, kriegerischen Arimaspen, welche man jenen beizählte (*Steph. Sch. Callim. Del. 291*); so daß die fabelhafte Glückseligkeit der hyperboreischen und arimaspiischen Staaten, und der ely-sischen Gefilde, verbunden ward (*Clem. str. IV. fin.*). Die Arimaspen bei Aschylus sind ein rauhes einäugiges Volk der Goldberge, von welchen der tartessische Pluton, oder Strom des Reichthums, in der späteren Verlesung Acheron und Arimaspa genannt, sich ergießt (*Myth. Br. II, 18*); sie traben auf Rossen, zum Angriff und zur Flucht, wann sie den Greifen das Gold rauben; weswegen man die Greife als pferdeschen angab (*Virg. Eclog. VIII, 27. Id. XII, 2*). Herodot, der sie nach Norden gedrängt fand, (III, 116) glaubt den Namen aus der skythischen Sprache durch Einäugig zu erklären (IV, 27). Von seinem Gewährsmann Aristas bietet uns Zezes (*Chil. VII, 144*) folgende Verse, die auch Bayer (p. 178) gebraucht hat:

Issedonen, geschnücht mit lang abwallendem Haupthaar.  
Jenseit, sagten sie mir, kein andere Menschen benachbart,  
Gegen den Nord, zahlreich, und herrhaft kämpfende  
Streiter,  
An Rossheerden gesegnet, an Wollenvieh und an Horn-  
vieh:

Nur Ein Aug' hat jeder auf wohl ansehnlicher Stirne;  
Rauhbehaar't sind alle, die stämmigsten unter den Männern.

Es scheint, daß die neu gefabelten Einäugigen der metallreichen Werkripen den Hesiodus (*Theog. 139*) zur Dichtung der drei donnerschmiedenden Kyklopen von titanischer Abkunft veranlaßten; welche in der Folge, mit den homerischen Kyklopen vermischt, unter dem Ätna oder einer liparischen Insel ihre Werkstatt erhielten. Ennius redet (*Varr. lingu. lat. 6*), gewiss nach einem Griechen, von Kyklopen oder Einäugigen (*Coolites*), die hoch auf den Rhipen wühlen.

Wie Herodot die westlichen Hyperboreer und Rhipäen, woher der Ister zu kommen geglaubt wurde, mit den neueren Namen Kelten und Pyrrhene nannte; so beschreibt noch der Chier Skymnos die Kelten, die ihm vom Westen des Erdkreises bis Nordwest, d. i. in Hispanien und Gallien, wohnen, ganz ähnlich an Sitten dem Hyperboreervolke des Alterthums (v. 189) i.

Die Kelten sind hellenischer Gebräuche froh.  
Zutranlichkeit ausübend gegen Hellas Volk,  
Und gern mit Freundschaft pflegen sie der Fremdlinge.  
Mit Musik begeben sie festliche Versammlungen,  
Nacheifernd ihr, der holden Lebensmilderung.

Daher Mnasteas (*Sch. Apoll. II, 677*) wohl nicht anders zu verstehen ist, als daß die Hyperboreer fest Kelten (für das verschriebene Δεσφοις) genannt werden. Die Ueberraschung der ersten Entdecker, im Westlande nicht jenes menschenfeindliche Ungethüm der besungenen Volksfabel, sondern ein gebildetes, reiches und gastfreundliches Volk zu finden, hatte den Ruhm der von Apollon geliebten Hyperboreer so vergrößert, daß auch

auch auf ihre Nachfolger, die ruhiger betrachteten Kelten, der Nachglanz sich vererbte. Bei Plato (*Asioch.*) rühmt ein Magier eherne, von Hyperboreern nach Delos gesandte Tafeln über den Zustand der Seele nach dem Tode. Eforus (*Strab. IV. p. 199*) preist die iberischen Kelten als Griechenfreunde. Und Strabo (*III. p. 131*) sagt, die Turdetaner in Bätika, der alten Tartessia, sein die weisesten der Iberer, sie üben Grammatik, und haben alte Nachrichten in Schriften und Liedern, und metrische Gesetze von 6000 Jahren, wie sie sagen; auch die anderen Iberer üben Grammatik in verschiedenen Sprachen.

Von den gallischen Kelten, welche Rom einnahmen, meldet Heraklides Pontikus, ein Hörer des Aristoteles, das Gerücht (*Plut. Camill.*): ein Krigsheer aus den Hyperboreern sei gekommen von außen her, und habe die griechische Stadt Roma erobert, die dort wo bewohnt werde um das große Meer. Man erinnere sich, dass in dem geengten Westlande Rom, wie Sardinien und Karthago, nahe an der Meerenge des Oceans lag. Auch der Hyperboreer Abaris begrüßte auf der Heimkehr als seinen Apollon den Pythagoras in Kroton (*Iamblich. c. 19*). Und nach einer alten Sage bei Dionysius von Halikarnass (*ant. rom. I*) gebar den Latinus dem Herakles eine von Westen her mitgebrachte Hyperboreerin. Hekataeus von Abdera fabelte zu Alexanders Zeit, es gebe Hyperboreer in einer fruchtbaren Oceaninsel, nicht kleiner als Sicilien, jenseit Gallien unter dem Bärenkreise, wo Leto geboren sei, und Apollon vorzüglich verehrt werde; sie seien den Griechen von Alters her gewogen, am meisten den Athenern und Deliern; der Mond gehe dort so nahe vorbei, dass man Hügel in ihm sehen könne; alle 19 Jahre, deren Umfang bei den Griechen (nach Meton) ein großes Jahr heiße, werde Apollons Besuch gefeiert (*Diod. II, 47*). Er meinte Britanien, welches den Griechen so spät bekannt ward, dass die Fabel weder Herakles, noch Dionysos, noch sonst einen Weltwanderer dahin führte (*Diod. V, 21*). Sogar dieses der Alpen, wie die spätere Geschichte sie enthüllte, gab die Fabel den Hyperboreern Wohnsitz. Die berühmten Erstlingsgarben, die aus dem Hyperboreerlande über Adria und Dodona nach Delos gesandt wurden (*Herod. IV, 33. Callim. Del. 284*), kamen zum Theil von den Spinetern am Padus (*Dionys. ant. rom. I*). Der Bernstein vom Padus ward von einigen für die Thränen erklärt, die Apollon um den Verlust seines Sohns bei den Hyperboreern vergossen habe (*Apoll. IV, 611*). Bei dem Raube der Proserpina, erzählt Hyginus (*F. 141*), verirrt die Sirenen an Apollo's Land, wo sie durch den Willen der Ceres, weil sie der Proserpina nicht Hülfe geleistet, Fittige bekamen, und nach des Ulysses Vorbeischiffung sich ins Meer stürzten. Dem Apollo war eigen das Hyperboreerland; dazu also rechneten einige auch Tyrrhenien, die bekannte Sirenenküste: wohin sie, wie Eustathius (*Od. XII, 39*) berichtet, von der zürnenden Afrodite in Halbvögel verwandelt, entflohen, und die Insel Anthemusa einnahmen. So viel diesmal von den Hyperboreern.

Im Nordwesten der Hesiodischen Erdscheibe, wohin die kimmerische Dunkelheit wich, ergießt sich in den Okeanos von den hohen Rhipäen der Eridanos, an dessen Ausflus gewisse Bäume von der Hize der vorbeischiffenden Sonne Bernstein, genannt Elektron oder Sonnenstein, auschwitzten. Ein Märchen, welches die fönikischen Bernsteinhändler schon vor Homers Zeit, vielleicht selbst mit dem Namen des Stroms, den Leichtgläubigen eben so behaglich erzählten, als die Kaufleute des Mittelalters den Ursprung des im rothen Meere gefischten Pfeffers; welches sie aber in der Folge, durch den fokäischen Westhandel beunruhiget, einem zu ernsthaft nachforschenden Herodot wiederum unwahrscheinlich zu machen wußten. Hesiodus (*Theog. 338*) rühmt den Eridanos, welchen der Scholiast einen keltischen Strom nennet, unter den ersten Stromgöttern:

Tethys aber gebar dem Okeanos wirbelnde Ströme,

Neilos, den Tiefhinstrudler Eridanos, und den Alpheios:

Weitläufig besang er ihn in Faethons Geschichte, welche Hyginus (*F. 154*) ihm nacherzählt. Faethon lenkte den Sonnenwagen so schlecht, dass von zu naher Glut die Äthiopien oder nachmaligen Indier geschwärzt wurden; und als er sogar rechts über die Nachtseite der Erde hinschweifte, schmetterte ihn Zeus mit dem Donner in den Eridanos. Seine Schwwestern, die Heliaden, fanden ihn dort, und wurden vor Gram in Schwarzpappeln verwandelt, deren Thränen zu Elektron erhärteten. Der benachbarte Ligyerrfürst Kyknos aber, indem er den verwandten Faethon betrauerte, ward ein Schwan, der auch sterbend noch wehmütig singt. Von diesem in der Nähe der Liger entspringenden Eridanos hörte Herodot (*III, 115*), obzwar misstrauisch, dass er an Europa's äußersten Westenden in das Meer gegen Norden, das ist, in den nordwestlichen Ocean, ausströme, und dass dorthier Elektron komme. Aus einer alten Geographie, welche am Indus, dem äußersten Strome des Morgenlandes, als Eudoxische erkannt wird, meldet der Kirchenvater Basilius (*Hexaem. hom. III. 6*): Gegen den Sommeruntergang fliesse vom Pyrenäengebirge der Tartesos und der Istros, jener in das Meer außer den Säulen, dieser durch Europa in das Pontische; hiernächst entspringen aus den Rhipen über Skythia (welches mit dem Rhein anfang) viele Ströme, unter anderen der Eridanos oder Rhodanos, welche schiffbar durch die westlichen Galater und Kelten und angrenzenden Barbaren in das hesperische Meer (so nennt er den westlichen Ocean, *VI, 11*) sich ergießen. Für einen Strom des nordwestlichen Oceans giebt auch Pausanias (*Att. p. 6*) den Eridanos: Die Galater, sagt er, vormals Kelten genannt, bewohnen Europa's äußerste Enden an dem großen Meere, dessen Enden nicht schiffbar sind; es hat Ebbe und Flut und Klippen und Thiere, die denen im übrigen Meere gar nicht gleichen; durch ihr Land fließt der Eridanos, an welchem Helios Töchter ihren verunglückten Bruder Faethon beweinen sollen. Auch Filostrat (*ic. I, 11*) erkennt einen in den Ocean ausfließenden Eridanos

nos; imgleichen Valerius Flaccus (V, 431), bei welchem der Oceanus Gemahlin Tethys die Trümmer des Sonnenwagens auffammelt. Und von Chörilus meldet ein Randschreiber bey Virgil (*Ms. Lugd. Ge. I, 482*), er bezeichne den Eridanus als einen Strom in Germania, worin Edion (verdorben aus Helion, Helios Sohn) umgekommen sei. Sollte nicht in Germania der von Aristoteles bei Stephanus genannte Keltentbezirk Germara stecken, wo man den Tag nicht sieht?

Nach den fokäischen Entdeckungen im Westen des Mittelmeers fabelte Ferekydes zuerst gegen die 60 Olympiade, jener keltische von den Rhipäen in das äußere Meer fließende Eridanos sei mit dem Padus des adriatischen Meers verbunden (*Hyg. 154. Sch. Germ.*); und Aeschylus um die 70 Olympiade, der Eridanos sei ein Strom in Iberia, und werde auch Rhodanos genannt, das heist, er hange mit dem Rhodanos zusammen (*Plin. XXXVII, 2. f. 11*). Die selbige Vereinigung des Padus mit dem Rhodanos, der zugleich als Eridanos auswärts sich ergiesse, nahm Euripides an (*Plin. ib.*), und, dessen eigenes Zeugnis noch erhalten ist, Apollonius in der Argonautik (IV, 627). Ein Dichtermährchen vielleicht? Als ob jemals die Dichter den Zeitgenossen eine von der herrschenden Meinung geforderte Erdkunde hätten vorfabeln dürfen! Selbst der Geograf Fileas, welchen Theophrast Mitschüler Dicäarch als seinen Vorgänger nennt, betrachtete diesen von Meer zu Meer reichenden Rhodanos als Grenze Europa's und Libya's (*Avien. Or. mar. 686*); nicht Libya's, welchen unsinnigen Schreibfehler Avien anhaunt. Europa hieß anfangs Abendland, und reichte so weit, als später Iberien, dessen pyrenäische Naturgrenze noch unerforscht war, bis an den Rhodanos-Eridanos. Noch Timäus, der vor Polybios der vorzüglichste Kenner des Westens schien, bekräftigte die Meinung; daß der Rhodanos, nachdem er den See Atcion (wahrscheinlich eine Verwechselung mit dem acronischen oder Kognizer See) durchströmt habe, zugleich in das atlantische Meer und in das innere auslaufe (*Avien. Or. mar. 678*); an den fünf Mündungen, die er ihm hier andichtet, erkennen wir den Urheber. Wer ohne Wünsche die Verhältnisse bemerkt, dem leuchtet es ein, daß der nordwestlich ausströmende Eridanos, mit welchem der Padus und der Rhodanos in Verbindung gedacht wurden; kein anderer Strom, als der, nach langer Stockung des Bernsteinhandels, mit historischem Namen wiedergefundene Rhenus, sein könne. Bis zum Rhodanos erstreckt, wie Fileas Europa, so Strabo (III. p. 166) Iberien; und wie Aeschylus den Rhodanos-Eridanos, so nennt nach anderen Alten Nonnus (XXIII, 94. XLIII, 408) den Rhenus einen iberischen Strom, und Plutarch (*de flum.*) den Araris einen Bruder des Keltiberos. Von Julius Honorius (p. 12) und Aethicus (p. 39), Ausschreibern veralteter Geografien, wird der Rhenus mit dem Rhodanus verbunden durch den Araris; dieser heiße in Germania Rhenus, weiter hinauf Bicorninus, und dann Araris, welcher sowohl in das patavische (batavische) Meer, als in das tyrrhenische führe, und so träge fließe, daß man nicht sehn könne, ob

sein Lauf nach dem westlichen Ocean oder dem inneren Meere gerichtet sei (*cf. Caes. I, 12*). Isidor meldet (XIII, 21), der Rhenus werde, der Sage nach, von des Rhodanus Verbindung genannt; und fügt seine Erklärung hinzu, weil er mit ihm aus einer Provinz entspringe. Sein Autor sagte gewiß, der Rhenus habe zuerst mit dem verbundenen Strome, Eridanos oder Rhodanus gleichen Namen geführt, der allmählich in Rhenus sich verwandelt. Das selbige sagt auch der obige Randschreiber bei Virgil, Eridanus solle der Rhodanus sein, *propter similitudinem* (nicht *multitudinem*), wegen der Verwandtschaft und Namensähnlichkeit.

Aber auch seitdem ein dreistromiger Eridanos in Gestalt eines X die griechischen Weltkarten einnahm, deuteten doch die meisten Nachweisungen des Bernsteins, die Plinius (XXXVII, 2. f. 11) erhalten hat, auf jenen Ausfluß in den nordwestlichen Ocean, wo nachmals der Rhenus entdeckt wurde. Den iberischen Eridanos, welchen Aeschylus angab, und die Pyrenäen eines andern Zeugen, haben wir schon erklärt. Pytheas hatte, wahrscheinlich im Gesandte der Republik Massilia, um die Heimat des Zinns, des Bernstein und köstlicher Felle zu erkundigen, Britannien und die Oceanufer der Kelten bis zum Rhenus, und jenseits eine Strecke des skythischen Gestades, welches später Germania hieß, vielleicht bis zur Weser oder höchstens bis zur Elbe, beschift, und den äußersten Strom seiner Fahrt für den Tanais (der damals, wie der Eridanos, zugleich in den Ocean und das innere Meer ausströmen sollte) angesehen. Eben so ward auf dem ancyranischen Denkmale gerühmt, daß unter Augustus eine römische Flotte von der Mündung des Rhenus gegen den Aufgang der Sonne bis zu den äußersten Enden der Welt geschickt sei. Dieser Pytheas meldete, vor einer seichten, oft überfluteten, an 6000 Stadien langen Küste Germaniens sei eine Insel Abalus; dort spüle das Meer Bernstein an, einen Auswurf des geronnenen Meers, welchen die benachbarten Teutonen kaufen. Ihn hat Timäus geglaubt, sagt Plinius, aber die Insel Basilia genannt: welchen Namen er anderswo, vielleicht durch Verlehn, von Pytheas selbst herleitet. Den Bericht des Timäus giebt Diodor (V, 23), nachdem er den Handelsweg des britannischen Zinns durch Gallien bis zu den Mündungen des Rhodanus angezeigt: Dem Skythenlande über Gallien entgegen, sagt er, liegt im Ocean eine Insel Basileia, wo die Flut Bernstein, der sonst nirgend zu finden ist, in Menge anspült; die Einwohner verkaufen ihn an die nächste Küste, woher er auf dem gemeldeten Wege zu uns gelangt. Nikias bei Plinius erklärte den Bernstein für einen Saft, der im Abendlande von den heftiger anprallenden Strahlen der Sonne (jener bei Nacht herumfahrenden, meinte er), als ein fetter Schweiß in den Ocean flöße, und mit der Flut an die Küste der Germaner triebe. Mithridat nannte am germanischen Ufer eine Insel Oserica, wo aus einer Art von Cedern Bernstein auf die Felsen herabflöße. Sotakus behauptete, er flöße auf britannische Klippen, die davon Elektriden genannt wurden.

Durch

Durch den gedachten Bernsteinhandel über Massilia bewogen, äußerte Theophrast (*Plin. ib.*) die Vermutung, er würde in Ligya gegraben; Filemon dagegen, gegraben würde er, aber in Skythia. Wir wagen nicht zu bestimmen, ob dieser erdkundige Filemon, der nicht sehr lange vor Plinius (IV, 13) gelebt haben kann, noch Germanien unter dem Namen Skythia begriffen habe. Es scheint aber, daß er vor der Bekanntwerdung der historischen Germaner schrieb. Einige glaubten, der Bernstein wachse in Ligya aus Luchshorn, und nannten ihn Lynskurion (*Plin. XXXVII, 2. Strab. IV, p. 202*). Andere fabelten von Bäumen, die im inneren des adriatischen Meers auf unwegsamen Felsen ständen, und in den Hundstagen dies Gummi ausschwitzten. Noch andere träumten sich, worüber Plinius lächelt, Inseln um die Mündungen des Padus, Elektriden genannt, an welche der Strom Bernstein führte. Hiervon hatte schon Theopomp Nachricht (*Scymn. 369-373*), der erste Grieche, der Rom, als eine von den Galliern eroberte Stadt, nannte (*Plin. III, 5*): der Eridanos, sagte er (*Scymn. 394*), trüge in diese Elektriden das schönste Elektron, eine verfeinerte Thräne von Schwarzpappeln. Einige hielten es für Thränen meleagrischer Vögel, die in den adriatischen Elektriden (*Strab. V. p. 215*), oder, was Sokrates bei Plinius glaublicher fand, in Indien, Elektron zusammen weinten. Apollonius (IV, 597) pflanzt heliadische Pappeln um einen stinkenden Pfluhl, der im Sturme das erhartete Elektron in den Eridanos spült; doch duldet er auch die keltische Sage (IV, 611), es sein die Thränen, die Apollon bei den Hyperboreern um seinen Asklepios geweint habe. Der jüngere Aristoteles in den Wunderfagen erzählt, daß jenes verfeinerte Pappelgummi vom adriatischen Eridanos zu den Griechen gebracht werde. Nahe bei den Elektriden hatte Theopomp an der Küste der Heneter, die mit den iltirischen Thrakern grenzten, zwei Inseln bemerkt, welche das schönste Zinn hervorbringen sollten (*Scymn. 390-392*). Es erhellt, daß von dem Handelswege, der, nach Pytheas und Timäus, aus der teutonischen Rheingegend zum Rhodanus ging, ein Nebenweg zu dem Padus geführt, und die dortigen Kaufleute mit Bernstein und Zinn versorgt habe. In den Wunderfagen des Aristoteles wird der heraklische Weg gedacht, der aus Italien bis zu den Kelten, Keltoligern und Iberern reichte, und auf welchem sowohl Griechen als Einheimische von den Anwohnern gegen Beleidigung geschützt wurden.

Nachdem Plinius jene, dem Unkundigen alter Geografie unverträglich scheinenden Gerüchte über die Heimat des Bernsteins aufgezählt, entscheidet er selbst (XXXVII, 3): Es sei gewiß, daß Bernstein in den Inseln des nördlichen Oceans erzeugt, und von den Germanern Glessum genannt werde; eine der Inseln habe deswegen von den Römern unter Germanicus den Namen Glessaria erhalten, da sie bei den Barbaren Austravia heiße; man halte ihn für den erharteten Saft eines Baums vom Fichtengeschlecht, woher die Benennung *Succinum*. An einer anderen Stelle (IV, 16) sagt er: Gegen Britannien über im germanischen Meere liegen

zerstreut die Glessarien, welche Elektriden von den neueren Griechen genannt werden. Die sorgfältigsten Untersucher erklären Austravia für die friesische Insel Ameland, auf welcher nicht allein, sondern an allen westlichen Ufern der Nordsee, sich Bernstein findet. Hier also treffen alle Bezeichnungen der alten Sage mit der folgenden Geschichte zusammen. Am Nordgestade des westlichen Europa's, um den Ausfluß des nahe dem Padus und Rhodanus entspringenden fabelhaften Eridanus, welchen, nach langer Stockung des Oceanhandels, die erobernden Römer mit dem historischen Namen Rhenus entdeckten, jenen zugleich besuchten Zinninseln nicht allzu entfernt, und Britannien gegenüber: hier ward von der ältesten Volksage die Gegend bestimmt, wo anfangs die Föniker, dann auch die Zwischenhändler der Kaufleute am Rhodanus und Padus, den köstlichen Bernstein finden sollten, den, der Seltenheit wegen, die Griechen fast höher als Gold schätzten; und hier fanden ihn wirklich die Soldaten des Germanicus. Wären Föniker oder Massilier von dieser ärmeren Bernsteinküste noch weiter zu dem ergiebigen Samland fortgeschifft; sie hätten gewiß für die mühselige Fahrt volle Ladungen mitgebracht, und dadurch den theueren Edelstein zu einer gemeinen Waare erniedriget. Aber mit welchem Ahnungsvermögen konnten sie von ferne den samländischen Bernstein wittern, der, wie Tacitus (*Germ. 45*) sagt, bei den Ästern ungenutzt unter anderen Auswürfen des Meers dalag, bis ihm römische Üppigkeit Namen gab, und wofür der Barbar mit Verwunderung einen wiewohl mäßigen Preis annahm? Auf welchen Glauben konnte eine so ungeheure Küstenfahrt durch die Watten und Sandbänke der unruhigen Nordsee, durch den gefährlichen Kattegat, durch die stürmischen Gestade der Ostsee, zu immer dürtigeren, gleichsam absterbenden Bezirken der Natur, gewagt werden von Südvölkern, deren Fantasie mit Graunbildern des unbewohnbaren Nordens erfüllt war?

Die erste sichere Andeutung der samländischen Bernsteinküste giebt der Erdbeschreiber Dionysius. Nachdem er (288-293) von dem goldstralenden Pappelgummi am keltischen Eridanos geredet, sagt er bei der Gegend des Borysthenes, der über dem Ister in das euxinische Meer ausströmt, (314):

Dort sind auch des Aldeskos und auch des Pantikapes Wasser,  
Die von rhipäischen Höhen in gesondertem Lauf abrauschen;  
Und an deren Erguß, dem erstarrten Meere benachbart,  
Wird Elektros erzeugt, sanftschimmernder, gleich wie  
des Mondes

Neu beginnender Glanz.

Das erstarrte Meer ist (32) eines mit dem kronischen Ocean im äußersten Norden; dorthin also strömen ihm von den Rhipäen Aldeskos und Pantikapes: zwei unfläße Ströme der älteren Geografen. Aber sie mögen auch in das euxinische Meer, dessen Nordseite gefriert, auslaufen; so bleibt doch der Beweis, daß Bernstein aus Nordländern über der Gegend des Borysthenes kam. Auch Filemos Bericht (*Plin. XXXVII, 2. f. 11*), in Skythia werde Bernstein an zwei Orten

gegraben; hier weißes und wachsgelbes, dort dunkelgelbes, könnte vom nordischen gedeutet werden; wüßten wir nur, daß er bereits Germanen gekannt, und seine Skythen nordwärts gedrängt habe. Mela und Strabo kennen den nordkythischen Bernstein nicht; jener (II, 7) gedenkt bloß der Elektriden im adriatischen Meere: welche Strabo (V, p. 215) ablehnet, indem er (IV, p. 202) ligyischen Luchshorn für Elektron hingehen läßt. Aber Plinius beschließt (XXXVII, 3) seine Nachricht vom weßgermanischen Bernstein mit einer, durch Abschreiber entstellten Versicherung, daß von dort (oder vielleicht schrieb er anderswoher) die Germanen Bernstein zu den Pannoniern um das adriatische Meer bringen; und daß darum die Fabel dessen Ursprung dem Padus beigelegt habe, wo schon die Bäurinnen Bernsteinschnüre zum Schmuck und zur Arznei tragen. Von Carnuntum in Pannonien, fährt er fort, sei jene Küste Germaniens an 600 Millien entfernt: dies habe man neuerlich erfahren, da unter Nero ein römischer Ritter den Handelsweg zu der Küste bereist, und eine unermessliche Menge Bernstein, unter andern ein Stück von 13 Pfund, eingeführt habe. Über Carnuntum ging nicht zur friesischen Meerküste, aber wohl zur samländischen, der geradeste Weg. Und eben durch diesen Handelsweg erklärt sich das Räzel, woher Tacitus, dem die Westküste Germaniens nach der Elbe hin weniger bekannt als dem Plinius war, im Osten der historischen Namen der Aestyr und so viel angrenzendes zu nennen wußte. Wahrscheinlich ging der samländische Bernstein theils die Weichsel hinauf, und dann über Carnuntum nach dem Padus; theils auf der Pregel zum alten Borysthenes, dessen Mündung von griechischem Handel blühte. Der Samländer Bayer beschreibt (*Opuscul.* p. 410. 492) römische Münzen und eine rhodische, die man in Preußen gefunden hat. Aus Vaterlandsliebe wollte er auch, wie vorher der Danziger Cluver, den berühmten Eridanus herüberziehen; dieser hatte ihn für das einheimische Fläuschen Radanne erklärt; er selbst wählte sich die Düna. Beiden scharfsinnigen Männern entging, daß der Eridanus beständig im Nordwesten des alten Erdkreises gefabelt wird, selbst von Dionysius, der zuerst, außer dem Bernstein des keltischen Eridanus, auch nordkythischen am Aldeskos und Pantikapes nachweist. Ähnlicher Klang der Namen kann wohl zur Bekräftigung eines historischen Sazes dienen; die Grundveste des Beweises muß weniger schwankend sein.

Wir haben bemerkt, daß die kimmerische Nacht, als sie vor dem Lichte der westlichen Entdeckungen entweichen mußte, sich im Nordwesten um den Eridanos und den verschobenen Eingang der Unterwelt lagerte. Bei Apollonius (IV, 629) nimt der Eridanos, der einen Strom zum Okeanos, und zwei in das Mittelmeer lenkt, seinen Ursprung eben daselbst, wo Alkman der Rhipa Gebirg als Busen der dunklen Nacht erkannte:

Fern von des Erdreichs

Außerstem Rand, wo der Nacht Eingang und düstre Be-  
haufung.

Die selbige Dunkelheit fand bei anderen Dionysius (290) um den Ausfluß des nordwestlichen Fabelstroms:

Dem an den Mündungen einß des Helios traurende Töchter  
Durch Einöde der Nacht lautauf um Faethon weinten.

Einige, die auf den adriatischen Eridanos die Fabel einschränkten, begnügten sich, den angrenzenden Keltischen schwarzen Trauergewand zum Andenken der kläglichen Geschichte zu leihen (*Scymn.* 397. *Polyb.* II, 16). Der Eingang der Unterwelt behauptete sich noch bei den Tragikern, wie bei Homer und Hesiodus, nahe dem Atlas (*Aesch. Prom.* 433, hinter Tartessos, wo herum der Scholiast des Aristofanes (*ran.* 470. 477) im Theus des Euripides den aornischen Sumpf, d. i. den acherusischen, über dessen Ausdünstung kein Vogel hinwegfliegen konnte, die Styx, den Kokytos mit den Erinnyen, und die anwohnenden Gorgonen sah, also, nach einem Verse des selbigen Schauspieler,

Zunächst dem letzten Erdenrand' Europa's.

Dem orrischen Argonautiker war die Spize Europa's zwar nicht sonderlich bekannt, aber doch für solche Schrecknisse zu hell geworden; denn, durch zunehmenden Verkehr der westlichen Griechen mit Iberien und Tartessus, hatte er schon von iernischen Inseln gehört (v. 1164), welche zuerst Aristoteles (*mund.* 3) aus der eudoxischen Erdtafel als zwei sehr große britanische Inseln, Albion und Ierne, anführt. Er versetzte daher (v. 1128) aus Tartessos den goldfließenden Acheron mit dessen düsterem Sumpfe und immergrünen fruchtreichen Bäumen, den Eingang zu Aides Reich, und das Volk der Träume, vermehrt mit einer, der argolischen Hermionia gleichnamigen Stadt, nahe an die nordwestlichen Kimmerier (1118), der nächsten iernischen Insel quer gegenüber (1164. 1179), gerade in Nordwesten, wo Zephyros eben zu walten anfangt (1148). Es konnte nicht fehlen, daß andere jetzt auch den Eridanos dieses Orts mit der Unterwelt in Verbindung fabelten. Nach griechischen Vorgängern, die einen Arm des Eridanos, gleich der hesiodischen Styx, in die Todtenkluft leiteten, zeigt Virgil (*Aen.* VI, 657) die Seligen:

Unter des Lorberhains Umdunstungen, wo von der Höhe  
Vollgedrängt durch den Wald des Eridanos Strom sich  
herabwält.

Servius sagt hierbei, daß einigen der Eridanus in die Unterwelt fließe, anderen aus Quellen der Unterwelt emporsteige; und vorher (v. 603), daß Tantalus im unterirdischen Eridanus stehe. Den ihm jetzt anhaftenden Aornos fabelten mehrere nach dem adriatischen Arme des Eridanos hinüber (*Apollon.* IV, 597. *Aristot. mirab. Zer. ad Lyc.* 704. *Steph.*). Und weil bei Homer (*Od.* XX, 78) die Harpyen am Eingange des Schattenreichs wohnen sollten; so dachte sie sich mancher Alexandriener am nordwestlichen Eingange der damaligen Fabel, und Eustathius fand in vielen Handschriften (*Il.* XVI, 150) die Harpye Podarge.

Weidend auf grüner Au am Eridanos strömenden Wassern.

Aus

Aus Höllenfahrten des alexandrinischen Zeitalters entlehnte noch Claudian III, 123-133 die nordwestliche Kluft des unterirdischen Reichs, am äußersten Meerufer Galliens, nicht weit von Britannien und dem Rheus entfernt.

Dem uralten Eridanos in der Nähe wohnten um die westliche Bucht des inneren Meers die Ligyer. Denn der Ligyerfürst Kyknos ward in der hesiodischen Fabel (*Hyg.* 154), vor Gram um Faethons Fall, in einen Schwan verwandelt, der auch sterbend noch wehmützig singt. Ein neues Wunder der Kolaischen Entdeckung! Die Schwäne, welche bisher, wie in der *Ilias* (II, 459), nur als lermende Sumpfvögel bekannt waren, süngen um Ligya mit melodischem Ton, auch wenn sie sterben wollen. Natürlich mied Kolaios auf der Rückfahrt die libysche Küste der feindseligen Föniker, und steuerte längs den Gestaden der Ligyer, Tyrrhener und Latiner bis um Thrinakia herum; wodurch die Weltkunde mit neuen Namen und Sagen bereichert ward. Gefangenschwäne mit Jubelstönen der Gesundheit läßt Hesiodus in der Beschreibung des Schildes über dem nahen Okeanos anstimmen (v. 314):

Ringsher flos um den Rand der Okeanos, der, wie geschwollen,

Ganz den künstlichen Schild umflutete: über dem Strome flogen Schwan' in der Luft, und jubelten; andere schaarweis Schwammen umher auf der Welle, von schwärmenden Fischen umtaumelt.

Für die ligysche Abstammung der Gefangenschwäne, und daß sie vorzüglich um Ligya, bald auf dem Meere, bald auf dem Eridanos und dessen Ausfluß in den Okeanos, auch bei den Hyperboreern, sich hören ließen, haben wir das einhellige Zeugnis der Alten schon anderswo angeführt (*Myth. Br.* II, 12). Hesiodus betrachtete die Ligyer als ein westliches Hauptvolk, welches mit den weitverbreiteten Äthiopen und Skythen genannt werden durfte (*Strab.* VII, p. 300):

Äthiopen, und Ligyerstamm', und Skythen bei Rosmilch.

Auch die Folgenden, bevor genanere Erdkunde die Grenzen anwies, gaben dem Ligyernamen eine weit größere Ausdehnung. Ligylline, meldet Stefanus aus den Alten, ist ein Staat der Ligyer, dem westlichen Iberien nahe, nicht weit von Tartessos. Nach Thucydides (VI, 2) erstreckte sich ihre Macht bis gegen den Iberus, woher sie vom einströmenden Sikanos, dem nachmaligen Sikoris, die Sikanen nach Thrinakia verjagten. Dieser Ausdehnung wegen nannte Eratosthenes (*Strab.* II, p. 92) von den drei vorlaufenden Spitzen Europa's die westliche, worauf Iberien zu den Seulen reicht, die ligyllische. Noch Skymnos (209-203) erkennt Ligyer von Emporion an, und Skylax (p. 2) Ligyer mit Iberern vermischt von Emporion bis zum Rhodanos; bei Apollonius (IV, 653) werden die stöchiadischen Inseln ligyllische genannt. Auf der anderen Seite berührten die Ligyer Tyrrhenia mit unsfäßer Grenze; doch schweifte in der Dunkelheit ihr Name so weit hinüber, daß eine Sage bei Dionysius von Halikarnass (*ant. rom.* I.) die Aborigener für ihre Abkömmlinge hielt, und Euripides (*Troed.* 437) die Kirke eine ligyllische Saubildnerin benannte.

Gleichmüßig bestimmt sind die Grenzen der Tyrrhener, denen man ihres Sacerdums wegen in der ältesten Zeit eine Herrschaft von den Alpen bis zur sicilischen Meerenge beimaß (*Philarg. ad Virg. G.* II, 533), und der untergeordneten Latiner. Die letzten und ein verbündetes Volk, dessen Namen der einkehrende Samier möchte verhört haben, bezeichnet Hesiodus (*Theog.* 3011) durch gefabelte Stammväter:

Kirke, des Helios Tochter, des leuchtenden Sohns Hyperions,

Trug dem Odysseus Frucht, dem kühn ausharrenden Dulder, Agrios, ihn und Latinos, den trefflichen, stark und gewaltig;

Welche fürwahr sehr fern in dem Schooße der heiligen Inseln

Allem Geschlecht obwalten der hochberühmten Tyrrhener. Eine spätere Sage (*Dionys. ant. rom.* I) gab der Kirke von Odysseus die Söhne Rhomos, Antias und Ardeas. Eher möchte wohl das verdächtige Wort Agrios einen Antias, den Stifter der alten Seestadt Antium, enthalten, als einen Adrios, den niemand kennt, und der wenigstens nicht vor der fokaischen Entdeckung Adria's konnte gefabelt werden. Bei Skymnos (225-229) hat Latinos einen Halbbruder Auson von der Kalypso. Auch die Sage von Kirke's Sohne Telegonos, der unwissend seinen Vater Odysseus tödtete, entstand mit anderen solchen erst nach Hesiodus. Übrigens bezeugt Eratosthenes (*Strab.* I, p. 21), daß Hesiodus in der Irrfahrt des Odysseus alle von Homer besungenen Orte genannt habe, und außerdem den Ätna, die syrakulische Insel Ortygia, und die Tyrrhener. Die Sirenen betrifft der vom Scholiaffen des Apollonius (IV, 892) erhaltene Vers:

Zur schönblühenden Insel, wo jenen gewährt der Kronide....

Das Beiwort der Sireneninsel nahmen Spätere für ihren Namen Anthemoessa. Homers Scholiast (*Od.* XII, 168) erklärt die Windstille für die Wirkung ihres Zaubergesangs, und beruft sich auf Hesiodus. Skylla, bei Homer eine Tochter der Krataïs, war, nach Hesiodus (*Sch. Apoll.* IV, 823), von Forbes und Hekate, zwei späteren Gottheiten, gezeugt worden. Noch kannte Hesiodus in Sicilien Zankle, die nachmalige Messina, und das Vorgebirge Pelorias, welches Orion, um das austretende Meer zu hemmen, mit einem Tempel Poseidons, sollte erhöht haben (*Diodor.* IV, 87). Daß der Dichter auf dieser Strecke nicht einmal einen Zug der nachmals so graunvoll geschilderten Gegend um Kuma einmischte, beweist Unkunde, die, trotz den griechischen Ansiedlungen hinter der Meerenge, im Vaterlande der Hellenen fort dauerte. Selbst der gelehrte Massilier Pytheas erzählte in seiner Erdumwanderung (*Sch. Apoll.* IV, 762): auf einer äolischen Insel im ringumfließenden Meere sei die Werkstatt des Hefästos, wo man rohes Eisen samt dem Schmiedelohn hinlege, und am anderen Morgen ein Schwert, oder was man bestellt habe, wieder abhole. Und noch dem Eratosthenes wirft Strabo (I, p. 22) Unwissenheit vor, weil er gesagt: die Sirenen setzten etnige an Pelorias, andere an die Sirenenen, die weiter als 2000 Stadien davon lägen; und diese wären ein dreigipfliger Fels, der



der den kumätschen Meerbüsen von dem posædonischen trennte. Homers zusammengedrückte Schreckengegend, wo gleich auf die Sirenen das aufbrandende Meer des entflammten Irrfelsen folgt, entwickelte sich nicht vor Ferekydes: dieser zuerst fabelte (*Sch. Apoll.* II, 1214), wie Tyfos nach Italia flog, und die Insel Pithekusa auf ihn geworfen ward. Dort lastet ihn, sagt auch Pindar (*Pyth.* I, 34), das Felsufer vor Kyme, und der sikelische Ätna. Welches Felsufer der Scholiast für Prochyte (denn so schrieb er) oder Pithekusa erklärt, wo gewaltige Brandungen, Windstöße und feurige Erscheinungen sein sollten. An den Ostküsten Italiens konnte dem Hesiodus mehreres bekannt sein, auch der neue Name des Fäakeneilands Kerkyra. Als der Korinther Archias in der 11 Olympiade nach Sicilien schiffte, fandte er den Chersikrates ab, um Kerkyra, die vormalige Scheria, einzunehmen (*Strab.* VI, p. 269). Doch steuerte noch kaum ein Schiffer um die berühmten Keraunien in den adriatischen Büsen; bis um den Anfang des perilschen Reichs die Fokäer sowohl den Adria, als Tyrrenia, Iberia und Tartessos eröffneten (*Herod.* I, 163).

So nah an Fabel und an völlige Unwissenheit grenzte im ganzen Umkreise des Mittelmeers die Welkunde der Griechen in den Jahrhunderten Homers und Hesiods, anfangs dicht um Griechenland her, dann etwas weiter entfernt: indem Erforshtes und Gefabeltes zusammen durch die Erscheinung des gewölbten Himmels in eine vom Okeanos umströmte Scheibe gefaßt wurde, und durch den Sonnenlauf Tagseite und Nachtseite abgetheilt. Und solchen Beweisen von Unkunde stellt Strabo (*I.* p. 48) alte und neuere Sagen von heroischen Weltwanderungen entgegen; wiewohl des Menelaos Umschiffung Afrika's, welche Krates behauptete, ihm selbst nicht einleuchten will (*p.* 38). Man dürfe vermuten, sagt er anderswo (*III.* p. 149), Homer habe Tartessos, die westliche Weltgrenze, gekannt, und durch das nächtliche Todtenreich und den von Tartessos benannten Tartaros angedeutet; aber die Vermutung werde Gewißheit, wenn man die Reisen des Herakles und der Föniker in Anschlag bringe. Selbst Odysseus habe wahrscheinlich bis nach Iberien Krieg geführt, denn nicht nur in Italien und Sicilien finde man Spuren davon, sondern auch in Iberien die Stadt Odysseia nebst einem Tempel der Athene, (welche Stadt einige Späterer auswitterten, *III.* 159), und tausend andere Denkmale von ihm und anderen Helden der Ilias. Die besungenen Örter des Inneren, die sich nicht fügen wollten, dachte sich Strabo in den Ocean verlegt; andere mit dieser Annahme nicht vergnügt, ließen den Dulder Odysseus selbst alle neuentdeckten Küsten des Oceans umirren. Von ihm zeugte in Lusitanien die Stadt Olysipo (*Solin.* 23); im äußersten Kaledonien ein Altar mit griechischen Buchstaben (*Solin.* 25), nahe dabei Ogygia, und ein griechisches Volk der Gegenverse (*Plut. fac. in orbe lunae*); in Gallien die noch bestehende Todtenkluft (*Claud. Ruf.* I, 123); in Germanien die Stadt

Afseburgium mit griechischen Inschriften (*Tac. Germ.* 3). Schon Herkules mußte bis in den germanischen Ocean geschifft, und dort eigentlich seine Endseulen gesetzt haben (*Tac. Germ.* 34).

Unter den Neueren erklärte Lippius (*Tac. Germ.* 3) halb scherzhaft Vliesingen für Ulyssingen, und Circe für der Circes Wohnung; Barneus (*Eur. Hel.* 1692) im Ernst Homers leukadischen Felsen, mit dem benachbarten Volk der Träume, für sein Albion. Und weil bei Homer die Sonne aus dem stillen Okeanos aufgeht; so traute ihm Bochart (*Præf. Can.*) Kenntnis des Oceans hinter China zu, wohin ja die Föniker, so gut als nach Ofir, oder Ceylon, könnten gekommen sein. Andere führten mit gleicher Behendigkeit die Föniker (denn was konnten Föniker nicht?) um Afrika, und nach Preußen, und nach Amerika. Vorrüglich trachteten gebildete Nordmänner nach einiger Verbindung mit dem klassischen Alterthum. Die ehrwürdigen Geschichtsforscher Cluver und Bayer, deuteten den Eridanos zur Radanne und Dänna; ein neuerer Preusse sogar zur Ossee. Noch herabhafter erkannte Rudbeck in den Hyperboreern schwedische Osebornen, d. i. hochgeborene Barone. Unübertreffbar aber bewies Jonas Ramus, ein Däne, daß Odysseus, der in Polytems Höle sich Utis, verdeutscht Niemand, nannte, diesen Namen in der That, laut Hesiods Zeugnisse, seiner ansehnlichen Ohren wegen geführt habe, und kein anderer als der nordische Othin oder Odin gewesen sei (*Ulfes et Odinus unus et idem, Hafn.* 1702). Hyperis, welches die Myklopen einnahmen, ist ihm Iberien; und Aiolia das Eiland Oia, Olbion; Albion, auch von Odysseus Gefährten Brutus Britannia genannt. Die Lästrygonen sind Kelten, bei welchen Odysseus in Artakia, Artois, und in des Antifates Residenz Antorf, Amtwerpes, anlandete. Dort herum baute er Afseburgium, Odins Aagaard, und hatte zu Nachbarn die Tyrhener oder Tusker, wovon *de Tisike*, die Deutschen, abstammen. Der Kirke Aiaia oder Eiland war Finon, welches von dem hochgeehrten Utis den Namen Odhensöo, Odins Insel, erhielt. Die Kimmerier waren im dunkeln Norwegen, und die Sirenen, die Irrfelsen, Skylla und Charybdis, samt Thrinakia, in der Gegend des Maalfstroms. Ogygia, das Land des Gog, Gyges, bedeutet Gylland, Gothland; und Scheria die Scheren um Irland, wo eine iberische Kolonie am Ende der Welt wohnte. Dies Buch ward in den *Actis Eruditorum* nicht mit Mißbilligung angezeigt. Belesenheit und Witz haben auch im Mißbrauch ihr Einnehmendes.

Wie weit die Helden der altgriechischen Volksage, samt dem sogenannten Herakles von Tyros, und selbst die mit Absicht verammten Föniker, gekommen sein könnten: diese Möglichkeit läßt, weder durch die schiffbaren Wege unserer Landkarten, noch durch Betrachtungen über Mut und Geschicklichkeit, oder durch die beliebte Frage: Warum sollten sie nicht? sich ausmachen. Wie weit sie wirklich gekommen sein, entscheidet kein vorgegebenes Wahrzeichen, keine zufällige Ähnlichkeit der Namen. Über die Welt, da die Abentheuer erlebt wurden, breites sich dicke Nacht, worin dem Ahnenden jede Erscheinung, die er wünscht, vorkauelt. Die Welt, da Homer und Hesiodus das anklingende Geräusch in Lieder faßten, hat die Dämmerung des ersten Hahnengescheis: der Ofen wird blaß, und der Wanderer mutmaßt die Gegend nach den erhellten Bergspitzen.

Druckfehler. S. XVI. Col. 2. in der Mitte, lese man: welcher die . . . bestimmt. — S. XXII. Col. 2. gegen die Mitte: den Okeanos wollten beschrift haben. — S. XXVII. Col. 1. heisset der letzte Vers: Also waltete sie lange . . .



J E N A I S C H E  
A L L G E M E I N E  
L I T E R A T U R - Z E I T U N G

V O M J A H R E

I 8 0 4.

---

E R S T E R J A H R G A N G.

---

Z W E Y T E R B A N D.

M I T E I N E R K U P F E R T A F E L.

---

A P R I L , M A Y , J U N I U S.

---

J E N A ,  
in der Expedition dieser Zeitung,  
und L E I P Z I G ,  
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition,  
1 8 0 4 .

P O BOX 1000

LEWIS & CLARK

ST. LOUIS, MO.

1804

W. CLARK

ST. LOUIS, MO.

1804

ST. LOUIS, MO.

1804

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 A P R I L , 1 8 0 4

## SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Die Braut von Messina* oder *die feindlichen Brüder*, ein Trauerspiel mit Chören von Schiller. 1803. 162 S. 8.

Man bezeichnet das Eigenthümliche dieser Tragödie vielleicht am kenntlichsten, wenn man sie nennt das Gegenbild der Jungfrau von Orleans. Gleichwie der Dichter dieses Werk ganz auf die Idee von der Freyheit gegründet hat: so jenes auf die Idee von einer unbedingten Nothwendigkeit. Dort sehn wir das Schicksal beflügt werden, durch die Kraft der sittlichen Begeisterung; hier die Selbstthätigkeit des Menschen durch ein ungeheures Schicksal. Je lebendiger jemand sich bewußt ist des dem Menschen inwohnenden Principiums, das ihn fähig macht, zu wirken unabhängig von Naturkräften, ja denselben sogar mit Erfolg entgegenzutreiben: je lebendiger ist in ihm auch das Gefühl unserer Abhängigkeit von Naturkräften, welche nicht nur den beabsichtigten Erfolg unserer Bemühungen oft vereiteln, sondern auch jene Selbstthätigkeit, wenigstens für Augenblicke aufheben, oder doch aufzuheben scheinen. Es war unseres philosophischen Dichters würdig, das erstgedachte Gefühl in seiner Reinheit darzustellen; er hat es gethan in der Jungfrau von Orleans: es war seiner nicht minder würdig, das andere darzustellen; er hat es gethan in der Braut von Messina.

Die Reihe von Trauerscenen, die er uns hier vorführt, gehen aus von einem unnatürlichen Haffe zweyer Brüder, dessen Ursache Niemand kennt, selbst nicht die Hadernden. Isabella die Mutter sagt S. 25:

Doch eures Haders Ursprung steigt hinauf  
In unverständiger Kindheit frühe Zeit,  
Sein Alter ist's, was ihn entwaffnen sollte.  
Fraget zurück, was euch zuerst entzweyte,  
Ihr wisst es nicht, ja fändet ihr's auch aus,  
Ihr würdet euch des kindsehn Haders schämen.  
Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,  
Der fortgezeugt in unglückselger Kette,  
Die neueste Unbill dieses Tags geboren.  
Denn alle schwere Thaten, die bis jetzt geschehn,  
Sind nur des Argwohns und der Rache Kinder.

Don Manuel und Don Cesar, die Feindlichgefinnten, vereinen sich in einer leidenschaftlichen Liebe zur Beatrice. Diese ist ihre spätgeborene Schwester. Der Vater, erschreckt durch ein Traumgesicht, hatte sie gleich nach der Geburt dem Tode geweiht; die

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

Mutter, beruhigt durch ein anderes Traumgesicht, hatte sie gerettet, und liefs sie in einem nahe gelegenen Kloster erziehen. Um das Geheimniß wußte nur Diego, ein treuer Diener.

Welche wunderbare Fügung den Don Manuel entzündet, zur Liebe für die Jungfrau, erzählt er selber S. 41:

Wir hatten schon den ganzen Tag gejagt  
Entlang des Waldgebirges — da geschah,  
Daß die Verfolgung einer weißen Hindinn  
Mich weit hinweg aus eurem Haufen rifs.  
Das scheue Thier floh durch des Thales Krümmen  
Durch Busch und Kluft und bahnenlos Geßtrüpp.  
Auf Wurfes Weite sah ichs stets vor mir,  
Doch konnt' ichs nicht erreichen noch erzielen,  
Bis es zuletzt an eines Gartens Pforte mir  
Verschwand. Schnell von dem Rosse herab mich werfend,  
Dring' ich ihm nach, schon mit dem Speere zielend.  
Da sah ich wundernd das erschrockne Thier  
Zu einer Nonne Füßen zitternd liegen,  
Die es mit zarten Händen schmeichelnd kost.  
Bewegungslos starr' ich das Wunder an,  
Den Jagdspieß in der Hand, zum Wurf ausholend —  
Sie aber blickt mit großen Augen stehend  
Mich an; so stehen wir schweigend gegen einander.

Die Gewährung des Wunsches, die Beatrice zu besitzen, hofft er nach dem Tode seines Vaters. Dieser erfolgt. Durch eine dunkle Ahndung geschreckt, warnt Don Manuel seine Geliebte, der feyerlichen Bestattung des Fürsten beyzuwohnen; aber umsonst. „Ich weiß nicht“ sagt sie (S. 108):

Welch bösen Sternes Macht  
Mich trieb mit unbezwinglichen Gelüsten,  
Des Herzens heißen Drang mußst ich vergnügen,  
Der alte Diener lieb mir seinen Beystand,  
Ich war dir ungehorsam, und ich ging.

Der alte Diener rechtfertigt sich über diese Nachgiebigkeit vor Isabella, welche ebenfalls ihm verboten hatte, die Tochter dorthin zu führen. Er sagt (S. 91):

Gebietenin, ich dacht' es gut zu machen,  
Die Stimme der Natur, die Macht des Bluts  
Glaubt' ich in diesem Wunsche zu erkennen,  
Ich hielt es für des Himmels eignes Werk,  
Der mit verborgen ahnungsvollem Zuge  
Die Tochter hinführte zu des Vaters Grab.

Hier sieht Don Cesar sie. Den Eindruck, den sie auf ihn macht, schildert er so: Nachdem er, die

Aber wie kann nach dieser Ansicht der Chor zur Beruhigung nicht nur der handelnden Personen, sondern auch der Hörer beitragen? (Man sehe Vorrede S. XIII).

Der Unglückliche heftet seinen Blick auf einen schwarzen Punkt, je nachdem er ihn von dem Einzelnen zum Allgemeinen emporhebt, mildert sich sein Leiden. Hierauf deutet Goethe, wenn er den Tasso sagen läßt:

Hilft denn kein Beyspiel der Geschichte mehr?  
Stellt sich kein edler Mann mir vor die Augen,  
Der mehr gelitten, als ich jemals liug;  
Damit ich mich mit ihm vergleichend fasse?  
Nein, Alles ist dahin! — Nur Eines bleibt:  
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,  
Den Schrey des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt  
Es nicht mehr trägt. —

So wie Tasso, da er in dem ganzen Umfange seiner Erfahrung und Beobachtung nichts findet, woran er sich halten könne, so würden auch die handelnden Personen unserer Tragödie der Verzweiflung zum Raube werden, wenn nicht der Chor durch seine leidenschaftliche Theilnahme die selbstthätige Kraft in ihnen aufregte, den Blick von sich abzuwenden auf das Ganze. Nicht minder wohlthätig wirkt er auf uns Hörende, indem er das Mitleiden mit den Unglücklichen, die wir vor uns sehn, in Mitleiden mit der Menschheit, mit uns selber verwandelt, und durch die Menge und Mannichfaltigkeit der Unfälle, mit deren Erinnerung oder Ahndung er uns erfüllt, das Pathos mildert, und bis zur rein ästhetischen Stimmung besänftigt.

Aber ferner, wie verträgt sich mit jener Ansicht, daß der Chor aus streitenden Elementen zusammengeſetzt ist? Er, welcher das ruhige, stetige, nach ewigen unabänderlichen Gesetzen waltende Schicksal vertreten soll; wie darf er sich in Partheyen trennen, die leidenschaftlich gegen einander hadern?

Die Personen, die den Chor bilden, könnte man antworten, sind Ritter, welche begeistert von den romantischen Ideen des Mittelalters dem Fürstenhause von Messina anhängen, nicht aus Furcht oder Zwang, sondern, weil sie bey den lockern Banden, welche damals die Gesellschaft zusammenhielten, es ehrenhaft finden, den Uebermuth trotziger Freyheit zu bändigen durch freywilligen Gehorsam gegen erwählte oder ererbte Herrn. Derselbe ritterliche Geist macht, daß sie nach dem Tode des alten Fürsten sich in Partheyen trennen, und daher, obgleich einig in ihren Gefinnungen, leicht in Streit gerathen, sobald es die Ehre ihrer Herrn gilt. Daher der häufige und schnelle Uebergang von Zwietracht zur Eintracht, von friedlicher Ruhe zu kriegerischer Bewegung. Was sie also gegen einander so oft erzürnt, ist dasselbe, was sie bald darauf zu gemeinschaftlichen Gesängen begeistert, eine Idee; und in so fern bleiben sie bey aller anscheinenden Leidenschaftlichkeit stets über die Handelnden erhaben, und sind würdig, die Organe des Schicksals zu seyn.

Wir müssen den Lesern überlassen, zu beurtheilen, ob diese Antwort befriedigend sey. Der Rec. be-

kennet, daß er selber sie nicht dafür hält. Allerdings giebt es Stellen, welche für die hier gegebene Ansicht des Chors zu sprechen scheinen, wie folgende S. 14:

*Erster Chor.*

Dich nicht hast ich! Nicht du bist mein Feind!  
Eine Schatz ist hat uns geboren,  
Nun sind ein fremdes Geschlecht.  
Aber wenn sich die Fünfen befehlen,  
Müssen die Diener sich morden und tödten,  
Das ist die Ordnung, so will es das Recht.

*Zweiter Chor.*

Mögen sie's wissen,  
Warum sie sich blutig  
Hassend bekämpfen! Mich sichts es nichts an.  
Aber wir fechten ihre Schlachten;  
Der ist kein Tapferer, kein Ehrenmann,  
Der den Gebieter läst versprechen.

Als sehr unedel schildert dagegen Isabelle den Chor S. 22:

O! diese wilden Banden, die euch folgen,  
Die raschen Diener aures Zorns, — Sie sind  
Nicht eure Freunde! Glaubet nimmermehr,  
Daß sie euch wohlgesinnt zum Besten rathen!  
Wie könnten sie's von Herzen mit euch meinen,  
Den Fremdlingen, dem eingedrungen'n Stamm,  
Der aus dem eignen Erbe sie vertrieben,  
Sich über sie der Herrschaft angemast?  
Glaubt mir! Es liebt ein jeder, frey sich selbst  
Zu leben nach dem eignen Gesetz,  
Die fremde Herrschaft wird mit Neid ertragen.  
Von eurer Macht allein und ihrer Furcht  
Erhaltet ihr den gern verſagten Dienst.  
Lernt dieß Geschlecht, das herzlos falsch kennen!  
Die Schadenfreude ist's, wodurch sie sich  
An eurem Glück, an eurer Größe rächen.  
Der Herrscher Fall, der hohen Häupter Sturz,  
Ist ihrer Lieder Stoff, und ihr Gespräch,  
Was sich vom Sohn zum Enkel forterzählt,  
Womit sie sich die Winternächte kürzen.

Und was erwidert der Chor auf diese schmählischen Worte?

Ja, es ist etwas Großes, ich muß es verehren,  
Um einer Herrscherin fürstlichen Sinn.  
Ueber der Menschen Thun und Verkehren  
Blickt sie mit ruhiger Klarheit hin.  
Uns aber treibt das verworrene Streben  
Blind und sanlos durch's wüste Leben.

In dieser Scene erscheint der Chor als ein Haufe roher, feiger, heimtückischer, knechtischer, zum Herrschen und Dienen gleich unfähiger Gefellen, aus deren Munde die Resultate des Lebens und die Lehren der Weisheit zu vernehmen, für die handelnden Personen eben nicht mag erbaulich gewesen seyn.

Von dieser seltsamen Organisation, die es dem Dichter gefallen hat, seinem Chore zu geben, findet sich bey den Alten wohl kein Vorbild; und es wäre zu bedauern, wenn das Mißfällige darin die Freunde der Kunst der Wiedereinführung des Chors überhaupt abgenst machte.

(Der Abschluß folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 3. A P R I L , 1 8 0 4

SCHÖNE KUNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Die Braut von Messina, oder die feindlichen Brüder, von Schiller etc.*

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was der Vf. in der Vorrede sagt, um seinen Chor zu vertheidigen gegen den Vorwurf, daß er die Täufchung unterbreche, ist so befriedigend, daß ganz überflüssig wäre, hierüber etwas hinzuzusetzen, wenn nicht, wie verlautet, selbst manchen Lesern besserer Art das Bündige jenes Raisonnements entgangen wäre. Der Rec. wagt, zwischen diese Leser und den Verfasser in die Mitte zu treten, und ihnen den Sinn desselben auf seine Art auszulegen. Was den folgenden Bemerkungen in Vergleichung mit Schillers an Tieffinn abgeht, gewinnen sie vielleicht an Popularität.

Es giebt eine dreyfache Täufchung. Die eine besteht darin, daß wir wahres für falsch, gutes für böse halten, oder umgekehrt; die andere darin, daß wir, wie im Zustande des Träumens, des Fiebers, der Trunkenheit, die ohne unsere Willkühr sich in uns bildenden Vorstellungen für Wirkungen äußerer Eindrücke von den uns umgebenden Gegenständen halten; die dritte darin, daß wir die durch unsere Selbstthätigkeit hervorgebrachten und geordneten Ideen für gegeben halten, daß wir den Geschöpfen unserer Einbildung eine von dieser unabhängige nicht nur mögliche, sondern nothwendige Realität beylegen. Von diesen drey Arten der Täufchung verträgt sich die letzte allein mit der Würde und der Bestimmung der Kunst.

Was ist die Bestimmung der Kunst? Die verschiedenen mechanischen, chemischen, organischen Kräfte der Natur stehn nicht nur unter sich, sondern auch mit den selbstthätigen Kräften, die das Reich der Freyheit constituiren, in der innigsten Verbindung, und bilden insofern das All. Von diesem All wohnet jedem Menschen ohne Ausnahme eine mehr oder weniger helle Abndung bey. Das durch diese Abndung geweckte Bedürfnis, den Zusammenhang einer gegebenen Anzahl von Erscheinungen zu erforschen, hat die Wissenschaft hervorgebracht; das durch eben dieselbe geweckte Bedürfnis, eine möglichst große Anzahl von Erscheinungen im Zusammenhange anzuschauen, die Kunst. Die Bestimmung der Kunst ist also eine solche Darstellung ihres Gegenstandes, welche möglichst viele Beziehungen desselben anschaulich mache; und der tragischen Poesie insonderheit, eine solche Darstellung ihres Gegenstandes,

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

die uns ein inniges und tiefes Bewußtseyn gebe von den Verhältnissen, in welchen der Mensch als freyes Wesen steht zu den feindlichen Kräften, die seiner Selbstthätigkeit widerstreben, und sie vereiteln. In diesem Sinne kann man sagen: Jede wahrhafte Tragödie schließt alle übrigen in sich; alle wahrhaften Tragödien sind nur Variationen eines einzigen Themas. Dieses Thema spricht sich aus in folgender zu einem ganz andern Zwecke gedichteten Stanze vom Goethe:

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,  
Zu leben und zu wirken hie und dort,  
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite  
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.  
In diesem innern Sturm und äußern Streite  
Vernimmt der Geist ein schwer verstandenes Wort.  
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,  
Befreyt der Mensch sich, der sich überwindet.

Offenbar nun ist es nach dieser Ansicht, daß, wie oben bemerkt worden, nur die dritte von den angeführten Arten der Täufchung sich mit der Würde der Kunst vertrage, und nicht minder offenbar, daß der Chor dieselbe nicht nur nicht hindert, sondern befördert; denn in dem Maasse, als er die Täufchung der zweyten Art zerstört, als er uns über das alltägliche Leben hinausrücken, über den Kreis unserer gewöhnlichen Anschauungen emporheben, von den Schranken der gemeinen Wirklichkeit befreyen hilft, in dem Maasse macht er uns fähiger, die Verhältnisse, in denen wir zum Schicksale stehn, nicht als solche and solche Menschen, sondern als Menschen überhaupt, mit dem Gefühle zu ergreifen; und in der einzelnen zufälligen uns dargestellten Begebenheit anzuschauen das allgemeine und nothwendige Verhängnis.

So sehr nun aber, wie aus dem bisher gesagten erhellet, der Rec. geneigt ist, dem Chore das Wort zu reden: so weit ist er doch entfernt, dem Vf. beyzustimmen, wenn er, laut der Vorrede, den Chor der Tragödie für durchaus nothwendig hält, wenn er behauptet, er werde selbst den Werken Shakespears erst ihre wahre Bedeutung geben.

Da dieser Gegenstand für die Freunde der tragischen Kunst von Wichtigkeit ist: so sey dem Rec. erlaubt, seine Zweifel darüber mitzuthellen.

Nach Engels Erklärung (wodurch, um dies beyläufig zu sagen, dieser Kritiker sich ein unsterbliches Verdienst um die Aesthetik erworben hat) ist Handlung in einem Gedichte, sofern wir darin Veränderungen worden sehn, hervorgebracht durch

durch die Thätigkeit eines Wesens, welches mit Absicht wirkt. Der Begriff Handlung schließt also in sich Begebenheit (Verknüpfung von Ereignissen) und absichtliche Thätigkeit (Handlung in enger Bedeutung). Dies angewandt auf das Trauerspiel, kann man zwey Gattungen desselben unterscheiden. Die eine ist so organisirt, daß die Verknüpfung der Ereignisse nach und nach, ganz und vollständig aus der absichtlichen Thätigkeit der zusammen- oder gegenwirkenden Personen sich entwickelt, daß der Held der Fabel in Verfolgung seiner Zwecke nur zu kämpfen hat mit Wesen seines Gleichen.

Die andere Gattung ist so organisirt, daß die Verknüpfung von Ereignissen erfolgt, größtentheils unabhängig von der absichtlichen Thätigkeit der auftretenden Personen; daß die Katastrophe durch die Handlung (in enger Bedeutung) nicht sowohl verursacht, als nur veranlaßt wird, daß also der Held der Fabel mit einem übermenschlichen Schicksale vielmehr als mit menschlichen Leidenschaften zu kämpfen hat. Als Repräsentanten der ersten Gattung führen wir an den Hamlet; der zweyten den Oedipus, und meynen, daß, je nachdem eine Tragödie in ihrer Organisation dem einen oder dem anderen dieser Werke sich nähert, der Chor ihr unzulässig oder unentbehrlich ist. Unzulässig scheint er denen Tragödien, worin die Handlung (in enger Bedeutung) die vollständige Ursache der Katastrophe enthält, unentbehrlich allen denen, worin sie nur die Veranlassung der Katastrophe ist; denn in jenen dürfen wir den Kreis der Handlung nicht verlassen, in diesen müssen wir ihn verlassen, um die Verknüpfung der Ereignisse hell anzuschauen.

Man denke an die Jungfrau von Orleans, und frage sich, ob nicht nach der Organisation, die dieses Werk hat, der Chor eine nicht nur überflüssige Nebenperson wäre, sondern selbst lästig, weil er durch Erweiterung unseres Blicks denselben nur hindern würde in die Tiefe zu dringen. *Maria Stuart* dagegen würde durch Einführung des Chors ohne Zweifel gewinnen; denn die Katastrophe dieses Trauerspiels ist das letzte Glied einer langen Reihe vieler und vielfach verschlungener Ereignisse, von welchen nur der geringste Theil in den Kreis der Handlung sich aufnehmen ließe, und daß jene alle dem Hörer nicht zu Gemüthe geführt worden, ist wohl die vornehmste Ursache, warum dieses Werk so weit hinter der beabsichtigten und erwarteten tragischen Wirkung zurückbleibt.

Eine strenge Befolgung der Grundsätze Schillers würde unsern Dichtern die Fehler fast unvermeidlich machen, welche Aristoteles an dem Agathon und andern tadelt, daß bey ihnen der Chor nicht in die Handlung eingreife, daß er eingeschaltete Zwischengesänge anstimme, die zu einer Tragödie so gut als zur andern passend, die Einheit zerstören. In der That, wenn aus der Handlung die Begebenheit sich so vollständig entwickelt, daß gar nichts zu ergänzen übrig bleibt, woher soll dann der Chor seinen Stoff neh-

men? wird er nicht zu einem episodischen Zwischenpiel herabzinken?

Ein lobliches Unternehmen wäre es, wenn Jemand zur Auflösung aller bisher gehörigen Fragen den Sophokles und Euripides zu seinem Studium machte, um zu erforschen, was Aristoteles meynet, wenn er sagt: Der Chor muß ein Theil des Ganzen seyn, und mitspielen (*συαγωγίζεσθαι*), nicht wie bey Euripides, sondern wie bey Sophokles.

Wir verlassen jetzt diesen Gegenstand, um noch einige Bemerkungen zu machen über eine andere Eigenthümlichkeit unserer Tragödie, die Charakterlosigkeit. Die auftretenden Personen gleichen Gemälden von schöner Bildung ohne Physiognomie. Isabella ist die personifizierte Mütterlichkeit; Beatrice die personifizierte Jüngfräulichkeit; und auf den Don Manuel und Don Cesar paßt Zug für Zug die Schilderung, welche Horaz von den Jünglingen überhaupt macht.

Die Kritiker des Tages tadeln dieses; uns sey erlaubt, ihrer Autorität eine andere entgegenzusetzen. „Ohne Handlung (Verknüpfung von Ereignissen *συναρτίς πραγμάτων*) kann keine Tragödie seyn, sagt Aristoteles, wohl aber ohne Charaktere, die Tragödien der meisten neuern sind charakterlos; ja es giebt Dichter, die es überhaupt sind; wie auch unter den Malern Zeuxis sich zum Polygnotos verhält; denn Polygnotos ist ein guter Charaktermaler; des Zeuxis Malerey hat keinen Charakter.“

Wenn man nun durch die Autorität bewogen, unserer Tragödie die Charakterlosigkeit vielleicht zu gute hält; so behaupten wir dagegen, daß sie ihr wesentlich ist. Der Inhalt der Fabel ist ein unvermeidliches Schicksal, welches die Leidenden trifft, nicht sofern sie solche und solche Menschen, sondern sofern sie Menschen sind. Eine scharfe Charakterzeichnung würde diese Ansicht verwirren, und die Einheit des Ganzen zerstörend, uns zweifelhaft machen, ob wir in den auftretenden Personen die Menschheit oder Individua leiden sehen.

Aber, rufen hier manche Leser vielleicht ungeduldig aus, endlich wissen wir gar nicht mehr, was eine Tragödie ist. Wenn sie nicht täuschen, nicht handeln, nicht charakterisiren soll: was soll sie denn? Sie soll die Elemente des menschlichen Lebens, Freyheit und Nothwendigkeit, innere Selbstthätigkeit und äußeren Zwang, das Wollen und das Müssen im Streite darstellen. Da jene Principien und ihre Beziehungen nur mit dem Gefühle aufgefaßt werden können: so bedarf die Tragödie zur Darstellung derselben sinnlicher Gegenwart, wie das lyrische Gedicht; und da sie jene Principien im Streite darstellen soll: so bedarf sie einer Verknüpfung von Ereignissen wie das Epos. Was sie von dem Epos unterscheidet, ist die dramatische Form, und die Einheit für das Gefühl (d. i. eine solche Verknüpfung von Ereignissen, daß dieselben als Ganzes empfunden werden können); was sie von dem lyrischen Gedichte unterscheidet, ist die Mehrheit und bald freundliche, bald feindliche Zusammenwirkung der Personen.

nen. Jenes allein ist der Tragödie wesentlich; alles übrige ist zufällig, und steht in der Wahl des Dichters.

Fragen läßt sich nun allerdings, welche Gattung vorzüglicher sey, ob die charakterlose, in welcher das Schicksal vorwaltet, oder die charakterisirende, in welcher individuelle Handlung vorwaltet?

Die höchste ästhetische Kraft und ethische Würde läßt sich wohl nur von der Tragödie erwarten, deren Held unter dem Drucke von Verhältnissen leidet, in denen wir alle stehn; und Widerstand leistet durch eine Kraft, die wir alle mit ihm gemein haben: denn der hieraus entstehende Wechsel von Theilnahme und Bewunderung nähert sich der ganz uninteressirten rein künstlichen Stimmung am meisten. Insofern scheint die erst gedachte Gattung vorzüglicher. Doch hüte man sich ja, den Werth der andern zu verkennen, um so mehr, da sich leicht zeigen ließe, daß man unrecht hätte, diese Einseitigkeit zu beschönigen durch Berufung auf die Alten. Dieselbe edle Zuversicht, mit welcher der Vf. den herrschenden Ansprüchen an die Kunst entgegen, den Chor und das Schicksal auf die Bühne zurückgeführt, hat ihn geleitet in der Vermischung der Mythologien. Er erklärt sich hierüber in der Vorrede also:

„Ich habe die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja selbst an den Maurischen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung ist Messina, wo diese drey Religionen theils lebendig, theils in Denkmälern, fortwirkten und zu den Sinnen sprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poesie, die verschiedenen Religionen als ein collectives Ganzes für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eignen Charakter trägt, eine eigne Empfindungsweise ausdrückt, seine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt seyn, dieses auszusprechen, in welcher Form er es jedesmal am bequemsten und am treffendsten findet.“

Wir wagen, die Statthastigkeit dieser beiden Gründe in Zweifel zu ziehn, des einen, weil er zu wenig beweist, des andern, weil zu viel.

Daß die Tragödie in Messina spielt, ist zufällig; und es muß befremden, wenn der Vf., dessen edles Trachten auf nichts so sehr gerichtet ist, als die Kunst von allen außerwesentlichen Bedingungen und materiellen Schranken zu befreien, in seiner Rechtfertigung auf einen so unbedeutenden Umstand Rücksicht nimmt. Ist die Vermischung der Mythologien in Messina erlaubt: so ist es auch in Böhmen, in England, in Frankreich und in der Schweiz; wenn aber nicht hier, dann auch dort nicht. Sie scheint es in der That, nur nicht so uneingeschränkt, als der zweyte Theil der angeführten Bemerkung zu verstaten scheint. Deutlicher wird dies werden, wenn wir erforschen, in wiefern man sagen könne, daß unter der Hülle aller Religionen die Religion selbst liege.

Das, wovon wir oben die Wissenschaft und die Kunst ableiteten, hat auch der Religion den Ursprung gegeben, die Ahndung des Alls, und zwar insofern sie die Idee hervorbrachte von einer selbstthätigen mit Bewußtseyn und Persönlichkeit begabten Urkraft, welche das Universum durchdringt und beseelt, wie der Künstler in der Stunde der Begeisterung sein werdendes Werk, der Denker sein System, der Tugendhafte seine Neigungen. Jene Idee, die nach der Hypothese des Hemsterhuis in den frühesten Zeiten des menschlichen Geschlechtes jedem Einzelnen höchst deutlich und anschaulich zugleich war, trübte und verdunkelte sich allmählich, und verschwand endlich ganz.

Von einer unwiderstehlichen Sehnsucht getrieben, strebten die Menschen, sie wieder herzustellen, indem sie bestimmte Reihen von Erscheinungen, als für sich bestehende Ganze betrachteten, und an die Spitze derselben in Gedanken Wesen setzten, die für einzelne Theile des Universums waren, was jene Urkraft für das Ganze. So bildeten sich die Ideen von den Gottheiten, die in den verschiedenen Mythologien auftreten, und nach dieser Ansicht allerdings als Symbole jenes göttlichen, nicht gekannten, sondern nur geahndeten Urwesens sich betrachten lassen. Als ein solches Symbol erscheint unter andern die Venus in dem begeisternden Lobliede, in welchem der hohe Lucretius sie mit wahrhaft erbaulicher Andacht vortrefflich besingt. Nehmen wir an, dieser Dichter habe die Idee von einer Gottheit belebender Liebe in ihrer ursprünglichen Reinheit aufgefaßt, und vergleichen wir seine sinnvollen Worte mit dem, was bey andern zum Theil viel früheren Dichtern von den Buhlereyen der Venus erzählt wird: so können wir uns eine Vorstellung machen von den Umwandlungen, welche jene Ideen nach und nach erfahren.

Mögen nun die Religionen verschiedener Zeiten und Völker in Formen und Ausdrücken noch so verschieden seyn: sie lassen zum poetischen Gebrauche sich füglich vermischen, sofern sie unverkennbare Spuren an sich tragen von ihrer anfänglichen Heiligkeit, und ihrem mythischen aus der Ahndung des Unendlichen hervorgegangenen Ursprunge, denn in sofern haben sie alle Begeisterungsfähige zu Verehern und Anbetern. Unverwischbar dagegen ist das Historische der Mythologien, weil es, um mit Wohlgefallen aufgefaßt zu werden, eine eigenthümliche Empfindungsweise und bestimmte Ansichten der Welt und des Lebens voraussetzt, und weil es, gewaltsam geschieden von der Sphäre örtlicher und zeitlicher Beziehungen, worin und wodurch es entstand, die poetische Anschaulichkeit verliert.

Schon ist daher in unserer Tragödie die Zusammenstellung der Eumeniden mit dem Gottesfrieden, schon in dem einen Chorgesange die Verherrlichung der Diana, der Meeresgöttin, des Eros. Unzulässig aber wäre es, wenn, wie oft in den alten Tragödien mit vortrefflicher Wirkung geschieht, eine dieser Gottheiten personlich aufträte: denn die Idee von



Erscheinungen jener überirdischen Wesen in menschlicher Gestalt, ist nicht mehr eine ursprüngliche, sondern schon eine abgeleitete.

Ferner: Zwey Hauptclassen von Mythen lassen sich unterscheiden; die eine ist entstanden aus den Anschauungen des äussern Sinnes, wie die griechischen; die andere aus Anschauungen des innern Sinnes, wie die christlichen, namentlich der von der Maria. Wo nun, wie in unserer Tragödie, die unsinnliche Anschauung herrscht, da lassen sich füglich sinnliche Mythen einmischen; wo aber die sinnliche Anschauung herrscht, nicht füglich, unsinnliche; denn wer in seinem Innern wohnhaft ist, dem wird leicht, für Augenblicke in die Welt der Erscheinungen hinauszutreten; wer aber in der äusseren Welt einheimisch ist, dem wird schwer, in sein Inneres sich zurückzuziehen.

Bis jetzt haben wir vorliegende Tragödie betrachtet als Repräsentantin einer bestimmten Gattung, noch wäre übrig, zu bemerken, wie sie sich verhalte zu den frühern Werken des Dichters und zu fremden gleichen oder verwandten Inhalts (wie *Julius von Tarent*, mit dem sie die Fabel, wie *Alarcos*, mit dem sie die Idee einer unbedingten Nothwendigkeit gemein hat). — Die Leser jedoch, welche mit dem Rec. über die vorgetragenen Principien einig sind, werden die Anwendung davon auf gedachte Beziehungen leicht selber ma-

chen; für die übrigen aber ist dieser Aufsatz schon zu lang.

Kfd.

LEIPZIG, b. Rein: *Die seidenen Schuh*. Ein dialogisirtes Familienspiel für häusliches Glück und Menschenkenntniß, von *Familias Hausmann*. 1803. 222 S. kl. 8.

Der Plan und der Dialog in diesem Familienspiel sind gleich unnatürlich, überladen und geziert. Bey der Schilderung der Charaktere ist der Vf. glücklicher gewesen. Wenn er lernt, sie milder grell und caricaturmässig zu mahlen, und vor allen nicht mehr die dialogisirte Form für seine Arbeiten wählt: so kann er vielleicht dereinst etwas liefern, was auch die strengere Kritik nicht scheuen darf; nur muß er die bürgerlichen Verhältnisse besser beobachten, und platte Witzeleyen vermeiden. So spricht z. B. kein Bedienter zu einer Dame, und keine Dame zu einem Bedienten, wie der Vf. S. 92 sie sprechen läßt. Auch zeigen die lateinischen Brocken, mit welchen ein Schuhmacher um sich wirft, keinesweges einen richtigen Takt fürs Schickliche. Mit unter zwar stößt man wohl auf einen guten Einfall; aber er ist so selten und einzeln, wie — die Fettsaugen auf einer Rümfordischen Suppe, würde der Vf. in seiner Manier sagen, hätte er das Buch nicht selbst geschrieben.

O.G.

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Frankfurt am Mayn, b. Herrmann & J.: *Die Todesstrafen und die Behandlung der Verbrecher*. Ein Gedicht von *Heinrich Wilhelm Bommer*, Diakonus und Lehrer am Pädagog. zu Durlach. 1803. 48 S. 8. (8 gr.) Wenn auch der Gegenstand dieses Gedichtes sich zu einer poetischen Behandlung eignen sollte: so fodert er doch gewiss einen Meister in der Kunst, und unser Vf. war weder Philosoph noch Dichter genug, um einer so schwierigen Aufgabe zu genügen. Was er uns hier giebt, ist dem Inhalt nach nichts, als das ganz Gewöhnliche, das sich dem ersten flüchtigen Blick darbietet, und die Darstellung ist hier bey weitem nicht so ausgezeichnet, daß der Leser sich für das Unbedeutende des Inhalts entschädigt halten dürfte. Wir müssen also diesen Versuch im Ganzen als mißlungen ansehen; wollen aber doch deswegen dem Gedichte nicht allen Werth absprechen. Hat gleich der Vf., der sich wider die Todesstrafen erklärt, seinen Gegenstand viel zu flach aufgefaßt, trifft man gleich auf Behauptungen, die entweder ungebührlich übertrieben, oder nur halb wahr sind. (Z. B. „*doch Arger*“ S. 28) oder zu viel beweisen (S. 21 ff. u. S. 27) oder auch gar nicht zur Sache gehören (S. 32): so sagt er doch auch viel Wahres und Gutes, und man kann nicht umhin, den edlen Eifer zu ehren, der ihn für die leidende Menschheit begeistert, und der sich durch das ganze Werk lebendig ausdrückt. Auch in Rücksicht der Darstellung wollen wir dem Vf. eine leichte Versification und eine blühende Sprache nicht ablenken, wollen ihm auch einzelne gutge-

wählte Bilder und wohlgelungene Schilderungen gern zugeben; aber wir müssen hinzusetzen, daß sowohl Sprache als Versbau sehr ungleich sind. Falsche Reime finden sich häufig (*verbreitet weidet*, *Ungothum Grim*, *Wurde verirrt*, *Grabgeläute Kleide*). Die Sprache hat zuweilen Härten (*jen's* S. 11 *zehnfacher* S. 11) mitunter Plattheiten (*Korpus*, *Papanz*) oft ist der rechte Ausdruck verfehlt. (So steht S. 13 das Praefens die ganze letzte Hälfte der Seite sehr unglücklich für's Imperfect), und öfterer sind falsche Bilder gewählt. S. 31. Ist dem Barbaren am Pole das Lieben so unbekannt als *Thule*. S. 34 sieht man dem *weggesungenem Liede* zu. Ueberhaupt gefällt sich der Vf. in einer Zusammenhäufung von Metaphern, die nicht selten einander verwirren und aufheben, wie gleich die ersten Zeilen S. 11 beweisen.

Das Gedicht ist dem Kurfürsten von Baiern in einer mittelmässigen Ode zugeeignet, wovon die letzte und beste Strophe, als ein neuer Beleg dessen, was wir zum Lobe und Tadel des Vfs. gesagt haben, hier stehen mag:

Das Elend mindern und die Tugend lohnen  
Ist Gottegabter Herrscher heifres Loos,  
Wer trüge sonst den *Dornenkranz der Kronen*?  
Ja, gut zu seyn ist schwerer noch als groß.  
Nur *Dankeshelmen* siehst du gerne sitzen;  
Denn sey mir, *Cap. orbauer Fürst* gepriesen.

Gvz.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 A P R I L , 1 8 0 4

## THEOLOGIE

Auf dem weiten Gebiete der theologischen Wissenschaften ist in unseren Tagen vorzüglich auch das Feld der Moral von mehreren einsichtsvollen Männern mit Kraft und Glück angebauet worden. Wir dürfen nur die Namen *Michaelis*, *Reinhard*, *Tittmann*, *Morus*, *Ammon*, *Stäudlin*, *Schmid*, *Lange* und *Vogel* nennen, um die Reformen, welche diese Wissenschaft erfahren hat, den Kundigen ins Gedächtniß zu rufen, den Uebrigen im Voraus ahnden zu lassen. Wie Individualität und besonderer Zweck der Verfasser auf der einen, wie auf der andern Seite das Studium der Philosophie und der Geist des Zeitalters in Betracht gezogen werden müssen, um das Charakteristische sowohl als das Gemeinschaftliche dieser einzelnen Moralsysteme zu entwickeln, dieß wird am deutlichsten aus der Beurtheilung derselben hervorgehen. Wir werden, unseres Plans eingedenk, die neuesten Werke in unseren Blättern allmählich, nach den Beurtheilungen verschiedener Recensenten, aufführen, jedoch vorher noch die Aufmerksamkeit des Publicums auf ein älteres zurück leiten, welches zwar ein sonderbares Mittelding zwischen theologischer und philosophischer Moral ist, aber doch die lange Vernachlässigung in Allgemeinen Journalen durch seinen Gehalt nicht verwirkt zu haben scheint:

GÖTTINGEN, b. Vandenboeck u. Ruprecht: *Johann David Michaelis Moral*, herausgegeben von *Karl Friedrich Stäudlin*, Prof. der Theol. zu Göttingen. 1792. Erster Theil 384 S. Zweyter Theil 340 S. 8.

Laut der Vorrede des Herausgebers hatte der sel. *Michaelis* mehrmals Vorlesungen über die *theologische Moral* gehalten, als er sich gegen das Ende seines Lebens entschloß, eine *philosophische Moral* auszuarbeiten, welche in diesen beiden Bänden nur mit einigen kleinen Veränderungen der Handschrift, dem Publicum übergeben wird. Da der Vf. der Meinung war, daß die philosophische und theologische Moral völlig einerley Pflichten vorschrieben, daß letzte gar keine willkürlichen Gesetze enthalte, und daß der ganze Unterschied in der Erkenntnisquelle, den Beweggründen und der Gewisheit einzelner Pflichten liege, so mußte seine ganze Moralphilosophie der Hauptsache nach schon in seiner Moralthologie enthalten seyn, und er konnte daher die letzte für die erste sehr benutzen. Der Unterschied bestand

nur darin, daß er sich über manche Pflichten, die der Mode zu Folge in der Moralphilosophie weiter ausgeführt zu werden pflegten, hier viel weiter verbreitete, und daß er viele Beweggründe, die er in der theologischen Moral nur kurz berührte, oder bloß aus der Bibel nahm, hier eigentlich philosophisch ausführte. Die biblischen Stellen, die er hier beybehielt, gebrauchte er nicht sowohl als Beweise oder als eigentliche Motive, sondern bloß theils als Erläuterungen und Zeugnisse, theils als Belege zu der Behauptung, daß philosophische und theologische Moral in ihren Geboten durchaus mit einander übereinstimmen. In sofern er aber die Verpflichtung zur Moral nicht aus der Vernunft, sondern allein von dem vermuthlichen Willen Gottes ableitete, konnte seine philosophische Moral keine reine Moralphilosophie werden, sondern mußte immer eine religiöse Moral bleiben, wenn man gleich diese von der theologischen Moral noch dadurch unterscheiden kann, daß sich die letzte auf einen *geoffenbarten Willen Gottes* gründet, 1 Th. S. 71. Ob nun dieser Mißgriff dadurch veranlaßt ist, daß der Vf. ursprünglich von der theologischen Moral ausging, oder daß er mit den neuern Untersuchungen über die Moralphilosophie, die eine andere Ueberzeugung hätten bewirken können, nicht genug bekannt war, läßt Rec. dahin gestellt seyn. So viel ist aber gewiß, daß jener Umstand mehr Materien in diese Moral gezogen hat, als in eine Moralphilosophie gehören, die man also, in Verbindung mit der unverwandten Rücksicht auf die Bibel, noch als einen Ausfluß der früheren theologischen Moral betrachten muß, und daß die Unbekanntschaft mit der neuern Moralphilosophie eine Unbestimmtheit und Unrichtigkeit der *allgemeinen Begriffe* veranlaßt hat, die man sehr ungern bemerkt. Diese Mangelhaftigkeit ist die schwächste Parthie der vorliegenden Moral, wie Rec. bernahe an einigen Beyspielen zeigen wird. Außerdem gehören einzelne unhaltbare und sogar sophistische Behauptungen zu den Fehlern derselben, und endlich auch noch die überall durchscheinende verdorbene Phantasie des Vfs., welche die erläuternden Beyspiele, so viel nur irgend möglich, von den Geheimnissen des Geschlechts und der Ehe hernimmt. Ein widerlicher Umstand bey einem Moralisten! — Dagegen entdeckt man auf der andern Seite so viel Originalität, Kenntniß der Welt und der Psychologie, gefundes, naives und treffendes Raisonement, besonders in der angewandten Moral, daß man immer mehr in der Bewunderung dieses großen Mannes befaßt

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

bestärkt wird, besonders wenn man bedenkt, daß die Materialien zum Theil schon aus dem Anfange der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind (denn irgendwo heist es: jetzt im Jahr 1757), wo die moralischen Begriffe noch so unvollkommen, und durch die Theologen so verschoben waren. In der That, Michaelis war in seiner Art ein eben solches Originalgenie wie Kant, und wenn er gleich diesem an Tieffinn und Strenge der philosophischen Begriffe nicht gleich kommt, so muß man bedenken, daß er für die orientalische Philologie gebildet war, die dem Fluge des Genies schwere Fesseln anlegt, und daß er mit einer unphilosophischen Theologie zu kämpfen hatte, welche ihm die reinen Vernunftbegriffe wohl verhüllen konnte. Wäre seine Bildung von den mathematischen und philosophischen Wissenschaften ausgegangen, so würde er auch als ein größerer Philosoph erschienen seyn. Dennoch muß man erstaunen, wie vielen Nebel der Aetherphilosophie und Theologie er schon allein als originell denkender Mann zu verschreiben vermochte. — Gleich in der *Einführung*, worin er die allgemeinen Begriffe für die Moral aus einander setzt, unterscheidet er sich dadurch von seinen Zeitgenossen, daß er das *Wolffsche* Vollkommenheitsprincip auf eine originelle Weise verwirft. S. 68: „Die Bewegungsgründe nimmt die Wolffsche Philosophie von meinem eigenen Vortheil, oder wie sie es nennt, von der Beförderung meiner Vollkommenheit her. Allein wie kann hieraus Pflicht und Schuldigkeit entstehen? Gesezt, ich sehe die Bewegungsgründe und meinen Vortheil vollkommen ein, so handle ich freylich weise, wenn ich die dazu dienenden Mittel befolge; aber *wann* bin ich dazu verpflichtet? Mir selbst, wird man sagen. Allein ich kann mich ja meiner Pflicht erlassen, so wie man sonst überall, wo ich Jemanden etwas schuldig bin, mich für frey von der Schuldigkeit hält, wenn der sie mir erläßt, dem ich schuldig war. In der That weiß ich mir von dem Ausdruck *Pflichten gegen mich selbst* alsdann gar keinen Begriff zu machen, wenn ich ihn im allereigentlichsten Verstande nehme, so daß ich selbst der Verpflichtende und der Verpflichtete bin, weil ich mich gleich dispensiren könnte, ob ich gleich der Kürze des Ausdrucks wegen zwar geschehen lasse, daß man die Pflichten gegen Gott, die zu unserm eignen Besten gereichen, Pflichten gegen uns selbst nennt.“ Man sieht hieraus wenigstens, in wiefern der Vf. zu der moralischen Verpflichtung durchaus den Willen Gottes nöthig zu haben glaubte, weil der durch das bloße Vernunftgebot Verpflichtete sich sonst selbst dispensiren könne: allein er bedachte dabey nicht, daß diese Dispensation auf jeden Fall doch vernunftmäßig seyn, und von dem eignen Gewissen gebilligt werden müsse. Das *πρωτον ψευδος* lag also mit einem Worte darin, daß er die sich selbst richtende Urtheilskraft oder das Gewissen im Menschen überseh. Das Princip ferner, woraus er die ganze Moral deducirt, „*suche die ausgezehresten Glückseligkeit des Geistes zu befördern*“, ist zwar besser, als das egoi-

fische Princip der eigenen Vervollkommenung, aber doch auch eben so mangelhaft. Weil indessen in der neuesten Zeit genug dagegen erinnert ist, will sich Rec. nicht dabey aufhalten, sondern bloß bemerken, daß das Princip: „*handle vernunftmäßig*“, weit vorzüglicher ist. Allein man nimmt überall wahr, daß der Vf. der Vernunft und ihren Geboten nicht das gehörige Recht wiederfahren läßt, sondern da, wo er eigentlich von der Vernunft sprechen sollte, lieber von der Natur spricht. Dies ist vielleicht noch ein Ueberbleibsel aus der älteren Philosophie. Eben so unvollkommen ist die Definition von Pflicht „*was ein Anderer von mir zu fordern das Recht hat*“ S. 70, wonach es unter andern keine Pflichten gegen mich selbst geben könnte, sobald nicht der Wille Gottes als der Andere zum Grunde gelegt wird. Wenn ferner S. 37 diejenigen Handlungen *Sünde* genannt werden, die uns alle sehr unglücklich machen würden, wenn sie allgemein begangen würden, so paßt dieser Begriff nicht auf die sündhaften Handlungen Einzelner, die bey ihren Sünden oft sehr glücklich leben können. Daher der Vf. diese auch ausnehmen muß, welches aber schon die Mangelhaftigkeit des Begriffs von der Sünde beweist. Da der Vf. S. 18 die richtige Idee äußert, „*daß das Glück nicht bloß von unserem Betragen, sondern auch von Dingen außer uns, von Zufällen abhängt*“, so ist es zu verwundern, daß er dennoch die Rechtmäßigkeit unserer Handlungen von den glücklichen Folgen derselben abhängig macht. Allein weit auffallender bleibt es, daß der zur Moral durchaus nothwendige Begriff von der Willensfreyheit nicht gehörig vom Vf. entwickelt ist. Er kommt S. 92 darauf, verweist den Leser auf seine Schrift von der Sünde, und äußert sich über das *liberum arbitrium* so, daß man wohl sieht, die Dogmatik hat ihm den rechten Gesichtspunkt verrückt. Wenn es *ungekränkte Freyheit* oder ein *Vermögen* bedeuten solle, *alles, was das Gesetz befiehlt, zu wollen und zu vollbringen*, so müsse man eine solche Willensfreyheit dem Menschen absprechen! Ferner kommt S. 126. 27. eine Stelle vor, die gewiß ein anderes Ansehen gewonnen haben würde, wenn sich der Vf. einen richtigen Begriff von der Freyheit gebildet hätte. „*Doch finden wir Einige, denen besondere Laster, Lügen, Saufen, Unkeuschheit, Stehlen u. s. w. angeboren sind, wovon Mosheim viel in seiner Moral hat. Das Urtheil über sie, wiefern sie Laster oder Krankheiten, imputabel oder bloß zu bedauern sind, ist schwer zu fällen; doch scheint es, Niemand sey gezwungen, sie zu vollbringen, und er könne über diese Krankheiten Herr werden.*“ Sobald der Moralist in diesem wichtigen Punkte noch ungewiß ist, und es ihm nur scheint, daß Niemand zum Laster gezwungen sey, sollte er lieber die ganze Moral aus Consequenz aufgeben. Mit den *angeborenen* Lastern will es Rec. so genau nicht nehmen, weil darunter wohl nur ein ursprünglicher Hang zu diesem oder jenem Laster verstanden werden soll. Gabe es aber angeborne Laster im strengsten Sinne des Worts; so wäre eine Moral ebenfalls Incon-

consequenz, denn so wie einige Laster angeboren sind, könnten sie auch alle angeboren seyn. — Eben so unerwartet erscheint in einer philosophischen Moral die Behauptung S. 114: daß der Vf. aus der ganzen Geschichte des Menschengeschlechts keinen wahrhaft Tugendhaften mit Zuversicht anzuführen wisse, den die bloße Philosophie gezogen habe; denn was die Griechen und Römer Tugend nannten, sey gemeiniglich nur ihre National- und Modetugend gewesen, wobey man doch *wissentlich* die größten Verbrechen habe begangen, und die Vorschriften der Moral übertreten können, wenn man nur das, was das Publicum als Tugend pries, aus Ehrbegierde mitgemacht habe. — Wäre diese Behauptung in der Ausdehnung richtig, daß die bloße Philosophie wirklich noch keinen wahrhaft Tugendhaften gebildet habe: so müßte eine reine Moralphilosophie eine Satyre auf das Menschengeschlecht seyn, die freylich unser Vf. dadurch vermeidet, daß er seiner philosophischen Moral den Willen Gottes zum Grunde legt. Allein er ist überhaupt gegen die Tugend der Griechen und Römer zu sehr eingenommen, und was den wahrhaft Tugendhaften betrifft, wodurch eine vollendete Tugend angedeutet zu werden scheint, so hätte er bedenken sollen, daß kein Mensch ganz ohne Sünde ist, auch im Christenthume nicht. — Dies sind einige von den Mängeln, die sich vorzüglich in der Einleitung finden, wogegen dieselbe aber allerdings auch viele feine und frappante Bemerkungen enthält, wovon Rec. der Unpartheylichkeit wegen wenigstens eine kleine Probe geben will, ohne eben ängstlich danach zu suchen. Es giebt unstreitig gewisse Pflichten der Humanität, die nicht bloß aus dem kalten Gesichtspunkte des Pflichtgebots betrachtet werden müssen; wenn sie nicht an ihrem Werthe verlieren sollen. Der sel. *Michaelis* macht darüber S. 100 folgende schöne Bemerkung: „Wein ich Freundschaft und Liebedienste erzele, und er weiß, ich thue es gar nicht aus Trieb des Herzens, sondern aus bloßer Betrachtung meiner Pflicht, dem wird die größte Annehmlichkeit meines Dienstes schon verfloßen seyn, und danken kannt er mir nur mit Worten. Die Entzückung von Dank und Gegenliebe, die wir gegen das warme Herz eines Andern fühlen, fühlt er gewiß gegen meine pflichtgebierende Vernunft nicht u. s. w.“ Eine andere Bemerkung ist zwar nur individuell, aber sie mag hier um so eher ihren Platz finden, weil sie sich auf die Kindheit des Vf. bezieht. S. 42. „Die Kindheit könnte wirklich unsre glücklichste Zeit seyn, und sie kommt auch den meisten Erwachsenen so vor: allein wenn ich zurück denke, so war sie es mir gewiß nicht, weil ich keinen *eigenen Willen* haben durfte, weil mir keine *Rechte* verstatet wurden, und ich mich stets Andern unterwerfen, ihrem Willen *blindlings* folgen, und um alles bitten mußte. Könnte ich auch, so möchte ich doch nicht in dieselbe zurück. Vielleicht denken Andere anders.“ Wenn man an die alte despotische Erziehungsart denkt, so werden vielleicht Mehrere mit dem Vf. einstimmen: allein

seitdem man nur einen Gehorsam gegen vernünftige Vorstellungen verlangt, ist die Kindheit selbst für solche nicht mehr drückend, welche schon früh einen starken Trieb zur *eigenen* Handlungsweise zeigen. — Die Moral selbst handelt der Vf. ab nach der gewöhnlichen Eintheilung in Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst und gegen Andere. Die freyern und eigenthümlichen Ansichten, die er darin eröffnete, mußten zu seiner Zeit für seine Zuhörer sehr interessant seyn, und sie zu einem vernünftigen Nachdenken leiten (denn daß der Grundstoff zu dieser philosophischen Moral noch immer die alte theologische ist, worüber der Vf. Vorlesungen hielt, merkt man nur zu sehr): aber durch Philosophie gebildete Köpfe werden doch auch manche Behauptung unerwartet und unhaltbar gefunden haben. In sofern diese ein vorzüglicher Gegenstand der Kritik zur Berichtigung sind, will Rec. einige davon zur Beurtheilung auszeichnen. Wenn gleich die moralischen Grundsätze des Vf. im Ganzen streng sind, so sieht man auf der andern Seite doch auch, wie er durch sein Glückseligkeitsprincip bisweilen zu Behauptungen verleitet wird, die der Tugend allen Werth an sich rauben. Die merkwürdigste Stelle darüber findet sich im I Th. S. 342: „Der erste Grundsatz der Moral ist, Glückseligkeit zu befördern. Glückseligkeit aber besteht aus der Reihe angenehmer Empfindungen, d. i. Vergnügungen. Selbst die Theologie verspricht ja im ewigen Leben Vergnügungen. Diese sind der Zweck, nach dem wir ringen, und selbst Tugend ist nur Mittel.“ Hier ist offenbar der Naturzweck mit dem moralischen Zwecke verwechselt. Wie? hat die Tugend an sich keinen moralischen Zweck, und steht sie bloß im Dienste des ihr untergeordneten Naturzwecks? Und wie kann es irgend eine heroische Tugend geben, die selbst das Leben in Gefahr setzt, wenn sie bloß ein Mittel zu Vergnügungen ist? Hienach ist es wahre Inconsequenz, wenn der Vf. dennoch die Gefahrde und in gewissen Fällen selbst die Aufopferung des Lebens für Pflicht hält. Aus diesem Glückseligkeitsprincip fließen denn auch so manche schwache Motive für die Tugenden, so daß sie in der That nur auf schwachen Füßen stehen würden, wenn es keine bessern und stärker Gründe dafür gäbe. Z. B. im II Th. S. 54: „Ob es erlaubt sey, auf Verordnung des Arztes sich zu betrinken, ist eine casuistische Frage. Ich halte es für erlaubt, so gut als Opium nehmen, denn die Uebermässe im Wein ist nur wegen ihrer Schädlichkeit *sündlich*.“ Also nicht weit mehr wegen der Betäubung der Vernunft, der Entweihung der Menschenwürde und des vorsetzlichen Verletzens in einen Zustand der Unbesinnlichkeit, wo der Mensch zu jedem Laster fähig ist? Ferner wird S. 65 auch als ein Grund gegen das Fasten angegeben, weil der Fastende die, mit denen er umgeht, durch seinen *übelriechenden Odor incommodire*. Wenn solche aus der feinern Lebensart hergehobene Motive eine moralische Verbindlichkeit begründen könnten, so hätte der Vf. seiner Moral noch ein langes Register von verbotenen Spei-

sen hinzufügen müssen, worunter die mit Zwiebeln angemachten Gerichte nicht den letzten Platz hätten einnehmen dürfen. — Eben so ist nach S. 285 das vornehmste Argument wider die Polygamie, *dass sie die Bevölkerung hindert*. Allein wie kann ein blosses politisches Argument eine moralische Verbindlichkeit begründen, und wer kann ohne positive Gesetze zur Beförderung eines gewissen Grades der Bevölkerung verpflichtet seyn? — Ein anderer Mißgriff bey den Motiven liegt darin, dass sie gegen das Ende der Moral mehr aus der Bibel als aus Vernunftgründen abgeleitet sind, und bisweilen ganz allein aus jener. Dies rührt unstreitig daher, dass die Moral des Vf's lange Zeit eine theologische Moral war. — Bisweilen sind auch die Entscheidungsgründe so sophistisch, dass man es einem so scharfsinnigen Manne, als der sel. M. war, kaum zutrauen mag, es sey ihm damit ein Ernst gewesen, welches man doch annehmen muss. Kein Beyspiel ist in dieser Hinsicht so auffallend, als die Entscheidung der Frage: ob Lügen gegen den Feind oder einen Mörder erlaubt sind? Da der Vf. die Verpflichtung zur Wahrheit vom *pacto tacito* ableitet, so entscheidet er den ersten Punkt der Frage dahin (S. 163): dass im Kriege das *pactum tacitum* aufhöre, weil der Feind keine Wahrheit von mir erwarte! (Allein alsdann wäre es ja Unfönn, mich nur um Wahrheit zu fragen.) In Hinsicht des zweyten Punkts aber sucht er den Gefragten dadurch vom *pacto tacito* zu entbinden, dass er dem verfolgenden Mörder erklären muss, er werde die Unwahrheit sagen, wenn der Mörder in ihn dringe. „Hätte Athanasius dem ihn suchenden Mörder gesagt: du hältst Athanasium für ehrlicher als er ist, wenn du glaubst, er werde dir sagen, dass er es sey. Er würde lügen, wie er viel gelogen haben mag — und der Mörder hätte alsdann inskirt: bist du es? so wäre Athanasius vom *pacto tacito* los gewesen.“ In der That ein seltsames Mittel, sich vorher selbst zum Schelm erklären zu sollen, um es alsdann nicht zu seyn, wenn man es wirklich ist. Allein der Vf. scheint sich wieder zu begreifen, indem er hinzu setzt: „doch hier war kein Pactum, die Wahrheit zu sagen, sondern Antwort durch Gewalt erpresst, von einem Mörder auf der Strafe, wo alle Pacta aufhören, und wir bloß in den Stand der Natur ohnehin zurück kehren.“ Allein damit ist auch noch nicht geholfen; denn wenn die Verbindlichkeit, die Wahrheit zu sagen, einmal von einem *pacto tacito* abgeleitet wird, so muss dieses sowohl im Naturstande als bürgerlichen Stande gelten; denn sonst wäre die Lüge im Naturstande moralisch erlaubt. — Doch diese und ähnliche Mängel heben bey weitem das viele Gute nicht auf, was in dieser Moral enthalten ist, wovon

Rec. nun noch einiges anführen will. Sobald man sie mit ältern theologischen Morales vergleicht, ergibt sich, dass der Vf. die seinige mehr humanisirt, von theologischen Uebertreibungen gereinigt, und auf richtigere Begriffe zurück geführt hat. Unter andern zeigt sich dieses besonders in der Lehre vom Selbstmorde, wobey er auch ausdrücklich folgende Bemerkung macht (II Th. 44): „davon, dass die christlichen Theologen gethan haben, was die Offenbarung weislich unterliess, nämlich allen Selbstmord für eine Todsfünde, und alle im Selbstmord Sterbende für ewig verdämmt zu erklären, ist der künstliche und viel abscheulichere Selbstmord die Folge gewesen, da Leute, die einmal des Lebens gar zu überdrüssig sind, und sich doch vor der Hölle fürchten, andere Unschuldige tödten, um vor der Obrigkeit wieder hingerichtet zu werden, vorher aber Zeit zur Bekehrung zu haben.“ Ein Laster, welches in Kopenhagen (vor und unter Christian VI und im Anfang der Regierung Christian VII) so herrscht, dass man neue, und doch oft unzulängliche Gesetze dagegen machen muss.“ Politik war ein Lieblings-thema des sel. M. und es kommen auch hier viele politische Reflexionen vor: allein keine sind merkwürdiger, und nach seinem Tode interessanter, als die sich auf das Verhältniss des Regenten zum Staat beziehen. Er leitet natürlich dieses Verhältniss vom Vertrage ab, wodurch der Regent eben so gut an die Grundgesetze des Vertrags gebunden wird, als das Volk. Bey einer vorsätzlichen und groben Verletzung derselben sey also der passive Gehorsam der Unterthanen keine Pflicht, sondern der Regent könne abgesetzt und bestraft werden.“ Allein wenn auch dieses in der Theorie richtig sey, so stehe doch der Anwendung auf einzelne Fälle unendlich vieles entgegen, und er widerspricht daher beides aus sehr triftigen Gründen, die sich alle in der französischen Revolution erprobt haben, gleichsam als wenn der grosse Mann die Gräucl derselben schon voraus gesehen hätte. Aber es war eigentlich seine genaue Kenntniss der Geschichte, die ihn so richtig diviniren liess. Die Menschheit bleibt sich bey ihren Handlungswesen im Großen immer gleich, und in sofern ist die Geschichte die beste Schule für praktische Menschenkenntniss. — So viel wird hinreichend seyn, zur unpartheyischen Würdigung dieser Moral, und zur Charakterisirung derselben für diejenigen, die noch nicht damit bekannt sind. Der Styl ist nachlässig, ohne Kraft und Rundung, wie fast in allen Schriften des Verstorbenen, aber desto deutlicher, fasslicher und populärer.

D. a.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 A P R I L , 1 8 0 4

## T H E O L O G I E

LEIPZIG U. ROSTOCK, b. Stiller: *System der theologischen Moral*. Von D. Samuel Gottlieb Lange.

Auch unter dem Titel:

*System der christlichen Theologie*. Erster Theil. 1803. XL u. 330 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die christliche Dogmatik verdient, nach der Meinung des Vf., so wie sie jetzt abgehandelt wird, nicht mehr den Namen eines wissenschaftlichen Ganzen. Das alte kirchliche System hält er für sehr consequent. Seitdem man aber durch exegetische und historische Entdeckungen sich genöthigt sah, das kirchliche System zu verlassen, ist, wie er dafür hält, die Dogmatik ein Gemisch von philosophischer Religionswissenschaft, biblischer Theologie, neuer und alter Exegese, kirchlicher Dogmatik, Kritik des Kirchensystems und Geschichte der Dogmen, welchem auch die beste Behandlung keine innere Haltung geben könne. Der Vf. versucht es, den Weg zu einem System der christlichen Theologie wenigstens zu bahnen, indem er dasselbe aus drey Systemen zusammensetzt, so daß das System der theologischen Religionswissenschaft den anderen, und das kirchliche System der Dogmatik den dritten Theil desselben ausmachen soll. Was durch die theologische Moral, als eine bloß aus philosophischen Grundsätzen und biblischen Ausprüchen zusammengesetzte Wissenschaft, bisher für die christliche Sittenlehre geleistet worden ist, das soll die theologische Religionswissenschaft, als eine gleichfalls bloß aus philosophischen Grundsätzen und biblischen Ausprüchen zusammengesetzte Wissenschaft, für die christliche Sittenlehre leisten, und das kirchliche System soll ganz für sich bleiben, ganz in seiner ursprünglichen Form vorgetragen werden, so daß die Geschichte desselben der Abhandlung dieser dritten Disciplin vorangeht.

Der Vorwurf, welchen der Vf. der jetzt unter den Protestanten gewöhnlichen Art, die Wissenschaft der christlichen Glaubenslehre abzuhandeln, gemacht hat, muß bey dem ersten Lesen nothwendig auffallen. Aber man muß dem Vf. auch die Gerechtigkeit nicht versagen, ihn und seine Behauptung nach seinen Principien zu beurtheilen. Freylich wenn es zum Begriff eines Systems und wissenschaftlichen Ganzen gerechnet werden müßte, daß es ganz aus philosophischen Grundsätzen zusammengesetzt wäre, wie der Vf. die von ihm sogenannte theologische Religion.

S. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

wissenschaft zusammensetzen, und derselben die Aussprüche der Bibel an schicklichen Orten einschalten will: so wären seine Vorwürfe nicht ohne Grund. Aber wenn nur das nothwendig zum Begriff eines Systems oder wissenschaftlichen Ganzen gehört, daß alle Theile und Sätze dieses Ganzen unter einem obersten Grundsatz der ganzen Wissenschaft, und als mit diesem höchsten Princip der Wissenschaft nothwendig zusammenhängend, natürlich geordnet, und bündig, vollständig und gründlich abgehandelt werden: so dürfte kaum geäußert werden können, daß auch die neuere Dogmatik den Namen eines wissenschaftlich geordneten und verbundenen Ganzen verdiene, und daß die christliche Theologie gerade diese Art der Behandlung als christliche Theologie erfordere. Wird z. B. mit Ammon (*Summa theologiae christianae* S. 37) das höchste Princip christlicher Theologie in den Worten ausgedrückt: „*Deus, auctor et gubernator mundi, humanae etiam felicitatis auctor et largitor est, per Jesum Christum*“, so gehört zum Beweise, daß und wie Gott durch Jesum Christum diese für die Menschen sey, sowohl die reine biblische Glaubenslehre, als die Vergleichung derselben mit der Glaubenslehre der Vernunft, und mit den merkwürdigsten verschiedenen Erklärungen der biblischen Glaubenslehren, unter welchen die kirchliche Erklärung derselben billig als die merkwürdigste obenan steht. Denn die Vergleichung mit der Glaubenslehre der Vernunft, beweiset die Uebereinstimmung der biblischen Glaubenslehre mit der Vernunft, und mithin die innere Wahrheit ihrer Lehren; und die Vergleichung mit den Erklärungen Anderer über die biblische Glaubenslehre, ist nicht minder nothwendig, weil durch die Bekanntschaft mit den verschiedenen Ansichten derselben, und mit den verschiedenen Urtheilen über den Inhalt der Bibel, die Prüfung erleichtert, und die eigene Wahl der richtigsten unter den versuchten Erklärungen der Bibellehre befördert wird. Daß, der christliche Theologe frey von der Anhänglichkeit an irgend eine philosophische Secte, die Entdeckungen bald älterer, bald neuerer Weltweisen, in der Entwicklung biblischer Glaubenslehren und der Glaubenslehren der Vernunft zu Hülfe nimmt, kann ihm nicht als Fehler angerechnet werden; wenn nur wahr ist, was er lehrt. Denn er soll nicht die Harmonie der Bibellehre mit einer oder der anderen philosophischen Schule, sondern die Uebereinstimmung derselben mit der Vernunft, und die Wahrheit derselben nach der Vernunft erweisen. Gebraucht er dogmatische Exegese, und trägt er Sätze des



des kirchlichen Systems in die Bibel hinein: so trifft ihn verschuldeter Tadel, und man mag ihm zurechtweisen; dieser Tadel trifft aber dann nicht die Methode im Ganzen, er trifft nur einzelne Fehler der Auslegung.

Hingegen sieht Rec. noch nicht ein, wie ein System christlicher Religionswissenschaft aus lauter philosophischen Sätzen so zusammengefaßt werden könne, daß nur die reinen biblischen Aussprüche an den gehörigen Orten eingeschaltet werden. Gehört es wesentlich zum Charakter einer christlichen Religionswissenschaft, daß sie die Wissenschaft einer geoffenbarten Religionslehre ist: so muß es auch derselben wesentlich seyn, daß nicht nur der Beweis geführt werde, die biblische Religionslehre sey von Gott geoffenbart; sondern daß auch die biblische Religionslehre, als eine geoffenbarte Religionslehre, den Hauptinhalt der ganzen wissenschaftlichen Abhandlung ausmache; die christliche Religionswissenschaft könnte folglich schon deswegen nicht aus einem System philosophischer Grundsätze bestehen. Denn in ihr dürfte die Philosophie und die philosophirende Vernunft so wenig, als noch weniger irgend ein philosophisches System, über die Bibellehre erhoben, und als Erkenntnisgrund betrachtet; die Philosophie dürfte vielmehr nur als Mittel angewendet werden, die Lehre der Bibel richtig zu entdecken, zu entwickeln, zu vertheidigen und anzuwenden. In einer christlichen Religionswissenschaft kann ferner alles das nicht fehlen, was die Bibel lehrt, wenn in ihr von Gott, dem Vater, vom Sohne Gottes, vom heiligen Geiste, von Jesus Christus Verhältniß zu Gott und zu den Menschen, von Gottes Offenbarungen im Alten und Neuen Testament, vom Verhältniß der ersten zu den letzteren, von Engeln und Teufeln, von Opfern und Gebräuchen, die Gott angeordnet hat, von Christus Tod, als Opfer für der Welt Sünde, und als Veröhnung der Menschen mit Gott, und als Ursache ihrer Begnadigung, vom Glauben an Christum als Bedingung der Seligkeit, und von der unbedingten Vorherbestimmung derjenigen, welche zum Glauben an Christum kommen, von Berufung, Erleuchtung, Bekehrung und Wiedergeburt, Erneuerung, Heiligung, Erhaltung und Erwählung der Menschen, als von Wirkungen Gottes die Rede ist. Man darf nicht voraussetzen, daß die Bibel in diesem Allen, und in ihrer Lehre von der ersten Menschenerzeugung und ursprünglichem Zustande, und von der angeborenen Natur und Beschaffenheit aller folgenden Menschen, und von der Bestimmung des Menschen, mit Vernunftlehren und Vernunftgrundsätzen vollkommen übereinstimme; sondern dieses muß, wenn es so ist, durch unpartheyische Exegese erwiesen werden, und wie vieles lehrt nicht die Bibel, wovon die Vernunft *a priori* gar nichts lehren, gar nichts *a priori* wissen kann? Die christliche Religionswissenschaft wird also immer eine biblische Religionsphilosophie seyn müssen, bey welcher gezeigt wird, daß sie mit allen Vernunftgrundsätzen übereinstimmt. Würde etwa dabey gewonnen, wenn ein System

philosophischer Grundsätze irgend einer Schule an die Stelle der biblischen Religionsphilosophie gesetzt würde? Freylich wohl an Consequenz für den, der alle Vordersätze eines solchen Systems für untrüglich hielte, und richtig aus denselben folgerte; aber würde damit auch an Wahrheit, Allgemeingültigkeit und Ueberzeugungskraft für Alle gewonnen? Kann irgend ein philosophisches System gedacht werden, welches nichts als Wahrheit enthielte, untrüglich und allgemeingültig, und für Alle überzeugend wäre? Ist ja doch jedes System nur ein Versuch trüglischer Menschen, sich der Wahrheit zu nähern, und nur für die gültig in Absicht des Unterscheidenden in seinem Inhalt, die sich mit Vorliebe in dasselbe hineinstudirt, und nach demselben zu denken geübt haben! Was soll aber dem Lehrer der christlichen Kirche besonders dadurch geholfen werden, daß er, anstatt reinbiblischer Religionsphilosophie, nicht in den Schulen der Philosophen allein, sondern auch in den Schulen der Theologen, das System der Religionsphilosophie einer gewissen Schule zu lernen geübt wird? Biblisch soll er ja doch künftig die Religionslehre vortragen, nicht nach irgend einem philosophischen System. Biblische Formen und Darstellungen der Religionsideen soll er gebrauchen, und in einer zwar edeln, aber jederman verständlichen Sprache entwickeln, und für die Erweckung zu christlicher Weisheit und Tugend recht fruchtbar machen. Wie schwer wird und muß ihm das werden, wenn er die Religionslehren der Bibel, sofern er sie mit Ueberzeugung dachte, immer an die Formen eines philosophischen Systems anzuknüpfen geübt wird! Der Vortrag des dogmatischen Kirchen Systems in seiner ursprünglichen Gestalt kann ihm nicht dazu nützen, sich an die biblischen Formen der Religionsideen zu gewöhnen; weil ihm dasselbe nicht als Gegenstand des Glaubens, sondern nur historisch vorgetragen werden soll: und was die gerühmte Consequenz des kirchlichen Systems betrifft; so kann ihm diese nur unter der Voraussetzung beygelegt werden, daß seine philosophischen und exegetischen Prämissen richtig sind. Durch die Widerlegung seiner philosophischen und exegetischen Prämissen, sind zugleich alle, auch sonst noch so folgerecht aus jenen Prämissen gezogenen Conclusionen widerlegt, und seine ganze Consequenz fällt hin. Denn wie könnte ein System den Ruhm wissenschaftlicher Bündigkeit und innerer Haltung verdienen, dessen Prämissen durch eine gründliche Philosophie und Exegese widerlegt werden? Auch würde Rec. Bedenken tragen, die drey vom Vf. genannten Disciplinen ein System der christlichen Theologie zu nennen, weil er nicht einseht, warum das lutherische kirchliche System, als System, mit der theologischen Religionswissenschaft nothwendig verbunden werden müsse. Wollte man sagen, weil der Lehrer lutherischer Kirchen dies System vortragen solle? Aber dieser soll ja nicht das System in Predigten und Katechismuslehren vortragen, sondern nur die symbolischen Lehrsätze, welche wirklich biblisch sind, und weil sie biblisch sind, in sei-



seinen Predigten gebrauchen, christliche Weisheit und Tugend zu befördern. Die Formeln des Systems, welche nicht biblisch sind, gehören in seine Vorträge nicht. Er soll sie nicht bekreiten, aber auch nicht als nothwendig einschärfen; denn er soll ja die göttliche Religionslehre der Bibel, nur den symbolischen Büchern gemäß, vortragen.

Wäre von einem System der christlichen Theologie der römischen Kirche die Rede: so würde Rec. es ganz angemessen dünken, wenn in demselben zuerst eine theologische Moral und Religionswissenschaft aus lauter philosophischen Grundsätzen zusammengesetzt, und mit den Stellen der Bibel, welche mit diesen Grundsätzen der Philosophie übereinstimmen, verbunden würde, um anfänglich zu zeigen, in welchen Sätzen die Vernunft und Bibel einig seyen, und daß alle Grundsätze der Vernunftmoral und Vernunftreligion sich auch in der Bibel finden; und wenn dann zuletzt das kirchliche System der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, als ein für sich bestehendes Ganzes folgte, um das zu lehren, was die untrügliche Kirche in Ansehung derselben vorgeschrieben habe. Denn nach den Principien der römischen Kirche soll ja nicht eine freye grammatisch-historische Auslegung der Bibel über die Glaubens- und Sittenlehre der Kirche entscheiden, und dieselbe bestimmen, sondern die untrügliche Lehre der Kirche, wie sie einmal durch die Canones der Concilien, durch die Gesetze der Kirche, und die Aussprüche der Päpste bestimmt ist, soll entscheiden, wie die Bibel jetzt und künftig immer zu erklären, und was christliche Glaubens- und Sittenlehre sey. In dieser Kirche findet also biblische Religionsphilosophie, und Streben nach einer richtigeren Erklärung der Bibel, in Absicht der Lehren gar nicht statt, welche einmal schon durch Kirchengesetze bestimmt sind. In dieser Kirche ist das kirchliche System eine über alle menschliche Vernunft erhabene Glaubensnorm, ja in der Praxis selbst über die Bibel erhaben; und selbst nach der Theorie derselben hängt das göttliche Ansehen der Lehre der Bibel vom Zeugniß der Kirche ab. Der römisch-katholische Theolog und Kirchenlehrer muß also die nach den Grundsätzen seiner Kirche einzig wahre und untrügliche christliche Glaubens- und Sittenlehre aus dem Zeugnisse der untrüglichen Kirche, und aus dem System derselben erlernen, wenn die Philosophie vorher ihn gelehrt hat, wie weit man durch bloße Vernunft kommen könne.

Aber die protestantische Kirche, genannt nach ihrer Protestation gegen die Verbindlichkeit, ihren christlichen Glauben, und ihre christliche Gottesverehrung, unabhängig von der Lehre der Bibel durch Kirchengesetze bestimmen zu lassen, erklärte ja von Anfang in ihrem Bekenntniß, daß ihre Lehrer nach dem lauterem göttlichen Unterricht in den prophetischen, evangelischen und apostolischen Schriften lehrten, und hernach bey der Ausgabe ihrer symbolischen Bücher, daß die Bibel die einzige Regel des christlichen Glaubens seyn, daß nach ihr alle andre Bücher, die Glaubenssachen enthielten, gerichtet und beur-

theilt, und keine andre Schriften ihr an die Seite gesetzt werden sollten. Sie erklärte die Bibel für die einzige Erkenntnisquelle der geoffenbarten Religionslehre, für den einzigen in Sätzen der geoffenbarten Religionslehre entscheidenden Richter. Sie erkennt daher kein unabänderliches System des Kirchenglaubens für nothwendig oder nur für zulässig. Sie will vielmehr, daß die Lehre ihrer Kirchen aus dem lauterem Unterricht der richtig erklärten Bibel geschöpft werden soll. Sie erklärt ihre symbolischen Bücher nur deswegen, weil ihr Inhalt biblisch ist, und insofern er biblisch ist, für eine Norm der Kirchenlehre, um zu verhüten, daß nicht unbiblische, und also unchristliche, den symbolischen Lehren widerstrebende, Lehren und Grundsätze in Kirchen und Schulen verbreitet, und dadurch die Christen verwirrt, und von christlicher Wahrheit abgeleitet werden. Es ist daher freylich für protestantische Religionslehrer nothwendig, den Inhalt der symbolischen Bücher ihrer Kirche zu kennen, und sich zu überzeugen, daß und wiefern er biblisch, und an welche, in ihren Gemeinden vorhandene, Religionsideen, ihr Vortrag anzuknüpfen sey, wenn er Eingang finden, und in den Gemüthern wirksam werden solle, christlichen Glauben und christliche Tugend zu befördern. Allein in sofern das System der kirchlichen Dogmatik Sätze enthält, die nicht der Bibel gemäß sind, insofern soll es verbessert, und mit der Bibel in eine möglichst vollkommene Uebereinstimmung gebracht, und das System als System soll nie als integrierender Theil der christlichen Glaubenslehre in der protestantischen Kirche betrachtet werden, sondern immer nur *insofern es mit der Bibel übereinstimmt*. Die Religionsphilosophie, oder theologische Religionswissenschaft für künftige Lehrer der protestantischen Kirchen, soll demnach eine biblische Religionsphilosophie, und eine Anlehnung seyn, jeden Lehrsatz der kirchlichen Dogmatik nach der Bibellehre richtig zu beurtheilen und anzuwenden.

In Absicht der Moral unterscheidet der Vf. die *Moral des Christenthums*, so nennt er Christus und der Apostel Sittenlehre in N. T., von der *christlichen Moral*, welche die Sittenlehre des A. und N. T. mit einander verbinde, und von der *Moral für Christen*, welche eine vollständige Moral enthalten müsse, so weit die Vernunft mit Hülfe der Schrift und des eigenen Nachdenkens diese Vollständigkeit erreichen könne. Als ein Theil der christlichen Theologie müsse sie in ein System gebracht werden. Dies sey nur dann möglich, wenn man ein philosophisches Moralsystem zum Grunde lege, und diesem die Aussprüche der Bibel an gehörigen Orten einschalte. So entstehe eine *theologische Moral*, und deswegen ist hier der Hauptsache nach die kantische philosophische Moral zum Grunde gelegt. Auch hiebey hat Rec. manche Zweifel, und die Sache ist zu wichtig, als daß er sie zurückhalten sollte. Warum sollte man Moral des Christenthums, christliche Moral und Moral für Christen so unterscheiden, wie der Vf. es will? Christliche Moral heißt diejenige, deren Urheber Christus ist, dem die Christen glauben und folgen. Die Vor-

det, stets an Gott, ihren heiligen Urheber, erinnert wird.

Nach S. 67 wählt und verwirft der reine Wille nach dem a prioriſchen Geſetz der reinpraktiſchen Vernunft; nach S. 69 aber ſoll der freye reine Wille ein von der reinpraktiſchen Vernunft verſchiedenes Vermögen ſeyn, deſſen ſich das Subject, welches dieſs Vermögen beſitzt, auch wider das Geſetz bedienen kann, welches die reinpraktiſche Vernunft ihm giebt, nämlich um etwas zu erwählen, das es nicht für gut erkennt, und im Gegentheil dasjenige zu verwerfen, was nach ſeiner Ueberzeugung gut, oder der reinpraktiſchen Vernunft gemäß iſt. Hier ſcheint dem Rec. ein Widerſpruch zu ſeyn. Denn wie kann ein reiner Wille bloß nach dem Geſetze der reinpraktiſchen Vernunft wählen und verwerfen, und doch auch wider das Geſetz wählen oder verwerfen?

Der Vf. theilt die Geſchichte der chriſtlichen Moral nach vier Zeiträumen ab: 1) bis Auguſtin, 2) von Auguſtin bis Calixtus; 3) von da bis auf Kant, und 4) von Kant oder J. W. Schmidt bis auf unſere Zeit. Dem Rec. ſcheint Auguſtins Lehre vom Verderben der Natur weniger auf die Moral, als auf die dogmatiſche Anthropologie in der chriſtlichen Kirche, Einfluß gehabt zu haben, und er glaubt auch nicht, daß mit Kant eine neue Periode der chriſtlichen Moral anzufangen ſey, da ſich nicht etwa alle folgende für, ſondern die meiſten und neuſten Bearbeiter dieſes Fachs der chriſtlichen Theologie wider Kants Methode erklärt haben. Er pflegt in ſeinen Vorleſungen, 1) die Periode des bibliſchen Vortrags der Moral bis J. Chr. 160; 2) Die Moral der Kirchenväter bis zum Tode Gregors I.; 3) von da bis auf Calixtus; und 6) von Calixt bis auf die neuſte Zeit zu unterſcheiden. Denn das Verhältniß der Behandlung der Moral in der chriſtlichen Kirche zu den Lehren der Bibel, ſcheint ihm in *chriſtlicher Moral* die Hauptſache, auf welche in der Geſchichte derſelben zu achten iſt.

Die Selbſtpflichten zu deduciren wird S. 177 behauptet: Der Menſch als reines Vernunftweſen verpflichtet ſich; als Sinnenweſen wird er verpflichtet. Richtiger hieße es wohl: Das Sittengeſetz oder die objective Vernunft wird verpflichtet. Nach S. 99 ſoll Kant einen Hang in der Freyheit angenommen haben, weil er ein radicales Böſes gelehrt hat; der Hang kann aber ja im Menſchen neben der Freyheit, und er ſoll nach Kant als frey angenommen, gedacht werden.

Der Vf. hat übrigens ſein Werk ſo geordnet, daß in der Einleitung 1) von der Moral überhaupt und 2) von der Geſchichte derſelben gehandelt wird. Darauf folgt 1) die reine Moral, 2) die angewandte Moral. In der letzteren iſt von der Natur des menſchlichen Willens, von der Geſetzgebung für denſelben, und von den einzelnen Pflichten des Menſchen gegen Gott und Jeſum, gegen ſich ſelbſt und gegen Andere im Allgemeinen und in beſonderen Verhältniſſen die Rede. Ein Anhang iſt den Pflichten in An-

ſetzung der Thiere gewidmet. Bey jedem Gegenſtande ſind mehrere wohlgeſählte Schriften nachgewieſen, worin derſelbe ausführlicher behandelt iſt. Wer mit dem Vf. in den Principien einig iſt, wird auch in dem, worin er mit Kant übereinſtimmt, ſo wie überhaupt durch die gute Ordnung, Beſtimmtheit und Deutlichkeit des Vortrags, und durch die überall an den Tag gelegte Hochachtung für Chriſtus Religion und Verdienſte, ſich befriediget finden.

JT.

1) WEISSENFELD u. LEIPZIG, in d. Böſeſch. Buchh.: *Der ſchriftſtelleriſche Charakter und Werth des Petrus, Judas und Jacobus*, zum Behuf der Specialhermeneutik ihrer Schriften unterſucht und beſtimmt von M. Johann Daniel Schulze, Privatlehrer der Philoſophie und Theologie auf der Univerſität zu Leipzig. 1802. XIV und 98 S. gr. 8. (8 gr.)

2) Ebendaſelbſt: *Der ſchriftſtelleriſche Charakter und Werth des Johannes*, zum Behuf der Specialhermeneutik ſeiner Schriften unterſucht und beſtimmt. Voran ein Nachtrag über die Quelle der Briefe von Petrus, Jacobus und Judas, und über das Verhältniß dieſer Briefe zu andern neuteſtamentlichen Schriften. Von M. J. D. Schulze. 1803. VIII und 364 S. gr. 8.

Bey Allem, was auch in neuern Zeiten, in allgemeinen Einleitungen zum N. T. oder in speciellen Einleitungen zu einzelnen Büchern deſſelben über das Charakteriſtiſche einzelner neuteſtamentlichen Schriftſteller beygebracht iſt, ſchien es gleichwohl dem Vf. nicht überflüſſig, zum Behuf der Hermeneutik des N. T., für welche noch immer zu wenig geſchehen iſt, die Eigenthümlichkeiten einzelner neuteſtamentlichen Schriftſteller, ſowohl was den Inhalt, als was die Darſtellung und Einkleidung betrifft, ſo treffend und vollſtändig, als möglich, herauszuheben. Die zuerſt genannte kleinere Schrift ſollte für eine ſolche Art der Behandlung dieſer Schriftſteller als Probe dienen. Mehrere vortheilhafte Urtheile, die darüber gefällt wurden, ermunterten den Vf. zur Fortſetzung dieſer Arbeit, welche Nr. 2 enthält. Ihr ward zugleich ein Nachtrag von Bemerkungen zu Nr. 1, die ſich dem Vf. bey fortgeſetztem Studium dargeboten haben, beygefügt, oder eigentlich — wiewohl nach Rec. Urtheil, ſehr unſchicklich — *vorhergeſchickt*. Denn die erſten 62 Seiten von Nr. 2 ſind bloß ein Nachtrag zu der erſten. Mit S. 63 beginnt erſt die Schrift, welche der zweyte Titel ankündigt.

Die Art der Behandlung der einzelnen genannten Schriftſteller iſt im Ganzen dieſelbe. Bloß die größere Zahl und die Verſchiedenheit der Schriften, welche man vom Johannes hat, bringt den Unterſchied mit ſich, daß bey ihm zuerſt von dem Charakter der ſämmtlichen Johanneiſchen Schriften, dann von den Eigenheiten jeder dieſer Schriften beſonders die Rede iſt.

Bey Petrus, Judas und Jacobus beginnt die Untersuchung des Vfs. mit den *Quellen*, welche diese Schriftsteller benutzten. Als Quelle des Petrus werden angegeben: Stellen des A. T., die er bald vollständiger, bald kürzer und im Auszug, bald nur statt seiner eigenen Worte anführt, Ueberlieferungen, die ältere Geschichte der Juden, Aussprüche Jesu, und die Geschichte desselben; auch wohl einzelne Paulinische Briefe. Als Quelle des Judas werden bemerkt, ausser dem zweyten Briefe des Petrus, die historischen Bücher des A. T., mythische Erzählungen, eine alte Weissagung Enochs, und noch gewisse Weissagungsbücher, und Verkündigungen von Aposteln. Als Quelle des Jacobus werden aufgeführt: Aussprüche Jesu, die sich auch bey den Evangelisten finden, die Briefe des Petrus, das A. T., besonders die Salomonischen Schriften, auch die Geschichte des A. T., endlich die Apokryphen des A. T., besonders das Buch der Weisheit und des Siraciden. Nächst Erforschung der Quellen wird mit der nämlichen Sorgfalt bey jedem Einzelnen der genannten Schriftsteller das Charakteristische, das ihn in *materieller*, wie in *formeller* Hinsicht unterscheidet, bemerkt; in *formeller* Hinsicht werden selbst die einzelnen Wörter alle aufgezählt, die bloß bey Petrus, bloß bey Judas, bloß bey Jacobus vorkommen; worauf im Nachtrag noch diejenigen Wörter beygefügt sind, die Petrus mit Paulus allein, oder mit Lucas und Paulus, die Judas mit Paulus, und die endlich Jacobus mit Paulus allein, oder mit Lucas und Paulus gemein hat; zuletzt werden auch noch, bey Petrus und Jacobus Charakteristik, die von beiden Schriftstellern bey Lucas aufbehaltenen Reden nach Inhalt, Form und Ausdruck verglichen, um dadurch noch dasjenige zu bestätigen, was über den schriftstellerischen Charakter Beider gesagt ist.

Die nämliche Art der Behandlung ist nun auch auf den Johannes übertragen; nur machte die Mehrheit der ihm beygelegten Schriften eine grössere Ausdehnung nothwendig. Zu den Eigenheiten der sämtlichen Schriften, die Johanneisch heissen, werden gerechnet: 1) die häufigen Wiederholungen derselben Worte und Ideen; 2) der Gebrauch abstracter und collectiver Begriffe statt concreter; 3) die Gewohnheit, denselben Gedanken erst bejahend, dann verneinend auszudrücken; 4) die Gewohnheit, einen Satz oder Begriff dem andern entgegenzusetzen, oder sie mit einander zu parallelisiren; 5) die Figur der Rhetorik, *correctio* genannt; 6) viele *Ανακολουθία* und *Αναταροδοσία*; 7) hebräisch- oder syrisch-chaldäisch-artige Ausdrücke, nach verschiedenen Rücksichten; 8) häufige Einkleidung seiner Ideen in die Form der Definition; 9) häufige Parenthesen. Hierauf folgt ein Verzeichniß der Wörter, welche bloß bey Johannes vorkommen, sey es im Evangelium, oder in den Briefen, oder in der Apokalypse. Diesen sind noch angehängt einzelne Lieblingsausdrücke des Johannes, und einzelne Wörter, die er in eigener Bedeutung gebraucht hat. Nach diesem Allen, welches in Nr. 2 S. 63—129 aufgeführt ist, redet

der Vf. von dem Charakteristischen der einzelnen Johanneischen Schriften. Zuerst vom *Evangelium*. S. 129—234. Als Quelle desselben werden angegeben: 1) noch andre schriftliche Nachrichten von Jesu. Um hier genauer zu bestimmen, welche diese seyen, wieviel und wie Johannes aus ihnen schöpfte, folgt hier eine Uebersicht der grösseren und kleineren Abschnitte, welchen verwandte Stellen in den übrigen Evangelisten entsprechen, und die hier nach Art einer Harmonie zusammengereicht werden; hieraus geht das Resultat hervor, daß Johannes in dem grösseren Theil seiner Nachrichten von Jesu viel weniger von vorhandenen schriftlichen Aufsätzen abhängig, und daher viel origineller ist, als die übrigen Evangelisten, indem das, was er mit ihnen gemein hat, kaum den dritten Theil des Ganzen ausmacht; daß aber Johannes selbst in den Stellen, wo er mit den Andern übereinstimmt, manches Eigenthümliche hat; daß Johannes also, wie S. 194 bemerkt wird, allerdings unsere drey Evangelien bey der Abfassung des seinigen vor Augen haben mochte, aber keinem derselben an irgend einer Stelle sklavisch folgte, vielmehr sie oft als bekannt voraussetzte, und daher Manches übergieng, was sie enthalten, Manches in einen Auszug brachte, Anderes ergänzte, berichtigte, besser ordnete, und besonders die ganz übergangenen merkwürdigen Reden Jesu hinzufügte. Als Quelle dient ihm 2) das A. T., auch wohl einige Stellen aus den Apokryphen des A. T., besonders aus dem Siraciden und dem Buch der Weisheit. Zu den Formell-Charakteristichen in diesem Evangelium rechnet Hr. S. unverkennbare Spuren von Synchronismus und Pragmatismus, welcher letztere sich bey der Zurückführung seiner Erzählungen von den Reden und Thaten Jesu auf einen Hauptzweck, bey der Zusammenstellung des Einzelnen nach gewissen leitenden Principien, bey allerley eignen Bemerkungen des Johannes, bey Auslegung seiner eignen oder fremden Worte, bey gewissen geheimen Deutungen, prophetischen Winken, und auf manche andere Weise zu erkennen giebt.

Ferner wird von den *Briefen des Johannes* besonders geredet S. 234—267. Als Quelle derselben werden bemerkt 1) das A. T. 2) Die Geschichte und Lehre Jesu. 3) Die Briefe Petri. 4) Das Evangelium Johannis, als die reichhaltigste Quelle, oder vielmehr das Original der Briefe Johannis, besonders des ersten. Hierauf werden die Eigenheiten der Johanneischen Briefe ausführlich angegeben.

Endlich wird von der *Apokalypse* besonders geredet S. 257—326. Als Quellen derselben werden aufgeführt 1) das A. T., wie hier bey vielen Stellen nachgewiesen wird; 2) die historischen Schriften des N. T., wenigstens die demselben zum Grunde liegenden Nachrichten. Bey der Angabe des Charakteristischen der Apokalypse bemerkt der Vf. 1) ihre Verwandtschaft mit den Johanneischen Schriften, namentlich mit dem Evangelium, in einzelnen Bildern, Ideen und Ausdrücken, wie hier durch Induction umständlich erwiesen ist; 2) besondere Eigen-

genheiten, die sie von den übrigen Johanneischen Schriften unterscheiden; dazu gehört, ausser gewissen, der Apokalypse ganz eigenthümlichen Ausdrücken, die hier aufgezählt sind, noch der Umstand, daß der Styl ungleich rauher in derselben ist, als in den übrigen Johanneischen Schriften, und daß hier nicht solche Erläuterungen und Bemerkungen über den Sina und die Absicht gewisser dunkler Ideen u. dgl. zu finden sind, wie in dem Evangelium.

Noch sind ein paar ganz kurze Bemerkungen über die dogmatischen und moralischen Ideen des Johannes hinzugefügt; und der Vf. beschließt mit einer Betrachtung des Verhältnisses, in welchem die Johanneischen Schriften zu den Paulinischen Briefen stehen; wobey einzelne Wörter, einzelne Redensarten und Wendungen, und ganze Stellen der Johanneischen Schriften bemerkt werden, die gewissen Paulinischen Lieblingswörtern, Redensarten, Wendungen, und einzelnen ganzen Stellen der Paulinischen Briefe durchaus ähnlich sind.

Dies ist der Inhalt der beiden vorliegenden, mit Fleiß, Beharrlichkeit, Belesenheit in den alt- und neutestamentlichen Urkunden und vertrauter Kenntniß des Eigenthümlichen und Charakteristischen derselben abgefaßten Schriften, die allerdings ähnliche Versuche über die drey ersten Evangelien, wie über die Paulinischen Briefe wünschenswürdig machen; welche letztern der Vf. uns auch hoffen läßt. Wir zweifeln nicht, daß diese Schrift sehr geschickt seyn wird, die Leser der hier behandelten apostolischen Schriften mit dem Eigenthümlichen derselben im voraus bekannt, und auf dasjenige aufmerksam zu machen, was sie bey der Lectüre derselben vorzüglich zu beachten haben. Auch müssen wir gestehen, daß wir im Ganzen mit den Ansichten, welche hier eröffnet, und mit den Resultaten, welche hier nach so sorgfältigen Untersuchungen mitgetheilt werden, einverstanden sind; wenn sich gleich über einzelne Bemerkungen, die hier zu einem Ganzen verbunden, und über einzelne Stellen, die für den Zweck des Vfs. benutzt sind, Manches möchte erinnern lassen, das aber hier zu weit führen würde. Rec. begnügt sich daher mit zwey Bemerkungen, welche mehr die ganze Art der Behandlung betreffen. Fürs Erste möchte er fragen: ob nicht der Vf., dessen Sorgfalt selbst die kleinsten Umstände für seine Auseinandersetzung zu benutzen, allerdings Beyfall und Dank verdient, dennoch bisweilen seinen Gegenstand zu sehr bis ins Kleinliche verfolgt? Ob es z. B. um einen jeden der hier genannten biblischen Schriftsteller nach allen seinen Eigenheiten zu charakterisiren, nothwendig gewesen wäre, selbst die einzelnen Wörter alle aufzuzählen, die, oft ganz zufällig, bloß bey Einem dieser Schriftsteller vorkommen, wenn solche auch gar nichts Charakteristisches haben? so richtig es übrigens ist, ganz charakteristische Wörter besonders auszuzeichnen; und ob nicht bey Auführung ähnlicher Stellen, die vielleicht gar für eine vorliegende Stelle sollen als Quelle gedient haben,

die Aehnlichkeit oft ganz zufällig, und oft gar zu weit hergeholt ist? Doch verkennt Rec. auch bey diesem Punkt keinesweges das Mühsame, das mit dem Auffuchen solcher ähnlichen Stellen verbunden ist, und das oft über alle Erwartung gelungene Auffindem derselben, die nicht bloß zur Erläuterung, sondern auch zur Zurückführung des Gesagten auf seine ächte Quelle dienen. Fürs zweyte kann Rec. den Wunsch nicht zurückhalten, daß der Vf., der diese sämtlichen Untersuchungen zum Behuf der *Specialhermeneutik* der gedachten Schriftsteller anstellte, nicht bloß diese Forschungen, die als schätzbare Vorarbeiten, oder als Prämissen zur *Specialhermeneutik* einzelner biblischer Schriftsteller zu betrachten sind, mitgetheilt, sondern auch nach Beendigung dieser Untersuchungen über jeden einzelnen Schriftsteller noch einige Folgerungen für den Ausleger möchte daraus hergeleitet haben, die erst das Werk der *Specialhermeneutik* vollendet hätten.

LEIPZIG, b. Crusius: *Commentar über die wichtigsten Stellen des Alten Testaments*. Vom Verfasser des exegetischen Handbuchs des Neuen Testaments. Erster Theil. Erstes Stück. 1803. 220 S. gr. 8.

Die erste Hälfte dieser Schrift erschien schon im Jahr 1800 (eigentlich 1799) unter dem Titel: *Philologisches Targum des Alten Testaments*. Erstes Stück. Frankfurt und Leipzig (Erfurt) 128 S. 8. Das Targum erstreckte sich bloß bis 1 Mos. K. 7; der gegenwärtige Commentar aber geht bis 1 Mos. 20 (nicht 19, wie S. 220 unrichtig angegeben wird). In der ersten Hälfte ist im Ganzen nicht viel verändert; nur einige Unrichtigkeiten sind hin und wieder verbessert worden. Allein was wir sehr mißbilligen ist: daß der Vf. die *Nachweisungen auf Vater's Grammatik*, die im Targum Hauptsache waren, hier ganz weggelassen, und so dem Werke einen großen Theil seiner Brauchbarkeit für Anfänger entzogen hat. Denn an Commentaren und exegetischen Handbüchern fehlt es uns in der That nicht. Die grammatischen Nachweisungen gaben diesem Targum einen eigenthümlichen Werth; bey der veränderten Gestalt desselben hat es aber offenbar verloren. Die eben nicht lobenswerthe Erklärungs-Manner des Vfs. ist aus seinem *exegetischen Handbuche* des N. T. zur Genüge bekannt. Wenn — um nur Ein Beyspiel gezwungener Erklärungen anzuführen — S. 206 zu K. 19. 24 (von Sodom's Untergang) die Bemerkung steht: *הוּא נִהְיָ, von dem Ewigen, d. h. auf eine schreckliche Art, schrecklich*. Wenn die Hebräer ein Ereigniß, als *höchst wunderbar, höchst erhaben, äußerst furchtbar, schrecklich* beschreiben wollen: so sagen sie, es sey *von Gott gewirkt* worden — so hat der Vf. offenbar *הוּא* mit *נִהְיָ* verwechselt. Er hätte die Pflicht auf sich gehabt, die Synonymie beider Ausdrücke zu erweisen. Die Stelle läßt sich ja so leicht und natürlich erklären!

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 A P R I L , 1 8 0 4

## KIRCHENGESCHICHTE.

ST. BLASIUS, a. d. Druckerey des Stifts: *Episcopatus Constantiensis Alemannicus sub Metropolitani Moguntina cum Vindoniensis, cui successit, in Burgundia Transjurana Provinciae Vesoninae olim fundato*, chronologice et diplomatische illustratus à P. Trupertio Neugart, Sen-Blasiano, p. t. Praeposito in Krozingen. Partis I. Tom. I, 1803. CXLVIII u. 552 S. 4.

Je mehr man Ursache zu der Besorgnis hatte, daß der große Plan einer *Germania sacra*, zu dessen Ausführung der würdige Abt Gerbert von St. Blasius mehrere von den gelehrten Vätern seines Klosters vereinigt hatte; durch die Unruhen des letzten Krieges oder durch die Folgen des Friedens unterbrochen werden könnte, desto willkommener muß allen Freunden wahrer historischer Gelehrsamkeit die Erscheinung des gegenwärtigen Werks seyn, durch das man auf das vollkommenste wegen jener Besorgnis beruhigt wird. Die darin enthaltene Geschichte des constantinischen Bisthums macht einen der wichtigsten Theile des großen Haupt-Werks aus. Die Arbeit daran wurde höchstwahrscheinlich, mitten unter dem Geräusche des Krieges, das dem Kloster oft so nahe kam, angefangen und gefördert. Also darf man gewis hoffen, daß sie nach der Rückkehr des Friedens und der Ruhe nicht auf die Seite gelegt werden wird; da glücklicherweise auch der Friede, der für so manches Kloster noch trauriger wurde als der Krieg, den ehrwürdigen Wohnsitz der Wissenschaften zu St. Blasius geschont hat. Sollte indeß in dem Verlauf eines halben Jahrhunderts, das wenigstens noch zu der Ausführung des Planes gehören dürfte, irgend ein Zufall die Vollendung des Ganzen verhindern: so wird doch die Geschichte überhaupt, und die deutsche Geschichte insbesondere, durch dasjenige, was schon daran geleistet ist, und ganz vorzüglich durch die vorliegende Arbeit des gelehrten P. Neugart etwas höchst beträchtliches gewonnen haben.

Zu dieser besondern Arbeit über die Geschichte des constantinischen Bisthums, hatte schon vor 70 Jahren der berühmte P. Marquard Herrgott einen ausführlichen Plan entworfen, nach welchem sie von ihm in zehn Bücher gebracht werden sollte. Hr. N. fand es jedoch schicklicher, bey der Anordnung der seinigen vom Herrgottischen Plane, den er in der Vorrede mittheilt, abzuweichen, um sie dafür den Arbeiten seiner Vorgänger, durch welche schon die

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

Geschichte der Bisthümer von Würzburg, Bamberg und Chur, als Theile der *Germania sacra* geliefert wurden, in der äußern Oekonomie etwas ähnlicher zu machen. Dieß wird man gewis allgemein billigen; es ist aber obnehin nur eine etwas verschiedene Eintheilung der Materien, welche dadurch nöthig geworden ist; und daß man dabey auch sonst nichts verloren habe, dieß mag die folgende Anzeige von der Anordnung dieses ersten Bandes zugleich mit dem Reichthum seines Inhalts bewähren.

Sechs Dissertationen stehen als Prolegomena voran; von welchen die erste mit der allgemeinen Ausmessung des Raums von dem Bisthum und mit der Beschreibung seiner Gränzen sich beschäftigt. S. I—IX. Sie werden dabey so fixirt, wie sie von dem König Dagobert schon im J. 633 nach einem Diplom des Kaisers Friedrichs I, das sich auf die Dagobertische Gränz-Bestimmung bezieht, regulirt seyn sollen; die eine Untersuchung über die Aechtheit dieses Diploms macht den besondern Gegenstand der zweyten Dissertation aus: doch wurden bey der genauern Markirung einzelner Gränz-Oerter noch Beziehungen auf andere Belege und Urkunden nöthig, die nur mit einem eben so genauen als mühsamen Fleiß zusammengebracht werden konnten. So ist es z. B. sehr wahrscheinlich gemacht, daß im Murr gau, wo sich ehemals die Gränzen von Franken und Allemannien berührten, auch die nördliche Gränze des constantinischen Bisthums an den Gränzen der würzburgischen und speyerischen Diöces hin — aber doch noch in das Glemsgau hineinlief. Das Falsche der Behauptung von Crollius, der in seiner gelehrten Abhandlung von dem Herzogthum des rheinischen Franciens, das ganze Murr gau und Glemsgau dem speyerischen Bisthum vindiciren wollte, ist wenigstens überzeugend dargethan; ob aber deswegen das ganze Glemsgau, oder nur der District zwischen dem Neckar und der Glems von jeher und zu jeder Zeit zu der constantinischen Diöces gehörte, möchten wir doch noch nicht für entschieden ausgeben. Gewis veränderten sich auch zuweilen die Gränzen der bischöflichen Diöcesen; ja die Bischöfe selbst tauschten zuweilen gewisse Districte und Parochien gegen einander aus, und Tschudi führt in seiner *Gallia comata* selbst ein Beispiel einer solchen Permutation an, die im elften Jahrhundert zwischen dem Bischof Warmann von Constantz und dem Bischof von Chur zu Stande kam.

Eben so hat zwar, nach unserer Ueberzeugung, Hr. N. in der zweyten Dissertation S. IX—XIV auf eine

F

eine sehr befriedigende Art die Zweifel gehoben, welche von Hottinger in seiner helvetischen Kirchengeschichte gegen die costanzische Haupturkunde oder das Fridericianische Diplom vom J. 1155 aufgeworfen wurden. Er hat noch glücklichst das chronologische *Falsum* in allen Abdrücken des Diploms gehoben, das seine Aechtheit am verdächtigsten hätte machen können, denn man hat nun durch ihn erfahren, oder man hatte es schon aus seinem *Coder Diplomaticus Alemanniae et Burgundiae Transjuranae* erfahren, daß das *Datum Indict. IV. V. Kal. Septembr.* in allen gedruckten Exemplaren des Diploms unrichtig ist, indem das Original *Indict. III. V. Kal. Decembr.* datirt ist. Allein sollten nun deswegen, weil es mit dem Aeußern des Diploms seine Richtigkeit hat, die Zweifels-Gründe, die aus seinem Inhalt hervorgehen, ihr Gewicht schon völlig verloren haben, und sollte auch jener stärkste Grund, der aus dem neuen ungewohnten und unerhörten der Begünstigung erwächst, wodurch die Kirche zu Costanz dabey ausgezeichnet worden wäre, durch Hn. N. völlig niedergeschlagen seyn? Der Kaiser hätte nämlich darin dem Bischof versprochen, daß weder er, noch einer seiner Nachfolger im Kaiserthum jemals nach Costanz kommen sollte, ausser Andachts halber — *orationis causa* — oder wenn er von dem Bischof berufen und eingeladen, oder wenn er auf einer Reise den Weg durch die Stadt zu nehmen genöthigt würde. Wie der Bischof hätte dazu kommen können, ein solches Privilegium zu wünschen? — läßt sich freylich leicht denken; aber läßt sich denken, daß es der Kaiser hätte übersehen können, was er sich und seinen Nachfolgern dadurch vergab? und läßt sich ein Beyspiel eines ähnlichen Versprechens anführen, das irgend ein früherer oder späterer Kaiser einer deutschen Stadt gegeben hätte? Die zwey einzigen frühern Vorgänge, auf welche sich Hr. N. beruft, sind nicht von ganz ähnlicher Art. Heinrich V gestattete im J. 1114 den Cremonesern, daß sie ihm eine Pfalz ausserhalb der Mauern ihrer Stadt bauen dürften, und im J. 1116 den Mantuanern, daß sie die kaiserliche Burg innerhalb ihrer Ringmauern und sammt ihren Befestigungen niederreißen möchten. Dabey wollten aber die Cremoneser und Mantuaner sich wohl nicht bloß sicher stellen, daß der Kaiser nicht mehr mit seiner Armee in ihre Stadt selbst kommen sollte, sondern es war ihnen noch um etwas mehr zu thun; doch wenn sie auch nur eben das durch Heinrich V erhalten hätten, was Friedrich I den Costanzern auf die Bitte ihres Bischofs Hermann bewilligt haben soll, so läßt sich noch nicht so geradezu annehmen, daß Friedrich I einer deutschen Stadt eben so leicht bewilligt haben könnte, was Heinrich V zwey italienischen Städten zu gewähren für gut fand. Ausserdem erwachsen der Zweifel noch mehrere aus andern Umständen, und besonders auch daraus, weil sich der Kaiser in dem Diplom darauf beruft, daß die Bischöfe von Costanz das nämliche Privilegium schon von mehreren seiner Vorgänger erhalten hätten, wovon sich doch sonst keine Spur in der Geschichte findet: allein bey allen diesen Zwei-

feldn gesteht doch Rec., daß er sie selbst nicht für hinreichend hält, gegen die Aechtheit des Diploms zu entscheiden, daß jetzt von seiner äußern Seite so gut gedeckt ist.

In der dritten Dissertation S. XIV—XCV hat der Vf. das schwere Geschäft übernommen, die politische Eintheilung des costanzischen Gebiets in grössere und kleinere Provinzen zu beschreiben, so weit sie sich aus Urkunden, die in den Zeitraum vom achten bis in das zwölfte Jahrhundert hineinfallen, eruiren läßt. Das mühsame der Arbeit, welche darauf verwandt werden mußte, dürfte für manche unserer neueren Historiker, für welche einer unserer ältern Geschichtsforscher den Namen Geschicht - Staffirer vorgeschlagen hat, kaum begreiflich seyn. Die Namen von mehrern hundert Oertern mußten nicht nur aus Documenten und Diplomen der verschiedensten Art ausgezogen werden, sondern bey mehreren wurde es nothwendig, drey bis vier solcher Documente zu vergleichen, um den Namen zu berichtigen, oder bestimmtere Data zu der Fixirung der Lage des Orts daraus zu ziehen. Auch dabey mußten noch zuweilen Conjecturen zu Hülfe genommen werden; aber dafür hat auch die ältere Geographie eines großen Theils von Schwaben, vom Elsaß und von der Schweiz eine Menge der schätzbarsten Aufklärungen erhalten, wovon wir hier nur folgendes allgemeinere auszeichnen dürfen. — Das costanzische Gebiet umfaßte einen beträchtlichen Theil der zwey großen Provinzen Alemanniens und des transjuranischen Burgundiens, aber keine von beiden umfaßte es ganz, denn die Gränzen von beiden erstreckten sich eine geraume Zeit hindurch noch weiter als die Gränzen der Diöces. Alemannien lief gegen Osten noch bis an den Lech in die augspurgische und gegen Westen in die strasburgische und basilsche Diöces hinein; von dem transjuranischen Burgundien gehörte hingegen nur derjenige Theil zu Costanz, der sich vom St. Gotthardt am rechten Ufer der Aar bis an den Rhein zieht, und zuweilen auch durch den Namen *Burgundia minor* bezeichnet wurde, wobey sehr richtig gegen Herrgott erinnert wird, daß die Eintheilung Burgundiens in das cis- und transjuranische nicht erst im neunten, sondern schon im sechsten Jahrhundert aufkam, so wie schon früher die ganze Schweiz unter burgundische Herrschaft gekommen war. Der specielleren Geographie dieser Provinzen, so weit sie zu dem costanzischen Bisthum gehörten, ist auch noch die schöne Bemerkung vorangeschickt, daß die politische Eintheilung zugleich über die kirchliche einiges Licht verbreiten kann, indem die grösseren und kleineren *Pagi*, die Marken und Centschaften, in welche das Land vertheilt war, meistens den Archidiakonaten, den Rural-Kapiteln und den Pörochien, in welche das Bisthum vertheilt war, entsprachen. Die *Pagos* und die Marken selbst aber findet man nach dem Alphabet, und also in der nämlichen Ordnung angeführt, wie sie schon im vierten Buch des *Chron. Gotwic.* verzeichnet



net stehen, nur daß sehr viele dort unbemerkte nachgetragen und in ihre Ordnung eingerückt sind.

In der vierten Dissertation S. XCV — CXXII, die der besondern kirchlichen Geographie des Bisthums gewidmet werden sollte, konnte Hr. N. weniger leisten als er wünschte, weil sichere Documente ihm mangelten. Es läßt sich nicht genau bestimmen, wenn die Diöces zuerst in Archidiakone und Rural-Dechaneyen eingetheilt worden seyn möchte, sondern nur vermuthen, daß das erste noch vor dem Ende des achten Jahrhunderts geschah, und diese Vermuthung gründet sich selbst nur darauf, weil man gewiß wußte, daß es um diese Zeit in der benachbarten Straßburgischen Diöces geschehen war. Der Vf. begnügte sich daher, eine *Descriptionem Archidiaconatum Episcop. Constant.* mitzutheilen, welche unter den Papieren des D. Jac. Rastler, eines nicht unbekannten Gelehrten aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, gefunden worden war, worin er jedoch mehrere Lücken aus *Martius* und *Bucelin* noch ergänzen konnte. Dabey ist aber der schlimmere Uebelstand, daß man nicht nur über die Zeit, in welcher diese Eintheilung gemacht wurde, sondern auch über die Dauer der Zeit im Dunklen ist, in welcher sie gält, denn man hat Gründe genug zu der Vermuthung, daß sich auch in der costanzischen Diöces die Eintheilung der Archidiakone und der Kapitel nicht immer gleich blieb. Das bischofliche Officialat hätte hier ohne Zweifel aus seinen Archiven am leichtesten hinreichende Aufklärung, und hätte sie auch wohl ohne Bedenken geben können.

Sehr zweckmäßig sind dafür in der fünften Dissertation S. CXXII — CXLI die bekannten Nachrichten von den ältern Einwohnern des Bisthums und von ihrer Religion in den fünf ersten Jahrhunderten mit Absonderung der falschen und zweifelhaften, ins Kurze zusammengedrängt. Unter das erwiesene Falsche werden nicht nur die Legenden von dem Apostel Petrus, der nach Feldkirch gekommen, und von dem h. Barnabas, der im Costanzischen selbst eine Zeitlang sein Missions-Geschäft getrieben haben soll, sondern auch ohne Bedenken die Fabeln von dem h. Beatus geworfen, der sonst als der Apostel der Helvetier präconisirt wird. Erst am Ende des zweyten oder im dritten Jahrhundert — vermuthet Hr. N. mit der Bedachtsamkeit des ächten Geschichtsforschers — möchte das Christenthum auch in Helvetien und in dem angränzenden Theil von *Germania prima* sich verbreitet, und zwar durch die Bemühungen von *Photin* und *Irenäus* von dem celtischen oder Iugdu-nesischen Gallien aus sich verbreitet haben, zu welchem damals Helvetien gehörte. Selbst bey der gelegentlich eingemischten Untersuchung über die Märtyrer-Geschichte der berühmten thebaischen Legion, und über die Acten des h. Felix, seiner Schwester Regula und der h. Verena verläugnet sich jene Bedachtsamkeit gar nicht, wie wohl er sich verhalten ließe, etwas länger als nöthig war, dabey zu verweilen. Nur war es für Rec. eben deswegen desto un-

erwarteter, daß Hr. N. S. 139 die so bestrittene Synode von Cöln vom J. 346 und die Absetzung des Bischofs Euphratas, welche darauf erfolgt seyn soll, als ausgemacht annahm. Es ist wahr, daß sie auch Grandidier in seiner Geschichte der strassburgischen Kirche vertheidigte; aber es ist auch höchst sichtbar dabey, daß es Grandidier bloß deswegen that, weil sich der Name des Bischofs Amandus von Straßburg in den Acten davon findet.

In der sechsten Präliminar-Dissertation S. CXLII bis CXLVIII wird endlich noch der ursprüngliche Sitz der costanzischen Bischöfe und die Zeit ihrer Verpflanzung nach Costanz fixirt, wobey vorzüglich die streitige Frage auszumachen war, ob das *castrum Vindonissae*, das heutige Windisch im bernischen Gebiet, das der erste Sitz des Bisthums war, in den Metropoliten-Sprengel von Lyon, oder von Besançon gehörte? So weit das streitige dabey von der Frage abhängt: ob die Gallische Provinz *Maxima Sequanorum* noch im vierten Jahrhundert zu der *Prima Lugdunensis* gehört habe, so scheint es uns hier richtig entschieden: denn das letzte wird mit überwiegenden Gründen gegen Schöpflin geläugnet, der es nur auf die Autorität einer verstümmelten Inschrift behauptet hatte. Ob aber die Entscheidung allein davon abhängt? — Diefs dürfte wohl desto zweifelhafter seyn, je mehr uns bey der kirchlichen Eintheilung der gallischen Provinzen überhaupt und ihrer verschiedenen Veränderungen immer noch ungewiß und dunkel ist. Unter den verschiedenen Vermuthungen über die wahre Verlegungs-Epoche des Bisthums von Windisch nach Costanz hat hingegen der Vf. die Vermuthung von le Cointe, vorgezogen, nach welcher sie in den Zeitraum zwischen 553—561 gefallen wäre, ohne sich ausführlich in die Widerlegung der andern Meinungen darüber einzulassen, und diefs war desto zweckmäßiger, da man doch außer dem bloßen Facto der Translation weiter nichts davon weiß.

Nach diesen gelehrten Prolegomenen wird nun die Geschichte des Bisthums selbst, und zwar in der Ordnung ausgeführt, daß nach der Reihe der Bischöfe immer zuerst das kirchlich-merkwürdige aus der Regierung eines jeden zusammengestellt, und bey dem Schluss eines jeden Jahrhunderts die politischen Hauptveränderungen, welche hineinfielen, und auch jene, welche in dem Zustande der Gelehrsamkeit vorgingen, in besondern Abschnitten angehängt werden. Daraus darf aber hier nur so viel ausgehoben werden als hinreichend ist, um sowohl von der Behandlungsart und Manier des Vfs, als von dem Reichthum und der Varietät des für die deutsche Geschichte besonders wichtigen und brauchbaren, das sich in seinem Werk findet, einen Begriff zu geben.

Als erster Bischof von Vindonissa wird *Bubulcus* angeführt, weil sich von keinem höhern eine Spur findet; aber auch von ihm findet sich nichts als sein Name in den Unterschriften der Synode, die im J.



517 von dem burgundischen König Sigismund zu Epau veranstaltet wurde. Diefes ist auch der Fall mit seinem Nachfolger Grammatius, dessen Name sich blofs in den Acten zweyer Synoden vom J. 535 und 549 findet. Unter dem dritten Bischof von Windisch, der im J. 552 (und nicht, wie durch einen Druckfehler angegeben ist, im J. 522) auf Grammatius folgte, wurde aber der bischöfliche Sitz von Vindonissa nach Costanz unter Chlotar I verlegt; doch weifs man auch von dieser Verlegung, so wie von dem Mann selbst fast weiter nichts, als dafs er Maximus hiefs, und so ist es auch mit seinen zwey Nachfolgern, Rudolf und Urfn, mit deren Regierungs-Jahren man das sechste Jahrhundert noch ausfüllen mufs. Die Abwechslungen in dem politischen Zustand des Bisthums während dieses Jahrhunderts liefsen sich S. 21 etwas genauer markiren. Nach dem Erlöschen des burgundischen Reichs kam im J. 534 auch der helvetische Theil der Diöces an den König Theoderich von Austrasien, und somit, da Alemannen schon vorher zum austrasischen Reich gehört hatte, das ganze Bisthum unter einen Herrn. Im J. 553 kam Chlotar I auch in den Besitz des austrasischen Reichs; nach seinem Tode im J. 561 wurde aber bey der neuen Theilung des Reichs unter seine vier Söhne auch Helvetien wieder getheilt, doch blieb das Land an dem rechten Ufer der Reufs bey Austrasien. Nur über die Bestimmtheit haben wir uns hier etwas gewundert, womit Hr. N. S. 22, 23 die alemannischen und burgundischen Herzoge aus diesem Jahrhundert der Reihe nach angiebt: denn diefs wufste er gewifs selbst am besten, dafs sich aus demjenigen, was uns Fredigar und Aimon von den *Ducibus* dieses Zeitalters hinterlassen haben, nichts sicheres schliessen läfst, und ohne Zweifel deswegen hat er sich selbst über den seltsamen Eccardtschen Versuch, den habsburg-österreichischen Stammbaum von dem alemannischen Herzog Leuthar auszuführen, mit so schicklicher Zurückhaltung ausgedrückt. Die nämliche Ungewissheit erstreckt sich, wie wir glauben, auch noch über die *Duces* des siebenten Jahrhunderts. Wenigstens möchte sich Rec. nicht erlauben, die Formel zu gebrauchen, dafs der Ducatus des cis-rhenanischen Alemanniens zwanzig Jahre lang erledigt geblieben sey, oder dafs der Herzog Gottfried im J. 688 das Herzogthum angetreten habe. Aber ein wichtiges Geschäft bleibt es immer für den Geschichtsforscher in diesen Zeitraum, die steigende Macht und die wachsende Gröfse der Familien und Geschlechter zu beobachten, die in der Folge in jeder Provinz und in jedem Gau die bedeutendsten wurden.

Auch die Geschichte der costanzischen Bischöfe, die im siebenten Jahrhundert auf einander folgten, hat des merkwürdigen nur wenig, weil es fast ganz an Urkunden darüber fehlt, oder wohl noch mehr

deswegen, weil die Zeiten zu unruhig, und die Bischöfe zu unbedeutend waren, als dafs ihre Geschichte in die gröfsere politische hätte eingreifert können. Unter dem Bischof Gaudentius, der vom J. 606—615 der costanzischen Kirche vorstand, wurde im J. 612 das Kloster zu St. Gallen von dem h. Gallus angelegt. S. 34. Drey Jahre darauf im J. 615 wollte man den h. Gallus selbst zum Bischof von Costanz machen, der aber die Ehre ablehnte, und einen seiner Mönchs-Schüler, den Diakonus Johann dazu vorschlug. S. 39. Unter dem Nachfolger Johanns, dem Bischof Martian regulirte der König Dagobert I die Gränzen der Diöces, und vermehrte den Güter-Stock der bischöflichen Kirche mit einer Menge neuer Besitzungen, wofür aber das angeführte Diplom Friedrichs I allein die Gewähr leisten kann. S. 42. Von den vier letzten Bischöfen aus diesem Jahrhundert haben sich aber kaum die Namen erhalten. Mit möglichster Genauigkeit und mit unendlich viel gelehrtem Fleifs ist hingegen dasjenige zusammengebracht, was zu der Geschichte des wichtigen Zeitpunkts gehört; wo unter Pipin und Karlmann die bisherige alemannische National-Dynastie auf einige Zeit völlig erlosch, oder der alemannische Ducat abrogirt wurde. S. 49—96. Diese National-Dynasten starben mit Lantfried II aus, denn nachdem ihn Pipin besiegt, und im J. 750 in seine Gewalt bekommen hatte, so verwandelte er Alemannen in eine Provinz, die er nun durch Cammerboten regieren liefs. Von diesen Cammerboten sind nur die Namen der zwey ersten auf uns gekommen, nämlich Warinos, der im Thurgau seinen Sitz hatte, und in einigen Urkunden des Zeitalters auch als Graf des Lenzgaus genannt wird, und Rutharts, der in einer Urkunde zugleich als Graf des Aargaus vorkommt. Den letzten wollten einige Gelehrten in den welfischen, und den ersten in den gibellinischen Stamm hineinbringen; nach andern aber sollten beide zu dem Geschlecht der Welfen gehört haben. Hr. N. entscheidet S. 55 nicht darüber, aber beweist aus Urkunden, dafs es auch im achten Jahrhundert in Schwaben und im Elfsaß schon Welfen gab, und macht es S. 59 sehr wahrscheinlich, dafs Ruthardt aus dem Geschlecht der alten alemannischen Dynasten war. Diefs ist für die politische Geschichte Pipins nicht unbedeutend; aber noch wichtiger für die politische Geschichte der Heyrathen Karls des Grofsen ist der schon von Teganus zwar angegebene, aber hier bewiesene Umstand, dafs seine Gemahlin Hildegard, die im Jahr 783 starb, ebenfalls aus diesem Geschlecht, eine Urenkelin des alemannischen Herzogs Berchtold, und eine Schwester des Grafen Gero von Berchtolsbar war, der bey Karl in so grossem Ansehen stand.

(Der Beschlufs folgt)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 A P R I L, 1804

## KIRCHENGESCHICHTE.

ST. BLASIIUS, a. d. Druckerey des Stifts: *Episcopatus Constantiensis Alemannicus sub Metropoli Moguntina cum Vindonissensi, etc. illustratus a P. Tristperto Neugart, San-Blasiano, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vom achten Jahrhundert an wird dann auch die Geschichte der constantinischen Bischöfe, deren Reihe Hermann Contract. ohnehin erst von Andoin, dem ersten Bischof dieses Jahrhunderts ausführt, ergiebiger und gewisser. Unter Andoin legte der h. Pirmin das Kloster zu Reichenau an. S. 70. Mit seinem angeblichen Nachfolger Rudolf II dürfte es etwas ungewiss stehen: denn seine Existenz beruht bloß auf einem Brief Gregors III, der an die *Episcopos in Bojaria et Alemannia constitutos* und unter diesen auch an einen Rudolf überschrieben ist. S. 74. Der Nachfolger Rudolfs, der Bischof Ehrenfried, war vorher Abt von Reichenau gewesen; ein schwüriger Punkt in seiner Geschichte erwächst aber daraus, daß man ihn nicht auf der berühmten Synode findet, die der h. Bonifatius im J. 739 oder 740 zusammenbrachte, wofür jedoch S. 76 eine sehr annehmbare Ursache ausgemittelt ist. Unter dem nächsten Bischof Sidonius vom J. 748—760 wurde Constantz, das bisher unter der Metropole von Besancon gestanden, dem neuen Metropolitensprengel von Mainz zugeschlagen. S. 78. Nur darf man freylich nicht fragen: woher man es weiß? Denn die Behauptung, daß es jetzt geschehen sey, gründet sich bloß darauf, weil es jetzt geschehen seyn könnte, und weil man sonst keine andere Zeit bestimmen kann, wenn es geschehen wäre. Gewisser ist hingegen, daß dieser Sidonius, der ebenfalls Abt zu Reichenau gewesen war, dem Kloster zu St. Gallen, das der h. Othmar um diese Zeit in besondern Flor brachte, alle mögliche Drangsale zufügte, um sich einen Theil von den reichen Schenkungen, die ihm zuflößten, zuzueignen, oder die Mönche dafür zu strafen, daß sie von Pipin ein Exemptions-Privilegium ausgewirkt hatten. S. 77. Noch schlimmer ging es dem Kloster unter dem neuen Bischof Johann II vom J. 760—781. Dabey kann man aber, durch eine sehr ungezwungene Zusammenstellung der hier erzählten Umstände, in die Geschichte dieser Kloster-Plackerey einen weit feineren Plan hineinbringen, als Hr. N. darin gesehen zu haben scheint. Dieser Johann, der vorher Mönch zu Reichenau gewesen war, wurde nach Othmars Tode noch wäh-

rend dem Leben des Bischof Sidonius zum Abt von St. Gallen ernannt. Als Abt schloß er sogleich mit dem Bischof einen Vergleich, wodurch er gewissermaßen auf das Exemptions-Privilegium verzichtet that, welches Pipin dem Kloster verliehen hatte: denn er machte durch den Vergleich das Kloster verbindlich, einen jährlichen Zins von einer Unze Goldes, und ein Pferd von dem Werth eines Pfundes an die bischöfliche Kammer abzureichen. Unmittelbar darauf starb Sidonius. Johann wurde sein Nachfolger im Bisthum, wie in der Abtey zu Reichenau. Und was geht daraus natürlicher hervor, als die Vermuthung, daß der reichenauer Mönch bloß deswegen zum Abt von St. Gallen gemacht worden war, damit er das Kloster in die Hände des Bischofs liefern sollte? Diese Vermuthung erhält durch alles, was Johann als Bischof zum Nachtheil des Klosters und zur Behauptung der bischöflichen Herrschaft darüber that, noch mehr Wahrscheinlichkeit; aber sie wird zur vollen Gewissheit durch die ganz ähnlichen Proceduren, welche der Nachfolger Johanns, der neue Bischof Eginno vom J. 781—811 mit dem Kloster und gegen das Kloster vornahm. Er drang ihm sogleich einen Presbyter, der vorher nicht einmal Mönch gewesen war, zum Abt auf. S. 86. Und wußte es durch diesen leicht einzuleiten, daß die kaiserliche Commission, welche die Mönche ausgewirkt hatten, ihnen so viel als nichts half: denn durch den Abt ließ er sich selbst das Original des Privilegiums, worin dem Kloster das Recht der freyen Abts-Wahl von Karl dem Gr. ertheilt worden war, in die Hände spielen, das er denn, um es recht gewiß auf die Seite zu bringen, ins Feuer warf. Unter dem Nachfolger von Eginno, unter dem neuen Bischof Wollfoz vom J. 811—839 zeigte es sich hingegen auf eine andere Art, wie stark der bloße und reine Bischofs-Geist den Mönchs-Geist überwog. Dieser Wollfoz war aus dem Kloster zu St. Gallen auf den Bischofs-Stuhl gekommen. Bey ihm konnte also keiner der Neben-Gründe eintreten, welche seine Vorgänger, die meistens reichenauische Mönche gewesen waren, gegen die Mönche von St. Gallen immer auch mitgereizt haben mochten. Es war vielmehr zu erwarten, daß er einige Vorliebe für seine alten Mitbrüder zeigen würde: aber das Interesse des Bischofs siegte bey ihm über alle andere Rücksichten. Er zwang sie selbst S. 107 ihn bey dem Papst zu verklagen, den er jedoch auf einer Reise, die er selbst nach Rom machte, für sich zu stimmen wußte; und als sich die Mönche darauf an den Kaiser wandten, so konnte er zwar nicht verhin-

wodurch endlich Annäherung von beiden Seiten wie von selbst kommt. Nach und nach werden beide Partheyen nicht mehr eine in allen ihren Fächern getrennte theologische Literatur aufstellen, sondern als gemeinschaftliches Gut, gleich brauchbar dieser und jener Parthey, jetzt dieses, dann mit der Zeit wieder ein anders Fach ansehen. Die Gemeinschaft der Kirchengeschichte, glaubt Rec., möchte zuerst unter Protestanten und Katholiken eingeführt werden können. Nach und nach würde sie sich auch auf die Exegese erstrecken; die Moral könnte jetzt schon dahin gezogen werden. Mit der Dogmatik hofft er, würde sich endlich auch geben, nur viel später, als mit den andern Theilen; man dürfe aber doch schon den Anfang zu dieser Annäherung und künftigen Gemeinschaft, als gemacht ansehen.

Bey gerechter Anerkennung der fleissigen und mühevollen Arbeit, welche in diesem Buche dargelegt worden ist, will Rec. noch einige Bemerkungen hinzufügen, und auf manche Bücher aufmerksam machen, die vielleicht bey einer zweyten Auflage mit aufzunehmen seyn möchten.

Das, was Rec. als Folge solcher Werke ansah, war wohl die Absicht des Vf. und des Herausgebers nicht, als sie dieses Werk unternahmen. Es hätte sonst nach einem ganz andern Plan angelegt werden müssen. Es hätte sich über die gesammte Literatur erstrecken, und doch wieder nur auf Deutschland beschränken müssen. Aber auch derjenigen Absicht, welche die Vf. hatten, möchte das Werk nicht so genau entsprechen, obgleich Rec. gerne gesteht, daß es äußerst schwer sey, das Zuviel und Zuwenig bey einer so beschränkten Arbeit zu vermeiden; und glaubt daß es leichter gewesen seyn möchte, wenn sie, ohne Rücksicht auf eine besondere Classe von Theologen zu nehmen, überhaupt eine theologische Bibliothek, zunächst für katholische Theologen angelegt, nur für jedes Fach die für die besten in ihrer Art anerkannten Werke, die katholischen gleichwohl zuerst, und zwar welcher Nation sie immer zugehören möchten, dann die protestantischen, genannt hätten, doch so, daß in dem Falle, wo diese letztern nicht so gerade zu von dem Katholiken durchaus gebraucht werden dürften, nachgewiesen worden wäre, wie oder wo die nöthige Berichtigung gemacht werden könnte. Der Theolog von einer niedern Stufe in seinem Orden hätte dann, wie der zu einem höhern Grad bestimmte, jeder nach seinem Bedürfnisse sich auslesen können, besonders, wenn in dem Werke selbst die nöthigen Winke dazu wären gegeben worden. Wie das Verzeichniß jetzt da liegt, ist es doch manchmal für seine Absicht nicht passend; denn es nennt Werke, die für diese Classe Theologen zu voluminös und zu theuer, und manche, welche zu unbedeutend sind. Wie viele werden sich die *Bibliotheca PP.* kaufen, und wie wenige werden sich um einzelne Dissertatio-

nen und solche Broschüren bekümmern, die besonders am Ende des Werks aufgezählt werden!

Was die hier mit Unrecht ausgeschlossenen Bücher anlangt, so rechnen wir dahin zuvörderst Josephus und Philos Werke, welche in keines Theologen Bibliothek fehlen sollten. Von jenen hat bekanntlich Oberthür, von diesen Pfeiffer (jedoch der letzte nicht vollständig) bequeme Ausgaben geliefert. Etwas von der rabbinischen Literatur hätte wohl auch gesagt werden sollen. Denn dieses Fach muß aus Liebhaberey bearbeitet werden, wozu aber Bücher, wie diese, das literarische Publicum aufmerksam machen, und die Liebhaberey wecken müssen. Goldhagens N. T. griechisch — dessen Religions-Journal, Herberths Theologie, die *theologia PP. S. J.*, die zu Würzburg in 8. Tractaten erschienen, die eben in Würzburg erschienene Theologie des Dominikaners Billuart, Voits Moral hätten nicht übergangen werden sollen: diese drey Werke sind in ihrer Art die besten, und machen den Schluß der scholastischen Periode der Dogmatik und der Moral auf katholischen Universitäten. Zur Geschichte müssen sie aufbewahrt werden als merkwürdige Urkunden. Wenn der Vf. über den Mangel guter lateinischer Uebersetzungen der Bibel klagt: so erinnert ihn Rec. an die Uebersetzung des Seb. Castellio, an die von Dathe, von A. und an die Erasmiſche und Beza'sche vom N. T. Bey der Dogmatik hätte Oberthürs *Theologiae revelatae primae lineae, Dogmaticae pars una* deswegen genannt werden sollen, weil die Anlage zu einer Dogmatik neu ist, und er eine Zeitlang selbst darüber öffentliche Vorlesungen gehalten, ehe Lud. Häbert und in der Folge Steph. Wüst als Bücher zu Vorlesungen zu Würzburg vorgeschrieben wurden. Bey der Bibel und Exegese hätte Henr. Kilber *Harmonia Evangeliorum*, und dessen *Analysibiblica*, die aber ohne Namen des Vf. erschienen, und wovon Rec. den T. I. *Continens libros hist. V. T.* (Heidelb. 1773. 8.) vor sich hat, nicht übergangen werden dürfen, weil der Vf. der erste war, der 1764 exegetische Vorlesungen zu Würzburg auf höchsten Befehl zu halten anfang. Unter der Bücherlehre von der Dreyeinigkeit fehlt eine merkwürdige Erscheinung, die von einem Benedictiner aus dem Kloster Neustadt im Würzburgischen, Placidus Störmer, herausgegebene Schrift: *Dogma Scholasticorum*, worin er zeigt, daß die das Geheimniß so erschwerende *Unitas naturae numerica*, die Lehre der Scholastiker, nicht aber der Kirche sey. Druckfehler mögen es seyn, wenn Oberthür einmal Friedrich, und Zirckel Doctor Phil., Heger Pfarrer im Würtembergischen statt Würzburgischen, Schneider, Professor zu Köln genannt wird. Dort muß es Franciscus D. Theol. heißen. Letzterer aber war Professor zu Bonn, verlor seine Professur nicht, sondern verließ sie selbst, und ging dann nach Frankreich.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 A P R I L , 1 8 0 4

## JURISPRUDENZ.

GIESSEN, b. Tasché u. Müller: *Civilistische Verrückte* von D. Paul Johann Anselm Feuerbach, ord. Prof. des Rechts in Kiel. Erster Theil. 1803. 274 S. 8.

Einige Aufsätze über streitige Gegenstände des Civilrechts, mit Klarheit und Scharfsinn, aber auch mit zu viel Aufwande von Worten geschrieben; Kleinigkeiten, nach der eigenen Sprache des Vf., die, wie er hofft, nur dem Kreise der wenigen ächten Civilisten willkommen, dem rein philosophischen Juristen aber, wie er fürchtet, nur ein Ekel seyn würden. Es mag seyn, daß die letztern das Gefühl der eleganten Jurisprudenz im Rücken haben; der Freunde philosophischer und historischer Entwicklungen des positiven Rechts werden indeß doch hoffentlich noch immer mehrere seyn, als der Vf. zu glauben scheint. Seine Abhandlungen sind nicht alle von gleichem Gehalte. Am meisten zeichnet sich N. I aus, *Entdeckung des Unterschieds zwischen servitus luminum und servitus, ne luminibus officatur; eine glückliche Erklärung von L. 4. D. de servitutibus praediorum urbanorum*. Eine Servitut in Ansehung des Lichts konnte man sich in Deutschland nicht anders denken, als daß der Beschränkte seinem Nachbar das Licht nicht verbauen dürfte; *servitus, ne luminibus officatur*; sollte es noch eine zweyte, der ersteren entgegengesetzte, geben, so konnte sie nichts anderes seyn, als eine Beschränkung der Freyheit im Nichtbauen oder im Niedrigbauen, wodurch dem Nachbar ein Schatten erhalten wurde, *servitus luminum*. Da die letztere in Deutschland ganz ungebräuchlich und unbekannt war, so zerbrach man sich lange den Kopf über den Sinn von *servitus luminum*; man suchte die Erklärung dazu aus der Zahl der in Deutschland gewöhnlichen Servituten, und verfehlte so, durch eine falsche vorgesezte Idee geleitet, das rechte Ziel, bis ein glücklicher Gedanke an das Eigenthümliche des italienischen Himmels erinnerte. Nun ist L. 4. D. *de servitutibus praediorum urbanorum* ganz klar. N. II. Beweis, daß die Redhibitorienklage sowohl statt finde wegen Mängeln (Mängel), welche die Brauchbarkeit der Sache aufheben, als auch wegen solchen (solcher), die ihren Werth verringern. Der Satz ist ganz richtig, daß der Käufer einer fehlerhaften Sache, sie sey ihm noch brauchbar oder nicht, die Wahl zwischen der Aufhebung des Kaufs und der Herabsetzung des Kaufpreises hat. Wenn aber der Vf. damit eine

alte irrige Meinung zu stürzen glaubt, so möchte dieser Gewinn wohl nur auf einem Mißverständniß beruhen. So sagt *Leyser Sp. 237 m. 1. — ex aedictio edicto duas oriri actiones, redhibitoriam et aestimatoriam, in vulgus notum est; haec, ut Lauterbachius in compendio juris p. 413 loquitur, elective concurrunt* womit die übrigen vom Vf. genannten Rechtsgelehrten leicht zu vereinigen sind. Ein Wahlrecht des Käufers findet auch unstreitig nach der Meinung de von ihm angeführten Voet und Malblank statt. N. II. *Grundlinien zu einer Theorie der juristischen Kritik und Beantwortung der Frage, ist die Kritik dem Praktiker brauchbar?* Meist polemischen Inhalts, ohne ein fruchtbares Resultat zu liefern; vieles läuft auf einen Wortstreit hinaus. N. IV. *Ueber die L. 13. §. 3. D. de usufructu*, der Vf. seines glücklichen Fundes gewiß, setzt mit Zuversichtlichkeit hinzu: *eine noch wendige kritische Emendation, die wohl keinen Zweifel hat*. Allerdings ist die von ihm vorgeschlagene Verbesserung, durch veränderte Interpunction und leicht des Zusammenziehen getrennter Sylben, aus der Classe derjenigen, die den wenigsten Anstand verursachen, aber darum, wie Rec. glaubt, nichts weniger als gelungen. Auf sie fällt der Tadel eines Sprachzwanges und einer unnützen Wiederholung. Nach der bisherigen Ansicht der Stelle aber fällt nicht allein dieser Tadel weg, sondern es liegt auch darin kein solcher Widerspruch, als der Vf. fand. Es ist vielmehr in Hinsicht auf den Grubenbau, wenn eine einträglicher als andere Nutzarten ist, eine Ausnahme gemacht, die, ohne auch noch auf die Wichtigkeit des Grubenbaues für den Staat zu achten, nicht bloß dem Nutzniesser, sondern auch dem Eigenthümer in der Folge zu gut kommt, welches bey der andern Arten der Verbesserung der Fall nicht ist. Von dieser Seite betrachtet erscheint die Sprache Ulpian's an der angeführten Stelle sehr ausdrucksvoll, die auch durch die damit übereinstimmende Uebersetzung dieser Stelle in den Basiliken völlig bestätigt wird. N. V. *Was ist ein Directarius*, zur Erklärung der L. 9. *de extraordinariis criminibus* und der L. 9. §. 1. *seq. D. de effract. et expilatoribus*. Daß Directarius einen kecken, sehr listigen Dieb, der bis in das oberste Stockwerk, den Speisesaal, (*coenaculum*), sich wagt, bedeute, ist gut gezeigt; wodurch aber in der angenommenen Begriffe, von einem sich ins Haus einschleichenden Diebe, in der Hauptsache nichts geändert wird. N. VI. *Ueber den römischen Begriff von Status und die gewöhnlichen Einteilungen desselben*. Daß die Römer sich nur einen *Status libertatis*, & *vita*

*status* und *familias* dachten, und den von den Neueren gebildeten Begriff eines *status actus*, *fundatus* und dergleichen nicht kannten, darin stimmt Rec. dem Vf. bey; sollte aber die weitere Ausbildung des Begriffs, der in dem Worte *status* liegt, tadelhaft seyn? Eine andere Frage hiebey ist, ob die System-Schöpfer recht daran thaten, die in so vieler Hinsicht fruchtbare, und den Römern durch die *adversus capitis diminutio* wichtige Abhandlung des Rechts im Großen unbenutzt zu lassen. Gewiß müßte die Ansicht des positiven Rechts nach diesen dreyfachen Zuständen bey weitem glücklicher und nützlicher für die Theorie, als die herrschende geworden seyn, zumal wenn sie, wie sich erwarten ließe, mit der Zeit mehr Ausbildung erhalten hätte. Als Grundlage blieb immer der *status civitatis*; und diesem waren untergeordnet, der Stand des Einzelnen außer der Gesellschaft, und der Stand in der Gesellschaft; wovon dieser aus dem *status familiae*, jener aus dem *status libertatis* hervorging. N. VII. *Etwas über die Methode des deutschen Privatrechts*, mit besonderer Anwendung auf die Frage: Ist der Interimswirth für seine Person zu einer Lehnwaare verbunden? Der Vf. bestreitet gegen Rande die Verbindlichkeit des Interimswirths zur Entrichtung der Lehnwaare, und bekennt sich in Ansehung des Begriffs vom deutschen Privatrecht zur Hufelandischen Theorie. In beiden tritt ihm Rec. bey, nur mit der Einschränkung, daß für Freyheit des Interimswirths der römische *ususfructus* keinen passenden Gebrauch gestattet; und daß das Eigenthümliche der deutschen Nutzungsarten von Grundstücken diese Freyheit noch zweifelhaft macht; daß ferner im deutschen Privatrechte die Geschichte des Gebräuchlichen und Gewöhnlichen, wenn sie gleich keine eigentlichen Gesetze liefert, doch praktisch brauchbare Vermuthungsregeln an die Hand giebt, deren Entwicklung das wichtigste Stück des deutschen Privatrechts ausmachen muß. Im Grunde besteht die ganze Controvers über den Werth des deutschen Privatrechts in einem Wortstreite. N. VIII. *Ueber actio in rem und actio in personam, jus in rem und jus in personam*. Eine wenig interessante Controvers mit Hn. Thibaut. Da die römischen Juristen in der Entwicklung der Grundbegriffe und Grundsätze wenig genau, und nicht immer glücklich waren: so sollte man billig, mit Hülf der bessern Einsichten unserer Zeiten, vor andern die Begriffe aus der Natur der Sache, philosophisch, und dann die römischen Begriffe historisch, und mit dem allgemeinen Maasstabe vergleichend, zu entwickeln suchen, womit zugleich viele Controversen von selbst fallen würden. Ek.

LEZZIO, B. Martini: *Handbuch der (Kur) Sächsischen peinlichen Processen*, von D. Gottfried Winckler, außerordentlichem Prof. d. R. zu Leipzig. Erstes Bändchen. 1802. 164 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ein Lehr- oder Handbuch für die Theorie irgend eines Landes-Processes darf, nach unserem Dafürhalten,

nicht mehr und weniger, als Nachträge und Zusätze zu der Lehre des gemeinen Processes, und mithin von dieser selbst nur so viel enthalten, als davon zur vollkommenen Einsicht des Landesrechtes notwendig seyn dürfte. Alles dieses aber nicht allein um der Einheit des Plans, der Wahrheit und der Consequenz willen, sondern auch, damit nicht durch den wiederholten Rückblick auf das gemeine, das eigentliche Ziel übersehen werde. Dem verdienten Vf. vorliegender brauchbaren Schrift war es aber, so wie sich aus diesem *ersten Theile* erkennen läßt, mehr um eine vollständige Anleitung zu dem in Kurzfassen und in den Lausitzengeltenden Unersuchungsprocessen überhaupt zu thun. Denn, des eingeschränkten Titels ungeachtet, ließe derselbe nicht allein die in die Theorie des gemeinen deutschen Processes gehörigen Vorbegriffe und Begriffsbestimmungen vorausgehen, sondern zählt auch Karls V Halsgerichts-Ordnung zu den Quellen des sächsischen Processes, desgleichen das gemeine fremde Recht zu den *Hilfsmitteln* (!) desselben, bemerkt häufig die Grundsätze des gemeinen Rechts, und nimmt außerdem durchgehend Rücksicht auf die Abweichungen der in der Ober- und Niederlausitz üblichen Verfahrensart. Uebrigens enthält dieser Abschnitt nur einen kleinen Theil des Ganzen und wenig mehr als die Einleitung: nämlich, das erste Hauptstück oder die Einleitung und die beiden ersten Kapitel des zweyten. *Jenes* befaßt in vier Kapiteln a) Prolegomena über den Begriff, die Arten, Quellen und Hilfsmittel des Criminalprocesses, b) die Lehre von den peinlichen Gesetzen und der Gerichtsbarkeit, c) die Lehre von dem Gerichtsstande, d) und von der äußern Form des Gerichts. *Dieses*, welches der Darstellung des Criminalprocesses selbst bestimmt ist, erörtert die Rechtstheorie über die Veranlassung der Untersuchung und die Mittel, den Angeschuldigten vor Gericht zu bringen. Unverkennbare Vorzüge dieses mit vielem Fleiße ausgearbeiteten Buches sind: die Grundlegung zu einer vollständigen Geschichte des sächsischen Criminalprocesses, die sorgfältige Bemerkung der Eigenheiten des Lausitzer Verfahrens, vollständige Angabe der Quellen, genauere Bezeichnung der Grenzen der hohen und niedern Criminalgerichtsbarkeit nach den vaterländischen Gesetzen und der Praxis, vollständige Darstellung der Lehre von dem Gerichtsstande bey Verbrechen und Vergehen aller Art, so wie auch der Lehre von der Denunciation nach den kurfürstlichen, in diesem Punkte sehr reichhaltigen, Gesetzen. Es gereicht auch diesem Werke zu einer nicht geringen Empfehlung, daß der Vf. mit einer seltenen und von seinen Vorgängern nicht erreichten Genauigkeit seine Angaben überall mit den gesetzlichen Belegen bewährte, und außerdem, bey dem Streben nach der möglichsten Vollständigkeit, die Regel zweckmäßiger Kürze nicht vergaß. Der vorausgeschickte literarische Anzeiger (§. 13) ist nicht kritisch, mithin nicht belehrend. Der §. 14—19 mitgetheilte Versuch einer Geschichte des sächsischen Criminalprocesses enthält fast nichts; als ein

ein unprägnantes Registre der Quellen. Ueberhaupt darf man in dieser Schrift, welche allein das Vorhandene vollständig darlegen sollte, eigene Beobachtungen nicht suchen. Selbst die Anordnung dieses Werkes ist fremd, und im Ganzen von Feuerbach entlehnt. Auch gegen den Ausdruck des Vfs und gegen mehrere Begriffsbestimmungen lassen sich noch manche begründete Ausstellungen machen.

V. z. B.

U. L. M., b. Stettin: Ueber die Unzulänglichkeit des Kleinschrodtschen Entwurfs zur peinlichen Gesetzgebung in Baiern, von Joh. Karl Schmid, Hofrath und Professor zu Dillingen. 1803. 8.

Nach des Vfs Meinung sind wir von der Stufe der Vollkommenheit in der Criminalgesetzgebung, wegen Mangel des Urprinzips vom Strafrechte, noch weit entfernt, und er findet einen überzeugenden Beweis davon in dem Kleinschrodtschen Entwurfe eines bayerischen Gesetzbuchs. Er hält sich überzeugt, daß mit dem Kleinschrodtschen Criminalprincip, bey einer consequenten Anwendung desselben, das Criminalrecht sich nie bis zur Wissenschaft erheben, noch darauf ein vollkommenes Gesetzbuch gebauet werden könne. Auch legt er dabey das Geständniß ab, daß er die bisher in den Lehrbüchern aufgestellten Principien des Criminalrechts, sie seyen von Feuerbach und Grollmann, oder von Klein und Kleinschrod, nicht für die ächten halte; daß es überhaupt noch an einem ersten Rechtsgrunde, an einem Grundprincip des Rechts, oder an einer Realdefinition desselben ermangele; daß weder die Sammler der neuern Gesetzbücher, noch die neuesten Philosophen den Rechtsbegriff glücklicher als ihre Vorgänger bestimmt hätten. Indem er aber den Grund derselben, als den nicht ächten, bestreitet, laßt er dem brennenden Eifer der Neuern, immer vorwärts zu schreiten, alle Gerechtigkeit wiederfahren. Von seinen eigenen Bemühungen hierin, deren Beurtheilung er zwar dem Publicum überläßt, glaubt er doch das offene Geständniß ablegen zu dürfen, daß das von ihm aufgestellte Rechtsprincip, seiner Ueberzeugung nach, zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Rechtslehre vollkommen zureiche, und daß er, nach angestellter Prüfung, aller dagegen gemachten Vorwürfe, die Möglichkeit nicht einsehe, wie seine Principien widerlegt werden könnten.

Zur Begründung seiner eigenen Theorie nimmt der Vf. eine völlige Gleichheit in der Freyheit zu handeln an, mit dem daraus fließenden Widerstande gegen die Anmaßungen Anderer. „Die vollkommene Gleichheit der Reaction eines freyen Sinneswesens auf die Action eines Andern ist die Realdefinition des Rechts und das Grundprincip der Rechtswissenschaft.“ Hieraus wird dann das Strafrecht abgeleitet, mit Rücksicht auf Stoff und Form des Rechtsbegriffs. „Der freye, gleiche Widerstand gegen jede Anmaßung ist die das Recht von allen andern Vor-

aussetgegenständen unterscheidende Form, die sich mit ihrem Stoffe, nämlich unserer Freyheitsphäre, die wir gegen äußere Angriffe durch unsern Widerstand erhalten, unzertrennlich verbinde, und durch diese Vereinigung den Rechtsbegriff vollende. Die Form des Rechts — die freye Reaction, geschieht entweder durch eine bloße Insinuirung unseres Nichtwollens in dem Bewußtseyn des Anmaßers (rechtliche Forderung) oder durch wirkliches Gegenhandeln (wirkliche Ausübung des Rechtszwanges); den Stoff — unsere Freyheitsphäre, die wir zu erhalten trachten“ beziehen wir entweder auf uns selbst, um unser freyes Handlungsvermögen zu erhalten (Urrecht der Freyheit), oder wir beziehen ihn auf andere uns gleiche freye Wesen; und dann ist er das Urrecht der Gleichheit.“ Damit ist der Rechtsbegriff ganz entwickelt, und es bedarf nur noch der Anwendung desselben auf die wirkliche Welt, oder wie der Vf. sagt, auf das Handeln freyer Sinneswesen. Er unterscheidet weiter angeborene und erworbene Rechte, und rechnet zu den ersten auch die Rechtsform, welche sich durch Anwendung vermittelt des körperlichen Rechtszwanges äußert, und wodurch wir unsere Freyheit schützen, welches das Vertheidigungsrecht wird. Wenn unsere Freyheitsphäre wirklich verletzt wird, so erzwingen wir Schadenersatz; aber auch ohne dieses fordern wir auch immer noch Wiedervergeltung der verletzten Gleichheit, die der Beleidigte durch Wiedervergeltung erzwingen kann; und hier haben wir dann, nach dem Vf., den Urgrund des Strafrechts. Aus diesem, wie er es nennt, eigenen, absoluten, in dem ursprünglichen Rechtsprincip gegründeten, nicht aus der Politik, oder dem Rechte der Sicherheit hergeleiteten Princip des Strafrechts folgert nun der Vf. weiter, daß Verbrechen, die Verletzung des Rechts der persönlichen Gleichheit freyer Wesen, und Strafe, die Wiederherstellung dieses verletzten Rechts an dem Verletzten sey, und zwar nicht eben allezeit durch gleiche Facta, sondern durch die Gleichheit unangenehmer Gefühle. Er schließt nun den Versuch aus der Zahl der Verbrechen aus; erfordert zu einem Verbrechen nicht den vollen Gebrauch der Vernunft; bestimmte Straferwerbungen eine Schärfung, unbestimmte müssen durch eine billigmäßige Annäherung an den Grundsatz der Gleichheit, in dem jedesmaligen Falle, niemals aber zum Voraus und im Allgemeinen bestimmt werden; bey bestimmten Rechtsverletzungen muß stets und überall einerley Strafe, z. B. beym Todtschlage die Todesstrafe seyn, ohne Schärfung, und ohne Milderung; Abstufungen von unbestimmter Strafe, zur Hälfte, zum Drittel, Viertel etc. kann es nicht geben; moralische und politische Grundsätze dürfen auf das Strafrecht eigentlich keinen Einfluß haben; auch sind allzuangeflickte Zergliederungen der Strafgesetze mehr schädlich als nützlich.

Nach dieser Vorbereitung stellt der Vf. zwischen seinem und dem Grundsatz, den er in dem Kleinschrodtschen Entwurfe entdeckt, und in die Sicherung gegen Verbrechen setzt, eine Vergleichung an, wo-



wovon den Erfolg ein Jeder sich leicht selbst sagen kann. Im Grunde scheint der Vf. das Wiedervergeltungsrecht, in das Gewand der neuern Philosophie eingekleidet, dem Publicum vorzuführen, ein Princip, das durch sein Alter ehrwürdig, und durch seine Wirkung allgemein verständlich, auch bey Abmessung der Strafe ein guter Maassstab ist. Inzwischen möchte der Rec., ohne noch in die Beurtheilung des aufgestellten Rechtsprincips einzugehen, dem Vf. bloß die Frage zur Beantwortung vorlegen: ob der Staat, wenn er ohne das Wiedervergeltungsrecht, oder ohne das Rechtsprincip von der Gleichheit der Freyheitsphäre, nach der Sprache des Vfs die Freyheit der Landeseinwohner mit glimpflicheren Mitteln schützen kann, von demselben dennoch Gebrauch machen müsse? Ob also Todtschläger, nach dem Princip des Vfs, nothwendig hinzurichten sind, bloß dem Princip zu Gefallen, wenn man gleich Mittel hätte, den Verbrecher auf andere Art zu strafen und zu bessern, und so einen nützlichen Bürger dem Staate zu erhalten? Im Fall er diese Frage bejahet, ist vorauszusehn, daß weder die pfalzbaierische, noch eine andere Gesetzcommission von seiner Schrift Gebrauch machen wird; wenn er sie verneinet, so kann diese nichts weiter als ein Spiel der Theorie werden. Es ist bey allem dem nicht uninteressant, dem Vf. in die Prüfung der einzelnen Stellen des pfalzbaierischen Criminalcodex zu folgen; indem der eigene Gesichtspunkt, aus dem er die Gegenstände betrachtet, zu mancher nützlichen Anmerkung Anlaß giebt. Hätte der Vf. seinen Grundsatz zur bestern Bestimmung der Ersatzpflicht des Verbrechers benutzt: so könnte seine Ausführung einen mehr praktischen Nutzen gewähren; denn die Gleichheit in Ansehung des Ersatzes gegen das Eingebüßte, ist ein unverkennbares Recht, dessen Handhabung im Grunde das wichtigste Stück der öffentlichen Fürsorge, neben der Sicherstellung gegen künftige Verbrechen seyn sollte.

Rr.

PARIS, b. Goujon d. Sohn: *Tableau historique de la jurisprudence Romaine, depuis la fondation de Rome jusqu'au dix-huitième siècle. Suivi du texte de la loi des douze tables et de notes explicatives; pour servir de préliminaire à l'étude du droit* —

par Goujon (de la Sempence) ancien Jurisconsulte. An XI. (1803.) 396 S. 8.

Das Werk von Terrasson, sagt der Vf. in der Vorrede, sey zwar vorzüglich, aber ein Foliant sey doch zu groß für den Anfänger, deswegen habe er es für nöthig gehalten, dieses Buch zu schreiben. Neue Untersuchungen also liegen ganz außer dem Plane dieses Werks, und es kann nur zweyerley von ihm gefordert werden: vollständige Kenntniß der Arbeiten anderer Gelehrten, und planmäßige Auswahl der Materialien. Allein die Kenntniß des Vfs beschränkt sich auf Terrasson und dessen Citate: davon, daß in Deutschland in diesem Fach gerade die wichtigsten Werke geschrieben worden sind, scheint der Vf. nie gehört zu haben. Die Auswahl des Stoffes ist völlig gedankenlos; dafür, daß hier dem Anfänger viele Dinge gesagt werden, welche er nicht zu wissen braucht, erfährt er viele andere nicht, ohne die seine ganze Kenntniß höchst dürftig und unzusammenhängend bleibt; ja es läßt sich behaupten, daß Jeder, der nur einen vollständigen Vortrag über alte Geschichte angehört hätte, eine viel gründlichere Kenntniß des römischen Rechts haben müßte, als der aufmerksamste Leser dieser Rechtsgeschichte. Daß also dieses Buch jedem Leser völlig unbrauchbar ist; versteht sich von selbst. Wie weit die Unwissenheit des Vfs gehe, wird sich durch wenige Beyspiele zeigen lassen, welche so ausgewählt sind, daß sie bloß dem Vf. zur Last fallen, Terrasson hingegen dabey aufsetz Schuld ist. Nach S. 251 hat das *Sc. Trebellianum* bestimmt, daß dem Intestaterben (*Pheretier du sang*), welchem bis auf diese Zeit das ganze Vermögen durch Testament entzogen werden konnte, wenigstens eine Quart als Pflichttheil übrig bleiben solle. Nach S. 257 sind zwey kritische Ausgaben des Julian geliefert worden, die erste von Irnerius im J. 1576, die zweyte von den beiden Pithou 1689. Unter den Schriftstellern endlich, welchen wir die Erhaltung der Fragmente der zwölf Tafeln zu verdanken haben (S. 55), stehen in Einer Reihe: Dionysius, Livius, Plinius, Hotman, Gravina und Gothofred; Selbst die magere Notiz von den Handschriften der Pandekten etc. zu Paris (S. 297) ist bloß aus Terrasson extrahirt; nur daß hier der Name der Nationalbibliothek an die Stelle der königlichen getreten ist. Merkwürdig ist noch die ehrenvolle Art, mit welcher hier Cäsar und seine Usurpation eingeführt wird.

RdB.

## KLEINE SCHRIFTEN.

STATISTIK. *Aßchaffenburg*, b. Weiland: *Adressbuch, oder alphabetisches Verzeichniß des in kurf. Reichs-Erzkanzlei, Diensten und Charakteren stehenden Personals*. Taschenformat 36 S. Das erste und noch unvollkommene Surrogat eines kurrenzkanzlerischen Staatskalenders, welches schon an sich einen merkwürdigen Contrast mit den von 1738 bis 1797 erschienenen kurmainzischen Hofkalendern darbietet. Statt des überaus zahlreichen Hofstaats, und der Erfurter, Eichsfelder und Wormser Behörden ist hier alles nach dem A, B, C unter den drey Abtheilungen der *Fürstenthümer Aßchaffenburg und Regensburg* und der *Gräfschaft Wetzlar* an einander geteilt. Bis zu an-

schiedener Sache sind auch noch die Mitglieder der beiden Domcapitel darin begriffen. Die Lücken und Fehler entschuldigt der Verleger mit der Eile, und mit dem Versprechen einer berichtigeren Fortsetzung. Vor dem beygedruckten Schreib- und Adresskalender bildet das neue kurrenzkanzlerische Wappen die Vignette; der französische Jahrzähler steht dem deutschen zur Seite, und scheint überhaupt unter den Deutschen in eben der Masse Credit zu gewinnen, in welcher er ihn unter den Franzosen verliert. Dagegen hebt Rec. unter den Mängeln die Nichterwähnung der bey dem Kurrenzkanzler accreditierten Gesandten heraus.

112



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 A P R I L, 1804

## J U R I S P R U D E N Z.

- 1) GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Georgii Ludovici Boehmeri Principia juris canonici, speciatim juris ecclesiastici publici et privati, quod per Germaniam obtinet, editionem septimam curavit D. Car. Traug. Gottlob Schoenemann, Prof. Göttingensis. 1802. XXVI u. 672 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)*
- 2) HALLE, b. d. Vf.: *Grundriss des Kirchenrechts der Katholiken und Protestanten in Deutschland, mit Beziehung auf Wiesens Grundsätze des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts, vom Professor König in Halle. 1803. 172 S. gr. 8.*

Der nunmehr verstorbene Prof. Schoenemann unternahm gewiss ein nützliches und für ihn ehrenvolles Werk, indem er Böhmers mit Recht geschätztem Lehrbuche, welches nun schon seit 44 Jahren den akademischen Vorlesungen über das Kirchenrecht auf mehreren Universitäten, nicht ohne Nutzen, zum Grunde gelegt wird, durch Ergänzung und Bereicherung der Literatur und durch einige in den Noten hinzugefügte Bemerkungen, eine noch grössere Brauchbarkeit zu verschaffen suchte. Diese Brauchbarkeit werden selbst diejenigen zugestehen müssen, welche mit dem Vf. von Nr. 2 anderen späterhin erschienenen Lehrbüchern in anderer Hinsicht den Vorzug einräumen. Denn, um dies gleich hier in der Einleitung bezubringen, Hr. Prof. König äussert in dem Vorberichte, dass sein Grundriss bloß zum Gebrauche der Vorlesungen über das Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland bestimmt sey. Er habe nämlich dasselbe bisher nach dem Lehrbuche von Wiese vorgetragen, weil er jedesmal das beste Lehrbuch seiner Art wähle, und das Wiesesche Lehrbuch gewiss große Vorzüge vor dem Böhmerschen, selbst nach der Schoenemannschen Ausgabe besitze. Der Erklärung wegen habe er daher überall auf das Wiesesche Lehrbuch hingewiesen.

In so fern sich dieses Urtheil über den Werth jener beiden Lehrbücher nur allein auf deren Brauchbarkeit, als Leitfaden, bey dem mündlichen Vortrage beschränkt, dürfte es wohl zu rechtfertigen seyn. Denn so unverkennbar Böhmers Verdienste um gründliche Behandlung der einzelnen vorgetragenen Gegenstände sind; so sehr sein Lehrbuch durch die ihm eigene Bestimmtheit der Begriffe, durch Bündigkeit und gedrängte Kürze im Vortrage, ohne Eintrag der nöthigen Ausführlichkeit und Deutlichkeit, und end-

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band,

lich auch durch gute Auswahl der Beweisstellen und Allegate sich auszeichnet; so wenig ihm das Wiesesche Lehrbuch hierin völlig zur Seite gesetzt werden darf: so ist doch bey einem Lehrbuche nicht allein hierauf, sondern vorzüglich auch auf Vollständigkeit der dahin gehörigen Gegenstände, auf richtige Auswahl und zweckmäßige Anordnung derselben, Rücksicht zu nehmen; und in dieser Hinsicht möchte allerdings in dem Böhmerschen Lehrbuche noch manches zu vermissen seyn.

In dem Wieseschen Lehrbuche findet sich zunächst ein ausführlicher Abschnitt von den Verhältnissen der Kirche zu Kaiser und Reich, zu den Landesherrn einzelner Staaten, so wie von dem Verhältnissen der verschiedenen Religionen - Theile in Deutschland unter sich; welche Verhältnisse von Böhmern in seinem Lehrbuche theils übergangen, theils nur angedeutet, und in wenigen Paragraphen kurz zusammengefasst sind, wahrscheinlich weil dieser Gegenstand auch zum deutschen Staatsrechte gerechnet wird. Wenn aber schon bey einer allgemeinen Uebersicht des ganzen Rechtsgebietes solche Grenzen richtig festgesetzt werden können: so darf doch bey der systematischen Behandlung eines einzelnen Rechtstheils eine solche Gränzcheidung nicht statt finden. Vielmehr wird man in einem Systeme des Kirchenrechtes eine vollständige Belehrung über alle Rechtsverhältnisse in Ansehung der Religion und der Kirchengesellschaft erwarten dürfen; es wird daher aus dem deutschen Staatsrechte jener Abschnitt, so wie aus dem Criminalrechte die Lehre von den sogenannten geistlichen Verbrechen, zu entlehnen seyn; wiewohl der verschiedene Gesichtspunkt, aus dem sie in dieser oder jener Hinsicht betrachtet werden, eine verschiedene Behandlung erforderlich machen wird. Auch bey dem mündlichen Vortrage dürfte eine solche Vollständigkeit besonders auch für diejenigen wichtig seyn, die nach ihren besonderen Verhältnissen an den Vorlesungen über die übrigen Rechtstheile keinen Theil nehmen wollen.

Dagegen finden sich in dem Böhmerschen Lehrbuche einige fremdartige Gegenstände, besonders eine unverhältnismässig weitläufige Ausführung des gewöhnlichen Processes, z. B. die Lehren von den Klagen, Einreden, vom Beweise durch Zeugen, Documente und Eid, von petitorischen und possessoryischen Rechtsmitteln, u. s. w. welche sämmtlich, allenfalls mit Ausnahme der wenigen auf kirchliche Angelegenheiten sich ausschliessend beziehenden Vorschriften, in die Lehrbücher des bürgerlichen Rechts, oder

oder des Processus zu verweisen seyn möchten. Obgleich aber die Hauptquelle des Kirchenrechts, das *Corpus juris canonici*, so viele Vorschriften über den Process enthält, daß sich daraus schon allein eine vollständige Theorie des Processes aufstellen liesse, so kann dieß doch den Kirchenrechtslehrer nicht berechtigen, diese Gegenstände in das System des Kirchenrechts mit aufzunehmen; vielmehr darf er denjenigen, die diesen Gegenstand besonders behandeln, es überlassen, von diesen Vorschriften, in so weit sie von Gültigkeit seyn sollten, den nöthigen Gebrauch zu machen. Dagegen wird es ihm frey stehen, bey denjenigen Gegenständen, die nach gegenwärtiger Verfassung zum Kirchenrechte gehören, z. B. bey dem Eherecht, zu den Vorschriften des römischen Rechts seine Zuflucht zu nehmen, um, so weit es gestattet ist, die etwanigen Lücken dadurch zu ergänzen; welches nur als eine Austauschung der Rechtsquellen zu betrachten ist, wodurch die Grenzen nicht verrückt werden können. Mit Recht scheint daher Hr. Wiese, so wie schon vor ihm Hr. Schnaubert, den Process theils ganz weggelassen, theils nur auf den vorhabenden Zweck beschränkt zu haben.

Zweifelhafter möchte es scheinen, ob in einem Lehrbuche des Kirchenrechts sowohl für Katholiken als Protestanten, eine gemeinschaftliche Behandlung bey den Kirchenrechten, wie sie Böhmer hat, oder eine abgeforderte, wie sie Hr. Schnaubert und Hr. Wiese, beide jedoch nach verschiedenen Methoden, unternommen haben, vortheilhafter sey. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß die abgeforderte Behandlung manche Wiederholung, Hin- und Zurückweisung nöthig mache, die bey der gemeinschaftlichen Behandlung eher zu vermeiden ist. Wenn aber schon die Kirchenrechte bey den Religionspartheyen füglich neben einander zugleich systematisch behandelt werden können: so lassen sie sich doch nicht wohl in ein System bringen, da sie in ihrem Wesen und ersten Grundsätzen sehr verschieden sind, und an und für sich keine Einheit dabey statt findet. Durch die öftere Unterbrechung des Zusammenhangs, und abwechselnde Aufstellung der verschiedenen zuweilen heterogenen Principien wird aber die Uebersicht des Ganzen erschwert, und dieß kann leicht zu einer Verwirrung der Begriffe Anlaß geben; wie denn auch eine solche gemischte Erörterung nicht leicht einem von beiden Theilen völlig befriedigend sein wird. Daher scheinen die Nachteile dieser Methode überwiegend zu seyn.

So viel von dem Zweck und Inhalt des Böhmer'schen und Wiese'schen Werkes im Allgemeinen! Was nun bey dem ersten die Anordnung und zweckmäßige Vertheilung der zu behandelnden Gegenstände insonderheit anlangt, so scheint der Abschnitt von den Ordensgeistlichen, Klöstern, Stiften und geistlichen Ritterorden nicht an seiner rechten Stelle zu seyn. In dem 3 Buche wird nämlich von der Anwendung der geistlichen Regierung auf einzelne Gegenstände gehandelt, in Beziehung auf den Gottesdienst, und Verleihung der Kirchenämter und Pfründen, und Ver-

waltung der Kirchengüter. In der 3 Section ist aber jener Abschnitt eingeschaltet. Will man etwa hiebey die Anwendung der geistlichen Regierung auf geistliche Institute vor Augen haben, so würde hier ebenfalls von Klerikern zu handeln seyn, und dürfte ferner in Betrachtung kommen, daß den Ordensobern und Stiftern ebenfalls ein Antheil an der geistlichen Regierung zukomme, und daher schon früher eine Kenntniß davon voraus zu setzen sey. Es scheint deshalb fast angemessener, wenn dieser Abschnitt dem ersten Buche von dem geistlichen Stande (*de statu ecclesiastico*) als ein Anhang hinzugefügt wäre, wie Hr. Schnaubert in seinen Grundsatzen des Kirchenrechts gethan hat; wiewohl man bekennen muß, daß diese Nebensprossen des christlichen Kirchenstaates, in den Systemen des Kirchenrechts schon oft Verlegenheit erweckt haben.

In so fern endlich das Böhmer'sche Lehrbuch für beide Religionspartheyen bestimmt seyn soll, — wie wohl anzunehmen ist, da auf den protestantischen Universitäten gewiß auch Katholiken an den Vorlesungen darüber Theil nehmen, — möchte es zu wünschen seyn, daß der Schein der Polemik in Ansehung der Religionsdogmen hätte vermieden werden können, da die katholischen Principien in Ansehung der Hierarchie, der Sacramente u. s. w. durchgängig nur aufgestellt sind, um sie durch die von der evangelischen Kirche angenommenen Grundsätze zu widerlegen. Bey den sonst so duldsamen und menschenfreundlichen Gefinnungen des verehrungswürdigen Vfs, ließe dieß aber der religiöse Eifer nicht zu, der ihn befeelte, und möchte überhaupt bey einer solchen Nebeneinanderstellung schwer zu vermeiden seyn.

Doch diese wenigen Mängel werden nicht nur durch die Einfachheit eines leicht zu übersehenden Plans, welche diesem Lehrbuche allein schon zur Empfehlung gereichen muß, vorzüglich aber durch die einsichtsvolle und gründliche Ausführung der einzelnen Gegenstände, mit steter Hinweisung auf das Studium der Quellen, ohne sich bloß an Autoritäten zu binden, so wie auch durch manche aufgestellte neue wichtige Gesichtspunkte, durch die Klarheit und Bestimmtheit seiner Begriffe, durch gute Auswahl der Allegate, und endlich durch den lichtvollen Vortrag, durch die Präcision des Ausdrucks, und die Gewandtheit des lateinischen Styls, so reichlich ersetzt, daß man sie gern übersehen dürfte. Ihm gebührt hauptsächlich das Verdienst einer richtigen Gränzcheidung der Hoheitsrechte in Ansehung der Kirche und der Kirchengewalt; welcher Gegenstand durch Samuel Pufendorf, Thomasius, und selbst durch des Vfs berühmten Vater Joh. Henning Böhmer, und andere, die ihnen folgten, in manche Zweifel verwickelt war.

Ueber dieses Böhmer'sche Lehrbuch sind in ältern und neuern Zeiten verschiedene, besonders herausgegebene Erläuterungen und Kritiken erschienen. Zu erstern gehören Hermann Becker's Gedanken und Erläuterungen der *Principiorum* etc. 1774. Der berühmte Canzler Kach in Gießen, der über dieß Böhmer'sche Lehrbuch Vorlesungen hielt, tadelte in ei-

em *Programme de sacris religionis internis et externis*, en Begriff, den *Böhmer* von der Religion festgesetzt hatte; wogegen sich letzterer, in der Vorrede zur vierten Ausgabe vertheidigt, welches mithin, als ein theologischer Streit zu betrachten ist. Eben derselbe rügte ferner in der Vorrede zu seinen 1774. herausgegebenen *Opusculis juris canonici, compendium Böhmerianum illustrant.*, dafs er bey der evangelischen Kirchenverfassung die sächsischen zum Muster genommen habe; welches sich doch wohl rechtfertigen läfst. In den Abhandlungen selbst hat er einige Bemerkungen über ein paar Stellen dieses Lehrbuchs gemacht; vorzüglich über die von *Böhmer* angenommene Erklärung der kanonischen Berechnung der Verwandtschaftsgrade in der ungleichen Collateralinie; auch über die priesterliche Einsegnung bey der zweyten Ehe, und über die Provision der geistlichen Beneficien; welche aber nachher von dem Vf. theils erläutert, theils berichtet sind. In neuern Zeiten, (1791) hat *Joh. Jacobi* einige Anmerkungen über dieses Lehrbuch herausgegeben, worin er solches nach den gereinigten Grundsätzen der christlichen Religion zu prüfen sucht. Er ist aber mit seinen Erinnerungen nicht weiter als bis zum 12 §. dieses Lehrbuchs gekommen. Alle diese Werke müssen übrigens das grofse Ansehen noch mehr bewahren, worin bis jetzt das Böhmersche Lehrbuch, und zwar mit Recht, steht; welches bey allen sechs Ausgaben, die nach und nach davon erschienen sind, durch mancherley Berichtigungen und Zusätze stets gewonnen hat.

Da der sel. *Schoenemann* über den Zweck seines Unternehmens sich nicht selbst erklärt hat: so glaubte Rec. zu dessen gehöriger Würdigung solches im voraus bemerken zu müssen. So wichtig nun hiernach sein Zweck erscheint, so dankbar ist das Verdienst anzuerkennen, welches er sich um dieses Lehrbuch erworben hat.

In dem Texte selbst hat er nichts geändert: nur hat er an ein paar Stellen einige mit Klammern bezeichnete Worte zu mehrerer Deutlichkeit eingeschaltet; jedoch ist S. 114 ein nicht unwichtiger §. von den Vikarien der Pfarrer hinzugefügt. Mit zweckmässiger Kürze hat er übrigens durch die in den Noten eingestreuten Bemerkungen, das etwa Mangelnde zu ergänzen, und jede Unbestimmtheit zu heben gesucht, um von jedem einzelnen Gegenstande, so weit es in einem Lehrbuche möglich ist, einen kurzen aber vollständigen Abrifs darzulegen. So ist z. B. verschiedentlich auf den Zweck der Religion und der christlichen Kirche genauer hingedeutet (§. 2. 4); und der Unterschied der Kirchengewalt, Kirchenregierung, und der Ministerialbefugnis bestimmter angegeben (§. 9, 12). Mit Recht scheint *Böhmer* von den Hoheitsrechten in Ansehung der Kirche, das Devolutionsrecht, und das Obereigenthum über die Kirchengüter ausgeschlossen zu haben; welche von andern angenommenen Rechte daher nur zu mehrerer Vollständigkeit von dem Herausgeber in den *Noten* nachrichtlich beygefügt sind (§. 22. 23). Bey §. 43 ge-

schieht der beiden andern Systeme der protestantischen Kirchengewalt, ausser dem von *Böhmer* angenommenen Collegial-Systeme, ebenfalls in einer Note Erwähnung, da die nähere Bekanntschaft mit diesen verschiedenen Systemen wesentlich nothwendig ist. Nicht unwichtige Zusätze finden sich §. 47 zur Erläuterung der nothwendigen und freywilligen Religionstoleranz in Deutschland, §. 62 von *const. extravag.*, §. 122 von der concurrenten Gerichtsbarkeit des Papstes, §. 138 von den Diöcesangesetzten, §. 150, 157, 160 von den Primaten und Patriarchen, Archipresbytern und Officialen, §. 540 von Verleihung der erledigten Beneficien der römischen Curie. Besonders finden sich bey dem Titel von der Ordination, auch bey dem Ehrechte viele Bemerkungen, und §. 271—279 sind die neuern Grundsätze in Ansehung der Liturgie hinzugefügt. Bey dem Reichthume von Bemerkungen, womit jeder Titel ausgestattet ist, würde die Aushebung einzelner zu weit führen, und Rec. begnügt sich, durch die wenigen Andeutungen darauf aufmerksam zu machen.

Besondere Sorgfalt hat der Herausg. auf die Ergänzung der Literatur verwandt. Nach seinen Verhältnissen durfte man hierin viel von ihm erwarten, und er hat auch in der That viel geleistet, so dafs jeder dadurch in den Stand gesetzt wird, über jeden einzelnen Punkt durch weitere Nachforschungen sich gründlich zu belehren. Er hat nicht nur die ältere Literatur noch häufiger benutzt, als *Böhmer*, sondern auch die neuere hinzugefügt, wenigstens die gangbarsten juristischen und theologischen Schriften, in so fern sie hierauf Beziehung haben: z. B. die Werke des um das Kirchenrecht sehr verdienten *Schnaubert*, *Wiesen's* Handbuch des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts, *Schott's* Einleitung in das Ehrecht, *Dabelow's* Grundsätze in das allgemeine Ehrecht, *Ammon's* praktische Theologie, und über das Fundament der Eheverbote, *Spittler's* Geschichte des kanonischen Rechts, und Grundrifs der Geschichte der christlichen Kirche, *Plank's* Werke, denen vorzüglich die erst seitdem erschienene vortreffliche Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung hinzuzufügen seyn würde, *Grellmann's* Geschichte der Stolgebühren, *Flügge's* Geschichte des deutschen Kirchen- und Predigtwesens, u. a. m.

Bey dem protestantischen Kirchenrechte führer, auch die Werke über einige Provinzialkirchenrechte mehrmals an, als *Ledderhose's* Anleitung zum Hesseschen Kirchenrechte, *Matthiä's* Beschreibung der Kirchenverfassung des Herzogthums Schleswig und Holstein, *Siggelkow's* Handbuch des Mecklenburgischen Kirchenrechts, *Schlegel's* Kurhannoversches Kirchenrecht, *Borowski's* neue Preussische Kirchenregulatur, *Hartmann's* Gesetze des Herzogthums Württemberg. Auch bey dem katholischen Kirchenrechte macht er von einigen ähnlichen Werken Gebrauch. Besonders ist die Literatur sehr bereichert bey dem Abschnitte von den Quellen des Kirchenrechts und Kirchengesetzen, dergleichen bey den Hoheitsrechten

in Ansehung der Kirche, den Paröchien, evangelischen Synoden, geistlichen Visitationen, Ehrechten der Protestanten, geistlichen Ritterorden und Patronatrechten. Und wiewohl der Herausgeber an gänzlicher Vollendung dieser Arbeit durch seinen frühzeitigen Tod verhindert wurde; so war doch schon der wesentlichste Theil, (bis zum 602 §.) von ihm selbst ausgearbeitet, und das übrige ist aus seinen nachgelassenen Papieren von seinen Freunden nachgetragen und ergänzt worden.

Endlich ist auch das Register hin und wieder berichtigt, und dadurch das Nachschlagen erleichtert, welches beyin Gebrauche des Werths allerdings wichtig ist. Ungern vermisst man ein solches Register bey einigen andern Lehrbüchern der Art, z. B. bey *Eybel's* Einleitung in das katholische Kirchenrecht, und *Schnaubert's* Grundsätzen des Kirchenrechts. Der Druck ist von Fehlern mehrentheils rein. Ausser den hinten angezeigten Fehlern hat Rec. nur noch einige bemerkt. Z. B. S. XVII Z. 3 ist *considerate* zu setzen statt *consideratae*, §. 317 *Evangelio* statt *Evangelico*, §. 55 ist die Note f aus einem Versehen weggelassen, §. 202 Note a ist eine Citation unberichtigt geblieben, da es heißen muß *B. Paulus in jure eccl. lib. II. Tit. 41* (nicht II) §. 68. 76. 79. 80. — Der in den vorigen Ausgaben befindliche Abdruck des Westphälischen Friedensschlusses ist als hinlänglich bekannt hinweggelassen.

Jedoch bey allen den Vorzügen dieser neuen Ausgabe, welche in Ansehung des Reichthums der Literatur schwerlich wird übertroffen werden, muß man gleichwohl den einsichtsvollen Aeußerungen des Hn. Prof. König (Nr. 2) beypflichten, welche er in dem Vorberichte dargelegt hat.

„Es scheint ihm nämlich auch in dieser Wissenschaft noch Vollständigkeit und Ordnung erforderlich zu seyn, wenn sie auf den Namen einer Wissenschaft mit Recht Anspruch machen soll. Dies zu versuchen, sey die Absicht dieses Grundrisses gewesen;“ welches in der That ein sehr rühmliches Unternehmen ist.

Das Kirchenrecht hat, wenigstens in neuern Zeiten, in der Behandlung, vor dem Civilrechte dadurch einen Vorzug behauptet, daß es systematischer, und nicht nach Anleitung eines willkürlich zusammengestellten Gesetzbuches vorgetragen ist; welches, wenn man etwa die Decretalen Gregors IX. dabey zum Grunde legen wollte, noch willkürlicher ausfallen dürfte, als das nach den Pandekten geordnete Civilrecht. Es herrschte zwar vordem in der katholischen Kirche der widernatürliche Gebrauch, das Kirchenrecht nach jenen Decretalen vorzutragen. Auch von *Riegger* hat in dem speciellen Theile der Institutionen des Kirchenrechts, wiewohl mit Verletzung einiger Titel, diese Ordnung beybehalten, *Eybel* aber sie zuerst verlassen. Selbst unter den Protestanten hat der berühmte, und um das protestantische Kirchenrecht so sehr

verdiente *Justus Henning Bohmer* in Halle, jedoch so weit es Rec. bekannt ist, nur er allein, diese Ordnung sowohl in seinen Institutionen, als in seinem größern Werke erwählt; welches bey seiner vorurtheilsfreyen Denkungsart, und seinem Geiste der Ordnung, noch auffallender erscheint, wenn man nicht auf die dabey gehegte, und von ihm selbst zu seiner Rechtfertigung angeführte Absicht Rücksicht nimmt: das Ansehen des kanonischen Rechtes bey den Protestanten zu schwächen, und den vorsichtigen Gebrauch desselben zu lehren, weshalb er glaubte, in dieser Hinsicht die Decretalen Schritt vor Schritt näher präsen zu müssen. Doch durch diese Methode, welche Wiederholungen unvermeidlich machte, so wie durch den unnöthigen und verschwenderischen Aufwand von Gelehrsamkeit, hat sein unsterbliches Werk, das *Jus ecclesiasticum Protestantium*, eine Ausdehnung erhalten, die es zum Gebrauche unbequem macht. Nicht viel angemessener, wo nicht noch unangemessener, ist die Ordnung, welche *Benedict Carpzov* und *Brunemann* erwählt haben, die das ganze Kirchenrecht in Personen- und Sachenrecht abtheilen, mit Hinzufügung des Processus, und unter diese drey Abtheilungen alle einzelnen Gegenstände zusammenreihen, so unbequem und unpassend solches auch immer seyn mag.

Schon seit geraumer Zeit haben indeffen, besonders die protestantischen Rechtslehrer sich bemüht, dem Systeme mehr Vollständigkeit und Vollkommenheit zu geben. Nach Rec. Meinung dürfte aber ein absolut reines, und in allen Punkten völlig zusammenhängendes System des positiven Kirchenrechts um deswillen schon höchst schwierig seyn, weil manche Theile nur zufällig damit verbunden sind, ohne wesentlich dazu zu gehören, z. B. das Eherecht, die Schul- und Armen-Angelegenheiten, und die Gerichtsbarkeit in der jetzigen Ausdehnung, die doch nicht übergangen werden können: daher es als ein Aggregat mehrerer in keinem nothwendigen Zusammenhange bestehenden Theile zu betrachten ist. Uebrigens wird auch der individuellen Ansicht, und dem eigenthümlichen Ideengange einige Freyheit dabey zu gönnen seyn, wenn nur das wesentlichste Erfoderniß dabey beobachtet wird: daß die leitenden Ideen, und die allgemeinen Grundsätze, von denen man dabey ausgehen muß, früher entwickelt werden, als die einzelnen Gegenstände, denen sie zur Grundlage, Stütze und Erläuterung dienen sollen, und daß ferner die einzelnen Gegenstände, wenn schon nicht immer jeder folgende Satz aus den vorhergehenden abzuleiten ist, doch so viel als möglich, in einer natürlichen Folge an einander gereiht werden. Je mehr man sich diesem Ziele nähert, desto lichtvoller und einfacher wird das System seyn.

(Der Abschluß folgt)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 A P R I L, 1804

## JURISPRUDENZ.

HALLER, b. d. Vf.: *Grundriss des Kirchenrechts der Katholiken und Protestanten in Deutschland*, etc. vom Professor König etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hr. König hat den bekannten *Wieseschen* Plan eigentlich nur in der Hauptanlage beybehalten; in der weiteren Ausführung aber ihn vielfältig abgeändert, und nicht nur erweitert, sondern auch in manchen Punkten genauer geordnet und berichtet, auch die Literatur hin und wieder mit Auswahl ergänzt.

Vorläufig wird in dem 1 Kap. der Begriff und die Natur des Kirchenrechts näher entwickelt. Das Kirchenrecht ist S. 6 des Grundrisses, nach Verschiedenheit des Verhältnisses, richtiger in das Privatkirchenrecht, Staatskirchenrecht und Völkerkirchenrecht, und das Privatkirchenrecht wiederum, in das öffentliche, und Privatkirchenrecht im engeren Sinne abgetheilt. Es wird dadurch dem bey dem *Wieseschen* Lehrbuche sonst schon gerügten Mangel abgeholfen, wo die Kirchenregierung ohne alle Einschränkung zum Privatkirchenrechte gerechnet ist; und eben dadurch hat manches eine andere Richtung erhalten. Das 2 Kap. begreift die Quellen und Hülfsmittel, welche hier, wie billig, den allgemeinen Grundsätzen vorgefetzt sind, da dieser Gegenstand zur Vorbereitung oder Einleitung mit gehört. Das 3 Kap. handelt von der Methode und dem Nutzen des Kirchenrechts. Es ist zu wünschen, und gewiss auch zu erwarten, daß bey dieser Gelegenheit der Nutzen, den besonders auch Theologen zur zweckmäßigen Amtsführung daraus ziehen können, genauer bestimmt und erörtert werden möge, um sie zu diesem bisher von ihnen noch immer zu sehr vernachlässigten Studium zu ermuntern.

Es würde zu weitläufig seyn, diesen ausführlichen Grundriss genau zu verfolgen, und jede Verbesserung und Erweiterung besonders anzuführen; Rec. beschränkt sich daher nur auf einige Beyspiele und allgemeine Bemerkungen. Zu den vorzüglichsten Verbesserungen dürfte die gehören, daß die Sacramente, samt den dazu gehörigen Ehefachen hier schicklicher zu den gottesdienstlichen Handlungen gerechnet sind, da Hr. *Wiese*, bey Darlegung des katholischen Kirchenrechts, sie weit davon getrennt, und unter dem Abschnitte von Kirchengütern vorgetragen hat. Zwar sucht letzterer diesen Uebelstand durch die nähere Bezeichnung dieser Güter zu heben,

J. A. L. Z. 1804. Zweyer Band.

indem er sie *geistliche* Güter nennt; doch kann er dadurch nicht gehoben werden, wenn, wie er gethan, zum Gegenfatze die *weltlichen* Güter genommen werden. Es gewährt dieses überall keine richtige Ansicht. Die Sacramente sind nicht Güter der Kirche oder der christlichen Gesellschaft, sondern sie sollen nur dem einzelnen Mitgliede ein Gut (oder vielmehr ein Beförderungsmittel zum Guten) seyn, dem sie dargereicht werden. Eben so richtig hätte man die Abtheilung so aufnehmen können: Güter, welche die Kirche an deren Mitglieder auspendet, ohne sie eigentlich zu besitzen; und Güter, welche sie eigentlich besitzt, ohne sie auszuspenden. Bey jener Abtheilung aber ist nicht abzusehen, warum nicht der Gottesdienst und die Beerdigung ebenfalls zu den geistlichen Kirchengütern gerechnet sind. Der Gottesdienst ist in diesem Sinne doch wohl das allgemeine Kirchengut, da die katholischen Sacramente nicht einst allen Mitgliedern zu Theile werden, manchen sogar durch Gesetze verfaßt sind z. B. die Ehe. Die gottesdienstlichen Handlungen erhalten dadurch auch einen sehr engen Bezirk, da, wenn man die Messe ausnimmt, die zum Gottesdienste mit gerechnet werden kann, nach ihm nur das Fasten, die Privatverehrung der Heiligen und Reliquien, und das Begräbniß übrig bleibt. Letzteres aber kann doch nur für diejenigen, welche die Bestattung nach Kirchengebrauchen begehen, nicht aber für den, der beerdigt wird, als eine gottesdienstliche Handlung betrachtet werden. In dem protestantischen Kirchenrechte hat Hr. *Wiese* diese Eintheilung auch wieder verlassen, und die Sacramente unter dem Abschnitte vom Gottesdienste behandelt; wiewohl sie in jenem Sinne hier ebenfalls als *geistliche* Güter betrachtet werden könnten.

Der *Wiesesche* Plan ist ferner mit einigen neuen Abschnitten bereichert. Z. B. ist S. 35 bey den Pfarrern ein Abschnitt von den Vikarien der Pfarrer, S. 48 bey den gottesdienstlichen Handlungen der Abschnitt von Wallfahrten der Katholiken, und S. 99 auch 156 das Völkerrecht der Katholiken und Protestanten in Deutschland hinzugefügt. Nicht unangemessen ist in dem Grundrisse S. 112 bey dem protestantischen Kirchenrechte der Abschnitt vom Kirchenregimente, dem von den Kirchenbeamten vorgefetzt, da Hr. *Wiese* die umgekehrte, nicht so natürliche Ordnung befolgt.

Zu den Rechten der Kirchenregierung rechnet der Vf. S. 36—40 und S. 110—122, ausser der gesetzgebenden, aufsehenden und vollziehenden Gewalt, auch die

die beurtheilende Gewalt, wozu er bey Katholiken das kirchliche Befähigungsrecht, und das Censurrecht, bey den Protestanten aber einen Theil der sogenannten landesherrlichen-geistlichen Reservatrechte zählt. Die geistliche Gerichtsbarkeit sondert er ebenfalls ab, und rechnet sie nicht bloß zur vollziehenden Gewalt. Die beurtheilende Gewalt dürfte indeß wohl nur eine bloße Modification der ausübenden und vollziehenden Gewalt, in Ausübung derselben, seyn. Sollte nicht etwa auch die S. 81—87 aufgeführte Lehre von dem geistlichen Strafrechte, samt dem geistlichen Gerichtswesen, der S. 40 behandelten geistlichen Gerichtsbarkeit im engern Sinne, angemessen haben hinzugefügt werden können, so wie ebenfalls bey dem protestantischen Kirchenrechte S. 121 und 142 wie es in *Wieses* Lehrbuche sich findet? Würde der Vf. (wie es jedoch nicht scheint) unter der geistlichen Gerichtsbarkeit im engern Sinne, etwa die wesentlich in der Kirchenregierung begriffene Gerichtsbarkeit bezeichnen wollen, um sie von der, der Kirche willkürlich beygelegten, Gerichtsbarkeit zu unterscheiden, so bedurfte es doch dieser Trennung nicht, da sodann nur der Unterschied unter wesentliche und unwesentliche Theile der geistlichen Gerichtsbarkeit getroffen werden konnte. Das geistliche Strafrecht möchte aber unter gehöriger Einschränkung allerdings zu den wesentlichen Theilen zu rechnen seyn. Sollten aber dort etwa nur die generellen Ideen entwickelt werden, und am jetztern Orte die nähere Ausführung folgen, so würde dieses einige Wiederholungen und Rückweisungen, die zu vermeiden waren, nach sich ziehen. So hätten vielleicht auch bey dem protestantischen Kirchenregimente zugleich die einzelnen darin enthaltenen Rechte behandelt werden können, welche S. 106 und 118 von einander getrennt sind, und S. 126 hätten die Sacramente den sonstigen gottesdienstlichen Handlungen billig vorgesetzt werden mögen. S. 97 und 146 kommt ein eigener Abschnitt von dem Kirchenrechte der erlauchten Personen, Soldaten und Gesandten vor, sowohl bey Katholiken als Protestanten. Es können jedoch dahin nur einzelne Vorrechte und Ausnahmen gerechnet werden, die zu wenig ergiebig seyn möchten, um ein eigenes Recht daraus zu bilden; daher solche füglich unter den gehörigen Rubriken, als Unterabtheilungen und Ausnahmen mit aufgeführt werden könnten.

Die Anmerkung des Vf. S. 102, daß die Literaturgeschichte des protestantischen Kirchenrechtes in zwey Hauptperioden zerfalle, als vor und nach J. H. Böhmers, scheint dem Rec. sehr richtig zu seyn, wenn man die Umformung der Denkart und Begriffe erwägt, die durch seine Schriften bewirkt ward, und auf die Sensation Rücksicht nimmt, die sie gleich bey ihrer ersten Erscheinung bey protestantischen Consistorien erregten. Nur kann der Zeitpunkt nicht auf 1740 festgesetzt, sondern muß wohl weiter zurückgesetzt werden, da Böhmers größeres Werk, das *Justitiale Protestantium*, schon 1713 herauskam. *Thomafius* sagt daher in seinem 1725 herausgegebenen

vermischten philosophischen und juristischen Händeln 3 Th. S. 26: „*Compzovis Definitiones juris ecclesiastici, und Dedekensii Consilia theologica*, wie auch das heilige *Justitiale* selbst hat nicht mehr so viele Auctorität, als vor 30 und mehreren Jahren.“ Schon 1718 drückte sich ein damaliger bejahrter Consistorialrath in einem aufgestellten Gutachten darüber folgendermaßen aus: „*Quid de hoc jure episcopali scripserit Bohmerus Hallensis, dudum est, quod cum cura legi, nec semel exclamavi: o mihi praeteritos referat si Jupiter annos! ut librum illum, quo in odium totius cleri, ipsorumque Consistoriorum peior nunquam prodit, resutare possim, a libris scribendis alias per naturam alienissimus.*“

Durch diese wenigen Bemerkungen, die nur die Aufmerksamkeit in Prüfung dieses Grundrisses beweisen, soll dessen Werthe nichts entzogen werden. Im Ganzen kann Rec. diesem Grundrisse seinen Beyfall nicht versagen. Das System hat ohne Zweifel dadurch mehr Vollständigkeit und Zusammenhang erhalten, und ist dem Ziele merklich näher gebracht, welches der Vf. sich selbst gesetzt hat, und dieses Verdienst wird billig jeder um so höher schätzen, je mehr er die damit verbundenen Schwierigkeiten kennt. Auch ohne Beziehung auf den mündlichen Vortrag, kann daher die nähere Prüfung dieses Werkes keinem unwichtig seyn, der sich für die weitem Fortschritte dieser Wissenschaft interessirt. Jedoch für den Zweck der Vorlesungen scheint uns dieser Grundriß fast zu weit umfassend und detaillirt angelegt zu seyn. Wenigstens möchte in dieser Hinsicht dem allgemeinen Kirchenrechte, als den natürlichen und allgemeinen Staatenkirchenrechten eine zu große Ausführlichkeit gegeben seyn, zumal da diese noch nicht durchgängig als eigentliche Wissenschaften anerkannt werden dürfen. Vielleicht würde auch die Verfolgung dieses ausführlichen Grundrisses weniger anstrengend erscheinen, wenn der Vf. hin und wieder durch eingestreute Bemerkungen auf einige Hauptgeheftsunkte aufmerksam gemacht hätte, wie etwa Hr. Plank in dem Grundrisse einer Geschichte der kirchlichen Verfassung; welche Bemerkungen gleichsam als Ruhepunkte zu betrachten seyn würden. Einige einzelne Sätze möchten dagegen auch zu kurz angedeutet seyn, um deren durchgängige Zweckmäßigkeit genau beurtheilen zu können.

K. S.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner:  
*Theoretisch-praktischer Commentar über die Heineccischen Institutionen nach deren neuesten Ausgabe von D. Ludwig Julius Friedrich Höpfner, mit dem Bildniß des Verfassers. Siebente Aufl., von neuem durchgesehen, mit einigen Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Adolph Dietrich Weber. 1803. Ohne die angehängten Tabellen. 1227 S. 4.*

Da das Publikum mit den Vorzügen und Mängeln des Höpfnerischen Commentars hinlänglich bekannt ist; so müssen wir uns hier bloß auf eine Anzeige der



der Eigenthümlichkeit der vorliegenden Ausgabe einschränken. Der wesentliche Vorzug derselben besteht darin, daß der berühmte Herausgeber dem, im Ganzen unverändert gelassenen Texte eine Menge ergänzender und berichtender Anmerkungen beigefügt, auch überall die neuere Literatur nachgetragen hat. Die Zahl der Anmerkungen ist so bedeutend, und ihr Inhalt so belehrend und interessant, daß alle vorhergehenden Ausgaben durch diese letzte so gut als völlig unnuß geworden sind. Sehr zu wünschen wäre es indess, daß die Verlagshandlung dem Herausgeber auch in Ansehung des Textes freye Hand gelassen hätte, und daß Hr. W. sich bey einer neuen Ausgabe entschließen möchte, mancher Darstellung eine andere Wendung zu geben, manches abzukürzen, und manches weiter auszuführen. Denn sollten alle Mängel stets durch Noten verbessert werden, so würde die ganze Arbeit nach und nach ihrem Hauptzweck durchaus nicht mehr entsprechen, und selbst dem Gelehrten beschwerlich werden. Der Verleger braucht auch gewiß nicht zu fürchten, dem Absatz des Werks durch solche wesentliche Aenderungen zu schaden, so lange diese von einem Schriftsteller herrühren, dessen Superiorität Höpfer selbst bey jeder Gelegenheit anerkannte, und über dessen ausgezeichnete Verdienste unter dem gebildeten Publicum nur eine Stimme ist. Um Beyspiele anzuführen, verweisen wir nur auf das *Prooemium*, die Lehre vom Besitz und der *bonorum possessio*. Sollte hier jede dürftige, eingeschrankte und schiefe Ansicht durch Noten verbessert werden: so müßten die Noten wieder einen reinen vollständigen Text enthalten. Und wozu diess, da doch die Irrthümer des Vfs. dem verständigen Publicum nicht heilig seyn können?

Uebrigens dürfen wir es nicht unbemerkt lassen, daß der Aufmerksamkeit des Herausgebers manche Sätze entgangen sind, deren Richtigkeit er selbst gewiß nicht wird verteidigen wollen. Unter andern rechnen wir dahin dasjenige, was §. 48 Not. 1 über die Auslegung singulärer Vorschriften gesagt ist, wenigstens hätte die entgegenstehende Meinung anderer angeführt, und zuörderst §. 25 berichtet werden müssen. Denn nimmt man mit dem Vf. an, daß die logische Ausdehnung nur statt finde, *ubi eadem ratio*: so darf man nachher auch nicht weiter von einer *similitudo rationis* sprechen. Eben so haben wir den Satz im §. 234 für falsch, daß alle Vormünder, welche von mehreren zur Tutel gewählt werden, Satisfaction leisten müssen. Denn im T. 1 §. de *satisfactione tutorum*, L. 17. L. 19. §. 1 de *testament. tut. L. 2. de Administr. tutor. L. 14. §. 1 de solut.* ist nur von testamentarischen, und *prævia inquisitione* von höheren Obrigkeiten bestätigten Vormündern die Rede, und nur in Rücksicht dieser hat die Bestimmung ihren guten Grund, da solche Vormünder an sich von der Satisfaction frey sind. Eben so hätte im §. 264 der Satz nicht unberichtigt bleiben sollen, daß die Gräber religiös sind, da nach L. 2. §. 5 de *religiosis* die Heiligkeit sich nicht auf das ganze Grabmal erstreckt, ohne welchem Satz sich auch die bekannte Be-

stimmung, daß nicht das ganze Grab, aber doch der offene Theil verkauft werden könne, gar nicht erklären ließe. Gleichfalls einer Berichtigung bedürftig scheint uns der Satz in §. 305 daß der, mittelst des Gebrauchs der Zauberkünste auf fremdem Boden gefundene Schatz dem Fiscus halb zufalle. Auf allen Fall hätte der Herausgeber, bey seinem Bestreben nach Vollständigkeit der Literatur, die Hauptschriftsteller anführen sollen, welche hier dem Eigenthümer des Bodens den Schatz ganz zusprechen. (Köchy Civil-Errät. 1. S. Nr. VII. S. 201 Not. b) — Doch es mag an diesen Beyspielen genug seyn. Wir erkennen es nur zu wohl, wie schwer, und fast unmöglich es ist, bey der ersten Revision jeden Fehler aus einem so weitläufigen Werke zu entfernen, und rechnen mit Zuversicht darauf, daß der Herausgeber, auch ohne unsere Erinnerungen, bey jeder neuen Auflage seinem Zweck immer näher kommen werde.

P.

HALLER, in d. Rengerschen Buchh.: *Materialien zur wissenschaftlichen Erklärung der neuesten allgemeinen preussischen Landesgesetze. Erstes und zweytes Heft. 1800. Drittes und viertes Heft. 1801. Fünftes Heft. 1803. Sechstes Heft. 1804. 8. (4 Rthlr. 14 gr.)*

Den Plan und den Zweck dieser Zeitschrift haben die Vff. in einer ausführlichen Ankündigung, die hier nochmals abgedruckt ist, dem Publicum vorgelegt. Wir müssen ihn als bekannt voraussetzen, und zeigen daher nur den Inhalt der herausgekommenen Stücke an.

*Erstes Stück.* 1) *Inhalt der preussischen Landesgesetze von Geh. Oberjustizrath Suarez.* Dieser Aufsatz, der jedoch nicht das ganze Landrecht betrifft, indem das Criminalrecht weggelassen ist, erleichtert nicht nur die Uebersicht der in dem Landrechte vorkommenden Materien, sondern kann auch als ein *Mémorial* Legum betrachtet werden. 2) *Auszug aus dem Entwurf zum allgemeinen Gesetzbuch für die preussischen Staaten.* Ein gutes Hülfsmittel zur Erklärung des Landrechts, da dieser Entwurf die ersten Materialien enthält, aus welchen nachher das Landrecht entstanden ist. Ausserdem wird auch der denkende Rechtsgelehrte Veranlassung haben, über den Geist der Gesetze und die Ursachen ihrer Abänderung oder gänzlichen Uebergelung, Betrachtungen anstellen zu können, die dem, welche keine Rechtswissenschaft nicht bloß handwerksmäßig und des Brods wegen treibt, immer angenehm sind. Die Gesetze sind sowohl ein Spiegel des Volks als auch des Fürsten. 3) *Auszug der abgeänderten Stellen in der ersten Ausgabe des allgemeinen Gesetzbuchs.* 4) *Disputationes forenses.* In diesem Aufsatze ist die Digression über die Frage, ob das allgemeine L. R. in der Theorie von den rechtlichen Vermuthungen mit dem gemeinen Rechte übereinstimme, und insbesondere, ob dasselbe *praefunctiones juris et de jure* kenne, bemerkenswerth. 5) *Antinomistische Zweifel.* 6) *Nachtrag. Einige Bemerkungen über das Circular wegen genauer Bestimmung*



verschiedener im allgemeinen L. R. und der Gerichtsordnung enthaltenen Vorschriften; d. d. Berlin den 30 Dec. 1798. Verschiedene der in diesem Circular vorgekommenen Dunkelheiten sind durch nachherige Rescripte erläutert worden.

*Zweytes Heft.* 1) *Uebersicht der allgemeinen Ger. Ordn. mit Bemerkung der darüber ergangenen neuen Verordnungen.* Dieser Aufsatz ist besonders für den Praktiker, der unmöglich alle Verordnungen und Rescripte immer gleich bey der Hand haben kann, sehr brauchbar. 2) *Versuch eines Commentars über die §§. 109—184 Tit. 5. Th. I. des allgemeinen Pr. L. R.* Dieser Versuch läßt nur den Wunsch übrig, daß es dem Vf. gefallen möge, das ganze Landrecht nach diesem Plane zu erläutern; denn in dogmatischer Hinsicht wird er immer seinen Werth behalten, wenn auch die Gesetze eine ganz andere Form erhalten sollten. 3) *Disputationes fori, oder Anwendung streitiger Gesetze auf vorkommende Fälle.* 4) *Antinomistische Zweifel.* 5) *Nachtrag zum ersten Heft.* Welcher einige durch nachher ergangene Rescripte gehobene Zweifel enthält. Unter der Vorerinnerung zu diesem Hefte unterschreibt sich der Hr. Stadtjustizrath Siewert in Danzig als Redacteur und Herausgeber.

*Drittes Heft.* 1) *Auszug aus der Kabinettsordre von 14 April 1780.* 2) *Versuch einer Uebersicht der Lehre von den Rechten auf fremdes Eigenthum im Titel 18 bis 23. Th. I. des A. L. R.* 3) *Auswahl der erheblichsten exegetischen, noch auf das L. R. anwendbaren Bemerkungen aus Schlossers Briefen, Hermanns Fragmenten und Erhards Kritik des Gesetzbuchs.* 4) *Disputationes fori.* 5) *Antinomistische Zweifel.* Der Anhang enthält eine Uebersicht des allgemeinen preussischen Landrechts nach seinen Rubriken und Marginalien mit Bemerkung der darüber seit der Publikation ergangenen neuen Verordnungen und sonstigen Erklärungen. Dieselben Gründe, welche die im zweyten Heft enthaltene Uebersicht der allgemeinen Ger. Ordn. rechtfertigten, finden auch hier statt.

*Viertes Heft.* 1) *Aphorismen zur allgemeinen Rechtslehre.* Nach der Vorerinnerung des Herausg. rühren sie von einem der ersten preussischen Staatsbeamten und Rechtsgelehrten her, der sie zu einem sehr erhabenen Zweck aufgesetzt haben soll. Um die Tendenz dieser Aphorismen wahrnehmen zu können, wollen wir einige ausheben. §. XVIII. Der Stand der Natur ist also nach dem Zeugniß der Geschichte ein Stand

der Unruhe und Verwirrung, in welchem keine Sicherheit bey dem Seinen, keine Ausbildung und Veredelung der Geisteskräfte, folglich keine wahre Glückseligkeit statt finden kann. §. 6. Die Bestimmung des Menschen ist nämlich nach unserm Vf., *Glückseligkeit.* §. XIV. S. 17. Despotismus setzt bey den Despoten Mangel an Einsicht oder Schwäche des Charakters voraus. Denn der Despot handelt nicht nur gegen seine Pflicht, sondern auch gegen sein Interesse. §. XV. Der Despot verändert den Zweck des Staats und des bürgerlichen Vertrages. Er verliert also sein Recht zur Regierung und untergräbt den Grund, auf welchem die Pflicht der Unterthanen, ihm zu gehorchen, beruhet. §. XVIII. Den größern Haufen sagt es der gemeine Menschenverstand, daß Millionen nicht um eines Einzigen willen daseyn können, und daß, wenn dieser Einzige die ihm anvertraute Gewalt mißbraucht, die Millionen nicht mehr schuldig seyn können, ihm zu gehorchen. 2) *Auswahl der exegetischen Bemerkungen aus Kleins Annalen zum zwanzigsten Titel des allgemeinen L. R.* 3) *Vom außerordentlichen, und Werth der besondern Vorliebe.* 4) *Disputationes fori. Antinomien.*

*Fünftes Heft.* 1) *Bemerkungen über das neue allgemeine Stempelgesetz vom 17 Sept. 1802.* Diese Bemerkungen schränken sich bloß auf Gegenstände ein, die vor die Justiz gehören, und haben die Absicht, die Praktiker auf die Schwierigkeiten bey der Anwendung des Gesetzes aufmerksam zu machen, und ihnen das Verstehen und Anwenden einzelner Vorschriften zu erleichtern. 2) *Responsa Prudentum.* Die in den vorhergegangenen Heften enthaltenen *Disputat. fori* sollen nicht als Entscheidungen zweifelhafter Rechtsfragen, sondern nur als Meditationen darüber, durch Gegeneinanderstellung der möglichen Zweifelsgründe, angesehen werden, wodurch die Vff. eine nähere Prüfung und Beantwortung veranlassen wollten. Einige dieser zweifelhaften Rechtsfragen sind von dem Hn. Geh. R. Klein in seinem System des preussischen *Civilrechts* erörtert und beantwortet, welche Erörterungen in diesem Aufsatze angeführt sind. 3) *Disputationes fori.* 4) *Antinomistische Zweifel.*

Das sechste Heft endlich enthält, außer den Fortsetzungen schon angezeigter Aufsätze, Nr. 5. *Einige Bemerkungen über die Wirkung des Retentionsrechts im Concurse.* Und Nr. 6 *Ueber die Vereinfachung der Depositionsverwaltung bey den Untergerichten zweyter Classe.*

PCR.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**JURISPRUDENZ.** Zeitz, b. Webel: *Kurze Erläuterung des unterm (!) 14 Dec. 1801 in Kurlachsen emanirten Generalis, die Verjährung der auf Aufkündigung gestellten Schuldforderungen betreffend*, von B. 1803. 21 S. 8. Rec. kann nicht absehen, welcher Classe von Lesern diese Schrift nützen soll. Das hier abgedruckte Generale ist in den Händen aller kurlachsischen Juristen, und der Commentar darüber enthält sowohl in seinem allgemeinen als besondern Theile gar nichts, was nicht jeder angehende Jurist schon wüßte, und was nicht jedem aufmerksamen Leser von selbst einfallen sollte. Der Vf. hat bloß eine Umschreibung seines Textes und eine ganz gemeine und doch nicht fehlerfreye Einleitung gegeben. Hier ist z. B. nicht, wie der Vf. und die Ungenannten, aus welchen er seine Einleitung

entlehnte, glauben, die Rede von erlöschender Verjährung, sondern vom Verlust der Rechte durch Nichtgebrauch, es ist mithin der S. 7 gegebene Begriff der ersten unrichtig. Ferner ist es befremdend, wenn (S. 9) die 30jährige Verjährung der Klage, *longi temp. praescriptio*, und eben da, J. H. Böhm, ein sächsischer Jurist genannt wird. Das Generale von 1801 harmonirt auch keinesweges mit der Meinung des App. Gerichts in Dresden, wie S. 11 behauptet wird. Der Vf. sah *Kind's Ou. For. II.* 66 zu flüchtig an, und machte auch S. 13 von der Regel: *agere non valenti* etc. den auffallendsten Mißbrauch. Rec. läßt übrigens die nachlässige Schreibart des Vfs. ungerügt.

V. z. B.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 13 A P R I L 1 8 4 4

## M E D I C I N.

FRANKFURT A. M., in der Andriä'schen Buchh.:  
*Der Scheintodt und das Rettungsverfahren.* Ein  
chymiatrischer Versuch von *J. F. Ackermann*, Prof.  
der Anatomie und Physiologie an der Special-  
schule der Arseneywissenschaft zu Mainz etc.  
1804. 246 S. gr. 8.

Mit Recht klagt der Vf., daß die zum Beystand bey Scheintodten Menschen herbeygerufenen Aerzte bisher in den meisten Fällen ihre wahre Bestimmung verkannten, und daß oft das Verfahren derselben so tumultuarisch und zweckwidrig war, daß es schien, man habe die Absicht den Scheintodten vollends zu tödten, anstatt ihn in das Leben zurückzurufen. Arzt und Nichtarzt eilten wohl schnell herbey, aber selten war die Anordnung des Heilgeschäfts mit Kaltblütigkeit, Klarheit und wahrer Sachkenntniß, und was noch das traurigste ist, gewöhnlich ohne Gebrauch der nöthigen Instrumente, unternommen: denn wie viele Städte können sich des Besitzes eines vollkommenen Rettungs-Apparats rühmen? Nur scheint der Vf. darin zu weit zu gehen, daß er die vortrefflichen Anstalten mehrerer Städte in Hinsicht ihrer Einrichtung und ihres schon geleisteten Nutzens verkennet, und in seinem Urtheile zu allgemein verfährt. Wir dürfen nur unter den Städten unseres Vaterlandes Hamburg, Berlin, Wien nennen, um jene Aeußerung des Vfs. in ihre Gränzen zurückzubringen.

Freylich konnte es nicht anders kommen, als daß mit dem Brownianismus alle anderen, vorzüglich die chemischen Ansichten, verdrängt, und bloß auf die reizenden Kräfte der Dinge hingewiesen wurde. Hierdurch mußte oft, da man bisher die Zustände der Erregung bey weitem nicht vollkommen genug kannte, das schwache Flämmchen des Lebens, statt angeblasen, ausgelöscht werden, und es verdient daher der Vf. allen Dank, in einer so lichtvollen Sprache, die Aerzte wieder auf die wahren Bedingungen des Lebens, vorzüglich aber des Athemholens und des Kreislaufes aufmerksam gemacht zu haben. Ob Rec. schon nicht gewohnt ist, bey seinen Betrachtungen des organischen Lebens den bloß chemischen Standpunkt zu wählen: so glaubt er doch, daß dergleichen Ansichten, wenn sie mit den nöthigen Einsichten in animalische Chemie und mit genauen Versuchen verbunden sind, ungemein nützlich seyn müssen, und sollten sie auch nur lehren, das Qualitative der Wirkungsart der äußeren Medien auf die Organe des

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

thierischen Körpers näher zu bestimmen. Rec. will versuchen, den Leser in den Stand zu setzen, selbst das Wesentliche der Ideen des Vfs, worauf sein Rettungsverfahren sich vorzüglich gründet, zu verfolgen und zu prüfen.

Nach Hn. A's Theorie unterscheiden sich die organischen Körper von den unorganischen dadurch, daß sie, ob sie schon ihre Mischungsverhältnisse stets ändern, und selbst ihre Grundbestandtheile schnell wechseln, ihre Form und Kräfte dennoch gegen das Uebrige der Sinnenwelt beybehalten. Sie bestehen aus lauter Zellchen, welche von der äußeren Oberfläche derselben bis in ihr Innerstes zusammenhängen. Dieses Zellgewebe bildet sich auch in zusammengefügten Organismen in hohle Kanäle, die man Gefäße nennt, in welchen die flüssigen Substanzen gleichförmig fortgetrieben werden. Muskeln, Nerven u. s. w. sind alle aus diesen Zellchen zusammengesetzt; die Säfte, welche aus den, ihn umgebenden, Medien aufgenommen werden, wirken auf die Gefäße durch chemische Kräfte, welche immer Trennung und neue Bindung in den starren Theilen zur Folge haben, und da die gesättigten Theile stets ausgeführt und andere an ihre Stelle gesetzt werden, so geht das vorige Spiel der Verwandtschaften immer von neuem an. Diese Wirkung der flüssigen Theile auf die festen hat Zusammenziehungen zur Folge, welche die ersten (die Säfte) durch den ganzen Körper treiben und vertheilen; und diese genaue und harmonische Wechselwirkung der chemischen und mechanischen Kräfte ist mithin das Eigenthümliche des Organismus. Diese Bewegungen der Gefäße nennt der Vf. *automatisch*, um sie von den animalischen, die ihren ersten Grund bloß einem Impulse auf das Nervensystem verdanken, zu unterscheiden.

Die neuesten Entdeckungen machen es dem Vf. wahrscheinlich, daß das Nervenmark bloß der Leiter einer sehr feinen Flüssigkeit sey, welche aus dem Luftkreise oder aus dem Wasser in den Thierkörper eindringt, und durch seine Beymischung in dem zelllichten Gewebe der Organe die Veränderungen hervorbringt, welche in dem automatischen System durch veränderte chemische Mischung hervorgebracht werden; und obgleich die verwickelten Thierorganisationen ohne die Wirkung der Nerven nicht bestehen können, so hängen ihre Bewegungen, gleichwohl von den chemischen, in dem Gefäßsystem fortdauernden Lebensproceße ab. Es ist daher bey der Schätzung der Lebenskräfte des Menschen auf eine doppelte hier wirksame Thätigkeit zu sehen. —

L

Es

Es giebt, fährt der Vf. fort, keinen organischen Körper, der in einem Medium leben könnte, welches nicht den Sauerstoff als Bestandtheil enthielte, und der Mensch bedarf dieses Stoffes am allermeisten. Er nimmt ihn aus der Luft durch die Haut und die Lungen in sich auf; und verbunden mit einem anderen einfachen Stoffe, dem Kohlenstoffe, giebt er denselben als kohlen-saures Gas wieder an die Atmosphäre ab. Die Kohlen-säure wird nicht an der Oberfläche der Haut und der Lungen erzeugt; sondern sie ist das Resultat eines Processes, welcher in dem Inneren der Organisation vorgeht; denn nur zwischen den Enden der Arterien und dem Anfange der Venen wird das Blut von seinem überflüssigen Sauerstoffe entbunden. Die innere Bedingung besteht demnach in der eigenen Mischung der Bestandtheile, welche den Organismus darstellen. Diese sind Hydrogen, Kohlen, Azot, (welche mit dem Oxygen sich in verschiedenen Verhältnissen befinden); auch selbst Phosphor und Schwefel sind sehr wichtige Agentien. Das erste Erforderniß ist dabey, daß die Anziehung jeder einzelnen Stoffe zu jedem der übrigen, oder auch zu dem ganzen Aggregat geringer ist, als zu dem Sauerstoffe. Die äußeren Bedingungen aber sind: gleichmäßige Zuführung des Sauerstoffs, damit sich derselbe beständig mit jenen, welche den thierischen Stoff ausmachen, verbinden können; dann die schnelle Ausführung der oxydirten Stoffe und die Herbeiführung neuer, zu dem Sauerstoff die nöthigen Ziehkräfte habenden, Stoffe. Die auf dem Wege der Ernährung in den Thierkörper gelangten und assimilirten Säfte haben die Eigenschaft, daß sie, bey der Berührung des Sauerstoffs durch das Athemholen, nur langsam verbrennen. Der Zusammenhang der gleichartigen Theile des Nahrungsstoffes ist zu fest, als daß eine Verbindung mit der soliden Basis dieses Luftstoffes geschehen könnte. Inzwischen ist die Tendenz zu dieser Verbindung hinreichend, einen Theil des Wärmestoffes zu entbinden, welcher den Sauerstoff in Luftgestalt expandirt hält. Die Sauerstoffbasis geht also nicht in tropfbarer Gestalt in das Blut über, sondern in einer noch mehr expandirten Form, welche eine Halbgasgestalt genannt werden kann. Es ist daher der Zustand der Oxygenation des Bluts, wo es mehr ausgedehnt, dünner und beweglicher wird, von jenem der Oxydation, wodurch es die entgegengesetzte Beschaffenheit erhält, zu unterscheiden, weil sich der Sauerstoff da nach und nach Eigt, und mit dem Verlust seines Wärmestoffes endlich ganz mit den einfacheren Stoffen verbrennt. Die Stoffe, welche hauptsächlich den Sauerstoff aus der Luft anziehen, sind der Eyweistoff und das luft-säure Eisen.

Das hellrothe, dünne und schäumende Blut ist allein im Stande, das Herz und die Blutgefäße zu reizen und in Erregung zu setzen, und der Kreislauf hört sogleich auf, wenn man die Lungenvenen unterbindet, vorher aber die Scheidewand des Herzens öffnet, um auf diese Weise dem Venenblute unmittelbar aus dem rechten in den linken Herzflüß

den Durchgang zu gestatten, und es folgt hieraus, daß das Blut in den Lungen das Princip geschöpft haben muß, wodurch es allein das Herz und die Gefäße in Bewegung setzt. Das mit dem Blute durch die Gefäße getriebene Sauerstoffgas tritt an die festen Theile über und erzeugt Oxyde, die nicht mehr mit dem organischen Gewebe verbunden bleiben könnten, sondern sogleich sich trennen und in den Blutstrom zurückfallen. Nur ein Theil des hydrocarbonisirten Azots aber wird oxydirt und getrennt. Es wirkt sogleich die Verwandtschaft der Aggregation unter den nicht oxydirten Stoffen, und indem sich die nähern verbinden, so entsteht das, was wir Zusammenziehung, Erregung nennen. Hiedurch wird das Blut in die feinsten Gefäße getrieben; wo theils der feitere Theil des Bluts, theils oxygenirter Eyweistofflerum (Lympe) zur Ernährung in die Zellen der Organe durchschwitzet.

Was nun die Neryenerregung betrifft, so unterscheidet der Vf. drey Arten derselben: 1) die Centralerregung des Gehirns, wohn die Seelenkräfte zu rechnen sind; 2) welche von der Peripherie gegen den Centraltheil geschehen, wohin man die Empfindung, durch äußere Eindrücke bewirkt, zu rechnen hat; 3) die Erregungsorgane nach außen, die bald durch die Kraft des Willens, bald bloß durch die Kraft des Vorstellens hervorgebracht werden. — Die Substanz des Gehirns und der Nerven hat ihr Entstehen aus dem Eyweistoffe des Bluts, welcher in dem ersten Zustande der Oxygenation ist, wo mithin seine gleichartigen Theile in Kugelform sich befinden, welche durch den Sauerstoff in Halbgasgestalt umhüllt sind. Dieser Halbgas ist es auch, was durch seine Wirkung von der Peripherie zum Centralpunkte die Empfindung hervorbringt.

Der Vf. sucht hierauf durch mehrere Versuche zu beweisen, daß die automatische Erregung des Gefäßsystems die wesentliche Bedingung des organischen Lebens, die animalische Erregung aber (der Nerven) nur eine zufällige des organischen und eine charakteristische des thierischen Lebens sey. Er machte nämlich an Säugethieren dieselben Versuche, welche Spallanzani schon an Thieren niedriger Ordnung z. E. an Fröschen, Salamandern etc. gemacht hatte, und fand, daß der Kreislauf bey der Durchschneidung des Stammnerven, des Zwerchfellnerven, und des sympathischen Nerven, zwar sehr beeinträchtigt, aber doch nicht aufgehoben wurde; ja, daß selbst die Trennung des Rückenmarks vom Gehirn vor deshalb den Kreislauf unterbroche, weil dadurch das Athemholen und mithin das Einziehen des Sauerstoffs aufgehoben wurde. Um dieses zu beweisen, durchschnitt er einem Hunde das Rückenmark zwischen dem Kopfe und dem ersten Halswirbel. Er hatte die Halsader ergriffen, und merkte noch einige Schläge nach dem Schnitte. Nach 10 Minuten öffnete er die Brusthöhle und den Herzbeutel, und bemerkte, daß, sobald die Luft eintrat, sich das Herz bewegte, und zwar zuerst die Herzohren, dann die Herzkammern. Er brachte hierauf ei-

en kleinen Blasbalg in die Luftröhre und blies mäßige Luft in das Gewebe der Lungen, und indem er das Herz etwas zusammendrückte, trieb er auch jedesmal etwas Blut in die Verzweigung der Lungenadern ein. Indem er diese Operation fortsetzte, fand er zu seinem Erstaunen, wie das geröthete Blut in das linke leere Herz einströmte, und erst den Herzmus, dann die Herzkammer in Bewegung setzte, ja selbst in die Aorta drang, und durch die verletzten Aestfäße der Zwischenschlagadern ausströmte.

Den Einwurf, daß der Kreislauf des Blutes deshalb stille stehe, weil das Blut, wegen nicht erfolgter Ausdehnung der Lungen, durch das Einathmen der Luft, nicht zum rechten Herzen gelangen könne, beantwortet er so: 1) bemerke man, bey willkürlich unterdrücktem Athem, dennoch den Pulsschlag zu 15—20 malen, ehe man gezwungen werde, von neuem Athem zu schöpfen. (Könnte man aber nicht einwenden, daß bey künstlich unterdrücktem Athem, gleich nach dem Einziehen der Luft, wo die Luft festgehalten wird, die Lungen in einem ausgedehnten Zustande verbleiben, und mithin das Blut frey durchgehen könne; daß aber bey künstlich unterdrücktem Athem, nach dem Ausathmen, die Luft nicht gänzlich aus den Lungen getrieben werde, so daß nicht das Blut frey durchströmen könne?) 2) gehe bey dem Embryo der Kreislauf des Blutes frey durch die Lungen, und durch den *Ductus Botalli*, und durch die Scheidewand gehe nur ein Theil des Blutes zum Herzen zurück. (Rec. glaubt, daß bey dem Embryo nur so viel Blut in die Lungen übergehe, als nöthig ist, dieses Eingeweide zu nähren, und er sieht nicht ein, warum die Natur die Einrichtung mit dem *Ductus Botalli* und dem *foramen ovale* getroffen habe, wenn das Blut ungehindert, auch ohne Athemzug, durch die Lungen gehen könnte. Rec. will hiedurch nicht den Grund der Behauptung, sondern nur das Unzureichende des Beweises zeigen.)

Um aber den Leser ganz zu überzeugen, daß das Sauerstoffgas die nächste Ursache des Kreislaufes sey, blies der Vf. bey einer Katze, welcher er das Brustbein samt den Rippenknorpeln weggenommen hatte, Wasserstoffgas in die Lungen ein. Augenblicklich hörte der Kreislauf auf, obschon die Lungen ausgedehnt waren. (Hier wünscht Rec., daß es dem Vf. gefallen haben möchte, auch noch Sauerstoffgas, ohne es mit Luft zu vermischen, einzublasen. Hiedurch hätte er jeden Zweifel entfernt, und sein Mittel zur Wiederherstellung der Scheintodten, welches er sehr empfiehlt, würde jedem Arzte willkommen gewesen seyn.)

Daß die Werkzeuge des Athemholens ohne directen Einfluß des Gehirns in Bewegung gesetzt werden können, z. E. im Schlafe, dieses hängt, fährt der Vf. fort, von einem besonderen, in der Brust angelegten Mechanismus, von einer automatischen Nervenwirkung ab. Der große sympathische und Zwerghirnerv liegen in der Brusthöhle, dicht an den Lungen, und es ist nothwendig, daß bey der langsamen Verbrennung, die zwischen dem Blu-

te und dem Sauerstoffgas vor sich geht, die Nervenstämmen sich damit anfüllen, und dadurch, nach mehreren Pulsationen des Herzens, endlich die Kraft erlangen, auf das Zwerchfell und die Zwischenrippenmuskeln zu wirken, (welche Behauptung der Hallerische Versuch, wo bey der Unterbindung des Zwerghirnnerven die Wirkungen dieses Muskels nicht unterbrochen wurde, sehr unterstützt.)

Nun erst giebt der Vf. die Bestimmung des Scheintodes: Der Tod ist der Zustand des Körpers, sagt er, in welchem das Spiel der, wechselsweise auf einander wirkenden, Ziehkräfte des, in einen elastischen Zustand versetzten, Sauerstoffes des äußern Mediums, und der die starren Formen des Organismus bildenden Stoffe aufhören. Der wahre Tod ist, wenn diese Ziehkräfte nicht mehr statt finden. Scheintod, wo diese Ziehkräfte zwar noch da sind, wo es aber an Sauerstoff in Hinsicht seiner Menge oder seiner Form fehlt. Dieser kann entweder in dem umgebenden Medium fehlen, oder die Respirationsorgane, oder die des Blutumtriebes, sind durch eine äußere oder innere Ursache gelähmt.

Soweit der 1ste Abschnitt. Der 2te enthält den praktischen Unterricht, das Leben in Scheintodten, durch die Wiederherstellung seiner äußeren Bedingungen, zurückzurufen. — Alles, was der Arzt hier zu thun habe, sey, die chemischen Bedingungen zu begünstigen oder von neuem zu erzeugen, die zwischen dem Sauerstoffe der Atmosphäre und den Bestandtheilen des, in seinen Mischungsverhältnissen unveränderten, organischen Körpers noch statt haben. Dieses bewirke er aber 1) indem er den Sauerstoff in der Gestalt eines Halbgases in die Lungen bringet; 2) indem er dasselbe in concentrirten Zustande dem Gefäßen der Haut zuführe; 3) indem er den, dem thierischen Körper eigenthümlichen, Wärmegrad erzeuge, und dadurch den zu schwachen oder unterbrochenen Lebensproceß wiederherstelle.

Der Vf. giebt sehr gute Vorschläge, diese gegebenen Indicationen zu erfüllen; es würde uns aber zu weit führen, wenn wir sie alle ausheben wollten. Hier nur das Hauptfachlichste! Das aus Brandrein gezogene Sauerstoffgas wird entweder allein in die Lungen geblasen, oder eine Mischung von 0,80 atmosphärischer Luft und 0,20 überfaurem Kochsalzsaurem Gas. Schon das Einblasen der atmosphärischen Luft sey sehr wirksam, — die Regeln bey der Erwärmung des Körpers sind ebenfalls sehr gut; vorzüglich rath er, die einzuathmende Luft nicht zu erwärmen. — Um dem Körper äußerlich Sauerstoff zuzuführen, will er die überfaure Kochsalzsaure, mit Oelen verbunden, in die Haut eingerieben haben. Von den Oelen und Balsamen allein hofft er schon viel; denn indem diese sich an der Atmosphäre säuern, so übergeben sie, bey ihrer Einreibung, den mit sich nicht festverbundenen Sauerstoff an das Blut ab. — Statt des Atchenbades empfiehlt er die Bedeckung mit einem Pulver aus Eisenfeile mit zerstoßenem Schwefel zu gleichen Theilen (beides muß aber einzeln erwärmt werden), und hofft hiedurch der Haut

am reichlichsten den Sauerstoff zuzuführen. — Was die Erregung des Nervensystems betrifft: so rath er, nicht eher durch Reize auf dasselbe zu wirken, als bis man Spuren der automatischen Lebenserregung gewahr werde, weil man sonst offenbar das in den Nerven noch gegenwärtige Princip erschöpfe, da auf keinen Zufluss durch die natürlichen Wege zu rechnen sey. Dann aber, wann wirkliche Spuren der Gefässerregung sich zeigen, soll man vorzüglich auf die Nervenstämmen wirken, welche auf die Zusammenziehung des Zwerchfells und der Rippenmuskeln einen vorzüglichen Einfluss haben, nämlich auf den *Nervum phrenicum* und *sympathicum*. Sodann geht der Vf. alle die besondern Theile, vorzüglich die Sinnorgane durch, auf welche er die nöthigen (und zwar bekannten) Reize anwenden lässt. — Von der Elektrizität hofft er nichts; dem Galvanismus aber trauet er viele Kräfte zu, und schlägt folgende Methode ihn anzuwenden vor: Man nehme zwey messingene Stäbchen, und lasse sie mit trockenem lackirtem Holze überziehen, so dass die beiden Enden frey sind; sodann verbinde man das Eine mit der Hydrogenkette, das Andere mit der Oxygenkette. Das erste, dessen abgerundetes Köpfchen vergoldet seyn muss, wird in den After gebracht, das letzte aber, ebenfalls vergoldet, in die Rachenhöhle, um die innere Wand des Schlundkopfes zu berühren. Hiedurch hofft der Vf. dieses kräftige Agens, durch den ganzen Stamm des grossen sympathischen Nerven zu leiten, um dadurch die Respiration in Gang zu bringen. Zuletzt folgt noch ein Nachtrag, welcher den zu den Rettungsversuchen nöthigen Apparat darstellt, und die Ordnung der Hülfsleistung enthält.

Nach dieser Anzeige wird jeder Leser mit Rec. einverstanden seyn, dass obige Vorschläge zu einer neuen Rettungsmethode alle Aufmerksamkeit verdienen, und dass dieselbe in einem Zustande, wo bis jetzt so selten Rettung möglich war, allerdings versucht zu werden, die Pflicht gebiete. Freylich aber wird nur dann erst, wann die Erfahrung für den Vf. entscheidet, die Theorie, worauf sich seine Methode gründet, und welche er schon früher in seinem *Versuche einer physischen Darstellung der*

*Lebenskräfte* vortrug, sich über den Rang einer bloßen Hypothese erheben können.

— n n —

LEIPZIG, b. Barth: *Anatomisches Taschenbuch für Aerzte und Wundärzte*. 1802. XVI und 382 S. 8.

Der ungenannte Vf. dieser Schrift will sie als Theil eines in Zukunft zu vollendenden Ganzen betrachtet wissen, worin alle nothwendigen Kenntnisse des praktischen Arztes und Wundarztes vereinigt seyn sollen. Es soll also hier nur eine kurze und deutliche Uebersicht des Wissenswürdigen und praktisch Brauchbaren aus der Zergliederungskunst, mit Weglassung aller Subtilitäten, gegeben werden. Diesen Zweck hat der Vf. erreicht. Das Ganze ist in seinen Theilen ziemlich gleichmässig behandelt und den höchsten Grad von Vollständigkeit besitzt, welcher bey der nöthigen Kürze möglich war. Auf ein Verzeichniß der wichtigsten anatomischen Schriften folgt die Einleitung, welche die Definition der Anatomie, die äussere Eintheilung des menschlichen Körpers, die Beschreibung der Grundstoffe desselben, die daher genommene Eintheilung in mehrere Doctrinen der Anatomie und die Beschreibung der allgemeinen Bedeckungen des Körpers enthält. Die einzelnen Doctrinen sind nun in der gewöhnlichen Ordnung abgehandelt. Zur Wiederholung und zur Erleichterung des Gedächtnisses für Anfänger, insbesondere für solche, welche sich vollständiger Handbücher nicht anschaffen können, ist zwar diese Uebersicht der Zergliederungskunde den älteren bekannten Büchern dieser Art weit vorzuziehen: nur führen leider solche Bücher zu einer nur allzusehr zur Mode gewordenen Oberflächlichkeit hin. Dem praktischen Arzte kann es unmöglich genügen, ein vollständiges Namensregister von allen Theilen des Körpers inne zu haben. Er wird oft genug finden, dass ihm die umständliche Kenntniß einzelner Theile und ihrer Verbindung unter einander unentbehrlich sey: er muss also dennoch seine Zuflucht zu vollständigeren Handbüchern, oder zu der Natur nehmen.

C. T.

## KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Würzburg, b. Nitribitz: *Morbus maculosus haemorrhagicus seu Haemorrhoea petechialis*. Diss. Auctore Franc. Casp. Rosenauer, Wircehb., Praef. G. Pickel. 1802. Cum tabula aenea. 32 S. 4. Zweckmäßige Benutzung der wichtigsten Schriften und eigene eben so sorgfältig angestellte, als richtig beurtheilte Beobachtungen am Krankenbette zeichnen diese wohlgerathene Probschrift aus. Zuerst bestimmt der Vf. in nosologischer und diagnostischer Hinsicht das Nähere, dann stellt er seine ätiologische Meinung auf, und setzt endlich eine dieser entsprechende Heilmethode fest. — Die bey der hier abgehandelten Krankheit ohne Fieber erscheinenden und von Blutflüssen begleiteten Petechina nennt er die *chronisch einfachen* und

die im Typhus sich zeigenden, die *symptomatischen*. Zwischen dem Scorbut und dem *Morbus maculosus haemorrhagicus* zieht er bestimmte Grenzlinien. Mit Recht sagt er von der nächsten Ursache der *Haemorrhoea petechialis* (S. 14.): „*requiri quendam debilitatis gradum actione potentiarum nocentium jam praecedente in finibus vasorum sanguiferorum productum, ut effectus potentiarum nocentium petechias chronicas constituat. Ad potentias (nocentes) pertinere videtur abusus balneorum frigidorum.*“ Die dieser kleinen Abhandlung angehängten zwey Krankengeschichten sind sehr instructiv, besonders, da zwey illuminierte Kupfertafeln die S. 21 bis 24 beschriebene Petechina naturgemäss veranschaulichen.

S. P. I.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 A P R I L . 1 8 0 4 .

## M E D I C I N .

LEIPZIG, b. Breitkopf u. Härtel: D. *Johann Jacob Wagner über das Lebensprincip*, und P. *J. A. Lorenz's*, französischen Arztes, *Versuch über das Leben*, aus dem Französischen übersetzt. 1803. 280 S. gr. 8.

Das Wissen theilt sich für die Speculation und Reflexion in die zwey Seiten: Theorie und Empirie; an sich ist es aber die Einheit beider, und stellt eine nach allen Seiten vollendete Ganzheit dar. Des Theoretikers Setzen und Darstellen, des Empirikers Erfahren und Beobachten sind die verschiedenen Formen, unter denen die Wissenschaft erscheint, und gleich willkommen seyen uns die Ansichten und Deductionen des ersteren, der von Einem ausgehend die Vielheit der Erscheinungen umfaßt, und die Bemühungen und Untersuchungen des andern, der von derselben Mannichfaltigkeit aus auf das Eine und Letzte zu kommen trachtet. Aber keiner glaube für sich im Besitze der vollkommenen Wissenschaft zu seyn, da nur die innerste, zusammenstimmende Einheit von Theorie und Empirie das Vollkommene ist. Gewöhnlich erscheinen zwar diese für sich abgefordert, und man setzt sie einander entgegen; aber diese Abfonderung und Entgegensetzung ist nur relativ und fragmentarisch; denn auch die strengste Theorie wird nicht gänzlich vom Empirischen entledigt, und die nüchternste Beobachtung nicht von aller Theorie rein und entblößt seyn. Wenn aber beide einander so durchdringen, daß sie vollkommen einander gleich sind, und im Einzelnen wie im Allgemeinen zusammenstimmen, dann ist das Höchste erreicht, wonach wir streben können. —

Diese Bemerkungen beziehen sich auf das Ganze und die Theile des vorliegenden Buchs, dessen beide Abhandlungen, die es enthält, in vollkommener Abfonderung und Entgegensetzung gegen einander sind, jedoch so, daß die erstere, als die theoretische und speculative, ihr Werk mit Bewußtseyn und Klarheit, mit durchgängig herrschender Zusammenfassung und Unterordnung des Empirischen unter höhere ideale Gesichtspunkte vollführt, die andere hingegen, höherer Standpunkte unbewußt, ihre Arbeit unter der Vielheit und Laß der Erscheinungen nur mit Mühe und wenig erfreulichen Resultaten vollbringt. Die erste geht nämlich von der ewig wirkenden und bleibenden Gesetzmäßigkeit aus, die in allem, was wird und ist, sich ausdrückt, und begreift dabey das Un-

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

endlich-Mannichfaltige der Erscheinungen in harmonischer Einheit, indem sie den innern Zusammenhang aufdeckt und darstellt; aber die andere trauet sich gleichsam dem Ocean der Phänomene ohne weisenden Compaß an, und sucht mit Hülfe bloß sinnlicher Wahrnehmung, und deshalb fruchtlos, das unbekannte Eiland der Wahrheit zu entdecken, zu welchem die neueren Bemühungen der Naturphilosophie treffend den Weg bezeichnen.

Hr. *Wagner* beginnt seine Darstellung mit der ersten Aufgabe der Naturphilosophie, mit der Deutung, wie die Dinge im Universum existiren. Es sind drey Stufenfolgen, in welchen sich das Wesen der Dinge, das immer eines und das nämliche ist, offenbart: erstens, indem die Dinge für sich als Einzelheiten durch Cohäsions- oder Schwerkraft, zweitens indem sie für sich als Einheiten (harmonische Zusammensetzung von Einzelheiten) durch Leben und Lebensthätigkeit, und drittens, indem sie als höchst gesteigerte Individualitäten bestehen, und durch Geberde und Sprache, in welcher der Geist der Einheit gleichsam nach außen aufs neue reproducirt wird, als Vernunftwesen sich äußern. Das Princip des Lebens wird bestimmt, als die Nothwendigkeit des Universums im Großen und Kleinen, sich zu gestalten, im Kampfe mit der Nothwendigkeit, den stets hervorgerufenen Gestalten, Totalität und Einheit zugeben. Dieser anhaltende Conflict, wo er sich im Einzelnen darstellt, ist das Leben selbst. Der menschliche Organismus als individuirte Einzelheit des Universums, so wie jeder andere Organismus, enthalten einen Dualismus von Thätigkeiten, die sich wechselseitig bestimmen; diese Thätigkeiten äußern sich durch Expansion und Contraction, und verhalten sich gleich den chemischen Processen von Oxydation und Desoxydation. Im Nervensystem ist das Lichtprincip, welches desoxydirend wirkt, und im Gefäßsysteme der Sauerstoff vorwaltend, aus deren Conflict Wärme und Leben hervorgeht. Die cohäsive Ansicht der Organe vom flüssigen Blutwasser an durch alle, die einzelnen Gebilde ausmachenden Theile z. B. Zellgeweb, Faser u. s. w. bis zum festen Knorpelsystem ist neu und gut durchgeführt, obgleich die empirische Physiologie manches dagegen einzuwenden haben wird. Gleicherweise ist die Zusammenstellung der Wechselbeziehung der Nutritions- und Assimilationsorgane einerseits und der Secretions- und Excretionsorgane andererseits neu, und gewährt einen hellen Blick in die innere Haushaltung der thierischen Natur. Treffend und mit des

M  
Rec,



Rec. schon lange hierüber gehegten Ideen übereinstimmend ist die Darstellung des Blutgefäßsystems in die zwey Pole der Arterien und Venen, oder des Lungen- und Lebersystems, wovon jenes den Oxygenen, dieses den hydrogenen Pol repräsentirt. Wie folgenreich diese Ansicht für Pathologie und Praxis sey, wird Rec. anderwärts ausführlich zeigen. Nach diesem handelt der Vf. von den Bewegungs- und Empfindungsorganen; bey letztern trägt er seine im Werke: *Ueber die Natur der Dinge* schon entwickelte Theorie der Sinne vor, und viele andere der Aufmerksamkeit der Physiologen würdige Gedanken vom Hirn- und Nervensystem, z. B. vom Schlafe, von der Entgegensetzung des sensibeln Systems im großen Gehirne, als seinem Mittelpunkte, gegen das irritable System, das seinen Mittelpunkt im Herzen hat, vom kleinen Hirne, das die höchste und vollendete Reproduction des höhern Organismus ausmacht, und wie im großen Gehirne und Nervensysteme, als dem höhern Organismus, die active Existenz der äußeren Sinne, so ist im kleinen Gehirne die Wirksamkeit des inneren Sinnes unter den Formen des Verstandes, der Einbildungskraft und der Vernunft begründet, u. s. w.

Dieses ungefähr sind die Grundzüge der kunstreichen Darstellung des Vfs, wobey aber Rec. noch manches Interessante und Denkwürdige übergangen hat, welches im Werke selbst, wie auch die Art, mit welcher das Ganze entwickelt ist, nachgesehen werden muß. Die Leser werden finden, daß ein unfaßender Blick vom Anfang der Abhandlung an herrsche, und eine unausgesetzt sich gleichbleibende Consequenz bis ans Ende derselben durchgreife, so wie sie überhaupt einen Schatz von physiologischen Ideen finden werden, die noch überdies weisende Fingerzeige zu neuen Funden geben. Sollte auch manchmal im Einzelnen etwas auszustellen seyn, daß z. B. die Thätigkeit des Hautsystems, die in der Gesamthätigkeit des thierischen Organismus eine so bedeutende Rolle spielt, daß sie selbst die beiden Nutritionsprocesses in Lunge und Magen oftmals auf einige Zeit ersetzen kann und muß, hier nicht beachtet worden ist, — daß ferner der Conflict zwischen Muskel- und Nervenaction immer einander entgegengesetzt wird, da derselbe doch eigentlich zwischen Blutgefäße und Nervensystem statt findet, als welche im Muskel durch Anastomose und Zellgewebe in die neutralisirte Einheit eines Organs verbunden sind; — daß bald das negative Princip als Wasserstoff (S. 32) bald dasselbe wieder als Sauerstoff (S. 55) angegeben wird, obwohl das Hydrogen wieder sonst als positives Princip (S. 33 u. a. m. O.) angenommen ist; — daß der dem Menschen allein zukommende Sinn des Hautsystems, welchen man das äußerste Gemeingefühl nennen könnte, und welcher abgesondert vom Gefühlsinn vornehmlich durch Einwirkung von Wärme und Licht, insbesondere aber durch den sogenannten thierischen Magnetismus, welcher aber außer dem Menschen keiner andern Thierart gegeben ist, afficirt wird, nicht genug

hervorgehoben worden ist —: so wird doch durch diese Bemerkungen das Wesen des Ganzen nicht entstellt, und die Abhandlung verliert durch dergleichen kleine Mängel, die leicht ersetzt werden können, nichts von dem philosophischen Werthe, dessen sie sich als Erbtheils des Geistesreichthums ihres Urhebers, wie kein physiologisches Werk neuerer Zeit, mit vollem Rechte zu rühmen hat. In Rücksicht der speculativen Ausbildung aber unterscheidet sie sich noch zu ihrem Vortheil von des Vfs. Werke: *Von der Natur der Dinge*, worin der Empirie die Speculation gleichsam nur eingeblendet ist, insofern in vorliegender Abhandlung im Gegentheil die Speculation sich über die Empirie erhebt.

Die zweyte Abhandlung stellt, wie schon angedeutet worden, einen vollkommenen Gegensatz in Hinsicht der erstern dar, da in ihr durchgängig die nüchternste Empirie, strenge Beschränkung auf die vorhandenen, an sich selbst oft ungewissen Thatfachen, und hiedurch eine bis zum Geständniß von Nichtwissen getriebene Resignation herrschend ist. Hingegen ist das Verdienst einer fleißig zusammengetragenen Sammlung von empirischen Daten über Hirn- und Nervenwirkungen, die sich in Gefühl und Bewegung der Organe ausdrücken, ferner der Zusammenstellung von einzelnen bisher gehörigen Erfahrungen, Versuchen und Beobachtungen dem französischen Verfasser um so mehr zuzugestehen, als andere Empiriker bey ihren Arbeiten, wenn sie sich auf die Höhen der Speculation vertheilen, auf traurige Ab- und Irrwege gerathen. Indessen wird der bedächtige Leser auch bey der protocollarischen Nüchternheit des Vfs auf Aeusserungen kommen, wie z. B. daß in allen organischen Actionen und deren Successionen feste Ordnung und Gesetze walten u. dgl., aus denen irgend ein Funke von höherem Lichte hervorleuchtet, welches des Rec. anfängliche Behauptung, daß der Empirismus nie von aller speculativen Ansicht leer und verlassen sey, bestätigt. Unwillkürlich wird zuletzt die Empirie zur Speculation gesteigert, so wie sich diese mit herrschender Willkür in jene ergießt. W. A. St.

BRESLAU, HIRSCHBERG u. LISSA, b. Korn d. 2.: *Geist der neuesten medicinischen Literatur in Frankreich*, zum Behuf deutscher Aerzte in Auszügen aus den neuesten Original-Werken dargestellt, und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen, von D. A. Zadig, ausübendem Arzt zu Breslau. Ersten Bandes zweytes Stück. 1799. S. 139 bis 264 8. (8 gr.)

Den Anfang dieses Heftes machen I. *Physiologische Untersuchungen und Versuche über die Vitalität*, von dem Prof. J. J. Sue. Aus dem *Mag. encyclop.* Wir können uns hier nur auf die Resultate des Vfs einlassen. Man hat in Anschung der wichtigsten Punkte der Animalität viel zu allgemeine Schlüsse aus relativen Beobachtungen gezogen, indem man 1) den Sitz der Empfindung ausschließlich nach dem Gehirn verlegt, 2) die Vitalität in allen Thieren denselben Organen zueignete, 3) annahm, daß die Gene-



ration und Reproduction in allen Thieren durch fast gleiche Proceduren geschehe, 4. die Dauer der animalischen Identität durch eine lange Unterbrechung der Bewegung für zerstört anseh. Der zweyte Theil dieser Abhandlung, der einige aus der großen Zahl der von dem Vf. gesammelten Beobachtungen enthält, soll in nächsten Stücke folgen. II. *Beobachtung über eine außer der Gebärmutter im Unterleibe Statt gefundene Schwangerschaft*, von Martin d. ä. Aus dem *Recueil — de Lyon*. Es war die zweyte Schwangerschaft der Frau. Sie spürte in der Magen-gegend die Bewegungen des Kindes, und hatte einen eingeklemmten Bauch. Letzteren operirte der Vf. glücklich; allein am fünften Tage nach der Operation starb die Schwangere in heftigen Convulsionen. Man fand bey der Section unter den Bedeckungen des Unterleibes einen ziemlich dünnen häutigen Sack von schwärzlicher Farbe, und in demselben eine reife männliche Frucht, die quers unter dem Magen lag, so, daß der, durch einen beträchtlichen Riß des Sacks durchgedrungene Kopf im linken Hypochondrium, gerade vor der Milz, und die Füße in der Lendengegend der rechten Seite lagen. Der Sack bestand aus den, mit dem Bauchfelle verwachsenen, Hüllen des Kindes, und die darin enthalten gewesene Flüssigkeit war durch den Riß in den Unterleib abgelaufen. Die Gebärmutter war unverletzt und frey, in ihrer gewöhnlichen und natürlichen Lage. Ihr Umfang war ungefähr „verdreyfacht“. Die Sinus waren so erweitert, als sie es im vierten Monate der Schwangerschaft zu seyn pflegen, und mit schwarzem geronnenem Blute angefüllt. Die äußere Fläche ihres Grundes hing innigst mit der Placenta zusammen. Hätte man auch in diesem Falle eine *conceptio extrauterina* bestimmt erkennen können: so glaubt doch der Vf. entscheidende Gründe zu haben, den Kaiserschnitt in Fällen dieser Art für eine unnütze und nothwendig tödtliche Operation zu halten. Vielmehr ist er überzeugt, daß die Natur sich selbst genug ist, um sich allmählich von dem Producte einer Conception, wobey sie sich von der Einförmigkeit ihrer Gesetze entfernt zu haben scheint, zu entledigen. Bey dieser Gelegenheit rückt er einen Aufsatz unter folgendem Titel ein: *Reflexionen des B. Guerin über eine Abhandlung des B. Colomb, betreffend eine „außergebärmütterliche“ (!) Schwangerschaft von fünfzehn Monaten*, in welchem selbiger das Durchschneiden der Scheide für den Fall vorschlägt, wo die Theile des Kindes in das kleine Becken eingetreten seyn, und durch ihre Anwesenheit die schrecklichste Stelle für den Durchschnitt anzeigen möchten. Der Uebers. liefert in etnem Zusätze die in den Schriften der königl. med. Gesellschaft zu Paris und in den philosophischen Transactions aufgezzeichneten Fälle, welche beweisen, daß die Natur sich selbst helfe, oder die Frucht im Leibe der Mutter zurückbleiben könne, ohne den Tod der letzteren zu bewirken. III. *Versuche und Beobachtungen über den äußern Gebrauch einiger Fieberheilenden, Urin- und Stuhlengangs befördernden Mittel*, von J. L.

Alibert. Aus dem *Mag. encyclop.* Eine Salbe, aus einer Drachme Rhabarber und 12 Granen Jalappe mit einer hinlänglichen Menge Speichel und zuge-setzten Schweinefett bereitet und häufig auf den Unterleib eingerieben, bewirkte bey einer Wöchnerin, die seit 3 Tagen nicht zu Stuhle gegangen war, reichliche Ausleerungen. Einreibungen aus 2 Quentchen Rhabarber, ohne Jalappe, mit Speichel und Schweinefett gemischt, auch aus 12 Granen Scammonium, eben so viel Coloquinten, und 6 Granen ver-sülzten Quecksilbers, leerten die Mutter nicht aus; allein ihr Kind bekam einen übermäßigen Durchfall. Es scheint jedoch aus der Folge (S. 202) zu erhellen, daß die Wirkung bey jener sich nur verspätet hatte. Bey dem Vf. selbst wirkte eine Salbe aus 15 Granen Jalappe, 20 Granen Coloquinten, und 8 Granen ver-sülzten Quecksilbers gar nicht; allein sie verursachte Cholikschmerzen, Schnitten, Schwere des Kopfes und Ekel. Drey Kinder, von denen das älteste nicht über 3 Jahre alt war, und bey welchen die Eingeweide des Unterleibes beträchtlich verstopft und verschleimt waren, wurden durch Einreibungen aus Rhabarber, Scammonium, und dem Magensaft einer Eule sehr stark ausgeleert, ob sie gleich seit langer Zeit von einer hartnäckigen Verstopfung geplagt gewesen waren. Ein anderes Kind von 3 Jahren, das außerordentlich geschwollen war, und dessen Zufälle eine Brustwassersucht befürchten ließen, leerte nach Einreibungen von Meerzwiebelpulver mit dem Magensaft eines Hundes und Schweinefett eine ungeheure Menge Urin aus. Drey Frictionen von denselben Substanzen, ohne Zumischung von Magen-saft, waren hinreichend zur Genesung eines Kindes, das an der Bauchwassersucht litt. Man müsse die Einreibungen auf gesunde Theile anbringen, und vorzüglich auf solche Stellen, die am unmittelbarsten mit den leidenden Theilen sympathisiren; bey alten Leuten sollte man die offenen Enden der Lymphgefäße durch laue Bäder und trockenes Reiben zur Einsaugung geschickt machen. Die China, mit oder ohne Magensaft, auf der Oberbauchgegend eingerie-ben, hob in vier Fällen Quartan- und tägliche Fie-ber: doch wirkt sie langsamer und ungewisser, als auf die gewöhnliche Weise. — Die Einreibungen geschahen einmal des Tages, und zwar des Morgens. IV. *Praktische Reflexionen über die Krätze*, von Parat. Aus dem *Recueil — de Lyon*. Es giebt drey, deutlich von einander getrennte, Arten dieses Uebels; die entzündliche, die schleimig-seröse, und die trockne. Man kann im Verlaufe desselben drey merkliche Pa-rioden unterscheiden, die der Eruption, der Suppu-ration, und der Abtrocknung. Auf selbige muß man bey der Heilung Rücklicht nehmen. In der er-sten Periode kann man, ohne der ausleerenden Mi-tzel zu erwähnen, mit zwey Arten von Pflansen aus-reichen, nämlich von Gerste und Süßholz, und von Grundwurzeln, Sassafras, Bittersüß, u. dgl., wobey man Schwefel nehmen läßt. Dadurch wird nicht nur der Ausbruch bald beendigt, sondern auch die Suppuration sehr beschleunigt. Die zweyte Periode

erfordert bloß solche Getränke, die sich für jede besondere Art schicken: doch müssen sie in mäßiger Menge genommen werden, damit man nicht den Zufluß der bösen Säfte nach der Haut übermäßig befördere. Sobald die Bläschen, nach vollkommener Reife, abzutrocknen anfangen, darf man nicht länger mit innern Mitteln das Heraustreiben befördern wollen, sondern muß sogleich topische Mittel anwenden, die in dieser dritten Periode so schnell wirken, daß oft zwey oder drey Einreibungen hinreichen, wenigstens das Abfallen aller Börsen zu befördern. V. *Auszug aus der — Schrift vom D. Alyon, betitelt: Versuch über die medicinischen Eigenschaften des Sauerstoffes u. s. w.* Der Herausgeber liefert diesmal bloß den theoretischen Theil dieser Schrift, der unter andern die Bereitung der oxygenirten Salbe enthält, und will den praktischen im nächsten Stücke mittheilen. Rec. enthält sich eines Auszuges aus diesem Auszuge, da seit Erscheinung des letzteren, *Alyons* Methode bekannt genug geworden ist. Am Schlusse zwey Erfahrungen des Herausgebers von der guten Wirkung jener Salbe, gegen ein unaussprechliches Jucken am Hodensack und gegen angeschwollene Halsdrüsen. VI. *Versuche und Beobachtungen betreffend den innern Gebrauch des Phosphors*, vom Prof. *Alphonse Leroi* zu Paris. Aus den — *Mémoires d'émulation*. Ein Viertelgran Phosphor täglich ist eine hinlängliche Menge, um große Wirkungen hervorzubringen. Um ihn in Form einer Latwerge zu geben, legt der Vf. ihn in sehr heißes Wasser, wo er zergeht; alsdann rüttelt er es sehr stark, worauf er sich, wie Oel, in eine unglaubliche Menge kleiner Kügelchen zertheilt; sodann gießt er kaltes Wasser hinzu, worauf er, in Gestalt eines Pulvers, zu Boden fällt. Von diesem Pulver nimmt man 1 bis 2 Gran, mischt sie mit Zucker und 1 bis 2 Tropfen Oel, thut etwas Eygelb hinzu, reibt Alles in einem gläsernen Mörser, der in sehr kaltem Wasser, oder in Eis stehen muß, und setzt diese Operation fort, bis die Latwerge fertig ist. Ein andermal gab er dies Mittel in einer Mischung von Oel, Syrup, und einem destillirten aromatischen Wasser. Er behauptet, das Mittel, *Kunkel's* leuchtende Pillen zu machen, wieder gefunden zu haben; aber sie erfordern eine so eigene Manipulation, daß er ihre Bereitung nur den Hn. *Pelletiers* anvertrauen zu dürfen glaubte. Auch die Phosphorsäure hat er als ein sehr schätzbares Mittel gefunden: wenn er im Winter keine Zitronen hat, giebt er in Faul- und böartigen Fiebern eine Limonade aus dieser Säure, Zucker und Orangeblüthenwasser. Bey der Schwäche vom Mißbrauch des Beyschlafs scheint ihm der Phosphor eines der mächtigsten und am schnellsten restaurirenden Mittel zu seyn; aber nach seinem Gebrauche muß eine strenge Enthaltbarkeit beobachtet werden, denn ein Rückfall ist gefährlich. Schädlich befand er dies Mittel nie, sehr oft von außerordentlichem Nutzen, und nur zuweilen unwirksam, wo die Lebensflamme bereits zu sehr erloschen war. Seine Wirkung auf die Geschlechtstheile ist hervorstechend und seine Verbindungen mit der Saamenfeuchtigkeit sind evident. Der Vf. wagte es einmal, 3 Gran

Phosphor in Theriak zu nehmen, worauf er sich zwey Stunden lang sehr übel befand; was sich jedoch nach sehr kaltem, oft hinter einander in kleinen Portionen genossenem, Wasser verlor. Sein Urin war sehr roth. Aber am folgenden Morgen waren seine Muskelkräfte verdoppelt, und er fühlte einen unerträglichen Venusreiz. Nach der Wahrnehmung des Herausgebers ist die sicherste und beste Form, den Phosphor zu geben, die Pillenform, indem man die Dosis, die man davon reichen will, in siedendem Wasser auflösen, sehr stark rütteln, dann durch hinzugegossenes kaltes Wasser präcipitiren, diese ganz feine weiche Masse auf der Stelle mit einem Scrupel *Confectio rosarum* zu einem Bissen machen läßt, den der Kranke, sobald er ihn erhält, verschluckt, und diesen Bissen jeden Tag zu der Stunde, wenn ihn der Kranke nehmen soll, frisch bereitet, oder indem man aus drey Granen auf obige Art aufgelösten Phosphors mit etwas arabischem Gummi 12 Pillen, in deren jeder genau ein Viertelgran Phosphors enthalten seyn muß, bereiten, einige Tropfen Nelkenöl zur Masse tropfen, und die Pillen stark versilbern läßt. I. π. o.

KOPENHAGEN, b. Brummer: *Matthias Saxtorphs gesammelte Schriften geburtshülfflichen, praktischen und physiologischen Inhalts*. Herausgegeben und mit dessen Biographie begleitet, von D. Paul Scheel. Mit Kupfern. 1803. 352 S. 8.

Der verstorbene Etatsrath *Saxtorph* war einer der guten Geburtshelfer, die durch ihre Kunst praktisch nützlich sind; sein Sohn und Hr. *Scheel* liefern dessen zerstreuten Schriften deutsch und unverändert, um das Andenken dieses verdienten Mannes bey einem größern Publicum zu erhalten. Die einzelnen Abhandlungen betreffen die mancherley Geburten, die vom Becken und dessen Verhältnisse zum Kindskopfe, von der Lage der Gebärmutter und der Frucht, von den Knoten und Umschlingungen der Nabelschnur, abhängen, imgleichen den Gebrauch der Zange bey der Seitenlage des Gesichts, das Aufsitzen des Mutterkuchens auf dem Muttermund, die Harnverhaltung von rückwärts gebogener Gebärmutter und deren Zerreißung, die verschiedenen Arten der Mutterumstülpung u. s. w. Sie verrathen den Mann, der sein Metier versteht, sie werden dem Kenner genügen, wenn er auch hier und da etwas verschieden denkt, und bedürfen, da sie hinlänglich bekannt sind, keiner namhaften Angabe. Die *biographischen Nachrichten* enthalten die vornehmsten Lebensumstände, und die abermalige Bestätigung eines alten Erfahrungssatzes, daß Armuth die besten Köpfe zum anhaltenden Fleisse weckt, und die Wissenschaft das Verdienst krönt. Auffallend war dem Rec., daß S., als Arzt, sich einem theologischen Examen unterwerfen mußte, aber der Vf. zeigt in der Anmerkung, daß dies in Schweden vor jedem medicinischen Doctorate vorher zu geben pflegt. Schließlich wünscht der Biograph von *Saxtorphs* Schülern einen beliebigen Beytrag zur Errichtung einer Büste von Mariner im Lehrsaale des Entbindungshauses. Wir hoffen, daß sein Wunsch wird erfüllt werden. S. A.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 A P R I L, 1804

## SCHÖNE KÜNSTE.

KÖNIGSBERG, b. Nikolovius: *Lyrische Gedichte von Johann Heinrich Voss. 1802. Erster Band, Oden und Elegien. 1—3 Buch 340 S. Zweyter Band, Oden und Lieder. 1—3 Buch 326 S. Dritter Band, Oden und Lieder. 4—6 Buch 346 S. Vierter Band, Oden und Lieder. 7 Buch. Vermischte Gedichte, Fabeln und Epigramme. 399 S. 8.*

Indem wir die Verzeichnisse sämtlicher Gedichte, wie solche den Bänden regelmäßig vordruckt sind, am Eingange betrachten, so finden wir die Oden und Elegien des ersten Bandes, imgleichen die Oden und Lieder der drey folgenden, nicht weniger die übrigen kleineren Gedichte unter sich durchaus nach der Jahrzahl geordnet.

Eine Zusammenstellung der Art, die schon mehreren Dichtern gefiel, deutet, besonders bey dem anfrigen, auf ruhige, gleichförmige, stufenweis erfolgte Bildung, und giebt uns ein Vorgefühl, daß wir in dieser Sammlung, mehr vielleicht als in irgend einer anderen, das Leben, das Wesen, den Gang des Dichters abgebildet empfangen werden.

Jeder Schriftsteller schildert sich einigermassen in seinen Werken, auch wider Willen, selbst; der gewöhnliche bringt uns, vorfichtlich, inneres und äußeres, Denkweise, Gemüthsbewegungen, mit freundlichem Wohlwollen dar, und verschmäht nicht, uns durch beygefügte Noten über Zustände, Gefinnungen, Absichten und Ausdrücke, vertraulich aufzuklären.

Und nun, auf eine so freundliche Weise eingeladen, treten wir ihm näher, suchen ihn bey sich selbst auf, schließen uns an ihn, und versprechen uns im Voraus reichen Genuß, und mannigfaltige Belehrung und Bildung.

In ebener, nördlicher Landschaft finden wir ihn sich seines Deseyns freudig, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermutheten.

Und freylich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole her stürmend bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis, ein stöbernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indess sich der Dichter, wohlverwahrt, häuslicher Wohllichkeit freut, und wohlgemuth solchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter sicherem Obdach, in liebevollem vertraulich-gesprächigem Kreise, das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben, und sich einen geistigen Sommer zu verschaffen wissen.

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

Dann finden wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Äxe mit Brennholz befrachtet knarrt, wenn selbst die Fußstritte des Wanderers tönen, sehen wir ihn bald rasch durch den Schnee, nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald zu großem Schlittenzuge gefellt, durch die weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine trauliche Herberge die halberstarrten aufnimmt, eine lebhaftes Flamme des Kamin die eindringenden Gäste begrüßt, Tanz, Chorgesang, und mancher erwärmende Genuß, der Jugend sowohl als dem Alter genugthut.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, befreyt sich ein erwärmter Boden nur einigermassen von dieser lästigen Decke; so eilt mit den Seinen der Dichter alsbald ins Freye, sich an dem ersten Lebenshauche des Jahres zu erquickeln, und die zuerst erscheinenden Blumen aufzufuchen. Vielfarbiger Guldensee wird gepflückt, zu Sträußern gebunden und im Triumph nach Hause gebracht, wo diese Vorboten künftigen Genusses ein hoffnungsvolles Familienfest zu krönen gewidmet sind.

Tritt sodann der Frühling selbst herein, so ist von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr, immer findet man den Dichter draussen, auf sanften Pfaden, um seinen See herstreichen. Jeder Busch entwickelt sich im einzelnen, jede Blüthenart bricht einzeln in seiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausföhrlichen Gemälde erblickt man, im Sonnenschein um ihn her, Gras und Kraut so gut als Eichen und Büchen, und an dem Ufer des stillen Wassers fehlt weder das Rohr noch irgend eine schwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantastie, durch deren ungeduldiges Bilden sich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Aeste zurückzieht und mit jugendlichen weichen Armen den Jäger zu locken scheint. Einsam vielmehr geht der gemüthvolle Dichter, als ein Priester der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand, und weihet sie zu Gliedern einer liebevoll übereinstimmenden Familie.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner, spielen harmlose Geschöpfe, das Lamm auf der Wiese, das Reh im Walde. Zugleich versammelt sich das ganze Chor von Vögeln, und übertönt das Leben des Tags mit vielfachen Accenten.

Dann am Abend, gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufsteigt, und sein bewegliches Bild auf der leise wogenden Wasserfläche einem jeden schlängelnd entgegenflicht, wenn der Kahn sanft dahin wallt, das Ruder im

N

Tacte

Tacte rauscht, und jede Bewegung den Funken eines Widerscheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmlischen Töne verbreitet und jedes Herz zum Gefühle aufruft, dann zeigt sich Neigung und Leidenschaft in glücklicher Zartheit, von den ersten Anklängen einer vom höchsten Wesen selbst vorgeordneten Sympathie, bis zu jener stillen, anmuthigen, schüchternen Lüftertheit wie sie aus den engern Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorsprießt. Ein wallender Busen, ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein geraubter Kufs beleben das Lied. Doch ist es immer der Bräutigam, der sich erkühnt, immer die Braut, welche nachgiebt, und so beugt selbst alles Gewagte sich unter ein gesetzliches Maas; dagegen erlaubt er sich manches innerhalb dieser Gränze. Frauen und Mädchen wetteifern keck und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zustände, und eine beängstete Braut wird, unter lebhaften Zudringlichkeiten muthwilliger Gäste, zu Bette gebracht.

Sogleich aber führt er uns wieder unter freyen Himmel ins Grüne, zur Laube, zum Gebüsch, und da ist er auf die heiterste, herzlichste und zarteste Weise zu Hause.

Der Sommer hat sich wieder eingefunden, eine heilsame Schwüle weht durch das Lied, Donner rollen, Wolken trüfeln, Regenbogen erscheinen, Blitze leuchten abwärts und ein kühler Segen wallt über die Flur. Alles reift, keine der verschiedenen Aerndten versäumt der Dichter, alle feyert er durch seine Gegenwart.

Und hier ist wohl der Ort, zu bemerken, welchen Einfluss auf Bildung der untern deutschen Volksklasse unser Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden schon hat.

Seine Gedichte, bey Gelegenheit ländlicher Vorfälle, stellen zwar mehr die Reflexion eines dritten, als das Gefühl der Gemeine selbst dar: aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfener sich bey der Heu-Korn- und Kartoffelärndte finden wollte, wenn wir uns vorstellen, daß er die Menschen, die sich um ihn versammeln, aufmerksam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas alltägliches wiederfährt, wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichterisch ausspricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darstellung scharft; so darf man sagen, daß er seiner Nation eine große Wohlthat erzeuge. Denn der erste Grad einer wahren Aufklärung ist, wenn der Mensch über seinen Zustand nachzudenken, und ihn dabey wünschenswerth zu finden gewöhnt wird. Man sänge das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforscher selbst zu hohen Betrachtungen leitende Vermehrung, nach langem stillen Weben und Wirken vegetabilischer Kräfte, zum Vorschein kommt, und ein ganz unbegreiflicher Segen aus der Erde quillt; so wird man erst das Verdienst dieser und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den rohen, leichthinnigen, zerstreuten, alles für bekannt annehmenden Menschen auf die ihn alltäglich umgebenden, alles ernährenden hohen Wunderaufmerksam zu machen unternimmt.

Kaum aber ist alles dieses Gute in des Menschen Gewahrsam gebracht, so schleicht auch der Herbst schon wieder heran, und unser Dichter nimmt rührenden Abschied von einer, wenigstens in der äußeren Erscheinung hinfalligen Natur. Doch seine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer zu heucheln, und auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blumen und Kränze zu lassen. Selbst ist gesorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, frischem Dache seiner Käfigtaube fehle.

Nun ist es die schönste Zeit für kurze Spatziergänge, für trauliches Gespräch an schaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird regt, freundschaftliche Sehnsucht vermehrt sich, das Bedürfnis der Musik läßt sich lebhafter fühlen, und nun mag sich der Kranke selbst gern an den traulichen Zirkel anschmiegen, und ein verschaidender Freund kleidet sich in die Farbe der scheidenden Jahreszeit.

Denn so gewiß nach überstandnem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiedersehen, sie werden sich in der Gegenwart eines allliebenden Vaters wiederfinden und alsdann erst unter sich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wozu sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstreben. Eben so ruht auch schon hier des Dichters Glückseligkeit auf der Ueberzeugung, daß alles der Vorsee eines weisen Gottes sich zu erfreuen habe, der mit seiner Kraft jeden erreicht, und sein Licht über alle leuchten läßt. So bewirkt auch die Anbetung dieses Wesens im Dichter die höchste Klarheit und Vernünftigkeit und zugleich eine Versicherung, daß jene Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenschaften faßt und bezeichnet, nicht loere Träume noch Klänge sind, ein Wonnegefühl eigener und allgemeiner Seligkeit, in welcher alles Widerstrebende, Befondere, Abweichende, aufgelöst und verschlungen wird.

Wir haben bisher die sanfte, ruhige, gefasste Natur unseres Dichters mit sich selbst, mit Gott, mit der Welt in Frieden gesehen; sollte denn aber nicht eben jene Selbstständigkeit, aus der sich ein so heiteres Leben nach den inneren Kreisen verbreitet, öfter von außen bestürzt, verletzt und zu leidenschaftlicher Bewegung aufgeregt werden? Auch die Frage läßt sich vollständig aus den vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Ueberzeugung, durch eigenthümliche Kraft, durch festen Willen, aus beengenden Umständen sich hervorgehoben, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu seyn, solche Vortheile nur durch ein ungefesselttes Emporstreben des Geistes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das, durch Absonderung von der Welt, immer mehr gesteigert, in den ausweichlichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, daß so manche Glieder der höheren Stände ihre angeborenen

renen großen Vorrechte und unschätzbaren Bequemlichkeiten vernachlässigen, und hingegen Ungeschick, Rohheit, Mangel an Bildung bey ihnen obwaltet; so kann er einen solchen Leichtsin nicht verzeihen. Und wenn sie noch überdies mit anmaßendem Dünkel dem Verdienst beggenn, entfernt er sich mit Unwillen, verbannt sie launicht von heiteren Gastmählern und Trinkzirkeln, wo offene Menschlichkeit vom Herzen ins Herz strömen, und gesellige Freundschaft das lebenswürdigste Band knüpfen soll.

Mit heiligem, feyerlichen Ernst zeigt er das wahre Verdienst dem falschen gegenüber, straft ausschließenden Dünkel bald mit Spott, bald sucht er den Irrungen mit Liebe entgegenzuwirken.

Wo aber angebohtene Vortheile durch eigenes Verdienst erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu, und erwirbt sich die schätzenswerthesten Freunde.

Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Antheil an jenem dichterischen Freyheitsinn, der in Deutschland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetische Darstellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher wohlgefunte Jüngling, der das Gefühl akademischer Unabhängigkeit ins Leben und in die Kunst hinübertrug, mußte in der Verknüpfung bürgerlicher Administration so manches drückende und unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im besondern, doch im allgemeinen, auf Herstellung von Recht und Freyheit zu sinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drachte dem Vaterlande von ausen, aber man glaubte sie zu Hause, auf dieser und jener Gerichtsstelle, auf Rittersitzen, in Cabinetten, an Höfen zu finden; und da nun gar Klopstock, durch Einführung des Bardenchors in den heiligen Eichenhayn, der deutschen Phantasie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederholt mit Hülfe des Gesanges geschlagen hatte: so war es natürlich, daß unter den Jugend sich herufene und unberufene Bardensunden, die ihr Wesen und Unwesen eine Zeitlang vor sich hintriehen, und man wird unserem Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so mancher edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Theil, um die Sklavenfessel der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.

Auch ist in der Folge die Annäherung zum französischen Freyheitskreise nicht heftig, noch von langer Dauer, bald wird unser Dichter durch die Resultate des unglücklichen Versuchs abgestoßen, und kehrt ohne Marm in dem Schooß sittlicher und bürgerlicher Freyheit zurück.

Innerhalb des Kunstkreises läßt er denn auch manchmal seinen Unmuth sehen, besonders äußert er sich küßig, ja man kann sagen hart gegen jene vielfachen unsicheren Versuche, durch die das deutsche Dichterwesen eine Zeitlang in Verwirrung gerieth. Hier scheint er nicht genugsam zu sondern, alles mit gleicher Verdammniß zu strafen, da doch selbst aus diesem chaotischen Treiben manches schätzenswerthe hervorging. Doch sind Gedichte und Stellen dieser

Art wenige, gleichnißweise gefaßt, und ohne Schlüssel kaum verständlich; deswegen man den Dichters sonstige billige Denkweise auch hier unterlegen darf.

Daß überhaupt eine so zarte, in sich gekehrte, von der Welt weggewandte Natur, auf ihrem Lebenswege nicht durchaus gefördert, erleichtert und in heiterer Thätigkeit gekräftigt worden, läßt sich wohl vermuthen. Doch wer kann sagen, daß ihm ein solches Loos gefallen sey! Und so finden wir schon in manchen früheren Gedichten ein gewisses zartes Unbehagen, das durch den Jubel des Rundgesanges, wie durch die heitere Feyer der Freundschaft und Liebe, unvermuthet hindurchblickt, und manches herrliche Gedicht stellenweis einer allgemeineren Theilnahme entzieht. Nicht weniger bemerken wir spätere Gesänge, in denen gehindertes Streben, verkümmelter Wachsthum, gestörtes Erscheinen nach aufsen, Kränkungen mancher Art mit leisen Lauten beduert, und verlorene Lebensepochen beklagt werden. Dann aber tritt er mit Macht und Gewalt auf, kämpft hartnäckig wie um sein eigenes Daseyn; dann läßt er es an Heftigkeit der Worte, am Gewicht der Invectiven nicht fehlen, wenn die erworbene heitere Geistesfreyheit, dieser aus dem Frieden mit sich selbst hervorleuchtende ruhige Blick über das Weltall, über die sittliche Ordnung desselben, wenn die kindliche Neigung gegen den, der alles leitet und regiert, einigermaßen getrübt, gehindert, gestört werden könnte. Will man dem Dichter dieses Gefühl allgemeinen heiligen Behagens rauben, will man irgend eine besondere Lehre, eine ausschließende Meinung, einen beengenden Grundsatz aufstellen, dann bewegt sich sein Geist in Leidenschaft, dann steht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr, und schreitet gewaltig gegen die ihn so fürchterlich bedrohenden Irrsinn, gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle, den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entstiegenden Wahnbilder, gegen Vernunftverfinsternde, den Verstand beschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Veketzer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezucht, und gegen ihren Ursinn, den leibhaftigen Teufel.

Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen ist, daß er jenem heiteren Lichte, das sich seit einigen Jahrhunderten, steht ohne die größten Anpöfungen der Beförderer und Bekenner im Norden verbreitete, mit vielen anderen, das eigentliche Glück seines Daseyns schuldig sey? Sollte man zu jener scheinbar gerechten, aber partheyföchtig grundföhlchen Maxime stimmen? welche, dreist genug, fodert: wahre Toleranz müßte auch gegen Intoleranz tolerant seyn. Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden.

Ja, wir begreifen um so mehr die leidenschaftlichen Besorgnisse des Dichters, da ihm noch von einer anderen Seite jene düsternen Uebermächte drohen; sie drohen, ihm einen Freund zu rauben, einen Freund in dem wichtigsten Sinne des Wortes. Wenn

unser Dichter, wie wir gesehen, so liebevoll an allem hangen kann, was nicht einmal seine Neigung zu erwiedern vermag, wie muß er sich erst an's Theilnehmende, an Menschen, an seines Gleichen, an vorzügliche Naturen anschließen, und sie zu seinen kostbarsten Gütern zählen!

Gebildete, nach Bildung strebende Männer sucht frühe sein Geist, sein Gefühl auf. Schon schweben *Hagedorn* und *Kleist*, die erstverchiedenen, gleichsam selig gesprochenen deutschen Dichtergestalten, in die ätherischen Wohnungen voraus, auf sie ist der Blick jüngerer Nachkömmlinge gerichtet, ihre Namen werden in frommen Hymnen gefeiert. Nicht weniger sieht man die lebendig vorstehenden, vorantretenden gebildeten Meister und Kenner, *Klopstock*, *Lessing*, *Gleim*, *Gerstenberg*, *Bodmer*, *Ramler*, von den neu aufsprießenden, im Hochgefühl eigenen Vermögens, mit kraftvoller Selbstschätzung und würdiger Demuth verehrt. Schon erscheinen die Namen *Stolberg*, *Bürger*, *Boie*, *Müller*, *Hölty*, in freundschaftlicher Anerkennung des Ruhmes werth, den ihnen das Vaterland bald bestätigen sollte.

In diesem Chor von Freunden, von Verehrten setzt der Dichter ohne bedeutenden Verlust lange sein Leben fort; ja, es gelingt ihm, die Fäden akademischer Frühzeit, durch Freundschaft, Liebe, Verwandtschaft, eheliche Verbindung, durch fortgesetzte Theilnahme, durch Reisen, Besuch und Briefwechsel, in seinen übrigen Lebensgang zu verweben.

Wie muß es daher den liebenswürdig Verwöhnten schmerzen, wenn, nicht der Tod, sondern abweichende Meinung, Rückschritt in jenes alte, von unseren Vätern mit Kraft bekämpfte, seelenbedrückende Wesen, ihm einen der geliebtesten Freunde auf ewig zu entreißen droht! Hier kennt er kein Maas des Unmuths, der Schmerz ist gränzenlos, den er bey so trauriger Zerstückelung seiner schönen Umgebungen empfindet. Ja, und er würde sich aus Kummer und Gram nicht zu retten wissen, verließ ihm die Muse nicht auch zu diesem Falle die unschätzbare Gabe, jenes bedrückende Gefühl, am Busen eines theilnehmenden Freundes, harmonisch gewaltig auszustärmen.

(Der Beschluss folgt.)

LEIPZIG, B. Fleischer d. j.: *Neue Lieder geselliger Freude*. Herausgegeben von *Johann Friedrich Reichardt*. Erstes Heft. 1799. 25 Notenblätter u. 76 S. Text. Zweytes Heft. 1804. 25 N. Bl. u. 60 S. Text. 8. (jedes Heft 1 Rthlr.)

Hr. *Reichardt*, berühmt nicht bloß durch größere Kunstproducte, sondern auch durch das edle Bestreben, vorzüglich zu den Liedern unserer Dichter entsprechende Melodien zu setzen, dadurch in Mehreren die noch schlummernde Neigung zum Gesange zu wecken, und überhaupt durch solche Compositionen auf die Vervollkommenung des Nationalgesanges zu wirken, liefert hier abermals einen schätzbaren Beytrag zu dieser Art der Gesangsstücke. Bey den meisten dieser Lieder ist darauf Rücksicht genommen, daß mehrere Glieder eines frohen Zirkels an dem Gesange unmittelbaren Antheil nehmen können; denn viele derselben sind entweder für zwey Singstimmen

gesetzt, oder es sind Wechselgesänge oder Chöre. Uns war jedoch besonders angenehm, hier mehrere Lieder zu finden, die auch ohne Instrumentalbegleitung dem Kenner genügen, und sich demnach als wahre Volkslieder behaupten; eine Eigenschaft, die wir noch allzuoft an Kunstproducten dieser Art vermissen.

Jedes Heft enthält 25, größtentheils noch nicht componirte Lieder, deren eine Hälfte von dem Herausg. die andern von schon bekannten und in dieser Gattung beliebten Tonsetzern componirt sind. Erstes Heft: I. *Naturfreude* von *Voss* und *Reichardt*. II. *Minneles* von *Haug* und *Himmel*; beide gefällig und sanft hinfließend. III. *Frühlingsstanz* von *Voss* und *Reichardt*. Die intendirte Charakteristik der Jünglinge und Mädchen, und der zuschauenden Alten, ist dem Tonsetzer trefflich gelungen. Nur wünschte Rec., daß in den ersten 16 Tacten (in welchen das Charakteristische zum Theil durch die Bewegung des Basses bezweckt wird) die durchgehenden Noten der Oberstimme gegen die dazu anschlagenden Bassnoten weniger Härte aufserten, als gleich im ersten und im 11 und 13 Tacte geschieht, wodurch die Delicatesse eines so einfachen Satzes, und die Klarheit des Ganzen beeinträchtigt werden, die bey dieser Gattung der Tonstücke selten ohne nachtheilige Folgen vernachlässigt werden können. IV. *Waldgesang* von *Voss* und *Reichardt*, und V. *am Geburtstage*, von *Voss* und *Zelter*, beide sehr naiv. VI. *Der Jäger* von *Goethe* und *Reichardt*. Dieses Lied bekommt durch die dem Waldhorne angepaßte Melodie viel Charakteristisches. Nur dürfen nicht Anfänger die hier gebrauchte Form auf Lieder von mehreren Strophen anwenden wollen. Der Vf. hat in diesem 20 Tacte langen Liede nicht die geringste Ausweichung aus der Haupttonart angebracht. Dies ist zwar bey einer Melodie thunlich, die nur, wie hier, zu Einer Strophe gesungen werden soll, und die besonders ihr Unterscheidendes durch die Aehnlichkeit mit der Tonführung des Waldhornes erhalten hat; bis zum Ekel würde aber alsdann eine solche Form, bey einem Liede von mehreren Strophen angewandt, monotonisch werden. VII. *Abendstille* von *Voss* und *Reichardt*. Ein sanftfließendes liebliches Lied. Nur wissen wir nicht, warum ein Tonsetzer wie der Vf., der die höheren Anforderungen der Kritik so streng befriedigt, und dem das Schulgerichte des Satzes nicht die geringste Schwierigkeit machen kann, grammatische Nachlässigkeiten, wie im 2, 7 und 9 Tacte dieses Liedes stehen, verschulden konnte, da ihm nicht unbekant ist, daß solche Fortschreitungen, zumal in einem bloß zweystimrigen Satze, auch dem Ohre des mindter feinen Kenners mißfallen. VIII. *Die Ruhe* von *Voss* und *Kunze*. Schade, daß in diesem schönen Liede in der 1 Strophe durch den rhetorischen Accent, der in dem 5 Tacte auf das von dem Dichter lang gebrauchte Wort *und* fällt, ein so merklicher Uebelstand veranlaßt wird!

Der Inhalt des zweyten Heftes wird die Liebhaber des Gesanges ohne Zweifel noch mehr interessieren, als der Inhalt des ersten. Billig hätten aber hier drey schon allgemein bekannte Lieder von *Mozart* mit andern noch unbekanten vertauscht werden sollen.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 A P R I L , 1 8 0 4

## SCHÖNE KÜNSTE.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Lyrische Gedichte von Johann Heinrich Voss. Erster bis Vierter Band etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Venden wir uns nun von dem, was unser Dichter als allgemeines und besonderes Gefühl ausdrückt, jeder zurück zu seinem darstellenden Talent, so drängen sich uns mancherley Betrachtungen auf.

Eine, vorzüglich der Natur, und man kann sagen der Wirklichkeit gewidmete Dichtungsweise nimmt schon da ihren Anfang, wo der übrigens unpoetische Mensch dem, was er besitzt, dem, was ihn unmittelbar umgiebt, einen besondern Werth aufzuzählen geneigt ist. Diese lebenswürdige Aeufserung der Selbstigkeit, wenn uns die Erzeugnisse des genen Grundes und Bodens am besten schmecken, denn wir glauben durch Früchte, die in unserm arden reifen, auch Freunden das schmackhafteste Mahl zu bereiten, diese Ueberzeugung ist schon eine Art von Poesie, welche der künstlerische Genius sich nur weiter ausbildet, und seinem Besitz nicht nur durch Vorliebe einen besondern, vielmehr durch in Talent einen allgemeinen Werth, eine unverkennbare Würde verleiht, und sein Eigenthum der Welt und Nachwelt zu verliern und anzueignen versteht.

Diese gleichsam zauberische Wirkung bringt eine effühlende, energische Natur durch treues Anschauen, bevolles Beharren, durch Absonderung der Zustände, durch Behandlung eines jeden Zustandes in sich eines Ganzen, schaffend hervor, und befriedigt dadurch die unerlässlichen Grundforderungen an innern Gehalt; aber damit ist noch nicht alles geschehen, auch äußerer Mittel bedarf es, um aus jenem off einen würdigen Körper zu bilden. Diese sind Sprache und Rhythmus! Und auch hier ist es, wo unser Dichter seine Meisterchaft aufs höchste beahrt.

Zu einem liebevollen Studium der Sprache scheint der Niederdeutsche den eigentlichen Anlaß zu finden. Von allem, was undeutsch ist, abgefordert, ist er nur um sich her ein sanftes behagliches Urdeutsch, und seine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja, wenn er an's Meer tritt, wenn Schiffer aus Auslande ankommen, tönen ihm die Grundtöne seiner Mundart entgegen, und so empfängt er manches eigene, das er selbst schon aufgegeben, von

fremden Lippen zurück, und gewöhnt sich deshalb mehr als der Oberdeutsche, der an Völkerstämme ganz verschiedenen Ursprungs angrenzt, im Leben selbst auf die Abstammung der Worte zu merken.

Diesen ersten Theil der Sprachkunde läßt sich unser Dichter gewissenhaft angelegen seyn. Die Ableitung führt ihn auf das Bedeutende des Wortes, und so stellt er manches gehaltvolle wieder her, setzt ein mißbrauchtes in den vorigen Stand, und wenn er dabey mit stiller Vorsicht und Genauigkeit verfährt; so fehlt es ihm nicht an Kühnheit, sich eines harten, sonst vermiedenen Ausdrucks an rechter Stelle zu bedienen. Durch eine so genaue Schätzung der Worte, durch den bestimmten Gebrauch derselben entsteht eine gefasste Sprache, die sich, von der Prosa weg, unmerklich in die höheren Regionen erhebt, und daselbst poetisch für sich zu schalten vermögend ist. Hier erscheinen die dem Deutschen sich darbietenden Wortfügungen, Zusammensetzungen und Stellungen zu ihrem größten Vortheil, und man kann wohl sagen, daß sich darunter unschätzbare Beyspiele finden.

Und nicht bloß diesen an's Licht geförderten Reichthum einer im tiefsten Grunde edlen Sprache bewundern wir, sondern auch, was der Dichter bey seiner hohen Forderung an die Rhythmik durch Befolgung der strengsten Regeln geleistet hat. Ihn befriedigte nicht allein jene Gediegenheit des Ausdrucks, wo jedes Wort richtig gewählt ist, keines einen Nebenbegriff zuläßt, sondern bestimmt und einzig seinen Gegenstand bezeichnet; er verlangt zur Vollendung Wohlklang der Töne, Wohlbewegung des Periodenbaues, wie sie der gebildete Geist aus seinem Innern entwickelt, um einen Gegenstand, ein Empfundenes völlig entsprechend und zugleich bezaubernd anmuthig auszudrücken. Und hier erkennen wir sein unsterbliches Verdienst um die deutsche Rhythmik, die er, aus so manchen schwankenden Versuchen, einer für den Künstler so erwünschten Gewissheit und Festigkeit entgegen hebt. Aufmerksam horchte derselbe den Klängen des griechischen Alterthums, und ihnen fügte sich die deutsche Sprache zu gleichem Wohlklänge. So enthüllte sich ihm das Geheimniß der Sybenmaasse, so fand er die innigste Vereinigung zwischen Poesie und Musik, und ward, unter dem Einflusse eines freundschaftlichen Zusammenbens mit Schütz, in den Stand gesetzt, solche Früchte einer gemeinsamen Anstrengung seinem Vaterlande auf praktischem und theoretischem Wege mitzutheilen.



Befonders angenehm ist das Studium jener Gedichte, die sich der Form nach als eine Nachbildung der aus dem Alterthume geretteten ankündigen. Belehrend ist es zu beobachten, wie der Dichter verfährt. Hier zeigt sich nicht etwa nur ein ähnlicher Körper nothdürftig wiederhergestellt; derselbe Geist vielmehr scheint ebendieselbe Gestalt abermals hervorzubringen.

Wie nun der Dichter den Werth einer bestimmten und vollendeten Form lebhaft anerkennt, die er bey seinen letzten Arbeiten völlig in der Gewalt hat: so wendet er eben diese Forderung auch gegen seine früheren Gedichte, und bearbeitet sie musterhaft nach den Gesetzen einer in ihm später gereiften Vollkommenheit.

Haben daher Grammatiker und Techniker jene Leistungen besonders zu würdigen: so liegt uns ob, daß wir das übernommene Geschäft den Dichter aus dem Gedicht, das Gedicht aus dem Dichter zu entwickeln, mit wenigen Zügen vollenden.

Auch innerhalb des geschlossenen Kreises der diesmal anzuzeigenden vier Bände, finden wir ihn, wie er sich zum vorzüglichen Uebersetzer jener Werke des Alterthums nach und nach ausbildet.

Durch den entschiedenen, obengepriesenen Sieg der Form über den Stoff, durch manches, von äusserer Veranlassung völlig unabhängige Gedicht, zeigt uns der Dichter, daßs es ihm frey stehe, das Wirkliche zu verlassen und in's Mögliche zu gehen, das Nahe wegzuweifen und das Ferne zu ergreifen, das Eigene aufzugeben und das Fremde in sich aufzunehmen. Und wie man zu sagen pflegte, daßs neben dem römischen Volke noch ein Volk von Statuen die Stadt verherrliche: so läßt sich von unserem Dichter gleichfalls aussprechen, daßs in ihm, zu einer nicht deutschen wirklichen Umgebung eine ächt antike geistige Welt sich geselle.

Ihm war das glückliche Loos beschieden, daßs er den alten Sprachen und Literaturen seine Jugend widmete, sie zum Geschäft seines Lebens erkohr. Nicht zerstückeltes, buchstäbliches Wissen war sein Ziel, sondern er drang bis zum Anschauen, bis zum unmittelbaren Ergreifen der Vergangenheit in ihren wahren Verhältnissen, er vergegenwärtigte sich das Entfernte, und faßte glücklich den kindlichen Sinn, mit welchem die ersten gebildeten Völker sich ihren großen Wohnplatz die Erde, den übergewölbten Himmel, den verborgenen Tartarus mit beschränkter Phantasie vorgestellt, er ward gewahr, wie sie diese Räume mit Göttern, Halbgöttern und Wundergestalten bevölkerten, wie sie jedem einen Platz zur Wohnung, zur Wanderung den Pfad bezeichneten. Sodann, aufmerksam auf die Fortschritte des menschlichen Geistes, der nicht aufhörte zu beobachten, zu schließen, zu dichten, liefs der Forscher die vollkommene Vorstellung, die wir Neuern von dem Erd- und Weltgebäude, so wie von seinen Bewohnern besitzen, aus ihren ersten Keimen sich nach und nach entwickeln und aufbauen. Wie sehr dadurch Fabel und Geschichte gefördert worden, ist niemand

mehr verborgen, und sein Verdienst wird sich immer glänzender zeigen; je mehr dieser Methode gemäfs nach allen Seiten hin gewirkt, und das Gesamelte geordnet und aufgestellt werden kann.

Auf die Weise ward sein großes Recht begründet, sich vorzüglich an den Urbarden anzuschließen, von ihm die Dichterweihe zu empfangen, ihn auf seinen Wanderungen zu begleiten, um gestärkt und gekräftigt unter seine Landsleute zurückzukehren. So, mit festhaltender Eigenthümlichkeit, wufste er das Eigenthümliche jedes Jahrhunderts, jedes Volkes, jedes Dichters zu schätzen, und reichte die älteren Schriften uns mit geübter Meisterhand dergestalt herüber, daßs fremde Nationen künftig die deutsche Sprache, als Vermittlerin zwischen der alten und neuen Zeit, höchlich zu schätzen verbunden sind.

Und so werde zum Schluss das Hochgefühl gelungener unfähiger Arbeit, und die Einladung zum Genuße des Bereiteten mit des Dichters eigenen Worten ausgesprochen:

Mir trug Lyäos, mir der begeisternden  
Weinrebe Sprößling; als, dem Verstürzten gleich  
Auf ödem Eiland', ich mit Sehnsucht  
Wandte den Blick zur Hellenenheimath.

Schamhaft erglühend, nahm ich den heiligern  
Rebshofs, und hegt' ihn, nahe dem Nordgestirn,  
Abwehrend Luft und Ungeschlachtheit,  
Unter dem Glas' in erkargter Sonne.

Vom Trieb der Goutheit, siehe, beschleuniget,  
Stieg Rankenwaldung übergewölbt, mich bald  
Mit Blüte, bald mit grünem Hering,  
Bald mit gerötheter Traub' umschwebend.

Im süfsen Anhauch träumt' ich, der Zeit entflohn,  
Weukampf mit alterthümlichem Hochgesang.  
Wer lauter ist, der koste freundlich,  
Ob die Ambrosiafrucht gereift sey.

PARIS, b. Didot d. ält: *Description d'un pavé en mosaïque, découvert dans l'ancienne ville d'Italice, aujourd'hui le village de Santiponce pres de Seville; suivie de recherches sur la Peinture en Mosaïque chez les anciens, et les monuments en ce genre, qui n'ont point encore été publiés, par Alexandre Laborde. 1802.* im größten Folioformat mit 22 Kupfern, welche alle bis auf zwey in Farben abgedruckt sind, 8 Vign. u. 103 S. Text.

Seit geraumer Zeit ist kein Werk typographischer Kunst mit so verschwenderischer Pracht ausgestattet erschienen, wie dieses. Der Text ist auf ganze Bogen starkes Velinpapier, mit vortreflichen Lettern, unverbesserlich sauber gedruckt; eben so verdienen auch das Lob musterhafter Nettigkeit durchgängig die Kupferstiche, sowohl diejenigen, welche mit mehreren Platten bunt abgedruckt, musliche Arbeiten darstellen, als die blofs schwarzen, welche meistens als Vignetten nicht nur die Pracht des Ganzen erhöhen, sondern auch bezüglich auf Stellen des Textes, diese deutlicher machen.

Die Stadt *Italica* in Spanien wurde von den Römern erbaut, ungefähr 208 Jahre vor Chr. Geb. Trajan und Hadrian sind daselbst geboren, wahrscheinlich auch Theodosius. Im 5 Jahr. gerieth sie unter die Herrschaft der Vandalen, nachher unter die Gothen, und endlich ward sie von den Mauren völlig zerstört. Jetzt liegt an der Stelle ein Dorf, *Santi-ponce* genannt; um dasselbe her zeigen sich noch einige Ueberbleibsel alter Stadtmauern und ein ziemlich wohlerhaltenes Amphitheater.

In dieser Gegend nun wurde am 12 Dec. 1799 das Mosaik, dessen Beschreibung, Erklärung und Darstellung der Hauptzweck des vorliegenden Werks ist, ungefähr 3½ Fuß tief in der Erde verschüttet gefunden. Es war der Fußboden eines wahrscheinlich zum Baden eingerichteten Zimmers, hält 38 franz. Fuß in der Länge und 27 in der Breite. Beym Aufgraben, und bald nachher, wurden durch Nachlässigkeit beträchtliche Beschädigungen veranlaßt; doch erkennt man im Mittelfstück noch die Abbildung eines Circus und Wettrennens. Dieses Mittelfstück wird auf drey Seiten von einer Doppelreihe runder zierlich eingefasster Gemälde umgeben, welche Brustbilder der Musen mit begesetzten Namen, Figuren der Jahreszeiten, eines Centauren und verschiedener Thiere enthalten. Die vierte vom übrigen durch einen verzierten Streifen unterschiedene Seite oder Abschnitt, stellt, wie der Vf. meint, das abgerundete Ende der Rennbahn nebst einigen Ringern vor: uns scheint jedoch um des abschneidenden Zierraths willen diese Seite ein für sich bestehendes Bild, und die halben Zirkellinien keinen Theil der Rennbahn, sondern ein Amphitheater anzuzeigen. Endlich wird das Ganze von einer breiten Borde eingefasst, die in viereckige Felder getheilt, und mit mancherley Zierathen reich geschmückt ist.

Der beste Gewinn, der sich für die Alterthums-kunde aus der Entdeckung und Bekanntmachung dieses Monuments ergibt, ist vornehmlich die vermehrte Wahrscheinlichkeit, daß bey den alten Rennbahnen die *Carceres*, oder dasjenige Gebäude, wo das Wettrennen anfang, gegen das Uebrige der Rennbahn in einer schiefen Linie angelegt wurde, wie man solches schon am Circus des Caracalla beobachtet hatte. Hienächst findet sich unter den Attributen, welche den Brustbildern der Musen zugegeben sind, einiges Sekene oder vielleicht gar Einzige, wie z. B. das Modell eines Tanzsaales bey der Terpsichore, und der Zweig, welchen die Erato in der Hand hält. — Hr. *Laborde* versucht es, doch ohne glücklichen Erfolg, die Musen samt allen übrigen Bildern um den Circus her als bezüglich auf diesen zu deuten. Die Jahreszeiten sollen auf die Farben der 4 Factionen anspielen, und der Centaur ein Genius der circensischen Spiele seyn. Da aber dieser eine Fackel und einen Becher hält, so ist es viel wahrscheinlicher, daß er auf den Dienst des Bacchus zielt, wie ebenfalls auch der Tiger, der Bock und die Weintrauben in und zwischen den runden Feldern, welche der Vf., vermuthlich seiner Erklärung zu Lieb, übergegangen hat.

Ueber den Kunstwerth dieses Mosaik's erfährt man gar nichts; eben so wenig von welcher Materie die Würfelchen sind, woraus das Ganze zusammengesetzt ist. Bunte Marmorstückchen darf man nicht vermuthen: denn die Kupferstücke geben viel Blau an, und es ist unwahrscheinlich, daß an einem so großen gar nicht sorgfältig ausgeführten Werk *Lapis Lazuli* oder Glasfluß in Menge verschwender worden sey. Sollte man also etwa auf glasierte Würfelchen von gebranntem Thon raten dürfen? Aber auch dieses wäre selten, und wohl der Anzeige werth gewesen. Von der Zeit, wann dieses Mosaik verfertigt worden seyn möchte, spricht der Vf. nirgends; indessen zeigt der Mangel an Symmetrie in der Anlage des Ganzen schon den Verfall der Kunst deutlich an.

Die angehängten *Recherches sur la peinture en Mosaïque chez les Anciens* enthalten eine mangelhafte Geschichte der Mosaik, nebst eben so unvollständigen Anzeigen von antiken Werken dieser Art, welche sich zu Rom befinden, und in der Schweiz, Deutschland, England, Frankreich und Spanien entdeckt worden sind. Von drey Stücken aus diesem letztern Reich werden Abbildungen gegeben, eines derselben ist ein kleines Fragment, zu Tarragona gefunden, mit 2 Halbfiguren von recht gutem Styl, und mag leicht zu dem Besten in seiner Art gehören. Die 22ste Kupfertafel, ganz am Ende des Werks, stellt 3 verkümmelte Bildsäulen dar; zwey derselben, ebenfalls im Umkreis von *Italica* gefunden, sind männlich, ganz nackt, außer einem über die Schulter geworfenen Mantel. Art und Geschmack dieser Werke geben zu erkennen, daß es die Reste zweyer heroischen Bildsäulen römischer Kaiser seyn müssen. In solchem Fall aber hat der Vf. sich sowohl über die Zeit, welcher sie angehören, als über ihren eigentlichen Kunstwerth sehr geirrt, indem er S. 102 von ihnen sagt: *ils sont du meilleur temps et dignes de tout ce que l'on voit en Italie de plus beau.*

—y—H.

H o r, b. Grau: *Der Rathgeber für Zeichner und Mahler, besonders in dem Fache der Landschaftsmalerey.* Nebst einer ausführlichen Anleitung zur Künstlerperspectiv. Von H. P. Valenciennes, Mahler und Mitglied der philotechnischen Gesellschaft etc. zu Paris. Aus d. Franz. übersetzt, und mit Anmerk. u. Zusätzen vermehrt, von Joh. Heim. Meynier. 1803. XLII u. 358 S. 8. Mit 36 Kupfert. (3 Rthlr. 8 gr.)

Aus der Vorrede des Uebersetzers sehen wir, daß Hr. *Valenciennes* von seinen Zuhörern ersucht wurde, vorliegendes Werk, das auch den besondern Titel: *Praktische Anleitung zur Linear- und Luftperspectiv für Zeichner und Mahler* führt, bekannt zu machen, und daß Hr. *Croze Magnan* den Ideen des Vfs diejenige Form des Vortrags ertheilt hat, worin wir sie gegenwärtig lesen. Sehr richtig ist zwar die Ansicht, welche der Uebersetzer von dem Buche giebt: daß der Vf. seinen Gegenstand als Künstler behandelt, und also vorzüglich bey solchen Punkten verweilt habe,

die

die durch ihre Anwendung auf die Malerey von praktischem Nutzen sind. Aber die Neuheit der Sachen möchten wir nicht so unbedingt anpreisen. Alles, was hier, obgleich mit guter Wahl, zusammengetragen ist, findet sich auch in anderen Schriften, und bietet dem in diesem Fache bewanderten Gelehrten und Künstler keine neue Ideen dar. Jedoch für den Anfänger sind die Grundsätze der Wissenschaft in einer guten Verbindung vorgetragen, so wie auch einige Bemerkungen den Geübteren zu eigenem Nachdenken Anlaß geben können. Die Regeln, nach welchen geometrische Figuren gezeichnet werden müssen, gehen von S. 19 bis 23, wo der Vf. von der Horizontallinie und dem Gesichtspunkt redet, der seiner Vorschrift gemäß, stets in die Mitte eines Bildes angebracht seyn soll. Wir wissen zwar, daß nicht nur dieser Grundsatz bey theatralischen Decorationen angewendet wird, indem man wegen der Hauptloge, worin sich der Hof befindet, den Gesichtspunkt in die Mitte der Scene setzt, sondern daß auch einige neuere Schriftsteller, unter andern Hr. Prof. Breising, dieselbe Regel bey der Anlage einer Malerey oder perspectivischen Versteckung anwenden wollen; aber wir können ihrer Behauptung die Werke eines Dentone, Mauro Tesi und zahlreicher berühmter Maler im Fach der Perspective entgegensetzen, welche oft selbst, wenn es die Umstände erforderten, den Gesichtspunkt außerhalb des Gemäldes anbrachten. „Wir nehmen“ sagt der Vf. „als wesentliche Regel an, daß sich der Augenpunkt in der Mitte des Gemäldes befinden soll, weil man bey Abweichung von diesem Grundsatz in mancherley Verlegenheiten geräth, und Schwierigkeiten findet, die ein Künstler nur mit vieler Mühe überwindet.“ Diesen Einwurf halt Rec. für sehr gering, da sich durchaus alle Schwierigkeiten mit Kunst und Geschicklichkeit heben lassen. Eine nähere Prüfung erfordert die Anmerkung des Uebersetzers gegen das Ende des 2 Kapitels, wo die nöthigen Begriffe zu perspectivischen Verzeichnungen aufgestellt sind. „Wo ich nicht irre,“ sagt er, „so ist der Vf. hier so zu verstehen: wenn ich nämlich einen hohen, senkrecht aufgerichteten Gegenstand, z. B. eine Säule oder einen Thurm von dem flachen Boden aus betrachte, so ist offenbar mein Auge weiter von der Spitze entfernt als von dem unteren Theil; ich sollte also den Thurm nicht durch gerade, sondern durch etwas schräge Linien ein wenig pyramidenförmig zeichnen. Ebenso verhält es sich der Breite nach, z. B. mit langen Gebäuden; denn wenn ich meinen Standpunkt der Mitte des Gebäudes gegenüber nehme: so bin ich von den beiden Ecken weiter entfernt, als von dem Mittelpunkt. Die beiden Seiten sollten also verschrängt gezeichnet werden, so daß der mittlere Theil des Gebäudes höher wäre, als die beiden Grenzen. In einer *Camera obscura* erhält man auch wirklich solche Zeichnungen, wenn man sich nicht weit genug von dem Gegenstand entfernt. Wenn man aber, wie der Vf. angiebt, drey mal so weit davon wegbleibt, als das Object hoch oder breit ist, so welchen die Bogenlinien von einer geraden Linie so wenig ab, daß man sie ohne Anstand mit einem Lineal zie-

hen kann.“ Es scheint, daß weder der Vf. noch der Uebers. diesen wichtigen Theil der Perspective mit gebührender Aufmerksamkeit überdacht haben. Die Kunst der Perspective kann nicht anders als in der Tiefe wirken, da sie bey der Breite und Höhe eines Gegenstandes von selbst erscheint. Denn wenn wir z. B. die Zeichnung eines Tempels, der zehn Säulen zur Façade und neunzehn Säulen an den Seitenwänden hat, vor Augen halten: so wird uns, je nachdem der Augenpunkt mehr zur rechten oder zur linken Seite genommen ist, eine der Ecksäulen näher als die übrigen neun der Façade, welche mit unserer Horizontallinie parallel sind, vorkommen. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß sich diese Säulen, obgleich in derselben Größe gezeichnet, wirklich von unserm Augenpunkt entfernen, und ohne die Einrichtung der Perspective verkleinern, da im Gegentheil diejenige Seite des Tempels mit 19 Säulen, welche sich in der Zeichnung vertieft, gegen den Gesichtspunkt vermittelt der Kunst der Perspective zusammenläuft und verkleinert wird. Von diesem Satze läßt sich ebenfalls eine Anwendung auf das zweyte Beispiel machen. Unstreitig ist uns, wenn wir vor einem Thurm stehen, der Eingang in ihn näher als seine Spitze; aber derselbe Fall tritt bey einer Abbildung des Thurms ein; so wie auch die unnöthige Forderung, daß man den Standpunkt so entfernt nehmen soll, wie der Gegenstand hoch oder breit ist, sehr oft gar nicht befriedigt werden kann. S. 47 folgen brauchbare Regeln von der Subfundamentallinie, um den Uebelstand zu vermeiden, daß eine Figur, die man in Perspective bringt, immer so verkehrt erscheint, als ihr geometrischer Grundriß ist. S. 131 schlägt der Vf. eine leichtere Methode vor, um perspectivische Gegenstände zu zeichnen. Sie hat vor der gewöhnlichen besonders den Vortheil, daß man die vielen Linien, welche bey jener nöthig sind, entbehrt, indem zwey Drittel der Arbeit, nämlich die Zeichnung der geometrischen Fläche und der Elevation oder der Höhe, auf einzelne Blätter entworfen werden können, während das Bild selbst nicht mit so vielen Linien überladen wird. Uebrigens ist diese Regel mit vielen andern, welche sich auf die Landschaft, die Vertheilung der Figuren und die Einfassung oder den Namen der Zeichnung beziehen, aus zahllosen ähnlichen Werken, besonders aus einer französischen Schrift, (*La perspective pratique à tous peintres par un Religieux de la Compagnie de Jesus*, Paris 1663. 4.) bekannt, welche der Vf., wie es scheint, vorzüglich vor Augen gehabt hat.

Demungeachtet müssen wir ihm und dem Uebersetzer das Verdienst lassen, durch eine gemeinnützige Einkleidung das Studium der so nothwendigen Perspective den jungen Künstlern erleichtert zu haben, welche sich, um mit Carlo Maratto zu reden, so viel damit beschäftigen mögen, als hinreichend ist (*tanto che basti*), ohne ihre Zeit mit Subtilitäten zu zersplittern, woraus sie für die Kunst keinen bedeutenden Vortheil schöpfen können.

N. G. a. B.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 A P R I L , 1804

## SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Gedichte von Höltz*: neu besorgt und vermehrt von J. H. Voss. 1804. LVI u. 256 S. 8.

Von Höltz's Gedichten überhaupt zu sprechen, den Geist derselben darzustellen, ihre Eigenthümlichkeit zu entwickeln, und ihren Einfluss auf die vaterländische Dichtkunst zu berechnen, dürfte jetzt in einer beurtheilenden Zeitschrift zu spät seyn. Wir schränken uns daher bloß auf das Charakteristische der neuen Ausgabe ein, über welche sich der Herausgeber selbst in der Vorrede S. LV folgendermaßen erklärt: „Nach wiederholter Vergleichung der Handschriften schien die vorige Ausgabe bald zu streng, bald zu nachsichtig. Mehrere der verworfenen Stücke durften, theils mit sehr wenigen Zügen der Ausbildung, neben den vollendeten stehen; einige des Nachlasses, die Höltz noch nicht einmal dem Freunde zur Beurtheilung gesandt hatte, trugen zu sehr die Gestalt des ersten Entwurfs; in anderen war stellenweise der Dichter sich selbst ungleich. Jetzt ist alles, was und wie es Höltz wahrscheinlich gebilligt hätte, gesammelt, und nach Gattungen und Zeitfolge geordnet.“ Von den ehemals verworfenen Stücken sind elf in diese neue und nunmehr vollendete Sammlung aufgenommen. Es sind folgende: 1) *Tüffel und Käthe* S. 6. 2) *Sehnsucht* S. 69. 3) *Der Busenstraufs* S. 72. 4) *Reue* S. 82. 5) *Einladung* S. 85. 6) *An eine Tobackspfeife* S. 88. 7) *Die Ersehnte* S. 131. 8) *Die Knabenzeit* S. 139. 9) *Minnelied* S. 175. 10) *Seligkeit* S. 192. 11) *Frauenlob* S. 195. — Aus der vorigen Sammlung sind 62 Stücke, unter denen Leander und Ismene und überhaupt die bekanntesten sich befinden, durchaus unverändert abgedruckt. Die meisten der Uebrigen haben die Veränderung eines Wörtchens oder des Rhythmus wegen eine Umstellung zweyer Worte erlitten, oft nach der eigenen Handschrift des Dichters, der (S. LIV) mehrere Lesarten zugleich gab. Wir wagen es kaum Lesarten wie: *dem Tod' ins Antlitz für dem Tod' entgegen* S. 48, *dein helles Maylied für süßes* S. 83, *lauer Abendwind für lieber* S. 202, *o zehnmal für ach zehnmal* S. 77, *Träume' ich im seligen Hain der Zukunft für Wann ich im Haine der Zukunft träumte*: solche Lesarten, die zur Ehre des Dichters mußten aufgenommen werden, für Veränderungen auszugeben. Wichtiger ist die im Maygesange S. 124, wo der zu rasche Schluss:

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band,

Träumend spielt er mit Laurens  
Weissem bebenden Busen,  
Küßt den bebenden Busen,  
Und den roßigen süßen Mund.

durch die genauere Ausführung mehr Leben, Gehalt und Schicklichkeit erhält:

Träumend schaut' er das Mägdlein  
In hellgrüner Umfchattung,  
Fügt des Beestes Aurikel  
In ihr bräunliches Lockenhaar;  
Spielt am zarten Geringel,  
Blickt ihr kühner ins Antlitz,  
Ach, und wagt den Brautkuss  
Auf den roßigen warmen Mund.

Die beiden hexametrischen Idyllen sind die einzigen Stücke, die durchgehend eine nachhelfende Veränderung erfahren haben. Wir sehen deutlich, daß Hr. Voss ihnen nicht den ursprünglichen Charakter nehmen, sondern nur der auffallenden Unbestimmtheit einzelner Theile mehr Festigkeit geben, und zugleich dem oft falsch gemessenen Verse zu Hülfe kommen wollte. Wir heben nur den Schluss der Schnitteridylle aus:

Schon entstieg der freundliche Mond dem Thaugewölke,  
Und die zitternden Weizenwegen schwammen in Silber;  
Da ergriffen die Schnitter die Sensen, und schäkerten  
Christeln  
Und sein erröthendes Hannchen aus ihrem trauten  
Geschwätz.

Nach Vossens Veränderung:

Hell aus thauiger Wolk' enthüllte der freundliche Mond  
sich,  
Und rings schwammen in Silber die zitternden Weizen-  
wegen.  
Jünglinge haben die Senf', und Mädchen die Hark' auf  
die Schulter  
Lachten des säumigen Paares, und ermahneten. Eilig  
verließen  
Beid' ihr trautes Geschwätz, das erröthende Hannchen  
und Christel,  
Sprangen empor, und folgten der singenden Aerntege-  
fellschaft.

„Kein eitler Trieb (S. LV), eine Aristarchische oder Ramlerische Feile zu handhaben, leitete den Herausgeber; sondern“ (was auch ein hinzugekommener Brief S. XLVI beweist) „der Auftrag des Vorangegangenen. Beide hatten, als verbrüdete Herzen, manches gearbeitet, mehreres verbessert; beide hatten einander Gedanken und Ausdrücke geliehen... Als bei-

de an gefährlichen Brustkrankheiten litten, war ihre Abrede: Der Ueberlebende besorge des anderen Gedichte, wie die seinigen. Der Verpflichtete hat in beiden Ausgaben bey jedem nachhelfenden Zuge den Geist des geistigen Hölty gefragt, und das ungefähr zu leisten gestrebt, was der Dichter selbst, wäre nur noch ein Jahr ihm vergönnt worden, mit freyerer Hand und glücklicher geleistet hätte. Wer indess die meisten der hinzugekommenen Gedichte, und einige der ersten Ausgabe, Gedichte von Hölty und Vofs nennen will, dem werden es beide, die im Leben so gern vereint waren, nicht für Beleidigung aufnehmen.“

Das Leben Hölty's hat ausser den bereits angeführten Zusätzen noch bedeutende Erweiterungen erhalten. Wir nennen mit Beyfall die charakteristischen Anekdoten, die uns den liebenswürdigen und frohherzigen Jüngling so lebhaft vor Augen rücken. S. XVII. „Eine seiner liebsten Unterhaltungen war, *bouts rimés*... Die Aufgabe mußte in bestimmter Zeit fertig seyn, oder man trug zur Strafe eine gewaltige Tute als Grenadiermütze auf dem Haupte. Einst fügte es sich, daß ein Göttingisches Wochenblatt, worauf ein verworfener Hymnus von Hölty stand, den Dichter selbst krönen sollte. Diefs dachte ihm doch zu ernsthaft; er ergriff die heillose Mütze, und behauptete sie (so stark war er) gegen die vereinigte Gewalt.“ — S. XVIII. „Manchmal übernahm er auch wohl ein Gelegenheitsgedicht, und Vofs half ihm dabey. Sie ließen Rheinwein hohlen, verabredeten Plan, Ton, Versart, Reime und Gleichnisse; und dann ging es Schlag auf Schlag, auf das Wohlseyn des künftigen Ehepaars.“ Bekannt ist, wie sich der Besteller eines solchen Carmens, Monsieur Herbst, durch das Gleichniß eines fruchtbringenden Herbstes gekränkt fühlte. „Seitdem (S. XIX) liefs Hölty sich alle Umstände und den Ton bestimmen. Bey der Vermählung eines Dorfpredigers ward etwas Fließendes verlangt; und es floss nach Wunsche durch alle Ehestandsfreuden bis zum seligen Abschiede, ungefähr so:

Dann geht Papa mitfamt Mama  
Zum ewigen Halleluja.

Durch Kästner, Hölty's Freund, kam die Bestellung eines schwülftigen, aber dabey verständlichen Hochzeitgedichts. Meister und Gefell thaten ihr mögliches in Hexametern und Tetrametern mit einer Vorfylbe, nach der damaligen Prosodie. Am Versammlungstage trat ein Ankläger auf, sie hätten ihren Rheinwein mit Sünden verdient. Sie rechtfertigten sich durch eine genaue Berechnung der olympischen Seltenheiten, der gefischten Perlen, der Tage mit Sonnenscheine gestickt, und des prächtigen Donnerwetters zum Beischlafs; man fand Zuthat und Arbeit nach Billigkeit geschätzt, und schlug die Anklage nieder.“

Wir danken es dem Herausgeber, daß er solche und ähnliche Charakteristiken seines Freundes aus der Erinnerung uns mitgetheilt hat. Ein schöner Beytrag der Art sind auch die hinzugefügten Briefe (S. XLII) von denen Hr. V. mit gerührtem Herzen sagt: „sie seßeln das Herz; man glaubt den Abgeschiedenen

Stimme aus der Ferne zu vernehmen. Gewiss sind gleich empfindende, jetzt und in der Zukunft, die gerne mithorchen werden.“ — Noch müssen wir hier der mit Vofs verabredeten Fußwanderung nach Italien und Sicilien erwähnen. „Es war Begierde, die einfachen Sitten des Alterthums in Gegenden der freywirkenden Natur auszuforschen — das Bekannte, und was der Antiquar und Künstler sucht, wollten sie umgehen, und dafür in freundlichen Dörfern, von der Heerstrasse entfernt, sich auf längere Zeit niederlassen, oder mit den Berghirten der Apenninen und des Aetna umherstreifen — dort, dachten sie, würde der Geist Homers, Hesiods, Theokrits, sie vprnehmlicher ansprechen, und manches beantworten, was einem hier nicht einmal zu fragen einfällt.“

Glaubte Hr. V. bey der ersten Ausgabe noch manches der Umstände wegen verschweigen zu müssen, oder was hielt ihn ab schon damals die Geschichte des Bundes zu erzählen, die, durch Tradition entstellt, endlich ein so lächerliches Ansehen gewann. Es ist sehr belustigend (S. XXVIII fg.) dem sinureichen Bardemythos bis auf den ersten Ursprung nachzugehen. Ernsthafter scheint auch uns das andere Gerücht, das durch den Mann Ansehen erhielt, der seit 20 Jahren seine gelehrten Gegner, statt durch Gründe zu belehren, durch Persönlichkeiten zu beschämen sucht. Wir lesen hierüber S. XXXVI folgendes: „Hölty und Vofs sollen eines bekannten Mannes Schüler, im engsten Sinne des Wortes gewesen seyn, und von ihm, dem Lehrer und väterlichen Freunde, unverdankte Wohlthaten genossen haben: nämlich beide zugleich, freye Kollegien, Aufnahme in das Seminar und an den akademischen Freytsch: Hölty besonders, gewisse heimliche Hülfsmittel. Der Mann, der diese vorgeworfenen Lehren und Wohlthaten theils durch Still-schweigen, theils durch unbestimmte Klagen über Undank, bekräftiget hat, lebt noch mit dem einen der Gekränkten. Er rede laut und bestimmt und mit nicht schonendem Beweise, welche Kenntnisse, welche Wohlthaten und welchen Undank er vorwerfen könne; oder, was alles wieder gut machen würde, er ermanne sich, bevor die letzte Sonne ihm untergeht, zu dem edlen Geständnisse des Unrechts.“

Dem schönen und correcten Drucke der Frommann-Weßelhof'schen Officin müssen wir noch ein besonderes Lob zustehen.

H.

NEUBRANDENBURG, b. Korb: *Gedichte* von E. T. J. Brückner. 1803. Ohne Vorr. 246 S. kl. 8.

Den Lesern der alten Göttinger und Hamburger Musenalmanache wird diese kleine Sammlung eine eben so willkommene Erscheinung seyn, wie der Besuch eines Freundes, von dem man lange nichts hörte. Man freut sich zuerst der frischen Gestalt und Herzenswärme, die noch, wie vor einer Reihe von Jahren, anzieht; dann entdeckt man, daß dieser Freund liebenswürdiger geworden, dadurch daß er kleine Fehler tilgte, und sich mehr für den erkohrenen Wirkungskreis ausbildete. Man lebt gerne mit ihm und

in

ihm, auch wo man nicht ganz übereinstimmt, und ält sich mit desto reinerer Freude an das, wo man mit ihm gleich empfindet. — Die Gedichte dieser Sammlung, die größtentheils schon durch Almanache und Kinderschriften bekannt sind, theilen sich in patriarchalische Idyllen, Kinderidyllen, vermischte Gedichte und Sinngedichte.

Die meisten der patriarchalischen Idyllen (eine dem Dichter ganz eigenthümliche Gattung) gehören in das goldene Zeitalter der in der Genesis dargestellten Menschheit. Gute Naturanlage, warmes Gefühl, und Fähigkeit für edle Gefinnungen und feurige Entschlüsse, dies ist der Charakter der hier auftretenden Menschen. Kaum noch losgelassen von der Hand des Instinctes, die Freyheit der Willkühr war ahndend, noch schuldlos obgleich nur durch ihren beschränkten Zustand, tragen sie in sich den Keim wachsender Menschlichkeit, der die herrlichsten Früchte verspricht. Einen festeren Standpunkt hat der Dichter in dem patriarchalischen Epos *Adaja*, dem wir seiner Vorzüglichkeit wegen, und weil es bisher noch unbekannt war, die meiste Aufmerksamkeit schuldig sind. Hier sehen wir schon die goldene Zeit im Hinschwinden. Wehmüthig blicken die Edleren ihr nach, die entlohene Schuldlosigkeit bejammernd, ohne sich bewusst zu seyn, daß eben dieser Zustand Entwicklung der Fähigkeiten, einen erweiterten Gesichtskreis und eigentliche Bildung herbeyführt. Freylich ist die Unschuld dahin, aber dafür hat die Tugend Verdienst gewonnen, und wo sich Tugend findet, interessieren uns die Menschen durch Seelenstärke und edle Willkühr; denn sie sind gut, aber konnten schon schlimmer seyn, was im Mittelpunkte der goldenen Zeit nicht einmal möglich war.

Die Dichtung ist einfach und lieblich, der Plan mit Verstand geordnet, die Sprache größtentheils edel, oft von gediegener Kraft und energischer Kürze. Selbst wo der Dichter als Dichter sinkt, sucht er durch den Ausdruck zu vergüten. — Gleich der Anfang stellt den Leser auf den richtigen Standpunkt, um das Ganze in seinen Theilen zu übersehen. Die Ufer des Phrat können nicht mehr die zahlreich vermehrte Menschenmenge fassen. Statt des allgenügenden Unterhaltes droht Mangel und Noth, statt des Gemeingutes ist eigener Besitz nothwendig geworden. Hieraus entspringt Ungenügsamkeit, Habsucht, Gewalt und Stürkerecht. Nur die Edleren des Volks halten sich frey davon. Um der physischen Noth, und der moralischen Verelchimmerung entgegenzuwirken wird beschloffen

Durch heiliges Loos gewählt, einen Theil  
In neues Land im Weltmeer auszusenden.

Hieran knüpfen sich die Hauptmomente des Gedichtes. *Adaja*, ein kühner Jüngling wird Anführer derjenigen, die, ein neues Land zu erspähen, ausgeschickt werden. Ihn liebt im Stillen *Jedida*, die Tochter Henochs und der Dinna. Sehr schön werden beide mit wenigen Zügen charakterisirt. *Adaja* erscheint als der Liebenswürdige seines Volkes, in dem wir ihn erblicken:

— — — — — Wie Kind und Greis

Mit Wehmuth ihn und Segenswunsch begleitet  
Noch weit den Strom hinab; wie ihn gelobt  
Die Väter, Mütter und die Jungfrauen alle,  
Und sie beklemmt ihm lange nachgesehn.  
So sah wohl Adam einst am ersten Abend  
Bestürzt der ihm entsunkenen Sonne nach.

*Jedida* ist ihren Gespielinnen nur unter dem Namen, *die Fromme* bekannt:

— — — Sie waltete daheim mit Fleiß  
Des Hauses ihrer allgeliebten Mutter,  
Ihr Herz mit treuer Pflege zu erfreuen.

Auf Mutter und Tochter ruht sichtbar der Geist  
Henochs, und beide werden im Volk als überirdische Wesen geehrt. Ihre Hütte ist der Versammlungsort der lehrbegierigen Jugend, um Menschlichkeit und Tugend zu hören:

So sammeln, wo der Baum des Lebens blüht,  
Vom Duft gelockt die muntern Bienchen sich;  
Wenns tagt schon ämlich, umspäht und umflummen die Schwärme  
Die duftige Blüth', entfaugend süße Kraft,  
Und kehren froh des Honigs heim.

Früh und spät wandelt *Jedida* am Ufer des Phrat,  
nach ihrem Jünglinge sich sehnend; ihr volles Herz  
bricht in Lieder der Wehmuth aus:

Sie wandelt ängstlich auf und ab am Wasser;  
Bald in der grünen Wiese tief am Strom.  
Da singen ihr in Weiden Nächstgallen.  
Bald mühsam stieg sie auf zur steilsten Höh'  
Und saß dort auf dem Fels, im Schein des Abends.  
Wenn über den Strom her frisch die Morgenluft  
Sie anhaucht, schwillt ihr Herz von frohem Glauben:  
„Ich fühl' es, heute kommt er, ist schon nah!“  
Oft glaubt sie dann die Segel schon zu sehn,  
Zu hören schon den Ruf vom Strand' herauf.  
So sieht der Wanderer bey hellem Wetter  
Des Berges Gipfel klar, auf den sein Blick  
Und Gang sich richten muß, er wähnt ihn nahe,  
Und eilt mit festem Glauben weiter fort;  
Dann wird ihm bange, wann bey trübem Himmel  
Des Berges Haupt sich grau in Wolken hüllt.  
So wenn des Abends Schwale sie umduftet,  
Dann sagt *Jedida*: „Ach er kommt wohl nie!“

Schön ist es, wie dennoch der Glaube an den Treuen  
sie tröstet und aufrecht erhält, und ihre Seele mit  
frohen Ahnungen erfüllt. In einem bedeutenden  
Traume wird die froheste Ahnung von der nahen  
Zurückkunft des Geliebten versinnlicht. Nach 31  
Monden bringt das Schiff die freudige Botenschaft des  
gefundenen Landes:

— — — — — *Jedida* staunt:

Den schönen Jüngling an; hoch raget er  
Im Schiffe vorn hervor; vom Morgenstrahle  
Geröthet wälzt im Winde fein Gewand,  
Voll Wonne segnet er der Heimath Ufer,  
Und winket Freud' und Gruß den Frohen zu.

Sie



Sie sah sein Angesicht, wie eines Engels,  
Der liebeich mit den Menschenkindern spricht.

Wir haben aus der Fülle des ersten Gefangs nur einiges mitgetheilt, aber hinlänglich gezeigt, daß es dem Dichter nicht an lebendiger Darstellung fehlt. Er mahlt nie mit gleisenden Farben, um einer todten Masse ein Scheinleben zu geben, sondern läßt mit bedeutenden Zügen die Sache durch sich selbst reden. Die Hauptsituation des dritten Gefangs ist sehr glücklich vollendet. Adaja, den ein jeder zum Anführer wünscht, trifft das Schicksalsloos Führer der Auswandernden zu seyn. Jeder Jüngling wählt beym Freundschaft seine Geliebte, und Adaja im Herzen Jedida. Aber Jedida ist von ihrem Vater Henoch, als er gen Himmel fuhr, verpflichtet, die Stütze der Mutter bis an den Tod zu seyn, und die Mutter durch einen Eidschwur, den nur Henoch lösen kann, aber noch nicht gelöst hat, an ihre Stelle gebunden. — Zur Freude des gesammten Volkes hat den Adaja so eben das Loos getroffen:

Und lauter Freudenruf schlug an die Wolken.  
So jauchzt der Wandrer, wenn ihm klar und roth  
Die Morgensohn' an weißer Berge Gipfel  
Daher glüht; denn sie bringt den schönsten Tag.  
Und Gnade giebt ihm Gott zu seiner Wallfahrt.  
So wuchs der Männer Muth zur Fahrt ins Meer,  
Als in Jedidas Hand das Tassein glühte.  
Jedida, wie vom Blitz getroffen, stoh  
Schnell durch der Mägdein froh Gewühl von dannen.  
Nur zwei bemerkten sie, die Trautesten,  
Die sahen tief gerührt ihr nach und schwiegen.

Sie vermeidet anfangs ihn zu sehn; endlich erklärt sie ihm, daß sie ihn über alles liebe und lieben werde, aber ihre Mutter nicht zu verlassen für die höhere Pflicht erkenne. Nach langem Kampfe entschließt sich Adaja zu gleicher Aufopferung:

— — — — Der Väter Wort,  
Das Gott geweihte Loos will ich verehren.  
Wie du die Liebe deiner Mutter ehrst.  
Fürwahr, jetzt muß ich große Dinge wirken,  
Daß Ruhe find' in Gottes Welt mein Geist.  
Ja trüb' und bang' ist ohne dich mein Leben;  
Jedoch, Gott will's! so mag es denn geschehn.

Gerne führten wir noch die Stelle an S. 57, wie Jedida mitten in ihrer Trauer ungern aber doch willig sich von den Jungfrauen kränzen läßt, um beym Feste den Fleiß und die Freude singend vorzustellen; und aus dem fünften Gefange, wie Dimnath durch eine Erscheinung des Henoch angetrieben ihre Kinder zum ewigen Bunde segnet — allein die Grenzen einer Recension verstatten nur eine bloße Hindeutung. — Ueber einige Punkte sey es erlaubt, noch eine Bedenklichkeit zu äußern. Was bewog wohl den Dichter, seinen Personen eine Lebensdauer von 1000 Jahren zu geben, und uns diesemnach 100 jährige Knaben, oder blühende Jünglinge von 2—300 Jahren vorzuführen? Glaubte er dadurch die zahlreiche Vermehrung an den Ufern des Phrat zu erklären? eher scheint

es, als ob er zu genau an den mosaischen Mythos sich hielt. Aber was wir in einer Erzählung von einem entflohenen goldenen Zeitalter uns gefallen lassen, wo die 1000 Jahre, nach den kindlichen Begriffen, menschlicher Glückseligkeit, an ihrer Stelle sind, das nehmen wir in der Gegenwart als Darstellung nicht an. Wie können wir auch nur die 2—300 Jahre festhalten, da eine blühende Jünglingsgestalt uns den Glauben an etwa 20 Jahre abzwingt? und Wer vermag es den schönen Adaja mit 300 Jahren zusammenzudenken? Stellen, wie S. 79 „obs hundert Sommer wären, ich harre dein“ gelten uns entweder für eine starke Hyperbel, oder, wenn wir genau zählen wollen, erzwingen sie ein gutmüthiges Lächeln. — Ein ähnlicher Mißgriff findet sich nach unserer Uebersetzung bey der Erscheinung des Henoch, welche ihre von der Natur angewiesene Gränze überschreitet, wie lieblich sie auch ausgeschmückt ist. Welch ein körperlicher Geist, der ein kleines Kind in seine Arme schließt und herzt! S. 138. Und wie liesse es sich rechtfertigen, daß Dimnath vor den Augen ihrer Kinder — nicht *verklärt* wird (die äußere Erscheinung innerer Geisteserhebung) sondern im eigentlichen Sinne in einen Lichtkörper verwandelt gen Himmel steigt? S. 141.

Die übrigen Unschuldsideyllen haben durch Umarbeitung gewonnen. Besonders zeichnen sich die Kinder am Bache aus durch eine Naivität, die man auch bey Kindern aus unserer Welt natürlich finden würde. Den Platz der *Reisenden* hätte nach unserem Bedünken eine vom Verfasser verworfene Idylle der *Schmied* weit besser ausgefüllt.

Die Kinderidyllen sind hinlänglich bekannt. Auch sie sind oft glücklich verbessert. Mißlungen und in der Darstellung verfehlt scheinen uns *das blaue Tuch* und *die Nadel*.

In den vermischten Gedichten bemerken wir eine glückliche Annäherung an die *Vossische Muse*. Wir wissen aus den Anmerkungen zu den Vossischen Gedichten, in wie engem Verhältnisse Hr. Br. mit dem Bunde lebte, und wie sehr die verschiedenen Mitglieder auf einander wirkten, eine Wechselwirkung, die bey Voss und Hölty so sichtbar ist. Auszeichnung verdienen *das Newjahr, die guten Menschen, der Winter auf dem Lande*, und die Ode an *Voss und Hölty*. Aber warum hielt Hr. Br. seinen entlaufenen Amor, dieses naive Gedicht in salsischer Sprache, zurück?

Bey der Auswahl der Sinngedichte, so scheint es; ist der Dichter zu streng gewesen. Oder hätte er wirklich nur 8 *vorzügliche* geschrieben, und dann in dieser Gattung ausgeruht? Wir geben eins zur Probe:

Ein Schwerdtpfeil in des großen Ludwigs Sold  
Schrie siehnden Ketzern nach: der Papst hat es befohlen,  
Ihr Hunde, daß ihr selig werden sollt;  
Und wenn ihr nicht mit Güte wollt,  
Soll euch der Teufel holen.



# ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 A P R I L , 1804

## PHILOSOPHIE.

HAMBURG, b. Perthes: *Schellings Lehre oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts*, dargestellt von Friedrich Köppen, nebst drey Briefen verwandten Inhalts von F. H. Jacobi. 1803. 278 S. gr. 8.

Der lebendige Glaube an die Wahrheit behauptet, als das klare, aber undeutliche, Bewußtseyn des Unterschiedes zwischen Schein, Erscheinung, und Seyn an sich, seinen Rang zwischen dem speculirenden Scheinwissen, als dem an sich verdunkelten, aber scheinbar deutlichen, jenen Unterschied auf mancherley Weise verkennenden Bewußtseyn — und dem eigentlichen philosophischen Wissen, welches in dem klaren, und wirklich deutlichen, Bewußtseyn desselben besteht. Als bloßer Glaube geht er aus dem wirklichen, aber erkenntnißlosen Genuß des wahren Unterschiedes zwischen Schein, Erscheinung und Seyn an sich hervor, folglich aus dem eigenthümlichen Lebensgefühle des Menschen, dem Bewußtseyn der Persönlichkeit, dem Gewissen. Durch ihn kennt man die Wahrheit, ohne sie weder zu erkennen, noch zu verstehen; und liebt sie und vertraut auf sie lediglich nach dem Maasse der Lauterkeit und Innigkeit des sittlichen Gefühles. Er ist die Gesundheit des Herzens, ohne welche man einem übrigen nicht ungesund, ja! dem talentvollsten und kenntnißreichsten Kopfe zu viele Ehre erweist, wenn man ihm Gesundheit des Verstandes einräumt. Als die vorläufige Bekanntheit mit dem Unterschiede zwischen Schein, Erscheinung und Seyn an sich wird Er endlich von dem Bestreben nach der deutlichen Kenntniß, nach der Erkenntniß desselben, nach dem philosophischen Wissen, vorausgesetzt. Selbst ein mißlungener Erfolg dieses Bestrebens nähert sich doch der wahren Philosophie in dem Verhältnisse an, in welchem der vorübergegangene Glaube, welcher nunmehr den Schein des Wissens angenommen hat, reiner und lebendiger war. Hingegen entfernt sich der scheinbar gelungenste Erfolg, in dem glänzendsten Lehrgebäude aufgestellt und angestaunt, von der wahren Philosophie, und nähert sich der leeren Speculation in dem Verhältnisse, in welchem jenes Bestreben durch Mangel jener Reinheit und Lebendigkeit in unlautere Wißbegierde übergegangen ist. Allein die Bedingung ist nicht der Grund, der Grund ist nicht die Bedingung, und das beschriebene Fürwahrhalten kann, als Glaube, so wenig der Grund der wahren Philosophie seyn; J. A. L. Z. 1804. Zweyer Band.

als es die wahre Philosophie selber seyn und werden kann. Indem es die undeutliche, nichterkennende, Kenntniß ist, muß es vielmehr durch die deutliche, erkennende, Kenntniß aufgehoben werden; und sobald die adäquate Unterscheidung des Scheins, der Erscheinung, und Seyns an sich wirklich in ein menschliches Bewußtseyn eingetreten ist, ist auch die nun wirkliche, nicht scheinbare, Philosophie keiner weiteren Berufung auf bloße Gefühle, durchaus keiner Bestätigung und Berichtigung durch bloßes Glauben fähig und bedürftig.

Durch das bisher gesagte ist der Gesichtspunkt angegeben, aus welchem allein über die merkwürdige, und lehrreiche Fehde zwischen der jacobischen und schellingischen Speculation, und folglich auch über den Inhalt des hier anzuzeigenden Werkes, ein bestimmtes und gerechtes Urtheil sich fällen läßt. Rec., der die jacobische Ansicht des Wesens der Philosophie seit vielen Jahren in jeder ihrer aufeinander folgenden Aeußerungen sorgfältig kennen gelernt hat, bewundert nicht nur an ihr die seltenste Vereinigung ausgebreiteter, und tiefeindringender Kenntniß der ältern und neueren Lehrgebäude mit hoher Genialität und Bildung des Geistes; sondern er erkennt auch an dem Glauben, welcher von ihr dem speculirenden Scheinwissen entgegengestellt wird, und der von ihren Gegnern und Freunden auf die mannigfaltigste Weise gemißdeutet ist, keinen andern, als den oben beschriebenen. In diesen beiden Rücksichten scheint ihm ihre Ueberlegenheit über ihre Gegnerin nicht dem geringsten Zweifel unterworfen. Allein in Beziehung auf das eigentliche Problem der Philosophie hofft er beiden Partheyen nachweisen zu können, daß sie einander nur das Gleichgewicht halten. Indem die jacobische Lehre dem bloßen Glauben, (dem doch die Unmöglichkeit des Wissens nicht begreiflicher als seine eigene, ihm unbegreifliche Möglichkeit seyn kann,) das Behaupten und Beweisen jener Unmöglichkeit in den Mund legt, treibt sie denselben aus sich, und über sich selber, in ein ihm durchaus fremdes Gebiet hinaus, auf welchem er zum glaubenden Speculiren und speculirenden Glauben, und in so ferne selber zum Scheinwissen wird. Sie bekämpft zwar dasjenige Scheinwissen, welches sein (sich selbst widersprechendes) Fürwahrhalten für das wahre Wissen geltend macht, und darum die positive Speculation heißen kann; aber indem sie die Unmöglichkeit des wahren Wissens ergründet zu haben glaubt, macht sie, als negative Speculation, mit der

Positiven gegen die Möglichkeit des wahren Philosophie gemeine Sache.

Die jacobische Lehre ist bisher fast nur von ihrer polemischen Seite bekannt. Sie ist in den Briefen über die Lehre des Spinoza — in dem Gespräche David Hume über den Glauben — in dem Sendschreiben Jacobi an Fichte — und neuerlich in der Abhandlung über das Unternehmen des Kriticismus die Vernunft zum Verstande zu bringen, (Hamburg bey Reithes 1801) nach und nach gegen die metaphysisch-rationistische, und gegen die transcendental-idealistische Speculation aufgetreten. Bey allen diesen Gelegenheiten schien der eigentliche Grund ihres eigenthümlichen Fürwahrhaltens sich um so mehr in Dunkelheit einzuhüllen, je mehr sie die Grundlosigkeit der von ihr angestrittenen Lehrgebäude durch klares Aufweisen der in denselben verborgenen Widersprüche enthüllte. Nur aus jenen Lehrgebäuden, als den *Irrenden*, heraus, disputirte sie, und zwar auch nur im Vorübergehenden, in das *Eigenthümliche* ihrer Ansicht der Wahrheit, als in das Wahre hinein; ohne sich jemals auf eine deutliche und zusammenhängende Beschreibung davon einzulassen. Da sie ihr eigenes Wesen im Nichtwissen zu haben bekennt, und die Nichtigkeit aller wissenschaftlichen Erklärungen und Beweise in der Philosophie behauptet: so muß sie es freylich auch bey einem bloßen Beschreiben ihres Grundes bewenden lassen. Allein, indem sie nichts desto weniger als Philosophie auftritt, und indem sie den Glauben, für den sie streitet, nicht weniger dem Aberglauben der gemeinen, sich für gefunden Verstand haltenden *Unvernunft* — als dem Unglauben des nicht weniger gemeinen, aber sich für philosophierende Vernunft ansehenden, *Unverstandes* — entgegenstellt: so kann und darf sie, indem sie ihren Grund beschreiben muß, es keinesweges bey bloßen Winken, hingeworfenen Andeutungen, und bloßen Bildern und Gleichnissen bewenden lassen. Indem sie vollends in dem vor uns liegenden Werke auf nichts geringeres ausgeht, als, in Schellings Lehre das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts, folglich die endliche Erschöpfung des gesammten metaphysischen und transcendentalen Scheinwissens aufzuweisen: so war es hohe Zeit, auch das Ganze, der für sie wahren Philosophie nicht mehr nur als das negative Gegentheil von diesem oder jenem Scheinwissen ahnden zu lassen, sondern als das positive Gegentheil, alles möglichen Scheinwissens überhaupt (ut contraria juxta se posita characterant) in einer bestimmten, und methodischen Charakteristik aufzustellen. Dieses war nicht weniger auch darum zu erwarten, weil der Mann, welcher hier die Sache der jacobischen Philosophie zu führen übernommen hat, derselbe ist, welchem Jacobi vor zwey Jahren zur Vollendung seiner durch Krankheit unterbrochenen Abhandlung über das Unternehmen des Kriticismus u. s. w. bekanntlich seine Feder übergab, und welcher sowohl damals als auch in dem gegenwärtigen Buche seine vertraute Bekanntschaft mit dieser Philosophie, und seine Geistesverwandtschaft mit ihrem Urheber, unverkennbar be-

urkundet hat. Endlich, da Hr. Köppen gleich im ersten Abschnitte aller Philosophie, welche ihr Wesen im Wissen hat, und eben darum demonstrieren muß, den Verstandeskrieg anknüpft, und nicht weniger auch „die Wahrheiten, welche unabhängig von niedrigen Schulgebäuden, (vermuthlich ein Druckfehler für Lehrgebäuden) dem Menschen bleiben, wenn es überhaupt Wahrheiten giebt, (?) im letzten Abschnitte anzuordnen verspricht: so war von ihm um so weniger eine bloße dichterische, oder rednerische, sondern um so mehr eine logische Andeutung der eigenthümlichen Kennzeichen der Wahrheit des von ihm behaupteten einzigmöglichen Glaubens zu hoffen, da er sich so auffallend angelegen seyn ließ, die Widersprüche der Schulphilosophie „logisch begreiflich zu machen.“

Um so unangenehmer wurde Rec. überrascht, als er in dem sehnlich erwarteten letzten Abschnitte nichts als Resultate sowohl durch den Titel angekündigt, als im ganzen Inhalt aufgestellt fand, über welche nirgendwo auch nur obenhin angedeutet wird, woraus und wie sie resultiren. Hier, wie allenthalben im ganzen Buche, wird aus den aufgewiesenen Widersprüchen des absoluten Identitätssystems, die denselben theils eigenthümlich, theils mit dem metaphysisch-rationistischen, theils mit dem transcendental-idealistischen Scheinwissen gemeinschaftlich sind — das Widersprechende der Philosophie überhaupt die ihr Wesen im Wissen hat, und die Nothwendigkeit des Glaubens, ohne weiteres gefolgert. Außerdem enthalten jene Resultate nichts als behauptende Berufungen auf die Wirklichkeit des angeborenen Glaubens, und Abfertigungen derer, welche sich mit dem bloßen Glauben dieses Glaubens nicht begnügen können, durch die Qualificationen: *Empiristischer, Schakoeser, Zeitmenschen; Todter unter den Lebendigen* u. s. w. Das Resultat, das zugleich die Resultate und Prämissen aller Resultate enthält, wird am Schlusse „für die Lebendigen“ welche wirklich denselben eben so wenig bedürftig seyn dürften, als wir anderen Todten denselben fähig sind, folgendermaßen aufgestellt: „Mit Vernunft und Verstand ist uns Menschen der Glaube an das Daseyn der Natur; unter eigenes Daseyn und das Daseyn Gottes angeboten. Ohne diesen dreifachen Glauben giebt es keine Wesenheit, und Wahrheit weder für Speculation noch für Praxis. Die Philosophie muß ihn entweder anerkennen, oder Alles in Nichts verwandeln, und mit diesem Alles auch sich selbst. Wesen, Daseyn jeglicher Art, ist uns ein Geheimniß. Auf Wesenheit vertrauend merken, und erfahren wir in der Natur; reden zu den Menschen; heben unser Antlitz zu Gott empor. Gewissen, Recht und Pflicht können sich nur in diesem Glauben gestalten: Was edel, schön und gut ist, was dem Leben Dauer giebt, und den Tod überwindet, stammt aus dieser verborgenen Kraft und Gewalt der Menschlichkeit.“ — Gesetzt aber nur die Philosophie, welche ihr Wesen im Nichtwissen hat, wäre die wahre, und sie müßte schlechthin glauben: daß nur geglaubt werden könne, und müßte: sollte sie nicht wenigstens als phi-

philosophirendes Nichtwissen glauben können und müssen: daß es auch einen blinden Wahnglauben an jenes dreifache Daseyn gebe? daß der Schein des Wessens und Daseyns nicht weniger in einem Schwingtanden als in einem Scheinwissen täuschen könne und gestäuscht habe? und daß der Aberglaube, sich nicht mit größerem Rechte auf einen geheimen Grund seines Fürwahrhaltens berufe, als der Unglaube und das Scheinwissen sich auf die Evidenz angeblicher Axiome, Postulate, Demonstrationen, Deductionen und Constructionen beruft? Oder führt nicht auch der Aberglaube Gott, Gewissen, Recht, Pflicht, was edel, schön und gut ist, im Munde? und sucht nicht auch der Aberglaube die Wahrheit von allen diesen in der Unbegreiflichkeit auf? Wie sich diejenige Philosophie, welche im Verfenken des Problematischen ins Geheimnißvolle, im Zurückführen des nicht genug Bekannten ins schlechthin Unbekannte, im Herleiten des Halbdunkeln aus dem Gaudunkeln ihr Wesen hat, als Philosophie, folglich keineswegs nur als „individuelle Vorstellungsart eines genialischen und gebildeten Kopfes, nicht nur von derjenigen Schwelcheit, die das nicht genug Bekannte aus dem nur scheinbar schlechthin Bekannten herleitet, sondern auch von dem Köhlerglauben unterscheidet,“ das war es, was Hr. Köppen aufzuklären hatte, und was er ganz im Dunkeln gelassen hat.

Aber freylich hieß schon der Eingang zu dem *Rejaltaten* nichts besseres vermuthen. Er lautet wie folgt: „Die Schwelcheit trägt im Herzen den Tod; nur auf der Lippe ist ihr mactres Leben, und ihre Umgebung von Formeln, Beweisen und Constructionen liefern den Brennstoff ihres eigenen Scheiterheufens, ist es auch so mit der Wahrheit? Bleibt von ihr nach einem grossen Verbrennungsproceß nichts Feuerbeständiges, sondern nur Asche? Stürzt den Menschen seine Liebe zur Wahrheit in den Abgrund des Zweifels an allem, damit er wissend und wachend umfange das Nichts, erkalte im innersten Leben, um nie wieder zu erwarmen. Philosophie sollte den Menschen retten, und sie hat ihn in ihren Orakeln verdammt. Sie versprach Wahrheit und gab Wahn. Es lag in ihrer eigenen Ohnmacht. Sie selbst die Betrügerin war zugleich die Betrogene, und hatte begonnen mit dem Wahn eines alles beherrschenden Gewalts.“ In dieser *Declamation* wenigstens verkennt Rec. die jacobische Philosophie, welche bekanntlich mit der Schwelcheit der Platon, Leibnitz, Spinoza, Kante u. s. m. zu vertraut ist, um über die Schwelcheit überhaupt, des angeführten Urtheil unterstellen zu können. Die ganze zweyte Hälfte dieses *Exordii* ex abrupto von den Worten: Philosophie sollte u. s. w. gilt von Wort zu Wort auch von dem Glauben, wenn man dieses Wort an die Stelle der weggestrichenen Philosophie einsetzt, und den Wahnglauben mit Glauben überhaupt, eben so wechselt wie Hr. K. die scheinbare Philosophie mit der Philosophie überhaupt, verwechselt.

„Jedes menschliche Erkennen“ fährt Hr. Köppen hierauf fort, „ist ein Entgegensetzen, ein Gleich-

setzen, ein Erkennen unter Bedingungen. Die Bedingungen der Erkenntnis machen also erst die Erkenntnis möglich, nicht umgekehrt. Das Bedingende durch das Bedingte entstehen lassen wollen, heisst mit Nichts anfangen und mit Nichts enden. Bedingte Erkenntnisse lassen sich unter einander verknüpfen, zusammenstellen, werden aber durch keine Zusammenstellung unbedingt. Darum begreift, und erkennt der Mensch Vieles, aber nicht alles; manches bleibt ihm verborgen, und unbegreiflich, und zwar das Erste, ursprünglich seine Erkenntnis bedingende, was über alles menschliche Construiren, Verknüpfen, Zusammenfügen in der Erkenntnis hinausgeht, jede Kraft, die wir nicht mechanisch auseinanderlegen können, jede dynamische Entwicklung.“ — Hr. K. vermengt hier die Bedingung, welche als Bedingung immer selbst wieder bedingt und als unbedingte Bedingung ein Widerspruch ist, mit dem Grunde als solchem, der allein unbedingt, und zwar nur unbedingt seyn kann, so sehr, daß er den wesentlichen Unterschied von beiden, und den davon unzertrennlichen Unterschied von Wesen und Daseyn, nicht einmal von ferne ahndet, und daß Beides in seinen Vorstellungen, wo möglich, noch mehr verworren, vermischt, scheinbar identisch ist, als in der intellectuellen Anschauung der Identität des Subjectiven und Objectiven, die er bekämpft. Eben darinn würde es vergeblich seyn, ihn darauf aufmerksam zu machen: Erstens: Daß dem bloßen sinnlichen Bewußtseyn, oder des sogenannten thierischen Erkenntnis (dem bloßen Analogon des Erkennens) sowohl die Bedingungen, als der Grund verborgen sind und bleiben (Geheimnisse sind). Zweitens: Daß hingegen in der menschlichen Erkenntnis, in wie ferne dieselbe empirisch, Erkenntnis durch den sogenannten gemeinen Verstand ist, sich jedesmal mehr oder weniger Bedingungen einfinden, und einfinden müssen, welche der gemeine Verstand, in seiner Gemeinheit, für Gründe ansieht, und deren Zusammenfassung in Einen Begriff ihn der jedesmalige zureichende Grund ist und heisst. Drittens: Daß aber diese Bedingungen, und ihre Complexionen, für die weiter gehende, und nach dem Grunde (der, als solcher, keine Bedingung, nicht bedingend, und nicht bedingt ist, sondern durch den selbst die Bedingungen überhaupt allein möglich und wirklich sind) forschende Erkenntnis — für das philosophische Wissen (oder, wenn Hr. K. an dem Namen Aberglaube nimmt, Glauben), nicht Gründe (den die Philosophie kennt, nur Einen Grund), und nicht der Grund, sondern nur das sind, was sie sind: Bedingungen, und Complexionen von Bedingungen. — Allein wenn sich Rec. auch hierüber mit Hr. K. verständigen kann: so kann und muß er ihn wenigstens fragen: Ob denn das Bedingungslose, welches als der Achilles gegen die Philosophie, die ihr Wesen im Wissen hat, geltend gemacht wird, nicht auch eben so der Philosophie, die ihr Wesen im Glauben hat, zu Last liegen müsse? Oder ist das menschliche Fürwahrhalten nicht in jenen beiden Arten eben so gewiß subjectiv bedingt, als es sich für

objectiv Unbedingt halt? widerspricht sich ein objectiv unbedingtes menschliches Fürwahrhalten weniger, wenn es sich ein *subjectiv unbedingtes Glauben*, als wenn es sich ein *subjectiv unbedingtes Wissen* nennt? Kann es wohl auch, als *Glauben*, ohne das leidige „Entgegensetzen und Gleichsetzen“ bestehen? Läßt seine Reinheit und Lebendigkeit, als *Glauben*, keine Grade zu? Wird es nicht durch Unglauben und Aberglauben, in den Individuen verunstaltet, und verdrängt? Hat es endlich als *Glauben*, durch die Unbedingtheit seines Ursprungs, und in den Individuen, denen es als *Glauben* genügt, und welche die große Majorität ausmachen, ein besseres Schicksal gehabt, als das Schicksal des *Wissens*, durch die Bedingtheit seines Ursprungs, und in den wenigen Individuen, welche im Wissen ihr Heil suchten, gewesen ist? — Wir gehen nun zu der Fehde der *Jacobischen Philosophie* mit der *Schellingischen* über.

Es gehört zu den eigenthümlichsten Eigenthümlichkeiten der *Jacobischen Philosophie*, daß sie das *speculirende Scheinwissen* zwar immer in seinem jeweiligen consequentesten Lehrgebäude bekämpft, dabey aber demselben immer auch auf sein Wort glaubt und nachsagt, daßelbe sey die *Philosophie*, die ihr *Wesen im Wissen* hat. Als die *Speculation* noch nicht über die *vorantische*, sogenannte *Metaphysik*, den *metaphysischen Realismus*, zum *transcendentalen Idealismus* hinausgegangen war, bestand dieselbe in dem bloßen *Objectiviren des Subjectiven*; indem sie das Eigenthümliche der *Erscheinung* des inneren und des äußeren Sinnes, das *Vorstellen* nämlich, und das *Ausgedehntseyn* — auf das *Seyn an sich* übertrug, und zwar beide Charaktere der *Erscheinung*, aber als *Getrennt* von einander — im *cartesischen Dualismus* — beide Charaktere, aber als *Ungetreunt* von einander — im *spinozistischen Pantheismus* — nur das *Ausgedehntseyn allein* — im *materialistischen* — nur das *Vorstellen allein* — im *idealistischen Realismus*, *objectivirte*, *substantialisirte*, mit dem *Seyn an sich* *identificirte*. *Jacobi*, indem er sich gegen dieses *Scheinwissen* erklärte, zeichnete unter den Lehrgebäuden desselben das *spinozistische* mit Recht als das *consequenteste* aus. Aber die *Kritik der reinen Vernunft* mußte ihn bald überzeugen, daß er die *Philosophie*, die ihr *Wesen im Wissen* hat, mit Unrecht nicht außer der *Metaphysik* aufgesucht habe. Als nämlich die *Speculation* ihr *bisheriges Verfahren umkehrte*, durch die *Kantische Revolution* vom *Objectiviren des Subjectiven* zum *Subjectiviren des Objectiven* überging, und die Charaktere des *Seyns an sich* auf die *Erscheinungen*, übertrug — räumte *Jacobi* mit Recht dem *Kantischen Kriticismus*, als dem *transcendentalen Idealismus*, der sich nur für *empirischen* (das *Erkenntbar Reale* auf die *Erscheinung* beschränkenden) *Realismus* erklärt, den Vorzug der Consequenz über das ehemalige *metaphysische Speculiren* ein. Dieselbe Gerechtigkeit ließ *Jacobi* bald hernach auch dem *reinen transcendentalen Idealis-*

*mus der Fichteschen Wissenschaftslehre* in *Vergleichung* mit dem *Doppelsinnigen der Kritik* wiederfahren; mit *Fichte* anerkennend, daß man nur durch *absolutes Subjectiviren* sich des leidigen *gegebenen Stoffes* „ohne welchen man nicht in die *Kritik* hineingelangen, und mit welchem man nicht in derselben bleiben, kann“ überhoben seyn könne. Aber auch hier liefs er es nicht dabey bewenden, sondern er behauptete nun auch mit *Fichte*, daß die *Philosophie*, welche ihr *Wesen im Wissen* habe, nicht außer der *absoluten Subjectivitätslehre* enthalten seyn könne. Er versicherte, im *Send schreiben an Fichte* „daß seiner innigsten Ueberzeugung nach die *Philosophie* desselben allein im strengsten Verstande *Philosophie* genannt zu werden verdiene,“ und er begrüßte *Fichte*, als den „*Messias der speculativen Vernunft*, den Sohn der Verheißung einer durchaus reinen in und durch sich selbst bestehenden *Philosophie*.“ Hatte *Jacobi* damals nicht bloß die *Convergenz* bis zur endlichen *Berührung* zwischen dem (S. 3 des *Send schreiben*) von ihm durch die Namen *Materialismus* und *Idealismus* bezeichneten, *objectiven* und *subjectiven Dogmatismus*, sondern vielmehr die eigentliche *Compenetration* (Durchdringung) von beiden vorhergesehen, welche von *Schelling* vermittelt der *Spinozisirung* des *Fichtismus*, und *Fichtesirung* des *Spinozismus*, bald hernach bewerkstelliget wurde: so würde Er das Prädicat des „*speculativen Messias*“ für *Schellings* aufbehalten, und *Fichte* den „*Vorläufer*“ *Schellings*, so wie *Kant* den „*Vorläufer*“ *Fichtes*, mit dem weisen und gerechten Vorbehalt genannt haben „daß ihm hier die *Vorläufer* offenbar die *Vornehmeren* seyen.“ (*Jacobi an Fichte. Vorbericht.*) :  
(Der Aufsatz folgt.)

## SCHÖNE KÜNSTE.

HALLE, in d. Rengerschen Buchh.: *Clemence*. Aus dem Französischen des Verfassers der *Zenobia*. Erster, zweyter und dritter Theil. 1803. 258. 230 u. 224 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Scheussliche Charaktere, die das Gefühl empören, Verbrechen, die wider die menschliche Natur sind, und die in keinem Lande eintreten können, wo *Polizey* ist, auf der einen Seite, und auf der andern, ohne *Nachgiebigkeit* der *Unschuld* aus angenommenen Grundsätzen, die man da nicht verlassen zu müssen glaubt, wo gerade ihre Festigkeit dazu dienen sollte, das *Laster* zittern zu machen, und wo ein wenig ruhige *Vernunft* alle Schwierigkeiten heben und selbst die *Verbrecher* auf die beste Art herausziehen könne, machen in einem sehr geschwätzigen und gedehnten Vortrage den Inhalt dieses Romans aus, den jeder, der den Werth der Zeit kennt, ungelesen lassen kann, da er weder die *Phantasie* angenehm unterhält, noch den *Verstand* mit *wahrer Lebensweisheit* bereichert.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 A P R I L, 1804

## PHILOSOPHIE.

HAMBURG, b. Perthes: *Schellings Lehre oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts*, dargestellt von Friedrich Köppen, nebst drey Briefen verwandten Inhalts von F. H. Jacobi. etc.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Unstreitig gebührt Schelling der Ruhm, der Erste entdeckt und klar gezeigt zu haben, was Jacobi nur geahnet und angedeutet hatte. Erstens: dass das consequentere Subjectiven des Objectiven (der Fichtesche Idealismus) und das consequentere Objectiven des Subjectiven (der Spinozistische Realismus) im Grunde nur Ein und Dasselbe Thun sey. Zweytens: dass das absolut consequente Speculiren sich erst dadurch einfinde, und darin bestche, dass man wisse, dass und warum, und wie jenes Beide nur Ein und Dasselbe Thun ist. Drittens: dass dieses nur derjenige wissen könne, welcher sich der intellectuellen Anschauung der absoluten Identität des Subjectiven und Objectiven, welcher zwar sowohl Spinoza als Fichte, theilhaftig waren, aber die von jedem nur einseitig gefasst und festgehalten wurde, völlig bemächtigt habe. Schelling ist zu dieser Anschauung auf dem Wege der genialischen Eingebung gelangt; Er hat dieselbe eigentlich entdeckt. Aber, als etwas Intellectuelles, muss diese Anschauung, nachdem sie einmal entdeckt ist, sich genetisch nachweisen, und in so fern auch erfinden lassen. Der Weg dazu ist durch unsere allgemeingeltende, und besonders, die reine Logik unverkennbar vorgezeichnet. Bekanntlich hat diese Logik keine andere als bloß formale Erkenntnis, ein bloß formales Princip; eine bloß formale Wahrheit aufzuweisen; und kann daher eben so wenig ein reales, oder absolutes Erkennen begründen, als dasselbe selbst seyn. Gleichwohl stellt sie wenigstens die Form des Denkens, als solchen, auf; und obwohl sie nicht völlig darüber einig ist: ob der Satz der Identität, oder der Satz des Widerspruchs, das Erste von jener Form ausdrücke: so stellt sie doch die bloße Identität, als die bloße, in der Eigenschaft einer unlängbaren Form des Denkens auf. Da sich nun mit dieser bloßen Identität, und dem bloßen Denken in der Philosophie nichts anfangen lässt: so muss der Philosoph aus beiden heraus, und über beides hinaus gehen. Zu diesem Behufe hat er nur vom der bloßen Identität, als der bloßen, wegzusehen, von der leidigen Blöße derselben zu abstrahiren; hierauf auf die nicht-bloße Identität hinaufsehen, und dieselbe, als

solche, im Bewusstseyn fest zu halten; und er befindet sich nun im Anschauen derjenigen Identität, welche, als die nicht bloße Identität, auch die Nicht-identität mit der ihr gegenüberstehenden, Identität, enthält; Er ist im Besitze derjenigen Einheit, in welcher die Einheit und der Gegensatz Eins sind, und worüber Schelling in seinem Bruno S. 39 u. d. f. am fälschlichsten sich vernehmen lässt; Er hat die Anschauung der absoluten Identität des Subjectiven und Objectiven errungen. Diese Identität beweiset eben dadurch ihre Unwandelbarkeit, Unverteilbarkeit, Absolutheit, dass sie sich, in sich und durch sich selbst, ohne aufzuhören Identität zu seyn, entzweyt, und darum als die Identität des Denkens und Anschauens, des Idealen und Realen, ja! des Unendlichen und Endlichen, Gottes und der Natur in dem Bewusstseyn des ächten Philosophen hervortritt, welcher jene Anschauung festzuhalten, und vermittelt derselben das gesamte Erkennen und Seyn zu construiren vermag.

Dass diese intellectuelle Anschauung ohne die, unserer Logik abgeborgte, gewöhnliche Vorstellung vom Denken, und von der bloßen Identität, weder entstehen noch bestehen könne; dass diese Vorstellung undeutlich, verworren, und mit einem erweislichen Widerspruche behaftet, und ein geheimer Grund- und Erbfehler jener Logik sey; dass ferner die angebliche Identität des Subjectiven und Objectiven nichts, als der gemeine, die vulgäre Vorstellung von der Wahrheit ausmachende, Schein der Wahrheit sey; dass die Speculation, diessfalls nur im Allgemeinen ungenügend, diesen Urschein dem sogenannten gemeinen Verstande wirklich abborgt, und allen ihren Lehrgebäuden weniger oder mehr ausdrücklich zum Grunde gelegt habe, und dass endlich derselbe Urschein sich in dem absoluten Identitätssystem, als der endlich unvermeidlichen Coalition des Subjectiven und Objectiven Scheinwissens, vollends ausgesprochen habe: — dieses alles könnte und müsste, nach des Recensenten Dafürhalten durch eine Kritik des Identitätssystems, welche zugleich Kritik des Scheinwissens überhaupt seyn sollte, dargethan werden. Eine solche Kritik aber ist keineswegs von irgend einer Speculation zu erwarten, welche selbst mit derselben undeutlichen Vorstellung vom Denken, und von der Wahrheit behaftet ist. Dieses ist bey der Jacobischen, so sehr der Fall, dass sie sich der Anerkennung der Spinozistischen, Fichteschen, Schellingischen intellectuellen Anschauung nur durch den gewöhnlichen indifferentsistischen Skepticismus, oder Skeptischen, kritischen

ismus würde erwehren können; wenn ihr nicht ein, sie gegen Beides gleichempfindendes Gefühl den *Salto mortale* abnöthigte, durch den sie sich in das Gebiet des Glaubens rettete. Dagegen was von ihr zu erwarten, was auch durch ihren Sachwörter wirklich geschehen ist, daß sie dem Schellingschen Identitätssystem, den ihm gebührenden Vorzug der Consequenz vor dem Fichteschen Idealismus einräumen, ihm auf sein Wort, daß es die Philosophie, die ihr Wesen im Wissen hat sey, glauben, und darauf, die, durch das Wegsehen von der bloßen Identität unsichtbar gemachten, Widersprüche in demselben, sichtbar machen würde.

Gleichwohl würde Jacobi, wenn Er selber die Feder geführt hätte, seinen Angriff etwas anders eingeleitet haben, als dieses §. I durch die Declamation gegen die deutsche Schulphilosophie, und das Demonstriren geschehen ist. Er würde das Demonstriren, welches auch Hr. Köppen selber „für das Erweisen seiner Behauptungen als ewig und nothwendig“ erkennt und erklärt, keineswegs für eine Eigenthümlichkeit der deutschen, und noch dazu der neueren Schulphilosophie, angesehen und ausgegeben haben. Behauptet Er doch (in einem seiner angehängten Briefe S. 267) auch von seiner Philosophie, daß dieselbe „den unvertilgbaren Geist aller Zeiten für sich habe.“ Er muß also wohl die wesentlichen Behauptungen derselben für nothwendig und ewig halten; und wenn er es nicht bey'm bloßen Behaupten bewenden lassen will, auch erweisen. Er ist übrigens mit der älteren und neueren, deutschen und nicht deutschen, Schul- und Nichtschulphilosophie (*Weltweisheit*?) zu lange her, und zu innig, vertraut, um nicht zu wissen: daß es von jeher auch tolerante, gestützte, und bescheidene Demonstratoren; so wie nichtweniger auch wohl intolerante, ungestützte, despotische Glaubensprediger gegeben habe. Wie hätte Er schreiben können: „Die neuen deutschen Schulphilosophieen sind intolerant, ungestützt, despotisch; denn sie demonstrieren!“

Uebrigens verfährt Hr. Köppen allerdings im Geiste der jacobischen Philosophie, indem er als ausgemacht annimmt, das eigentliche und consequente Demonstriren könne und müsse in nichts anderem bestehen, als in denjenigen Functionen des Speculirens, welche in der fichteschen Schule Deductionen, in der schellingschen aber Constructionen heißen. Die jacobische Philosophie ist nämlich mit dem subjectiven, und mit dem absoluten Dogmatismus völlig darüber einverstanden, daß das Denken, als solches, ein bloßes Vorstellen durch Begriffe, Urtheile und Schlüsse sey. Sie läßt „die Einheit des Subjectes und Prädicates“ welche zur Nothwendigkeit des Wissens wesentlich ist, mit Kant, durch die Spontaneität des Bewusstseyns, mit Fichte durch das reine Ich, und mit Schelling durch die absolute Identität des Subjectiven und Objectiven — producirt, deducirt, construirt, und auf alle Weise selbstgewacht werden. „Mit dieser Einheit (heißt es S. 7) wissen wir nichts als

eben die Einheit; denn nur durch Auflösen eines verschiedenen Subjectes und Prädicates, und Verknüpfen derselben durch Aehnlichkeit“ (sage: Aehnlichkeit, welche von Hn. Köppen fast selbsthaben mit der Identität verwechselt wird) „lernt und erkennt der Mensch. Soll er eine unbedingte, nicht comparative, Erkenntniß gewinnen: so muß er aus sich selbst construiren; er erkennt aladenn nicht ein Gegebenes, sondern ein Gemachtes, und der Schellingsche Grundsatz ist wahr: absolute Erkenntniß ist absolute Construction.“

Daß das absolute Identitätssystem, in seinem Princip, sich selber widerspreche, daß die intellectuelle, im Wegsehen von der Differenz des Subjectiven und Objectiven, und Hinschauen auf die dadurch erschlückene Indifferenz, bestehende Anschauung jenen Widerspruch nicht weniger enthülle, als verhülle, und daß und wie jener Widerspruch durch die auffallende Doppelsinnigkeit, mit welcher die Worte Identität, Form, Wesen, Seyn, Subject, Object u. s. w. in den schellingschen Constructionen gebraucht werden, durch das ganze Lehrgebäude hindurch sich offenbare und verberge — dieses hat Hr. Köppen im §. II durch eine vom Ersten Hauptsatz des Identitätssystems ausgehende, und durch mehrere Hauptsätze hindurch geführte Beurtheilung darzuthun gesucht. Rec., der nicht mit jener intellectuellen Anschauung, in welcher der Widerspruch nur *εξ οφης* doppelsinnig aufgehoben, nämlich gesetzt und verflecht, unsichtbar gemacht, und durch seine Unsichtbarkeit wohlverwahrt aufbehalten wird — behaftet ist, — hält sich überzeugt, daß es Hn. K. in der That gelungen sey: die Grundlosigkeit des Identitätssystems handgreiflich zu machen, recht eigentlich zu monstriren, und daß es zu diesem Behuf kaum des Aufwandes von Witz, und Bredseligkeit bedurft hätte, womit, in den drey folgenden Abschnitten, durch mancherley sinnreiche und zum theil humoristische Wendungen jene Grundlosigkeit erläutert wird.

Allein auch durch das einleuchtendste und siegelreichste Monstriren der im absoluten Dogmatismus, so wie im objectiven (der Metaphysik) und im Subjectiven (der Transcendentalphilosophie) enthaltenen Widersprüche, kann dem leidigen Versteckenspielen mit dem Widerspruche an sich, welches das Wesen der bloßen, leeren, Speculation ausmacht, keineswegs abgeholfen werden, so lange jenes Monstriren ein bloßes Monstriren, und darum selber nur wieder ein Versteckenspielen mit dem Widerspruch an sich selbst ist. Die jacobische Philosophie bedarf, um als negative Speculation auftreten zu können, durchaus der ihr gegenüberstehenden positiven Speculation. Unter dem fortwährenden Betruhen auf die unerforschliche Quelle ihres eigenen Fürwahrhaltens, hat sie sich von jeher durch das Monstriren des Widerspruchs erst im metaphysischen Realismus, dann im transcendentalen Idealismus, und endlich im absoluten Coalitionsysteme, als Philosophie einzuführen, und geltend zu machen, vermocht. Ihr Aufdecken des Widerspraches



thes in den Lehrgebäuden der positiven Speculation ist auch kein Vertilgendes sondern ein Aufbewahren-les; — und sie würde sich selber auch vernichten, wenn sie jenen Widerspruch, dessen sie zu ihrer eigenen Begründung und Selbsterhaltung bedarf, wirklich vernichtete. Hätte sie nicht in der angeblich *demonstrablen Wahrheit*, (dem positiven Scheinwissen) einen *monstrablen Widerspruch* vor sich, so würde ihr ihre eigene *indemonstrable Wahrheit*, als ein *monstrables Geheimniß*, zum Widerspruch werden müssen. Kommt es zur *eigentlichen Demonstration des Widerspruchs an sich selbst*, mit welchem alles Scheinwissen behaftet ist, so fände sich eben damit, und dadurch, auch die *Philosophie* ein, die ihr Wesen im eigentlichen Wissen hat, die jenen Widerspruch, indem sie ihn aufdeckt, auch vernichtend aufhebt, und mit demselben der positiven sowohl als der negativen Speculation ein Ende macht.

Die jacobische Philosophie hat in jedem der verschiedenen bisher aufgestellten *scheinbar deutlichen* (an sich aber wirklich verworrenen; und eben darum Widersprüche verhüllenden,) *Begriffe vom Unterschied zwischen Schein, Erscheinung und Seyn an sich*, Widersprüche entdeckt, und aufgedeckt. Sie schließt daraus, daß überhaupt kein deutlicher Begriff davon möglich, und daß eine *offenbare Undeutlichkeit* diesem Begriffe wesentlich sey. Sie nimmt allerdings einen inneren, und unwandelbaren Unterschied zwischen Schein, Erscheinung, und Seyn an sich, an; und läugnet nicht, daß in demselben die *Wahrheit* bestünde. Allein sie nimmt denselben nur *im Undeutlichvorgelegt werden*, im Nichtgedacht, sondern nur *Gefühlt werden* an; — so wie die *Schellingsche* Philosophie diesen Unterschied nur in so ferne annimmt, in wie fern sie denselben aus der *Anschauung der absoluten Identität* des Subjectiven und Objectiven, mit *scheinbarer Deutlichkeit*, hervorgehen läßt.

Das *Nicht-Denken-können* des Unterschiedes zwischen Schein, Erscheinung, und Seyn an sich, welches sich im menschlichen Bewußtseyn (das ohne Gewußt desselben kein *Menschliches* seyn würde,) nicht ausdrücklich verläugnen läßt, — ist es allein, was die mit diesem *Nicht-Denken-können* behaftete Speculation unvermeidlich zwingt, entweder im *glühenden Gefühle* über das Denken desselben schlechthin hinauszugehen, — oder aber im *positiven Scheinwissen*, nach dem sie vermittelt eines *angeblichen Denkens* (eines scheinbaren Denkens) das *Wahrfinden* eines Unterschiedes in dem *metaphysischen (objectiven) Dogmatismus* vergeblich versucht hat, sich in dem *transcendentalen (subjectiven) Dogmatismus* auf das *Wahrnehmen* desselben anfangs durch das *Kantische praktische Glauben*, nachmals durch das *Fichte'sche absolute Selbstthum*, zu verlegen; bis sie endlich dieses *Wahrnehmen* mit jenem *Wahrfinden* im *absoluten Dogmatismus* vereinigend, jenen Unterschied in dem *absoluten Nicht-Unterschied*, als seiner *Urquelle*, *erschaut*, und als die *Erscheinung* desselben aus dem-

selben hervorgehen läßt. Es ist immer nur ein und dasselbe *Nicht-Denken-können* jenes Unterschiedes, was denselben entweder in das *geheimnißvolle Dunkel des Glaubens*, oder in die täuschende *Evidenz* eines, ihn nur scheinbar behauptenden, und wirklich aufhebenden, *Wissens* verhüllt.

Aber sollte denn auch dieses *Nicht-Denken-können* wirklich aus dem *Wesen des Denkens*, oder nicht vielmehr aus einem nur scheinbar deutlichen, aber für wirklich deutlich, angenommenen, und durch *Herkommen* und *Gewohnheit* befestigten *Vorstellen vom Denken*, erfolgen? Es hat wenigstens ehemals Männer gegeben, welche noch immer zu den *größesten Denkern*, und *Philosophen* von Profession gezählt werden; und welche das, von dem *sinnlichen*, oder *bloßen*, *Vorstellen* abgetrennte, *Denken* für die *eigentliche Enthüllung des Seyns an sich*, in seinem Unterschiede sowohl von der *Erscheinung*, als von dem *Schein*, so wie auch das *Seyn an sich* in jenem Unterschiede für die *Enthüllung des Denkens* als solchen, in seinem Unterschiede von dem *sinnlichen* und *bloßen Vorstellen* gehalten haben. So hat *Platon*, und nach, und mit ihm, *Leibnitz* gelehrt: daß sich das vom Denken, als *Denken*, unzertrennliche *Seyn an sich*, und das vom *Seyn an sich* unzertrennliche *Denken*; beides, sich aneinander entüllend, zunächst am *Wesen* des Weltgebäudes, des Organismus und dessen *Erscheinungen* auf der Erde, am *Leben* der Pflanzen und der Thiere, vermittelt einer, dem Menschen zu theil gewordenen, und ihn über das bloße Thier hinaushebenden, *Denkens*, in so ferne, erweisen, *demonstriren*, wahrhaft erkennen lasse, wenn und in wie ferne das *Denken*, im Menschen, über das *sinnliche Vorstellen*, das ein bloßes *Monstriren* der *Erscheinungen* ist, hinausgehe. Eben dieses Hinausgehen, und das in demselben sich einfindende, *wirklich deutliche*, vom Denken, als Denken, ausgehende *Vorstellen* des Unterschiedes zwischen Schein, Erscheinung, und Seyn an sich, war dem *Platon* und *Leibnitz*, das *reine Erkennen*, das *philosophische Wissen*. Da aber der Unterschied zwischen dem Denken, als Denken, und dem *Vorstellen* überhaupt in den *Darstellungen*, welche diese Männer von ihren Lehrgebäuden hinterließen, nicht sowohl dargestellt, als nur angedeutet, war: so verlor sich der Geist dieser Lehre in die bekannte *idealistisch-realistische Speculation*, welche das Denken zwar vom *Sinnlichen*, aber nicht vom *bloßen Vorstellen* unterscheidend, das *Wesen* und die *Substanz* der Dinge überhaupt in der *vorstellenden Kraft* bestehen ließe. — Durch diese Lehre wurde der *Ueberragung* von dem *objectiven*, durch Verwechslung des *Vorstellens* mit dem Denken, die *Erscheinung zum Seyn an sich erliebenden*, *Dogmatismus* — zu dem *subjectiven* — durch Verwechslung des Denkens mit dem *Vorstellen*, das *Seyn an sich zur Erscheinung herabwürdigenden* — *Dogmatismus* herbeigeführt. Dieser (sich die *Transcendentalphilosophie* nennende) *Dogmatismus* hat in der *Kritik der reinen Vernunft*.



zuerst ausdrücklich, das Denken für *Mosse Subjective* Thätigkeit des Menschen zu erklären angefangen: und, durch die bisherige Beschaffenheit der allgemein geltenden Logik dabey unterstützt, es bald genug dahin gebracht, daß der Unterschied zwischen *Seyn an sich* und *Erscheinung* immer ausdrücklicher für einen notwendigen Schein geltend wurde. Wer nun vermittelt der Klarheit, und Lebendigkeit des Gemüthes, der ihm von dem wahren Unterschied zwischen Schein, Erscheinung, und Seyn an sich zu Theil geworden ist, diesen Unterschied eben so wenig für einen notwendigen, als für einen zufälligen Schein halten kann, für den ist, so lange er selber noch das Denken mit dem Vorstellen verwechselnd den bloßen Schein des Denkens, für Denken hält, und geltend macht, kein anderes Rettungsmittel: als

den Unterschied zwischen *Seyn an sich* und *Erscheinung*, den auch Er seinem Denken zufolge für Schein halten müßte, seinem Gefühle zufolge aber nicht dafür halten kann, für ein *Geheimniß* zu erklären.

Von den angehängten Jacobischen Briefen ist besonders der zweite durch eine höchst geistvolle Darstellung des Identitätssystems merkwürdig. Allein da das Eigenthümliche der *Jacobischen Philosophie* ungleich weniger bekannt, und mehr unbekannt ist, als das Eigenthümliche der *darstellenden Kunst* dieses anerkannt großen Schriftstellers: so glaubte Rec. dem beschränkten Raum, der ihm in diesen Blättern vergönnt ist, zweckmäßiger zur Charakteristik der Erkern zu benutzen.

Dr.

## KLEINE SCHRIFTEN.

NUMISMATIK. *Stockholm, h. Noellström: Collectionum numismatum Cuscorum, quos aere expressos, addita eorum interpretatione, subjunctoque alphabeto Cusico edidit J. Hallenberg. 1800. 72 S. 8. und 10 Kupferblätter. (1 Bthlr. 12 gr.)* Diese kleine Schrift des Königl. Schwedischen Reichs-Historiographen und Reichsantiquars Hallenberg empfiehlt sich durch die genaue und saubere Abbildung der Münzen, und durch ihre größtentheils richtige Erklärung; übrigens gehen die hier erklärten Münzen wenig neue Aufschlüsse in der arabischen Numismatik, und der Herausgeber hat auch das Wenige nicht einmal bemerkt, sondern sich damit begnügt, die Uebersetzung ihrer Inschriften zu liefern. Er ordnet die Münzen sämtlich nach ihrem Alter, ohne auf die verschiedenen arabischen Dynastien Rücksicht zu nehmen, so wichtig auch diese Rücksicht in der arabischen Numismatik ist, wo die Münzen einer jeden Dynastie sich durch ihr eigenthümliches Gepräge und durch besondere Inschriften auszeichnen. Von den 33 Münzen, welche diese Sammlung enthält, befinden sich 10 im Königl. Schwedischen Münzcabinet, die übrigen gehören theils dem Herausgeber, theils dem Baron Karl Ehrenwerth. Den Anfang machen fünf Münzen der Omniadischen Chalifen, unter welchen die erste wegen ihres Alters merkwürdig ist; sie ist nämlich in Damascus im Jahr d. F. 79 (Chr. 698) geschlagen, und die älteste der bisher bekannten Omniadischen Münzen, deren Inschriften nicht zweifelhaft ist. Die älteste des Borgia'schen Museums, die der Herausgeber desselben *gemmam inter antiquos numos Cusicos* nannte, ist nur vom J. 90. Die sechste und siebente sind Abbassidische, unter der Regierung des Chalifen Manzur von dem Thronerben Mohdi geschlagen, die das Eigene haben, daß sie mit der Formel *مبا امين* die auf Amins und Mamuns Münzen häufig vorkommt, bezeichnet sind. *Museum Cusic. Borgia. T. II. p. 17 O. G. Tychsen introductio in numismat. Arab. p. 36.* Den Münzort von Nr. VII liest Hr. Hallenberg *Arran*, und in den *corrigendis* schlägt er *أراق* *Irac* vor; allein *Irac* wird arabisch *عراق* geschrieben. Vielleicht ist der Münzort *أم جلي*, von welchem Münzort eine Münze vom J. 340 bekannt ist. *Tychsen introd. in numismat. Additamentum I. p. 30.* Nr. VIII eine Omniadische Münze aus Andalusien vom J. 162. Nr. IX von Amin unter Haruns

Chalifat geschlagen vom J. 183, völlig übereinstimmend mit Nr. XVI im zweyten Theil des *Musei Cusici Borgiai*. Die zehnte zum Theil vertheilte vom J. 190 muß von *Harun al-Raschid sayr*, der Münzort ist *Schafsch*. Zur Geschichte dieser Münze verdient verglichen zu werden, was im zweyten Theil des *Musei Cus. Borg. p. 21 ff.* angeführt wird, wo eine in demselben Jahr von Mamun unter *Harun al-Raschid* Autorität zu Schafsch geschlagene Münze beschrieben worden. Nr. XI eine gewöhnliche Abbassidische. Nr. XII von Amin im J. 196. Die Inschrift wird unrichtig übersetzt: *Muhammed est legatus Dei, cujus auctoritate est Abdallah Muhammed imperator fidelium Alamin*. Richtiger: *M. est legatus Dei. Inssu Abdallae Muhammedis, imperatoris fidelium, Alamin*. Abdallah Muhammed sind Namen Amins, der im J. 193 das Chalifat antrat, und dieselbe Inschrift beybehielt, unter welcher er schon während der Regierung seines Vorwessers und unter dessen Autorität hatte Münzen prägen lassen. S. Nr. IX. Nr. XIII eine Abbassidische. Nr. XIV eine Andalusische. Nr. XV bis XXIII lauter Samanidische Münzen mit dem gewöhnlichen Gepräge. Die Münze XXIV hat Hr. H. nicht entsichern können. Die Inschrift ist folgende: *Non est Deus, nisi Deus unicus, qui socium non habet. Abu l- Abbas, filius principis fidelium*. Geschlagen zu *Muhammedia* im J. 310. Folglich unter Moktaders Chalifat, zur Ehre seines Sohns Abu l- Abbas, den man auch, wiewohl vergeblich, zu seinem Nachfolger ernennen wollte. *Abulfedae anal. Muslem. T. II. p. 367.* Nr. XXV eine Abbassidische vom Chalifen Radi. Nr. XXVI eine Samanidische von Nach ben-Nasser. Nr. XXVII, XXVIII zwey Dynastien-Münzen unter den Chalifen Hescham in Andalusien, vom J. 330 und 381. Den Namen des Statthalters liest Hr. H. *عاصم* *Omas*. Nr. XXIX eine bekannte Atabekische. *Mus. Cus. Borg. I. Nr. XLII. Nr. XXX bis XXXIII* bekannte neuere arabische Münzen, wobey die richtige Bemerkung gemacht wird, daß der Name *Isambul* oder besser *Isambul* nicht aus *is-rn* *polu* entstanden, sondern die Abkürzung des Namens Constantinopel sey. Ein alphabetisches Cusicum ex his numis descriptum wird auf den beiden letzten Kupferblättern geliefert, und als Titel-Vignette ist die Andalusische Münze vom J. 107 wieder abgedruckt, welche der Vf. schon in einer früheren Dissertation *de nominis Dei Gud in Suiptothetica cognatione linguarum* beschrieben hat.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 21 A P R I L, 1 8 0 4

## PHILOSOPHIE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums.* Von F. W. J. Schelling. 1803. 323 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In der neueren Philosophie ist es nicht selten, daß auch da, wo es nur auf Darstellung eines bestimmten Theiles angesehen ist, auch die ersten Grundzüge des ganzen Systems in verschiedenen Formen wiederholt werden, wie z. B. Fichte in den Einleitungen zum Naturrecht und zur Sittenlehre mehr vielleicht für diesen Zweck geleistet hat als in diesen Werken selbst für die Wissenschaften, denen sie gewidmet. Eben so werden wohl die Mehrtheile erwarten, auch in dieser Schrift, wiewohl sie einen ganz exoterischen Zweck ankündigt, die ersten Grundzüge von der Philosophie ihres Urhebers wieder neu und eigen dargestellt zu finden. Auch kann es wohl seyn, daß Mancher sie hier anschaulicher erblickt, und von ihrer Gattung richtigere Vorstellungen erhält, als anderwärts. Indes kann diese nur zufällige Seite des Werkes hier nicht zum Gegenstand der Beurtheilung gemacht werden, da das Wesentliche desselben die ganze Aufmerksamkeit dessen auf sich zieht, dem das System selbst, über welches doch hier so gelegentlich nicht kann abgesprochen werden, nicht mehr fremde ist. Daher sey nur im Vorbeygehen die Erörterung über das Urwissen in der ersten Vorlesung und über die Art, wie die Identität des Idealen und Realen der Philosophie zum Grunde gelegt wird, denen zur Beherzigung empfohlen, welche bis jetzt das Schellingische System auf mancherley Art mißverstanden haben. Ferner, was besonders in der sechsten Vorlesung von der Philosophie selbst gesagt wird, zumal die Hinweisung auf die Technik und die Poesie in ihr. Man könnte behaupten, dieses beides anzuerkennen sey der Prüfstein des wahren Philosophirens. Denn daß derjenige immer unreif bleiben wird, der für sein philosophisches Bestreben die Technik verschmäh't, ist für sich klar. Eben so gewiß aber ist auch, daß wer das poetische Element in der Speculation nicht anerkennt, sich mit alter Dialektik immer im Leeren heruntreibt; und es wird immer nöthiger dieses recht ins Licht zu setzen, zumal jetzt von einer sich etwas ins mysteriöse zurückziehenden Erneuerung eines Systems die Rede ist, dessen Hauptfehler eben darin liegen möchte, daß es über das poetische Element, obwohl es ihm nicht fremd ist, nie zum rechten Bewußtseyn

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

gekommen ist. Nicht minder vortrefflich ist das in der fünften Vorlesung über die Mehrheit der Formen in der Philosophie; merkwürdig, weil es das erste mal seyn möchte, daß die Sicherheit, zu welcher die Philosophie seit ihrer Erneuerung unter uns gediehen ist, sich in einer solchen Liberalität offenbart.

Was nun aber das Wesentliche der vorliegenden Schrift angeht, zu dem wir uns mit Uebergangung alles Einzelnen hinwenden, so besteht es in der Verbindung zweyer Endzwecke, des in der Uberschrift angekündigten, und des weit höheren und wichtigeren, ein System aller Erkenntniße und ihres Zusammenhanges wenigstens im Umriss aufzustellen. An sich kann allerdings von demjenigen, der nur auf irgend eine Art über das erstere reden will, nicht verlangt werden, daß er sich auch mit dem letzteren befaße, da das akademische Studium weder ein solches Ganzes der Wissenschaften umspannt, noch auch, was es davon wirklich in sich begreift, nach einem rein wissenschaftlichen Gesichtspunkte gesondert und geordnet ist. Wie denn auch unsere bisherigen sogenannten Encyclopädien, ohne von einer solchen Idee geleitet zu seyn, sich immer nur empirisch über das Einzelne verbreitet haben. Ein wissenschaftlicher Bearbeiter dieses Gegenstandes aber kann wenigstens die Vergleichung nicht umgehen, und wenn wohl Jeder darin mit Hn. Schelling übereinstimmen wird, daß auch die äußeren Organisationen zum Behuf der realen Wissenschaften ein getreuer Abdruck ihres inneren und natürlichen organischen Zusammenhanges seyn sollten, wenn gleich bis jetzt noch die trübe Mischung verschiedenartiger Elemente das freye Entwickeln der wahren äußeren Gestaltung verhindert: so wird sich gewiß auch Jeder freuen, daß der Grundsatz auch in dem, was sie sind, die unvollkommenen Spuren dessen, was sie seyn sollen, aufzusuchen, den Vf. bestimmt hat, in diesen Vorlesungen auf das System der Erkenntniße selbst zurückzugehen. Denn ein solches aufzustellen ist eine unnachlässliche Forderung an jede Philosophie, und die Art, wie sie dabey sich selbst wenigstens genügt, und nach ihren eigenen Grundsätzen etwas mit ihnen und mit sich selbst übereinstimmendes zu Stande bringt, ist gleichsam die äußere Probe ihrer innern Wahrheit und Haltbarkeit; und schon daß Hr. Schelling sich dieses ausdrücklich zur Pflicht macht, und die Aufgabe als nothwendig anerkennt, sticht sehr vorthellhaft ab gegen die Art, wie Kant und Fichte ihre ähnlichen Versuche angestellt haben. Was die Art und Weise betrifft, so entschuldigt er sich

sich zwar, daß in dieser Verbindung das System der Erkenntnisse nicht aus dem höchsten Principien auf die strengste Art abgeleitet erscheinen könne; indess kann dieses der Richtigkeit und Vollständigkeit der Ururtheile nicht schaden, und so würden sich Kenner leicht die Principien zu diesem esoterischen Theile des Buches ergänzen, wenn auch der Vf. nicht, wie es doch scheint, gerade in dieser Hinsicht mehr geleistet hätte als versprochen.

In der Hauptstelle nun zur Construction des Systems der Erkenntnisse S. 153 ff. erklärt er sich im Wesentlichen so: Die Philosophie sey nur die ideale Darstellung des Urwissens, die reale sey alles andere Wissen zusammengekommen, in welchem aber Absonderung und Trennung herrsche, und welches nur in der Gattung, und auch in dieser nur im unendlichen Progreß real Eins werden könne. Jedes successive Realwerden einer Idee sey Geschichte, so daß die realen Wissenschaften eigentlich die historische Seite der Offenbarung des Urwissens seyn, und also nach demselben Typus mußten organisiert seyn, den man auch in der Philosophie findet. Diese Bestimmung der Constructionsmethode ist so sehr aus den ersten Principien, daß, wer auch nur die erste Vorlesung verstanden hat, sich den ganzen Zusammenhang leicht darstellen kann. Weiter heißt es, jede Geschichte gehe auf Realisirung von äußeren Organismen, als Ausdruck von Ideen, daher habe auch das Wissen, von seiner historischen Seite angesehen, das nothwendige Streben, sich eine objective Erscheinung oder äußere Existenz zu geben. Der allgemeinste dieser Organismen, oder idealen Producte, durch welche sich das Handeln als objectiv gewordenes Wissen äußerlich ausdrückt, sey der Staat. Dieser also begreife nothwendig einen eigenen äußeren Organismus für das Wissen als solches in sich, und in sofern auf diese Art die Wissenschaften durch den Staat, oder in Bezug auf ihn Objectivität erhalten, heißen sie positive, und die Verbindungen für sie, weil sie durch diese objective Existenz eine Macht werden, Facultäten. Dieses ist also das Princip der Construction für die äußere Organisation der Wissenschaften, welcher auch die akademischen Formen entsprechen sollen; aber hier gesteht Rec., daß er die Bündigkeit der Fortschreitung, und die eines Mannes wie *Schelling* würdige Tüchtigkeit in der Form durchaus vermisst. Denn solche noch anderwärts, auch in Beziehung auf das Positive wiederholten, eigentlich der moralischen Interpretation auf ein Haar ähnlichen, Spiele mit gefälligen Formen und Benennungen, um auch in ihnen einen Ausdruck von Ideen zu finden, und solche lose Deductionen, dächten wir, überließe wir, schon verdrießlich genug, wenn *Fichte* sie bisweilen gebrauchen will, lieber ganz den späteren Arbeiten des nun verewigten *Kant*, zumal solchen, nur dem Alter zu verzeihenden, wie der Streit der Facultäten, dessen doch der Vf. aus Achtung für den Veteran lieber gar nicht hätte erwähnen sollen: Was zuerst unter den spielenden, und im Zusammenhange keine genaue Zerle-

gung vertragenden Ausdruck zu denken ist, alle Geschichte gehe auf Realisirung von äußeren Organismen, dieses erklärt sich noch aus der anderen angeführten Stelle vom Objectivwerden des Wissens durch Handeln, und von des letzteren Ausdruck durch ideale Producte. Auch ist anderwärts her bekannt, inwiefern Hr. *Schelling* den Staat, für eine alles gesellige umfassende Form hält, und aus dieser Voraussetzung muß dann freylich gesagt werden, daß auch die äußeren Organisationen des Wissens in ihm begriffen sind. Allein wenn dieses in ihm begriffen seyn, hernach mit dem durch ihn und in Beziehung auf ihn seyn und zur Macht durch ihn werden, für-Eins genommen wird: so ist das eine fast unbegreifliche Verwechslung, besonders wenn man dazu nimmt, daß der Vf. selbst von dem Positiven in letzteren Sinne sagt, es gehe nur auf dasjenige unter dem realen Wissen, was zu wissen im Staat und für seine Zwecke Pflicht ist. So ist es auch. Diese durch den Staat und für ihn vorhandenen äußeren Organismen gehen nicht auf das Wissen als solches, sondern nur als Theorie, und zwar im trüben Sinne, einer für ihn unentbehrlichen, empirischen Praxis. Wie können sie also einerley seyn, oder auf einerley Weise construirt werden mit jenen äußeren Organisationen, welche unmittelbar auf das Wissen selbst gehen, und aus seiner Natur als eines successiven und historischen nothwendig folgen? Jene ersten hängen in der Wirklichkeit von der besonderen Beschaffenheit eines jeden Staates ab, und von den Zwecken, welche er sich wirklich setzt; denn daraus muß sich ergeben, was er privilegiert und was er beschränkt; aber auch in der Idee können sie nur aus der Construction des Staates, nicht aus der bloßen Natur des Wissens als eines realen erkannt werden. Diese letzteren hingegen können zwar im Staate seyn, aber selbst nach Hn. *Schelling* nicht durch und in Bezug auf ihn, da sie vielmehr Größen gleicher Gattung sind mit ihm selbst, der ja auch nur ein objectiv gewordenes Wissen ist. Wie könnte er diese also privilegieren oder beschränken, da ihm vielmehr obliegt, sich selbst in Absicht ihrer zu beschränken? Will man also von diesen durch die Natur der Sache geforderten Organisationen das unvollkommene Abbild in der Wirklichkeit suchen: so findet man es nur in den freyen Verbindungen zur ergänzenden Ueberlieferung des historischen Wissens, in Ansehung deren auch jene Selbstbeschränkungen des Staates, um sie von seinen Zeitverhältnissen unabhängig zu machen, schon hier und da wirklich eingetreten sind. Die Facultäten hingegen als Macht im Staate folgen ganz aus denselben Gründen wie alles andere Zustreben im weiteren Sinn, also gar nicht aus der Natur ihres Gegenstandes. Sonach scheint, was die ersten Principien betrifft, die esoterische Seite des Buches besser ausgestattet zu seyn, als die exoterische, und diese, unter dem edeln Bestreben, sie jener zu nähern, in der That etwas gelitten zu haben. Was aber die strenge Ableitung aus den Principien betrifft, bey dieser scheint auch in Absicht des Systems der Erkenntnisse selbst

selbst die Entschuldigung des Vfs Platz greifen zu müssen, indem er eben aus jenem Bestreben hier nicht den richtigsten Weg scheint eingeschlagen, und die realen Wissenschaften selbst minder richtig dargestellt zu haben, um sie auch ihrerseits jenem positiven, das er einmal seines Schutzes gewürdigt, näher zu rücken. Wir folgen ihm, um dieses Urtheil zu rechtfertigen, weiter. Der innere Typus der Philosophie, so spricht er, nach welchem auch die Organisation des realen Wissens müsse gebildet seyn, beruhe auf drey Punkten, dem Indifferenzpunkt, in welchem ideale und reale Welt als Eins erblickt werden, und den beiden relativ entgegengesetzten Mittelpunkt dieser beiden Welten. Diejenige Wissenschaft nun, welche den Indifferenzpunkt objectivire, sey die Wissenschaft des absoluten göttlichen Wesens, die Theologie; diejenige ferner, welche die ideale Seite der Philosophie für sich nehme, und objectivire sey die Geschichte, und das Positive in ihr die Kenntniß der Rechtsformen, und ihrer einzelnen Bestimmungen; endlich diejenige, welche die reale Seite, objectivire sey die Naturwissenschaft, und das Positive in ihr die Medicin. Durch keine von ihnen aber werde die Philosophie in ihrer Totalität objectivirt, welches nur in der Kunst geschehe, die allein eine vollkommene *In Eins Bildung* des idealen und realen bewirke, für die es aber nichts Positives gebe, sondern nur freye Verbindungen, weil sie nie durch den Staat weder privilegiert werden könne, noch beschränkt. Sehr merkwürdig muß es nach einer so unumwundenen Erklärung über das Positive erscheinen, daß in Absicht der Theologie sich bloß darauf berufen wird, es werde allgemein angenommen, sie enthalte etwas positives. Denn einsehen läßt sich doch schwerlich, wie die Wissenschaft des absoluten göttlichen Wesens kann durch den Staat objective Existenz und äußere Erscheinung bekommen. Auch fehlt es eben deshalb ganz an einer bestimmten Unterscheidung des Positiven in dieser Wissenschaft von dem rein historischen und realen. Aber wie steht es denn selbst um dieses reale und rein historische in der Theologie? Was am Ende der achten Vorlesung von einer wahrhaft historischen Wissenschaft der Theologie gesagt wird, und bloß darauf beruht, daß das Christenthum als historisch nothwendig begriffen werden kann, ist doch wahrlich mehr eine Erinnerung an das, was der Vf. hier hätte leisten sollen, als dieses selbst; denn eben so gut und mit denselben Worten, ließe sich auch eine wahrhaft historische Wissenschaft der Philosophie hervorbringen, welche doch gewiß Hr. Schelling nicht wird zugeben wollen. Aufgezeigt also ist dergleichen nichts. Aber kann es überhaupt statt finden? kann wohl überall der Indifferenzpunkt der Gegenstand einer realen Wissenschaft werden? Jedes andere Wissen S. 153. welches sich in diese Wissenschaften verzweigt, ist ja dasjenige, in welchem durchaus Trennung und Absonderung herrscht, und kann diese herrschen in der Wissenschaft des absoluten göttlichen Wesens? Oder wie kann sich dieses successiv an sich

offenbaren, da es ja die absolute Form des Absoluten ist, in der Nicht-Absoluthheit nur getrennt unter der Gestalt der beiden relativ entgegengesetzten zu erscheinen? Daher zerfällt auch hier die Religion nothwendig in Christenthum und Mythologie, von denen jenes eine Anschauung Gottes ist in der Geschichte als dem Idealen, diese in der Natur als dem Realen. So daß durch keine von beiden der Indifferenzpunkt, die *Als-Eins-Erblickung* des Idealen und Realen objectivirt werden kann, sondern dieses nur durch ein anderes Wissen geschehen konnte, welches jene beiden Religionen als Eins erblickte. Dieses Wissen kommt zwar hier auch gelegentlich vor, und heist auch Religion, nämlich reine Vernunftreligion, aber doch nicht Anschauung, wie sonst die Religion hier durchgängig charakterisirt wird, sondern Einsicht, und möchte überhaupt wohl seiner Natur nach reinphilosophisch seyn, und nichts historisches an sich haben. Sieht man nun, wie die hier dargestellte Theologie oder Religion in die beiden andern realen Wissenschaften zerfällt, indem das Christenthum durchaus als höhere Ansicht der Geschichte beschrieben wird, und also auch nothwendig parallel die Mythologie, wird sie nur recht begriffen, höhere Ansicht der Natur seyn muß: so sieht man offenbar, daß die Theologie nicht in dem Sinne, wie die andern beiden eine reale Wissenschaft seyn kann, ein ihnen gleichartiges, nur durch seinen Gegenstand verschiedenes Wissen, auch nicht sich zu ihnen verhalten, wie die Objectivirung des Indifferenzpunktes zur Objectivirung der differentiirten Seiten; sondern vielmehr hat sie den Gegenstand mit ihnen gemein, zeigt sich aber als eine ganz verschiedene Behandlung desselben. Wollte also auch Jedermann eben so gern, als Rec., Verzicht darauf thun, die Theologie unter den realen Wissenschaften ihren Geschlechtsbeweis führen zu sehen: so entsteht doch, wenn nur Religion, wie hier, gesetzt und anerkannt wird, die Aufgabe, eben diese Verschiedenheit der Behandlung aufzuzeigen, wäre es auch nur, damit Geschichte und Naturwissenschaft rein und unvermischt könnten aufgefaßt werden. Daß es jedoch nicht die Schuld des Systems sey, wenn diese Aufgabe hier nicht nach Wunsch gelöst ist, und also auch das System der realen Wissenschaft nicht klar heraustritt, dafür bedarf es keines andern Beweises, als daß die genauere Darstellung von dem Typus der Philosophie in diesem Werke sich weit besser als die eben angeführte eignet, dieses System ihr gemäß zu organisiren. Der nothwendige Typus der Philosophie, heist es S. 158, ist dieser: den absoluten Centralpunkt gleicherweise in den beiden relativen, und wiederum diese in jenem darzustellen. Soll nun nach dieser Grundform die S. 153 beschriebene reale Darstellung des Urwissens zu Stande kommen: so finden wir uns zum großen Glück von der unlöslichen Aufgabe befreit, ein reales aufzustellen, welches dem Indifferenzpunkt entspricht, mit welchem seiner absoluten Form nach jedes Verfahren wieder nur ein Differentiiren seyn kann: sondern reale Wissenschaften sind nur die Darstellungen der

der beiden Relationen für sich (verg. S. 213) also die historische Construction der geistigen Welt, und die historische Construction der Natur, welche beide zusammen, eben insofern sie als real Eins angesehen werden können, (S. 153) auch die reale Darstellung des Urwissens ausmachen. Und zwar die ganze und die einzige, weil die successive Offenbarung des Urwissens in der realen und idealen Welt die absolute Form des Absoluten erschöpfte. Dahingegen nach obigem Typus das Urwissen auf eine dreysfache Art real dargestellt und zuerst in seiner Ursprünglichkeit durch die Religion. — denn wenn das Innere der Philosophie objectivt wurde durch die Theologie: so wäre diese allerdings eine eigene und ganze Darstellung des Urwissens; — dann in seiner Zerspaltung durch Geschichte und Naturhistorie, und zuletzt in seiner Totalität durch die Kunst. Nun stellen allerdings diese historischen Wissenschaften des relativ entgegengesetzten das Absolute dar; aber nur sofern sie als Ganze gedacht und durch Beziehung auf die speculative Seite des Wissens vereinigt werden. Indem aber die Reihe der idealen und realen Erscheinungen historisch verfolgt wird, wird doch das Einzelne außerhalb des Absoluten und getrennt von ihm gedacht, und ist insofern dem Ganzen, dessen integrierender Theil es ist, unähnlich. Und hier oben entstehen jenem Typus zufolge zwey Aufgaben, deren Lösungen keinesweges wieder reale Wissenschaften seyn sollen, sondern Ergänzungen derselben, um auch in dem einzelnen relativen die Trennung vom Absoluten aufzuheben, und so unmittelbar den Centralpunkt herzustellen. Diese Lösungen nämlich sind zuerst die Darstellung des Absoluten auch in einzelnen relativen durch InEinsbildung des Idealen und Realen. auch in bestimmten Erscheinungen vermittelt der Kunst; zweytens umgekehrt die Darstellung auch des einzelnen relativen im Absoluten, indem nämlich das einzelne Endliche, sey es nun ideal oder real, unmittelbar im Unendlichen geschauet wird, in welchem von selbst und immer das Ideale und Reale als Eins und Dasselbe erblickt werden muß, welches eben geschieht vermöge der Religion. Es ist hier nicht der Ort, weiter auszuführen, wie sich in Beziehung auf Kunst und Religion durch Symbolik und Mystik diese Ganze schließt, und wie, indem auf der einen Seite die Philosophie selbst als Erscheinung der Kunst eingebildet wird, auf der andern aber die Religion nichts weiter ist, als die in der Welt der Erscheinungen unmittelbar sich offenbarende Philosophie, die ideale und die reale Darstellung des Urwissens sich zwiefach in einander schlingen. Nur soviel scheint in Beziehung auf das vorliegende Werk klar, daß der scheinbaren Leichtigkeit, aus jenen drey Punkten nicht nur das historische Wissen, sondern mit ihm zugleich auch die Dreygestaltung des akademischen Studiums abzuleiten, mehr und wichtigeres, als billig ist, aufgeopfert worden. Wie denn auch alles, was in der Methodologie selbst einigermassen verwirrt erscheint, aus dem hier aufgestellten Gesichtspunkt leicht zur Klarheit würde können gebracht werden. Hieher gehört, in Beziehung auf das eben abgehandelte, das Verhältniß der Theologie als

Wissenschaft des absoluten göttlichen Wesens zur Religion als Anschauung des Unendlichen im Endlichen oder umgekehrt, indem letztere gleichsam mit Gewalt eingeführt und ohne weiteres mit ersterer für dasselbe erklärt wird. Ferner der Gegensatz zwischen Christenthum und Mythologie, der durch das, was von Offenbarung des Unendlichen in nur wandelbaren Gestalten, und doch auch wiederum vom Orient als dem Vaterlande der Ideen, gesagt wird, sich zwar sehr trübt, sich aber nirgends klaraufißt. Denn es wird zwar bey der Mythologie von einer Religion geredet, welche sich auf die Mythologie gründet, und bey dem Christenthum von einer Mythologie, welche die Religion begleiten muß; aber nirgends findet sich doch eine Construction, um diese Entgegengesetzten wieder gleichzusetzen und zu vereinigen. Sonst ist die Darstellung des Christenthumes im Ganzen vortreflich, seine durchaus mystische Natur, und sein Verhältniß zur Geschichte sind mit großer Klarheit entwickelt. Letzteres möchte vielleicht Manchen nicht neu und auch Hn. Schelling nicht eigenthümlich scheinen, allein dieser Vorwurf, den man nicht selten bey den Werken des Vfs anbringen könnte, ist nur für diejenigen einer, der das rohe Aufnehmen fremder Gedanken nicht von einem solchen zu unterscheiden weiß, welches sich durch seine Gehörigkeit in ein regelmäsig aufgeführtes Ganze, als ein wahres zweytes Erfinden ankündigt, dem das frühere eines Andern nur zufällig vorgegangen ist. Einzelne Bedenklichkeiten auch gegen diese Construction des Christenthumes will Rec. nur andeuten. So sind die Ideen der Versöhnung und des Opfers unbegründet und ihrer Gattung nach theils überschätzt, theils zu sehr beschränkt; der Forderung, dem Begriff des Wunders speculativ zu fassen, widerspricht die Rüge gegen die Bemühungen der Ausleger in Erklärung einzelner Thatsachen, deren Natürlichkeit ja dem speculativen Gehalt des Begriffs gar nicht zuwider ist; auch die speculative Ansicht von Christo ist mit der Behauptung, daß er als Grenze zweyer Zeiten da stehe, nicht wohl zu vereinigen, und überhaupt hier die hohe Willkühr etwas vermischt, die von dieser Seite doch der Schlüssel des Christenthumes seyn möchte. — In der Darstellung der Kunst ist es auch einige Verwirrung und noch mehr Dürftigkeit, welche dem gewählten Typus zur Last fällt. Denn ließe sich auch wegen Mangel an Bearbeitung wenig über sie ausführen, so müßten doch, sobald sie als notwendiges Glied einer ganzen Organisation abgeleitet ist, die Umrisse ihres Gebietes bestimmt können dargestellt werden. Da aber, wo sie eigentlich abgehandelt ist, wird von ihrem Verhältniß zur Philosophie nur bildlich geredet, und das Innere zur Religion mehr vorausgesetzt als gezeigt, auch ihr ganzes Gebiet im Vergleich mit einigen früheren Aufseerungen, z. B. daß auch Staat und Kirche sich als Kunstwerke bewähren müssen, nur sehr unvollständig bestimmt; weshalb sie denn auch zuletzt nur in einem untergeordneten Sinn, und auf eine sehr fragmentarische Weise den Philosophen, den Religiösen und den Staatsmännern — eine Classification, die in dem Munde des Vfs etwas sonderbar erscheint, — fast bittweise empfohlen wird.

(Der Beschlus folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 23 A P R I L, 1 8 0 4

## PHILOSOPHIE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums.* Von F. W. J. Schelling etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was die Historie betrifft, so ist ihr die höhere Ansicht zum Besten der Theologie weggenommen, die pragmatische Behandlung, die hier mit wenigen Zügen sehr treffend geschildert und gewürdigt ist, wird als empirisch für unwürdig erklärt dasjenige zu seyn, was der Historie den Rang einer realen Wissenschaft giebt, und so bleibt durch eine von jenen apagogischen Deductionen, welche Rec. nirgends liebt und immer als verdächtig bezeichnet, nur die Historie als Kunst übrig. Hr. Schelling drückt zwar dieses, um sich selbst oder uns die wahre Beschaffenheit der Sache zu verbergen, etwas schielend nur so aus, die Historie solle auf die gleiche Stufe mit der Kunst gestellt seyn; indess wird doch Niemand entgehen, dass auf diese Weise die Historie aus der Reihe der realen Wissenschaften ganz verschwindet, und nur zum Object wird, welches Religion und Kunst, jede nach ihrer Weise und in ihrer Form, bearbeiten sollen. Ja, gesetzt man könnte dieses anfänglich übersehen, so wird man nur noch deutlicher darauf geführt durch die Vorschrift, die Kunst solle die Historie, damit sie als eigentliche Historie weder auf dem religiösen noch auf dem philosophischen Standpunkt stehe, immer als Schicksal darstellen. Denn was ist eben dieses anders, als nur der religiöse Standpunkt für die ältere, unchristliche Zeit im Gegensatz der Idee einer Vorsehung? Und wenn Herodotus als Beyspiel angeführt wird: so ist die Versuchung nicht gering, diese Behandlung nur für pragmatisch gelten zu lassen, indem Verhängnis und Vergeltung bey ihm nur auf kleinen empirischen Gegensätzen beruhen. Auf der andern Seite, wenn man bedenkt, dass für Hn. Schelling nicht sowohl die Begebenheiten das Object der Historie sind, als vielmehr die Realisation der Organisation der idealen Welt: so ist sie offenbar Alles auf diesem Gebiete der realen Darstellung des Wissens, und indem sie Alles ist und Nichts, muss man gestehen, dass es ihrer Darstellung an Bestimmtheit fehlt. Die Naturwissenschaft dagegen ist vortrefflich behandelt, und die Construction der Körperreihe als eigentlicher Inhalt ihrer historischen Seite sehr überzeugend dargestellt; so dass jeder gestehen

muss, was hier von dem Begriff der Theorie gesagt wird, er gehöre jener trüben Mischung des Allgemeinen und Besonderen an, in welcher das gemeine Wissen befangen ist, könne nicht gelten von diesem Begriff, wie es hier mit seinem Correlat, dem Experiment als Grund der historischen Naturlehre aufgestellt ist: denn hier ist die Mischung sehr klar aufgelöst und gezeigt, wie die reale Seite der Wissenschaft sich als Leib der speculativen anschliesst. Nur fragt sich: ob nicht dem Experiment auch die Beobachtung hätte zur Seite gestellt werden sollen, oder ob jeder sie sich, als mit darunter begriffen, von selbst denken wird? Denn, so getrennt wie man bis noch vor kurzem das Experiment nur für die unorganische, — auch wohl anorganische, aber der Sprachmeister wegen nur ja nicht *energische* — und die Beobachtung nur für die organische Reihe anzuwenden pflegte, war doch für keine von beiden Heil zu finden. Auch scheint der Vf. etwas zu bescheiden die historische Naturlehre nur auf Geologie zu beschränken. Denn wenn, wie er anzunehmen scheint, so etwas wirklich gegeben seyn sollte, wie eine Uebereinstimmung zwischen dem Planeten und den Producten der Erde; so dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, in ganz stetiger Fortschreitung wenigstens zu einer Heliologie, wo nicht gar zu einer Kosmologie, auch historisch zu gelangen. Nur mit Mühe enthält sich Rec. aus diesen drey der Naturwissenschaft gewidmeten Vorlesungen, denen er unbedingt und in jeder Hinsicht den Preis zuerkennen möchte, mehrere Einzelne zu berühren; so viel schöne, zur rechten Zeit geredete, Worte über den Zusammenhang der einzelnen Theile und Ansichten der Wissenschaft sind hier zerstreut. Nur was das Positive betrifft, selbst in dem Sinne des Vfs durch und in Bezug auf den Staat, so hat auch hier das Hinschielen auf die wirkliche dermalige Organisation der Universitäten von dem abgeleitet, was die Sache selbst würde ergeben haben. Denn zu begreifen ist nicht, warum nicht die Phytonomie und die Metallurgie durch den Staat eben so gut solken für sich äusserlich organisiert werden müssen, als die Medicin.

Außer diesen das System ausmachenden realen Wissenschaften, ist noch hie und da von zwey andern die Rede, welche auch außer der Philosophie aber ihr gleich gesetzt werden, die Mathematik nämlich als gleich absolut, und die Moral, als gleich speculativ. Von der Mathematik meint zwar Hr. Schelling, ihre Stelle im allgemeinen System des Wissens zur Genüge bestimmt zu haben, Rec. aber geht,

T

geht,



steht, daß ihm dieses nicht deutlich geworden ist. Denn wenn sie als Analysis und Geometrie auf Raum und Zeit beruht, und diese selbst nur in der Philosophie construirt, und nur durch sie als Objecte der Mathematik erkannt werden: wie kann sich diese in allgemeinen System des Wissens als reine Vernunftwissenschaft neben die Philosophie stellen? Etwa wegen des formalen Charakters der absoluten Erkenntnisart? Aber dieser ist ja ohne die philosophische Erkenntnis in die Beschaffenheit ihrer Objecte überhaupt gar nicht gründlich aufzuzeigen, und läßt sich von diesen gar nicht trennen, ist auch gar kein anderer als der in der Philosophie selbst. Und wie construirt der Vf. die *angewandte* Mathematik, deren er doch selbst erwähnt? Woher soll so etwas kommen, was sonst gar keine Analogie hat? Ueberdies wird hier eine doppelte Ansicht der Mathematik aufgestellt, und die symbolische mit Recht über jene gesetzt; wie aber kann es eine höhere Bedeutung einer Disciplin geben als diejenige, durch welche sie schon der Philosophie gleich steht? Abstrahiren wir nun von diesem Symbolischen, worauf wir uns ohnehin hier nicht weiter einlassen können, sollte denn nicht von der ganzen Mathematik gelten, was der Vf. selbst von der Mechanik sagt, daß ihre Formen nur die getödteten Formen der physischen Proceß sind? und sollte sie dann etwas anders seyn, als die Technik für das Experiment und die Beobachtung? — Von der Moral ist nur hie und da gelegentlich die Rede, vorzüglich bey den äußeren Gegenständen der Philosophie, und das Wenige, was von ihr gesagt wird, ist nur Schönes. Die Hoffnung, daß endlich der Begriff der Sittlichkeit durch die Philosophie positiv werden soll, indem doch nur durch die Ideen dem Handeln Bedeutung gegeben werden könne, ist die erfreulichste Verkündigung für die Freunde dieser Wissenschaft, und die Behauptung, daß sie eben so wenig als Philosophie ohne Construction gedacht werden könne, ist mehr Ehre, als ihr gewöhnlich angethan wird. Aber wo liegt denn nun in dem System des gesamten Wissens diese eben so speculative Wissenschaft als die theoretische Philosophie? Offenbar ist dieser Zusatz nur ihr zu Liebe gemacht; er hat aber keine Haltung; denn hier ist sonst nirgends von einer praktischen Seite der Philosophie im Gegensatz der theoretischen die Rede. Gibt es aber einen solchen Gegensatz, und die realen Wissenschaften beziehen sich bloß auf die theoretische: so muß auch ihr Organismus nur aus dem Typus der theoretischen abgeleitet, und dieser uns nicht für den Typus der Philosophie überhaupt gegeben werden. Beziehen sie sich im Gegentheil auf beide: so muß es auch in den realen Wissenschaften etwas der praktischen entsprechendes geben. Gibt es aber keinen solchen Gegensatz, wohin sollen wir dann mit der Moral, und allem Schönen, was von ihr gesagt wird? Auf alle Weise scheint es daher, daß diese das Buch und das System der Erkenntnisse in Verlegenheit setzt. Denkt man nun auf der andern Seite an die Schwierigkeiten, welche sich bey diesem Sy-

stem schon gefunden haben, und nimmt hinzu, daß nach unserm Vf. die Sittlichkeit durch die allgemeine Freyheit objectivirt wird, und die Construction dieser Organisation der Construction der Natur parallel laufen soll: so sollte man fast glauben, der Platz der fast verschwundenen Historie müsse von hieraus besetzt werden, und die sogenannte Wissenschaft der Geschichte, die sich gar nicht recht auffinden lassen wollte, weil sie weder auf dem philosophischen noch auf dem religiösen Standpunkt stehen sollte, sey eigentlich die historische Construction der Sittlichkeit. Ja, auf diese Art könnten auch vielleicht jene zerstreuten Aeußerungen über Staat und Kirche und andere ideale Producte, in denen das Handeln sich äußerlich ausdrückt, eine etwas bessere Haltung bekommen. So daß es fast scheint, wenn Hr. Schelling nur erst die Moral construiren, und das mit der theoretischen und praktischen Philosophie in Ordnung bringen wollte, alsdann auch die Lücken in dem System der Erkenntnisse sich ausfüllen lassen würden. Und sollte nicht die Stellung der Vernunft als Centrum der Natur, und die Rücksicht auf den Allen eingebornen Erdgeist, und noch Einiges andere ohne große Schwierigkeiten hiezu führen?

Doch es ist Zeit; noch etwas von der exoterischen Seite der merkwürdigen Schrift zu sagen, insofern sie nämlich Anweisung geben soll zum akademischen Studium. Natürlich konnte hieby nicht ins Einzelne ausführlich eingegangen werden. Von der gewöhnlichen Vertheilung, in welcher sich der Unterricht in den positiven Wissenschaften den Jünglingen auf der Universität anbietet, von der richtigen Abschätzung dieser einzelnen Theile und der zweckmäßigsten Art sie zusammenzufügen, ist so gut als gar nicht die Rede. Selbst in der Geschichte, wo sich der Vf. noch am ausführlichsten bey einer Art von Anweisung verweilt, bezieht sich diese mehr auf das eigene Quellenstudium eines Jeden, und auf seine Bildung zum Künstler, als auf die Benutzung des öffentlich dargebotenen Unterrichts. Bedenkt man also, daß eine solche Anweisung gerade beym ersten Eintritt in das akademische Leben an ihrer rechten Stelle steht, worauf auch der Vf. selbst in der Einleitung hindeutet: so zeigt sich der Nutzen der gegenwärtigen doch nur sehr beschränkt. Auch dies scheint großentheils eine Folge zu seyn von jenem Bestreben, das Zufällige in der gegenwärtigen Organisation der Universitäten zum Abdruck des Inneren und Nothwendigen hinaufzudeuten. Denn hiedurch konnte der Vf. nur zu leicht zu dem Schluss verleitet werden, die Jünglinge würden im Stande seyn, von dem Allgemeinen die Folgerungen auf das Besondere selbst zu ziehen. Hätte er dagegen das Gegenwärtige, in seiner Differenz von dem, was es seyn soll, anschaulich zu machen gesucht: so würde er sich unstreitig bewogen gefunden haben, einige Vorschriften zu geben, wie, ungeachtet der Hindernisse, die aus der dürftigen und verschrobenen Organisation des Universitätswesens entstehen, die Studierenden sich desselben dennoch so be-



bedienen können, daß ihnen das Vordringen zur Wissenschaftlichkeit dadurch erleichtert wird. Es fehlt allerdings diesen Vorlesungen nicht an solchen Winken, besonders in der Theologie und Naturwissenschaft; allein sie sind zu sehr an das esoterische gebunden, und die Voraussetzung, daß Jünglinge bey'm Eintritt in das akademische Leben dieses recht sollten benutzen können, ist zu stark und demjenigen selbst widerstreitend, was der Vf. selbst von dem vor dieser Stufe zu erwerbenden Grade intellectuel-ler Bildung behauptet. Auch ergibt sich aus mehreren Stellen ein gewisses Schwanken, ob er sich akademische Novizen oder Veteranen gedacht hat, welches doch für den exoterischen Zweck einen wesentlichen Unterschied macht. In zwiefacher Hinsicht aber können auch angehenden Studierenden diese Vorlesungen von großem Nutzen gewesen seyn. Zuerst, wenn sie auch nicht alles einzelne Wissenschaftliche verstanden haben, welches leider in den meisten Vorlesungen noch immer gar oft der Fall seyn mag, so kann es doch kaum fehlen, daß nicht in den Besseren die Begierde wenigstens nach der Wissenschaft im höheren Sinne erregt worden seyn. Nachdem aber ist es auch sehr dankenswerth, daß sie bey gehöriger Aufmerksamkeit auch mit hinlänglicher Achtung vor dem wirklichen Lernen und dem ächten historischen Wissen mußten erfüllt werden. Nicht nur für seine Person, sondern auch für die Schule, von welcher er als der Anführer angesehen wird, hat der Vf. durch diese Vorlesungen den so oft gehörten Vorwurf beseitigt, als ob die Erhebung zur Speculation gegen das historische Wissen gleichgültig mache, und es herabsetze, wodurch denn das heranwachsende Geschlecht unbrauchbar würde im bürgerlichen Leben sowohl als für das Gebiet der realen Wissenschaften. Denn schwerlich möchte Jemand die Forderungen zu gering finden, welche der Vf. in Aufsehung des Lernens an denjenigen macht, der sich der Wissenschaft rühmen will. Auch dringt er sehr und mit Recht darauf, daß auf dem Vorbereitungsschulen mehr soll geleistet werden. Nur hier und da bündet er ihnen wohl zu viel auf. So wenn er in der Philologie Alles, was zur Auslegung gehört, auch zur Emendation, von der Akademie verbannt. Rec. ist weit entfernt die Conjectur, sofern sie nur eine Fertigkeit in Erkennung der Möglichkeiten ist, für den Triumph der Philologie auch nur in der gewöhnlichen Bedeutung zu halten; ein anderes aber ist es, wenn sie nur das Resultat der genauesten Kenntniß der Sprache nicht nur, sondern auch der Eigenthümlichkeit des Schriftstellers ist, und der, dem diese fehlt, vielleicht nicht einmal des Bedürfnis fühlt. Ueberhaupt, wenn man die Sprache selbst als ein Kunstwerk des menschlichen Geschlechts ansieht, und bedenkt, wie genau die historische Construction derselben mit der der idealen Welt selbst zusammenhängt, wie alles historische in Künsten und Wissenschaften sich in der Sprache abspiegelt, und nur in Verbindung mit ihr recht zu erkennen ist, so ist wohl deutlich, daß auch hier das rechte unmöglich

von Schulen kann mitgebracht werden, sondern wohl verdient, daß Manche, und nicht die Schlechtesten, es zu ihrer besondern Wissenschaft für das ganze Leben machen. Da der Vf. in der dritten Vorlesung Naturkenntniß und Sprachkenntniß sehr schön parallelisiert, so erwartete Rec. ähnliche Forderungen auch in Absicht auf die erste zu finden, und hier geschieht in der That noch immer viel zu wenig, auf den höheren Vorbereitungsschulen.

Rec. würde mit diesen Bemerkungen schließen, wenn er nicht noch über Eins seine Meinung sagen zu müssen glaubte. Er befürchtet nämlich, daß der Vf., was er auf der einen Seite gethan hat, um Achtung vor dem wirklichen Lernen einzufloßen, auf der anderen Seite durch die dem ganzen Buch eingewebte Polemik wieder zerstört habe. Man soll freylich diejenigen, die frisch zu den Wissenschaften kommen, nicht wie geistige Mumien einbalsamiren (S. 113), aber gewiß auch nicht den noch leeren innern Raum mit Polemik ausstopfen; sondern hat eben, weil sie noch keine vorgefaßten Meinungen haben, auch nicht nöthig, in der Unterhaltung mit ihnen gegen andere Meinungen zu streiten. Man schärfe ihnen nur die rechten Grundsätze gehörig ein, so werden die irrigen Meinungen keinen Eingang bey ihnen finden. Immerhin mag auch das Wahre durch Darstellung des Entgegengesetzten deutlicher gemacht werden; aber eine solche gedrängte Polemik gegen die Sache unterscheidet sich gewiß sehr von dieser dünnen, mimischen, in kleinem Styl, welche zwar allgemein aber doch persönlich ist, weil sie das zu bestreitende nicht anlich, sondern gerade so darstellt, wie man es von diesem und jenem zu hören gewohnt ist. Dergleichen kann nur den Dünkel der Jugend, über den ohnehin so große Klage ist, vermehren, daß sie sich einbildet, die Wissenschaft zu haben, weil sie im Stande ist, nach einer solchen Zeichnung die Unwissenschaftlichkeit in einzelnen Beyspielen zu erkennen, und dem angestimmten Tone gemäß zu verachten, und daß sie sich im Vergleich mit andern erhebt, welches nicht der rechte Weg ist, um etwas Tüchtiges zu werden. Rec. will nicht davon reden, wie nachtheilig es der Jugend in ihren bürgerlichen Verhältnissen werden muß, wenn ihr der größte Theil der Menschen, die mehr scheinbar, als wirklich durch ihre Geschäfte, in einer gewissen Berührung mit der wissenschaftlichen Sphäre stehn, verächtlich erscheint, wiewohl der Vf. in Beziehung auf den exoterischen Theil seines Werkes nicht sagen könnte, daß dies nicht hieher gehöre, sondern ihn nur darauf aufmerksam machen, daß diese Verachtung nach seinen eigenen Principien großentheils ungerecht seyn würde. Hr. Schelling giebt ja selbst eine von der Wissenschaft unabhängige Bildung durch das Leben zu, wenn gleich als die langsamere und beschwerlichere, durch welche also doch auch Menschen über die Gemeinheit hinaus zu den Ideen können erhoben werden. Die so Gebildeten können dann leicht verkehrt über die Wissenschaft denken; wenn aber die Sittlich-

lichkeit etwa eine Kunst ist, oder etwas ähnliches, so werden sie demüthgeachtet nicht verächtlicher seyn, als der Künstler es ist, der sich nicht zur Philosophie über seine Kunst erhoben hat, und oft nicht minder wunderlich darüber redet. Beispiele einer edleren, wenn gleich nicht minder kräftigen und durchgreifenden Polemik, hat der Vf. selbst im Anfang der achten und in der zwölften Vorlesung gegeben, so daß man nicht sagen kann, diese irreführende sey nur ein Mißgriff des Ausdrucks; das Fehlerhafte darin scheint vielmehr auch mit dem zusammenzuhängen, was wir am esoterischen vermisst haben. Es ist nämlich eine dem System der Erkenntnisse gegenüberstehende Aufgabe für jede Philosophie, auch ein ihren Grundsätzen gemässes System der Gesinnungen und des Lebens aufzuführen, die auch in diesem Werk hie und da gelegentlich anerkannt ist. Ehe aber das mit der Moral in Richtigkeit gebracht ist, und die Bedeutsamkeit des Handelns durch die Ideen festgesetzt: giebt es kein anderes für dieses System als das durch Wissenschaft und Kunst — oder etwa auch das durch die fast göttlichen Kräfte eines Eroberers? Hier scheint nun eine gewisse Abndung, daß noch etwas fehle, sich in diese einseitige Polemik ergossen zu haben, gegen alles, was nicht Wissenschaft und Kunst ist, auch gegen die den göttlichen Kräften des Eroberers entgegengesetzte milde Beschränktheit. (S. 108). Diese Polemik hat ihre nachtheiligen Wirkungen, wenigstens nach dem Gefühle des Rec., auch auf den Styl verbreitet. Man stößt häufig auf scharfe, pikante Stellen, von denen man gestehen muß, sie würden sich sehr gut als abgerissene Einfälle ausgenommen haben, die aber mit dem Tone des Ganzen in widerlicher Disharmonie stehen. Es mag seyn, daß der Beyfall, den sie auch im didaktischen Vortrage vor den Zuhörern finden, eine große Versuchung ist, sie nicht zu unterdrücken; aber ein Lehrer, wie Schelling, sollte den Geschmack nur leiten, und nie von ihm geleitet werden. Eben so finden sich auf der andern Seite in diesen polemischen Schilderungen an meisten Nachlässigkeiten, welche auch nicht dem freyeren Styl einer Vorlesung, so bald sie gedruckt wird, zu verzeihen sind, am wenigsten aber, wenn der Vf. des Bruno sie begehrt.

P—p—s.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Schumann: *Geist, Grundsätze und Meinungen von J. J. Rousseau*, nach dem Französischen von J. C. Bloßst. 1803. 392 S. 8. mit einem Register. (1 Rthlr. 16 gr.)

Eine Uebersetzung des zu Neuchâtel erschienenen Werks *Esprit etc. de Rousseau*, von deren Nothwendigkeit wir uns nicht überzeugt fühlen. Leicht genug hat es sich freylich der Sammler gemacht. Er zieht Rousseaus Meinungen über einzelne Gegenstände aus seinen mannichfaltigen Schriften, und stellt sie in einem bunten Gemische neben einander. Wer wird

aber z. B. Rousseau den Pädagogen, dessen Emil durch ganz Europa eine so bedeutende Revolution in der physischen und moralischen Erziehung bewirkt hat, aus dem in dieser Sammlung S. 153—177 befindlichen Aufsatz kennen lernen? Den Geist eines Schriftstellers rein auszusprechen, ist an sich eine schwere Aufgabe, die nur tiefes Studium und ein hoher Grad von philosophischem Sinn zu lösen vermag. Unmöglich ist aber vollends dieses Unternehmen bey einem Schriftsteller wie Rousseau, den die Mannichfaltigkeit seiner Producte, sein individueller freundlich-grämlicher Charakter und der herrschende Zug desselben: Glanzsucht, zu Paradoxen, Widersprüchen, Inconsequenzen, und oft zu absprechender Oberflächlichkeit hinriß.

Diese Oberflächlichkeit wird in der Uebersetzung noch weit sichtbar, wo das Colorit der Diction verwischt ist, und nur die Gemeinplätze, nackt und von allem Prunk des Vortrags entkleidet, die Imagination, zum Nachtheil ruhiger Prüfung, nicht mehr befeuchten können. Um sich davon lebhaft zu überzeugen, lese man nur z. B. die Aufsätze: *Ehliche Gesellschaft* (S. 89), *Aufgabe* (S. 290), *Theater* (S. 354), und *Tragödie* (S. 361) nach.

So wie nun durch einen solchen Auszug, weder für die Wissenschaften, noch für die Lebensweisheit, irgend ein reeller Gewinn sich zeigt: so können dergleichen oberflächliche Gemeinplätze, oder offenbar falsche, größtentheils nichts weniger als durchdachte und gründliche Raisonnements, durch den Namen des Vfs, als Unterhaltungsbuch, sogar schädlich werden. Die Uebersetzung ist zwar rein und fließend, doch nichts weniger als geschmeidig und kraftvoll. Sonderbar genug verwahrt sich der Uebersetzer in der Vorrede, daß die im Buche vorgetragenen Grundsätze Rousseaus nicht die seinigen seyen!! —

E. —

BERLIN, b. Matzdorf: *Thierfabeln - Kunde auf Thatsachen begründet; oder 136 merkwürdige Anekdoten von Thieren*. Erster Theil, mit 2 Kupfern. 1804. XXIV u. 245 S. 8.

Thomas Morus wollte in seinem Utopien alle Denkarten und Partheyen dulden, nur die ausgenommen, die die Unsterblichkeit der menschlichen Seele leugneten, dahingegen auch die Unsterblichkeit der Thiere zu glauben, Jedermann unverwehrt seyn sollte. Und in der That, „es ist ein sehr natürlicher Gedanke, daß bey allen, auf unmerklichen Stufen hinunterstehenden, Gattungen die Seelen in einer ihnen angemessenen Ordnung stehen, und nur durch unmerkliche Grade von einander unterschieden sind. — Man sollte kein Insect zernichten, mit keinem Hande zanken, ohne eine Ursache, welche hinreichend wäre, uns vor allen Richterhöfen der Moralität zu rechtfertigen.“ — Diese aus der Vorrede entlehnten Stellen bezeichnen den Zweck vorliegender Sammlung. Mit Ueberlegung hat der Vf. ihn zu erreichen gestrebt; er kündigt Fortsetzungen dieser unterhalten den Anekdoten an, und ladet Oekonomen, Forstbesamte und Hausväter zu Beyträgen ein.

M. G.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 A P R I L, 1804

## P Ä D A G O G I K.

*Fortgesetzte Beurtheilung der Schriften  
über Pestalozzi's Lehrsystem und Lehr-  
methode.*

Mit Pestalozzi's oben (Nr. 60 und 61) angezeigter Schrift verbinden wir eine ausführliche Abhandlung, welche sich in folgendem Werke:

LEIPZIG, b. Gräff: *Beyträge zur Erziehungs-  
kunst*, herausg. von *Christian Weiss*, Prof. der  
Philosophie, und *M. Ernst Tillich*. 1803. Ersten  
Bandes, erstes Heft. (S. 68 bis 112), Zweytes Heft.  
(S. 221 bis 265 u. S. 338 bis 361) 8.

unter dem Titel: *Analyse der Pestalozzischen Schrift:  
Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*, von *M. Tillich* befin-  
det. Der Vf. bewährt sich in dieser Abhandlung, so wie  
in der des zweyten Heftes über denselben Gegenstand,  
als einen selbst denkenden, scharfsinnigen Kopf, der  
tief in die Elemente der Pädagogik eingedrungen ist,  
und damit zugleich das seltene Talent der Populari-  
tät in der Darstellung des Gedachten verbindet. Er  
wollte nach S. 77 einen Versuch liefern, die Vorstel-  
lungen eines Andern (nämlich Pestalozzi's) aus seiner  
Seele heraus zu entwickeln, und in ihrem Zusam-  
menhange darzustellen. Es sind vornehmlich drey  
Punkte, welche er dabey berücksichtigt: 1) Das Prin-  
cip, nach welchem P. verfährt; 2) das Object, wel-  
ches er behandelt, und 3) der Zweck und das End-  
ziel, nach welchem er strebt. Das Princip der Pesta-  
lozzischen Unterrichtskunst stellt er in folgender For-  
mel auf: „Entwickele in einem jeden einzelnen dei-  
ner Leitung anvertrauten Wesen deines Geschlechts al-  
le die Anlagen, welche als Keime in der Menschennatur  
gegeben sind, und unterwirf, bey dem Gange ihrer  
Entfaltung, dein kunstmäßiges, aber willkührliches  
Wirken den künstlichen aber nothwendigen Gesetzen  
der Natur.“ Wir sind im Wesentlichen mit diesem  
Principe einverstanden und glauben, daß es die ge-  
samte Pestalozzische Unterrichtskunst in sich faßt.  
Nur billigen wir es nicht, daß den Gesetzen der Na-  
tur das Prädicat *künstlich* beygelegt ist. Der Vf. er-  
klärt sich zwar S. 87 darüber: „In dieser Einfachheit  
des Ausbildens (sollte wohl heißen, in dieser schlich-  
ten aber nothwendigen Form des Ausbildens) und in  
diesem allmählichen Zusammensetzen von lauter klei-  
nen Theilen zu einem vollendeten Ganzen, besteht  
die große Kunst der Natur.“ Allein wer wollte denn  
das Kunst nennen, was nach nothwendigen Gesetzen

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

erfolgt? P. spricht freylich von der Natur oft als vom  
einer Künstlerin; aber abgerechnet, daß der Vf. ja  
die Ideen Pestalozzi's verdeutlichen wollte, so kann  
dies ja am Ende doch nichts weiter seyn, als eine  
poetische Lizenz.

Die Ansicht des Menschen nach einem dreyfachen  
Gesichtspunkte, als bloßes Naturwesen, als intel-  
lectuelles und endlich als sittliches (besser sittlich re-  
ligiöses) Wesen, ist sehr wahr und richtig durchge-  
führt. Nach dieser dreyfachen Ansicht des Menschen  
zerfällt die Abhandlung in drey Theile, deren erste  
sich mit der Frage beschäftigt: „was ist der Mensch  
als reines Naturwesen?“ Diese Frage ist in dem er-  
sten Hefte der vor uns liegenden Beyträge aus Pe-  
stalozzi's Seele dahin beantwortet: daß der Mensch,  
als reines Naturwesen, den nothwendigen Gesetzen  
der Natur eben sowohl, als ein jedes andere Natur-  
product unterworfen, mithin auch die Entwicklung  
der menschlichen Anlagen in ihrem Wesen nichts an-  
deres, als die Entfaltung der Naturkräfte einer be-  
sonderen Art sey. In dem zweyten wird die Frage  
beantwortet: „was ist der Mensch als erkennendes,  
und endlich was ist er als wollendes Wesen?“ Der  
Vf. zeigt S. 222 ff., daß der Mensch als solcher nach  
P. Ansicht erkennen müsse, weil auch dieses nicht sei-  
ner Willkühr anheimgestellt sey. Hierauf werden die  
Bedingungen der Entwicklung angegeben, und dann  
(S. 230 ff.) die Nothwendigkeit des Unterrichts aus  
dem langsamen und dennoch unsichern Fortschreiten  
des, seiner oder eines andern Willkühr überlassenen  
Menschen dargethan. Der Unterricht ist, dem oben  
aufgestellten Principe gemäß (S. 232), „die kunstmäßi-  
ge, aber dennoch den nothwendigen Gesetzen der  
Natur unterworfenen Entwicklung der menschlichen  
Anlagen.“ Die drey Elementarpunkte werden zwar  
richtig angegeben und deutlich auseinandergesetzt,  
aber nicht tiefer begründet, als es von Pestalozzi  
selbst geschah. Nur in einer Anmerkung (S. 233) deu-  
tet der Vf. darauf hin. — Der dritte Abschnitt der  
Abhandlung, welcher P.'s Ansicht des Menschen als  
moralisch-religiöses Wesen ins Licht setzt, ist vor-  
trefflich und hat unsern unbedingten Beyfall.

Von demselben Vf. befindet sich in dem zwey-  
ten Hefte dieser Beyträge noch eine Abhandlung:  
*Ueber den eigenthümlichen Charakter der Pestalozzischen  
Lehrart*. Man sieht es aus dieser Abhandlung, so wie  
aus der ihr vorhergehenden Beurtheilung der Pesta-  
lozzischen Elementarbücher, daß der Vf. Pestalozzi's  
System vollständig und von allen Seiten durchdrun-  
gen hat, aber eben darum kein blinder Verehrer von  
ihm

ihm ist, sondern selbstständig mit Freymüßigkeit das Mangelhafte, oder weniger Richtige, tadelt. Er scheidet (S. 341) *Unterrichtskunst*, als solche, von der *Methode* (des Unterrichts). Erstere ist ihm die consequente Darstellung der in ihrem Zusammenhange vollständig begriffenen Grundsätze der Erziehung, letztere aber das individuelle Verfahren bey jener Darstellung. (Dieser Begriff ist zu eng gefaßt; denn eine Methode ist nicht bloß auf ein Individuum beschränkt, sondern sie läßt sich objectiv darstellen, d. h. es kann eine bessere Methodik des Unterrichts begründet werden, welche unabhängig seyn kann von einer jeden Individualität.) Das Charakteristische der Pestalozzischen Unterrichtskunst findet der Vf. 1) in der höhern Tendenz derselben; (dies wäre dem Worte nach ein Lob, welches nicht sowohl der Lehrart, als vielmehr Pestalozzi gebührte. Die Tendenz ist allezeit die Sache der Individuen, welche nicht einmal dem Kopfe, noch weniger irgend einer Kunst, sondern einzig dem Willen eines jeden Einzelnen beygemessen werden kann. Aber die Folge lehrt, daß der Vf. vielmehr die Zusammenstimung und das Ineinandergreifen aller einzelnen Theile des Unterrichts zur Realisirung seines höchsten Zweckes darunter verstand.) 2) in der psychologisch tiefen Begründung der Grundsätze und der Stufenleiter des ganzen Unterrichts; 3) in der festen, psychologisch begründeten Bestimmung der Grundsätze des ersten Unterrichts (warum nicht lieber der Elementarpunkte?). Die Pestalozzische Methode charakterisirt Hr. T. 1) durch den analytischen Gang, und 2) durch die dogmatische Form. Beide findet man hier deutlich auseinander gesetzt.

Wie das Einzelne der Methode durchgeführt ist, werden uns Pestalozzi's Elementarbücher, zu deren Beurtheilung wir jetzt übergehen, selbst lehren. Wir bemerken hier sogleich, daß wir, um nicht an Einzelheiten zu hangen, kurz den Inhalt derselben andeuten, und alsdann erst sie ihrem Geiste nach zusammenfassen und beurtheilen werden.

Wir haben bereits 5 Hefte erhalten:

- 1) *Das Buch der Mütter, oder Anleitung für Mütter, ihre Kinder bemerken (P) und reden (P) zu lehren.* Erstes Heft. 164 S.
- 2) *ABC der Anschauung, oder Anschauungslehre der Maaßverhältnisse.* Erstes Heft. 84 S. Zweytes Heft. 148 S.
- 3) *Anschauungslehre der Zahlen-Verhältnisse.* Erstes und zweytes Heft. 175 und 251 S. (Zürich und Bern in Commission bey Heinr. Gessner, und Tübingen in der Cottaschen Buchhandlung 1803.)

Der Zweck von Nr. 1 geht dahin, den Müttern einen Leitfaden zu geben, ihre Kinder auf einem naturgemäßen Wege zur Wahrnehmung der Gegenstände und zur richtigen Bezeichnung derselben zu bringen. Hiezu werden erst die äußern Theile des menschlichen Körpers ausgewählt. (Ohnerachtet es hier gerade nicht auf das Object des Unterrichts ankommt, so müssen wir doch erinnern, daß der

menschliche Körper zu dieser Uebung nicht gut gewählt ist. Der Grund, daß alles Wissen von uns selbst ausgehe, worauf P. diese Auswahl stützt, kann das keinesweges rechtfertigen; indem dieser hier durchaus mißdeutet, und folglich auch ~~über~~ angewendet ist.) In der ersten Uebung werden die Theile des Körpers nur benannt. Die Lage und Gränzbestimmung derselben wird in der zweyten angegeben, z. B. S. 21 „das rechte Auge liegt unter der rechten Seite der Stirne, über der rechten Backe zwischen dem obersten Theile der Nase und der rechten Schläfe“ u. s. w. In der dritten Uebung wird das Kind auf den Zusammenhang der Theile aufmerksam gemacht, z. B. S. 44 „der Kopf ist ein Theil des Körpers, das Angesicht ist ein Theil des Kopfes“ etc. Die vierte Uebung lehrt das Kind, welche Theile einfach und welche vielfach da sind. In der fünften lernt es die Eigenschaften eines jeden Theils benennen und benennen, z. B. S. 58, der Kopf ist rundlich und beweglich. In der sechsten soll es diejenigen Theile zusammensuchen, welche eine, oder mehrere Eigenschaften mit einander gemein haben. Die siebente Uebung, welche hier noch nicht vollendet ist, lehrt die mannichfaltigen Verrichtungen eines jeden dieser Theile kennen: z. B. S. 67 man kann mit dem Kopf schütteln; man kann mit dem Kopfe wanken; man kann auf dem Kopfe tragen. Der Bauer schüttelt den Kopf, wenn er das Haus voll Schnee hat u. s. w.

Von Nr. 2 sind bisher zwey Hefte erschienen. Dies Buch setzt (nach Vorr. I. II) schon voraus, daß das Kind auf die Form und auf das Meßbare an den Gegenständen aufmerksam gemacht worden sey. „Da aber die Wörter *groß* und *klein*, fährt P. fort, zum Größten und Kleinsten und allen Mittelgrößen gebraucht werden, aber über den Unterschied des Maaßes aller dieser Größen gegen einander gar nichts bestimmen, der Mensch aber dennoch einer solchen nähern Bestimmung unumgänglich bedarf: so hat das Menschengeschlecht von jeher alles gethan, um sich zu deutlichen Begriffen hierüber zu erheben u. s. w. Zur Entwicklung des Begriffes der Maaßverhältnisse werden nun Kunstmittel erfordert. Diese sind 1) die gerade Linie, und 2) das Quadrat. Zu dieser Uebung findet sich eine Tabelle, welche folgende Zeichnungen enthält, a) eine Reihe von wagerechten und senkrechten Linien, welche sich gleichmäßig so verlängern, daß sie von eins bis zehn in einer arithmetischen Reihe fortschreiten, b) aus zwey wagerechten und zwey senkrechten Parallellinien; c) aus Rechten-Neben- und Scheitel-Winkeln; d) aus Quadraten und Rechtecken. Die Quadrate werden erst durch wagerechte, dann durch senkrechte Linien in gleiche Theile getheilt, so daß sie ebenfalls von eins zu eins fortschreiten. — In der dritten Reihe werden die Quadrate durch wagerechte und senkrechte Linien in kleinere Quadrate zerlegt. Endlich findet man noch eine Reihe von Rechtecken, welche durch die Abtheilungen des Quadrats entstanden sind. Die Anwendung davon ist folgende: Das Kind benennt erst die-

diese Linien als solche, die erste, zweyte, dritte u. s. w. Dann wird das Verhältniß ihrer Länge angegeben, welches nach und nach immer näher bestimmt wird. Die zweyte Uebung beschäftigt sich mit der Beschreibung der Figuren, welche aus der Vereinigung von senkrechten und wagerechten Linien entstehen. In der dritten Uebung wird auch das Größtenverhältniß der Vierecke, der Länge und Breite nach, in eben derselben Stufenfolge als bey den bloßen Linien angegeben. In der vierten Uebung wird das Größtenverhältniß der kleinern Quadrate zu den Rechtecken, und dieser hinwiederum zu den größern Quadraten genauer bestimmt. Die fünfte behandelt die Rechtecke und die Diagonallinien derselben auf eben dieselbe Weise. So weit führt uns das erste Heft der Maafsverhältnisse.

Dem zweyten Heft liegen zwey Tabellen zum Grunde, deren erste das Kind (nach Vorr. S. 1) im Vergleichen der abgemessenen Theile der geraden Linie und der Bestimmung ihrer Maafsverhältnisse gegen einander beschäftigen soll. Die zweyte Tabelle hingegen soll das Kind mit Anwendung der Kraft des Rechnens und des Messens, die durch die Uebungen des Vergleichens der abgemessenen Theile der geraden Linie erhalten worden ist, zur Bestimmung des Verhältnisses der Breite des Quadrats, und jeder gemessenen Abtheilung desselben zu seiner Höhe, und umgekehrt zu seiner Länge, beschäftigen. Die erste Tabelle dieses Heftes besteht aus 36 paar. Parallellinien, welche in 7 Classen getheilt sind. Die erste Classe faßt 8 Paar, in welchen das Verhältniß aller Theile eines Längenmaasses zu einem Halben von eins bis 20 bestimmt ist. Die erste ist durch einen großen Punkt in zwey halbe, und jede Hälfte durch einen kleinen Punkt wieder in drey gleiche Theile getheilt. Die unterste Linie ist dann durch 2 größere Punkte in 3 gleiche Theile, und jedes Drittel wieder in halbe getheilt, so daß beide ganze Linien in 6 Theile zerlegt erscheinen. Dieß wird in den hiezu gehörigen Redetübungen zuerst beschrieben, und dann die genauere Anwendung gemacht: S. 1 „Jeder einzelne Theil der ersten Linie ist jedem einzelnen Theile der zweyten Linie gleich. Ein Drittel der zweyten Linie hat zwey Sechstel, und die Hälfte der ersten Linie hat drey Sechstel; zwey Sechstel sind zweymal der dritte Theil von drey Sechsteln, und ein Drittel der zweyten Linie ist so lang, als zweymal der dritte Theil der Hälfte der ersten Linie“ u. s. w. Man wird aus diesem leicht den Gang des Ganzen errathen können.

Die zweyte Tabelle enthält  $10 \times 10$  Quadrate, deren erste Reihe durch wagerechte Linien in 2, dann in 3 bis 10 gleiche Theile getheilt sind; die zweyte Reihe ist durch wagerechte Linien eben so als die erste Reihe getheilt. Aber alle diese Abtheilungen des Quadrats werden dann durch senkrechte Linien in doppelt so viele Theile zerlegt. In der dritten Reihe geschieht dasselbe mit zwey senkrechten Linien u. s. w. Das Verhältniß der Länge und Breite wird hier genau angegeben, und mit Hülfe der Zahlverhältnisse

bewiesen. Daß auch hierin eine Stufenfolge und ein strenger Zusammenhang sey, wird jeder Leser schon voraus ahnden. Auf diesem Punkte, sagt P. (Vorr. VI), entwindet sich das Kind nach meiner Methode den Schranken der Elementarmittel, durch welche es auf diesen Punkt gebracht worden. Es muß sich ihnen entwinden; seine so weit physisch-mechanisch-gebildete Kraft ist jetzt in eine psychologisch entwickelte Vernunftskraft übergegangen, die dasselbe dahin erhebt, beides, das Bedürfnis eines freyen Vorschrittes und das Bewußtseyn seiner selbstständigen Kraft zu diesen Vorschritten in sich selber zu fühlen.

Nr. 3. Der Zweck und die Nothwendigkeit dieses Theils des Elementarunterrichts ist uns aus der Abhandlung bekannt. Es ist hier nur nöthig den Gang anzudeuten. P. fodert in der Vorrede zu dem zweyten Hefte, die eigentlich vor dem ersten stehen sollte, daß das Kind sich den Begriff der Zahlen erst von den Gegenständen abstrahiren, und mithin erst die Zahl eins, zwey, drey als Beschaffenheit eines Gegenstandes benennen solle, ehe es die Zahl eins, zwey, drey spricht. Er setzt hinzu: „Wenn nun die Mutter also das Kind verschiedene Gegenstände, z. B. Erbsen, Steinchen u. s. w. als ein, zwey, drey u. s. f. erkennen und benennen lehrt, so bleiben bey der Art, wie sie selbige dem Kinde zeigt und vorspricht, die Wörter eins, zwey, drey immer unverändert stehen; hingegen die Wörter Erbsen, Steinchen, Hölzchen verwechseln sich allemal mit der Abwechselung des Gegenstandes. Durch dieses fortdauernde Bleiben des einen, so wie durch das fortdauernde Abändern des andern, sondert sich dann im Geist des Kindes der Abstractionsbegriff der Zahl, das ist, das bestimmte Bewußtseyn der Verhältnisse von mehr und minder abhängig von den Gegenständen, die als mehr oder minder dem Kinde vor Augen gestellt worden u. s. f.“

Zu dem ersten Hefte ist eine Tabelle, welche aus lauter einzelnen Strichen besteht; diese Striche muß das Kind zuerst zählen. Eben so zählt es nachher combinirte Zahlen; zweymal eins, die es dann wieder in Einheiten auflöst; z. B.  $2 \times 1$  sind  $1 \times 2$  u. s. f. In der zweyten Uebung wird von zwanzig Einheiten eine jede als die Hälfte von zwey, und von dreysig eine jede als der dritte Theil von 3 benannt u. s. f. In der dritten lernt es die Zahl 2 mit der 3 und diese wieder mit 4 u. s. w. bis 10 in ein Verhältniß setzen. Die vierte bringt den Zögling dahin, combinirte ganze Zahlen in gleiche Theile zu theilen. In der fünften werden combinirte kleinere Zahlen als gleiche Theile von größern behandelt, (z. B. (S. 74)  $3 \times 1 = 1 \times 3$ ,  $6 \times 1 = 2 \times 3$ ,  $1 \times 3 = \frac{1}{3}$  von  $2 \times 3$ ). Die sechste Uebung ist eine Verdoppelung und Vervielfältigung der fünften. Die siebente lehrt, welche Zahl von einer jeden von 1 bis 10 die Hälfte, welche das Drittel u. s. w. Die achte ist hinwiederum eine Verdoppelung und Vervielfältigung der vorhergehenden. In dem zweyten Hefte findet man denselben Gang mit gebrochenen Zahlen, zu deren Versinnlichung eine Tabelle mit getheilten Quadraten beygefügt ist. Dieß ist

ist ungefähr der Gang des Ganzen. Es ist nicht schwer, ihn zu übersehen, aber schwieriger, ihn überall seinem Zwecke gemäß zu beurtheilen. Pestalozzi, sagt in der Vorrede zu dem Buche für Mütter S. XI. „Ich sage es zuerst, ich sage es laut, die Methode taugt nichts, als, in so fern es in ihrem Wesen liegt, daß sie jede verständige Mutter, die sich sorgfältig in ihren Formen geübt hat, mit psychologischer Sicherheit dahin erhebt, die Bücher meiner Methode, als ihr überflüssig, auf die Seite zu legen, und unabhängig von derselben in ihrem Geiste dem Zweck derselben entgegen zu schreiten. Die arme Hülle meiner Formen wird von Tausenden lange — lange als ihr Wesen angesehen werden“ u. s. w. Wir wollen uns diesen Vorwurf nicht zu Schulden kommen lassen, und daher die Elementarbücher in ihrem Zusammenhange, und dem Geiste nach, auffassen.

Wir sehen, daß alle drey Theile des Elementarunterrichts sehr innig zusammen greifen, und es ist unverkennbar, daß hier der ganze Mensch in Anspruch genommen wird. Er wird zum Beobachten der Gegenstände hingezogen; er muß benennen, was er gesehen und beobachtet hat; er muß aus gegebenen Linien Formen bilden, die einen Flächenraum umschließen, und durch die Vergleichung derselben das Größenverhältniß selbstthätig finden; er wird unwillkürlich in Zahlenverhältnisse hineingeführt, und schreitet darin von Stufe zu Stufe immer weiter. Alle drey Elementarpunkte sind auch auf jeder Stufe für einander berechnet. Wenn hier das Kind die Theile des Körpers, wie es sie vor sich sieht, benennt, so beschäftigt es sich dort mit der Benennung von Linien, und dann wieder von einfachen und zusammengesetzten Zahlen. Wenn es hier die Lage (das Verhältniß) der einzelnen Theile des menschlichen Körpers bemerken lernt, so sieht es dort das Verhältniß der Länge von einer Linie zur andern, und findet dann wieder das Verhältniß einer einfachern Zahl zu einer zusammengesetztern größern. So wie das Kind in einem fortschreitet, so schreitet es auch im andern weiter. Der systematische Zusammenhang und die consequente Durchführung eines jeden Einzelnen ist den Elementarbüchern durchaus nicht abzusprechen.

Aber werden sie auch den Erfordernissen der gesammten Menschenbildung Genüge leisten? Werden sie nicht bloß zum Lernen anleiten, sondern auch den Kopf aufschließen? Wird ein jeder einzelne Theil auch für seinen Zweck Genüge leisten? — Hier ist es, wo uns die Gebrechen der Elementarbücher in die Augen fallen. Wir sehen es oben, daß die Scheidung dreyer Elementarpunkte sich auf das Erforderniß der Entwicklung unseres Geistes stützt. Wenn nun ein jeder derselben nicht seinen Zwecken gemäß behandelt ist, so hebt sich diese Scheidung von selbst hinwiederum auf, und die Methode ist dadurch mangelhaft und unzulänglich geworden. Das Buch der Mütter soll das erste Unterrichtsmittel, den Schall,

bearbeiten. Pestalozzi schied hier, wie wir oben sahen, richtig drey Stufen, nämlich Ton - Wort - und Sprach - Lehre; die Ausführung der ersten Rubrik ist er uns aber schuldig geblieben; die zweyte beschränkt sich auf Benennungen der einzelnen Theile des menschlichen Körpers: und doch hätte die Ableitung der Wörter aus einander nicht nur zum recht eigentlichen Handhaben der Sprache hingeführt, sondern auch die folgende Stufe so vollständig vorbereiten können, daß schon hier der Gang der menschlichen Bildung im Einzelnen dargestellt worden wäre. Die Mangelhaftigkeit dieser zweyten Rubrik mußte die Unvollständigkeit der dritten, aus sehr nahe liegenden Gründen, nothwendig mit sich führen. Das *ABC der Anschauung* sollte das Kind zu dem Gefühle der Nothwendigkeit bringen, daß es in seinen Anschauungen nichts ändern könne, daß es z. B. die Kugel nothwendig rund, ein Quadrat nothwendig eben so lang als breit, sich vorstellen müsse. Das kann die Anschauungslehre der Maassverhältnisse aber nicht leisten, denn dazu fehlt es ihr an Vollständigkeit und richtiger Behandlung der als Elemente angenommenen Formen. Rec. sagt an *Vollständigkeit*: denn es sind nur eckige Musterformen hier aufgenommen, und unter diesen nur das Quadrat. Doch hat die runde Form einen eben so gerechten Anspruch darauf, nicht bloß weil es runde Gegenstände giebt, sondern weil die eckige Form durch den Contrast mit der Rundung einzig und allein Bedeutung erhält. Wir lesen hier ferner von rechten Winkeln. Diese erhalten nur im Gegensatze von spitzen und stumpfen Winkeln Sinn. Doch fehlen die letztern beide. Dem Viereck sollte wenigstens ein Drey- oder ein Vieleck zur Seite gesetzt werden. Es fehlt also, wie man sieht, dem *ABC der Anschauung* die gegenseitige Beziehung der einzelnen Formen, die man in ihm zu suchen berechtigt ist. Aber auch die Art der Behandlung der hier aufgenommenen Formen finden wir nicht richtig. Das Kind sollte nicht bloß beschreiben, was es sieht, sondern es sollte die Verbindung der einzelnen Formen beobachten, und durch ein Vergleichen derselben zur Einsicht gebracht werden, daß aus der Vereinigung gewisser Linien mit einander nothwendig diese, und keine andere Gestalt hervorgehen könne. Anstatt daß das Kind (*Anschauungslehre der Maassverhältnisse* S. 17) beschreibt, daß ein rechter Winkel aus einer wagerechten und aus einer senkrechten Linie gebildet ist, sollte es lieber zur Einsicht gebracht werden, daß z. B. Parallellinien nirgends zusammentreffen, wagerechte und senkrechte sich zwar vereinigen, aber weder gegen noch von einander neigen können; daß eine rechts steigende Linie sich gegen eine wagerechte neigen müsse, sobald sich beide Anfangspunkte mit einander vereinigen, hingegen von diesem das Gegentheil statt finde, sobald sich der Endpunkt der einen mit dem Anfangspunkte der andern verbindet.

(Die Fortsetzung folgt.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 A P R I L, 1804.

## P Ä D A G O G I K.

*Fortgesetzte Beurtheilung der Schriften  
über Pestalozzi's Lehrsystem und Lehr-  
methode.*

Die angeführte Construction der Formen, welche unter gewissen Bedingungen immer nur solche, und nicht andere Gestalten als Resultate zur Folge haben kann, sollte eigentlich das ABC der Anschauung ausmachen. Pestalozzi ahnete ein solches, (*Wie Gertrud* etc. S. 189). Aber das Anstaunen seines Quadrats machte ihn gegen alle andere Formen so blind, daß er uns nur ein ABC der Größenverhältnisse, statt eines ABC der Anschauung schenkt. Wir verschmähen das Geschenk nicht; aber wir sind berechtigt, erst das Versprochene zu fordern. Die Vermittelung der Größenverhältnisse gehört nicht in das Gebiet der Anschauung, sondern vor das Forum der Zahl. Daher kommt es, daß das Pestalozzische ABC der Anschauung größtentheils als Anwendung der Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse erscheint.

Aber auch dieses letzte Elementarmittel wird seinem Zwecke nicht entsprechen. Wir wissen schon, daß die Zahl eigentlich nur in der Zeit existierende Größen ausdrückt; ihre wesentliche Operation ist also die Combination verschiedenzeitiger Größen zu Gleichzeitigen, und dann Analyse dieser Combination. Das absolute Element der Zahl ist aber die absolute Einheit. Diese ist als solche nicht theilbar; wenn sie es werden soll, so muß sie relativ d. h. mit mehreren Einheiten verbunden seyn. So ist zwey in Beziehung auf eins eine relative Einheit, die aus zwey absoluten componirt ist. Anstatt dieser Combination läßt Pestalozzi seinen Zögling nicht aus seinem Quadrate heraus, und die Zahl als Folge der Vergrößerung und Verminderung des Flächenraums in seinem Gemüthe entstehen. Der Zögling muß sich alles im Raume vorstellen; um zu versuchen, ob ihm die Zahl auch Wahrheit lehre. Hier wird also offenbar die Vernunft zu den Augen in die Schule geschickt. Daher kann der eigentliche Zweck des Rechnens nicht erreicht werden, indem auf diese Weise gar nicht die Art der Geistesthätigkeit, welche durch die Zahl geübt werden sollte, statt findet; denn Alles ist in eine leidige Empirie umgegossen. Das eben angeführte Beyspiel (*Anschauungslehre der Zahlverhältnisse* 2. Heft S. 1) gründet sich eigentlich auf Zahlverhältnisse, und erhält nur dadurch seine Unfehlbarkeit, daß es in Zahlen ausgedrückt ist; es verliert sie aber in der

S. A. L. Z. 1804. Zweyer Band.

Form, wie es hier erscheint. Es war hier zu suchen, wie sich der dritte Theil der zweyten wagerechten Linie zur Hälfte der ersten verhält. Die Anschauung kann hier nichts weiter thun, als das Verhältniß der ganzen Linien vermitteln. Diese sind einander gleich; das Uebrige muß Folge der innern Intuition der Größe seyn. Die Operation war folgende: Ein Ganzes hat 1; ein halbes ist folglich 3 halbe Drittel. Ein ganzes Drittel hat 2 halbe Drittel; 2 ist aber  $\frac{2}{3}$  von 3; folglich muß auch ein drittel Ganzes  $\frac{2}{3}$  halbe seyn. Dieser arithmetischen Operation darf nichts Empirisches weiter beygemischt werden, weil sich dieses nicht mit ihr verträgt.

Jedoch wir müssen hier schließen. Wir sind nun mit der bessern und mit der minder vortheilhaften Seite der Pestalozzischen Elementarbücher bekannt. Wenn wir in ihren Geist tief genug eingedrungen sind, so werden wir uns darauf verstehen, das Korn zu sichten von der Spreu. Rec. muß dieses Geschäft dem bessern Genius der deutschen Pädagogik überlassen. Von diesem hofft er aber um so zuversichtlicher eine bessere Begründung der Elementarpunkte des Unterrichts, je glücklicher die Auspicien sind, mit welchen so begonnen wurde.

Wir führen nunmehr unsere Leser zu denjenigen Schriften fort, welche die Billigung und Anempfehlung der Pestalozzischen Methode zum Endzweck haben:

BERN u. ZÜRICH, b. Gessner: *Ämtlicher Bericht über die Pestalozzische Anstalt und die neue Lehrart derselben*, von Johann Ith, Dekan u. Präsident des Erziehungs-Raths in Bern. 1802. 125 S. 8.

Der Vf., der sich schon durch seine frühern anthropologischen Schriften schätzbar gemacht hat, sucht in der vorliegenden Schrift das Charakteristische der Pestalozzischen Lehrmethode herauszuheben. Es liegt weder in dem Zwecke dieses Buches, noch in der Individualität des Verfassers, eine tief eingehende philosophische Deduction zu geben. Nur einzelne treffliche Bemerkungen darf man in ihm suchen; und diese wird man hier, so wie in seinen übrigen Schriften, finden. Sehr wahr ist es, was der Vf. S. 60 über den Einfluß der verbesserten Methode auf die Sittlichkeit bemerkt. „Die Uebereinstimmung, heißt es hier, unserer sinnlichen und vernünftigen Natur, und die daraus resultirende Ordnung in allen unsern Fähigkeiten und Kräften, macht die Grundlage aller menschlichen, folglich auch aller moralischen Vollkommenheit im Menschen aus, und das unverblende-



te, zuverlässige Bewusstseyn dieser innern Vollkommenheit ist die Grundlage aller wahren Heiterkeit, aller vernünftigen und sittlichen Zufriedenheit.“

Die Methode ist übrigens hier mit sehr vielen warmen anempföhlen, und die Regierung zur angemessenen Unterstützung der Anstalt sehr dringend aufgefordert.

Um der Pestalozzischen Methode einen baldigen Einfluß auf unsere Volksschulen zu verschaffen, schrieb der durch mehrere pädagogische Schriften schon rühmlichst bekannte F. H. C. Schwarz zwey kleine ganz populäre Schriften, unter folgenden Titeln:

- 1) *Pestalozzi's Methode und ihre Anwendung in Volksschulen.* 1803. 4 Bog. 8.
- 2) *Gebrauch der Pestalozzischen Lehrbücher bey dem häuslichen Unterricht und in Volksschulen.* Gießen, b. Krieger. 1804. 4 Bog. 8.

Beide Piecen zeichnen sich weniger zu ihrem Vortheile aus, als die sonst sehr gehaltreichen Schriften des geschätzten Vf. Nr. 1 enthält, ausser einigen Vorschlägen zur Verbesserung der Methodik des Unterrichts, keine eigenthümlichen Ansichten des Vfs.; vielmehr scheint gerade der systematische Zusammenhang und das Ineinandergreifen der einzelnen Gegenstände des Pestalozzischen Elementarunterrichts übersehen zu seyn. In Nr. 2 macht er auf den eigenthümlichen Gang der Pestalozzischen Methode aufmerksam, und zeigt, wie alle hier vorkommenden Uebungen sich auf andere Gegenstände übertragen lassen. Uebrigens wird den Müttern der häusliche Unterricht anempföhlen, nur die zwangvolle Form wird ihnen erlassen. Der arithmetische und geometrische Theil des Unterrichts soll aber nach den Regeln der Methode behandelt werden.

In beiden kleinen Schriften äußert der Vf. eine ihm sehr bedeutend scheinende Bedenklichkeit gegen Pestalozzi's ABC der Anschauung. Er glaubt nämlich S. 11 Nr. 1, und S. 27 und 28 Nr. 2, „dass der Unterricht in senkrechten und wagerechten Linien, in Winkeln und Rechtecken u. s. w. den Blick und die Fertigkeit für die Schönheitslinien und für die Herrlichkeit der Natur selbst, welche sich in fließenden Formen offenbart, verderben dürfe. Winkel und Ecken sind der Sitz der Geschmacklosigkeit (?). Das Kind ist vom Schöpfer bestimmt, die freye Natur zu schauen, und diese soll es nicht mit Quadraten umstricken, es soll sie schauen lernen, wie sie ist, sie soll ihm in ihrer Freyheit heilig werden. (Soll wohl heißen, sie soll ihm in der Form, in welcher sie sich ihm nothwendig darstellen muß, heilig seyn; denn Freyheit im eigentlichsten Sinne wird der Vf. der Natur doch nicht beylegen wollen?)“ — Wir erwidern: Pestalozzi entzieht dem Kinde nicht die Richtung auf die Natur, sondern er lenkt dasselbe vielmehr recht hin, um sie zu beobachten. Das Buch der Mütter ist davon der vollständigste Beleg. Das ABC der Anschauung zieht das Kind nicht auf Winkel und Ecken, sondern auf die Combination der Gestalten. Diese lehrt es dasselbe suchen, und finden in

den Gegenständen. Das Kind wird hier zur Anerkennung einer Regel geführt, nach welcher die Natur sich gestaltet, und in einem beständigen Fortschreiten bildet, in einem bunten Gewirre von Farben und in einer reichen Masse von Formen; wie diese auch einzeln erscheinen mögen, giebt es für den Schönheitssinn des Zöglings keine Nahrung. Es ist die Ordnung, in welcher sich das Reich der Objecte dem Zöglings darstellt, und das Gesetz, dessen Abdruck er allenthalben findet, was eine ästhetische Stimmung erzeugen und eine religiöse Ansicht der Natur vorbereiten muß. Das Ineinanderfließen der Formen, das Wellen- und Wogenförmige ist die gefällige Aussenheit der Formen, die ja eben deswegen uns ergötzt, weil wir sie, sey es mit, oder ohne deutliches Bewusstseyn, mit einer regelmässigen eckigen oder runden Form zusammen halten.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Pestalozzi's Idee eines ABC der Anschauung*, untersucht und wissenschaftlich ausgeführt von J. F. Herbart. 1802. 218 S. 8.

Diese Schrift ist unstreitig eine der vorzüglichsten unter allen, welche über die Pestalozzische Lehrart erschienen sind, und verdient deswegen vorzüglich unsere Aufmerksamkeit. Der Vf., der sich durch eigene Ansicht von dem Werthe und von den Vorzügen dieses Theils des Elementarunterrichts überzeugt hatte, faßte Pestalozzi's Idee eines ABC der Anschauung auf, und suchte sie weiter auszubilden; jedoch nur die Idee, denn die Ausführung derselben ist in Pestalozzi's ABC der Anschauung und hier ganz verschieden ausgefallen.

In der Einleitung sucht der Vf. theils die Bildsamkeit und den Werth der Anschauung darzuthun, theils das Feld aufzusuchen, welches derselben zuerst anzuweisen ist, theils endlich den Weg anzudeuten, welcher am kürzesten und sichersten dahin führe. Den Platz, welchen der Vf. dem ABC der Anschauung anweisen will, findet er in dem Gebiete der Mathematik, und von dieser scheint ihm namentlich die Trigonometrie am meisten dem Zwecke der hier gesuchten Elementarübungen, der S. 51 darin bestehen soll: die Anschauung zu bilden, der Erziehung zu helfen (unbestimmt) und die Mathematik vorzubereiten, zu entsprechen. Den Grund, warum gerade die Verinnlichung trigonometrischer Lehrätze (S. 60) der Anfangspunkt sey, findet der Vf. theils in der einfachen Form des Dreyecks, theils in der ungenuein grossen Anwendbarkeit desselben in den gesammten mathematischen Wissenschaften. Beides ist wahr und richtig. Das Dreyeck ist, als Combination von drey gegebenen Elementen, wirklich die einfachste Form. Weniger Elemente geben gar keine Figur, und mehr werden zusammengesetzter als das Dreyeck. Denn man nehme drey Punkte a b c: Gesondert sind sie nichts; einfach verbunden erscheinen sie nirgends anders, als Linie. Dreyfach verbunden werden sie eine Form, die allemal ein Dreyeck seyn muß. So viel geben wir dem Vf. zu.

Aber

Aber ehe er uns auf diese Combination verweist, sollte er zuvörderst die Frage beantwortet haben, die er nicht einmal aufwarf: Ob in einem naturgemässen Unterrichte die Combination der Analyse, oder diese jener vorausgehen müsse? Die Beantwortung dieser Frage setzt noch eine andere, die psychologische Natur ist, voraus: ob nämlich nach dem ersten Act des Ergreifens, welcher das Werk der Anschauung ist, die erste zum klaren Bewusstseyn des Gegenstandes führende Thätigkeit des Geistes mehr combinatorisch, oder mehr analytisch sey? Hier, dünkt uns, wird es nicht schwer seyn, die Priorität des letztern darzuthun. Denn die Stoffe der Geistes-thätigkeit sind Objecte, oder wenn man lieber will, Anschauungen; diese erscheinen als solche schon zusammengesetzt, und können mithin nur durch Analyse zur vollkommenen Klarheit gebracht werden. Die Elemente, welche wir zu einer willkürlichen Form combiniren wollen, müssen folglich erst durch Analyse gefunden werden. Das Zergliedern mußte daher dem Zusammensetzen vorangehen. Aus diesem Grunde durfte man auch bey der Construction eines Dreyecks nicht von Punkten ausgehen, sondern die vorher erkannten Punkte und Linien mußten, wie es auch Pestalozzi that, durch Analyse gefunden und in der Form erkannt werden. Wir werden also besser thun, nach einer Form uns umzusehen, aus welcher wir das Dreyeck selbst herausfinden können, und darin wird uns das Quadrat ungleich bessere Dienste leisten. Dieses zählt zwar, sobald auf seine Stoffe gesehen wird, ein Element mehr. Aber es ist dafür auch, als Form, nothwendig bestimmt, und duldet keine Abweichungen. Das Dreyeck hingegen ist als solches keine so bestimmte Form, sondern es ist vielfachen Veränderungen unterworfen, die man nur mit Hülfe des Zirkels genauer bestimmen kann. Schon dieser Umstand erschwert das Handhaben desselben für den ersten Unterricht ungemein; noch weniger geschickt muß man diese Figur zur Elementarübung finden, wenn man das so schwer zu bestimmende Verhältniß der Seiten in Erwägung zieht. Es mag wohl seyn, daß das Dreyeck einen vielfachern wissenschaftlichen Gebrauch verstattet. Aber die nothwendige Gleichheit der Form, auch bey den vielfachen Modificationen der Grösse, wird es nie so vollkommen darstellen; und doch soll uns ein ABC der Anschauung nicht in die Wissenschaft introduciren, sondern in der geometrischen Anschauung orientiren. Die unzählige Menge der möglichen Dreyecke nöthigte den Vf., sich nach Muster-Dreyecken umzusehen, und diese fand er in den Rechtwinkligen, deren Gestalt von der Bestimmung der Winkel ausgehen soll. (S. 84) In einem rechtwinkligen Dreyecke von  $45^\circ$  werden Radius und Tangente (die Katheten) einander gleich seyn; die Secante (Hypothenuse) hingegen ist um einen, hier noch nicht genau anzugebenden Theil länger. Man sieht schon hieraus, daß das Kind hier offenbar in die Subtilitäten einer Wissenschaft hineingeführt wird, die es schlechterdings, ohne anders vielfältige Vorübungen, nicht fassen

kann. Denn die Bestimmung der Winkel nach Graden hat der Zögling vorher nicht begriffen, noch weniger die Beziehung der arithmetischen Grösse mit der geometrischen; und beides wird vorausgesetzt. Nichts desto weniger wird der Schüler auf sein Meßinstrument zurückgewiesen, um zu versuchen, wie viel und in welchem Verhältnisse die ganze Ausdehnung eines Dreyecks mit der Vergrößerung eines Winkels zunimmt. Giebt es denn in dem weiten Gebiete der sämtlichen mathematischen Wissenschaften nicht viele andere Wahrheiten, die nur als Folge der Combination von Elementar-Formen sich bewähren? Häufe man doch diese zusammen, ohne sich ängstlich an das ohnehin noch so wenig scharf gezogene Band der Wissenschaften anzuketten. Warum soll doch das Kind mit einer leeren Gruppe von Dreyecken sich Jahrelang herumtragen, bis es der vergötterten Wissenschaft gefällt, ihre Gaben huldreich dem stehenden Lehrer zu spenden? Wir sind gar nicht in Abrede, daß Uebungen der Art vorkommen müssen; nur die Anordnung und Stufenfolge trifft unser Tadel. Sehr treffend finden wir die Bemerkung S. 126: „Uebung im Combiniren sollte schlechterdings ein wesentliches Stück jedes Lehrzyklus seyn. Es würde um viele Wissenschaften anders stehen, wenn ihre Gründer und Pfleger dieselbe besaßen hätten. Und wie viele Dinge des frühen Schulunterrichts, unter andern namentlich das Decliniren und Conjugiren, würden den Geist nicht mehr tödten, sondern heben, wenn man dabey combinatorische Betrachtungen anstellte.“ Wenn es nur dem Vf., der seiner Wissenschaft mächtig ist, gefallen hätte, uns zu zeigen, wie diese combinatorischen Uebungen betrieben, wie sie auf Sprache, auf geometrische Zeichnungen u. s. w. angewendet werden müssen. In den Berechnungen der Dreyecke und allen hier vorkommenden arithmetischen Uebungen, wird man sich vergeblich nach einer Anwendung der combinatorischen Analysis umsehen. Doch ward sie hier leichter, als irgendwo. Die Zeichnung geometrischer Figuren aus gegebenen Linien ist, unsers Bedünkens, die anschaulichste Darstellung der Combination, wenn sie zweckmäfsig betrieben wird. Die ganze Arithmetik von Anfang bis zu Ende ist, sobald sie nicht in die willkürliche Form der sogenannten Rechenkunst gegossen, oder wohl gar mechanisch erlernt wird, eine Darstellung der Combination in Concreto. Rec. wundert sich daher nicht wenig, daß der scharfsinnige Vf. nicht die Gebrechen der arithmetischen Uebungen, die er hier mit einstreuen mußte, selbst fühlte. Die Berechnung der Dreyecke nach den mechanischen Regeln der Regel-de-tri haben uns daher am wenigsten gefallen.

Alles, was nicht klar begriffen wird, und als Folgerung aus gegebenem Bekannten unmittelbar hervorgeht, ist für den Rechenschüler Mechanismus. Dieser aber muß verdrängt werden, sobald das Rechnen seinen Zweck erreichen soll. Man kann dieses mechanische Rechnen auch völlig entbehren, sobald es als eine reine Verstandessache von Stufe zu Stufe geübt

geübt wird. Man setze nur immer die Bedingungen klar aus einander, und lasse alles Andere aus der Combination bekannter Zahlbegriffe hervorgehen, so muß der ganze Zweck des Rechnens vollständig erreicht werden. Ein Beyspiel nur sey uns erlaubt. S. 143 sollen die Seiten des Dreyecks von  $55^\circ$  berechnet werden. Diese sind zwar ganz richtig in der Pro-

portion ausgedruckt  $100:143 = 155 : \frac{143 \cdot 155}{100}$ . Aber

combinatorisch mußte die Proportion also ausgedruckt werden:  $1 : \left(\frac{2}{5} \frac{15}{7}\right) = 1, 55:155 \left(\frac{2}{5} \frac{15}{7}\right)$

d. i.  $221 \frac{15}{100}$ ; denn es war ja zuerst nur die Einheit da, diese wuchs zu  $\frac{15}{100}$ .  $\frac{15}{100}$  sind  $\frac{3}{20}$ , und davon ist  $3\frac{3}{4}$ . In demselben Verhältnisse muß nun auch 1, 55 wachsen,  $\frac{3}{4}$  von 15 ist aber 6 und  $\frac{3}{4}$ , von 5 ist 2; folglich 62. Dazu kamen noch  $\frac{3}{4}$  dieses sind  $4\frac{3}{4}$ . Dies zusammen addirt giebt  $221 \frac{33}{4}$ ;  $\frac{33}{4}$  sind aber gleich  $\frac{15}{100}$ . Man sieht, daß hier die eigentlichen Regeln der Combination befolgt sind, daß hier nichts Mechanisches, sondern durch Analyse und Combination alles gefunden ist. Gerade darum war es uns zu thun. Bey dieser combinatorisch-analytischen Operation muß eine jede vielfach zusammengesetzte Zahl als Einheit behandelt, und nach einer und derselben Regel dann analysirt werden. Pestalozzi ahnete wirklich diese combinatorische Rechnungstheorie; und hier sollte

ihm unser kenntnißreicher Vf. zu Hülfe kommen. Wenn man in Erwägung zieht, daß alle Rechnungen nach derselben Norm vollbracht werden können, so wird selbst der ökonomische Vortheil dieser hier angedeuteten Theorie einleuchtend; freylich nicht für den mechanischen Rechenmeister, dessen Geist und Leben unter todtten Formeln verwirrt, wohl aber für unsern Zögling, der sich allenthalben frey entwickeln und selbstthätig ausbilden soll.

Diese Bemerkungen werden auf keine Weise den Werth dieses Buchs verkümmern. Einige Unvollkommenheiten abgerechnet, ist es ein sehr gelungenes Werk. Der bescheidene Vf. sagt am Schlusse. „Das ABC der Anschauung, wie es hier in die Welt geschickt wird, ist nur noch ein armer Fremdling, der gar manche gute Gabe, aus vielen Händen, sich auf sein ehrlich Gesicht erbitten muß. Etwas reichlicher hätte er gleich Anfangs ausgestattet werden können; aber er muß es erst zu verdienen scheinen, dann kann ihm das Zurückgehaltene nachgesendet werden.“ — Mit Verlangen erwarten wir die baldige Erfüllung des letztern Versprechens, und hoffen von dieser zweyten Sendung recht viel Gutes. Die Methodik und die Art, diesen unentbehrlichen Theil des Unterrichts in den Schulen einzuführen, wird am schicklichsten praktischen Schulmännern überlassen bleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

**PAEDAGOGIE.** Stettin, b. Leich: *Ideen zu einer Statistik des öffentlichen Schul- und Erziehungswesens*; nebst Vorschlägen, Wünschen und Nachrichten, das Lyceum zu Stettin betreffend. — Eine Einladungsschrift von Friedr. Koch, Director des Lyc. zu Stettin und Mitgl. d. lat. Gef. zu Jena. 1803. 38 S. 4. Unter einer Statistik des öffentlichen Schul- und Erziehungswesens versteht der würdige Vf. eine historisch-erue Darstellung von der gegenwärtigen Lage der Nationalerziehung und von der innern und äußern Verfassung einzelner Schulanstalten, von der in ihnen vorhandenen ökonomischen und intellectuellen Kraft. Mit Recht verspricht er sich von der Ausführung dieser Idee, welche durch den dazu gelieferten Grundriß S. 14 ff. noch anschaulicher gemacht wird, nicht nur sehr viel für zweckmäßige Verbesserung der Schulen, sondern auch selbst für die Polizeywissenschaft. Am Schlusse dieser lehrreichen Schrift giebt Hr. K. eine getreue Rechenschaft von den Fortschritten der seiner Leitung anvertrauten Anstalt, welche in diesem 1804ten Jahre ihr 400jähriges Stiftungsfest gefeyert hat. Da es dieser Schule, welche durch die Bemühungen ihrer würdigen Lehrer einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, sehr an äußerer Unterstützung gebricht: so belebte den Vf. die angenehme Hoffnung, daß ehemalige dankbare Zöglinge dieser Anstalt und andere begüterte Freunde der jungen Menschheit die Feyer dieses Stiftungsfestes durch milde Beyträge oder Stiftungen wohlthätig machen würden. Wir wünschen herzlich, daß diese Hoffnung des würdigen Vf's. nicht unerfüllt geblieben sey!

Z — d.

Leipzig, b. Tauchnitz: *De re paedagogica in scholas academicae revocanda.* Libellus Augusti Ludovici Diemer, AA. M.

et Advocati Lipsiensis. 1803. 62 S. 4. Der Vf. dieser in einem fließenden Styl abgefaßten Abhandlung bemüht sich, den vielmehrfachen absoluten Werth der Pädagogik und die daraus gefolgerte Nothwendigkeit, sie wieder zu einem allgemeinen Lehrobject auf Akademien zu erheben, zu entwickeln. Die Pädagogik war als solche bisher größtentheils in den Händen der Theologen; und doch ist der Einfluß nicht zu verkennen, den Juristen als Mitglieder der Scholarchate, Schulephorate, und Schulcollegien auf die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens haben können. Und vertritt nicht in unsern Tagen ein erfahrener und gebildeter Hausarzt größtentheils die Stelle des — *Beichtaters*? Er, der die physische Erziehung der Kinder leitet, sollte er nicht sehr oft Gelegenheit haben, auf moralische und intellectuelle Bildung zu wirken? Und sollte nicht jeder Familienvater, vorzüglich in den höheren Ständen, zu seiner und seiner Kinder Wohlfahrt, mit einer gründlichen Kenntniß der Pädagogik ausgerüstet seyn? Gewiß Gründe genug, welche die Nothwendigkeit erhärten, auf jeder Universität für die Genossen aller Facultäten Pädagogik zu lehren. Es möchten indeß die frommen, sehr beherzigenswerthen Wünsche des Vfs. wohl nicht früher in Erfüllung gebracht werden, bis durch eine gründliche Reformation unserer Akademien, der Studienplan derselben besser organisirt, und eben dadurch Zeit für ein Lehrobject gewonnen worden ist, welches, so sehr es seiner Natur nach dazu geeignet ist, Staaten zu regieren und zu beglücken, dennoch sich bis jetzt in dem Zustande der Erniedrigung befand. Indessen Dank allen denen, die, wie der Vf., so ernstlich darauf dringen, den Stand der Erhöhung für dasselbe herbeizuführen!

Th. Ch.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 A P R I L, 1804

## P Ä D A G O G I K.

*Fortgesetzte Beurtheilung der Schriften  
über Pestalozzi's Lehrsystem und Lehr-  
methode.*

BERLIN, b. Haude u. Spener: *Versuch einer Einleitung in die Grundsätze des Pestalozzischen Elementarunterrichts, nebst einem Anhang: über die Oliviersche Lese- und Rechtschreibungs-Lehrmethode*, von J. F. W. Himly. 1803. 210 S. 8.

Der Vf. wollte den wissenschaftlich-historischen Gesichtspunkt andeuten, aus welchem der Pestalozzische Elementarunterricht zu betrachten sey, um die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Elementarbücher einigermaßen zu lenken. Das Buch zerfällt in drey Abschnitte, deren ersten wir nur als eigenthümliches Werk des Vfs. betrachten können. Er handelt „von dem Fundamental-Grundsatz der Erziehungs- und Unterrichtswissenschaften, in so fern er bisher bekannt und angewandt worden.“ Im zweyten Abschnitte wird unter der Ueberschrift: „von der in unsern Tagen erfolgten tiefern Erwägung und versuchten durchgreifenden Anwendung des Fundamental-Grundsatzes,“ ein Auszug aus Herbarts ABC der Anschauung, geliefert. In dem dritten Abschnitte, welcher von dem ganzen Umfange der Pestalozzischen Ideen zum Zweck einer allgemeinen Menschenbildung, Erkenntniß, Berufsfertigkeit, Gottesverehrung (erste Erweckung religiöser und sittlicher Gefühle) handelt, stellt er die hieher gehörigen interessanten Stellen aus Pestalozzi: „*Wie Gertrud ihre Kinder lehrt*“ zusammen. Ohnerachtet diese beiden Schriften, aus welchen der Vf. in diesen letzten Abschnitten schöpfte, sehr reichhaltige Ideen und beherzigungswerthe Stellen enthalten: so mißbilligen wir es doch, daß der Vf. nicht lieber seine eigenen Ideen auf seine Weise ausführte. Das konnte ihm um so weniger schwer werden, da er in dem ersten Theile Beweise ablegt, daß er tiefer in den Geist der Pestalozzischen Lehrart eingedrungen ist.

In der Einleitung macht Hr. H. durch das belehrende Beyspiel der französischen Revolution auf die Folgen einer verkehrten Erziehungsweise aufmerksam. Was hier gesagt wird, verdient sehr beherzigt zu werden. Die Erziehung wird sehr häufig deswegen nicht so geachtet, als sie wohl verdiente, weil die Folgen ihrer Vernachlässigung mit ihr selbst nicht in einem Punkt zusammenstreffen, und dann leicht anderen Ursachen beigemessen werden.

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

Den Fundamental-Grundsatz der Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft findet der Vf. S. 11 darin, „daß die Pestalozzische Methode eben so fest und unabweichlich auf den, durch die letzte Reform der Wissenschaft gefundenen Satz, wornach dem symbolischen Unterricht der anschauliche unterzulegen ist — zurückführe, als jener letzten Reform zu ihrer Vollendung noch das, nun in der Tiefe des Gegenstandes gesuchte und gefundene durchgreifende, Mittel einer sichern Ausübung des bemerkten Grundsatzes gefehlt habe.“

In dem ersten Kapitel finden wir über die Entstehung und Ausbildung der Sprache treffende und schätzbare Bemerkungen. Das zweyte Kapitel geht noch weiter zurück auf die Entstehung sämtlicher Vorstellungen in dem Kinde. Hier wird S. 24 mit Recht behauptet, daß das Kind in geistiger Rücksicht schlechterdings nichts als *Anlagen* besitze. In dem Folgenden wird ein kurzer Abriss der Entwicklungsgeschichte der sinnlichen Vorstellungen gegeben, die einen Beweis ablegt, daß der Vf. das Kind sorgfältig beobachtet, und sehr richtig reflectirt hat. Freylich erhalten wir hier mehr eine äußere, als eine innere Entwicklungsgeschichte. — Das dritte Kapitel handelt von der bisherigen Kenntniß und Benutzung des anschaulichen Unterrichts. Hier wird zuerst die frühere gänzliche Vernachlässigung des anschaulichen Unterrichts sehr ernstlich gerügt, und zugleich bemerkt, daß schon seit Rousseau's Epoche das Bestreben der Pädagogen dahin gerichtet gewesen sey, den anschaulichen Unterricht wieder in seine Rechte einzusetzen. Die Quintessenz von diesem Kapitel ist S. 82 sehr charakteristisch und wahr so ausgedrückt. Die Hauptformel des Unterrichts lautet nicht mehr: „Höre und behalte und sage auf; sondern sieh und fasse, und zeige daß du gefaßt hast.“ Aber hier war gerade der Ort, das Charakteristische der Pestalozzischen Lehrart herauszuheben, und demjenigen gegenüber zu stellen, was unsere vorzüglichen Pädagogen seit Basedow für den anschaulichen Unterricht gethan haben. Dies würde den Vf. noch tiefere Blicke in das Wesen und den Gehalt dieser Lehrart haben thun lassen.

Ueber Oliviers Leseunterricht finden sich in einem Anhang einige gute Bemerkungen. Jedoch ist die Methode zu wenig vollständig charakterisirt.

J E N A u. L E I P Z I G, b. Gabler: *Kritik der Pestalozzischen Erziehungs- und Unterrichtsmethode, nebst Erweiterung der Hauptbegriffe der Erziehung.*  
Y

hungswissenschaft. Von Friedrich Johansen. 1804.  
341 S. 8.

Der Vf. wollte in einer Zeit, wo so viel für und wider Pestalozzi's Lehrmethode geschrieben wird, etwas dazu beytragen, der Aufmerksamkeit des Publicums die gehörige Richtung zu geben, um demselben behülflich zu seyn, ein vollständiges und richtiges Urtheil über sie zu fällen, und zugleich diese Gelegenheit benutzen, um einige neue Gedanken über die Erziehung der Prüfung Anderer zu unterwerfen, die er in einer folgenden Schrift tiefer zu begründen und deutlicher zu entwickeln verspricht. Er bahnt sich durch eine vorläufige Darstellung und Erörterung der wichtigsten Begriffe einer allgemeinen Theorie der Pädagogik den Weg zu dem folgenden.

Er geht von dem Objecte der Erziehung aus: dies ist der Mensch als ein mögliches Vernunftwesen. Der Charakter eines Vernunftwesens besteht aber in der Identität des Handelnden und Behandelten (S. 79). Die Erziehung soll (S. 35) ein mögliches Vernunftwesen zu einem wirklichen erheben; da aber ein mögliches Vernunftwesen nur als ein auf bestimmte Weise modificirtes Naturproduct gedacht werden kann, in welchem die Bestimmung zur Freyheit und Vernunft *angedeutet* ist: so nimmt die Erziehung den Zögling als Naturwesen auf, um ihn als wirkliches Vernunftwesen wieder zu entlassen. Allein dies kann nur durch *eigenes Handeln* geschehen. Ein jedes Handeln muß aber auf einen Gegenstand hinausgehen. Die ganze Erziehung besteht lediglich darin, „dass das Wesen, welches erzogen werden soll, durch äussere Gegenstände zum freyen Handeln aufgefodert, und dadurch seine Selbstthätigkeit angeregt werde.“ — Wenn es doch dem Vf. gefallen hätte, sich über dieses sein Grundprincip der Erziehungskunst ein wenig verständlicher zu machen! Handeln kann, unsers Bedünkens, nur ein freyes Wesen, und zu diesem soll die Erziehung *auffodern*. Handelt denn der Mensch vor aller Erziehung nicht frey? Wie soll er es lernen? Denn jedes Lernen setzt ja, nach des Vfs. eigener Annahme, schon ein freyes Handeln voraus. Die Selbstthätigkeit kann eben so wenig durch die Erziehung angeregt werden, sie ist vielmehr mit dem Menschen zugleich da; sie kann nicht blofs als möglich vorhanden seyn, denn aus dem Begriffe des Möglichen folgt das Wirkliche noch nicht. Eine jede Erziehung, mit welchem Namen man sie auch belegen mag, setzt freye Selbstthätigkeit nicht blofs als möglich, sondern auch als wirklich voraus. Wie kann dann aber die Erziehung zur Freyheit *auffodern*? „Der Zweck aller äussern Einwirkung auf das Vernunftwesen ist, dass es seine freye Thätigkeit äussere. Dieser äusseren Einwirkung muß die Möglichkeit zum Grunde liegen, dass das Vernunftwesen, auf welches gewirkt wird, diese Absicht erkenne. Mithin muß die Aufforderung von einem ausser demselben befindlichen andern Vernunftwesen herkommen.“ — Wie diese Sätze zusammenhängen, das sehen wir fürs erste nicht ein: Das Vernunftwesen kann seine freye Thätigkeit äussere, ohne die

Möglichkeit jener Absicht zu erkennen; denn da es nur durch freye Thätigkeit zum Erkennen gelangen soll, so muß diese doch früher da seyn, als es irgend etwas erkennt. Die Aufforderung zur Freyheit mußte nur dann von einem andern Vernunftwesen herkommen, wenn sie selbst mit dem Begriffe identisch, oder vielmehr, wenn jene von dieser abhängig wäre. Der Vf. Nugnet aus diesem Grunde S. 62 die Erziehung der Natur ab, und behauptet: alle Erziehung könne nur unmittelbar auf die Intelligenz des Kindes wirken, und die Erlangung gewisser Erkenntnisse *beabsichtigen*. Daher folgert er S. 63: der Unterricht ist die Methode der Erziehung; und weiter unten: die Erziehung ist nur durch Unterricht, durch Einwirkung auf die Intelligenz möglich. Dies ist wahr und nicht wahr, je nachdem man die Worte nimmt. In dem eigentlichen Sinne, welchen wir mit Unterricht verbinden, ist die Behauptung des Vfs. offenbar falsch. Soll aber unter Unterricht ein jedes Einwirken auf die Intelligenz bezeichnet werden, so liegt dieser Behauptung Wahrheit zum Grunde. Allein dann dürfte auch die Erziehung der Natur nicht abgelaugnet werden; denn in diesem Sinne muß ein jedes Object, welches das Kind wahrnimmt, auf die Intelligenz desselben wirken.

Von S. 79 wird das Ganze der Pestalozzischen Lehrart auseinander gesetzt, grösstentheils mit Pestalozzischen Worten; jedoch in einer logischen Ordnung. Wir wünschten, der Vf. hätte lieber die Methode mit seinen eigenen Worten prüfend dargestellt: dann würde man viel mehr Zusammenhang gefunden haben, und es wäre dann leichter in die Augen gefallen, worin und in wie fern Pestalozzi's System mit der Ansicht des Vfs. übereinstimme. S. 189 will der Vf., den wahren Geist der Theorie des Unterrichts darstellen; diesem müssen wir prüfend folgen.

„Aller Unterricht, dies sind des Vfs. Worte, muß von der Anschauung ausgehen, und auf Anschauung zurückgeführt werden.“ (Das sind freylich Pestalozzi's Worte, deren Sinn wir mehr entwickelt wünschten.) „Das Wesen der Unterrichtsmethode besteht darin, die Anschauung selber zur Kunst, d. i. zu einer dem Kinde bewussten freyen Geistesthätigkeit zu erheben.“ (Eine jede Anschauung ist schon freye Geistesthätigkeit, wie der Vf. gleich auf der folgenden Seite mit dürren Worten lehrt.) „Die Anschauung des Kindes muß daher von dem Anfange alles Unterrichts an, geweckt (abermals ein Paradoxon!) d. h. die Geistesthätigkeit desselben muß durch seine Anschauungen erregt werden.“ (Kann es denn eine Anschauung ohne Geistesthätigkeit geben? Schlummert denn diese Anschauung in dem Menschen, um eines Weckens zu bedürfen? Der Vf. wusste dieses sehr wohl, denn S. 178 heisst es: die Anschauung ist die ursprüngliche Thätigkeit der Intelligenz, und die erste womit sie ihre Aeusserungen beginnt.) „Dieses kann nur dadurch geschehen, dass sie einzig und allein nur auf das gerichtet wird, was ursprünglich an der Anschauung reine Thätigkeit des Geistes ist.“ (Oben hieß es, dass die Thätigkeit

tigkeit des Subjects nur auf ein Object hingehe, denn dieß Prädicat nicht zukomme. Das schien uns verständlich. Wie aber freye Geistes-thätigkeit auf freye Geistes-thätigkeit gerichtet werden soll, begreifen wir nicht. Die freye Geistes-thätigkeit soll aber auch an der Anschauung seyn. Was soll man sich darunter denken? Wahrscheinlich das, was durch die productive Einbildungskraft an den Gegenständen erzeugt ist. Aber heist es nicht S. 178, daß die productive Einbildungskraft durch ihre eigene schöpferische Kraft *alles, was da ist*, hervorbringt? Wie bedurfte es denn der Richtung auf das, was an den Gegenständen freye Thätigkeit des Geistes ist, wenn die Gegenstände selbst nichts als die Producte derselben sind?) „Reine Thätigkeit ist die Anschauung aber nur dadurch, daß sie auf die Form und Gestalt der Gegenstände im Raum, und auf reine einfache Bewegungen im Räume gerichtet wird.“ (Das folgt aus dem Obigen gar nicht. Kann es überdem auch eine Anschauung geben, die nicht auf Gestalt und Form u. s. w. der Gegenstände im Räume gerichtet ist?) „Die Form wird aber nur durch das sinnliche Organ des Auges aufgefaßt, so wie die einfachen Bewegungen im Räume nur durch das Gehör,“ (welche einfachen Bewegungen? Der Sinn des Gehörs ist ein dynamischer, der unmittelbar auf keine Vorstellungen des Raumes führt.) „Das Auge ist nämlich kein bloßer Spiegel der Gegenstände, welcher bey der Abbildung derselben in ihm sich leidend verhält, sondern es ist das Organ einer freyen wahren Geistes-thätigkeit, die die Gestalten der Dinge und ihren Umriss umläuft, und selbstthätig nachbildet, so wie das Ohr die Bewegungen der Gestalten selbstthätig auffaßt und nachbildet.“ (Wiederum etwas ganz Neues, das Pestalozzi nicht gelehrt hat; denn dieser meint, es sey das Sehen und Hören nothwendig bestimmt durch die Objecte, welche durch diese Organe nur wahrgenommen werden. Auch können wir nicht begreifen, wie in den Sinnen schon eine freye Geistes-thätigkeit statt haben könne.) „Durch beide Sinne soll das Kind mit dem Wesen der Gegenstände, d. h. mit dem, was an ihnen Product der Geistes-thätigkeit ist, zuerst bekannt gemacht werden.“ — Man sieht wohl, daß durch dieß ganze Raisonement die Sache weder an Deutlichkeit noch an Wahrheit sonderlich gewinnen kann.

In dem folgenden wird es noch einmal eingeschärft, daß nach Pestalozzi die Anschauung wirkliche Thätigkeit des Geistes im Auffassen der Gegenstände sey, (dieß wird nicht geläugnet); daß Anschauungskunst eine freye Handlung der productiven Einbildungskraft sey. (Dieß müssen wir vor der Hand bezweifeln.) Diesen Satz commentirt er S. 272 wo es heist: „Die ursprüngliche Thätigkeit der Intelligenz oder die Anschauung ist als reines Handeln nur vermöge der Einbildungskraft darstellbar, als Agilität, Beweglichkeit im Räume; jede Thätigkeit des Geistes kann nur als ein Linienziehen (allein?) gefaßt werden. Mithin ist der Raum selbst das Schema des reinen durch die Einbildungskraft hindurch-

gegangenen und vermittelt derselben aufgefaßten Handelns des Geistes.“ — Man wird hieraus den Geist dieses Buchs, und die Prämissen von welchen der Vf. ausgeht, erkennen.

Daß Pestalozzi, der, nach des Vf. eigenem Urtheile, nicht philosophirt, diese transcendente Ansicht des Raums nicht abnden konnte, bedarf keiner Erinnerung. Daß er sich aber unter dem Anschauen nicht bloß etwas Leidendes, sondern eine Thätigkeit dachte, beweiset sein Raisonement. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt S. 220 ff. und S. 282 der eben angeführten Schrift lesen wir ausdrücklich: „Wenn man die Anschauung im Gegensatz der Anschauungskunst einzeln und für sich betrachtet, so ist sie nichts anders, als das bloße vor den Sinnen stehen der äußern Gegenstände, und die bloße Regmachung des Bewusstseyns ihres Eindrucks. Soviel ist unbezweifelt wahr, daß die Anschauung, als Act, das Vorhandenseyn der äußeren Gegenstände voraussetzt, und nur so viel bedürfen wir hier. Alles Uebrige liegt jenseits des Gebiets der Pädagogik, und hat mithin auf sie keinen weiteren Einfluß. Ob die Sinnenwelt ein bloßes Schema des reinen Handelns des Geistes, ob alle Bestimmungen des Raumes nur Modificationen und nähere Bestimmungen der Geistes-thätigkeit; ob die ganze Welt endlich (d. i. das ganze Reich der Objecte) mit allen ihren ursprünglichen und abgeleiteten Beschaffenheiten nur der Widerschein der rein geistigen Seyen: über dieses alles samt der Erklärungsversuche, wie sich Aeußeres und Inneres im Gemüthe sondern könne — mögen die Metaphysiker rechten. Der Pädagog darf sich in diesen Streit nicht mischen, und in einer Pädagogik sollte davon eben so wenig die Rede seyn, als in einer Psychologie. Beide, der Psycholog so wie der Pädagog, nehmen den Menschen wie sie ihn finden, und behandeln ihn diesem gemäß. Nur gegen eine Einseitigkeit, die gefährlich werden könnte, müssen wir warnen. Sie betrifft die hervorstechende, mit Vernachlässigung aller übrigen Vermögen versuchte Uebung der productiven Einbildungskraft. Der Pädagog findet an einer zu regen Phantasie ohnehin schon einen zu bekämpfenden Gegner. Der freye Schwung, welchen man durch Robinsonaden und Feenmärchen dem Zöglinge zu geben hofft, wird den Menschen nicht zur Freyheit erheben, sondern der ungezügelter Willkühr Preis geben. Daß sich der Mensch beherrschen lerne, nicht daß er beherrsche, daß er sich in seinen Schranken geziemend halte, nicht daß er diese willkürlich annehme und verwerfe, ist unsere Tendenz; und dieß fodert auch Pestalozzi.

Uebrigens ist das, was Pestalozzi Form nennt, keinesweges mit dem Begriffe des Raums zu verwechseln, wie schon die Abhandlung (Nr. 59) lehrt, und die Pestalozzische Anschauungskunst ist von dem Act des Anschauens nur dadurch verschieden, daß die erstere die Form gesondert von den übrigen Qualitäten behandelt. Damit können wir uns hier bescheiden. Nur noch die Bemerkung sey uns erlaubt, daß das Anschauen realer Gegenstände allezeit das Ge-



Gefühl der Nothwendigkeit mit sich führt. Die Einbildungskraft kann die Gegenstände, nur nachbilden, sie nicht gestalten, den Raum nur in den Gränzen anschauen, in welchem er sich darstellt, aber nicht selbst schaffen. Der inneren Intuition der Form ist es gestattet, diese Gränzen selbstthätig zu ziehen und abzustrecken; das heist aber nicht, den Raum aus sich selbst produciren. Aus diesem Gange des Vf. mag es sich denn auch erklären, dafs er die Zahl und die Sprache (nach S. 185) nur in so fern als Elementarmittel angesehen wissen will, als sie sich auf die Anschauung gründen. Wir haben oben gesehen, dafs die Anschauung als solche nicht auf den Begriff der Zahl führt, dafs sich diese Elementarmittel auf eine psychologische Nothwendigkeit stützt.

Wir entledigen uns zuletzt noch der Pflicht, auch dem Vf., der den Maafsstab zur Beurtheilung der Pestalozzischen Lehrmethode von einem philosophischen System hernahm, und dadurch verhindert wurde, den Werth der Methode mit ihrem eigenen Maafse und unabhängig von jedem Systeme zu messen, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Kein unbefangener Leser wird dem Vf. Scharfsinn absprechen. Auch haben wir in seiner Schrift treffende Bemerkungen gefunden, die wir wohl entwickelt und weiter ausgeführt wünschten. Dahin rechnen wir die Würdigung des Rousseauschen Erziehungssystems; die Beantwortung der Frage, wo die Erziehung anfangt und wo sie sich ende; die ernste Rüge derjenigen pädagogischen Schriftsteller, die sich nicht bis zur höhern Ansicht der Aufgabe der Erziehung erheben können, und dennoch sich ein Urtheil anmassen über eine Methode, deren Geist sie nicht ahnden. Aber wir mifsbilligen sehr lebhaft den Ton dieser Rüge und wie unanständigen Worte, die sich der Vf. gegen seine Gegner erlaubt. Bitterkeit führt nie zu besserer Einsicht, sondern erregt gegenseitige Leidenschaft. Wer andern seine Ueberlegenheit durch einen anmassenden Ton fühlbar macht, der zeigt eben dadurch, dafs er ihnen noch nicht überlegen ist.

Beherzigungswerthe Bemerkungen über Sokratis und körperliche Erziehung beschließen das Ganze.

Alle bisher angezeigten Schriften über die Pestalozzische Lehrart sprachen mehr oder minder für Pestalozzi. Es sind nunmehr noch die Schriften der Gegenparthey übrig, von welchen unsere A. L. Z. im nächsten Monat Bericht abtatten wird.

A\*.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZÜRICH, b. Orell, Füßli u. Comp.: *Helvetischer Almanach für das Jahr 1804.* 215 S. 12. Mit Kupfern. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Fortsetzung der *Helvetischen Chronik*, die jene so denkwürdigen Begebenheiten in der Schweiz vom Ausgang Septembers bis zum Schlufs des Jahrs 1802 aufbewahrt, eröffnet den Almanach. Sie beginnt also fast mit der Proclamation Bonaparte's an die achtzehn Cantone der Helvetischen Republik, vom 8 Vendémiaire XI., und schließt mit dem Schreiben eben desselben an die Helvetischen Deputirten zu Paris, in welchem die Grundsätze, auf denen sich die neue fö-

derative Verfassung der Schweiz gründen soll, angegeben werden. Die Form der Chronik erlaubt eine bequeme Uebersicht der dazwischen liegenden, höchst interessanten, Ereignisse im Inneren Helvetiens. — Sodann folgt eine *geographische Darstellung des Cantons Lucern*, hier und da mit Stellen aus Stalder's Fragmenten über das *Entlebuch*, unter denen Rec. die Schilderungen eigenthümlicher Volkslustbarkeiten, wie die des Schwingfestes, der Hochzeitfeyern, und die Sitte des Lichtgehens (nächtliche Besuche der Jünglinge bey ihren Mädchen) mit Vergnügen gelesen hat. Am Schlusse des Aufsatzes heist es: „Merkwürdiger aber und interessanter als die Alpwirtschaft, und selbst das so unmutige Alpthal seyn mag, ist der Charakter seiner Bewohner. Ehrstolz im hohen Grade, Freyheitsinn fast bis zur Ungebundenheit, Anhänglichkeit an sein Land und Seinesgleichen, Frohsinn und Munterkeit im Bunde mit immer jugendlichem Leichtsinne, trauliche Geselligkeit im Umgange mit andern, vorzüglich mit Fremden, und treffender Witz ohne zu beleidigen, sind die Grundlinien seines Nationalcharakters. Keiner der Schweizerhirten, ausgenommen der Appenzeller, äußert so viel Lebhaftigkeit, so viel geistreichen Witz, so viel äußeres gefälliges Wesen, so viel Hang für gymnastische Uebungen als der Entlebucher, und diese Züge wird jeder Reisende an diesem Volke bewundern, wenn er es einer ernstern Aufmerksamkeit würdigt.“

Einige Gedichte von Fr. Brun, in der bekannten Manier der Verfasserin, zu denen sich ein paar äußerst artige Schweizerische Volkslieder (*Napfied* und *Ogypis vo der Schwytz*) gesellen, die jedoch zur gänzlichen Verständlichkeit vielleicht noch etwas mehr Commentar bedürften, machen den Beschluß. Angehängt sind einige Notizen über die neuesten Schweizerischen Kunst- und Literaturproducte, unter welchen Zschocke's neueste belletristische Werke (die historischen, deren erwähnt wird, kennt Rec. noch nicht) neben den Schriften für und wider Pestalozzi, sich etwas sonderbar ausnehmen.

Die zierlichen Kupfer des Almanachs stellen das Schwingfest im Entlebuch, Lucerner Trachten, einige Ansichten von Lucern, die Ruinen von Habsburg, die Capelle auf dem Schlachtfelde zu Sempach, Lucernische Bauarten dar, wozu noch eine Karte vom Canton Lucern kommt.

H. A.

HANNOVER, b. Hahn: *Neuester Volkskalender auf das Schaltjahr 1804*; oder Beyträge zu nützlichen und lehrreichen Unterhaltungen für allerley Leser, zunächst für den Bürger und Landmann. Herausgegeben von J. G. Ch. Stelzner und F. J. Kufscher. 1804. 210 S. 8. (9 gr.)

Dem Zweck einer nützlichen und lehrreichen Volksunterhaltung entspricht dieses Buch, welches Nachrichten von interessanten Menschen, Beyspiele guter und schlechter Handlungen und Merkwürdigkeiten aus fremden Ländern enthält. Manches ist neu; anderes aus Zeitschriften gesammelt. Dem Bürger und Landmann sey es empfohlen!

M. G.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 A P R I L, 1 8 0 4

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

FRANKFURT U. LEIPZIG: *Bruchstücke über Verbrechen und Strafen, oder Gedanken über die in den preussischen Staaten bemerkte Vermehrung der Verbrecher gegen die Sicherheit des Eigenthums, nebst Vorschlägen, wie denselben durch zweckmässige Einrichtung der Gegenanstalten zu steuern seyn dürfte.* Zum Gebrauch der höhern Behörde. Zwey Theile. I B. 174 S. u. 96 S. Anlagen. II B. 260 S. III B. 280 S. 1803. gr. 8.

Ungeachtet unsere, schon alles überflömende, Literatur an Schriften über Criminalrecht reich genug ist, und das Lob von manchen in den öffentlichen Blättern laut genug ertönte, um ein Orakel erwarten zu können: so sieht sich doch der Staatsmann, der die wichtigen Angelegenheiten der Criminalgesetzgebung zu leiten hat, mit den Rathgebern, die ihn dabey unterstützen, nicht selten bey den wichtigsten Gegenständen von der Hülfe der Criminalrechtswissenschaft, so wie sie jetzt bearbeitet ist, fast ganz verlassen. An allgemeinen Grundsätzen, wonach Verbrechen und Strafen zu beurtheilen und zu bestimmen sind, fehlt es zwar so wenig, als an Formeln; die ein oberstes Princip darstellen sollen; wenn es aber darauf ankommt, in der Anwendung derselben, unter mehrern gleich rechtlichen Mitteln und Wegen die kürzesten, zuverlässigsten und zweckmässigsten zu wählen; wenn die Frage entsteht, wie das Verbrechen am besten verhütet, wie die Schuld oder Unschuld des Angeklagten am sichersten entdeckt, wie die Untersuchung, ohne Abbruch des Hauptzwecks, am geschwindesten geendigt, wie die Strafe ohne Schwächung ihrer Wirksamkeit, am glimpflichsten eingerichtet, wie der Verurtheilte am ersten gebessert, und wie selbst am Bösewichte, ohne Gefahr für das Publikum, das Vorrecht eines Menschen gemacht werden könne; wenn es solche schwierige und doch für den Staat höchst wichtige Punkte betrifft: dann fragt der Gesetzgeber die seitherigen Deductionen der Philosophie vergebens um Rath. In Verhandlungen solcher Fälle giebt weder ein oberstes Princip, noch die aus dieser Urquelle abgeleiteten Grundsätze die verlangte Auskunft, sondern diese muß aus den durch Erfahrung bestätigten Resultaten der Politik genommen werden, die aber noch immer, wegen Mangel guter Beyträge, ziemlich unzulänglich geblieben sind. Aus diesem Grunde hat das angezeigte Werk, die Frucht eines tiefen Nach-

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

denkens und einer fruchtbaren und geläuterten Erfahrung, auf allgemeine Aufmerksamkeit um so mehr Anspruch, da es in einer Zeit erscheint, wo die Criminalgesetzgebung in Deutschland eine ihrer merkwürdigsten Perioden hat, und da es selbst in der Nähe einer der wichtigsten Legislationen, und wahrscheinlich nicht ohne Einfluß auf selbige, in das Publicum kommt. Der Vf., Chef eines angesehenen Criminaldepartements, der preussische Staats- und Justizminister, Hr. von Arnim, vereinigte auf seinem vorzüglich günstigen Standpunkte alles, was erfordert wurde, um lehrreiche Erfahrungen zu sammeln, und sie mit Einsicht vortheilhaft zu bearbeiten. Sein Werk enthält zwar nur Fragmente, ist aber nichts destoweniger auf Grundsätze, und zwar auf sehr richtige gebaut, und redet eine Sprache, die mit einer allgemeinen Verständlichkeit eine grosse Klarheit verbindet, und die man im Criminalfache an der Stelle der gewöhnlichen Phraseologie herrschend wünschen muß. Praktiker, welche den Werth eines zuverlässigen Unterrichts von dem leeren Geschwätze zu unterscheiden wissen, werden dieses gehaltvolle und im gereinigten Geschmacke geschriebene Werk mit grossem Interesse lesen.

Eine Revision der preussischen Criminalgesetze, wovon das Resultat täglich erwartet wird; gab dem Vf. einen nahen Anlaß, seine Gedanken über die auffallende Erscheinung von der Zunahme der das Eigenthum gefährdenden Verbrecher in den preussischen Staaten niederzuschreiben. Schade, daß die Umstände, worüber die mit dem Grofskanzler v. Goldbeck geführte, und dem ersten Theile angehängte Correspondenz Auskunft giebt, ihn bewogen, seinen Voratz, sich über das Ganze auszubreiten, aufzugeben, und sich vornehmlich nur auf Vorschläge zur bessern Einrichtung der Gefangenenanstalten einzuschränken (S. 125). Diesem speciellen Gegenstande ist der zweyte Theil ausschliessend gewidmet. Der erstere giebt allgemeine Bemerkungen und Vorschläge, vorzüglich über Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigenthums, die als das Resultat seiner auf das Ganze gehenden Einsichten zu betrachten sind.

Voran steht im ersten Theile das merkwürdige Zeugniß, daß bey allen verbesserten Gesetzen, Gerichtswesen und Anstalten, dennoch die Zahl der das Eigenthum gefährdenden Verbrecher sich in zunehmender Progression in den preussischen Staaten vermehrt hat. Ausser dem steigenden Wohlstande und dem zunehmenden Luxus, welche dergleichen Verbrecher natürlich vermehren, und ausser dem Zie-

ben vieler Verarmten und Flüchtlinge aus den Ländern des gewesenen Kriegsschauplatzes in die preussischen Staaten, findet der Vf. hauptsächlich drey Hauptquellen dieses Uebels, auf deren Verstopfung die Gesetzgebung Bedacht nehmen muß: *mangelhafte Criminalgesetze*, besonders gegen Verbrecher des Eigenthums, *zweckwidrige Einrichtung der Gefangen- und Strafanstalten*, und *zu lange verzögerte Vollstreckung der Strafen*. Zur nähern Bestimmung setzt er hinzu, daß dies wenigstens diejenigen Hauptquellen sind, welche in dem Gebiete der Criminaljustiz entspringen, und daher die Aufmerksamkeit eines Criminalministers auf sich ziehen müssen; ohne welchen Zusatz man die angegebenen Quellen für zu unvollständig würde halten müssen; da es schon von selbst einleuchtet, daß insbesondere im Gebiete der Polizey, die gegen das Entstehen der Verbrecher wachen soll, noch mehrere Quellen dieses Uebels angetroffen werden. Es ist übrigens sehr interessant, dem Vf. in die nähere Entwicklung der angegebenen drey Hauptquellen weiter zu folgen.

Bis auf die Regierung Friedrichs II. waren die Gesetze gegen Diebe und Räuber, im Geiste der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls des Fünften, äusserst streng. Als Schriftsteller in seiner bekannten Abhandlung *sur les raisons d'établir ou d'abroger les loix*, und als Gesetzgeber bestritt der große Monarch die noch überall herrschende übertriebene Strenge der Strafen, schaffte die Tortur ab und milderte die Gesetze gegen die Verbrecher, aber nicht gleich durch einen neuen vollständigen Criminalcodex, sondern durch Instructionen an seine Minister, so daß die alte Form stehen blieb, die Sache selbst aber sich im Stillen verbesserte, und das Publicum dies letztere erst durch den weniger Gebrauch des Galgens erfuhr. Ueber die Befolgung seiner Grundsätze wachte der König selbst durch eine Controlle der ihm zur Bestätigung vorzulegenden Strafurtheile. Endlich kam der Zeitpunkt, wo Preussen ein neues Gesetzbuch erhielt. Dies milderte fast alle Strafen, insbesondere die der Verletzer des Eigenthums. Nach der Meinung des Vfs kam diese Milderung zu schnell und zur unrechten Zeit; es war bedenklich, bestehende Strafgesetze mit einemmale zu mildern, und solches zu einer Zeit zu thun, wo das angrenzende Ausland strenge Gesetze behielt, aus dem sich daher die Verbrecher in die, auch durch vermehrten Wohlstand anlockenden, preussischen Länder um so leichter ziehen konnten, da in Ansehung der Verbrecher aus dem Auslande keine Ausnahme gemacht war. Ob die Betrachtung über die Größe der Strafe auf den Verbrecher viel Eindruck mache, ist wohl zweifelhaft, und der Vf. behauptet in einer andern Stelle selbst, daß nicht sowohl die Vorstellung der Strafe, als die Hoffnung der Strafflosigkeit, den Entschluß der Verbrecher leite; und diesem Satze zufolge möchte die Milderung der Strafgesetze an der Anlockung der Verbrecher aus dem Auslande wohl lange nicht so viel Antheil haben, als der Vf. anzunehmen scheint. Aber gewiss ist die Bemerkung sehr

treffend, daß die Schärfung der Strafe in Ansehung des Ausländers zweckmäßig sey, und, um diese zu rechtfertigen, bedarf es wohl des von dem Vf. angegebenen Grundes, daß die Strafgesetze im Auslande härter seyen, darum nicht, weil schon von selbst einleuchtet, daß ein Ausländer in der Regel ein gefährlicherer Verbrecher als der Inländer ist, weil er weniger gekannt ist, und ohne Verdacht, auch ohne Verlust, leichter sich von dem Orte der Nachforschung entfernen kann. — Unter der jetzigen Regierung erfolgte eine Circularverordnung vom 26 Febr. 1799 wegen Befrafung der Diebstähle und übrigen Verbrecher gegen die Sicherheit des Eigenthums, die aber, der Erfahrung zufolge, der zunehmenden Vermehrung der Diebstähle und verwandten Verbrechen noch keinen Einhalt gethan hat. Der Vf. hebt daraus eine auf das Ganze Bezug habende Verordnung, wegen des erlaubten Schlagen und Poitschen der Angeeschuldigten aus, und bestreitet (von S. 32 — 74) die Zweckmäßigkeit dieses Mittels mit sehr starken und eindringenden Gründen. Er unterstützt diese mit einem umständlich beschriebenen sehr merkwürdigen Falle einer untersuchten Brandstiftung in Südpfeussen, worin Unschuldige auf dem Punkte waren, die Vollstreckung eines Todesurtheils unter den geschärfsten Umständen zu erfahren, — ein erschütterndes Beyspiel von den Gefahren des Prügelns angeblich hartnäckiger und lügenhafter Angeeschuldigten, welches nicht weniger als die Tortur ein falsches Geständnis zu erpressen geschickt ist. Mit sehr einleuchtenden Gründen bestreitet er ferner die Zweckmäßigkeit des in der gedachten Circularverordnung aufgestellten Grundsatzes, das Entweichen der Gefangenen aus den Gefängnissen, durch Schärfung der Strafe, zu ahnden; und das (S. 79) Schwanken in der Vorschrift, die im Allgemeinen Landrechte angedrohten Strafen zu schärfen. Körperliche Züchtigung findet der Vf. in der Regel verwerflich, so auch die sogenannten Willkommen und Abschiede, besonders die letzteren. Das in der Circularverordnung vorgeschriebene Einsperren bis zur Nachweisung eines ehrlichen Erwerbs, bis zur Besserung und bis zur Begnadigung, hat eben so wenig seinen Beyfall.

Das zweyte Hauptübel, die unzweckmäßige Verfassung und Verwaltung der Gefangenanstalten (S. 92) wird hier nur des Zusammenhangs wegen berührt, und daher bloß im Allgemeinen dargestellt, da eine genaue und erschöpfende Ausführung davon der zweyte Theil des Werks enthält. Ueber das dritte Hauptübel, über den zu langsamen Gang des Criminalprocesses, und über die zu lange verzögerte Befrafung der Verbrecher werden, mit Rücksicht auf die Unzulänglichkeit der gedachten Circularverordnung, mehrere sich auszeichnende Bemerkungen und Vorschläge angebracht. Daß mit der Verzögerung der Strafe der große Eindruck, den sie bey einer baldigen Vollziehung an einem noch in frischen Andenken seyenden und den Unwillen des Publicums reizenden Verbrecher machen können, sich

sich verliere, und wohl gar in eine entgegengesetzte Empfindung, in ein gewisses Mitleiden gegen den Verurtheilten, übergehen könne, läßt sich wohl nicht bezweifeln; und es ist daher auch der Grundsatz ganz richtig, daß Beschleunigung der Strafe ein nicht unwichtiges Stück der Criminaljustiz sey, wenn der Zweck derselben nicht großentheils verfehlt werden soll. Den in dieser Hinsicht getroffenen Anordnungen in der Circularverordnung spricht der Vf. ihre Wirkung an sich nicht ab, befürchtet aber aus ihrer sonstigen Beschaffenheit, daß sie die Quelle nur auf Kosten der Sache selbst verstopfe. Daß das Beschwören des Werths der gestohlenen Sachen in der Regel abgeschafft sey, scheint ihm zwar an sich zweckmäßig, zugleich aber zu allgemein und zu wenig bestimmt, zumal, wenn die Strafe nach dem Werthe des Gestohlenen abgemessen werden muß. Wenn dem Ermessen des Richters überlassen bleiben soll, die Untersuchung abzuschließen, wenn auch noch Defensionalzeugen zu vernehmen sind, deren Abhörung nicht hat erfolgen können: so erinnert der Vf. mit Recht, daß dieß, nach Erheblichkeit dieser Zeugnisse, nicht anders als auf Kosten der Justiz und des Publicumsgeschehen könne. Ein Gleiches läßt sich auch von der Vorschrift sagen, daß durch Ausmittlung mehrerer durch Verdacht begründeten Verbrechen die Untersuchung, nachdem der Angeklagte geständig oder überführt ist, nicht aufgehalten werden solle. Auch gegen das Ausschließen der Vertheidiger in nicht erheblichen und verwickelten Straffällen, so wie gegen das Dictiren der Defensionen zu Protokoll, werden sehr triftige Gründe vorgebracht. Dagegen scheint dem Rec. die Rüge der Maxime, den *status causae* am Schluss der Instruction aufzusetzen, mit dem Angeeschuldigten oder dessen Defensor durchgehen, hiernächst vom Referenten revidiren zu lassen, so daß in den Relationen nur der mit Gründen unterstützte Strafertrag forniert werde, nur insofern treffend, als dabey nicht dafür gesorgt ist, daß tüchtige Subjecte diesen *status causae* entwerfen, und zu einer sorgfältigen Ausarbeitung durch zweckmäßige Mittel angehalten werden. Denn unter dieser Voraussetzung, wo der von der Sache schon unterrichtete, und daher zur geschwindern Abfassung der Relation am besten geschickte Instruent der Referent, so weit es bloß auf die Geschichtserzählung, Gründe, ohne Votum ankommt, und der gewöhnliche Referent der Conreferent wird, lassen sich eben sowohl für Abkürzung als Zuverlässigkeit der Arbeit erhebliche Vortheile hoffen. Unter andern könnte auch dadurch der sonst gegründete Vorwurf gegen das mündliche Referiren, insoweit es nicht auf das Votum geht, von selbst leicht gehoben werden. Gegen das Abkürzen der zehntägigen Frist in eine dreytägige, bey dem Gebrauche eines Rechtsmittels, und gegen das Scharfen der Strafe, wenn sich ein verurtheilter Dieb des Rechtsmittels der weitem Vertheidigung ohne hinlänglichen Grund bedient hat, erklärt sich der Vf. aus sehr einleuchtenden Gründen, und vergleicht diese Schärfung mit

dem mit Recht verhassten Gebrauche der Succumbenzgelder. Ungeachtet er aber aus diesen Gründen die Zweckmäßigkeit der gewählten Beschleunigungsmaasregeln bekennt, so will er doch nicht in Abrede stellen, daß die Criminalproceße, in Vergleichung gegen die vorigen Zeiten, einen viel schnelleren Gang genommen haben, wovon aber der Grund in nichts anderem, als in der vorzüglichen Aufmerksamkeit des Königs auf dieses Fach, und in der dadurch bewirkten Anstrengung der Justizbedienten im Dienste eifer tiege, zum unverkennbaren Beweise, daß strenge Aufsicht von oben herab, vorzüglich zur zweckmäßigen Handhabung der Criminalgesetze beytrage.

Nachdem die drey Hauptübel, aus welchen die Vermehrung der Verbrecher gegen das Eigenthum entspringt, beleuchtet worden, kommt der Vf. auf die Vorschläge, die ihm dagegen zweckmäßig scheinen. Zuvörderst verlangt er eine durchgängige Einführung zweckmäßig eingerichteter Inquisitorate; ein Vorschlag, dessen Ausführung bald als nothwendig erscheint. Eine schnelle und gründliche Verwaltung der Criminaljustiz kann nur mit Inquisitoraten erwartet werden, wegen Abwesenheit des Justitiarius am Orte der Untersuchung, und wegen der wenigen Uebung und Lust derselben zu Criminaluntersuchungen, welches bey einem *Inquisitor publicus* ganz anders sich verhält. Ohne Inquisitorate werden ferner die Verbrecher leicht strafflos bleiben, weil theils die Patrimonialgerichte unter sich in keinem solchen Zusammenhange stehen, daß sie einander das Entdecken der Verbrecher erleichtern könnten, theils die Kosten der Untersuchung den Gutsbesitzern leicht so schwer fallen, daß sie zu einer schädlichen Nachsicht geneigt werden. Dem Vf. sind, wie er versichert, Fälle bekannt, in welchen die Untersuchungskosten, die dem Gutsbesitzer zur Last fielen, weit mehr betrugen, als seine sämmtlichen jährlichen Einkünfte, wovon er mit seiner ganzen Familie leben wollte. Ausserdem ist eine vollständige und zweckmäßige Controlle der Oberbehörden bey Verwaltung der Criminaljustiz des platten Landes nur durch Einführung der Inquisitorate zu erhalten. Unter den gewöhnlichen Umständen fallen die Justizvisitationen der Patrimonialgerichte so gut als ganz weg. Zu den allgemeinen Maasregeln sind ferner zu rechnen, eine vollständige Verbesserung und zweckmäßige Einrichtung aller Gefangen- und Strafenstellen, wovon die Vorschläge im zweyten Theile näher angegeben werden; die Abfassung einer vollständigen und zweckmäßigen Criminalordnung, da die von 1717, bey allen ihren unverkennbaren Vorzügen jetzt unzulänglich ist und einer Revision bedarf; eine vollständige Revision aller Criminalgesetze, mithin des ganzen zwanzigsten Titels im zweyten Theile des Allgemeinen Landrechts. So sehr der in diesem Criminalcodex herrschende philosophische Geist vom Vf. anerkannt wird: so urtheilt er doch, daß gegen den keine Ausnahme leidenden Grundsatz: „durch bürgerliche Strafen nur den Bürger zu strafen, und keine höheren Zwecke des Menschen

schen zu stören, noch seiner eigenen selbstthätigen moralischen Besserung unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen“ — auf mehr als eine Art in demselben verflochten sey. Zum Beweise wird der Gebrauch lebenswieriger Gefängnisstrafen, des Brandmarkens, des Staupenschlags und der sogenannten Abschiede angeführt; dergleichen Strafen sich selbst weniger als die Todesstrafen rechtfertigen lassen. Lebenswierige Gefängnisstrafen vernichten die Hoffnung, welche jedem Verbrecher, als ein Sporn der Selbstthätigkeit seiner Besserung, gelassen werden muß, und sind daher inconsequent, ein anderes ist das Einbehaften auf unbestimmte Zeit nach überstandener Strafe bey solchen Verbrechern, die dem Publicum durch ihre Entlassung gefährlich werden könnten, welches aber, ohne jene Hoffnung dem Eingesperrten zu nehmen, gar nicht statt finden kann. Als dunkle, unvollständige und unpassende Begriffe werden im Allgemeinen Landrechte die Bestimmungen getadelt, die von gewaltsamen Diebstählen, und vom Diebstahl und Raub in Banden gegeben werden. Manche Verbrechen, ob sie gleich nicht selten vorkommen, z. B. die Strafe des gewaltsamen Diebstahls im Wiederholungsfalle, sind gar nicht besonders verpönt. Außerdem werden manche Dispositionen, als unbestimmt, oder wegen der darin liegenden Widersprüche, auch weil sie der Willkühr des Richters bald zu viel bald zu wenig überlassen in Anspruch genommen. Es rechnet der Vf. überdies noch zu den allgemeinen Maassregeln die An-

ordnung eines Criminal-Obertribunals, vor welchem bey eingewandten Rechtsmitteln, alle irgend erhebliche Sachen in der zweyten Instanz abgeurtheilt werden müssen. Ein dem Obertribunal in Civilsachen ähnliches Collegium scheint nicht allein bey der Wichtigkeit der Strafsachen sehr zweckmässig zu seyn, sondern auch bey der Unzulänglichkeit der bis jetzt statt findenden Einrichtung, nach der Vergrößerung der Monarchie, dringendes Bedürfnis zu werden. Am Schlusse setzt der Vf. noch hieher als eine der allgemeinen Maassregeln, eine zweckmässige, so viel als möglich, nach Grundsätzen bestimmte Feststellung der Confirmationsgränzen. Die Nothwendigkeit des Bestätigungsrechts wird aus guten Gründen gezeigt, und die Anstände, welche dessen Gebrauch, wegen des Aufenthalts der Strafvollziehung haben kann, werden, so weit es die Sache erlaubt, gehoben. Die Schwierigkeit, einen sichern Maassstab der Confirmationsgränzen zu finden, macht einige Willkühr unvermeidlich; aber die bloße Dauer der erkannten Strafe ist kein passender Maassstab; es muß auch auf die Dauer des Arrestes in Aufbewahrungsgefängnissen gesehen werden, ohne Rücksicht auf den Inhalt des Erkenntnisses, wodurch zugleich die Verschleppungen der Proceße controllirt werden könnten. Uebrigens sollten die Erkenntnisse der Untergerichte an die Obergerichte, die der letztern an das Criminaldepartement, und die von diesem genehmigten an das Oberhaupt zur Bestätigung eingeschickt werden.

(Der Beschlus folgt.)

### KLEINE SCHRIFTEN.

**JURISPRUDENZ.** Frankfurt a. Mayn, in d. Herrmann. Buchh.: *Versuche zur Erläuterung des Privatrechts der Reichsstadt Frankfurt.* 1804. 54 S.-gr. 8. (6 gr.) Diese Schrift enthält einen Versuch einer neuen Erklärung einiger Stellen des Frankfurter Privatrechts (Reformation genannt). Der unbekannte Vf. beschuldigt den Commentator gedachter Reformation, D. Orth, mit Recht, einer zu grossen Anhänglichkeit an römische Rechtsgrundsätze, und an Autoritäten; er streitet daher gegen ihn, jedoch mit Bescheidenheit, und ohne Orths Verdienst zu verkennen. Die Abhandlung selbst zerfällt in folgende 9 Abschnitte. 1) Ueber die Gültigkeit der von minderjährigen Personen geschlossenen Verträge. 2) Ueber die sogenannte stillschweigende Emancipation. 3) Wann ist ein Infanzcapital zu den beweglichen Gütern zu rechnen? 4) Bricht Kauf Miethe? 5) Verliert eine Wittwe, die vor Ablauf der Trauerzeit zur weitem Ehe schreitet, dadurch, auch die in erster Ehe errungenen Güter? 6) Kann auch heutzutage ein Testator sein Testament vor ganzem Rathe errichten; oder seinem schon schriftlich verfassten letzten Willen, bey ganzem Rathe zu dem Ende übergeben, daß er ohne alle weitere Feyerlichkeiten bestehe? 7) Ueber des Großvaters Recht, den Enkeln pupillarisch zu substituiren. 8) Ueber die Bedeutung der Ausdrücke: *unmündige Jahre* und *rechtes Alter*, wenn solche in einem letzten Willen vorkommen. 9) Welche Erfordernisse muß ein Testament haben, um einen früher errichteten letzten Willen aufzuheben? — Rec. stimmt dem Vf. in den hier vorgeschlagenen Vereinigungen widersprechend schei-

nender Stellen der Reformation, völlig bey, und wünscht, daß er fortfahren möge, ähnliche Beyträge zu liefern, damit auch Frankfurts Gesetzserklärung sorgfältig mit dem Geiste der Zeit.

**MEDICIN.** Wittenberg, b. Kühn: *Recept-Taschenbuch für Thierärzte und Landwirthe*, von L\*\*\*. Erstes Bändchen: *Auserlesene Heilmittel wider äußerliche Krankheiten.* 1802. 46 S. Zweytes Bändchen: *Auserlesene Heilmittel wider innerliche Krankheiten.* 1803. 44 S. 8. Der Vf. hat eine Menge Recepte zusammengetragen, und ohne Rücksicht auf Grundsätze niedergeschrieben; er hat also kein Verdienst bey diesem Werke, welches im Gegentheile Schaden stiften kann, weil Laien die verschiedenen Fälle nicht kennen, und keine Auswahl treffen können, wo und in welchen Zeiträumen einer Krankheit diese oder jene Formel anwendbar ist. Bey der Eintheilung ist die alte Methode beybehalten worden. Billig hätte der Vf. auch die verschiedenen sich widersprechenden Recepte gehörig und kunstmässig verbessern sollen; allein dieses ist ebenfalls nicht geschehen, vielmehr sind die alten Fehler noch mit neuen vermehrt worden. Auch findet man häufig das Abkrühen und Abkochen verwechselt und mehrere Unrichtigkeiten in Betreff der Chemie und Pharmaceutik. Dergleichen Bücher, wodurch nur die Pflucherey unterstützt wird, sollten billig gar nicht zum Publicum gelangen.

Ohm.

**Druckfehler.** No. 76. 77. S. 604. 2 Z. von unten, lies: *heltönenden*. S. 605. 7 Z. 1. *verwandeln der Scene*. 10 Z. 1. und dieselb. S. 610. 11 Z. 1. *der Aria*. S. 610. 9 Z. von unten 1. *der Singstimme*. S. 611. 3 Z. von unten 1. *zu füllen*. In dem Notenbeyspiele, 1 Zeile, muß die vorletzte Note g, 2 Zeile, muß die letzte Note des 3 Takts es, und die vorletzte des vorletzten Takts a heißen.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 28 A P R I L . 1 8 0 4 .

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

FRANKFURT U. LEIPZIG: *Bruchstücke über Verbrechen und Strafen etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im zweyten Theile dieses classischen Werks kommt der Vf. auf die Ausführung seines speciellen Gegenstandes, der Gefangen- und Strafanstalten, der nicht bloß durch die genauere Entwicklung alles dessen, was dahin gehört, sondern durch seine Natur selbst ein großes Interesse gewinnt. Gefangen- und Strafanstalten gehören zu den Gegenständen, die für die gemeinen Beobachter nichts Anziehendes haben, von denen daher selten die Sprache ist, und die man nur im Allgemeinen kennt; und die doch für den Zweck der Strafgewalt von der größten Wichtigkeit sind, und wobey so große Hindernisse zu überwinden, so viele ermüdende und widrige Umstände vorkommen, als weder die Arbeit des Richters noch des Gesetzgebers kennt. Eine Entschleyerung der traurigen Welt, welche die Bewohner der Gefangen- und Strafanstalten bilden, und eine Schilderung aller der Gebrechen, die auf derselben in der halben Verborgenheit ruhen, aus zuverlässigen Nachrichten, mit gründlichen, riefdurchdachten, glücklichen Verbesserungsvorschlägen, wie sie dieser zweyte Theil enthält, erregen daher mit Recht die volle Aufmerksamkeit aller derjenigen, welche eben so wohl an dem Schicksale vieler Unglücklichen und Gefallenen, als an der Sicherheit und Ordnung des Staats, der sie im freyen Zustande gefährlich werden, Antheil nehmen. Sein Thema handelt der Vf. in vier Abschnitten ab; in dem ersten wird der Zweck der verschiedenen Classen der Gefangenanstalten bestimmt; im zweyten werden die aus richtigen Grundsätzen hergeleiteten Haupterfordernisse zweckmäßiger eingerichteter Gefangenanstalten angegeben; im dritten wird untersucht, inwiefern die preussischen Gefangenanstalten diesen Grundsätzen gemäß eingerichtet sind; und im vierten folgen zum Schluss die Vorschläge zur bessern und zweckmäßigeren Einrichtung der preussischen Gefangenanstalten. Wenn gleich die drey letzten Abschnitte, um Wiederholungen zu vermeiden, vortheilhaft verbunden werden können: so gewährt doch der gewählte Plan von einer andern Seite nützliche Ueberlichten, die sonst verloren gehn müssen.

Die Gefangenanstalten bestehen jetzt aus zwey Hauptclassen, aus *Aufbewahrungsgefängnissen* und aus *S. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.*

*Strafgefängnissen.* Zu diesen soll nun noch eine dritte Classe, die *Besserungsanstalten*, kommen. Der Zweck der ersten Classe, die zum Arrest des in Untersuchung befangenen Angeschuldigten dienen, liegt klar vor; wegen des Zwecks der zweyten Classe entsteht ein Zweifel, da man anfängt, moralische Besserung in den Strafgefängnissen zu verlangen. Um hier auf eine feste Bestimmung zu kommen, entschließt sich der Vf., so abgeneigt er sich auch erklärt, bey praktischen Arbeiten in theoretische Speculationen einzugehen, die streitigen Fragen über den Zweck der Strafen zu bestimmen. „Meines Ermessens, sagt er, liegt bey der Idee, das Besserung, und zwar moralische Besserung der Verbrecher, der Zweck der Strafen sey, eine ganz offenbare Verwirrung der Begriffe zum Grunde, welche dadurch entsteht, das man die transcendente Idee des Strafzwecks, ohne weitere Rücksicht und in ihrer abstracten Allgemeinheit, aus der Metaphysik in die bürgerliche Gesetzgebung überträgt.“ Nach seiner Meinung nimmt der Staat nur auf den rechtlichen Zustand der Gesellschaft Rücksicht; was rein moralisch ist, liegt außerhalb den Grenzen der bürgerlichen Strafgesetze. Dies wird jedoch weiter so modificirt, das zwar die Beförderung der Moralität nicht ausgeschlossen, doch dem Hauptzwecke der Strafgesetze nur untergeordnet wird, und zwar dergestalt, das durch die letzteren die moralische Besserung nicht gehindert, und durch die physische Besserung des Verbrechers, durch ein Gewöhnen an Mäßigkeit und Ordnung, vorbereitet wird. Nach dieser Voraussetzung, die man gern unbedingt beyfallswürdig finden wird, nimmt der Vf. an, das der Zweck der Strafen kein anderer, als Verbrechen zu verhüten, seyn könne; das die Androhung und Vollziehung der Strafe sich nothwendig unterstützen müssen, und das, nach der Lage der Dinge, nur empfindliche, sinnliche, vom Begehen des Verbrechens abzuhalten geschickte Uebel von Wirkung sind. Besserungsanstalten, die neben Strafanstalten bestehen sollen, müssen daher einen ganz andern Zweck haben, wenn es nicht ein neuer Name für eine alte Sache seyn, oder auf etwas, das nicht zum Strafzweck gehört, gehen soll. Die Strafe muß zwar nach einem mittleren Proportionalmaasse berechnet seyn; da aber hierin nach den Umständen, bald zu Gunsten, bald zum Nachtheil der Schuldigen, Modificationen eintreten können und müssen, so kommt man im ersten Falle auf das Begnadigungs- in dem zweyten auf das Sicherstellungsrecht. Dies letztere Recht führt denn auf die Besserungsanstalten, die erst nach

Abbüßung der Strafe von Gebrauch sind, und worin solche Bestrafte, die durch ihre bösen Gewohnheiten, durch Müßiggang, Ausschweifung und Verschwendung, einen Hang zu Verbrechen in sich tragen, durch Anstrengung zur Arbeit; und durch Aufsicht ihrer gefährlichen Gewohnheiten so entwöhnt werden sollen, daß sie nach einiger Zeit in die Classe der brauchbaren Einwohner gezählt werden können. „Sicherstellung des Staats, sagt der Vf., gegen die eingewurzelten Neigungen seiner Bürger zu unrechtlichen Handlungen und physische Besserung der Verbrecher, das ist der Zweck, den Besserungsanstalten haben können und sollen. Eigentliche moralische Besserung kann dabey nur Nebensache seyn, und das Beyspiel der nordamerikanischen Gefängnisse, die sich bekanntlich auf eine einzige und ruhmvolle Weise von dieser Seite auszeichnen, kann dagegen nicht als ein widerlegendes Beyspiel angezogen werden; da es in denselben der Religionsseifer der Quaker ist, welche, mit großer Aufopferung, diese seltene Besserung unter den Verbrechern zu Stande bringen.“ Der Vf. macht noch in einer andern Stelle die nicht ungegründete Bemerkung, daß ein solcher Religionsseifer, der nicht zu den gewöhnlichen gehöre, mit der Zeit zu erkalten pflege, daß aber eine Besserungsanstalt nach der angegebenen Idee zuletzt eben dahin führen könne, wohin die moralischen Besserungsversuche bringen, und weniger als die der Wandelbarkeit unterworfen sind. In den vorgeschlagenen Besserungsanstalten sollen nur solche Verbrecher, nach überstandener Strafe, aufgenommen werden, die einer Besserung fähig sind, und mit der gehörigen Auswahl, so daß die Verführung, die gewöhnlich die Gefängnisse, Arbeits- und Zuchthäuser zu Pflanzschulen neuer Verbrecher zu machen pflegt, möglichst verhindert wird. Zur Arbeit sollen die darin Aufgenommenen eben so als in den Strafanstalten, nur ohne Zufügung sinnlicher Uebel, mit gehöriger Rücksicht auf das Maas ihrer Kräfte, nach einer strengen Ordnung angehalten, auch gleich, aber nur nothdürftig gekleidet und beköstigt werden. Von ihrem Uebers Verdienst muß ein Capital gesammelt, und ihnen solches, wenn sie aus der Besserungsanstalt gehen, zu ihrem Fortkommen, unter gehöriger Aufsicht, mitgegeben werden. An einem vernünftigen Gottesdienste darf es übrigens bey solchen Anstalten nicht fehlen. Um das in den Gefängnissen so gefährliche Verführen zu verhüten, ist es nöthig, unter den Verbrechern eine zweckmäßige Classification zu machen. Verbrecher aus Leidenschaft kommen unter den Verführern fast gar nicht vor; dahingegen fallen ganz eigentlich in diese Classe Diebe, Diebeshehler, Räuber und Betrüger, allenfalls auch feile Dirnen, die daher zur Verhütung der Verführung möglichst abzufondern sind. Zur Besserung der Züchtlinge wird außerdem erfordert, daß ein jeder mit derjenigen Arbeit, an die er von Jugend auf gewöhnt ist, also Landknechte mit Feldarbeiten, mechanische Arbeiter mit Handwerken, Tagelöhner mit Handarbeiten, so weit es seyn kann, beschäftigt werden. Daß

sie in Zuchthäusern mit Raspeln, Wollkratzen, Spinnen beschäftigt werden, ist ihnen zu einer Besserung nicht vortheilhaft, sondern vielmehr hinderlich, indem sie nach dem Austritt aus dem Zuchthause von dieser Arbeitsart keinen Gebrauch zu machen wissen, und der Arbeit, die sie vor ihrer Bestrafung trieben, während der Strafzeit, durch ganz andere Arbeiten entwöhnt worden, so daß sie in der Verlegenheit, in die sie dadurch gerathen, zu neuen Verbrechen Anlaß finden können. Zu dieser üblen Einrichtung kommt zuweilen noch, daß die Zuchthäuser den groben Verbrechern, anstatt ihnen sinnliche Uebel zuzufügen, solche Bequemlichkeiten verschaffen, daß sie unter sich ganz vergnügt leben.

Als Haupterfordernisse der Gefangenanstalten nimmt der Vf. im 2. Abschnitte an, daß sie für sich bestehende, von Armen- Waisen- Irrenhäusern und Hospitälern ganz abgeforderte Anstalten seyn müssen, welches sie in den preussischen Staaten zum großen Theile nicht sind. Ferner müssen die verschiedenen Classen derselben, Aufbewahrungsgefängnisse, Strafgefängnisse und Besserungsanstalten von einander abgefordert seyn, welches sich ebenfalls nicht allenthalben so findet; imgleichen sollen die Gefangenanstalten nicht zu klein angelegt, und dadurch der Zahl nach zu sehr vervielfältigt, sondern vielmehr so viel es nur irgend möglich ist, in größere Anstalten zusammengezogen werden, weil sich nur in solchen größeren Anstalten der Zweck der gethanen Vorschläge erreichen läßt. In Ansehung der Aufbewahrungsgefängnisse findet aus leicht einleuchtenden Gründen die meiste Ausnahme von dieser Regel statt. Daß die Gefängnisse, ohne der Ketten und Banden zu bedürfen, Sicherheit genug gewähren, und die Ablieferung der Gefangenen unter gehöriger Bedeckung geschehen müsse, ist eine ganz billige Forderung, so wie auch diese, daß die Gefangenstellen die erforderlichen Aufseher, Wächter und Officianten haben. Es ist wohl nicht zu verkennen, daß es bey Anstalten, die verdorbene Menschen bessern sollen, auf vorzüglich taugliche Subjecte ankomme, und daß dies Erforderniß nicht weniger wichtig als bey Verstellern von Erziehungsanstalten wird. Vor andern ist bey der Gefangenanstalt eine aus rechtschaffenen Männern bestehende Verwaltungscommission nöthig, welche mit den Details der Administration nichts zu thun hat, welche aber über die Officianten derselben die Aufsicht führt und dahin sieht, daß der Zweck der Anstalt erreicht werde. Alle Gefangenanstalten sollten einer einzigen Behörde untergeordnet seyn, von der die Vertheilung der Gefangenen nach den verschiedenen Classen, zufolge bestimmter Grundsätze abhängt, wodurch denn auch das Uebersetzen der Gefangenanstalten verhindert werden könnte. Billig ist die Forderung, daß auf Gesundheit und Reinlichkeit, bey der Anlegung und Einrichtung der Anstalten gesehen, auch auf gehörige Beköstigung und Bekleidung Bedacht genommen, diese Stücke aber nicht verpachtet, oder in Entreprise gegeben, oder den Officianten ein Theil am Verdienste



gelassen werde. Dafs die Gefangenen in den Straf- und Besserungsanstalten zur Arbeit angehalten werden, ist ein nothwendiges Erfodernifs; in den Aufbewahrungsanstalten aber nur insofern, als sich die Gefangenen nicht aus eigenen Mitteln ernähren können, sondern sich ihren Unterhalt verdienen müssen. Ausser der Arbeit sind die Gefangenen zur Beobachtung einer strengen Ordnung, Mäßigkeit, Ehrbarkeit und Anständigkeit anzuhalten; es sind zu dem Ende Polizeygesetze abzufassen, die den Gefangenen bey ihrem Eintritt in das Haus bekannt gemacht werden, und deren Uebertretung festgesetzt, nicht von der Willkühr der Officianten abhängige Ordnungsstrafen nach sich ziehen. Wenigstens alle Monate müssen die Gefangenen nach ihren Fähigkeiten und Kräften in den festgesetzten Arbeitsclassen vertheilt, auch zur Gewinnung eines Ueberverdienstes, ausser dem bestimmten Arbeitspensum angehalten werden. Den Gefangenen soll übrigens so viel möglich Veranlassung gegeben werden, sich während ihres Aufenthalts in den Anstalten auch moralisch zu bessern. Die Entlassung aus den Gefangenenanstalten darf nicht willkürlich, sondern nach gewissen Vorschriften geschehen, so dafs sie weder eher erfolgt, bis man versichert seyn kann, dafs der Zweck der Anstalt erreicht worden, noch auch durch eine willkürliche Verlängerung aufgehalten wird. Sowohl bey der Aufnahme, als bey der Entlassung müssen die Gefangenen mit den nöthigen Kleidungsstücken versehen werden.

Der 3 Abschnitt, der die Beschreibung der Gefangen- und Strafanstalten in den preussischen Ländern enthält, liefert von denselben ein Bild, das einige wenige helle Stellen ausgenommen, welche die Gefangenenanstalten in Magdeburg, Halberstadt, Halle, auch Jauer in Schlesien vorzüglich ausmachen, fast nur trübe Farben der Trauer darstellt, und zu dessen Zeichnung sich der Vf. mehr aus Nothwendigkeit als aus Neigung entschlossen hat. Es ist leider zu erwarten, dafs diese Darstellung der Gefangenenanstalten noch auf mehrere Länder passe, und aus demselben hoch mit neuen Zügen greller gemacht werden könne; da es bekannt ist, wie wenig diese Anstalten gewöhnlich die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen pflegen. Ein Hauptübel dabey ist, die gänzliche Anarchie, welche bey der Direction und der Verwaltung der Gefangenenanstalten statt findet, da es noch ganz an einer obern Behörde fehlt, welche das Ganze leitet. Mehrere Behörden, des Justiz- Finanz- und Militärdepartements, nebst den Unterbehörden concurriren häufig dabey, und sind sich, da jedes für sein besonderes Interesse arbeitet, leicht hinderlich. Die meisten Strafanstalten bestehen nicht für sich, sondern sind fast überall mit Armenanstalten, Waisenhäusern, Hospitälern und Irrenhäusern verbunden; dies ist unter andern der Fall bey den Zuchthäusern zu Halberstadt, Töpien, Ruffel, Halle, Jauer, Stettin, Stargard, Wesel, Schwabach und Baireuth. Sie sind ferner zum Theil zu klein ange-

legt und der Zahl nach zu sehr vervielfältigt. Sie können nur 20, 30, oder 40 Personen fassen. Pommern hat solcher Zuchthäuser nur drey, zu Stettin, Stargard und Colberg; die für das Land nicht hinreichen, und kein einziges hat hinlängliches Auskommen, welches sie, in ein einziges vereinigt, durch Arbeitsverdienst der Gefangenen leicht heben könnten. Ein grosser Mangel der Anstalten ist, dafs sie keine sichere Aufbewahrung geben, vornehmlich weil es an hinlänglichen und tauglichen Wächtern, Aufsehern und Officianten fehlt, und die Anstalten, wegen Mangel des Raums, und wegen Mangel einer Oberbehörde, welche die Gefangenen vertheilt, mit solchen übersetzt werden müssen, welches mit vielen Beyspielen belegt wird. In einem einzigen Jahre entflohen 346 Verbrecher aus den Gefangenenanstalten, manche Fälle der Flucht mögen gar nicht bekannt geworden seyn. Es herrscht ferner in diesen Gefangenenanstalten eine völlige Ungleichheit der Behandlung; die Gefangenen sind von den Aufsehern, Officianten und Wächtern zu abhängig gemacht, und daher bald zu gedrückt, bald zu frey gehalten. Die Gefängnisse sind nicht überall der Gesundheit angemessen, und einige, wie das in Elbingen, schauerhaft. An der erforderlichen Reinlichkeit fehlt es den meisten derselben. In manchen Anstalten weifs man von keiner Arbeit, und in nicht wenigen wird doch, selbst bey der Arbeit, dem Müßiggange zu viel nachgesehen. Polizeygesetze hat man nur in den wenigsten; und da der Ueberverdienst den Gefangenen häufig überlassen wird, so befördert man dadurch selbst die Unordnung; manche Zuchtknechte machen die Verkäufer von Lebensmitteln, Tabak, und selbst Branntwein an die Gefangenen. Der Mangel an einer Classification der letzteren zeigt sich fast überall, und ist die vornehmste Veranlassung zum Verführen. Zu einer moralischen Besserung finden die Gefangenen nur wenig Gelegenheit. Ausserdem entstehen aus dem Zusammenpressen der Gefangenen in manchen Anstalten nachtheilige Folgen für die Gesundheit; und bey ihrer Entlassung finden sie keine Beyhülfe zum weiteren Fortkommen. Die Entlassung der Gebesserten geschieht mehr auf Gerathewohl, als nach gehörigen Grundsätzen, da es an Reglements überhaupt fast ganz fehlt.

Der 4 Abschnitt, der bestimmte Vorschläge zur Verbesserung der Gefangen- und Strafanstalten, mit besonderer Rücksicht auf die preussischen Staaten enthält, bedarf hier um so weniger einer näheren Anzeige des Inhalts, da er sich aus dem Angegebenen schon ergibt, und zu sehr auf das Locale und die eigene Verfassung Preussens eingeht. Es ist zu wünschen und zu hoffen, dafs seine Vorschläge, die mit reifem Nachdenken, mit Vorsicht, ohne überspannte Erwartung, und mit genauer Sachkenntnifs gemacht sind, das verdiente Gehör finden, und dafs dem edlen Verf. der Ruhm, für Preussen ein Howard geworden zu



zu seyn, in ungetheiltem Maße, und mit dem Danke der Nachwelt, werden möge. Rr.

### KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Taschenbuch für Soldaten* auf 1804, von J. G. Hoyer. 1803. VIII und 160 S. 12. (20 gr.)

Dieses Taschenbuch enthält eine kurze, aber angenehme und richtig vorgetragene *Kriegsgeschichte von Italien vom Jahre 1511 bis zum 19. Jahrhundert*; dann sind unter der Rubrik: *Biographien berühmter Feldherrn*, diesmal die Biographien von Ferdinand von Toledo, dem Herzog von Alba, und Ferdinand d'Avalos, dem Marchese von Pescara, gewählt worden. Da Biographien Spiegel für lebende und handelnde Personen von gleichen oder ähnlichen Bestimmungen sind: so werden sie lehrreich, wenn sie der Wahrheit gemäß gezeichnet und empfehlend dargestellt werden; diese Kunst aber besitzt der Vf. in einem hinreichenden Grade. Er zeichnet getreu ohne zu mahlen, und vergiebt, der historischen Wahrheit nichts, indem er durch interessante Nebenzüge auf die Empfindung der Leser wirkt. Es ist zu hoffen, daß der Vf. diese Rubrik in den künftigen Jahrgängen seines Taschenbuches beybehalten, und uns mehrere sehrreiche Biographien mittheilen wird. Die im Taschenbuche befindlichen *Artillerie-Notizen* sind lehrreich, und ob sie gleich keine neuen Ansichten oder besonderen Erfahrungen enthalten: so werden sie doch Artilleristen und andern Officieren willkommen seyn, weil sie Gegenstände betreffen, deren Kenntniß nicht oft genug empfohlen werden kann. Das Nämliche gilt auch

von den *strategischen und andern Notizen*. Ueberhaupt zeichnet sich dieses Taschenbuch vor dem auf 1803 vorthellhaft aus, weil in jenem zu viel Bekanntes von fremdem Boden auf unsern deutschen verpflanzt wurde. Die *Angabe der militärischen Handbibliothek* ist für junge Officiere mehr als zu vollständig; belehrender aber würde sie seyn, wenn das Gute jeder empfohlenen Schrift auch nur mit ein paar Worten dargestellt worden wäre. Auch die *pragmatische Uebersicht der neuen österreichischen Militärverwaltung* wird jedem, der sich über den gemeinen Garnisondienst erhebt, angenehm seyn. Da diese Verwaltung voll Weisheit und Ordnung an sich ist: so wäre zu wünschen, daß sie irgend ein Sachkundiger mit der österreichischen Staatseinrichtung vergliche, wo sie sodann um so mehr der österreichischen Monarchie angemessen erscheinen würde.

Möchte es dem Vf. gefallen, in der Fortsetzung dieses Taschenbuches, dem militärischen Publicum auch über die Organisation und den Gebrauch solcher Truppenarten Notizen mitzutheilen, die den meisten unbekannt und doch sehr wichtig sind, wie z. B. die Organisation der österreichischen regulären und irregulären leichten Truppen, Infanterie und Cavallerie, und die bezweckten Absichten ihres Gebrauchs, nebst Beurtheilung, ob sie diesen entsprechen oder nicht, und aus was für Gründen. Ein Gleiches wäre von diesen Truppen bey der russischen und französischen Armee zu wünschen. — So würde sich dieses Taschenbuch durch Mannichfaltigkeit und Neuheit des Inhalts merklich vor ähnlichen auszeichnen.

JKG.

### KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. München, b. Strobel: *Ueber Vertheilung der Pfarren und Befoldung der Geistlichkeit in Baiern*. 1803. 94 S. 8. Unter den vielen wohlgemeinten Vorschlägen, die seit der gegenwärtigen Regierung die Pfaffen in Baiern beschäftigt haben, ist der vorliegende einer der durchdachtesten, und (wenn man einige wenige Mißgriffe abrechnet) ausführbarsten. Der Vf. benutzt, wie seine Abhandlung zeigt, alle zur Beurtheilung eines so verwickelten Gegenstandes nöthigen Kenntnisse, und verbindet mit denselben eine seltene Mißgung. Er handelt in 3 Abschnitten von dem Personal- und Local-Etat der bayerischen Geistlichkeit, von ihrem Befoldungsstande, und von der Einführungsart des vorgeschlagenen Organisations-Planes. Der Plan besteht darin: 1) die zu großem Pfarren so zu vertheilen, daß die entferntesten Pfarrgenossen nicht weiter als 4 Stunden zur Pfarrkirche zu gehen haben, und daß die Seelenanzahl nie über 2000 Seige (große Städte ausgenommen.) 2) Vier Classen von Pfarren nach der Anzahl der Seelen festzusetzen. 3) Die Zahl der Priester zu bestimmen. 4) Eine Anstalt für

ausgediente, und 5) eine für vorzubereitende Geistliche zu errichten. 6) Die Pfarren in Verbindung mit den Landgerichten, die Bisthümer im Verhältnisse mit den Hofgerichten zu behandeln. 7) Aus den in den Kloster-Bibliotheken zurückgebliebenen Sammlungen öffentliche Land-Bibliotheken in jedem Landgerichte anzulegen. 8) Den Geistlichen eine fixirte Befoldung zu erteilen, und zwar von 1000 fl. für die 1ste, 800 für die 2te, 600 für die 3te, und 500 für die 4te Classe. 9) Die Natural-Zehenten und Stollgebühren ganz aufzuheben. 10) Die Baumaterialien und Dotations-Capitalien der entbehrlich werdenden Kirchen, Pfarrhäuser u. s. w. für eine zu errichtende Bau-Casse zu bestimmen. 11) Die neue Organisation, welche durch genaue geographische und statistische Beschreibungen vorbereitet werden muß, zwar nach und nach, aber in kurzer Zeit in Vollzug zu setzen. Rec. bedauert, nicht weitläufiger über diese mit gründlicher Einsicht verfaßte Schrift reden zu können, und empfiehlt sie jedem, der in diesem Fache zu arbeiten hat.

Rta.

# JENAI SCHE ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DE N 30 APRIL, 1804

## GESCHICHTE

LEIPZIG, b. Weidmanns: *Frid. Aug. Guil. Wenckii, Ser. Sax. Princ. El. a Consil. aul. et Hist. Prof. Lips., Codex juris gentium recentissimi, s. tabulariorum exemplorumque fide dignorum monumentis compositus.* T. I. 1781. 784 S. T. II. 1788. 788 S. T. III. 1795. 827 S. in 8.

MEIßEN, b. Erbstein: *Directorium, d. i. chronologisches Verzeichniß der Quellen der süd-sächsischen Geschichte, sofern selbige aus Geschichtsschreibern aller Art und Denkmälern bestehen.* Von Johann Christoph Adelung. kurfürstl. sächs. Hofrath und Oberbibliothekar. 1802. 250 S. gr. 4. (3 Rthlr. 12 gr.)

Wir verbinden auch hier wieder die Beurtheilungen zweyer Werke verwandten Inhalts, und erwähnen, neben dem neueren, zugleich ein älteres, nicht, weil es unserer Zeitung an Stoff gebricht (wie jüngst ein getadelter Schriftsteller, der sich sonst nicht zu helfen, nicht durch Gründe zu vertheidigen wußte, im Verdruss uns vorwarf), sondern weil die gelehrten Blätter auch von jenem Hauptwerke wenig oder gar keine Notiz genommen haben.

Das *Adelung'sche* Werk, um mit diesem den Anfang zu machen, gehört unstreitig, als einzig in seiner Art, zu den merkwürdigsten Erscheinungen der historischen Literatur, und zu den brauchbarsten in Absicht auf die Bearbeitung der sächsischen Geschichte. Der Zweck des Vfs war: die zahlreiche Menge der überall zerstreuten Quellen dieser Geschichte aufzusuchen, die aufgefundenen Data Auszugsweise in chronologischer Ordnung zusammen zu reihen, sie mit kritischem Auge zu mustern, und durch diese Sammlung von Notizen aus den Schriftstellern des mittleren Alters sowohl, als aus allen bisher bekannt gewordenen Urkunden dem künftigen Geschichtsschreiber nützlich zu werden, und ihm eben so viele Jahre mühsamer Vorarbeit zu ersparen, als selbige dem Vf. dieses Directoriums gekostet haben mag. Er theilt die Geschichtsquellen, wie man von selbst erwarten kann, in *zwey Hauptclassen*: in die *gleichzeitigen Geschichtsschreiber* und in die *Urkunden*. Von jenen war noch nichts befriedigendes vorhanden, was der Geschichtsforscher hätte nachweisen und ihren Gebrauch erleichtern können. Der Vf. hat also das alleinige Verdienst, eine eben so mühevoll als durchaus nützliche Arbeit von der Art übernommen zu haben. Zu den historischen Schriften, aus welchen man hier

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

Auszüge findet, rechnet er nicht nur solche, welche auf die sächsischen Länder unmittelbaren Bezug haben, sondern auch solche, welche andere Gegenden und besonders die nahe angrenzenden Länder betreffen. Dahin gehören Annalen, Chroniken, eigentliche Geschichten, Briefe, Concilien, Synoden, Nachrichten von Stiftungen einzelner Klöster, das Leben der Heiligen und die Nekrologia. Die zwey letzten Produkte geben aber, wie der Vf. richtig bemerkt, für die Geschichte wenig Ausbeute, und müssen mit Vorsicht benutzt werden. Eigentlich ist nur der gleichzeitige Schriftsteller oder wenigstens der, welcher aus gleichzeitigen Quellen geschöpft hat, ein glaubwürdiger Zeuge, und es ist jedem Geschichtsschreiber zu empfehlen, bey wichtigen Begebenheiten seine Zeugen in chronologischer Ordnung auftreten zu lassen, und bey einem jeden zu bemerken, wann er gelebt oder geschrieben habe, eine Regel, die unsere heutigen Geschichtsschreiber sehr oft außer Augen setzen. Zu den Quellen der Geschichte pflegt man zwar auch Denkmäler und Münzen zu rechnen; es läßt sich aber daraus wenig Gewinn erwarten; doch hat sie der Vf. in seinem Werke nicht ganz unbenutzt gelassen, auch in der Vorrede die merkwürdigsten Erbbegräbnisse der Markgrafen von Meissen und der Landgrafen von Thüringen bemerklich gemacht.

Die zweyte Hauptclasse der historischen Quellen sind die *Urkunden*. In diesem Fache hat nun zwar *Schöttgen* durch sein bekanntes *Inventarium diplomaticum* vom J. 1747 viel geleistet, oder doch wenigstens die Bahn zur Vervollkommenung eines ähnlichen Werks gebrochen; allein sein Verdienst beschränkt sich bloß auf sehr magere Rubriken, die nicht nur oft unrichtig, sondern auch durchgehends so mangelhaft sind; daß man zwar die Existenz der Urkunde, aber selten den Inhalt derselben kennen lernt. Der Geschichtsschreiber, oder der Publicist, muß also auch jede Urkunde, wenn er davon Gebrauch machen will, selbst lesen, um zu sehen, ob sie etwas für seinen Behuf enthält; und wohl ihm, wenn er den großen Vorrath von Büchern besitzt, welcher dazu gehört!

Um diese vorzügliche Quelle der sächsischen Geschichte, nach ihrem ganzen Umfange, brauchbarer zu machen, wird nun der Vf. auf dieselbe Art, wie es in dem vorliegenden Bande bey den Schriftstellern des Mittelalters geschehen, aus allen bekannt gewordenen Urkunden, welche die Zahl der von *Schöttgen* angezeigten bey weitem übersteigen, und sich auf 24,000 belaufen, die nöthigen Auszüge geben,

Bb

ben, so daß ein künftiger Geschichtschreiber des mühsamen Nachschlagens ganz überhoben seyn kann, und nur den ihm vorgefammelten Stoff auf die gehörige Art verarbeiten darf.

Die Wichtigkeit und den Nutzen eines solchen Diplomatariums wird gewiss jeder Kenner der sächsischen Geschichte nach seinem ganzen Umfange zu schätzen wissen; er wird aber auch die grenzenlose Mühe und die unerschütterliche Beharrlichkeit fühlen, die die Ausführung dieses Unternehmens erfordert; wenn es den möglichsten Grad der Vollständigkeit erreichen, und dem bestimmten Zwecke ganz angemessen seyn soll. Es ist voraus zu setzen, daß manche Urkunden-Auszüge, wenn sie den wesentlichen Inhalt ganz erschöpfen, und dem Geschichtschreiber das Lesen der Urkunde ersparen sollen, oft ganze Seiten füllen, und also mehrere Bände zur Vollendung eines Werks erfordern werden, dessen Nutzen sowohl für unsere Zeitgenossen als für die spätere Nachwelt unverkennbar bleiben wird.

Die vorläufigen Proben, die der Vf. S. 191 ff. von dergleichen Auszügen gegeben, hat Rec. ganz dem Geiste der Urkunde gemäß gefunden; doch kann er den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem Vf. gefallen möge; nicht nur in den Auszügen der ältesten Urkunden, die darin vorkommenden Gauen, nebst den dazu gehörigen Ortschaften mit Benennung der Gauverwalter anzuführen, sondern auch die, in den Urkunden des 12, 13 und 14 Jahrh. aufgeführten Zeugen des hohen und niedern Adels bemerkt zu machen. Das erstere erleichtert dem Geschichtsforscher die Bearbeitung der mittleren Geographie und der damaligen staatsrechtlichen Verfassung der deutschen Gauverwalter; das letztere hingegen liefert manches, vielleicht noch unbenutzte, Datum zur Vervollkommenheit der Geschlechtskunde der fürstlichen und gräflichen Häuser Deutschlands, deren Genealogie noch mancher Berichtigung bedarf.

Nach dieser allgemeinen Bemerkung über den Plan, den sich der Vf. bey diesem trefflichen Werke vorgeschrieben hat, wollen wir unsere Leser nur noch kürzlich mit dem Inhalte des gegenwärtigen Bandes bekannt machen.

In einer vorangehenden *Einleitung* findet man einige gut durchdachte Winke, über die sächsische Geschichte, zu deren Bearbeitung der Vf. manche neue Ideen mittheilt, die mit gutem Erfolg zu benutzen sind. Er geht in die ältesten Zeiten zurück, und verbreitet sich über die Völkerstämme der *Hermundurer*, *Thüringer* und *Slaven*, deren Ursprung er kürzlich zu entwickeln sucht. Er zeigt, daß die Thüringer nicht, wie man bisher glaubte, ein westgothischer Stamm waren, sondern daß die Wörter *Hermundurer* und *Thüringer* bloß zwey verschiedene Namen eines und desselben Volks gewesen, welches seine Grenzen nie verlassen habe. Diese Angabe gründet er auf eine eben nicht weit gesuchte Etymologie, indem der Name *Hermundurer* den germanischen *Dwerg* oder Bergbewohner anzeige, der späterhin durch den Namen *Thüringer* aus-

gedrückt wurde. — Mit vorzüglicher Gründlichkeit handelt er hierauf von der *Errichtung der thüringischen Marken* überhaupt, und von der *Mark Meissen* insbesondere. Jene waren Nord- und Südrhingen, die beide an den Sorben, unruhige und gefährliche Nachbarn hatten. Um ihren Raubzügen ein Ende zu machen, eroberten die fränkischen Könige im Osten so vieles Land als sie konnten, und übergaben es der Aufsicht eines Markgrafen. In der Folge wurde auch Nördthüringen von Karl dem Großen überwältigt, und hier ebenfalls eine eigene Mark errichtet. Beide Marken zusammen hießen anfangs *Limes Sorabicus*, späterhin *Marchia orientalis*, welcher letztere Name sich nachher bloß auf die nördliche Mark einschränkte. Als man in der Folge den Slaven alles übrige Land wegnahm und mit den Eroberungen weit über die Elbe bis an die schwarze Elster fortrückte; ward eine neue Mark notwendig, die von ihrer Hauptorte die *Mark Meissen* genannt wurde, deren Grafen nach und nach auch die beiden älteren Marken an sich brachten, und dadurch alles zu einem Staatskörper vereinigten.

Die Grenzen dieser Mark bestimmt der Vf. nach dem Umfange der drey Bisthümer Meissen, Merseburg und Zeitz, die in drey verschiedenen Provinzen errichtet wurden. Er geht hier von dem sehr richtigen und von unsern deutschen Alterthumsforschern anerkannten Grundsatz aus, daß man sich mit den Bistümern immer nach den Landesgrenzen zu richten pflegte, und daß die älteste Diöcesenverfassung ein vorzügliches Beweismittel abgebe, die damaligen Grenzen der Provinzen bestimmen zu können. Aus dieser Voraussetzung entwickelt sich die Wahrheit, daß die Grenzen des Stifts Meissen, sich bis an die heutigen Grenzen Böhmens erstreckt haben, und daß daher die Angabe Schottgens und anderer sächsischen Geschichtschreiber, welche die böhmische Grenze bis an Dresden ausdehnen wollten, ganz irrig sey. — Nicht ohne Schmeifflan leitet der Vf. aus der politischen Einrichtung der Marken den Ursprung der staatsrechtlichen Lehre vom geschlossenen Gebiete und von der Landeshoheit ab, welche die Markgrafen von Meissen in ihrer Mark von jeher hergebracht und von Zeit zu Zeit standhaft behauptet haben. Eben daher lassen sie in ihren Ländern keine Reichsunmittelbarkeit aufkommen; daher findet man daselbst so wenig Spuren von den, im übrigen Deutschland so häufig geschehenen Befehlungen, weil die Markgrafen ihren hohen und niedern Adel besser in Zaum zu halten wußten, daher konnten die Kaiser jenen Bistümern nicht so viele Hoheitsrechte zugestehen, als den andern deutschen Bistümern, weil sie von den Markgrafen unabhängig waren, diese auch als Vögte und Schutzherrn manche Vorrechte über sie hatten. — In der vorletzten *Errichtung der Burgwarden*, die zur Sicherheit der Lande abzweckten, glaubt der Vf. den wahren Ursprung den *Amisassen* und ihres Unterschieds von den *Schirffassen* zu entdecken. Jene waren ehe-

ehedem Burginänner, und hatten für die Sicherheit der ihnen anvertrauten Bezirke zu sorgen; die *Schrieffassen* hingegen waren solche Gutsbesitzer, welche sich der Markgraf vorbehalten hatte, und daher von ihm nur allein aufbehalten werden konnten. Ueber *Landstände* und *Landtage*, über *Leibeigenschaft* des gemeinen Landvolks und über den *Bergbau* giebt der Vf. zwar nur allgemeine Bemerkungen; sie enthalten aber manches, wodurch der künftige Geschichtschreiber zu weiteren Nachforschungen dieser Gegenstände aufmerksam gemacht werden muß. Diese Einleitung schließt sich mit einer kritischen Untersuchung der Herkunft des *Theoderici Buzici*, dem Stammvater des Wettinischen und heutigen Hauses Sachsen. Hr. A. berichtet die Angaben einiger Geschichtschreiber, die diesen Theoderich für einen Slaven ausgegeben haben, und muthmaßt aus Gründen der historischen Wahrscheinlichkeit, daß seine Urväter Dynasten unter den Sueven oder wohl gar Heerführer derselben gewesen, deren Nachkommen, wenig Jahrhunderte hernach, in dieser Gegend die gräfliche Würde um so leichter erhielten, weil ein großer Theil ihrer Erbgüter in dem Schwabengau, als in der nachmaligen Grafschaft Mansfeld, gelegen war. Dieser Umstand berechtigt den Vf. zu der Muthmaßung, daß Theoderich zu einer nahen Linie der alten Grafen Mansfeld gehört haben mag.

Das auf diese instructive Einleitung folgende Directorium selbst, oder das chronologische Verzeichniß der aus den ältern Schriftstellern gefertigten Auszüge, zur Erläuterung der sächsischen Geschichte, beginnt mit dem Jahre 404 und endigt sich mit dem J. 1536. Eine unbegrenzte Vollständigkeit läßt sich freylich bey einem solchen Werke nicht erwarten, und es wird dem künftigen Geschichtsforscher immer noch eine Nachlese übrig bleiben. Der Vf. fährt dies selbst und giebt daher den Rath, daß jeder, der von diesem Directorium Gebrauch machen will, sich dasselbe zum Nachtragen durchschleusen lasse.

Nicht ohne Verlangen sehen wir der Fortsetzung eines so wichtigen Werks entgegen, welches für die Erweiterung der Geschichte einen unverkennbaren Nutzen gewährt, und durch die künftige Lieferung der versprochenen Urkunden-Auszüge einen vollständigen und für die spätern Zeiten bleibenden Werth erhalten wird. Möge demnach der unermüdete Vf. sowohl, als der wackere und ehrerbiedende Verleger durch einen erklecklichen Absatz und durch thätige Unterstützung des gelehrten Publicums aufgemuntert werden, ein eben so verdienstvolles als nützliches Unternehmen ganz nach dem vorgelegten Plane zu vollenden! A. S.

Was das *Wenckische* Werk anlangt, so haben wir kaum nöthig, die Historiker und Geschäftsmänner auf dasselbe und dessen vorzüglichen Werth von neuem aufmerksam zu machen, sondern nur solchen Lesern, die es bloß durch den Ruf kennen, in Erinnerung zu bringen, daß die Deutschen zur neuesten Geschichte und dem neuesten europäischen Staats- und Völkerrecht eine Urkundensammlung besitzen, wie sie wohl keine andere Na-

tion aufzuweisen hat. Keine der vorhandenen Sammlungen dieser Art kommt dieser an Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit gleich; bey keiner ist die diplomatische Genauigkeit und Unverdorrenheit des Herausgebers, seine strenge Prüfung und gewissenhafte Treue so unverkennbar, als bey dieser; denn die vortreffliche *Hertzbergische* Sammlung gehört, wegen ihres auf Preussen beschränkten Umfangs, in eine andere Classe. Freylich ist die Veranstaltung eines solchen *Codex jur. gent.* nicht das Werk von drey, vier Jahren. Wer sich jemals mit dergleichen Arbeiten ernstlich beschäftigt hat, wird wissen, wie viel Zeit und Geduld dazu gehöre, oft nur um die getreue Abschrift einer einzigen Urkunde vom Original, auch wohl nur um eine Antwort auf die Anfrage zu erhalten; wie viel Bücher und Ausgaben einzelner Staatsverträge verglichen werden müssen, und wie man oft, erst nach langem Nachsuchen und Nachfragen, zufällig den richtigeren Abdruck oder die bessere Copie erhält. Daher kam es, daß zwischen der Erscheinung des ersten und dritten Bandes des vorliegenden Werks 14 volle Jahre verstrichen. Mit dieser Zögerung unzufrieden, unternahm Hr. von Martens zu Göttingen eine Art von Fortsetzung des *Wenckischen* Codex, und edirte seit 1790 sein *Recueil des principaux Traités* cet., wovon die Bände freylich sehr schnell auf einander folgten, aber auch die Eilfertigkeit des sonst verdienten und achtungswerthen Herausgebers gar zu sichtbar war. Hr. Hofr. *Wenck* ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern fuhr unbekümmert fort, seine Materialien zum dritten Bande mit der gewohnten Sorgfalt und Treue aufzusuchen und zusammenzutragen, um seinem Werk jene diplomatische Vollkommenheit zu geben, wodurch es sich vor ähnlichen Sammlungen auf die vortheilhafteste Weise auszeichnet.

Der erste Band fängt, da *Dumont* und *Schmaufs* bey dem J. 1731 stehen geblieben, und der unzuverlässige *Rouffet* nicht viel weiter gekommen war, mit dem Wiener Präliminarien von 1735 an, und schließt mit dem Breslauer Frieden von 1742, und dem kur-sächsischen Allianztractat mit Oesterreich vom 20 Dec. 1743. Der zweyte endigt sich mit dem sicilisch-holländischen Handelsvertrage vom 27 Aug. 1753; der dritte mit der Parlamentsacte über die Nothwendigkeit der königlichen Einwilligung zu den Heyrathen der Descendenten Georgs II. vom J. 1772. Die meisten Diplome, nebst den dazu gehörigen Actenstücken, liefert der Herausgeber nach beglaubten Abschriften von den Originalen; oder nach authentischen, unter öffentlicher Autorität veranstalteten, Abdrücken, die ihm aus Archiven mitgetheilt wurden: und was er aus diesen reinsten Quellen nicht erhalten konnte, das entlehnte er aus solchen Sammlungen, die er für die zuverlässigsten hielt. Mehrere Urkunden erscheinen hier, besonders im dritten Bande, zum erstenmal abgedruckt, z. B. der Freundschafts- und Garantie-Vertrag der K. K. Maria Theresia und des Kurf. von der Pfalz vom 30 Oct. 1757; der höchst merkwürdige Allianztractat zwischen Frank-

reich und Oesterreich vom 30 Dec. 1758; der Vertrag der K. K. Maria Theresia mit Karl III. von Spanien, als dem bisherigen Könige beider Sicilien, vom 3 Oct. 1759, wodurch Maria Theresia ihrem Rückfallsrecht auf Parma, Piacenza und Guastalla entsagte; die Beytrittsacte des Kön. von Schweden zu dem gedachten französisch-österreichischen Allianztractat, vom 17 Sept. 1760; die preussische und kursächsische Ratification des Hubertsburger Friedens, nebst den preussischen und sächsischen Vollmachten zu dessen Abschließung; die Convention zwischen Frankreich und Genua wegen Corsica, vom 6 Aug. 1764; die geheime, obschon nicht ratificirte, Convention zwischen Oesterreich und der Pforte vom 6 Jul. 1771. Andere sind von solchen authentischen Abdrücken genommen, die nur in sehr geringer Anzahl veranstaltet wurden, und also den ungedruckten fast gleich zu achten sind. Noch andere hat der Herausgeber entweder aus sehr seltenen und theuern Sammlungen der Ausländer abdrucken lassen, oder nach bessern Ausgaben richtiger und vollständiger geliefert. Man würde zu viel verlangen, wenn man hier alle Staatsverträge der europäischen Fürsten von 1735 bis 1772 suchen wollte; mehrere derselben werden vielleicht nie, weder in *Extensio* noch im *Extract*, bekannt gemacht werden; aber jeder billige Beurtheiler wird gestehen müssen, daß Hr. W., auch in Rücksicht auf die Menge der Urkunden, ungemein viel geleistet hat. Bey solchen Diplomen, die schon in anderen Sammlungen abgedruckt waren, hat er jedesmal seine Quelle angeführt. Allerdings möchte man wünschen, daß er es auch bey jenen, die ihm aus Archiven, besonders auch von dem verstorbenen kursächsischen Conferenzminister Wurmb, mitgetheilt wurden, gethan hätte: aber dieses war ihm von den Mittheilern, aus sehr begreiflichen Ursachen, ausdrücklich untersagt worden. Daher mußte er sich mit der allgemeinen Anzeige begnügen: *hunc tractatum e tabulario quodam publico accepi*. Mehreren Staatsverträgen, besonders im ersten und zweyten Bande, ist eine französische, zuweilen eine deutsche Uebersetzung beygefügt, dafern eine öffentlich veranstaltete vorhanden war. Um sich von der diplomatischen Genauigkeit des Hn. W. zu überzeugen, vergleiche man z. B. im dritten Bande die französisch-großbritannischen Friedenspräliminarien vom 3 Nov. 1762, und den darauf gefolgten Definitiv-Friedensvertrag vom 10 Febr. 1763, oder den bourbonischen Hausvertrag vom 15 Aug. 1761 mit den Abdrücken des Hn. v. Martens und anderer. Dem ersten Bande ist, durch ein Versehen, kein Verzeichniß der gelieferten Urkunden beygefügt; dieses findet man erst am Ende des zweyten Bandes. Noch hat der Herausgeber zu einem vierten Bande Hoffnung gemacht. Wir sehen der baldigen Erfüllung derselben mit ungeduldigem Verlangen entgegen.

T. R. — G.

LEIPZIG, in d. Juniansischen Buchh.: *Elisabeth, Königin von England*, nach Hume, fürs größere Publicum bearbeitet. 1803. VI u. 294 S. 8. (x Rthl.)

Der Vf. dieser Biographie, welcher übrigens dem Rec. völlig unbekannt ist, wollte wahrscheinlich einige Groschen verdienen, und da es ihm an Kraft fehlte, auch nur einen Roman, wie sie in unsern Lebibibliotheken zu cursiren pflegen, selbstthätig hervorzubringen, so wandte er sich an die, so tausendfachen Zudringlichkeiten ausgesetzte Historie. Am Roman hingegen rächte er sich, denn wenigstens der eine oder der andere schlechte Roman, meinte er, sollte durch diese historische Darstellung verdrängt werden. Diesen treuen Dienst, den er der Historie leisten wollte, hat er sich nun freylich äußerst leicht gemacht. Das Ganze ist im Grunde nichts anders, als eine Uebersetzung aus Hume. „Dieser große Historiker — so drückt sich der Vf. selbst aus — liegt bey meinem Gemälde durchgehends zum Grunde; aber beynahe die Hälfte seines Werks, die mehr für Engländer, als für Deutsche, mehr für Historiker von Profession, als für Dilettanten geeignet zu seyn schien, ist von mir weggelassen worden. Da, wo in seiner Erzählung der Engländer zu sehr hervorstach, habe ich die Nationalzüge zu vermeiden gesucht (?).“ Daß der Vf. Hume's folgte, darüber wollen wir indess nicht mit ihm rechten. Ja, wenn wir gleich uns keineswegs überzeugen können, daß das ernste und tiefgedachte Geschichtswerk Hume's für unser größeres Publicum, welches nicht einmal für die geistvolle Schilderung, welche Hr. v. Genz vor einigen Jahren von *Maria Stuart* geliefert, Sinn genug offenbart, geeignet sey: so würden wir es doch dem Vf. Dank wissen, wenn er auch nur diese Parthie desselben in unsere Muttersprache, in der wir bekanntlich bis jetzt nur eine grundschlechte Uebersetzung von Hume's Geschichte besitzen, auf eine würdige Weise übertragen hätte. Aber freylich die Aufgabe ist eben nicht sehr leicht, Hume's historische Schriften mit Treue und Geschmack in deutscher Sprache wieder zugeben. Schon die hohe Klarheit und scharfe Präcision, wodurch sie sich so rühmlich auszeichnen, machen es nothwendig, daß der Uebersetzer derselben, falls er dem Geschäfte gewachsen seyn soll, nicht nur in englischer und deutscher Sprache gleich gewandt, sondern auch mit Hume's Geiste, ja mit Englands Geschichte überhaupt, über welche Hume sehr oft bloß reflectirt, innigst vertraut sey. — Alle diese Eigenschaften aber scheinen dem Vf. dieser Biographie völlig zu mangeln. Zwar wollen wir nicht leugnen, daß seine Uebersetzung so ziemlich treu ist; aber, was den Styl betrifft, so ist sie beynahe eben so schleppend und stümperhaft, als die oben erwähnte, heillose Uebersetzung. Zum Beleg unserer Behauptung könnten wir von jeder Seite des Buchs Stellen ausheben. Da es aber unsere Pflicht ist, den Raum dieser Blätter für bessere Schriften zu Rathe zu halten, so wollen wir den Wunsch und zugleich das wahrscheinlichste Schicksal dieser Schrift mit wenigen Worten aussprechen, und dabey, nach des Vfs. Beyspiel, den großen Geschichtschreiber der Britten ebenfalls zum Grunde legen. Was nämlich Hume irgendwo von einer seiner frühern Schriften gesagt hat, das kann man wohl mit zweyfachem Rechte auf diese Biographie anwenden: *she is todgeboren von der Presse gefallen*.

R. T. H.

# Monatsregister

V O M

April 1804

## I. Verzeichniß der im Monat April in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

### A.

**Ackermann** d. Scheintod und d. Rettungsverfahren 89, 81.  
**Adelungs** Directorium 103, 193.  
**Adressbuch** d. in K. R. Erzkanzl. Diensten und Charakter stehenden Personals 86, 63.  
**Abmayer**, helvetischer, f. 1804. 100, 175.  
**Anatomisches** Taschenb. f. Aerzte u. Wundärzte 89, 88.  
**Anleitung** z. Kenntniß derj. Bücher, welche den Candidaten d. Theol. u. f. w. in d. kath. Kirche wesentl. nothwendig u. nützlich sind. B. 1. 86, 83.

### B.

**Beyträge** z. Erziehungskunst v. **Weiss** u. **Tillich**. Bd. 1. Hft. 1. 2. 98, 183.  
**Bloefst** Geist, Grundsätze u. Meinungen Rousseau's, a. d. Franz. 97, 161.  
**Böhmer** Princ. jur. Canon. edid. **Schönmann** 87, 63.  
**Bommer** die Todesstrafen 80, 15.  
**Bruchstücke** üb. Verbrechen u. Strafen. 2 Thle. 101, 177. 102, 188.  
**Brückners** Gedichte 98, 116.

### C.

**Clemence**. Aus d. Franz. d. Vfs d. **Zenobia**. 3 Thle. 94, 128.  
**Commentar** üb. d. wichtigsten Stellen d. A. T. 1 Th. 1 St. 83, 40.

### D.

**Diemer** de re paedagogica in scholas acad. revocanda 99, 167.

### E.

**Elisabeth**, Königin von England, nach **Hume** 103, 199.  
**Erläuterung**, kurze, üb. d. K. S. Generale, d. Verjährung d. a. Aufkündigung gestellten Schuldsforderungen betreffend z. B. 83, 79.

### F.

**Feuerbach** Civilistische Versuche. 1r Th. 86, 57.

### G.

**Goujon** Tableau historique de la jurisprudence Romaine 86, 63.

### H.

**Hallenberg** Collectio numorum Cuficorum 96, 135.  
**Hausmann** die seidnen Schuhe 81, 16.

**Herbart** Pestalozzi's Idee eines ABC d. Ansch. untersucht u. wissl. geprüft 99, 164.  
**Himly** Verf. e. Einl. i. d. Grundsätze d. Pestalozz. Elementar-Unterrichts 100, 163.  
**Hölty's** Gedichte, neu herausg. v. **Voss** 98, 113.  
**Höpfners** Theor. prakt. Comm. üb. d. Heinecc. Instit. v. **Weber** 88, 76.  
**Hoyer** Taschenb. f. Soldaten a. 1804 102, 191.

### I.

**Johansen** Krit. d. Pestalozz. Erzieh. u. Unterr. Methode 100, 170.  
**Ith** Amtl. Bericht üb. d. Pestalozz. Anstalt u. d. neue Lehrart derselben 99, 162.

### K.

**Koch** Ideen zu e. Statistik d. öffentl. Schul- und Erziehungswesens 99, 167.  
**König** Grundriss d. Kirchenrechts d. Kath. und Prot. in Deutschland 87, 68. 88, 72.  
**Köppen** Schellings Lehre, nebst 3 Briefen v. **Jacob** 98, 121. 99, 129.

### L.

**Laborde** Descri. d'un pavé en mosaïque 92, 102.  
**Lange** System d. theol. Moral 81, 25. 83, 53.

### M.

**Materialien** z. wissensch. Erkl. d. n. allg. preuss. Landesgesetze, 1—6 Hft. 88, 72.  
**Michaelis** Moral, herausg. v. **Staudlin**, 2 Thle. 81, 17.

### N.

**Neugart** Episcopatus Constantiensis Alemanni-cus etc. 84, 41. 85, 49.

### P.

**Pestalozzi** d. Buch f. Mütter, ihre Kinder bemerk. u. reden z. lehren, Hft. 1. 98, 165.  
 — — A B C der Anschauung, Hft. 1. 2. — —  
 — — Anschauungslehre d. Zahlenverhältnisse, Hft. 1. 2. — —

### R.

**Recept-Taschenb.** f. Thierärzte und Landwirthe von **L.** 101, 184.  
**Reichardt** neue Lieder gefell. Freude, 2 Hfte 91, 103.  
**Rosenauer** morbus maculosus haemorrhagicus 89, 87.

**S.**  
*Saxtorphs* gef. Schriften geburtshülf. prakt. und  
 physiol. Inhalts v. *Schaeel* 90, 96.  
*Schellings* Vorlesungen üb. d. Methode d. akad.  
 Studiums 96, 137. 97. 145.  
*Schiller*, die Braut von Messina 79. 1.  
*Schmid* Ueb. d. Unzulänglichkeit d. Kleinschrod-  
 tischen Entwurfes z. peiml. Gesetzgebung in  
 Bayern 86, 61.  
*Schulze* d. schriftstellerische Charakter u. Werth  
 d. Petrus, Judas und Jacobus 83. 56.  
 — d. schriftst. Char. u. Werth des Johannes — —  
*Schwarz* Pestalozzi's Methode u. ihre Anwendung  
 in Volksschulen 99, 163.  
 — Gebrauch d. Pestalozz. Lehrbücher b. d.  
 häusl. Unterr. u. in Volkssch. — —  
*Stelzner* u. *Kutscher* N. Volkskalender a. 1804 100, 176.

**T.**  
*Thierfeelenkunde* a. Thatfachen begründet, 1rTh. 97, 152.

**U.**  
*Ueb. Vertheilung d. Pfarreyen d. Geistlichkeit in*  
*Bayern* 102, 191.

**V.**  
*Valenciennes* d. Rathgeber f. Zeichner u. Mahler  
 A. d. Franz. v. *Meynier*, m. Anm. u. Zuf. 92, 110.  
*Verfuche* z. Erl. d. Privatrechts d. Reichs-Stadt  
 Frankfurt 101, 183.  
*Voss* lyrische Gedichte, 4 Bde. 91, 97. 92, 105.

**W.**  
*Wagner* üb. d. Lebensprincip 90, 89.  
*Wenckii* Codex juris gentium recentissimi, T. 1.  
 I. II. III. 103, 195.  
*Winkler* Handb. d. sächf. peiml. Processen, Bd. r. 86, 59.

**Z.**  
*Zadig* Geist d. neuesten med. Literat. in Frank-  
 reich, Bd. 1. St. 2. 90, 92.

## II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie  
 oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

*André* in Frankfurt a. M. 89.  
*Barth* in Leipzig 89.  
*Böke* in Weissenfels 83 (2).  
*Bohn* in Hamburg 93.  
*Breitkopf und Härtel* in Leipzig 90.  
*Brummer* in Kopenhagen 90.  
*Cotta* in Tübingen 79. 80. 96. 97. 102.  
*Crusius* in Leipzig 83.  
*Didot der Aeltere* in Paris 92.  
*Erbstein* in Meissen 103.  
*Fleischer der Jüngere* in Leipzig 91.  
*Gabler* in Jena 100.  
*Gesner* in Zürich 98 (3). 99 (2).  
*Goujon Sohn* in Paris 86.  
*Gräß* in Leipzig 98.  
*Grau* in Hof 92.  
*Hahn* in Hannover 100.  
*Mäde und Spener* in Berlin 100.  
*Herrmann* in Frankfurt a. M. 101.  
*Herrmann d. Jüng.* in Frankfurt a. M. 80.  
*Junius* in Leipzig 103.  
*Korb* in Neubrandenburg 93.  
*Korn d. Aelt.* in Breslau 90.  
*Krieger* in Gießen 99 (2).  
*Kühn* in Wittenberg 101.

*Leich* in Stettin 99.  
*Martini* in Leipzig 86.  
*Matzdorf* in Berlin 97.  
*Nikolovius* in Königsberg 92. 92.  
*Nitribitt* in Würzburg 89.  
*Nordström* in Stockholm 98.  
*Orell, Füssli u. C.* 100.  
*Perthes* in Hamburg 94. 95.  
*Rein* in Leipzig 80.  
*Renger* in Halle 88. 94.  
*Röwer* in Göttingen 99.  
*Schumann* in Leipzig 97.  
*Sinner* in Coburg 84.  
*Stettin* in Ulm 86.  
*Stiftsdruckerey* in St. Blasius 84. 85.  
*Stiller* in Rostock 82. 83.  
*Strobel* in München 102.  
*Tasché und Müller* in Gießen 86.  
*Tauchnitz* in Leipzig 99.  
*Vandenhoeck und Ruprecht* in Göttingen 81. 87.  
*Varrentrapp und Wenner* in Frankfurt a. M. 88.  
*Webel* in Zeitz 88.  
*Weidmanns* in Leipzig 103.  
*Weiland* in Aschaffenburg 86.



### III. Intelligenzblatt des April

#### Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Alte Weltkunde, von J. H. Voss, 6 Blätter als  
Beilage, nebst einer Charte, die Hesiödische  
Welttafel vorstellend.

Kunstbemerkungen von d. W. K. F. 46, 367.

Notiz

Sprachbemerkungen von Ks.

— — — — J. G. R.

— — — — S.

— — — — G. L. S.

#### Ankündigungen.

Ankündigung röm. Class. m. Comment.

Beckers in Gotha n. Verlag

Beckers Erholungen, J. 1803.

— — — — — 1804.

Bibliotheca italiana

— — — española

Blasche Grundätze d. Jugendbildung zur Indu-

strie

Crökers in Jena Verlag

Eichstädt Quaeft. philolog. spec.

English Library

Fischers Bearb. v. Bourrits Descript. des cols des

Alpes

Gebhards u. Körbery in Frankf. a. M. Verlag z.

O. M.

Göpperdts zu Jena Verlag

Gutsmuths Bibl. d. pädag. Liter.

Hausfreund phylisch chemischer

Johansen Krit d. Pestal. Erz. u. Unter. Methode

Journal d. Erfind. Theor. u. Widerspr. in d. Nat.

u. Arzn. Wiss.

— — f. Fabr. Man. Handl. u. Mode

Kants Leben, eine Skizze

Kretschmanns Organisation d. C. S. Lande

Kruse's Atlas z. Gesch. d. Europ. Länder

Kümmels in Halle Verlag zur O. M.

Lafaulx u. Heckmanns n. Verlagsartikel

Levraults u. C. in Strasburg n. Verlagsartikel

Linde's pohlisches Wörterbuch

Musikalien im Mus. Verl. z. Braunschweig

— — b. Breitkopf u. Härtel in Leipzig

Oekonomische Hefte

Riepenhausen, Polygnots Gemälde i. d. Lesche

z. Delphi

Schöne's u. C. in Eisenberg Verlag

Sternbergs Lit. Zeit. f. Med. u. Chirurgie

Storch Russland unter Alex. I.

Velthufens Pockeach Iwrim

Winklers System d. K. Sächl. Kriegsrechts

3r Th.

#### Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

Albers in Bremen

Aldini zu Bologna

v. Almqdingen in Gießen

Bandke zu Breslau

Beauchair in Weilburg

Bohlen, Graf v.

Conz in Ludwigsburg

Creuzer zu Marburg

Dyrsen in Riga

Ellinger in München

Fleisch in Cassel

Gabler in Altorf

Glatz in Schnepfenthal

Grafer zu Salzburg

Heinsius in Berlin

Heinsius in Berlin

Heerwagen in Berlin

Hoffmann in Leipzig

Horn in Braunschweig

Huber in Stuttgart

Hübner in Ingolstadt

Jaup zu Gießen

Kinzelbach

Klose zu Liegnitz

Koch in Stettin

Levezow in Berlin

Linde in Wien

Lippert in Erlangen

Matthia in Mainz

Niemeyer in Halle

Nolte in Berlin

Palugyansky zu Großwardein

Quatremère de Quincy in Paris

Reinhard in Göttingen

Ringelmann in Würzburg.

Rommel aus Cassel

Sacco in Bologna

Schaub zu Cassel

Schinz in Zürich

Schmid zu Passau

Sinadeki zu Krakau

Soyaux in Berlin

Stark in Jena

Stöphastus in Perleburg

Tennemann in Jena

Thaer in Zelle

Thurn in Catzenelnbogen

Umlauf zu Lemberg

Vass in Jena

Wenzel in Frankfurt a. M.

Wenzel in Mainz

Wetzler in Landau

Zallinger in Augsburg

Ziemssen in Greifswalde

#### Nekrolog.

Benda zu Berlin

Brogniart zu Paris

de Brigant zu Treguiér

44, 346.

42, 332.

42, 332.

42, 332.

44, 346.

48, 379.

47, 370.

44, 345.

44, 345.

42, 332.

48, 377.

51, 402.

42, 332.

50, 396.

42, 332.

50, 396.

52, 411.

48, 379.

52, 412.

43, 337.

42, 332.

47, 369.

44, 345.

42, 332.

50, 396.

42, 332.

52, 411.

42, 332.

44, 346.

52, 411.

52, 410.

48, 379.

42, 332.

44, 345.

50, 396.

47, 370.

44, 346.

44, 345.

42, 332.

48, 379.

50, 396.

51, 402.

52, 412.

47, 370.

42, 332.

47, 370.

50, 396.

48, 379.

43, 337.

47, 370.

44, 345.

— —

50, 396.

44, 346.

43, 337.

48, 379.

42, 332.

42, 332.

Eisen-

Eisenberg zu Berlin  
 Ermel zu Grimma  
 Fritze zu Berlin  
 Guiraudet zu Dijon  
 Hoppe in Friedersdorf  
 Jagemann in Weimar  
 Jenisch zu Berlin  
 Lambert zu Frankfurt a. M.  
 Lestiboudois zu Ryssel  
 Lachmann zu Coburg  
 Mnioch zu Warschau  
 Pigri zu Florenz  
 Rucker zu Wassertrüdingen  
 Saubiran zu Wien  
 Schlüter zu Berlin  
 Tamm zu Glesine  
 v. Zinzendorf zu Dresden

### Öeffentliche Lehranstalten.

Akademie, med. chir. zu St. Petersburg 50. 594.  
 Chronik d. Univerf. Altorf 51. 401.  
 — — — — Erlangen 50. 593.  
 — — — — Göttingen 42. 329.  
 — — — — Halle 47. 370.  
 — — — — Jena 42. 329.  
 — — — — Königsberg 50. 594.  
 — — — — Leipzig 49. 385. 42. 529.  
 — — — — Leyden 52. 409.  
 — — — — Tübingen 49. 385.  
 — — — — Utrecht 52. 409.  
 — — — — Würzburg 49. 385.  
 Examen zu Tobolsk 50. 596.  
 Gymnasium zu Würzburg 51. 402.  
 Lehranstalten zu Berlin 47. 569.  
 — — — — medicin. chirurgische in Bamberg 51. 401.  
 — — — — in Westpreußen 52. 409.  
 Lycée d'Alexandrie zu Paris 48. 577.

### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Akademie d. sch. Wissensch. etc. zu Stockholm 51. 401.  
 — — d. Gesetzgebung in Paris 51. 401.  
 Pariser Gesel. sch. z. Aufmunterung d. Nat. Indust. 48. 577.  
 — — National-Institut 44. 345. 49. 386.  
 Preisaufgabe d. Gef. naturf. Freunde i. Berlin 51. 406.  
 Societät, philotechnische zu Paris 48. 577.

### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Abramsons Denkmünzen auf Kant u. Herder 42. 533.  
 Akademie zu Petersburg besorgt e. n. Ausg. d. etymol. Wörterbuchs 43. 358.  
 Antikritiken 47. 370. 52. 414.  
 Anzeige v. Uebersetz. 46. 563. 47. 373. 49. 389. 50. 597.  
 Auction in Prag 43. 344. 46. 367. 49. 392.  
 — — — — Jena 44. 351.  
 Ausgabe, wohlfeile, franz. Werke 46. 563.  
 Aussicht, gute, f. d. italienischen Buchhandel 46. 363.  
 Berichtigungen 44. 347. 44. 352. 50. 599.  
 Beytrag zur französischen Synonymik 51. 404.  
 Bonaparte, Napoleon, confiscirt in K. Sachsen 43. 338.  
 Borkhausen besorgt d. Forstwes. i. Westphalen 43. 337.

Bücher zum Verkauf 47. 373. 50. 399.  
 — — — — Kauf 49. 598.  
 Böhle's Nachricht üb. d. Herausgabe f. Werke 42. 333.  
 Conferenzen üb. d. Wahrh. d. christl. Rel. i. Paris 51. 405.  
 Consistorium zu Darmstadt u. Gießen haben e. n. Einrichtung 50. 598.  
 Cortum u. Stacie machen e. miner. phys. Reise 51. 404.  
 Denkmäler f. Dante u. Alfieri in Florenz 52. 512.  
 Desseljarks Büchermachen 51. 405.  
 Dietrichs Rüge 49. 391.  
 Fourmonts unächte Inschriften 50. 396.  
 Glasers Berichtigung eines Forstmanns 47. 374.  
 Hassenfratz Arts u. Metiers ist vollendet 44. 352.  
 Helvetius Wittwe 48. 381.  
 Hufnagels Berichtigung 41. 335.  
 Humboldts Ankunft in Europa verzieht sich 44. 550.  
 Journal, neues kritisches in London 41. 357.  
 Juristen-Facultät wird aufgehoben i. Ungarn 51. 404.  
 Kauf berühmter Gemälde in Genua 49. 388.  
 Lemerciers Vermächtnis 48. 382.  
 Lewes macht eine Reise d. Louisiana 51. 404.  
 Literatur, n. russische 43. 338.  
 Mußkdruck m. bewegl. Lettern in Frankreich 49. 388.  
 Nachgraben um Sept. Severus Triumphbogen 49. 388.  
 Nachrichten aus Rußland 51. 405.  
 Nyerup u. Heger geb. Holbergs Schausp. her. 44. 352.  
 Oesfelds Samml. v. Kupferstichen u. f. w. kauft d. König v. Pr. 50. 598.  
 Olbers hat e. n. Kometen entdeckt, 44. 351.  
 Olivier's u. Godefroy's Mußkdruck m. bewegl. Lettern 48. 382.  
 Pöschmanns Anemometer 43. 337.  
 Process gegen Georges, Pöschgru u. Moreau 46. 562.  
 Rescript, Bambergisch., wegen d. Studirenden 44. 347.  
 Russisch. Kaiserl. Verordnungen i. J. 1804. 44. 347.  
 Schicks Gemälde in Rom 52. 512.  
 Schroppps Bandagen 46. 567.  
 Schulprüfungen zu Berlin 50. 598.  
 Schweighäufers Anm. z. Athenäus 51. 405.  
 Stael-Holstein, Fr. v., reist nach d. Schweiz 52. 312.  
 Stcheremetjew's Plan zu einem Armenhause in Moskau 43. 359.  
 Steffens Vorlesungen zu Kiel 42. 333.  
 Taylor übers. d. Platon 49. 388.  
 Thorwaldsons Basrelief in Rom 52. 512.  
 Uebersetz., holländische, deutscher Schriften 48. 379.  
 Ungers Bitte an Besitzer alter Denkmäler der Buchdruckerkunst 41. 327.  
 Unterstützungscaße f. Familien d. Prof. am Conservator. z. Paris 51. 405.  
 Valli's Schreiben a. Pera 52. 311.  
 Verkündiger, St. Petersburg. v. Martinoff 44. 351.  
 Vermischte Anzeigen 43. 344. 50. 400.  
 Versteinerung zu Vaucelles gefunden 48. 382.  
 Vierecks Institut in Schweden 44. 350.  
 Voss's Beschwerde über Hendel in Halle 43. 339.  
 Werke, selte, i. d. Bibl. d. Hrn. Serna Santander 52. 512.  
 Wickelhausens Rüge 41. 325.  
 Wilkins giebt Großgriechenlands Alterthüm. her. 44. 352.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 M A Y, 1 8 0 4

## ALTE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Handbuch der Metrik*, von Gottfried Hermann, Prof. zu Leipzig. 1799. 268 S. 8.

Schon die philologische Gelehrsamkeit, welche der Vf. dieses Buches, seit der Erscheinung desselben, durch mannichfaltige andere Proben bewährt hat, sollte billig die Aufmerksamkeit der Philologen auf dieses, wie auf das grössere Werk *de Metris*, gerichtet haben. Bey der Regsamkeit ferner des philosophischen Geistes in Deutschland, bey der hier geleisteten Anwendung einer beliebten Philosophie auf einen einzelnen Zweig des Wissens, wäre es allerdings zu erwarten gewesen, daß diejenigen, welche sich Philosophen nennen, von diesem Werke Notiz genommen, und die Möglichkeit und den Grad der Meisterschaft in der Anwendung der Philosophie geprüft hätten. Diejenigen endlich, welche die Kunst zum Gegenstande ihres Nachdenkens oder ihrer Ausübung machen, hätten billig ein Werk, worin einem so wichtigen, vorher nur von wenigen Meistern nach Principien betrachteten und geübten Theil der Kunst eine neue und wichtige Aufklärung geworden ist, nicht übersehen sollen. Und so würde sich, von drey Seiten her, ein durch philosophische Argumente und historische Gründe, die sich durch praktische Bemerkungen gegenseitig durchdrangen und verknüpften, bestimmtes Urtheil gebildet haben, welches theils dem Werke seinen philosophischen Rang, theils seine historische Stelle ausgemittelt hätte. Es bleibe unentschieden, ob die Philosophen zu schwache Philologen, oder die Philologen zu schwache Philosophen waren, um dieses Werk gehörig zu würdigen; wenigstens blieben die *Sprachmeister* dabey stehen, daß sie dem aufgestellten System ein paar lobende Worte sagten, hie und dort eine Emendation, eine Brechung der Verse aufnahmen, oder sie gänzlich ohne Gründe verwarfen, ein andermal die Behauptungen der alten Grammatiker den aufgestellten philosophischen Gründen entgegensetzten, ohngeachtet der Vf. gegen diese Ansicht (*Vorrede* S. VII) ausdrücklich protestirt: kurz man that alles andere, als das System förmlich bestreiten, eigentlich beurtheilen. Und in der That das Unternehmen, ein Werk zu beleuchten, welches einerseits mit aller Schärfe und Annäherung, die der Charakter jeder Wissenschaft sind, auftritt, andererseits die philosophischen Behauptungen mit dieser historischen und philologischen Gelehr-

samkeit unterstützt, erläutert und beweist, gehört zu den schwersten Unternehmungen; denn nicht bloß soll der Beurtheiler das Werk mit dem Maassstabe messen, welchen es ihm selbst in die Hand giebt; nicht soll er also bloß den Organismus und die Consequenz des Ganzen prüfen: sondern er muß auch die bemerkten Lücken, wenn nicht ausfüllen, doch den Gesichtspunkt angeben, von welchem aus diese etwa geschehen könnte; er soll es hiedurch organischer und zusammenhängender machen; er soll endlich das Ganze als ein Factum, als eine Erscheinung in der Zeit historisch ansehen, die Hülfsmittel, Vorarbeiten, Winke sammeln und über die Art, wie sie benutzt und verknüpft sind, Rechenschaft ablegen.

Der Vf. der folgenden Zeilen ist weit entfernt zu glauben, daß er bey einem so scharfsinnigen und in seiner Art bis jetzt einzigen Werke, allen diesen Anforderungen ein Gnüge leisten könne, ohngeachtet er dahin gestrebt hat, es zu thun. Dahin aber stimmt er mit dem Vf. gewiß überein, daß durch die Bestrebungen die Wahrheit ausgemittelt werden solle; und hiedurch findet er sich veranlaßt, der Untersuchung des Systems selbst eine Darstellung desselben voranzuschicken, weil es ja doch möglich wäre, daß bey aller Behutsamkeit, sich irgendwo ein Mißverständniß, irgendwo eine falsche Auslegung des Systems eingeschlichen hätte, welche auf diese Art am leichtesten entdeckt und ausgemittelt werden könnte. Auch dem dieses Systems unkundigen Leser muß es angenehm seyn, in wenigen Worten und gedrängter Kürze, einen wenn schon historischen Begriff dieser Ansicht zu erhalten, und sich den Streitpunkt auf diese Art deutlich vor Augen zu rücken. Zu noch genauerer Bestimmung mancher Punkte wollen wir das grössere Werk *de Metris* in einzelnen Fällen benutzen.

Das erste Buch dieses Werkes handelt von dem Rhythmus und den Versen überhaupt, das heisst: Von dem Rhythmus an sich, der etwas ganz abge sondertes ist (*Vorr. S. XIX*), und die Anwendung desselben auf die Redekunst und Dichtkunst (*ibid. XXXI*), wo die Metrik (Rhythmus auf Sprache angewandt) erscheint (*S. 67. 85. 86*). Rhythmus aber ist eine Folge von Zeitabtheilungen, nach einem Gesetz, welches darin besteht, daß durch die bloße Zeit dargestellt werden soll, die Form der Causalität, bestimmt durch Wechselwirkung. Dies heisst soviel: Sollen Zeitabtheilungen rhythmisch seyn, so müssen sie untereinander im Zusammenhange, als Ursache und

und Wirkung gedacht werden, die Grösse dieser Ursache und Wirkung aber hängt von der Wechselwirkung ab. Ist die Wechselwirkung der in Einwirkung stehenden Dinge gleich, so erfolgt keine Veränderung, welche nur unter der Bedingung der Ungleichheit statt findet; und da nun die Wirkung der Ursache gleich ist, so folgt, dass bey einer Reihe in Wechselwirkung stehender Dinge, das erste Glied der Reihe grösser seyn müsse, um überhaupt eine Veränderung hervorzubringen, alle übrigen aber gleich sind; welches auf den Rhythmus angewandt die Gleichheit der Zeitabtheilungen zur Folge hat. In einer jeden Reihe aber fordert der Verstand einen Anfang, und deshalb, wie auch nach dem Gesetze der Einheit und Mannichfaltigkeit, muss der Rhythmus in den schönen Künsten endlich, d. h. am Anfange begrenzt seyn. Eine jede Reihe muss also mit einer ersten Ursache, welche nur eine freye seyn kann, beginnen, diese wird *apois*, ihre Wirkung *Seois* und das Anheben aus eigener Kraft *ictus* genannt. Doch kann die *Arſis* in Hinsicht einer ihr vorhergehenden Ursache nicht als frey betrachtet werden; auch kann der *Arſis* eine Thesis ohne *Arſis* vorbegehen, welche *αναρχος* heisst, und endlich können ganze Reihen als *Arſes* und andere als Theses angesehen werden, welche aber als solche unter dem absoluten Gesetze des Rhythmus stehen, und den Namen periodischer Reihen erhalten. Zu den willkürlichen Einrichtungen der Dichter gehört die Basis, zwey selten drey Sylben ohne Rhythmus, gewissen Reihen vorgesetzt. An sich kann eine jede Reihe ein gleichbleibendes Maass haben, die *Arſis* ausgenommen, welche zwar kein kleineres Maass als ihre Thesis, wohl aber ein grösseres haben kann. Die Thesis dagegen, so wie die *Anakruſis*, können nur ein gleichbleibendes Maass haben. *Anceps* ist die letzte Sylbe jeder Reihe und die einsylbige *Anakruſis*, weil nämlich das Maass einer bestimmten Sylbe nur durch die, welche sie umgeben, bemerkt werden kann, daher kann in periodischen Reihen nur die letzte Sylbe der letzten Reihe *anceps* seyn. Das Zeitmaass in der Sprache besteht aus kurzen Sylben, welche das einfache Maass, und aus langen, welche das doppelte enthalten. Ein Fuss ist das Verhältniss mehrerer Sylben zu einander in Hinsicht ihres Maasses ohne Rhythmus. Jede lange Sylbe kann in zwey kurze aufgelöst, und zwey kurze jederzeit in eine lange zusammengezogen werden, nur darf dieses den Gesetzen des Rhythmus nicht widersprechen, oder seiner Schönheit Abbruch thun. Willkürlich aber vertauschen Dichter harte Rhythmen mit weicheren. Dies ist der Fall mit dem Antispast; für den man zwey Iamben; mit dem grössern Jonicus, für welchen man zwey Trochäen, und endlich mit dem Choriamben, für welchen man eine jambische, periodische Dipodie setzt. Ein Vers ist ein bestimmter Rhythmus von einer oder mehreren Reihen, es soll aber der unbedingte und allgemeine Rhythmus mit dem der Sprache, welcher in einzelnen Worten liegt, verbunden werden, und diese Vereinigung geschieht zuvörderst durch die Cäsur; dass nämlich mit dem

Ende der Reihe ein Wort endigt, ferner dadurch, dass das Sylbenmaass durch den Rhythmus bestimmt wird, indem nämlich der *ictus* eine kurze Sylbe lang macht, oder am Ende einer Reihe eine lange Sylbe kurz, oder eine kurze lang gemacht wird, endlich noch durch den Accent.

Das zweyte und dritte Buch enthält die Anwendung der eben aufgestellten Grundsätze, und zwar handelt das zweyte von den einfachen Versen, deren trochäische, dactylische und päonische sind. Zu den trochäischen rechnet der Vf. auch die jambischen als Trochäen mit einer *Anakruſis*, sodann die krepischen als trochäische in der *Arſis* schliessend. Dann noch die baccheischen als Spondeen mit einer jambischen *Anakruſis*, und endlich die antispastischen aus zwey Reihen bestehend, die erste aus einer jambischen *Anakruſis*, und einer langen Sylbe, unterstützt durch einen Trochäus. Zu den dactylischen Rhythmen muss man rechnen: die Anapäste als Dactyle mit zweysylbiger *Anakruſis*, die Choriamben als Dactyle in der ersten *Arſis* sich endend, *tonici a minori* Spondeen mit anapästischer *Anakruſis*, *tonici a majori* eine gebrochene Reihe, wo die erste Sylbe durch einen Dactylus unterstützt wird. Endlich sind zu den päonischen Rhythmen der erste und vierte Päon zu rechnen. Im dritten Buche endlich werden die aus verschiedenen Rhythmen zusammengesetzten Vers betrachtet, und nachdem die polyschematisti durch nähere Prüfung bestimmt sind; so geht der Vf. zu dem *asynartetis* über, dann zu den *metris naon avtikataſeian makrois*, und schliesst mit den strophischen.

Das erste, was wir bey der aufgestellten Ansicht bemerken, ist folgendes. Der Vf. weist der Rhythmik (Vorr. XIX) ihren Platz unter den schönen Künsten an, stellt sie als schöne Kunst der Zeit auf, und als wesentlichen Theil der Musik, Tanzkunst und Redekunst. Wenn nun die Redekunst, zu der die Dichtkunst in engerer Bedeutung gehört, (S. XXIX) wirklich die Sprache selbst ist, so war in einer Metrik, welche (S. XXXI) aus dem Verhältniss der Redekunst zur Dichtkunst entspringt, es billig zu erwarten, dass ein Punkt ausgemittelt wurde, in und durch welchen sich die Sprache an den Rhythmus schloss, und da (S. XIX) der Rhythmus nie allein vorkommen kann: so hätte der Vf. dasjenige nennen müssen, in welchem sich der Rhythmus ursprünglich und als solcher offenbart. Dies fällt um so mehr auf, da §. 18 der Rhythmus erklärt wird: für die Form der durch Wechselwirkung bestimmten Causalität, dargestellt durch bloße Zeit. Denn soll die Zeit dargestellt werden, so muss sie in die Reihe der sinnlichen Anschauung treten, und die Frage, welche sinnliche Anschauung der reinen Zeit entspreche, kann nicht unterdrückt werden: Diese ist aber der Ton, und daher ist eine Rhythmik nur in und durch die Musik möglich, welche (Vorr. S. XXV) nicht wie die Dichtkunst den Begriff, noch (S. XVI) wie Plastik und Graphik den Raum aufnimmt und darstellt. War dann der Rhythmus an den Ton und damit an die Musik

Musik geknüpft: so könnte es nicht fehlen, daß die Lehre vom guten und schlechten Tacttheil, welche eigentlich des Vfs. Arsis und Thesis begründet, einen weit bestimmtern Einfluß erhalten, und damit eine größere Deutlichkeit über das Ganze verbreitet hätte. Es kann hiebey nicht eingewendet werden, wie §. 36 geschieht, daß falsche Nebenbegriffe aus der Musik könnten veranlaßt werden: denn diese zu verhüten, ist die Sorge des Vfs., auch nicht daß antike und moderne Musik so weit von einander entfernt sey: der Rhythmus ist beiden gemeinschaftlich; und ohne diese Anknüpfung fehlt es der ganzen Untersuchung an einem Centralpunkt. Denn das erste Kapitel, welches ihn aufstellen sollte, ist nichts als eine Abstraction, ausgehend von der sinnlichen Erscheinung, von einem Facto einer Thatfache, postulirend etwas objectiv entsprechendes, ein absolutes Gesetz, dessen Zusammenhang nirgend erscheint. Eben so steht es mit der Verknüpfung der Sprache und des Rhythmus. Nimmer kann es genügen, daß sie wirklich und in der That in Verse verknüpft sind: denn dies ist ja eben das Factum, dessen Nothwendigkeit erklärt werden soll. Nur dann erst ist alles begründet, wenn in der Sprache ein absolut musikalischer Punkt ausgemittelt wird, ein Punkt, in welchem die Sprache als bloßer Ton nicht als Begriff erscheint. Diesen stellt die Interjection dar, dieser vielgewanderte, weit umgetriebene Redetheil. So fern aber die Sprache Wörter braucht, und diese als Poesie ausdrückend, ist es der Vocal, der in der Metrik die verdunkelte Interjection ist. Die aus diesem doppelten Mangel entstandene Lücke läuft durch das ganze erste Buch: denn es zerfällt in zwey ganz abge sonderte, unzusammenhängende Theile. In dem ersten wird von dem Rhythmus als absolut geredet, dahin gehört Kap. 1, 2, 3, 4, 6. Der zweyte handelt von dem auf die Sprache angewandten Rhythmus. Kap. 5, 7, 8, 9, 10, 11. Das Factum, daß die Sprache an sich des Rhythmus empfänglich sey, und daß sie ihn gerade als Poesie erhält, welches nur aus der Richtung auf die Empfindung erklärt werden kann, wird gar nicht berührt; eben so wenig, warum sich der Rhythmus an die Wörter nur formal, nicht material schließt, das heist: warum er sich nur die Wörter aneignet, so fern sie aus Sylben bestehen, nicht so fern sie Begriffe ausdrücken, ja warum sogar die Materie des Wortes bis auf einen gewissen Grad vernichtet wird. Eben so unerklärlich muß es nach der aufgestellten Ansicht bleiben, warum in antiken Sprachen der Rhythmus sich nur an den Vocal und dessen Länge und Kürze schließt, welches alles aus einer musikalischen Ansicht des Rhythmus sich leicht ergibt. Freylich hätte alles bey der Anwendung der Musik aus dem Wege geräumt werden müssen, was von ihr der Sprache darzustellen unmöglich ist, also zuvörderst die Harmonie, welche die Sprache gar nicht, und die Intervalle, welche sie nur sehr unvollkommen durch die Vocaltonleiter darstellen kann. Zum großen Vortheil der Hermannischen Theorie würde aber, wenn man auch den Gesichtspunkt aus

der modernen Musik genommen hätte, der Tact übrig geblieben seyn, wovon hernach. Um den erwähnten Hiatus aber auch im Einzelnen nachzuweisen; so geschieht z. B. §. 32 der Uebergang von Rhythmus zur Sprache unmotivirt, sprungweise und mit großer philosophischer Härte. Die freye Ursache heist Arsis von der Erhebung der Stimme, wo das letzte Wort nicht nur ganz unerwartet auf den Ton, sondern auch auf Sprache überleitet; noch auffallender ist es im 3 Kapitel, wo ohne alle Vorbereitung von den Sylben und ihrem Maasse gesprochen wird, und ihre Beschränkung auf das doppelte Maass dadurch als nothwendig angedeutet werden soll: daß die Sprache nicht bloß zum Ausdruck der Empfindungen erfunden sey. Dieser Satz aber, dessen Wahrheit Niemand anfechten wird, muß seine Gewissheit aus einem höhern Punkte erhalten. Wenn nämlich die Sprache auch zum Ausdruck der Begriffe erfunden ist, warum ist es denn für diesen Ausdruck unbequem, oder macht ihn unmöglich, wenn es dreyzeitige Sylben giebt? Der ganze Bau der Sprache führt immer auf ein einfaches und doppeltes, und fodert zur Beantwortung auf, die hier keinesweges am unrechten Orte gestanden hätte. Eben so hätte die Lehre von der Anakrusis erst durch die Musik ihre Vollendung erhalten, denn was ist eine Wirkung ohne Ursache? Wie kann nach §. 25. 26. 27. 28 von einer unendlichen Reihe in den schönen Künsten die Rede seyn? Wie kann eine Wirkung erscheinen, ohne daß nach §. 25 der Verstand nach der Ursache fragt? Sehr richtig sagt der Vf. §. 35: die Anakrusis sey gerade das, was bey uns Auftact in der Musik genannt werde, und gerade so muß man ihn, setzen wir hinzu, auch betrachten. Denn hat die alte Musik auch keinen Tact gehabt: so kann man ihn auf einem gewissen Standpunkte, wovon nachher, allerdings dem Verse zuschreiben, und da nun ein jedes mit demselben verfehene Musikstück seinen letzten Tact um die Dauer des Auftacts verkürzt: so sind die Rhythmen mit der Anakrusis auf dieselbe Art zu erklären, nämlich daß man sich in Abstracto den Janbus also denken muß  $u | \text{—} u \text{—}$  und den Anapäst also  $uu | \text{—} uu \text{—}$ . Auch sieht sich Hr. H. genöthiget, de metris p. 143 die Anakrusis ganz anders als eine Thesis zu behandeln. Er sagt unter anderm: *Etenim, ut longe vehementiores sint iambi trochaeis, anacrusis efficit.* Es liegt aber in diesem Satze versteckt, was auch die Anschauung lehrt, daß die Anakrusis zur folgenden Sylbe zu zählen sey, und billig hätte die Anakrusis als Thesis der letzten Reihe, nicht aber als die einer unendlichen Reihe charakterisirt werden sollen. Man nehme folgende anapästische Sylbenzahl:

1 2 | 3 4 5 6 7 8 9  
u u | — u u — u u —

so verhält sich scheinbar Sylbe 4 und 5 zu 6; und 7 und 8 zu 9, wie sich 1 und 2 zu drey verhält, allein die Anschauung lehrt, daß ein ganz anderes Verhältniß entsteht, nämlich 1 und 2 schließt sich so genau an drey, daß man sie als Eine rhythmische GröÙe ansehen kann; 4 und 5, 7 und 8 schließen sich aber nicht

nicht an sechs und neun, sondern erstere an drey, letztere an sechs; wodurch ein ganz anderes Verhältniß entsteht. Uebrigens ist Rec. sehr wohl bekannt, daß der Tact der Verse kein streng musikalischer ist, weil in der Sprache nicht Musik, sondern nur ein Streben darnach statt findet, und das Verhältniß des musikalischen Tactes zu dem des Verses läßt sich ungefähr schon aus dem Verhältniß der musikalischen und Vocal-Scale abnehmen. Ein Blick auf die Arithmetik, namentlich auf die Lehre von den Progressionen und Proportionen, würde sehr erläuternd gewesen seyn.

Ein zweyter zu erwägender Punkt ist die *arsis* und der *ictus*. Jene ist die bey endlichen Reihen zum Grunde liegende erste Ursache, der *ictus* die Darstellung derselben, das Anheben aus eigener Kraft. Wir wollen hier nicht weiter nach der Bedeutung dieser Erscheinung fragen; sie nicht mit den Erscheinungen in den räumlichen Künsten vergleichen, nicht erforschen, wie so etwas dem ähnliches in der Kunst möglich, ja nothwendig sey, sondern strenge den Standpunkt bewahren, auf welchen uns der Vf. gestellt hat. Er behauptet offenbar: daß die *Arsis* ganz unabhängig von der Länge und Kürze sey, dennoch aber zu einer Länge und Kürze hinzutreten könne; und dadurch, meint er, werde erst die Sylbe als *Causa* charakterisirt. Wenn nun die Darstellung der *Arsis* durch den *ictus* in der Erhebung der Stimme besteht, so ist der Schluß sehr leicht: daß der Accent das Princip des Rhythmus sey, und daß eine *Arsis* aus einer Synthesis der rhythmischen Größen mit dem Accent bestehe, die Thesis demnach durch diese Synthesis bestimmt werde. Ein Blick auf das Ganze der Sprache bietet eine Menge Analogien dar. Der zusammengesetzte Satz wird durch die Conjunction, der einfache durch das Verbum *Seyn*, zwey Consonanten werden durch Befassen unter ein Schwa, zwey Vocale durch Befassen unter einen Spiritus, zum Diphthongen verknüpft: so daß immer zwey Sprachtheile durch einen dritten, welcher außerhalb beider liegt, aber ihnen analog ist, vereinigt werden. Die treffendste und analogste Verknüpfung aber ist die der Sylben eines Wortes, denn in einem Worte werden ebenfalls wie in einem Rhythmus mehrere Sylben zur Einheit verknüpft, und wenn der Accent dort, wie ganz bekannt, das bindende Princip ist, warum soll er es nicht bey dem innerhalb der Grenzen der Sprache sich bewegenden Rhythmus, bey dem Verse seyn? Die Vollendung der unter einem Accent gesammelten Sylben, wird durch die hinter dem Worte einfallende Pause angedeutet, und die Vollendung des Rhythmus durch die Cäsur. Eine rhythmische Reihe würde demnach ein metrisch geordnetes Wort seyn. Doch die Eigenschaft des Accents als *causa* ist dem Vf. so wenig unbekant gewesen,

daß er sie selbst anführt §. 97 vergl. mit §. 84 85. Auch stand er ganz nahe daran, die Identität des Accents und der *Arsis* anzuerkennen. Er sagt *de metris p. 19: Accentus enim — eo tantum ab ictu differt, quod ictus quaelibet in omni numero ordinum principia, accentus ea solum, quae in vocabulis communis loquendi consuetudine introducta sunt, significat.* Ja die orthographische Bezeichnung seines Systems hätte ihn auf diese Identität führen müssen, und man kann wörtlich sagen: der Vf. hätte nur ein aufmerksames Auge auf die Darstellung seines Systems werfen dürfen, um es durchaus zu erweitern, denn überall bezeichnet er die *Arsis* durch einen Accent. Man halte dies eben angeführte aber ja für keine Kleinigkeit, etwa für einen bloßen Kampf um die wörtliche Darstellung. Denn etwas, was mehrere Unbequemlichkeiten, Inconsequenzen und Unvollständigkeiten nach sich zieht, kann nicht mit dem Namen: *Kleinigkeit* bezeichnet werden.

Zuförderst ist das ganze System unvollendet geblieben, dadurch, daß die moderne Metrik gänzlich ausgeschlossen ist; der Vf. thut, als wenn so etwas gar nicht vorhanden wäre. Er sagt *de metris 77 — nisi in seminato Anglorum et Gallorum sermone.* Wir merken hier beyläufig an, daß selbst dieser Vorwurf darum ungerecht ist, weil er einzig von der Sprache des gemeinen Lebens hergenommen worden ist. Ohne den genannten Sprachen einen vorzüglichen Grad des Wohlklangs darum zuzuschreiben, führen wir nur an: daß ein mündlicher, declamatorischer Vortrag von Nationalen sich ganz anders deutlich ausnimmt. In einer Predigt, Rede oder rhythmischen Trauerspiel erscheinen die Sylben deutlich und bestimmt, nur die Eile in der gemeinen Sprache verschluckt die Sylben so unanständig und übelklingend. Ferner sagt der Vf. (Vorr. S. V): *Die Sprache der Italiener und Franzosen hat fast gar keinen Rhythmus und in den Gedichten der Engländer sind höchstens die Anapäste noch erträglich.* Diese Aeußerung wäre ihm gewiß nicht entfallen, wenn er die *Arsis* als Accent charakterisirt hätte, denn daß die modernen Nationen ihre Verse accentuirt messen, ist ja wohl bekannt genug. Sie brauchen nämlich den Wortaccent rhythmisch. Dem Vf. würde dann die Einheit des Principes der alten und modernen Rhythmik aufgefallen seyn, er hätte sein System durch Anführung der Verschiedenheit geründet und zugleich erweitert, und Bemerkungen wie die obige und die nachfolgende (S. IX der Vorr.): *Daß auch dieser Theil der Metrik nunmehr als vollendet angesehen werden kann,* würde er nicht niedergeschrieben haben. Ja man kann es deutlich und aus dem System des Vfs zeigen, daß diese Aeußerung der aufgestellten Ansicht ganz entgegen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

# JENNAISCH E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 M A Y, 1804

## ALTE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Handbuch der Metrik* von Gottfried Hermann etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Um die Behauptung, womit das vorige Blatt schloß, zu rechtfertigen, führen wir den §. 83. an. Hier sagt Hr. H.: *Rhythmus hat eine jede Sprache, wodurch sie Wohlklang und Ausdruck erhält. Ohne Rhythmus würde kein Zusammenhang der Sylben untereinander — — — möglich seyn. Mitin §. 84 muß auch jedes einzelne Wort seinen Rhythmus haben.* Dieser ist aber nach §. 86 und 97 ein Rhythmus des Accents. Diesen Rhythmus des Wort-Accents haben die modernen Sprachen allein, und wenn er mit dem absoluten Rhythmus vereinigt wird, so kann er den antiken ersetzen und nachahmen. Oder was will der Vf. gegen folgenden französischen Hexameter rechtliches einwenden?

*Chante Dresse le coeur | furieux et l'ire d'Achille.*

Dass aus einer Pedanterey die antiken Regeln der Länge und Kürze beobachtet sind, ist ohne Einfluss, denn De in Dresse ist wahrlich nicht *ex vocale ante vocalem* kurz, und es in demselben Worte nicht *ex positione* lang, sondern dieses ist accentuirt, jenes accentlos. In allen modernen Sprachen ohne Ausnahme lassen sich die antiken Sylbenmaasse bis auf einen gewissen Grad genau und richtig nachahmen. Der Unterschied der antiken Verse von den modernen Nachahmungen derselben besteht darin, dass in jenen der Accent oft verlassen wird, wenn er nicht mit ihm vereinigt werden kann; er erscheint in jenen unterdrückt. Bey den Nachahmungen antiker Verse aber muß er unbedingt vereinigt werden. Zwischen modernen und antiken Versen selbst ist folgender Unterschied: dass die Arsis jener auch zugleich der Accent eines Wortes seyn muß, die Arsis dieser aber etwas ist, was nicht von einem einzelnen im Verse vorkommenden Worte hergenommen worden, oder mit demselben zusammenhängt, sondern was das Princip der Verknüpfung einzelner Worte überhaupt ist. Nur die deutsche Sprache ist so glücklich, Quantität und Accent in einem gewissen Grade zu verbinden, und dadurch den antiken und modernen Rhythmus vortrefflich darstellen zu können. Allein eben weil sie beides verbindet, beiden Gesetzen in ihren Versen unbedingt genügen muß, ist ihre Quantität weder so strenge als die antike, noch der §. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

Accent so bedingt, wie der der modernen. Die *συντομοι* stehen auf dem Punkte des Ueberganges. Dass übrigens das Princip des Reims und der mit ihm zusammenhängende von ihm ausgehende Rhythmus, den absoluten Gesetzen des Rhythmus unterworfen, allerdings aber etwas vollendetes und vortreffliches sey, sollte dies etwa der Vf. zu leugnen vermeinen? Endlich entstand dadurch, dass der Vf. die Arsis nicht als Accent charakterisirte, ein zweyter Nachtheil. Denn er ist nunmehr nicht im Stande nach seinem System den päonischen Rhythmus zu erklären | — uuu | indem bey demselben die Arsis kleiner ist als die Thesis, denn | — | ist = 2, | uuu | aber = 3, welches nach §. 42 unzulässig ist. Hätte der Vf. die Arsis nicht bloß als Erhebung der Stimme §. 32, sondern als rhythmische GröÙe anerkannt, so hätte er sich nicht in diesen auffallenden Widerspruch verwickelt. Ist aber der Accent die Arsis, so kommt er auch als rhythmische GröÙe in Betrachtung, und wie groß er sey, beweisen wir wiederum aus dem Vf. selbst. Der Accent, sagt er §. 98, kann eine kurze Sylbe lang machen, er ist also = | u | das ist: = 1, folglich ist eine Sylbe als Arsis um eins länger, als ihre absolute Quantität und die Arsis des Päonen | — | ist = 3, nicht aber = 2, und so wird der päonische Rhythmus mit §. 42 veröhnt. Bestätigend ist es, dass der rhythmische Accent an sich eine kurze Sylbe lang machen kann; eine Sache, die dem Vf. nicht entgehen konnte, und über welche er §. 95 spricht, ohne sie jedoch für das System abzuwenden. Aber §. 95 und 98 enthalten eine und dieselbe Bemerkung, nur die Erscheinung ist verschieden, und bey einer neuen Darstellung müßte man beides unter eine Rubrik be-fassen.

Wir kommen jetzt zu dem neunten Kapitel, welches von der Cäsur handelt, und von welchem man wohl sagen kann, dass es den Mittelpunkt des ganzen metrischen Systems enthält. Hr. H. betrachtet §. 86 die Cäsur als ein Mittel, den Rhythmus des Verses mit dem Rhythmus der Worte zu vereinigen, und zwar so, dass jeder Ort im Verse, wo eine Reihe sich endet, Cäsur heißt, ein Vers daher so viele Cäsuren hat, als Reihen in ihm sind. Die Uebereinstimmung aber wird also hervorgebracht, dass eine Reihe im Rhythmus der Worte sich eben da endet, wo eine Reihe im Rhythmus der Verse, folglich das Ende eines Wortes mit dem Ende des Rhythmus der Verse zusammenfällt. — Hier aber entspringt eine Schwierigkeit von eigener Art. Es hat nämlich jedes einzelne Wort seinen Rhythmus §. 84, welcher der Accent



cont ist §. 34. Die Sprache als Ausdruck einzelner verketteter Begriffe besteht aus einzelnen verketteten Wörtern, und die Darstellung eines einzelnen Begriffs geschieht durch eine Sylbenmenge, unter Einen Locum befaßt, hinter welcher eine Pause folgt, durch die der Schluss eines Wortes angedeutet wird. Es müßten demnach im Verse gerade so viel Wörter seyn als Reiben in ihm sind, da, wenn das Gegentheil geschieht, die Pause hinter den einzelnen Wörtern entweder durch den Rhythmus des Verses aufgehoben werden muß, wodurch der Vers seinen Begriff nach unverständlich wird, oder die Pause wird beobachtet, und eben dadurch der Rhythmus des Verses zerstört. Von dieser Schwierigkeit steht eine Ahnung p. 59 *de metris: Quamobrem optimi hi forent versus, in quibus singuli urdines, singulis vocabulis constarent. Sed quoniam illud linguae ratio non pateretur fieri, placuit in eos tantum locos caesurae consuetudinem introducere, in quibus vel ordinum fines gravius exaudirentur, ut in asynartetonum commissuris et pentametro elegiaco, vel numeri partes apta quadam proportione dividerentur, ut in hexametro heroico et iambicis trimetris.* Man sieht wohl, daß hier die Schwierigkeit statt aufgelöst zu seyn, nur berührt ist, die Auflösung aber liegt in dem Worte *gravius*. Denn wäre der durch diesen Ausdruck angedeutete Begriff näher entwickelt; so würde die richtige Erklärung von selbst in die Augen gesprungen seyn. Wir müssen aber die folgende Auseinandersetzung mit einem andern Punkte verbinden, der zwar Anfangs Nebensache scheint, sich späterhin aber eng verbunden mit der gegenwärtigen Untersuchung bewahren wird, und dieser ist die Rechtfertigung der alten Grammatiker.

Hr. H. klagt dieselben durch das ganze Werk unanhörlich an. Es wäre aber doch möglich, daß diese Männer ein consequentes, wenn gleich einseitiges, ein wahres, wenn gleich beschränktes System gehabt hätten; es könnte seyn, daß Hr. H. zwar über oder neben diesem System schwelte, daß sich aber seine Ansicht auch nur als einseitig und beschränkt bewährte, und daß er eben darum nicht im Stande wäre, das System und die Ansicht jener zu der seinen zu machen; es könnte endlich wohl seyn, daß sich diese Lücke in der Einsicht hie und da empfindlich gerächt hätte. Die Wurzel, aus welcher diese ganze Verschiedenheit entspringt, ist §. 52. *Ein Fuß, heißt es dort, ist ein Verhältniß mehrerer Sylben zu einander in Rücksicht ihres Maasses ohne Rhythmus.* Diese Erklärung ist dem Hermannischen System völlig gemäß, und insofern vortrefflich; nur fragt sich: ob der Fuß in keiner andern Bedeutung in der Metrik auftreten könne, als in der angeführten. Die Grammatiker mußten dies behaupten, und von ihrem Gesichtspunkte aus muß ich ihnen beystimmen. Es ist nämlich sehr wohl zu bemerken, daß die Grammatiker bey ihrer, von Hn. H. so genannten unrichtigen Abtheilung der Verse, sie dennoch richtig, das ist, wie Hr. H. lasen. Vergeblich würde man nach einem Beweis suchen, der an sich nicht möglich ist, daß sie z. B. die Trimeter nach drey jambischen Di-

podien, oder den Hexameter nach sechs Daktylen gelesen hätten, sondern im Lesen war, weil es an sich unmöglich ist, nichts anders ihre Leiterin als die Casur. Nur, blieb ihnen zwischen ihrer Eintheilung, die sie von den Versen machten; und ihrem Lesen nach der Casur ein Hiatus; sie wußten nicht, oder richtiger; sie hatten gar nicht die Absicht, beides unter eine Einheit zu befassen, so wenig wie es Hr. H. kann, so wenig wie er vermag aus seiner Theorie einen Uebergang zu der Eintheilung der Grammatiker zu finden. Die Eintheilung der Verse von den Grammatikern ist demnach zuvörderst orthographisch, und keinesweges wie die von Hn. H. declamatorisch. Nur äußerst selten führen sie die Stelle der Casur an, es ist fast nur der Hexameter, und jambische Trimeter in welchem sie dies bemerken, und fast immer geschieht es im Vorbeigehen. Daher sahen sie nun zweytens den Vers nicht als organisch an, sondern mechanisch, als ein historisches Produkt, welches man mit Hülfe gewisser mechanischer Regeln nachmachen könnte. Daher ist die Beobachtung und die Auctorität ihre Führerin; alles was sie über den Vers sagen, sind Bemerkungen, sind Bedingungen, unter deren Beobachtung man ein solches Produkt wieder hervorrufen kann, und selbst ihre Bemerkungen über die Casur sind von dieser mechanischen Art. Drittens endlich mußte sich durch ihr richtiges Lesen des Verses der Grundrhythmus anwiderstehlich aufdrängen, und das Gefühl davon sie überall hin begleiten; sie mußten also sehr wohl unterscheiden können, welches jambische, daktylische Verse waren, und nach diesen Principien bildete sich nunmehr folgendes System, dessen erste Grundzüge wir jetzt darstellen wollen, und wodurch alle Schwierigkeiten sich auf das Befriedigende lösen lassen.

Ein Vers ist eine Menge von Sylben, welche einen Wohlklang machen: diese Combinationen aber lassen sich berechnen, wenn man von der kleinsten Sylbenzahl die sich versetzen läßt, von zwey anfängt, so giebt es vier zweysylbige, acht dreysylbige und sechzehn viersylbige Füße. Weiter gieng der größte Theil der Grammatiker nicht, sey es, weil weiter hin nur Compositionen von Füßen vorkommen können, sey es, daß ein musikalischer Grund obwaltete, der vielleicht aus Aristides p. 34 hergenommen werden könnte, (obgleich Arist. p. 49 die Sylbenzahl der Füße nach einem musikalischen Princip auf sechs angiebt, und Diomedes p. 478 die fünfsylbigen vollständig anführt), sey es endlich, daß durch das Lesen der päonische Rhythmus sich als der längste aufdrang, und sie daher die Viersylbigkeit nur in Nothfällen überschritten, welcher letztere Grund dem Rec. am meisten in der Natur der Sache zu liegen scheint. Daß sie aber bis zur Viersylbigkeit, also bis zu componirten Füßen fortschritten, davon lag der Grund in der Nothwendigkeit der Dipodie, die sich ihnen bild offenbarte. Auf diesem Wege entstanden den Grammatikern die Versfüße, welche ihnen also schon ursprünglich nichts rhythmisches waren, sondern bloß Methoden, den Vers in Theile zu zerlegen.

Denn

Denn ein jeder Vers muß sich ja natürlich in solche Theile zerlegen lassen, und es kommt nur darauf an, welche Art derselben, ob zwey- oder drey- oder vier-sylbige Abtheilungen, soll gewählt werden. Hierüber entscheidet wiederum das Lesen, denn dieses dringt bey dem heroischen Hexameter die Drey-sylbigkeit als herrschend, bey dem dramatischen Trimeter und Tetrameter dagegen die Zweysylbigkeit als herrschend auf, und zwar bey jenem jambisch, bey diesem trochäisch. Auf diesem Punkte verwandeln sich die Füße aus mechanischen Sylbencompositionen in rhythmische Abtheilungen: hier entdeckten sie, was Hr. H. nicht gehörig beachtet, ein regelmäßiges Fortschreiten des Verses nach gewissen Elementen, einen Grundrhythmus. Sollte aber irgend ein Nutzen von dieser Zerschneidung des Verses in Füße zu erwarten seyn, so mußte er in gleiche Elemente zerfallen, in Füße gleicher Art. Durch dieses Streben entstand ihnen zuvörderst die Dipsodie, denn nur unter der Bedingung derselben konnten sie manche Verse, z. B. den jambischen Trimeter in gleiche Füße zerschneiden. Eben dadurch nahmen sie ferner an: Jeder Grundrhythmus müsse durchaus zu Ende gedacht werden, d. h. sie legten bey ihren Eintheilungen den akatalektischen Vers zum Grunde, als Urbild; und sahen den katalektischen und hyperkatalektischen als Ausnahmen an. Ferner machten sie, um die Glieder der Eintheilung gleich zu bilden, da wo es unmöglich war, Füße einerley Art zu formiren, wenigstens Glieder gleicher Zahl, auch rechneten sie die *Syllabas ancipites* bald für eins, bald für zwey, je nachdem es ihrer Eintheilung bequem war. Dennoch wurden sie oft gezwungen die Gleichheit der Glieder in einzelnen Fällen aufzugeben, weil es unmöglich war sie durchzuführen, und dies veranlaßte eine Menge von Fiktionen, dahin gehören: die *versus polyschematisti*, die *μετρα κατ' αντιστάσεων mixta*, und mehrere *Afynarteten*.

Es fragt sich jetzt zuvörderst, ob das hier eben dargestellte durch die Praxis der Grammatiker bestätigt werde? Hierauf ist zu antworten: Allerdings. Alle Behauptungen der Grammatiker, selbst die widersprechendsten lassen sich leicht auf das Aufgestellte zurückführen. Zugleich erklärt sich hieraus ihr Begriff von *Arsis* und *Thesis*; denn diese Erscheinung, daß sie den ersten Theil eines jeden Fußes *Arsis*, den zweyten *Thesis* nannten, indem sie ihn so viel möglich in zwey gleiche Theile zerschneiden, ist nichts als das Streben bey dem Einfachsten nach Gleichheit der Massen. S. Hermann *de metris* p. 18 und *Metrik* 32, 33. Wenn aber Hr. H. a. d. a. O. behauptet, Priscian p. 1289 gebe eine wahre Erklärung der *Arsis* und *Thesis*, indem jene ihn wirkende Ursache, diese bewirktes sey, so ist diese Stelle nicht als Beweis anzunehmen. Es spricht nämlich Priscian dort nicht von Hn. Hermanns metrischer *Arsis*, sondern von dem Wortaccent, dessen Identität mit dem metrischen der Vf. ja nicht anerkennt; und Priscian fängt gleich damit an, daß er sagt: *in unaquaque parte orationis* etc. Nichts folgt aus der Stelle des Priscian, als daß

er mit dem ersten Kapitel der *Metrik* übereinstimmt. Sollte eine Bestätigung aus dem Alten angeführt werden, so wäre zweckmäßiger *Mart. Capell. lib. 9 de Nupt. Philol.* anzuführen gewesen. Er sagt dort: *Pes est numerus prima progressio per legitimos et necessarios sonos juncta. Cujus partes duas sunt, arsis et thesis. Arsis est elevatio, thesis depositio vocis ac remissio.* Ferner erklären sich jene Definitionen des Fußes wie wir sie bey *Aristides* finden, p. 34 *πὺς ἐστὶ μέτρος τοῦ παντός ὁ ὅμοιος, δι' ὃ τοῦ ὁλοῦ καταλαμβάνομεν*, oder bey *Nictorinus* p. 2486: *pes est certus modus syllabarum quo cognoscimus totius metri speciem*; denn sie sagen im Grunde nichts anders, als daß der Fuß das Abbild und der verkleinerte Rhythmus des Ganzen sey. Diese ganze Eintheilung der Grammatiker entspricht der musikalischen des Taktes, und ihr ganzer Vers ist eine Verknüpfung von Füßen, deren keiner einen ictus hat.

Eben so wie in den Elementen bestätigt sich diese bey ganzen Versen; und ein recht ichlagendes Beispiel giebt der elegische Pentameter, der nur von seiner grammatischen Abtheilung also heißt. Diesen maassen mehrere Grammatiker (s. *Metr.* §. 240) also:

— u u | — u u | — — | u u — | u u —

und diese widerlegt von seinem Gesichtspunkte aus durch die Cäsur Hr. Hermann sehr siegreich. Man mußte aber wirklich zweifeln, ob den Grammatikern das Organ des Gehörs zu Theil geworden, wenn man annahm, sie hätten wirklich die Pentameter also gelesen. Andere daher, durch den bey der unveränderlichen Cäsur zu auffallenden Widerspruch zwischen dem Lesen und der Abtheilung der Füße aufmerksam gemacht, rechnen ihn, weil sie die Gleichheit der Abtheilungen nicht herausbringen können, zu den *Afynarteten* (*de metris* p. 42. 281. *Metrik* §. 240. 374), und theilen also

— u u | — u u | — — | — u u | — u u | —

Ein anderes nicht minder auffallendes Beispiel bieten die Antispasten dar, unter welchen die Grammatiker eine Menge choriambischer Verse mit der Basis begreifen, wie Hr. H. nach seiner Ansicht sie richtig classificirt; nach der der Grammatiker aber, und durch ihr Bestreben nach Gleichheit der Takte gehören sie wirklich zu den Antispasten. Um sie aber dazu zu zählen, legten sie den reinen Fuß zum Grunde, und fügten als eine Beobachtung bey, daß der erste Fuß in seiner Hälfte alle zweysylbigen Füße und auch den Tribrachys zulasse.

u — — u | u — — u | u — u —  
— u  
u u  
u u u

Hiedurch erhielten sie freylich Takte von sechs Zeilen, und so ging es mit allen andern, nach der Hermannischen Ansicht falschlich zu den Antispasten gerechneten Rhythmen. Ging der Tact nicht gleich auf, so ward ein Katalekticus daraus z. B. der phalacische Vers

u — — u | u — u

und der phalacische

u — — u | u — u — | u — u

oder

oder auch ein hyperkatalekticus. Doch die größte Schwierigkeit entstand bey manchen Metris, bey denen es mit der gleichen Tacttheilung und mit dem Hineinbringen gleicher Füße gar nicht fort wollte, z. B. bey dem sapphischen Vers

— u — u — u — u —

Hier sind folgende Abtheilungen möglich

— u | — u | — u | u — | u — | u —

— u — | u — u | u — u | — u —

— u — u | — u — u | u — u —

Keine derselben bringt jedoch gleichartige Füße in die Abtheilung, und so erdachte man eine ganz eigene Classe von Versen, *μετρα κατ' ἀντιπαθεῖαν μικτά*; nach welcher vagen Bestimmung man alle solche unauflösbare Verse maafs, wobey man sich immer, so viel möglich, an die Vierföhlbigkeit hielt. Ein Beyspiel giebt der altäische Vers,

— u — u — u — u —

dessen mögliche Abtheilungen sind

— u — | u — | — u — | u — | — u —

oder auch

— u — | — u — | u — u — | u —

endlich

— u — u — | — u — u — | — u —

In der letzten Eintheilung wird, wenn man im ersten Fusse die *Syllaba anceps* kurz, im zweyten aber sie lang rechnet, jeder dieser Tacte auf sechs Zeilen gebracht.

War endlich gar keine Möglichkeit da, Uebereinkünfte in die Tacte zu bringen, so verliesen die Grammatiker endlich auch die Vierföhlbigkeit, stellten die ähnlichen Füße zusammen, und suchten in die Tacte die gleiche Anzahl von Sylben zu bringen, so wurden die *asynarteti*, und weil sie sich eigentlich nun schon ausserhalb ihrer Sphäre befanden, änderten ihre Principien nicht so weit reichend, so kamen, wie Hr. H. gut zeigt, viele Verse unter diese Classe, welche nicht dahin gehören; so der platonische Vers: *Hephaest* p. 51. *Metrik* §. 383.

— u — u — | — u — u — | — u — | u — | — u — u — | — u — u — | —

Rechnet man hier die *Syllabas anceps* für lang, so enthält der erste und dritte dieser drey Tacte zehn, der zweyte neun rhythmische Gröfsen.

Aus dieser Ansicht sind noch manche einzelne Aeusserungen der Grammatiker zu erklären, so nennt *Lusinus* p. 2712 die Scansion des Jambus durch *Dipodien vetus institutum*, weil es ihm eben nicht auf einen innern Unterschied zwischen *Monopodien* und *Dipodien* ankam. Horaz giebt dem Trimeter: *sex tetus*, er heisst *senarius* statt Trimeter; wie der Tetrameter *octonarius* (s. *Bentley de metris Terent. ab init.*) wo man mehrere Stellen zusammenfindet. Durch dies alles ist wohl ausgemacht, daß das System der Grammatiker darauf ausging, Gleichheit der Tacte zu finden und zu bilden. Diese Tacte angeben heisst scandiren, wobey ihnen natürlich die Worte gänzlich verschwinden mußten, und der Mittelpunkt ihrer Theorie war und bleibt der Versfuß, das heisst, die Sylbencomposition ohne Rhythmus. Dagegen ging Hr. H. vom unbedingten Rhythmus aus, und die Cäsur, das Ende des Rhythmus, wird daher sein Hauptaugenmerk. Daher der natürliche Widerstreit

beider Theorien; denn die der Grammatiker hebt die Abschnitte der Worte und die Cäsur durchaus auf; die Hermannische aber die Füße. Wenn also Hr. H. gegen die Grammatiker sichtet, so streitet er eigentlich mit einem Schattenbilde, denn auf dem Gesichtspunkte stehen sie nicht, wo er sie sucht. Er zeige uns die Stelle wo ein Grammatiker behauptet: er habe durch seine Eintheilungen mehr thun wollen, als die Sylbencompositionen deutlich machen, und sie hätten sie, wie Hr. H. verlangt, auf das Lesen anwenden wollen. Rec. wenigstens ist keine Stelle bekannt, wo sie die Cäsur anders als faktisch, wo sie sie rhythmisch angesehen hätten, und an eine Verbindung ihrer Versabtheilung mit der Cäsur ist vollends nicht zu denken, sie wollten und konnten es auch nicht. Für Hr. H. ist der Vers eine Verknüpfung von Rhythmen, den aber die alten von dem Metro sorgfältig trennen. Aristides sagt p. 31: *ῥυθμός ἐστὶ συστημα ἐκ χρόνων κατὰ τινὰ τάξιν συγκειμένων. καὶ τὰ τῶτων παθὴ καλούμεν ἀρσιν καὶ θέσιν*; dagegen heisst es p. 49: *ἐκ δὴ τῶν ποδῶν συνίστανται τὰ μετρα. Μετρον μὲν ἐν ἐστὶ συστημα ποδῶν ἑξαμοσίων συλλαβῶν συγκειμένον ἐπὶ μέγας συμμετρον. Διαφέρειν τὸ ῥυθμὸς φάσιν οἱ μὲν ὡς μερὸς ὅλης — — — οἱ δὲ κατὰ τὴν ὅλην etc.*

Der Vf. könnte aber noch folgenden Einwurf machen: Es mag seyn, daß, auf diese Art angesehen, den Operationen der Grammatiker ein durchgehender Mechanismus, eine handwerksartige Regelmäßigkeit zum Grunde liege, allein kann dies ein System genannt werden? Jene Vorwürfe mögen sie nicht treffen, sobald sich die Grammatiker aus dem Gebiet der Wissenschaft zurückziehen; sie bleiben wahr gegen diejenigen, der diesen Mechanismus als Organismus, als Sciens hinstellen will. — Hierauf würde sich mehrere antworten lassen. Erstlich ist ja eingeräumt, daß Hr. Hermanns Ansicht wirklich über der der Grammatiker stehe, sie hat einen metrischen Mittelpunkt, den der Cäsur, daß das Raisonement der Grammatiker eben solch einen habe, ist freylich erst zu beweisen. Zweytens aber ist einzig und allein demjenigen das unbedingte Herabsehen auf die Beugungen der Grammatiker erlaubt, der das System (wir verstehen hier nur das der antiken Metrik) ganz besitzt. Wenn es sich aber finden sollte, daß manche Erscheinung im Verse sich nach Hermannischen Principien gar nicht auflösen lässe, die gleichwohl, wenn man die Technik der Grammatiker annimmt, allerdings erklärt werden kann, so würde doch wohl nicht abzuleugnen seyn, daß die Grammatiker, wenn auch dunkel, von einem metrischen Gesichtspunkte ausgingen, und daß erst mit einer Vereinigung beider Ansichten die ganze Metrik aufgestellt sey; es würde nicht verhehlt werden können, daß, wenn Hr. H. schon darin Unrecht that, daß er das Streben der Grammatiker nicht versteht, er doppeltes Unrecht hat, weil er auch ihr Systematisches, das was ihm selbst abgeht, verkennt; und wenn er nach dem Vorigen über ihnen steht, so kommt er, wenn dies bewiesen wird, ihnen nur zur Seite zu stehen. Und dies ist in der That unsere Meinung.

(Die Fortsetzung folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 M A Y, 1804

## ALTE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Handbuch der Metrik*, von Gottfried Hermann, etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Vf. wird zugeben müssen, daß ein Wort sich nur dadurch als solches constituirt, daß es hinter sich eine Pause hat, und daß die innerhalb zweyer Pausen liegenden Sylben dadurch eine Einheit sind, daß sie unter Einem Accent begriffen werden. Daraus folgt, wie er in der oben angeführten Stelle selbst bemerkt, daß entweder hinter jedem Worte eine Cäsur seyn müsse, oder, wie wir hinzusetzen, wenn die rhythmische Reihe mehrere Wörter unter sich begreift, daß die Pausen hinter den einzelnen Wörtern aufgehoben, versteckt, ersetzt werden müssen. Unsere Meinung ist, dieß geschehe durch den Tact, welcher in der Metrik *Fuß* heist. Dieser Sprachtact aber ist, weil Sprache und Musik zwey Dinge sind, nicht jenen streng musikalischen Gesetzen unterworfen, er muß aber doch so viel möglich ein gleichförmiges Fortschreiten, er muß eine Regel seyn. Was also Hr. H. (Vorr. S. XIX) von der Musik der Neuern sagt, gilt übersetzt vom griechischen Vers: *Der Rhythmus des Tactes ist der Grundrhythmus einer Musik — er giebt ihr Einheit und beherrscht den Rhythmus der Melodie, durch welchen er nicht aufgehoben werden kann.* Dieß übersetzen wir also: der Vers hat einen doppelten Gang, den des Rhythmus und den des Tactes. Der Tact ist der Grundrhythmus, welcher dem Verse Einheit giebt, keiner aber beherrscht den andern, beide werden vereinigt, und daher hebt der eine den andern theilweise auf.

Dieß mache ein Beyspiel deutlich. Der Hexameter hat sechs dactylische Tacte:

— uu | — uu | — uu | — uu | — uu | — u

Mit dieser Form, soll folgende Reihe der Wörter vereinigt werden:

τον δ' ημῶν | σπείρει | ἀνὰ | ἀδραν | Ἀγαμέμνων

Wie kann das geschehen? Nur dadurch, daß man die einzelnen Wörter ganz vernichtet, daß man sie unbedingt an die Tacte schließt, daß man sie in ein einzelnes rhythmisches Wort aus sechs dactylischen Sylben bestehend verwandelt. Ein Wort zeigt sein Ende durch die Pause und damit nun die Wortpausen den Tacten nicht widersprechen, müssen vielmehr die Tacte den Wortpausen widersprechen, daß

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

heist: Das Ende der Tacte oder Füße muß in die Mitte der Wörter fallen:

τον δ' ημῶν | σπείρει | ἀνὰ | ἀδραν | Ἀγαμέμνων

Bis so weit ist es reiner Tact, aber ὅλον του βυθμον καταλαμβάνομεν. Nun tritt der Rhythmus dazu, der seine Wurzel in der Sprache als Begriff hat, und die im Verse enthaltenen Sylben als Worte einer Sprache verständlich macht, dieß geschieht durch die Cäsur. Dieß muß nothwendig ihrem Wesen nach an das Ende eines Wortes, sie muß aber auch in der Regel in die Mitte eines Pes fallen, also den Tact wiederum vernichten. Denn die Cäsur ist ja im Verse um anzudeuten, der Vers sey noch nicht zu Ende: dieß geschieht aber ganz besonders dadurch, daß der gleichförmige Tactfortschritt unterbrochen wird, wodurch das Ohr unbefriedigt bleibt, und sich nach einer Ergänzung desselben sehnt. So zerfällt obiger Vers nach der Cäsur also:

τον δ' ημῶν | σπείρει | ἀνὰ | ἀδραν | Ἀγαμέμνων

Es sind zwey rhythmische Worte, in welche das Ganze wiederum zerfällt, wobey der Einwurf, daß in so vielen Fällen der Schluß des Wortes mit dem des Fußes zusammenfalle, gar nichts beweist. Denn demjenigen, welcher dieß einwenden wollte, würde zu antworten seyn: Der Tact ist das Gesetz der Einheit; ist diese einmal aufgefaßt, so wird sie das Ohr unwiderstehlich fodern, daher, wenn das Ende eines Fußes mit dem eines Wortes zusammenfällt, wir dieß ignoriren. Denn da die Mannichfaltigkeit nur der Einheit wegen da ist, so hört man Satz und Vers jederzeit und einzig im Ganzen; nur mit dem Punkte oder den gesetzinäßigen Tacten ist Verstand und Ohr befriedigt. Wir hören bey dem Anfange eines Satzes oder Verses schon das Ende, und das Ende erinnert wieder an den Anfang. Der §. 224 angeführte Vers des Ennius ist neben der Aehnlichkeit seiner Reihen auch darum schlecht, weil seine Worte Pedes sind:

Sparsis hastis magnis campus splendet et horret

conf. *Metrik* §. 144 de metris p. 143. Am besten kann man sich von jener oben bestimmten Stelle der Cäsur durch den sechzehn Cäsuren zulassenden Hexameter überzeugen. Wie selten ist verhältnißmäßig die dritte, sechste, neunte, funfzehnte; der zwölften oder der τετραποδια βυκολικῇ nicht zu gedenken, welche den Vers in zwey kleinere theilt; so daß als Hauptcäsuren die siebente, achte und die mit der zehnten gemeiniglich verbundene vierte übrig bleiben. Die andern als die sechzehnte, vierzehnte, drey-

zehn-

zehnte, eilfte liegen zu weit hinten, um oft vorzukommen, und die erste, zweyte, fünfte zu weit vorn.

Wir glauben nach dieser Darstellung das Resultat stehen zu können, daß die Scansion und die Einteilung des Verses in Pedes etwas *metrisches*, etwas dem Verse als solchem wesentliches sey, daß also Hr. H., indem er die Grammatiker nicht nur als nach einer mechanischen Regel strebend, sondern auch als Metriker erkennt, ihnen doppeltes Unrecht thut, welches sich dadurch an ihm rächt, daß er ganz außer Stande ist zu erklären, wie die einzelnen Worte seines construirten Verses zu rhythmischen Maassen zusammenwachsen. Wir setzen hinzu, auch einen Hauptpunkt bey dem Centro seines Systems, bey der Cäsur, hat er nicht deutlich entwickelt, hat er nur geahnet. Die Sache ist diese. In allen Metriken, die neuesten nicht ausgenommen, wird immer der Vers als aus Wörtern bestehend construiert. Die Grammatiker sahen ihn an als aus Sylben bestehend, und reflectirten wenig auf die Wörter; Hr. H. dagegen auf die letztern fast ganz allein, allein der Vers ist ja auch noch ein Satz. Der Satz aber hat dreyerley Pausen, das Komma, das Kolon und das Punktum: diese im Verse vorkommend, müssen entweder an das Ende desselben, oder in eine der möglichen Cäsuren fallen. Der Ort der Cäsur läßt sich wie die an sich möglichen nach gewissen allgemeinen Grundsätzen berechnen, denn sie fällt am gewöhnlichsten in die Mitte des mittleren Fußes, und da nun mit dem Komma, Punkte oder Kolon das Wort endigt, so wird, wenn das Ende dieses Satztheiles an die Stelle der gewöhnlichen Cäsur fällt, die Doppelkraft der Cäsur nicht weiter bemerkt, die Verknüpfung des Satzes und der Wörter geschieht natürlich mit dem Rhythmus in einem Moment und wird weiter nicht auffallend bemerkt. Wie aber, wenn der Satz oder das Komma, oder das Kolon zwar, wie natürlich, in eine der möglichen Cäsuren, aber nicht in die gewöhnliche fällt? Dann, antworten wir, wird die gewöhnliche Cäsur verdunkelt, und die ungewöhnliche erhält den Vorzug, weil Ende des Satzes wichtiger ist als Ende des Wortes. Z. B. folgender von Hr. H. angeführter Vers hat die regelmäßige *πενθημιμρος*:

Βάλλ', αὖτε δὲ πύρρι | γενυῖν καὶ ποτὶ θάμνισιν

weil aber mit Βάλλ' der Abschnitt eines Satzes endigt, so wird die erste die Hauptcäsur und man theilt ab:

Βάλλ' | αὖτε δὲ πύρρι γενυῖν καὶ ποτὶ θάμνισιν

dagegen wird keinem einfallen also zu theilen:

Ἀψ | ἀποδοσθῆναι αὖτε καὶ θάμνισιν γε θυγοίμεν

sondern:

Ἀψ ἀποδοσθῆναι | αὖτε καὶ θάμνισιν γε θυγοίμεν.

Die Grammatiker, welche überhaupt wenig von der Cäsur sprechen, haben über diesen Punkt gar nichts, wenn man nicht ein paar confuse Stellen des Marius Victorinus hieher zählen will: daß aber Hr. H. nicht hierin tiefer eindringt, muß sehr auffallen. Zwar gehen Ahnungen davon durch das ganze Werk, wie denn die Sache selbst einem so scharfsinnigen Metriker in der Anschauung nicht entgehen konnte. Beym

Hexameter hilft er sich dadurch, daß er die möglichen Cäsuren berechnet; und eine als Hauptcäsur angiebt, Metrik §. 223, ohne es jemals zu sagen, wodurch sie es wird, wenigstens drückt er sich in der angeführten Stelle sehr empirisch darüber aus. Eine ähnliche Spur steht §. 310, wo man im Horaz in vielen Fällen hinter jedem Choriamben ein Komma setzen kann:

*Tu ne | quæseris, scire nefas, quem mihi quem tibi*

Am deutlichsten aber §. 417, wo Ende des Verses und der Perioden in einen Zusammenhang gebracht werden, und er sich sogar auf die Cäsur und deren Kraft beruft. Zum Schlusse dieser Materie rücken wir uns die oben angeführte Stelle nochmals vor Augen, um sie nach dem hier Aufgestellten zu suppliren. *De Metris p. 59: Optimi forent versus, in quibus singuli ordines, singulis vocabulis constarent, —* Wir sagen, diese wurde wirklich durch den die Wörter in ihrer Mitte zerschneidenden Tact der Füße geleitet. — *sed quum illud linguae ratio non pateretur fieri. —* Nämlich, orthographisch ist dies nicht möglich, wohl aber rhythmisch durch die Pedes. — *placuit in eos tantum locos caesurae consuetudinem introducere, —* Dies ist ganz richtig, denn die Cäsur hängt von rhythmischen Gesetzen ab. — *in quibus vel ordinum fines gravius exaudirentur, —* Dies geschieht nämlich, weil die Cäsur eine doppelte Kraft hat, indem sich einmal ein Wort und an demselben Orte ein Komma endet. — *ut in asynartetonum commissuris, —* Natürlich, denn die *commissura* ist ja eigentlich das Ende eines Verses. — *et pentametro elegiaco, —* Auch dies versteht sich, denn er hat seine fixe Cäsur mit der doppelten Kraft. — *vel numeri partes apta quadam proportionem dividerentur, —* Diese *apta proportio* aber hat ein rhythmisches Fundament. — *ut in hexametro heroico, vel jambicis trimetris. —* Allein auch bey diesen findet die doppelte Kraft der Cäsur statt, und dann fallen die Schlüsse der Reihen natürlich heftiger ins Ohr.

Wir gehen jetzt zu einem andern Gegenstande über, zu der Basis. So nennt der Vf. zwey oder drey Sylben vor manche Reihen, und zwar vor die gesetzt, welche unmittelbar mit der Arsis, nicht mit der Anaktusis anfangen, durch welche, wie er meint, eine Versammlung der Kräfte ausgedrückt würde, und welche eine willkührliche Einrichtung der Dichter wären; sie hätten, behauptet er, gar keinen Rhythmus. Metrik §. 39. In dem größern Werke: *de metris* S. 21. vergleicht er die Basis mit der Folge arpeggirter Accorde, welche gemeinlich auf dem Flügel oder Clavier statt des Präludiums vor dem Anfang einer Symphonie gegriffen werden. Diese Basis kommt übrigens bey choriambischen und dactylischen Reihen ganz vorzüglich vor. Mancherley ist an dieser Ansicht auszusetzen. Die Basis soll zuerst eine willkührliche Einrichtung der Dichter seyn: hat aber der Vf. wohl bedacht, auf welches Feld er durch diesen Ausdruck sein ganzes System versetzt? Denn ist hier, ist einmal in einer Wissenschaft Willkühr gesetzt, so kann sie überall statt finden, und (Vorr. S. I) statt

statt der Freyheit tritt die Gesetzlosigkeit, Zwang des Zufalls, zügellose Kraft ein. Zweytens jene Vergleichung mit der Musik ist durchaus und unbedingt richtig, denn die Basis kommt ja vor jedem einzelnen Vers nicht einmal vor; die ganze Strophe, und der Begriff der Strophe ist es ja, welche in der Musik dem Stücke entspricht, es erläutert also diese Vergleichung keinesweges. Drittens sollen diese Sylben gar keinen Rhythmus haben, welches aber unmöglich ist, oder so viel sagen will, daß diese beiden Sylben keinen zusammenhängenden Rhythmus haben, und dieß letztere ist der Fall, sie haben so wahr einen Rhythmus als eine einsylbige Anakrusis ihn haben kann, denn der Leser muß uns nicht so verstehen, als wenn wir das Factum leugneten, nur die gegebene Erklärung davon gnügt uns nicht, und wir halten die Basis für das Vorbild einer nach einem andern Gesetze fortrückenden Versgattung, für die Verdoppelung der einsylbigen Anakrusis. Man nehme diese Erklärung, deren vollen Beweis wir hier nicht geben können, für einen Augenblick an, und alle Schwierigkeiten sind gelöst, denn das Schema lautet nun ganz nach des Vf's Grundsätzen also:

o u | o u |  
o u | o u |  
o u | o u |  
o u | o u |

Daß von diesen möglichen Fällen die dreysylbigen Füße selten, der Proceleusmaticus nie vorkommt, läßt sich leicht erklären, da die Gefahr so groß ist, diese vorläufigen Tacttheile als dem gleichförmig fortschreitenden Rhythmus zugehörig anzusehen, es ergibt sich die Ursache, warum die Basis nur vor der Arsis, nie vor der Anakrusis stehe, es zeigt sich deutlich, warum die Basis nur an der Spitze der Choriamben und Dactylen stehen kann. Denn die Anakrusis muß doch wohl mit den folgenden Versgliedern in einem harmonischen Verhältnisse stehen, daher die ursprünglich einsylbige und obenein kurz gedachte Anakrusis des Jamben, die ursprünglich zweysylbige des Anapästes. Also wird die Basis nur in Versgliedern statt finden können, wo die Thesis aus einer langen Sylbe oder zwey kurzen besteht. Demnach kann die Basis nicht stehen: vor Jamben, Baccheen, Antispasten, Anapästes, *Ionicis a minori*, wegen der schon vorhandenen Anakrusis; kann nicht stehen vor Trochäen, Creticis und vor *Ionicis a majori*; vor den zwey ersten nicht, weil die Thesis mit der Basis an Ausdehnung disharmoniren würde, vor den letzten nicht, weil der Rhythmus des *Ionicis* selbst schon sehr schwer einhertritt, und die Basis die Leichtigkeit der Verse wahrlich nicht befördert. Es bleibt demnach der Choriamben und Dactylus übrig. Ferner ließe sich zeigen, warum die Basis des Horaz Carm. I, 15. 16. ausgenommen spondeisch werden mußte, Denn Horaz, welcher die lyrischen Rhythmen der Griechen in das Lateinische übertrug, mußte nothwendig nach einem Gleichmaasse für das Ohr streben, zwey Kürzen aber, ein Jambus ein Trochäus würden das Gehör verwirrt haben. Dagegen aber hatte

seine Sprache Ueberfluß an Längen, und so wählet er, aus derselben Ursache, wie einft die ältern dramatischen Dichter der Lateiner, bey dem Trimeter am liebsten die Längen. Cf. Bentley ad Hor. A. P. 260.

Um von hier auf eine verwandte Materie überzugehen, oder richtiger in derselben Materie nur in einer anderen Erscheinung derselben fortzufahren, sprechen wir von dem Antispasten. Wir sehen zuvörderst wie der Vf. diesen schwierigen Rhythmus | u — — u | mit seinem Systeme vereinigt. Er sagt: Metrik §. 69. Der Antispast besteht aus zwey Reihen, von welchen die erste eigentlich den ganzen Rhythmus vollenden sollte, weil aber angenommen wird, daß dieselbe dazu nicht Kraft genug besitze, so kommt man ihr mit einer neuen Reihe zu Hülfe, um doch den Rhythmus nicht unvollendet zu lassen. Hiemit verbinde man de metris p. 54. Haec unica causa est interceptionis ordinis, quorsum enim interciperentur, si alius cujusquam ordinis auxilio non indigerent? Der Schluß, welcher hiebey zum Grunde liegt, ist folgender: Aller Rhythmus läuft nach dem Gesetz der Causalität fort, diesem aber widerspricht der Antispast, also muß man ihn darunter beugen, also annehmen, daß die Reihe unvollendet sey, daß eine zweyte sie unterstütze u. s. w. Wie, wenn jemand folgende Fragen thäte und folgende Schlüsse zöge? Die Reihe im Antispasten ist also eine unterbrochene und du nimmst dieß an, weiß ohne dieß das Metrum, welches als Factum nicht geleugnet wird, sonst nicht auf die Causalität zurückgeführt werden kann. Dieß einmal zugegeben, ist denn nun der Antispast die Eine Reihe geworden? Nimmermehr; sondern der Antispast besteht ja nach wie vor aus einem Jambus, dessen Arsis die Ursache ist von nichts, und einem Trochäus. Was bey dieser Art sich auszudrücken gewonnen ist, sehen Wir sehr wohl ein. Denn wäre die lange Sylbe des Trochäen keine Arsis, so müßte sie Thesis seyn; also entspringen aus der langen Sylbe des Jambus. Da aber die kurze Sylbe des Trochäen ebenfalls aus der langen des Trochäen entspringend gedacht wird, so hätte die Thesis ein ungleiches Maass, welches gegen 544 läuft, nach welchem folgendes Schema | u — — u | unmöglich ist. Sollte wieder gesagt werden, es sind zwey absolut nicht zusammenhängende Reihen u — — | — u, so wäre nach §. 46 auch folgende Form des Antispasten möglich u — — | — u, die nicht faktisch erwiesen werden kann. Der Antispast mußte also, um dem System zu gnügen, in sich zusammenhängen als Einheit, damit die zweyte Sylbe nicht *anceps* seyn konnte, dabey aber mußten es zwey Reihen bleiben, um das ungleiche Maass der Thesis und das Hervorwachsen einer Arsis unmittelbar aus der vorhergehenden zu vermeiden §. 159. Dieß zu Stande zu bringen, dazu dient die Lehre von zwey Reihen, wovon die zweyte die erste unterstützt. Es wird nöthig seyn, irgend Jemanden darauf aufmerksam zu machen, daß dieß nur eine Wendung ist, ein Nothbehelf, ein Brauchen der Worte des Systems, ohne ihren Sinn. Allein daß bey einer absoluten Theilung des Antispasten in zwey Reihen, die zweyte Sylbe *anceps* seyn könnte.



könne, ist freylich nicht zu leugnen, jedoch man könnte sich auf die Analogie des Choriamben berufen | — u u — | für welchen immer diese Form erscheint | — u u u | welches denn doch wohl nur aus §. 62 zu erklären ist. Uns dünkt, hier muß sich jedem ein Mangel des Systems offenbaren, und zugleich daß der Antispast als Rhythmus gerade dasjenige ist, was die Basis als Anakrusis ist.

Allein mit einer ganzen Reihe anderer Verse steht es in einer gewissen Rücksicht nicht besser. Denn aus dem Systeme selbst läßt sich gegen die kretischen, baccheischen, choriambischen und jonischen Verse ein wichtiger Einwurf motiviren. Dieß geschehe folgendermaßen. Woran erkenne ich, nach dem Systeme des Vf's, daß ein Vers in periodischen nicht aber in einfachen Reihen fortschreite? Doch nur erstlich durch die Cäsur. Denn da nach §. 88 ein Vers so viele Cäsuren hat, als Reihen in ihm sind, und §. 89 da, wo eine Reihe im Rhythmus des Verses endigt, auch ein Wort geendet seyn muß, so muß hinter allen Versarten, die durch ihre eigenthümliche Natur nicht in periodischen Reihen fortschreiten können, eine Cäsur fallen, z. B. hinter einem jeden Choriamben, wie dieß Horaz bey den seinigen thut, welches Metrik §. 310, und *de metris* S. 320, ganz consequent, billigend und lobend erwähnt wird. Zweytens aber kann die periodische Reihe von der einfachen dadurch unterschieden werden: daß in der einfachen Reihe die *Syllaba anceps* am Schlusse einer jeden, bey der periodischen aber nur am Schlusse der letzten Reihe statt findet. S. Metrik §. 46 und 48. Ferner gehört die Beantwortung der Frage hieher: Wie weis ich nach dem System, daß eine eintretende Sylbe eine Arsis ist, gleichviel in einer periodischen, oder einer einfachen Reihe? Das System giebt hierauf folgende Antwort: Wenn die Kraft der Arsis erschöpft ist, und also die Thesis durch eine hinzutretende Sylbe größer als die Arsis werden würde, so ist diese hinzutretende Sylbe eine neue Arsis. S. Metrik §. 23 z. B. Die zweyte Länge ist im Choriamben eine neue Arsis — u u —. Zweytens eine neue Arsis tritt nach §. 44 ein, wenn die hinzukommende Sylbe das gleiche Maas der Thesis hören würde. Nach diesem Princip muß die zweyte Länge des Kretikus eine neue Arsis seyn — u —.

Mit diesen Grundsätzen wollen wir zuvörderst die Aeufserungen des Vf's von den kretischen, baccheischen, antispastischen, choriambischen und jonischen Versen vergleichen, und dann sehen, wie consequent er dieß im Einzelnen anwendet, und wie er das Factum auf seine Principien zurückführt.

Von den kretischen Versen sagt er Metrik §. 159: *Der Kretikus hat als eine periodische trochäische Reihe zwey Arses — daher nicht mehrere Kretici in eine einzige periodische Reihe verbunden werden können. Denn aus der zweyten Arsis des Kretikus kann nicht unmittelbar eine andere Arsis hervorgehen. Vgl. de metris S. 188. Nam quod ferme bini pedes cretici conjungi solent et in postremo agrum terminari id asquabilitatis et pulmonum*

*gratia institutum est.* — Wer spricht hier? Der Systematiker oder Empiriker? Nur der letztere kann von leichter Aussprache, Gleichförmigkeit, Wohlklang und solchen Bestimmungen reden; dem erstern muß sich alles aus dem System nach der strengsten Consequenz ergeben. Nach der Cäsur wäre also wirklich bey kretischen Versen eine Dipodie. Eben so fällt das Urtheil, wenn man auf die *Syllaba anceps* sieht. Der kretische Dimeter hat folgende Gestalt:

— u — — u —

Das heist: die zweyte Arsis in der Mitte des Verses ist nimmer *anceps*, der Vers schreitet demnach Dipodienartig fort. Man werfe, ehe man weiter geht, einen Blick auf das eben verzeichnete Schema, und man wird den Widerstreit, den wir eben im Antispasten bemerkten, hier wiederfinden, wie denn auch seine ganze Form darin liegt.

Bey den baccheischen Versen äußert sich der Vf. also: Metrik §. 172. *„In den baccheischen Versen hat jeder Fuß seine besondere Reihe.“* Wie stimmt dieß mit *de metris* 109: *Versus bacchiaci plerumque tetrametri sunt, et in secundi pedis fine incisionem habet oratio.* S. Metrik 172: *„Obgleich in den baccheischen Versen jeder Fuß seine besondere Reihe hat: so werden doch im Lesen gewöhnlich zwey Füße des Wohlklangs wegen mit einander verbunden.“* „Aus demselben Grunde haben auch die Tetrametri mit dem Ende des zweyten Fußes eine Cäsur, die zwar nicht nothwendig ist, aber doch dem Verse einen schicklichen Ruhepunkt verschafft.“ Hiezu kommt, daß dieser Vers nur am Ende des Verses die *Syllaba anceps* hat §. 169. Alles dasjenige, was wir oben bey den kretischen Versen erinnert, paßt auch hier, die baccheischen haben ganz den Charakter des Ganges, durch Dipodien, und wenn wir einen Blick auf eine solche werfen: — — — — —, so finden wir den Gang des Antispasten in derselben; ist dieß ein Zufall?

Daß die Antispasten nach dem System des Vf's nicht als periodische Reihen einherstreiten können, ist an sich klar, und eben so, daß nicht nach jedem Antispasten eine Cäsur statt findet, deren Regelmäßigkeit ihnen ganz zu fehlen scheint. Da der Choriamb nach §. 291 eine doppelte dactylische Reihe ist, die sich mit der zweyten Arsis endigt: so kann er so wenig als der Kretikus nach Hermann in periodischen Reihen fortgehen, auch ist nicht nach einem jedem einzelnen eine Cäsur, und wenn Metrik §. 310 vom Horaz gesagt wird: *Er macht mit Recht am Ende eines jeden Choriamben eine Cäsur*, so soll dieß doch wohl nichts anders heißen, als: die Praxis des Horaz widerspricht nicht den metrischen Gesetzen, sondern sie billigen diese. An eine Ancipität der zweyten Arsis aber bey dem Choriamben ist so wenig zu denken, daß sie nicht einmal aufgelöst wird, Metrik §. 291, *de metris* 311. Stellt man zwey Choriamben zusammen — u u — — u u —, so erscheint wiederum der Antispast darin liegend.

(Der Beschluß folgt.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 M A Y, 1804

## ALTE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Handbuch der Metrik*, von Gottfried Hermann, etc.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Es sind noch die ionischen Verse für die Betrachtung übrig. *Metrik* §. 322. Der *Jonicus a majore* besteht aus zwey Reihen und §. 326 in den ionischen Versen hat jeder Fuß seinen besondern Rhythmus, und hängt durch keine periodische Reihe mit der andern zusammen; de *metris* S. 331. An eine Cäsur nach jedem Fuße ist nicht zu denken, und eben so wenig bey dem *Jonicus minor*: stellt man aber zwey *Jonicos* zusammen, so erscheint der Antispast:

— — — — —

Aus dem eben auseinandergesetzten scheint unwidersprechlich zu folgen, daß alle angeführten Verse sich aus der von Hn. H. aufgestellten Theorie nicht erklären lassen. Denn ob er gleich die Möglichkeit einer Verknüpfung nach periodischen Reihen ableugnet, so haben doch mehrere derselben alle, andere einige Kennzeichen dieses Fortschritts, der sich hie und da so auffallend äußert, daß Hermann ihn selbst anerkennen muß. Ferner ist das Princip der Spaltung, ihre Unfähigkeit in einander zu periodischen Reihen überzugehen, offenbar dasselbe, welches schon im Antispasten erschien, und welches in der Basis sich darstellte.

Dieses alles scheint die Vermuthung zu motiviren: daß es zwey ganz verschiedene Arten von Rhythmen giebt, die eine Art, welche von Hn. H. vortrefflich behandelt ist, und zu welcher Jamben, Trochäen, Dactyle, Anapäste, Pöone gehören. Die andere Art, deren Rhythmus nach einem andern Gesetze fortläuft, oder vielmehr nach demselben, aber von einem andern Punkte abgeleitet. Rhythmen, welche Mittelglied sind zwischen Rhythmus und Vers, die unter den Rhythmen das sind, was die Asynarteten unter den Versen, die eine Spaltung in sich haben, welche sich am Ende auf den Antispasten und dessen doppelte Form zurückführen lassen, welche ein Princip der Einheit nicht in sich, sondern außerhalt tragen, und mit der Dissonanz des Antispasten beginnen, und mit der vollkommensten Harmonie des Choriamben schließen.

Wie aber ein solches Unternehmen zu Stande zu bringen sey, welche Einschränkungen und welche Modificationen das eben gesagte erleiden müsse, gehört J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

nicht hieher, sondern wird an einem andern Orte geleistet werden. Der ganze Zweck war nur, zu zeigen: daß diese Versgattungen nach dem Systeme, wie es jetzt liegt, unerklärbar seyn müssen. Hiebey versteht es sich allerdings, daß das Einzelne, welches in den Kapitela dieser Versgattungen enthalten ist, in seinem Werthe bleibt. Auch können wir unmöglich weiter in die Einzelheiten eindringen, da diese Anzeige schon einen so großen Umfang gewonnen hat.

Jetzt sind nur noch ein paar Worte über die Strophe zu sagen. Es wäre wünschenswerth gewesen, daß die Erscheinung der Strophe aus dem Verse selbst wäre abgeleitet worden, so daß der Vt. die Strophe als erweiterten, organisirten Vers angesehen hätte. Hier wäre auch eine Anwendung der Versarten auf die Dichtarten am schicklichen Platze gewesen, die bey der Entwicklung der Strophe hätten vorkommen können. Oder sollte nicht die Strophe eben so gut als der einzelne Vers ihre absoluten Gesetze haben? Bemerkungen wie die: Horaz habe durch seine Eintheilung des eilffylbigen sapphischen Verses gegen allen Rhythmus gesündigt (*Metrik* §. 400), sind allerdings wichtig. Denn Horaz theilt ihn, statt daß die Griechen ihn folgendermaßen theilten:

— u — u | — u u — u — u

also:

— u — — — | u u — u — u

Der schließende adonische Vers hatte also in den Strophen der Griechen eine sehr passende Bedeutung, es war der verkürzte Fall eines jeden einzelnen sapphischen Verses | — u u — u |. Dagegen läßt sich bey dem Horaz, der die Cäsur so streng beobachtet, und dadurch eine anapästische Anakruß in der zweiten Reihe hervorbringt, die Nothwendigkeit und das Daseyn des adonischen Verses nicht erklären. Sollte aber dennoch Horaz nicht zu entschuldigen seyn? Sollte das Hinneigen seiner Sprache zu Längen, worüber Bentley in der oben angeführten Stelle nachzusehen ist, nicht mit ein Grund seyn, warum er von den Griechen abwich, wie er ja auch in der Cäsur des alcäischen Verses immer eine Länge braucht? Ist es anzunehmen, daß Horaz, wenn die Aussprache des Römischen ihm gar nicht zu Hülfe gekommen wäre, den Ohren seiner Landsleute diese Härte in dem geringen Umfang seiner Sammlung in sechs und zwanzig Gedichten geboten hätte? Baut doch Catull seine Verse den Griechischen ählicher. Ferner sollten wirklich die Griechen das elegische Distichon weniger gut als die Römer schließen? de *metris* S. 63, oder

und der Zweck der sechs Sprachen fällt ganz weg. Die mechanischen Kräfte und Werkzeuge hätten als Nomenclatur hergesetzt, aber nicht in wissenschaftlicher Form gelehrt werden müssen. Das gehörte nicht hieher, es kann nicht anders als unvollständig seyn, und führt zu dem heutigen Tages nur zu gewöhnlichen:

*Ex omnibus aliquid, et in totum nihil.*

Der mäßige Preis verdient einer rühmlichen Erwähnung, und der Fleiß in Ausarbeitung der Kupfer, so wie Druck und Papier, können verschiedenen Bilderbüchern zu Mustern empfohlen werden.

GDZ.

- 1) HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Praktische Anweisung zum Gebrauch der Lieder für Volksschulen in Schulen und Erziehungsanstalten*. Von dem Herausgeber. 1803. 228 S. 8.
- 2) Ebendaf.: *Bemerkungen zu der praktischen Anweisung über den Gebrauch der Lieder für Volksschulen*, in Schulen und Erziehungsanstalten für Lehrer. Von A. L. Hoppenstedt. 1803. 24 S. 8.
- 3) Ebendaf.: *Sammlung der in den Liedern für Volksschulen zerstreut enthaltenen biblischen Sprüche*, gemeinnützigen Denkverse und sprichwörtlichen Reden nach der Ordnung des Inhalts, 1803. 176 S. 8.
- 4) Ebendaf.: *Fabeln und Erzählungen*, ein Anhang zu den Liedern für Volksschulen. 1803. 94 S. 8.

Hr. Hoppenstedt (gegenwärtig Superint. zu Stolzenau) gab *Lieder für Volksschulen* heraus, welche, da sie für nicht unbrauchbar befunden wurden, eine zweyte Auflage erlebten. Von der Zeit an scheint Hr. H. dieses Liederbuch, welches so viele seines Gleichen hat, für eine Normal-Schrift zu halten. Er schrieb damals schon: *Ueber die zweyte Auflage der Lieder für die Volksschulen und die Grundsätze ihrer Bearbeitung*. Hannover 1800. 8. und bezeugte dadurch die große Wichtigkeit, die er auf dieses Werklein legte. Jetzt hat er dasselbe gar mit 4 Büchern commentirt. Was würde erst daraus werden, wenn Hr. H. einmal gar ein wichtigeres Buch zur Welt befördern sollte!

In der Vorrede zu Nr. 4 sagt der Vf.: „Wie der Herausgeber bey seiner geschäftsvollen Lage eine geneigte Nachsicht dafür sich verspricht, (dass die Fabeln nicht in der Form erscheinen, in welcher die Lieder bearbeitet sind), so ist aber von ihm dafür gesorgt, dass die kleine Sammlung in der größern Anzahl der aufgenommenen Stücke das gewissermaßen ersetzt erhalten hat, was ihr vielleicht durch die unternlassene methodische Bearbeitung abgehen könnte.“ Das heisst die Qualität durch die Quantität entschuldigen! Wer heisst denn den Vf. „bey seiner geschäftsvollen Lage“ so viel schreiben? Beynah möchte es

nöthig scheinen, dass er nun bald noch einen Tractat: Ueber die unternlassene methodische Bearbeitung der Fabeln und Erzählungen etc. herausgäbe! Obige Stelle zugleich als Beweis, wie ungelenke die Perioden des Vfs sind. Die der Fabel von Hans Nord (North) beygefügte Moral S. 50 ff.: *Was braucht wohl ein Hans Nord, versehen zum Bäckerschmieren u. f. w.* schickt sich gar nicht in ein Buch für Volksschulen, weil darin von *demonstrieren, Kunst zu converfieren, finreich poetisiren* u. f. w. die Rede ist. Da bedürfte es ja wieder eines besondern Commentars!

In Nr. 2, welches bloß für die Lehrer bestimmt ist, wird weit ausgeholt und am Ende wenig gegeben. Wir zweifeln, ob viele Lehrer aus diesen 15 Bogen klug werden können.

Nr. 1 enthält katechetische Unterredungen über Gesänge aus dem Liederbuche, biblische Leseübungen, über den Auszug aus dem Landesgesetzen von Weidmann, über Geographie und Naturgeschichte u. f. w. Am Schluss S. 189 und 213 ff. sind Singübungen mitgetheilt. Da müssen denn die Knaben aus Leibeskräften singen. S. 224: *Wie sang der Erste?* Fritz:

Mein Handwerk geht durch alle Welt u. f. w.

L. *Wie sang der Zweyte?* Ernst:

Gott grüß Euch, Ihr Herren Autoren,  
Zum Schreiben der Bücher erkoren;  
Ich ehr' Euer Handwerk; — allein  
Vergönnt mir auch, werthe Collegen,  
Nach meinem geringen Vermögen  
Ein treuer Gehülfe zu seyn u. f. w.

— ft —

ALTONA, b. Hammerich: *Jakob Stille's Erzählungsbuch, oder kleine Bibliothek für kleine Kinder, die das Lesen angefangen haben und sich gern etwas erzählen lassen*. Von J. Glatz. 1802. II Bändchen. 244 S. III Bändchen. 274 S. 8. (I Rthlr. 16 gr.)

Erdichtete und wahre Erzählungen, Fabeln, kleine Gedichte, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten mit Anwendungen auf einzelne Fälle, Fragen, unvollendete Reime, Sprachübungen etc. machen den Inhalt dieser Bändchen aus, welche ihrem Zwecke entsprechen. Sie geben entweder Veranlassung zum Nachdenken und Urtheilen, oder enthalten Motive zur Bezähmung der Leidenschaften, oder vergnügen bloß. Doch diese letzte Gattung von Erzählungen hat uns am wenigsten befriedigt, weil wir glauben, dass die sinnliche Lust nie ohne Verbindung mit einer höhern Absicht ins Auge gefasst werden dürfe. Vorzüglich bey Nr. 2. 16. 77. und Th. II. 12 etc. vermissen wir diese höhere Tendenz. Die Sprache, obgleich fließend und leicht, könnte oft correcter seyn.

Kp.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 5 MAY, 1804

## LITERATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Kummer: *Reconfo manuscriptorum codicum; qui ex universa Bibliotheca Vaticana selecti, jussu Dni. vni. Pii VI Pont. M. prid. id. Jul. an. MDCCCLXXXVII. procuratoribus Gallo-rum ju-re belli, seu pactarum induciarum ergo, et initas pacis traditi fuere. Accedit index librorum tam impressorum quam manuscriptorum Bibl. Vatic. ut et vasorum etruscorum ac numorum jisdem procuratoribus exhibitorum. 1803. 151 S. 8.*

Dieses Verzeichniß von den Vorstehern der vatikanischen Bibliothek verfaßt, ist dasselbe, welches zugleich mit den ausgewählten Handschriften und Büchern an die Commissäre der französischen Regierung abgeliefert werden mußte. Keine Vorrede belehrt uns über die Veranlassung und den Veranlaß der Bekanntmachung. Doch finden sich dabey so viele innere Kennzeichen der Aechtheit, daß der ungenannte Herausgeber von dem Verdachte der Unterschlebung völlig frey bleiben muß.

Es wäre freylich zu wünschen gewesen, daß die Beförderung des Kataloges zum Drucke, von einem Literator besorgt worden wäre. Wir hätten ihn dann ohne Schreibfehler- und Namenverfälschungen erhalten, und wären durch manche belehrende Hinweisung auf Assemanns, Sylburgs, und Montfaucons Verzeichnisse der vatikanischen Handschriften besser befriediget worden. Ein solcher Herausgeber hätte uns nach einer kurzen historischen Einleitung vielleicht auf diejenigen Manuscripte aufmerksam gemacht, welche die wichtigsten und anziehendsten für den Literator sind; er hätte uns anstatt einer Nomenclatur einen *Catalogue raisonné* in die Hände gegeben.

Alles dieses vermißt man leider in dem vorliegenden trockenen Verzeichnisse, in welchem wir dagegen auf eine Menge Schnitzer des Abschreibers gestoßen sind, wie z. B. *Eustachius*, *Armonicus*, *Troissardus*, *Tomandis*, *Phalandis*, *Reinhersbornensis*, *Bianmanoir*, *Hantvill*, *Architrenices*, *Grobis* u. s. w. anstatt *Eustathius*, *Armoricus*, *Froissardus*, *Forlandis*, *Phalaridis*, *Reichersbergenis*, *Beaumanoir*, *Hautville*, *Architrenius*, *Probus* etc. Dessen ungeachtet war die Bekanntmachung dieses Kataloges, selbst in seiner unvollkommenen Gestalt, ein sehr nützliches Unternehmen, da wir doch nunmehr wissen, wo wir in Zukunft die Handschriften zu suchen haben, deren

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

Benützung uns in irgend einer Hinsicht zum dringenden Wunsche geworden seyn möchte.

Bey der Wichtigkeit des Gegenstandes glaubt Rec. dem gelehrten Publicum einen Dienst zu erzeigen, wenn er die oben angegebenen Lücken, so viel es die Grenzen dieses Instituts gestatten, auszufüllen versucht.

Ueber die Geschichte der Requisition und Wegnahme der hier verzeichneten Schätze findet man folgende Aufschlüsse im Katalog selbst. Durch den Waffenstillstands-Vertrag vom J. 1796, und den Friedensschluß von Tolentino hatte sich der Papst anheischig gemacht, an die französische Republik 500 Handschriften abzuliefern, welche von jener ausgewählt werden sollten. Dieser Uebereinkunft zufolge wurden *Mongez*, *Barthelemy*, *Moitte*, und *Tine* zur Auswahl und Uebernahme der literarischen Schätze abgeordnet. Hiebey äußerte sich eine Schwierigkeit, die das Geschäft etwas verzögerte, indem die Frage entstand, ob mehrere in einem Band enthaltene Stücke als eins, oder nach ihrer wahren Anzahl angenommen werden sollten? Auf die Vorstellung der Bibliothek-Vorsteher ließen sich die Commissäre bewegen, alle dergleichen zusammengebundene Handschriften einzeln zu berechnen; weil sich aber jene, durch die von den Abgeordneten bezeugte Humanität zu einer Dankes-Aeußerung verpflichtet glaubten, so ließen sie 37 Bände, anstatt die vielen darin enthaltenen Stücke besonders zu zählen, nach einer allgemeinen Uebereinkunft so ansetzen, daß von 33 Bänden jeder zu 2 Numern, von den übrigen 4 aber jeder zu 3 Numern angerechnet wurde. Dessen ungeachtet zeigte sich bey der Schluß-Berechnung, daß die Commissäre um 42 Numern zuviel ausgewählt hatten, und die Bibliothek hatte wirklich das Glück, diesen Ueberschuß wieder zurück zu erhalten (S. 130—135). Am 13 Jul. 1797 wurde das Geschäft in Rücksicht der Handschriften geschlossen, und von den Commissären ein Empfangschein ausgestellt. (S. 136). Daß aber damit noch nicht Alles berichtet war, zeigt die „*Nota di libri, ed altre materie antiquarie richieste alla Biblioteca Vaticana dalla commissione della repubblica Francese, e dagli officiali di essa Biblioteca consegnate al Cittadino Vicard in virtù del Mandato di procura da esso esibito.*“ (S. 137—51) worin noch 120 seltene Druckdenkmäler, 14 etruskische Vasen, 56 Münz-Reihen, und, was das empfindlichste war, noch 5 Handschriften in Requisition gesetzt wurden, unter welchen die ältesten und kostbarsten

Gg

wa-

waren, die man bey der ersten Auswahl wahrscheinlich vergessen oder nicht gekannt hatte. (S. 145).

Nach dieser historischen Einleitung will Rec das Verzeichniß selbst kurz durchgehen und erläutern. I. Den Anfang machen die *Codicis hebraici* S. 3—6. Hier wurden von 453 Stücken 19 ausgewählt, welche bey Assmann unter den Numern 4. 5. 6. 9. 31. 38. 76. 94. 108. 109. 110. 111. 112. 115. 116. 120. 121. 138. 453. vorkommen, und größtentheils aus der Heidelberger Bibliothek herkommen. Diese Nachweisung hätte hier die Stelle des Verzeichnisses um so besser vertreten können, als in demselben mehrere Fehler vorkommen. Bey No. 5 fehlt die Anzeige des Buchs *Genesis*, und von 111 und 115 sind die Rubriken verwechselt. Unter den vielen Kostbarkeiten dieser Sammlung zeichnet sich die bekannte hebräische Bibel auf gerolten Pergament-Blättern besonders aus. II. Von den *Codicibus hebraicis Bibliothecae Urbinatis* S. 6, die sich nach Assmann auf 59 belaufen, wurde nur einer gewählt, N. 2. *Assm.* III. Von den *Jamaritanischen* Handschriften, S. 145, deren die vaticanische Bibliothek nur 2 besaß, wurde vermöge der spätern Requisition eine weggenommen. N. 2. *Assmann.* IV. *Ex chaldaicis five Syriacis* S. 7—17 mußten von 256 Stücken 49 auswandern, die bey Assmann unter den Numern 1. 12. 13. 21. 92. 93. 94. 100. 103. 104. 105. 106. 107. 108. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115. 117. 118. 120. 122. 123. 124. 125. 136. 137. 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144. 145. 152. 157. 158. 160. 165. 166. 167. 182. 198. 215. 255. angezeigt, größtentheils mit altsyrischen (stronghyl, estrangelo) Charakteren geschrieben und daher von außerordentlicher Kostbarkeit sind. Auch hier sind im Katalog wieder Rubriken verwechselt, nämlich bey 92—94. Auffallend war Rec. der Unterschied der Blätterzahl bey den Numern 103, 215 und 255, welche unser Katalog auf 372, 152 und 45, Assmann aber auf 386, 140 und 41 angegeben hat. V. Von den *arabischen* Handschriften (S. 17—34) ist Assmanns kritisches Verzeichniß noch ungedruckt. Hier hatte also keine Vergleichung statt. Man sieht aus dem Katalog, daß ihrer wenigstens 342 vorhanden waren; 80 wurden davon ausgewählt, worunter Rec. nach Entzifferung der fürchterlich verstümmelten Namen einige sehr wichtige historische, poetische u. s. w., auch 2 mit kufischen Lettern geschriebene fand, dergleichen bekanntlich unter die größten Seltenheiten gehören. Von jenen scheinen Rec. die merkwürdigsten: N. 251. *Thesaurus juris mahometici*, N. 267 *descriptio Aegypti*. N. 269 ein Werk eines Astronomen von Samarkand, wo bekanntlich die größten Astronomen gebildet wurden, 293 *Abd — ar — rahman comment. in Ethicis*. N. 358 *poema arabicum in laudem Mahometis*, N. 368 *fabula romanensis ex Saec. XII*, und N. 375—78 *recensio omnium lucubrationum, quae ad annum usque Christi 1618 arabice prodierunt, ubi rerum capita supra 18000 memorantur.* *Opus versione latina publicae luce dignissimum.* Die meisten der übrigen sind minder unbekannt und selten; bey N. 267 sind unter dem prächtig klingenden Titel die bekannten Fabeln

des Bidpai versteckt. VI. Auch von den *koptischen* oder *ägyptischen* Handschriften besitzen wir keinen gedruckten Katalog. Hier wurden von wenigstens 71 ausgewählt: 19. (S. 35—40) so wie VII. Von den *abyssinischen* oder *äthiopischen* die ersten 12 Nummern (S. 4—41). Ob mehrere vorhanden waren, ist nirgends zu finden. VIII. Ob von *persischen* Handschriften eine eigene Sammlung in der Vatikanischen Bibliothek zu finden war, ist sehr zweifelhaft. Ein *Pentateuch* in dieser Sprache, mit hebräischen Buchstaben geschrieben, wurde bey der zweyten Requisition ausgewählt. (S. 145). IX. Die *chinesischen* S. 42—44 litten der Zahl nach den geringsten Abgang, da von wenigstens 392 nur 10 genommen wurden, worunter sich aber ein großes *Lexicon sinico-latinum*, und die chinesische Geschichte des *Claudius Visdelovius* in 6 Bänden u. s. w. befinden. X. Nun folgen die *griechischen Handschriften der Vatikanischen Bibliothek*. Die gedruckten Verzeichnisse, die von Poffevin und Montfaucon bekannt gemacht wurden, sind eben so unzulänglich, wie die Fragmente des von Platina verfaßten (*in Struvii act. lit.*). Hier kann also ebenfalls keine Nachweisung statt haben. Man sieht aus dem Kataloge, daß von wenigstens 1950 nur 101 ausgewählt wurden (S. 44—76 und S. 145). Unter diesen waren aber die berühmte griechische Bibel aus dem V Jahrhundert, und der Dio Cassius von gleichem Alter, welche man immer als die ersten Zierden der vatikanischen Bibliothek betrachtet hatte. Die Blätterzahl der letztgenannten Handschrift ist im Katalog anzuzeigen vergessen worden. Auch die übrigen ausgewählten sind in mancherley Hinsicht höchst schätzbar. Es ist zu wünschen, daß uns die französischen Gelehrten nun bald mit einem kritischen Verzeichnisse der wichtigsten griechischen Manuscripte beschenken mögen, die sie hier erhalten haben. So viel Rec. aus einem handschriftlichen *Catalogo Codicum Mspt. graecorum Bibl. Vaticanae*, den er vor sich liegen hat, beurtheilen kann, ist die Auswahl der französischen Commissäre nicht ganz sorgfältig gewesen. Rec. will nur einige noch ungedruckte wichtige Werke angeben, die von jenen in der vatikanischen Bibliothek zurückgelassen worden sind, und eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. *Aristotelis Harmonicorum libri 3*; *Philonis historia vitae*; *Mich. Belli versus politici ad regem C. Constantinum monachum*; *Porphyrogenetae apologeticus ad deos superos*; *Valentis Antiocheni anthologica*; *Damiani Heliodori Larissaei capita optiarum hypothesium* 12 u. s. w. Rückfichtlich der Kostbarkeit sind noch anzumerken, die ebenfalls von den Franzosen zurückgelassenen *Acta apostolorum* durchaus mit goldenen Buchstaben geschrieben, ein Geschenk der Königin von Cypren an Innocenz VIII. — XI. Sorgfältiger waren die Auswähler bey den *Mspt. graecis Bibliothecae Palatinae*. (S. 76—85). Unter den 27 Stücken, die sie hier von 431 wegnahmen, befindet sich die berühmte Handschrift von *Themistokles* Briefen, ferner *Democriti Sententiae stylo jonico*; *Philonis Byzantini libellus de 7 mundi miraculis*; *Hesychii Illustris de familiis*

Wir Constantinopel; und was Rec. vor allen einsehen möchte, *Homeri Boeotia cum paraphrasi Anonymi*. Wenn dieses nicht etwa ein einzelnes Buch der Ilias ist, wovon aber bisher keines unter solcher Aufschrift bekannt war, so übertrifft es an Wichtigkeit alle bis jetzt genannten Handschriften; denn es könnte die verloren gegangene *Θυσια* seyn. (S. Fabricii Bibl. gr.) Jenen Umstand aber sollte man beynahe daher vermuthen, daß in demselben Band unmittelbar nach der *Boeotia* folgende Rubrik steht: *Ejusdem Iliados* l. 23. (anstatt 24). Auch hier entschloß sich aber der Aufmerksamkeit der Commissäre einige sehr wichtige *Inedita*, die Rec. nach den Nummern des Sylburgischen Katalogs, die noch jetzt in der vatikanischen Bibliothek beybehalten sind, anzeigen will. Es sind folgende: 4. 13. 18. 38. 39. 50. 92. 160. 220. 223. 226. 243. 269. 297. 315. 364. Von diesen wäre unstreitig N. 50 das merkwürdigste, wenn es wirklich die Abkürzung (*επιτομή*) von Polybius verloren gegangenen Büchern; und nicht bloß die schon bekannten *εκλογαί* aus denselben enthielte. Uebrigens ist der sehr vielen Literatoren unbekannt gebliebene Sylburgische Katalog in folgendem seltenen aber für die deutsche Geschichte wichtigen Buche zu finden: *Monumenta pietatis et literaria etc.* Frstl ad M. 1702: 4. Auch hier wäre dem Herausgeber die Nachweisung auf gedachten Katalog zu empfehlen gewesen, der den Inhalt der Manuscripte viel richtiger angiebt, als das gegenwärtige Verzeichniß, in welchem oft die wichtigsten der beygebundenen Werke gar nicht angegeben sind, wie z. B. bey N. 43. u. a. XII. Die *Bibliotheca Alexandrina S. Christinae Reg. Suec.* lieferte nur eine Ausbeute von 3 griechischen Handschriften (S. 85—86), und XIII. die *Bibl. Othoboniana* nur zwey Bände, nämlich *Photii Bibliothecam*. XIII. Bey den *Codd. latinis Bibl. Vaticanae* wurden von einer Zahl von wenigstens 6000 zwar nur 67 ausgewählt, aber hierunter befinden sich viele außerst merkwürdige (S. 86—104). Hier traf nämlich das Loos den berühmten Terenz mit den Masken; den Virgil aus dem VII Jahrhundert, mit Miniaturen; die Autographa von Sannazar, Tasso, Petrarca, Dante, Boccaccio u. s. w. und die berühmtesten Original-Liebes-Briefe des Königs Heinrich VIII von England, von welchen bisher ein einziger, ziemlich anstößiger gedruckt ist (in *Addisons remarks on Several parts of Italy etc.*). Die wichtige Handschrift von *Ciceronis philippicis*; die *Mureti* in einem Briefe an *Turnebus* so sehr anrühmt, (s. *Mureti Epist.* l. II. p. 18) blieb zurück, so wie auch das vorgebliche Autographum vom *Mimicius Felix*, und die alten pagillares und Baumrinden-Blätter, wenn nicht etwa N. 326 eins von den zuerst genannten Werken enthält; denn bey diesem steht die Note: „Numerus hic in Mssis Roma misso desideratur.“ Unter den französischen, italienischen und provenzalischen Werken, die hier unter der Rubrik der lateinischen Mss. vorkommen, verdienen die Sammlungen provenzalischer Dichter und die von Bembo und Petrarca dazugeschriebenen Anmerkungen besondere Aufmerksam-

keit. Auch stieß Rec. auf verschiedene noch ungedruckte Chroniken aus dem Mittelalter. XV. Bey den lateinischen Handschriften aus der Bibliothek der Königin Christina kann Montfaucons Katalog nicht zur Nachweisung dienen, da er, wie schon Jugler bemerkt hat, sehr unzulänglich ist, und die Nummern seither verändert worden sind. Ihre Anzahl bestand aus ungefähr 2000 Bänden, von welchen 70 ausgewählt worden sind (S. 104—20). Hierunter sind einige noch ungedruckte Chroniken, und die *leges Normannorum* (von welchen wir eine einzige, sehr fehlerhafte Ausgabe besitzen) besonders merkwürdig. Das anziehendste aber scheint Rec. eine Sammlung französischer Lieder aus dem XV Jahrhundert mit den *Melodien* S. 116. Nur muß das Alter der Handschrift hieby nicht so unrichtig angegeben seyn, wie S. 115 bey N. 441, wo ein Werk von dem Jesuiten Scheiner ins XV Saeculum gesetzt ist. Von dem hier angezeigten französischen Ritter-Romanen läßt sich nach diesem Katalog nicht bestimmt urtheilen, doch verdienen N. 446 und 449 als Producte des ersten, guten Epochen die vorzügliche Aufmerksamkeit ihrer neuen Besitzer. XVI. Von den lateinischen Handschriften der Heidelberger Bibliothek sind aus ungefähr 2000 Nummern nur 12 genommen worden (S. 120—23), und unter diesem kein einziges von den altdeutschen Manuscripten, die theils unter obiger, theils unter einer abgeforderten Rubrik begriffen waren, eben so auch keine von den vielen Chroniken des Mittelalters, deren nach *Frehers* Zeugniß die Heidelberger Bibliothek eine große Menge enthält. Beide Sammlungen hat man also noch jetzt in Rom zu suchen. Dagegen wanderten einige schätzbare Classiker nach Paris, unter welchen sich auch ein Virgil mit Uncial-Buchstaben aus dem VII Jahrhundert befindet (S. 145). XVII. Auch von den lateinischen Manuscripten der Othobonianschen Bibliothek sind einige ausgezeichnete Seltenheiten ausgewählt worden, z. B. eine Sammlung von Aktenstücken über den Proceß der Jungfrau von Orleans; Tasso's vermischte Gedichte von seiner eigenen Hand geschrieben; *Mazarins* Staats-Correspondenz mit den italienischen Fürsten, von seinem Secretär *Ondedeo* bey des Ministers Verweisung in Sicherheit nach Italien gebracht; und ein unverstümmeltes Exemplar von *Le Gentils* Reise um die Welt, in welcher der pariser Verleger, den Jesuiten zu Gefallen, mehrere Stellen unterdrückt hat. Hier wurden von ungefähr 3000 nur 26 genommen (s. S. 122—30). XVIII. Den Beschluß machen die Handschriften, die in den vatikanischen Katalog noch nicht eingetragenen waren. Von diesen nahmen die Commissäre eine einzige, aber außerst kostbare, nämlich ein grammatisches Werk in lateinischer Sprache aus dem VI Saec.

Von denjenigen Manuscripten, welche die französischen Commissäre als überzählig zurückgegeben haben, (s. S. 123—85), verdienen besonders ange- merkt zu werden: eine griechische Hymnodie mit beygefügten Musiknoten vom XIV Jahrhundert; Ger- dich-

dichte und Briefe von Michael Angelo Bonarotti's eigener Hand geschrieben; das splendide Manuscript von Plinii Naturgeschichte aus dem XV Saec., und ein *Lexicon malaico - latinum, et latino - malaicum*. Die übrigen waren theils Doubletten, theils Werke von geringer Seltenheit. Im Ganzen waren es 33 Bände, die für 42 Numern gezählt wurden, und unter welchen sich *ex arabicis* 4; *ex graecis Vaticanis* 15; *ex graecis reginae* 1; *ex graecis palatinis* 1; (N. 360 Sylburg) *ex latinis Vaticanis* 9; und *ex latinis reginae* 3 befanden.

Auf die Handschriften folgt im Katalog die Note über die andern requirirten Gegenstände, von welchen die seltenen Druckstücke die ersten sind (S. 137—44). Unter diesen sind die merkwürdigsten der äusserst seltene Dante von 1481 mit Vignetten, die *Editio princeps* der griechischen Anthologie, mit handschriftlichen Anmerkungen, die *Ed. princ.* des *Amianus Marcellinus*, des *Homer*, des *Apulejus*, *Lucan*, ferner von *Pomponius Mela*, *Pompejus Festus*, *Catulus*, *Statius*, *Silius Italicus*, *Ennius*, *Theokrit*, *Virgil*, *Cicero's epist. fam.*, *Ovids Metamorphosen*, *Plinii Naturgeschichte*, *Boccaccio decamerone*, *Petrarca opere* u. s. w. Die Bibliomanie der Commissäre ging so weit, daß sie von mehreren Werken zwey Exemplare nahmen, wie z. B. vom *Pompejus Festus* und *Virgil*. Auch wählten sie solche Druckdenkmäler aus, von welchen sie überzeugt seyn konnten, sie schon zu besitzen, z. B. das *Decretum Gratiani*, Mog. 1472; die *Decret. Gregorii*, Mog. 1473; den *lib. Sext. Decret.*, Mog. 1465, 1467, 1470, 1473; sogar *Brendenbachs* (nicht *Brendebachs*) *itinerarium terrae S.* Mog. 1486; *Petri de Albano de venenis*, Mediol. 1487; *Pauli Lesheri Rhetorica*, Heidelberg. 1488; und das *Breviarium Spirense*, Spirae 1478.

Auch von Druckstücken aus dem XVI Jahrhundert nahmen sie mehrere, hier aber nur ausgezeichnet seltene, z. B. *Eustathius in Homerum*, Romae 1542—50, fol. auf Pergament; *Boccaccio. Firenze Giunti* 1527. 4. *Nic. Franco dial. piacevoli*, Venez. 1545. 8. u. s. w. Hier entging ihnen aber Heinrichs des VIII *lib. de Sacramentis contra Lutherum* auf Pergament gedruckt, und vom König selbst unterschrieben.

Von den etruskischen Vasen wählten sie 14 der schönsten aus, und von den Münzreihen 56 (S. 146—51). Neunzehn davon enthielten lauter goldene Medaillen 1787 an der Zahl. Die berühmte Siebenbürgische Münzreihe befindet sich aber nicht darunter. Auch blieben die in der Bibliothek verwahrten *Litterae symbolicae* aus Asbest von der Requisition verschont.

Aus dem Gesagten hat man nun eine ziemlich vollständige Uebersicht der vorzüglichsten Kunst- und Literatur-Denkmäler, die theils nach Paris gekommen, theils in Rom zurückgeblieben sind. Hoffentlich wird bey den nach Paris verpflanzten die Wissbegierde der Gelehrten leichter befriedigt werden können, als es bisher in Rom geschehen durfte, und so hätte auch von dieser Seite die Literatur durch die Beraubung des Vatikans einen wesentlichen Gewinn zu erwarten.

Rtm.

NÜRNBERG, b. d. Verlegern: (Herausgebern) *Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler*, nebst kurzen Biographien derselben. Des dritten Bandes erstes Heft. Herausgegeben von C. W. Bock und Rüdner. 1803. 31 S. gr. 8. mit 4 Kupfertafeln. (14 gr.)

Schon dreyzehn Jahre ist dieses ikono-biographische Werk im Gange. Nach der ersten Absicht sollten jährlich vier Hefte, und mit diesen sechzehn interessante Männer, meistens aus dem gelehrten Stande, im getrouen und von kurzen Autobiographien begleiteten Abbildungen geliefert werden. Wäre durchgehends die Auswahl strenger, die Kunst geistiger und sanfter, und eben dadurch die Biographie selbst interessanter und anziehender gewesen: so würde es dem Werke weder an Beyfall noch Abgang gefehlt haben. Anfangs mag dieses auch wirklich der Fall gewesen seyn. Allein schon seit einigen Jahren scheint dasselbe alle Augenblicke zu stocken. Auch schon andere öffentliche Blätter haben sowohl über die ungeschickte Wahl mancher aufgestellten Männer, als über den höchst trüben Gang des Unternehmens, und über den Mangel an mercantilem Sinn bey dem Herausgebern geklagt. Aber aller gutgemeinten Erinnerungen ungeachtet soll die Sache, dem Anschein nach, beym Alten bleiben. Die Verleger haben es sich daher selbst zuzuschreiben, wenn sie mit ihrem Werk, so wie es ist, weder sonderlichen Beyfall noch Vortheil einäraten. Wir zweifeln nicht, daß manche hier aufgenommene Männer, sowohl wegen ihrer individuellen Verhältnisse, als guten Eigenschaften örtliches Interesse haben mögen. Aber daraus folgt noch nicht, daß sie auch allgemeine Aufmerksamkeit unter gewissen Ständen erregen. Und das muß seyn, wenn das gebildete Publicum überhaupt Antheil an der Sache nehmen soll. Freylich versagen zuweilen berühmte Gelehrte der Redaction, sich aufnehmen zu lassen, ihre Bitte. Meistentheils aber kommt es bloß darauf an, daß ein Werk von der Art von einem Manne geleitet wird, welcher, außer der erforderlichen Kenntniß der, darf man so sagen, persönlichen Literatur, auswärts in einem gewissen Ansehen steht. Aber hier, wie es scheint, ist das Unternehmen keinem Gelehrten zur Leitung übergeben, sondern liegt bloß in den Händen der herausgebenden Künstler, die denn freylich durch mancherley Hindernisse nicht selten in einige Verlegenheit gerathen mögen.

Die in dem vorliegenden Stücke aufgestellten Männer sind 1) der Prälat *Aschenbrenner* zu Oberalteich in Baiern. 2) Der verstorbene markgräfl. Bawinspector *Riedel* zu Bayreuth, Vater der vortheilhaft bekannten kön. Oberbauräthe zu Berlin. 3) Der Prediger *Schotelig* zu Celle. 4) Der Pfarrer *Wischel* zu Igensdorf im Nürnbergischen. Die Biographie des letzten, so wenig interessant sie auch nach ihren einzelnen Theilen seyn mag, hat durch den guten und lebhaften Ton, so wie durch das entschlossene, oft kecke *Raisonnement* das meiste Interesse erhalten.

20.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 M A Y. 1804

## ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Baudouin: *Essais sur les isles fortunées et l'antique Atlantide ou Précis de l'histoire générale de l'Archipel des Canaries* par J. B. G. M. Bory de St. Vincent, Officier Français. 522 S. gr. 4. mit Karten und Kupfern. (5 Rthlr.)

Diese mit einiger typographischen Pracht gedruckte Schrift, umfaßt keinen grossen Gegenstand des Erdbodens, aber den kleinen, mit dem sie sich beschäftigt, behandelt sie classisch. Der Vf. hat mit eigener Ansicht sehr vieles Studium verbunden, und zeigt sich überall als ein Mann, dem es um Wahrheit und Unbefangtheit zu thun ist. Er berichtet daher sehr genau seine Vorgänger, und unter diesen den Lord Macartney, oder dessen 1797 in London von Georg Staunton (den er nicht nennt) herausgegebene Reise; was er anführt, macht in der That die Zuverlässigkeit dieses Reisebeschreibers sehr verdächtig. Die übrigen Quellen, die der Vf. benutzt hat, sind *Alonso Cadamosto*, der sich in 3 Theile der Sammlung des Abbé Prévôt befindet, und 1454 die canarischen Inseln besuchte; der Franciscaner *Pedro Bontier* und der Priester *Johann Leuerrier*, die den Eroberer der Inseln *Béthancourt* 1402 begleiteten, und deren Nachrichten erst 1630 zu Paris gedruckt wurden; *Fray* (Bruder) *Alonso Espinosa*, der die Wunder des Marien-Bildes *de Candélarro* beschrieb, und gelegentlich von den alten Guanachen handelte; *Antonio de Viana*, der in einem riesenförmigen Gedichte *Espinosa* widerlegen wollte und fast immer ausschrieb; *Nomez de la Pena*, dessen Beschreibung von 1776 nicht leserlich ist; der Jesuite *Alonso Garzia*, dessen natürliche und sittliche Geschichte der canarischen Inseln nicht gedruckt, aber in der Bibliothek des Paters *Phelipe de Alegambe* angeführt ist, die eine Folge von *Ribadeneira* ausmacht; *Dom Bartholomaeus Cairasio de Figueroa*, der die canarischen Inseln besang, und wie *Christoval Perez del Christo* manches Wahre liefert; *Joseph de Viera y Clavijo*, dessen 1772 gedruckten Nachrichten eine Hauptquelle sind, aus der unser Vf. schöpfte. *Cook* 1769, 1772 und der Botaniker *Anderson*, der ihn 1776 begleitete, *Eveux de Fleuriu*, 1768, die Mathematiker *Verdun de la Crenne*, *Pingré* und *de Borda* 1771, der Herausgeber der Reisen des unglücklichen *La Peyrouse* 1785 und *La Billaudière* 1792, haben auch einige Nachrichten von den canarischen Inseln ertheilt. Die Beschreibung von *Borda* und *Pingré* findet man im 12 Theil *J. A. L. Z.* 1804. Zweyter Band.

der Völker- und Länder-Kunde von *Sprengel* und *Forster*.

Der Mönch *Franciscus Juan de Abreu Galinda* schrieb vor ungefähr 160 Jahren eine ausführliche Geschichte der canarischen Inseln, welche in den Archiven begraben blieb. *Georg Glaz* verschaffte sich eine Abschrift, und liess 1764 in England eine Uebersetzung drucken; der Vf. legt darauf, so wie auf die Nachrichten der Reisenden *Seory* und *Sprats* keinen grossen Werth.

Die canarischen Inseln sind von jeher bekannt gewesen. *Plinius* gedenkt ihrer nach einem Werke des Königs *Juba* von *Mauritanien*; der Alexandrier *Ptolemaeus* nahm daselbst, als dem damals bekanntesten westlichsten Orte, den ersten Meridian zur Bestimmung der Länge an; *Plutarch* glaubt, in den atlantischen oder glücklichen Inseln das Urbild des Gemäldes zu finden, welches *Homer* von den elyäischen Feldern entwirft, und legt seinem Helden *Sertorius* einen grossen Hang nach ihnen bey. *Tasso* verpflanzte in neuern Zeiten dorthin die Gärten der *Armida*.

Ihrer sind sieben, *Lancarote* oder *Lanzarote*, *Fortaventura*, *Canaria*, *Ténériffa*, *Goméra*, *Palma*, *Ferro* oder *Hierro*. Die besten Karten haben *Borda* und *Don Thomas Lopez*. Sie stimmen aber nicht mit einander überein.

Die *Guanchen*, ursprünglichen Bewohner der Insel bey der spanischen Eroberung, sind völlig ausgerottet. Der Vf. liefert von ihnen eine vielleicht etwas zu gedehnte und kleinliche Beschreibung; aber wenn man nichts mehr übrig hat, als Trümmer, Staub und Asche, sammelt man sie desto eifriger, und, wo möglich, durch Vermuthungen das Verlorne zu ergänzen. Der Papst *Clemens VI* schenkte zuerst 1344 die canarischen Inseln an den spanischen Infanten *Don Louis de la Cerda*. Die Schenkung blieb ohne Erfolg, aber bald nachher gingen die Versuche der Spanier an, sich der Inseln zu bemächtigen, und die päpstlichen Schenkungen wurden wiederholt. Die ersten, die festen Fufs gewannen, waren zwey Franzosen; *Johann*, Herr von *Béthancourt* oder *Béthencourt*, und *Gadifer de la Salle*. Sie liessen 1402 aus *Rochelle* aus. *Béthencourt* eroberte *Lanzarotta*, *Fortaventura* und *Ferro* und glaubte sich König der canarischen Inseln. Er starb 1425 in der Normandie, wo seine Güter lagen, und hatte verschiedene Nachfolger. *Fernand Perraza* von *Sevilla* war der siebente; und nach ihm kam sein Schwiegersohn *Don Diego Herrera*, der 1463 auftrat, und mit Hülfe seines Schwiegersohns, des



des Portugiesen *Don Diogo Sylva* große Fortschritte machte, bis Spanien im Jahre 1478 die Eroberung ernstlich unternahm, und nach vielfältigen Kriegen am Ende des 15. Jahrh. die Unterjochung der Guanachen vollendete, worauf 1552 die heilige Hermandad den traurigen Ueberrest der Eingebornen völlig aufreiben half. Dafs jetzt noch Abkömmlinge übrig sind, haben der Doctor *Sprats*, *Glatz*, (nach ihnen *La Harpe* in seiner Sammlung) und *Macartney* behauptet, auch *Pingré* und *Borda* sagen es, aber unser Vf. widerspricht ihnen (S. 193).

Der Zustand der Inseln könnte sehr blühend seyn. Der Vf. hat die Idee, dafs man zum Anbau der heissen Landfrüchte nicht Negerclaven einführen, sondern die bekanntlich am Nigerflusse unter dem Despotismus der unsinnigsten Wütriche gedrückten Neger durch eine freye, wiewohl gezwungene, Emigration, dahin verpflanzen möchte. Man hat den edlen *Las Casas* beschuldigt, dafs er, um der Vertilgung der Cariben Einhalt zu thun, den Neger-Handel vorgeschlagen; eine Beschuldigung, von der ihn *Grégoire* völlig gerechtfertigt hat. Menschenfreundlicher ist der Vorschlag unsers Vfs, und glücklich würde es unstreitig seyn, wenn, anstatt die Negern noch tiefer zu beugen, und sie vom Elend zur Verzweiflung zu bringen, die Europäer am *Senegal* ihre Geisteskräfte so erweckten, dafs sie freywillig einen sichern Aufenthalt freyer Betriebsamkeit suchten, und so die europäischen Colonien mit fleissigen Anbauern bevölkerten, die nie die Gefahren würden besorgen lassen, welche jetzt nach *St. Domingo's* Beyspiel die *Antillen* bedrohen; wo überall das widrige Bild des menschlichen Verderbisses in dem Ueberflusse der Glücksgüter auf der einen, und der Beraubung des letzten Gutes der Menschheit, der Freyheit, auf der andern Seite herrscht. Unausführbar sind diese Ideen nicht, aber dann müßten ganz andere Ansichten regieren, als jetzt.

Im Ganzen ist die Bevölkerung der canarischen Inseln im Anwuchs. Sie wird auf 157127 Seelen, und von *Pingré* auf 169285 angegeben, und soll seit 122 Jahren auf 52127 Seelen vermehrt seyn. Hierunter sind 3136 Nonnen, Mönche und Priester. Folgendes mag zur Uebersicht dienen.

Namen d. Insel.	Länge.	Breite.	Umfang.	Volkm.	Hauptstadt.	Häuser.
	französische Meilen.					
Lanzarotta	14	7½	38	9500	Teguise	200
Portaven-tura	27	8½	66	8609	Santa Maria de Bethencaria	100
Canaria	14½	13	45	41082	La Cinda delas Palmas	9437 Einwohner
Teneriffa	24	15	64	67399	St. Croix	8397
Gomera	7½	6	20	7000	St. Sebastian	
Ferro	6	1-6	19	4200		
Palma	12	4-8½	28	20096	Santa Cruz	3679 B.

Auf der Insel Ferro oder Hierro stand ehemals der Baum, von dem so viele Reisende erzählen, dafs er die fast aller Quellen und Wassers beraubte Insel

reichlich damit versorgte, indem es von seinem Laube floss. Der Vf. hat alle Nachrichten hierüber gesammelt, die das Daseyn eines solchen Baums, den 1625 (nach *Pingré* 1612) ein Orkan stürzte, zu erweisen scheinen, dessen Wirkung, da er im einsamen Meere sehr hoch stand durch Ansammlung des mächtlichen Thaues erklärt werden kann. Man nannte den Baum auf der Insel *Garoe* und nachmals den Heiligen. Wahrscheinlich war es der *Laurus indica*, dessen glatte Blätter den Abfluss des Thaues begünstigen, und der in Canarien einheimisch ist.

*Teneriffa* hat mehr als 200 Städte, Dörfer und Wohnplätze. In der Naturgeschichte dieser Insel ist der Vf. sehr ausführlich, besonders in der *Geologie*. Die Höhe des *Pic*, der auf der Insel seinen alten Namen *Teyde* behalten hat, haben *Pingré* und *de Borda* mit der grössten Sorgfalt gemessen. Sie bestimmten anfänglich die Höhe auf 1742 Klafter, und diese Höhe ist auch in *Sprengels* und *Forsters* Sammlung angegeben; sie fanden aber nachher, dafs ein Rechnungsfehler eingeschlichen sey, und dafs die Höhe 1904 *Toisen* oder Klafter über die Meeresfläche betragen, welches 3710 *Mètres* also 905 *Mètres* mehr als der Berg *Cenis*, und 275 mehr als die Höhe des *Marborée* beträgt. Der Vulkan ruhet, aber raucht noch seit 1707. Sein Inneres bestehet aus brennbaren Materien. Zu seinen Füßen machte der *Cahorra* in der Nacht vom 8 zum 9 Junius 1798 den Anfang eines Ausbruchs vulkanischer Materie und Lavaströms, den der Vf. sehr ausführlich beschreibt. Im Jahre 1730 brach zu *Lanzarottu* ein Vulkan aus. Sollte das immer tiefer in den Boden eindringende oder eingefogene Meergewässer durch die Verdrängung der Luft nicht zu der Gährung beytragen können, aus der Erdbeben und Vulkane entstehen, und zu der Bewegung, die Felsen und Insel aus dem Grunde des Meers erhebt? Dafs *Teneriffa* indessen nicht blofs vulkanischen Ursprungs sey, zeigt der Vf., der zwar keinen Kalkstein daselbst gefunden hat, aber bemerkt, dafs der D. *Suillen*, den *Macartney* anführt, um die Stadt *Laguna* den Boden nicht vulkanisch, in der Tiefe reine Erde, und auf der Insel Urgebirge, und dafs *Clavijo* unweit *Candelaria* verkalkte Lagen und fossilische Muscheln, Kräuter u. d. gl. m. gefunden haben will.

Die übertriebenen Erzählungen der Engländer, dafs der Brantwein auf der Höhe des *Pics* seine Kraft verliere, und dafs alles Getränke lau werde, verwirft der Vf., aber *Pingré* und *Borda* gehen hier eben so weit. In der Kräuterkunde können die canarischen Inseln eine reiche Aernte liefern, und es ist zu wünschen, dafs der bekannte Naturforscher *Broussonnet*, Mitglied des National-Instituts, der sich jetzt zu *Teneriffa* aufhält, eine canarische Flora liefern möge. Der Vf. giebt ein Verzeichniss von 467 Pflanzen, die er gefunden, nach *Jussieu's* natürlicher Ordnung, aber nicht alle mit botanischen Namen. *Lichen roccella* ist die canarische *Orseille*, ein wichtiger Handels-Artikel der Zubereitung zum Färben, wie

*Micheli* und *Hellot* in seinem *traité sur la teinture des laines* gelehrt hat. Der Drachenbaum *Dracena draco* ist eigentlich auf den canarischen Inseln zu Hause, und der *Mocan Visnea mocanera* ist ihnen eigen. Dieser ist nie abgebildet worden, und der Vf. hat ihn daher, nach Proben, die er von *Ventenat* und *La Billardière* erhalten hat, ob er ihn gleich selbst nicht hat blühen gesehen, in Kupfer stechen lassen. Anderson hat behauptet, daß der Theebaum auf den canarischen Inseln wild wachse, der Vf., der ihm widerspricht, glaubt, daß er eine *Genista* für Thee, so wie die *Cacatien* für *Tithymalen* (*Euphorbien*) genommen hat, und hier eben so irret, als bey den *Euphorbien*, deren Milchsaft er nicht für giftig ausgiebt, welches er doch in einem hohen Grade ist. In der Zoologie ist der Vf. etwas kurz. Der Canarien-Vogel ist in seiner Freyheit nicht so gelb, als in unserer Zucht: Er hat einen grünlichen Anstrich und einige ganz braune Federn, die ihn fast noch schöner machen. Mehrere sammeln sich bisweilen auf Lorberen oder Palmen, und erheben auf einmal ein entzückendes Concert. Anderson will Papageyen gesehen haben, die sich nicht auf den canarischen Inseln finden. Von Insecten, Schmetterlingen, Muscheln, Madreporen etc. liefert der Vf. ein kleines unbedeutendes Verzeichniß.

In den Nachrichten, die er uns von der Kenntniß giebt, welche die Alten von den canarischen Inseln hatten, geht er in seiner Gelehrsamkeit zu weit, und verirrt sich in der Mannichfaltigkeit seiner Belesenheit bis in die Träumereyen eines *Rudbeck* und *Baer*. Er untersucht und beweiset, wo die elysäischen Felder und der Orkus zu finden sind, glaubt den Berg Atlas in dem *Pic* von *Ténériffa* und dort die Hesperiden, den Drachen, der sie bewachte, in dem Drachenbaum, das Vaterland der Amazonen und Gorgonen, und in Herkules die Sonne zu erkennen. Aus allen diesen Ideen geht ein festes Continent hervor, welches er als Schöpfer oder Wiederhersteller in einer eigenen Karte abbildet, und das er jetzt, nach einer aus dem Propheten (*Ezechiel* 27. 33. 34. 36) angeführten Stelle, ins Meer versunken glaubt. Die Erzählung, die Plato in seinem Timäus von dem ehemaligen Daseyn der atlantischen Insel giebt, welcher auch Voltaire und Mentelle nicht allen Glauben versagen, mag freylich ihren Grund haben, aber das hindert uns nicht zu bedauern, daß der Vf., der zu gründlichen Forschungen und Beobachtungen gemacht war, sich von seinen Phantasien in das Reich der Dichtung hat hinreißen lassen. Möge ihm folgen, wen dergleichen Grübeleyn vergnügen, wir bemerken bloß, daß es uns unglaublich scheint, daß ein Durchbruch des mittelländischen Meers bey Gibraltar oder Gades eine Ueberschwemmung im Ocean verursacht haben solle.

Der Kupfer sind 10 an der Zahl, Karten, Ansichten, Gewächse und einige Alterthümer der Guanchen.

Wenn man die Producte bedenkt, welche die canarischen Inseln liefern, oder liefern können, Weiz,

Baumwolle, Caffee, Zucker, Cochenille, (die Pflanze ist da, das Thier nicht) Seide, Oel, Orseille, Orangen, Getraide, Drachenblut, Euphorbische Gummata, Filtrir-Steine, Fische, Wild, vielleicht auch edle Metalle; so ist es leicht, sich einen Begriff ihrer Schönheit und ihrer Reichthümer zu machen, und zu beurtheilen, wie wichtig sie werden könnten.

GDZ.

BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchh.: *Reise durch England und Frankreich in Briefen an einen jungen Freund in Deutschland*, von J. H. Campe. In zwey Theilen. Mit Kupfern. Aus des Vfs neuer Sammlung von Reisebeschreibungen besonders abgedruckt. 1803. Th. I. VI u. 322 S. Th. II. 404 S. 8.

Der Vf. sagt in der Vorrede, daß, nach dem Plan und Zwecke seiner Sammlung von Reisebeschreibungen Frankreich und England nothwendig auch einen Platz einnehmen mußten, und daß er bloß anstand, ob er irgend ein Werk wählen und nach seiner Art bearbeiten, oder ob er die Reise selbst machen und beschreiben sollte. — Es blieb noch ein dritter Weg übrig, der aber freylich der mühsamste gewesen wäre, nämlich, die beiden Länder aus den besten Werken, die wir darüber haben, für die Jugend zu bearbeiten. Wenigstens wäre zu wünschen gewesen, besonders da sich Hr. C. in beiden Ländern so kurze Zeit aufhielt, daß er sie vorher in andern Werken studirt hätte. Manches würde er richtiger gesehen, anderes leichter übersehen haben, und sein Urtheil wäre vielleicht über das und jenes anders ausgefallen, als jetzt; wenigstens ist zu vermuthen, daß er in sein Urtheil mehr Mißtrauen gesetzt haben würde. An der Reise durch England fällt es vorzüglich in die Augen, daß er sehr unvorbereitet in dieses Land trat, und daß er so manches beurtheilt, bloß weil es ihm neu war, und er es nicht lange genug sahe, um dem Dinge eine andere Seite abzugewinnen. Kurz, der Vf. hatte weder Zeit noch Gelegenheit, sich über Vieles gehörig zu unterrichten. Was soll man, um nicht wichtigere Sachen anzuführen, die aber zu weitläufige Erörterungen verlangen würden, von folgenden Urtheilen sagen: daß man zu Hamburg hunderte von neu erbauten, zum Theil sehr geschmackvollen und prächtigen Gebäuden sieht, daß die Einrichtung des Rainville'schen Gartens in Alona das Vauxhall und Rannlagh bey London weit übertrifft; daß alle englische Biere, worunter auch Ale (Ale?!!) mit Hopfen stark versetzt, folglich bitter sind; daß man in England keine Servietten hat (es kommt freylich sehr darauf an, bey wem er gespeist hat), keine Suppe giebt, und Gemüse nur gegen Ende der Mahlzeit aufträgt; daß man höchstens nur 65 leidlich schöne Tage rechnet, daß es aber völlig heitere höchst selten gebe. Hieher gehört auch, was er über die englische Seemacht sagt, über die es doch so leicht war, sich genau zu unterrichten, denn der Vf. durfte nur die *Navy List* kau-

fen,

fen, welche 6 Pence kostet, und alle Monate frisch gedruckt wird. Th. I. S. 20 findet sich ein Druckfehler. Statt 20,000 will der Vf. wohl 120,000 gelesen haben; aber diese Zahl möchte für die jetzige Bevölkerung von Hamburg zu groß seyn.

Darüber, daß eine Menge Erklärungen hier gegeben werden, die dem erwachsenen Leser theils unnütz, theils langweilig sind, kann man den Vf. nicht eigentlich angreifen, denn er erklärt, daß er für junge Leute schreibt; aber schwerer möchte er über die Weitschweifigkeit zu entschuldigen seyn, mit der diese Erklärungen geschrieben sind, und die sich überhaupt in diesem Werke nicht selten findet.

Dieser Mangel ungeachtet wird man durch die bekannte Darstellungskunst dieses Vfs., und durch manche gute und interessante Nachricht angezogen, so daß das Werk nicht nur für junge Leute sehr nützlich seyn, sondern auch manche Erwachsene angehen unterhalten wird. Im Ganzen ist die Reise durch Frankreich, welche denn hauptsächlich in dem Artikel von Paris besteht, besser gerathen, als die durch England, und er scheint hier durchaus mehr zu Hause zu seyn. Die Reise von Braunschweig nach England geht bis S. 42, die Beschreibung von England bis Th. II. S. 112, das Uebrige handelt von Frankreich.

Daß man auch in diesem Werke den bekannten Sprachpurismus dieses Vfs. finde, wird der Leser ohne Weiteres erwarten. Hier ist der Ort nicht, mit ihm darüber zu streiten, und das um so weniger, da schon so viel darüber geschrieben worden ist; aber das darf Rec. sagen, daß sich auch hier einige höchst widrige und unglücklich gemachte, auch theils ganz verfehlte Wörter finden. Wer mag die *Wandelbahnen von St. James- und Hyde-Pferch* vertragen! Unmöglich giebt das ekelhafte Wort *Pferch* den Begriff eines Parks. Eben so wenig drückt *Volkstrath* die Natur des großbritannischen Parlaments aus. Und wer wird sich wohl unter *Obervolksberather* den ersten Consul von Frankreich denken, wenn er anders weiß und überlegt, was dieser wirklich ist. Und dann findet man wieder Brücken von Quadern und Quadergemäuer. — Ausdrücke wie „Fahrzeuge, die mit *Mann und Maus* untergegangen sind“ sollte man sich doch auch in einem Kinderbuche nicht erlauben. — In Paris lernt der Vf. den deutschen Arzt D. *Seufert* kennen, der ein so großer Purist ist, daß Hr. *Campe* ihn gebeten hat, nicht zu weit zu gehen!

Von den 2 gut gestochenen Kupfern enthält das erste die Aussicht an der Blacksteines Brücke in London, das andere der Gruppe des Laokoon. Ueber die letztern tritt der Vf. in Details ein, wobey er zu veressen scheint, daß er für junge Leute schreibt.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ERDBESCHREIBUNG. Ronneburg u. Leipzig, b. Schumann: Gallerie merkwürdiger Oerter in Deutschland.** In Schilderungen nach dem Leben. Eine Zeitschrift. Erstes Stück. Passau enthaltend 1803. VII u. 78 S. 8. (6 gr.) Als Anzeige und erste Probe eines Werkes, das, gehörig ausgeführt, eine lange Reihe von Bänden ausmachen könnte, verdient dieses eine umständlichere Anzeige und Prüfung, als wozu sonst eine Schrift von 78 Seiten berechtigt ist. Der Herausgeber sagt in der Vorrede: „da wir englische und französische Miscellen, ein London und Paris, und Beschreibungen von Reisen in die entferntesten Länder haben, warum sollte uns denn nicht eine eigene Zeitschrift über unser Vaterland befehlen!“ — Der Gedanke an die englischen und französischen Miscellen und an London und Paris ist hier etwas unglücklich, denn manchem Leser wird dabey der Junker Siegfried einfallen, welcher sagte: „Warum sollte ich nicht auch Avisa schreiben lassen? warum nicht auch Thiergefechte anstellen, und eine Akademie der Wissenschaften haben?“ — Wir haben kein London und kein Paris in Deutschland, und selbst Wien ist noch eine wenig bedeutende Stadt, wenn wir sie mit dem ungeheuern Theater vergleichen, das jene darbieten. Wenn aber der Herausgeber sagte, daß eine Zeitschrift sehr nützlich seyn würde, die uns die wichtigsten Orte unseres Vaterlandes wie in einem Gemälde vorlegte, so stimmt Rec. ihm willig bey, und würde es dem, welcher ein solches Werk in die Welt förderte, zu großem Verdienste anrechnen. Der Plan, den der Herausg. niederlegt, ist gut, und seine Forderungen an die Schriftsteller, die ihn ausführen sollen, gerecht und billig. Nur hätte er zum Anfange und zur Pro-

be einen andern Ort, und vorzüglich einen ganz andern Schriftsteller wählen sollen. Der Leser würde schwerlich errathen, mit welcher Stadt diese Gallerie merkwürdiger Oerter eröffnet wird. Mit *Passau*! Und nun dieser Vf., welcher gleich zur ersten Probe alle Bedingungen übertritt, die der Herausgeber mit seinen Schriftstellern macht! Er verlangt, man solle nicht bloß trockene Topographien geben, und hiet sind 30 Seiten über das Aeußere von Passau und seine Umgebungen. Er verlangt, man solle nur das Gegenwärtige mahlen und vom Vergangenen nur so viel geben, als nöthig ist, das Gegenwärtige einzuleiten. Und hier sind 20 S. Geschichte von 5 oder 6 verstorbenen Bischöffen, und sehr wenig über das Gegenwärtige. Er verlangt endlich einen lebhaften Vortrag und einen guten Styl, und dieser Vf. schreibt steif und abenteuerlich, ja hin und wieder nicht einmal Deutsch. — Zum Belege diene folgendes: „Eine Stadel, ein eisernes Gitterwerk, der luxuriöse Aufwand, die Versuchung, diesen religiösen Luxus lobzupreisen, der Ablagsort aller abgeladenen Waaren,“ und die Redensarten: „man ist froh, wenn man durch die Petersstraße aus diesem verdammten Ort befreit wird; des vielen Lärmens, das man von Passau als Handelsort macht, verdient es nicht“ u. dgl. m. Folgendes ist wahrhaft belustigend. Er redet von einem englischen Garten und sagt: „Es finden sich darinne eine Eremitage, eine Ruine, ein stygisches Gewässer, eine Höhle mit einem Cerberus, ein Elysiun, und was alles zu einem englischen Garten erforderlich ist.“ An Druckfehlern (um nicht zu sagen Sprachfehler) ist auch kein Mangel.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 M A Y, 1 8 0 4.

## S T A T I S T I K.

SCHWERRIN, im Verlage d. Hofbuchdruckerey:  
Herzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Staats-Kalender. 1804. IV — 177 — XXXII u. 225 S. (1 Alph. 3½ Bog.) 8.

Die Vorzüge dieses, seit 1771 jährlich mehr zur Vollkommenheit gediehenen, Staatskalenders sind durch kritische und politische Journale längst bekannt, und besonders in dem berühmten Werke des Hn. v. Schwarzkopf schon im J. 1792 nach Verdienst gewürdigt worden. Er zerfällt, wie der vorigjährige, in zwey Theile, unter welchen der *erste* den Personal-Etat in zehn Abschnitten mit der mecklenburgischen Stammtafel, der *zweyte* die Staats-Notizen mit einer Karte, zwey Tabellen und dem Regenten-Verzeichnisse enthält. Als Vf. wurde gleichfalls der Th. 1. S. 24 und Th. 2. S. 181 genannte, Hr. Regier. Rath Fr. Aug. Rudloff öffentlich gerühmt. Die *diesjährige* Ausgabe zeichnet sich abermals in mancher Hinsicht aus. — In Ansehung der *äußern* Gestalt ist der Gebrauch von ganz neuen *lateinischen* Schriften zu bemerken, welche Rec. für diese Art von Werken, besonders wegen der Eigennamen der Personen und Oerter, zweckmäßiger als die deutschen, hält. — Der Abchluss geschah am 9 Januar 1804. Wenn gleich, was das *Innere* betrifft, der, am 5 May 1803 von den vermittelnden Mächten wegen Uebertragung der Kurwürde an die Reichsversammlung gediehene, Antrag bis jetzt ohne Wirkung geblieben, so brachte dagegen der Erwerb der See-Stadt und Herrschaft Wismar wesentliche Veränderungen im ganzen Werke hervor, z. B. Th. 1. S. 32, 39, 50, 53, 77, 91, 102, 118, 127, 169, und Th. 2. S. 14, 61, 116, 142, 175, wie auch in der Bevölkerungs- und Mortalitäts-Tabelle Th. 2. S. 175. Diese höchst erhebliche und glückliche Arrondirung greift in alle Zweige der Administration und Topographie ein, und gab zugleich den Anlaß, mittelst der, jedem Amte und Stadt vorausgeschickten, kurzen historischen Nachweisung ihres Ursprungs, der allmählichen Zusammensetzung des mecklenburgischen Staatskörpers nachzuspüren. — Das zahlreiche Personale des wismarschen Rathes, dessen verschiedene Departements und der sieben bürgerlichen Compagnien ist Th. 1. S. 169 — 175 vollständig eingeschaltet. Voran steht ein *Zeitchalender*, der in der dreyfach abgesonderten Seitenzahl gar nicht mit begriffen ist. Zur Probe ist diesmal eine sich dadurch unterscheidende Variante beygelegt, daß, an-

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

statt mehrerer in der evangelischen Kirche nicht gefeyerten Heiligen-Tage, die Namen verstorbener mecklenburgischen Fürsten und Fürstinnen an ihren Todestagen, so weit diese aus der beygehefteten Stammtafel mit diplomatischer Gewisheit bekannt waren, zum Andenken der Verdienste um das Vaterland verewiget worden. Statt des ermüdenden Einerley in den Zeitchalendern und statt des, seinem Ende ziemlich nahen, *französischen* Kalenders hält Rec. diese Art von Apotheose für so zweckmäßig, daß er selbst denkwürdige mecklenburgische Staatsbegebenheiten an den Tagen, wo sie vorgefallen, kurz ausgedrückt sehen möchte. Daß aber die Heiligen-Namen für die Chronologie entbehrlich seyen, möchte weniger einleuchten.

Die zehn Abschnitte des *ersten* Theils sind das regierende Haus, Ministerium, Hofstaat, Regierung, und die vier Hauptetats Cammeral-Justiz-Militär- und geistliches Fach, Polizey-Anstalten, Ritter- und Landschaft, mithin logisch und allumfassend. In der Genealogie sind die Geburt einer Prinzess und der Tod ihrer Mutter zu bemerken.

Das *europäische Regenten-Verzeichniss* ist nach dem Alphabet, bey Deutschland aber nach der neuesten Comitäl-Ordnung, eingerichtet, mit der Bezeichnung des Religionsystems durch Buchstaben und zum erstenmal mit der Angabe des Residenzorts. Daß die Reichsgeneralität diesmal weggelassen, lobt Rec.

Von den *Staats-Notizen* giebt es acht Abtheilungen, Posttrouten, Domänen, Ritterschaft, Städte, kirchliche Topographie, Literatur, Annalen und ein topographisches Hauptregister. Kein Abschnitt läßt etwas zu wünschen übrig. Die *Literatur* hat Hr. Universitäts-Bibliothekar, D. Koppe zu Rostock beygetragen; sie macht mehrere außerhalb Mecklenburg wenig bekannte Schriften und auch die Vf. der anonymen namhaft. Die Gesamtzahl beträgt 70, mit Inbegriff der Strelitzischen. Die *Annalen* beziehen sich hauptsächlich auf die Kur- und Wismarschen Angelegenheiten wegen der Entschädigung, und daneben auf die Reifen und Befuche der königlich-preussischen und schwedischen Majestäten. Ein dankenswerther Erkling ist das allgemeine *topographische Register* aller Oerter nach den politischen, geographischen und kirchlichen Localitäten; gleichsam ein Lexikon zu Auffindung jedes einzelnen Orts und für den Gebrauch der *Karte* höchst nützlich. Von letzterer erschien die erste Hälfte bereits im vorigen Jahre, blieb aber in den damaligen Recensionen sonderbarer Weise ganz unerwähnt. Hier ist davon eine neue Auflage

mit der zweyten Hälfte verbunden. Das Ganze ist überaus sauber illuminirt, erstreckt sich über alle mecklenburgischen Lande und wurde vom Kriegsrath *Sotzmann* in Berlin unter Leitung des Herausgebers gearbeitet. Auf einem kleinen Raume ist der Inhalt der großen Schmettauischen Karte von 16 Sectionen mit Bemerkung der Poststraßen und der wahren Entfernung jeder Station zusammengedrängt.

II+2.

PARIS, 6. Testu: *Almanac National de France*, an XII de la Republique, présenté au premier Consul, par Testu. 808 S. 8.

Sogleich nach der Erscheinung wurde dieses Staats-Handbuch in der Hamburger und der Huberschen allgemeinen Zeitung, und darauf in allen politischen Blättern excerptirt. Es verdient gewissermaßen diese Auszeichnung, indem es von dem bedeutendsten europäischen Staate alle officiellen Data über die Zusammenfassung der vollziehenden, gesetzgebenden und gerichtlichen Gewalten, und außer dem Personale der Regierung und der obersten Staatsbehörden, den ganzen Civil-Militär- und geistlichen Etat enthält. Unterdeffen wurde auch manches als merkwürdig angeführt, was es nicht ist: z. B. das unter den Kurfürsten die Stelle von *Hannover* leer gelassen sey; denn da der König als Kurfürst und der Prinz von Wallis als Kurprinz aufgeführt wird, so beweist jenes weiter nichts, als das der Redacteur nicht consequent handelte. Dasselbe wird auch von der Auslassung von Kur-Salzburg und von Ragusa zu sagen seyn; so wie auch davon, das nicht die Gemahlinnen, Kinder und Verwandte abgedruckt sind. Im Epochen-Verzeichnisse ist dagegen mehr Sorgfalt angewendet. Das Consulat von Bonaparte wird nicht vom Dato der Ernennung, sondern vom 18 Brumaire angehoben, und daraus eine eigene Epoche gemacht. Auch wurde einiges Bedeutende unbemerkt, und manches Fehlerhafte ungerügt gelassen. Rec. strebte beides in folgender literarisch-statistischen Ansicht zu vermeiden.

Im Verzeichnisse der Chefs der verschiedenen europäischen Regierungen und Minister, welches vorgeht, findet man die alten und auch die neuen Kurfürsten. Als unabhängige Macht ist die walliser Republik und auch die Republik Lucca eingeschaltet. Bey der spanischen Regierung lernt man vier Minister *Caballos*, *Caballero*, *Grandallana* und *Soler*; als portugiesische Staatsminister drey: *Balsenao*, *Souza-Coutinho* und *Anadia*; sodann als ersten Minister des etruskischen Hofes den Senator *Gulius Mozzi* kennen. Das Verzeichniß der bey der französischen Regierung accreditirten Minister nennt sechs *Großbothschafter* (*Ambassadeurs*) 7 außerordentliche Abgesandte (*Envoyés extraordinaires*) und 11 bevollmächtigte Minister (*Ministres plénipotentiaires*); aber der besondern Agenten und Geschäftsträger, deren es von Seiten der kleineren deutschen Stände so Viele, mit Creditiven bey dem Minister der auswärtigen Verhältnisse versehene, giebt, geschieht keine Erwähnung. Die, bey

den fremden Regierungen angestellten, französischen Gefandten theilen sich in die *Ambassadeurs* zu Wien, in der batavischen Republik, zu Madrid, zu Constantinopel und zu Neapel, in drey *Envoyés extraordinaires*, zu Petersburg, Berlin und zu Lissabon, in die zwölf bevollmächtigten Minister, am schwedischen, dänischen und am etruskischen Hofe, bey der helvetischen und ligurischen Republik, bey dem Papste, bey den fünf Kurfürsten von Bayern, von Hessen, von Sachsen, von Württemberg, und von Salzburg, und bey dem niedersächsischen Kreise; sodann in sechs *Geschäftsträger*, nämlich bey dem deutschen Reichstage, bey dem schwäbischen Kreise, bey dem Landgrafen von Darmstadt, bey den nordamerikanischen Freystaaten, bey der Republik Lucca und bey der walliser Republik, welche Reihe ein *Resident*, zu Frankfurt am Main, beschließt. — Bey den *Staatsstitulaturen* bemerkt man in Ansehung derjenigen, welche den Chefs der neuen Republiken zu ertheilen sind, manches Sonderbare. Der Vicepräsident der italienischen Republik z. B. hat den Titel: *Bürger Vicepräsident*; der Landammann der Schweiz aber: *Ew. Excellenz* und die Mitglieder der Tagfatzung: *Meine Herren*. Bekanntlich ist die Aufmerksamkeit des Consuls auf diese neu anbefohlenen Titulaturen sehr groß. Bey der Ausgabe vom an XI wurden die Blätter mit Titulaturen und mit dem Trauer-Reglement noch in die Druckerey geschickt, als der Almanach bereits ausgegeben wurde; man mußte sie daher mit Verdoppelung der Arbeiter in großer Eile noch abdrucken und dem Almanach beyfügen. Der *Citoyen-Titel* ist beybehalten. Der französischen *Staatsminister* sind 8; der *Staatsräthe* 50; von denselben sind 33 ordentliche und 17 außerordentliche Mitglieder. Der Name von *Fauvellet-Bourienne* findet sich nicht mehr darin, und doch erwähnte der *Moniteur* nichts von dessen Absetzung. Der *Erhaltungs-Senat* besteht aus 72 Mitgliedern, von denen 31 Inhaber von Senatorien seyn sollen, aber erst 16 ernannt sind. Die übrigen 17 sollen im Laufe des 12 Jahres besetzt werden, welches seitdem auch zum Theil geschehen ist. Die Zahl der *Tribunen* ist bis jetzt auf 79 reducirt worden; das gesetzgebende *Corps* hingegen ist vollzählig. Die *Ehrenlegion* ist noch nicht völlig organisirt; ihr Großrath besteht bis jetzt nur aus 6 Mitgliedern, aber seit Vollendung des Handbuchs nannte der *Moniteur* häufig die Eidesleistung neuer Mitglieder, deren Anzahl auf 6000 gehen kann. Das Departement der *geistlichen Angelegenheiten* steht mit keinem Ministerium in Verkehr, und *Portalis* arbeitet unmittelbar mit den Consulen. Es ist in drey Hauptsectionen getheilt, wovon die erste sich mit katholischen, die zweyte mit allen, die protestantische Religion betreffenden, Gegenständen, und die dritte mit *Compatibilitätsfachen* beschäftigt. Diese zweyte Unterabtheilung enthält nur das Wenige, was vom protestantischen Cultus reformirten und lutherischen Theils bis zum November 1803 organisirt war; man sieht deutlich daraus, wie weit es noch damit zurück ist. In den wichtigsten und volkreichsten Städten, z. B. *Bordeaux* und *Montpellier*, sind die orga-

organischen Religions-Artikel eben so wenig, als in den vier neuen Rhein-Departements, ausgeführt; daher man hier vergebens die *Consistorien* und *Synoden* sucht. Jedoch ist in dem spätern *Almanac Ecclesiastique* einiges besser ausgeführt. — Aus dem Abschnitte von der Justizverfassung überieht man die drey Instanzen, die Gerichtsprengel, Friedens- und Handelsberichte, Vermittelungskammern und Polizeytribunale, so wie auch die 37 speciellen Criminalgerichte, welche bey der letzten Conspiration in Anwendung kommen werden, nicht so deutlich, als es zu wünschen und auch thunlich wäre.

Endlich bewährt sich die Sorglosigkeit der französischen Schriftsteller auch dadurch, daß dieser ungeheure *Almanac*, so wie der *Etat militaire* von *Champeaux* für 1804, 600 Seiten lang, gar kein *Namen-* noch *Personal-Register*, sondern nur ein sehr summarisches Rubrikenverzeichnis hat.

Ohne Benennung des Druckorts: *Briefe über Ansbach, und deren Schicksal*. Als Zugabe folgen Nachrichten von den öffentlichen Vergnügungen einiger andern fränkischen und sächsischen Städte. 1803. VIII u. 242 S. 8. (16 gr.)

Zwey Städte in Franken, *Ansbach* und *Baireuth*, sind schon vermöge ihrer geographischen Lage den von Norden nach Süden und umgewandt reisenden Deutschen mehr als manche andere bekannt, besonders aber wegen ihres so wichtigen politischen Einflusses seit ihrer eigentlichen Vereinigung mit dem preussischen Staate vor vielen merkwürdig. Jedem Deutschen kann daher nicht gleichgültig seyn, was in Hinsicht des Charakters, der Bildung, Lebensart und des gesellschaftlichen Betragens ihrer Einwohner von einem Manne öffentlich zur Sprache gebracht wird, der nicht nur eine feine Beobachtungsgabe besitzt, und mit beiden Plätzen genauer, als die gewöhnlichen Reisenden, bekannt ist, sondern selbst auch einer edlern Bildung sich freut, und, ob schon hin und wieder idealisch gesinnt, und daher mit dem Vorgefundenen selten recht zufrieden, gar wohl zu wissen scheint, was man von Städten der Art fodern und erwarten könne. Rec., welcher noch in den letzten Jahren des französischen Revolutionskrieges, vielleicht zu gleicher Zeit mit dem Briefsteller, eine geraume Zeit in Ansbach lebte, gleich darauf aber sich eine zeitlang zu Baireuth aufhielt, muß vor allen Dingen erinnern, daß auch diese Stadt, obgleich der Titel nichts davon sagt, in vorliegenden Briefen von einigen Seiten, aber ohne Zweifel nicht durchgehends billig genug, geschildert wird, und ein Urtheil erfährt, welches um so weniger ganz gerecht seyn kann, je mehr dasselbe auch zum Ausdruck über viele andere sowohl nördliche als südliche Städte Deutschlands dienen mag. Was den Ausdruck: „*Das Schicksal dieser Briefe*“ betrifft, so soll derselbe besonders auf die Behandlung deuten, welche besagte Correspondenz, als sie vormals den größten Theile nach in die *fränkischen Provinzialblätter* eingerückt ward,

von Seiten der Censur zu Baireuth erfahren mußte. Hier sind nun diese Briefe ohne Censur, und also mit den damals gestrichenen Stellen, wieder abgedruckt, und haben einige neuere noch ungedruckte zur Gesellschaft erhalten.

*Erster und zweyter Brief. Ueber Ansbach, über die allgemeinen Vergnügungen daselbst, und über Freymaurerey.* Schon in den Fr. Pr. Bl. hatten diese Briefe viel Sensation erregt, weil der gesellschaftliche Ton in Ansbach, das Casino, die Schauspiele und Concerte daselbst meistens nur auf ziemlich nachtheiligen Seiten dargestellt, und die Geheimnisse und Unternehmungen der Freymaurer, als für unsere Zeiten untaugliche Grimassen, verlacht wurden. Wir finden in dem *Raisonnement* über die erstern Gegenstände manche theils einseitige und übertriebene Aeußerung, und betrachten als Uneingeweihter die letztern gegenwärtig als eine Art von Spielbedürfnis für gewisse einzelne Mitglieder der allgemeinen großen Gesellschaft, die gerade noch an diesem Spiele ihr Behagen finden. Und in dieser Hinsicht mag das Ganze immer einigen Werth behalten. Nach den ehemaligen Schilderungen von Ansbachs Vergnügungen, welchen manches entgegengesetzt wurde, findet man sich jetzt sehr angenehm S. 74 überrascht. Das Ansbachische Casino steht plötzlich wie umgeschaffen in verschönerter Gestalt da, so, daß dasselbe, wie der Vf. selbst sagt, wenn das alte eine Karrikatur war, jetzt ein Ideal ist. Diesem nach scheinen die bösen Briefe über Ansbach etwas sehr Gutes bewirkt zu haben. Die Nachrichten von dem Casino sind wirklich einladend. Alles, was zum Endzweck, Erholung von Geschäften, angenehme Zerstreuung und Unterhaltung zu finden, dienen kann, findet sich jetzt hier: *Lectüre* von allerley Art, Musik, Tanz, Gesang, kleine Diners, Vorlesung aus guten Schriftstellern, Gleichheit in edlern Sinne des Worts, da vorher der Stand, welcher das *Von* stolz vor sich herträgt, nebst den übrigen höhern Amtständen, keinen Subalternen, keinen Unterdiener, wenn er auch gleich sonst noch so brav und geschickt war, um und neben sich geduldet hatte. Der treffliche Mann, welcher diese schnelle und glückliche Metamorphose vorzüglich mit bewirken half, war der edle Minister von *Hardenberg*. *Dritter und vierter Brief* (vorher noch ungedruckt). *Hauptsächlich über das Censurwesen.* Der Vf. ist mit demselben überhaupt nicht zufrieden, weil dadurch die natürliche Freyheit gewöhnlich zu sehr unterdrückt werde; weil die Censur dem Schriftsteller Aeußerungen gewaltsam vertilge, ohne ihm Gründe dafür anzugeben, und ohne seine Vertheidigung zu hören u. s. w. In einzelnen Fällen mag der Vf. recht haben. Allein die Censur überhaupt ist einmal so eingerichtet, daß sie Debatten nicht zulassen kann. Auch ist dieselbe nicht überall gleich streng, was z. B. in den preussischen Staaten der Fall ist. Und dann wird im Ganzen durch eine gemäßigte Censur doch gewiss mehr Gutes bewirkt, als wenn gar keine vorhanden wäre, und jeder ohne Ausnahme öffentlich sagen könnte, was er nur wollte.



In der Zugabe enthalten die *drey* ersten schon in dem *Kosmopoliten* 1798 und in der *Nationalzeitung* 1800 stehenden Briefe Nachrichten von *Erlangen* und *Baireuth* und dem daselbst herrschenden gesellschaftlichen Tone. Beide Städte kommen darin sehr schlimm weg, weil sie nach den Angaben so beschaffen seyn sollen, daß daselbst ein feingebildeter Mann in Gesellschaften wenig Nahrung finden kann. Von dem gesellschaftlichen Ton in *Erlangen* heisst es: „er ist erbärmlich schlecht; ein unseliges Gemisch vom Kleinstädtischen und Großstädtischen.“ — „In dem Klubb, von welchem viel Rühmens gemacht wird, kommt man nur zusammen, um zu spielen; und dem der keine Parthie hat, rathe ich, immer wegzubleiben, wenn er nicht jämmerliche Langeweile haben will.“ Rec., der vor einigen Jahren, sich einige Wochen zu *Erlangen* aufhielt, und den dasigen Klubb zu besuchen öfters Gelegenheit hatte, hat das nicht gefunden: es gebrach keinesweges an geistiger Unterhaltung; so wie sich dies auch in einer solchen *Universitätsstadt* im Voraus erwarten läßt. Ferner wird das an den Sonntagen nach dem nahegelegenen *Bruck* übliche Gehen und Fahren der Honoratioren und Professoren, unsers Erachtens unverdient, in einem sehr nachtheiligen Lichte vorgestellt. Ueber *Baireuth* wird sehr viel wahres gesagt, vieles aber auch nur einseitig beurtheilt und manches wieder übertrieben. Auch Rec. glaubt bemerkt zu haben, daß in *Ansbach* mehr innere Lebendigkeit, mehr freundschaftliche Geselligkeit, besonders für frohe häusliche Zirkel, mehr Gefälligkeit in dem gesellschaftlichen Umgange vorzüglich gegen Fremde, überhaupt mehr Gewandtheit für Mittheilung und Leben, mehr Artigkeit und, darf man so sagen, mehr zuvorkommende Freundschaft und gebildeter Frohsinn im Ganzen gefunden werden möchte. Hätte aber doch nur der Vf. zur Belehrung über diese auffallende Unähnlichkeit im nationalen Charakter dem Leser deren Quelle aufzusuchen und zu zeigen sich bemüht. Männer, welche den Ton und Charakter *Baireuths* noch von des Markgrafen Friedrichs Zeiten her kennen, versicherten uns ehemals, daß seit jenes Fürsten Tode, wo ein steter Wechsel von nicht immer gleich günstigen äussern Umständen eintrat, eine allmählich kälter gewordene Geistesstimmung, eine gewisse Verslossenheit in sich selbst, verbunden mit Ernst, eine Art von schüchterner Zurücktretung vor der in engern Zirkeln sich frohergießenden Freundschaft, und nach und nach eine allgemeine Stille, Ernsthaftigkeit und Gleichgültigkeit gleichsam Mode geworden sey, *Ansbach* hingegen verlor noch nie ganz einen Hof, und der von da ausströmende Geist weiß alles, was umher in seiner Nähe ist, in einer regern, lebhaftern

und zugleich auch frohern Stimmung zu erhalten. Das Gemälde der *Baireuthischen Theegesellschaften* S. 147 ff. ist ziemlich getreu. Aber sollten diese bunten Theegesellschaften sich nicht überall sehr gleich seyn? Rec. wenigstens fand dieselben auch in den nördlichen Gegenden so, und sieht sie täglich in dem noch südlicheren Deutschlande. Der allgemeine Wunsch vereinigt sich dahin, daß man dergleichen eingepferchte geist- und herzenlose Zirkel, wo man sich etwa höchstens eine halbe Stunde im Gespräch unterhält, und gegen drey Stunden oft mit vielem Zwange spielen muß, endlich einmal abschaffen sollte. Wenn das, was S. 135 gesagt wird, wirklich wahr ist, daß seit der letzten Organisation der Landescollegien, nach welcher der thätige und von dem Vf. mit Wahrheit gewürdigte Regierungspräsident Freyh. von *Völderndorff* keinen Einfluss mehr auf das Consistorium hat, der *Baireuthische* Klerus wieder in Trägheit zurück sinkt, daß dessen Subjecte tauglich und untuglich der Reihe nach angestellt werden u. dgl. m., so ist doch wohl sehr zu wünschen, daß zum Besten der menschlichen Gesellschaft manche Grundsätze des genannten edeln Präsidenten, z. B. bey Beförderungen gute Subjecte den schlechten ohne persönliche Rücksichten vorzuziehen, auch jetzt noch befolgt werden mögen. Die S. 136 gemachte Schilderung der Candidatenprüfungen, welche bekanntlich niemals zu genau und streng und nie zu zweckmäßig seyn können, liesse wenigstens von dieser Seite nicht viel erpriesliches hoffen. Doch es ist gewiss zu erwarten, daß gegenwärtige Consistorium zu *Ansbach*, welches größtentheils aus berühmten Männern und mehreren vortrefflichen Theologen besteht, werde dafür sorgen, daß allmählig Prediger nachgezogen werden, welche die berühmte *Charakteristik der Geistlichkeit in Franken*. Erst. St. *Nürnberg* 1799. 8. ganz in Vergessenheit bringen.

Die Briefe von S. 157 bis zu Ende, über das *Bad zu Sickersreut*, über die öffentlichen Vergnügungen in *Hof*, *Leipzig* und *Zeitz*, über *Halle* und *Lauchstädt*, müssen wir übergehen, da diese Anzeige ohnehin schon weitläufig geworden ist. Uebrigens hatte der Vf. dieser Briefe offenbar die gute Absicht, durch seine freymüthigen Bemerkungen dazu beyzutragen, daß manchen Gebrechen und Fehlern gesteuert, Bildung und weise Aufklärung aber immer mehr befördert werden möge. Der Geist der preussischen Regierung, welcher, in allen Zweigen der Staatsverwaltung die möglichste Veredlung zu verbreiten, rastlos thätig ist, wird zuverlässig auch von der löblichen Absicht des Vfs weissen Gebrauch machen.

ZP:

### KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSCHRIFTEN. Ratibor, b. Führ: *Katholisches Gebetbuch für denkende Christen nebst einem Anhang von Messliedern*. 1803. 108 S. 8. (6 gr.) Der Anhang von Messliedern ist unstreitig ein Nachdruck, da sie in des Rec. Gegend schon lange her gesungen worden. Die Gebete kommen ihm auch schon als ältere Bekannte vor, doch hat er nicht Lust, die Spur weiter zu verfolgen, und die Menge neuerer katholischen

Gebetbücher deshalb zu vergleichen. Aber für die Brauchbarkeit dieses Büchleins will er gern Bürge seyn. Localverhältnisse können auch einen Nachdruck entschuldigen, oder, wenn das Büchlein nicht geradezu ein Nachdruck zu nennen seyn sollte, eine neue Sammlung aus mehreren Büchern, rechtfertigen. Verdienst ist es allemal um solche Gegenden, in denen man bessere Gebetsformeln zu verbreiten sucht. F.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 9 M A Y. 1804

## ALTE LITERATUR.

KÖNIGSBERG, b. Nikolovius: *Mythologische Briefe*, von Johann Heinrich Voss. Erster Band. VIII und 262 S. Zweyter Band. 334 S. kl. 8.

Als Hr. Voss den Homer in die deutsche Sprache zu übertragen anfang, war die Forderung, die er an sich selbst that, keine geringere, als ihn mit allen Eigenthümlichkeiten des inneren Gehaltes und der äußeren Darstellung wieder zu geben. Nicht allein ein treues Anschließen an den Wortsinna des Originals sollte den Kundigen der griechischen Sprache überall befriedigen; sondern auch das, was dem Worten Leben und Bedeutung giebt, sollte ungeschwächt und unverändert der Uebersetzung zum Grunde liegen. Die homerischen Gesänge sind unter dem Einfluß einer Zeitvorstellung entstanden, die so entfernt von der unsrigen ist, daß wir sie kaum begreifen würden, wenn nicht beide dem menschlichen Geiste, nur auf verschiedenen Stufen seiner Ausbildung, auf gleiche Weise angemessen wären. So wie das Kind lange mit den sinnlichen Vorstellungen seines Gesichtskreises spielt, ehe es, durch Erfahrung und Beobachtung zu reiferer Einsicht geleitet, sich zu den über sinnlichen Begriffen des Verstandes erheben kann — oben so reiste auch erst allmählich die sinnliche Vorstellung der Welt zu der Vollkommenheit, wie sie spätere Weise, anfangs mit Irrthümern vermenget, dann schüchtern, schon das wahrere ahnend, endlich mit Sicherheit und fester Bestimmung bis zu den neuesten Beobachtungen hinab, ausbildeten. Ohne eine lebendige Anschauung der ganzen homerischen Welt (worunter wir die beschränkte Vorstellung von Erde, Himmel, Oceans und Unterwelt begreifen) ohne Kenntniß der Mythologie, ohne vollständige Begriffe von den Sitten des heroischen Zeitalters, war keine Uebersetzung, kaum ein dürftiges Verstehen denkbar. Der Voratz, beides mit Vollkommenheit zu leisten, mußte den Uebersetzer nothwendig in Untersuchungen über diese Gegenstände einführen.

Es war schon für sich kein Leichtes, aus Begriffen, die wir von Jugend auf lernen, herauszutreten. Auch bey einem sehr geringen Anhaften an Vorurtheilen, weigert sich die Phantasie, das, was so sehr mit ihren gewöhnlichen Spielen contrastirt, aufzunehmen; und wir sind immer geneigter, fremde Gegenstände nach unseren Begriffen umzumodeln, als uns nach ihnen zu bequemen. — Größer noch waren die Schwierigkeiten, in die homerische Vorstellung einzutreten. Der einzige sichere Führer ist Homer selbst, aber nur selten spricht er so bestimmt, daß er unmittelbarer Erklärer seines eigenen Werkes wird, öfter in Andeutungen, nicht selten schweigt er ganz, wo wir gern seine Stimme hörten. „Homer konnte bey unzähligen Dingen, die nur uns „Schwierigkeiten machen, der ausdrücklichen Anzeige überhoben seyn —“ (Myth. Br. I. S. 186). Seinen Zeitgenossen, die gleiche Vorstellungen hatten, war er verständlich genug. Drum mußte Hr. Voss aus den einzelnen absichtslosen und zerstreut liegenden Angaben, welche die Anschauung der homerischen Welt eigentlich schon, um verstanden zu werden, voraussetzen, sie erst, durch mühsame und scharfsinnige Zusammenstellung des an sich werthlosen, in ein neues Leben zurückrufen. Vieles mußte aus einzelnen bildlichen Ausdrücken des Dichters, vieles aus der veränderten Vorstellung späterer Zeiten, vieles sogar aus dem bloßen Stillschweigen geschlossen werden, ehe ein Ganzes gefunden werden konnte, das auf jeden einzelnen Theil ein gehöriges Licht warf. — Und wenn es hienit nur gethan gewesen wäre. Aber sogar der Weg in diese Labyrinth mußte erst gebahnt werden. Von festgewurzelten Irrthümern früherer Untersucher, (von Träumen flüchtiger oft trübsinniger Interpreten, von Einfällen schwülftiger Mythologen, die unwillig über den Dichters ungeziemende Leichtigkeit, ihm von der Fülle ihres eigenen Geistes aufgedrungen hatten — von allem Wuste der Art mußte der gekränkte Homer gesäubert werden. Dazu kamen fortdaurende Anfeindungen solcher, denen mit dieser Aufhellung Homers aus bekannten Gründen der Selbstsucht nicht gedient war. Wir dürfen vom Glücke nachsagen, daß Alles dies dem Uebersetzer weder den Muth seine Forschungen fortzusetzen, noch das Vertrauen auf die Festigkeit der guten Sache, „die Er allein ohne Anwalt vertheidigte“ (Vorr. S. 6), geraubt hat.

Untersuchungen über Homers Götter machen den Hauptinhalt der Myth. Briefe aus. „Es war (so beginnt die Vorrede) seit langer Zeit mein Wunsch, „der Uebersetzung Homers, an der ich 17 Jahre gearbeitet, wo nicht einen durchgehenden Commentar, „doch wenigstens einige Untersuchungen über Homers Götterlehre, Weltkunde und Länderkenntniß u. s. w. anzuhängen.“ Ein vollständiger Commentar ist nie erschienen; aber für den, der die Uebersetzung, die homerische Karte, den Grundriß des homerischen Hauses, die M. Briefe gehörig zu benutzen, und auf die einzelnen Theile des Homer anzuwenden versteht, ist er wirklich da. Wir erwähnen

nen mit Vergnügen der unlängst in dieser A. L. Z. erschienenen ersten Fortsetzung der Band I: S. 144 angekündigten Reihe von Weltkarten, „die eben so „unterhaltend seyn wird, um die Fortschritte des „menschlichen Geistes zu vergleichen, als dienlich „(wir fügen hinzu *unentbehrlich*) zur Erklärung der „alten Fabellehre und Weltgeschichte.“ Wir sehen an diesen Untersuchungen, wie sehr Mythologie und Geographie in einander greifen, und wie genau die Perioden, die nie durch scharfe Grenzen geschieden sind, aneinander hangen, und wundern uns deshalb nicht, daß die Myth. Briefe neben der Untersuchung der homerischen Götter, zugleich die Göttergeschichte späterer Zeit abhandeln, und so viel Geographisches enthalten.

Reines Bestreben, durch die Aufhellung einer vernachlässigten Wissenschaft das Verständniß des Homer und der anderen Dichter zu befördern, war die Veranlassung zu diesen Untersuchungen. Aber dem Vf. ging es, wie jedem, dessen hellerer Blick ein Anstoss für das Zeitalter wird. Er war seiner Zeit zu sehr vorgeeilt, und die Aufnahme zweyer Schriften (*über Virgils Ton und Auslegung*, und der *Commentar zu Virgils Landbau*) hatte es von neuem bestätigt, was er (M. B. II. S. 121) so schön ausdrückt: „Nie erkannte ein Zeitalter sich selbst für barbarisch. „Nur einzelne Vorboten der kommenden Menschlichkeit ahndeten es, und wurden den Ibrigen zur „Thorheit.“ Dieses unschuldige Aergerniß hatte nun wohl, wie es gewöhnlich ist, sein Stündlein ausgedauert, und wäre dann verschwunden. Als aber böser Wille hinzukam, da war es Pflicht für die Aufrechterhaltung der guten Sache unschonend und mit Eifer gegen die Widersacher zu kämpfen. Die pompbaste Ankündigung des Herimannischen Mythenbuches drohte der Wissenschaft eine noch grössere Verwirrung. Hier zu reden und laut zu reden, war für den, der den Beruf fühlte, Pflicht. So erhielten die Myth. Briefe neben der ruhigen Untersuchung zugleich eine schneidende Polemik gegen die Feinde der Wissenschaft.

Es sind zehn Jahre verflossen, seit diese Briefe dem Publicum übergeben wurden. Sie wurden mit Geringschätzung aufgenommen, wenn man die *N. Biblioth. der schönen Wissenschaften* Band 59. St. 1 ausnimmt, in keinem kritischen Journal angezeigt, selten beyläufig erwähnt, von einigen mit scheelen Seitenblicken gegen den, welcher der verbreiteten Lehre einer gewissen Schule nicht huldigte. Demungeachtet haben sie im Stillen gewirkt, manchem Buche und Büchlein eine bestimmte Wendung gegeben, sind oft, ohne genannt zu werden, ausgeschrieen, selbst von entschiedenen Gegnern, selbst von dem Manne, gegen dessen Grundsätze oder Nichtgrundsätze das Werk mit der Streppe, welche dem Verheimlicher einer nicht von ihm selbst verkündeten Wahrheit geziert, einem grossen Theile nachgerichtet ist. Vielleicht ist jetzt der Zeitpunkt nahe, wo die lang unterdrückte Liebe für die alte Geographie und Mythologie sich nur desto gewaltsamer der Gemüther bemächtigen wird,

zu einem mehr als grammatischen Verständnisse der alten Dichter.

Wir fordern von jedem verständigen Leser der Dichter, was der Uebersetzer Homers von sich selbst foderte, daß er sich mit dem Geiste der jedesmaligen Zeit vertraut mache. Die nicht geringe Schwierigkeit dieser Forderung zu erleichtern, wollen wir das Unterige beytragen, ein Werk, das hier so vieles geleistet hat, ins grössere Publicum einzuführen. Wir wollen die Resultate dieser reichhaltigen Briefe dem Ungeübten zur Anleitung, dem Kundigen zu weiterer Forschung vorlegen, und hie und da einige Zusätze von den Worten des Vfs durch Klammern unterscheiden. Den polemischen Theil können wir um so füglich übergehn, da das Herimannische Lehrbuch so gut als vergessen, und nun auch vom Vf. selbst aufgegeben ist — und jeder Verständige sich schämt, in Sachen der freyen Uebersetzung von Autoritäten abzuhangen.

Eine Hauptfrage, mit der wohl billig jede Mythologie anhebt, ist: *was waren die ältesten Gottheiten, und wie gestaltet?* Homer läßt uns über das erste nicht lange unbelehrt. Wenn wir ihm ruhig folgen, und alle spätere Sinnbildnerey auf sich beruhen lassen; so möchten wir ungefähr zu diesem Resultate kommen. Als der Mensch sich zuerst aus dem thierischen Zustande zur sinnlichen Wahrnehmung erhob, da hing er an zu den verschiedenen Erscheinungen in der umgebenden Welt, wirksame inwohnende Wesen als Ursache hinzuzudenken. Diese bildeten sich ihm als gestaltete Personen, wie Uranos, Gaea, Pontos mit ihren Zeugnungen und Verwandtschaften. Zu diesen Fabelpersonen der Weltentstehung gesellten sich ihm andere der Erdkunde und Sittlichkeit, wie der Okeanos im Westen, im Osten die Gottheiten des Lichts und der Sonne. Auch die Begriffe wie Nacht, Tod, Schlaf, Träume, Schicksal, Krankheiten und Plagen wurden als Personen und in bestimmten Weltgegenden, die ihrer Beschaffenheit entsprechen, wohnhaft gedacht (vergl. I. S. 14). Symbolische Wesen dürfen wir diese Gottheiten nennen, insofern Gegenstände der Natur und Sittlichkeit als handelnde Personen auftraten und Eigenschaften ihrer Verwaltung beybehalten, wie Poseidon des türinischen Meers, Aides der grauvollen Schattenwohnung, Ares des Schlachtengewühls. Sie waren es ihrem Ursprunge nach, aber mit der Gestalt empfangen sie zugleich als selbständige, nach freyer Willkühr, nicht nach steifem Amtszwange handelnde Personen, ein freyschaltendes Bürgerrecht. Jetzt bequemen sich die Götter zu den menschlichen Sitten und Leidenschaften. Sie erhoben sich zu der edelsten Gefinnung, wie sie zur niedrigsten Leidenschaft herablanken, sie empfanden Leid und Freude, sie zürnten und liessen sich durch Bitten erweichen u. s. w. Dies alles finden wir im Homer, ohne die geringste Andeutung, daß die Götterhandlungen eine durchgeführte Allegorie enthalten sollen. Auch wissen wir historisch, daß erst lange nach Homer die allegorische Deutung aufkam (Pind. Ol. I, 55). Als dem

demungeachtet diese hineingetragenen Allegorien von einem berühmten Gelehrten als vorangegangene Symbole zum Vorschein gebracht wurden, foderte Hr. Voss den Beweis, daß wirklich Homer schon ein so mystisches Schattenspiel beabsichtigt habe, und dräng ernstlich auf andere Nachrichten von der vorhomerischen Weisheit, als die von den späteren Fabelentzifferern geborgte. Noch sehen wir einem Beweise, der alle gesunde Wahrnehmung beschäme, mit gespannter Erwartung entgegen; aber wir fürchten, es möge ihm ergehen, wie dem oft verführten und mißlungenen der erläuterten Offenbarung, die von vielen fromm-gläubigen Männern als ein unerschöpflicher Abgrund der tiefsten Weisheit angestaunt und enträthelt ward.

Vielleicht gelingt es einem der Geweihten. Der Ungeweihte mag indessen auch in der Mythologie die Stufen fortschreitender Ausbildung wieder erkennen. Dichterische Betrachtung war es, welche die Götter ins Daseyn rief, menschliche Empfindung und Vorstellungsart gab ihnen Charakter und Sitte. Roh und wild war in den ältesten Zeiten der Mensch wie der Gott. Schon im Homer finden sich Spuren geistiger Veredelung. Zeus erinnert zwar die Here an ehemalige Grausamkeiten, ist aber schon zu milde, um sie auszuführen. (M. B. I, 20). Allmählich traten die geläuterten Begriffe von Rechtsschaffenheit und Tugend zum Vorschein. Xenophanes sagte: „wie die Löwen und Rösse, falls sie zu bilden vermöchten, die Götter als die vollkommensten ihrer Gattung aufstellen würden; so habe sie auch der Mensch von jeher sich selbst ähnlich an Zeugung, an Bau, an Pflanze, an Gemüthsart gedichtet.“ Kurz mit der Veredelung des menschlichen Geistes veredelte sich erst die Gottheit, so daß umgekehrt sich in der Göttergeschichte die Geschichte der menschlichen Ausbildung abspiegelt.

Die Frage, wie diese von den Menschen so abhängigen Götter gestaltet waren, würden sich ganz natürlich beantworten, wenn man unbeflehen von vorgefaßten Meinungen, und nicht widerstrebend den wider Vermuthung ausfallenden Resultaten, in den Dichtern selbst die Spuren aufsuchte. Schon die Analogie wird für den Ausdruck des Xenophanes stimmen, wenn nicht zugleich die gesunde Wahrnehmung gegen die späteren zum Theil scheusslichen thierischen Auswüchse, laut redere. — Noch in einer anderen Hinsicht ist die Untersuchung merkwürdig. Denn wenn, nach Hn. Voss Untersuchungen, Malern und Bildnern durch die Zeichensprache ihrer Kunst der erste Grund zu dieser Veranstaltung lag, welche ein verdorbener Geschmack endlich einheimisch machte; so erhält, mit der Religionsgeschichte, zugleich die Geschichte der Kunst eine ganz andere Richtung (I. S. 74), als wenn, man nach Winkelmanns Behauptung, die Flügel nebst anderem Zubehör in das pelagische Alterthum versetzt, wo sie zu Symbolen tiefer Weisheit, und profunder Ideen sollen gedient haben (I. S. 221).

Diese Untersuchung umfaßt den größten Theil der Briefe, und ist in der Ordnung geführt, die für den Beweis, daß die Götter menschliche Gestalt hatten, die zweckmäßigste war. Man erwarte also keine systematische Aufzählung jeder einzelnen Gottheit, die so wenig in den Plan des Werks gehört, als sie zu der Beweisführung nothwendig war.

Winkelmann, durch Trugschlüsse verleitet; gab den sämtlichen Göttern ursprüngliche Flügelgestalt (I. S. 75), die der geschmackvolle Homer nur einigen als Reste zurückließ. So mißkannte er (I. S. 82) die goldenen *πτεῖλα* der Athene für die spätern *talatia* des virgilischen Merkur; und Hr. Heyne legte diese, mit Auschluss der Pallas, dem beständig wandernden Hermes an. Im Homer ist keine Spur von den Flügelsohlen des Hermes; und aus der hesiodischen Fabel vom Perseus, ob nun dessen geflügelte Sohlen bloß flügelschnell für den Gedanken, oder als solche auf dem Kunstwerke für das Auge sichtlich bezeichnet waren, folgt wenigstens für des *Hermes Beflügelung* nichts. Neuere waren es, die dem Perseus vom Hermes geschenkte Flügelsohlen andichteten; die älteren lassen den Perseus in des Hermes Begleitung auf eigenen Sohlen von göttlicher Leichtigkeit zu der Insel der Gorgonen hinwandeln. Geflügelt erscheint Hermes bey keinem Dichter vor den Tragikern; wahrscheinlich zuerst in der Danaë des Euripides. Bestimmt geflügelt (d. h. an den Füßen; denn Schulterflügel trug er nie) zeigt ihn Aristophanes. Demnach wird dem Vf. eines Orphischen Liedes (H. 27) welches ihn: *Geflügelter!* anredet, mit Recht ein spätes Zeitalter angewiesen (I. S. 114).

Warum hat man denn die unerweislichen Flügel diesem Gotte und anderen so frühe anlegen wollen? Natürlich, um die Schnelligkeit, mit der die Götter unermessliche Räume durchwandern, erklären zu können. Hier bedurfte es einer Untersuchung über die Fortbewegung der Götter; denn sobald gezeigt werden konnte, daß sie mit den Gesetzen der menschlichen Fortbewegung übereinstimmten, mußten die Flügel als ein unnöthiger Apparat von selbst wegfallen. Homers edelster Held wandelte mit bloßen Füßen, und lag unbeschützt bey Gastmählern. Wenn er Sohlen anlegte, so wurde er entweder durch die Beschwerlichkeiten eines langen Wegs und der Witterung genöthigt, oder er wollte sich in feillicher Pracht zeigen (I. S. 176). Gerade so machten es die Götter. Wenn sie sich zum täglichen Schmause in Zeus Palast versammelten, so legten sie die Sohlen ab, mit welchen sie sich über die rauhen Bergspitzen des Olympos geschwungen hatten; und so oft sich ein Gott zu einer Wanderung anschickte, sehen wir beständig, wie er die Sohlen für die Reise erst anlegt (I. S. 120). — Den Gang des Menschen erleichtert ein natürliches Hebungsmittel, den der Götter ein übernatürliches (I. S. 187). Schon von Natur hatten die Götter einen leichten ätherischen Körperbau (II. S. 46). Noch leichter hob er sich durch die Schwungkraft der heftigsten Sohlen. (Der Rec.

in der Leipziger Bibl. hat diese Vossische Behauptung S. 72 glücklich auseinander gesetzt, obgleich er Hn. Voss zu tadeln scheint, daß er alle Schwungkraft in den Sohlen suche, und nichts auf die natürliche Leichtigkeit der Götter rechne. Aber Hr. Voss redet ja von den Sohlen beständig als *Erleichterungsmitteln* ihrer von Natur schon rascheren Fortbewegung). Die Werke des Hefästos waren von einem lebendigen Geiste besetzt, z. B. die hebenden Waffen des Achilles (I. S. 188. II. S. 187). Von ihm war das goldene Schiff, das den Helios aus der Abendgegend zum Aufgange mit Flügelschnelle zurückführte. [Als der Werkmeister köstlicher Sohlen wird er noch bey Nonnus, Dionys. 2, 598) gerühmt, und sogar die spätern Götterflügel schmiedete er mit dem Hammer auf dem Ambos. Solche dem Eros in dem *Cabinet de pierres antiques gravées* (T. 2 pl. 125 N. 61) indem die vor ihm sitzende Afrodite, den Eros in einem Arm schließend, rückwärts mit der andern Hand den eben vollendeten Bogen hält]. Mit Sohlen von so lebendiger Schwungkraft wandelte nun der Gott am liebsten auf der Erde, aber auch, wenn es Noth that, über das zunächst dichteste Element des Wassers. Ungern unterzog er sich der mühsamen Anstrengung, auf der dicken Dampflust, oder sogar von einer in den entwölkten Aether emporreichenden Berghöhe zur andern sich fortzuschwingen (I. S. 148).

Den gleitenden Zug mit geschlossenen Füßen [wie ihn neuere Mahler den Engeln der hebräischen Mythologie geben], findet Heliodor durch die einseitige Betrachtung einer mißverstandenen Stelle schon im Homer angedeutet, Aber Homer beschreibt den hurtigen Gang des wandelnden Apollon; und wie sich Here vom Olympos auf Pieria schwingt, von dort auf die thrakischen Berghöhen, dann weiter vom dem Athos über das Meer hinweg, wo der letzte Schritt, auf die Flut gedrückt, sie nach Lemnos bringt. Daher kam das Geräusch des Apollonischen Köchers, daher die Benennung der *fusssohnellen*, *sturmflüchtigen* Iris (I. S. 136). So wandeln selbst die Windgötter, um die Glut anzufachen, und gehen nach vollbrachtem Geschäft in ihre Wohnung zurück (M. B. I, 233).

Diese Vorstellung lag so tief, daß, als schon die Beflügelung aufgekommen war, dennoch die Dichter den gewaltigen Schritt und sogar die tragenden Sohlen beybehielten (I. S. 153). Iris wird bey Euripides zu *gehen* erwähnt. Dieselbe bey Apollonius, obgleich sie auf *gestreckten Fittigen* die Luft durchschneidet, hat am Ende doch Luftschritte gemacht; denn

— — — sie rühte die hurtigen Knie vom Weg' aus.

[Wir wollen zu dem treffenden Beyspiele des Hn. Voss noch einige aus dem Nonnus (Dionys. 33, 140, u. 42, 1) und den Wunsch der Antigone bey Euripides (Phön. 156) hinzufügen:]

Q wie gern ich der stürmischen Wolke Laß

mit den Füßen durch den Aether schwebte  
zu dem Mägeböhnen hin!

wo ein Neuerer, an den Flug der Engel gewöhnt, nicht anders als zu fliegen gewünscht hätte).

Wie Homer sein rüstiges Heroengeschlecht, also läßt er auch seine Götter in Wagen fahren, wenn ein gefährvoller Weg bevorsteht, oder damit sie im vorzüglicher Feyerlichkeit erscheinen. Diese Wagen waren aus ätherischen Metallen vom künstlichen Hefästos gebildet, und mit Götterrossen bespannt (I. S. 186). Mit undenkbarer Geschwindigkeit fahren Here und Athene, dem verderblichen Ares zu steuern, in die Schlacht vor Troja, indem die schwebenden Räder nachrollen. Auch über die höchsten Bergspitzen setzten die Götterrosse, und wandelten, auf die trübere Dunklast ihre schwebenden Hufe drückend (I. S. 176).

Natürlich waren diese Luftfahrten, nach Maafs und Verhältniß der irdischen Wagenfahrten, noch schneller als die Luftwanderungen. Die Rosse der Unsterblichen nennt Homer *erzflüchtige* und *raschflüchtige*: Beywörter, die er keinem andern Rosse giebt. Nicht zu kühn ist, unserm Bedanken nach, die von Hn. Voss angenommene Vermuthung des Jf. Vossius, daß Hefästos auch die natürliche Leichtigkeit der göttlichen Rosse noch durch einen *ehernen Beschlag* der Hufe zu unermüdeten Sprüngen erhöhet habe (I. S. 191).

Diese Eigenschaft müssen wir auch anderen göttlichen Thiergestalten zugeschnen (I. S. 194), z. B. dem Zeus in der Stierbildung, wenn gleich die ältesten Dichter in den sparsam erhaltenen Bruchstücken schweigen. Moschus und Nonnus lassen ihn über das Meer wandeln. Auch auf einem geschnittenen Steine, (Lessing Laok. S. 362) läuft der Stier auf der Wasserfläche, wie auf dem Eise. [Dieser herrschenden Vorstellung wird es keineswegs schaden, wenn etwa ein Römer das gewöhnliche Schwimmen vorzog, wie Seneca Hippol. 305:]

Langsam dann vorwärts mit der Klau' rudernd,  
drang die Meerwog' er mit gestemmer Brust durch.]

Auch Pegasus war anfangs ein ungeschicktes Luftwandelndes Ros von ätherischer Leichtigkeit, wie er noch auf alten Sternkarten, und auf einer syrakusischen Münze vorkommt (I. 251).

Mit Leichtigkeit wandelte der goldene Widder des Poseidon über das Wasser, wie außer den angeführten Stellen noch Psilaphatus (31), Euripides (Schol. Apoll. 2, 384) und Diodor (4, 48) beweisen. Seine Geschicklichkeit als Luftwandler zeigte er, als er zum Sternhimmel emporstieg, und als er die beiden Geschwister der Wuth ihrer Seeschwester entzückte (I. S. 255).

(Die Fortsetzung folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 M A Y, 1804

## ALTE LITERATUR.

KÖNIGSBERG, b. Nikolovius: *Mythologische Briefe* von Johann Heinrich Voss. I—II Band etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Dichter hatte es freylich leicht genug, durch bildliche Ausdrücke, und in Gleichnissen, die übernatürliche Schnelligkeit für die frey sich bewegende Einbildungskraft zu bezeichnen. Die Imagination konnte es vertragen, einen Körper von so ätherischer Leichtigkeit anzunehmen, daß Luft und Wasser im Vergleich mit ihm dicke Massen wurden. Ein anderes wars, als Bildner und Mahler denselben Stoff auch für das Auge zu bezeichnen unternehmen. Hier war der Contrast einer sichtbar schweren Masse mit der Zartheit jener Elemente zugroß, um nicht manchen Zweifel der kalten Ueberlegung zuzulassen. Der Bildner mußte, wie der Dichter, in Gleichnissen reden, aber in der Sprache seiner Kunst. Ein paar Flügel, oder später eine Wolke, das waren Zuthaten, die den Betrachter schon verführten und gläubig machten. Solche Flügel, die wegen ihrer Kleinheit nicht einmal im Stande waren, das Schweben des Körpers nach physikalischen Gesetzen zu erklären, waren denn auch, nach des Künstlers Absicht, nur Scheinflügel zur Bezeichnung der innewohnenden Leichtigkeit der Gegenstände, an welche sie gefügt wurden; als solche nahm sie auch der Betrachter, und sah in der bekannten Leichtigkeit der symbolischen Zuthat nichts als die unbekannte Leichtigkeit der Masse (II. S. 53. 225).

Wären indess die Flügel ursprünglich ein Bedürfnis der bildenden Kunst, die in den Ausdrücken ihrer Sprache redete, so ist doch auf der andern Seite eben so gewiß, daß Bildner die wirkliche Beflügelung dadurch veranlaßten (I. S. 206). Man gewöhnte sich allmählich an die symbolische Beflügelung, und prägte sie mit der Göttergestalt der Imagination ein. Das Zeichen hörte auf anzudeuten, und ward als ein wirklich dem Körper von Natur anhaftender Theil genommen (II. S. 53). Mehrere Umstände vereinigten sich nun, den geflügelten Göttern ihr Daseyn zu erhalten, unter denen Hr. Voss besonders den späteren Mangel an Schönheitsgefühl, den

Hang zur Sinnbildnerey (II. S. 272), und unter den älteren Umständen die Mangelhaftigkeit der scenischen Kraft (II. S. 130. I. S. 160 seq.), die den Luftgang nicht verstattete, heraushebt. — Daher heißt es (I. S. 80): desto lieber sey ein Dichter, je mehreren Gottheiten er die Flügel der Künstler anheftet, — obgleich man nicht dafür einstehen könne, daß nicht manches Flügelpaar auch bey späteren Dichtern bloß allegorisch gemeint worden sey (I. S. 262).

Die späteren Beflügelten schränkten sich auf den Ausdruck der schwebenden Gewandtheit, der sittlichen Flüchtigkeit und der Geisteserhebung ein (II. S. 1).

a) *Beflügelung weitstreichender Gottheiten.* Hermes und Iris erhalten ihre Beflügelung kurz vor Aristophanes, wenigstens bey den Dichtern. — Die Winde erschienen geflügelt wahrscheinlich zuerst auf dem Kasten des Cypselus, gewiß in den Orphischen Hymnen (II. S. 2). Den Boreas sah Pausanias mit Schlangenschwänzen, die wohl keinen Gang verstaten, durch die Luft schiessen — mit Flügeln ohne Zweifel (I. S. 240). [In ähnlicher Beflügelung besänftigen sich bey Silius Italicus (7, 256) die sämtlichen Winde vor der Gewalt des Neptunus:

*die tobenden Winde vergessen*

*und läßt Cereus, an der Stirne nicht mehr die Fittige regend].*

Mahler und Bildner waren es, welche, wie dem Eros, der Nike, der Iris und anderen (I. S. 117), so auch den weiblichen Dämonen der Wirbelwinde, den Harpyen, Fittige anfügten, und dadurch wahre Beflügelung veranlaßten (I. S. 206). Aeschylus, dem sie häßliche Weiber waren (I. S. 231), bescheinigt die Beflügelung durch ein *gesehenes Gemälde*. Kurz nach Sophokles erscheinen sie in der völligen Unförmlichkeit, indem Dichter und Mahler wetteiferten, ihnen die gräßlichste Mißbildung zu geben (I. S. 222), und von diesen endlich entlehnte Virgil seine Vorstellung \*). — Von den übrigen Beflügelungen dieser Classe dürfen wir des Raumes wegen nur weniges ausheben. Artemis, Göttin des Heils, wandelt bey Homer zu Fusse, oder lenkt ein Rossgespann. Nachmals, mehr als Jagdgöttin gedacht, ward sie mit Fittigen gebildet. [So führt Opis, eine Nymphe ihres Gefolges bey Virgil Aen. XI, 393 auf Fittigen zum Olymp empor.] — Den Hades erkennt Euripides geflügelt. [Derelbige mit dem römischen Namen Orcus

\*) Der Engländer Jackson hat neulich Berichte über die Gewölbe bey Utica nach London geschickt. Hier fand er unter anderen Merkwürdigkeiten eine Art großer Fledermäuse, wobey er sehr anreich und sehr bemerkt, daß sie Virgil Harpyen nenne. S. das Intelligenzblatt der J. A. L. Z. N. 24.

denk der nicht zu entheiligenden Schönheit. Statius giebt ihnen tragende Muscheln, und Nonnus setzt sie mit Anstand auf Delphine (II. S. 213).

Nur geringere Meergottheiten entstellte der Bildner, den edleren wurden tragende oder ziehende Seethiere zugesellt. Schon in der Meergruppe des Skopas erschienen die edleren Götter theils auf Delphinen, theils auf Hippokampen (Meerroffen); und Philostrat vergleicht, wie gegen Homers erzfüßige Landrosse die schwimmenden Hippokampe des Gemäldes abstecken. Auch Dichter nahmen mit edler Scheu diese Verunstaltungen an. Virgil z. B. duldet bey dem Untergott Proteus die blauen Schuppen, und die Hippokampe; aber den Neptunus zeigt er von Rossen geführt, im Geleite der neugefabelten Ungeheuer (II. S. 221).

Aus der hesiodischen Fabel der meeresprossenen Afrodite flossen mehrere Vorstellungen. Man verehrte eine Afrodite Pontia und Limnia, als Obwallerin des Meers. Bildner nutzten die Fabel, um Weiberreize in den Stellungen des Schwimmens und Auftauchens zu enthüllen. Am berühmtesten war die *Anadyomene* des koischen Apelles. — Auch Afrodite mußte sich endlich den neuionischen Wasserfahrten fügen. Unter den herkulanischen Alterthümern sind davon die ersten sicheren Abbildungen. Bald trägt sie ein von einem Eros gelenkter geflügelter Hippokamp, und bald liegt sie auf einer grossen vom nachfliegenden Eros geschobenen Muschel. [Auf brutischen Münzen, *Bracci memorie degli antichi incisi* v. 1 Tab. 5 n. 2, trägt sie einen Amor auf dem Schoosse, der mit dem Bogen zielt]. So bey Mahlern: bey guten Dichtern reiset sie nie anders als durch die Luft. [Statius weifs sehr wohl, *liv.* 3. 4. 3—5; daß der meermildernden Cythere die Fahrt auf der schwimmenden Muschel nicht ungewohnt sey; doch giebt er ihr gleich nachher v. 22 ein Schwanengespann, das Attribut der Meerherrscherin]. Aber Nonnus, Claudian, Apulejus und Sidonius geben ihr Hippokampengespanne und Trisomen zum Reiten. — Die Wünsche für das Alter der Mediceischen Venus, die eben von einer solchen Meerfahrt gelandet ist, müssen demnach ruhen, bis bewiesen ist, daß vor der Herrschaft der Cäfare die meerrherrschende Venus, als *Meerwandlerin*, erschienen sey. Hätte ein Phidias, ein Praxiteles, oder ein Skopas sie dazu erniedrigt, so würden wir diese Vorstellung weder bey Pausanias, noch bey den Dichtern der ersten Jahrhunderte vermissen (II. S. 229—239).

Nach dem gewöhnlichen Gange der Kunstbildung wurde die Menschengestalt der Götter erst allmählich zur thierischen entedelt. Auch mit anderen Thiergehalten versuchte man, welche von den Sinnbildern begierig festgehalten wurden. Nun erhielten die Satyre, Pane und Centauren ihre Thiergehalt (II. 272), und wurden als ursprüngliche Symbole ins Alterthum versetzt; welches Hn. Heyne zu der Behauptung verleitete, alle Götter des Alterthums seyen geschwänzt und gehörnt gewesen (II. S. 240).

Diese Lehre scheint indess nur eine eloterische geblieben zu seyn; denn in den *Antiquarischen Auf-*

*suchen* wird sie fast schüchtern ausgesprochen, und im Homer stillschweigend zurückgenommen. Sie war auch zu subtil für den Ungeweihten, zumal da die Gottheiten, die als Beweis stehen konnten, alle weit jünger waren als Homer (II. 246).

Das, den Hr. Heyne ein altes Symbol der Natur nennt, wurde zuerst vom Philippides den Athenern kurz vor der Marathonischen Schlacht bekannt gemacht (I. S. 78). [Er war ein Berggott, mit dem die arkadischen Jünglinge, nach Theokrit 7, 106, sehr unglücklich umgingen, wenn er zu wenig Wild beschedt hatte. Sie geißelten ihn, und ließen ihn auf Brennneßeln ruhen. Wer diese Behandlung mit der feyerlichen Andacht, die einem Sinnbilde des Weltalls gebührt, zu vereinigen weifs, der mag auch die samojedischen Gottheiten, die der Jäger nach glücklichem Fange mit Fett beschiedt, nach unglücklichem prügelt und mit Koth wirft, für Symbole der grossen Natur ausgeben].

Der *Satyr* gedenkt zuerst Hesiodus als peloponnesischer Waldgötter. Sie behielten Menschengestalt, bis spätere Künstler die vorragenden Knollen am Haupte zu eigentlichen Hörnern und die Füße zu Geifsbeinen umschufen (II. 252).

Die Centauren waren bey Homer *Bergmenschen* von wilder Natur. Der Centaur *Cheiron* hatte eine schöne Weib zur Gemahlin [und eine Tochter von blühender Schönheit — Pind. Nem. 5, 12 —. Auch war er der Erzieher so vieler edler Helden, wie Iason, Achilleus, des Aesculapios: Pind. Pyth. 4, 205; 6, 21; 3, 1]. Rossleibige Centauren finden wir erst in Pindars Zeit, der sie (Pyth. 2, 85) durch die Vermischung des Centauros, welchen dem Ixion die Wolkegefahr, entstehen läßt, Centauren und *Centaurinnen* mit Rossgliedern malte zuerst Zeuxis. [Kein Wunder, daß nun auch spätere Dichter sich zu dieser Vorstellung bequemten, wie Ovid (Met. 12, 405) die schöne Rossmännin Hylonome schildert, und Virgil (Aen. 5, 122) eine Centaurin als Schiffszeichen anführt]. Es läßt sich denken, „daß nach einer Volkslage, die den Centauren die Erfindung des Reitens zueignete, der Bildner diese Ungeheuer zusammensetzte“ (II. S. 269). [Indess scheint uns doch wahrscheinlicher, daß der Bildung centaaurischer Halbroffe vielmehr diese Deutung nachfolgte, als jene Volkslage voranging. Warum sonst erscheint nirgends in späteren Gedichten und Kunstwerken einer von Cheirons Zöglingen, nicht Achilleus einmal, mit der Reitkunde begabt? warum haben noch bey Quintus von Smyrna die Amazonen ausschliessend den Vortheil des schnelleren Angriffes und Entweichens auf Reitrossen? warum anders, als weil den Amazonen, nicht den Centauren, in der älteren Sage die Erfindung des Reitens verliehen wurde? So meldet Lysias — (Or. in Corinth. soc. p. 28): *die Amazonen seyen die ersten die auf Rossen ritten*. — Der Beweis, den Hr. Voss über die veränderte Centaurengestalt der nachhomerischen Zeit aus dem Kallistrat führt, dürfte wegfallen, wenn wir der sicheren Emendation eines scharfsinnigen jungen Gelehrten im Norden Europas folgen, der nach der homerischen Cyklopenbeschreibung für *Συρίη ὕλας ντι, ῥίη ὕλας ντι* liest].

(Der Bescheid folgt.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 M A Y, 1804

## ALTE LITERATUR.

KÖNIGSBERG, b. Nikolovius: *Mythologische Briefe*, von Johann Heinrich Voss. I—II Band. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ueber den Ursprung neuerer geschwänzter und gehörnter Gottheiten lese man den 35 Brief nach.

Die Zwittergestalt der alten homerischen oder vorhomerischen Gottheiten erborgte Hr. Heyne von Winkelmann und Gessner, der sie aus der orfischen Philosophie zu beweisen suchte. Wahrscheinlich dachten sich die Ortiker den unter mannichfaltigen Sianbildern verehrten Naturgott, als Mannweib, und die aufgezählten Beweise hiefür, ließen sich noch ziemlich vermehren. [Aristides z. B. bezeugt T. I. p. 29, daß Dionysos ἀρσέν και θήλυς, Mann und Weib sey]. Aber was haben die späteren Lehren mit dem Alterthum gemein? Homers Götter, ohne Ausnahme, sind eines Geschlechtes, durch deren Vermischung unter einander und mit Sterblichen jüngere Götter und Heroen erzeugt wurden. Alle Zwittergestalten sind aus späterer Zeit, da man anfang, den alten Gottheiten naturphilosophische Ideen unterzulegen, oder sie mit ausländischen, zum Theil mythischen Gottheiten zu vergleichen, und von diesen Eigenschaften zu erborgen (II, 277—302).

Von den geographischen Abhandlungen der M. B. weitläufig zu reden, verstatet der Raum nicht; auch können wir jetzt mit einer Hinweisung auf die eben erschienene geographische Untersuchung, welche in Verbindung mit den M. B. gelesen werden muß, uns begnügen. Nur ein Wort über die Wanderung der Io, wovon im 2. Bande 3 Briefe (16—18) umständlich handeln. Gegen die Vossische Anordnung des Weges, den die wahnsinnige Io durchwandern muß, hat sich vor einigen Jahren Hr. Hermann zu Leipzig in seinen *Observationibus Criticis* erhoben, dem der ungenannte Uebersetzer des Prometheus im Attischen Museum beygetreten ist. Wir danken dem Manne aufrichtig, daß er bemüht war, in diese dunkle Urkunde Licht zu bringen; aber daß er, einer Hypothese zu Liebe, Punkte, über welche wir eine historische Gewissheit haben, entweder sorglos übersehen; oder eigenmächtig übergangen hat — das danken wir ihm gar nicht. Mit einer Hypothese freylich müssen wir uns begnügen, weil der Dichter die Lage der Oerter nicht ihrer durch die Zeitvorstellung bestimmten Lage nach beschreibt, sondern nur in

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

einzelnen Zügen das Bild, wie es seiner Phantasie vorschwebte, andeutet. Dieser Umstand aber darf keinen berechtigten, ganz willkürlich zu Werke zu gehn. Im Gegentheil, wir müssen nach dem, was wir mit Sicherheit wissen können, das, worüber wir nur Vermuthungen haben, sich fügen lassen, und so auch der Vermuthung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben suchen. Es sind in dieser Wanderung nun wirklich drey feste Punkte, die zum Leitfaden dienen müssen: 1) der Phasis war dem Aeschylus die Grenze Europas und Asiens, nicht der kimmerische Bosporus oder vielmehr der Tanais, der in den mäotischen See sich ergießt; 2) Io wandert sowohl über den kimmerischen, als über den thrakischen Bosporus; 3) die Greife und Arimaspen wohnen mit den Hyperboreern im Westen, nicht im Norden.

1) Daß der Phasis dem Aeschylus die Grenze der beiden Welttheile war, das giebt Hr. Hermann dem Vossischen Beweise (II. S. 138) unbedingt zu. . . *nee dubitari potest, quin hac in re Aeschylus cum Homero consenserit* (p. 29). Gut! Auch wir zweifeln nicht. Aber wie heißt es gleich darauf? „Auch der kimmerische Bosporus sey die Grenze, und zwar im Norden.“ Welcher Mißgriff dieser zweyten Behauptung zu Grunde liegt, können wir nicht enträtheln. Merkte Hr. Hermann nicht, daß sie die vorige schlechterdings aufhebt? und daß er durch sie dem Welttheil Europa ein beträchtliches Stück entzieht, welches er so eben dazuschlug?

2) Der Uebergang der Io über den thrakischen Bosporus, den Hr. Voss gleichfalls aus dem Aeschylus beweist (II. S. 144), scheint dem Hn. Hermann keine Unruhe gemacht zu haben. 3) Was den dritten Punkt betrifft, so hat Hr. Hermann wahrgenommen, daß die Hyperboreer samt den Greifen und Arimaspen, welche immer zu den Hyperboreern gefellt waren, bey einigen aus dem Westen in den Norden versetzt vorkommen; aber weder um den Grund dieser Versetzung, noch um die Zeit, scheint er sich bekümmert zu haben. Denn sonst wäre einem so denkenden Manne gewiß nicht entgangen, daß erst durch die von Herodot verbreiteten Nachrichten von der Westgehend, die Hyperboreer den Kelten wichen, und nordwärts rückten, so wie früher die homerischen Kimmerier durch die Hyperboreer des Hesiodus nach Norden verdrängt wurden. Die homerischen Kimmerier, die Hyperboreer der zweyten, und die Kelten der mit Herodot beginnenden dritten Periode, wohnen in derselben Gegend. Der Ister entspringt nach

Mm

He-



Herodot (2, 33) *bey den Kelten*, die jenseit der heraklischen Säulen wohnen, d. h. in Westen. Pindar, der in die zweyte Periode fällt, läßt ihn in eben der Gegend entspringen *bey den Hyperboreern*, und Homer, wenn er den Ister gekannt hätte, würde seinen Ursprung *bey den Kimmeriern* gesucht haben. Wie konnte Hr. Hermann den pindarischen Hyperboreern die Westgegend zugestehn (p. 32), ohne sie denen des Aeschylus einzuräumen, der doch auch den Ister von den Hyperboreern kommen läßt (Schol. Apoll. 2, 284)? Wollte Hr. Hermann nicht eine durch veränderte Zeitvorstellung abgeköthigte, sondern eine willkürliche Versetzung nach Norden annehmen, so beantwortete er zwey dem Rec. unbeantwortliche Fragen: „welch einen poetischen Zweck hatte der Dichter bey dieser willkürlichen Versetzung?“ und: „wie machte ers, daß der an die Zeitvorstellung gewöhnte Hörer nicht doch Westen dachte, wo Norden gedacht werden sollte?“

Man sieht leicht, daß Hr. Hermann, der aus Unkunde der alten Geographie in den drey Hauptpunkten fehlte, nun auch in der hievon abhängigen weiteren Anordnung fehlen mußte. Es wird aber ein leichtes seyn, wenn wir diese Punkte fest im Gesichte behalten, nun auch den übrigen Theil der Reise richtig aufzufassen. In 740 Verse und im 706ten, wird der so Durchgang durch den *Strom* (*ῥέισρον*), der die beiden Welttheile sondert, angedeutet, der Fasis nämlich. Man hat die Worte: *λίπονσα δ'Εὐρώπης πεδον, ὑπεῖρον ἤεις Ἀσίαδα*, so genommen, daß sie den Erfolg des eben beschriebenen Durchgangs durch den kimmerischen Bosporus anzeigten, ohne zu bedenken, daß dadurch die abgeschlossene Erzählung dieses Durchgangs von neuem angeknüpft und unnötig erweitert worden wäre. Denn angenommen, dieser Bosporus sey schon bey Aeschylus die Scheidung beider Welttheile, so wäre eins von beiden: „du gehst über die Meerenge“, oder „du verlässest Europa, und gehst nach Asia“ hinreichend gewesen — da jedes das andere voraussetzt. Dies ist auch der Grund, warum Aeschylus, ohne den Phasis zu nennen, ihn doch dem Hörer hinreichend, durch die bloße Erwähnung der scheidenden Grenze bezeichnete. Von geringer Bedeutung ist der Einwurf (S. 30), daß nun Aeschylus nichts von den Oertern erwähnt, die zwischen diesem Bosporus und dem Phasis liegen. Nennt der Dichter nicht überall nur das hervortretende? und lag viel merkwürdiges auf diesem kleinen Wege? — Jetzt ist so auf dem letzten Theile der Wanderung, aber hier den Weg zu bestimmen, den so im Osten Asiens machte, ist bey der Lücke im Original unmöglich: Wir sehen die Wahnsinnige nur ein *rauschendes Meer* durchschwimmen, und dann in den Westen zur Schreckenflur *Kithone* dringen. Welchen Theil von welchem Meere? Rec. gesteht, daß ihm die Vossische Vermuthung, es sey der thrakische Bosporus noch am meisten befriedigt, obgleich sie über diesen schon einmal (v. 731) gekommen ist. Er liegt wenigstens am bequemsten auf dieser Reiseroote. Sonst müßten wir uns an den Hellespont hal-

ten, wovon aber die Fabel schweigt. Ueber die Emendation *Κυνήτης* statt *Κισθύνης* mag sich Hr. Voss mit Hr. Hermann selbst vergleichen. Uns scheint sie plausibel, weil Herodot die Kyneten gerade an der Stelle nennt, wo wir die Flur Kithone, (oder wie der Name seyn mag), zu denken haben. Indes hält es Rec. für möglich, daß der Name *Κυνήτης* erst mit dem der Kelten aufgekommen ist, und dann konnte Aeschylus freylich nichts davon wissen.

Die letzten Briefe verbreiten sich über die bekannte Sitte des Knochenopfers, worüber auch neuerlich die angefangenen Untersuchungen fortgesetzt worden sind. Der letzte Brief (XLII) spricht das Hauptresultat der vorhergegangenen Kritiken aus, und enthält die Ankündigung dessen, was folgen sollte: „Eine artige Leiter von Empfindungen, die Sie beym Anblick des entlarvten Mythenphilosophen durchstiegen zu haben, so treuherzig bekennen! Erst Befremdung, dann Verwunderung, bald darauf Unwillen, dann wieder Mitleiden, und endlich gelassenes Wohlbehagen am der tragikomischen Erbarmlichkeit. — Wer hätte gedacht, daß mein mildredender Freund so boshaft wäre? — Ihr Geluht indessen nach mehreren Lächerlichkeiten unseres *Ἀσπιτομυθός* fühle ich gar keinen Ruf zu befriedigen. Wir wollen das mythologische Gaukelspiel, das seine Zeit wahrte, vergeben und vergessen; aber auf dem untermesslichen Fabelgesilde, wo zehn Lessinge zu thun sänden, uns selbst jeder ein Plätzchen nach unserer Bequemlichkeit zum Anbau wählen und freundliche Gehülfen einladen. — Ich für mein Theil habe schon längst auf *Päbas Apollons* und der jungfräulichen *Artemis* heiligen Bezirk mit Wehmuth geblickt, und, wenn nicht blühenden Anbau, doch Aufräumung und Anlage, doch die erste rohe Entwilderung, meinen Kräften gemäß geachtet.“

Dies versprach Hr. Voss vor zehn Jahren. Er hat in dieser Zwischenzeit sich andere Palmen auf dem weiten Gebiete der alten Literatur erworben; aber zu jenen mythologischen Erörterungen ist er nicht zurückgekehrt. War es das tiefe Stillschweigen, welches unsere sogenannten Kunsttrichter über seine Bemühungen mit Absicht beobachteten, oder war es der höhrende Ton, mit welchem andere sich davon ins Ohr zischelten, was ihm, dem redlichen Forscher, Lust und Liebe zu dieser Arbeit benahm? — Dann hätten diese, wie jene, bey dem Verfasser, bey den Besten und Erleuchtetsten der Nation und bey der Literatur selbst, Viel zu verantworten!

W. C. J.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Voss: *Unterhaltungen für Freunde altdeutscher und altnordischer Geschichte und Literatur*, von Friedrich Rühls. 1803. X u, 162 S. 8. (14 gr.)

Nicht ohne Vergnügen zeigt Rec. diese Unterhaltungen an, bey denen gleich in der Vorrede das of-

fene Geständniß (S. IV), wodurch der Vf. den „aus unbefonnenen Jugendkühnheit“ 1801 herausgegebenen Versuch einer Geschichte — der *Skandinavier*, gewissermaßen zurücknimmt, einen günstigen Eindruck macht. Denn dieses Urtheil zeigt von fortgesetzter Prüfung und einem lobenswerthen Bestreben, die Wahrheit zu suchen, und gegen diese (was nicht immer der Fall zu seyn pflegt) länger gehegte Meinungen und Ansichten aufzugeben. Wie der Vf. über die in dem Werke vorkommenden Gegenstände jetzt denkt, will er, mit einer vom Verleger empfohlenen, möglichsten Kürze, darlegen. Er thut dies in einem leichten und angenehmen Vortrage, und hält sich von gelehrtem Schmuck, wie von gänzlicher Vernachlässigung des Literarischen gleich weit entfernt. Er befördert durch dieses Werk hier und da eine richtigere Ansicht des deutschen und nordischen Alterthums, und tritt der Einseitigkeit einer Parthey, die mit Wohlgefallen von der Fülle der Vorgänger ohne Anstrengung sich nährt, und diesen Wust selbst noch zu vermehren strebt, mit Entschlossenheit in den Weg. Wir glauben auch gern, daß viele Leser hier manches Neue und Unbekannte antreffen werden (S. VII). Aber wir zweifeln, ob bey dem Kenner dies der Fall seyn dürfte; denn tiefdringende Forschungen finden sich in dem Werkchen nicht, das dem Dilettanten eine angenehme Lectüre seyn wird, ohne deshalb die Wissenschaft weiter zu bringen. Das Buch zerfällt in 5 kleinere Aufsätze, die wir einzeln anzeigen müssen. I. *Der Barde, ein Preisgedicht*, ein kleiner poetischer Erguß, wie Nr. V, die als Dichtung wohl wenig Werth haben. Es werden darin diejenigen lächerlich gemacht, welche aus lauter seynsollenden Deutschheit gegen alles nicht ursprünglich deutsche, sey es auch die Vortrefflichkeit selbst, den heftigsten Unwillen hegen, und, wenn sie's könnten, uns wohl gar in die sumpfigen Haine der *Katten* und *Sueven*, und zu *Herrmanns* Bärenhaut zurückbrächten. Solche hyperpatiotische Meinungen trifft wohl gerechter Spott. Dieser Gesang scheint übrigens die Parodie eines Gedichtes in einem längst vergessenen Bardenalmanache zu seyn. II. *Ueber die alten Deutschen, und ihre Religion, besonders die Gottheiten Wold und Ostar*. Man kennt die Phantasiengestalten des Hn. v. *Münchhausen*, mit denen die deutsche Mythologie unglücklicher Weise bereichert werden sollte. Der Vf. schrieb gegen das erstere Wesen einen kleinen Aufsatz, über welchen Hr. v. M. sehr unwillig wurde. Hier ist eine neue Streitschrift, der einige Sätze über die Religion der Deutschen vorausgehen. Wir können manche derselben nicht unbedingt zugeben, z. B. daß die *nomadischen* Deutschen sich wenig um den Ackerbau bekümmerten, daß aus der Lebensart eines Volkes die sichersten Schlüsse auf seine Religion gemacht werden können u. s. w.; jedoch dürfte es hier nicht der Ort seyn, darüber zu streiten. Hätte der Vf. den Begriff *Gottheit* nicht näher bestimmen müssen? Daß der Deutsche sichtbare verehrte Wesen hatte, ist nicht zu leugnen; aber Bilder derselben (S. 14 und 64) hatte er nicht. Es ist

auch offenbar ein Fehler, daß der Vf. bey diesen Bestimmungen den langen Zeitraum vom ersten Bekanntwerden der Völker diesseits des Rheins und der Donau bis zum Christenthum nicht scheidet. So richtig er bemerkt, daß wir die alten Deutschen, ohne Vorliebe zu verrathen, aus keinem anderen Gesichtspunkt, als dem betrachten müssen, aus welchem wir die Völker anderer Erdstriche ansehen: so muß man doch hiebey nicht zu weit gehen, und etwa gar das, was wir bey den Kanadiern finden, gleich auch als das Eigenthum der mit ihnen auf einer Culturstufe stehenden Deutschen annehmen. Es wäre Schade, wenn den richtigern Ansichten von Deutschlands Alterthum, und den Bestrebungen, dasselbe vernünftiger zu würdigen, durch solche Uebertreibungen geschadet werden sollte. Eben so unrichtig behauptet der Vf., daß die Art, wie die Deutschen ihre *wenigen* Götter verehrt hätten, wild und grausam gewesen sey, weil sie Thiere und Menschen geopfert. Rec. hegt gewiß keine unbeschränkte Vorliebe für die alten Deutschen, bey denen er Laster und Tugenden barbarischer Nationen findet, und die er nicht vorzüglich von der Natur begünstigt wähnt; aber man muß gerecht seyn. Thiere opferten auch die cultivirtesten Völker, und was sollten solche Nomaden, wie der Vf. die Deutschen ohne Ausnahme schildert, anders ihren Göttern bringen? Dieses Opfern ist kein Beweis einer wilden Rohheit und Grausamkeit. Die Menschenopfer könnten dafür gelten; aber dieser Vorwurf muß erst besser begründet werden, ehe man darauf fortbauen darf, und auch dann würde er noch keinen vollständigen Beweis abgeben. Dagegen unterschreibt Rec. gern folgende Sätze: Die Deutschen hatten keine Mythologie; *was man aus den Edden herausgefunden hat, war nie das Eigenthum der nordischen Völker*; diese Sammlungen sind jung, von Christen gemacht und dabey die Erzählungen anderer Völker reichlich genutzt; daß sie die kanonischen Bücher der *Odinschen* Religion wären, muß man mit Unwillen oder Lächeln anhören; *am allerwenigsten, haben sie in Deutschland gegottet*. Hr. Prof. Gräter, dem der Fehdehandschuh hingeworfen wird, mag diese Sätze bekämpfen! Mit der Bemerkung, daß wir durch die Sorglosigkeit der Römer von eigenthümlichen deutschen Götternamen nichts wissen (was auch schielend gesagt ist, denn wie, wenn sie nun noch keine besonders benannte Götter hatten?), daß dagegen Mißverständnis und Unwissenheit einige solcher Namen in neuern Zeiten auf die Bahn gebracht habe, geht der Vf. auf den gefeyerten *Wold* des Hn. v. *Münchhausen* über. Die Stunde, worin dieser seine sonderbaren Ideen empfing, war sicher eine sehr unglückliche, so wie über der ganzen Ausführung derselben ein sehr feindseliges Gestirn gewaltet haben muß. Wie Hr. R. den *Wold* vertreibt, wie er gegen *M.* streitet, muß man im Buche selbst nachlesen; doch gestehen wir, daß wir diese Einfälle keiner ernsthaften Widerlegung gewürdigt haben würden. — S. 44 wird die *Ostera* beleuchtet, die *M.* als *Ostar* wieder aufführen, und durch ein

ein altes bemahltes Brod begründen wollte. Dafs die Osterfeuer am letzten Oftertage angezündet worden (S. 47), war dem Rec. neu; die Zeit mag verschieden seyn, vorher (S. 46) werden sie z. B. von einem Schriftsteller des 16 Jahrh. auf den Abend vor Ostern gesetzt, welches das ursprüngliche und richtigere zu seyn scheint, da sie wahrscheinlich (wie wenigstens Neuere behaupten) Ueberbleibsel des alten Neujahrsfestes sind. Dann sagt der Vf. ein paar Worte über Flügge's ebenfalls misrathenen Aufsatz über die *Ostara*. Beda's Zeugniß wird, nicht unwahrscheinlich, für einen bloßen Erklärungsversuch dieses Prälaten gehalten, und gilt endlich bloß den Angelsachsen.

III. *Ueber die Authenticität der isländischen Sagen als historischer Denkmähler.* Man kennt den von *Adelung* neu angeführten Streit über die isländischen Sagen. Der Vf. tritt, nach *Nyerup's* Vorgange, (in dem *Skandinavisk Museum* M. 3.) als ein neuer Kämpfer darin auf. Er macht einen Unterschied unter Geschichtsbüchern und romanartigen Erzählungen, beides Sagen genannt, aber von *Adelung* zusammengeworfen. *Island*, behauptet er dann, sey keine so unglückliche Insel, und die *Skandinavier* seyen nicht so roh gewesen, als *Adelung* sie schildere. Selbst die besseren isländischen Sagen enthielten in den ältesten Zeiten Dichtungen, die zum Theil von andern Völkern, besonders aus England, entlehnt wären. Die Vff. dieser Dichtungen, die von christlichen Priestern mit schon vorhandenen Volksagen verbunden wurden, hätten solche Sagen schon vorgefunden. Nicht alle Erzeugnisse der nordischen Literatur wären erst lange nach Einführung des Christenthums entstanden, die Dichtungen vielmehr durchaus mit Thatfachen des vaterländischen Alterthums verwebt, die durch Ueberlieferung sich erhalten hätten. Daher sey die allgemeine und unterschiedlose Verwerfung der Sagen unbillig und nicht zu rechtfertigen. Was aber von historischen Denkmählern gelte, dürfe man ja nicht auf Märchen und Romane anwenden. Diese, wie die mythischen Sagen, wären neuern Ursprungs; die *Eddas* enthielten fremde und christliche Ideen. Dann eine Widerlegung der von *Adelung* gegen *Arc*, *Theoderich* und *Snorro* ausgesprochenen Behauptungen. Wir können uns hier nicht über diese Ausführung verbreiten, und unser Urtheil, dafs sie uns lange nicht genüge, und dafs wir dadurch um keinen Schritt weiter gekommen sind, mit Gründen unterstützen. Welches sind denn nun aber die als glaubwürdig beyzubehaltenden Sagen, und was läßt sich gegen und für jede einzelne sagen? Soll denn *Snorro* überall glaubwürdig seyn? Kein Theil seiner Geschichte zu den Märchen gehören? Ehe eine solche Schilderung jedes Erzeugnisses, das zu den isländischen Geschichtsbüchern gerechnet wird, nicht vollendet ist, acht es noch, wie zuvor, in Jo-

des Belieben, sich hinter allgemeine Verwerfung, oder allgemeine, oder besondere, Annahme zu verstecken. Eine solche Aufzählung und Musterung würde dem Vf., bey seiner Kenntniß der nordischen Literatur, nicht schwer, und bey seiner Vorliebe für die Geschichte des Nordens, Pflicht seyn. Aber unpartheyisch muß diese Darstellung der Werke, welche der Vf. unter die isländischen Historiker rechnen will, ausfallen, und besonders *ehrlich*. Wir wissen, dafs schon der erste Herausgeber *Snorro's*, manche Erzählung aus Furcht wegließ, dem Ansehn seines Schriftstellers dadurch zu gefährden. Sind wir nun mit dieser Aufzählung fertig, so werden wir bald sehen, was wir als Regel anzunehmen haben. Sehr gern stimmen wir auch in den Wunsch des Vf's bey, dafs ein Theil der Einkünfte der *Magnäischen* Stiftung (deren Commissarien, nach *Nyerup*, mit *Adelung* unter einer Decke spielen) zu Volksbüchern für Island verwendet werden möchte. Welchen Gewinn könnte das bringen, gegen welchen der Nutzen, der die durch jenes Institut bekannt gemachten Sagen gerufen haben, ganz verschwindet.

IV. *Ueber die nordische Poesie.* Der Vf. findet diese mit Recht des grossen Aufhebens nicht werth, das von ihr gemacht ist. Die noch vorhandenen Denkmähler sind ohne poetischen Werth, „Ammenmärchen, voll wilder Rohheit, nicht original, sondern wahrscheinlich englischen Ursprungs, mit den später hinzugekommenen Ritterbüchern französischer und deutscher Sagen vermischt; die *Niflunga-Saga* ist das Lied der *Nibelungen*, aber verkürzt und verschlechtert. Das ganze Geheimniß dieser Poesie liegt in Assonanzen, die für alle andere Sprachen unausdrückbar sind. Für die redende Kunst hat die sogenannte nordische Mythologie gar keinen Werth. V. *Der Kampf der Götter*, wieder poetisch. *Odin* erscheint *Kattegast* im Traum, umgeben von seinen *Asen*, hält ihm eine Lobrede, verspricht, den dem Geist desselben entsprungenen *Wold*, *Oskar* (warum nicht auch dem dritten *Hannu*?) als *Afra* anzuerkennen, ja *Kattegast* selbst soll, der Verdienste gegen *Odin* halber, unter die Götter aufgenommen werden. *Kattegast* singt dann ein Lied voll erhabener Deutlichkeit, das, wie die ganze Poesie, den Leser in eine fröhliche Stimmung setzt. Wundern müssen wir uns jedoch, dafs der Vf., der hundert Lächerlichkeiten ohne Mühe finden konnte, Sachen, die es nicht sind, angreift. So wird (S. 147) auch der von M. *Heinze* auf die Wiederfindung der durch Karl des Grossen Anordnung abgeschriebenen Lieder bekanntlich gesetzte Preis dazu benützt. Wir finden diesen Eifer (ohne das Benehmen zu preisen) weit eher zu loben, als zu tadeln; am wenigsten verdient er lächerlich gemacht zu werden.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 M A Y. 1804

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

- 1) LEIPZIG, b. Barth: *Arabisches Elementar- und Lesebuch*. Mit einem vollständigen Wortregister, von E. F. K. Rosenmüller, Prof. d. arab. Sprache auf der Univerf. zu Leipzig. 1799. XXII u. 397 S. gr. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)
- 2) LEIPZIG, b. Crusius: *Arabisches, Syrisches und Chaldäisches Lesebuch*, das Arabische größtentheils nach bisher ungedruckten Stücken mit Verweisung auf die Grammatik und mit erklärenden Wortregistern herausgegeben von D. Fr. Th. Rink, Prof. der Theol. und erstem Pred. an der Dreifalt. Kirche zu Danzig, und J. S. Vater, Prof. d. Theol. u. d. morgenl. Sprachen zu Halle. 1802. XVI u. 292 S. gr. 8. (2 Rthlr.)
- 3) WIEN, b. Wappler u. Beck: *Arabische Chrestomathie* herausgegeben von Johann Jahn, D. der Philos. u. Theol. u. Prof. der oriental. Sprachen u. f. w. in Wien. 1802. XVI u. 280 S. gr. 8.
- 4) Ebendasselbst: *Lexicon arabico - latinum Chrestomathiae arabicae accommodatum a Johanne Jahn etc.* 1802. 490 S. gr. 8. (Pr. der Chrestom. u. des Wörterbuchs 4 Rthlr. 16 gr.)

Für die Beurtheilung solcher Lesebücher giebt es einen doppelten Gesichtspunkt. Sie sind entweder bloß für die Bedürfnisse des Anfängers berechnet, oder sie wollen zugleich die arabische Literatur selbst bereichern. In dem Begriffe einer *Chrestomathie* scheint zwar nur das Erstere zu liegen, und ein Herausgeber derselben scheint sich vollkommen gerechtfertigt zu haben, wenn er bey der Wahl der aufzunehmen, den Stücke in formeller Hinsicht den allmählichen Uebergang vom Leichtern zum Schwerern beobachtet, in materieller aber das *utile* und das *dulce* zweckmäßig mit einander zu verbinden weiß. Allein dieser Gesichtspunkt, welcher z. B. für den Herausgeber einer griechischen oder lateinischen Chrestomathie vollkommen ausreichend seyn würde, ist für eine arabische zu enge. Die Bemerkung, daß wir schon eine ziemlich große Anzahl von Lesebüchern für diesen Zweck besitzen; die Wahrnehmung, daß die arabische Sprache nicht von *Knaben*, sondern von schon größtentheils gereiften Jünglingen erlernt zu werden pflegt; und endlich die Rücksicht auf den noch sehr fühlbaren Mangel gedruckter arabischer Werke muß den Herausgeber einer arabischen Chrestomathie bestimmen, das Bedürfnis des Anfängers mit dem

J. A. L. Z. 1804. Zwölfter Band.

Interesse des Kenners zu vereinigen. Man ist also zu der Forderung berechtigt, daß er, wo nicht lauter, doch größtentheils *ungedruckte* Stücke liefere. Nur auf diese Weise wird sich unser Vorrath an gedruckten Werken allmählich vermehren lassen. Wir stimmen daher dem Hn. D. Rink vollkommen bey, wenn er in der seinem arabischen Lesebuche (Nr. 2) besonders vorgeetzten Vorrede S. IX. klaget: „Es ist kein geringer Schade, den diejenigen für die orientalische Literatur veranlassen, welche, wenn sie Gelegenheit haben, etwas dahin gehöriges drucken zu lassen, immer nur das wieder zum Besten geben, was schon ein, oder auch wohl mehrere Male abgedruckt ist. Dergleichen findet natürlich den erwünschten Absatz nicht, und jeder, übrigens auch gemeinnützig gefasste Verleger wird Kopfscheu, noch irgend etwas der Art, wäre es auch ganz etwas Neues, auf seine Kosten in das Publicum zu bringen. Die Literatur büßet dadurch auf mehr als einer Seite eine Erweiterung ein, sie verliert an Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit des Interesse, und sonach auch eine größere Anzahl von Freunden und Beförderern, deren sie sich unter andern Umständen würde zu erfreuen haben.“ So wahr dies ist, so möchte Rec. die Sitte, schon gedruckte Stücke wieder aufzunehmen, doch nicht gerade, mit Hn. R. (S. X), für Eigensinn und kleinliche Eitelkeit, „die ihre Selbstständigkeit aufzuopfern vermeint, wenn sie Andern ein gutes Werk geben soll, die im Besitz handschriftlicher Sammlungen sind,“ erklären; wenigstens glaubt er, den geschätzten Herausgeber von Nr. 1. davon freysprechen zu dürfen.

Hr. Rosenmüller hat, indem er lauter schon gedruckte Sachen lieferte, unkreitig bloß den von uns angeführten ersten Gesichtspunkt aufgefaßt. Beurtheilen wir ihn nach diesem, so können wir ihm unsern Beyfall nicht versagen. Seine Auswahl ist verständig; auf *prosaische* Stücke folgen *poetische* und in beiden ist wieder die gehörige Gradation, so viel möglich, beobachtet worden. Schwere Stellen sind mit kurzen Anmerkungen versehen worden, und durch das gelegentliche Einrücken *arabischer Scholien* hat sich Hr. R. ein besonderes Verdienst erworben. Das *erklärende Wortregister*, S. 137—397 ist vollständig und bequem für den Gebrauch des Anfängers. Wir billigen es sehr, daß auch auf die Sacherklärung Rücksicht genommen, und bey historischen, geographischen Wörtern etc. auf *Herbelot*, *Oedmann*, *Niebuhr*, *Volney*, *Muradges*, *D'Ohsson* u. a. verwiesen wird. Die S. 123—186 angehängte *englische Uebersetzung* einiger

niger poetischen Stücke von *Carlyle* (*Specimens of Arabian Poetry etc.* Cambridge 1796. 4.) hätte weggelassen sollen. Sie ist offenbar bloße Paraphrase, und, wenn man ihr auch weder Geschmack noch poetischen Sinn abprechen will, so dient sie doch mehr dazu, den Anfänger (bey dem ohnedies eine genaue Kenntniß der englischen Sprache vorausgesetzt wird) in Ansehung der bey Uebersetzungen zu befolgenden Grundfätze irre zu leiten, als ihm eine wahre Erleichterung zu verschaffen. Wie weit instructiver wäre es doch gewesen, wenn Hr. R. eine ganz nützliche lateinische oder deutsche Uebersetzung hinzugefügt hätte, etwa in der Manier, wie es im *Koran* von *Marracci*, oder bey *Thograi*, *Amthalkeis* u. a. zum wahren Vortheil der Lernenden geschehen ist! Von den *Anfangsgründen der arabischen Sprache*, welche S. 3—74 stehen, reden wir hier nicht, da unser Zweck ist, bloß die neuesten arabischen Lesebücher zu beurtheilen. Es würde sich aber auch außerdem nicht viel davon sagen lassen; denn sie enthalten das Gewöhnliche in gedrängter, zuweilen der Deutlichkeit schadender, Kürze. Druckfehler sind uns selten aufgefallen. S. 35 z. B. v. u. steht: 2 B. IV, 21. Es soll heißen: 2 B. Mos. IV, 21.

Nr. 2 ist als ein zweyter Theil zu Hn. *Vater's Handbuch der hebräischen, syrischen, chaldäischen und arabischen Grammatik* (Leipzig 1802. 8.) zu betrachten und enthält auch S. 1—12 ein chaldäisches und (S. 13—52) ein syrisches Lesebuch. Zweckmäßig finden wir es, daß Hr. V. für beide (so wie für die erste Abtheilung des arabischen Lesebuchs) correspondirende Bibelstellen gewählt hat, welches dem Anfänger eine gute Gelegenheit giebt, diese verwandten Dialecte unter sich nützlich zu vergleichen. Den größten Raum im syrischen Lesebuch nimmt *Abulfaradsch's Kreuzzug des Königs Richard I von England* ein. S. 33—39 enthält ein Anekdoton: *Aus einer handschriftlichen Tauf-Liturgie*, aus einer in der Hallischen Waisenhausbibliothek befindlichen Handschrift. Sie ist von allen bey *Affemami* vorkommenden Liturgieen völlig verschieden; besonders zeichnet sich der *Exorcismus* durch seine kräftigen Verwünschungs-Floskeln aus. Billig hätte Hr. V. dieses Stück, so wie die folgenden aus der *Philoxeniana*, mit Vocalpunkten versehen sollen! Durch das angehängte Verzeichniß der Wörter, welche in den hebräisch-chaldäischen *Lexicis* und in *Gutbirii Let. Syr.* fehlen, wird auch nicht viel gewonnen. Statt dessen wäre ein vollständiges chaldäisch-syrisches Glossarium für den Anfänger, der das gegenwärtige nicht zu brauchen weiß, nothwendig gewesen. In der ersten Hälfte des arabischen Lesebuchs S. 73—96 folgen, nach einigen Bibelstellen (Ps. 110. Hiob 19. Joh. 7, 53 und K. 8, 1—11) Stücke aus dem *Koran*, welche zugleich wegen ihres dogmatischen Inhalts wichtig sind. Die Stellen von *Jesus Christus* sind (S. VII) nach *Augusti's Christologia Koranica* (Jena 1799) gewählt. Hr. V. ist, so viel Rec. weiß, der Erste, welcher die occidentalischen Interpunktions-Zeichen bey arabischer Schrift gebraucht hat. Sie nehmen sich in der That

im Ganzen auch nicht übel aus, obgleich die Colons und Semicolons etwas verkrüppelt aussehen. Für die hebräische Sprache hatte sie schon früher L. J. C. *Justi* in seinem *Repertorium für biblische und morgenländische Literatur von Pallas*, 3 Th. S. 378 ff. empfohlen und an einer Probe ihre Brauchbarkeit und Anwendbarkeit gezeigt. Aus dem Angeführten erhellt man, daß Hr. V. bey seiner Sammlung hauptsächlich das Bedürfnis des angehenden Theologen vor Augen hatte.

Den schätzbarsten Theil dieses harmonischen Lesebuchs aber macht auf jeden Fall die Beysteuer des Hn. Dr. *Rint* aus. Er hat aus seinem handschriftlichen Vorrathe fast lauter interessante Stücke mitgetheilt. Folgendes ist ihr summarischer Inhalt. 1 Abschnitt. *Geographischen Inhalts*: 1) Aus *Jakut's* geographischem Wörterbuche; 2) Aus *Nuweiri's* Bibliothek; 3) Aus *Abulfeda's*; 4) *Makrisi's* Beschreibung des *Thales Hadhramaut*. 2 Abschnitt. *Historischen Inhalts*: 1) Aus *Masudi's* morgenländischer Geschichte (zwey interessante Stücke); 2) Aus *Tamini's* Geschichte der Araber in Spanien und Afrika, (wird uns Hr. R. nicht bald mit der längst angekündigten vollständigen Geschichte Spaniens beschenken?); 3) Aus *Nuweiri's* Bibliothek. 3 Abschnitt. *Oratorischen, grammatischen und erzählenden Inhalts*. 1) (Drey) kleine Erzählungen (ohne Angabe des Autors); 2) *Hariri's* vierzehntor *Confessus*, mit der Ueberschrift: *سيرة* (mit untergelegten Scholien). 4 Abschnitt. *Poetischen Inhalts*. 1) Einige kleine jugendliche Gedichte des *Motammi*; 2) Gedichte aus der *Hamasa* des *Abu-Tammam*, (auch diese ziemlich schwere Stücke sind mit Scholien versehen); 3) Die letzten 53 *Baits* aus *Lebid's* berühmten Preisgedichte (*Mallakat*). Die erste Hälfte dieses schönen Gedichtes war bereits in Hn. *Rasch's* *Wahl's* Magazin abgedruckt. Erst kürzlich hat uns Hr. Prorect. *Hartmann* (die hellstrahlenden Plejaden am arabischen poetischen Himmel. Münster 1802. S. 122 ff.) eine geschmackvolle Uebersetzung des ganzen Preisgedichts geliefert. Die Varianten aus *Jones* und *Tehrizi* sind zahlreich und zum Theil bedeutend.

Daß Hr. R., außer einigen poetischen Stücken, die Vocalpunkte ganz weggelassen hat, ist zum Nachtheil der Anfänger geschehen, die in diesem ganzen Lesebuche bey weitem den kleinsten Theil punktiert finden. In dieser Hinsicht müssen wir Hn. *Jahn* den Vorzug geben, der die größte Hälfte seiner *Chrestomathie* ganz und im Uebrigen die schwerern Wörter mit Vocalen versehen hat. Dem Glossarium S. 163—276 wäre eine größere Vollständigkeit zu wünschen. Wir führen nur ein Beyspiel an. S. 97 wird aus *Jakut's* geographischem Wörterbuche der Artikel: *أَكْبَاه* mitgetheilt. Hier ist nicht klar, ob *Okbah* (أَكْبَاه) oder *Akabah* (أَكْبَاه) gemeint ist. (Rec. verweist auf *Edrisi Chim.* III. p. 1 und *Niebuhr's* Beschreibung von Arab. S. 400). Das in dieser Beschreibung vorkommende Wort: *جمر* (جمر), *agmen*, *ritus sa-*

cer peregrinationis Meccanae in valle Mina) sucht man vergeblich im Glossarium und der Anfänger kann also die ganze Stelle, ohne Hülfe eines andern Wörterbuchs, auf keine Weise verstehen. Die *Literatur der in arabischer Sprache gedruckten Schriften*, welche S. 277—292 angehängt ist, giebt diesem Lesebuche einen neuen Vorzug, ob sie gleich noch manche Zusätze erhalten könnte. Die S. 285 angeführten *Ani-madversiones philol. in Coranum* sind von *Ant. Viouira* (nicht *Vicura*) und erschienen zu London 1792. Das gute Papier und der correcte Druck verdienen besonders gerühmt zu werden. Nur hin und wieder sind uns kleine Unrichtigkeiten aufgefallen, z. B. S.

247 Z. 4 v. o. كَيْفَ statt كَيْفٍ. S. 97 Z. 2 v. u. muß es 263 statt 382, 1 heißen. Bey Bestimmung des sehr mäßigen Preises ist ebenfalls für das Beste der zahlreichen Classe unbemittelter Studirenden gesorgt worden.

Hn. *Jahn's* Chrestomathie (Nr. 3) und Wörterbuch (Nr. 4), welche beide zusammen ein Ganzes ausmachen, sind bis jetzt das ausführlichste Elementarbuch der arabischen Sprache, welches Rec. kennt, und wenn der Anfänger damit die *arabische Sprachlehre*, welche dieser verdienstvolle Gelehrte im Jahr 1796 herausgegeben hat, verbindet, so hat er den vollständigsten Apparat zur Erlernung dieser Sprache. Der gelehrte Kenner derselben wird es freylich bedauern, daß Hr. J. so viele schon längst gedruckte Sachen von neuem aufischt. Der *Koran* hat von S. 1—45 beygesteuert. Hr. J. liefs die aufgenommenen Abschnitte (Sur. II. 136—188. 211—234. III. 1—116. XIII. 27—32. XV. 1—18. XVII. 87—89. XVIII. 8—100. XXI. 1—10. XXV. 1—11. LXXVI. 1—22. LXXVIII. 21—35. VII. 38) aus keiner gedruckten Ausgabe, sondern aus einer in der Bibliothek des Servitenklosters zu Wien befindlichen alten Handschrift abdrucken und verglich damit noch 6 andere Manuscripte. *Hinckelmann's* abweichende Lesarten sind in Klammern eingeschlossen worden. Rec. muß aber bekennen, daß der Gewinn für die Kritik des *Koran's* sehr unbedeutend ist, da der Unterschied meist nur die Form betrifft. Nur ein Paar der bedeutenderen Varianten will Rec. hier ausheben. Sur. II. 182

ist: سَلَكٌ als die schwerere Lesart der gewöhnlichen: سَالَكٌ unstreits vorzuziehen. Sur. III. 65:

أَخْرَجَهُ لَعَلَّكُمْ statt: أَخْرَجَهُ لَعَلَّكُمْ gedruckt: نَزَّلَهُ رَبِّي, der hier edirte aber

نَزَّلَهُ رَبِّي. Sur. XV. 3. فَسَوْفَ (et futurum est), der Vul-

gatus hat dagegen فَسَرَفَ (omnem modum excedentes). Die *Fragmente aus der Naturgeschichte* S. 46—80 sind sämmtlich aus *Bochart's Hierozoicon* entlehnt, wobey auch die neue Ausgabe von *Rosenmüller* be-

nutzt ist. *Abulfeda's Beschreibung von Aegypten* S. 80—160 (in einem vollständigen Auszuge) hätte füglich wegbleiben können, da wir schon 2 Ausgaben davon haben. Hr. J. hat ohnedies die ältere Ausgabe von *Michaelis* (1776. 4.) zum Grunde gelegt. Dasselbe gilt auch von dem langen Auszuge aus *Abdollah's Denkwürdigkeiten Aegyptens* S. 107—184, wovon man ebenfalls eine Tübinger und Oxford'sche Ausgabe hat. S. 118 Z. 3 v. u. ist der Abschnitt falsch getheilt. Das Wort: وَمَرَّ آيَتٌ muß zu dem folgen-

den جَالِينُوسِ gezogen werden. Die Worte S. 147

ثُمَّ انْطَمَأَسَ sind keine Variante, sondern ein Zusatz, den Hr. *Anton Aryda*, ein gelehrter Syrer, der sich seit einiger Zeit in Wien aufhält, und dessen Beyhülfe sich der Herausgeber zu erfreuen hatte, der Deutlichkeit und des Zusammenhanges wegen hinzufügte. Es folgen S. 185—200 einige Gedichte aus der *Hamasa des Abi-Temmam* (nicht *Abi-Temmain*, wie S. 185 unrichtig steht) aus *Erpenius* genommen und mit Scholien versehen.

Die letzte Hälfte dieser Chrestomathie liefert endlich doch auch etwas dem Freund der orientalischen Literatur Erfreuliches. Zuerst S. 201—220 die *siebente und zehnte مقامة* des *Hariri* aus einer auf der K. K. Bibliothek zu Wien befindlichen Handschrift mit Erklärungen und Berichtigungen des schon gedachten Hn. *Aryda*, welcher, in Gesellschaft des Herausgebers, die ganze Handschrift zu ediren gesonnen ist — ein Geschenk, dem der Orientalist mit Verlangen entgegenfiehet! Den Beschluß S. 221—280

machen vier *Unterredungen* (مُتَاوِضَةٌ), welche Hr.

*Aryda*, nach dem vom Herausgeber ihm größtentheils gegebenen Stoff, in der arabischen Mundart, welche jetzt in dem Vaterlande des Vfs (Syrien) unter Gebildeten die gewöhnliche ist, aufgesetzt hat. Diese *Mosawihz* waren dem Rec. die interessanteste Parthie des ganzen Werks und er kann sich das Vergnügen nicht versagen, den Lesern wenigstens einige Bemerkungen daraus mitzutheilen. Wir erfahren daraus (S. 250), daß Hr. A. aus der Stadt *Tripolis*

(طَرَابُلُوس) gebürtig ist, und sich (S. 267) eine Zeit-

lang in dem Kloster *Kemar* (بَيْتُ الْقَمَرِ) „wo gegenwärtig (1799?) Sr. Durchlaucht der Großvezier Ihre Residenz halten“ (التي هي الآن كرسي الحكم) (وسلطان) — هولا الكواخي

habe. Mit Indignation liest man die Schilderung (S. 278 ff.) von den enormen Bedrückungen und Abscheulichkeiten, wodurch sich der berüchtigte *Dschazar*

(الجزار) zum Abscheu der Menschheit herabwürdiget. Hr. A. zeigt sich überall als einen wohl unterrichteten Mann, und besonders verdienen seine Nachrichten über die *Drusen* am Libanon (S. 254 ff.), mit wel-



welchen er sehr genau bekannt ist, und deren neueste Geschichte (von 1785—1799) er ausführlich erzählt, die Aufmerksamkeit des Historikers, und Statistikers. Diese Notizen verdienen ins Deutsche übersetzt, und in einem vielgelesenen Journal dem größern Publicum mitgetheilt zu werden. Die Sprachforscher werden vorzüglich die Bemerkungen über *Alt- und Neu-arabisch*, und über *Gelehrten- und Volkssprache* S. 221—242, ferner über die verschiedenen *Grußformeln* S. 243 ff. wobey Rec. an *Meleager's* (*Carm.* CXXV): 'Αλλ' εἰ μὲν Σὺρος ἔσσι, Σέλομ u. s. w. erinnert wurde, interessant finden. Es wird darin auch auf die Meinungen deutscher Gelehrten Rücksicht genommen, und man findet unter andern folgende Citate:

S. 243: المعلم نيدور الذي طاف جيلة  
أماكن في بلاد الشرق. قد أخبر  
في كتاب سياحته (Der gelehrte Niebuhr, welcher eine Reise zu unsern sämtlichen orientalischen Völkern gemacht, und hernach eine Reisebeschreibung herausgegeben hat). Oder S. 230: المعلم المشهور

ميخايليس (der berühmte Gelehrte Michaelis). Die auf derselben Seite citirte Schrift: علي الأسن soll unstreitig das Buch seyn: *Beurtheilung der Mittel* u. s. w. Es wird S. 234 ff. durch mehrere Beyspiele gezeigt, daß allerdings ein Unterschied zu machen sey zwischen:

### اللغة النحوية واللغة الدارجة

(der *grammatikalischen* und *gewöhnlichen* Sprache, der *Lingua docta* und *vulgaris*); allein daraus folge noch nicht, daß das Arabische, welches noch jetzt in Büchern und den Zirkeln der Gebildeten geschrieben und gesprochen werde, von der alten arabischen Sprache, wie man sie in den besten Schriftstellern des 7 bis 13 Jahrhunderts findet, so sehr verschieden sey, wie von Vielen behauptet worden sey. Wir unterschreiben hierüber, was in der Vorr. S. XIV geurtheilt ist: „Man wird doch nicht in Abrede stellen, daß dieser Richter von der Sache unvergleichlich besser unterrichtet ist, und weit tiefere Kenntnisse von der Beschaffenheit derselben besitzt, als alle, die sich bisher über dieselbe erklärt haben, und daß folglich sein Ausspruch allen andern — wenigstens weit vorzuziehen ist.“

Das Wörterbuch ward von dem Herausgeber um deswillen *lateinisch* verfaßt, damit es von seinem Freunde *Aryda*, welcher der *deutschen* Sprache noch nicht vollkommen mächtig ist, revidirt und verbessert werden konnte; wodurch es nicht nur an Vollständigkeit, sondern auch an Richtigkeit gewonnen hbt. Bey dieser Gelegenheit kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, daß uns Hr. A., durch Umarbeitung des *Goli* und *Castellus*, ein *arabisches Handwörterbuch*, dergleichen wir so sehr bedürfen, und das Er so vorzüglich liefern könnte, schenken möchte! Gewiß ist es doch, daß der Grund, warum das Studium der arabischen Sprache so wenig getrieben wird, hauptsächlich in dem Mangel eines brauchbaren und verhältnismäßig wohlfeilen Lexicons zu suchen ist.

Dadurch, daß Hr. *Sahn* die Formen der Zeitwörter nicht bloß durch Zahlen andeutete, sondern sie ausdrücklich hinsetzte, so wie durch die Vergleichen der arabischen mit aramäischen und hebräischen Wörtern, welche man jedoch häufiger wünschen möchte, hat er gut für das Bedürfnis des Anfängers gesorgt. Allein den Rechtfertigungsgrund wegen der Anordnung nach dem hebräischen und aramäischen Alphabet: „weil seine Zuhörer, wenn sie zu dem Arabischen kommen, das Hebräische und Aramäische schon ziemlich verstehen, an diese Ordnung schon gewöhnt sind, und weil sie selbst bey den alten Arabern gewöhnlich war,“ können wir nicht gelten lassen. Rec. sieht durchaus nicht ein, wie den Lernenden dadurch ein Erleichterungsmittel verschafft werden soll, er weiß vielmehr aus Erfahrung, daß diese Einrichtung ihnen unbequem ist, und das Auffuchen in einem andern Wörterbuche sehr erschweret. Auf die *alten Araber* sollte man sich gar nicht berufen, denn obgleich diese mit ihrem Alphabet mehrere Veränderungen vorgenommen, und seit *Morammer*, das syrische Alphabet eingeführt hatten (S. *Tychsen*: *Ueber das Alter der arab. Vocalpunkte* u. s. w. im N. Repertor. für Bibl. und Morgenl. Lit. 2 Th. S. 258 ff.), so haben doch die neuern Araber diese Sitte längst wieder verlassen und ihre Grammatiken und Wörterbücher befolgen die von *Ibn-Mokla* (10 Jahrh.) eingeführte Ordnung. Ein zweyter Fehler, den wir an diesem Wörterbuche bemerken müssen, ist der, daß die Stellen der Chrestomathie, wo die angeführten Bedeutungen vorkommen, nicht nachgewiesen sind. Der Anfänger entbehrt dadurch eines großen Erleichterungsmittels und von Hu. *Aryda's* dankenswerther Bemühung, hin und wieder die gewöhnlichen Wörterbücher zu berichtigen, wird nicht der gehörige Gebrauch gemacht werden können.

Endlich müssen wir noch einen Hauptfehler sowohl der Chrestomathie als des Wörterbuchs rügen — die zahlreichen *Druckfehler*. Sie kommen zwar nicht auf Rechnung des Herausgebers, da der Druck in der Entfernung besorgt ward; allein es ist bedenklich, einem Anfänger ein uncorrigirtes Exemplar in die Hände zu geben. Rec. will aus beiden nur einige, wie sie sich ihm eben darbieten, anzeigen, um die Besitzer darauf aufmerksam zu machen. Chrestomathie S. 5 Z. 1

قبلهم 1. قبلهم 2. الفجر (alfadschri). S. 11 Z. 2  
كانوا 1. كانوا 2. (canu). S. 46  
ولذلك 1. ولذلك 2. S. 47 Z. 1  
توز 1. توز 2. S. 18  
يريدون 1. ويريدون 2. S. 58 Z. 3  
الجد 1. الجد 2. S. 81 Z. 4  
بينهما 1. بينهما 2. مهلة 1. مهلة 2. S. 83 Z. 3  
الحقار 1. داخل 2. داخل 3. (bainahoma) S. 85 Z. 1  
الجمار 1. ديام 2. ديام 3. S. 185  
دين 1. دين 2. S. 189 Z. 5  
اسباب 1. اسباب 2. S. 426 Z. 4  
ربص 1. ربص 2. S. 427 Z. 9  
ثيبس 1. ثيبس 2. (Thanis) u. a. Muh. Cor.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 M A Y, 1804.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTENBURG u. ERFURT, b. Rink u. Schnup-  
hase: *Predigten an den Sonn- und Festtagen des  
Jahres 1802*, wie solche im Fürstenthume Alten-  
burg gefeyert werden, von *Gonathan Schuderoff*,  
Diakonus in Altenburg. Erster Theil. 1803. 478  
S. Zweyter Theil. 494 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

**Hr. Sch.** erklärt in der Vorrede, worin über Con-  
cipiren und Memoriren der Predigten manche le-  
senswerthe Gedanken ausgefrenet sind, daß er von  
der außerst lästigen Gewohnheit, seine Predigten zu  
concipiren, nicht eher abgehen werde, als bis sein  
Gedächtniß oder der Drang von Geschäften und mis-  
liche Gesundheitsumstände ihm es unmöglich machen  
würden. Aber welcher gewissenhafte Prediger, der  
nicht sein Publicum gering schätzt, wird sich eine  
andere Methode erlauben, gesetzt auch, daß es eine  
lästige Sache sey? Es ist nicht möglich, im Laufe  
der Gedanken das Zuviel oder Zuwenig von jeder  
Sache, das nicht gehörig Passende und Fremdartige,  
worauf die Phantasie verfällt, hier Ueberfluß an Bey-  
spielen, dort Mangel an denselben, hier eine Exag-  
geration, dort ein dürftiges Abbrechen, hier eine  
Tautologie, dort eine Wiederholung u. s. w. ganz  
zu vermeiden, die nicht bey der in unseren Tagen  
doch grösseren Menge von Kennern bemerkbar wer-  
den sollte. Auch hier könnte man sagen: wer aber  
anders lehret und thut, der u. s. w.

Vorliegende Predigten handeln in fruchtbarer  
Kürze und in einer edlen und würdigen Schreibart  
allgemein interessante Wahrheiten ab. Dahin gehö-  
ren vorzüglich: Was für Gedanken und Entschlies-  
sungen in uns die Betrachtung veranlassen soll, daß es  
unter allen Nationen edle und rechtschaffne Menschen  
gibt. Am 3. Sonnt. nach Epiph. (Wozu aber das  
viel weniger sagende: *rechtschaffen*, wenn das viel  
höhere: *edel*, schon vorausgeht?) Einige Lehren  
aus der Wahrnehmung, daß ein Theil der Ehre  
ehrenwerther Kinder auf die Eltern übergeht. Am  
Feste Mar. Verk. Von der Pflicht, Wahrheit zu re-  
den, auch wenn sie Schmerz erregt. Am 3. Sonnt.  
nach Ostern (wo aber doch nicht alle nothwendigen  
Gränzen genau genug gezeichnet sind). Von der  
Pflicht, die Bemühungen seiner Vorgänger um Men-  
schenwohl und Menschenveredlung hochzuschätzen.  
Am 1. S. nach Trinit. Von dem Hange, das Verbo-  
tene zu thun. Am 12. S. nach Trinit. Von der Ge-  
neigtheit, Fehler, welche man selbst beging, an an-  
d.

dern hart zu rügen. Am 22. S. nach Trinit. Nur  
einige Erinnerungen erlaube uns der Vf. Zuförderst  
scheint uns der Begriff dessen, wovon die Rede ist,  
oft nicht genug entwickelt zu seyn. Wenigstens muß  
man oft lange suchen. So fehlt z. B. gleich in der  
zweyten Predigt eine kurze Definition des freudigen  
Rechthuns. Daher entsteht denn auch die Unbe-  
stimmtheit S. 21: „Hier ist keine Spur von Zwang  
„und Anstrengung.“ Man sollte aber meinen, daß  
der am freudigsten Recht thäte, welcher aus inniger  
Liebe zu seiner Pflicht keine Anstrengung, keinen  
Zwang scheut. So hätte man auch S. 62 bey dem  
Thema: die Pflicht, alles was wir thun, so vollkom-  
men als möglich zu thun, billig erwartet, daß die  
Art, wie das geschehen sollte und was das: voll-  
kommen alles thun, heisse, bestimmter beschrieben  
worden wäre. S. 163 Von der Pflicht, dem Müs-  
siggange zu wehren. Wie viele Arten des Müsiggangs  
gibt es aber, die nothwendig entweder speciell oder  
durch eine genaue allgemeine Definition aufgedeckt  
werden mußten, wenn mancher versteckte Müs-  
gänger unter den Zuhörern getroffen werden sollte?  
S. 350 Was heisst ein Miethling in seinem Berufe  
seyn? Die angegebenen Merkmale, daß ein sol-  
cher nicht weiter wolle, als er müsse, und nie  
mehr thue, als er gezwungen werde — daß er sei-  
nen Beruf nicht aus eigenem Triebe zu dem seinigen  
mache — daß er es sich nicht hoch anrechne, wenn  
er seine Geschäfte verkehrt betreibe — daß er un-  
gern in einen andern Geschäftskreis trete — daß  
jede Schwierigkeit ihn muthlos mache, erschöpfen  
theils nicht den wahren Begriff, theils sind in dem Be-  
griffe selbst gar nicht enthalten, sondern bloße mög-  
liche Folgerungen daraus. Sodann wundert sich Rec.  
über manche zu allgemeine Themata. Am Neujahrs-  
tage ist das Thema gewählt: die Feyer des Jahres-  
wechsels als ein Mittel, uns an unsere Bestimmung  
zu erinnern. Hat aber nicht jedes religiöse Fest diese  
Absicht? Am ersten Oftertage: das Ofterfest, als ein  
kräftiges Mittel, uns zur Reinigkeit des Herzens zu  
ermuntern. Ist aber der Jahreswechsel nicht eben  
so gut ein Mittel zu diesem, als das Ofterfest ein  
Mittel zu jenem? Da es auffallend ist, wenn an  
Festtagen nicht vom Feste gepredigt wird, so ist  
Rec. gewohnt, an Festtagen wo möglich das dem  
Feste Eigenthümliche aufzusuchen. Zuweilen schei-  
nen die Abtheilungen zusammenzufließen, z. B. S.  
184 wird das Gefühl, seinen Wirkungskreis erwei-  
tert zu haben, als Folge der Selbstüberwindung an-  
geführt, was von der neuen Folge: erleichtertes  
Fort-

Fortschreiten zum Bessern, schwer zu unterscheiden ist, denn durch Erweiterung der Schranken wird ja eben alles erleichtert. Und der Beyfall Gottes, der als die letzte Folge angeführt wird, gehört in diese Classenreihe gar nicht, indem er nicht in dem Sinne Folge ist, in welchem es die andern genannten Punkte sind. So ist auch die S. 317 Th. 2 angeführte Gefahr, wenn man sich nicht von bösen Exempeln warnen läßt, daß man nämlich oft tiefer fällt, mit der folgenden, daß man seine Besserung erschwert, eine und dieselbe. Ueberhaupt wird die Besserung nicht dadurch, daß man sich nicht von bösen Beyspielen warnen läßt, sondern dadurch erschwert, daß man fortfährt, Böses zu thun. Ob es übrigens gut sey, daß der Vf. bey der Frage: wer Nachruhm verdiene? S. 313 Th. 1 sagt: „Es sind ganz besondere Geister, es sind hohe, in ihrer Art unerreichtbare, seltene Menschen, Menschen, die ganz neue Schöpfungen beginnen, die mit unwiderstehlicher Kraft wirken, und vor deren mächtigem Geiste alles sich beugt und alle Hindernisse verschwinden, welche in Wissenschaften und Künsten, in Staatsverfassungen, im Gebiete der Religion wichtigen Veränderungen den Ursprung geben, die gewöhnliche und gemeine Denkungsart umformen und den Fortschritt der Menschheit merklich beschleunigen —“ und so vielleicht manchem Schüchternen den Muth benimmt, nach Nachruhm zu streben, oder daß er S. 352 Th. 1 bey der Beschreibung des Mietblings gerade das Beyspiel eines Schullehrers wählt, an dem ohnedies die Eltern gern etwas tadeln möchten, will ihm Rec. zur eigenen Beurtheilung überlassen. Die Wörter: *interessant* S. 7, *Sphären* S. 239 konnten doch in deutsche verwandelt werden, so wie S. 56 *begleitet* statt *bekleidet* ein Druckfehler ist.

Dieser kleinen Mängel ungeachtet, hat Hr. Sch. durch diese empfehlungswürdigen Predigten, in denen ein ächter Geist der Wahrheit athmet, neue Ansprüche auf Hochachtung und Ruhm sich erworben.

L. M. H.

**L. I. P. Z I G, b. Hertel: Homiletisches Handbuch zum leichtern und nützlichen Gebrauch der gewöhnlichen evangelischen und epistolischen Perikopen aller Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, für angehende Prediger und Kandidaten des Predigamts, von M. Traugott Leberecht Kämpfe, damaligen Archidiakonus zu Saalburg im Reufs. Voigtlande. Zweyten Bandes erster Theil, 4tes Heft. 1803. 576 — 758. (12 gr.)**

Dieses Werk zeichnet sich vor vielen von gleicher Bestimmung, sowohl durch seine Einrichtung, als durch seinen reichern Gehalt, sehr zu seinem Vortheil aus. Der Vf. giebt immer zuerst eine Geschichte des Festes in einer gedrängten und sehr interessanten Uebersicht aller Veränderungen, welche dasselbe, von seinem Ursprunge bis auf unsere Zeit, durch die Verordnungen der Päpste, Concilien und Landesherren

erlitten hat, und schon dadurch fällt gewiß oft ein Lichtfunken in die Seele dessen, welcher eine für den Tag schickliche Materie zu seinem Vortrage sucht. An einigen Stellen jedoch ist der würdige Vf. zu weitläufig geworden: z. B. S. 576 bey Gelegenheit der Ursachen, warum das Fest der Empfängniß Christi ein unbewegliches wurde. Auf die Geschichte des Festes folgt eine *erklärende Uebersetzung* der Perikopen des Tages, und zu derselben fügt der Vf. an diese sich anschließende *Inhalt* die nöthigen exegetischen Erläuterungen, welche von des Vfs. Gelehrsamkeit ein rühmliches Zeugniß geben. Doch scheint auch hier eher zu viel als zu wenig gethan worden zu seyn, wie z. B. wenn er S. 588 *בית דין* Jes. 7. 13 erklärt, welches, auf Ahas allein, oder die Glieder des Reiches Juda bezogen, einen gleich guten Sinn giebt, und mithin so wenig einer Erklärung bedurfte, als *חַיִּים* S. 618. Da aber einmal V. 1 — 9 obgleich nicht zur Perikope gehörig, als die beste Einleitung dazu mit übersetzt worden ist: so wäre es den Lesern vielleicht nützlicher gewesen, von dem gelehrten Vf. etwas über die Zeitbestimmung der 65 Jahre im 8ten Vs. und die statt der *שש וְחָמֵשׁ שָׁנִים*, welche im Texte stehen, vorgeschlagene Lesart *שש וְחָמֵשׁ שָׁנִים* zu hören. Auf diesen Inhalt folgen nun eine große Anzahl *moralischer Sätze*, als eine Anweisung zum homiletischen Nachdenken über den Text. Sie sind ungemein reichhaltig und bieten gleichsam der Meditation den Schlüssel zu dem innern Wesen des Textes, auf welchen die vorhergegangenen, aus Sprachkunde und Geschichte gezogenen Erläuterungen, ein klares Licht haben fallen lassen, und verwandeln so oft eine scheinbare homiletische Einöde in ein fruchtbares Gefilde. Gern würden wir unser Urtheil mit Aushebung wohlgerathener Stellen bekräftigen, wenn der Raum uns nicht beschränkte. Auch bieten sich solche Stellen dem Leser selbst dar. — Unrichtig hat aber Rec. der Grundsatz S. 602 XII geschrieben, daß Etwas dem bösen Menschen wiederfahrendes, ihm oft ~~er~~ um anderer willen geschehe: vielmehr glaubt er, daß die erziehende Vorsehung den Menschen immer als Selbstzweck behandelt, so daß dieser, von welcher Beschaffenheit er auch sey, alle Umstände seines Lebens, alle Ereignisse seines Schicksals, als zu seiner Erziehung geordnet betrachten müsse: womit wir jedoch nicht leugnen, daß bey der physischen und moralischen Wechselwirkung der Menschen unter einander, und bey ihrer moralischen Natur, jeder eine Anwendung auf sich von dem machen könne, was dem andern begegnet. Bey dieser Vorstellungsart erscheint der Mensch niemals als ein-bloßes Instrument, zum Gebrauch für andere. Spuren dieses Irrthums finden sich auch S. 607. XXX, 2. Aus solchen Sätzen leitet nun der Vf. eigentliche *Hauptsätze* oder Predigtthematata her, von denen allezeit einige dogmatischen und die meisten moralischen Inhaltes sind, und welche, nach einer solchen Vorbereitung dazu, eben so mannichfaltig, als gehaltvoll, der Kritik wenig zu verbessern darbieten. Doch können wohl folgen-

folgende Themata von niemand gebilligt werden: S. 632 V: Von der außerordentlichen Empfängnis Jesu — da eine so ganz problematische, und nichts, was nicht durch zweifelsfreyere Dinge bewiesen werden könnte, beweisende Sache, billig von der Kanzelbearbeitung ausgeschlossen bleibt. Ferner S. 606 XIX: Christus, der Grund aller unserer Hoffnungen auf Gott. 1) Durch seine Lehre und Leben. Allerdings! 2) Durch sein Verdienst. Wie so? Und was heisst dies Wort, wenn nicht Lehre und Leben, seine ganze edle Bemühung, durch letzteres die erstere zu bestätigen und zu empfehlen, darunter verstanden wird? — Den Beschluss machen endlich einige völlig disponirte *Entwürfe*, welche sich gleichfalls durch die Gediegenheit und Brauchbarkeit ihres Gehalts auszeichnen, und unter denen wir als vorzüglich wohlgerathen, den über die Allmacht Gottes (der Vf. schreibt allezeit Allvermögenheit) S. 649, und den über den Unterschied zwischen starrer Unempfindlichkeit und stiller Ergebung an Gott, in bedenklichen Schicksalen des Lebens S. 659. nr. 6 nennen dürfen.

Rec. schließt diese Anzeige mit der Rüge eines wirklichen Flecken. Der Vf. sagt S. 679 zu V. 24 der Epistel am gr. Donnerstage, daß bey den unächten Worten *ἀβέστε, φάεστε* Gelegenheit sey, mit Ungelehrten über Kritik des N. T. und diejenigen zu sprechen, welche dieses Geschäft betreiben, ohne *Bösewichte* zu seyn. Von wem getraut sich der Vf. ein so hartes Urtheil zu beweisen? Gewiss hat die nächste Auflage diese unangenehme Stelle nicht mehr. S. R.

1) BRESLAU, b. Korn: *Predigten über die evangelischen Texte auf das ganze Jahr* von S. R. Rambach, Probst zum h. Geist, Pastor bey der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Bernhardia und des Consistoriums Assessor (zu Breslau). 1803. Erster Theil. 664 S. Zweyter Theil. II Vorr. 632 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

2) SCHWEIDNITZ, verl. von Biefterfeld in Commiß. b. Buchhändler: *Predigten zur Beförderung häuslicher Erbauung auf alle Sonntage und Feste im Jahre*, von George August Kunowski, Königl. Kreisinspector und Pastor primarius in Schweidnitz, 1804. Erster Theil. II Vorr. 478 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Zwey Predigtsammlungen von äußerst verschiedenem Gehalte. Jene empfiehlt sich nach ihrem innern Werth durch gar nichts, als durch eine gewisse Popularität, durch einen guten, gefälligen Ausdruck und bisweilen eine gewisse Herzlichkeit, durch welche der Vf. sich vielleicht besonders dem Zuhörer mitgetheilt haben mag, die aber bey dem Leser darum leicht verloren geht, weil ihr die Kraft des Geistes fehlt. Diese aber verdient in vielfacher Hinsicht unsern vorzüglichsten Kanzelreden wenigstens an die Seite gesetzt zu werden.

Der Vf. von Nr. 1, welcher sich schwer zur Herausgabe seiner Predigten entschlossen zu haben ver-

sichert, hätte sich selbst am besten gerathen, wenn er dieselben bloß unter seine Pränumeranten hätte vertheilen lassen. Denn was so mittelmässig ist, empfiehlt sich vor dem grössern Publicum nicht. Ein Rec. in einem andern kritischen Journale versicherte, der Vf. käme damit funfzig Jahre zu spät. So schlimm ist freylich nicht, auch wenn man das theologische System des Vf. mit dazu rechnet; aber jetzt fodert man doch mit Recht weit mehr, als sonst und als hier geleistet worden ist. Rec. will von den 76 Predigten, welche in diesen beiden Bänden enthalten sind, alle diejenigen Themata ausheben, welche zu den allervorzüglichsten gehören, damit man desto sicherer auf die übrigen schliessen könne, welche über das Gewöhnliche und allgemein Bekannte sich gar nicht erheben. Z. B. Ein Christ soll sich in der erkannten Wahrheit immer mehr befestigen. Der Sieg des göttlichen Rathschlusses über alle Rathschlüsse der Menschen. Wie und wozu müssen Christen das Hauskreuz anwenden? Der Geist des wahren Christenthums. Armuth und Reichthum, als zwey gefährliche Klippen der menschlichen Glückseligkeit. Die beste Anwendung der Freudentage unsers Lebens. Von der Selbstbeherrschung. Von der Treulosigkeit. Die heiligen und weisen Absichten Gottes beym frühzeitigen Tode. — Die übrigen zeichnen sich weder durch Inhalt, noch Form im mindesten aus. Von der strenglogischen Anordnung des Plans nur einige Proben, obgleich sie sich sehr schwer geben lassen, weil in den meisten Predigten, genau genommen, gar keine wirkliche Disposition anzutreffen ist; denn der Vf. numerirt mit 1, 2, 3, oder a, b, c, wo es ihm etwa beliebt. Z. B. Dankbare Bekenntnisse rechtschaffener Christen bey dem Beschluss eines alten Jahres. I. Welches ist der Inhalt dieser Bekenntnisse? a) Alle Wohlthaten Gottes; b) seine Gedanken des Friedens und der Liebe zu unserm Wohlergehn; 1) er hat manches Uebel von uns abgewendet; 2) er hat uns viel Gutes zugewendet; 3) er dachte im Leiblichen und Geistlichen an uns. II. Wozu verpflichten sie uns? 1) zum Dank, 2) zur Rechnung mit uns selbst; 3) zur Gottesfurcht. — Oder: Das Verhalten eines Christen bey wichtigen Ereignissen seines Lebens. I. Wie verhielt sich Christus dabey? II. Was können wir von ihm zu unserm Besten lernen? (Ist I. durch das Thema auch nur angedeutet worden? Uebrigens ist nichts Bestimmtes von wichtigen Ereignissen gesagt, als im Allgemeinen von den Uebeln in der Welt. Bey II. heisst es: 1) lernt an Gottes Vorsehung glauben; 2) lernt Jesu Beyspiel euch vorhalten; 3) bewaffnet euch mit Freudenmuth. — Oder: Das h. Abendmahl als ein Gedächtniß (Gedächtnismahl) der fortdauernden Liebe Jesu zu uns. Was folgt? 1) spricht der Vf. vom hohen Werth und 2) von dem rechten Gebrauch des h. Abendmahls überhaupt! Hier hört alle Kritik auf. Uebrigens hat der Vf. alle seine Predigten am Anfange, in der Mitte und am Schlusse mit langen, langen Lieder-versehen verschwenderisch ausgestattet.

In einem ganz andern Geiste und mit ganz andern Kenntnissen wichtiger Erscheinungen in der moralischen Welt ist die erste Hälfte des Predigtjahrganges von Nr. II geschrieben. Sie kündigt sich schon durch die Thematia sehr vortheilhaft an. Der Vorträge sind 26; theils über die Evangelien, theils über epistolische Texte gehalten. Vorzüglich interessant sind die Hauptsätze, z. B. Wie viel darauf ankomme, unter welchen Umständen wir den Schauplatz dieser Welt betreten. (Am Weihnachtsfeste.) An Träume glauben ist Thorheit, ist Sünde und stiftet unleugbaren Schaden. Wie beruhigend und nützlich es sey, sich die Leiden des Lebens in Verbindung mit den Vortheilen zu denken, welche sie begleiten. Wie wir uns den ruhigen und vollen Genuß des Schlafs verschaffen können. Ueber die wohlthätige Einrichtung der Erde. Ueber einige der wichtigsten Veränderungen unsers Lebens. Das Bild einer weisen, durch das Christenthum veredelten Liebe gegen unsre verstorbenen Freunde. (Am Charfreitage.) Die Freundschaft unter dem Einflusse des Glaubens an Unsterblichkeit. (Am Osterfeste.) u. m. a. Man sieht es wohl, daß der Vf. sich nach den besten Kanzelrednern gebildet habe, ohne ein unglücklicher, oder ein sklavischer Nachahmer Anderer zu seyn. Er denkt selbst und sucht seinen Gegenstand fast immer, wenn auch nicht zu erschöpfen, doch wenigstens richtig, wahr und treu darzustellen. Ueberall leuchtet eine innere Kraft der Beredsamkeit hervor, die auch auf den Leser wirkt; überall eine Fülle der Gedanken, eine so richtige Entwicklung der Begriffe und grossentheils eine wenigstens so zweckmäßige, wenn auch nicht immer strenglogische Anordnung des Plans einzelner Vorträge, daß man sie auch schon in dieser Hinsicht sehr empfehlen kann. Dem Rec. gefallen übrigens nicht alle Eingänge, weil sie nicht immer einleitend genug zum Hauptsatze sind; auch wäre zu wünschen gewesen, der Vf. hätte bisweilen am Schlusse seiner Vorträge kraftvoller zum Herzen gesprochen, da so viel Leben und Wärme in den Vorträgen selbst herrscht. Zu der am Charfreitage gehaltenen, oben angezeigten Predigt, in welcher er sehr viel vom Scheintode spricht und vor dem Lebendigbegraben warnt, hätte Rec. doch wohl ein Thema ausgeführt, welches auf eine solche Todesfeier eine nähere und wirkliche Beziehung hat. Manche dieser Vorträge stehen auch nicht in genauer Beziehung mit dem Text selbst. Bey denen über den Schlaf und die Träume hat der Vf. mit vielerley Klugheit die Abwege zu vermeiden gewußt, auf welche der Kanzelredner leicht gerathen kann. Schande ist's übrigens für den Verleger, daß er eine so empfehlungswürdige Predigtsammlung auf Löschpapier drucken liess!

AA.

LEIPZIG, b. Rein: *Jesus der Weise von Nazareth, ein Ideal aller denkbaren Grösse*, für alle seine wahren Verehrer zum weitem Nachdenken aufgestellt von M. Joachim Bernhard Nikolaus

Hacker, Pfarrer, zu Straach bey Wittenberg. *Erstes Bändchen*. 1800. — Geistesgrösse. 285 S. (1 Rthlr. 8 gr.) *Zweytes Bändchen*. 1803. — Seelengrösse. 406 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Innig gefühlte Achtung und feuriger Enthusiasmus für den grossen Weisen von Nazareth und seine erhabenen Verdienste um die Veredlung und Beglückung der Menschheit sprechen aus dem Vf. dieser Schrift; allein die Ausführung und Darstellung des Inhalts kann Rec. nicht ohne Einschränkung loben. Das Ganze scheint mehr das Product einer glühenden Phantasie und frommen Aufwallung, als das Resultat ruhiger Prüfung und reiflicher Ueberlegung zu seyn. Die Begriffe sind zum Theil nicht rein und richtig aufgefaßt, die allzu üppige Sprache ist der Würde des Gegenstandes nicht angemessen, und in der Anordnung und Durchführung vermisst man einen festen Plan und strenge Ordnung. Wollte übrigens der Vf., wie man es nach S. VI der Vorrede erwarten sollte, nur von der menschlichen, d. h. selbsterworbenen Grösse und Würde Jesu reden — von welcher er uns auch vornehmlich ein Gegenstand der Bewunderung, Ehrfurcht und Nachahmung werden kann: so möchten wohl die Stellen, wo von der genauen Verbindung der mit dem Menschen Jesu und ihrer unmittelbaren Einwirkung auf ihn, ferner von seinen Wundern und Weissagungen, die Rede ist, und wodurch seine Grösse bewiesen werden soll, nicht hieher gehören.

Wir wollen indess nicht leugnen, daß manche treffliche Stellen, welche Verstand und Herz in gleichem Grade befriedigen, und von den Talenten, Kenntnissen und Gesinnungen des Vfs. das rühmlichste Zeugniß ablegen, in dem Buche vorkommen. Besonders werden auch diejenigen Leser, welche mit dem Vf. sympathisiren, einen angenehmen Geistesgenuss darin finden. Sollte dies Buch einst in einer geläuterten Gestalt aus den Händen des Vfs hervorgehen, so würde es zu der ausgezeichneten Erbauungsschrift für gebildete Christen: *Die Abendmahlsfeier*, wovon 1803 bey Götschen eine 2te verbesserte Ausgabe erschienen ist, ein schönes Seitenstück abgeben, und mit diesem vereint, dem grossen ehrwürdigen Weisen von Nazareth und seiner beglückenden Religion viel wahre Verehrer gewinnen.

B — G.

CHEMNITZ, b. Jacobäer: *Natur- und Aerndepredigten*, von M. Chr. Vict. Kindervater, Prediger zu Pedelwitz, n.weit Pegau. 1803. 288 S.

Diese Predigten sind reiner Erguss eines die Naturschönheiten lebhaft fühlenden Herzens. Sachen, Ordnung, Ausführung und Sprache — alles hat uns, mit wenigen Ausnahmen, gefallen. Angehängt ist den Predigten eine kleine Anzahl Gebete, ähnlichen Inhalts, die, nebst den übrigen (den dogmatischen Ton einiger Stellen abgerechnet), sich durch Wärme, Kürze und guten Periodenbau empfehlen.

Q.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 M A Y, 1804.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Heinrichs: *Le Parisium, ou Tableau de Paris en l'An XII* (1804) par J. F. C. Blanvillain. XXXVI u. 317 S. 12. (2 Liv. 10 S.)

Rec. kennt die neuesten Wegweiser von Paris, die seit der Revolution erschienen sind; keiner kam der *Dulaureschen* Beschreibung bey, viele waren bloß alte Ladenhüter, die noch alle Einrichtungen des alten *Régime*, bis auf die Bastille, enthielten, und nur einen neuen Titel zum Aushänge-Schild bekommen hatten; die wirklich neuen Hand- und Taschenbücher, z. B. das *Manuel portatif*; das *Manuel du voyageur*, bey Favre; Paris, ou *Description des curiosités, bey Marchand*; befriedigten bey weitem den Fremden nicht, waren gewöhnlich weitläufig in Schilderung ephemerer oder frivoler Dinge; und ließen es gerade da an Zurechtweisungen und Belehrungen fehlen, wo man sie suchte und erwartete. Hier aber erhält man endlich ein Handbuch, das mit *deutschem Fleiß* ausgearbeitet und gesammelt, und so zweckmäßig im Plan und Detail abgefaßt ist, das ihm darin keins, selbst der ältern, geschätztesten Gemälde dieser ungeheuern Stadt gleich zu setzen ist. In einer gedrängten, angemessenen Kürze, findet man eine Menge interessanter Notizen, und in einer angenehmen Schreibart vorgetragen; sie sind gerade hinreichend um den Fremden zu leiten und zu belehren, ohne ihn zu zwingen, seine Taschen und sein Gehirn mit einem Schwall theurer, und oft widersprechender, Beschreibungen zu füllen; sucht er ja umständlicheren Unterricht, so braucht er nur das Werk, oder die Schrift nachzuschlagen, die zu dem Behuf, bey jeder Sache, jedem sehenswürdigen Gegenstand, und mit kritischer Wahl, angegeben ist. Dabey hat der Vf. oft angemerkt, wo sich nun dieses oder jenes Kunstwerk befindet, das man wohl aus alten Beschreibungen kannte, von dem man aber nicht wußte, wohin es, seit den Revolutions-Stürmen, gekoben sey. So fand z. B. Rec. hier zum erstenmal angeführt, wohin *le Brun's* berühmtes Gemälde der *la Vallière*, [dieser, durch der *Genlis* Roman wieder auferstandenen, Geliebten *Ludwigs XIV*] nach der Zerstörung des *Carmeliterinnen-Klosters*, sich gerettet habe: es hängt jetzt im Museum zu *Versailles*. Rec. wird in der Folge dieser Anzeige, noch mehrere dergleichen, kleine Notizen einzuschalten Gelegenheit haben.

Gleich dem Titel gegenüber, erblickt man unter der Aufschrift *Panorama des curiosités*, ein sauberes, J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

res Kärtchen von den Sehenswürdigkeiten; kein Gewirr von Plätzen und Gassen, mit ermüdenden *Renvois* und Numern, sondern eine Uebersicht dessen, was von interessanten, politischen, wissenschaftlichen, historischen und Kunst-Gegenständen, in jedem Bezirk der Stadt, beysammen liegt. Wie nothwendig und wünschenswerth wäre ein solches Kärtchen des Lokals, der Merkwürdigkeiten, bey jeder großen Stadt! Tausendmal willkommenener, als alle Grundrisse! — Eben so angemessen und entsprechend, ist die, nach dem *Avant-Propos* folgende, *Semaine du Curieux*. Hier hat man auf einen Blick vor sich, an welchen Wochentagen, und zu welchen Stunden, die Museen, Bibliotheken, Kabinette etc. geöffnet oder geschlossen sind. Die *Instructions pour l'étranger*, werden, hoffentlich, bald allen Reisebüchern einverleibt werden. Bemerkenswerth ist, daß man noch jetzt *Vaitures des environs de Paris* hat, womit man seine Excursionen, zu sehr billigen Preisen, anstellen kann; ferner daß man im *Bureau des Théâtres*, sogenannte *Billets d'acteurs* zu kaufen findet, und so, um ein geringes Geld, täglich das Orchester oder die Logen im Schauspiel besucht. Allgemeine Uebersicht von Paris; Entstehung, Lage, Klima, Luft, Wasser, Erzeugnisse etc. das Maximum der Hitze ist 36 Grad; das Minimum 15, nach *Reaumur*: man zählt ohngefähr 1000 Straßen, von fast 9000 Laternen erleuchtet; die Volksmenge läßt sich nicht zuverlässig bestimmen, allein sie gränzt gewiß nahe an 750,000 Seelen; das Viertel der *Chaussée d'Antin* ist ohnstreitig das lebhafteste; wie sehr der Luxus gestiegen sey, erhellt schon daraus, daß man jetzt wohl 100, weit reichlicher und glänzender ausgesteuerte, Galanterie-Läden zählt, als das, vor 25 Jahren so berühmte, *Petit-Dunkerque*; z. B. bloß die *Vernierung der Boutique de la Providence, Rue de la loi*, hat 70000 Livres gekostet; die Meublierung von zwey Zimmern kam einem Privatmann 140,000 Livres zu stehen, und die Fassung eines Schmucks ist nach drey Monaten schon alt.

Der Vf. hat seine Gegenstände, sehr schicklich, in sechs Haupt-Abschnitte geordnet, *Gouvernement; Religion; Lettres; Industrie; Edifices; Spectacles*. Jeder von diesen Abschnitten begreift wieder die ihm anpassenden Unterabtheilungen! Z. B. so sind unter *Religion*, die Erziehungs-Anstalten, unter *Spectacles*, die Spazier- und Vergnügungs-Oerter classificirt. Rec. wird nicht bey jeder Rubrik verweilen, sondern nur dieses und jenes Interessante und minder Bekannte anheben. — Es giebt 14 Spitäler und 8

Gefängnisse. Der *Pavillon de Marsan* vor den *Thuilleries*, wo sonst die französische Komödie war, und *Voltaire* gekrönt wurde, diente nachher dem *National-Convent*, und jetzt dem Staatsrath zum Versammlungsort. Der erste Consul bewohnt den *Pavillon de Flore*. Der *Carroufel*-Platz ist äußerst prächtig, seitdem er von allen Gebäuden, die ihn verengten, gesäubert worden, und 400 Schritte breit. Der Garten enthält viele Statuen und Vasen, deren hier einige 60, nebst den Meistern, namhaft gemacht sind. — *Luxembourg*: die *Rubens'sche* Gallerie, soll wieder dahin gebracht werden; aufgestellt sind schon die *Marinen* von *Vernet*, und die Gemälde des *le Sueur*, die sonst bey dem *Karthäusern* waren. — Das *Palais Bourbon*, dessen ehemalige Bewohnerin, Prinzessin *Louise von Bourbon*, jetzt im Auslande, in einem Nonnenkloster, weilt, wird nicht bloß vom *Corps législatif*, sondern auch von der *Ecole polytechnique*, und dem *Staatsarchiv*, eingenommen. — *Palais royal*, nun *Palais du Tribunal*, „einziger Ort in der Welt, desgleichen vielleicht nie vorher existirt hat!“ Alphabetisches Verzeichniß der in den Gallerien befindlichen Butiken, nach ihren Waaren. — In der *Grande Chambre* des *Palais de Justice* die unter dem heil. *Ludwig* erbaut wurde, hielt das *Revolutionstribunal* seine Versammlungen, und in demselben Saal hielt auch *Ludwig XVI* jene auf immer berufene Sitzung, womit die Revolution begann. Jetzt ist das *Cassations-Tribunal* daselbst befindlich. — Es hält nunmehr sehr schwer, Einlaß-Billets in die *Thuilleries*, an den großen Paradedagen, zu bekommen, man kann sie aber aus den umliegenden Häusern sehn. — Das *Hôtel-Dieu*, das an 4000 Kranke zählt, hat schon jetzt wieder 60 *Soeurs de charité*, die den Dienst der Pflegerinnen darin versehen; vor der Revolution belief sich ihre Zahl auf 130. — *La Charité*, wo der berühmte Wundarzt *le Côme* war, besitzt nun den *Boyer*, der für einen der ersten Wundärzte in Europa gilt. — Die *Retraite assurée à Chailot* ist ein neues, wohlthätiges Institut, wo man, für eine gewisse Summe, auf Lebenszeit sich einkaufen kann. — Auf dem *Hôtel de ville* zeigt man noch die Stelle, wo *Robespierre* versuchte sich selbst zu tödten. — Die *Rumfordschen* Suppen werden zu Paris an 7 verschiedenen Oertern vertheilt; das Billet kostet 6 Liards. — Es sind 4 Telegraphen zu Paris; man muß Erlaubniß von der Regierung haben, um ihr Inneres zu sehn; nur in dem auf *Montmartre* darf man gehn. — Das *Champ de Mars* ist jetzt von allen Gerüsten und Auszierungen gereinigt, und dient bloß zum Exerciren. — Zu Paris wird wieder eine *Gazette ecclésiastique* geschrieben, und es versammelt sich daselbst eine Gesellschaft unter dem Namen, *Gesellschaft der christlichen Philosophie*. — *Pajsiello* ist Kapellmeister von der *Maskeapelle* des ersten Consuls, mit einem Gehalt von 30000 *Livres*. — Die großen Männer, Gelehrten und Künstler, welche in den verschiedenen Kirchen von Paris begraben waren, sind durch den Vandalismus der Revolution ausgescharrt, und ihre Asche zerstreut worden; nur die Überreste von einigen befinden sich noch

im Museum der französischen Denkmäler. In einer Ecke des gewesenen Kirchhofs von *St. Etienne-du-Mont*, liegen *Mirabeaus* Gebeine begraben, nachdem man sie aus dem *Pantheon* verstoßen. — Die *Refotmirten* haben 3 Kirchen, und die Juden 3 Synagogen. Die *Lutheraner* halten Gottesdienst bey dem dänischen Gesandten. Die *Theophilanthropen* haben keine öffentlichen Versammlungen mehr. Das *Musée des aveugles*, wo die *Gesellschaft der Letztern* sich zuerst bildete, ist dasselbe *Hôtel de Mesmes*, wo 1567 der große *Montmorency* starb, wo *Heinrich II* wohnte, und *Law* seine famöse Bank anlegte. — 13 öffentliche Museen und Sammlungen; 18 gelehrte Gesellschaften; 9 öffentliche Bibliotheken; 7 Lehranstalten, und 9 Lesekabinette von S. 90 an aufgeführt. Das *Musée Napoléon* besteht jetzt aus der *Antiken-Gallerie*, [die *mediceische Venus* steht im *Laokoon's Saal*, und die *Pallas* von *Velettri* im *Kaiser-Saal*] der *Gemälde-Gallerie*, der *Zeichnungen-Gallerie*, und dem *chalkographischen Kabinet*. Bey der *Gemälde-Gallerie* findet man die Meister der verschiedenen Schulen und die Nummern der Gemälde genannt. — Das *Museum des Monuments François* theilt sich nun, außer den 7 Sälen, auch in den innern Garten, und ins *Elysium*, wo *Molières*, *Boileaus's*, *La Fontaines*, *Descartes*, und *Heliosens* Gebeine ruhen. — Das Grabmahl und die Leiche von *Goy de la Brasse*, dem Stifter des *Jardin des plantes*, wird, seit der Zerstörung der Kapelle, wo er begraben war, in dem Keller des *Musée d'histoire naturelle* aufbewahrt; der berühmte *Funus de St. Fond*, ist im Besitz des *Hirnhäutleins* und der *Blasensteine Büssons*, und *Willens*, diesen Resten des großen Naturforschers, auf seinem Gute in *Languedoc*, ein Denkmahl setzen zu lassen. *Büssons* Körper ist noch zu *Monthart*, aber in der Revolution um einen Arm gekommen. — Das *Musée d'Artillerie* ist eine neue Anstalt; man bewahrt daselbst alle die geheimen und ungeheuren mörderischen Erfindungen des Kriegs, und auch die Rüstungen *Gottfrieds von Bouillon*, des *Mädchens von Orleans* etc. die sonst zu *Chantilly* und im *Garde meuble* waren. — Die Wohnungen der ehemaligen Doctoren der *Sorbonne* sind jetzt Mahlern und Künstlern eingeräumt. — Die *National-Bibliothek* faßt 350,000 Bände; unter den ältesten Drucken ist ein *Titus Livius*, der in der Belagerung von *Lyon* halb von einer Bombe zerrissen wurde. — Die *Tafel der Isis* von *Turin*, der *Sessel Dagoberts*, das *Petschaft* von *Michel Angelo*, werden jetzt im *Antiken-Kabinet* aufbewahrt. Die berühmte Vase, die sonst in der heil. Kapelle war, ist bekanntlich vor kurzem gestohlen worden. — Das *Kupferstich-Kabinet* enthält unter andern das *Portefeuille des Gaignières* von allen französischen Werken; seit *Clodis* bis auf unsere Zeit. — Unter den 72,000 Handschriften der *Gallerie des manuscrits* befindet sich nun auch der *Terenz* und *Virgil* aus dem *Vatican*; der *Virgil* mit *Petrarch's* Noten, der *Flavius Josephus* von *Mayland*; die *Hallerschen anatomischen Tafeln*, die *Manuscripte des Galilei*, und *Memoiren Ludwigs XIV* von seiner Hand. — Von S. 146 an, gibt das *N.*, das *Namen-Register* der Schriftsteller, in glei-



gleichen der Künstler von 1802; die der letztern, deren Wohnungen auch bezeichnet sind, belaufen sich auf 267, sowohl Mahler, als Bildbauer und Kupferstecher; von vielen sind die Arbeiten bemerkt. — Es giebt jetzt in Paris 15 politische Tagblätter und Zeitschriften, und 36 gelehrte und wissenschaftliche. — Bey *Soulavie*, dem bekannten Verfasser der *Mémoires de Louis XVI*, trifft man eine vollständige Sammlung von allen Karrikaturen und satyrischen Kupfern an, die seit 1789 erschienen sind. — zwanzig Privat-Sammlungen von verschiedenen Gegenständen; *Denon*, der bekannte ägyptische Reisende, besitzt einen Zahn von *Voltaire*, in einen Ring gefasst, und im *Cabinet de Terlan* findet man die Larve von *Cromwell*; — die Spiegel-Fabrik hat schon Spiegel von 102 Zoll Höhe geliefert; die theuersten Spiegel sind zu dem Preis von 6000 Livres — das S. 207 die Vergleichung der französischen Münzen mit den ausländischen, auf *Livres* und *Sols*, nicht auf *Francs* und *Centimes* gestellt ist, fiel dem Rec. auf. — Im J. 1803 war das Taglohn des Maurers 5 Livres, des Tagelöhners 2 Liv. 10 S., des Schreiners 2 Liv., des Schneiders 1 Liv., 10 S., des Schlossers 3 Liv., des Schusters, vom Paar, 1 Liv. 10 S., der Wäscherin 15 S., der Näherin 15 Sols und Essen. — Der vier-eckige Thurm, der unter *Franz I* gebaut war, ist vom *St. Jacques - la Boucherie* noch übrig. Der Käufer hat ihn nicht abtragen lassen, sondern an einen Engländer vermietet, der Niemand hineinkläßt, und deswegen in der Nachbarschaft für den Anhänger von *Nicolas Flamel*, des berühmten Alchimisten, gilt, der hier begraben lag. — S. 237 ist ein Verzeichniß historisch-merkwürdiger Oerter, als von *Molieres*-Haus, von den Häusern, wo *Voltaire*, *Mirabeau*, *Coligny*, *Heinrich IV* Karben; *Racines* Wohnung; die *Butte des Moulins*, wo das Mädchen von Orleans in einem Sturm verwundet wurde u. s. w. — Unter dem 18 Brücken ist der *pont de la Concorde* die prächtigste — 8 große Schauspiele, und 22 kleine, die 4 Panoramas von Paris, Lyon, London, Neapel, die Phantasmagorie, die *Franconi* mit eingeschlossen; man hat jetzt auch eine Stierhetze; die Fläres belaufen sich auf 3000, die *Cabriolets* auf 2000; Verzeichniß der Promenaden, sowohl der innern, als der entfernten etc. Das alphabetische Verzeichniß der Gassen macht den Beschluß. Der Druck ist sehr sauber, und trotz der Zartheit der Lettern, nicht angreifend für's Auge. Er macht der Druckerey von *Cramer* (aus Kiel) Ehre.

E1.

SULZBACH, b. Seidel: C. G. v. Murr über den wahren Ursprung der Rosenkreutzer und des Freymaurerordens. Nebst einem Anhange zur Geschichte der Tempelherren. 1803. 160 S. 8. (10 gr.)

Dem Titel des Buches nach könnte man hier eine kritische Untersuchung des wahren Ursprunges der Rosenkreutzer und des Freymaurerordens, und dessen Enthüllung als seiner bekanntlich für manche noch dunkeln Geschichte, wenigstens eine bedeuten-

de Nachlese zu dem, was andere vor dem Vf. über diesen Gegenstand gesagt haben, erwarten. Aber auf eine solche Untersuchung hat der Vf., wie es scheint, es selbst nicht im Ernste angelegt, noch eine solche zu geben gemeint. Ihm genügt es, hier einen an sich nicht unerheblichen Beytrag zu einer künftigen *Bibliotheca obscurorum virorum*, durch Anführung vieler theils rosenkreutzerischer Schriften selbst, theils anderer mit diesen in oftmals sehr engem Bezuge stehender zu geben, über die er nicht selten ein Urtheil fällt, das Rec. stets zu unterschreiben bereit ist. Oftmals mischt der Vf. auch literarische Notizen ein, die sowohl über die erwähnte Schrift, als über deren Vf. eine dem Literator willkommenen Auskunft geben, und übrigens von seiner bekannten Belesenheit ein unzweydeutiges Zeugniß ablegen. Er beginnt mit dem bekannten *Thurneisser* von dem, besonders durch *Khunrath*, auf den schon vor ihnen gelegten Grund theosophischen, astrologischen und magischen Unsinn, ein in aller Hinsicht sehr klägliches Gebäude aufgeführt worden, das von der grossen Verirrung des menschlichen Wissens nur zu laut zeugte, und welches auch die nachher hinzugekommenen alchemistischen und kabbalistischen Strebepfeiler vom Sturze nicht zu retten vermochten. Denn einen solchen Sturz mußten natürlich die folgenden Zeiten mit einer geläuterten Philosophie und Physik beschleunigen. Was von dem bekannten *Joh. Valent. Andrea* hier vorkommt, gehört zu dem schon bekannten. Rec. kann den Wußt, nach chronologischer Ordnung erwähnten, rosenkreutzerischen Unsinn hier nicht abermals anführen, will jedoch bemerken, daß die hier genannten Schriften leicht mit mehreren, besonders aus den neuern Zeiten, weil es noch immer hie und da solche Queer- und Leerböfse giebt, vermehrt werden können. Dem Vf. war es auch um eine solche Vollständigkeit nicht zu thun, weil er nur bis zu dem J. 1633 gehen durfte, um in demselben den Keim (?) der Entstehung des Freymaurerordens zu finden, und von da an, neben den Schriften der Freymaurer, auch die der Rosenkreutzer zu verfolgen. „Da die letztern in diesem Jahre, in England ihren bisher gebrauchten Namen abschafften, und sich *Sophi*, *Sapientes* nannten (sagt der Vf. S. 60), so bedienten sie sich solcher figürlichen Redensarten von Wiederaufbauung des Tempels Salomonis etc. um die Absicht ihres Ordens zu verbergen, der (?) sich hernach unter *Cromwell* durch öffentliche und geheime Clubbs (bey den Rosenkreuzern hießen sie *Collegia*) oder Logen, als Orden zu dem, was er in der ersten Hälfte des XVIII Jahrhunderts war und theils noch ist, ausbildete.“ Sein Endzweck war und ist noch (trotz der vielen Auswüchse) *Philanthropie und religiöse Freyheit* (?) zu befördern. Mit der Angabe dieser dem Vf. eigenen Idee, welcher Rec. das Wort zu reden nicht Ursache hat, scheint er auch sich seines Versprechens, den wahren Ursprung der Freymaurer angegeben zu haben, zu entledigen. Nur schade, daß er bey der so bestimmten Angabe des Ursprungs und Endzwecks des Freymau-



maurerordens, so manche hiebey einschlagende Schrift, wie die des Hn. Nikolai, und der Briefe über Freymaurerey (Nürnberg b. Gratten.) so wie Vogels Reden über den Zweck der Freymaurerey, nicht benutzen wollte, da doch besonders erstere seinen Ideen über den Ursprung des Ordens, so wie jenen über Kunst- und Tempelherrnmaurerey, wenn Rec. nicht alles trägt, eine bestimmtere Richtung gegeben haben würde. Vom J. 1650, als in welches die allererste patriotische Freymaurerloge in London fällt, beginnt, mit Einschluss manches, was von dem in den Freymaurerlogen üblichen Ceremoniel unbekannt ist, eine Art von Freymaurer-Chronik, (die gar leicht aus andern gedruckten Nachrichten, besonders aus dem ersten Hefte der *Elksin. des XVIII Jahrh.* hätte vermehrt werden können,) bey welcher es dem Vf. nicht an Stoff fehlte, seine eigenen, mit unter sehr richtigen, Urtheile über geheime Gesellschaften, und ihre nahen und fernem Auswüchse anzuschließen. S. 93 erwähnt er auch der *Festerschen Idee*, scheint jedoch nicht zu wissen, was dem Hn. *Fester*, auf das, was er über Wesen und Tendenz der Freymaurerey sich gedacht hat, in der neuesten Schrift: *Die Brüder St. Johannis des Evangelisten etc.* Berlin. 1803, im Anhang über die Wichtigkeit der *Festerschen Reformation*, geantwortet ist. S. 94 meint der Vf., man sehe es nicht gern, wenn der Logenmeister ein eifriger Kantianer sey, der in der Kantischen Philosophie sein Alles finde, wobey ihm jedoch nicht jede Loge ganz unbedingt beypflichten möchte. In dem Anhang zur Geschichte der Tempelherrn in Spanien und Portugal findet der Leser einen Auszug aus des Grafen *Campomanes* *Dissertationes historicas del Orden y Cavalleria de los Templarios etc.*

S. 133 hat der Vf. aus einem ihm von Hn. D. Münster mitgetheilten Hefte der in Rom von ihm 1785 in verschiedenen Privatbibliotheken abgeschriebenen Aktenstücke, mehrere zum Theil lesenswürdige ausgezogen, von welchen diejenigen, welche das Zeugenverhör der Tempelherrn in Castilien 1310 betreffen, sehr interessant sind. Eine Urkunde zur Geschichte der deutschen Tempelherrn schließt diese nicht unerhebliche Schrift.

DÜSSELDORF, b. Schreiner: *Gemälde der Kindheit und des häuslichen Glücks*, von Aloys Schreiber. 1803. 177 S. 8. (Gedruckt in Essen, b. Bädcker.) (18 gr.)

Eine wohlgemeinte Ansprache an gute, unverdorbene Herzen, die ihre Absicht nicht verfehlen wird. Dem größeren Theil nach sind diese kleinen Gemälde nach den in Frankreich sehr beliebten *Charmes de l'Enfance* vom B. *Gaufrat* copirt, doch so, daß die nationale Manier des überrheinischen Dichters nicht zu sehr hervorsticht. Der Erzählungen sind 37; sie beziehen sich alle auf Freuden, der Natur und häusliches Glück. Den Beschluss macht: *Das verödete Dorfchen*, eine Erzählung in fünf Fußigen Jamben nach *Goldsmith*. Bekanntlich lieferte schon *Bärde* eine gereimte Nathbildung derselben, allein die gegenwärtige Uebersetzung stellt dieses durch Simplicität in Wahrheit rührende Gedicht treuer dar. Die Verse sind indess nicht immer fließend genug; auch finden sich hin und wieder andere Unrichtigkeiten. Z. R.

S. 170: Zu nichtlichen Örgyen (Örgien) eingeweiht. Druck und Papier verdienen einer rühmliche Erwähnung.

— R —

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Altenburg u. Erfurt, b. Schnuphase: Ueber die öffentlichen und gemeinschaftlichen Vergnügungen der Landleute.* Ein Versuch, Polizeydirectoren, menschenfreundlichen Obrigkeiten und wahren Volksfreunden zur Prüfung vorgelegt von C. H. A. 1804. 9 Bg. 8. (8 gr.) Dieses Büchlein ist von einem sachkundigen, verständigen und wohlmeinenden Manne geschrieben, und es ist dem Rec. sehr lieb, daß auch diese Sache einmal, und mit so viel Aufmerksamkeit auf dabey mitwirkende kleine und große Dinge; öffentlich zur Sprache kommt. Schon seit vielleicht fünfzehn und mehr Jahren that er, auf Veranlassung, einigen Landleuten der Gegend, wo er lebt, den Vorschlag, ob sie nicht statt der großen dafelbst üblichen Hochzeiten, welche viel Beschwerde und wenig Freude mit sich führen, zwey oder drey allgemeine Freudentage in den verschiedenen Höfen ihrer Kirchspiele einführen könnten, wovon die Besorgung nach den Dorfschaften sowohl, als auch nach den großen Häusern in denselben, jährlich abwechseln müßte. Aber das wie? machte große Schwierigkeit; und eben diese Schwierigkeiten finden sich auch bey der Ausführung der Vorschläge des Vf's, dem es doch gar nicht an Erfahrung fehlt; inzwischen mag sich manches in Obersachsen leichter als in Niedersachsen und Westphalen ausführen lassen; und in Ortschaften, wo Gutsbesitzer sind, die thätig seyn wollen, sind Hindernisse der Einrichtung zweckmäßiger Volksvergnügungen mit der wenigsten Mühe zu besiegen. In der Gegend des Vf's scheint übrigens der Luxus noch weit mehr auf dem Dorfe eingerissen zu seyn, als in der

Gegend des Rec.; und was jener von abschlechtes Högstolzen sagt, würde auf die Landleute in seiner Nachbarschaft nicht passen, wo die Ehelosigkeit so gut wie bey den Kindern der Edelleute, und noch weit mehr, oft bloßer Nothzwang ist. Wovon soll der Bauersohn, der kein Land hat, Frau und Kinder ernähren? Wo soll er Wohnung finden? Und hülfte er auch sich selbst durch, so ist die Aussicht für die nächste Geschlechtsfolge, bloße Tagelöhner-Familien zu werden, mehr als abschreckend. Was von Polizeyanstalten bey den öffentlichen Vergnügungen der Landleute gesagt wird, läßt sich da, wo einmal eine Art von Polizey auf den Dörfern durch die Einwohner selbst schon ausgeübt wird, leichter einrichten als wo dieß der Fall nicht ist. Und wie soll der Bauer, den der Vf. bey den Vergnügungen der Landleute nicht dulden will zurückgehalten werden, wenn er sich zudrängt? Und wer wird den Verkäufer von berauschenden und verälschten Getränken überführen und zwingen? Dem *Vogelschütz* wäre Rec. nicht abhold; auch würde er den Sonntag-Nachmittag den Landleuten gern zum beständigen Freudentag machen, damit nicht gespielt, gefessen, gelangweilet, und damit auch nicht gearbeitet würde. Von dem jüdischen Sabbath hat der Vf. einen verkehrten Begriff. „Der Sonntag,“ heißt es S. 92, „ist zugleich dem Genuße anständiger sinnlichen Freuden gewidmet, und unterscheidet sich eben hiedurch (?) von dem altjüdischen Sabbath.“ Auch kann Rec. den Vf. versichern, daß der bekannte *Melajogge* nie einen *Musikanten* oder des etwas in der Hand gehabt hat, wie er S. 9 zu glauben scheint.

Ba

## J E N - A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 M A Y, 1804

## NATURGESCHICHTE

NÜRNBERG, in d. Steinischen Buchh.: *Fauna Boica: Durchgedachte Geschichte der in Bayern einheimischen und zahmen Thiere*. Von Franz von Paula Schrank, der Theol. und Philos. Dr., kurpfälz-bayerischem wirkl. geistl. Rathe. *Erster Band*, (in zwey Abtheilungen mit besondern Titeln: aber fortlaufender Seitenzahl). XII und 720 S. mit 1 Titelpuffer. (2 Rthlr. 8 gr.) *Zweiter Band*, erste Abtheilung. (Ingolstadt, b. Krüll). 1801. VIII und 274 S. (1 Rthlr. 4 gr.) *Zweiter Band*, des zweyte Abtheilung etc. 1802. 412 S. (1 Rthlr. 8 gr.) *Dritten und letzten Bandes erste Abtheilung*. (Landshut, b. Krüll). 1803. VIII und 272 S. *Dritten und letzten Bandes zweyte Abtheilung*. 1803. XIX und 372 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Hr. S. sagt nicht, welch einen Beruf er zur Herausgabe einer Fauna Bayerns haben konnte, und doch würde dies nicht überflüssig gewesen seyn, da das Buch durch seinen Inhalt hierüber keine befriedigende Auskunft giebt. Nur eine gleich gute Bekanntheit mit allen Classen des Thierreichs kann die Herausgabe einer allgemeinen Fauna, nur die Aufstellung und genaue Beschreibung einer bedeutenden Anzahl unbeschriebener Thiere in dieser oder in jener Classe, die Herausgabe einer speciellen Fauna rechtfertigen. Dafs Hr. S. nicht alle Fächer der Zoologie einer gleichen Aufmerksamkeit gewürdigt habe, davon wird weiter unten Rec. den Beweis führen. Es war also von seiner Seite ein kühnes und nicht zu billigendes Unternehmen, dafs er sich an die Herausgabe einer allgemeinen Fauna wagte. Ist aber in dem Buche irgend eine Classe so ausgezeichnet gut bearbeitet, und durch Aufstellung wirklich neuer Arten dergestalt bereichert, dafs doch wenigstens die Herausgabe einer speciellen Fauna Dank verdient hätte? Rec. glaubt dies nicht. Wohl sind in den meisten Classen neue Gattungen errichtet, auch mehrere Arten als neu aufgestellt; allein diese sind so beschrieben, dafs entweder die Entzifferung unmöglich fällt, oder dafs da, wo die Beschreibungen besser ausfielen, es sich bald zeigt, dafs nur die Benennungen neu sind, die Thiere selbst aber längst unter andern Namen bekannt waren.

Wir sind weit entfernt, der Arbeit des Hn. S. alles Verdienst absprechen zu wollen, denn die meisten Abhandlungen und allgemeineren Anmerkungen, *S. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.*

welche hin und wieder eingewebt sind, geben zuweilen gute Aufschlüsse und gründliche Belehrung, verrathen auch den denkenden Kopf und den philosophischen Naturforscher; allein gerade diese Abhandlungen stehen hier nicht an ihrer Stelle, da sie zur Erläuterung der Thiergeschichte Bayerns nicht mehr als zu der eines jeden andern Landes beytragen. Die besondere Herausgabe jener Abhandlungen hätte Dank verdient, noch gröfsern aber die Unterdrückung der Aufzählung der Thierarten Bayerns. Zur Bekanntmachung der wenigen wirklich neuen Arten hätte der Vf. gewifs anderswo eine schickliche Gelegenheit gefunden, ohne dafs es hiezu der Herausgabe dieser Bände bedurft hätte, die noch überdies durch Weiterschweifigkeit und oft unnöthiges Verweilen bey den bekanntesten Gegenständen, zu seiner ziemlichen Dicke angewachsen sind. Nicht selten hat der Vf. eine wenigstens hier nicht statt habende Gelehrsamkeit zur Schau gestellt; denn was sollen theologische, juridische, medicinische und algebratische Digressionen in einer Thiergeschichte?

Hr. S. scheint sich zwar für einen guten Beschreiber zu halten; allein seine Beschreibungen sind gesucht und verworren, und stehen denen von Linné und Fabricius so weit nach, dafs nicht einmal eine Vergleichung möglich ist. Der Vf. scheint an Scopoli's geschmacklosen Beschreibungen besondern Wohlgefallen gefunden zu haben, denn viele derselben sind ganz nach dieser Manier abgefaßt. Allein Scopoli hat doch noch mehr Methode, wird doch noch durch die Kupfer zu seiner *Entomologia Carniolica* verständlich; hier aber ist die Entzifferung der Arten, wo nicht immer unmöglich, doch immer unangenehm und ermüdend; erläuternde Kupfer hat das Werk nicht, und eine nähere Auskunft will der Vf. der Vorrede zum I Bande nach, auf an ihn zu richtende Anfragen, wegen seiner neuen Arten nicht geben. Rec. übernimmt bey dieser Lage der Dinge, auch nicht bey einer unter den Arten, welche er weiter hin auf des Vfs Wort als neu anführen wird, die Gewährleistung, dafs sie es wirklich sey. Einen gerechten Tadel verdienen viele der Farbenbenennungen des Vfs. Was heifst *muschelbraun*, *weinsuppenfarben*, *lausefarben*? Welch ein bestimmter Begriff kann an so unbestimmte, als diese und mehrere andere, Ausdrücke geknüpft werden?

Doch genug der allgemeinen Rügen; Rec. eilt, den Inhalt der drey Bände dieses Buches anzuzulegen, und behält sich für diese Gelegenheit die Belege zu seinem Tadel vor.

In der I Abtheilung des I Bandes kommen die Classen der Säugthiere, der Vögel und der Amphibien vor. Die Ordnungen der Säugthiere sind größtentheils die Linnéischen, theils die einiger Neuern. Neue Gattungen sind von dem Vf. nicht errichtet, neue Arten nicht aufgestellt, Erläuterungen über dunkle kommen nicht vor. Von dem Hunde sind S. 48 und 49 zwey bekannte Anekdotchen erzählt, welche eine schicklichere Stelle in Raff's Naturgeschichte für Kinder, als hier, gefunden haben würden. Unschicklich findet es der Vf., den Namen des Weibes zum Gattungsnamen, und die Benennung des Mannes zum Trivialnamen zu machen, er nahm daher für die bisherigen lateinischen Gattungsnamen *Capra* und *Ovis* die Namen *Tragus* und *Murmon* an. Welch' eine Neuerungsucht!

Bey den Vögeln sind Linné's Ordnungen beygehalten. Von der Linnéischen Gattung *Falco* sind diejenigen Arten getrennt, deren Schnabel an der Wurzel gerade, am Ende aber gekrümmt ist, und für sie die Gattung *Aquila* errichtet. Ueber die Nothwendigkeit dieser Trennung mögen andere entscheiden; Rec. sieht sie nicht ein. *Strix tripennis* hätte genauer beschrieben werden müssen, damit bestimmt werden konnte, ob die Art wirklich neu sey. Der Beweis, daß die *aves meleagrides* des Plinius keineswegs unsere Truthühner, sondern unsere Perlhühner seyen, ist S. 137 artig geführt. Daß der Phasan, (*Phasianus Colchicus* L.) zur Gattung *Pavo* gezogen ist, läßt sich schwerlich rechtfertigen. Der Vf., statt den Leser von den Gründen zu diesem Verfahren (die aber schwerlich triftig gewesen seyn würden) zu unterrichten, erzählt lieber ein Anekdotchen, den Phasan betreffend, aus den alten Minnezeiten herbegeführt. Dies heist denn doch nicht die Naturgeschichte eines Landes aufklären; doch nicht die durchgedachte Thiergeschichte Bayerns liefern! Von *Fringilla caelebs* L. ist unter den Namen *Fringilla nobilis* wahrscheinlich nur eine Spielart als Art getrennt. Linné's *Scolopax arquata* und *Phaeopus*, haben nach dem Vorgange Schäffers den Gattungsnamen *Numerius* erhalten.

Die Linnéischen Ordnungen sind bey den Amphibien beygehalten, jedoch mit dem Unterschiede, daß die dritte, die Schwimmer (*Nantes*), mit Bloch und andern zu den Fischen verwiesen sind. *Laurentis Synopsis reptilium* ist von dem Vf. sowohl in Ansehung der Gattungen, als auch bey Bestimmung der Arten, genutzt worden. Denn so ist hier nach Laurenti Linné's Gattung *Rana* in die Gattungen *Bufo*, *Rana* und *Hyla*, und Linné's Gattung *Lacerta* in die Gattungen *Triton*, *Salamandra* und *Seps* aufgelöst. *Seps Stellatus* ist von dem Vf. nur, als er noch Knaube war, gesehen worden, dieser Umstand hält ihn aber doch nicht ab, das Thier aus dem Gedächtnisse aufzuführen. Welch ein Verfahren! Bey den Schlangen kommen die Linnéischen Gattungen *Anguis* und *Coluber* vor, so wie auch die von der letzteren durch Laurenti abgeforderte Gattung *Natrix*. Zur Füllung des Raums sind bey *Salamandra maculata* weitläufige

Auszüge aus *Wurfbainii Salamandrologia*, und bey *Natrix vulgaris* ein beynahe wörtlicher Abdruck des Blumenbach'schen anatomischen Aufsatzes über diese Schlange aus dem V Bande des Lichtenberg-Voigt'schen Magazins beygebracht. Nicht aus eigener Wissenschaft, nach des Vfs' eignen Geständnisse, sondern nur auf das Wort anderer, sind von den beschriebenen Amphibien einige als Bewohner Bayerns aufgeführt. Bey einer solchen Behandlungsart waren Mißgriffe und Irrthümer unvermeidlich.

In der zweyten Abtheilung dieses Bandes kommt die Classe der Fische und die erste Linnéische Ordnung aus der Classe der Insecten, die Käfer vor. Bey den Fischen sind Linné's Ordnungen beygehalten und ihnen noch die von den Amphibien getrennte, die Schwimmer, zugefellt. Durch eine Flüchtigkeit, die kaum zu entschuldigen ist, heist die Aalattung S. 304 *Anguilla*, S. 307 aber mit Linné *Muraena*. Welcher von den beiden Gattungsnamen soll nun gelten? Ueber die Fortpflanzungsweise der Aale sind Vallisnieri's, Martigli's und Bloch's Meinungen vorgetragen. Auf neue Arten, oder neue Bemerkungen bey bekannten kann bey dieser Classe Rec. den Leser nicht aufmerksam machen. Nach des Vfs Behaupten, soll in dem Bayerischen Landrechte, welches noch jetzt gesetzliche Kraft hat, des sechsten Theils neunter Titel vortreffliche Verordnungen in Ansehung der Fischereyen enthalten. — Die Insectenordnungen des Vfs sind beynahe gänzlich die Linnéischen, auch sind Linné's Gattungen beygehalten, einige Fabricische aufgenommen, und neue hin und wieder eingeführt. Wegen der vom Vf. herrührenden Gattungen, soll das Nöthige bey einer jeden Ordnung bemerkt werden; zunächst also hier von den neuen Gattungen bey den Käfern. *Pilularius* — Linné's *Scarabaei exscutellati* — die Gattungen *Ateuchus* und *Copris* des Fabricius. *Involvulus* — die Gattung *Atilabus* des Fabr. und Herbst's, so wie auch des letztern Gattung *Rhynchites*. *Salix* — die mit Springfüßen versehenen *Rhynchaeni* bey dem Fabr. Die Gattung *Rhynchophorus* ist nach Herbst aufgenommen, und heist bey Fabr. *Calandra*. *Peotias* bey Fabr. mit *Ptinus* vereinigt. *Adimonia*, nach Leicharting aufgenommen, bey Fabr. *Gallerucca*. *Gymnopteron*, — bey Linné *Necydalis*, bey Fabr. *Molurhus*. Alle in dieser Ordnung vorkommenden wirklich neuen, oder als neu angegebenen Arten speciell anzuführen und kritisch zu beurtheilen, würde Rec. weiter führen, als es ihm der beschränkte Raum einer Recension erlaubt. Einiges glaubt er aber doch ausheben zu müssen. Eine, bisher stets mit *S. parallelipipedus* Linné verwechselte, Schröterart, kommt unter dem Namen *S. bipunctatus* vor. *Pilularius Lunus* ist *Cop. lunaris* Fabr., *Pil. Belisama* aber *Cop. emarginata* Fabr. *Melolontha* soll der Abstammung nach, behauptet der Vf., einen *Pillenwölzer* bedeuten. Illigers Etymologie, der dieses Wort von *μυλον* — Obst ableitet, s. dessen Magazin I. S. 142, ist bey weitem vorzuziehen. *Tragofita* kommt zweymal im Buche S. 356 und 419 unrichtig statt *Trogofita* vor. Mit einigen andern

und nicht mit Unrecht, sieht der Vf. den *Dof. piniperda* nicht als die Ursache, sondern als die Folge der Baumtroeknifs an. Bey der Gattung *Crioteris* wird der Trivialname einer der Arten derselben, der *meridgera*, als untauglich verworfen, weil er die Eigenthümlichkeit aller Arten dieser Gattung, sich mit ihrem Koth zu bekleiden, ausdrücke; jene Art ist daher *lilis* genannt. Lächerlich dünkt uns der der Gattung *Spondylis* ertheilte deutsche Gattungsname *Wanderkäfer*. Der Grund zu dieser Benennung kann unmöglich errathen werden, hier ist aber Hr. S., was nicht oft der Fall in seinen Schriften ist, so gefällig ihn anzugeben. . . . „*Spondylis buprestoides* hat seltsame Wanderungen von einer Gattung zur andern befahren müssen“ — daher denn der Name *Wanderkäfer*. Hoffentlich wird diese Benennung keine Nachahmungen zur Folge haben; was würde aus der systematischen Nomenclatur in der Naturgeschichte werden, wenn die Mißgriffe der Naturforscher bey den Benennungen zum Grunde gelegt werden sollten? Dem Larven der Springkäfer wird der Aufenthalt im Holze angewiesen, und der des *El. sanguineus* in alten modernden Biehestämmen. Diese Fingerzeige sind nicht aus der Acht zu lassen, denn spürt man ihnen weiter nach, so ist die nähere Beleuchtung der Naturgeschichte einer Gattung zu hoffen, welche bis jetzt noch fast ganz im Dunklen lag. Die Folge der Gattungen, welche Hr. S. annahm, ist weder die des Linné, noch die des Fabricius, sie gründet sich auf die Beschaffenheit der Fühlhörner. Zur Ordnung der Käfer hat Hr. S. auch noch die Gattungen *Forficula* und *Blatta* gezogen, welche bey Fabricius in der Classe der *Uromaten*, bey Linné aber in der Ordnung der *Hemiptern* stehen. Nach den Gründen dieses Verfahrens forscht der Leser vergebens, denn Gründe giebt der Vf. in der Regel nicht an — leset und glaubet!

Des 2ten Bandes erste Abtheilung beginnt mit einem lezenswerthen Aufsatze, in welchem der Vf. den Begriff von Verwandlung bey den Insecten in dem Sinne, wie er noch hin und wieder genommen wird, verwirft, und mit Bonnet die verschiedenen Gestalten, in welchen die Insecten während ihrer Lebensperiode erscheinen, für Einkleidungen erklärt. Hiernächst trägt er seine Theorie über die Erzeugung thierischer Körper vor, und definirt die Erzeugung: „ein bloßes Fortwachsen des organischen Körpers, indem sich an schicklichen Gegenden desselben einige seiner Theilchen sammeln, und dazu durch den eignen Bau des Mutterkörpers bestimmt, einen dem Mutterkörper ähnlichen Körper bilden, der von diesem eine Zeit lang genährt, endlich aber stark genug wird, für sich selbst zu leben, sich davon losreißt, und sein eignes Leben unabhängig fortführt.“ Rec. überläßt die Würdigung dieser Theorie Fähigern. Endlich verwirft noch im Allgemeinen der Vf. Harvey's Grundsatz: „*omne vivum ex ovo, omne ovum ex coitu*“ und zwar den zweyten Theil desselben wegen der Fortpflanzungsweise der Blattläuse im Sommer.

In der gegenwärtigen Abtheilung kommen außer Linné's Ordnung der *Hemiptern* auch noch die ersten Familien der Linné'schen Ordnung der *Lepidoptern*, und zwar bis *Noctua* mitgerechnet, vor. Linné's *Hemiptera* werden von dem Vf. in zwey Hauptfamilien getheilt, *Halbkäfer*: die Classe der *Uromaten* bey Fabricius; *Wanzen*: die Classe der *Rhyngoten* des Fabr. Bey der Gattung *Thrips* in der ersten dieser Familien; (welche Gattung bey Fabr. aber bey den *Rhyngoten* untergebracht ist) kommen als neue Arten vor: *myriophylli*, *bicolor*, *leucanthemi*, *leucoptera*, von allen ist aber nur die Artbezeichnung und der Ort des Aufenthalts angegeben. In der zweyten Familie kommen folgende neue Gattungen vor: *Thyreocoris* und *Coriscus*. In der ersten sind die Arten *lineata*, *grammica*, *cucullata*, *austriaca* und *scarabaeoides* untergebracht, welche bey Fabr. noch in der Gattung *Cimex* stehen, in der andern kommen nur zwey Arten vor, *dauci*, schon früher von dem Vf. in den physikalischen Aufsätzen beschrieben und von Schaffern abgebildet, und *crassipes* — neu. Sonst sind in den verschiedenen ältern Gattungen dieser Familie mehrere Arten aufgeführt, deren Aufzählung Rec. sich zur Ersparrung des Raums enthält. Zumal die Gattung *Aptris* hat einen bedeutenden Zuwachs an Arten erhalten, von welchen der grössere Theil aber schwer zu bestimmen seyn wird; zur Geschichte der Gattung hat Hr. S. doch einen wichtigen Beytrag geliefert.

Sehr gerecht ist des Vfs Klage, daß die Ordnung der Schmetterlinge, welche in Rücksicht auf die Arten mit einer grösseren Sorgfalt, als bey den übrigen Insectenordnungen, bearbeitet worden, in Ansehung der Gattungen beynahe gänzlich vernachlässiget sey. Linné nahm bekanntlich bey seinen *Lepidoptern* nur drey Gattungen an, theilte aber die letzte, die *Phalaenae*, in acht Familien, denen er besondere Namen beylegte; Fabricius befferte an dem Linné'schen Gebäude, führte neue Gattungen ein, allein diese nicht in hinlänglicher Anzahl, und nicht immer in dem Geiste seiner eignen Methode. Borkhaufens Schmetterlingsystem, welches im Wesentlichen mit dem Schiffermüllerschen übereinkömmt, gehört zu den besten: denn gute Anordnung und Natürlichkeit kann demselben nicht abgesprochen werden, allein es beschwert das Gedächtniß durch die vielfältig zusammenengesetzten Begriffe, und würde einen weit höheren Werth erhalten haben, wenn Borkhausen einen Schritt weiter gethan, und seine Familien zu Gattungen gemacht hätte. Linné's Gattung *Papilio*, durch Fabricius in zwey Gattungen *Papilio* und *Hesperia* gebracht, ist durch Hn. S. in fünf Gattungen aufgelöst worden. Diese Gattungen sind aber nicht alle von gleichem Werthe. Unterdessn sind: die Gattung *Erynnis* — Dickfalter, Linnes *plebeji urbiculae* — *Herperiae urbiculae* des Fabr., und die Gattung *Cupido* — Schildfalter, Linné's *plebeji rurales*, des Fabr. *Hesperiae rurales*. Gleich untadelhaft würde die Gattung *Maniola* Stutzfalter, die Familie *F* des Wiener Systems seyn, hätte der Vf. nicht in selbige auch die

die Falter der Fam. G. des Wiener Systems mit aufgenommen. Höchst unvollkommen sind aber die beiden Gattungen *Pieris* — Edelfalter und *Papilio* — Dornfalter. Zu der erstern dieser Gattungen sind die Familien B. C. D und E des Wiener Systems gerechnet. Dieses Verfahren kann aber von keinem Entomologen, er bekenne sich zu welchem System er wolle, gut geheissen werden; denn hiedurch geriethen Arten beysammen, welche nach ihrer Verwandtschaftsweise, nach dem Bau der Mundtheile und nach dem Geäder ihrer Flügel nicht durch Familien, sondern nothwendig durch Gattungen getrennt werden mußten. Welch' eine Aehnlichkeit findet zwischen den früheren Ständen der *Pieris Apollo* und *cardamines* statt? Wie verschieden sind nicht die Palpen an *P. Polyxena* und *Machaon* gebildet? Wie unvereinbar ist nicht das Geäder der Flügel bey *P. Mnemosyne* und *brassicae*? Aber selbst die Familien, welche der Vf. bey dieser Gattung annahm, würden nicht ohne Ausmerzungen in Gattungen verwandelt werden können; denn so sehet z. B. in der Familie B. *P. Polyxena* mit *P. Machaon* und *Podalirius* vereinigt, welches weder der Fabricianer, noch der Jurinianer billigen darf, da zwischen den Palpen des erstern Falters und den der letztern beiden, so wenig als zwischen dem Flügelgeäder derselben ein Uebereinkommen statt findet. Der Gattung *Papilio* des Vfs welche die Familien H. I. K. L. des Wiener Systems in sich faßt, können ähnliche Vorwürfe gemacht werden.

Bey der Linné'schen Gattung *Sphinx* sind die von Fabricius eingeführten Gattungen *Sphinx*, *Sesia* und *Zygaena* beygehalten. Bey der ersten und dritten derselben ist aber noch die Absonderung neuer unumgänglich nothwendig, da es anstößig ist, die langgezüngelte *S. convolvuli* mit der beynahe zungenlosen *S. Atropos* in einer Gattung, wenn gleich in abgeforderten Familien zu dulden, und nicht minder anstößig, die *Z. Phegea* und dann die *Z. fatices* und *pruni* bey den *Zygaenen* stehen zu lassen. Die übrigen Gattungen des Vfs sind ganz die des Wiener Systems mit der Ausnahme, daß er nach Fabricius die Gattung *Hepialus* aufnahm, mit ihr aber die Gattung *Cossus* des Fabr. vereinte, und für die Familie A. der Schaben des Wiener Systems, sehr lobenswerth! die neue Gattung *Psyche* errichtete.

Von den Gattungen, welche der Vf. wirklich annahm, kommen wir nun zu denjenigen, deren Einführung er bloß vorschlug. Sie beziehen sich lediglich auf die Familien der Linné'schen Phalaenen, mit Aufschluß der der Spinner und Wickler, welche der Vf. nicht theilbar fand, wosin aber Rec. mit

ihm nicht gleicher Meinung ist. Für die Spinner des Wiener Systems sind folgende Gattungen vorgeschlagen: 1) *Saturnia* — Augenspinner; die Familie B. des Wiener Systems — eine gute Gattung, zu den aber B. *Fau.* sehr mit Unrecht und aus keinem andern Grunde, als wegen der durchsichtigen Flecken im Mittelfelde der Flügel zugefellt zu seyn scheint. 2) *Bombyx* — Seidenspinner; in dieser Gattung stehen nur zwey, und zwar ganz unvereinbare Arten beysammen, nämlich B. *meri* und *versicolora*, die letztere könnte weit eher mit B. *Fau.* eine eigene Gattung bilden. 3) *Larva* — Streckbeispinner; in dieser Gattung finden sich die Spinnerfamilien D, G und H des Wiener Systems sehr zur Ungebühr zusammengezogen, denn kaum würde es hinreichend gewesen seyn, aus diesen drey Familien drey Gattungen zu machen. 4) *Arctia* — Bärenspinner; noch eine Gattung, wo mehr bey ihrer Errichtung auf die Farben des vollendeten Insects und auf die Bekleidungen im Raupenstande, als auf die Bedürfnisse des Systems Rücksicht genommen ist, denn die Spinner der Familien C und F des Wiener Systems sind hier zusammengeworfen. 5) *Lasiocampa* — Pelzspinner; eine gute Gattung aus den Familien I, K und L des Wiener Systems zusammengesetzt, bey welcher aber doch einige Familien beizubehalten gewesen wären. 6) *Cerura* — Gabelspinner, die Familie S. der Spinner des Wiener Systems — die Arten *terrifica* und *fagi* können aber mit den übrigen nicht vereint bleiben. Den Benennungen der letzteren Gattungen kann der Vorwurf gemacht werden, daß sie von den Eigenschaften des unvollendeten Insects entlehnt sind. Fabricius vermied es nicht nur, dergleichen Benennungen einzuführen, sondern verließ sie sogar da, wo er sie von andern eingeführt vorfand. 7) *Drapana* — Sichelspinner; in einer Monographie dieser Gattung von dem Stadtrath Laspeyres in Berlin, ist ihr der Name *Platypteryx* beygelegt. Die Gattung ist richtig, nur ziehet Hr. S. mit Unrecht zu ihr die *flexula*. Was die beiden Benennungen dieser Gattung anlangt, so kann gegen die von Laspeyres vorgeschlagene eingewendet werden, daß sie eben so gut eine andere, etwa die der *Augenspinner* des Vfs, als diese bezeichnen würde; dagegen aber hat sie doch vor der *Schrank'schen* den Vorzug, daß sie auf alle darin enthaltenen Arten paßt, welche der des Hr. S. nicht eingeräumt werden kann, indem die *spinula*, welche doch unbezweifelt zur gegenwärtigen Gattung gehört, runde und keineswegs sichelförmige Flügel hat.

(Der Beschlus folgt.)

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DE N 17 M A Y, 1804.

## NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, in d. Steinl'schen Buchh.: *Fauna Boica. Durchgedachte Geschichte der in Bayern einheimischen und zahmen Thiere*, von Franz von Paula Schrank. I—III Band. etc,

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die zwey von dem Vf. bey den Eulen in Vorschlag gebrachten neuen Gattungen *Pocilla* — *Schackule*, und *Cucubia* — *Kapuzeule* möchten nicht ganz glücklich gewählt seyn. In der erstern sind als Arten *Noctipera*, *aprilina* und *runica* des Wiener Systems genannt, und in der letztern sind mit den kappenhallichten Eulen die holzfarbichten des Wiener Systems verbunden. Letztere Gattung, wenn sie für die kappenhallichten Eulen ausschliessend bestimmt wird, ist nicht verwerflich, nur die einzige *N. linearis* würde gewaltsam mit den übrigen Arten in Verbindung bleiben. Auch sind noch die Gattungen *Noctua-Eule* für die Familie *M* und *N*; *Hadena* — *Treibende* für die Familie *O* und *P* und *Catocala* — *Prachteule* für die Familie *X* des Wiener Systems in Vorschlag gebracht, von ihnen aber keine Charaktere angegeben worden. Die Zünsler des Wiener Systems werden durch den Vf. in folgenden Gattungen untergebracht: *Polypogon* — *Vielbartzünsler*, mit Nennung der Arten *barbalis* und *tentaculalis*, es hätten auch noch andere hiezu gerechnet werden können; *Pyralis* — *Kurzbartzünsler*, hier ist nur *pingualis* allein genannt, allein an schicklichen Gefährten wird es auch nicht fehlen; *Nymphula* — *Vierbartzünsler*, die genannten Arten sind *potamogalis* und *nymphaealis*, zu diesen würden auch noch unbedenklich *lemnalis*, *stratiotalis* u. a. m. treten müssen; *Scopula* — *Bürstenzünsler*; *Hypena* — *Langbartzünsler*; *Agrotis* — *Beilbartzünsler*; *Pyrausta* — *Kleinbartzünsler*. Diese Gattungen sind von sehr ungleichem Werthe; überall fehlt, wie der Vf. selbst gesteht, die letzte Feile, und bey allen Eintheilungen werden Ausmerzungen und Einschaltungen unvermeidlich seyn.

Auch die Gattung der Schaben des Wiener Systems hat durch den Vf. Veränderungen erlitten, ob überall mit hinlänglichem Rechte, läßt Rec. dahinstellen seyn. Borkhausens Schabenspinner, die Eulen-Famile *C* des Wiener Systems, ist unter der Benennung *Setina* — *Motteneule* zur Gattung erhoben; auch Fabricius führte gleichzeitig mit dem Vf. diese Gattung ein und nannte sie *Lithesia*. Allein sowohl bey Fabricius, als auch bey Schrank haben in diese sonst

gute Gattung sich Arten eingeschlichen, welche wieder davon getrennt werden müssen. Die übrigen Gattungen des Vfs sind: *Nemapogon* — *Fadenmotte*; *Tinea* — *Gemeinmotte*; *Setella* — *Schnauzenmotte*; *Harpella* — *Sichelmotte*; *Plutella* — *Gabelmotte*; *Stigmella* — *Edelmotte*. Hr. S. nennt diese wichtigen und interessanten Vorarbeiten sehr bescheiden „einen höchst unvollständigen Entwurf eines Bruchstücks.“ Rec., und gewiss mit ihm jeder Freund des entomologischen Studiums, betrachtet diese verdienstlichen Bemühungen als einen schönen Funken, der, gut bewahrt, zur hell leuchtenden Flamme werden kann, die ein neues Licht über die Wissenschaft verbreiten muß.

An zwey Stellen seines Buchs legt der Vf. das Bekenntniß ab, daß die Schmetterlinge derjenige Theil in der Zoologie sey, den er am meisten vernachlässigt habe, und dem er nur dann einige Aufmerksamkeit schenkte, als er zur Herausgabe dieses Buchs den Entschluß faßte, weil er ihn als ergänzenden Theil nicht weglassen durfte. Dieses Bekenntniß eigener Schwäche erklärt die häufigen Mißgriffe, die unrichtigen Bestimmungen, Verwechslungen und die widersprechende Synonymie. Unter dem Namen *Mantola Lombr* kommt *P. Janira* und dessen anderes Geschlecht *P. Jurtina* S. vor. *Man. Baucis* höchst wahrscheinlich *P. Manto* Hübner *Pap. f. 512—517*. Bey *Man. Arcanius* ist eine der Spielarten dieses Falters für *P. Sabaeus* Fabr. gehalten, der doch Linné's *P. Hara* ist. *Man. Manto* ist *P. Iphis* Hübner. Aus den beiden bekannten Spielarten des *P. populi* L., welche Esper jetzt aber auch als Arten ansethet, sind zwey Arten unter den Namen *P. Semiramis* und *populi* gemacht. *P. Syrinx* Borkh. und *P. Thalia* Hübner, beide Spielarten, ersterer von *P. Adippe* Esp., und letzterer von *P. Euphrosyne* L. sind, ohne von dem Vf. gesehen worden zu seyn, als in Bayern einheimische Arten aufgeführt. *P. Trivia* ist *P. Delia* des Wiener Systems. Ohne zureichenden Grund wird der Gattungsname *Bombyx* von dem Vf. als ein *masculinum* gebraucht, da er doch stets von allen Entomologen als ein *femininum* gebraucht worden ist. Das Wort *Βούβυξ* ist zwar in der griechischen Sprache stets, und in der lateinischen gewöhnlich, männlichen Geschlechts, doch fehlt es in der letzteren nicht an Auctoritäten für das weibliche; wozu also eine Neuerung, welche das Abändern sehr vieler Trivialnamen nach sich ziehen mußte? *B. chaonius* ist *B. trepida* Esp.; *B. Morio* ist *B. luctifera* des Wiener Systems. Hr. S. kann sich nicht überreden, daß Hübners Abbildung der *Z. insausla* das wahre Weibchen



chen dieser Art vorstelle, hält diese Figur vielmehr für einen Spinner, und führt daher selbige unter dem Namen *B. infausus* auf. Kaum trauet man seinen Augen; wenn man dergleichen Dinge liest. Bey *B. chrysothorax* ist Scopoli's *P. praeclata* mit Unrecht angezogen; denn sie ist Hübners *Tin. phantasmella*, wie sich aus der guten Figur Scopoli's ergibt. *B. roboris* ist die Spielart von *B. quercus* Esp. t. 13 f. 2 — 6. *B. ambiguus* eine neue Art, von der aber nur das Weibchen, und so unbestimmt charakterisirt ist, daß die Entzifferung dem Rec. unmöglich fiel. *Hep. Fautia* ist Espers Spielart der *Fina* tab. 92 fig. 7. *Hep. Horta* mit dem Citate Naturforscher III., tab. 1. fig. 91 wo aber nichts weiter als das Weibchen von *N. Ancilla* abgebildet ist. Ein doppelter unverzeiblicher Mißgriff, einmal die *Ancilla* zu verkennen, und dann sie zum *Hepialus* zu machen. *N. Ulmea* ist *N. Persua* Fab.; *N. scrophularias* von Capiex Eule dieses Namens, welche der Vf. zu *N. verbasci* ziehet, ganz verschieden, und vielleicht neu; *N. margodes* ist *N. rurea* Borkh.; *N. rorida* ist *N. valligera* des Wiener Systems; *N. hordeii* ist *N. cespitis* des W. S.; *N. latruncula* — *N. heliaca* des W. S.; *N. marginula* — *N. fuscata* des W. S.; *N. tortricula* — *N. candidula* des Wiener Systems. Unter den Eulen kommen noch als neue folgende vor: *lapathae*, *grisea*, *semistriata*, *ramae*, *gnomon*, *scholae* und *C. latinum*.

Im II B. 2 Abth. kommen die noch übrigen Gattungen der Linnéischen Phalaenen, und dessen Ordnungen der *Neuroptern* und *Hymenoptern* vor. In der Gattung der Spanner bieten dem Rec. sich folgende Bemerkungen dar: Bey *Ph. Fasciaria* ist Röfels Abbildung der *corvinata* fälschlich angeführt; wenn des Vfs *Ph. vernaria* die Schüffersche, welche runde Hinterflügel hat, ist, so kann sie schon und deswegen die Hübnersche nicht wohl seyn, weil bey diesen die Hinterflügel eckigt sind; *Ph. bupleuraria* ist die *margaritaria* Borkh.; *Ph. marmorata* Sulz. ist eine eigne Art, und daher fälschlich als Spielart zur *Ph. betularia* gezogen; *Ph. repandata* mit dem Citate der *repandata* Scopol., vermuthlich Linné's *remutata*; *Ph. crepuscularia* mit dem Citate aus dem Wiener System, verschieden von dem gleichnamigen Spanner Hübners; *Ph. xizagaria*, vielleicht ein verflogenes Exemplar von *lichenaria*; *Ph. dimidiata* vermuthlich Hübners *duplicaria*; *Ph. dentaria* ist *Ph. bidentata* L.; *Ph. bicommatata* ist *impluviata* Hüb.; *Ph. bilineata*, nicht die Linnéische, welche des Vfs *dumetata* ist; *Ph. propugnata* nimmermehr der gleichnamige Spanner Hübners und Fabr., mithin das Citat aus dem Wiener System falsch; *Ph. alchemillata* wohl die Hübnersche, nicht aber die Linnéische; *Ph. ophitata* — vielleicht *psittacata* Fabr., aber welch' eine Beschreibung! — *Ph. lynceata* mit fälschlicher Anführung der *lynceata* Fabr., welche Linnés *ocellata* ist, des V. Spanner ist nicht genau zu bestimmen; *Ph. alpinata*, das Citat aus Scopoli, sowohl dem Namen, als der Numer nach falsch; denn N. 580 ist nicht *aethiopata*, sondern *migrata*, und *aethiopata* ist unter N. 581 beschrieben — aber weder der eine, noch der andere

Spanner Scopoli's kann zur *alpinata* gehören, wie schon die oberflächliche Vergleichung zeigt; *Ph. cusperata* mit dem Citate Schäffer *icon. XII f. VI?*, weiselt aber, eine Spielart von Linné's *remutata* abgebildet zu seyn scheint. Als neue Arten kommen in dieser Gattung noch vor: *Ph. cinerata*, *griseata*, *tricolorata*, *solata*, *hepararia*, *bifasciata*, *lucinata*, *derafata*, *carbonata*, *cariata*, *ternata* und *seriata*.

Bey den Zünslern kommen als Arten, deren Bestimmung dem Rec. nicht gelang, vor: *julialis* und *undalis*; *aversalis* ist vielleicht *curionellus* Hübners; *paludalis* ist *Ph. ornata* des Wiener Systems, und vielleicht die *Ph. paludata* Linné's, obgleich dessen Beschreibung etwas abweicht; bey *P. fascialis* würde die mit Unrecht bey *Ph. alpinata* angeführte *Ph. aethiopata* Scop. anzuziehen gewesen seyn. Bey den Wicklern finden wir zu bemerken: daß des Vfs *litterana* keineswegs Linnés Wickler dieses Namens sey; daß die Bezeichnung der *pauperana* auf mehrere bekannte Wickler passe; daß *biangulana* von Hübners *flavana* nicht verschieden zu seyn scheine; daß *scopoliana*, nach dem Citate zu urtheilen, nicht die *scopoliana* Fabr. seyn könne; daß *dipsacana* auch von Kühn im XI Stücke des Naturforschers S. 42 beschrieben worden sey. Als neue Arten kommen in dieser Gattung vor: *chalybeana*, *anaris*, *serpunctaria*, *verbascana*, *verucana*, *cineraria*, *vitelliana*, *alpinana*, *glareana*, *hirundana*, *tiliana* und *obscurana*. In der Gattung der Federmotten *Psyche* kommen zwar keine neuen Arten vor, allein ein wichtiger Beytrag zur Geschichte der Gattung ist hier geliefert. Bey den Gemeinmotten (*Tineae*), sind zwar mehrere Arten als neu aufgeführt, Rec. führt sie aber nicht weiter an, weil nur von sehr wenigen die Entzifferung ihm gelang; er verweist daher die Entomologen auf das Buch selbst, und wünscht ihnen bey der Entzifferung derselben mehr Geduld und Glück, als er dabey hatte. In der Gattung der Geißchen ist keine neue Art aufgeführt. In der Ordnung der Netzflügler (*Neuroptera* Linn. = *Syniseta* und *Odonata* Fabr.) kommt die neue wohl zu billigende Gattung *Perla* vor, in welche mit *Semb. lutaria* Fabr., O. F. Müllers *Phryg. variegata*, *Phryg. ruficornis* aus des Vfs *Enum. Ins. aust.*, auch eine neue Art *Perla nigra* verwiesen worden. Daß *Hem. pulsatorius* zu Anfange des Herbstes mit einer anderen Farbe auch Flügel erhalte, wird von dem Vf. behauptet. Ist diese Bemerkung richtig, so gehört sie ohne Zweifel zu den interessantesten im ganzen Werke. Die wenigen neuen oder angeblich neuen Arten, welche in den verschiedenen Gattungen dieser Ordnungen erscheinen, glaubt Rec. unangezeigt lassen zu dürfen.

Der Linnéischen Ordnung der *Hymenoptern*, des Fabricius Classe der *Piezaten* ist von dem Vf. der deutsche Name *Vespe* beygelegt. Folgende neue Gattungen kommen in dieser Ordnung vor. *Cölogaster* — *Bentzelwespe* mit nur einer Art *C. conicus*, deren Bestimmung dem Rec. nicht gelang, daher er von der Gattung nichts sagen kann. *Serphus* — *Sichelschwanz*, auch hier kommt nur eine Art *S. brachypterus*, welche



che des Fabr. Ich. *emaculatus* ist, vor. In Walke-  
naers Faune parisienne erhielt diese Gattung den Na-  
men *Erodorus*. Arge, eine aus der zweyten Faune  
der Blattwespen des Fabr. entstandene Gattung, de-  
ren Nothwendigkeit nicht wohl abzusehen ist, wenn  
nur auf die Mundtheile Rücksicht genommen wird.  
Die Art N. 1992 *berberides*, von welcher nur die Lar-  
ve aufgeführt ist, wird eingehen müssen, und mit *A.*  
*inodis*, von welcher sie die Larve ist, zu verbinden  
seyn. *Diprion* — *Kammwespe*, die dritte Familie der  
Blattwespen des Fabricius, eine Gattung, welche ganz  
wegbleiben konnte, so wie auch die Gattung *Pfen* —  
*Sackleiterwespe*, in welche die Blattwespen mit platt-  
gedrückten Hinterleibern gesetzt sind. — *Leuc. coelo-*  
*gastr* ist das Weibchen mit *Leuc. dubia*, eine Var. des  
Männchens von *Leuc. dorfigera* Fabr. Der Vf., wel-  
cher doch so manche überflüssige Gattung aufstellte,  
hätte wohl eine neue für den *Sphex fispes* errichten  
können, welches Fabr. that, der sie unter der Benen-  
nung *Chalcis* einführte. Weshalb begnügte der Vf.  
sich mit einer einzigen Gattung bey seinen Bienen?  
*Apis curvicaornis* ist *Andrena spiralis* Fabr.

Des III Bd's 1 Abth. enthält, ausser einer 32 S. lan-  
gen Abhandlung — „Beyträge zur Beobachtungskunst in  
der Naturgeschichte“ deren aufmerksame Durchle-  
sung dem Anfänger in der Naturgeschichte zu empfeh-  
len ist, — die noch übrigen Insecten Ordnungen Lin-  
näs *Diptera* und *Aptera*.

Bey den Zweyflüglern des Vfs, Fliegen, den *An-  
tliaten* des Fabr., kommen folgende neue Gattungen  
vor: *Atrichia*, eine aus der *Musca saltitans* und *spolia-  
ta* des Scop. mit Hinzufügung der neuen Art *fasciata*  
errichtete Gattung; *Nemotelus*, ganz verschieden von  
des Fabr. Gattung dieses Namens, hier nur eine Art  
*albisetus* aufgeführt, welche des Fabr. *Mulio ichneumo-  
neus* ist; auch des Vfs Gattung *Volucella* ist von der  
gleichnamigen beym Fabr. ganz verschieden, denn sie  
besteht aus Arten, welche bey Fabr. in den Gattun-  
gen *Sysphus* und *Musca* untergebracht sind; *Trupa-  
nea*, nach Guettard aufgenommen, die Arten dieser  
Gattung als *arcuata*, *seminationis*, *umbellatarum* etc.  
Rehen beym Fabr. in der Gattung *Musca*; *Orthocera-  
tium*, wozu als Arten *Musc. lacustris* Scop. und eine  
neue *cinereum* gerechnet sind; die Gattung *Sicus* von  
Scopol. eingeführt, hat bey Fabricius den Namen  
*Myopa*.

Dem Vf. war vermuthlich Bracy Clark's musterhaf-  
te Monographie der Gattung *Oestrus* unbekannt: sonst  
würde er manche unrichtige Bestimmung haben ver-  
meiden können. Arten nach mündlichen Berichten  
von Jägern aufzunehmen, wie dies mit *Oest. elaphi*  
N. 2291 geschah, ist unvermeidlich. Eben so unrecht  
ist es, in Thierverzeichnissen Insecten im Larvenstan-  
de aufzuführen, wie bey *O. cerot* und noch an andern  
Orten: denn auf diese Weise muß nothwendig oft der  
Fall eintreten, daß ein Insect zweymal vorkommt,  
einmal als Larve, einmal als vollendetes Insect, z. B.  
*Arge inodis* und *berberidis*. Bey der Gattung *Tipula*  
sind gute Fingerzeige gegeben, um diese in mehrere  
aufzulösen; weshalb legte denn aber der Vf. nicht

selbst Hand an das Werk? Weshalb der Unterschied zwi-  
schen *Fab. pluvialis* L., und des Vfs *Fab. hystomantis*  
kein anderer ist, als die einander näher stehenden Au-  
gen bey der letztern Art, so würde sie nichts weiter,  
als das Männchen der erstern seyn. Der Vf. scheint  
nicht zu wissen, daß die Breite des Stirnbandes bey  
allen Zweyflüglern das untrüglichste Kennzeichen des  
Geschlechtsunterschiedes abgiebt. *Culex bifurcatus* ist  
weiter nichts, als ein ganz gewöhnliches Männchen  
von *C. pipiens*.

Bey den flügellosen Insecten (*Aptera* Linn.) kom-  
men folgende neue Gattungen vor; *Artiscon*, Eich-  
horns Wasserbär. Hr. S. tadelt Spallanzani's und Eich-  
horns Abbildungen dieses Insects, und mit Recht: al-  
lein eine vortreffliche Figur dieses Thierchens steht  
im VI Hefte des Fueslinischen Archivs. Vermuthlich  
war sie aber dem Vf. unbekannt, der uns in dem  
von ihm angehängten Verzeichnisse der benutzten  
Schriftsteller sagt, daß jener Heft ihm fehle. *Hydrach-  
na*, bey Fabr. *Trombidium*; *Chelifer*, nach Degeer und  
Geoffroi aufgenommen; die Arten dieser Gattung  
standen bey Linné so ungeschicklich in der Gattung *Pha-  
lungium*, als sie bey Fabr. in der Gattung *Scorpio* ste-  
hen; *Cancer*, bey Fabr. *Astacus*; *Squilla* und *Ino*, bey  
Fabr. *Gammarus*; *Triops*, *Cyclops*, *Amymone*, *Nau-  
plius*, *Cypris*, *Lyncus* und *Daphnia* nach Müllern auf-  
genommen, machen bey Fabr. die Gattung *Monoculus*  
aus. Von dem gewöhnlichen Fluschkrebse ist der Stein-  
krebse *C. torrentium* als Art abge sondert, was der Vf.  
anführt, scheint sein Verfahren zu rechtfertigen;  
Herbst mag hierüber entscheiden.

Die Classe der Würmer füllt des III Bd's 2 Abth.,  
und beschließt das ganze Werk. Die angenommenen  
Ordnungen sind: *Aufgufsthiere*, *Gemeinwürmer*, *Ein-  
geweidewürmer*, *Gliederwürmer*, *Schaalthiere* und *Röh-  
renthiere*. In der ersten dieser Ordnungen sind die  
Gattungen ganz die des Etatsraths Müller, mit dem  
Ausnahmen, daß die Gattung *Trachelius* aus einigen  
Arten der Müllerschen Gattung *Vibrio* gebildet ward;  
daß des Vfs Gattung *Ceratum* bey Müller mit der Gat-  
tung *Bursaria* vereint ist; daß die Arten der Gattungen  
*Eccliffa* und *Rotifer* bey Müllern unter den *Vorticellen*,  
und die Arten der Gattung *Vaginaris* in den Gattungen  
*Trichoda* und *Brachyonus* zu suchen sind. Der Vf. sagt  
S. 19: „er kenne die *Aufgufsthiere* eben so gut als Hr. Hed-  
wig die *Moose*“. Dies heisst viel, sehr viel gesagt, und  
was kann bey einer solchen Aeußerung dem Rec. noch  
zu sagen übrig bleiben? In der Ordnung der *Gemeinwür-  
mer* kommen nun keine neue Gattungen, doch in den  
aufgestellten einige neue Arten vor. Die Ordnung der  
Eingeweidewürmer gehört mit zu den besseren Theilen  
des ganzen Werks, und in diesem Fache hat der Vf. sich  
schon früher vorthellhaft bekannt gemacht; die einzi-  
ge hier vorkommende Gattung ist *Hygroma* — *Finne*.  
In der Ordnung der Gliederwürmer finden wir keine  
neue Gattung, und nur eine neue Art *clavata* in der Gat-  
tung *Hydra*. *Galba* mit der Art *pufilla*, ist die einzige in  
die Ordnung der Schaalthiere eingeführte Gattung. *Me-  
licerta*, bey Linné *Sabella*; *Limnias*, mit einer Art *ce-  
ratophylli*; *Linza*, bey Müllern mit *Vorticella* verbun-  
den,

den, sind die neuen Gattungen in der Ordnung der Röhrenthiere.

Rec. schließt hiemit diese lange Anzeige eines Werks, in welchem das Gute und das Schlechte so ziemlich im Gleichgewichte stehen, eines Werkes, welches seiner Mängel ungeachtet den Naturforschern mehr bekannt zu werden verdient, als es ihnen in der That bekannt zu seyn scheint. Dafs die Herausgabe in drey Verlagsbanden geschah, mag daher rühren, dafs die ersten beiden Verleger bey dem Absatze ihre Rechnung nicht fanden.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Naturhistorische Abhandlungen der batavischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem*. Aus d. Holländ. überf. von D. v. Harlem, Medicinal-Rath bey dem kön. Collegio Medico et Sanitatis u. s. w. Mit 18 sauber illum. u. schwarzen Kupfern. Erster Band. 1802. 126 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die batavische Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem hat sich, wie der historische Bericht der Gesellschaft beweiset, durch mehrere die Naturkunde betreffende Preisaufgaben, welche sämmtlich die wirkliche Verbreitung der Kenntnisse in diesen Wissenschaften, und den von der Anwendung zu hoffenden Nutzen bezwecken, sowohl um ihr Vaterland, als um alle Freunde der Wissenschaften ein bleibendes Verdienst erworben. In dem vor uns liegenden I Bd. befinden sich *mikroskopische Beobachtungen über die KrySTALLISATION der Metalle* von A. C. Swaving. Eine eben so lehrreiche als angenehme Abhandlung, welche eine deutliche Anweisung der Auflösung und KrySTALLISATION der Metalle enthält. Hr. S. liefert in 30 verschiedenen Versuchen das Resultat seiner Beobachtungen, welche durch die beygefügtten sehr schönen Originalkupfer auf deutlichste dargestellt werden. Er beschließt diese Abhandlung mit einigen Bemerkungen und Vorschriften zum Gelingen dieser Versuche, und zeigt auf einer beygefügtten Tafel, welche Metalle sich krySTALLISIREN, und welche AuflösungsmitTEL sie erfordern. Ueber die wichtige Lehre von der Verwandtschaft der Metalle müssen diese Versuche immer mehr Licht verbreiten. II. *Anleitung, und durchsichtige Gegenstände unter dem zusammengesetzten Mikroskop gehörig zu erleuchten*, von demselben Vf., welcher hier einige nützliche und zweckmäßige Verbesserungen des zusammengesetzten Mikroskops mittheilt. III. *Ueber die Infusions-Thiere*, ist ebenfalls vom Hn. Swaving. Besonders interessant für die Naturforscher. Auch die kleinsten Infusions-Thierchen sind lebende organische Geschöpfe, die sich willkürlich bewegen, jedes aufstossende Hinderniß sorgfältig zu vermeiden suchen, den Unterschied zwischen Licht und Finsterniß kennen, und Gefühl von Furcht und Schmerz zu besitzen scheinen. In Rücksicht ihrer Gröfse, Form, Durchsichtigkeit und Art, sich zu bewegen, sind sie sehr verschieden. Wegen des äußerst kleinen Körperbaues, wissen wir von ihrer innern Oekonomie sehr wenig. Ihre Fortpflanzung ge-

schieht sehr schnell, und je kleiner die Thiere sind, desto gröfser scheint ihre Fruchtbarkeit zu seyn. Von der Art der Fortpflanzung selbst wissen wir nichts bestimmtes; indessen ist es wahrscheinlich, dafs es bey einigen durch Eyer geschieht. Der dünnste Theil eines mit faulenden Pflanzen angefüllten, und bis auf den dritten Theil ausgetrockneten Morastes, die Lache des Kuhmistes, der Sehnerv eines Menschenauges, welcher drey Wochen in Regenwasser gefault, ein Aufgufs von Fliederblumen, ein sehr verderbener Aufgufs verschiedener Pflanzen, und der Aufgufs des Pferdemiters, lehrten den Vf. eine Menge Thierchen dieser Art kennen, die selbst in einerley Pflanzen-Aufgufs oft verschieden waren, und auf eine sonderbare Weise ihre Gestalt veränderten. Versuche über die Lebensdauer dieser Thierchen zeigten dem Vf., dafs einige von einem Aufgufs von verfaultem rohen Fleische noch am achten Tage lebten. IV. *Geschichte einer merkwürdigen steinartigen Behruchtung im Munde*, durch J. Willemse. Die Kranke war eine Frau von 36 Jahren, welche diese kalkartige Kruste an den Backenzähnen hatte, die auf einer sehr sauber gestochenen Kupfertafel hier abgebildet ist. V. *Bemerkungen über den Ursprung der Vehn* (Torfmoore) durch M. v. Marum. Dieser berühmte Naturforscher glaubt, dafs die Entstehung des Torfmoors vorzüglich der *Conserva rivularis* zuzuschreiben sey, welches er durch einige Beobachtungen zu beweisen sucht. Allein wenn wir auch die Richtigkeit derselben zugeben: so scheinen uns doch die daraus gezogenen Resultate zu gewagt. Die *Conserva*, die er *rivularis* nennt (eigentlich *fugacissima* Roth) müfste in ungeheurer Menge vorhanden seyn, wenn sie die Hauptbestandtheile des Moors seyn sollte. Ein Heuwagen voll davon, würde kaum einen einzigen Torffaden ausmachen. Die faserichte Substanz des Torfs ist durchaus ganz anderer, nämlich holziger Natur, und kann daher nicht, wie v. Marum meint, aus dieser *Conserva* kommen, welche eine, das dünnste Goldschläger-Häutchen noch an Dünne übertreffende, Membran ist. Zudem müfste ja diese *Conserva* allenthalben Torf bilden, wo sie wäre. Dies ist aber durchaus gegen die Erfahrung. Der Torfboden ist ein eigener Boden, zu dessen Wiederersetzung mehrere Pflanzen beytragen. Z. B. *Ledum palustre*; *Myrica Gale*; *Vaccinium uliginosum* und *oxycoccus*; *Empetrum nigrum*; *Eriophorum polytachion* und *Vaginatum* vornehmlich aber *Sphagnum palustre*. Alle diese Pflanzen sind daher auch auf dem Vf. S. 116 erwähnte *Teufels Moore* zwischen Bremen und Stade sehr häufig. Da der Fischteich, an welchem der Vf. seine Beobachtung machte, nicht an den Seiten mit Bohlen abgesetzt war: so läfst sich auf eine ungewöhnliche Art das so schnelle Anhäufen der Töfserde aus dem Zuschiefsen des Bodens von allen Seiten erklären. — Man hat übrigens noch nirgends bemerkt, dafs obige *Conserve* auf anderen, als Torfboden, jemals Torf erzeugt habe, so häufig sie auch, z. B. auf dem Kleyboden um Bremen sich befindet.

M. H.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 M A Y, 1804.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

J E N A u. L E I P Z I G, b. Gabler: *Ideen über Getreide-Magazine, nach ökonomisch - statistischen Ansichten, samt Prüfung der dabei gemeinlich angenommenen Grundsätze und Vorschläge, wie durch andere damit zugleich in Verbindung zu stellende Mittel zur Verkaufs-Concurrenz Theurung und Hungersnoth am sichersten entfernt werden können.* Von Heinrich Wilhelm Schultes, H. S. Altenburg. Ober-Feuer-Secretär. 1803. VI u. 68 S. Fol.

Die in Zeiten der Theurung oft schon aufgeworfene Frage: wann sind Fruchtsperren zweckmäßig und Getreide-Magazine nützlich? gehört zu den wichtigsten Angelegenheiten des Tages. Möchte man nur darüber mehr die aus Erfahrungen gezogenen Resultate des Staatsmannes, als eine auf Hypothesen gestützte Speculation des Dilettanten erhalten, welche gewöhnlich an vorher nicht bedachten Schwierigkeiten scheitert! Der Vf. erklärt ganz bescheiden: „Seine Absicht sey nicht, die Sache zu erschöpfen, sondern nur Winke im allgemeinen zu geben.“

Nachdem er einige Fragmente der Landes-Anstalten bey den Atheniensen und Römern mitgetheilt hat, die ihn auf seine Ideen gebracht haben sollen, geht er zur Entwicklung seines Plans über. Man stößt hier auf Grundsätze, die einen hohen Begriff von dem Geiste seiner Theorie geben, z. B. „in dem *salute publica* ist das *salus* von jedem einzelnen Unterthan im Staate schon mit begriffen: wird *deffon salus* durch irgend eine, nach dem Gemeininteresse und Wahne: der Zweck heilige die Mittel, organisirte Landes-Anstalt alterirt; so ist es wahrhaftig nichts mehr und nichts weniger, als Selbsttäuschung, wenn man noch von *salute publica* spricht.“ Auf der andern Seite ist er aber wieder sehr nachgiebig. Ihm ist, nach dem Begriffe des römischen Rechts, Freyheit, die in allen Staaten gehörte, zum Umfange des öffentlichen Wohls gehörige Freyheit: das Vermögen zu handeln, wie es einem beliebt, so fern er nicht durch gesetzliche, oder öffentliche, oder Privat-Gewalt, (also nach seiner Citation L. 152 D. de D. R. J. durch ein Verbrechen) oder auch durch rechtliche Ansprüche anderer daran verhindert wird. So hat auch der Sklav eine bedingte Freyheit, die wenigstens einer willkürlichen Fruchtwipperey nicht entgegen gesetzt werden kann!

Als Fehler der Getreide-Magazin-Anstalten bemerkt er vorzüglich: wenn dem Grundeigenthümer  
J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band

a) eine perennirende jährliche Abgabe oder b) eine Abgabe nach dem Flächengehalt c) ohne Rücksicht auf Zinsen und andere Beschwerden d) gegen festgesetzte Preise, angefohlen wird, die nicht auf dem Verhältnisse zum reinen Ertrag und zum gemeinen Bedürfnisse beruht, also besonders in Mißjahren ohne Noth dem Landmanne lästig wird. Magazin-Anstalt darf nicht Speculation auf Gewinn, sondern nur Deckung des Mangels und Minderung der Marktpreise oder „Belebung der Verkaufs-Concurrenz“ zur Absicht haben. Das sey die Linie zwischen Magazin und Dardanariat. (Doch ist es auch eine wesentliche Bemerkung, daß durch allzugerings Preise der Magazinfrüchte die Verkäufer zurückgeschreckt werden.) Er spricht nun I über die *Getreide-Handelsfreyheit*, die er der Sperre vorzieht, weil durch das Ausfuhr-Verbot, besonders durch die „Paßsperre“ (wenn eine gewisse Quantität zum Bedürfnisse auf Zeugnisse ausgeführt werden darf) nur Schleichhandel veranlaßt, und doch das Einfuhr-Gebot vereitelt, die Concurrenz der ängstlichen oder wuchernden Käufer aber vermehrt werde. Der Ueberfluß, wo er auch sey, verbreite sich von selbst und ziehe sich dahin, wo Mangel und Nachfrage ist. Zölle seyen ein Hinderniß dieser Freyheit. Doch sey die Prüfung der Tabellen über Einfuhr- und Ausfuhr-Zölle ein Barometer, die Ursache zu erforschen und zu entfernen, wenn der Handel zu stocken anfängt. Sperren würden gewöhnlich erst verfügt, wenn das Getreide schon gestiegen sey, ohne die Ursache, etwa durch Controllirung der Müller und Becker, zu untersuchen, und nicht, wenn es zu steigen anfange. Sie wären nur dann nützlich, wenn ein Ausland, ohne Consumtibilien einzuführen, zum Magazin oder zum Handel aufkaufen lasse. II. Der Landes-Ertrag dürfe nicht nach eingezogener allgemeiner Erkundigung oder nach dem Flächengehalt der Aecker oder nach dem Ausfaat-Verhältnisse berechnet werden. Er will vielmehr, um den reinen Ertrag (den Ueberfluß) zu bestimmen, gegen eine, theils von jedem Feld-Eigenthümer, theils aus der Magazins-Casse, abzugebende verhältnismäßige Belohnung, jährlich Tabellen aufnehmen lassen, in welchen A der Gehalt und die Beschaffenheit aller Grundstücke, B der Bewirthschaftungsstand oder die Art des darauf gezogenen Products, C die Summe der Schocke jeder Getreidart, nach Abzug der Zehenden, u. s. w. D der Ertrag des Ausdrückes, nach Abzug der Abgaben an Drescherlohn, Zinsen, u. dgl. E der wahre Ueberfluß, nach Abzug des Samen-Getreides und Haus-

bedarfs, mit Rücksicht auf den Mehlgehalt der Körner, angegeben und berechnet, damit aber F das Consumtions-Bedürfnis des Orts, das ist, was die, welche keinen reinen Ertrag übrig behalten, für sich brauchen, verglichen, mithin der wahrscheinliche Mangel oder Ueberschuss ausgemittelt werden könnte. Hiezu käme dann G eine Einfuhr-Verkaufs- und Einsatz-Controle über jedes Dorf. (Solche Tabellen jährlich für ein ganzes Land, was für ein Aufwand, welche ungeheure Mühe! Die größte Schwierigkeit aber ist, daß eine allgemeine Uebersicht alsdann erst, wann ausgedroschen, also zu einer Zeit möglich seyn würde, wenn ein großer Theil des reinen Ertrags schon wieder veräußert ist. Und hätte man auch ein zuverlässiges Resultat; so ist doch, ohne den Zusammentritt mehrerer Fürsten, in schwachen Strichen Landes, die in beständigem Verkehr mit dem Nachbar sind, und dessen reinen Ertrag zum andern rechnen, oder die von einem andern Lande umschlossen von dessen Verfügungen abhängen, oder wenigstens weit entfernt vom Hauptlande liegen, die Anwendbarkeit nur precär oder unmöglich, wie die Erfahrung bey der letzten Theurung gelehrt hat. III. Das Consumtions-Bedürfnis setzt eine Vergleichung des (reinen) Ertrags mit der Quantität der Consumption, nach der Verschiedenheit der Consumenten, und mit Rücksicht auf die Fremden, voraus. Alsdann lasse sich die Frage beantworten: wird, oder eigentlich: ist im Lande das, was man darin braucht, erbaut? Die Consumption ist ihm entweder die bestimmte, gewöhnliche, oder die unbestimmte, welche Vorräthe auf ungewisse Fälle erfordert. Das Erbauen einer größern Menge von Frucht, die Industrie überhaupt, müsse erst auf alle Weise befördert werden. Die Marktordnung, welche der zuerst kaufenden ärmeren Classe ihr kleines Bedürfnis gewöhnlich theurer mache, als den zuletzt concurrirenden Beckern und Aufkäufern, verdiene eine den Fortschritten der Cultur gemäße Revision. So auch Gemäts, Waagen-Mühlen- und Becker-Ordnung. Ueber das eingesetzte Getreide sey Aufsicht nöthig, damit es nicht dem Schleichhändler zu Theil werde. Becker, inländische Aufkäufer sollten das auf dem Markte erkaufte Getreide nie aus der Stadt schaffen dürfen. Dem Ausländer sey nur gegen ein anderes importirtes Bedürfnis, z. B. gegen Holz, Getreide zu vertauschen, oder auf ein sehr bestimmtes gerichtliches Zeugnis, (wobei eine sehr pünktliche und mühsame Controle vorgeschlagen wird.) Die Einschränkung des Getreideverkaufs auf die Marktplätze sey hart und zweckwidrig. Ein Getreidemarkt sollte wöchentlich zum Erkauf des wechselseitigen Consumtions-Bedürfnisses, und jährlich zweymal, im November und im Juni, zum Handel *en gros*, für die Aufkäufer, auch zur Ausfuhr, erst in den Haupt- zuletzt in den Grenzküsten, gehalten werden, wenn reiner Ertrag übrig wäre. Zu dem Ende sey eine *Importations-Ordnung* oder ein *Vertrag* mit den Bauern nöthig, wenn, und, wo möglich, wieviel sie von ihrem reinen Ertrag auf die Märkte zum Verkauf wenigstens bei-

gen sollen; wozu die Grenzdörfer zuerst zu fordern wären.

Das Verhältniß des *Magazin-Contingents* der Einzelnen zu bestimmen, sey schwer. Man müsse auf örtliche Umstände, auf Aecker und Getreidemaaß, auf den reinen Ertrag und auf die Consumption sehen. Ja, es müsse, außer solchem und dem größern Importations-Contingent, dem Landmann auch noch zum freyen Verkauf im Inlande oder Auslande etwas übrig bleiben. Freye Felder könnten mehr abgeben, als sehr beschwerte. (Es steckt aber darin auch ein größeres Capital.) Er nennt Magazin: „eine Sammlung überflüssiger Getreide-Vorräthe, um solche nach Wunsch brauchen zu können.“ Ueberfluß sey nur da, wenn mehr erbaut ist, als die Nothdurft erfordert. Deckt aber der reine Ertrag nicht die unbestimmte Consumption, so entsethet Mangel und Theurung; fehlt es auch an der bestimmten, Hungersnoth. (Theurung entsethet oft durch zufällige Umstände plötzlich, durch Aufkauf, oder durch Furcht.) Die Sammlung und Oeffnung des Magazins sollte Theurung und Nothstand nicht erst abwarten. Hungersnoth sey in einem gut verwalteten Staate nicht denkbar. Doch heist es: wenn die Polizey durch die erwähnten Mittel das richtige Verhältniß nicht herstellen könne; so lege sie alsdann Magazine an, um die unbestimmte Consumption auf ein Jahr in Körnern und auf ein Jahr in Mehl, höchstens auch einen Theil der bestimmten Consumption zu decken. (Wie aber, wenn der reine Ertrag nicht mehr zureicht, und die Nachbarn sperren?) Das Magazins-Contingent müsse ein Jahr, sechs Monate wenigstens, creditirt und alsdann nach dem Mittel-Marktpreise des Jahrs vergütet werden. (Also nicht nach der *conditione triticiaria*?) So setze das Magazin keinen Fonds voraus, weil auch die Einwähr bey dem beständigen Wechsel nicht merklich sey (!) Sonst müsse die landesherrliche Cassé den Vorschuss leisten und die Landschafts-Cassé den Verlust tragen.

Man sollte Amts-Stadt- und Dorfs-Magazine zugleich anlegen. Diese bestehen in einem Theile des reinen Ertrags, den jeder Bauer aufheben muß, damit vom Staate darüber disponirt werden könne. (Eine durch die Erfahrung bewährte, oft allein schon ausreichende Anstalt.) Amts-Magazine müßten halb im October, halb im December von den Amtsunterthanen und Untersassen, die reinen Ertrag haben, nach dessen Verhältnisse, frey zusammengeliefert und in großen Gemäsen, zu 3 bis 10 Scheffel (!) nachgemessen werden: Auch eingesetztes Getreide könnte zum Magazin gekauft werden. Die Magazine müßten einander unterstützen. Mit dem Januar würden sie, am Wochenmarkte für alle Bedürfniskäufer, täglich, aber für die Consumenten aus dem Amtsbezirk geöffnet. Was nicht verkauft werde, das sey auf dem Fruchtmarkt öffentlich zu versteigern, oder besser für künftiges Bedürfnis zu Mehl zu machen. Beym Verkauf sey ein *Magazinalgeld*, etwa 1 gr. auf den Scheffel Korn, zu rechnen. Denn da die, welche reinen Ertrag übrig haben, für das Importations-

und

und für das Magazin-Contingent, zum Besten des Staats, sorgen, so könnten die, welche soviel nicht bauen, um doch auch etwas zu thun, einen Theil der Kosten übernehmen. Die Böden könnten gemiethet, statt des Mietzinses könnte eine Steuer erlassen werden. (Aufwand und Verlust, zumal beym schnellen Wechsel der Preise, scheinen den Vf. wenig zu kümmern. Die Kosten der Einnahme, der Aufsicht, der Berechnung, des Ausmessens, der Eindarre und des Mausestrasses sind aber noch grösser beym Mehl-Magazin, auch wegen der Fässer, der Trockenböden, des Hin- und Herbringens, des Abgangs, des Unterscheiffs und des Verderbens. Er gedenkt nicht des Versuchs, das Getreide durch die Darre haltbar zu machen, wovon *du Hamel du Monceau* eine, von *Tietz*, Leipzig bey Junius 1768 übersetzte, Abhandlung geschrieben hat.) Der Vf. räth, durch Agenten von entfernten Ländern Nachricht über die Aernten einzuziehen, wie die Kaufleute beym Zucker und Caffee, um Theurung vorzusehen und zu verhüten. Fürsten sollten sich die Hände bieten, ganz als Landesväter handeln, und aus ihrer Politik alle die Anstiche entfernen, die auf das Verhältnisse vom Mutterlande zur Kolonie und auf eine „Precarität“ hinweisen, die mit dem Charakter der Menschenliebe nur zu sehr im Widerspruche stehen.

Man sieht schon aus diesem Auszuge, daß bekannte Dinge mit frommen Wünschen durchflochten sind. Ueberhaupt vermißt man eine klare Ansicht, und die Sprache ist schwerfällig. „Bedürfnisse Consumtiblen“ oder: „das ihm bedürftige Consumtibel“ ist nicht richtig gesagt. Im 121 §. heist es: „Fast sollte man glauben, die Fichtische Theorie vom Ich sey allenthalben an der Tagesordnung, weil jedes Individuum — nur sich für sich interessiert, und, so zu sagen, allenthalben individuelle Arrondissements-Systeme bemerklich werden!“

Ca.

DÜSSELDORF, b. Schreiner: *Ideen über die Organisation einiger untern Staatsgewalten, und verschiedene darauf Bezug habende Gegenstände, mit Rücksicht auf das Herzogthum Berg.* Von Karl Freyherrn von Proff. 1803. VIII u. 136 S. 8. (14 gr.)

Diese Schrift besteht aus drey Abhandlungen. I. Ueber die Trennung des Justiz- und Administrativsachen bey den Landstellen, und die Modificationen, welche solche in der gegenwärtigen Verfassung veranlassen könnte. In jedem Amte des Herzogthums Berg befanden sich bisher zwey sogenannte Jurisdictionenbeamte, welche nicht nur die eigentliche Gerichtsharkeit ausübten, sondern auch noch in ihrem Amtsbezirke die Verwaltungsgeschäfte zu besorgen hatten. Die Grenzen ihrer beiderseitigen Wirkungskreise waren ziemlich unbestimmt, und da, wo sie zusammenwirken sollten, entstand nach des Vf's richtiger Meinung, aus der gemeinschaftlichen Behandlung der Geschäfte kein Vortheil für diese, und wohl

eher Nachtheil. Er schlägt daher vor, die Administrativ- und Polizeygeschäfte von den Justizgeschäften zu trennen, und weist sowohl dem Administrativ- und Polizeybeamten, als dem Justizbeamten seinen Geschäftskreis an. Die Art, wie der Vf. dieses thut, hat Rec. vollkommen befriediget. Besonders ist Rec., um der von dem Vf. angeführten Gründe willen, mit ihm einverstanden, daß das sämtliche Vormundschafswesen, wenn es gleich nach richtigen Grundsätzen den Administrativgeschäften gehört, dennoch dem Justizbeamten überlassen bleiben soll. Die von dem Vf. vorgeschlagene Trennung der Verwaltungs- und Justiz-Geschäfte, so zweckmäßig sie im Herzogthume Berg, und überall seyn mag, wo die Amtsdistricte einen beträchtlichen Umfang haben, würde doch in kleinen Aemtern, deren es in Franken, Schwaben u. s. w. so viele giebt, aus leicht denkbaren Gründen, keine Anwendung leiden. II. Ueber fixe Besoldungen, unentgeltliche Justizpflege und die Quellen des dazu nöthigen Aufwands. Der Vf. vertheidiget mit Gründen, die gewiss alle Aufmerksamkeit verdienen, die unentgeltliche Gerechtigkeitspflege, und die fixen Besoldungen gegen das Sportelsystem. Zur Verdrängung dieses letztern, und zur Befoldung des zur Justizpflege nöthigen Personals schlägt er Einregistrations- und in gewissen Fällen Stempelgebühren vor, und giebt die Modificationen an, unter welchen dieselbe eingeführt werden, und zu dem beabsichtigten Zwecke einen hinreichenden Fonds abwerfen könnten. Rec. schließt aus dem, was der Vf. sagt, daß im Herzogthume Berg noch keine solche Registrations- oder wie sie der Vf. auch nennt, Mutationengebühren bey Kauf-Tausch und andern Contracten, durch welche das Grundeigenthum oder der Besitz einer Sache auf einen andern übergeht, eingeführt seyn müssen; und daher liesse sich vielleicht in diesem Lande eher als in manchem andern ein solches Surrogat für die Gerichtsporteln unterstellen. In manchen Ländern sind aber dergleichen Abgaben, so wie auch Stempelgebühren, schon in Übung, und hier würde es also unmöglich seyn, einen Gebrauch von diesen Vorschlägen zu machen, wenn sie nicht zur großen Beschwerde der Staatsbürger gereichen sollten. Vielleicht dürfte es sich in manchen deutschen, besonders kleinern, Staaten wohl der Mühe lohnen, etwas genauer nachzusehen, ob nicht wirklich schon Abgaben bestehen, von welchen in der Partikulargeschichte des Landes nachgewiesen werden kann, daß ihre ursprüngliche Bestimmung war, dem Landesherrn die Mittel zu liefern, die Kosten der Justizpflege zu bestreiten. Sind solche Abgaben vorhanden, warum sollen sie nicht vorzüglich ihrem Zwecke gemäß verwendet werden? Es ist nicht zu widersprechen, was der Vf. §. 63 sagt, daß allerdings eine Abgabe zur Unterhaltung des Personals für die Justizpflege sein dürfte, weil jeder Bürger die Pflicht übernommen hat, zu den Anstalten beyzutragen, welche zur Sicherung des Eigenthums dienen. Allein man muß doch erst

erst untersuchen, ob der Bürger nicht schon wirklich seinen Beytrag leistet. Sollten unter den so mannichfaltigen Abgaben, die in verschiedenen Staaten herkömmlich sind, keine seyn, die eigentlich den Zweck hätten, die Mittel zur Befoldung der Justizbeamten zu liefern, und die auch ohne die Gerichtsporteln zu diesem Zwecke hinreichend wären? Der Vf. will die Kosten der unentgeltlichen Justizpflege den Domänengefällen nicht aufbürden, weil diese Einkünfte schon zu sehr ihre fixe Bestimmung hätten. Dieses möchte auch in manchen Territorien unbillig seyn, in manchen aber nicht. Die Verschiedenheit der Verfassungen und der bereits bestehenden Abgaben muß hiebey berücksichtigt werden. Rec. hat sich überzeugt, daß in einigen deutschen Gebieten das sogenannte Ungeld von jeher in einer genauen Verbindung mit der Criminalobrigkeit stand, und zu Bestreitung der Criminalgerichtskosten bestimmt war. Wie unbillig wäre es, in einem solchen Gerichtsbezirke eine neue Auflage zu Bekreitung der Criminalgerichtskosten einzuführen, und wie billig hingegen, daß, wenn z. B. das Ungeld zehnmal mehr ertrüge als die Criminalkosten erfordern, aus dem Ueberschusse das Justizpersonal besoldet würde. III. *Vereinigung des Civil-Referendariats mit der Lehranstalt der juristischen und Cameral-Wissenschaften.* Rec. will nicht in Abrede stellen, daß mit dem Civilreferendariate, welches, nach dem Vf. aus Rechtsgelehrten besteht, an welche gerichtliche Verhandlungen von den Beamten zu Abfassung der Urtheile in erster Instanz eingeschickt werden, eine Lehranstalt der Rechts- und Cameralwissenschaften verbunden werden könnte. Doch möchte die Ausführung dieses Vorschlags mit manchen Schwierigkeiten verbunden, und

nicht ohne einen merklichen Aufwand des Schulfonds, dessen Kräfte hier nicht angegeben sind, zu realisiren seyn. Da der Vf., wie billig, sehr auf die Bildung der Beamten dringt, und das Justizfach vom administrativen trennt, wodurch die Justizbeamten Mulse erhalten, sich ihrem Fache vorzüglich zu widmen, so sollten, wie uns dünkt, bey einer solchen Einrichtung, die Justizbeamten die Urtheile erster Instanz wohl selbst abfassen können, und das Spruchcollegium nach und nach überflüssig werden.

A—E.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Die Organisation der Coburg-Saalfeldischen Lande.* Erster Band. 1803. 140 S. 8. (16 gr.)

Die allgemeine Einleitung, so wie das derselben beygefügte Actenstück, beziehen sich vorzüglich auf die Hindernisse, welche bey der neuen Organisation der Fürstl. Coburg-Saalfeldischen Lande vorgekommen, und erregen in so fern nur ein beschränktes Interesse; ein weit allgemeineres hingegen die Inhaltsanzeige dessen, was die folgenden Bände enthalten sollen. Denn was man sonst in Lehrbüchern der Staatsverwaltung, als Anleitung und Vorschrift zu künftigem Handeln, vorgetragen findet, das soll, als wirklich systematisch ausgeführt, nach einzelnen Abtheilungen und Rubriken, vollständig dargestellt werden. Eine Zusage, die nicht allein den Geschäftsmann und Gelehrten, sondern auch jeden Weltbeobachter zur Aufmerksamkeit reizen muß, und bis zu deren Erfüllung wir uns eine umständlichere Beurtheilung dessen, was dieser einsichtsvolle Staatsmann geleistet hat, mit Vergnügen vorbehalten.

## KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort und Verleger: *Freythige Bemerkungen über Almosen-Anstalten und Armen-Verforgung nebst ausführbaren Vorschlägen zur Verbesserung derselben.* 1803. 58 S. 8. (4 gr.) Dieses in Paragraphen verfaßte Schriftchen enthält die Grundlinien über diesen Gegenstand, und weicht von den gewöhnlichen Vorschriften darin ab, daß die Armen-Ordnung (§. 4) weder als ein Zweig der Staatshaushaltungswirtschaft, noch als eine Polizeyanstalt, noch als ein Werk der augenblicklichen Rührung, sondern vielmehr als „ein und bey weitem der wichtigste und empfehlungswürdigste Theil des Religionscultus angesehen und ausgeübt werden soll.“ Bloß die Betteley, als ein Verbrechen wider den Staat, gehöre für die Polizey; Armuth, verschuldete und unverschuldete, als Unglück, für die Almosen-Anstalt. Der Vf. sagt manches aller Beherzigung werthe, z. B. über das verderbliche Betteln der Handwerksgesellen und Steuerbrüder (§. 34), wobey ein schändlicher Unfug der Zünfte mit Ertheilung falscher Kundschaften getrieben wird, u. dgl. m. Daß unsern Zeiten der Ruhm gebühret, über diesen so wichtigen Gegenstand der Staatsverwaltung musterhafte Vorschriften hervorgebracht zu haben, ist nicht zu leugnen.

Wenn sich aber leider! noch allenthalben Mängel genug finden, so liegt der Grund weniger in der Ansicht der Sache, als in dem Mangel an Gemeingeist und uneigennütziger Thätigkeit, ohne welche die richtigsten Grundsätze in der Ausübung um die Hälfte ihrer Kraft und Wirksamkeit kommen. Wäre der Geist der Humanität lebendig unter uns, so dürfte die Armen-Verforgung keine obrigkeitliche Einrichtung seyn; sie müßte einen rühmlichen Theil unserer Sitten ausmachen, und wetteifernde Beschäftigung des Publicums werden.

Sehr richtig bemerkt noch der Vf. (S. 55) im Epilog: daß alle Schriften über Almosen-Anstalten nichts helfen, und alle gute Einrichtungen unwirksam bleiben werden, wenn die Hauptquellen des Verarmens nicht aufgesucht und verstopft werden. Dieses sey aber nicht allein Sache der Staatsgewalten und Obrigkeiten. Jeder rechtliche Mann, jeder thätige Menschenfreund, jede würdige Hausfrau u. s. w. müsse hier mitwirken. Und ohne Grund-Verbesserung der Schul- und Erziehungsanstalten für die mittlern und niedern Stände bleibe jede Armen-Anstalt nur ein schwaches Palliativ.

F. J.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 M A Y, 1804

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BRESLAU, b. Korn: *Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben von Christian Garve*. Fünfter Theil. 1802. VIII u. 315 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieser letzte, von den Hn. Manso und Schneider herausgegebene, Band der lehrreichen Versuche des verewigten Garve enthält vier Aufsätze, von denen der erste, eine Abhandlung über das Daseyn Gottes, (S. 1—200), der ausführlichste und ausgearbeitetste ist. Der Vf. ward dazu theils durch das Bedürfnis, sich über den wichtigen Gegenstand selbst zu verständigen, theils durch den Wunsch seiner Mutter, eine falsche Belehrung darüber von ihm zu erhalten, theils durch die Mendelssohn-Jacobischen Streitigkeiten und die gegen die vorhin gewöhnlichen Vorstellungsarten von der Vernunftkritik vorgebrachten Zweifel veranlaßt. Er rechtfertigt zuerst seine neue Untersuchung dieses Gegenstandes damit, daß er weder mit Moses Mendelssohn, noch mit Jacobi und Wizenmann, noch mit Kant ganz einstimmig sey. Hiernächst sucht er zu zeigen, daß die Frage über die Existenz Gottes von der Speculation über die Dinge an sich und die Dinge in der Erscheinung ganz unabhängig sey, daß aber ein bloßes Bedürfnis von Kant mit Unrecht an die Stelle aller objectiven Gründe für das Daseyn Gottes gesetzt werde. Darauf stellt er die Hauptsysteme, nämlich das System des Zufalls, der mechanischen Entwicklung und des Theismus, nach ihren Vorzügen und Schwierigkeiten, dar, findet aber das letzte, welches er besonders gegen Humes Bedenklichkeiten vertheidigt, am vorzüglichsten, weil es sich auf eine Kraft, die wir kennen, und auf Analogieen gründe, dagegen das System des Zufalls eigentlich nichts erkläre, der Mechanismus aber gar keine Analogieen für sich habe, und auf bloße *qualitates occultas* führe. Eingeschaltet ist noch ein Abschnitt über den Gebrauch der Finalursachen bey dieser Materie, und angehängt ein kleiner Aufsatz über das theologische System des Spinoza. Von diesem hat der Vf. eine ganz eigene Ansicht, in welcher Scharflinn nicht zu verkennen ist, wenn sie auch mit Spinoza's Sinne nicht ganz zusammen stimmen sollte. Alles ist, so soll dieser Philosoph gedacht haben, mit Materie erfüllt, und die Trennung der einzelnen Dinge machen nur unsere Sinne oder unsere Denkkraft. Diese Materie modificirt sich in mannich-

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

faltige Formen, bleibt aber selbst unveränderlich. Ebendieselbe nothwendige Substanz liegt auch bey denen Formen zum Grunde, welche ein Denken und Wollen zu ihrer Wirkung haben. Hiernach ist also S's. System nichts als ein versteckter Materialismus. Bey der Würdigung der Hauptsysteme zeigt G. ganz die wahrhaft-philosophische Unpartheylichkeit, die Entwicklungsgabe und die Deutlichkeit des Vortrages, welche man an ihm gewohnt ist. Allein er führt seine ganze Untersuchung nur bis auf einen gewissen Punkt fort, und nimmt also auf die Bedenklichkeiten, welche erst jenseits desselben entstehen, keine eigentliche Rücksicht.

Es ist allerdings dem Menschen natürlich, da er die Welt mit nichts passender zu vergleichen weiß, als mit einem Kunstwerke, ihren Ursprung ebenfalls der Entstehung eines Kunstwerkes analog sich vorzustellen. Aber hat er auch Grund, dieser Vorstellung objective Wahrheit zuzuschreiben? Ist er berechtigt, dem, was ihn innerhalb des Gebietes der Natur, wo alles den nämlichen, in gewisser Rücksicht wenigstens erkennbaren, Gesetzen unterworfen ist, richtig leitet, sich nun auch über dieses Gebiet hinaus anzuvertrauen, und die Entstehung der Natur selbst schon den Gesetzen dieser Natur zu unterwerfen? Muß er nicht vielmehr den Ausspruch des Xenophanes für gültig-erkennen: „Keiner weiß etwas von den Göttern; und wer auch die Wahrheit trafe, der könnte doch nicht wissen, daß er sie getroffen hätte?“ Garve selbst gesteht daher seiner Meinung nur Wahrscheinlichkeit zu. Aber Wahrscheinlichkeit beruht darauf, daß ein Urtheil, dessen Wahrheit nicht durch Erkenntnis des Objects begründet werden kann, dem gewöhnlichen Laufe der Natur und der Analogie gemäßer ist, als sein Gegentheil. Wie kann denn hier von Wahrscheinlichkeit die Rede seyn, da ja noch erst die Frage ist, ob nach den für unsere Erfahrungen geltenden Gesetzen hier geurtheilt werden dürfe? Oder soll selbst diese Frage nach Gründen der Wahrscheinlichkeit beantwortet werden? Wo in aller Welt will man denn Gründe für das Urtheil hernehmen, daß das, was jenseits der Natur und Erfahrung liegt, unter den Gesetzen derselben stehe? Ja, es giebt vielmehr Gründe, die uns zu dem entgegengesetzten Urtheile bestimmen. Aus dem, was der Eleatiker Zeno, Bayle und Kant gesagt haben, erhellt unwiderleglich, daß die Erhebung der Erfahrungsgesetze und Bedingungen unseres Erkennens zu Gesetzen und Bedingungen der Dinge selbst uns in unauflösbare Widersprüche ver-

Tt

wickelt,



wickelt, denen die Vernunft einzig durch die Annahme entgeht, daß die menschliche Ansicht der Dinge nur für die menschliche Erkenntnisphäre d. i. innerhalb der Grenzen der Erfahrung gültig sey. Nun fällt zwar dadurch die Befugnis nicht weg, sich über sinnliche Dinge den Erfahrungsgegenständen analog zu denken; aber wer durch dieses Denken die Objecte desselben zu erkennen meint, der täuscht sich offenbar. Unsers Vf's Ausführung zeigt also gar nicht, was wir etwa von dem Verhältniß der Welt zu ihrem Grunde wissen oder auch nur mit Grunde vermuthen können, sondern bloß, wie wir uns dasselbe am passendsten denken mögen, wenn wir es uns etwa doch denken wollen, sollen oder müssen. Wie aber? Sollte es nicht rathsamer seyn, eine Sache ganz dahingestellt seyn zu lassen, von der man nichts zu wissen gestehen muß? „Wer dieses kann,“ sagt G. S. 40, „und dabey ruhig und glücklich, gut, recht schaffen“, gegen den habe ich nichts zu sagen. Es ist ihm erlaubt, sich aller Untersuchungen zu enthalten, die er nicht zu Ende zu bringen weis, und die er demüthet entbehren kann. Aber so ist es mit mir nicht. Ich kann von dem Gedanken nicht loskommen. Der Anblick der Welt, mein eigenes Herz bringen mich immer wieder darauf zurück. „Er gesteht also, daß „das Bedürfnis“ ihn „bey einer Frage, die in der That über unsern Horizont ist, so weit festhält,“ daß er entscheiden muß. Aber das Bedürfnis, wie G. selbst ganz richtig darthut, ist nicht mit der Ueberzeugung einerley, und kann sie noch nicht gewähren. Darum sucht er nun auch andere Gründe. Wer jedoch diese, den obigen Ueberlegungen gemäß, nicht für entscheidende Gründe zu halten vermag, der wird selbst in dem, was der Vf. von dem Bedürfnis und dessen Verhältniß zu der Ueberzeugung sagt, einen neuen Grund finden, die Beantwortung der vorliegenden Frage für unmöglich zu halten, wenn er nicht durch tieferes Eindringen etwas entdeckt, wodurch die Sache eine andere Gestalt gewinnt. Worauf ein consequentes Denken hiebey führt, das findet der Rec. zu seiner völligen Befriedigung in Kant's und Jacobi's Schriften dargestellt. So verschieden auch bey beiden der Gang der Untersuchung und die Einkleidung ist, so sind sie doch in der Hauptsache viel einiger, als der letztere meint; und was andere in Absicht der vorliegenden Materie gegen beide vorgebracht haben, ist in der That von keiner grossen Bedeutung, da ihr Sinn von den wenigsten erreicht worden ist. Auch unsers Vf's Einwendungen treffen jene Philosophen sehr wenig. Ist es denn zu leugnen, daß bey allen unsern Deductionen und Demonstrationen schon ein Wahres, und namentlich die Wahrheit des Vernunftmäßigen, vorausgesetzt werden muß? Hat also Jacobi nicht Recht, wenn er sagt: „Die Ueberzeugung aus Gründen ist eine Gewissheit aus der zweyten Hand. Gründe sind nur Merkmal der Aehnlichkeit mit einem Dinge, dessen wir gewis sind. Wenn nun jedes Fürwahrhalten, welches nicht aus Vernunftgründen entspringt, Glaube ist, so muß die Ueberzeugung aus Vernunft-

gründen selbst aus dem Glauben kommen, und ihre Kraft von ihm allein empfangen.“ Das Gesetz der Vernunft aber, dessen wir durch ihren Gebrauch inne werden, ist Einstimmung des Mannichfaltigen unserer gesammten Erkenntnis und aller anderer Urtheile. So wie also einige Urtheile unmittelbar als wahr erkannt werden, so sind wir auch durch den Glauben an die Vernunft genöthiget, alles das für wahr anzunehmen, dessen Gegentheil mit ihnen im Widerspruche steht, oder die Vernunft, unter Voraussetzung derselben, mit sich selbst entzweyen würde. Stellt also die Vernunft uns ein Ziel auf, dem wir nachzujagen haben, so müssen wir auch annehmen, daß wir uns demselben nähern können; und sind wir gedrungen, alles als zweckmässig zu beurtheilen und zu behandeln, so muß auch Zweckmässigkeit des Weltlaufs vorausgesetzt werden. Auf dieses Vertrauen, daß die Vernunft nicht täusche, daß also die Bedingungen auch statt haben, unter welchen die Erreichbarkeit ihrer Zwecke nur möglich ist, gründet sich Kant's von unserm Vf., wie von so manchen andern, verkannter sogenannter moralischer Beweis für das Daseyn Gottes. Das Bedürfnis, worauf dieser beruht, ist nicht ein bloßer Wunsch des Menschen, nicht das Bedürfnis eines Einzelnen, durch Erziehung, Gewohnheit oder andere Umstände gewirkt; es ist das Bedürfnis der Vernunft selbst. Wer ihr glaubt, muß auch einen Gott d. h. ein Princip einer vernünftigen, moralischen Weltordnung glauben, wenn eine objective Erkenntnis davon gleich unmöglich ist. Erst dann, wenn man diese Ueberzeugung gewonnen hat, wird man des Vf's schätzbare Untersuchungen gehörig würdigen und nach ihrem wahren Werthe benutzen können.

Die Ansicht, welche G. von Kant's Philosophie überhaupt hatte, kennt man schon aus der Abhandlung über die Moralprincipe. So richtig er manche einzelne Theile schätzte, und so vortheilhaft sich seine Prüfung überhaupt von so vielen andern, deren Urheber in einem so sehr anmassenden Tone reden, unterscheidet: so fehlte es ihm doch an dem Ueberblicke des Ganzen und an der Einsicht in den eigentlichen Geist und das Princip desselben, und auch in Absicht einzelner Punkte beruhen seine Einwendungen nicht selten auf Verwechslung verschiedener Dinge. Dahin gehört z. B. das, was hier S. 14 ff. gegen die Behauptung gesagt wird, daß die reinmathematischen Sätze synthetisch seyen. Offenbar verwechselte G. hier die Natur des Objects mit unserm primitiven Begriffe von demselben. Unter mehrern Einwürfen gegen einige Lehren der Kritik der Urtheilskraft, wo sich leicht ein Vereinigungspunkt auffinden läßt, ist auch einer gegen die Behauptung, daß der Mensch, als moralisches Wesen, Endzweck der Schöpfung sey. Auch Glückseligkeit empfindender Wesen überhaupt, sagt G., kann als möglicher Zweck des Universums angesehen werden. Dagegen hat der Rec. nichts zu sagen, als daß denn doch, worauf es hier eigentlich ankam, der Mensch von seinem Standpunkte sich als den Endzweck der Schöpfung zu be-

-trach-

trachten hat, dabey aber seine moralische Natur als die Hauptsache ansehen muß.

Die drey übrigen Abhandlungen haben die Herausgeber aus mehreren, ungleich bearbeiteten, Bruchstücken zusammenge setzt. Die zweyte, *über die öffentliche Meinung* (S. 291—334) bestimmt diesen aus Frankreich zu uns gekommenen Begriff genauer, als es irgendwo geschehen seyn dürfte. Es muß darunter nicht jede Uebereinstimmung der Menschen und Bürger verstanden werden, sondern nur eine solche, die bey einem jeden Folge eigenes Nachdenkens oder seiner Erfahrungen ist. Wie sie entstehe, wie und unter welchen Umständen sie zu erkennen und nicht zu erkennen sey, endlich welchen Werth sie habe und nicht habe, das wird hier genügend entwickelt.

In der dritten Abhandlung, *über die Schwärmerey* (S. 335—406) wird dieses Wort für „Ueberspannung und Verirrung der Einbildungskraft“ genommen, „vermöge welcher ein Mensch Visionen für Thatfachen hält, und sich zu Wünschen, Begierden und Handlungen verleiten läßt, welche auf die Voraussetzung der Wahrheit jener Thatfachen gegründet sind.“ Diese Erklärung scheint uns mehr zu einem vorläufigen Begriffe geschickt, um dadurch zu einem genauern bestimmten zu gelangen, als dieser selbst zu seyn. Wenigstens können wir nicht alles, was selbst in dieser Abhandlung zur Schwärmerey gerechnet wird, damit vereinigen, man müßte denn Visionen in einem weiteren Sinne nehmen, als gewöhnlich ist. So viel Lehrreiches also hier auch von den verschiedenen Arten der Schwärmerey (der speculativen, der beschaulichen und der theurgischen), ihrer Entstehung, ihrem Nutzen und Schaden, und von den Mitteln, sie zu entdecken und zu heilen, gesagt wird, so verdient der Gegenstand doch noch eine genauere Untersuchung, wobey dieser Aufsatz sehr gut benutzt werden kann. Es sey uns erlaubt, eine merkwürdige Stelle (S. 403) auszuzeichnen: „Gott wird an sich nicht erkannt, sondern der Begriff von ihm nur aus der Erfahrung von unserm eigenen Denken und Willen geschöpft, durch die Idee von der Grösse der Welt erhöht, und durch die Wahrnehmung der Ordnung in derselben und unser moralisches Bedürfnis, als höchstes Ideal der Moralität aufgestellt. Alle Ideen also, welche sich mit ihm beschäftigen, müssen sich entweder auf die Ordnung und Schönheit der Natur oder auf unsere Moralität beziehen. Jede andre Erforschung seines Wesens, ohne die Erforschung der Natur oder unsers Geistes, selbst die unmittelbare Beschäftigung des Gemüths mit ihm, führt auf Schwärmerey. Der Begriff Gott ist gleichsam nur ein begleitender Begriff; ein Resultat von andern, eine Farbe gleichsam, welche unsere Kenntnisse der Natur und unsers moralischen Selbst annehmen, niemals eine eigene abgesonderte, für sich bestehende Kenntniß.“ Hier kommt G's. Urtheil der ächt kritischen Denkungsart viel näher, als da, wo er eigentlicher von dieser Materie handelte. Vielleicht ist aber auch dieser Aufsatz weit neuer, als der erste.

Die letzte Abhandlung (S. 407—515) betrifft den Stolz. Die Arten desselben werden classificirt, wobey man nicht leicht eine übergangen finden wird. Dann werden seine allgemeinen sowohl als besonderen Symptome mit Menschenkenntnis und Scharfsinn aufgezählt. Die Moralität des Stolzes beurtheilt der Vf. theils nach seiner Vernunftmäßigkeit, Wahrheit und Schicklichkeit, theils nach seinem Einflusse auf die Vervollkommenung und Wohlfahrt des Stolzigen sowohl als auf die Glückseligkeit anderer Menschen. Als Ursachen des Stolzes werden Temperament, Gewohnheit und Erziehung, und Unwissenheit genannt; und zuletzt die vornehmsten allgemeinen sowohl, als besonderen, den verschiedenen Arten des Stolzes entgegensetzenden, Heilmittel angegeben. Uebrigens ist der Vf. in dieser Abhandlung bloß bey der Bedeutung des Wortes stehen geblieben, da es eine tadelnswürdige Eigenschaft bezeichnet, ohne auf die edlere Denkungsart Rücksicht zu nehmen, welche man ebenfalls durch dasselbe ausdrückt.

HJKL.

LEIPZIG, b. Steinaker: *Was muß der Religionslehrer thun, um der gesunkenen Achtung seines Standes wieder aufzuhelfen? abgesehen von dem, was der Staat dabey thun kann.* Von Christian Friedrich Liebegott Simon, Candidat der Theologie in Merseburg. 1803. 215 S. 8. (20 gr.)

Die ascetische Gesellschaft zu Zürich hatte vor einiger Zeit die in dieser Schrift beantwortete Frage zu einer öffentlichen Prüfung vorgelegt. Dieß war die nächste Veranlassung, die Hn. S. bestimmte, seine Beobachtungen und Untersuchungen über einen Gegenstand, der schon lange, wie er versichert, sein Nachdenken beschäftigt hatte, öffentlich mitzutheilen. Allerdings gereicht es ihm zur Empfehlung, daß er, als Candidat der Theologie, gerade auf diesen Gegenstand seine vorzüglichste Aufmerksamkeit richtete. Auch hat er durch seine Schrift eine schöne Probe von seinem Fleiß und von seinen eingesammelten Kenntnissen gegeben. Aber den Forderungen einer strengen Kritik entspricht freylich seine Abhandlung nicht. Zwar ist im Ganzen die aufgeworfene Frage richtig beantwortet, durch den Hauptsatz: „Der Prediger darf nur seine Bestimmung erfüllen, darf nur seyn, was er seyn soll, so leistet er alles, was von seiner Seite geschehen kann, um der gesunkenen Achtung seines Standes aufzuhelfen.“ Allein die Ausführung dieses Thema ist theils zu oberflächlich, bleibt bloß bey dem allbekannten stehn, und dringt nirgends tief genug ein, theils enthält sie manches, was gar nicht zur Sache gehört, sondern vielmehr den Ideengang unangenehm und zweckwidrig unterbricht, theils ist endlich der Styl zu gedehnt, nicht selten zu gemein, auch hier und da unrichtig und sprachwidrig.

In der Einleitung sucht der Vf. zu beweisen, daß die Prediger selbst die Achtung ihres Standes verwirkt haben. Er giebt zwar zu, daß der Leichtsinns unsers

unfers Zeitalters, die furchtbare Macht der Sinnlichkeit, die Nachlässigkeit und Unthätigkeit der Regenten, die Laugigkeit, Kälte und Gleichgültigkeit der höhern und gebildeten Stände gegen Tugend und Religion; daß die Gewissenlosigkeit, Unverschämtheit und Pflichtvergessenheit so vieler Schriftsteller, zur Herabsetzung der Religion und der Religionslehrer das ihre beygetragen haben; aber er meint, daß *alle diese Ursachen doch zuletzt bloß in der Schlechtigkeit und Untauglichkeit der Prediger selbst ihren Grund haben*. Das ist wohl zu viel behauptet. Rec. wenigstens ist der Meinung, daß unter den Umständen, welche den in Hinsicht der Religion fehlerhaften Geist des Zeitalters herbeygeführt haben, viele sind, welche mit der Wirksamkeit des Predigers gar nicht zusammenhängen, welche sie weder verhindern noch befördern konnten. Ferner scheint uns auch die Schilderung, die der Vf. von der Unwissenheit, von dem Epikureismus und Cynismus, von dem schändlichen Geitz und der niederträchtigen Habsucht unserer jetzigen Religionslehrer, wenigstens des *größeren Theils* derselben macht, übertrieben und ungerecht zu seyn. In Ganzen ist doch gewiß in unsern Tagen die Anzahl der aufgeklärten und für ihren Beruf thätigen Prediger eben so groß, vielleicht größer, als jemals. Aber der Vf. ist gerade der entgegengesetzten Meinung, wie aus mehrern Stellen seiner Schrift erhellt. S. 201 behauptet er sogar: der innere moralische Werth sey bey den sonstigen Religionslehrern mehr sichtbar gewesen, als bey den gegenwärtigen; welches sich doch am wenigsten beweisen lassen möchte. Ueberhaupt scheint der Vf. nur den Pöbel des geistlichen Standes im Auge gehabt zu haben; aber dann hätte er auch nicht so generell sich ausdrücken, und wie z. B. S. 35 sagen sollen: „wem vielleicht diese Schilderungen übertrieben scheinen, den bitte ich — wenn er selbst Prediger ist, in seinen Busen zu greifen.“

Die Abhandlung selbst theilt der Vf. in zwey Abschnitte. Im ersten zeigt er, was der Zweck des Religionslehrers sey, und im zweyten wie und wodurch er diesen Zweck zu erreichen suchen müsse, um sich die verlorene Achtung seiner Person und seines Standes wieder zu verschaffen.

Bey der Bestimmung des Zwecks des geistlichen Standes handelt er zunächst von den fehlerhaften Zwecken, welche die meisten Mitglieder dieses Standes, nach seiner Meinung, verfolgen. Besonders klagt er, daß sie (d. h. nur die Landprediger, die sich dem Vf. am wenigsten empfohlen haben) häufig über

den Anbau ihrer Felder und Grundstücken ihre eigene Cultur und die ihrer Gemeinen übersehen. Aber es hätte nur auch, um einem jetzt sehr gewöhnlichen einseitigen Raisonnement zu begegnen, bemerkt werden sollen, daß die Selbstbewirthschaftung der Pfarrfelder mit einer gewissenhaften Verwaltung des Predigtamts grösstentheils gar wohl bestehen könne, und daß auch die Erldere aus guten Gründen immer noch den meisten Landpredigern anzurathen sey.

Den wahren Zweck des Predigtamts hat der Vf. zwar richtig angegeben, indem er ihn in der moralischen Veredlung der Menschen durch Hülfe der Religion setzt. Aber er hätte es nur nicht bey der allgemeinen Angabe desselben bewenden lassen, sondern ihn vielmehr nach seinen einzelnen Bestandtheilen zergliedern sollen, wenn er daraus ableiten wollte, was ein Prediger wissen und thun müsse, um diesem Zwecke zu entsprechen. Dagegen sieht man nicht ein, wie die weitläufige Abhandlung über den Begriff der Religion und über ihr Verhältniß zur Moral hieher gehört. Sie nimmt 27 Seiten ein, und enthält doch nichts als die gewöhnliche, satzsam bekannte Deduction der Religion in Kantischen Sinne, mit Rücksicht auf das Christenthum. Aber zur weitern Entwicklung der ganzen Bestimmung eines Predigers, oder vielmehr eines Seelforgers (denn dieser Name umfaßt am besten die einzelnen Theile der Predigerbestimmung) ist kein Wort gesagt; sondern der Vf. geht, nach der Bemerkung, daß die Religion in dem von ihm angegebenen Sinne eine allgemeine Angelegenheit aller Menschen sey, zu den zweyten Abschnitt über, um die erforderlichen Kenntnisse und praktischen Obliegenheiten eines Predigers anzugeben. Dieser Abschnitt hat dem Rec. noch besser gefallen als der erste, obgleich auch hier nur das allerbekannteste wiederholt, und auch dies nur sehr oberflächlich berührt ist. Der Vf. würde vieles gründlicher haben ausführen können, ohne die Grenzen einer Abhandlung zu überschreiten, wenn er sich nicht durch gar zu triviale Demonstrationen den Raum weggenommen hätte. So beweist er z. B. 119 ff. den Nutzen der Naturgeschichte so ausführlich, als ob er eben vor einer Landgemeinde predigte.

Uebrigens sagt er angehenden Predigern und Candidaten des Predigtamts viel Nützliches, und berechtigt zugleich zu der Hoffnung, daß er selbst, der in dieser Schrift dem ganzen geistlichen Stande eine so derbe Moral lieft, sich bestreben werde, seinem künftigen Beruf Ehre zu machen.

D. K. N.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ERBAUUNGSCHRIFTEN.** Rotterdam, b. Ginkel: *Kerkelijke Redevoering ter vijfen twintigste verjaaring van den vervulden Evangeliedienst in verscheidene Gemeenten, gehouden te Rotterdam d. XVI Oogstmaand door J. Scharp, Doct. der H. Godgeleerdh. en Predikant te Rotterdam. Met eenige bijgevoegde, vooral historische Aanteekeningen. 1803. XV. 96 u. 55 S. gr. 8.* Dem Vf. war es merkwürdig, daß er am 16 August 25 Jahre in seinem Lehramt zu St. Annaland, Axel, Noordwyk, Loga und Rotterdam zurückgelegt hatte, und feyerte diesen Tag durch eine außerordentliche Predigt über 1 Kor. XI, 30.

Es herrscht in dieser Predigt viele Empfindung und eine herzliche Sprache; aber der Vf. spricht zu viel von sich selbst, und man sieht, daß er sich dadurch ein Denkmal setzen wollte. Die am Ende beygefügtten Anmerkungen betreffen meistens die Geschichte des Vf's, und enthalten manche parucuiare Umstände, die nicht füglich in der Predigt selbst konnten angebracht werden. Ueberhaupt kann die Schrift als ein Beytrag zur Geschichte dieses Mannes angesehen werden, dessen Silhouette auf dem Titelblatte steht.

T. D.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 M A Y, 1804

## ERDBESCHREIBUNG.

**BERLIN, b. Vofs: Reise durch Schweden und Finnland bis an die äußersten Grenzen von Lappland, in den Jahren 1798 und 1799. Von Joseph Acerbi. Aus dem Englischen übersetzt von Ch. Weyland. Nebst berichtigenden Bemerkungen eines sachkundigen Gelehrten. Mit 2 Kupfern und einer Landkarte. 1803. 520 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)**

(Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen etc. 26 Band. und Neues Magazin der merkwürdigen Reisebeschreibungen etc. 2 Band enthalten das nämliche Werk.)

**M**ögen sich immer Mängel und Irrungen in dieser Reise finden, wofür der Vf. in dem Anhang und den berichtigenden Bemerkungen sehr hart behandelt wird: so hält sie Rec. doch für eins der wichtigsten und interessantesten Werke, die über dieses Reich erschienen sind; und in Rücksicht auf den Umfang der Reise übertrifft es alle seine Vorgänger. Der Vf. fühlt lebhaft, bemerkt sorgfältig, und ist unermüdet in der Fortsetzung seiner Reise, so wie in der Mittheilung seiner Nachrichten. Seine Bemerkungen haben im Ganzen einen gewissen Anschein von Billigkeit, und seine Sprache ein Gepräge von Wahrheit, welches Zutrauen einflößt. Uebrigens reiste er in Gesellschaft eines gebornen Schweden, des Obristen *Skjöldebrand*, welcher für die Nachrichten, die er durch Beobachtung sammelte, gewissermaßen sein Bürge ist. Auch sind die Irrungen, deren man *Acerbi* in den Berichtigungen zeihet, größtentheils von der Art, daß sie nicht aus eigenen Beobachtungen, sondern aus Nachrichten entstanden, die er von andern erhielt, oder aus Büchern, die er entweder nicht sorgfältig genug las, oder nicht hinlänglich verstand. Hieher kann jedoch Rec. einige allgemeine Bemerkungen nicht rechnen, die der Vf. gleich im Eingange zu seiner Reise macht, und deren einige allerdings sehr auffallend sind, weil man nicht begreift, wie ein Mann mit offenen Augen, und mit dem Willen, die Wahrheit zu sagen, sie hinschreiben konnte. Daß es in Lappland keine gemachten Wege giebt, begreift man leicht und glaubt es eben so gern; aber wie konnte der Mann, wenn er von Schweden überhaupt spricht, die Straßen schlecht nennen, da sie, bis unter den 60 Grad nördlicher Breite, und zum Theil auch höher hinauf, unter die besten in Europa gehören! Vom 60 Grade bis herab nach Helsingborg macht man in einer Stunde eine schwedische

*J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.*

Meile, d. h. beynahe 11 deutsche. Wie konnte er ferner behaupten, daß man in Italien auf einer Strecke von 400 englischen Meilen in 50 Städte komme, die an Schönheit, Reinlichkeit und Bequemlichkeit der Hauptstadt von Schweden gleich sind, wo nicht gar sie übertreffen? Am auffallendsten aber ist die Behauptung, daß das Reisen in Schweden eben so theuer sey, als in andern Ländern von Europa, England vielleicht ausgenommen. Rec. kennt keines, wo man so wohlfeil reiset, als in Schweden. Freylich wurde Hr. *A.* sehr übel behandelt, wenn man ihm 6 Pferde vor einen Wagen spannte, der in Deutschland von 3 gezogen wurde; und Rec. kann sich diese in Schweden gar nicht gewöhnliche Unbilligkeit nur dadurch erklären, daß *A.* keinen schwedischen Kutscher hatte. Aber selbst diese 6 Pferde, zusammen mit dem 7ten für den Vorbothen, und dem Trinkgelde, das man den sämtlichen Bauern giebt, kosten in Schweden noch immer nicht so viel, als 3 Pferde in Deutschland mit dem Postknechte und Wagenmeister.

Der Vf. geht von Helsingborg nach Gothenburg, und über Trolhätta nach Stockholm. Ueber den letztern Ort finden sich hier eine Menge interessanter Nachrichten; aber dieß ist auch der Artikel, in welchen sich die mehresten Irrungen eingeschlichen haben. S. 92 wird gesagt, daß die Sternwarte zu Stockholm mit einer Menge der vortrefflichsten astronomischen Instrumente aller Art versehen sey. Rec. wünschte wohl zu wissen, woher diese in der Geschwindigkeit gekommen sind. So viel ist gewiß, daß im Sommer 1798 ihr Vorrath außerst gering war. S. 93 „Es giebt vielleicht kein Land in Europa, in welchem die niedrigste Classe des Volks so allgemein einen guten Unterricht erhält, als in Schweden; nur allein Island, Schottland und Genf machen hievon eine Ausnahme.“ — Der Vf. kannte weder die Erziehung, die er beschreibt, noch die, welche das Volk im protestantischen Deutschland erhält. Uebrigens ist auch dieser Artikel am Ende gehörig gerügt, nicht aber das, was der Vf. über das schwedische Fabrikwesen (S. 122) sagt, welches er rühmt, und welches doch ziemlich allgemein in einem schlechten Zustande ist. S. 119 statt Inel, l. Juel, durchaus.

Das 10 und 11 Kap. enthalten die Ueberfahrt von Geislehamm nach Åbo. Diese Beschreibung ist etwas verworren und nachlässig behandelt. Der Vf. redet von den Ålandischen Inseln überhaupt, ohne beynahe der Insel Åland zu gedenken. Es scheint, die ver-

Uu

schie-

schiedenen Arme des Meeres, die weit in diese Insel hineinlaufen, und über denen einige er gehen muß, te, haben ihn irre geführt; so daß er vermuthlich eine andere Insel zu betreten glaubte, so oft er über das Wasser ging. Gleichwohl sieht Rec. aus mehreren Orten, welche genannt werden, daß der Vf. den gewöhnlichen Weg der Post nahm. Auch liefert er nachher eine besondere Beschreibung der Insel Åland, aber dieser sieht man es an, daß sie ausgeschrieben ist, (von Radloff) und der Vf. wußte sie nicht in gehörige Verbindung mit seiner wirklichen Reise zu bringen.

S. 151 sind einige Druckfehler; die der Uebersetzer hätte berichtigen sollen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß hier mehrere Entfernungen so falsch angegeben sind, daß der Fehler unmöglich von dem Vf. selbst kommen kann. Auch sieht man es in der Folge, wo die Ferne von Wasa nach Carlsby und Uleåborg richtig angegeben ist.

Von Åbo geht der Vf. nach Uleåborg; wo er sich ein paar Monate aufhält; dann weiter nach Torneå. Von hier an wird die Reise am umständlichsten und interessantesten, auch schon dadurch, daß sie größtentheils durch ein Land geht, das nie ein Reisender auf diesem Wege besucht hat. Der Vf. geht nämlich theils an, theils auf dem Flusse Torneå hinauf, fährt dann in den *Muonio*, und aus diesem begiebt er sich in den *Alten*, auf welchem er in das Eismeer hinabfährt. Er ist sehr umständlich über die Art und Weise, auf die er seine Reise macht, und in Beschreibung der Schwierigkeiten und Leiden, die sehr interessant ist, wenn sie auch hin und wieder übertrieben seyn sollte. Hievon läßt sich aber kein Auszug liefern; man muß das Werk selbst lesen. Aus der Mündung des *Alten* besucht er das Cap Nord zum Wasser, und kehrt dann, auf einem etwas veränderten Wege, über Enontekis nach Torneå und Uleåborg zurück. Hier endigt die Reise, und der Vf. giebt keine Ursache an, warum er zu seiner Rückkehr nicht die westliche Seite des botanischen Meeres wählte. Vermuthlich besuchte er diese auf einer anderen Reise, die er nach Drontheim machte, die aber hier nicht beschrieben wird.

Von S. 434 an folgen Abszüge aus *Kanat Leems* Beschreibung von Lappland, wovon 1767 eine lateinische Uebersetzung zu Kopenhagen erschienen ist. S. 501 bis 520 enthält Berichtigungen, Zusätze und Erinnerungen von einem ungenannten Gelehrten. Freylich sollten diese unter dem Texte stehen; allein der Mann bekam die Uebersetzung erst zu sehen, nachdem sie schon gedruckt war.

Die Uebersetzung liest sich ziemlich wohl; und scheint, so weit Rec. urtheilen kann, ohne das Original vor sich zu haben, gut zu seyn. — In der Vorrede sagt der Uebersetzer: „daß er alles weniger Wichtige, alles zum Wesentlichen des Gegenstandes nicht Gehörige, und alle Discussionen über fremdartige Materien weggelassen habe.“ Diese Erklärung

ist eben so schwankend, als weit umfassend. So viel ist gewiß, daß Rec. mehrere Nachrichten und Urtheile, die er in Auszügen aus dem Original gelesen, hier vergebens gesucht hat. Dahin gehören vermuthlich auch jene Artikel, über welche so viel Beschwerde geführt worden ist. Der Uebersetzer kann seine guten Ursachen gehabt haben, diese Artikel wegzulassen; allein er hätte dem Leser ein Wort darüber sagen sollen. Die 2 Kupfertafeln sind, als Kunstwerk, mittelmäßig; die Karte aber ist ganz zwecklos. Wozu lieferte man eine Karte vom ganzen schwedischen Reiche? Es wird niemandem einfallen, die Geographie dieses Landes auf einem so kleinen Blatte zu studiren; aber angenehm wäre es, wenn man des Vf's Reise deutlich darauf übersehen könnte. Dieß ist aber kaum möglich, denn alles ist so eng, klein und in einander geschoben, daß man Mühe hat, die Namen der Oerter zu lesen. Auch sind viele anders geschrieben, als der Vf. sie schreibt, und endlich nennt dieser mehrere, die auf der Karte gar nicht angegeben sind, und welche man hier gerade darum zu sehen wünscht, weil man sie auf andern Karten nicht findet.

**Berlin, v. Müller: Reise von Glogau nach Sorrent, über Breslau, Wien, Triest, Venedig, Bologna, Florenz und Neapel.** Von dem Vf. des *Natalis*. 1803. 290 S. u. XII S. Vorrede u. Inhalt: 8. (1 Rthlr.)

Verfasser ist der Königl. preussische Cammer-Secretär zu Glogau, *Benkowitz*. Er hat, wegen Kränklichkeit, um Urlaub zu einer Reise und zu einem Aufenthalt in Italien, und erhielt ihn. Was dieß für Aufsehen in Glogau gemacht habe, bekommt man weitläufig zu lesen, so wie die Anschaffung der eigenen Pferde zur Reise, und mehrere dergleichen kleinliche Details, die vielleicht für die Bekanntheit des Vf's und für ihn von Wichtigkeit seyn mögen, die aber aufhören, es für ein größeres Publicum zu seyn, das, ohne eben lauter statistische und scientifiche Nachrichten in einer Reisebeschreibung zu erwarten, doch mit Recht fodern darf, mit personellen Vorfällen verschont zu werden, sobald daraus sich keine Belehrung oder Gemeinnützigkeit für andere Reisende abstrahiren läßt. Und doch sagt der Vf. in seiner, von Neapel aus datirten, Vorrede: „So wie es Menschen giebt, die von einer gewissen Angst überfallen werden, wenn eine Katze, oder ein anderes für sie antipathetisches Thier in der Nähe ist: so wiederfährt mir dasselbe, wenn mir jemand etwas mit alten kleinen Nebenumständen erzählt, und einen Frosch gleichsam zu einem Ochsen aufbläst.“ Nun, so muß der Vf. recht gut wissen, wie Rec. zum Beyspiel bey seiner *Troppauer* Pafs-Geschichte zu Muth war, die mehrere Seiten füllt, und doch auf weiter nichts hinausläuft, als daß der Pollzey-Director zu *Troppau*, ihn nach Pflicht und Vorschrift, wegen Ermangelung eines kaiserlichen PASSES, in den kaiserlichen Staaten nicht weiter reisen lassen wollte, was der Vf.

Vf. drollig genug mit diesem Ausdruck bemerkt: „So war auf einmal mein Pafs von dem größten preussischen Minister, Grafen von Hoym, durch einen kleinen österreichischen Officianten, ungültig gemacht.“ Rec. will jedoch billig seyn, und dies alles, wohin auch die pappernen Drachten über Troppau S. 46, die Bratspielse der Otmützer Thürme S. 33, und das triviale *Mors domini* (S. 193) von dem kleinen Bürgermeister mit der großen Perücke gehören, durch den schreibseligen Drang entschuldigen, der, in Brangelung wichtiger Gegenstände, zu Füllung des Tagebuchs, aus Noth zusammenrafft, was ihm vor die Feder kommt. Hoffentlich wird dies nicht der Fall in den künftigen Händen seyn, zumal da der Vf. durch seinen *Helios der Titan*, spätere Beweise eines bessern Beobachtungsgeistes gegeben hat, als daß z. B. von der Stadt *Lagbach* S. 242 sich nichts weiter anmerken lasse, als daß „sie keine Thore und einen sehr groben Wirth habe?“ — Rec. hebt noch zum Schluß einige Bemerkungen aus: *Rosswaldt*, S. 42 die Schöpfung des Grafen *Hoditz*, des Freundes Friedrichs des Großen, ist jetzt in andern Händen, und von seiner alten Herrlichkeit sind nichts übrig als Trümmer. Nur das Schloß hat von aussen seine majestätische Gestalt behalten. — Selbst der Vf. muß eingestehen, daß sich in *Wien* gut leben lasse, und daß es prächtiger, volkreicher, lebendiger sey, als *Berlin*. *Addison* nennt die geschminkten Schönheiten sehr passend, *Picten*; in *Wien* ist ein ganzes Volk solcher *Picten*. Von der Hofdame bis zum Küchenmädchen, übt alles diese Art Pastellmahlerey an seinem Körper. [Sollte das nur auf *Wien*, nicht auf die andern grossen Städte passen?] Beschreibung eines Schiffs S. 119 das der Fürst *Batjani*, durch den Mechaniker *Giubiani*, für 100,000 Thaler, und zum Geschenk für die verstorbene Gemahlin des ungarischen Palatinus bauen ließ. Es hat in der Form viel Aehnliches von der Arche Noah, wie man sie gewöhnlich abzubilden pflegt, und dient jetzt, da es seiner eigentlichen Bestimmung verlor, zum schwimmenden Kaffeehaus. Das *Schikaheder'sche* Theater ist wahrseheinlich das prächtigste in Deutschland, das neuerbaute *Berliner* nicht ausgeschlossen. Es faßt 6000 Zuschauer, und hat über 150,000 Thaler zu bauen gekostet. Auf dem Portal des Haupteingangs sieht man den *Papageno* mit seinem Vogelbauer, weil *Schikaheder* der *Zauberflöte*, und der Rolle des *Papageno*, die er darin spielte, sein eigentliches Emporkommen zu verdanken haben soll. — Bey den Schwierigkeiten, die der Vf. S. 162 in der italienischen Staatskanzley, wegen Erhaltung eines PASSES nach Italien fand, erinnert man sich, was *Scume* in seiner bekannten Fußreise, von einer ähnlichen Behandlung erzählt. — Wichtigkeit des Kanals der von *Wien* nach *Triest* gezogen werden soll. Ein Centner Fracht kostet jetzt, zwischen diesen beiden Städten, neun Gulden auf der Achse. Die Kaiserstraße durchs *Münthal*, beschreibt der Vf. als einen Moraststrom. — Die Brücke von *Grätz*, gleicht Auerbachshof. Sie ist mit Buden angefüllt, die dem Magistrat eine Mie-

the von 2000 Gulden eintragen, und niemand wird ahnden, daß er sich auf einer Brücke befinde, wenn er nicht vorher ihre Lage bemerkt hat. — Von *Krain* weiß der Vf. nichts weiter zu sagen, als daß man da Bockfleisch esse. Bey der Gelegenheit fügt er hinzu: „in *Deutschland* habe man die Gewohnheit, die Böcke, ehe man sie schlachtet, aus einem obern Stockwerk herunterzuwerfen, um durch den Schrecken ihrem Fleisch das Widrige zu benehmen.“ Rec. gesteht, daß ihm, auf allen seinen Reisen durch Deutschland, diese Sitte nie zu Ohren gekommen ist. — Einige Meilen von *Triest*, hinter dem Dorfe *Sonneschütz*, reiset man in eine sonderbare Gegend. In unabsehblicher Weite sind die Felder mit großen und kleinen Steinen bedeckt, die theils locker da liegen, theils, wie Pflanzen und Gewächse, aus dem Boden gewachsen scheinen. — Der Vf. hatte sich immer auf dem ersten Anblick des Meers gefreut. Plötzlich erblickte er bey einer Wendung des Wegs, über dem Abhang, in der Tiefe, eine ungeheure grüne Wiese. Gleich darauf sah er ein Schiff mit vollen Segeln auf dieser Wiese, und nun entdeckte er seinen Irrthum. Die ungeheure Wiese war das Meer. Ueber der istrischen Küste stieg ein Gewitter herauf und es blitzte. Ueberhaupt ist der erste Eindruck, den man vom Anblick des Meers empfängt, etwas schreckhaft: ein wogender Abgrund, wo sich alles bewegt! Diese Scene stellt auch das Titelpupfer vor. Die Erzherzogin von Oesterreich, die an den Kronprinzen von Neapel vermählt wurde, weinte, als sie hier das Meer erblickte, und stieg aus dem Wagen, um ihren Thränen freyen Lauf zu lassen. — Vor *Sagrado*, lag endlich vom Gebirge herabgesehen, der Anfang Italiens, wie eine Landkarte, vor Augen. Welch ein Genuß! Ich möchte allen Reisenden, sagt der Vf., den Rath geben, sich auf den Weg nach *Monfalcone* zu verirren.

EI.

WEIMAR, b. d. Gebr. Gädicke. *Der Passagier auf der Reise in Deutschland und einigen angränzenden Ländern, vorzüglich in Hinsicht auf seine Belehrung, Bequemlichkeit und Sicherheit.* Ein Reisehandbuch für Jedermann vom Kriegsrath *Reichard*, Vf. des *Guide des Voyageurs en Europe*. Mit einer großen Postkarte. Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. 1803. XXIV u. 746 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Dieses Werk ist seit seiner ersten Erscheinung sehr in Umlauf gekommen und seine Brauchbarkeit zu allgemein bekannt, als daß es nöthig seyn sollte, unseren Lesern jetzt eine unständliche Inhaltsanzeige davon zu geben. Wir haben es hier bloß mit der neuen Ausgabe zu thun. So schnell auch diese auf die erste, welche 1801 erschien, gefolgt ist, so sind dennoch die Veränderungen und Verbesserungen, die man hier findet, so groß und viel umfangend, daß manche Artikel beynahe so gut wie neu zu betrachten sind. Unter dem ganz neuen nennt der Vf. in der Vorrede — die Kenntniß vom Wethselgeschäf-



te — die Tabelle von den Wetter-Anzeigen der Spinnere, — die Uebersicht der geprägten deutschen Gold- und Silbermünzen, — die Vergleichung im Zahlwerthe der neu französischen Münzen mit den ausländischen — die Reduction der neu französischen Maasse auf andere, nebst der amtlichen deutschen Dollmetschung der ersteren, — die projectirten Decimal-Systeme der batavischen und helvetischen Republiken — die Beschreibung von Sagard auf der Insel Rügen — von dem Seebade Norderney — von Kissingen und Boklet etc. Die alten Artikel sind zum Theil berichtigt, zum Theil vertheilt; ja der aufmerksame Leser wird finden, daß mehrere zum Theil weitläufige Werke, die seit oder während der Ausarbeitung der ersten Ausgabe erschienen, so benutzt worden sind, daß man das hauptsächlichste und wichtigste daraus hier findet. Kurz, überall zeigt sich der bewährte Fleiß des Vf., dem nichts entgeht, der immer das Neueste aufsucht, und jede Veränderung mit sorgfamer Hand nachträgt. Und so findet man denn eine Menge Nachrichten über die neuesten Veränderungen, die sich nicht nur in Deutschland, sondern auch in einigen angränzenden Ländern zugetragen haben: Veränderungen, die aus mehreren Werken gezogen wurden, welche zum Theil noch wenig in Umlauf gekommen sind. Auch hat der Vf. mancherley Privatnachrichten erhalten und benutzt. Wer die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit kennt, wird willig eingestehen, daß Hr. R. um das reisende Publicum sich ein Verdienst erworben hat, wie keiner seiner Vorgänger: und wie viel und mannichfaltig auch die Mängel seyn mögen, die noch immer übrig bleiben, so wird doch jeder billige und erfahrene Mann einräumen, daß das Werk nunmehr einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht habe.

Der Hauptplan des Werkes ist unverändert geblieben: und über diesen muß sich Rec. einige Bemerkungen erlauben. Für diejenigen, welche das Ausland bereisen wollen, ist dieses Werk keinesweges zureichend, und der Reisende mag nach Paris, oder nach Petersburg, nach Venedig oder Amsterdam gehen, so wird er allemal noch andere und umständlichere Quellen des Unterrichts suchen müssen. Auch wird jeder solcher Reisende den *Guide des Voyageurs* des Hn. Reichard mit sich führen. Für Paris, Petersburg, Amsterdam, Venedig etc. braucht er noch überdies besondere Beschreibungen. Im *Guide des Voyageurs* aber findet er eine große Menge von Dingen, die hier auch stehen, und die er also doppelt mit sich führen muß. Hieher gehört hauptsächlich ein großer Theil der allgemeinen Regeln für Reisende, die in dem Passagier auf 200 Seiten einnehmen, und in dem *Guide* den ganzen ersten Heft füllen. Wäre es also nicht besser gewesen, wenn der Vf., bey Bearbeitung dieser neuen Ausgabe, sich bloß auf Deutschland eingeschränkt hätte? Er hätte dadurch

dem Leser ein viel wohlfeileres, kleineres und doch zugleich über Deutschland umständlicheres Werk liefern können. Für das Ausland wird es, in seiner jetzigen Gestalt, nie ein allgemeines und sehr brauchbares Werk werden. Dazu fehlt es ihm an gehörigem Umfange. In Frankreich führt es den Reisenden nicht weiter, als nach Paris, in Italien nach Venedig, in den nordischen Staaten bis nach Kopenhagen, und über England findet sich hier gar nichts. Und wollte der Vf. ja den Weg bis an die genannten Orte angeben, so waren wenigstens die Beschreibungen von Paris, Petersburg, Amsterdam und Venedig unnütz. Die Schweiz hätte ebenfalls ganz weggelassen können; denn welcher Reisende, der dieses Land nur einigermaßen kennen zu lernen wünscht, wird sich mit der Beschreibung begnügen, die er hier vorfindet, so gut sie auch übrigens gerathen ist? Das Handbuch des Hn. Ebel, aus welchem dieser Artikel größtentheils gezogen ist, ist so allgemein bekannt und so vortreflich, daß es wirklich zu bedauern wäre, wenn irgend ein Reisender durch diesen Auszug sich verleiten liesse, dieses Werk nicht zu seinem beständigen Begleiter durch die Schweiz zu machen. — Was helfen endlich dem Deutschen die Nachrichten über die Seereisen? Die Zahl derjenigen, die von einer deutschen Stadt nach einer andern zu Wasser gehen, ist sehr geringe, und die meisten möchten wohl zu einer Classe gehören, unter welcher dieses Reisebuch schwerlich je sehr in Umlauf kommen wird. Wer Seereisen unternimmt, geht in fremde Länder, und diese gehören in den *Guide des Voyageurs*. S. 728 findet sich ein kurzes Verzeichniß von Druckfehlern und Berichtigungen. Rec. hat folgende bemerkt, welche nicht angegeben sind. S. 337 unter den (die) Handelsexporten gehören etc. S. 467 statt *Magozzo* l. *Margozzo*. S. 509 die allergrößten Spiegelflächen sind 112 Fuß hoch und 68 Zoll breit. Hier scheint mehr als ein Druckfehler zu seyn, 112 Fuß ist offenbar falsch. Wollte man Quadrat-Fuß darunter verstehen, so passen die 68 Zoll nicht dazu. Ließ man aber 112 Zoll, so möchte diese Höhe wohl nicht hinlänglich seyn, denn Rec. weiß Beispiele, daß man Spiegel von einer weit beträchtlichen Höhe gegossen hat. S. 565 *Volargino*, l. *Volargine*, oder *Volargni*. S. 578 Pola mit seinem wohl erhaltenen Theater, l. *Amphitheater*. (Von dem Theater ist kaum eine Spur mehr übrig.) S. 579 *Pordenor*, l. *Pordenone*. Ib. *Eonighiano*, l. *Conighiano*. S. 580 *Lifanzo*, l. *Lifonzo*. Ib. *Codoripo*, l. *Codroipo*. S. 614 Z. 4 und mehrmals, statt *Boosberg*, l. *Borsberg*. S. 637 Z. 17 v. u. mit dem *Kleinischen* Institut, l. *klinischen*. S. 682 Z. 12 und 683 Z. 12 *Sorghue*, l. *Snoghue*. Auf der Reisekarte sind mehrere Entfernungen falsch angegeben, die im Buche selbst richtig sind. So ist z. B. die bekannte Straße von Dresden nach Leipzig zu 12 Meilen angesetzt, indem zwischen Meissen und Stauchitz eine halbe Meile weggelassen ist.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 M A Y, 1 8 0 4

## JURISPRUDENZ.

PARIS, b. Blanc: *Institutions du droit de la nature et des gens*; par le Citoyen Gerard de Rayneval. An XI. (1803). XXIV S. Vorrede, 392 S. Text, 159 S. Noten.

Nicht sowohl der Umstand, daß dieses Buch von den Journalisten des Landes, in welchem es erschien, mit der größten Auszeichnung behandelt worden ist — denn dies Schicksal haben manche mittelmäßige Bücher, auch ausserhalb Frankreich, — sondern hauptsächlich der Bewegungsgrund und der Gesichtspunkt, aus welchem man es in ein so günstiges Licht gestellt hat, machen es unserer Aufmerksamkeit würdig. Nach so viel überstandenen Stürmen, hiess es in diesen lobpreisenden Urtheilen, nach so viel traurigen Verirrungen der menschlichen Vernunft, nach einer so langen und furchtbaren Herrschaft der ausschweifendsten politischen Grundsätze, sey es eine höchst erfreuliche Erscheinung, nun endlich ein Werk hervorgehen zu sehen, worin ein reifer, erfahrener, im Denken geübter, und in den Geschäften grau gewordener Mann, den Schatz seiner alten Kenntnisse, durch so viel neue, aus der größten aller politischen Revolutionen geschöpften Ansichten bereichert und vollendet, so lehrreich aufgeschlossen, das Staats- und Völkerrecht so ganz in seiner wahren Gestalt gezeigt, und künftigen Irrthümern so zweckmässig vorgebeugt habe. — Dies Werk wird uns also gleichsam als ein Maassstab dargereicht, an welchem wir den Inbegriff der ganzen alten und neuen französischen Staats-Weisheit, besonders aber auch die Fortschritte, welche die Wissenschaft des Staats-Rechtes während der Revolution gemacht, abmessen, und den Grad der Höhe, auf welcher diese Wissenschaft sich jetzt in Frankreich befindet, bestimmen sollen.

Unter einem solchen Gesichtspunkte würde man zwar das vorliegende Werk nicht mehr betrachten dürfen, wenn man sich bey näherer Bekanntschaft mit demselben überzeugt hätte, daß der Vf. nicht gerade das Höchste, was in Frankreich wohl geleistet werden könnte, geleistet hat, und daß also von dem Maasse wissenschaftlicher Einsicht, welches wir an ihm bemerken, kein unmittelbarer Schluss auf den Zustand der Wissenschaften in seinem Lande gemacht werden kann. Aber nichts desto weniger bleibt es wahr, daß dies seit vielen Jahren das erste auf wissenschaftliche Form Anspruch machende Werk über Staats- und Völker-Recht ist, welches Frankreich aufzuweisen kann.

Xx

sen hat; und daß die große Achtung, mit welcher man dort davon spricht, doch im allgemeinen die Stufe, welche die Wissenschaft erreicht hat (wenn wir darüber auch nicht so manche andere Belehrungen hätten), verrathen würde.

Rec. ist längst der Meinung gewesen, daß die französische Revolution, von welcher sich ihre Freunde und Anhänger, ausser so viel praktischen Vortheilen, auch so viel theoretischen Gewinn, die Auflösung so vieler politischen Probleme, und die letzte Vollendung des staatsrechtlichen Systems versprochen, selbst in wissenschaftlicher Rücksicht (denn mit den anderen haben wir es hier nicht zu thun) so viel als gar nichts geleistet hat; daß, wider alles Vermuthen, aus einer so weit verbreiteten, und so beyspiellofen Gährung der Köpfe, doch nur eine sehr geringe Anzahl neuer Ideen, und eine sehr unbedeutende Berichtigung der alten hervorgegangen ist; und daß die, welche unmittelbar von dieser Revolution getroffen wurden, zwar durch die schrecklichste aller Erfahrungen etwas weiser, behutsamer, und gegen verwegene Theorien misstrauischer geworden, aber in ihrer positiven, wissenschaftlichen Erkenntniß auf keine Weise fortgerückt sind.

In Frankreich selbst ist diese Meinung jetzt unter allen guten Köpfen allgemein; und was ihr etwa noch, damit sie vollkommen herrschend sey, an objectiven Gründen abgehen möchte, das wird durch subjective, durch den tödlichen Haß gegen alles, was an die revolutionäre Denkart erinnert, und durch den merkwürdigen Contrast zwischen der jetzigen Regierungsform, und allen von den revolutionären Lehrern erfundenen oder empfohlenen, reichlich ersetzt.

Wenn dieselbe Meinung nicht auch in Deutschland durchaus gangbar ist, wenn ausser dem großen Haufen der Nachbeter oder der Halb-Aufgeklärten, die sich noch immer einbilden, die französische Revolution habe gewisse „ewige Grundsätze“, geltend gemacht, die (trotz ihrer Ewigkeit!) sonst nicht gekannt, oder doch nicht anerkannt gewesen wären, auch unterrichtete, und gebildete Männer noch von dem Einfluß jener großen Begebenheit auf die Entwicklung der staatswissenschaftlichen Ideen, oft auffallend-falsche Vorstellungen an den Tag bringen: so liegt dies hauptsächlich an einer eben so ungeschickten als ungerechten Verwechslung dessen, was wir in den letzten zwanzig Jahren aus unseren eigenen Quellen geschöpft, und aus unserm eigenen Stoffe bereitet haben, mit dem worauf wir zufälliger Weise

se

se durch die französische Revolution geführt worden sind. Dafs *Deutschland* in der letzten Zeit in Allem, was unter dem vielumfassenden Namen *Staatswissenschaft* begriffen wird, die wesentlichsten und die entscheidendsten Fortschritte gemacht hat, — das ist eine unleugbare, und eine für uns ruhmvolle Thatsache. Zu diesen Fortschritten können die Begebenheiten um uns her allerdings hier und da den Anstofs oder die Gelegenheit gegeben haben; aber bey weitem das Meiste, und bey Weitem das Wichtigste wurde durch unseré eigenthümliche Kraft, und durch unser eigenthümliches Verdienst, wurde durch die grofse Reform, welche die Philosophie in allen ihren Theilen erfuhr, wurde durch die kühnen und scharfsinnigen Absonderungen so vieler sonst wild ineinander verwachsenen Zweige derselben, wurde durch das glückliche Hinaufdringen zu den ersten Gründen der Wissenschaft überhaupt bewirkt.

Das vorliegende Werk ist ganz dazu gemacht, uns den Abstand zu zeigen, der sich in dieser Rücksicht zwischen uns und den Franzosen befindet. Der Vf. desselben ist ein Mann, der sich sein ganzes Leben hindurch mit Staats-Recht und Politik beschäftigt hat, dem alle in diese Wissenschaften einschlagenden Fragen sehr geläufig geworden sind, und der, nachdem er viele Jahre lang selbst gewirkt, und in wichtigen Verhältnissen gewirkt hatte, die stürmischen Zeiten der Revolution, die ihn vom Schauplatz der öffentlichen Thätigkeit entfernten, zum ruhigen Nachdenken, zum Sammeln seiner Ideen, und zu einer systematischen Anordnung derselben verwendete. Sein Buch verräth allenthalben einen Mann von gesundem Verstande, von reifer Erfahrung, von mannichfaltiger Geschäftskenntniß, und von rechtlicher und sittlicher Denkungsart. Er hat seine Vorgänger in derselben Laufbahn; so weit als ein französischer Schriftsteller sie kennen konnte, gekannt und benutzt; er hat mit einem Worte sein Bestes gethan. Gleichwohl führt dieses Werk die Wissenschaft, der es gewidmet ist, auch nicht um einen Schritt weiter, als *Vattel* sie gelassen hatte, mit dessen *Natur- und Völkerrecht* das gegenwärtige, sowohl im Plan des Ganzen, als in der Behandlung einzelner Gegenstände auffallend übereinstimmt; gleichwohl wird kein an gründliches Denken gewöhnter, und namentlich kein deutscher Kopf die geringste Erweiterung, oder auch nur Berichtigung seiner Begriffe daraus schöpfen.

Wie ist es aber auch möglich ein System des Völkerrechts aufzustellen, wenn man weder sich selbst noch anderen klar machen kann, was man unter *Völkerrecht* versteht? Wie ist es möglich über Gegenstände der allgemeinen Rechtswissenschaft überhaupt zu schreiben, so lange man die Grundbegriffe dieser Wissenschaft nur in einer Art von Nebel erblickt, wo alles ohne bestimmte Umrisse und Gränzen in einander fließt? Noch keinem französischen Schriftsteller, so wenig nach als vor der Revolution, ist es eingefallen, das, was wir eine Deduction der Begriffe nennen, in der Rechtswissenschaft auch nur zu ver-

suchen; noch keinem hat geahndet, dafs man zu dem ersten Begriffe des *Rechts* auf einem eigenthümlichen Wege, der von dem zum Grundbegriff der *Moralität* führenden abweicht (ob er gleich zuletzt in einem höhern Begriffe wieder mit ihm zusammen kömmt), gelangen mufs; noch keiner hat seine Laufbahn damit angefangen, dem vieldeutigen Worte *Naturrecht*, nur erst einen bestimmten Sinn unterzulegen, und, wenn es auf Völkerrecht ankam, vor allen Dingen die Stelle zu bezeichnen, welche diesem Theile der Rechtswissenschaft in einem allgemeinen System derselben zukömmt. Daher findet man auch in den geistreichsten französischen Büchern, in den Schriften von *Montesquieu* und *Rouffseau*, in den wenigen seit der Revolution erschienenen, die nur irgend Aufmerksamkeit verdienen, sobald sie sich zu einem eigentlich speculativen Raisonnement erheben wollten, überall eine grenzenlose Verwirrung; das Gebiet des *Rechts* ist nirgends, weder von dem der *Moral*, noch auch nur von dem der *Politik* gehörig geschieden; die Ideen laufen wild durch einander; nicht ein einziges staatsrechtliches Problem ist auf seine Elemente zurückgeführt. Da sie auf keine feste Basis bauen, so ist auch in ihrem ganzen Vortrage keine wahre Methode, keine zweckmäfsige Anordnung, kein befriedigender Zusammenhang zu finden. Diese Schriftsteller bieten ihren Lesern nur höchstens fragmentarische Belehrung, nie einen wahrhaft wissenschaftlichen Unterricht dar.

In der Vorrede zu dem gegenwärtigen Werke sagt *Rayneval* unter andern, indem er seine Leser auf die Quellen verweist, an welche sie sich zur Vollendung ihres Studiums zu wenden hätten: „Besonders werden die *deutschen Autoren* sie in den Stand setzen, zu einer *unererschöpflichen Gelehrsamkeit* (*érudition inépuisable*), in diesem Fache zu gelangen.“ Diese, wahrscheinlich etwas ironisch gemeinte, Bemerkung zeigt deutlich genug, dafs der Vf. von dem, worauf es bey einem Studium dieser Art eigentlich ankömmt, keine richtige Vorstellung besafs.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik würde es offenbar eine eben so unnütze als ermüdende Arbeit seyn, ein Buch, woraus so wenig wahrer Gewinn zu schöpfen ist, und welches sich von den älteren seiner Gattung so wenig unterscheidet, ausführlich zu zergliedern, und durch 70 oder 80 äusserst locker zusammenhängende Abschnitte, von denen jeder wieder aus einer gewissen Anzahl willkürlich aneinander gereihter Aphorismen bestehet, Schritt vor Schritt zu verfolgen. Wir begnügen uns daher, die Rubriken der Kapitel, und das Wesentlichste ihres Inhalts anzuzeigen, und nur bey solchen Abschnitten etwas zu verweilen, in denen auffallende Bestätigungen unseres über das Ganze ausgesprochenen Urtheils, oder Aeusserungen, die durch die Zeitumstände ein besonderes Interesse erhalten, anzutreffen sind.

Das Werk zerfällt in vier Bücher, wovon das erste von dem *Staatsrecht im Innern der Staaten*, das zweyte von dem eigentlich sogenannten *Völkerrecht*, oder

oder dem *Verhältnisse zwischen Nationen und Nationen*, das dritte von dem *Stande des Krieges und des Friedens*, und das vierte (unter dem Titel eines *Anhangs*) von der *Politik* im engeren Sinne handelt. Jedem Buche ist eine gewisse Anzahl von Noten beygefügt, in welchen sich mitunter ganz interessante einzelne Erläuterungen und Bemerkungen finden, die Rec. unbedenklich für den besten Theil des Werkes erklärt.

Das erste Buch spricht in 28 Abschnitten über *Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft, Regierungs-Formen, Souveränität, Freyheit, Gleichheit, Erbllichkeit, Unverletzlichkeit, Sklaverey, öffentliche Gewalten, Gesetzgebung* in ihren verschiedenen Theilen, *Politik, Bevölkerung, Abgaben, Ackerbau, Industrie und Handel, Eigenthum, Tugend und Ehre, Erziehung und Unterricht, Sitten und Sittlichkeit, Patriotismus, Religion und Gottesdienst, bürgerliche Unruhen*. Diese bloße Aufzählung der Rubriken charakterisirt das Werk, und wird unserm oben aufgestellten Urtheil über dasselbe bey allen Sachkundigen Eingang verschaffen. Es ist in der That schwer zu begreifen, was die *Abgaben, der Patriotismus, die Bevölkerung und der Gottesdienst*, in einem Lehrbuche über das *Staatsrecht* zu thun haben; und wenn man bemerkt, daß nach mehreren Kapiteln, in welchen von *Ackerbau, Handel, directen und indirecten Auflagen* und u. s. f. gehandelt wird, nun erst die *Definition des Eigenthums* folgt, so wird man sich von der Methode des Vf. einen hinlänglichen Begriff machen können.

Das höchste Princip, von welchem alles abgeleitet, und auf welches alles zurück geführt wird, ist das sogenannte Princip der *Selbsterhaltung*, auf welches bekanntlich weder ein *Staatsrecht* überhaupt, noch ein *Völkerrecht* insbesondere gegründet werden kann. Was daher über *Entstehung der Gesellschaft, der Regierungsformen* u. s. f. gesagt wird, ist durchaus leicht und unbefriedigend; ein einziger Paragraph von *Hobbes*, (den, um dies hier beyläufig zu sagen, die Franzosen, selbst *Rousseau* nicht ausgenommen, nie verstanden zu haben scheinen), enthält mehr wahre Philosophie der Staatswissenschaft, als das ganze *Rayneval'sche* Werk.

In dem Abschnitt über die *Souveränität* verwickelt sich der Vf. dergestalt in die Unbestimmtheit seiner eigenen Begriffe, daß er am Ende zu folgendem seltsamen Resultate gelangt: „Die Souveränität besteht im *Handeln*; der Gesetzgeber handelt nicht; also hat er keinen Antheil an der Souveränität!! Er ist das Organ des öffentlichen Willens; er ist, in der Ausübung seiner Functionen, die Nation selbst; der Souverän ist sein *Repräsentant*, sein Beamter u. s. f.“ !!!

In dem Abschnitt über die *Unverletzlichkeit der höchsten Gewalt* wirft er seinen Vorgängern, *Grotius, Puffendorf und Vattel* vor, daß sie, anstatt die Frage zu entscheiden, durch die Schwierigkeiten derselben geschreckt, sie vielmehr umgangen hätten. Wenn er selbst aber sagt: „Wir behaupten, daß kein Souverän davon befreyt ist, dem natürlichen Gesetz

(*raison naturelle*), zu gehorchen, welches die ursprüngliche Quelle aller Gesetzgebung ist, und welches ihm zur *Pflicht* macht, seinem Beruf treu zu seyn u. s. f.“ — so darf er sich nicht einbilden, der Auflösung auch nur um den kleinsten Schritt näher gekommen zu seyn. Denn die Frage von der *Unverletzlichkeit*, oder besser von der *Unbeschränktheit* der höchsten Gewalt ist gar nicht die: ob der Besitzer derselben durch das *innere Gebot der moralischen Pflicht* gebunden wird (welches noch nie bezweifelt worden ist), sondern vielmehr, ob und inwiefern es nach dem *Rechtsbegriffe* von der höchsten Gewalt möglich ist, den Besitzer derselben durch *äußere Schranken, rechtlich* zu binden? — Und diese Frage hat der Vf. noch weit weniger beantwortet, oder auch nur angegriffen, als seine Vorgänger.

Das merkwürdigste in diesem ersten Buche ist der allenthalben hervorstechende Contrast der politischen Meinungen des Vf. mit gewissen durch die Revolution in Gang gebrachten Ideen, zum Theil auch mit Lieblingsideen des gegenwärtigen Augenblicks. So setzt er in einer langen Note zum 2ten Abschnitt sehr umständlich und zum Theil mit sehr plaubeln Gründen auseinander, daß der *Despotismus*, insofern man darunter die Vereinigung aller Staatsgewalten in Einer Person versteht, an und für sich eine eben so rechtliche Regierungsform als jede andere sey, daß er mit der *bürgerlichen Freyheit* ganz wohl bestehen könne, daß *Montesquieu* ihn mit der *Tyranny* verwechselt, und nur vermöge dieser Verwechslung ihm so viel Böses zur Last gelegt habe, endlich daß für große Staaten die despotische Verfassung nicht bloß die zweckmäßigste, sondern beynahe die einzig-mögliche sey. Von diesem letzteren Umstande aber nimmt er, sehr unerwartet, und für die jetzigen Zeitläufte freymüthig genug, die Veranlassung zu erklären, „daß die Größe eines Staates auf keine Weise zum Glück seiner Bewohner beytrage, und daß, nach dem gleichförmigen Zeugnisse der Geschichte, *Eroberungen allemal das Schicksal der alten Unterthanen verschlimmern*.“

Wenn der Vf. dagegen in dem Abschnitte von der *ausübenden Gewalt*, behauptet, daß nach der jetzigen französischen Verfassung, „die Regierung *nur einen indirecten Antheil* an der Gesetzgebung habe“: so begreift man kaum, wie er in einen so groben Irrthum verfallen konnte. Die Constitution von 1799 hat der vollziehenden Macht das ausschließende Vorschlags-Recht bey der Gesetzgebung übertragen; wenn also die vollziehende Macht auch nur das wäre, was sie nach den Vorschriften jener Constitution seyn sollte, so befäße sie gewiss einen *directeren* Einfluß auf die Legislation, als je die vollziehende Macht in irgend einer zusammengesetzten Staatsverfassung besessen hat.

In dem zweyten Buche, welches nun das eigentliche *Völkerrecht* zum Gegenstande hat, wird durch 15 Kapitel, von der *Unabhängigkeit der Nationen*, von den *Grenzen*, von den *wechselseitigen Verbindungen zwischen den Nationen*, vom *Handel*, von den *Bünd-*

*Bündnissen* und den daraus entspringenden Pflichten, von den Erwerbsarten zwischen Nationen, von der Verjährung, vom Meere, von Flüssen und Seen, von Garantien, von Repressalien, von Fremden, von politischen Agenten, von Rang und Titel der Souveräns gehandelt. — Dafs bey einer solchen wüsten Zusammenstellung der ungleichartigsten Dinge, an keine wahrhaft wissenschaftliche Behandlung zu denken sey, braucht kaum wiederholt zu werden. Selbst im *Vattel*, den man gewifs nicht als Muster von dieser Seite aufstellen wird, obgleich der Vf. ihn offenbar zum Muster gewählt hat, ist die Anordnung der Materien viel weniger willkürlich und fehlerhaft.

Gleich zu Anfange dieses zweyten Buches prüft der Vf. die Definitionen, welche *Hobbes*, *Puffendorff*, *Vattel* und *Montesquieu* vor ihm vom *Völkerrechte* gegeben haben, und verwirft sie, eine nach der andern. Mit *Montesquieu* kostete ihm dieß freylich nicht viel Mühe; denn dieser, in anderen Hinsichten grofse und vortreffliche Schriftsteller, war im Definiren nicht sonderlich stark; und es möchte schwer seyn, in seinem ganzen Werke eine einzige haltbare Definition aufzufinden. Wenn R. aber den drey übrigen Rechtslehrern einen Vorwurf daraus macht, dafs nach ihren Definitionen, das Völkerrecht nichts anders als „das Naturrecht auf das Verhältnifs der Nationen untereinander angewendet“ seyn würde: so verräth er dadurch blofs, dafs ihm sein Gegenstand noch nicht einmal in der Klarheit erschien, in welcher seine Vorgänger ihn bereits aufgefaßt hatten. Das natürliche Völkerrecht — insofern es nämlich ein natürliches Völkerrecht giebt; eine grofse, schwierige, noch nie hinlänglich erörterte Frage, zu deren Auflösung freylich ganz andere Kräfte gehören, als die, aus welchen das gegenwärtige Werk erwuchs, — das natürliche Völkerrecht ist in der That nichts anderes, als das Naturrecht auf das freye Verhältnifs der Staaten unter einander angewendet. So weit waren *Hobbes* und andere, welche der Vf. zu widerlegen vermeint, vollkommen auf dem richtigen Wege. Sie konnten aber nicht lange darauf bleiben, weil es ihnen sammt und fonders an einem bestimmten Begriff vom *Naturrechte* selbst, (dem *Hobbes* doch näher kam, als irgend ein Anderer) fehlte, und weil sie folglich bey ihrem Uebergange zum *Völkerrechte* nur dieselben unbestimmten und schwankenden Vorstellungen, die ihnen vom *Naturrechte* unter Einzelnen beywohnten, in ihren Erörterungen zum Grunde legen konnten. Ihre Definition des Völkerrechts war an und für sich richtig; aber es kam in dieser Definition ein Begriff vor, der eine höhere Definition verlangte; und diese letzte vermochten sie nicht zu Stande zu bringen.

Die Definition, durch welche der Vf. jene älteren zu verdrängen glaubt, lautet folgendermaßen: „das

ursprüngliche, oder natürliche Völkerrecht ist die gemeinschaftliche Regel, welche die Vernunft den Nationen unter einander zu ihrer wechselseitigen Erhaltung vorschreibt.“ — Dafs dieß eher alles andere, als eine Definition des *Völkerrechts* seyn könne, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung.

Noch schwächer, wo möglich, ist die Erklärung, die der Vf. von dem conventionellen Völkerrechte giebt, und wodurch er dasselbe vom natürlichen oder ursprünglichen zu unterscheiden glaubt. Er sagt, das conventionelle Völkerrecht sey der Inbegriff der Maafsregeln, wodurch das natürliche Völkerrecht gegen die menschlichen Leidenschaften gesichert werde. Hienach sollte man glauben, das conventionelle Völker-Recht sey blofs eine Art von Straf-Codex gegen die Uebertreter des natürlichen, und alles, was man sonst, selbst nach den gemeinen Vorstellungen, vom natürlichen Völkerrecht absondert, z. B. die Tractate, und die aus ihnen hervorgehenden Verbindlichkeiten und Rechte gehörten schon zum natürlichen Völkerrechte. Oder sollen die Tractate etwa auch nur als eine Sicherheits-Maafsregel gegen die menschlichen Leidenschaften betrachtet werden? — Doch es lohnt nicht der Mühe, sich bey Muthmassungen über den eigentlichen Sinn solcher durchaus unbestimmten und unbrauchbaren Erklärungen aufzuhalten.

In dem Kapitel von der *Verjährung* wagt es der Vf. von allen seinen Vorgängern abzugehen; denn *Puffendorff*, *Wolf* und *Vattel* lehren ganz bestimmt die Anwendbarkeit der Principien der Verjährung auf die völkerrechtlichen Verhältnisse, und selbst *Grotius*, obgleich der Vf. ihn fälschlich auf seiner Seite glaubt, ist, mit einigen Einschränkungen, derselben Meinung. Der Vf. hingegen bestreitet sie, und zwar aus dem Grunde, weil zwischen Völkern kein gemeinschaftliches Gesetz Statt habe. Nun ist aber nichts gewisser, als dafs in dem Sinne, in welchem alle vorhin genannten Staatsrechts-Lehrer, und der Vf. mit ihnen, das *Naturrecht* nehmen, Verjährung einer der unbestreitbarsten und heiligsten Titel in diesem Rechte seyn muß, und dafs der Vf., indem er sich dagegen auflehnt, ohne es selbst zu wissen, sein ganzes System umstößt. Nur der, welcher die Idee eines natürlichen Völkerrechts überhaupt, wenigstens in dem bisher gangbaren Sinne, verwirft — ein Standpunkt, von welchem der Vf. noch weit entfernt ist — hat die Befugnifs, auch die Verjährung nicht als Rechts-Titel, oder doch nicht als unmittelbaren, und für sich bestehenden gelten zu lassen. In einem auf *Verträge* gegründeten Völkerrecht, dem einzigen, das diesen Namen verdient, kann sie nichts desto weniger ihre Stelle behaupten.

{Der Beschluß folgt.}

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 M A Y. 1804

## JURISPRUDENZ.

PARIS, b. Blanc: *Institutions du droit de la nature et des gens; par le Citoyen Gerard de Rayneval etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die 27 Abschnitte des dritten Buches handeln vom Ursprunge, von den Ursachen, von den Rechten, von den Wirkungen des Krieges, von Gefangenen und Geiseln, von Belagerungen, Bündnissen, Neutralität, See-Rechten, Friedensschlüssen, Vermittlungen, und abermals Friedensschlüssen. — Dieses dritte Buch ist verhältnißmäßig noch schwächer als die beiden vorhergehenden; der Mangel eines festen Standpunktes, und alle davon unzertrennlichen Uebel, sind hier noch fühlbarer als dort.

Die rechtmäßigen Ursachen des Krieges sollen nach dem Vf. theils in dem Princip der Selbsterhaltung, theils in dem des gesellschaftlichen Interesse (de l'intérêt social) zu finden seyn. Es leuchtet auf den ersten Blick ein, daß hinter solchen, durchaus unbestimmten, und nichts bedeutenden Formeln, die ungerechtesten und frevelhaftesten Motive sich verstecken können. Indessen weiß der Vf., wenn es zur Anwendung kommt, sich schon durch eine glückliche Inconsequenz, oder durch die erste, die beste, willkührliche Entscheidung aus der Verlegenheit zu ziehen. So wirft er z. B. die in unseren Zeiten nicht wenig kritische Frage auf: ob die Erhaltung (oder Wiederherstellung) des politischen Gleichgewichts eine rechtmäßige Ursache des Krieges werden kann? Und er beantwortet sie dahin, daß ein aus dieser Ursache unternommener Krieg zwar vor der Politik, aber nicht vor dem Völkerrechte bestehen würde. Ohne uns hier in eine eigene Erörterung der Sache einzulassen, bemerken wir nur, daß es dem Vf. keinesweges erlaubt war, die Frage auf diese Weise abzufertigen. Denn wenn alles, was sich aus dem Princip der Selbsterhaltung, oder dem gesellschaftlichen Interesse ableiten läßt, ein rechtmäßiger Bewegun Kriege seyn soll, wie er kurz zuvor hat: so ist nicht abzusehen, wie die Aus des Gleichgewichts, die auf jene leicht und deutlich zurückgeführt werde unter die rechtmäßigen Bewegungsgründe gehören sollte.

Aus den Kapiteln, welche von den im Kriege erlaubten Mitteln, von den Wirkungen des Krieges, von der Natur und den Gränzen des Eroberungsrechtes u.

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

s. f. handeln, ist nicht die mindeste Belehrung zu schöpfen; an die Stelle rechtlicher Bestimmungen, die hier allein einheimisch gewesen wären, schleichen sich allenthalben bald Vorschriften der Moral, bald Ermahnungen zur Billigkeit und Menschlichkeit, bald bloße Klugheitsregeln ein. Da der zweydeutige Grundsatz der Selbsterhaltung jeden Augenblick von neuem angerufen wird: so darf man sich nicht wundern, wenn bey dem ganzen Raisonnement die Willkür alldem den Vorsitz führt. So wird die wichtige und schwere Frage: wie weit ein an und für sich rechtmäßiger Krieg getrieben werden dürfe? — mit der kahlen Antwort, „nur so weit, bis der Zweck des Krieges erreicht sey!“ auf die Seite geschafft. Da aber der Zweck des Krieges wieder bloß durch das Recht der Selbsterhaltung erklärt wird, so sieht man wohl, daß durch einen Ausspruch, wie dieser, eigentlich nichts ausgesprochen worden ist.

Nach allem, was wir bisher über den Charakter des vorliegenden Werks gesagt haben, wird wohl Niemand erwarten, daß zur Auflösung eines so äußerst schwierigen und verwickelten Problems, als das von den wechselseitigen Befugnissen der kriegsführenden und der neutralen Mächte in einem Seekriege, hier irgend ein wesentlicher Schritt gethan seyn sollte. Die vergeblichen Bemühungen so vieler Schriftsteller, die, von Albericus Gentilis und Hugo Grotius an, bis auf den heutigen Tag dieses halstarrige Problem bald auf dem einen, bald auf dem andern Wege zu bezwingen gesucht haben, die Ungereimtheiten und Widersprüche, in welche alle diese Schriftsteller verfielen, sobald sie sich schmeichelten, die Entscheidung jenseits positiver Verträge, auf dem Gebiet des sogenannten reinen oder natürlichen Völkerrechtes zu gewinnen, die seltsame, schon in frühern Zeiten bemerkte, und von verschiedenen Rechtslehrern, (z. B. von dem scharfsinnigen Gagliani) sehr richtig dargestellte Erscheinung, daß in dieser Materie, so oft man auf allgemeine Grundsätze zurück gehen will, die beiden mit einander kämpfenden Partheyen (gleichsam vermöge einer natürlichen Antinomie) je nachdem man den Gesichtspunkt wählt, zugleich Recht und Unrecht haben, endlich alle die neuern, durch die bekannten Neutralitäts-Bündnisse von 1780 und 1800 veranlaßten, zum Theil sehr gründlichen Erörterungen — haben für Kenner bloß die Ueberzeugung bewirkt, daß die Frage über die Gränzen zwischen neutralen und kriegführenden Mächten im Seekriege, nicht bloß (in ihrer Allgemeinheit) unentschieden geblieben, sondern auch auf den bisher

Yy

be-

betretenen Wegen, so bald man sich vom *positiven*, durch die Verträge bestimmten Rechte entfernt, ganz unentscheidbar ist. Keine völkerrechtliche Aufgabe verräth deutlicher als diese, die Unvollkommenheit aller der Lehrbegriffe, die man bis jetzt für allgemeines Völkerrecht ausgegeben hat; keine macht die bisherigen Grundlagen dieser Wissenschaft verdächtiger und zweifelhafter; und Rec., der alles, was über diese Frage von einer und von der andern Seite geschrieben worden, mit angelegentlicher Aufmerksamkeit gelesen und verglichen hat, wagt es zu versichern, daß, so lange man nicht die ersten Begriffe von einem natürlichen Völkerrechte überhaupt, ganz anders als es bisher geschehen, zergliedern, und von neuem auf die Kapelle bringen wird, an eine Beendigung jenes alten Streites, gar nicht zu denken ist.

Unser Vf. scheint die Schwierigkeiten, die diesen Gegenstand umringen, nicht einmal gekannt, oder wenigstens nicht sehr beherzigt zu haben. Er fertigt die verwickeltesten Fragen mit wenig Worten ab, und theilt bald Rechts, bald Links, Befugnisse und Privilegien aus, so wie es ihm gerade gut und billig dünkt. Den *neutralen* Mächten gesteht er unbedingt den Satz, „daß das *freie Schiff* die *Ladung* *frey* macht,“ zu; ohne sich um die von den Verteidigern der Gegenparthey, und namentlich von brittischen Schriftstellern vorgetragenen, gewiß nichts weniger als unbedeutenden Einwürfe gegen diesen Satz zu bekümmern. Dagegen räumt er wieder den *kriegführenden* Mächten das Recht, die *neutralen* Schiffe, auch wenn sie unter Begleitung eines *Kriegs-Schiffs* segeln, zu visitiren, vollständig ein; obgleich nicht zu leugnen ist, daß die Gründe, welche die Advocaten der neutralen Schifffahrt der Ausübung eines solchen Rechts entgegen gesetzt haben, wenigstens eben so stark sind, als die, womit sie die Freyheit des feindlichen Gutes unter neutraler Flagge behaupteten.

Auf das dritte Buch folgt ein *Anhang*, der die Ueberschrift: *Ideen über Politik* führt. Da der Vf. das Gebiet des *Rechts* von dem Gebiete der *Politik* nirgends strenge zu scheiden verstand, so wird man leicht vermuthen, daß in diesem Anhang mehr oder weniger dieselben Gegenstände verhandelt werden, denen wir in den vorhergehenden Abschnitten begegneten. Und so verhält es sich denn auch wirklich. Der Anhang hätte ganz füglich in den Text, oder in die Noten des Werkes mit hineingezogen werden können.

Dieser Anhang hat wieder zwey Abtheilungen. Die erste ist der Aufstellung der Ideen des Vf. über verschiedene Punkte der *inneren* und der *auswärtigen* Staatsklugheit, der zweyte seinen Bemerkungen über *politische Agenten* gewidmet.

Die Ideen über Staatsklugheit zeigen den Vf. durchgängig, von Seiten seines Charakters und seiner politischen Denkungsart, in einem sehr vortheilhaften Lichte. Wer aber neue Wahrheiten, oder auch nur alte auf eine neue und interessante Art ausgedrückt bey ihm sucht, der sucht umsonst. Unter dessen will Rec. doch aus den Paragraphen, welche

von der Staatsklugheit in auswärtigen Verhältnissen handeln, einige Punkte herausheben, über welche es, in Rücksicht auf die neuesten Begebenheiten, und auf die gegenwärtige Verfassung von Europa, der Mühe werth ist, einen Mann, der in seinem Vaterlande als eine Autorität betrachtet wird, reden zu hören.

Der erste Punkt betrifft seine Grundsätze über die *Bündnisse unter schwächern Staaten* und über die Erhaltung des Gleichgewichts in Europa. Hier spricht der Vf. nicht bloß mit aller Einsicht und Billigkeit eines unbefangenen Zeitgenossen, sondern auch mit einer Freymüthigkeit, die man von einem französischen Schriftsteller kaum erwartet haben würde. Er stellt das System des Gleichgewichts in seiner wahren Gestalt, nicht, wie einen eitlen Versuch, die Kräfte der verschiedenen Staaten so lange in den Wagschalen herum zu werfen, bis eine ungefähr gegen die andere aufgehen möchte, (eine muthwillige Karikatur, von unwissenden, oder treulosen Gegnern dieses Systems erfunden!) sondern als die Summe der Maasregeln, wodurch die Unabhängigkeit schwacher Staaten gegen die drohende Präpotenz eines übermächtigsten gesichert werden soll, dar. Er sagt unter andern: „Wenn eine Regierung aufsteht, deren Handlungen von Egoismus, von Eigensinn, oder von Uebermuth geleitet werden, der die Ruhe zur Last ist, die sich nur in Stürmen, in dem Tumult der Waffen, und in allgemeiner Zerrüttung wohlgefällt, alsdann muß die Politik alle ihre Künste zu Hülfe rufen. Bleiben die bedrohten Nationen getrennt, so werden sie bald genug einzeln angegriffen, und überwältigt; sie verschwinden eine nach der andern. Das einzige Rettungsmittel, welches die Staatsklugheit, das heisst, das Interesse ihrer Selbsthaltung ihnen darbietet, ist eine offene und aufrichtige Vereinigung ihrer Kräfte, um sich dem einbrechenden Strom gemeinschaftlich entgegen zu stemmen.“ Der Vf. setzt jedoch in einer Note — und zwar der einzigen des ganzen Werkes, die gleich unter dem Texte steht — hinzu: „Als Beyspiele kann man *Alexander*, *Soliman II*, *Mahomet II*, den Papst *Bukus II*, *Karl XII*, und — die *Machthaber des revolutionären Frankreichs bis zum 18 Brumaire* anführen.“

Bei Gelegenheit der (immer äusserst schwankenden) Unterscheidung zwischen *natürlichen* und *unnatürlichen* Bündnissen, äußert er seine Meinung über die berühmte Allianz, die von dem Jahre 1756 an, bis zum Ausbruch des Krieges im Jahr 1792 zwischen *Frankreich* und *Oesterreich* bestanden hat. In den ersten Zeiten der Revolution, und besonders seit der Bekanntmachung der *Favierschen Memoiren*, war es gewissermaßen ein politischer Glaubensartikel in Frankreich geworden, dieser Allianz alles Unglück, das Frankreich betroffen hat, zuzuschreiben, ja sogar, wie unter andern der leichte Compiler *Soult* in seinen bändereichen Werken gethan, den Untergang der Monarchie unmittelbar und ausschliessend davon herzuleiten. Der erste namhafte Schriftsteller, der sich förmlich gegen die falsche Ansicht erklärte, und



und den Traktat von 1756 in einem ganz andern Lichte darzustellen suchte, war *Segur*, in seinen Anmerkungen zu der neuen Ausgabe des *Favier*; und es ist merkwürdig genug, daß *Rayneval* die Sache aus demselben Gesichtspunkte betrachtet. Was man auch über die Entstehung dieser Allianz und ihre ursprünglichen Motive denken und sagen mag, kein einsichtsvoller Staatsmann kann leugnen, daß sie in ihren Wirkungen das keinesweges gewesen ist, wofür die irregeleitete öffentliche Meinung sie ausgab. Nachdem die Rivalität zwischen Frankreich und England der hervorstechende Punkt in der ganzen französischen Politik geworden war, konnte das Verhältniß zwischen Oesterreich und Frankreich nicht mehr aus den alten Gesichtspunkten betrachtet werden; und hätte *Favier* selbst zwischen den Jahren 1783 und 1793 geschrieben, so würde er sich gehütet haben, einen unglücklichen Irrthum zu begünstigen, der zu Frankreichs Verderben nicht wenig beygetragen hat.

Ein anderer Punkt, in Ansehung dessen der Vf. von der großen Majorität der politischen Schriftsteller unsers Zeitalters abweicht, ist der, welcher die *Befugniß eines Staates, sich in die innern Unruhen eines andern Staates zu mischen*, betrifft. Hierüber findet man folgende merkwürdige Aeußerung: „Wenn eine Nation durch bürgerlichen Krieg zerrissen wird, so hört sie auf, eine Nation zu seyn; denn ohne Regierung giebt es keine Nation; die Regierung aber wird durch den bürgerlichen Krieg aufgelöst: in einem solchen Zustande existiren nur noch *Partheyen*, die mit einander um eine Autorität streiten, die eigentlich keiner gehört, nur noch Individuen, die einander wechselseitig vernichten, und kein anderes Gesetz, als das ihrer Leidenschaften erkennen.“ — In einer andern Stelle sagt er ganz bestimmt, daß der Krieg, welchen die europäischen Mächte gegen die französische Revolution geführt haben, in seinem Ursprunge ein gerechter und weiser Krieg war, der aber nachher durch Mangel an Uebereinstimmung im Zweck und in den Plänen, durch unglückliche Zwistigkeiten, durch mannichfaltige Fehler u. s. f. zu einer Quelle des allgemeinen Elends ward.

Der zweyte Anhang, der von den *politischen Agenten* handelt, enthält lauter bekannte Dinge über die Rechte und Verhältnisse der Gesandten, über die ihnen nöthigen Eigenschaften, über die Form politischer Unterhandlungen u. s. f. bey denen es überflüssig wäre, einen Augenblick zu verweilen.

Der Vf. hat in öffentlichen Blättern ankündigen lassen, daß er selbst eine *deutsche Uebersetzung* seines Werkes besorgen, und zum Behuf dieser Uebersetzung beträchtliche Veränderungen darin vornehmen würde. Rec. wird es sich zur Pflicht machen, davon, so bald sie erschienen seyn wird, Bericht zu erstatten.

Z.

HALLE, in d. Russischen Buchh.: *Fried. Albr. Ludw. Kornmann's*, K. Preuss. Schöppenstuhls- und Stadtger. Assessor auch Adjuncti Fiscus zu Hal-

le, *Handbuch des Abschofsrechts für Preussische Geschäftsmänner in Justiz- und Cameraldienst nach alphabetischer Ordnung*. 1803. 20 Bog. gr. 8.

Der preussische Staat zeichnet sich durch Reichhaltigkeit einer eigenen Gattung von Literatur, nämlich der *Geschäfts-Literatur*, sehr vortheilhaft aus; vielleicht bloß aus der zufälligen Ursache, weil diese Literatur nicht wohl in einem kleinen Lande gedeihen kann, in welchem der Privatfleiß seine Rechnung nicht dabey findet, die Geschäftshülfsmittel für die Presse zu bearbeiten. An die lange Reihe solcher gedruckten Geschäftsmittel schließt sich das vorliegende Handbuch des Abschofsrechts an. Der Vf. hat hauptsächlich auf die in den preussischen Staaten vorhandenen gesetzlichen Vorschriften und sonst in einzelnen Fällen ertheilten Verordnungen Rücksicht genommen, und sie da, wo es ihm nöthig zu seyn schien, auch zum Theil wörtlich im Auszuge geliefert. Vorzüglich ist er bemüht gewesen, die in der Mylius'schen und nachherigen Edicten-Sammlung vorkommenden Verordnungen, welche von einem und eben demselben Gegenstande handeln, nach der Zeitfolge zusammen zu stellen, und auch die ihm bekannt gewordenen ungedruckten Nachrichten beizufügen. Von den doctrinellen Hülfsmitteln ist selten Gebrauch gemacht; bloß hin und wieder hat sich eine wissenschaftliche Nachweisung verloren, und am Schlusse des Werks ist ein Verzeichniß der Abhandlungen über Auswanderung und Abschofsrecht angehängt worden. Die Anordnung der Materialien ist alphabetisch, und das Ganze kann füglich ein *alphabetischer Clavis* über die dem Vf. bekannt gewordenen Gesetze und Normalien, welche den Abschoß im Preussischen zu Gegenstände haben, genannt werden.

Die Kritik hat bey einem Werke dieser Art vorzüglich auf zwey Eigenschaften zu stehen: auf *Bequemlichkeit im Gebrauche*, und auf *Zuverlässigkeit*. Für den Vf. selbst ist die alphabetische Ordnung unstreitig die bequemste, und es bedarf bey ihr nur einer kleinen Manipulation, um einen Haufen *Collectanea* in ein Buch umzuschaffen. Sie ist daher auch bey den Geschäftsbüchern der Juristen allgemein herkömmlich. Der Geschäftsmann aber, welcher das Buch gebrauchen soll, befindet sich gewiß bey einer systematischen Ordnung, welche mit der alphabetischen zweckmäßig verbunden ist, ungleich besser. Ein Muster in dieser Art von Combinirung haben wir in dem Index zur *Schmelzer'schen* Wahlcapitulation. Es ist ein Vorurtheil, als brauche nur die systematische Ordnung vorher einkudirt zu werden, die alphabetische aber nicht. Wer nicht die Reihe der alphabetisch zusammengeführten Rubriken vorher übersehen, und sich vorher nicht damit bekannt gemacht hat, wie die Materien danach zerschnitten und vertheilt sind, der tappt auch bey einem alphabetischen Repertorio immer im Blinden; er findet gar nicht, oder nur mit vieler Mühe, und mit mancherley Gefahren von Mißverständnissen, was er sucht.

18



Ist es dagegen nicht leichter, ein System zu fassen und sich gegenwärtig zu erhalten, als das Spiel der Willkühr, womit die Materialien in ein Alphabet verstreuet sind? Wenigstens sollte der alphabetischen Ordnung jedesmal mit einem systematischen Directorio zu Hülfe gekommen werden, welches aber klüglich zurückgehalten zu werden pflegt, weil es mit leichter Mühe dazu benutzt werden kann, die Mängel und Schwächen einer alphabetischen Arbeit aufzuspüren und zu rügen. Einen solchen Verräther setzt man sich selbst nicht gerne an die Seite. Wer aber sich bewußt ist, daß er nicht nöthig hat und nicht damit umgeht, die Unzulänglichkeit der Materialien, den Mangel an Plan, die Fehlgriffe in der Auswahl, die Ungleichheiten in der Ausführung in den Schlupfwinkeln der alphabetischen Construction zu verstecken; wer die Zeit und Mühe nicht scheut, welche erforderlich ist, wenn ein für Geschäftsmänner bestimmtes Materialienbuch nun auch noch zur Würde eines Buchs von guter und zweckmäßiger Form erhoben werden soll: der verlaße ja die gemeine alphabetische Heerstraße, und rechne darauf, daß er es dem einsichtsvollen Geschäftsmanne, der sein Interesse kennt, dann am meisten zu Danke machen wird, wenn er ihm ein System mit angehängtem alphabetischen Nachweiser liefert. — An der Zuverlässigkeit des Vfs haben wir nicht Ursache zu zweifeln, weil er allenthalben seine Quellen nachweist. Ist in diesem Stücke irgendwo ein Fehler eingeschlichen, so rührt er wohl daher, daß dem Vf. hin und wieder die Ab-

änderungen neuer Gesetze entgangen sind, In dem Artikel *Braunschweig* sind z. B. die neueren hannoverschen Verordnungen vom 7 Jul. 1792 und vom 12 Dec. 1796 unbenutzt geblieben. — Die schwächste Seite des Buchs ist die bibliographische und literarische. Das angehängte Schriftenverzeichnis ist voll von älteren Dissertationen und anderen größeren Ausführungen, die so gut wie gar keinen Werth haben, weil sie aus unächten Quellen geflossen sind. Die gute Literatur des Gegenstandes hebt erst mit den Zeiten einer besseren Bearbeitung des deutschen Rechts an, vorzüglich mit der vortrefflichen *Bonhöferschen* Dissertation. Von den Schriften dieser besseren Zeit fehlen aber sehr viele und nicht selten die vorzüglichsten. So wird z. B. der Dissertation von *Oelrichs, de eo quod justum est circa emigrationem civium Germaniae* gedacht, welche bey der akademischen Preisbewerbung zu Göttingen das zweyte oder dritte Accessit erhielt, dagegen fehlen die Abhandlungen von *Seidenficker* und *Leth*, von welchen jene den Preis, und diese das erste Accessit bey jener Gelegenheit bekam. Aber auch so, wie das Buch vorliegt, kann es dem Geschäftsmann doch immer gute Dienste leisten, um ihm mit Hülfe desselben manche Zeit und Mühe kostende Untersuchung zu ersparen. Die Brauchbarkeit desselben erstreckt sich auch nicht bloß auf die preussischen Staaten, sondern auf alle übrigen Länder, die mit jenen in Abschloßverhältnisse gerathen können.

mn.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**STATISTIK.** Halle, b. Hendel: *Beiträge zur Statistik des Saalkreises und der Grafschaft Mansfeld* aus neuen und zuverlässigen Quellen geschöpft von *Friedr. Manitius* (Collaborator in Halle). Eine Berichtigung zu *Leonhardis* (Beschreibung der) Preussischen Monarchie, wie zu *Platos* Länderkunde des Herzogthums Magdeburg. 1801. 30 S. 8. (2 gr.) Unter diesem vielversprechenden Titel findet man nichts weiter, als einige dürre Notizen über Häuser-Aecker- und Einwohnerzahl, einige Nahrungsweige (besonders Ackerbau und Viehzucht) der Städte *Halle*, *Alleben*, *Cönnern*, *Wettin* und *Löbega* im Saalkreise; ferner *Gerbstedt*, *Mansfeld*, *Leimbach* und *Schraplau* im preussischen Theile der Grafschaft Mansfeld, so wie der Zustand dieser Orte im Jahre 1797 war. Statt mehrerer mikroskopischen Angaben hätte Rec. wenigstens Nachrichten über die wichtigsten Zweige der Industrie bey verschiedenen der angegebenen Orte (z. B. über den Bergbau bey *Wettin*, *Löbega*, *Gerbstedt*, *Mansfeld* und *Leimbach*) erwartet. Davon findet man aber nicht das Mindeste.

— n.

**LITERATURGESCHICHTE.** Leipzig, b. Tauchnitz: *Memoriam Viri Ill. Henrici Frid. Innocentii Apellii*, Icu, Serepliff. Pr. El. Sax. a Consil. aul. et iustit., Capituli Ciz. Subsenioris et Scholastici, Consistorii Lips. et Collegii Scabinor. Assessoris, Civitat. Consulis etc. d. 14 Nov. a. 1802 placide

defuncti civibus suis et gratie posteritati commendat *Rector Universitatis lit. Lipsan.* 1803. 23 S. gr. 4. Eine alte, ehrwürdige Sitte der Universität Leipzig brachte es so mit sich, daß das Andenken ausgezeichneten Mitbürger durch öffentliche, auf Kosten der Familie von der Universität veranstaltete, Schriften gefeiert wurde. Gewöhnlich wurden solche *Memoriarum* von dem Professor der Beredsamkeit verfertigt; und so haben wir noch in *Jo. August* und *August Wilhelm Ernesti Opuscul.* mehrere treffliche Schriften dieser Art, deren einige als vollendete Meisterstücke zu betrachten sind. Weiternd mit solchen Vorgängern, übernahm es jetzt Hr. Hofr. *Wenck*, durch diese mit seltener Eleganz und Würde des Ausdrucks verfaßte Denkschrift auf seinen verstorbenen Freund einen fast erloschenen Gebrauch herzustellen. Der Mann, dem er diese *Laudatio* weihte, ist weniger den Auswärtigen als Gelehrter, desto mehr seinen näheren Umgebungen als Staatsbürger und Mensch bekannt, und von diesen geschätzt worden. Sehr wahr und treffend wird seine ganze Denk- und Lebens-Weise in folgenden Worten geschildert: *Constabat sibi, cumque mature de vitae itinere recte instituendo cogitasset, ab ejus tramite abstrahi se non patiebatur. Itaque fortuna etiam mutata ipsum non mutavit, neque humilem in tenui re, in qua usque ad virilem aetatem vixit, neque in maximis opibus, quibus postea usus est, se efferebantem.*

E.

*Druckfehler.* In Nr. 75. S. 595 Z. 27 l. *Meginhart* (*Knudolf*) Z. 46 und 49 eben so *Meginhart*.

J E N Ä I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 M A Y. 1804

## KIRCHENGESCHICHTE.

PARIS, b. Henrichs u. Metz, b. Collignon: *Essai sur l'esprit et l'influence de Luther. Ouvrage qui a remporté le prix. — Par Charles Villers. An XII — 1804. 376 S. 8.*

Preis und Ehre dem Institut, das im Jahr 1802 ein solches Thema zur Preisaufgabe hat wählen mögen; und noch mehr Preis und Ehre der Aufklärung und Unerfrockenheit der Commission, welche im Jahr 1804 einer solchen Beantwortung den Preis zuerkannt hat! Es ist höchst erfreulich, und ein Zeichen hoher Aufklärung selbst im Katholicismus, mitten in einem katholischen Lande, von einer Gesellschaft gelehrter Männer, die aus lauter Mitgliedern der katholischen Kirche besteht; bey einer Frage über die Folgen der Reformation nichts von Schisma, nichts von Grüeln des seelenverderblichen Abfalls von der allein seligmachenden Kirche zu hören, sondern die Frage so frey von allem Partheygeist aufgefaßt und so ächt philosophisch und historisch ausgedrückt zu lesen: *quelle a été l'influence de la réformation de Luther sur la situation politique des différens Etats de l'Europe et sur le progrès des lumières?* Diese Art der Darstellung ist ein untrügliches Barometer von dem Zustand der religiösen Denkart, die im Jahr 1802 in der Hauptstadt der französischen Republik und bey ihrer Regierung geherrscht hat. Nach dem Verlauf von fast zwey Jahren hat die Politik eine etwas andere Denkart ihren Zwecken zuträglicher gefunden: aber die Philosophen bleiben der Denkart, die ihnen das Thema der Preisfrage in der beschriebenen Ansicht dictirt hat, treu, und krönen eine Schrift, welche die Frage ganz im Geiste ihrer Urheber, unbefangenen, freymüthig, man möchte sagen protestantisch beantwortet, und nichts weniger als der plötzlich umgestimmten Denkart, die nun an der Ordnung des Tages ist, huldigt.

Die ganze Schrift athmet einen ächt-philosophischen Geist: mit ihm ist voraus Sinn und Umfang der Frage entwickelt und bestimmt; mit ihm ist die Geschichte der drey letzten Jahrhunderte umfaßt, um das aus ihr auszuheben, was sie zu ihrer Beantwortung enthält; mit ihm sind die Resultate der Geschichte zu einem Ganzen geordnet und in einer so eleganten, lebendigen und dabey doch einfachen ächt-historischen Sprache dargestellt, daß selbst der, welchem durch Amt und Beruf der Inhalt geläufig seyn muß, bingerissen, und an die Ausführung des scharfsinnigen Vf's gefesselt wird.

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

Der erste Theil der Schrift schickt allgemeine Betrachtungen als Leitungspunkte der folgenden Untersuchungen, die das Thema unmittelbar betreffen, voraus. Auf die genaue Bestimmung des Inhalts und Umfangs der Frage, folgt eine scharfsinnige Betrachtung über das Wesen jeder Reformation, die sich mit den Veranlassungen der Reformation endiget, die Luther bewirkte: wie der politische, religiöse und geistige Zustand der europäischen Nationen, wie ihre innere politische Lage, ihre gegenseitige äußere Verhältnisse zu einander und zu dem Chef der Kirche, ihre größere und geringere Unterwürfigkeit unter den päpstlichen Stuhl zu Rom und die Stimmung der Fürsten gegen ihn und die Stufe der Cultur, auf welcher ihre Einwohner standen, eine kirchliche Abänderung im sechzehnten Jahrhundert gefodert habe. An die Skizze des politischen, religiösen und literarischen Zustandes von Europa im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, schließt sich eine kurze Darstellung der Reformation selbst nach ihren Hauptbegebenheiten und den wichtigsten Ereignissen, die ihre unmittelbaren Folgen waren, an, und endet mit der Bemerkung, daß eine allgemeine Sklaverey von Europa, das eiserne Joch einer Universaldespotie wahrscheinlich aus der ganzen Lage von Europa hervorgegangen seyn würde, wenn nicht Völker und Fürsten durch die Reformation zum kräftigen Widerstande gegen die herrschsüchtigen Absichten des Hauses Oesterreich und des Papstes vereinigt worden wären.

So vorbereitet führt der Vf. seine Leser zur Auffassung der politischen und geistigen Folgen der Reformation (im zweyten Theil), dem Hauptthema seiner Schrift.

Der Verlust großer Einkünfte verminderte in dem Oberhaupt der Kirche die Versuche des Hildebrandismus, in dem katholischen Klerus den geistlichen Luxus, und brachte selbst bey ihm eine heilsame Veränderung der Sitten und der Lebensweise hervor: was er daher an Macht und Einkünften verlor, das gewann er an Sitten, Kenntnissen und Achtung. Das verminderte Ansehen der Geistlichkeit zog die Prälaten nach und nach aus den Cabinetten, in denen sie vorher so allgemein als Minister saßen, und sie verschwanden seit dem westphälischen Frieden immer mehr daraus, wobey freylich der Umstand mit einwirkte, daß seit der letzten Hälfte des sebzehnten Jahrhunderts die Cabinette mehr der Finanz- und Handelsgeist als die Religion beschäftigte. Das bey den Protestanten veränderte Verhältnis zwischen

Z z

Staat

Staat und Kirche reizte auch katholische Mächte zur Auflehnung gegen den römischen Stuhl. In der katholischen Kirche selbst ward vieles anders.

Die protestantischen Staaten vermehrten ihre innere Macht. Ihre Fürsten erhielten die Kirchen-Jurisdiction; sie hielten die Reichthümer, die sonst nach Rom flossen, zurück; sie kamen in Besitz der geistlichen Güter, und erhielten von mehreren Seiten her neue Kräfte zu nützlichen Anstalten und zu ihren Unternehmungen im Krieg und Frieden. In Europa kam neues politisches Leben; in die Völker kamen neue, ihnen vormemal unerhörte politische Ideen. Sie fingen an, ihren Werth und ihre Wichtigkeit zu fühlen und hörten auf, sklavische Heerden zu seyn, die ihren Fürsten zu passivem Gehorsam untergeben wären. Die Protestanten machten mit ihren Fürsten gemeinschaftliche Sache gegen die Unterdrückung der Geistlichkeit, die eine grössere, völlig neue Harmonie zwischen Regenten und Unterthanen hervorbrachte; aber dieselben Untersuchungen, welche der Hierarchie die Todesstreiche versetzten, führten auf der anderen Seite auch wieder zu Untersuchungen über Regentengewalt, über Staatsverfassung und Staatsverwaltung, und durch sie brachte die Reformation mehr Ordnung und Regelmässigkeit in die gesellschaftlichen Verhältnisse.

Ganz Europa ward politisch neu. Das übermächtige Oesterreich ward in die Schranken der Mässigung, die es übermüthig zu überschreiten drohte, zurückgewiesen; Frankreich stemmte sich ihm entgegen und alle Mächte fühlten das Bedürfnis, sich gegenseitig durch Bündnisse zu verstärken, wodurch Europa unvermerkt zu dem System des Gleichgewichts geführt wurde, von dem man vor jener Zeit keinen Begriff hatte. Schweden und die Pforte, zwey europäische Staaten, die ehemals für die übrigen so gut wie gar nicht vorhanden waren, nahmen einen wichtigen Platz in diesem System, und der Staat der vereinigten Niederlande, dem die Reformation erst sein Daseyn gab, bekam darin sogar einen überwiegenden Rang. Zum preussischen Staat und Nordamerika legte der Protestantismus den ersten Grund. In der Politik bildete sich ein allgemeiner Geist, der ganz Europa umfasste. Die Kunst der Unterhandlung ward vollkommener, freyer und gewisser; der Gang der öffentlichen Angelegenheiten überschaubarer und einfacher. Bey dem grösseren Umfang der Verbindungen und Berührungen wurden zwar die Kriege allgemeiner, aber auch früher geendigt und ihre Schrecklichkeit durch ein humaneres Völkerrecht gemildert. Holland und England erwarben sich den Walthandel und die Herrschaft auf den Meeren bey Gelegenheit ihrer Vertheidigung des Protestantismus, bey welcher sie die bisherigen Besitzer dieser reichen Quellen der Macht und des Wohlstandes, Portugal und Spanien, aus dieser ihrer Besitzung verdrängten.

Diese sind ohngefähr die politischen Resultate der Reformation, die der Vf. aber nicht blos im Allgemeinen aufstellt. Um sie anschaulicher und in ihrer vollen Wichtigkeit darzustellen, geht er von

Staat zu Staat, von den protestantischen zu denen, welche katholisch geblieben sind, und zeigt bey jenen, welche innere Veränderungen der Protestantismus gewirkt oder veranlasst, und bey diesen, was für innere Folgen ihre Beharrlichkeit beym Katholicismus gehabt habe, in zwar kurzen, aber sehr ausdrucksvollen Gemälden. Dieser zur Seite steht eine Schilderung der äussern Lage und Verhältnisse, in welche die europäischen Staaten untereinander durch die Reformation gekommen sind, oder die Geschichte des Gleichgewichts von Europa, das bis 1648 in drey Perioden (1) von 1520—1556, 2) von 1556—1603, 3) von 1603—1648) herabgeführt wird.

Mit gleicher Kürze und Vollständigkeit wird auch der Einfluss der Reformation auf den geistigen Zustand von Europa dargestellt. Durch sie der langen Vormundschaft, in welcher ihn die Hierarchie gehalten, und der Apathie, in welche ihn der Aberglaube geworfen hatte, entrissen, fing der europäische Geist nun erst den freyen Umschwung seiner Kräfte an. Die Urkunden der Religion und die Grundgesetze der Hierarchie wurden einer strengen Kritik unterworfen; seitdem bekam das Studium der heiligen Schrift, der Kirchenväter, der Concilien, der Decretale, der Alterthümer, der Geschichte, der alten morgen- und abendländischen Sprachen, und der classischen Werke, die darin abgefasst sind, eine völlig andere Gestalt: von allen Seiten brach ein neues Licht hervor, das den Geist erhellte. Die scholastische Philosophie, die zur Unterstützung der scholastischen Theologie diente, ward von den Protestanten kräftig und nachdrücklich angegriffen, der vorgebliche Aristoteles entlarvt, und der wahre mit seinen wirklichen profunden Lehren wieder hergestellt. Die leere Casuistik muste der christlichen Moral den Ehrenplatz, aus dem sie letztere verdrängt hatte, wieder einräumen. Von der Theologie ging der Schwung des Geistes in andere Theile der menschlichen Erkenntnis, in Künste und Wissenschaften über. Es ist ein anziehendes Gemälde, das der Vf. von den Wirkungen und Gegenwirkungen der Reformation auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Reformation Stück für Stück in energischer Kürze entwirft, und das in seiner eleganten Sprache selbst genossen zu werden verdient. Dabey wird nicht geleugnet, dass die langen, zerstörenden und mörderischen Kriege, welche die neue Glaubensverschiedenheit erzeugte, oder denen sie zum Vorwand diente, den menschlichen Geist in seinem kräftigen Fortschreiten von Zeit zu Zeit aufgehalten und aufs neue zurückgeworfen habe. Aber sobald die Waffen wieder ruhten, raffte er auch in den Protestanten aufs neue seine Kräfte zusammen, um seine Schritte zu beflügeln und das Versäumte einzuholen. Zu beklagen war auch die verkehrte Wendung desselben zur Polemik, mit der man nicht blos mit den Angläubigen, sondern mit der sich auch die Partheyen, in welche sich die Protestanten getheilt hatten, unter einander befahdeten. Doch war ein Theil dieser Polemik nicht zu vermeiden; auch

auch war sie heilsam und nützlich, so lange sie in den Muttersprachen geführt wurde. Durch sie kamen die großen Fragen von den Rechten der Vernunft und der Menschen aus dem engen Kreis der Gelehrten vor das große Forum der Menge; durch sie erhielten die Muttersprachen, deren Cultur bisher unglaublich verkümmert worden war, Bildung; Schwung und Kraft, indem die Energie des Kämpfenden auch auf seine Sprache überging, und ihr einen energischen Charakter eintrückte u. s. w.

Der Vf. vergißt nicht, die Wirkungen bemerklich zu machen, welche die der Reformation wegen gestiftete und geschlossene Gesellschaften auf den Fortgang und Rückgang der menschlichen Erkenntnisse hatten. Wenn man auch die geheimen Gesellschaften der Freymäurer, Rosenkreuzer, Mystiker und Altiminaten, nicht hieher rechnet (weil sich darüber mit nicht ganz verwerflichen Gründen streiten läßt): so bleiben doch die Jesuiten, mit ihrer wichtigen Bestimmung, den Supremat aufrecht zu erhalten, und ihrem unermesslichen Einfluß und ihre Gegner, die Jansenisten, übrig, die sehr richtig gewürdigt werden.

„Eine wahre Lobrede auf den Protestantismus“ werden Eiferer sagen. Allerdings eine Lobrede; aber eine wahre, durch die Jahrbücher der Geschichte bezeugt. Kann die treue historische Darstellung der Folgen einer so segensreichen Begebenheit, als die kirchliche Revolution des sechszehnten Jahrhunderts war, anders ausfallen? und hat der Vf. etwa die nachtheiligen Folgen; die sie zufällig hatte, verschwiegen? oder ist er partheyisch, wenn er die Kriege, und daraus entstandene temporäre Barbarey, die unselige Richtung der Polemik unter den Protestanten u. s. w. bloß wie etwas Zufälliges betrachtet? brachte dieses alles etwa das Wesen der Reformation mit sich? und hätte nicht zu allen Zeiten auch das erlesenste Gute durch eine falsche Anwendung seine nachtheiligen Wirkungen gehabt? Sicher hat sich der Vf. durch eine solche Unpartheylichkeit das schönste Denkmahl gesetzt. Wir wüßten ihm selbst unter Protestanten kaum einen und den andern an die Seite zu setzen, der ein ähnliches Thema mit ähnlicher Unbefangenheit und Freymüthigkeit bearbeitet hätte. Und wenn man im Urtheilen über Kirchensachen zum Sprichwort erkoren hat, „je unpartheyischer und freymüthiger, desto protestantischer:“ so hat sich der Vf., obgleich selbst Katholik, und doch so unbefangen und vorurtheilsfrey, einen gerechten Anspruch auf den Namen eines freymüthigen Protestanten erworben.

Es glänzen aber an ihm noch mehrere vorzügliche Eigenschaften. Eine solche Abhandlung mußte aus dem Innern der Geschichte herausgehoben werden, und bloß ihre Resultate aus einem bestimmten Zeitraum, und eine Philosophie über dieselben geben. Dazu gehörte nicht bloß Bekanntschaft mit der Geschichte und richtige Auffassung; und, was oft so schwer ist, wenn es ohne Verlust der Treue, Deutlichkeit und allgemeiner Verständlichkeit geschehen soll, bündige Concentrirung langer Reihen von Be-

gebenheiten, sondern auch philosophischer Geist in ihrer Auffassung, Geradheit im Denken bey ihrer Ansicht, Scharfsinn bey ihrer Beurtheilung: und daneben, Kenntniß der politischen Wissenschaften, der Literatur, Moral u. s. w.: nur ein vielseitig gewandter, die Geschichte und mehrere Wissenschaften umfassender, durch Philosophie und allgemeine sowohl als specielle Kenntnisse ausgebildeter Kopf konnte über eine Materie dieser Art gründlich schreiben; kam noch Eleganz und Fülle der Sprache, und die Kunst der Darstellung hinzu, so konnte er darüber auch gut und anziehend schreiben: Und gerade in dem Vf. dieser Schrift kam die seltene Vereinigung dieser Eigenschaften zusammen. Als gewandter und seiner Muttersprache mächtiger Franzos, zugleich ein vielseitiger Gelehrter von lebendiger Phantasie, die durch den kalten Verstand in ihren Schöpfungen geleitet wird, ein Geschichtskenner von philosophischem Geiste, der einen historischen Gegenstand genialisch aufzufassen und ihm neue Seiten abzugewinnen weiß, war Er zur Behandlung dieses Thema's durch seine Talente und umfassenden Kenntnisse bereitet. Ihm ist daher eine Schrift gelungen, die durch Materie und Form den Leser vom Anfang bis zum Ende fesselt.

Ihm kam dabey noch besonders zu statten, daß er eine ganze Reihe von Jahren in Deutschland meist unter Protestanten gelebt, und aus Erfahrung und Ansicht den Geist und die Wirkungen des Protestantismus kennen gelernt hat. Die Geschichte mußte nun deutlicher zu ihm sprechen. Nächstdem ward ihm durch seinen langen Aufenthalt in Deutschland die deutsche Sprache und Literatur wie einem deutschen Gelehrten geläufig, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, jedem französischen Gelehrten, der mit ihm bey der Preisfrage concurriren wollte, die Palme zu entreißen, so wie ihm seine Bildung, die er sich als Franzos gegeben hatte, den Vorrang vor jedem deutschen Rival geben mußte. Einen Franzosen von rein französischer Bildung mußten manche Eigenschaften abgehen, die zur glücklichen Bearbeitung des aufgestellten Thema's eine unerläßliche Bedingung waren: ihm würde die lebendige Ansicht des Protestantismus, die vollständige genaue Uebersicht der ausländischen Geschichte, zu deren Erwerbung Deutschland reicher an gründlichen Hülfsmitteln ist, als Frankreich, ihm würde der Zugang zu den wichtigsten Quellen und Hülfsschriften über den Einfluß der Reformation, die größtentheils in deutscher Sprache geschrieben sind, gefehlt haben. Mögen nun auch für den deutschen Protestanten, der in diesem Theil der Geschichte zu Hause ist, keine neuen Facta an den Tag gefördert seyn: so sind desto mehrere für den katholischen Franzosen zum Theil zum erstenmal recht deutlich und ihm vernünftig ausgesprochen. Daneben hat der Vf. seinen Lesern die Mühe, welche ihm seine Forschungen gekostet haben, durch das seinen Resultaten ungeworfene Gewand verdeckt, und letztere mit so leichter Hand bingelegt, als hätte nichts von allem, was er giebt,

giebt, ihm Arbeit gekostet. Mögen nun auch die ältern Generationen der deutschen Geschichtsgelehrten, denen oft nur das *horrida et jejuna historiam scribere* ächte Gründlichkeit in der Geschichtsdarstellung heisst, an seiner Gründlichkeit zweifeln: desto grössern Eingang wird er bey seinen denkenden und unbefangenen Landesleuten finden. Man möchte sogar zweifeln, ob irgend ein deutscher Geschichtsgelahrter, auch von der jüngern minder gründlichen Generation, ob selbst einer der von dem Vf. angeführten und in der Vorrede genannten historischen deutschen Schriftsteller zu dieser für die Franzosen bestimmten Schrift über die Reformation geschickt gewesen wäre. Die ganz deutsche Behandlung der Geschichte ist von der französischen Manier in der Darstellung völlig verschieden, und ein noch so gut geschriebenes deutsches Geschichtsbuch kann in Frankreich nur erst dann dem grossen Haufen gefallen und auf ihn wirken, wenn es aus seinen deutschen Angeln herausgehoben und in die französischen eingehängt worden: und es wäre Mißkennen seiner selbst und des Geistes der französischen Historiographie gewesen, wenn ein Deutscher den Gedanken hätte fassen mögen, bey einer nicht bloß wissenschaftlichen Frage, sondern bey einem Thema aus der Geschichte, dessen Behandlung auch einen ästhetischen Werth erhalten mußte, als Wettkämpfer aufzutreten. Durch die gekrönte Preisschrift ist dagegen beiden Nationen ein wesentlicher Dienst geleistet worden: die Deutschen finden in ihr die Wirkungen der Reformation in einem Umfang dargestellt, wie sie noch keiner ihrer einheimischen Schriftsteller in einer eigenen Schrift umfaßt hat; den Franzosen ist ihr Vf. mit einer Einkleidung und Darstellungsart entgegengekommen, die sie mit desto tieferer Wirkung auf die Nation zu einer französischen Nationalschrift macht.

Keinem mit den drey letzten Jahrhunderten in politischer und literarischer Hinsicht vertrauten Geschichtskenner wird es leicht an Materialien fehlen, wodurch er den Vf. noch hier und da ergänzen, ver-

mehren, auch wohl bessern und berichtigen könnte; und so könnte nun auch eine Aufzählung der Stellen folgen, bey denen der Rec. etwas hinzu- oder hinweg- oder anders gedacht hat. Aber was soll bey einer solchen Schrift die individuelle Ansicht des Einzelnen? Auf das Ganze kommt es dabey an; auf die Umfassung aller Hauptmomente; auf den Total-Eindruck. Und in dieser Hinsicht ist alles geleistet, was billiger Weise erwartet und gefodert werden konnte. Für den Total-Eindruck hat schon die kurze Zeit, die seit der öffentlichen Erscheinung dieser Schrift verflossen ist, zum Vortheil ihres Vf's entschieden. Nach öffentlichen Blättern ist die Sensation, welche die Schrift in Frankreich gemacht hat, groß. Sie hat in den Kampf zwischen der sogenannten philosophischen und frommen Parthey neues Leben gebracht, der, wofern sich die Regierung nicht dazwischen stellt, zu den heilsamsten Folgen führen muß.

Endlich, was in dieser Schrift concentrirt ist, und nach ihrer Bestimmung in der gedrängtesten Kürze dargestellt werden mußte, das möchte man wohl in einer ausführlichen historischen Darstellung ausgeführt wünschen. So sehr auch wir Deutschen längst Beruf gehabt hätten, die Wirkungen der Reformation, als einer Nationalbegebenheit, ausführlich zu würdigen, so haben wir doch in deutscher Sprache über sie weder etwas Vollständiges noch etwas mit kräftiger und eleganter Hand Gearbeitetes; selbst die einzelnen Beyträge dazu sind in Materie und Form höchst unvollkommen, matt, geist- und kraftlos. Es wäre ein schönes Thema für einen unserer jüngern Historiker, der neben den dazu nöthigen ausgebreiteten Kenntnissen zur Erforschung der Materie, auch die unentbehrliche historische Kunst und Kraft der Sprache besäße. Der Rec. möchte noch die Freude erleben, daß einem seiner deutschen Landesleute von der Muse der Geschichte der Kranz für ein solches Nationalwerk gewunden würde!

G. A.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**ERBAUUNGSSCHRIFTEN.** Gießen, b. Heyer: *Erster Unterricht in der Gottseligkeit. Oder Elementarunterricht des Christenthums für Kinder aller christlichen Confessionen.* Von Fr. Hrn. Chr. Schwarz, Pfarrer zu Münster im Hessendarmstädtchen. 1804. 62 S. 8. (3 gr.) Ein nützliches Geschenk für Alle, welche Kindern den ersten Unterricht in der Religion zu geben haben, besonders für Aeltern, welche dieß belehrende Geschäft selbst verrichten müssen, und dazu einer Anleitung bedürfen. Mit Recht dringt der gründliche Vf. darauf, daß dieses Geschäft gelegentlich vorgenommen — wie öffnen sich doch von selbst die Herzen der Kinder dazu, wenn man mit ihnen im Freyen sitzt, oder im Winter sie am Feyerabend um sich versammelt, wo sie so gern vernehmen, was man ihnen in sanfter Belehrung sagt — nur an die in den Herzen der Kinder schon vorhandenen, natürlichsten Empfin-

dungen der Dankbarkeit, Ehrerbietung, Liebe und des Gehorsams gegen die Aeltern angeknüpft, aus ihnen, als aus dem Keime, Frömmigkeit entwickelt werde; die ja, nach der Lehre des Christenthums, auch nichts anders als kindliche Gefinnung gegen Gott seyn soll. — Nach diesem Grundsatz verfährt nun der Vf., und seine Arbeit unterscheidet sich auch dadurch, daß sie mehr für den Lehrer als für das Kind ist, von Rosenmüllers vortrefflichem *Religionsunterricht*, weil die letzte Schrift bestimmt ist, gleich mit den Kindern gelesen zu werden. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß diese, so wohlfeilen Bücher, so viele gänzlich abgeschmackte verdrängen möchten, woraus Kinder von 7—10 Jahren ihren ersten Religions-Unterricht noch immer in den meisten Dorfschulen erhalten!

SR.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 25 M A Y. 1804

## O E K O N O M I E.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft und ihrer neuern praktischen und theoretischen Fortschritte, in Rücksicht auf Vervollkommenung deutscher Landwirthschaft für denkende Landwirthe und Kameralisten. Erster Band. Zweyte verbesserte Auflage von Albrecht Thaer, v. A. D. und königl. großbritt. Leibarzt. Erster Band. XXXII u. 785 S. Zweyter Band, erste Abtheil. XX und 362 S. mit 6 Kupfertafeln. Zweyter Band, zweyte Abtheil. XVIII und 278 S. nebst 8 Tabellen. 1801. gr. 8. (5 Rthlr.)*

Dieses für deutsche Landwirthschaft äußerst wichtig gewordene Werk bestätigt von neuem und auf eine sehr rühmliche Weise, wie sehr die Deutsche durch rastlose Thätigkeit sich mit ausländischen Kenntnissen zu bereichern, mit Scharfsinn aus allem das Beste auszuwählen, es zu seinem Bedarf anzuwenden, und seine Mitwerber an Ruhm und Gemeinnützigkeit zu übertreffen bestrebt sey. Kaum war dasselbe erschienen, so fand es eben so viele enthusiastische Vertheidiger der darin aufgestellten Grundsätze, als heftige und eifrige Gegner. Die letztern verdienen nicht weniger Achtung, als die ersten; weil nicht bloß der Geist des Widerspruchs, sondern weit öfter ein edler Nationalstolz, ein rühmlicher Patriotismus es war, welcher die Ehre und Vorzüge der deutschen Landwirthschaft durch möglichst untrügliche, aus evidenten Thatfachen hergeleitete Beweise zu rechtfertigen suchte. Und in der That; diese so merkwürdige Fehde, wie lebhaft sie auch begann, wie anhaltend und angestrengt sie noch immer fortdauert, wie mächtig beide Partheyen sich durch erfahrene Kämpfer zu verstärken bemüht sind, um ihre Kräfte gegen einander zu versuchen, hat zu so vielfachen Brörterungen und zu so tiefen Untersuchungen Anlaß gegeben, daß dadurch der Wissenschaft nothwendig reicher Gewinn erwachsen muß. Hr. D. Thaer hat sich also schon dadurch, daß er dieses fruchtbare Reiben der Meinungen, diesen Umtausch der Ideen beförderte, und die Enthüllung mancher seither nicht genug entwickelter Begriffe veranlaßte, ein unvergängliches Verdienst erworben, und wir dürfen den Vorwurf der Eifersüchtheit oder Partheylichkeit nicht befürchten, wenn wir behaupten, daß sein Werk eine neue Thätigkeit und Regsamkeit sowohl unter unseren ökonomischen Schriftstellern, als

selbst unter den praktischen Landwirthen bereits erweckt habe, welche in kurzem eine ganz neue mit den gesegnetesten Folgen begleitete Epoche für die Wissenschaft selbst herbeyführen muß.

Die Anzeige eines solchen, anderwärts versäumten, Werks ist daher doppelte Pflicht, zumal da der Zweck unseres Instituts zugleich dahin gehet, ein möglichst vollständiges Gemälde der Literatur des neuen Jahrhunderts zu liefern. Auch wird diese Anzeige dazu dienen, diejenigen praktischen Landwirthe, welche das Werk noch immer nur für eine, bloß die Neugierde befriedigende Geschichte englischer Landwirthschaft, oder für eine fruchtlose Theorie, halten mögen, auf die nähere Kenntniß desselben aufmerksam zu machen. Wir werden daher diesen Gesichtspunkt vorzüglich im Auge behalten, und einen gedrängten Auszug dessen geben, was hauptsächlich des weitern Forschens der praktischen Landwirthe werth zu seyn scheint, ohne auf die vielfachen Streitigkeiten, welche diese Schrift veranlaßte, Rücksicht zu nehmen, da diese Fehden ohnehin nur auf den mißverstandenen Titel des Buches zu beruhen scheinen. Denn daß es ganz und gar nicht die Meinung des Vfs gewesen, dieses treue Gemälde englischer Landwirthschaft als ein vollkommenes Ideal zur unbedingten Nachahmung für Deutschland aufzustellen, beweist sattsam die Schlussperiode des ersten Bandes, welche den Zweck des Unternehmens deutlich darlegt: „Du aber (sagt der Vf), geneigter Leser! der du mir bisher folgest, bist einer von denen, die die Vorsehung in den Stand gesetzt hat, über die Vorurtheile weg zu sehen, welche oft benachbarte Nationen von einander trennen. Prüfe alles, was du siehest, und hörest, und das Gute, was für deine Verhältnisse paßt, ahme nach! Nicht bloß um deines Vortheils willen, denn den brauchst du hoffentlich nicht ängstlich zu suchen, — sondern um deine Nachbarn zu belehren. Bringst du es nur dahin, daß in deinem Umkreise die Saat Ein Korn mehr giebt, wie vorhin: so bist du ewig der Wohlthäter unzähliger Menschen, wenn auch dein Verdienst verkannt, und von manchen verlacht würde.“

Die Einleitung giebt die Veranlassung und den Zweck dieses Werks noch genauer an, und läßt über die Unpartheylichkeit und über die patriotischen Gesinnungen des Vfs. keine Zweifel zurück. Hr. T. hatte verschiedene Grundstücke gekauft, welche zusammen genommen eine kleine Wirthschaft bildeten. Diese veranlaßte ihn, in Nebensachen Landwirthschaftskunde zu studiren. Er durchlas alles, was

Aaa

370



unsere ökonomischen Schriftsteller zu Tage gefördert hatten; aber er fand nirgends hinlängliche Befriedigung. Zwar fehlte es nicht an Systemen, an einzelnen Wirthschafts-Beschreibungen, an Anpreisungen mancher Operationen u. s. w.; aber den Verfassern schien das Wesentlichste, nämlich Erfahrung und richtiger Beobachtungsgest zu mangeln, und die Grundsätze und Vortheile desselben erschienen daher oft unsicher und schwankend. Durch einen Zufall erhielt er endlich einige der neueren englischen Schriften dieses Faches im Original, in denen er wirklich, — was er suchte, genaue Beobachtungen, sorgfältig angestellte Versuche, detaillirte Berechnungen, und eifrige Forschungen nach Wahrheit anzutreffen glaubte. Seitdem hat er die englische Landwirthschaft mit so viel Aufmerksamkeit studirt, daß er, als treuer Referent, das Gute und Nachahmungswürdige, so wie das Unvollkommene derselben, seinen Landsleuten darzulegen, sich berufen fühlte. Und da bey den Engländern eine allgemeine anerkannte höhere Landwirthschaft, nach Lage und Boden modificirt, ausgeübt wird, und auf bestimmten Grundsätzen beruht: so ging der Plan des Vfs dahin, deutsche Wirthschaftskundige darauf aufmerksam zu machen, um ihre Operationen nach genaueren Berechnungen zu prüfen, ihre Versuche mit gewissenhafter Treue anzustellen, über allgemeine zusammenfassende Erfahrungen sich zu vereinigen, und sich dadurch sichere Grundregeln zu erwerben.

Die Materien des ersten Bandes sind in 23 Kap. vertheilt. Das Erste, zu dem ein Nachtrag gehört, schildert die gegenwärtige landwirthschaftliche Verfassung in England. Die großen Besitzungen des englischen Adels werden gewöhnlich von Pächtern bewirthschaftet, welche solche lebenslänglich, oder auf einen Zeit-Pacht inne haben, der sich öfters einem Erbpacht nähert. Weil der reiche Engländer in der Regel zu edel denkt, seinem Pächter das höchste Pachtgeld abzuwingen: so ist dieser dagegen seinem Pachtherren sehr ergeben, und indem er sich eines sehr frohen Lebensgenusses erfreuen kann, so ist er auch in die, für die gesamte Landwirthschaft allerdings sehr glückliche, Lage gesetzt, namhafte Summen auf die Verbesserung seines Pachtgutes zu verwenden, besonders da er weiß, daß er für seine Kinder bessert und arbeitet. Hier und da findet man Inhaber großer Pachtungen, welche *Gentlemen Farmers* genannt werden: Leute von großem Vermögen und aufgeklärten Begriffen, welche die Landwirthschaft oft nur aus Neigung, mit großer Anstrengung und großen Vortheilen betreiben. Die größeren Landbesitzer treibt ihr eigenes Interesse an, ihren Farmers Beyspiele einer vollkommenen Bewirthschaftungs-Art zu geben, und durch sie ist in manchen Provinzen Englands der Ackerbau zu der Höhe getrieben worden, auf der er steht. Möchte sich doch unser deutscher Landadel, so — wie wirklich einige Glieder desselben es schon gethan haben — diese Patrioten zum Beyspiel der Nachahmung wählen! — Die Ursachen und Mittel, wodurch die Landwirth-

schaft in England als Wissenschaft betrachtet in den neuesten Zeiten zu solcher Vollkommenheit gestiegen, sucht der Vf. im zweyten Kapitel vorzüglich in der merkwürdigen Parlements-Acte, die bereits unter der Regierung Karls II gegeben worden, und wodurch alle Korn Einfuhr verboten, die Ausfuhr aber nicht nur erlaubt, sondern auch durch ansehnliche Prämien begünstigt wurde. — Dadurch mußte nothwendig der Werth der Ländereyen steigen, der Ackerbau einkommen, und ein Gegenstand des Nachdenkens werden. *Bacon von Verulam*, und später *Tull* haben ihm unter den Wissenschaften eine eigene Stelle angewiesen. Doch noch mehr hat er dem unermüdeten Fleiß und Forschungsgeist *Arthur Youngs* zu danken, der es gründlich bewies, daß es noch viel zu sehr an genau angestellten Versuchen und an bestimmten und zuverlässigen Erfahrungen fehle, um die Landwirthschaft wissenschaftlich lehren zu können. Er zeigte aber auch den Weg, den man einschlagen müsse, dahin zu gelangen, und ging mit ungemeiner Aufrengung voran. Durch ihn bekam besonders die ökonomische Rechenkunst einen neuen Schwung. Seinen Versuchen sieht man es sogleich an, daß sie — so wie sie angestellt, und der Erfolg beobachtet wurde, — auf der Stelle niedergeschrieben sind. Die vielen Societäten, die sich zur Veredelung der Landwirthschaft gebildet, die großen Unterstützungen welche ihnen zu Theil wurden, die glänzenden Prämien, welche man austheilte, mußten allerdings großen Einfluß auf die Beförderung der Fortschritte dieser Wissenschaft haben. Aber was ganz für ihren Flor entschieden hat, und künftig mehr entscheiden wird, ist der berühmte *Board of Agriculture*, dessen Stifter, *Sir John Sinclair*, sich dadurch allein den Dank der englischen Nation verdient hat. Dieser unter der höchsten Autorität der Regierung errichtete Bund sollte alle edle und erfahrene Männer Englands vereinigen, um der Landwirthschaft ihre möglichste Vollkommenheit zu geben. Die Einrichtung desselben kann gewiss für ganz Europa nutzbar werden. Der Stiftungsbrief dieses großen Vereins ist im J. 1794 ausgefertigt, und vom Könige bestätigt. Die Mittel, wodurch er eine vorzüglich vollkommene Ausübung des Ackerbaues in allen Theilen des Reichs zu bewirken hofft, sind von der Art, daß sie freylich nur bey so großen Unterstützungen ausgeführt werden können, aber auch ihres Zweckes nicht verfehlen werden. Hier theilt der Vf. eine Idee zur Errichtung einer Akademie des Ackerbaues mit, welche für Deutschland das werden könnte, was der *Board of Agriculture* für England ist. Möchten doch unsere Fürsten, die es so gut wissen, daß ein möglichst vollkommener Ackerbau die Grundlage eines glücklichen Staatsgebäudes ist, diesen frommen Wunsch aus dem Reiche der Phantasie in das der Wirklichkeit herüberufen, sich selbst dadurch einen unsterblichen Ruhm, und ihrem Lande bleibende Glückseligkeit und immer zunehmende Bevölkerung bereiten! — Das 3te Kap. beschreibt die in England üblichen Wirthschafts-Arten.



ten. Im 17 Jahrh. wurde der trockene und bessere Boden zu Ackerland, der niedrige zu Wiesen, der übrige zur Weide, ganz nach der Art der in dem grössten Theile Deutschlands üblichen Drey-Felder-Wirthschaft benützt. In der Mitte des 18-ten man erst hier und dort an, die Ländereyen einzuschließen, und bald darauf Wechselwirthschaft einzuführen. Inzwischen sehen sich noch jetzt viele Districte aufser Stand, diesen Beyspielen zu folgen, weil die hergebrachten Rechte der Brache und Stoppel-Beuthung schwer zu beseitigen sind. Unter Gemeintheilung und Verkoppelung denkt man sich in England auch Aufhebung des Natural-Zehenten; denn so zweckmässig auch die Abgabe des Zehenten zu seyn scheint, so unbillig sey doch der Natural-Zehent, da er den Fleiss belaste und hemme. Denn es werde ja nicht die Zehent-Garbe, die das Land producire allein entrichtet, sondern mit ihr müsse auch der Landwirth den zehenten Theil aller seiner darauf verwendeten Zeit und Arbeit, für die ihm nichts vergütet werde, hingeben. Diese Ideen scheinen uns so durchaus wahr und richtig zu seyn, dass wir sie allen den Gegenden, in welchen anstatt des Naturalzehenten, der auch dem Acker das Stroh, folglich den Dünger entzieht, nicht in Geld bezahlt wird, oder der Sackzehenten eingeführt ist, zur unpartheyischen Beherzigung empfehlen. — Unter Verkoppelung darf man sich in England keine vollkommen bestimmte Wirthschafts-Art gedenken; nur erhält jeder, der das Recht erlangt hat, sein Land einzuziehen, eben dadurch ein völliges ungetheiltes Eigenthum, es auf jede ihm vortheilhafte Art bestellen zu können. So wird wirklich noch in solchen Verkoppelungen Drey-Felder-Wirthschaft getrieben. Die gebräuchlichsten sind indessen: Korn oder Acker — Gras oder Weide —, Wechsel oder gemischte Wirthschaft. Natürlich muss diese Eintheilung nicht im strengsten Verstande genommen werden, indem bey der ersten Art allerdings nur hauptsächlich auf Getreidebau, so wie bey der zweyten auf Viehzucht Rücksicht genommen wird. — Ueberhaupt aber arbeitet England nach Maassgabe seiner Verhältnisse, und seines Bedarfs, hauptsächlich darauf hin, reichliches Futter für das Vieh zu gewinnen, und der Getreidebau ist nur untergeordneter Zweck der Landwirthschaft: wie denn der Vf. selbst gesteht, dass man vormals die Wirthschaften, wo alles durch den Pflug herausgebracht werden musste, für minder vortheilhaft gehalten, als wo der grössere Gewinn, aus Vieh, Molkenwerk und Fettweiden gezogen wurde. Wechselwirthschaft, die sich hauptsächlich auf Futterbau und behackte Früchte stützt, ist daher nur solchen deutschen Wirthen anzuempfehlen, deren Lage, an grossen Städten, einen guten Absatz von Fettvieh verspricht. Auch fodert die Einrichtung derselben einen grösseren Vorschuss, und weit mehrere Menschenhände, als die unter uns hergebrachte Drey-Felder-Wirthschaft. Befindet sich inzwischen ein Wirth in der glücklichen Lage, an letzteren keinen Mangel zu leiden, und kann er sein Kapital ein paar

Jahre entbehren, ohne auf die Zinsen ängstlich warten zu dürfen: so wird er freylich auf diese Weise sein Landguth sehr verbessern, und eine merkliche Erhöhung seiner Renten hoffen dürfen. Dafs übrigens selbst in England diese Art Wirthschaft nur in volkreichen Gegenden betrieben werde, will der Vf. selbst nach seiner lobenswürdigen Unpartheylichkeit nicht verhehlen (S. 83).

Die Beschaffenheit des Bodens ist bey jeder Wirthschaft die Grundlage des Ackerbaues. So wie überall, so hat man sich auch in England mit Untersuchung desselben noch nicht genugsam beschäftigt. Was hierin geschehen, und was noch zu thun übrig, untersucht das 4 Kapitel. Das 5te stellt eine Theorie des Düngers, nach den Grundsätzen der neuesten Chemie auf, von welcher der Vf. zum praktischen Theil dieses Gegenstandes übergeht. Wir bemerken hiebey nur kürzlich, dass bey jeder Art des Düngers, auch der Boden, auf welchen er gebracht wird, in Betrachtung gezogen werden sollte. *Backwells* Methode den Dünger ohne Vermischung mit Stroh zu gebrauchen, ist auch in Deutschland nicht unbekant. Die Mischung, die in England *Compost* benannt wird, haben auch deutsche Landwirthe schon öfter versucht, aber sie verdient allerdings noch allgemeiner zu werden; da sie dem Acker nachhaltende Fruchtbarkeit gewährt. Der englische Gebrauch, die Saaten mit Dünger zu überstreuen, welches in England *Top dressing* genennt wird, ist nachahmungswerth. Dafs in manchen deutschen Gegenden, die Hüllfrüchte, der Flachs etc. mit Kalk oder Asche überstreuet werden, hat zwar einige Aehnlichkeit mit dieser Methode; allein die Erfahrung hat gelehrt, dass, um diese Art Fruchtbarkeit zu erzwingen, der Boden sehr ausgelaugt wird. Die Ueberstreuerung mit *Compost* würde wahrscheinlich denselben Vortheil hervorbringen, ohne diesen Schaden zu stiften. Wir fügen hier die Erfahrung noch bey, dass die Begiesung der eben hervorkeimenden Gerste mit Mistjauche ebenfalls vortreffliche Wirkung gewährt.

Aus dem 6 Kap. über das Verbrennen des Rasens, wovon die übrigbleibende Asche als Düngmittel in England sehr häufig gebraucht wird, leuchtet wiederum die lobenswürdige Unpartheylichkeit des Vfs hervor. Nachdem er die Gründe für und wider den Vortheil dieses Rasen-Verbrennens angeführt hat; so schliesst er diese Untersuchung mit folgenden Worten (S. 215): „Wenn ich indessen Alles zusammennehme, was ich bey den Engländern über dieses Verfahren gesagt, und bemerkt finde: so werde ich solches doch keiner gut formirten Wirthschaft, wo hinreichender Dünger gemacht wird, empfehlen. Der in dem Rasen enthaltene Nahrungsstoff wird durch das Brennen schnell zerlegt, und zum Uebergang in neue Pflanzen tüchtig gemacht. „Aber es scheint doch unleugbar, dass viele sehr nützliche Theile, auch bey dem langsamsten Brennen in die Luft gehen.“ Wenn wir nicht irren, so hat die Methode vieler Gegenden Deutschlands, das veraste Land im Herbst unzubrechen, dem Frost des Win-

Winters Preis zu geben, dadurch das Zerfallen der Schollen zu bewirken, den Acker hernach im Frühling nochmals zu pflügen, zu eggen, und wenn es Noth thut, durchzuhacken, und dann mit Erdäpfeln zu bestellen, welche wiederum zweymal behackt werden, vor diesem Verbrennen des Rasens den Vorzug. Nach dieser Behandlung haben wir auf solchen Feldern, — ohne Dünger — eine, auch zwey sehr fruchtbare Aernten folgen sehen. In dem Kapitel vom Pflügen, werden mit gleicher Unpartheylichkeit die Fragen und die Meinungen der englischen Landwirthe: Soll man das Land vor oder nach dem Winter umbrechen? Wie oft soll man pflügen? Soll man tief oder flach pflügen? gewürdigt. Bey der Entscheidung der letzten Frage beruht wohl das Meiste auf dem Boden, und auf dem Vorrath des Düngers einer Wirthschaft. Denn je stärker man zu düngen im Stande ist, um so tiefer wird man auch pflügen dürfen. — Nach den Aeußerungen des Vf's (im 9. Kapitel) scheint es, als ob die Operation, Aecker trocken zu legen, und dieses durch Wasserleitungen unter der Erde zu bewerkstelligen, in Niedersachsen meist unbekannt sey. In andern Gegenden ist man längst damit bekannt. Gewöhnlich wird auf dem Ort, wo der Acker sein stärkstes Gefäll hat, eine Grube gegraben, solche mit Steinen ausgefüllt, und wieder mit Erde überdeckt. Nicht selten zieht sich dann ohne weitere Vorrichtung alle Feuchtigkeit dahin, und versenkt sich in die Tiefe; oft müssen aber auch Canäle gegraben, und mit Steinen ausgefüllt werden, um das Wasser hineinzuleiten. Das 10. Kapitel wird dieses Werk für deutsche Landwirthschaft am merkwürdigsten machen. Die Lehre von der Brache und dem Fruchtwechsel hat eben so viel Freunde, als Widersacher gefunden. Indem nun dieser Gegenstand durch den Vf. allgemein zur Sprache gekommen, nach jedem möglichen Gesichtspunkt, selbst nach den verschiedenen Localumständen beleuchtet worden, so wird es nicht fehlen, daß man sich endlich zu allgemeinen Grundsätzen erhebe, wodurch jeder denkende Oekonom Anwendung derselben auf seine individuelle Lage machen kann. Nur diese individuelle Anwendung allein ist es, welche noch manchen Schwierigkeiten unterworfen seyn könnte. Denn daß es höchst vortheilhaft wäre, den Ackerbau aller Orten so zu betreiben, daß niemals eine und dieselbe Frucht zweymal nach einander auf demselben Ackerstück folge, daß durch Abwechselung mit Grasbau, Hülsen- und gehackten Früchten der Boden von Unkraut gereinigt und locker gemacht werde, daß dadurch der ganze dritte Theil, des Feldes, der bis jetzt öde gelegen, benützt, zur alljährlichen Hervorbringung verschiedener Gewächse tüchtig gemacht, und also, anstatt keines, einen sehr ergiebigen Ertrag abwerfen möge — wird kein Vernünftiger ableugnen. Träte nicht die aus dem Mittelalter sich herschreibende Zwangbrache, die Huth- und Triftgerechtigkeit, welche selbst in England noch nicht ganz vertilgt werden konnte, dieser wohlthätigen Anordnung der Wirthschaft in den Weg: so sind wir überzeugt, daß sie bald überall statt finden

würde. Einsichtsvolle Landes-Obrigkeiten können hier vieles zur Verbesserung, und zur Erleichterung dieses Drucks, beytragen. Auch erhellt aus der neuesten Gesetzgebung verschiedener Staaten, daß man die Hinwegräumung dieser Hindernisse einer besseren Landescultur ernstlich will. Die im vorigen Jahre in Bayern ergangenen Verordnungen sind in dieser Hinsicht so vortrefflich, daß sie gewiß bald zur allgemeinen Nachahmung reizen werden. Möchte es doch dieser Regierung gefallen, auf einem großen Domainengute, unter der Aufsicht und Leitung sachkundiger, aufgeklärter und thätiger Männer, eine vollkommene Wechselwirthschaft einzuführen, um durch ein praktisches Beyspiel eine Einrichtung zu bewähren, deren ersprießliche Folgen auf den Flor und den Wohlstand des ganzen Landes kaum zu berechnen seyn mochten — und möchte sie doch, um ihrem Verdienste die Krone aufzusetzen, mit dieser Anordnung eine Anstalt verbinden, in welcher thätige Jünglinge zur Führung einer solchen Wirthschaft theoretisch-praktischen Unterricht erhielten! Würden unter diesen Jünglingen die Söhne reicher Güter-Besitzer seyn: so könnte man hoffen, daß sie sich in kurzem die reinsten und geläutertsten landwirthschaftlichen Grundsätze über das ganze Land verbreiten müßten. Man sage übrigens zur Vertheidigung der Drey-Felder-Wirthschaft, oder vielmehr der damit verbundenen reinen Brache (denn eine Drey-Felder Wirthschaft ohne Brache, wie wir dergleichen kennen, ist schon eine halbe Wechselwirthschaft, was man wolle: so bleibt es doch gewiß, daß der Erdboden zur beständigen Production geschickt ist; daß, wenn er mit Dünger und mit der gehörigen Bearbeitung unterstützt wird, er keiner Ruhe bedarf, und daß, wenn er überall zu dieser Fähigkeit erhoben würde, Deutschland nicht nur einen so großen Ueberfluß an Getreide und Vieh erwarten dürfte, als hinlänglich wäre, um innerhalb seiner Grenzen nie Mangel oder Theuerung befürchten zu lassen, sondern daß auch eine beträchtliche Ausfuhr statt haben könnte. Alles, was man für die Nothwendigkeit der Brache anzuführen pflegt, reducirt sich dahin, daß sie wegen Mangel an Dünger, und deswegen nicht wohl zu entbehren sey, weil nur durch dieselbe der Acker vom Unkraut rein, der Boden locker, und also fähiger würde, aus der Atmosphäre befruchtende Theile an sich zu ziehen. Wenn aber eine wohleingerichtete, dem Local angemessene Wechselwirthschaft eben die Mittel aus sich selbst schöpft, den Viehstand zu vermehren, den Dünger in genügsamer Menge zu erzeugen, und durch Grasbau den Boden rein zu machen: was sollte dann noch gegen die Möglichkeit ihrer Einführung eingewendet werden können? Möchte auch hier und da diese Einrichtung mit zu vielen Local-Schwierigkeiten verbunden seyn: so wird doch eine verbesserte Drey-Felder-Wirthschaft, d. h. eine solche, wo wenigstens die Hälfte der reinen Brache mit Futterkräutern angebaut wird, auch nach und nach zum Ziele führen. Denn sobald Ueberfluß an Dünger und Futter vorhanden ist, sobald muß auch die reine Brache von selbst aufhören.

(Die Fortsetzung folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 M A Y, 1804

## O E K O N O M I E.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft und ihrer neuern praktischen und theoretischen Fortschritte, etc. von Albrecht Thaer, etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nicht die Eintheilung der Felder in sechs, oder neun Bestellungsarten, ist der Grund, worauf ächte Wechselwirthschaft beruht; sondern sie beruht auf Ueberfluß an Dünger und Futter, damit kein Feld an Cultur und Besserung nothleiden darf. Es wäre daher von einem denkenden Landwirth gar nicht zweckmäßig gehandelt, wenn er bey Einführung der Wechselwirthschaft die Fruchtfolge, welche Hr. Th. im 10 Kapitel seines Werkes als Muster aufstellt, oder welche nach dem 11 Kap. in Norfolk gebräuchlich ist, sklavisch und unbedingt nachahmen wollte. Zu dieser Wirthschafts-Einrichtung gehört ein denkender Mann, der Plane für mehrere Jahre entwerfen, diese seinem Local anpassen, mit den Kräften seiner Wirthschaft abwägen, die Abwechselung der Früchte nach dem Boden und der dazu erforderlichen Arbeit, so wie nach der individuellen Lage seiner Länder, berechnen und anordnen kann. Auch muß er in Hinsicht seiner geographischen Lage, ob er die Nähe eines Flusses oder einer großen Stadt benutzen könne, oder von beiden in weiter Entfernung sich befinde, es beurtheilen können, ob er sein Hauptaugenmerk auf Getreidebau, Handelskräuter, oder Viehzucht zu richten habe. Im Anfang einer solchen neuen Einrichtung muß er nothwendig auf vielen Getreidebau hinarbeiten; damit es ihm ja nicht an Streufroh, folglich auch nicht an hinlänglichem Dünger gebreche. Wenn es aber an Kräften zu einer solchen Einrichtung mangelt, der suche sich einstweilen durch besser geordnete Dreyfelder-Wirthschaft ihr zu nähern. Er verbessere seine Wiesen mit angestrengter Sorgfalt, um von Jahr zu Jahr der Brache ein Stück Acker zu entziehen. Rec. kann aus eigener Erfahrung versichern, daß in Gegenden, in denen schon lange keine Brache mehr statt findet, immer Gerste und Korn, oder Gerste und Spelz nach einander gebauet worden, und sehr reichliche Aemten gewähren. Bey ziemlich gutem Boden, bey hinlänglicher Bedüngung und sorgfältiger Bearbeitung des Ackers, müssen zwey aufeinander folgende Getreideärnten eben so gut gerathen, als wenn Gras oder Hülsenfrüchte dazwischen gebaut würden; und

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

wir sind überzeugt, daß der Vf. den Zweck der Wechselwirthschaft nicht eben in diese und keine andere Fruchtfolge, sondern darein setzt: den Erdboden zu einer alljährigen Erzeugung verschiedener Früchte fähig zu machen, und überhaupt die Wirthschaft so einzurichten, daß der möglichste Nutzen daraus gezogen werde. Auch darin besteht das Wesentliche der Wechsel-Wirthschaft nicht, daß alle Aecker umzäunt werden müssen; vielmehr werden offene Fluren vor den eingeschlossnen manchen Vorzug haben. Sollen diese Hegen von Pfählen und Flechtwerk gemacht werden: so verursachen sie große Unterhaltungskosten, und unsern Wäldern Schaden; will man sie aber von Buschholz, oder gar von schwarzem Holze anlegen: so werden sie einen ziemlichen Theil des Ackers vertäuben, durch ihre weitreisenden Wurzeln den Saaten die Nahrungs-Säfte entziehen, und zum gewöhnlichen Aufenthalt aller körnerfressenden Vögel dienen. Diesem dreyfachen nicht geringen Schaden kann durch Haltung eines Hirten, der auch bey der Dreyfelder-Wirthschaft nöthig war, vorgebeugt werden. — Die große Erfindung der Stallfütterung ist schon der erste Schritt zur Wechselwirthschaft gewesen, oder vielmehr Stallfütterung kann nie mit Nutzen, oder nur mit großen Schwierigkeiten — ohne Wechsel-Wirthschaft eingerichtet werden. Nur durch sie allein kann es einem Wirthe gelingen, seinem Vieh reichliches Futter zu verschaffen. Es beständig im Stalle zu behalten, ist gerade die schlechteste Methode der Stallfütterung; aber es kann auch, ohne die Felder mit Hecken einzufrieden, auf selbige getrieben werden.

Das 12 bis 16 Kapitel handelt von Rüben, Mören, Kohl und Kartoffeln, so wie selbiger in England betrieben, und die Früchte benutzt werden. — So viel lesenswürdiges auch die allgemeinen Bemerkungen im 17 Kapitel über die Getreidearten und deren Bau enthalten: so ist doch wenig eines Auszugs fähig, und mehr für den Speculativen, als praktischen Oekonomen interessant. Auch ist man in Deutschland mit den verschiedenen Getreidearten, und deren zweckmäßigem Anbau, der von jeher das vorzüglichste Augenmerk deutscher Landwirthschaft war, so bekannt, daß ihn nur bessere Bestellungsarten, verbunden mit Aufmerksamkeit einzelner Wirthe hier und da höher bringen könnten: so daß in dieser Hinsicht dem Engländer kein anderer Vorzug, als den ihm etwa sein vorzüglicher Boden giebt, zugestanden werden kann. Der Vf. scheint dem Einkalken des Weizen, als Mittel gegen den Brand,

Bbb

kei.

keine Kraft zuzuschreiben. Wenn indessen vollkommen ausgewachsene Saamenkörner mehrere Vegetations-Fähigkeit in sich haben, um vollkommene Pflanzen hervorzubringen; wenn der Brand doch wahrscheinlich eine Krankheit der Pflanze ist, durch das Einschwemmen in Kalk abet die leichtern, nicht ganz ausgewreisten Körner leicht erkannt, und abgetheilt werden: so möchte diese in vielen Gegenden erprobte Methode doch immer verdienen, allgemeiner empfohlen zu werden. Die Hülsenfrüchte nennt der Vf. im 18 Kapitel die verbesserten, im Gegensatz des Getreidebaues, welcher den Boden mehr erschöpfe. Diese ist auch in Deutschland von denkenden Wirthen als wahr anerkannt worden; und je allgemeiner es geschieht, desto mehr Hoffnung ist vorhanden, dass man für die Wechsel-Wirthschaft der Engländer empfänglicher werde. Diese pflegen ihre Bohnen und Erbsen zu beackern. Es ist auch nicht zu bezweifeln, dass der Ertrag dadurch vermehrt werde, doch möchte die Nachahmung nicht unbedingt statte finden. Jeder Landwirth muss auf seine Kräfte Rücksicht nehmen, und berechnen, ob der Aufwand einer solchen Operation nicht den dadurch erzielten Nutzen überwiege. Wicken bauen wir in Deutschland nicht allein zum grünen Futter, sondern häufiger der Körner wegen, die meist mit Roggen in gleichem Preise stehen, und für Schafe ein treffliches Mastfutter sind. Wir müssen hiebey bemerken, dass die kleine und große Pferdebohne in Deutschland, wie es scheint, hier und da von der Kartoffel vordrängt worden ist. Soviel wir auch der letzten Frucht zu verdanken haben, da sie zu so mannichfaltigem Gebrauch dient, selten misrath, und den Acker reiniger, folglich auch auf die folgenden Getreidearten einen günstigen Einfluss hat: so wäre doch zu wünschen, die Bohne, welche eben auch reichlichen Ertrag gewährt, Jahre lang aufbewahrt werden kann, allgemein gutes Mehl giebt, — und welche, nach dem Gebrauch der Engländer gehackt, den Acker gleichfalls vom Unkraut reinigen würde, weniger zu vernachlässigen. Auf nassem Aeckern, die der Kartoffel gar nicht hold sind, schlägt sie am vortheilhaftesten an.

Das 18 Kapitel handelt von der Drill- und Pferdehacken-Wirthschaft. In England ist viel Streit darüber gewesen, in Deutschland aber ist sie meist unbekannt. Diese Ackerbestellung, welche von dem berühmten Tull A. 1733 in dem Werke: *Horae Hewing husbandry* bekannt gemacht, dann von du Hamel de Monceau in Frankreich, und von de Chateaueux in der Schweiz nachgeahmt und vertheidigt wurde, und jetzt in England im Großen ausgeübt, — in kleinern Wirthschaften mit der gewöhnlichen Handhacke, in größern mit der Pferdehacke betrieben wird, besteht darin: Man säet z. B. Weizen drey Fufs von einander, oder in doppelte Reihen, die unter sich einen Fufs — jedes Paar aber vier Fufs Abstand von dem andern Paare haben. Diese breiten Zwischenräume werden dann mit der Pferdehacke bearbeitet, und die Erde von den Reihen ab, und wieder angepflügt,

wodurch diese breiten leerstehenden Räume von allem Unkraut gereinigt werden. Nun setzt man im folgenden Jahre die Kornreihen auf die Mitte des bearbeiteten Zwischenraums, und im dritten Jahre fucht man den Mittelstand zwischen den Saat-Reihen der beiden vorigen Jahre zu treffen. Obgleich auf diese Art nur die Hälfte des Feldes bebaut wird, und die andere in der Brache liegt: so soll doch der Ertrag so ergiebig seyn, als vorher der des ganzen Feldes gewesen. Der Vortheil, welchen diese Wirthschaft unbezweifelt bringt, ist die Ersparung des dritten Kornes der Ausfaat. Da diese vorzueilt einer eignen Säemaschine geschieht: so wird in ganz gleichen Reihen und Zwischenräumen gesät; kein Korn, das entweder auf der Oberfläche liegen geblieben, oder zu tief versoharrt wird, kann bey ihr verloren gehen, noch auch ein ungleiches Aufkeimen statt finden, wodurch so oft ungleiche Reife entsteht, und ein Theil der Aernte dahinschwindet. Weil es halbe Brache ist, so hat man weniger Dünger nöthig, und durch die Pferdehacke werden die Zwischenräume so gereinigt, dass kein Unkraut fortkommen kann, und das Ganze der Garten-Cultur sich nähert. Die Gegner dieses Systems hingegen behaupten, dass der Ertrag nur selten reich ausfalle; dass man mehr Anspann und Menschenhände haben müsse, weil auch den Pferdehacken nicht selten mit der Handhacke nachgeholfen werden müsse; dass die Arbeit des Pferdehackens auf einmal, zu sehr ungelegener Zeit komme, wo Menschen und Vieh mit andern wichtigen Arbeiten beschäftigt wären. Dieses sey um so schlimmer, da mit dieser Arbeit nicht um einen Tag gestumt werden dürfe; denn sobald man das Unkraut über Hand nehmen lasse, so sey die halbe Aernte vernichtet. In diesem Fall könne man die Pferdehacke in den Zwischenräumen gar nicht mehr anbringen: Würde vollends zur Zeit des Behackens nasse Witterung eintreten: so wäre die gedrillte Saat gänzlich verloren, und das Land auf mehrere Jahre verwildert; wogegen eine breitwürfige Saat doch noch immer eine mittelmässige Aernte geben könne. Der Vf. hat in diesem Abschnitt alles, was für und gegen diese Wirthschaft gesagt werden kann, genau und unpartheyisch angeführt, viele englische Berechnungen darüber, und die im Hannövrischen, wo diese Wirthschaft verschiedene Freunde gefunden, angestellten Versuche vollständig vorgelegt. Er selbst erklärt sie, mit seiner Wahrheitsliebe, für sehr nützlich und vorzüglich.

Es scheint uns jedoch zu hart, wenn der Vf. im 19 Kapitel von rothen Klee, die Kunde, dieses Gewächs nach allgemein anerkannten Grundsätzen zu bauen, dem Deutschen beynah ganz abspriecht, und dem Engländer hierin den Vorzug einräumen will. — Die Widersprüche unserer ökonomischen Schriftsteller in Hinsicht dieser Lehre, sind mehr scheinbar als wirklich. Auch darf man nicht vergessen, dass der Boden vielleicht nirgends so verschieden, als in Deutschland ist. Viele Oekopomen glaubten anfanglich, Klee müsse sich in jedem Boden gleich gut beackern

stoecken. Andere hingegen, daß der Klee keines, oder nur wenigen Düngers bedürfe. Wieder andere geizten mit dem Saamen, oder wollten ohne Rücksicht auf ihr Local, oder auf die schlechte Pflege, welche sie ihren Kleckäckern angedeihen ließen, gleichwohl zwey, oder drey Aernten davon nehmen, verdrüsslich, wenn der unschuldige Klee ihren überspannten Hoffnungen nicht entsprach. — Wenn man diese verschiedenen Voraussetzungen mit den Erscheinungen, die sie uns von dem Erfolg ihrer Aernten berichten, vergleicht: so werden die Resultate, die sie uns vorlegen, leicht zu berichtigen seyn. In Ganzen genommen kann es also wohl unserm Vaterland nicht abzusprechen seyn, daß es den Kleebau zu betreiben verstehe, und daß die Cultur desselben bey uns auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit stehe. Die sprechendsten Beweise sind die fetten Klee-Fluren Frankens, Schwabens und der Rhein-Pfalz. Ohne einen wohlverstandenen Aabau dieses Futterkrauts, würde auch die Stallfütterung, welche Hr. Th. selbst irgendwo den Triumph der Deutschen nennt, nicht erfunden worden seyn, und dieses Factum allein beweiset, daß unser Kleebau den brittischen übertriffe. Die Behauptung des Hrn. *Medicus*, daß der Kleebau allein, und nicht mit dem Fruchtbau vermengt, am vortheilhaftesten betrieben würde; ist nicht bloß auf Erfahrungen gegründet, welche in regolten Garten-Boden angestellt wurden. Uns sind Gegenden bekannt, wo nicht wenig reiner Kleebau anzutreffen ist, der den ihm eingeräumten Platz reichlich bezahlt. Auch kennen wir keine Methode, welche die Aecker mehr vom Unkraut reinigt, als diese, und nach drey gewonnenen Aernten, das Feld zum Fruchtbau fähiger mache. Auf ganz schlechtem Sandlande freylich wird die Aernte kärglich ausfallen; indess haben wir doch die Erfahrung gemacht, daß die darauf folgenden Frucht-Aernten diese Besserung lange Jahre nachher empfanden, und den Schaden der mageren Klee-Schnitte reichlich ersetzten. Will man aber die Vortheile, von denen Hr. *Medicus* spricht, wirklich erzielen: so muß der Saamen so dicht als Leinsamen ausgestreut; und das Feld im Herbst, nach den ersten Aernten, mit kurzem Dünger überstreut werden. So wie er im ersten Jahr aufläuft, und einen Schuh hoch gewachsen, so muß er auch abgemäht werden. Da man auf diese Art im ersten Jahre zwey, im andern drey, im dritten wieder zwey Aernten erhält: so wird, gleich im ersten Jahr, das aufgeschossne Unkraut zweymal im Wachstum unterbrochen, das Wurzel-Vermögen erschöpft, und endlich theils durch das dichte Bestocken des Klees, theils weil kein Unkrautsaame reif wird und ausfallen kann, ganz erstickt und vertilgt. Selbst Aecker, die durchaus mit Quellen überlaufen waren, hat Rec. auf diese Weise ganz davon gereinigt. Auch rechnen wir es der deutschen Landwirthschaft zum Vorzug an, daß sie mehr nach Klee und Gras-Arten, als nach Rüben, Möhren und Kohlbau strebt. Hat man in reichen Jahren Ueberfluß von jenen erhalten; so kann man

ihn für Hunger-Jahre aufbewahren, da hingegen diese der Fäulniß unterworfen sind, und bis gegen den Monat May rein aufgezehrt werden müssen. Dazu kommt, daß dürres, grünes Futter bey der Rindviehmastung weit mehr bewirkt, als Rüben und Kohl. Selbst Schweinen ist grüner Klee, nach welchem sie ohnehin lüftern sind, ein schnell zuschlagendes Fortfutter.

Der Anbau der Lucerne, der Esparcette, und der Gräser, welche im 20 Kap. beschrieben werden, ist dem unfrigen ziemlich gleichförmig. Auch das Säen der Lucerne in Reihen ist keine neue, oder unbekante Bestellung. Da diese Methode aber viel Geduld, Arbeit, und bis ins dritte und vierte Jahr einen beträchtlichen Vortheil fodert, auch schon das Ausjäten des Unkrauts bey der breitwürfigen Saat eben so beschwerlich als kostbar ist: so hat man dem Saamen der Lucerne mit einem Drittheil rothen Klees vermischt, und sehr dichte gesät. Dadurch wurden nicht nur in den ersten Jahren sehr gute Aernten erlangt, sondern auch die Aecker vom Unkraut gereinigt. In dritten oder vierten Jahr, wo sich der Klee verliert, bekommt die Lucerne Platz, um sich auszubreiten und bestocken zu können. Auf kleinen Aeckern hat man mit dieser Bestellungsart sehr glückliche Erfahrungen gemacht; und es wäre zu wünschen, daß sie auch im Großen nachgeahmt würde.

Aus dem Abschnitt, welcher der *Esparcette* gewidmet ist, zeichnen wir nur die Erfahrung aus, daß sie schlechtthin kalkigen Boden, oder wenigstens eine kalkartige Unterlage haben müsse, aus der ihre tiefgehenden Wurzeln Nahrung holen können. Die Gräser, welche man in England cultivirt, sind die nämlichen, die man bey uns des Anbaues werth achtet, der sich immer mehr zu verbreiten scheint. Es wäre zu wünschen, daß der Grasbau mit dem Klee wenigstens die Hälfte der, für den letztern bestimmten, Felder theilte, da das Trocknen des Grases doch immer leichter und sicherer ist, als das Dürren des Klees. Hr. Th. sagt, (S. 581.) „Die Engländer nehmen bey ihrer Grasaussaat mehr Rücksicht auf die „Weide, als auf die Aernte, denn zum Mähen ziehen sie die Klee-Arten vor.“ Heißt dieß, sie verfüttern den Klee lieber im Stall, oder ziehen sie ihn des leichtern Trocknens wegen vor? Wir wünschten, daß er sich darüber bestimmter erklärt, und wenn etwa neuerlich eine leichtere Methode des Dürrens erfunden worden, solche beschrieben hätte.

„In Ansehung der Benutzung der Wiesen (heißt es zu Anfang des 21 Kap.) herrschen in England forderbare Meinungen und Vorurtheile, die keineswegs im allgemeinen empfehlungswürdig scheinen, und auch von den aufgeklärten Oekonomen bestritten und scharf getadelt worden sind.“ Diese Vorurtheile bestehen darin, daß man es für sündlich hält, in einem Jahre zwey Aernten von einer Wiese zu nehmen; daß man gewohnt ist, das Heu auf den Wiesen im Feimen zu schlagen, und es daselbst den Winter über mit dem Vieh verfüttert, wodurch vieles zu Grunde geht, und daß man die Maulwürfe den Wiesen für nützlich hält. Inzwischen sind die englischen Land-

wirthe doch auch für das Bedüngen und Wässern der Wiesen eingenommen. Letzteres geschieht nicht nur im Frühjahr oder Sommer, sondern auch im Herbst, was in Deutschland wohl noch nirgends versucht worden ist. — Aus der ganzen Art und Weise, wie der Engländer seine Wirthschaft betreibt, da er hauptsächlich auf die Producirung vieler Futterkräuter, und auf fette Weideplätze für sein Vieh, Rücksicht nimmt, weniger aber auf Körnerbau hinarbeitet, ergiebt sich, daß seine Oekonomie gerade die entgegengesetzte Tendenz der deutschen habe, und er aus seinen Viehkälen größeren Nutzen, als aus seinen Fruchtböden zu ziehen gewohnt sey. Wenn daher derjenige Landwirth der vorzüglichere ist, der aus seinem Gute nach der Berechnung seiner Lage und Verhältnisse den größtmöglichen Nutzen zu gewinnen versteht; so verdient der Engländer allerdings in den ersten Reihen derselben zu stehen. Er wendet unglaublich große Summen in seine Wirthschaft, um wieder große Renten herauszuziehen; und da dieses hauptsächlich durch die Viehzucht bewerkstelligt werden kann, so zielt auch die ganze Einrichtung seiner Wirthschaft allein dahin ab, diese zu vervollkommen. Deswegen empfehlen wir auch unsern Lesern das 23 Kap. von der Rindviehzucht der Engländer. Man traut kaum seinen Augen, wenn man liest, daß in einer öffentlichen Versteigerung, ein Springochse um 400 Guineen (2400 Rthl.) ein fünfjähriger Bulle für 210, ein zweyjähriger für 200, eine Kuh, die freylich auch den Namen *brindled Beauty* trug, für 260 Guineen verkauft wurde. Bey solchen Preisen kann man schon die fruchtbarsten Felder mit Rüben zur Viehweide bepflanzen, oder die Lucerne in Reihen säen, sie mit Sorgfalt und Kosten drey Jahre lang pflegen, düngen, und die Zwischenräume, so oft es nöthig, behacken; um im vierten ihren reichlichen und fetten Ertrag — der bey solcher angestregten Cultur vortrefflich seyn muß — dem Vieh vorzulegen, dessen Gedeihen nachher Zins und Kapital mit einemmale vergütet. — Man kennt in England dreyerley Arten des Rindviehes: die *kurzhörnige*, von der durch Mastung das Stück auf 1000 bis 1400 Pfund kommt; die *langhörnige*, welche im Gewicht weniger hoch gebracht werden kann, aber derberes Fleisch hat; und eine Race, die der Hörner gänzlich ermangelt. (Auch, so viel wir wissen, in Schlessien anzutreffen.) Diese letzte erreicht zwar selten ein Gewicht von mehr als 7 bis 800 Pfund, aber das Fleisch wird am meisten geschätzt. Diese drey Arten immer mehr zu veredeln, ist das eifrigste Bestreben englischer Landwirthe. *Bakewell* zu Dishley in Leicestershire hat es in dieser Kunst sehr weit gebracht, und seine Finanzen befinden sich sehr wohl dabey. Seine Race stand in so hohem Werth, daß ihm A. 1792 für einen Bullen, welchen er auf 4 Monate, vom 1 May bis 1 September verniethete — 152 Guineen bezahlt wurden. Er behauptet, man müsse bey allen Thieren jede Race nur in sich selbst veredeln; die vollkommensten Individuen einer Race zur Zucht auswählen, und die Vorzüge eines Stücks, mit dem eines andern, aber immer von eben derselben Race,

zusammensetzen suchen. Aus der besten Uebereinstimmung aller Verhältnisse eines Haushiers zu dem Zwecke, wozu man es bestimmt, bildet er sich das Ideal von Vollkommenheit, welches er zu erreichen strebe. Dieses System scheint ganz der Natur abgelernt zu seyn; und wenn reichliches, nahrhaftes Futter in der Jugend, und keine Begattung vor dem vollendeten dritten Jahre bey der Kuh dazu kommt: so ist dieses gewiss der sicherste Weg, die Verbesserung jeder Art zu bewirken. Unsere Landwirthe haben leider die Veredlung der Thier-Racen, die der Pferde ausgenommen, ganz vernachlässiget. Gleichwohl hat Deutschland so treffliches Rindvieh, daß sich auch bey einiger Geduld und Mühe, und bey einem mäßigen Aufwand, der sich in der Folge reichlich ersetzen würde, eine der englischen ähnliche Veredlungsweise leicht bewerkstelligen ließe. Und wenn wir gleich unser Augenmerk nicht so sehr auf Schwere des Gewichts, oder auf Mastung zu richten haben: so würde doch ein vorzüglich großes, und stärkere Arbeit ausdauerndes Zügvieh, wodurch auf manchen Gütern die kostbaren Pferde erspart werden könnten, einen allgemeinen, auf die ganze Wirthschaft wirkenden Nutzen gewähren.

Am Schluß dieses Abschnitts wird noch die Methode der Engländer beschrieben bey der Mastung. Da alles darauf berechnet ist, so ist diese Beschreibung einer vorzüglichen Aufmerksamkeit werth. Indes wird doch manches vermisst, was in Deutschland zum Gelingen der Mastung unumgänglich erfordert wird: z. B. die beständige Stallmastung, die Fütterung mit Salz, das Füttern der Treber, die in England häufig seyn müssen, und die eben so derbes Fleisch als zartes Fett bewirken, da hingegen die Mast mit Leinkuchen dem Fleisch einen unangenehmen und thranigen Geschmack mittheilt. Auch die Schaafzucht, wovon dies letzte Kapitel handelt, ist nur auf die Größe der Art, nicht auf die Feinheit der Wolle berechnet. „Man fragt nicht (sagt der Vf. S. 37) was bringt mir ein Schaaflein? sondern durch welche Art von Schaafen, bringt mir ein Acre meines Weidlands am meisten ein?“ Die beste Art soll die *Dishleysche* seyn; welche ebenfalls von *Bakewell* herstammt. Von den guten Arten soll das Stück, wenn es zweyjährig geschlachtet worden, im Durchschnitt 100 bis 120 Pfund wiegen. Diejenigen aber, welche auf Fettweiden gezogen werden, wiegen meist noch einmal soviel. Zu *Darlington* ward 1779 ein Hammel dieser Art geschlachtet, dessen vier Viertel zusammen 249 Pfund wogen, und 17 Pfund Talg hielten. Dieses scheint gegen die Summe des Fleisches zu wenig zu seyn. Böcke von der besten Art werden um unglaubliches Geld auf eine Springzeit verliehen. *Bakewell* und *Mr. Parkinson* vermiethten keinen unter 25 Guineen. Letzterer hat A. 1789 gar für drey Böcke 1200, und für 2 Böcke 2000 Guineen Pachtgeld erhalten!! Bis jetzt, sagt Hr. Th., ist dieser Betrieb noch immer im Steigen. Die Zeit wird lehren, wie hoch er getrieben werden kann, und was am Ende herauskommen wird.

(Der Beschlus folgt.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 M A Y, 1804

## O E K O N O M I E

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Einleitung zur Kenntniß der englischen Landwirthschaft und ihrer neuern praktischen und theoretischen Fortschritte, etc. von Albrecht Thaer, etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Band dieses Werkes bestehet meist in Nachträgen und Erklärungen verschiedener, im ersten nur kurz berührten Materien. „Ich redete“ (sagt der Vf. in der Vorrede des 1 Abschn.) „bisher nicht von der Agricultur und Production im Allgemeinen; nicht als Staatswirth, der das Ganze überleht; sondern als Landwirth, der sich auf einzelne Wirthschaften einschränkt. Sonst weis ich nur zu gut, daß der Grund und Boden in England im allgemeinen sehr schlecht benutzt wird; auch habe ich das in ersten Bande mehrmals angedeutet. In vielen Districten herrscht noch die Dreyfelder-Wirthschaft, mit gemeinschaftlicher Behütung der Brache und der Stoppel. Nur in den östlichen Grafschaften Englands, in einigen Districten der mittelländischen, und in den südlichen von Schottland findet man denjenigen energievollen Ackerbau, den man im Sinne hat, wenn von englischem Ackerbau die Rede ist.“

Die erste Abhandlung lehrt die englische Art, die Aecker abzuwässern, und Sümpfe und Moräste durch Abfangung der Quellen auszutrocknen. Man sieht es ihr an, daß sie mit vieler Sorgfalt und Fleiß ausgeübt wurde; und wenn gleich in Deutschland viele Gegenden seyn mögen, wo die Noth gleichfalls diese Arbeiten zweckmäßig zu veranstalten lehrte: so wird es doch jedem Landwirth, der sich in dem traurigen Fall befindet, sumpfiges Land erst durch Austrocknen und durch Ableitung wilder Quellen zu besserem Ertrag vorzubereiten, angenehm seyn, diese Erfahrungen mit den seinigen zusammenzustellen. Die zweyte Abhandlung über die landwirthschaftliche Bauart der Engländer, ist nicht aus der Feder des Vfs geflossen; sondern er verdankt sie dem Hn. Oberamtmanne Wessfeld, der die Provinzen Englands in dieser Hinsicht bereist hat. Um sich vollständige Begriffe von der Landwirthschaft eines Landes zu bilden, ist es gewiss eben so nothwendig, als angenehm, auch die Einrichtung seiner Höfe, Stallungen und Scheunen zu wissen; da die Güte, Dauer und Bequemlichkeiten derselben, Einfluss theils auf die Gesundheit der Arbeiter, und des Viehs, theils auf

Ersparnis der Zeit und der Kosten bey Betreibung des Ackerbaues, und der Aufbewahrung der gewonnenen Früchte, zu haben pflegt. Der Engländer, der nahe an der Stadt wohnt, und in jedem Augenblicke verkaufen kann, hat eben deswegen weniger nöthig, für große geräumige, vor jedem Ungeßüm der Witterung, oder vor Nässe geschützte Scheunen und Fruchthöden zu sorgen, als etwa ein Deutscher, der von großen Städten entfernt ist, und, bey schlechtem Wege, auf starren Winterfroß warten muß, um sein Getreide, mit dem möglich geringsten Aufwand zu Märkte fahren und veräußern zu können. „Die Grundsätze der Engländer, sagt daher der Vf., welche sie bey ihrer Art zu bauen, befolgen, unterscheiden sich sehr von den unsrigen. Wenn sie bey allen ihren übrigen Einrichtungen das Princip der Sparsamkeit nicht zu beobachten scheinen, oder vielmehr die ersten Auslagen nicht scheuen: so thun sie es doch in diesem Stücke im Allgemeinen mehr, als wir. Ich will ihre Grundsätze im Ganzen und unbedingt nicht empfehlen. — Aber dennoch glaube ich, daß die Kenntniß derselben unter manchen Verhältnissen uns sehr nützlich werden könne. Da man immer mehr einsieht, daß Güter von großem Umfange sich aus einem Punkte nicht aufs vortheilhafteste bewirtschaften lassen, und man sie daher unter mehrere Vorwerke vertheilt; da man ferner große Güter in Parzellen zerlegt, solche auf Zeit- oder Erbpacht ausgiebt, und sich hierin gewissermassen der englischen Einrichtung nähert: so fallen die Kosten unserer Bauart oft zu schwer, und mich dünkt, daß man in manchen Fällen dieser Art von den beträchtlich ersparenden Einrichtungen der Engländer, wenigstens in einem oder dem andern Stücke, nützlichen Gebrauch machen könnte.“

Das letzte Kapitel dieses Abschnitts theilt uns ein Tagebuch mit, welches ein Pomeraner, vom 3 April bis zum 26 Sept. 1793, auf einer Farm in Nottinghamshire geführt hat. Es enthält bloße Thatfachen, ohne alle Bemerkungen, von einem Augenzeugen, der öfters selbst an der Arbeit Theil nahm, und ist ein schätzbarer Beytrag zu den Theorien des ersten Bandes.

Hierauf folgen noch drey lehrreiche Aufsätze: über Sechsfelder-Wirthschaft, im Mittelboden; über eine fünffeldrige im Klay — und über eine veränderte dreyfeldrige in ganz leichtem Boden, mit angefügten Tabellen oder Planen derselben; die auf der Stelle in verschiedenen Gegenden Englands beobachtet,



tet, und zur Erklärung des Ganzen, *sine ira et studio*, der Beurtheilung des Sachkundigen übergeben worden.

Der zweyte Abschnitt dieses Bandes beginnt mit einer Betrachtung über landwirthschaftliche Rechenkunst. Unter dieser wird hier nicht die gute Einrichtung unentbehrlicher Einnahme und Ausgab-Register, sondern die schwere Kunst des ökonomischen Calculs verstanden, welche lehrt, bey jeder einzelnen Operation, oder bey Abänderung einer gewohnten Wirthschafts-Methode, nicht auf ein Obngefahr hinzuarbeiten, sondern seine Kräfte vorher zu prüfen, und sich sicher zu stellen. Die Behauptung des Vf's, daß in dem Mangel an den Grundsätzen dieser Kunst (die man fast in allen wirthschaftlichen Lehrbüchern vermißt) vorzüglich die Ursache liege, warum sich die Landwirthschaft theoretisch so schwer und unvollkommen erlernen lasse, ist sehr gegründet. Denn so wie dieses Studium jetzt betrieben wird, muß auch der belehene junge Landwirth erst eine Menge, meist nachtheiliger, eigener Erfahrungen machen, ehe er mit einigem Muth an Verbesserungen und Abänderungen gehen kann.

Der Vf. sagt in der Vorerinnerung: „die Art der Engländer, Ackerbau und Viehzucht zu betreiben, läßt sich ohne die Kenntniß der localen Verfassung der Landwirthschaft in England, und ohne die Kenntniß ihres Verhältnisses zum Staate nicht gehörig würdigen, und könnte uns entweder zu einer blinden, unsern Verhältnissen nicht angemessenen, Nachahmung verleiten, oder unsern eben so unbegründeten Tadel erregen.“ Diese Beforgniß hat ihn veranlaßt, einen sehr interessanten Aufsatz von dem Unterschied der Stände in England in Bezug auf landwirthschaftliche Einrichtungen einzuschalten. An diese Abhandlung reiht sich die, von der individuellen Beschaffenheit der englischen Pachtungen. Eine sehr wichtige Verschiedenheit von den meisten deutschen besteht darin, daß jeder Pächter das nöthige Inventarium selbst mitbringen, oder anschaffen muß. Freylich muß der englische Pächter mehr Vermögen haben, als der deutsche; allein schon dieser Umstand läßt vermuten, daß er auch in der Regel eine bessere Erziehung genossen, und mehrere Kenntnisse besitze. Die Landes-Cultur wird sicher dadurch befördert, dem wechselsüchtigen Betrug vorgebeugt, eine Menge Streigkeiten bey der Rückgabe des Inventarii werden vermieden, und die Taxation, die mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, für den Gutsherrn und den Pächter gleich unsicher ist, dem einen oder andern aber immer zum Nachtheil gereicht, fällt nun ganz weg. Vielleicht daß diese, der Natur der Sache so ganz angemessene, Einrichtung auch in Deutschland allgemeine Nachahmung findet. Geschahe dies, so könnte der Gutsherr auf der einen Seite etwas vom Pachtgold nachlassen, und auf der anderen wäre er wegen desselben um vieles gesicherter, als jetzt.

Die in England seit ein paar Decennien verschiedenenmal eingetretene Getreide-Theurung gab Ge-

legenheit, im Parlament über Verbesserung der Landwirthschaft zu sprechen. Bey diesen Erörterungen kam auch die bekannte Streit-Frage zur Sprache: Ob die größeren oder kleineren Wirthschaften in Rücksicht auf das Ganze vortheilhafter wären? Der Vf. hat im vierten Aufsatz, die (auch in Deutschland gewöhnlichen) Gründe für und wider sehr deutlich und vollständig auseinander gesetzt. Seine Meinung über diesen Streit kommt der Wahrheit sehr nahe, indem er am Schlusse hinzusetzt: daß die Wohlfahrt, die Stärke und der Reichthum des Staats, — wenigstens zum Theil grose Wirthschaften erfordere.

Daß Freyheit oder Beschränkung des Kornhandels, wodurch entweder die Preise steigen, oder sehr herabfallen, auf den Anbau des Ackers — auf Vervielfältigung nützlicher Beschäftigung mehrerer Menschenhände, auf mehrern Verdienst der ärmern Classe, auf steigende Population, wachsende Industrie, und dadurch endlich auf National-Reichthum einen bedeutenden Einfluss habe, leidet keinen Zweifel. Wenn man daher eine pragmatische und für benachbarte Nationen bestimmte Geschichte des Ackerbaues irgend eines Landes entwerfen will: so ist es nothwendig, auch auf die Legislatur, und die wohlthätigen oder schädlichen Folgen der vorhandenen Gesetze oder Gewohnheiten zu sehen. Es war daher von dem Vf. sehr consequent, daß er uns in der 5ten Abhandlung mit einer Geschichte der Legislatur des Kornhandels, und in der 6ten mit einer Geschichte des Kornmangels und der Theurung in England beschenkte. Diese beiden Aufsätze sind die vorzüglichsten dieses Abschnitts, und verdienen die aufmerksamste Lectüre. Arthur Young, und Sir John Sinclair, Lord Somersville und Humphry Marshall sind in der neuesten Geschichte der englischen Agricultur so berühmte Namen, daß es jedem Staats- und Landwirth, der sich für diese Wissenschaft interessirt, höchst angenehm seyn muß, im 7 und 8 Kap. den Charakter, die Verdienste und Schicksale dieser Männer treu geschildert zu lesen. Letzterer hat neuerdings einen Vorschlag zur Stiftung eines landwirthschaftlichen Instituts gemacht, aus dem ein lehrwürdiger Auszug geliefert wird, und der dem Vf. zu Vorschlägen eines ähnlichen in einem deutschen Staate Anlaß giebt. Vielleicht, daß dieselben die Aufmerksamkeit derer, welche unseren Fürsten nahe sind, erregen! Uns hat es oft befreundet, daß jetzt, wo man überall Collegia und Institute fürs Forstwesen anlegt, was doch nur ein Zweig von Landwirthschaft ist, man noch nirgends daran zu denken scheint, nur eine praktische Schule für Landwirthschaft zu stiften, als ob Brod der bürgerlichen Gesellschaft nicht gleich nothwendig als Feuerung wäre. Wo sollen denn, wir wollen nicht sagen unsere Landwirthe, wo unsere Cammerräthe gebildet werden? Wenn man die Revenuen immer vermehren, die Steuern der Grundstücke immer erhöhen will: so muß man doch auch dahin sehen, daß diese Quellen nicht nur unterhalten werden, sondern neuen Zufluss bekommen. Wie soll denn

denn der Bauer zu einer Verbesserung seines alten Schlendrians aufgemuntert werden, wenn ihm der Staat gar keine Beyspiele aufstellt, nach denen er seine Wirthschaft umbilden kann? Jetzt, da so viele Kloster-Gebäude ausgeleert worden sind, unter denen die meisten für Landwirthschaft auf das trefflichste eingerichtet waren, kann man sich des patriotischen Wunsches nicht enthalten, daß jeder Fürst doch nur Eines, zu jenem, seinem Lande und am Ende hauptsächlich seiner Casse so erspriesslichen, Endzwecke benutzen möchte.

Wenn irgendwo der Ackerbau sich emporheben, und verbessern soll: so ist es unnachlässliche Bedingung, daß der Landeigenthümer seinen Grund und Boden unbeschränkt benutzen darf. Der Gewinn ist es, der ihn anreizt, sein Gewerbe mit möglichster Anstrengung zu betreiben; und indem er und alle seine Zunftgenossen sich beeifern, dieses zu thun: so wird dadurch genau das erreicht, was der allgemeine Staatszweck verlangt. Diese Bemerkung wird schon an sich für die Nützlichkeit der Aufhebung aller Gemeinheiten und aller Triftgerechtigkeit sprechen. Die Erfahrung hat aber, wie überall, so auch in England den Beweis gegeben, daß Freyheit der Landes-Cultur den Fleiß der Menschen, und den Ertrag des Feldes bedeutend vermehrt habe. Und in dieser Hinsicht steht die letzte Abhandlung über die Geschichte der Gemeinheiten, und ihre in England verführte Aufhebung, hier ganz an ihrer Stelle. Sie wird jedem, der die Schwierigkeiten kennt, die mit solchen Gemeinheits-Abtheilungen verbunden sind, Muth machen, sie auch in Deutschland für möglich zu halten. Denn ungeachtet der vielen Hindernisse, welche in England im Wege standen, ist doch der größte Theil des englischen Ackerlandes im letzten Jahrhundert, meist unter der Regierung des jetzigen Königs, aus der Gemeinschaft genommen, und eingekoppelt worden. Die trefflichen Beyspiele, die auch in Deutschland vorhanden, werden in mehreren Provinzen zur Nachahmung reizten, zumal wenn die dadurch zu erzielenden Vortheile dem Landmann bekannter, und ihn auf einer Seite zur Darbringung kleiner, oft nur scheinbaren Opfer, um dadurch auf der anderen größern Gewinn zu erhalten, geneigter machen werden. Wenn einst Deutschland überall diese Aufhebung der Gemeinheiten mit der Arrondirung seiner Bauern und anderer Güter, und mit der dann so leicht einzurichtenden Stallfütterung vereinigt haben wird: dann wird es bald den Grund zu einem ausgezeichneten National-Reichthum gelegt haben.

Deutschland hat keinen Seehandel, und kann ihn nicht haben. Es muß daher eine Menge von Bedürfnissen von den Seemächten erkaufen. Nur ein der höchsten Blüthe nabgebrachter Ackerbau kann unserm Vaterland einen Activ-Handel verschaffen, der jenem Passiv-Handel die Waage hält. Vervollkommnung der Landwirthschaft muß daher das stete Bestreben jedes deutschen Patrioten seyn, und schon in dieser

Hinsicht verdient der Vf. den wärmsten Dank, daß er nicht nur eine so treue Darstellung der englischen Landwirthschaft geliefert, sondern auch so manchen — deutsche National-Industrie betreffenden Punkt — zur Sprache gebracht hat. Uebrigens halten wir es für ganz unzweckmäßig, darüber zu streiten: ob im Ganzen genommen, die englische, oder die deutsche Landwirthschaft einander übertroffen habe. Wohl uns, wenn die letzte den Sieg schon errungen hätte! Aber würde sie deswegen schon auf der höchsten Stufe ihrer möglichen Ausbildung stehen? Sollte sie deswegen nichts mehr von ihrer englischen Schwester zu erlernen haben? Sollte sie überhaupt deswegen stille stehen, und sich nicht mehr beeifern, immer und immer weiter vorzurücken? Hätte Hr. Th. diesen edlen Stolz, diesen rühmlichen Trieb eines rastlosen Bestrebens, die Wirthschaftskunde immer ihrer letzten Tendenz näher zu bringen, in unsern denkenden Landwirthen, und großen Güter-Besitzern angefaßt; könnte er sie durch sein Werk aufzuwecken, mit einem Arthur Young, oder Sir Josiah Sinclair in eine Laufbahn zu treten: so würde dieses der schönste Lohn seyn, den er sich für seine Arbeiten und Aufopferungen hätte erringen können; uns aber sollte es freuen, wenn diese wichtige, in manchem kritischen Blatte vernachlässigte Werk vielleicht auch jetzt noch, durch diese Anzeige, in die Bibliothek reicher Landwirthe, gewiss zu wahrem Vortheile derselben, eingeführt würde.

S.H.

LEIPZIG, b. Rein: *Anwendung der englischen Landwirthschaft auf die deutsche, und Vergleichung beider mit einander*, nach des Hn. Leib-Arztes Thier Einleitung in die englische Landwirthschaft, von Lüdcr Herrmann Hans von Engl. 1863. 279 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Die unsägliche Schreibseligkeit des Vfs hat sich diesmal Hn. Thiers berühmtes Werk zum Thema gewählt, worüber er uns hier Rhapsodien vorleyert, ohne weder bestimmte Ansichten einzelner Theile, noch eine allgemeine Uebersicht des Ganzen zu geben. Er läßt Hn. Th. vieles sagen, was er gar nicht gesagt hat, und mißversteht ihn fast allenthalben. Nicht alles, was jener von den Engländern erzählt, wollte er als mütterlich, als allgemein nachahmungswerth empfehlen; und eben so wenig gab er das, was einzelne Verbesserer gethan hätten, was in einzelnen Distrieten nach dem Locale mit entschiedenem Vortheile eingeführt war, für allgemein üblich in England aus. Daß die energiegelasse Wirthschaft eines Theils der Engländer da nicht passe, wo man Land überflüssig hat, wo seine Bearbeitung und Verbesserung nicht rentirt, versteht sich wohl von selbst. Wenn nach S. 109 „die großen Fluren, die jetzt fast jeder Wirth hat, ihm Spielraum genug lassen, ohne solche feuchte Stellen Getreide genug zu erbauen:“ so mag er wohl Grund haben, die vormals in der Gegend bekannten verdeckten Abzüge außer Acht zu lassen.

lassen. Aber nach der genauen Beschreibung, die Hr. Th. von der Anlage dieser Abzüge und Abfangung der Quellen uns mitgetheilt hat, ist schon in vielen Gegenden, wo man nicht Aecker genug hatte, und nicht Korn genug baute, erstaunlich viel gewonnen, und wird noch mehr gewonnen werden, da der große Nutzen so deutlich in die Augen fällt. Dafs die Dreyfelder-Wirtschaft nach S. 105 „die vorzüglichste Art zu wirtschaften sey, in so fern Grund und Boden danach geeignet sind, für das Vieh entweder Holzweide, oder Sommerfutter vorhanden, an Wiesen kein Mangel und für das Zugvieh gute Weide ist,“ mag sich der Vf. leicht zu erweisen trauen. Aber wie oft ist dies der Fall nicht? Und immer bleibt es nur die beste Art Wirtschaften für den Einzelnen, der diese Verhältnisse nicht abändern kann: sonst könnte ohne Zweifel der durch das Vieh zerstörte Forstgrund und die Anger-Weide, vielleicht auch die Wiesen, bey einem andern Wirtschaftssysteme höher benutzt werden. Wenn es nach S. 109 „eine ausgemachte Wahrheit wäre, dafs Deutschland bey schlechten Aernten die Nothdurft, bey mittelmässigen das zwiefache, und bey guten Aernten das vierfache Bedürfnis für seine Einwohner baue, und ausser dem Seekriege keinen Abzug habe:“ so hätten wir freylich nichts so sehr, als eine Ueberschwemmung von Getreide zu besorgen, und wir müßten Hn. Th. und anderen, die Vorschläge zur Verbesserung unserer Wirtschaft thun, nur in dem Falle danken; dafs es wahr wäre, was der Vf. und andere behaupten: sie lehrten uns ein Wirtschaftssystem, wodurch weniger Getreide producirt würde; Hn. v. Engels Schriften, worin er so eifrig auf Verbesserung des Feldbaues dringt, müßten dagegen bey Strafe verboten werden. Aber in wenigen Staaten wird man jene ausgemachte Wahrheit des Vfs zugeben. Aus derselben Ursache glaubt er auch S. 272, dafs es noch nicht Zeit zur Theilung der Gemeinheiten sey. Man stößt auf Stellen, wo man alle Geduld verliert. Z. B. S. 113 wo der Vf. den englischen Flächen-Inhalt nach seiner Einsaats-Quantität reducirt, und nun den Engländern auf seine Weise berechnet, wie geringen Körner-Ertrag, nach Körner-Vermehrung gerechnet, sie gehabt hätten, der dem seines Vaters — der im fünfjährigen Dürre nie weniger als das 6 bis 7te Korn, ja im Weizen oft das 13 bis 18te Korn geerntet — gar nicht gleich käme. S. 113 ist es ihm unbegreiflich, was der Wirth, der 21 Jahr seinen Acker ohne zu düngen bestellt hatte, mit seinen Turnips, Klee und Wicken gemacht habe, obgleich Th. sehr bestimmt sagt, dafs sie auf dem Felde verfüttert worden, und den Ertrag dieser Verfütterung angiebt. *Englische Landwirtschaft* 1, S. 276. 2 Aufl. Doch eine Recension, welche die Stellen sämtlich anführte, wo der Vf. den Text, den er commentiren wollte, übersehen und mißverstanden hat, würde stärker, wie dafs Buch selbst werden.

Auf manche einzelne gute Bemerkungen stößt man indessen, besonders wenn der Vf. die deutsche Industrie beschreibt, welche in einigen ihm bekannten Gegenden herrscht. Seine wiederholte Warnung, dafs man bey Wirtschaften - Verbesserungen immer auf das Local und die Verhältnisse Rücksicht nehmen müsse, steht oft am rechten Orte, und ist den jungen Landwirthen, die sich das *Thaersche* Werk zu ihrem Lehrbuche gewählt haben, sehr zu empfehlen. Man sieht, dafs der Vf. gut und nutzbar schreiben könnte, wenn seine Finger nur nicht seiner Ueberlegung voreilten.

E. L. W.

WERNER, im Landes-Industrie-Comptoir: *Der deutsche Obstgärtner oder gewinnmütziges Magazin des Obstbaues in Deutschlands sämtlichen Kreisen*, verfaßt von einigen Freunden der Obstpflege und herausgegeben von J. V. Sickler, Pfarrer zu Klein-Fahnen in Thüringen. Mit ausgemahlten und schwarzen Kupfern. XIX Bandes I—VI Heft, 312 S. XX Bandes VII—X Heft, 205 S. 1803. gr. 8. (6 Rthlr. *Sächs. Courant* der Jahrgang).

Was in diesem und den folgenden Jahrgängen an vermischten Abhandlungen über Wartung und Pflege der Obstbäume, weniger geliefert wird, will man dadurch ersetzen, dafs jedem Hefte eine ausgemahlte Tafel der Obstsorten mehr, als man den vorigen Stücken angefügt hatte, beygegeben wird. Deshalb bleibt aber auch der bisherige Preis derselbe. Natürlich muß sich der Stoff der zu prüfenden Gegenstände über die Obstcultur mindern; dagegen wird das Werk durch die Vermehrung der Abbildungen sich schneller seiner Vollendung nähern. In den vorliegenden Heften sind mehrere interessante Abhandlungen eingerückt. Die Beschreibung des Weinbaus in Sachsen ist genau und pünktlich. Man erkennt bey der Ansicht die merklichen Unterschiede der Behandlung in Sachsen von jener am Rhein, Main, Mosel, Necker u. dgl. welche uns Sprengel, Forker, Nau u. a. beschrieben haben. — Die von *Parmentier* länger bekannten Beobachtungen über das Krümmen der Aeste der Bäume, statt des Beschneidens, sind hier im 2 Stücke abgedruckt: es wäre zu wünschen, das die Obstfreunde ihre darüber gemachten Erfahrungen dem Herausgeber zur Bekanntmachung mittheilen. — Mit Recht wird im 7 Hefte das Abpflücken der Blätter, um das Erfrieren der Obstbäume zu verhüten, verworfen. Der Anfang von Prof. *Willdenow's* gekrönter Preisschrift, über Arten und Spielarten, und über die Entstehung der Spielarten, ist im 9 und 10 Hefte eingerückt. Diese 20 Hefte enthalten übrigens 40 gut illuminirte Tafeln verschiedener Obstgattungen.

SbL.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 29 M A Y, 1804

## TECHNOLOGIE.

WEIMAR, b. Hoffmann: *Entwurf einer neuen durch-  
aus festen Bauart mit gewölbten Decken und Dachun-  
gen.* Sämmtlichen höchsten und hohen Regenten  
und Fürsten Deutschlands so wie auch der gan-  
zen Nation desselben in Ehrfurcht gewidmet von  
*Johann Friedrich Rudolph Steiner*, Herz. Sachs.  
Weim. Baumeister etc. 1803. Erster Theil m. 8 ill.  
K. u. 1 Vign. 41 S. Zweyter Theil. m. 8 ill. K.  
u. 1 Vign. 38 S. 4.

Alles zu vervollkommen, ist die Tendenz des menschlichen Geistes. Führt sie auch zuweilen irre, so bleibt sie doch immer die edelste Eigenschaft des Menschen. Wer wird es daher dem Künstler verargen, wenn er auf Erfindungen geräth, die man dem ersten Anscheine nach unausführbar halten sollte? Die eben deswegen, ungeachtet ihres hohen Alters, immer noch den Reitz der Neuheit behalten, die segensreich in ihren Folgen, und doch lange nur noch fromme Wünsche bleiben können? — Unter allen Unvollkommenheiten, die man mit Recht an unsern jetzigen Wohngebäuden aufgefunden hat, ist die der geringen Feuerfestigkeit keine der unbedeutendsten. Die Feuerfestigkeit gehört, nach den Distinctionen eines alten Lehrers der Baukunst, unter die *essentialia aedificii*: wie sehr aber diess *essentiale* noch oft als *accessorium* angesehen wird, bezeugen die vielen Unglücksfälle, worauf sich unser Vf. mit Recht beruft. Wir haben zwar in unserm Vaterlande der Männer nicht wenige, die sich durch ihr redliches Bemühen, das Vermögen ihrer Mitbürger durch feuerfeste Wohnungen zu sichern, den Dank ihrer Zeitgenossen und Nachkommen erworben haben; aber keiner von ihnen hat seine Bemühungen so ausdauernd und mit so vielen Aufopferungen fortgesetzt, als der sel. *Steiner*. Ist gleich noch nicht alles geleistet, was man von Vorschlägen dieser Art erwartet: so liegt doch wahrlich die Schuld nicht an dem edeln Erfinder, sondern bloß an Umständen, die einen andern Mann, als ihn, völlig muthlos gemacht haben würden.

Die erste Idee: gewölbte Decken anzulegen, ist keinesweges neu. Der Vf. will sie auch nicht für eigene Erfindung ausgeben; dennoch gehört ihm in der Ausführung manches, z. B. das Verankern der Mauern mittelst der Fußbodenunterzüge, hauptsächlich aber das Wölben des Dachbogens. — Im ersten Theile beschreibt er die Verfertigungsarten der ein-  
J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

zelnen Theile eines Hauses. Die erste Abtheilung handelt von gewölbten Decken aus gebrannten Ziegeln. Alle Gewölbe werden sehr gedrückt, und erhalten so viele Zolle Sprengung als das Zimmer Fußbreiten hat. Diess Maass ist ganz willkürlich und scheint vielleicht einer anderen Bestimmung zu bedürfen. Wenigstens muß hiernach die Stärke der Mauern und Widerlagen ohne Rücksicht auf die Größe des eingeschlossenen Raumes immer dieselbe bleiben. Diess verursacht begreiflich einen großen Aufwand an Mauersteinen. Die Gewölbesteine sind gewöhnliche Ziegelsteine 6 Zoll breit und 11 Zoll lang, die flachliegend in doppelten Schichten übereinander im Verbande gelegt werden, aber mit Gyps vermauert werden müssen. Dieser letzte Umstand ist wirklich nicht so unerheblich, als der Vf. glaubt. Es hat auch in der That nicht an reisenden Architekten gefehlt, welche die *Espieschen* Decken in den Thuilleries zu Paris u. a. a. O. sorgfältig untersucht, aber dennoch, wegen Mangel des nothwendigen Bindematerials, ihre Nachahmung nicht für alle Länder thunlich fanden. Der Vf. geht daher, unserer Meinung nach, in seinen harten Urtheilen, wie S. 11 u. a. über die jetzigen Architekten und den Zustand der Wissenschaft überhaupt, etwas zu weit. Es freuet uns indess der guten Sache halber, daß der Vf. im zweyten Abschnitte Unterricht über das Wölben seiner Decken mit Lehmziegeln ertheilt, wobey der Einwand des zu hohen Preises nicht statt finden kann. Sollten sich solche Decken wirklich halten können, was wir bis jetzt Hn. St. nur erst auf sein Wort glauben müssen: so könnte Deutschland stolz auf den Mann seyn, der ihm (um seine Worte zu gebrauchen) eine eigene Bauart gab. Zum Detail dieser *Steinerschen* Gewölbe gehört das Abgleichen derselben auf ihrer obern Seite, woselbst Fußbodenunterzüge angebracht werden. Ueber dem höchsten Stockwerke sind diese als Hauptbalken des Hauses anzusehen, und als solche ragen sie so weit über die Ebene der Frontmauer heraus, als es die Ausladung des Hauptgesimses erfordert. An diese Unterzüge sind die Umfassungsmauern geankert, aber mit so kleinen Ankern, daß sie in der Mauer verborgen bleiben. Der Einfall ist wirklich nicht übel, denn der größte Druck, den die Mauer von dem flachen Gewölbe leidet, wird durch diese Anker geradezu aufgehoben. Das Dach wird mit einem gothischen Bogen zugewölbt in der Höhe des neuen deutschen Daches. Ueber diesen werden leichte Sparren gelegt, und das Dach auf die gewöhnliche Weise verlattet und gedeckt. (Nach S. 28 Th. II. sollen die Sparren zu einem Strohdache nur 3.  
D d d Zoll

Zoll dick seyn; gar zu schwach können sie bey dem doppelten Steindache doch wenigstens nicht seyn? Die Zeichnung Tab. III. Fig. 16 stellt überdies die Verbindung der Sparren mit den Unterhölzern gewiss nicht richtig vor. Bey Gebäuden von 20 Fufs Tiefe wird dieser Bogen ganz übergewölbt; bey Häusern, die 40 Fufs und darüber breit sind, meint der Vf. nach den Regeln des gothischen Bogens ein Dach wider alle gesunde Vernunft und Verhältnisse zu erhalten, wenn ein Bogen über die ganze Breite ausgespannt werden sollte. Es scheint aus dem ganzen Vortrage des Vfs, daß ihm die, nun schon beliebteren, Bohlendächer damals noch nicht bekannt waren: bey diesen hat noch keiner sich Zweifel erlaubt gegen die Zulässigkeit eines einzigen Bogens über eine Hausbreite von 40 F. und darüber. Hat man gleich hiebey bisher noch nicht die gothischen Bogen vorgeschlagen: so würde doch ein parabolischer Bogen, der mit der Zeit bey Bohlendächern anzuwenden seyn möchte, auch hier nicht zu tadeln seyn. Dabey würde, wie leicht einzusehen, nicht wenig an Kosten und Baumaterialien erspart werden können. (Im zweyten Th. S. 3 f. 25 hat der Vf. selbst einen andern Ausweg gewußt.) Die Figuren 25 und 26 befriedigen überhaupt wenig. — Im zweyten Th. wird an dem Beyspiele einer Kornscheure, eines Warenlagers, eines niedersächsischen Bauernhauses und eines bürgerlichen Wohnhauses die Anwendung der vorherbeschriebenen Decken und Dachgewölbe gezeigt. Hiebey kommt der Vf. auf manche genauere Erörterungen des Häuserbaues, deren er schon einige im ersten Theile mittheilte, und von denen wir hier einige ausheben wollen. S. 12 Th. I werden die steinernen Thür- und Fenstergehänge mit Recht verworfen, weil sie das Rißwerden der Mauern befördern, eben so die Bruchsteine an den Ecken des Gebäudes. Der Vf. läßt bloß hölzerne Thür- und Fensterzangen zu, die in der Mitte der Mauer eingesetzt werden um die Zugluft besser zu verhindern. Die Bemerkungen S. 29 über das Streichen der Backziegel sowohl als der Lehmsteine machen dem erfahrenen Baukundigen Ehre. Bey der Scheure von 142 F. Länge und 50 F. Tiefe findet Hr. St. Th. II S. 3 acht gothische Bogen über die Bansen-Schützen nöthig, um dem Gebäude Haltbarkeit zu geben, dem alle Hauptbalken fehlen. Die Sparren sind in den Stichbalken eingezapft, und die hierzu nöthigen Wechselhölzer werden unmittelbar von der Mauer getragen, die der Zeichnung nach 7 1/2 F. dick seyn mag (es wäre gut gewesen, wenn der Vf. die Dimensionen der einzelnen Theile oft genauer bestimmt hätte: so wie auch ein ungefährer Kostenüberschlag den Werth des Werkes gewiss erhöht haben würde. Der Vf. vermeidet den speciellen Anschlag zwar aus guten Gründen, aber im gemeinen Leben ist man gewohnt, der neuen Erfindung erst dann einen Werth beizulegen, wenn sie nicht mit sehr großen Kosten ausgeführt werden muß. 7 1/2 F. Dicke für eine Scheurenmauer würde manchem übertrieben scheinen!) Die Einrichtung des Bauernhauses

Fig. 47. 48 scheint recht gut zu seyn; nur müßten Menschen und Vieh von einander getrennt leben. Bey der Beschreibung der Anlage des bürgerlichen Wohnhauses erfahren wir S. 32, daß die Treppe bey diesen feuerfesten Häusern auch aus Stein gearbeitet seyn muß. Dies verursacht beträchtliche Kosten; diese etwas zu mässigen, und selbst die Deckengewölbe leichter bearbeiten zu können, müssen wir dem Vf. in seiner Behauptung völlig Recht geben, wenn er Wendeltreppen den Vorzug vor den gebrochenen Treppen giebt. Im Allgemeinen bleiben jene immer unbequemer und häßlicher als diese, und werden in großen Gebäuden wohl schwerlich je als Haupttreppen geduldet werden können. Die Anwendung des Pythagorischen Theorems auf die Treppe ist zu natürlich, als daß man sie nicht schon längst gekannt haben sollte; wird es unterlassen, so geschieht hiebey nichts anders, als wenn man in vielen andern Fällen die Wichtigkeit der Theorie verkennt. Der Beweis, aus dem Vitruv ist hier überflüssig. Die Regeln, die nach S. 33 bey dem Auführen der Schornsteinröhren beobachtet werden sollen, weichen auffallend von den Vorschriften anderer Architekten ab: doch da sie sich auf vieljährige Erfahrung gründen, so sind sie ein neuer Beweis, wie weit wir noch in einer zuverlässigen Kenntniß dieses Gegenstandes zurück sind. Den Vorschlag, die Schornsteine zu schleifen, hätten wir aber von Hr. St. nicht vermuthet. Von S. 34 folgen Bemerkungen über die Decorationen der Wände und Zimmer überhaupt, die im allgemeinen richtig sind; aber die Façade Fig. 62 ist nicht schön. Das breite Fenster im Grundrisse Fig. 52. 53 macht einen unangenehmen Eindruck. Ueberhaupt aber vermiffen wir noch einige Belehrungen, wie es mit den Deckenbogen zu halten sey, wenn gebrochene Treppen im Hause angebracht werden sollen. Die in der Figur vorgestellte Wendeltreppe durchschneidet gar kein Gewölbe. — Jedoch die ganze Schrift sollte, nach dem Plane des Vfs, bloß als Vorläuferin eines größeren Werkes betrachtet werden, welches wir nun leider, nach dem Tode desselben, nicht erwarten dürfen.

— r.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Neues Handbuch für Lackirer und Maler*, welches eine Anweisung zur Bereitung aller Arten von Firnissen enthält. Aus dem Französischen des Hn. von *Tingry*. Herausgegeben und mit einigen Verbesserungen versehen von D. *Christian Gotthold Eschenbach*, Prof. der Chemie in Leipzig. 1804. Erster Band mit einem Kupfer etc. XXXVI u. 282 S. Text. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

*Neues Handbuch für Lackirer etc.* (1 Rthlr. 8 gr.)

Um den Inhalt vollständig anzuzeigen, können wir uns des Vfs eigener Worte bedienen. Er sagt S. 1: „Dieser erste Theil enthält fünf Kapitel, worin von den Eigenschaften der Substanzen, die dem Firnisse

zur

zur Grundlage dienen, so wie von derjenigen Beschaffenheit derselben, welche die unter ihnen zu treffende Wahl bestimmen müssen, gehandelt wird. Es werden ferner die Flüssigkeiten, die diesen Substanzen zum Vehikel dienen, betrachtet, und allgemeine Regeln, welche das bey ihrer Zusammensetzung zu beobachtende Verfahren leiten, und Mittel, die unangenehmen Vorfälle zu verhüten, welche zuweilen dieses Verfahren begleiten, angegeben. Zugleich theile ich eine Classification der Firnisse mit, und rede zuletzt von der Auflösung des Copals, ohne Dazwischenkunft eines Mediums in Terpentineist in Aether und in Alkohol.“ Alle diese Dinge sind in dem Werk selbst ziemlich klar vorgetragen, und unterhaltender, als bey dergleichen Büchern sonst der Fall ist. Handwerkern, welche nicht wissenschaftlichen Unterricht, sondern bloß Recepte verlangen, wird manches vielleicht zu gelehrt scheinen; doch gereicht dieses dem Werk eher zur Empfehlung als zum Vorwurf. Die vom Vf. angegebenen Verfahrensarten den Copal aufzulösen, versprechen, beym Lackiren angewendet, wesentliche Vortheile.

Wenn die Einleitung S. X, wo von der Enkaustik gesprochen wird, eines *Raselfteins* gedenkt: so ist damit ohne Zweifel der vor wenig Jahren zu Rom verstorbene Hofrath *Reifenstein* gemeint, welcher bekanntlich ein großer Freund und Beförderer der Wachsmahlercy war.

Die Verbesserungen des Uebersetzers bestehen in der zweckmässig abgekürzten Einleitung und einigen berichtigenden Noten.

— y — H.

FRANKFURT a. M., in d. Jägerischen Buchh.: *Die nöthigsten und wichtigsten Kenntnisse von Eisenwerken, besonders von Hütten-Schmelz- und Hammerwerken*, von einer Gesellschaft correspondirender Freunde zusammengetragen. 1803. Ein leichtfaßlicher und gründlicher Unterricht für Hüttenleute, Hammerschmiede, Bergleute, Köhler etc. so wie überhaupt für jeden, der sich mit Eisenwerken abgiebt, mit 7 Kupfertafeln. Fortsetzung (oder II Abtheilung des ersten Theils) Pflichten der Officianten, sowohl auf der Schmelzhütte, als auf dem Hammerwerke, Nebst einem Anhang von den Pflichten eines Platz- oder Waageineisters, eines Ober- und Untersteigers, und eines Platzknechts. Zweyter Theil. Fernere Pflichten des Hütten- und Hammerwerkspersonals, Beschreibung verschiedener Eisensteine oder Erze und deren Probirung im kleinen, mit 3 Kupfertafeln. 8.

Der Leser muß, so gut es auch die Vf. meinen mögen, auf Vollständigkeit des Unterrichts, auf wohl geordneten, wissenschaftlichen Vortrag, selbst aufs Fortschreiten mit dem Zeitalter in Wissenschaften, deren gründlichere Kenntniß man Hüttenbedienten, welche sich zu Lehrern anderer aufwerfen, schlechterdings nicht erlassen kann, in Mineralogie und Che-

mie, Verzicht thun; die Vf. begnügen sich, so sehr sie sonst bey ihren Lehrlingen auf Erweiterung ihres Wissens dringen, noch mit dem Zustande beider Wissenschaften, wie er sich zur Zeit von *Wallerius* befand, setzen z. B. nicht nur Smirgel, sondern auch Braunitz und Wolfram noch unter die Eisenerze, Blutstein getrennt vom rothen Glaskopf, und beschreiben überdies diese Erze insgesamt so mager, und geben bey der Lehre von der Köhlercy, so wie in derjenigen von dem Probiren der Erze solche Blößen, daß man erstaunen muß, wie wenig das Licht, welches *Werner* und *Lavoisier* angezündet haben, zu den eigentlichen Geschäftsmännern durchgedrungen ist.

Desto schätzbarer aber müssen, insbesondere Hütten- und Hammerherrn, die, wie es scheint, meist auf eigene Erfahrung gegründeten Vorschriften, die mancherley Betrügereyen, welche auf Hütten und Hämmern vorgehen, einzusehen, zu verhüten, und zu entdecken seyn.

GL.

HAMBURG U. MAINZ, b. Vollmer: *Die Brantweinbrennerey, hergeleitet aus, und dargestellt nach den neuesten Erfahrungen und Grundsätzen*, von J. Ch. Gotthard, der W. W. Dr. und der R. R. Dr., der Privat- und Staatsökonomie auf der Univerf. zu Erfurt Prof. u. f. w. (Besonders abgedruckt aus dessen *Handbuche der praktischen Technologie, oder Manufactur-Fabrik- und Handwerkskunde*). 1803. VIII u. 184 S. gr. 8. (18 gr.)

Billig sollte über Brantweinbrennerey kein anderer schreiben, als der eine eigene Brennerey und also auch Erfahrung besitzt, und da es an Schriften dieser Art nicht fehlt, da *Westrumb*, *Neuenhahn*, *Weiss*, hier viel geleistet haben, und die Schriften dieser Männer von unseren schreibseligen Autoren schon zu ganzen Seiten geplündert worden: so darf man gewiss die meisten neuen Schriften über diese Materie für höchst überflüssig erklären. Zu dieser Art gehört auch die vor uns liegende, deren nochmaliger Abdruck aus des Vf's *Handbuche der praktischen Technologie*, garfüglich erspart werden konnte. Dieser Abdruck ist ohnedem nichts anders, als ein gedrängter Auszug aus dem im J. 1800, b. Rein erschienenen: *Das Ganze der Brantweinbrennerey* u. f. w. von *Philipp Franz Breitenbach*, 2 Theile, durchgesehen und mit *Anmerkungen* untermischt, vom Hn. Prof. *Gotthard*. Da der Vf. an diesem ganz compilirten Buche wohl etwas mehr Antheil hat, als die bloße Revision nebst einigen Anmerkungen, vielleicht wohl gar der alleinige Vf. ist: so haben wir nun von ihm drey Schriften über Brantweinbrennerey, alle einerley Inhalts, jede aber in einem andern Gewande: doch hat der vor uns liegende Abdruck einige neue abermals erborgte Zusätze erhalten, die in jenem *Ganze der Brantweinbrennerey* nicht enthalten sind, und die wir nebst einigen Bemerkungen anzeigen wollen.



S. 6 wird in Ansehung der *Einrichtung des Malzhauses und der damit verbundenen Darranstalt*, auf den 14 und 15 §. des *Handbuchs der Manufactur-Fabrik- und Handwerkskunde* verwiesen; wo beym Bierbrauen diese Anstalt beschrieben ist. Wer also diese bey der Brennerey unentbehrliche Anstalt kennen lernen will, muß sich jenes grössere Werk, aus welchem diese Abhandlung genommen ist, gleichwohl anschaffen, ob schon der gegenwärtige Abdruck in der Absicht geschah, die Liebhaber der Brennerey mit jenem kostbareren Werke zu versehen. — Der Vorschlag des Vf's S. 8, zwey Blasen zugleich, zu Ersparung des Brennmaterials, durch ein Feuer arbeiten zu lassen, ist aus *Simon* genommen, aber in fabrikmässigen Brennereyen, die doch der Vf. annimmt und beschreibt, gar nicht anwendbar, weil hier alles nach abgemessenen Stunden vor sich gehen muß, die zweyte Blase aber unmöglich so schnell arbeiten kann, als die vorderste und große, unter welcher das Feuer befindlich ist. — Die Bestimmung der Stärke des Kupfers an der Blase, dem Helm und dem Schlangenrohre, S. 21 bis 24, ist aus *Weiss* sehr schätzbarer *Anweisung zum Fruchtbranntweinbrennen* genommen. S. 25 u. f. ist die neue Schottische Einrichtung der Blasen, und S. 25, die Norbergische Verbesserung der Branntweinbrennereygeräthe, beschrieben, die beide durch eigene Abhandlungen bekannt sind. — Ferner wird S. 51 noch eine neue Brennanstalt, aus *Sprengers ökonomischen Beyträgen zur Landwirthschaft*, beschrieben. — S. 57 empfiehlt der Vf., die Maischgefäße mit Deckeln, *so genau als möglich*, zu verschließen; aber er vergißt, daß dadurch die atmosphärische Luft, welche auf die Gährung so wohlthätigen Einfluß hat, abgehalten wird. — S. 60 wird die seit 1771 bekannte Weigelsche Kühlanstalt beschrieben, die aber aus mehrern Gründen in großen Brennereyen keine Nachahmer gefunden hat. — S. 64 ist aus *Breitenbachs Ganzem der Branntweinbrennerey*, die GröÙe eines Branntweinfasses, durch einen Schreib- oder Druckfehler, statt 57, zu 75 Stübchen angegeben, welcher Fehler hier beygehalten worden. — S. 72 wird der sehr zweckmässige Vinometer oder Aräometer aus *Weiss Branntweinbrennerey* beschrieben. — S. 92 die daselbst erwähnten Runkelrüben; sind nicht *Beta cycla altissima*, sondern bloß eine Varietät von *Beta vulgaris rubra*. — S. 115 verlangt der Vf. die Bedeckung der gährenden Masse, so wie sich der ausdämpfende stechende Dunst zeigt, damit die starke Ausdünstung und das *Entweichen oder Verfliegen der geistigen Theile gehindert werde*. Aber nach Rec. Meinung wird der Weingeist erst in der Blase durch die Hitze ganz entbunden, und nicht in der gährenden Masse, wo nur Vorbereitung zur Entbindung ist. Das Zudecken der gährenden Masse ist nur deswegen nothwendig, damit selbige aus der atmosphärischen Luft nicht zu viel Sauerstoff anziehe;

der im Anfange der in Gährung tretenden Masse allerdings sehr wohlthätig, aber in der Folge eben so schädlich ist, weil die Masse, allzusehr von Sauerstoff überladen, zu schnell in den zweyten Grad der Gährung, nämlich in die Essiggährung übergeht. — Der Rath des Vf's, S. 120 zu jedem Brannte eine besondere Maische anzustellen, ist noch vielen Zweifeln unterworfen, und wird hin und wieder bestritten: Rec. ist der Meinung, daß diese Proceß mehr Arbeit, mehr Brennmaterial, mehr Hefe, mehr Zeit koste, und auch mehr Gefäße; auch lehrt die Erfahrung, daß eine große Masse immer vollkommener gähre, als eine kleine. — Daß der Vf. gar keine Kenntniß von dem mechanischen Gang einer Brennerey habe, zeigt S. 123, wo er sagt: daß, wenn das Gut übergebracht sey, solle man Brennmaterial unter die Blase legen und es anzünden. Nein! das muß zuvor geschehen, ehe noch die Blase ausgeschöpft und mit Maische gefüllt ist, wo dann freylich das Feuer gedämpft werden muß, wenn die Blase halb ausgeschöpft ist; dadurch wird viel Zeit gewonnen, worauf in einer fabrikmässigen Brennerey allerdings Rücksicht genommen werden muß. — S. 126 tadelt der Vf. die Methode des Weinmachens aus halbem und gutem Wein, und nennt es eine Zwitteroperation. Aber Rec. ist überzeugt, daß der Brauntwein dadurch vom groben Pflagma befreyt werde, und einen reineren Geschmack erhalte, daher auch alle denkenden Branntweinbrenner diese sogenannte Zwitteroperation wohl nicht leicht verlassen dürften. — S. 151 ist die Berechnung des Vf's, wieviel ein Morgen Roggen, und ein Morgen Runkelrüben, Branntwein gebe, allerdings sehr auffallend. Aber er vergißt, daß der Ertrag eines Morgens Roggen, nach dem von ihm angegebenen Verhältnisse, in einer großen Brennerey, mit einer Blase, in einem halben Tage consumirt werde, zu dem Ertrage eines Morgens Runkelrüben hingegen einige 70 Tage erforderlich sind, um die darauf gewonnene Quantität Rüben in einer Blase zu verarbeiten, wo also die Differenz des Roggenbrennens und des Runkelrübenbrennens, in Rücksicht der Zeit und der Kosten, sich wie 1 zu 140 verhält, und dadurch begreiflich ist, daß die Kosten an Brennmaterial, Hefe, Brennerlohn, sich auf einen Morgen Runkelrüben 70 Mal höher belaufen müssen. — Die S. 165 mitgetheilte Bereitungsmethode Danziger Aquavite, ohne Feuer, welche der Vf. von einem Schweitzer für zwey Laubthaler erkaufte, ist gar nicht neu; die Salze, die dazu verwendet werden, dienen bloß zur Extrahirung der Beistandtheile, aus welchen der Aquavit bereitet werden soll. Ist indeß der Branntwein dazu nicht sehr gut, so wird er immer nur geringen Anspruch auf guten Aquavit machen.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 30 M A Y, 1804

## P A D A G O G I K

### Fortgesetzte Beurtheilung der Schriften über Pestalozzi's Lehrmethode.

Es konnte nicht fehlen, daß eine Methode, die mit so vielem Geräusch anhub, und so schnell warme Anhänger gewann, (vgl. No. 98—100), auch Widerstand finden mußte. Unter den Gegnern derselben finden sich einige Männer, deren Urtheil unter den Pädagogen mit Recht von nicht geringem Gewicht ist. Wir halten es für Pflicht, auf ihr Wort um so mehr zu achten, je gewöhnlicher der Verdacht ist, daß ungünstige Urtheile über eine Neuerung seltener aus reiner Wahrheitsliebe entspringen: denn wie oft ist ein gekränkter Ehrgeiz schon hinlänglich, um selbst die beste Sache zu verkennen; und ein voreiliges Lob aus Unkunde, kann oft auch den wahrheitsliebenden Mann verstimmen. Wir finden es daher — dieß sey unser beyläufiges Urtheil über eine Menge flüchtiger Aufsätze, die in zerstreuten Blättern gefunden werden — nicht wenig befremdend, daß einige Gegner auf ihr verkanntes Verdienst provociren; daß Andere sogar öffentlich äußern, es gebe in der Pädagogik in Deutschland nur wenig zu verbessern. Solche Urtheile verrathen nicht nur Mangel an tiefen Einsichten, sondern beweisen zugleich, daß sich ihre Fertiger noch nicht über diese Aermlichkeiten zu erheben wissen, und verdienen deshalb eine ernste Rüge. Wer sich seiner Verdienste bewußt ist, kann durch das Hervorthun Anderer nicht gekränkt werden, und wenn es in Wahrheit nur um das Wohl des Geschlechts zu thun ist, der sucht das Bessere, wo es sich auch zeigen mag. Nur gegen erneuerten Mißbrauch und selbstische Sectenklüfte geziemt es Männern von Einsicht und Gewicht ein ernstes Wort zu sprechen. Gehört Pestalozzi zu diesen, ist seine Methode eine Charlatanerie, so sollte, so mußte ihn dieser Pfeil treffen. Aber ein leidenschaftliches Bespötteln und Verhöhnern ist in jedem Fall entwürdigend, und allemal ein sicherer Beweis von Nebenabsichten.

Bey Schriften der Art ist daher ein völlig partheyloses Urtheil für Recensenten nie ein leichte Sache. Rec. hat bewiesen, daß er in keiner Hinsicht zu einer geschlossenen Schule gehöre, und er hält es hier um so mehr für seine Pflicht, alle Persönlichkeiten zu entfernen, da es ihm, im Namen dieses Institutes, um eine vollständige Uebersicht des Ganzen zu thun war. Damit uns nun das Erstere, wie das Letztere gleich  
J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

gut gelinge, so trennen wir hier die Gegenstände von den Gegenschriften, beurtheilen zuerst diese, und stellen und beantworten dann jene zusammen.

Wir erhielten bisher folgende Gegenschriften:

- 1) LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Pestalozzi, seine Lehrart und seine Anstalt*, mit Bemerkungen und 4 Tabellen, von A. Soyauz. 93 S. 8.
- 2) ZÜRICH, b. Füssli u. Comp.: *Bemerkungen gegen Pestalozzi's Unterrichtsmethode, nebst einigen Beylagen das Landschulwesen betreffend*, von Joh. Rud. Steinmüller. 1803. 224 S.
- 3) ERFURT, b. Rudolphi: *Beleuchtung der Pestalozzischen Grobtsprechereyen, nebst genauer Uebersicht dessen ganzer voreilig gepriesener Methode*. Von einem Freunde des Reellen und Wahren. Erstes Heft. 168 S. 8.

Diesen fügen wir noch das Urtheil des verdienten *Wolke* bey, welches er in Num. 169, 248, 250 und 281 des Reichsanzeigers vom verfloßenen Jahre niedergeschrieben hat.

In Num. 1 finden wir eine wohlgelungene Charakterschilderung Pestalozzi's. Wir heben nur eine Stelle aus, die zugleich ein Beyspiel der Schreibart des Vf's seyn mag. (S. 13): „Das Triebrad seiner (Pestal.) Gedanken ist in beständigem und heftigem Umschwunge; er lebt mehr in sich, als außer sich, mehr in seiner Ideenwelt als in der Wirklichkeit. Ein Geist der Unruhe, ein innerer Drang treibt ihn manchen Tag aus einem Zimmer in das andere, von einem Hausgenossen zum andern. Es scheint dann, als ob er einen fliehenden Gedanken nachjagen und verwickelte Zweifel mit Gewalt ins Klare setzen wollte. Oft verführen ihn auch die unzähligen Fremden-Besuche zu dieser Unstätigkeit. Zu andern Zeiten harret er Tage lang auf seinem Zimmer aus, denkt und schreibt in einer gänzlichen Vergessenheit seiner selbst und seiner Angelegenheiten. Ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen ist leicht; aber es festzuhalten und zu einem befriedigenden Resultate hinzuleiten, wird dem Fremden seltener gelingen. Nur auf Augenblicke zerreißt er den Faden der Meditation, spricht ein freundliches Wort und kehrt bald wieder in sich zurück. — Widerspruch reizt ihn nicht, aber er hat auch selten eine andere Wirkung, als ihn noch fester in seiner Meinung zu begründen“. — Lehrart und die Anstalt werden so beschrieben, wie sie der Vf. fand. Von der ersteren sagt er, nachdem er einige Gegenbemerkungen gemacht hat, daß ihre Tendenz vor-

trefflich, sie selbst ein geschlossenes, höchst streng und consequent verbundenes Ganzes sey, und in ihrer Ausführung das Gesetz der Nothwendigkeit herrsche. Der letzteren wünscht er eine bessere Disciplin, rühmt aber die zwischen Lehrern und Schülern herrschende Traulichkeit. Die ganze Schrift wird man nicht ohne Interesse und Nutzen lesen.

Num. 2 ist von einem Prediger in der Schweiz abgefaßt, der mit dem Gange der deutschen Pädagogik nicht unbekannt ist, und damit einen populären und lichtvollen Vortrag verbindet, der seine Schrift sehr vortheilhaft vor manchen anderen der Art auszeichnet. Ungeachtet sie bey weitem nicht tief genug eingeht, und nur bey Nebendingen sich aufhält, so müssen wir sie dennoch, anderer Hinsichten wegen, zur eigenen Lectüre empfehlen, vorzüglich weil man durch sie von der Lage und Beschaffenheit der niedern Schulen in der Schweiz einige Nachricht bekommt. Die Hindernisse, mit welchen leider eine jede Verbesserung des Schulwesens zu kämpfen hat, werden hier ebenfalls sehr wahr und richtig aufgezählt.

Num. 3 ist das Erbärmlichste, was wir über Pestal. gelesen haben. Man sieht dem Vf. recht den Geifer an, mit welchem er gegen diesen Mann zu Felde zieht, und wie er die Worte desselben zu verdrehen und völlig zu entstellen weifs. Gleich als sey es darauf abgesehen, sich selbst recht in seiner Blöße dem Publicum zur Schau auszustellen, schämt sich dieser Sudler nicht, sein Machwerk mit einer Menge von Sprachfehlern und sprachwidrigen Wendungen in die Welt zu senden. Wie ohne alle Ueberlegung (um am gelindesten zu urtheilen) das Buch geschrieben sey, davon nur einen Beweis. S. 7 heifst es „*Non multum, sed multa*“ sagten sonst unsere ehrlichen Alten, jetzt aber ist man klüger, da setzt man darin die grösste Kunst und das Vollendete, über Weniges recht viel Worte zu machen u. s. w. S. 24 wiederholt er es noch einmal „*non multum, sed multa*“ sagten unsere einfältigen Alten, (ja wohl wären es einfältige Alte gewesen, wenn sie mit unserm Autor so gesprochen hätten) jetzt aber wird man klüger und der diesem *e contrario* entgegengesetzte Grundsatz soll durchaus wie Pestalozzi (so schreibt er Pestal. durch das ganze Buch) will, zur Tagesordnung gebracht werden.“ *Si tacuisses* etc. würde man dem Quartaner zugerufen haben!

Wie sehr stechen doch von dieser elenden Brodschüre die zu gleichem Zwecke abgefaßten Aufsätze des Hn. Hofr. Wolke ab. Wolke's Verdienste um die Pädagogik sind vor der Vergesslichkeit in der Geschichte der Pädagogik längst gesichert, und ihm kam es zu, ein Wort zu seiner Zeit zu sprechen. Sollte es sich nun auch zeigen, daß er Pestalozzi's System nicht vollständig aufgefaßt, und der Theorie nicht bis auf den Grund gesehen habe: so wird man doch in seinen Aufsätzen einige treffende Fingerzeige für unbedorfene Ausposauner einer Methode finden, die sie nicht von zwey Seiten anzusehen versteht.

Wir wollen nun die Gründe selbst hören, mit welcher man die Pestal. Methode zu beitreiten sucht, und die man derselben bisher entgegengesetzt hat, und sie ihrem Inhalte nach würdigen. Sie lassen sich auf sehr wenige zurückführen. Man wendet ihr nämlich ein:

1) Dafs sie mehr naturwidrig, als naturgemäfs sey; denn sie sey einerseits zu wenig interessant für das Kind, und andererseits zu abstract, nicht nur für das Kind, sondern auch für den Lehrer, der sie ausüben soll.

Es ist wahr, hier sticht Pestal. Methode von allen übrigen auffallend ab. Seit Rousseau und Basedow fing man an, den Unterricht mehr anziehend und gefällig zu machen. Was dem Kinde interessant war, das suchte man zur ersten Belehrung sorgfältig aus. Bey Pestalozzi ist diess nicht der Fall; er spielt nicht, er tandelt nicht, er fragt nichts ab. Sein ABC der Anschauung, seine Anschauungslehre der Zahlenverhältnisse sind rohe Skelette von Formen und Zahlen, die zum Theil ziemlich abstract behandelt sind. Wenn naturwidrig also so viel heißen soll, als den Wünschen und Neigungen des Kindes nicht gemäß, so mag diess gelten. Aber in diesem Sinne nimmt es Pestal. nicht, und nach diesem Maafsstabe sollte man es also auch nicht messen. Naturgemäfs ist das, was nach den Gesetzen der Natur geschieht und geschehen muß. Der Unterricht also ist naturgemäfs, wenn er den Menschen nach den Gesetzen der Entwicklung geistiger Anlagen entfaltet. Diess kann aber nicht geschehen, ohne ernste und planmäfsig eingeleitete Uebung derselben. Diese kann und darf nicht immer den Neigungen des Lehrlings gemäß seyn, sondern sie soll vielmehr erst rathen und zugeben. Der Lehrer beherrscht hier mehr die Zöglinge, als er sich von ihnen leiten läßt; er bemächtigt sich ihrer mehr, als er sich vor ihnen herabläßt. Welches von beiden mehr werth sey, das legen wir den Pädagogen selbst zur Entscheidung vor.

2) Man sagt ferner: die Pestalozzische Methode hemme die freye Geistesthätigkeit des Kindes. Auch hier hätte man sich erst den Begriff der freyen Geistesthätigkeit verdeutlichen sollen. Soll die freye Geistesthätigkeit in dem regellosen Herumschweifen von einem Gegenstande zum andern bestehen? Dann wird jeder erfahrene Pädagog Pestalozzi beypflichten. Aber gewöhnlich denkt man sich einen mehr zwanglosen Unterricht dabey, der nur zu verdeutlichen sucht, was der Zögling selbst wahrnimmt, selbst schon wissen kann. Allein P. thut dasselbe; nur giebt er allenthalben mit den Zeichen zugleich das Bezeichnete, mit den Sachen auch die Worte. Dadurch kommt zugleich ein logischer Zusammenhang der Kenntnisse in den Kopf des Kindes, und dieser ist sehr wesentlich. Es ist irrig, das ein Auswendiglernen, in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, zu nennen.

3) Man macht der Pestal. Lehrart den Vorwurf, daß sie auf einem äußerst langweiligen Wege nur zu wenig Realkenntnisse bringe. Unter Realkenntnissen denkt

denkt man sich dann wissenschaftliche Kenntnisse, und dahin rechnet man gewöhnlich, daß P. ein ganzes Buch über den menschlichen Körper geschrieben habe, ohne einmal des Magens, des Herzens, der Lunge u. s. f. zu gedenken; daß das Kind, durch die Anschauungslehre der Maassverhältnisse, am Ende nur mit ehligen Linien, Winkeln und Quadraten bekannt werde, und in der Anschauungslehre der Maassverhältnisse auf beynabe 200 Seiten nichts weiter stehe, als ein ausgedehntes Einmal Eins. — Leser der als Einleitung vorausgeschickten Abhandlung werden die Unrichtigkeiten dieser Behauptung selbst gleich finden. Hier müssen wir nur noch erinnern, daß eine ängstliche Rücksicht auf das, was diese oder jene Uebung zu diesem oder jenem Behufe nützen werde, sich auf ein in der Pädagogik sehr schädliches Vorurtheil stützt. Das Buch der Mütter ist weit entfernt, eine physiologische Beschreibung des Körpers zu geben, das ABC der Anschauung ist kein Vorläufer der Mathematik. Die Anschauungslehre der Zahlverhältnisse eine Prachtausgabe des Einmal Eins zu nennen, mag als ein witziger Einfall wohl gelten, der aber, wenn er ernsthaft gewendet wird, völlig ohne Bedeutung ist. Dieß weitläufiger zu beweisen, würde ohne Wiederholung des schon Gesagten nicht möglich geschehen können.

Der am häufigsten wiederholte Vorwurf, welchen man der Pestal. Methode macht ist, 4) daß sie keinesweges eine neue Erfindung, sondern schon längst anerkannt und ausgeübt sey. Dieser Vorwurf verdient nur insofern Beantwortung, als er zu dem Wahne führt, die Lehrart selbst schon ausgeübt zu haben, wenn man auch vielleicht ihren Geist kaum ahndet. In dieser Hinsicht nur ist er wichtig, und verdient eine genauere Erwägung.

Hr. Johansen in seiner angezeigten Schrift zeigt, daß Pestal. Lehrmethode ihrem Geiste nach ganz neu sey, und nur von stolzem Eigendünkel für alt gehalten werden könne. Herbart, Himly und mehrere Andere sind derselben Ueberzeugung. Wenn man das Wesen dieser Lehrart bloß in der Verinnlichung des zu Erlernenden setzt, so ist sie nicht neu. Der Grundsatz, daß der anschauliche Unterricht dem symbolischen vorausgehen müsse, ist in Deutschland, besonders seit Basedows und Wolkens Epoche, längst anerkannt und ausgeübt. Es würde eine nicht geringe Unbekanntschaft mit den seit den letzten 30 Jahren erschienenen pädagogischen trefflichen Werken veranlassen, wenn man das nicht anerkennen wollte. Aber es ist schon oben angedeutet, daß darin das Charakteristische der Pestal. Lehrart nicht zu suchen sey, sondern in der auf den notwendigen Gang der Entwicklung berechneten Stufenfolge der Erkenntnisse, und der dadurch bezweckten und zu erreichenden intensiven Bildung. Von dieser Seite aus angesehen, ist diese Lehrart — dieß bekennen wir nach reiflicher Prüfung und sorgfältiger Vergleichung mit allen wichtigen pädagogischen Werken, ohne die Verdienste der deutschen Pädagogen auch nur im mindesten zu verkennen, aber auch frey heraus und

ohne Vorliebe weder für das Alte noch für das Neue — sowohl in Ansehung der ganzen Unterrichtskunst, als auch der Methodik insbesondere, eine neue Reform der Pädagogik, die lange zwar schon vorbereitet seyn konnte, aber wenigstens in diesem Zusammenhange und in dieser Vollständigkeit noch nicht vorhanden war. Denn wo wird eine so scharfe Bestimmung, wo eine so sichere Durchführung der Elementarpunkte des Unterrichts gefunden? Wo umschlang diese ein so festes Band, bey einem so innigen Zusammenstimmen in allen seinen Theilen? Wo findet sich der sichere Tact; die strenge Stufenfolge des Anschauens und Wahrnehmens, des Auffassens und Begreifens, des Lernens und Behaltens, des Erkennens und selbstthätigen Verarbeitens des Empfangenen zum wahrhaften Wissen, als einer reinen inneren Anschauung? — Wir dürfen, ohne unbescheiden gegen denkende Pädagogen zu seyn, dieß nicht im Einzelnen darthun. Sachkundige und partheylose Männer werden selbst prüfen und selbst urtheilen.

Daß aber die ganze Lehrart einerseits noch nicht tief genug begründet, anderer Seits noch nicht consequent und vollständig durchgeführt sey, werden unsere Leser aus dem ganzen Gange unserer Untersuchung selbst gefunden haben. Die Lehrart, wie wir sie kennen, ist also noch nicht vollendet, sie ist noch im Wachsthum, und steht, selbst in des Urhebers Seele, noch als eine durch Dornen hindurch schimmernde Blüthe, die gar mancherley Pflege noch bedarf, und nur mit vorsichtigen Händen in einen anderen Boden verpflanzt werden muß, wenn sie anders gedeihen, und nicht schnell wiederum verwelken soll.

Den Geist der Lehrart haben wir kennen gelernt: er gehe in unsere Volksschulen geräuschlos über. Ein jeder, der Beruf hat, Erzieher zu seyn, hat auch Beruf, das seine dazu beyzutragen.

BERLIN, in d. Realschulbuchh.: *Amliche und gutachtliche Berichte und Abhandlungen über die neue Leselehrart des Hn. Prof. Olivier und die damit auf höhere Veranlassung in dem Landkünstler-Seminar angestellten Versuche.* 1863. in 8.

In dieser Schrift findet sich mehr Zusammenhang, als der Titel ahnen läßt. Sie besteht eigentlich nur aus einzelnen Abhandlungen, welche jedoch alle die gemeinschaftliche Tendenz haben sollen, die Oliviersche Lehrmethode unbefangenen zu prüfen, und die Resultate dieser Prüfung dem Publicum vorzulegen. Dieß sey nun auch der Maassstab, nach welchem dieselbe hier beurtheilt werden soll.

In der ziemlich weitläufigen Einleitung wird unter der Rubrik: *Zur Vorgeschichte der Olivierschen Leselehrart*, gezeigt, daß die neue, so geräuschvoll angekündigte, Leselehrart keine neue Entdeckung, sondern schon lange vor Olivier vorhanden gewesen sey. Zum Belege wird ein sehr artiger Vers aus dem 1735 anonym herausgekommenen Buche: *Nachsinners Lesekunst*, in welcher das Zornerweckende Buchstaben

aus dem Wege geräumt wird, angeführt. Allein die hier beschriebene Methode war keinesweges der Olivierschen, sondern vielmehr der bekannten Gedike'schen gleich, und der Grund, warum diese beiden Leselehrmethoden eben so wenig, als die noch ältere Venzky'sche Eingang fanden, lag theils in der Unbequemlichkeit ihres Gebrauchs bey'm öffentlichen Unterrichte, theils in den fast unübersteiglichen Hindernissen, welche sie der Rechtschreibekunst in den Weg legen. Näher der Olivierschen Methode kommt die in Frankreich jetzt mehr als vormal ausgeübte *Méthode pratique de lecture par François de Neufchateau*, welche wir hier (S. VI) in einem Aufsatze von dem verewigten Gedike, näher beschrieben finden. Allein so ganz gleich ist diese letztere der erstern keinesweges. Man findet in ihr immer nur einzeln Grundzüge von allerdings sehr vortheilhaften Verbesserungen; aber man vermisst den systematischen Zusammenhang derselben. Die Buchstaben sind nicht nach der Operation der Organe geordnet; die mannichfaltigen Modificationen derselben sind nicht vollständig aufgeführt. Hr. de Neufchateau weiß nichts von Hemmungen, nichts von demjenigen, was Olivier von den Momenten der Sprache lehrt, nichts endlich von einer auf diese Weise durchgeführten Wortanalyse. Mit Basedow's mehr spielender als ernster Methode, durfte die Oliviersche wohl kaum verglichen werden. Jetzt folgt (S. XIII f.) eine ausführliche Beschreibung der Olivierschen Methode. Bey der Aufzählung der Lehrmittel vermisst man die Sondernung des Wesentlichen von dem Unwesentlichen. Sind z. B. die Bildertafeln durchaus unentbehrlich? Muß man beide Buchstaben-Tablaturen, die größere und kleinere, *nothwendig* haben? Inwiefern gehört Oliviers Manual hieher, und wodurch wird es ersetzt werden? Scheint es doch, als sey die Menge der Lehrmittel hier absichtlich so specificirt. Unsers Bedünkens ist die kleine Buchstaben-Tablatur das *allein* unentbehrliche Lehrmittel. Der Analyse der Wörter wird (S. XVII) nicht so viel Werth beygelegt, als Oliv. ihr beyzumessen scheint (bleibt unerwiesent!) Bey der ausführlicheren Beschreibung der großen Buchstaben-Tablatur (von S. XLIII) rügt man es als einen bedeutenden Mißgriff, daß die Olivierschen Zöglinge die Buchstaben nach dem Locale kennen lernen sollten; man glaubt, daß dadurch das Kind gehindert werde, auf die eigenthümlichen Merkmale jeden einzelnen Buchstaben zu achten. Diesen Einwand würde man Olivier nicht gemacht haben, wenn man der Methode selbst bis auf ihren *psychologischen* Grund nachgegangen wäre. Denn für den Mechanismus des Gedächtnisses, nach welchem alle Vorstellungen dann nur am sichersten haften, wenn wir sie an ein Locale (S. XXV) binden, ist dieser Umstand sehr bedeutend. Dagegen wird von Hn. Zimmermann gut bemerkt, daß der Weg durch Bildertafeln mehr ein Umweg sey. Zum Privatgebrauch mögen sie als zweckmäßig unterhaltend empfohlen werden. — In

dem dritten Abschnitte (S. LIV) der Einleitung finden wir eine *ausführliche* Geschichte der Olivierschen *Methodenversuche in Berlin*. Zuerst wird der imponirende Ton, mit welchem Oliv. auftrat, nicht ganz ohne Grund, getadelt. Allerdings muß man Olivier mehr Ruhe und Anspruchlosigkeit wünschen. Durch immerwährendes Imponiren wird am Ende nichts gewonnen, und die doch auch unlängbaren Verdienste anderer Pädagogen unseres Vaterlandes werden dadurch gekränkt. Indes ist es einseitig, wenn man sich deshalb gegen die Sache einnehmen läßt; einseitig, wenn es dem Deutschen zum Vorwurf gemacht wird (S. LXII), daß sie keinen gerechten Nationalstolz haben; einseitig, wenn man bey einer jeden wissenschaftlichen Angelegenheit nach dem *quis?* und nicht vielmehr ganz allein nach dem *quid?* fragt. Uebrigens werden einige Nachrichten, welche sich in der Berliner Zeitung und in dem ersten Hefte der von Hn. Prof. Weiss und M. Tülich herausgegebenen „Beyträge zur Erziehungskunst“ finden, berichtigt.

Jetzt erst folgen die amtlichen Berichte, an deren Spitze das Rescript von dem königl. Oberschul-Curatorium des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums etc. an den Oberconsistorialrath Hecker, sich befindet. Der letztere beauftragt, in einem zweyten hier abgedruckten Schreiben, den Inspector Herzberg, die Oliviersche Methode sorgfältig zu beobachten, zu prüfen, und Bericht davon abzustatten. Dies war die Veranlassung des (ausführlichen) *amtlichen* Berichts über die neue Oliviersche Methode, deutsch lesen und rechtschreiben zu lehren, und deren etwanige Anwendbarkeit für niedere Stadt- und Landschulen. (Von Herzberg.) Dieser Bericht verdient eine um so ernstere Prüfung, je wichtiger von einer Seite sein pädagogisches Interesse ist, und je unbefangener und anspruchloser er hervortritt. Hr. Herzberg kündigt sich in der Einleitung desselben als einen denkenden und erfahrenen Pädagogen an, und es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn man seinem Urtheile ein (vielleicht zu) großes Gewicht beylegte. Er will die Oliviersche Lehrmethode nach den eigenen Grundsätzen ihres Urhebers beurtheilen. Es ist dies um so mehr zu billigen, je erwiesener es scheint, daß Pestalozzi's praktisches Verfahren den Prüfftein seiner eigenen Theorie nicht aushalte.

Zuerst nimmt Hr. H. (S. 19) die gewöhnliche Benennung der Buchstaben gegen Hn. Oliviers Buchstabierart in Schutz, und sucht zu zeigen, daß sich die erstere auf keine anderen Gründe stütze, als die letztere. Dies wäre zu erweisen, nicht bloß zu beschreiben gewesen. Olivier giebt seiner Buchstabierart den Vorzug, weil er glaubt, daß man in ihr die einzelnen Buchstaben, und auch zugleich das ganze Wort vernehme. Ist dies gegründet, so muß man ihm allerdings beystimmen. Es ist z. B. natürlicher, das Wort *Kopf* aufzulösen, *K o p f*, als zu buchstabiren: *K a o p e f*.

(Der Aufsatz folgt)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 31 M A Y. 1 8 0 4.

## P A D A G O G I K.

BERLIN, in d. Realschulbuchh.: *Ämtliche und gutachtliche Berichte und Abhandlungen über die neue Leselehre des Hn. Prof. Olivier etc.*

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wenn Hr. Herzberg behauptet, daß bey der gewöhnlichen Buchstabierart die Wörter in ihre letzte Elemente gesetzt werden (S. 15), so müssen wir gegen ihn erinnern, daß dies durchaus nicht der Fall ist. Vernimmt man denn wirklich Elemente, wenn man z. B. das Wort *Schutz* auflöst: *es es ha u te zed*? Man sollte meinen, daß aus diesen hier einzeln genannt seyn sollenden Buchstaben abmals die eigentlichen Elemente abstrahirt werden müssen, und daß mithin das Buchstabiren seinen Zweck verfehle. Es wird auf diese Weise dem Kinde zwar *zugemuthet*, die Grundlaute bey'm Lesen zu abstrahiren, aber es wird ihm die *Regel* dieser Abstraction nicht gegeben. Daher geht es auch gewöhnlich sehr langsam von Statten, und in der nachmals sich vorfindenden Schwierigkeit bey der Rechtschreibkunst, zeigt es sich, wie selten das Kind in dieser Hinsicht zur eigentlichen Gewisshait kommt. Ueberhaupt scheint Hr. H. hierin von seinem eigenen Standpunkt auszugehen, wo er sich schon längst den eigentlichen Laut der Buchstaben von dem Namen abstrahirt hat; sich aber nicht in die Stimmung des Kindes zu versetzen, wo dies noch erst geschehen soll. Wenn nun außerdem erwiesen werden kann, daß ein jeder Buchstabe einen ihm eigenthümlichen Laut habe, so sieht man in der That nicht ein, warum nicht dieser auch zugleich der eigenthümliche Name desselben seyn könne. Wenn daher der Vf. (S. 37) meint, diejenigen Vorwürfe, welche man der gewöhnlichen Buchstabierart schon lange vor Olivier gemacht hat, als grundlos widerlegt zu haben: so kann man dies für nichts anders als für eine Selbsttäuschung halten, wie er, nach genauerer Erwägung der Sache, leicht selbst finden wird.

S. 38 wird behauptet, daß die Oliviersche Methode, dem eigenen Grundsatz ihres Urhebers zuwider, nicht auf die Natur des Gegenstandes, d. i. hier auf die ächte hochdeutsche Aussprache und Orthographie gegründet sey. In der ersten Hinsicht wird bemerkt, daß die Oliv. Methode darauf ausgehe, die deutsche Sprache zu franzöfieren, theils dadurch, daß er die combinirten Nasenlaute *en on* (in Engel, Anker u. f. f.) als rein deutsche Laute in seiner Tablater mit-

S. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

aufnimmt; theils dadurch, daß Olivier in unserer Muttersprache, eben so wie in der französischen, ein dreyfaches *e* unterschieden wissen wolle. Diesen Vorwurf findet Rec. völlig ungegründet. Denn, ohne sich auf die hieher nicht gehörige Untersuchung über die Anzahl der Vokale einzulassen, darf man es sich keinesweges ableugnen, daß die genannten Laute wirklich in unserer Sprache vorhanden sind, und durch eine einfache Operation unserer Organe hervorgebracht werden. Was aber die Unterscheidung eines dreyfachen *e* anbetrifft, so wird es jeder Kenner der deutschen Aussprache Olivier zugeben, daß wir in derselben wirklich ein *hohes*, ein *offenes* und ein *tiefs e* (in der Endsylbe) unterscheiden. Das letztere will Hr. Herzberg nicht darin gefunden haben. Allein er wird uns doch nicht zumuthen wollen, nach Art vieler Dorfschulmeister, z. B. in *Leben* das *e* in der Endsylbe eben so auszusprechen, als in der Anfangs sylbe? Wollte er dieses uns als die hochdeutsche Aussprache aufdringen, so würde er unser Ohr sehr beleidigen, und die Beyspiele unserer besten Redner gegen sich haben. Wir können in beiden Hinsichten hier keinen französischen Charakter entdecken; beides ist unserer Muttersprache eben so wohl, als der französischen, eigenthümlich. Man muß sich wundern, wie Hr. H. über diese vermeinten französischartigen Charaktere der Olivierschen Aussprache so viel Aufhebens machen konnte. Gegründeter dürfte der Vorwurf seyn (S. 47), daß das *pf* auf der Olivierschen Tablater mit Unrecht als gleichlautend mit *f* aufgeführt sey. Aber zwischen dem *f* und *ph*, zwischen *dt* und dem einfachen *t* (nicht dem doppelten *tt*, z. B. in *Stätte*) findet, auch nach Adelsungs Zeugniß, kein Unterschied statt.

Am wenigsten hat uns der letzte Theil dieses Berichts (S. 45) gefallen. Der Vf. will hier theils die Vernunft- und Zweckwidrigkeit der Olivierschen Lehrmethode, theils die Unanwendbarkeit derselben in niedern Stadt- und Landschulen zeigen. Man muß in der That diesen Theil der Schrift selbst lesen, um den hohen Grad von eiteln Declamationen und einseitigen Rasonnements zu begreifen. Besser und löblicher wäre es gewesen, wenn es Hn. Herzberg gefallen hätte, auf dem geraden Wege kaltpfunder und unbefangener Untersuchungen zu bleiben. Wer die Wahrheit, die in ihm selbst ist, zu verbreiten sucht, der weiß ihr auf zweckmäßigeren Wegen Eingang zu verschaffen. Der große Haufen kann durch solche Mittel wohl geblendet werden; aber wer seine Augen aufhat, der sieht leicht durch.

Fff

den

den Dunk hindurch, und wird dann nur allzuleicht geneigt zu glauben, daß man des Tages Helle sehe, oder wenigstens noch zurückhalten wolle. In jedem Falle vermuthet er hinter diesem Nebel ein helleres Licht, als er vorher gehindert hatte. Mit einem großen Wortreichthume wird unter andern (S. 49) behauptet, daß die richtige Aussprache der Wörter den ungeübten Organen der Kinder noch zu schwer falle. (Hat Olivier Unrecht, wenn er eben deswegen seinen Zöglingen solche Wörter in gehöriger Quantität vorspricht, um ihre Organe zu üben? Sind außerdem die Organe des Kindes nicht um vieles flexibler, als diejenigen eines erwachsenen Menschen?) Eben so wird (S. 55) mit übergroßer Weitläufigkeit, gegen die Weitläufigkeit, der Olivierschen Buchstabentabulatur declamirt, in welche sich Hr. H. weder hinein noch heraus finden zu haben scheint. Doch hat Olivier keine neuen Buchstaben erfunden; doch widerlegt man die Behauptung Oliviers nicht, nach welcher die deutsche Sprache gerade *soviel* unterscheidbare Laute haben soll; doch weiß man der Gründlichkeit der Tabulatur nichts entgegen zu setzen! Gesezt auch, das Kind brächte, gegen alle bisherigen Erfahrungen, auf diese Weise länger zu, so gebührte der Olivierschen Methode dennoch, schon der *Gründlichkeit* wegen, der Preis. Es ist befremdend, wenn Hr. H. diese gerade übersehen konnte, da er doch (S. 56) sehr richtig bemerkt, daß am Ende nicht so viel auf die längere oder kürzere Zeit ankomme; befremdend, wie er (S. 49), gegen eine bessere Pädagogik, die *Oberflächlichkeit* des ersten Unterrichts in Schutz nehmen konnte; befremdend, wie er glauben konnte, daß die feineren Nüancen (S. 63) der Sprache, auch inwiefern sie Sache des Organs sind, mehr für den nachmaligen, so unsicheren gelegentlichen Unterricht aufgespart werden müssen, da ein richtiges Lesen dieses schon offenbar voraussetzt; befremdend ferner, sehr befremdend, wie er der Olivierschen Buchstabentabulatur diese Genauigkeit *zugestehen*, und dennoch (S. 57) behaupten konnte: daß sie der Recht Schreibekunst nachtheilig werden müsse, ohne nur im mindesten diesen Widerspruch zu fühlen; befremdend endlich, wie er (S. 58) meinen konnte, daß mit dem gewöhnlichen Namen der Buchstaben (z. B. *vau* statt *v*, *ef* st. *f*) auch schon ihr Gebrauch gegeben sey. — Von S. 96 an wird noch Manches, theils gegen den allzuhohen Preis der Olivierschen Lehrmittel erinnert, theils werden die bisher vortheilhaften Zeugnisse entkräftet; und (S. 95) Bedenkllichkeiten auf Bedenkllichkeiten gehäuft, die jedoch nur in der Subjectivität des Vfs gegründet zu seyn scheinen. Das Leidliche, welches Hr. Herzberg (S. 105) der Oliv. Methode zugestehet, betrifft gerade keine *Eigenthümlichkeiten* derselben, und scheint außerdem mit dem Vorigen, wissenschaftlich betrachtet, in keinem Zusammenhange, also auch hier am unrechten Orte zu stehen. —

In der ganzen Schrift hat Rec. mit aller Mühe keinen einzigen haltbaren Grund gegen Olivier entde-

cken können, und er begreift nicht, wie die gegen denselben aufgestellten Gründe dem sonst so denkenden Vf. so vollkommen genügen konnten, daß er (S. 108) voll Selbstzufriedenheit glaubt, die Unbrauchbarkeit der neuen Lesemethode vollkommen gründlich dargethan zu haben. Er begreift nicht, wie Hr. H. in allen seinen Erörterungen nur bey der *Außen* dieser Methode stehen bleiben, und sich bey *Nebendingen* aufhalten konnte, ohne nur ein einziges mal des Grundprincipes des Olivierschen Verfahrens, welches, seiner Erklärung zu Folge, theils in dem Bau der Sprache, theils in dem Mechanismus des menschlichen Organs liegen soll, zu gedenken; ohne den Zusammenhang des ganzen Olivierschen Unterrichts, die streng psychologische Stufenfolge desselben, und das Beziehen des Einen durch und für das Andere, nur von ferne zu ahnden. Weit entfernt, Hn. Oliv. in allen Stücken beyzutreten, glaubt Rec. nur, daß durch solche oberflächliche, einseitige und noch dazu mit so vielen Declamationen durchwebte *Raisonnements*, durchaus nichts gewonnen ist. Ohne Hn. Herzberg nur im mindesten zu nahe treten zu wollen, muß Rec. zum mindesten gestehen, daß diese Schrift, trotz ihres anderwärts ganz schätzbaren Urhebers, doch unverkennbare Spuren der Uebereilung an sich trage.

Dennoch ist dieser amtliche Bericht der bey weitem vorzüglichste Theil des ganzen Buches. Die folgenden Gutachten von Hn. *Zimmermann*, *Straubs*, *Hensel* und *Hoffmann* sind überaus leicht und trivial, voller Unrichtigkeiten, und verrathen einen solchen Kleinigkeitsgeist, daß sich eine ernitere Kritik nicht mit ihnen beschäftigen kann. Wie konnte ein erfahrener Lehrer, wie Hr. *Zimmermann*, der sich durch seine (gar nicht so unbekannte, noch weniger verkannte) Anmerkungen zu dem Berliner ABCBuche mehreren Pädagogen schätzbar gemacht hat, sich entschließen, eine Schrift drucken zu lassen, die durchaus ein sehr nachtheiliges Licht auf seine sonstigen Verdienste werfen muß? Wir wollen nur zu unserer Rechtfertigung zwey Probchen aus derselben herausheben. S. 113 heist es: „Oft muß ein Kind; weil es krank ist, oder von Aeltern gebraucht wird (z. B. um Raff- und Leseholz suchen zu helfen), aus der Schule bleiben; wie soll nun der Lehrer einem solchen zurückgebliebenen Kinde nachhelfen, ohne die übrigen zu versäumen?“ (es ist von dem Zusammen-Unterrichten die Rede). „Bey dem Unterrichte vermittelt eines Buches, kann das Kind die erlernten Buchstaben oder gelesenen Wörter zu Hause wiederholen, und sich das Vergessene, oder, wenn es sich vorarbeiten will, das Schwere und Unbekannte von andern sagen lassen. Es kann auch, wenn es wieder in die Schule kommt, in seinem Buche da fortfahren, wo es vor seinem Ausbleiben stehen geblieben war. Auf diese Nach- oder Fortbülfe kann aber ein Landkind, das vermittelt der Olivierschen Tafeln unterrichtet wird, eben so wenig rechnen, als sein Lehrer auf die Vertretung seiner Stelle von Andern, wenn er einmal krank werden sollte, oder

noth-



nothwendig abwesend seyn müßte“ etc. — In eben dem Geiste heist es S. 111: „In den meisten Dörfern ist die Schultube zugleich des Lehrers Wohnung und Arbeitsstube, Schlafgemach und Küche. Hier möchten die Tafeln von Rauch und Dampf und Dunst und Staub wohl in kurzer Zeit ganz unkenntlich werden,“ u. s. w. Das sind doch schöne und gründliche Sachen! Fühlte der Vf. nicht, daß kein einziger dieser tragi-komischen Gründe Oliviers Methode treffe? Ahndete ihm nicht, daß solche Hindernisse sich einer jeden Methode entgegensetzen! Wufste er nichts weiter gegen Olivier zu erinnern, als (S. 104) daß er zu *große Bestimmtheit* der Aussprache fodere? (Ist dies ein Tadel?), daß der Lehrer einer grössern Schule mit dem Buche in der Hand von einem Kinde zum andern gehen könne? (S. 113 Ist es nicht besser, er überfieht und beschäftigt immer alle zugleich? Wenn wir aber die Zusätze (S. 128), wo er seinem ABC Buche vielleicht doch zuviel eitle Lobsprüche macht, mit diesen Bemerkungen zusammenbuchstabieren, so scheint es als haben sich mehr dies ABC Buch mit der Olivierschen Tablatur, als die Vff. von beiden entzweyt, daß Hr. Ol. selbst gesagt habe, man müsse bey den Vorübungen zum Lesen den Kindern nur bekannte Wörter vorsprechen, deren aber ein gemeines Dorfkind nur sehr wenig habe. (S. 114 Konnte der Vf. hier nicht selbstständig urtheilen?); nichts weiter, als daß der bisherige glückliche Erfolg mehr den günstigen Umständen, als der Methode selber beyzumessen sey? (Ist schon öffentlich *a posteriori* widerlegt.) — Dies, und was mit Hn. Herzberg, gegen die Orthographie bemerkt wird, sind die Gründe alle, mit welchen Hr. Zimmermann Oliviers Methode verurtheilen zu können vermeint. Wenn der Vf. übrigens den Olivierschen Zöglingen prophezeit, daß sie in der Orthographie die Wörter unrichtig abtheilen werden, so möchte man doch wohl wissen, wie Er selbst dazu gekommen ist, sie richtig abzutheilen. Etwa durch Übung im Sprechen? Da verbinden wir aber, wie der Vf. S. XXXVIII Anm. selbst bemerkt, ganz ohne Zweifel die Wörter so als Hr. Ol. sie theilt. Also doch wohl nur theils durch die Reflexion, daß ein jedes Wort gefondert von dem andern geschrieben werden müsse, theils durch Lectüre wurde diese Abtheilung eingeleitet. Ist dies beides dem Kinde durch Oliviers Methode entzogen? — und ist es ihm nicht vielmehr durch die Sprachübungen schon nahe gelegt?

Die noch übrigen drey Gutachten sind zu wenig genießbar, als daß wir ihrer hier weiter gedenken könnten. Wir glauben recht gern, daß ihre Vff. nach einer vorgearbeiteten Methode ganz brav unterrichten mögen. Aber für urtheilsfähig über eine neue Methode können sie durchaus nicht gehalten werden. Man hätte daher ihren etwanigen Credit, den sie sich als praktische Lehrer erworben haben mögen, durch den Abdruck ihrer gehaltenen und durchaus schief urtheilenden Aufsätze nicht schmälern sollen. Statt eines Beloges dazu ladet Rec. lieber jeden Lüthner zum Selbstgenusse ein.

Das ganze Buch — um Alles nun in Ein Resultat zu fassen — hat einen *sehr geringen pädagogischen Gehalt*. Demungeachtet kann man ihm einen *historischen* Werth nicht absprechen. Denn man findet hier Alles, was gegen Oliviers Methode, in gedruckten und ungedruckten Schriften, bisher aufgebracht worden ist, mit einer seltenen Gewissenhaftigkeit gesammelt, und in dieser Hinsicht verdient es in die neuere Zeitgeschichte der Pädagogik aufgenommen und so gar empfohlen zu werden.

A\*.

PRAG, b. Calve: *Die Jesuiten als Gymnasiallehrer* in freundschaftlichen Briefen an den k. k. Kämmerer und Vicepräsidenten in Gallicien, Grafen von Lazanzky, von Ignaz Cornova, Mitglied der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1804. 159 S. 8.

Ogleich diese Schrift zunächst für Böhmen, und für solche Gegenden, wo noch der öffentliche Unterricht in den schönen Wissenschaften, in den Händen geistlicher Ordensstände sich befindet, bestimmt ist: so kann sie doch, nach Rec. Urtheil, auch auf eine allgemeinere Theilnahme rechnen. Der Vf., ehemals Jesuit, und lange Zeit Lehrer an den seinem Orden anvertrauten Gymnasien, erzählt die Art, wie die Gesellschaft Jesu ehemals so viele Candidaten erhalten, um in Stande zu seyn, alle ihr anvertrauten Schulen zu besetzen; ferner, wie diese Candidaten zum Lehramt gebildet, darin geleitet, von da aus weiter zu andern Aemtern des Ordens versetzt worden: er bemerkt Alles das Gute, so wie das Fehlerhafte, in der eingeführten Ordensmethode sowohl bey der Bildung und Leitung der Lehrer, als dem Unterrichte der Jugend mit einer unverkennbaren Unparteylichkeit. Der Vf. verräth einen edeln und liebenswürdigen Charakter, so wie einen reinen, durch das Studium der Alten gebildeten Geschmack. Die Schreibart ist unterhaltend.

Ueberhaupt kann das Werk als ein nicht unbedeutender Beytrag zur Geschichte dieses berühmten Ordens, und als eine Apologie seiner Schulen angesehen werden. Wenn Institute dieser Art hätten perennirend seyn, und dem Geist der Humanität, der doch heute oder morgen allen Zwang der Ascetik, des Cölibats und des Mönchthums lösen wird, für immer widerstehen können: so hätte man, alles Uebrige abgerechnet, nichts so sehnlich zur Aufnahme der öffentlichen Gelehrtenschulen, zur Erhaltung und Verbreitung gründlicher Gelahrtheit, und zur Bildung der Jugend wünschen sollen, als jedem Staate ein Institut der Gesellschaft Jesu ähnlich. Gebrechen würde es freylich immer auch haben; aber wo ist eine menschliche Einrichtung, welche durchaus und für immer vollkommen genannt werden könnte?

Man denke nur, daß es den Jesuiten ein Leichtes gewesen, die besten Köpfe unter ihren Schülern für ihren Orden zu gewinnen: daß oft neunzig und mehrere zusammen ins Noviziat — Rec. schreibt hier dem Vf.



Vf. nach — kommen: dort wenigstens ein ganzes Jahr lang die Humaniora repetiren mußten, dazu die besten Lehrer hatten, einer den andern zum Fleiß ermunterte durch Beyspiele, und belehrte durch zusammengetragene Bemerkungen, gelehrte Unterhaltungen: daß alle diese, angestellt bey dem Lehramte, nach einer solchen Vorbereitung, von allen Sorgen frey, auch hinlänglich mit Büchern versehen, unter der Aufsicht eines bewährten Veteranen, wieder in Gesellschaft mehrerer Collegien, und älterer gelehrten Männer lebten, studirten und lehrten, etc. und man hat hier eine Menge von Vortheilen beysammen in einer kurzen Uebersicht, die außer einem solchen Institute wohl nicht leicht ein anderer Lehrer haben kann. Es kam nun freylich auch viel darauf an, was die Obern, die Lectoren der Collegien, die Repetitoren, die Praefecten der Gymnasien für Männer waren. Hie und da kamen Männer zu diesen Posten, die sich nicht wohl dazu schickten. Aber man muß sie als Ausnahmen ansehen. Der Vf. nennt mehrere, denen man seine Achtung nicht versagen kann, und die er näher hätte beschreiben sollen, um sie auch jetzt noch als Muster vorstellen zu können. Rec. würde durch öftere freundschaftliche Conferenzen mit sämtlichen Lehrern, als Director eines Gymnasiums, das zu leisten suchen, was ein Praefectus leistete, und durch philologische Seminarien wie unter trefflichen Directionen einige blühen, die Repetitionen ersetzen, wodurch die Jesuiten ihre Lehrer vorbereiteten.

Ueber die Gymnasien geht der Vf. nicht hinaus, urtheilt also über die Jesuiten als Lehrer der Philosophie und der Theologie, so wenig, als über ihre Methode im Beichtstuhle und auf den Canzeln, oder überhaupt ihren Umgang mit Menschen. Wenn ein anderer es mit eben der Einsicht und Unpartheylichkeit thun würde, so sollte er gewiss bey allen Freunden der Kirchen-, Gelehrten- und Menschengeschichte, Dank dafür verdienen.

Sonderbar ist's, daß die künftigen Lehrer an den Gymnasien viel weniger im Griechischen als im Lateinischen geübt wurden; was sie der Regel nach zu Hause immer sprechen mußten, besonders in Böhmen, wo aus so verschiedenen Ländern Novizen zusammen kamen, welche sonst keine gemeinschaftliche Sprache, als die Lateinische kannten. Sonderbar auch, daß man ihnen für die Uebung in der lateinischen Sprache die Classiker derselben, für die griechische aber nur das N. Testament, in die Hände gab; daß man eines jeden Talente wenig nach andern, als nach dramatischen Aufsätzen beurtheilte und schätzte. Dergleichen Aufsätze mußte jeder machen; und daß man den Werth des Dramas, das am Gymnasium aufgeführt werden mußte, mehr nach den Decorationen, als dem Gehalte selbst datirte. Obes räthlich sey, dramatische Vorstellungen auf den Gymnasien bezubehalten, bezweifelt der Vf. mit Grund. Rec. glaubt, daß die Wirkungen, die man sich davon sonst versprach, leichter und zweckmäßiger durch andere einfachere Surrogate erreicht werden können.

F.

## KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. Nürnberg, b. Fellecker: *Versuch einer Schulordnung für das Land*, von Jo. Heinr. Wilt. Wischel, 1803, 72 S. 8. In der Einleitung wirft der Vf. 4 Fragen auf, und beantwortet sie sogleich auf den nächsten 6 Blättern: I. *Was verlangt man von Landschulen?* — Hie und da zu viel; sagt der Vf., und hie und da zu wenig. Man sollte einen Mittelweg einschlagen und die Forderung nur auf — Lesen, Schreiben, Rechnen, Christenthum, und etwas Geographie einschränken. In der Folge giebt der Vf. aber doch zu verstehen, daß auch andere Kenntnisse nicht übersehen werden dürfen. II. *Was haben die Landschulen bisher geleistet?* Wenig! heisst die Antwort, und es wird darauf hingewiesen, wie gewöhnlich in Landschulen gelesen, und geschrieben werde. Im Rechnen gehe es etwas besser, meint der Vf. Allein dabey hat er allerdings nach einer sehr einseitigen Ansicht geurtheilt. Die Lehrmethode, schlechthin nur mechanisch rechnen zu lassen, ohne die Gründe der vorgeschriebenen Sätze zu erklären, ist sehr gemein. Der Vf. berührt diesen Fehler selbst, aber es sollte mehr mit Nachdruck hierüber gesprochen werden. Daß fast überall nur in Privatstunden Arithmetik docirt wird, rügt er mit Recht. Sie sollte durchgehends in den öffentlichen Unterricht aufgenommen werden. Die Lehre des Christenthums wird mit unrühmlicher Vernachlässigung vorgetragen. Man liest nur die Bibel her; unterscheidet nicht, was zum wahren Unterricht der Jugend dienlich ist, läßt nur ohne Sinn und Verstand Aufgaben herbeten. . . III. *Was können Landschulen leisten?* Darüber äußert sich der Vf. sehr kurz. Was hie und da in Nürnbergischen Schulen wirklich geleistet werde, das könne allerdings überall wohl zu Stande gebracht werden, eine vernünftige Bildung sey gar wohl zu erzielen. . . IV. *Auf wel-*

*che Weise aber können Landschulen dieses leisten?* Antwort: Durch Anstellung gebildeter Lehrer, durch Verforgung derselben mit anständigen Gehalten, durch Bekanntmachung und gut entworfenen Schulordnungen, durch Anhalten im Schulunterricht, und ununterbrochene Lehrstunden (auch den Sommer hindurch) durch Einführung falscher Katechismen, welchen Lieder und gute Aufsätze über Rechtschreiben und über Rechenkunst angehängt wären.

Hierauf geht der Vf. zu der von ihm entworfenen Schulordnung selbst über. Er trägt diese in keiner methodischen Skizze vor, wenn man nicht etwa die letzten 2 Blätter im Buch dafür gelten lassen will, welche sehr kurze Schulgesetze enthalten. Er schreibt nur den Unterricht vor, welchen man, nach seinem Dafürhalten, an den einzelnen Wochentagen geben soll. Alsdann folgt ein Commentar über diese Schularbeiten, welcher gute Erinnerungen enthält, über das einförmige Lesen, über Schreiben mit Fraktur-Buchstaben; über das Auswendig-Lernen des Katechismus; und endlich über *Rechtschreibung*. Dabey concentrirt der Vf. viele grammatische Regeln gut. Hierauf folgen die vom Vf. vorgeschlagenen *Schulgesetze*: 1) die Gemeinde betreffend; 2) den Pfarrer; 3) den Schullehrer; 4) die Schulkinder. Diese sind kurz gefaßt, begreifen aber doch das Wesentliche; was zur Emporbringung eines Schulinstituts auf dem Lande erfordert werden kann. Ueberhaupt ist zu wünschen, daß dieses nützliche Buch in die Hände recht vieler Landgeistlichen und Landeschullehrer kommen möge, weil darin sehr viel zusammengestellt ist, was in größeren pädagogischen Schriften zerstreut liegt, und weil alles einfach, ohne Wortgepränge, vorgetragen wird.

Ar.

# Monatsregister

May 1804.

## I. Verzeichniß der im Monat May in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

A.

**A**erbi Reise d. Schweden und Finnland. A.  
d. Engl. von Wagland 121, 537.  
Almanac national de France 119, 251.

B.

Beleuchtung d. Pestalozzischen Großsprechereyen 129, 402.  
Bemerkungen, freymüthige, üb. Almosen-Anstalten etc. 119, 327.  
Berichte, amtl. u. gutachtl., üb. d. n. Leselehrart von Olivier 129, 406. 130, 409.  
Blanvillain le Pariseum 116, 297.  
Bock u. Riedner Samml. v. Bildnissen gel. Männer u. Künstler. Bd. 3. Hft. 1. 108, 240.  
Bory de St. Vincent Essais sur les Isles Fortunées 109, 241.  
Briefe über Ansbach 110, 255.

C.

Campe Reise d. Frankreich u. England 109, 246.  
Cornova d. Jesuiten als Gymnasiallehrer 130, 414.

E.

v. Engel Anwendung d. engl. Landwirtschaft a. d. deutsche 127, 590.

G.

Gallerie merkwürdiger Oerter in Deutschland 109, 247.  
Garpe Versuche üb. versch. Gegenstände a. d. Moral, Lit. u. d. ges. Leben. Th. 5. 120, 519.  
Gebetbuch, kathol., f. denkende Christen 110, 255.  
Glatz Jac. Stille's Erzählungsbuch 107, 232.  
Gotthard d. Brantweinbrennerey 128, 398.

H.

Hacker Jesus d. Weise v. Nazareth 125, 295.  
v. Halem Naturhistor. Abh. d. batav. Gef. d. Wiss. zu Haarlem 118, 519.  
Herrmanns Handbuch d. Metrik 104, 201. 105, 209.  
106, 217. 107, 225.  
Hoppenstedt prakt. Anweis. z. Gebr. d. Lieder f. Volksschulen 107, 251.  
— — — Bemerk. zu d. prakt. Anw. — —  
— — — Samml. d. in d. Liedern f. Volksschulen enthaltenen bibl. Sprüche — —  
— — — Fabeln und Erzählungen — —

I.

Jahn Arab. Chrestomathie 114, 281.  
— Lexicon arabico-latinum Chrest. accomdatum — —

K.

Kämpfe homiletisches Handb. Bd. 2. Th. 1. 115, 291.  
Kalender, Herzogl. Meckl. Schwerinsch. Staats- 110, 249.  
Kenntnisse, d. nöthigsten u. wichtigsten v. Eisenwerken 128, 597.  
Kindervater Natur u. Aerndte Predigten 115, 296.  
Kornmanns Handb. d. Abthschofsrechts 125, 357.  
Kunowski Predigten z. Beförd. häusl. Erbauung 115, 295.

M.

Manitius Beytr. z. Statistik des Saalkreises etc. 125, 359.  
Memoria Apellii 123, 359.  
v. Marr üb. d. wahren Ursprung d. Rosenkreutzer 116, 301.

O.

Organisation, die. d. Cob.-Saalfeld. Lande 119, 328.

P.

Paula Schrank Fauna Boica 117, 305. 118, 313.  
v. Proft Ideen üb. d. Organisation einiger untern Staatsgewalten 119, 325.

R.

Rambach Predigten üb. d. evang. Texte auf d. ganze Jahr 115, 293.  
Rayneval Institutions du droit de la nature et des gens 122, 345. 123, 355.  
Recensio Mstorum Codicum, qui ex Biblioth. Vatic. procuratoribus Gallorum - traditi fueré 108, 255.  
Reichard d. Passagier a. d. Reise in Deutschland etc. 121, 342.  
Reise v. Glogau nach Sorrent. V. Vf. d. Natalis 121, 540.  
Rink u. Vater Arab. Syr. u. Chald. Lesebuch 114, 281.  
Rosenmüller arab. Elementar u. Lesebuch 114, 281.  
Rühs Unterhalt. f. Freunde altdeutsch. u. altnord. Gesch. u. Lit. 113, 276.

S.

Scharp Kerkelijke Bedevoering 120, 535.  
Schreiber Gemälde d. Kindheit u. d. häuslichen Glück, 116, 304.  
Schu-

## Schneider's Predigten a. d. Sonn- und Festtagen

d. J. 1802.	116, 289.
Schulter Ideen üb. Getreide-Magazine	119, 321.
Schwarz Erster Unterricht in d. Gottseligkeit	124, 367.
Seidel Neuer Orbis pictus	107, 229.
Sieckler d. deutsche Obstgärtner. Bd. 19. Hft.	
1-6. Rd. 20. Hft. 7-10.	127, 392.
Simon, Was muß der Religionslehrer thun, um der gesunkenen Achtung seines Standes wieder aufzuhelfen?	126, 334.
Soyaux Pestalozzi, f. Lehrart u. Anstalt	129, 402.
Steiner Entwurf einer n. durchaus festen Bauart mit gewölbten Decken u. Dachungen	128, 393.
Steinmüller Bem. gegen Pestalozzi's Unterrichts-methode	129, 402.

T.	
Thaer Einl. z. Kenntn. d. engl. Landwirtschaft	125, 369. 126, 377. 127, 385.
o. Tingry N. Handb. f. Lackirer u. Mahler. A. d. Franz. v. Eschenbach	128, 396.

## U.

Ueber d. öffentl. u. gemeinschaftl. Vergnügungen der Landleute	116, 303.
--	-----------

## V.

Villers Essai sur l'esprit et l'influence de Luther	124, 361.
Voss mythologische Briefe	112, 267. 112, 265. 113, 273.

## W.

Wischel Vert. e. Schulordnung f. d. Land	150, 414.
--	-----------

## II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Barth in Leipzig	114.
Baudouin in Paris	109.
Bießerfeld in Schweidnitz	115.
Blanc in Paris	122, 123.
Calve in Prag	150.
Campe in Nürnberg	107.
Crusius in Leipzig	114.
Felsecker in Nürnberg	130.
Fleischer d. J. in Leipzig	104. — 107, 119, 122.
Füßli und C. in Zürich	129.
Gabler in Jena	119.
Gädjeke in Weimar	121.
Ginkel in Rotterdam	120.
Hahn, Gebr. in Hannover	107 (4), 125. — 127.
Hammerich in Altona	107.
Hendel in Halle	123.
Henrichs in Paris	116, 124.
Hertel in Leipzig	115.
Heyer in Gießen	124.
Hinrichs in Leipzig	128.
Hofbuchdruckerei in Schwerin	120.
Hoffmann in Weimar	128.
Jacobäer in Chemnitz	115.
Jacobäer in Leipzig	118.

Jäger in Frankf. a. M.	128.
Industrie-Comptoir in Weimar	127.
Jahr in Ratibor	110.
Korn in Breslau	125, 120.
Kummer in Leipzig	108.
Maurer in Berlin	121.
Nikolovius in Königsberg	112, 113.
Realbuchhandlung in Berlin	129.
Rein in Leipzig	115, 127.
Rink u. Schnuphase in Altenburg	115.
Rudolphi in Erfurt	129.
Ruff in Halle	123.
Schnuphase in Altenburg	126.
Schreiner in Düsseldorf	116, 119.
Schulbuchhandlung in Braunschweig	109.
Schumann in Ronneburg	109.
Seidel in Sulzbach	116.
Stein in Nürnberg	117, 118.
Steinacker in Leipzig	120.
Tauchnitz in Leipzig	123.
Testu in Paris	110.
Wohmer in Hamburg	128.
Woss in Berlin	123, 121.
Wappler und Beck in Wien	114 (2).

### III. Intelligenzblatt des May.

#### Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Bem. üb. Liter. Geschichte	55, 459.
— — Sprache	56, 465.

#### Ankündigungen.

Ankündigungen v. Uebersetzungen	54, 452.	55, 440.
Archiv f. d. med. Erfahrung v. Horn	60, 485.	
Aschenbergs Geschichte d. Niederrheins	58, 465.	
Bibliotheca Castellana etc.	59, 473.	
Böse's in Weissenfels Verlagsartikel	58, 467.	59, 473.
Breitenbach d. Fleischökonomie 2 Th.	58, 468.	
Dietrich vollst. Lexicon d. Gärtnerey und Bota- nik Bd. 4.	58, 468.	
Fuhrmann's Handb. d. class. Literatur	60, 485.	
Gädike's in Weimar n. Verlagsartikel	58, 469.	
Hanisch Wittwe in Hildburghausen n. Verlag	55, 459.	
Journal d. Erf. Theor. u. Widerfpr. in d. Nat. u.		
Arz. Wiss. St. 40.	54, 449.	
— — d. ausländ. medic. Literatur v. Haselund u. Harter	55, 455.	
Lindauers in München n. Verlagsbücher	60, 485.	
Möhrs in Frankfurt a. M. Verlagsartikel	55, 437.	
Musikalien im Mus. Verl. zu Braunschweig	55, 440.	
Müllercharn f. angehende Kaufleute	59, 480.	
Oemigke in Berlin n. Verlagsbücher	60, 486.	
Piepenbrings Archiv f. d. Pharmacie Bd. 2. St. 2.	54, 451.	
Plauti miles gloriosus ed. Danz.	59, 480.	
Reincke, die Erde	60, 484.	
Rinks in Altenburg n. Verlagsartikel	58, 466.	60, 483.
Schwarz Anl. z. Kenntn. d. kath. theol. Bücher	60, 465.	
Snell christl. Trost- und Besserungsbuch	58, 468.	
Sternbergs Lit. Zeit. f. Med. n. Chirurg. 7 <sup>te</sup> Hft.	55, 437.	
Stettins in Ulm n. Verlagsbücher	54, 431.	
Thieme's poet. Versuche	55, 440.	
Ulfilas Ausgabe v. Zahn	56, 451.	
Versuch e. hist. stat. geogr. Besch. d. kaiserl. fr. Reichstädte	59, 487.	
Wahlkabs in Lüneburg n. Verlagsbücher	60, 487.	
Winklers Verlag zu Wetzlar	56, 453.	

#### Beförderungen u. Ehrenbezeugungen.

v. Abele in Ulm	57, 460.
Andres in Würzburg	57, 460.
v. Aretis in München	57, 461.
Andonin zu Paris	54, 428.
Beer zu Wien	54, 428.

Berta zu Presburg	60, 482.
Beyer in Prag	60, 482.
Braig in Wien	60, 481.
Bredow in Helmstädt	57, 461.
Breitkopf in Petersburg	56, 450.
Brugmanns in Holland	33, 422.
Caratte zu Petersburg	55, 422.
Carlöfsky zu Eperies	60, 482.
Christoffy zu Käsmark	60, 482.
v. Colletti zu Triest	54, 428.
Darnaut in Wien	60, 482.
Deiman in Holland	55, 422.
Dittrich in Wissegrad	60, 482.
Driessen in Holland	53, 422.
v. Edlersberg in Aufse-	60, 482.
v. Fölsch zu Wien	54, 428.
Freindaller zu Linz	54, 428.
Fuchs in Jena	57, 461.
Gaishüttner in Linz	57, 461.
Garnier in Paris	57, 461.
Grollmann zu Gießen	55, 484.
Härtin in Ulm	57, 460.
Helwig zu Braunschweig	54, 428.
Henke in Helmstädt	53, 422.
Herzog in Bernburg	57, 461.
Hinsberg in Gänzburg	60, 482.
Jeckel in Wien	57, 460.
John in Wien	54, 428.
Kitaibel zu Pesth	54, 428.
Kriebel zu Eperies	60, 482.
Laiben zu Osgyar	60, 482.
Liptay zu Eperies	60, 482.
Marton	57, 461.
Meinert in Prag	60, 482.
Meyer in Eperies	60, 482.
Miller in Ulm	57, 460.
v. Peer in Innsbruck	57, 461.
v. Pétzeck zu Wien	54, 428.
Richter zu Wien	54, 428.
Rongens zu Paris	54, 427.
Rudolph in Petersburg	57, 461.
Rümi in Käsmark	56, 450.
Saiben zu Osgyan	55, 434.
Schmidt in Ulm	57, 460.
v. Schwarzkopf in Frankfurt a. M.	60, 481.
Span in Wien	60, 483.
Stahl in Coburg	57, 460.
v. Stoffaneo zu Wien	54, 427.
Sueur in Paris	54, 427.

ten Haaf in Holland  
Ulrich zu Jena  
Vrolick in Holland  
Walch zu Jena  
Wahlleitner zu Eperies  
o. Wohleben zu Wien  
Walß in Presburg

### Nekrolog.

Alter in Wien  
Bosch in Haag  
Bormann in Grönnigen  
Cannegieter  
Ernst, Herzogs zu S. Gotha Durchlaucht  
Fischer in Petersburg  
Huber in Leipzig  
v. Kempelen in Wien  
Lietzen in Friedrichstadt  
v. Pallas in d. Krimm  
Röllig in Wien  
Schorch in Erfurt  
Sirry, Poinssinet de, in Paris  
Will in Freyburg

### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Akademie d. Wiss. zu München 57. 452.  
— — kön. d. sch. Künste zu Florenz 57. 459.  
— — nützl. Wiss. zu Erfurt 60. 481.  
— — zu Bef. d. Bildnerkünste zu Leyden 53. 420.  
Athenée zu Niort 54. 457.  
Gesellschaft, d. niederländischen Literatur zu Leyden 53. 420.  
— — — philomatische in Berlin 53. 417.  
— — — philotechnische zu Paris 60. 481.  
Nationalinstitut zu Paris 54. 425.  
Preisaufgaben d. Teylerfchen theol. Gef. zu Haarlem 53. 418. 57. 457.  
— — — d. zweyten Teyler. Gef. zu Haarlem 53. 418. 57. 457.  
— — — üb. d. zweckmäsigsten Mittel Klät- schereyen in kl. Städten abzuhalten 57. 455.  
Societät, Kurf. ökon. zu Leipzig 55. 433.

### Oeffentliche Lehranstalten.

Anstalt, klinische zu Venedig 55. 453.  
Cadettencorps in Petersburg 60. 483.

53. 422. Friedrichs-Gymnasium in Berlin 53. 417.  
55. 453. Friedrich Wilhelms-Gymnasium in Berlin 53. 417.  
53. 422. Gymnasium zu Darmstadt 57. 459.  
57. 461. Schule zu Haarlem 53. 417.  
60. 482. — — Normal, in Westgalizien 55. 433.  
54. 428. Seminarium, Priester-, zu Ellwangen 57. 459.  
60. 482. Universität zu Königsberg 57. 457.

### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

57. 461. Berichtigung aus Wilna 53. 423.  
53. 422. Buchdruckerey in Constantinopel 54. 429.  
53. 422. Bücher zum Verkauf 56. 454. 60. 488.  
56. 441. Bücherpreise herabgesetzt v. Oemigke d. J. 59. 479.  
56. 451. Calligari's außerordentliches Concert nach n. Methode 54. 439.  
57. 461. Censurwesen in Wien 57. 462.  
57. 461. Chaufepié's Chinabier 57. 462.  
57. 461. Danzels Maschinen zur Direction des Luftbal- lons 57. 462.  
54. 428. Djurberg Utsförlig Geographie 57. 461.  
54. 428. Engels Vermächtniß 54. 430.  
54. 428. Erfindungen 53. 424.  
Fülleborns Büße v. Mattersberger 54. 428.  
Garten, botanischer, in St. Emmeran 57. 462.  
Gemälde, neues von Raphael in d. Münchner Gallerie 54. 428.  
Horst's Berichtigung 58. 471.  
Kiehlers in St. Petersburg n. archäologische Wer- ke 57. 464.  
König v. Dänemark erläßt d. Bibl. d. gemach- ten Verschüsse 60. 484.  
Lehrstuhl, d., Statistik zu Pesth soll von keinem Protestanten besetzt werden 55. 484.  
Mineralien Sammlungen b. Fiedler in Jena 56. 454.  
Pirolli, Piranaß, u. Schweighäuser Befchr. des Mus. Napoleon 54. 424.  
Polyzois Epopöe auf Bonaparte 53. 424.  
Sammlung liter. Merkwürdigkeiten in St. Peters- burg 57. 462.  
Schadows neue Kunstwerke 53. 423.  
Schuhkratts zu Stuttgart Schicksal 55. 454.  
Schlüters Vermächtniß 55. 434.  
Separatisten im Neu-Wirtembergischen 57. 462.  
Vermischte Anzeigen 58. 471. 60. 488.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N I J U N I U S. 1804

## T H E O L O G I E.

NÜRNBERG u. ALTDORF, b. Monath u. Kuf-  
ler: *Lehrbuch der christlichen Moral*, zu akademi-  
schen Vorlesungen von D. Paul Joachim Sieg-  
mund Vogel, Prof. der Theologie in Altdorf.  
1803. XII u. 456 S. 8.

Der Vf., welcher dem Publicum als ein selbstden-  
kender Theolog bekannt ist, geht durch indieser Schrift  
seinen eigenen Gang. Trenn seinem schon bekannten  
philosophischen System, stellt er den Menschenver-  
stand an die Spitze, und leitet aus ihm die Principi-  
en der Moral ab. Ohne mit dem Vf. über diese Ab-  
leitung zu streiten, glauben wir, daß alles haupt-  
sächlich auf die Frage ankomme: ob die Principien  
seiner Moral rein sind oder nicht? Sind sie rein, so  
kann man ihn die Quelle derselben ungestört nennen  
lassen, wie es ihm gefällt; denn nur die reinprakti-  
sche Vernunft kann zu reinen Moralprincipien füh-  
ren. Will er demnach diesen Vermögen den ob-  
gleich nicht ganz bequemen Namen *Menschenverstand*  
beylegen: so mag ers thun. Rec. hält sich an die Sa-  
che, und nicht an Worte, und eben in dieser Rück-  
sicht muß er Hn. V. alles Lob ertheilen. Er führt  
eine *unbedingte Gesetzgebung der Vernunft* §. 20, legt  
der reinen Moral ein *formales Princip* unter §. 22, ist  
mit Kant der Hauptsache nach, in Absicht des *höch-  
sten moralischen Princips* §. 25, auch in Absicht der  
*Willensfreyheit* eins, und hat von der Moralität rich-  
tige Begriffe §. 25. Kleine Abweichungen, deren sich  
bey jedem Selbstdenker mehrere finden, abgerech-  
net, kann man daher vom Vf. mit Recht sagen, er  
gehe in der reinen Moral den sichern, von Kant zu-  
erst vorgezeichneten, Weg, und gehöre zu den mora-  
lischen Puristen. So rein wie seine Principien, eben  
so bestimmt sind auch seine moralischen Begriffe über-  
haupt, ja durch das ganze Buch lernt man den Vf.  
als einen in philosophischer sowohl als theologischer  
Hinsicht unpartbeylichen Forscher kennen, der zu  
keiner Fahne schwört, sondern selbst untersucht, auch  
freymüthig genug ist, seine Meinung ohne Zurück-  
haltung zu bekennen. Zum Belege führt Rec. ein  
paar Stellen an. Z. B. S. 256 schreibt Hr. V. sehr  
wahr: „Die specielle Verwerfung des Gebets um ir-  
dische Güter ist hier ganz übergangen worden, weil  
sie augenscheinlich ganz grundlos ist, wenn man das  
Vergnügen an irdischen Gütern, und also auch den  
Wunsch nach ihnen, für erlaubt hält. Consequenter  
aber ist sie im Fichte'schen System, nach welchem

das Streben des Menschen dahin gehen soll, daß er  
aufhöre, ein Mensch zu seyn. Da aber dieses System  
mit der christlichen Moral ganz unvereinbar ist, in  
welcher eine Widerlegung desselben keine Stelle fin-  
den kann; so muß es in derselben als unhaltbar  
vorausgesetzt werden.“ Eben so ist S. 426 die exe-  
getische Bemerkung vollkommen richtig: daß 3 Mos.  
16. 6. 25. 49 שׂוּר שׂוּר, die Erklärung des Hn. D.  
Paulus, von שׂוּר nicht gelten könne. Hr. V. schreibt:  
„Die Erklärung des Hn. D. Paulus von שׂוּר, daß es  
den Zustand, die Pflichten und Rechte der Verwand-  
ten, denen die Blutrache (Blutsfreundschaftsrache) ob-  
lag, bezeichne, und aus welcher gefolgert wird,  
daß der Grund der Eheverbote die unnatürlichen Zer-  
rüttungen gewesen seyen, die in den Familien ent-  
stehen mußten, wenn jemand eine Frau heyrathen  
durfte, deren Bluträcher einer seiner Blutsverwand-  
ten gewesen wäre (*Neues theol. Journ.* B. 10 S.  
1190 ff.), kann wohl nicht angenommen werden;  
denn dieser Grund paßt doch nicht auf alle verbo-  
tene. Eben, würde aber auch auf solche passen, die  
nicht verboten sind, und nach 3 Mos. 18, 13 müßte  
die Blutrache auch weiblichen Verwandten obgele-  
gen haben.“

Wir haben bisher die Leser mit der hellen Seite  
dieses Buchs bekannt gemacht: es hat dasselbe aber  
auch eine dunkle. Gleich die Anordnung des Gan-  
zen ist, da der Vf. ein Compendium für akademi-  
sche Vorlesungen schrieb, nicht lichtvoll genug. Zwar  
geht er, welches lobenswürdig ist, im Allgemeinen  
den in solchen Büchern gewöhnlichen Weg. Nach  
einer Einleitung, in welcher vom Begriff der Moral,  
der theologischen Vernunftmoral, christlichen sowohl  
populären als wissenschaftlichen Sittenlehre, insbeson-  
dere aber vom Werth der christlichen Moral ausführ-  
lich gehandelt, dann eine systematische Eintheilung  
der Moral aufgestellt, endlich auch noch eine kurze  
Geschichte der christlichen Moral beygefügt wird, geht  
er zur allgemeinen Moral und von da zur menschlichen  
Tugendlehre über. Bey dieser handelt er in der Pro-  
pädeutik Abschnitt I von der moralischen Beschaffen-  
heit des Menschen, Abschnitt II von seinen Verhält-  
nissen in moralischer Hinsicht, in der menschlichen Tu-  
gendlehre selbst aber, wird Abth. I die allgemeine  
menschliche Tugendlehre und zwar erst die theoretische  
dann die praktische, Abth. II die specielle menschliche  
Tugendlehre vorgetragen, in welcher man die ein-  
zelnen Pflichten nach der bekannten und für eine  
theologische Moral einzig brauchbaren Abtheilung, in  
Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst, und gegen an-  
dere

Ggg

dere abgehandelt findet. In der Behandlung der einzelnen Materien ist aber seine Ordnung nicht zu loben; Rec. nimmt zum Beispiel die Lehre von den Pflichten gegen Gott. Hr. V. macht §. 121 zur Grundpflicht aller Pflichten gegen Gott; die Andacht. Ohne mit ihm wegen des ungewöhnlichen Sprachgebrauchs zu rechten, da er das Nachdenken über Gottes Allvollkommenheit und über sein Verhältniß zu den Geschöpfen (§. 122) Andacht nennt, können wir dieses Nachdenken doch keinesweges geradezu als Grundpflicht, oder, welches beym Vf. einerley ist, als die Quelle der Pflichten gegen Gott annehmen: denn es ist ja immer noch sehr angezweifelt, welches Resultat dieses Nachdenken hat. — Aus dieser Grundpflicht der Andacht, werden §. 123 als besondere Pflichten die Verehrung Gottes, die Liebe Gottes und die Zufriedenheit mit Gott abgeleitet. Diese Eintheilung ist nicht genau: denn ich verehere ja Gott auch durch Liebe zu ihm, und durch Zufriedenheit mit ihm. Bey der Verehrung Gottes redet Hr. V. erst §. 124 bis 126 von der Pflicht selbst, und den ihr entgegenstehenden Fehlern und Sünden, dann §. 127—132 von ihren Wirkungen. Eben so macht ers §. 133—135 mit der Liebe zu Gott, und §. 136—140 mit der Zufriedenheit mit Gott. Hierauf folgt noch in einem besondern Abschnitt: Gemeinschaftliche Wirkung der drey Hauptpflichten, die Lehre vom Cultus. Wie unbequem diese Anordnung sey, erhellet z. B. schon daraus, daß der Vf. sich nach ihr genöthigt sah, §. 128 bis 132 vom Eide, aber erst §. 140 ff. vom Religions-eid zu reden; zwey Materien, die offenbar zusammengehören. Auch hat er, um vollständig seyn zu können, zu einer sehr unbequemen Abtheilung der Lehre vom Cultus seine Zuflucht nehmen müssen. Er disponirt: Vom Cultus. Erster Absatz. Begriff des Cultus. Zweyter Absatz. Handlungen, welche nicht zum Cultus gehören. Dritter Absatz. Handlungen, welche zum Cultus gehören. Der zweyte Absatz gehört, wenigstens nach der Ueberschrift, nicht hieher.

Eben so wenig wie mit der Anordnung kann man mit allen einzelnen Behauptungen des Vfs zufrieden seyn. Rec. hebt zum Belege nur eine aus. Hr. V. nimmt an ein Begnadigungsrecht in folgendem (§. 113): „Einem Menschen, der wirklich tugendhaft ist, darf sogar die Befugniß zugestanden werden, in Collisionenfällen seinem Gefühle, ohne scrupulöse Ueberlegung, gemäß zu handeln, weil zu erwarten ist, daß es ihn richtig leiten werde. Sollte es ihn irre führen, so dürfte er unbedenklich, nach einem dem Menschen zuzuerkennenden Begnadigungsrechte, für nicht kraszwürdig erklärt werden. Dieses Recht gründet sich darauf, daß das Gefühl, nach welchem er seinen Willen bestimmt, kein anderes ist, als das vernünftige (§. 53), und daß er also gewissenhaft handelt, indem er demselben folgt.“ Allein 1) auch dem Tugendhaftesten kann es nicht erlaubt seyn, in irgend einem Fall anders als nach der strengsten Gewissenhaftigkeit zu handeln; Rec. er sich in dem Fleiß in der Tugend irgend eine Nach-

lässigkeit zu schulden kommen, fehlte es z. B. wo er Zeit dazu hätte, bey ihm an der nöthigen Ueberlegung, so wäre er strafbar. Er kann sich nicht aggratüiren. Eine Moral, welche hierin dem Tugendhaften vor jedem andern Menschen etwas vorausgäbe, gleich als könne er sich wohl einmal etwas erlauben, was ein anderer nicht thun dürfe, wäre eine falsche Moral. 2) Im Collisionenfall jedoch, wo ein Tugendhafter nicht Zeit hat lange zu überlegen und sich über die Collision aufzuklären, gleichwohl aber handeln muß, folgt er ohne Bedenken dem, was der Vf. vernünftiges Gefühl nennt: denn er meint damit nach §. 53 nichts anders, als das moralische Gefühl. Dann aber bedarf es auch von Seiten des Menschen keiner Begnadigung seiner selbst, er handelte in der reinsten Absicht, und da nur die Absicht die Moralität der Handlung bestimmt, so handelte er gut.

— w b.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: Nova opuscula theologica. Scriptis Christoph. Fridr. Ammon. 1803. 15 Bog. 8.

Eine Sammlung der in den letzten zehn Jahren erschienenen Programme des Vfs. I. De prologi Johannis Evangelistae fontibus et sensu. Zweifeln möchte Rec., ob λογος und σοφία, wie der Vf. behauptet, gleichbedeutend, und λογος vom Evangelisten Johannes für σοφία gesetzt, und er durch Jes. XI, 2 zu dieser Idee von Jesus Messiaswürde veranlaßt sey. B. d. Weisheit 9, 1 beweiset nicht, daß λογος und σοφία für gleichbedeutend galt. Λογος bezeichnete Allmacht, Weisheit und Güte, als schaffendes Princip vereint, Ps. 33, 6. d. 1. B. Mos. I, 3. ff. σοφία hingegen deutet an allen Stellen, deren Rec. sich erinnert, auf Weisheit besonders. Die aus den Apokryphen angeführten Parallelen mit dem Johanneischen Prolog sind als Erläuterung schätzbar; aber kaum für völlig parallel zu achten. Für die Erklärung des Prologs ist es nicht gleichgültig, ob λογος für gleichbedeutend mit σοφία, oder für mehr umfassend gehalten wird. Allmacht und Güte Gottes leuchtete nach Johannes Ueberzeugung aus den Thaten und dem ganzen Gesichte Jesu hervor, so wie Gottes Weisheit aus seiner Religionslehre. II. Inquiritur in narrationum de vitae Jesu Christi primordiis, fontes, incrementa et nexum cum religione christiana. Luk. I, 3 kann αὐτοῦ wohl nicht, wie es S. 32 heißt, beweisen, daß Lukas gerade von der Geburt des Johannes und von Jesus Geburt die Erzählung anfangen wollte. Uebrigens findet sich hier noch manche Spur von Kantischer Philosophie. Z. B. im Philosophem von der reinen Vernunft eines Sohnes Gottes, und in der Unterscheidung theoretischer und praktischer Vernunft; wenn gleich jetzt der Vf. dieser Philosophie entsezt hat. Besser vielleicht, der Vf. hätte dies zweymal hier vorkommende Philosophem gestrichen, da er es doch jetzt nicht mehr billigt. III. Ascensus Jesu Christi in coelum historia biblica. Ueber die Entstehung der verschiedenen biblischen



blichen Vorkellungsarten von diesem Gegenstande, und den nützlichen Gebrauch derselben im öffentlichen Religionsunterricht. IV. *De vestigiis theologiae Judaicae in epistola Pauli ad Romanos.* Ein Beytrag zur Erläuterung des N. T. aus den Rabbinen, bey deren Gebrauch man sich nur vor dem Irrthum hüten muß, daß Paulus alle die rabbinischen Ideen auch gehabt habe. Paulus hatte z. B. die rabbinische Meinung gewiss nicht, daß die Seelen der Nichtisraeliten durch Mitwirkung böser Geister entstanden seyen, denn nach Röm. 2, 15 hat ihnen Gott sein Gesetz ins Herz geschrieben. Rec. kann in vielen Stellen der Erklärung des Vfs nicht beystimmen, weil er die zur Auslegung gebrachten rabbinischen Meinungen nicht für Paulinische Meinungen hält. Nur da, wo in den Worten des Apostels deutlich der Sinn sich ergibt, welcher mit rabbinischen Meinungen übereinstimmt, erlaubt sich der Rec. das Urtheil, daß wirkliche Uebereinstimmung statt finde, und dieß Urtheil darf er bey den wenigsten Stellen sich erlauben, die hier erläutert sind. V. *Ambiguitur de argumentis, quibus ductus Johannes evangelista natiuitatem Jesu Christi Bethlehemiticam silentio praetermiserit.* Nicht sowohl, weil der Evangelist Johannes die in den Evangelien des Matthäus und Lukas schon enthaltenen Nachrichten von der Geburt Jesu voraussetzte, und zu wiederholen nicht nöthig achtete; als vielmehr deswegen; weil er die Messiaswürde Jesu auf die Vereinigung des Logos mit demselben gründete, meldet er nichts von der Geburt Christi. Rec. stimmt hiern dem Vf. bey; aber seine auch in dieser Abhandlung wiederholte Behauptung, daß Johannes deswegen die Messiaswürde Jesu auf die Erscheinung des Logos in der Person Jesu gründe, weil nach der jüdischen Deutung des Orakels Jes. XI, 2 ff. der Geist der Weisheit auf dem Messias ruhen solle, hält Rec. nicht für erweislich. Wahrscheinlicher dünkt uns die Vermuthung, daß Johannes, Jesus geliebtester Schüler, durch die oft wiederholte Versicherung Jesu von seiner innigsten Verbindung mit dem Vater, zu diesen edleren Begriffen von der hohen Würde der Person Jesu geleitet sey; zumal da Johannes so oft in den Reden Jesu diese Versicherung Jesu angeführt hat, und überall die innigste Verbindung des Sohnes mit dem Vater, nie aber absichtlich die Verbindung der Weisheit Gottes besonders mit Jesu, in dessen Reden bey Johannes beschrieben wird. Auch Paulus soll nach S. 97 die Vereinigung der göttlichen Weisheit mit Jesu als Grund seiner Messiaswürde gedacht, aber seine Ideen nach Sprichw. VIII, 22 ff. gebildet, und Col. I, 15 auf Sprichw. VIII, 22 Rücksicht genommen haben. Rec. hingegen findet in Paulus Briefen die σοφία Θεου, z. B. 1 Cor. 2, 7, Röm. XI, 33, 1 Cor. 1, 21, 24, Eph. 3, 9 von Christo unterschieden und dem Vater beygelegt, der das Reich Gottes durch Jesus stiftete. Auch Col. 2, 3 würde Rec. ἐν ᾧ auf πνεῦμα und nicht auf Χριστὸν beziehen, da sonst immer Paulus σοφίαν Θεοῦ ἐν πνεύματι nennt, wenn er von der Veranstaltung Gottes durch Christum schreibt. Aber Gott in Christo verehren, Gott überall mit Chri-

sto in der innigsten Verbindung denken, lehrt Paulus in allen seinen Briefen. Col. I, 15 ist nicht mit Sprichw. VIII, 22 ff. parallel, denn da ist die Weisheit nicht als schaffend, sondern Gott ist als Schöpfer, und die Weisheit, als seine älteste Tochter, oder als durch seine Schöpfung geoffenbart beschrieben. VI. *Illustratur locus difficilis Matth. 23, 35.* Der Vf. nimmt an, der griechische Matthäus, den wir haben, sey von einem unbekannten Hellenisten aus dem hebräischen Matthäus redigirt, und mit Zusätzen vermehrt, und in manchen Stücken geändert. Auch in dieser schwierigen Stelle habe dieser spätere Redacteur die Worte Jesu verändert, und auf Zacharias, Baruchs Sohn, bezogen, von welchem Josephus de B. J. IV, 6 erzählt. Daß auch diese Meinung ihre Schwierigkeiten habe, ist einleuchtend. Rec. nimmt lieber an, daß der Redacteur die Rede Jesu so gegeben habe, wie die Sage sie ihm überliefert, oder ein anderes Evangelium sie aufbehalten hatte. Willkürliche Abänderung dessen, was Matthäus geschrieben hatte, dem Redacteur zuzutrauen, sieht Rec. keinen Grund. Wir kennen ja den aramäischen Aufsatz des Matthäus gar nicht. VII. *Disquiritur, quatenus disciplina religionis et theologiae christianae pendeat ab historia Jesu Christi.* Die Geschichte dient zur Bestätigung der Religionslehren, und ihre Wirklichkeit auf die Gemüther der Christen durch Vorträge zur gemeinschaftlichen Erbauung zu beleben. VIII. IX. *De notionibus miraculi.* Der Vf. definirt ein Wunder, als *factum insolitum, ad commendandum legatum divinum et doctrinam ejus edocens*; bestimmt aber S. 162 *factum singulare vel memorabile, Deo procurante, ad commendandum legatum ejus ad homines eveniens*; und zeigt, wie Wunder von bloß wunderbaren Begebenheiten an diesem Merkmal zu unterscheiden seyen. X. *Vindicatur morum doctrinae arbitrium liberum, rejecta libertate Stoicæ ethicæ Kantianæ.* Der Vf. versteht unter Freyheit im biblischen Sinne des Wortes, das Vermögen, entweder der Vernunft oder der Neigung zu folgen. Rec. glaubt nicht, daß dieß der biblische Begriff der Freyheit sey, z. B. Joh. VIII, 32; aber in des Verfassers Bemerkungen wider die kantische Freyheitslehre ist er vollkommen mit ihm einig. XI. XII. *Brevis argumentationum pro summi numinis existentia recogniti.* Die Ueberzeugungsgründe werden nach ihrem verschiedenen Gewichte gewogen, und es wird gezeigt, wie sie zu gebrauchen seyen.

Die Gegenerinnerungen, welche Rec. bey einzelnen Sätzen dieser gelehrten Abhandlungen nach seiner Ueberzeugung mitzutheilen Ursache fand, sollen übrigens dem Werth derselben im Ganzen nichts entziehen. Rec. empfiehlt sie als sehr lehrreich und lesenswerth. Sie werden jeden nachdenkenden Leser zu neuer Prüfung mancher Sätze des Vfs veranlassen, und besonders auch dazu dienen können, junge Theologen auf den Unterschied aufmerksam zu machen, welcher zwischen der akademischen und der populären Lehrart immer bleiben muß.

HR.

KLEP.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**THEOLOGIE.** 1) Utrecht, b. van Yzerwou: *Brief van G. Bonnet, aan een Friend by Gelegenheid van zoms Aentekening in de Bibliothek van theologische Letterkunde, voor het Jaar 1803* Nr. 3. Dorde Druk. 1803. 158. gr. 8.

2) Utrecht, b. van Paddenburg: *Afgeperste Verdediging van Jodocus Heringa, Eliza'sz. 1803.* 32 S. gr. 8.

Dieses ist der Anfang einer neuen theologischen Streitigkeit, die in unsern aufgeklärten und toleranten Zeiten wirklich auffallend ist. Hr. Bonnet, Prof. der Theologie zu Utrecht, beschuldigt seinen Collegen, den Prof. Heringa, öffentlich, daß er sich der Irrlehre verdächtig gemacht habe, und hat ihn deswegen auch angeklagt. In dem herausgegebenen Schreiben an einen Freund erzählt er, wie er es selbst zu befördern gesucht habe, daß Hr. H. die 1793 erledigte Professur der Theologie erhielt. Allein seine Antrittsrede *de theologia in scholis institutione, ad praesentem reipubl. Christianae conditionem, prudentem accommodanda*, mißfiel schon Hn. Bonnet. Er erstaunte, als er hörte, mit welcher Geringschätzung Hn. H. von den Theologen redete, welche in ihrem Unwiderstehlichen von der innerlichen Berufung, der Wiedergeburt, der Lebendigmachung u. s. w. zu handeln pflegen, und daß er zugleich äusserte, er habe nichts dagegen, wenn man die Lehre von dem dreifachen Amt Christi auch zum Theil zu diesen Eigenheiten rechne. Es liefen nachher auch Briefe ein, welche die Denkart des Hn. H. über wichtige Lehrsätze der reformirten Kirche betrafen, und dieses alles wurde auch durch Hr. H. Predigten und Vorträge noch mehr bestätigt. Hr. B. hörte zwar selbst seit dem März 1795 Hn. H. nicht predigen; aber er bekam doch Nachrichten von andern. Alles dieses veranlaßte ihn und den Prof. Royards, daß sie sich vornahmen, dem Hn. H. ihre Beschwerden über seine Lehre und Denkart mitzutheilen. Dieses geschah im März 1800. In dem Gespräche fanden sie nun, daß Hr. H. in einzelnen Punkten und Bestimmungen noch mehr abweiche, als sie anfangs vermuthet hatten. Bald nachher wurde wieder eine Zusammenkunft veranstaltet. Man sprach über die Geheimnisse des Christenthums, und besonders über die Dreieinigkeit und die Menschwerdung Christi. Hr. H. erklärt sich nach dem Bönnetischen Bericht, daß er Geheimnisse glaube, und zwar alles das, was davon in der Bibel deutlich gelehrt werde, aber daß er sich an menschliche Ausdrücke und Vorstellungen nicht halten könne noch wolle. Als man weiter in Hn. H. drang, ob er die Lehre von der Dreieinigkeit so glaube und lehre, wie sie im Heidelbergschen Katechismus, im 8. 13. und 20. Sonnt. gelehrt, und in dem Niederländischen Glaubensbekenntnis Art. 8—11 vorgestellt werde, antwortete er darauf: „Ja, das schriftmäßige.“ Man fragte ihn darauf weiter, ob er die wahrhaftige und ewige Gottheit des Sohns, und eben dieses auch vom h. Geist, glaube. Nach dem Bönnetischen Brief, antwortete Hr. H. „daß er dieses nicht zu behaupten und zu sagen wagen dürfe, setzte aber hinzu, daß er die größten und erhabensten Gedanken von Jesu habe, daß er diesen aber doch nicht beystimmen könne, und daß er von der Wirkung des h. Geistes alles Gute erwarte, aber doch ebenfalls nicht sprechen könne.“ Als man ihm darauf sagte, daß er alsdann die wichtigsten Lehren des Christenthums verwerfe, soll er geantwortet haben: „Er könne das nicht annehmen, aber er lehre nichts dagegen.“ Man erwiderte ihm, das Verschweigen solcher Dinge, die gelehrt werden müssen, sey schon ein Entgegengehetzen. Hr. H. sagte darauf: „Er lehre keine entgegenstehende Behauptung und bestimme nichts.“ Als man ihm zu Gemüthe führte, was es doch auf sich habe, die göttliche Herrlichkeit Jesu zu verläugnen und den Geist der Gnade zu entehren, soll er geantwortet haben: „ich entnehme dem Herrn Jesus und dem Geist nichts, aber sehe wohl zu, daß ihr, indem ihr so etwas Jesu oder dem Geist zuschreibt, Gott nichts entnehmt.“ Man fragte weiter, wie er bey solchen Behauptungen taufen könne? Hr. H. antwortete „er taufe in dem Namen Gottes des Vaters, in dem Namen Jesu, als des Seligmachers, und des h. Geistes als der Ursache der Heiligmachung.“ In einer noch späteren Zusammenkunft legte man wieder folgende Frage Hr. H. vor: ob er sagen könne, daß er den Sohn Gottes für den wahrhaftigen ewigen Gott hielte, und ob er dieses auch vom h. Geist glaube? Ob er den Sohn und h. Geist für eines

Wesens mit dem Vater hielte? Die Antwort, welche Hr. H. gab, war nach Hr. B. „von dem Sohn und Geist als Gott glaube er alles, was die Bibel davon sage,“ damit war man aber noch nicht zufrieden. Man fragte also weiter, ob er die Antwort auf die 25 Frage des Heidelb. Katechismus für Wahrheit hielte, Darüber erklärten sich aber Hr. H. nicht näher, sondern sagte: „Er wolle allein mit der Bibel sprechen, aber in Geheimnissen möchte er nichts sagen, was die Bibel nicht sage.“ Hiernauf gaben die Professoren die Sache bey den vier ältesten Predigern, als Gliedern des Kirchenraths der Gemeinde zu Utrecht an. Darüber und über den Erfolg, mit welchem dieses geschehen sey, will nun Hr. B. in dem folgenden Brief nähere Auskunft geben.

Hr. Heringa hat nun in seiner *Afgeperste Verdediging* mit Ernst und Würde darauf geantwortet. Er erklärt, daß er bisher ruhig seinen Gang fortgewandelt habe, ohne auf die Kränkungen und Beschuldigungen zu antworten; jetzt könne und dürfe er aber nicht länger schweigen; er begnüge sich aber damit, theils den Leser zu versichern, daß er die Lehre von Gott, dem Vater, Sohn und h. Geist glaube, theils vorläufig zu sagen, was er im allgemeinen von dem Brief, der unter Hn. B's Namen ausgegeben sey, zu sagen habe. In Ansehung des Ersten erklärt sich Hr. H. so, daß wohl jeder billigenkende Orthodoxe damit zufrieden seyn wird. Er sagt unter andern: „Ich bekenne, es ist ein einiger Gott. Dieser Gott ist der Vater, unser Schöpfer, und der Sohn unser Erlöser, und der h. Geist unser Heilmacher; diese drey zusammen sind der einige, wahrhaftige, ewige Gott, und doch von einander unterschieden. Unser Erlöser ist der eigene, eingeborne Sohn des Vaters, der Abglanz der Herrlichkeit Gottes und das ausgedrückte Bild seiner Selbstständigkeit, dessen Ausgangs von Ewigkeit sind. Er ist das Wort, das im Anfang bey Gott und das Gott selbst war. Er ist zugleich ein Mensch, empfangen vom h. Geist und gebohren von der Jungfrau Maria. Der h. Geist ist nicht der Vater oder Sohn selbst, noch auch eine Eigenschaft, Tugend, Kraft oder Gabe; sondern der Geist, der vom Vater und Sohn ausgehet, der gesandt von dem Vater und dem Sohn alles wirkt u. s. w. Er sagt dabey, ich begreife es nicht, aber ich nehme es als eine Verborgenheit an, die für den menschlichen Verstand unergründlich ist. Und deswegen enthalte ich mich bey dem Vortrag dieser Wahrheiten auch gern der näheren Bestimmungen und Erklärungen; gebrauche gern die eigenen Worte der h. Schrift, als Worte, die der h. Geist lehret 1 Cor. 2. 13. Aber anderer Worte, die die menschliche Weisheit ausgefunden hat, enthalte ich mich am liebsten, und ich wünsche wohl, daß sie nie wären gebraucht worden.“ Was den Brief selbst betrifft; so redet Hr. H. mit vieler Achtung von Hn. B. und sagt, daß er ihm auch in dieser abgeordneten Vertheidigungsschrift für seine ehemalige Geneigtheit, die er gegen ihn bewiesen habe, danken müsse. Darauf fährt er fort: „Sollte ich nun einen solchen Mann unbillich, hart behandeln können? Das kann, das will ich nicht. O, daß ich es ihm ganz ersparen könnte! Daß ich meine Ehre und Lehre vertheidigen könnte, ohne ihn zu nennen! Daß ich es apertius könnte, was Er, unwürdig den Namen von Bonnet zu tragen, gegen mich geschrieben hat! Aber das, was von ihm geschrieben ist, ist geschrieben, und das, was ich schreibe, soll, wie ich hoffe, bloß Nothwehr seyn. Ich schreibe es unter den Augen Gottes, der mein Hertz kennt, der es weiß, daß ich aus voller Ueberzeugung schreibe, und vor dem wir dereinst erscheinen sollen.“ Darauf wird unterklagt, daß der erschienene Brief Unwahrheiten und falsche Beschuldigungen enthalte, daß darin die Worte verdrehet und aus dem Zusammenhang herausgerissen seyen, daß in dem Brief unvollständige und nicht genau erzählte Nachrichten vorkommen, daß manches verschwiegen sey, was zur Erzählung gehöre, daß er zugleich Ungereimtheiten und Unfinn enthalte. Alles dieses verspricht Hr. H., wenn man ihn weiter dazu nöthigen sollte, ausführlicher darzulegen und auch zu beweisen. Nach der Lage der Umstände und nach dem Aufsehen, welches die Sache in Holland macht, war zu erwarten, daß die Streitigkeit hiemit nicht werde beendigt seyn. Inzwischen ist der Schritt, welchen die Professoren Bonnet und Royards gethan haben, auf keine Weise zu rechtfertigen. In dem Verhältnisse, worin sie mit Hn. H. stehen, hat die Sache wirklich ein gehässiges Ansehen. Joh. 18. 35. Jacob. 3. 16.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 2 JUNIUS, 1804

## KIRCHENGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Schwickert: *Christliche Kirchengeschichte*, von Johann Matthias Schröckh, ordentl. Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg. Dreyßigster bis fünf und dreyßigster Theil. 1800—1803. 8.

Was die Freunde der Geschichte einstimmig wünschten, daß dies Meisterwerk des deutschen Fleißes, der Gründlichkeit, Unpartheylichkeit, Treue und Bedachtsamkeit in einer würdigen Beschreibung der christlichen Kirchengeschichte, wenigstens bis zu dem Ziele, das der Vf. sich vorgesteckt hatte, bis zur Epoche der Reformation, fortgeführt werden möchte, das ist in diesen letzten Theilen erfüllt, welche die Geschichte des letzten Zeitalters vor der Reformation von 1503—1517. in acht Abschnitten enthalten; nämlich 1) einen Abriss der bürgerlichen Geschichte dieses Zeitalters; 2) Geschichte der Wissenschaften und Künste; 3) Geschichte der Ausbreitung des Christenthums; 4) Geschichte der Päpste, des Klerus und des Kirchenrechts; 5) Geschichte des Mönchslebens und der geistlichen Ritterorden; 6) allgemeine Geschichte der Religion; 7) allgemeine Geschichte der Theologie; und 8) Geschichte der Religionsstreitigkeiten. Zwar muß es dem nachdenkenden Leser von selbst einleuchten, und Rec. darf es zum Behuf der Wissenschaft nicht unbemerkt lassen, daß diese Zertheilung der Geschichte, und die Abhandlung derselben nach der Ordnung gewisser Hauptfachen, die pragmatische Entwicklung jeder Wirkung aus ihren Ursachen, und die vollständige und lichtvolle Darstellung des Zusammenhanges aller Begebenheiten, als eines, in der historischen Beschreibung so, wie in der wirklichen Welt, genau verbundenen Ganzen, vielfach erschwert, und Zurückweisungen und Wiederholungen in Menge nöthwendig macht; Hindernisse, welche bey der Anordnung nach der Zeitfolge wegfallen! Aber eben so wenig ist zu verkennen, daß bey einer ausführlichen Geschichte der christlichen Kirche, welche eine vollständigere Beschreibung jedes wissenschaftlichen Gegenstandes in dieser Geschichte erfordert, die Anordnung nach der Zeitfolge der Begebenheiten sehr große Schwierigkeiten haben würde. Auch in einer solchen Anordnung würden, nach der ausführlichen Beschreibung des Denkwürdigen, hie und da, um den Faden wieder anzuknüpfen, Erinnerungen an das Vorhergehende, Zurückweisungen und Wiederholungen vielleicht unvermeidlich seyn, wenn

S. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

der Leser nicht den bedeutenden Vortheil entbehren sollte, von einem merkwürdigen Gegenstande das Wichtigste in Verbindung mit einander übersehen zu können. Auch hat es in der That der Vf. nirgends an solchen, aus der angeführten Ursache nothwendigen Zurückweisungen fehlen lassen; so daß dieser Geschichte der Ruhm einer pragmatischen Abhandlung des Ganzen und jedes einzelnen Theils desselben nicht versagt werden mag. Mit so ruhiger und unermüdeter Forschung, mit so scharfsinniger und unpartheyischer Würdigung der Berichte von jeder Thatsache, mit so richtiger Auswahl und so vollständiger und lehrreicher Zusammenstellung alles Wissenswürdigen, und mit so reichhaltigen, meist ausreichenden literarischen Nachweisungen, ist noch in keinem Werke die Geschichte der christlichen Kirche bis auf die Reformation beschrieben, als in dem gegenwärtigen, auf welches jeder deutsche Patriot stolz seyn kann. Ist in demselben gleich die Kraft und Schönheit, zu welcher sich die historische Schreibart erheben kann, nicht überall erreicht: so ist doch die Darstellung, bey aller Simplicität, nicht nachlässig, sondern lebhaft und angemessen, würdig und edel.

Das Interesse der Geschichte der Kirche, während des Zeitalters vom Tode Bonifaz VIII bis auf Luther, wird in Vergleichung mit dem Interesse der Geschichte der vorhergehenden Zeitalter natürlich desto größer, je größer und unerwarteter die Veränderungen sind, welche mit den Päpsten und ihrem Verhältniß zur Kirche, und zu den Regenten der christlichen Staaten, und in den christlichen Staaten selbst, in diesem Zeitalter vorgingen; zumal wenn man alle diese Veränderungen als Vorbereitung auf die große Revolution betrachtet, welche unmittelbar auf dieses Zeitalter folgte. „Wenn im vorhergehenden Zeitalter, (dies sind des Vfs Worte) der Geist der abendländischen Christen auf einigen Seiten zu ungewohnten Forschungen über Religion und Wissenschaft neubelebt zu werden schien: so ist es in diesem Zeitalter eine beynahe allgemeine Regsamkeit lange erschlafte, zurückgehaltener oder unterdrückter Kräfte; ein Streben nach bisher unerhörten, oder verbotenen Kenntnissen, nach verlorenen Rechten, nach Verbesserungen vom dringendsten Bedürfnisse, das alle kirchliche Schranken so vieler Jahrhunderte zu durchbrechen droht. Große und Hauptveränderungen im Zustande der Religion und der Wissenschaften, in der Gesetzgebung und in den Sitten; Entdeckungen und Entdeckungen von der äußersten Wich-

Wichtigkeit; die erste Verbindung aller Welttheile und aller Menschengattungen; ein Freyheitsinn endlich, der selbst der furchtbarsten Macht zu trotzen versucht; Alles dieses drängt sich so wunderbar durch einander, daß man oft Mühe hat, die Quellen, woraus es entsprungen ist, ausfindig zu machen. Große Männer von mehr als einer Art erheben sich immer zahlreicher über den gemeinen Haufen. Große Vorbereitungen, Hülfsmittel und Aufmunterungen vereinigen sich zur Erzeugung trefflicher Werke des Verstandes. Aber auch größere Aussichten und Erwartungen kündigen eine Zukunft an, die glänzender und für Religion und Menschenwohl fruchtbarer werden kann, als alle verfloffenen Zeiten. Man ist am Ende dieses Zeitalters gewiß, daß sich das Christenthum aus seinem langen und tiefen Verfall herausarbeiten werde; aber wie bald, durch welche Unterstützung, und in welchem Maasse dieß geschehen werde? das bleibt noch schlechterdings ungewiß. Alles, was dahin führt, ist erst ein schwächlicher Anfang und ein gefährvolles Wagnißstück.“

Diese Charakteristik des ganzen Zeitalters kann zugleich als Probe der Schreibart des Vf's dienen, und in unserem Zeitalter, bey so viel besseren und zahlreicheren Hülfsmitteln, Religion und Menschenwohl zu befördern, vielfaches Nachdenken über dasjenige, was in dieser Hinsicht geschieht, und was geschehen könnte und sollte, veranlassen!

Die 3 ersten Abschnitte der Kirchengeschichte dieses Zeitalters sind im 30 Th. abgehandelt. Im Abriss der bürgerlichen Geschichte zeichnet sich die Entstehung des Schweizerbundes, die so folgenreiche Entdeckung von Amerika, und in Deutschland das Reichsgrundgesetz der *göldenen Bulle*, welches den Vorrechten der Kurfürsten eine gesetzmäßige Festigkeit gab, und Maximilians I Regierung durch die Einführung des ewigen Landfriedens und andere wichtigen Verbesserungen aus. Ueberhaupt aber waren die Nationen größtentheils sich selbst überlassen. Fürsten, Gesetzgeber, Religionslehrer, die alles aus ihnen machen konnten, thaten wenig Erhebliches zu ihrer Vervollkommenung.

Ausführlicher ist die Geschichte der Wissenschaften und Künste in diesem Zeitalter beschrieben. Die Errichtung so vieler Universitäten, so fehlerhaft auch noch ihre Verfassung war, legte doch einen festeren Grund, auf welchen, unter günstigeren Umständen, künftig vortheilhafter zum Besten der Gelehrsamkeit gebaut werden konnte. Von *Paris* und *Wittenberg* ist hier am vollständigsten Nachricht gegeben. Nächst dem hat der Vf. dankbar der gelehrten Fürsten erwähnt, die sich durch Liebe zu den Wissenschaften, und freygebiges Gewogenheit gegen die Lehrer derselben auszeichneten; gerade so, wie er in der bürgerlichen Geschichte das Andenken der Regenten der fortdauernden Verehrung der Nachwelt darstellt, die sich durch tüchte Regententugenden gerechte Ansprüche auf den Namen eines *Vaters des Vaterlandes* erworben haben. Dann werden die Männer gerühmt,

welche in diesem Zeitalter das Studium der classischen Schriften der Griechen und Römer beförderten. Griechen und Italiener weitesterten im Auffuchen und Sammeln der Handschriften, griechischer und römischer Schriftsteller; aber noch erschwerte die Seltenheit und der theure Preis der Bücher, da man *Plutarchs Biographien* mit 80, die Briefe des *Seneca* mit 15—16, eine Concordanz mit 100 Ducaten bezahlte, und für eine Abschrift des *Livius* ein Landgut kaufen konnte (Th. 30. S. 170), die Anlegung größerer Bücheransammlungen; bis die unschätzbare Erfindung der Buchdruckerkunst, (Th. 30. S. 171 ff.) die Verbreitung aller gemeinnützigen Kenntnisse unendlich erleichterte. Die hier besonders merkwürdigen Männer, wie *Laur. Valla*, *Reuchlin* und *Erasmus*, sind durch eine ausführlichere Nachricht von ihrem Leben und Verdiensten ausgezeichnet; aber auch die übrigen Wiederhersteller der Wissenschaften der Griechen und Römer, die griechischen Sprachgelehrten, und die griechischen, lateinischen, deutschen, italienischen, französischen und mohammedanischen Geschichtschreiber nicht übergangen. *Aeneas Sylvius*, *Sabellicus* und *Bonifolius* sind wegen ihres Strebens nach Veredlung der Geschichtschreibung, *Joh. von Tritheim* und *Albrecht Kraus* als Geschichtsforscher gerühmt; aber auch *Joh. Ammianus von Viterbo* ist als Geschichtverfasser ausgezeichnet. Die lateinischen, französischen, italienischen und englischen Dichter, die deutschen Meistersänger und Versuche in Uebersetzungen und Satyren, verdienen hier mit aufgeführt zu werden, um die Stufe zu bezeichnen, bis auf welche sich in diesen Künsten das Zeitalter erhoben hatte; ausführlicher aber ist der Zustand der scholastischen Philosophie, wegen ihres vielfachen Einflusses auf die Theologie des Zeitalters beschrieben, und dann kürzer von den Veruchen, die Philosophie zu verbessern, von dem durch *Pletho* veranlaßten Streit über den Werth der platonischen und aristotelischen Philosophie, von den Platonikern und Aristotelikern des Zeitalters, vom Zustande der Naturkunde, Mathematik und Arzneiwissenschaft, des römischen und deutschen Rechts, und des Criminalrechts besonders, und des abentheuerlichen Hexenprocesses, wobey der *mallem maleficarum* nicht vergessen ist, und der Malterey, Baukunst und Bildhauerkunst gehandelt. Auf diesen reichen Schatz interessanter Nachrichten macht Rec. alle Freunde der Geschichte und Wissenschaften aufmerksam.

Die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums im 3 Abschnitt beschreibt die Umstände der sogenannten Bekehrung der Litthauer, Lappen und Kumanen, die Ausbreitung des Christenthums im weltlichen Afrika und Amerika, und unter den Mauren in Spanien, die Unterdrückung des Christenthums in Sina, und überall, wohin Timurs siegreiche Waffen drangen, die von neuem versuchten Kreuzzüge gegen die immer weiter vordringenden Muhammedaner, den Zustand der Juden, ihre Gelehrten, Talnuiden und Polemiker, die Beschuldigungen und Verfolgungen der Juden, und die Veruche, sie zu bekehren.

Der

Der 31 und 32 Theil ist der für diesen Zeitraum so vorzüglich merkwürdigen Geschichte der Päpste gewidmet, und verbreitet, bey strenger Unpartheylichkeit, über manche Theile dieser Geschichte ein helleres Licht. Sehr angemessen ist diese Geschichte so abgetheilt, daß die erste Hälfte den Zeitraum vom Tode Bonifacius VIII bis zum Tode Martins V, oder bis zur Ausschreibung des Concils zu Basel und die zweyte Hälfte den Zeitraum vom Anfange des Concils zu Basel bis zum Anfange der Reformation in sich begreift. Der Anfang des ersten Zeitraums zeichnet sich gleich die wegen ihrer Folgen höchst wichtige Verlegung der Residenz der Päpste von Rom nach Avignon aus. Zwar hoffte Philipp der Schöne wohl mehr dadurch zu gewinnen, daß er Clemens V nur unter der Bedingung auf den päpstlichen Stuhl brachte, daß er zu Avignon residiren solle, als er wirklich dabey gewann. Er brachte es zwar dahin, daß die von Bonifacius VIII wider ihn erlassenen Befehle aufgehoben, und alle diejenigen mit der Kirche versöhnt wurden, welche, wie Wilhelm von Nogaret zu Anagni, sich zur Vollziehung seiner Rache an jenem ihm wegen seines natürlichen Uebermuths mit Recht verhassten Päpste, hatten gebrauchen lassen. Aber seinen Wunsch, Bonifaz VIII noch nach seinem Tode als einen Ketzer verdammen zu lassen, und seinem Bruder, Karl von Valois, die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen, erfüllte Clemens V nicht. Auch während ihres Aufenthalts zu Avignon blieben die Päpste dem, ihnen durch die Bekleidung mit ihrer Würde übertragenen, und nach ihrer Ueberzeugung von Gott selbst ertheilten, Charakter tren. Einmal anerkannt als Statthalter Gottes auf der Erde, als über alle Fürsten, wie die Kirche über alle bürgerlichen Reiche erhaben, betrachteten sie das Streben, dies Ansehen zu behaupten, und jedem ihrer Nachfolger wo möglich vergrößert zu überliefern, als ihres Amtes unerlässliche Pflicht. Darauf, und auf die Macht der öffentlichen Meinung, welche ja die Päpste für sich hatten, wie selbst Bonifacius VIII dies zu Anagni noch kurz vorher erfahren hatte, rechneten auch, wie es scheint, die übrigen christlichen Regenten, als sie so ruhig zusahen, wie der König von Frankreich den Papst gleichsam in seine Gewalt brachte, da er ihn bewog, seinen Sitz in Avignon zu nehmen. Zwar klagen die italienischen Schriftsteller, wie der Vf. bemerkt, über diese Verlegung der päpstlichen Residenz, als über die Ursache der Abnahme des Ansehens der Päpste. Sie nennen den Aufenthalt der Päpste zu Avignon die babilonische Gefangenenschaft derselben. Sie schildern die nachtheiligen Folgen davon für Rom, welches allerdings nicht wenig dadurch leiden mußte, daß die aufwandreiche Hofhaltung der Päpste ihm entzogen wurde. Aber eben so richtig ist auch die Bemerkung des Vfs, daß die Abnahme des Einflusses der Päpste nicht sowohl in ihrem Aufenthalt zu Avignon, und in der Macht, welche der König von Frankreich dort über sie erhalten, ihren Grund habe, als vielmehr in dem päpstlichen Schisma, welches ja nicht nothwendig aus der Verlegung des päpstlichen Sitzes

entstehen mußte. Der Vf. hat S. 22—24 *Platina*, *Muratorius* und besonders *Petrarca*, als Zeugen angeführt. Der letztere schildert vorzüglich das Sittenverderben, welches seit der Verlegung der Residenz der Päpste nach Avignon in dieser Stadt herrschte, als unbeschreiblich groß. Er nennt sie das neue Babylon, die berückigte Hure, von welcher Johannes in der Offenbarung geweissagt habe. Aber nach S. 25 ff. haben die französischen Schriftsteller, wie besonders *Nicolaus de Clemangis* und *Mezeray*, eben so laut über das Verderben geklagt, welches aus Italien mit den Päpsten nach Frankreich gekommen sey. Ersterer schreibt: Die Kirche habe ihren nahen Verfall vorhersehen müssen, seitdem sie wegen ihrer verhassten Huzereyen Rom verlassen habe, und nach Avignon geflüchtet sey. Denn je freyer, desto offener habe sie dort sich ihrer Simonie und schamlosen Aufführung überlassen. Sie habe mit ausländischen bittern grasses Unglück nach Frankreich gebracht, wo bis dahin eine mäßige Lebensart geherrscht hätte. Eben so hat *Mezeray* geklagt, daß durch die Päpste die Simonie, die Chikane in Rechtshandeln, und unnatürliche Unzucht nach Frankreich gebracht sey, und *Baluzius*, in seiner Vorrede zu seinen Lebensbeschreibungen der Päpste, sucht auch zu beweisen, daß Frankreich durch den Hof der Päpste zu Avignon viel gelitten habe. — Auch die Entstehung des Schisma ist vom Vf. in ein helles Licht gesetzt. *Urban* I Härte und gebieterisches Verfahren empörte die Cardinale so sehr, daß sie sich von ihm trennten, und *Robert*, Bischof vom Cambray, der den Namen Clemens VII annahm, und Avignon zur Residenz wählte, zum Papst ernannten. Da theilte sich seit 1378 die Kirche in zwey Partheyen, wovon die eine für Urban, die andere für Clemens war, und dies war der Grund alles Folgenden. Hätte der eine dieser beiden Päpste ein allgemeines Ansehen zu erhalten, und die ganze Kirche zu bewegen gewußt, ihn allein als rechtmässigen Papst zu erkennen: so würde er seinen Gegner leicht unterdrückt haben. Aber nun hatte ein jeder eine mächtige Parthey für sich; die französische der eine, und der andere die Gegner Frankreichs. Nun suchte man umsonst, es dahin zu bringen, daß einer von beiden freywillig seiner Würde entlagte; oder daß beide sich der Entscheidung gewählter Schiedsrichter unterwürfen; oder daß einer sein Cardinalscollegium aussterben ließe. Kein anderes Mittel, als ein ökumenisches Concil, blieb übrig. Das zu Pisa 1409 versammelte ernannte zwar *Alexander V*; aber die beiden anderen Päpste, Gregor XII, und Benedict XIII, unterwarfen sich demselben nicht. Erst zu Constanz, da es den Fürsten nun einmal ein Ernst war, das Schisma aufzuheben, ward Alexanders V Nachfolger, Johann XXIII, seiner Würde entsetzt, Gregor XII, der freywillig resignirte, zur Würde des ersten Cardinals der Kirche erhoben, Benedict XIII abwesend abgesetzt, und Martin V als einziger rechtmässiger Papst ernannt, der 1431 starb, und den Anfang des von ihm ausgeschriebenen Concils zu Basel nicht erlebte, welches

ches seinem Nachfolger Eugen IV so vielen Verdruss machte. Aber am Ende wußte Eugen IV doch über das Concil zu Basel zu siegen. Er ward zwar vom Concilium, das über den Papst zu seyn behauptete, citirt, und als er nicht erschien, für abgesetzt erklärt, und Felix V zum Papst ernannt. Doch auch hier zeigte sich, wie zu Pisa und Cöfnitz, daß auch die sogenannten allgemeinen Concilien nichts wider den Papst vermögen, ohne den Beystand der Fürsten. Eugen IV wußte diese für sich zu gewinnen, und hatte die Cardinäle größtentheils auf seiner Seite. Er gewann den *Aeneas Sylvius*, der zuerst auf dem Concil die Vorrechte desselben sehr muthig gegen den Papst behauptete; hernach aber selbst für den Papst mit Kaiser Friedrich III unterhandelte, und durch die Aschaffenburger zu Wien abgeschlossenen Concordate der Hauptsache nach alles wieder aufheben ließ, was zur Einschränkung der Macht der Päpste in Deutschland auf dem Concil zu Basel beschlossen war. Ja, Aeneas Sylvius brachte, als er selbst Papst geworden war, Ludwig XI von Frankreich dahin, daß er die von Ludwig IX errichtete pragmatische Sanction, welche der gallicanischen Kirche zum Schutze wider die Eingriffe der Päpste in ihre Rechte und Freyheiten, und besonders wider die Gelderpressungen derselben diente, fast unkräftig machte; bis endlich Leo X den König Franz I bewog, die pragmatische Sanction ganz aufzuheben, und ein sogenanntes Concordat an die Stelle derselben setzen zu lassen, welches die Gewalt der Päpste über die gallicanische Kirche eher erweiterte, als beschränkte. Der Vf. konnte daher mit Recht, in seiner trefflichen Schilderung der Macht der Päpste, am Schlusse des 32 Theils behaupten, daß es noch gar keinen Anschein zu einer so nahen Revolution hatte, als die war, welche seit 1517 den Päpsten einen so bedeutenden Theil ihres geistlichen Gebiets entriß. Es war von keinem großen Einfluß, daß schon von so vielen heller sehenden und besser gesinnten Menschen die Unrechtmäßigkeit der päpstlichen Anmaßungen in der Stille erkannt und bezeugt, und von nicht wenigen kühneren Schriftstellern dieselbe sogar öffentlich bestritten war. Den größeren Haufen konnte das alles noch nicht von der abergläubigen Meinung, der Papst sey von Gott selbst zu seinem Statthalter auf der Erde bestellt, zurückbringen, und die Politik der Fürsten, auf die am Ende das Meiste ankam, wollte zwar die Päpste wohl beschränken, aber doch ihr Ansehen nicht fallen lassen; weil sie dasselbe aus Irthum für nothwendig hielten, um Ruhe, gesetzliche Ordnung und Unterwürfigkeit, mit Hülfe blinder Religiosität, bey ihren Unterthanen zu erhalten. Es mußten also erst die Völker, durch ein auf alle Stände wirkendes Belehrungsmittel, von ihrer abergläubigen Meinung befreyt, und Fürsten für die Sache der Wahrheit ganz gewonnen werden, wenn die gute Sache siegen sollte, und dazu war noch kein Anschein vorhanden! Der Vf. führt selbst, mit der ihnen schuldigen Achtung, im 33 Th. in der Geschichte des Kirchenrechts und des Klerus, die muthvollen Männer auf, welche, wie *Marfilus von Padua*, *Johann von*

*Sanden*, *Wilhelm Occam*, *Johann von Paris*, u. a. die Rechte der Fürsten gegen die Päpste vertheidigten. Aber keiner hielt es doch auf die Länge für rathsam, das Oberhaupt der ganzen Christenheit zum Feinde zu haben; und wurden auch Versuche gemacht, der Kirche ihre älteren Freyheiten und Rechte wieder zu verschaffen: die Päpste wußten alle die Versuche zu vereiteln. Galt ja doch ihr Gesetzbuch in voller Kraft, zu welchem die *Clementinas* Clemens V, und die *Extravagantes* Johann XXII, und die *Extravagantes communes*, noch in diesem Zeitraum, als überall geltend, hinzukamen. Hingegen das siebente Buch der Decretalen im *Corporis Juris Canonici* erhielt nicht ein den übrigen gleiches Ansehen. Der Klerus selbst, so unzufrieden Bischöfe hie und da mit den Schmälerungen ihrer Rechte waren, schloß sich doch immer an den Papst an, und wollte, seines Vortheils halber, lieber von den Päpsten, als von den Fürsten abhängen. Traurig ist das Gemälde der Verdorbenheit der Sitten, und der Unwissenheit der Geistlichen. Empörend ist es, den Coelibat der Geistlichen ihnen unter dem Namen der Keuschheit so dringend empfehlen zu hören, indess überall die lautesten Klagen über ihre Unkeuschheit erschallten; indess die Bischöfe dem Pfarrer für einen gewissen Preis die Erlaubniß verkauften, sich eine Beyschläferin zu halten, und die Gemeinen zum Theil darauf drangen, daß der Pfarrer eine Concubine haben solle, damit nur ihre Weiber und Töchter vor der Verführung derselben mehr gesichert wären.

Im fünften Abschnitt, (Th. 33, S. 90—260) erzählt der Vf. die Geschichte der *Mönche* und der *Ritterorden* in diesem Zeitalter. Dankenswerth ist die Sorgfalt, womit er das Wissenswürdigste aus dieser traurigen Geschichte der menschlichen Thorheit und Religionschwärmerey mit unbestechlicher Wahrheitsliebe aus hob, und in einem ruhigen, wenn gleich mißbilligenden, Vortrage darstellt. Giebt es doch noch heut zu Tage ähnliche Thorheiten, die den Freunden des Helldunkels in Religionsachen, wie allen unaufgeklärten religiösen Mystikern, nur zu gefährlich sind! Zudem ist die wahrhafte Geschichte dieser Thorheiten, und des Benehmens der Päpste bey den Streitigkeiten der Mönche, und ihre Grausamkeit gegen die *Fratricellen* und *Spiritualen*, charakteristisch für den Geist des Zeitalters. Die *Lollharden* oder *Alexianer* werden, wie billig, nach Mosheim, aus der Ketzerliste gestrichen; als gutherzige und mitleidige Niederländer, die sich der Sorge für Kranke und Sterbende, und für die Beistattung derselben widmeten, und freylich wohl den Kranken oft lieber waren, als ihr geldfüchtiger Pfarrer, so daß sie sich den Neid der Geistlichen zuzogen. Zuletzt ist sehr befriedigend und unterhaltend von den Schwärmereyen und Offenbarungen der heiligen *Brigitta*, und *Gersons* freyer Kritik über dieselben, Nachricht gegeben; wie auch von dem Orden der *Johanniter*, der *Rhodiser*, der deutschen *Ritter* und der *Tempelherren*, dessen Aufhebung auf Befehl des Papstes hier nach den neueren Aufklärungen als durchaus ungerecht in wahrenm Lichte dargestellt wird.

(Der Beschluß folgt.)



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 J U N I U S, 1804

## KIRCHENGESCHICHTE

LEIPZIG, b. Schwickert: *Christliche Kirchengeschichte von Johann Matthias Schröckh, etc.*  
(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hierauf folgt im sechsten Abschnitt die Geschichte der Religion (Th. 33, S. 269—586). Hier thut es dem wahrheitsliebenden Leser wohl, schon die Morgenröthe des helleren Lichts zu erblicken, welches bald hernach aufging. Der Psycholog findet in dem Vorgänge der vorurtheilsfreyeren Forscher die Ursachen, welche ihm die freyere Erhebung des Geistes Luthers und so vieler seiner Zeitgenossen erklären. Drang nicht schon *Peter von Ailly* darauf, dass die heilige Schrift als der Grund zu betrachten sey, auf dem die Kirche ruhe? Wenn *Joh. Gerson* gleich noch die Auslegung der Bibel der Tradition der Kirche unterwarf, und den Ursprung derselben unmittelbar vom Gott ableitete; wenn gleich *Nicol. von Cusa* das Ansehen der Kirche über das Ansehen der Bibel erhob, weil ja die Kirche eher, als die Bibel, gewesen und die Auslegerin der Bibel sey; wenn *Johann Gerson*, bey aller seiner sonstigen guten Einsicht, gerade wegen seines blinden Glaubens an die kirchliche Tradition, die crassesten Vorstellungen vom Fegefeuer vertheidigte: so hing doch *Joh. Wessel*, auch *Hermann Gansport* genannt, nicht mehr an diesem Aberglauben, und stellte schon das Fegefeuer bloß als ein Bild der vollkommeneren Besserung und Läuterung in jenem Leben dar; und *Joh. von Wesel*, dessen Schriften Luther vorzüglich studirt hat, erklärte sich über den Ablass fast ganz so wie Luther, und reformirte, wie *Joh. von Goch* die Theologie nach der Bibel. Aber im Ganzen blieb die Religion der Christen in diesem Zeitalter, was sie schon in den vorigen war, ein Gepränge eider Cerimonien, ohne Kraft und Nutzen für die Veredlung des Geistes und Herzens. Von den Bibelübersetzungen, von den Lehren von sieben Sacramenten, von der Transsubstantiation, von der *communio sub una*, von Mariens unbefleckter Empfängnis, und dem Streit darüber, und von den neuen Heiligen, als Gegenständen des Cultus, und den ärgerlichen Legenden, von ihren Wundern, Visionen und Offenbarungen, und zuletzt vom elenden Zustande der Predigten, unter welchen die der Mytiker doch die besten, aber durchaus noch keine Proben eines durch classische Schriften des Alterthums gebildeten Geschmacks waren, ist in diesem Abschnitt ausführlich und gründlich gehandelt.

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

Die beiden letzten Abschnitte hat der Vf. im letzten Theile zusammengefasst, die Geschichte der Theologie, Th. 34, S. 1—339 und die Geschichte der Religionsstreitigkeiten S. 340—760. Je mehr Merkwürdiges von Verbesserungsversuchen im Fache der Theologie in der Geschichte dieses Zeitalters vorkommt, und je nothwendiger die Kenntniß dieser vorhergegangenen Verbesserungsversuche zur richtigen Würdigung der Theologie des folgenden Zeitalters ist, die sich aus jener entwickelte: desto schätzbarer sind die Nachrichten, welche der Vf. von den Versuchen, die theologische Methode zu verbessern, von den vorzüglichsten Theologen dieser Zeit, von den Fortschritten in der Kritik und Exegese der Bibel, von den Scholastikern dieses Zeitalters und ihren Schriften, und von der Bearbeitung der christlichen Sittenlehre und Casuistik, mitgetheilt hat. Ueber *Laurentius Valla*, *Erasmus*, *Reuchlin*, *Nicolaus von Lyra*, *Joh. Tailler*, *Joh. Gerson*, *Thomas von Kempis*, u. f. w. findet man hier leicht das Wichtigste für den Theologen und Forscher der Kirchengeschichte, in richthoher Kürze bey einander.

Da im Abschnitt von den Religionsstreitigkeiten keine allgemeinen polemischen Schriften anzuzeigen waren: so ist mit einem lehrreichen Auszuge aus *Marsilius Ficinus* Vertheidigung der Wahrheit der christlichen Religion der Anfang gemacht. Die auch nachher beliebteste Art, die Lehre von drey Personen in Gott vernunftmäßig darzustellen, findet man schon in diesem Buche gewählt. Gott hat einen ewigen Begriff von sich, als dem höchsten Gute, und das höchste Wohlgefallen an sich, als dem höchsten Gute, von Ewigkeit. Dieß nennen die Theologen drey Personen. — Auch *Alphonsus de Spina fortalium fidei*, und *Theophanes von Nicaea* Schriften wider die Juden beschreibt der Vf., und erzählt dann die vergeblichen Versuche, die griechische Kirche mit der abendländischen zu vereinigen, und die Streitigkeiten mit derselben und den Hefychastern, die Bemühungen um die Vereinigung der Armenier und Jacobiten mit dem Papste, die Geschichte der Inquisition gegen die Ketzer, die Verfolgungen, die man gegen die Waldenser erregte, die Geschichte Wiclefs und der Wiclefiten, am ausführlichsten aber und wirklich meisterhaft die Geschichte der hussitischen Streitigkeiten. Zuletzt ist noch eine allgemeine Uebersicht des Zustandes der Religion und Kirche am Schlusse dieses Zeitalters gegeben. Traurig genug war dieser Zustand, um das Verlangen nach Verbesserung zu erregen. Aber eben so klar lag es vor Au-

III

gen,



gen, daß eine Verbesserung von dem Klerus sowohl, als vom Papste, eher werde gehindert als befördert werden, und daß nur ein sehr muthvoller und mächtiger Widerstand die Hindernisse der so nöthigen Reformaten werde überwinden können.

Mit dem 34 Theile ist also die Geschichte der christlichen Kirche bis zum Jahre 1517 geendigt, und der 35te enthält, außer einer Vorrede, einem historischen Begriff der Religion Jesu, ein vollständiges Register der merkwürdigsten Personen und Sachen der ganzen älteren Kirchengeschichte, und endlich Zeittafeln derselben. In der Vorrede bemerkt der Vf. zuerst, er habe die Absicht gehabt, das Register mit noch mehreren Zusätzen auszustatten; aber theils habe ihn die *Menge* der neuen Muthmaßungen, Erklärungsarten, Geschichtsausstellungen und Untersuchungen, welche auch bloß zu verzeichnen schon zu viel Raum eingenommen haben würde, seinen Voratz zu ändern bewogen; theils würde zu der nöthigen Prüfung der Gründe und Gegengründe im Register nicht der rechte Ort gewesen seyn; theils sey zu erwarten, daß ein beträchtlicher Theil der neuen Hypothesen bald mit anderen Ephemeriden hinwelken werde. Indessen ist das Register doch mit manchen Zusätzen bereichert, besonders mit einer beurtheilenden Anzeige der merkwürdigeren neueren Geschichtsschreiber der christlichen Kirchengeschichte, unter den Artikeln: *Kirchengeschichte, Kirchenversammlungen, Kirchenväter, mit einer Nachricht von den Joliamischristen, und mit literarischen und anderen Nachträgen unter den Artikeln: Abendmahl, Afra, Amulo, Anshar, Auferstehung, Bogomilen, Callistus I, Canon, Chiliasmus, Christus, Decius, Dreieinigkeit, Febronius, Felix II, Homeriten, Kirchenverfassung, Kyrkujolsu, Montanisten, Nazaräer, Päpstliches Reich, Paul Warnefried, Peter von Blois, Sittenlehre Jesu u. s. w.*

Demnächst bemerkt der Vf., daß er in den 4 ersten Theilen seines Werkes, nachdem der Entwurf schnell gemacht, und die Ausführung bald hernach begonnen war, es noch nicht möglich gefunden habe, die Realmethode so mit der chronologischen zu verbinden, daß die erstere, ohne die andere zu verdunkeln, vorzüglich hervorgeleuchtet hätte. Erst mit dem 5 Theile, oder dem zweyten Zeitraum, sey es ihm gelungen, völlig die Bahn zu betreten, welche er sich vorgezeichnet hatte, und später hoffe er auf derselben so weit fortgerückt zu seyn, als nur seine Kräfte reichten. Ein Geständniß, welches seiner Wahrheitsliebe und Bescheidenheit Ehre macht.

Was der Vf. über seine Schreibart, und zur Vertheidigung derselben sagt, ist freylich im Ganzen wahr. Wir haben davon schon oben gesprochen; es gereicht indeß dem Vf. nicht zur Unehre, in der Schönheit, Kraft und Würde einer ächt historischen Darstellung, welche der Wahrheit nichts vergiebt, von anderen trefflichen Geschichtsschreibern übertroffen worden zu seyn.

Schwer fand der Vf. die *Unpartheylichkeit*, welche zu erreichen er sich bestrebt, und er klagt, daß ihm von katholischen Schriftstellern, ungeachtet der Mäßigung in seinen Urtheilen, Härte vorgeworfen sey. Aber mit Recht bemerkt er, daß diese scheinbare Härte nicht in einer Absicht zu beleidigen, nur in dem Streben nach Wahrheit der Darstellung, ihren Grund habe. Mit dem historischen Begriff der Religion Jesu, den er am Ende des ersten und im Anfange des zweyten Theils gegeben hatte, war der Vf. jetzt am wenigsten zufrieden. Er gesteht, jener sey mehr dogmatisch als historisch, behalte zu viel vom System bey, und halte sich nicht genau genug an die Schrift. Deswegen hat er hier einen neuen historischen Begriff der Religion Jesu, zuerst nach den Reden Jesu in den Evangelien, und dann nach den Briefen der Apostel nachgeliefert. Aber auch in diesem Begriff hat er in vielen exegetisch streitigen Sätzen Parthey genommen, und fast immer die Parthey der älteren Exegese und Philosophie. Die natürliche Folge davon ist, daß er sein Glaubensbekenntniß jetziger Zeit in Absicht der Religion Jesu ablegt; anstatt bloß dasjenige als gewiß zu derselben zu rechnen, was exegetisch erweislich ist, und in Absicht des Streitigen, wenn es überhaupt berührt werden mußte, eine historische Anzeige der verschiedenen Urtheile darüber zu geben. Rec. hält es übrigens nicht, wie der Vf., für nothwendig, daß der Kirchengeschichtsschreiber einen auch in Absicht der unter Theologen streitigen Sätze vollständigen, Partheynehmenden Lehrbegriff voranschicke. Genug, wenn er treu referirt, wie die neutestamentlichen Begriffe in der Folge verschieden gedeutet und angewendet, dargestellt und umgebildet sind, bis sie nach und nach die Gestalt annahmen, worin sie jetzt den Christen erscheinen. Wie der wahrheitliebende Vf. selbst gesteht, daß er vor 30 Jahren mehr, als jetzt, zur Religion Jesu gerechnet habe, und daß also seine Einsicht sich geändert habe: so kann er es auch nicht für unmöglich halten, daß Männer, die in Absicht der Lehre vom Vater, Sohn und Geist, von den Teufeln, von Christus Reich, Auferstehung und Himmelfahrt, von den Beweisen aus Weissagungen und Wundern, von der Natur des Menschen u. s. w. anders urtheilen, als er, vielleicht zu einer richtigeren Einsicht gelangt sind, weil sie in den dreißig Jahren, die der Vf. hauptsächlich der Geschichte widmete, sich hauptsächlich mit der Exegese und Religionsphilosophie beschäftigt haben.

Die chronologischen Tabellen endlich sind eine schätzbare Zugabe zu diesem Werke. Sie sind, so weit Rec. nach wiederholter Durchsicht davon urtheilen kann, vollständig, ohne mit Nebendingen überladen zu seyn. Es wäre zu wünschen, daß dieselben auch besonders abgedruckt und verkauft würden. Sie würden vorzüglich für die nach des Vfs Lehrbuch Unterrichteten sehr nützlich seyn.

Die Fortsetzung der Kirchengeschichte seit der Reformation, welche unlängst zur Freude jedes gründlichen Historikers erschienen ist, wird nachstens

stens von einem andern Recensenten in diesen Blättern beurtheilt werden.

WA.

**BRIE, b. Wohlfahrt:** Verzeichniß der jetzt lebenden evangelischen Geistlichkeit im preussischen Herzogthum Schlesien und der Grafschaft Glatz, so wie der seit dem Jahre 1801 Abgegangenen. Zweyte Fortsetzung bis zum J. 1802 fortgeführt, oder dritte, ansehnlich vermehrte Auflage. 1802. IV u. 212 S. 8. (9 gr.)

Ein sehr verdienstliches Unternehmen des Herausgebers, (Past. Krieg in Zindel bey Brieg) welches überall und zwar ganz in der Form, wie hier, nachgeahmt werden sollte. Die Eintheilung in Departements, Fürstenthümer und Inspectionen, so wie in Stadt- und Land-Seniorate, in das Feld-Ministerium, in evangelisch-reformirte und zwar theils deutsche, theils böhmische Kirchen ist die zweckmäßigste. Beygefügt ist ein dreyfaches Register, welches die Namen der Oerter und der Prediger enthält, und eine tabellarische Uebersicht über die Anzahl sämtlicher evangelischen Parochien, Kirchen und Prediger im preussischen Schlesien giebt.

S.S.H.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

**LEIPZIG, b. Hartknoch:** Ausführlichere Predigt-Entwürfe über gewöhnliche Sonntägige und über freye Texte von D. Johann George August Hacker, kursächs. Hofprediger. Erstes Heft. 1804. 216 S. gr. 8. (18 gr.)

Diese zwanzig Predigt-Entwürfe verdienen zu den besseren gezählt zu werden. Die Themata sind zwar nicht neu und überraschend; aber doch fruchtbar und auf den grossen Zweck der Religion gerichtet. Die Anordnung und Entwicklung ist größtentheils den Regeln der Homiletik gemäß, der Styl leicht, edel und angenehm. Vor ähnlichen Sammlungen hat diese noch den Vorzug, daß die Entwürfe ausführlicher sind, wodurch sie nicht nur an Brauchbarkeit für diejenigen Prediger gewinnen, welche von Zeit zu Zeit dergleichen Forthülfe bedürfen; sondern sich auch zur häuslichen Erbauung eignen. Doch kann Rec. den Wunsch nicht bergen, daß der Vf. die Predigten lieber ganz gegeben hätte; dann ließe sich auch sicherer abnehmen, ob er die große Kunst zu individualisiren, wovon doch vorzüglich der Nutzen der öffentlichen Lehr-Vorträge abhängt, besitze.

B—G.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**THEOLOGIE. 1) Utrecht, b. Yzerworst:** Tweede Brief van G. Bonnet aan een Vriend bij gelegenheid van eene Aanteekening in de Bibliotheek van theolog. Letterkunde. 1803. 17 S. gr. 8.

2) Ebendasselbst, b. van Paddenburg: Vervolg der afgeperste Verdediging van Jodocus Heringa. 1803. 116 S. gr. 8.

3) Ebendasselbst, b. Yzerworst: Bijlagen tot de twee Brieven van Bonnet aan eenen Vriend. 1804. 34 S. gr. 8.

4) Ebendasselbst, b. van Paddenburg: Tweede Vervolg der afgeperste Verdediging van Jod. Heringa. 1804. 42 S. gr. 8.

Die erste Schrift erzählt, wie die Professoren Bonnet und Royaads ihre Beschwerden gegen den Prof. Heringa den vier ältesten Predigern Hinlopen, Segaar, Kortenhof und Walterbeek, als Mitgliedern des Kirchenraths übergeben, und wie diese den ihnen geschehenen Auftrag ausgerichtet haben. Der Prof. Rau hat zwar auch die Anzeige mit unterschrieben, aber man siehet schon aus den Briefen von Bonnet, daß er wenig Antheil an der Sache genommen hat, und daß B. und A. eigendlich die Anklage betrieben haben. Die vier Prediger übernahmen es, über die gemachte Anzeige mit Heringa zu sprechen. Sie haben sich auch bey der Sache als vorsichtige und christlich denkende Männer benommen. Als der Ausgang der Unterredung der Absicht nicht entsprach, entwarfen die Professoren einzelne Fragen, die dem Prof. H. sollten vorgelegt werden, und verlangten zugleich, daß ihnen die Antworten darauf von den Predigern schriftlich mitgetheilt würden. Diese Fragen betrafen die symbolischen Schriften der reformirten Kirchengesellschaft überhaupt und insbesondere die Lehre von der Trinität und ihre Bestimmungen durch die Wörter Person, Wesen, eines Wesens seyn, Dreyeinheit. Als der Prediger Walterbeek darauf antwortete, daß der Prof. H. erklärt habe: er bleibe bey der vorher schon gegebenen Antwort und glaube von Herzen, daß die drey unterschiedenen, Vater, Sohn und h. Geist, der einige, wahrhaftige ewige Gott seyen, und nun sich noch näher erklärte, daß er glaube, die-

ser Unterschied liege nicht allein in den unterschiedenen Namen und Beziehungen, sondern auch in dem ewigen Bestehen des Vaters, Sohns und h. Geistes in der Gottheit; und was insbesondere den Sohn betreffe, daß er ihn für den eingebornen; ewigen und natürlichen Sohn Gottes halte, der Gestalt von dem Vater unterschieden, daß er in der Fülle der Zeit eine wahre menschliche Natur angenommen habe; er verwerfe zugleich den Irrthum derjenigen, welche sagen, daß die Gottheit überhaupt die menschliche Natur habe angenommen; und von dem h. Geist glaube er, daß er von Ewigkeit von dem Vater und Sohn ausgehe, und verwerfe den Irrthum derer, welche sagen, daß er geschaffen oder geboren sey, und endlich daß er nicht unter diejenigen gehöre, von welchen Calvin sagt: *quod de verbis pertinaciter litigantes, occultum fovent virus*: so waren doch die Professoren B. und A. mit dieser Erklärung nicht zufrieden, argwohnten, daß H. etwas im Sinn behalte, und machten die Prediger darauf aufmerksam, daß in dieser Erklärung das Vornehmste in Beziehung auf die reformirte Kirche fehle, und daß es auch nicht genug sey zu sagen, ob er dieses glaube, sondern auch ob er es lehre. Die Prediger antworteten aber darauf, daß sie glaubten, ihr Geschäfte nach Matth. 18, 16. 17 ausgerichtet zu haben, und daß es nun die Sache der Professoren sey, wenn sie es nöthig fänden, ihre Beschwerden der Gemeinde vorzutragen. Die Professoren ließen nun die Sache ruhen. Inzwischen suchte Hr. B. in dem Verfolg des Briefs zu zeigen, daß die Erklärungen von H., wenn sie aufrichtig und ohne etwas im Sinn zu behalten, gegeben seyen, demjenigen, was er vorhin über diese Sache geäußert habe, widersprechen, und daß überhaupt darin noch manches zweifelhaft und unbefriedigend sey. Zuletzt wird noch in einer Nachschrift die Antwort von H. auf den ersten Brief von B. kurz abgefertigt. Diese Antwort ist wirklich empörend. „Ich lasse mich, heißt es unter andern, über das mitgetheilte Glaubensbekenntniß nicht aus, aber erkläre öffentlich, daß ich mich mit einem, der ein wahrhaftiges Zeugniß, durch zwey oder drey bekräftiget, leugnet, nicht einlassen

lassen kann. Soll durch das Schreiben von H. und sein Glaubensbekenntniß etwas ausgerichtet werden, so muß es erst ausgemacht werden, daß er sich nicht einer vorsätzlichen Unwahrheit schuldig gemacht hat. So verdiente doch die männliche, aber in der That schonende Antwort von H. in seiner *abgeperste Vertheidigung* nicht abgefertigt zu werden.

In Nr. 2 vertheidigt sich H. ausführlich gegen die Beschuldigungen und Darstellung der Sache in den beiden Briefen von B.; und dies thut er in einem so ersten und bescheidenen Ton und mit einer so genauen und gewissenhaften Aufstellung der einzelnen Umstände der Geschichte, daß der unpartheyische Leser dadurch in den Stand gesetzt wird, über die wahre Lage der Sache und den Grund derselben hinlänglich urtheilen zu können. Was er in dem ersten Stück der *abgepersten Vertheidigung* bloß angewinkt hatte, daß der Brief von B. falsche Beschuldigungen und eine mangelhafte, und nicht genaue Erzählung der Sache enthalte, und daß manches, was dazu gehöre, verschwiegen sey, wird nun näher auseinander gesetzt. Zuerst redet H. von den Beschuldigungen, die B. aus der Introductionrede von H. in seinem ersten Brief entlehnt. Er bemerkt nicht allein, daß B. ihm damals seine Zufriedenheit über diese Rede bezeugt habe, sondern zeigt auch, daß die daraus gezogenen Beschuldigungen in Ansehung der Charaktere und der Denkart H. ganz ungegründet und falsch seyen. Zu dem Ende werden die Stellen aus der gedruckten Rede selbst angeführt und zugleich übersetzt, damit ein jeder die Worte H. mit den daraus hergeleiteten Beschuldigungen von B. vergleichen kann. H. sagt daher: Hat sich mein Amtsgenosse bey dem Anhören der Rede, die er nachgelassen hat, so geirrt, wie vielmehr kann er sich dann irren, wenn er Worte hört, die nur einmal gesprochen werden? Hat mein Amtsgenosse Worte aus einer gedruckten Rede, in welcher man dem Zusammenhang gemächlich nachgehen kann, aus dem Zusammenhang gerückt, und daraus unrichtige Folgen abgeleitet, wie viel leichter kommt er dann in Gefahr dieses in einem Gespräch zwischen dreym zu thun, in welchem man leichter den Zusammenhang der Rede und die Absicht des Sprechenden verkehrt auffaßt? Auch beklagt sich H. darüber, daß ihm sein College niemals etwas darüber gesagt habe, ob er gleich mehrmals mit ihm über die christliche Lehre und den Zustand des Christenthums gesprochen und ihn ersucht habe, ihm seine Bemerkungen mitzutheilen. Hierauf kommt H. auf die Beschuldigung: daß man Briefe erhalten habe, die beunruhigende Nachrichten von H. Denkweise über wichtige Lehrstücke enthielten, und daß diese von Zeit zu Zeit durch seine Lehrreden, Unterweisungen und Gespräche seyen bestätigt worden. H. klagt über solche unbestimmte Anklagen und fragt nun mit Recht: wie viele Briefe? wie erhielt man sie? von wem und wann empfing man sie? was enthielten sie besonders? Davon, sagt er, hängt das ganze Gewicht der Beschuldigung ab, zugleich erklärt er, daß, wenn man die Briefe offen darlegen wolle, er doppelt so viele Zeugnisse von seiner rechtsinnigen Denkweise von solchen, die darüber urtheilen könnten, beybringen wolle. Er fragt darauf ferner: welche Lehrreden? welche Unterweisungen? welche Gespräche? Wo und wann sind sie gehalten, und wer hat sie angehört? Welches war der Inhalt und die Art und Weise derselben? Welche Beweise von irriger Gesinnung lagen darin? u. s. w. Mit Recht beklagt er sich, daß B. der es selbst gestebe, daß er seit dem März 1795 die Predigten von H. nicht angehört habe, den Erzählungen ungenannter Personen Gehör gegeben habe, ohne die Sache selbst, als ein kundiger Mann, zu untersuchen, wozu er doch verpflichtet gewesen sey. In dem Verlauf der Vertheidigung wird manches in der Erzählung der verschiedenen Zusammenkünfte H. mit seinen Collegen und die Unterhandlung mit den vier Predigern ergänzt und berichtet. Es kommen dabey merkwürdige Umstände vor, woraus manches mehr Licht bekommt. Auffallend ist auch die Bemerkung S. 81, daß Prof. Ran die Anzeige der Professoren mit der Einschränkung unterschrieben hat: in so fern mir das oben-

stehende aus der letzten Zusammenkunft bekannt ist. Wovon aber in dem Bonnetischen Brief nichts erwähnt wird; im Gegentheil hat nach dem Abdruck der Anzeige daselbst Ran ebenso wie die andern unterschrieben. Auf die Bedenklichkeiten, die B. in dem zweyten Brief in Ansehung der Erklärung von H. über die vorgelegten Fragen macht, ist auch S. 94 ff. hinreichend geantwortet. Zuletzt erklärt H., daß er keine Schwierigkeit mache, seine Meinung von der niederländischen Kirche offen darzulegen, und er mache sich deswegen verbindlich: wenn Prof. Bonnet sein theologisches System wolle ans Licht geben, so wolle er auch das seinige augenblicklich abdrucken lassen. Ueberhaupt hat Hr. H. sich offen erklärt, und seine Sache gründlich vertheidigt.

Nr. 3 ist von Hn. Rooyards, worin er auf die Vertheidigung von H. zu antworten sucht. Die Antwort ist aber wirklich schlecht ausgefallen. Wenn er gleich anfangs sagt: Seine und Bonnets Absicht sey nicht gewesen, einen öffentlichen Streit anzufangen, sondern nur die Falschheit dessen, was in der theologischen Bibliothek gestanden habe, zu erweisen, und es bemerkbar zu machen, mit welcher *Sensinnheit* man die Sache von H. behandelt habe, so ergiebt sich doch wirklich das letztere gar nicht aus dem ganzen Verfahren, im Gegentheil zeugt alles von Bitterkeit mit Partheylichkeit. Auch ist es nicht gesagt, wenn es S. 2 heißt: Wir haben keine Lust, die Schrift von Prof. H. zu prüfen und zu widerlegen, wozu uns sonst jede Sache Anlaß geben könne. Unsere Zeit ist uns dazu zu kostbar. So pflegt man auch wohl zu reden, wenn man nichts erhebliches zu antworten weiß. Was auch gegen H. in Ansehung der aus seiner Introductionrede abgeleiteten Beschuldigungen, und die Bemerkung von der Unterschrift des Prof. Ran's gesagt wird, ist wenig befriedigend, und auch die übrigen Erinnerungen sind unbedeutend. Zuletzt stützt sich Hr. R. hauptsächlich darauf, daß dasjenige, wessen man Heringa beschuldigt habe, durch zwey und drey Zeugen bekräftiget sey, und daß ein solches Zeugniß bey allen Gerichten als gültig müsse angesehen werden, folglich könnte das, was H. entgegenrede, er habe es so nicht gesagt, nichts helfen.

Auf diese Schrift hat nun Hr. H. in Nr. 4 wieder geantwortet. Er folgt seinem Gegner Schritt vor Schritt, und setzt alles in das gehörige Licht. Zuletzt zeigt er ausführlich, daß B. und R. auf ihr eigenes Zeugniß gar nichts bauen können, daß sie vielmehr nur als Ankläger und Beschuldiger anzusehen seyen; daß sie bey den vorgefallenen Unterredungen nicht im Stande gewesen seyen, recht zu hören und aufzumerken, theils wegen Harthörigkeit, theils wegen ihres Ungelüms; daß die Sache, welche durch das Zeugniß bestätigt werden solle, nicht eine Thatfache sey, da man mit Augen sieht, sondern Worte und Reden in einem stets abgebrochenen Gespräche, deren Sinn aus dem Zusammenhang und der Absicht des Sprechenden müsse beurtheilt werden; daß sie beide schon vorher gegen ihn eingenommen gewesen, und an seiner Rechtgläubigkeit und Aufrichtigkeit gezweifelt hätten; daß wenn das Zeugniß in einer Sache, wovon jemandes guter Name und Ehre abhängt, gültig seyn solle, man vorher keine entscheidenden Beweise gegeben habe, daß man ihm den guten Namen zu rauben suche u. s. w. Kurz, die ganze Beantwortung jener Schrift ist bündig und befriedigend. Rec. bemerkt noch, daß vor kurzem eine kleine Schrift unter dem Titel: *Vrede van de Professoren der theologie te Utrecht door Eivensphilus* erschienen ist, worin der Vl. die streitenden Partheyen ermuntert, sich zu vertragen. Die ganze Streitigkeit betrifft wirklich eine Kleinigkeit, und es wäre zu wünschen, daß die Sache in Frieden beygelegt würde. Die Professoren Bonnet und Rooyards haben sich kein rühmliches Denkmal gestiftet, daß sie ihren Collegen deswegen angeklagt haben, weil er sich gewisser Wörter und Terminologie enthalten will, die im Grunde betrachtet nichts aufklären und unbiblisch sind; und Heringa hat sich deswegen hinreichend gerechtfertiget.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 6 J U N I U S , 1 8 0 4

## JURISPRUDENZ.

BERLIN, b. Mylius: *Lehrbuch eines civilistischen Cursus* vom Professor Hugo in Göttingen. Erster Band, welcher als allgemeine Einleitung die *juristische Encyclopädie* enthält. 1792. 198 S. 8. (Auch unter dem besonderen Titel: *Lehrbuch der juristischen Encyclopädie*). — Zweyter Band, welcher das *Naturrecht*, als eine Philosophie des positiven Rechts enthält. Ebend. 1798. 220 S. 8. (Auch unter dem besonderen Titel: *Lehrbuch des Naturrechts, als einer Philosophie des positiven Rechts*.)

Der erhöhte Einfluss, welchen die Philosophie, durch das System des Criticismus belebt, in den letzten 20 Jahren auf so viele Wissenschaften gehabt hat, erstreckte sich auch auf die Rechtswissenschaft. Der Zustand der Gährung, welcher eine Folge von diesem Einflusse war, dauert noch jetzt in dieser Wissenschaft fort, und wenn schon nicht zu läugnen ist, dass sehr viele Früchte jenes philosophischen Geistes der nahen Vergessenheit entgegenreisten: so war doch dieser neue Umschwung schlechterdings erforderlich; wenn nicht ein gänzlicher Stillestand in diesem Theile des menschlichen Wissens unter uns eintreten sollte. Die historischen Untersuchungen über die bestehenden Gesetze waren so ziemlich erschöpft. Einzelne Rechtsfälle und Entscheidungen waren zu tausenden in den Schriften der Rechtsgelehrten gehäuft worden.

Aus leicht begreiflichen Gründen musste sich die Reform, welcher auf diese Weise die Rechtswissenschaft unterworfen wurde, hauptsächlich auf die Form dieser Wissenschaft beziehen. Zuförderst bemerkte man, dass es der gesamten Rechtswissenschaft an einem wesentlichen Theile fehle, welcher die Verbindung des Ganzen, die gegenseitigen Verhältnisse der verschiedenen in Deutschland geltenden Rechte u. s. w. zu zeigen hätte; und so entstand die *juristische Encyclopädie*. Ferner konnte den Bearbeitern der Rechtswissenschaft nicht entgehen, dass nach der bisherigen Methode nicht selten Wissenschaften mit einander verbunden worden waren, die entweder ihren Quellen, oder ihrem Inhalte nach, von ganz verschiedener Art sind. Besonders die Handbücher über die Pandekten waren grosentheils ein wahres Chaos, in welchem die verschiedenartigsten Rechte in einem bunten Gemische durch einander liefen. Die Trennung der verschiedenen Rechtstheile

S. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

war daher ein anderes Geschäft der neueren Rechtsgelehrten. Man fing wieder an, das römische Recht rein und ohne Rücksicht auf den heutigen Gerichtsgebrauch vorzutragen u. s. w. Endlich war auch das System, nach welchem man bisher die einzelnen Theile der Wissenschaft bearbeitet hatte, nichts weniger, als fehlerfrey; in dem Privatrechte folgte man gewöhnlich der Ordnung der Justinianischen Institutionen. Man warf nun diese Fesseln ab; obwohl freylich die Wissenschaft durch diesen freyeren Geist nicht selten eben so wenig gewann, als der Staat durch politische Revolutionen zu gewinnen pflegt.

Beschränkter war der Einfluss, den die Philosophie auf den Inhalt der Rechtswissenschaft hatte. Wenn die Heilkunde selbst ein Theil der Philosophie ist; wenn ferner positive Glaubensbekenntnisse, wenigstens nach dem Systeme des Protestantismus, den Grundsätzen der Vernunftreligion immer näher gebracht werden sollen: so hat hingegen der Jurist seinen festen unabänderlichen Maassstab für die Gegenstände, die in sein Gebiet gehören; und es würde daher sehr ungerecht seyn, wenn man die Fortschritte, die er in seiner Wissenschaft machte, nach denselben Regeln, wie z. B. die wissenschaftlichen Arbeiten des Theologen, beurtheilen wollte. Indessen war doch zuförderst für das Schickal der *philosophischen Rechtswissenschaft* (des sogenannten Naturrechts) der Geist der Zeit entscheidend. Auf diese Wissenschaft waren vorzüglich die Bemühungen denkenden Juristen gerichtet. Das Recht wurde strenger von der Tugendlehre gefordert; das Ganze fester begründet; und selbst mit einigen bisher fast ganz vernachlässigten Theilen, z. B. dem Weibbürgerrechte, bereichert. Nach einer Menge grosentheils missglückter Versuche über diese Wissenschaft, welche aus der Kantischen Schule hervorgingen, erschien das Werk des Meisters selbst, mit welchem die Nachwelt vielleicht eine neue Periode in dieser Wissenschaft beginnen wird. — Jedoch selbst an die Grundsätze des positiven Rechts wagte sich jener philosophische Neuerungs-Geist. Man versuchte die Grundsätze dieses Rechts aus philosophischen Principien abzuleiten, oder jene mit diesen möglichst in Uebereinstimmung zu setzen. Der eine, wie der andere Versuch fand, und nicht ohne Grund, seine Widerfacher. Mit Recht fürchtete man, dass diese Methode den Schriftsteller sehr leicht verleiten könne, den wahren Sinn des Gesetzes zu übersehen, oder ihn gegen eine philosophische Hypothese zu vertauschen. Indessen brachten doch jene Versuche wenigstens den Gewinn, dass

K k k

lie

ſie theils auf die Möglichkeit und auf das Bedürfniß einer philoſophiſchen Geſetzgebung aufmerkſamer machen, theils ſelbſt zur hiſtoriſchen Prüfung mancher poſitiven Rechtsſätze mittelbar anſoderten.

Unter den neueren philoſophiſchen Bearbeitern dieſer Wiſſenſchaft verdient auch Hr. Prof. Hugo eine ehrenvolle Stelle. Rec. wird nach und nach in dieſen Blättern die Schriften aufzeigen, die Hr. H. zur Vervollkommenung des juridiſchen Studiums, unter dem allgemeinen Titel eines *civilistiſchen Curſus*, theils ſchon herausgegeben hat, theils noch herauszugeben gedenkt. Zuſörderſt wird er eine jede dieſer Schriften für ſich beurtheilen, und am Ende aller dieſer Anzeigen ſein Urtheil über den Plan des ganzen Unternehmens hinzufügen. Bey der Beurtheilung dieſer Schriften, einzeln betrachtet, wird es ihn hauptſächlich um die Idee eines jeden einzelnen Werkes zu thun ſeyn.

Der *erſte Band* dieſes *civilistiſchen Curſus*, die *juristiſche Encyclopädie*, kann hier nur beyläufig von uns berührt werden, da theils ſein Erſcheinen in zu frühe Zeiten fällt, theils, zu Folge der uns zugekommenen Nachrichten, eine 2te Ausgabe dieſes Bandes nächſtens zu erwarten ſteht. — Die bisherigen Bearbeitungen der juridiſchen Encyclopädie kann man überhaupt auf zwey Claſſen zurückführen. Die eine iſt die Claſſe der *philoſophiſchen Encyclopädien*, die andere begreift die *hiſtoriſchen* unter ſich. Die erſtere hat die ſyſtematiſche Form der Wiſſenſchaft zu ihrem Gegenſtande, die letztere beſchränkt ſich mit einer Beſchreibung ihres gegenwärtigen Zuſtandes. Dieſe hiſtoriſch-juristiſche Encyclopädie kann wiederum in die *äußere* und in die *innere* eingetheilt werden. Jene (die äußere) giebt den Begriff, die Theile, die Quellen, den Nutzen, und die Literatur eines jeden Rechtstheiles an; dieſe (die innere) enthält einen kurzen Abrifs der Wiſſenſchaft ſelbſt. Die vorliegende Encyclopädie gehört zu dieſer letzteren Gattung.

Es würde ein ſehr undankbares Geſchäft ſeyn, wenn Rec. manches Unbeſtimmte oder Falſche rügen wöllte, was er in einzelnen Stellen dieſer Schrift zu finden glaubte, um ſo mehr, da die neue Ausgabe wahrſcheinlich dieſen Mängeln groſsentheils abhelfen wird. Nur folgende zwey allgemeine Bemerkungen will er über den Plan des Werkes machen. Fürs erſte: dieſe ganze Gattung von juridiſchen Encyclopädien, zu welchen die gegenwärtige gehört, ſoll hauptſächlich den Zweck haben, dem Anfänger eine Ueberſicht des Ganzen zu verſchaffen. Allein dürfte nicht eben dadurch das Intereſſe an den einzelnen Theilen, der Trieb, in das Einzelne zu gehen, der Reiz der Neuheit, den ſonſt eine jede einzelne Wiſſenſchaft für den Lernenden haben wird, geſchwächt werden? Wenigſtens glaubt Rec., welcher ſelbſt akademiſcher Docent iſt, bemerkt zu haben, daß gerade diejenigen Zuhörer die wenigſten Fortſchritte auf Akademien machen, welche ſich ſchon vorher, z. B. auf ſogenannten akademiſchen Gymnaſien mit einzelnen Theilen der Rechtswiſſen-

ſchaft beſchäftigt hatten. — Fürs zweyte: Eine un-nachläßliche Forderung, die man an eine jede juridiſche Encyclopädie machen kann, beſteht darin, daß ſie eine ſyſtematiſche Claſſification der verſchiedenen Theile der Rechtswiſſenſchaft enthalten muſs. Aber gerade dieſe Forderung bleibt in der vorliegenden Schrift unbefriedigt. Der Vf. kann ſich zwar damit entſchuldigen, daß er ſeinen Leſern mehr eine Nachricht von den gewöhnlichen juridiſchen Collegien, als einen ſyſtematiſchen Abrifs der Wiſſenſchaft geben wolte (*Einleit. S. 4*). Allein Rec. war von jeher der Meinung, die ſich ihn auch durch die Erfahrung beſtätigte, daß diejenige Methode, welche der objectiven Beſchaffenheit der Wiſſenſchaft am meiſten entſpricht, auch für den Lernenden die vortheilhafteſte iſt.

Der *zweyte Band* des *civilistiſchen Curſus* führt den Titel: *Lehrbuch des Naturrechts, als einer Philoſophie des poſitiven Rechts*. Es iſt nicht ſo leicht, den Zweck dieſes Werkes beſtimmt anzugeben, da der Vf. wohl ſelbſt mit der Idee, deren Darſtellung er verſucht hat, noch nicht im Klaren ſeyn dürfte. Das Buch enthält nicht Naturrecht, und, ſo gleichgültig auch an ſich Benennungen ſind, ſo hätte ſich doch der Vf. eines Namens enthalten ſollen, der dem Leſer leicht zu einem irigen Urtheile verleiten kann. Eben ſo wenig enthält es eine vollſtändige Philoſophie des poſitiven Rechts; ſondern nur einen einzelnen Theil derſelben. Der Vf., nachdem er in der Einleitung die praktiſche Unbrauchbarkeit des bisherigen Naturrechts gezeigt hat, ſtellt zuſörderſt einen Abrifs einer juridiſchen Anthropologie auf, worin er den Menſchen als vernünftiges Weſen, und als Bürger, ſeinen Anlagen, ſeinen Bedürfniſſen, ſeinen Verhältniſſen nach betrachtet; und philoſophirt dann, nach den Principien, die er in dieſem erſten Theile gefunden hat, in dem zweyten über die verſchiedenen Theile der Rechtswiſſenſchaft, das Privat- das öffentliche und das Weltbürgerrecht.

Die Idee des Vfs, der Philoſophie des poſitiven Rechts beſondere akademiſche Vorleſungen zu widmen, und ein Handbuch zu dieſem Ende auszubereiten, iſt unſtreitig im höchſten Grade lobenswerth. So viel auch von der Nothwendigkeit, philoſophiſche Juristen zu bilden, geſchrieben und geſprochen wird; ſo konnte doch das Naturrecht allein, am allerwenigſten ſo, wie es gewöhnlich vorgetragen wird, ſchlechterdings nicht jene Forderung befriedigen. Denn die Principien der Geſetzgebung ſind nicht bloß Rechts- ſondern auch politiſche Principien; und dieſe letzteren ſind theils aus der Anthropologie, theils aus der Geſchichte zu entlehnen. Eben ſo wenig kann auch jene Forderung dadurch erfüllt werden, daß der Lehrer gelegentlich über das poſitive Recht bey dem Vortrage deſſelben philoſophirt. Sondern eine Philoſophie des poſitiven Rechts, als Gegenſtand beſonderer Vorleſungen, iſt ein wahres Zeitbedürfniß. Nur können wir den Vf. des obigen Werkes ſelbſt fragen: ob ſeine Schrift die Idee einer ſolchen Wiſſenſchaft nur einigermaßen erſchloſe?

schöpfe? Eine Philosophie des positiven Rechtes muß von Principien ausgehen; die Geschichte der Menschheit und der verschiedenen Gesetzgebungen ist nur eine Vorbereitung dazu; diese Principien sind möglichst vollständig aufzuzählen; ein jedes derselben durch Beispiele zu erläutern; — und, mit einem Worte, wir müßten selbst eine Philosophie des positiven Rechtes schreiben, wenn wir alle Mängel des vorliegenden Versuches aufdecken wollten. Jedoch von einem so denkenden und thätigen Schriftsteller, als Hr. Hugo ist, läßt sich mit Gewißheit erwarten, daß er bey einer zweyten Ausgabe dieses Werkes ein Bedürfnis, auf welches er züerst aufmerksam machte, vollständiger befriedigen werde.

G. d. T. T.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Friderici Roth de re municipalis Romanorum libro duo.* 1801. 144 S. in 8.

Dieses aus zwey zusammengedruckten akademischen Streitschriften bestehende Werk enthält einen Grundriß der Geschichte des römischen Municipalwesens (S. 1—56), und eine Darstellung der Municipalverfassung (S. 57—144). Die erste Abtheilung enthält mehr als eine Sammlung von Notizen über die Entstehung der Municipien und ihr Verhältniß im römischen Freystaate, — auch mehr als ein blosses Raisonement über die Politik der Römer bey Gründung der Municipien. Sie enthält eine vollständige Geschichte, nicht so wohl der Municipien, als der Municipalverfassung, bis auf die Zeiten des unglücklichsten Politikers, Leo des Philosophen, herab, der die Municipalverfassung nicht sowohl, wie der Vf. (S. 21 S. 55) glaubt, umstieß, als umformte. Der Vf. stellt die einzelnen Verordnungen der Kaiser nach der Zeitfolge vollständig, größtentheils mit untergelegten Beweistellen aus den Classikern oder den Gesetzbüchern, jedoch eben nicht pragmatisch, und ohne erläuternde Bemerkungen dar. Auch ließe eine Lücke in Ansehung des Zeitraums von Justinianus bis auf Leo, angeblich „quia certi nihil ex horrida et tenebrosa aetate“; eine Behauptung, deren Wahrheit wir sehr bezweifeln. Ungern bemerken wir überhaupt, daß der Vf. die politischen Motiven des Leonischen Umfassungs-Gesetzes und die eigentliche Beschaffenheit der neuen, dadurch bewirkten, Revolution unerörtert gelassen hat. Die zweite Abtheilung, welche zur Nothdurft als ein kleiner, ob schon nicht vollständiger und nicht hermeneutischer, Commentar der zehn ersten Titel des letzten Buches der Pandekten gelten kann, ist dogmatisch, und beschäftigt sich in vier Kapiteln 1) mit Darstellung der, den Municipien, als städtischen Gemeinden, zustehenden Gesellschafts- und Constitutionsrechte, 2) mit der *curia*, als dem Regierungs- und Polycollegium eines Municipiums, 3) mit den Ehrenstellen und Aemtern und niedern Bedienstungen der Municipien, und 4) mit der Regierung in den Municipien im Innern. So wird im zweyten Kap. von den Curien überhaupt, von der Aufnahme in dieselben,

von dem *alho curiae*, von den Rechten derselben überhaupt und besonders von der Form des Beschließens und Abklimmens über Curialangelegenheiten, von den besonderen Amtsverrichtungen der einzelnen Decurionen außer der Curie, und von den eigenen Ehren, Rechten und Würden, auch Lasten und großen Beschwerden des Decurionats gehandelt. Im dritten Kap. werden die einzelnen Municipalstellen, nach vorangehender Einleitung über Recht und Pflicht dazu beschrieben. Die einzelnen Beamten sind folgende: *Duumviri*, *Aediles*, *curatores reipublicae*, *defensor civitatis*, sodann *susceptor*, *irenarchae*, *curatores frumenti* und *calendarii*, andere niedere Municipalbediente zu geschweigen. Das vierte Kap. enthält Erörterungen über das Gemeindegut, über *munera* und die Gattungen derselben, über die Verbindlichkeit dazu und über Immunität, besonders über die *defensio reipublicae* und *legatio*, über gesetzmäßige Verwendung und über Sicherstellung des Gutes gemeiner Stadt und Bürgerschaft. Auch in diesem zweyten Abschnitte wurden die wichtigsten Beweis-Ürkunden aus den Gesetzen im Abdrucke dem Texte untergelegt. Nur sparsam sind hie und da kleine erläuternde oder berichtigende Bemerkungen eingefleut.

Ueberhaupt darf diese Schrift nicht zu den vorzüglich wichtigen Werken der Neuern über das Civilrecht gerechnet werden, da sie keine neuen historischen oder exegetischen Aufschlüsse und Bemerkungen enthält, überhaupt in das Detail der Untersuchungen nicht tief genug eindringt, und weil wir sehen in den früheren bekannten Schriften *Spanheims*, *Otto's* und *Stegers* über die ältere Geschichte der Municipien, und in *Go. de Wasseau* vortrefflicher und gelehrter Dissert. *de jure et jurisdictione municipiorum* (in *Oelrichs thes.* Vol. II. T. II.) über die ältere Verfassung der Municipien, den Unterschied derselben von Kolonien, ihre großen Rechte und vorzüglich über die innere und äußere Verfassung der Curien, das Rechtsverhältniß der Decurionen und über alle und jede einzelnen Municipalbeamten aller Classen, die ausführlichsten, gründlichsten und mit classischer Alterthumskunde ausgerüsteten Untersuchungen vorfinden. Allein einiges Verdienst am seinen Gegenstand kann dem gelehrten Vf. dieser Schrift nicht abgesprochen werden. Vertraut mit den Quellen, ausgerüstet mit den nöthigen Kenntnissen der römischen Geschichte und Verfassung und vorbereitet durch das Studium seiner Vorgänger, lieferte er, der erste, in einer tadelloßen, stellenweis römischen, durchaus aber würdigen Sprache, einen Versuch eines systematischen Ganzen über seinen Gegenstand, — er führte die Geschichte desselben, jene Lücke abgerechnet, durch, und gab im letzten Kapitel des zweyten Buches, eine anschauliche Uebersicht der Rechtsverordnungen über die Leitung des Gemeindegewesens in den Municipien. Und in diesen Rücklichten verdient der Vf. allerdings Ermunterung und Lob.

V. z. B.

KLEI-



## KLEINE SCHRIFTEN.

**JURISPAUDENZ.** Tübingen, b. Fues: *Diff. inang. jurid. de Consanguinitatis ratione ac indole ad eruendos notiones vocum juris germanici Sippe, Sippzahl, Sippzahlrecht, quam — Praef. J. Chr. Majer — submittit Auctor Christian Frider. Sick.* Stuttgart. 1802. 61 S. 8. In Erbverträgen und andern Urkunden, durch welche die Erbfolgsrechte erlauchtet oder adelicher Familien bestimmt werden, kommen oft die Worte *Sippe*, *Sippzahl* vor. Es war daher ein verdienstliches Unternehmen, die Bedeutung derselben genauer als bisher zu untersuchen. Der Vf. führt, nachdem er einige wichtige Erläuterungen über die Verwandtschaft überhaupt, über ihre Verschiedenheit, und die Art sie zu beurtheilen und zu berechnen, mit vielem Scharfsinne vorangeschickt hat, zuerst den Sachsen- und Schwabenspiegel als den Hauptstüz dieser Worte, und dann Stellen aus den Glossarien an, welche Licht über die Bedeutung und den Gebrauch derselben verbreiten können. Das lateinische Wort *Parentela* ist, wie aus den Stellen erhellet, die aus dem kanonischen Rechte und aus den lateinischen Uebersetzungen der alten deutschen Gesetze angeführt werden, nur eine Uebersetzung des deutschen Wortes *Sippe*. Der Vf. findet, daß die Worte *Sippe* und *Parentela* bald in einer engeren, bald in einer weiteren Bedeutung vorkommen. In der engeren zeigen sie den Inbegriff derjenigen Personen an, welche in dem Verhältnisse als Aeltern und Kinder zusammenstehen, oder so angesehen werden, und welche durch das Band eines gänzlich gemeinschaftlichen, und desselben Blutes durch Zeugung verbunden sind. Wenn *Sippe* in dieser Bedeutung genommen wird, so machen nachfolgende Personen die Sippe aus: Aeltern, Kinder, diese Kinder und ihre Vater- und Mutter-Brüder und Schwestern; Brüder und Schwestern, welche von demselben Vater und derselben Mutter gezeugt wurden. Bey diesen allen ist keine Verschiedenheit des Blutes; nichts von dem Unterschiede, welcher bey anderen und weiteren Verwandten (*cognatis et agnatis anterioribus, Angespippten*) daherkommet, daß bey ihnen des gemeinsamen Blutes mehr oder weniger sich befindet. Daher hat Justinian unter jenen oben genannten Personen die Heirathen als blutschänderisch verboten, und denselben das Erbrecht vorzugsweise vor allen Seitenverwandten eingeräumt.

In der weiteren Bedeutung ist *Sippe* der Inbegriff mehrerer Sippen, die alle von einer ursprünglichen herkommen, und mit ihren Individuen unter sich durch das Band eines gemeinsamen Blutes verbunden sind. Eine solche Sippe begreift nicht nur die Aeltern und ihre Kinder, sondern auch noch alle anderen Angespippten, oder hinzugebohrnen, die aus dieser Sippe als der gemeinschaftlichen Quelle entweder durch die Kinder, oder durch die Vater- und Mutterbrüder und Schwestern, ihr Blut herleiten; und in Rücksicht auf diese gilt die bekannte Parömie: der nächste zur Sippe, der nächste zur Erbschaft.

Das Haupt dieses ganzen Körpers, der aus mehreren sich in einer Reihe an einander schließenden Sippen besteht, ist die oberste oder ursprüngliche Sippe; die Quelle, aus welcher das gemeinsame Blut ausfließt. Die Glieder derselben sind die auf einander folgenden Progressionen, deren Reihe eine Zahl ausmacht, und mit einer Zahl bezeichnet werden kann. Bruder- und Schwesterkinder sind die erste Progression der Sippe; Bruder- und Schwesternkel die zweyte u. s. w. Jede dieser Zahlen ist eine *Sippzahl*. Von diesen Progressionen oder Zahlen der Sippe macht jede eine Einheit, eine Sippe von der ganzen in gerader Linie auf einander folgenden Sippenreihe aus, aus der der ganze Kör-

per besteht. Aus einer solchen bestimmten Zahl kann man auch die Stelle erkennen, die jeder Anverwandte in dem Körper, das ist in der ganzen Reihe der Sippen einnimmt. Der ganze Körper läßt sich nach den einzelnen Zeugungen, oder den daraus entstandenen einzelnen Sippen abzählen, und so haben nach dem Schwabenspiegel die Geschwiststrigen die erste Zahl in der Sippe, in der ausgedehnteren Bedeutung dieses Wortes, deren Kinder die zweyte u. s. w.

Da die Progression der Sippe, der Natur der Sache und den Gesetzen gemäß, nur vermittelt der Zuziehung einer nicht verwandten, d. i. auswärtigen Person, folglich nicht ohne Beymischung eines fremden Blutes geschehen kann; da ferner, wegen der eben hieraus folgenden Abnahme der Verwandtschaft, endlich bey einer gewissen Zahl das gänzliche Aufhören der Verwandtschaft angenommen werden muß: so ist es gewiß, daß die sämtlichen Rechtsverhältnisse nach dem gemeinschaftlichen Blute bestimmt, und durch die Sippzahl allein normirt werden konnten. Daher das *Recht der Sippzahl*. Dieses Recht bezieht sich hauptsächlich auf die Intestaterbfolge und auf die Eheverbote.

Die Sippzahl ist entweder *endigend (finalis)*, oder nur *enunciativ*. Durch jene wird der Angespippte vom Auswärtigen; durch diese werden die Gesippten, Anverwandte, selbst unter einander, d. h. die näheren von den entfernteren unterschieden.

Ob es nun gleich damit seine volle Richtigkeit hat, daß die Erbfolgeordnung sich nach dem Recht der Sippzahl und nach dem Grundsatz, Je näher der Sippe, desto näher dem Erbe, richtet: so ist doch auch gewiß, daß durch dieses einzige Rechtsprincip noch nicht alles erschöpft ist, was in Rücksicht auf Erbfolgeordnung bestimmt seyn soll. Durch erwähntes Princip wird nur die Successionsordnung unter einzelnen mit einander concurrirenden Verwandten der nämlichen Sippe, keinesweges aber auch diejenige Erbfolgeordnung normirt, welche unter mehreren gemeinschaftlichen Sippen, die aus mehreren gemeinschaftlichen Sippen, oder aus mehreren und verschiedenen gemeinschaftlichen Hauptstämmen (*Stipiti-bus parentum communibus*), entsprungen sind, statt findet. Auch unter diesen hat eine gewisse Ordnung statt, von welcher die Erbfolgeordnung abhängt. Hier findet aber das Princip: Je näher der Sippe, desto näher dem Erbe, keine Anwendung, sondern es tritt ein besonderes Princip ein, das nicht auf die Qualität des gemeinschaftlichen Blutes oder die mehrere oder mindere Beymischung fremden Blutes, sondern auf dessen Quantität selbst Rücksicht nimmt, wo alsdann z. B. meines Bruders Enkel oder Urenkel mehr von dem gemeinschaftlichen von unserem beiderseitigen Stamme, nämlich meinen Aeltern, hergeleiteten Blute in sich hat, als mein Vatersbruder. Von der Ordnung, welche unter mehreren gemeinschaftlichen Agnationen verschiedener Stämme statt findet, schweigen der Sachsen- und Schwabenspiegel ganz stille. Nach dieser Ordnung geht die ganze Agnation aus dem näheren Stamme der aus einem entfernteren vor. Daher unterscheidet der Vf. zwischen der Linealsuccession und der Succession nach Sippen oder Parentelen, und sieht diese, bey der keine Rücksicht auf den näheren Grad der Verwandtschaft mehr genommen wird, wenn einmal von der Erbfolge unter gemeinschaftlichen Agnationen verschiedener Stämme die Rede ist, als in der Natur der Verwandtschaft gegründet an.

Es erhellet schon aus dieser kurzen Anzeige, daß die scharfsinnigen Erörterungen, welche in dieser kleinen Schrift vorkommen, alle Aufmerksamkeit verdienen.

A — E.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 6 JUNIUS, 1804

## JURISPRUDENZ.

J E N A, b. Mauke: *System des Pandecten - Rechts* von Anton Friedrich Justus Thibaut, ordentl. Prof. des Rechts, Hofgerichtsassessor, und Beysitzer des Schöppenstuhls in Jena. B. I. 554 S. B. II. 396 S. ohne das Register. 1803. gr. 8. (3 Rthlr.)

Das vorliegende Werk, für das schon die Arbeiten des Vf's über einzelne Gegenstände desselben ein günstiges Vorurtheil erwecken müssen, hat Rec. mit Vergnügen studirt, nicht allein seines inneren Gehalts wegen, sondern vorzüglich in Hinsicht auf die Vorzeichen, die er darin zu noch mehrern Verdiensten um die glückliche Bearbeitung des gemeinen Rechts in Deutschland wahrzunehmen glaubt. Wie viel noch überhaupt, aller bisherigen Bemühungen ungeachtet, für eine richtige Darstellung dieses Rechts, für die Zurückführung auf die Grundsätze des positiven, für eine der Sache angemessene Ordnung der Materialien und für eine zweckmäßige und allgemein verständliche Einkleidung, zu thun übrig geblieben sey, das ist für diejenigen kein Geheimniß, welche sich nicht von der Vorliebe für das Hergebrachte und Gewöhnliche beherrschen lassen, sondern sich des Gegenstandes mit eigenem Nachdenken zu bemächtigen, und sich selbst eine freye und unbefangene Ansicht von demselben zu verschaffen wissen. Ihnen entgeht es nicht, daß wir von dem gemeinen Rechte in Deutschland noch immer einen falschen Gesichtspunkt haben, und aus diesem Grunde auf eine ganz befriedigende Darstellung auch noch gegenwärtig nicht, wenn gleich die Philosophie in allen Zweigen des Rechts sich thätig zeigt, rechnen können. Um es in vollem Maasse zu fühlen, wie fehlerhaft der Standpunkt sey, aus dem man fortdauernd das gemeine Recht in Deutschland beurtheilt, darf man nur auf jene früheren Zeiten zurückgehen, wo noch kein fremdes Recht in Deutschland herrschend war, auf die Periode des Mittelalters, wo die Verfasser der Spiegel das damalige gemeine Recht Deutschlands aus den Reichsgesetzen, dem Gerichtsgebrauche und den Gewohnheiten sammelten und zu einem Ganzen bildeten. Ungeachtet man damals das römische und kanonische Recht kannte, auch schon benutzte: so machte doch das einheimische Recht den Hauptstoff und die Grundlage des Ganzen aus, welches bereits so reichhaltig war, daß sich daraus ein den Bedürfnisse der Zeiten entsprechendes vollständiges Gebäude gar wohl bilden liefs. Das ausländische Recht, das man als

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

eine nützliche Quelle zur Entwicklung der allgemeinen Sätze des einheimischen Rechts betrachtete, benutzte man zu diesem Endzwecke ganz nach den Regeln, wonach ein fremdes Recht nur allein schicklich benutzt werden kann, durch Auswahl des brauchbaren, und durch Einkleidung in die Landessprache, wodurch das entlehnte Recht aufhörte, ein fremdes zu seyn, und anfang, in Deutschland naturalisirt zu werden. So zog man schon durch eine zweckmäßige Umarbeitung aus den ausländischen Schätzen Vortheile, ohne dabey den Charakter des deutschen Rechts zu verunstalten, und ohne die in dem Rechtsfache so wichtige Originalität der Landessprache aufzuopfern. Man behielt bey diesem Gesichtspunkte die deutsche Welt, und zum großen Gewinn der Einfachheit, diese ganz allein vor Augen, ohne sich durch einen Blick auf die römische Welt, oder gar durch ein Studium derselben zu zerstreuen und zu verwirren; und so konnte man in der Theorie durch Anwendung der allgemeinen Grundsätze des Rechts auf die vorliegende deutsche Welt, auf deren Cultur, Sitten, Religion, Verfassung, Lebensarten und andere Eigenthümlichkeiten den Geist des gemeinen Rechts in Deutschland gar nicht verfehlen, und in der Praxis durch Streitigkeiten über den Sinn ausländischer Gesetze auf keine verderbliche Weitläufigkeit und Abwege gerathen. Was, nach dieser Vorbereitung, den einheimischen Grundstoff des gemeinen Rechts in Deutschland durch die schon feiner entwickelten fremden Rechte, auf eine schickliche Weise zu bereichern und auszubilden, aus dem gemeinen Rechte mit der Zeit Vortreffliches hätte werden können, wenn man auf dem von den Verfassern der Spiegel eingeschlagenen Wege fortgefahren wäre, wenn die Philosophie der Nachkommen, mit Benutzung des Naturrechts und der Gesetzgebungswissenschaft, den nahen Stoff des Mittelalters bearbeitet, nach Grundsätzen geordnet, mit der Kenntniß der fremden Rechte erweitert, und nach scharf bestimmten Begriffen ausgedrückt hätte, das wird sich ein Jeder, der diesen Gegenstand in Gedanken verfolgt, leicht selbst sagen. Gewiß würde die Rechtsverfassung Deutschlands gegenwärtig eine einfachere Theorie und eine glücklichere Praxis darbieten, ohne irgend einen erheblichen Vortheil, der ihn durch die Gültigkeit fremder Rechte zugeflossen, zu entbehren.

Warum dieß nicht erfolgte, und wie alles im deutschen Rechtsfache eine andere Gestalt erhielt, ist im Allgemeinen bekannt genug. Ohne Zweifel waren an dem neuen Zustande des Rechts in Deutsch-

band die Glossatoren des Sachsen- und Schwabenspiegels zunächst Schuld, indem sie die allgemeinen Sätze des deutschen Rechts aus den fremden Rechten, mit einer Auskrummung von Gelehrsamkeit, mit Nachweisungen auf diese ausländischen Quellen, zu erläutern suchten. Als nun vollends die Richter auf hohen Schulen gebildet, und dort mit dem Studium der fremden Rechte selbst beschäftigt wurden, so fehlte zu einer völligen Umkehrung der Dinge nichts weiter. Die Rechtskundigen Deutschlands lebten nun ganz in dem römischen und kanonischen Rechte, und fanden darin so viel Beschäftigung, daß das Studium davon gar leicht das Uebergewicht erhielt, und die Verehrung davon sie zu der Ausschweifung verleitete, nicht bloß das einheimische, nur in Schatten gestellte Recht zu vernachlässigen, sondern das römische an die Stelle desselben zu setzen, und, neben dem kanonischen, als die einzige Quelle der Gesetze zu betrachten. Daß man bey dieser völligen Verückung der deutschen Rechtsverfassung in ein Extrem verfallen war, leuchtete bald ein; auch fühlte man mit der Zeit, daß dieser Schritt falsch gethan sey. Unvermerkt ging man wieder zurück, um den Fehler zu verbessern; man überging im Vortrage das augenscheinlich unbrauchbare des römischen Rechts; man tiefs sich auf den praktischen Gebrauch dieses Rechts in Deutschland ein; man schmolz seine einzelnen Theile in ein Ganzes zusammen, und wagte dabey zum Theil eigene in Deutschland gefundene Systeme; man suchte ausserdem das Eigenthümliche des deutschen Rechts wieder hervor, und leitete darüber einen besondern Unterricht ein; man fing schon früh an, in den Rechtsprüchen den Gebrauch der lateinischen Sprache zu verlassen, und sich, so weit es ging, der deutschen zu bedienen; dies erfolgte auch in den Vorlesungen auf den Universitäten, und endlich wagte man selbst in Schriften, das Recht deutsch vorzutragen. So hat man sich von dem Extrem, in das man unvorsichtiger Weise gerathen war, allmählich zurückgezogen, und sich der ersten Ansicht, die man von fremden Rechten in Deutschland hatte, wieder genähert.

Ist aber das in dieser Hinsicht Geschehene hinlänglich? Ist der begangene Fehler völlig verbessert? und wenn das nicht ist, was muß noch geschehen? Das sind die Fragen, die sich ein jeder, der über das gemeine Recht in Deutschland schreiben will, billig vorlier vorlegen und gehörig beantworten sollte. Rec. ist der Meinung, daß man sich bey der jetzigen Behandlung des gemeinen Rechts nicht beruhigen kann, und daß man den alten, unglücklicher Weise verlorenen Gesichtspunkt von demselben wieder zu gewinnen suchen muß. Zwar kann, nachdem einmal die fremden Rechte in Deutschland feste Wurzel gefaßt, und unter öffentlicher Autorität selbst in den Gerichten Gebrauch erlangt haben, es nicht mehr so vollständig geschehen, daß man sie, nach einer Aushebung des brauchbaren, in der Manier der Vff. der Rechtspiegel aus dem Mittelalter, ganz ausschließen dürfte; es kann aber doch, und muß auch, um das

Fehlerhafte der deutschen Rechtsverfassung nach Vermögen zu verbessern, noch ein Schritt weiter zurück geschehen, um dem richtigen Gesichtspunkte hinreichend nahe zu kommen. Und da, bey der Beschaffenheit der gesetzgebenden Macht in Deutschland noch immer, wie in den vorigen Jahrhunderten, alle Verbesserung, deren das gemeine Recht fähig ist, von der richtigen Theorie der Rechtsgelehrten ausgehen muß: so verlohnt es sich wohl der Mühe, über das, was hier noch geschehen muß, reiflich nachzudenken, um den Forderungen, die das Publicum an die deutschen Rechtsgelehrten machen kann, baldmöglichst ein Genüge zu leisten, bevor die Feinde des Reichs, und die neuen Gesetzbücher der deutschen Reichstaaten, dem Gebiete der Herrschaft des gemeinen Rechts alle noch übrigen Provinzen entziehen.

Bey einem so wohlgerathenen Werke, als das hier zu beurtheilende ist, schien es dem Rec. schicklich, seine Ideen und Wünsche über die Ausbildung des gemeinen Rechts zu eröffnen, um so mehr, da der Vff. nicht allein durch sein Werk, bey einer weitern Bearbeitung, zur Realisirung derselben beytragen kann, sondern auch dem Uebergange zu der von Rec. gedachten besseren Rechtsverfassung Deutschlands schon um vieles näher, als viele andere, gekommen ist. Er will es daher, mit Rücksicht auf diesen Umstand, in Ansehung der Auswahl der Materialien, des Plans, und der Sprache, als der Punkte, die hiebey vorzüglich in Betracht kommen, etwas näher prüfen.

Was in dem Werke, unter dem Namen *Pandecten-Recht* geliefert werden sollte, bestimmt der Vff. selbst in der Vorrede. Seine Absicht war, im Wesentlichen das Materielle des bisherigen Pandecten-Vortrages beizubehalten, aber alles in einer neuen systematischen Verbindung darzustellen. Auf reines römisches Recht konnte er sich nach seinem Plan nicht beschränken, weil es kein Collegium giebt, worin die tausendfältigen kleineren Abänderungen des römischen Rechts angeführt werden; aber eben so wenig hielt er es für rathlich, sich über einheimische Rechts-Institute zu verbreiten, worüber sich eine selbstständige Theorie in den gebräuchlichen Collegien über Lehnrecht, Kirchenrecht und deutsches Privatrecht aufstellen läßt, oder sich auf das, was den praktischen Collegien bleiben muß, mit einiger Bestimmtheit einzulassen. — Da ein Rechtslehrer selten freye Hand in der Anordnung seiner Collegien hat, sondern gemeinlich auf die Umstände des Orts und auf die Bedürfnisse der Zeit Rücksicht nehmen muß: so läßt sich gegen die gegebene Rechtfertigung der getroffenen Auswahl der Materialien zwar von dieser Seite mit Grunde nichts einwenden: wenn es aber überhaupt auf die Wahl eines Gegenstandes zum Behuf einer wissenschaftlichen Bearbeitung ankommt, so lassen sich dagegen, wie Rec. glaubt, erhebliche Ausstellungen machen. Denn was soll der gewählte Gegenstand seyn? römisches Recht, oder gemeines Recht in Deutschland? Er ist keines von beiden, nicht das

das erste, wegen der Weglassungen und Beymischungen, die sich hier zeigen, und selbst wegen des dem römischen Rechte nicht eigenen Plans; auch nicht das letzte, weil es an erheblichen Stücken aus dem einheimischen Rechte fehlt, um ein Ganzes vom gemeinen Rechte darstellen zu können, und wegen so vieler Erörterungen des römischen Rechts, die diesem nicht angehören. Der bearbeitete Gegenstand ist nichts als ein verstümmeltes römisches und ein unvollständiges deutsches Recht, ein aus beiden gemischtes Mittelding, das, genau genommen, einer wahrhaft wissenschaftlichen Behandlung, die nicht bloß in einem Scheiden des Allgemeinen vom Speziellen, und in einem Ordnen der einzelnen Stücke, sondern auch in einer Zurückführung auf seine Grundsätze besteht, im Grunde gar nicht fähig ist. Wenn die Bearbeitung des Gegenstandes den Namen einer Wissenschaft verdienen soll: so muß ein Einfaches und ein Ganzes bearbeitet werden, also entweder römisches Recht allein, oder auch bloß das gemeine Recht in Deutschland, ohne Einmischung römischer Ideen, Vorstellungen und Geschichte, so daß die allgemeinen Grundsätze des Rechts entweder auf die römische oder auf die deutsche Welt angewandt und darnach bestimmt erscheinen. Rec. begreift es sehr wohl, daß es für einen akademischen Rechtslehrer immer ein Wagestück ist, den auch noch so fehlerhaften Zuschnitt des Sohlendrians zu verlassen, und laßt es allerdings oft gerathener bleibt, lieber mit dem Strome zu schwimmen, als der hergebrachten Methode geradezu Trotz zu bieten. Seine Absicht aber geht nur dahin, das Ziel, wonach man in dieser Sache streben muß, und die dahin führenden glimpflichen Mittel anzugeben. Von dieser Art scheinen ihm zwey ganz nahe zu liegen. Entweder nehmen die Civilisten das sogenannte deutsche Recht in die Pandecten auf, oder die Germanisten verweben das praktisch brauchbare des römischen Rechts in das deutsche, und bilden so ein gemeinsames Recht in Deutschland, das alsdann als ein für sich bestehendes Ganzes wissenschaftlich bearbeitet wird. Zu dem erstern haben die Civilisten schon lange, durch Abhandlung des sogenannten *usus modernus*, den Grund gelegt, und Hofacker ist in seinen Pandecten schon bis zur Einverleibung völlig deutscher Rechtslehren in das Civilrecht fortgeschritten. Da hat man nun schon ein Muster, dem man nur folgen darf, und an dem Rec., außer der Unvollständigkeit des Ganzen vom gemeinen Recht, nur das aussusetzen hat, daß darin in ganz verkehrter Ordnung das römische Recht zur Grundlage gemacht, und das deutsche sogar in die lateinische Sprache übertragen ist, da eigentlich das letztere die Basis im System des gemeinen Rechts ausmachen, und der Vortrag desselben billig nur in der deutschen Sprache geschehen muß. Weil der Vf. les vorliegenden Werks sich der deutschen Sprache bedient, und eine eigene Anordnung des Ganzen gewählt hat: so kann es ihm, ohne diesen Vorwurf fürchten zu müssen, nicht schwer fallen, durch Einverleibung der Materialien des deutschen Rechts, ein

vollständiges gemeinsames Recht zu bilden. Rec. würde aber doch lieber wünschen, daß die Germanisten ein solches System des gemeinen Rechts zu Stande brächten, weil sie unstreitig zu einer richtigen Auswahl des fremden in Deutschland brauchbaren Rechts einen vortheilhafteren Standpunkt als die Civilisten haben, und er begreift nicht, warum noch keiner der Germanisten auf den Gedanken gekommen ist, anstatt der Fragmente des deutschen Privatrechts, durch Verbindung mit den brauchbaren und schon angenommenen Sätzen des römischen Rechts, ein vollständiges Ganzes zu bilden, so wie es Hofacker durch Aufnahme des einheimischen Rechts in das fremde gemacht hat. Freylich möchten die Civilisten, welche die praktisch-brauchbaren Stücke des römischen Rechts als ihre Domainen betrachten, scheel dazu sehen, wenn ihnen die Germanisten die bisherige Zurücksetzung ihrer Wissenschaft vergelten, und auf die angezeigte Art diese Stücke, gleichsam das Mark ihrer Wissenschaft, entziehen, und damit den Boden des deutschen Privatrechts fruchtbar machen, die Civilisten selbst aber, denen meistens nur das Eigenthümliche des römischen Rechts, gerade das in Deutschland unbrauchbare, mit der *Historia juris Romani* und den *Antiquitäten* verbliebe, um den Vortheil ihrer bisherigen Wichtigkeit bringen wollten. Allein die Wissenschaft des Rechts würde gewiß dabei gewinnen; der richtige, so lange verrückte Gesichtspunkt wäre so ganz wieder hergestellt; und was auch gegen diesen Schritt, als eine Annahmung der Germanisten, gesagt werden möchte, so dürfte es doch diesen nicht schwer fallen, zu zeigen, daß sie eigentlich ein ihnen lange vorenthaltenes, angehöriges Gebiet in Besizung nehmen. Denn wenn gleich alles, was Erklärung des römischen Rechts anbelangt, zum Ressort des Civilisten ausschließend gerechnet werden muß: so sind doch alle Fragen, was vor dem römischen Rechte in Deutschland brauchbar sey, davon auszuschließen, und billig in das Gebiet der Wissenschaft des deutschen Rechts zu ziehen. Im Grunde beruht die Gültigkeit des römischen Rechts auf einem Gewohnheitsgebrauche, und dieser letztere, worauf alle Aneignung der in Deutschland brauchbaren Materialien des römischen Rechts von den Germanisten gebauet werden kann, macht eine wichtige aber bis jetzt im deutschen Rechte vernachlässigte Classe von Gewohnheiten aus. Ohne dieses sind die allerersten Hauptsätze des römischen Rechts schon vor der Aufnahme desselben in Deutschland bekannt, und Theile des gemeinen Rechts gewesen, und können daher von den Germanisten wenigstens eben so gut als von den Civilisten gelehrt werden, und was aus dem Begriffe und der Natur der Sache entwickelt wird, gehört keinem Rechtssysteme ausschließend an, sondern bleibt gemeinschaftliches Gut. Um inzwischen alle Collisionen zu vermeiden, dürften nur Civilisten und Germanisten das gemeine Recht auf Deutschland, als ein vollständiges Ganzes, in Gemeinschaft lehren. Ein Vortrag über das deutsche Privatrecht hörte alsdann von selbst auf; die römische

sche Recht aber, als Hülfquelle des gemeinen Rechts, wo das Resultat desselben nicht außer Streit und bestimmt genug wäre, würde fortgesetzt, aber ungemischt und unverstümmelt, theils in historischer, theils in exegetischer Hinsicht, vorgetragen.

In der systematischen Anordnung des Ganzen, wodurch der Vf. eines Lehrbuchs über eine positive Wissenschaft sich noch am meisten auszuzeichnen Gelegenheit findet, hat der Vf. auch ein vorzügliches Verdienst seiner Arbeit gesucht. Aus Besorgniß, zu weitläufig zu werden, hat sich derselbe bloß darauf eingeschränkt, Verstoße gegen das logische Decorum, wie er es nennt, in Betracht der den Lehrer der Pandecten beschränkenden Pflicht, den Zusammenhang der Lehren nicht zu zerreißen, zu entschuldigen, und auf die Unmöglichkeit, ein vollendetes System zu liefern, und auf den Erfolg seines Bemühens, dem Ideale möglichst nahe zu kommen, aufmerksam zu machen. Rec. hätte gewünscht, daß der Vf. wenigstens über die Grundsätze, wonach er sein System bildete, sich ausgelassen hätte. Denn gewöhnlich liegen bey den Systemen, die neu aufgestellt werden, keine ganz deutlichen Begriffe zum Grunde, sondern die Erfinder derselben sind gemeiniglich von einem zufälligen Blicke auf das Ganze, das ihnen eine neue Ansicht zeigte, zur Darstellung eines Plans bewogen worden, welches dann gar leicht die Folge hat, daß jeder sein System für das einzig richtige hält, und daß darüber die Wissenschaft in gar ungleiche Formen gebracht, und mit vielen neuen beschwerlichen Kunstausdrücken bereichert wird. Wollte man nur erst alle wesentlichen Seiten, und hauptsächlich die allgemeinen, nach einander durchgehen, so würde man bald finden, daß sich mehrere, alle gleich nützliche Systeme, und die alle neben einander bearbeitet zu werden verdienen, und selbst einander unterstützen können, da keines alle Vortheile zusammen in sich vereinigen kann, bilden lassen; daß aber doch gewisse Hauptseiten die fruchtbarste Ansicht vom Ganzen geben, und daß diese zur Grundlage eines allgemein herrschenden Systems, auch zum Behuf einer Erleichterung für die Rechtsgelährten; gemacht zu werden verdienen. Rec. hält sich aber überzeugt, daß, so lange kein gemeines Recht als ein vollständiges Ganzes geschaffen ist, bey der jetzigen falschen Ansicht der deutschen Rechtsverfassung, und bey der Verstümmelung und Mischung des römischen Rechts, ein dem Hauptzwecke entsprechendes System nicht gefunden werden, und wenn es gefunden ist, doch kein Glück machen kann. Ausserdem scheint es ihm nöthig, daß auf den Unterschied der Grundsätze, wodurch ein positives, und ein Naturrecht zu ordnen ist, Rücklicht genommen werde. Das letztere kann nach den herrschenden Maximen, allgemeine Grundsätze vorauszuschicken, und dabey von einem ersten Grundsätze auszugehen, gar wohl geordnet werden, nicht aber das erstere, das zugleich nach dem Gegenstande, den der Gesetzgeber bearbeitete, nach der vor ihm liegenden wirklichen Welt, und nach den bürgerlichen Verhältnissen dargestellt wer-

den muß. Der vom Vf. gewählte Plan ist sehr einfach, und wie Rec. glaubt, der Ausbildung zu einem befriedigenden System für ein positives Recht sehr fähig. Er theilt das Ganze in Regierungsrecht und in Privatrecht ab, und schickt vor beiden einen allgemeinen Theil vor. Bey dem letzten, der einem positiven Rechte nur wenig angemessen, und hier über die Gebühr weitläufig geworden ist, scheint der Vf. von den gewöhnlichen, und der Behandlung des Naturrechts nur angemessenen, Ideen geleitet worden zu seyn. Der grösste Theil der allgemeinen Grundsätze verdient in die speciellen Theile an die gehörige Stelle zurückgezogen zu werden. Die Abtheilung in Regierungsrecht und Privatrecht, die ganz dem Charakter des positiven Rechts entspricht, verdient, mit Verdrängung des römischen Zuschnitts, in allen Systemen positiver Rechte die herrschende zu werden. Doch muß Rec. seinen Beyfall dahin beschränken, daß der Begriff und die Gränzen dieser Abtheilung noch erst besser bestimmt werden müssen: Gegen die §. 283—286 gegebene Zergliederung des Systems ist zu erinnern, daß es, um öffentliches und Privatrecht zu unterscheiden, nicht genug sey, den Regenten und dem Unterthan, oder eigentlich den Staat und das Staatsglied, einander entgegenzustellen, sondern daß auch auf die Quelle der bey ihnen vorkommenden Rechte gesehen werden mußte. In so fern Regent und Staat, in einem Zustande der Unabhängigkeit betrachtet, durch Verträge, es sey mit auswärtigen Staaten, oder mit der Landschaft, Rechte und Verbindlichkeiten für sich gründen, bilden sie ein ganz anderes Recht, als wenn sie als befehlender Theil durch Gesetze den Staatsbürgern Rechte beylegen und Pflichten vorschreiben. Das Recht der Gesetze und das Recht der Staatsverträge darf daher nicht mit einander verwechselt oder in eine Classe gesetzt werden, wenn das System nicht fehlerhaft ausfallen soll. Was der Vf. §. 285 als Constitutionsgesetz bezeichnet, fließt mit dem Völkerrechte aus Staatsverträgen und Herkommen, und sollte daher billig beysammen bleiben, und als das Staatsrecht im Allgemeinen bildend, wie bisher, betrachtet werden. Was der Vf. *Regierungsrecht* nennt, und als den Inbegriff öffentlicher Gesetze, welche von dem Regenten selbst herrühren, und in so fern von ihm willkürlich widerrufen werden können, erklärt, ist nichts anders als das Recht positiver Gesetze, dem Recht der Staatsverträge entgegengesetzt. Ohne auf das Mangelhafte dieser Erklärung einzugehen, kann es doch nicht unbenutzt gelassen werden, daß, zur Bezeichnung des Rechts der Gesetze, der Name *Regierungsrecht* nicht nöthig ist; daß ferner wegen der Zweideutigkeit, da die Regierung eben so gut aus Staatsverträgen als aus Gesetzen Rechte hat, dieser Name zu einer solchen Bezeichnung nicht taugt; daß endlich, da aus den Gesetzen nicht weniger die Unterthanen als die Regierung Rechte haben, dieser Name fehlerhaft und daher in jedem Betracht verwerflich ist.

(Der Beschlus folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 J U N I U S, 1 8 0 4

## § U R I S P R U D E N Z.

J E N A, b. Mauke: *System des Pandecten-Rechts von Anton Friedrich Jufus Thibaut, etc.*

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Beym Vortrage des aus Gesetzen fließenden Rechts sollte überhaupt das Staatsrecht nicht eingemischt, sondern bloß das erste als der eigentliche Gegenstand des Vortrags zergliedert werden; und wenn davon ausgegangen wird, so hat der Vf. gar keine Abtheilung des Rechts gemacht. Denn sein sogenanntes Regierungsrecht erschöpft offenbar auch das aus Gesetzen fließende Privatrecht. Soll aber das letztere nach §. 284 die Gesetze enthalten, welche das Verhältniß des Unterthans zum Unterthan bestimmen: so bleibt noch in dem Rechte der Gesetze der Theil übrig, der das Verhältniß des Unterthans gegen den Staat oder die Regierung bestimmt; und dieser war es wohl, den der Vf. mit dem Namen Regierungsrecht bezeichnen wollte, und in so weit ist die Abtheilung des positiven Rechts gut gemacht. Da aber in dieser Hinsicht das Privat- und das öffentliche Verhältniß des Unterthans einander entgegengesetzt werden, so würde der Name Privat- und öffentliches Recht schicklicher und verständlicher als der gewählte gewesen seyn. Was nun aber unter öffentlichem und unter Privatrecht eigentlich zu verstehen sey, das liegt noch ziemlich im Dunkeln, und muß erst, um zu einem wissenschaftlichen Rechtssysteme zu taugen, besser ins Klare gebracht werden. Es giebt Gesetze, in denen ein alleiniges öffentliches, oder ein alleiniges Privatinteresse gleich einleuchtet, und die daher ohne Anstand gleich richtig classificirt werden können; dahingegen giebt es andere, in denen ein öffentliches und ein Privatinteresse gemischt vorkommt, und diese sind es, die für die bisherigen System-schöpfer eine Klippe geworden sind. Indem sie, anstatt die Gesetze in beiden Theilen, im öffentlichen und im Privatverhältnisse des Unterthans, mit Rücksicht auf die in jedem eigenthümliche Seite, anzuführen, solche nur in einem derselben ausdrücken, sind sie auf Ungleichheiten verfallen und in Verlegenheiten gerathen. So liegt in den meisten Strafgesetzen ein öffentliches und auch ein Privatinteresse, das in einem wissenschaftlichen Systeme, ohne Rücksicht auf die Klagen vom Zerreißen vermeintlich zusammengehöriger Materien, geschieden werden muß. Der Vf. hat diese Klippe nicht vermieden. Wenn er gleich §. 286 das peinliche, Cameral- und Finanz-

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

Proceß- und Polizeyrecht ganz richtig zum öffentlichen Rechte zählt: so hat er doch die dabey vorkommenden Seiten des Privatrechts nicht gehörig geschieden, und er wird daher dem Tadel nicht entgehen, daß er das Recht der väterlichen Gewalt und ähnliche Materien in das öffentliche Recht, wohin sie nur zum Theil gehören, aufgenommen hat. Es ist nicht zu leugnen, daß sich das öffentliche und das Privatinteresse, wo es bey einerley Gegenstand zusammen trifft, oft nur sehr schwer, oder doch nicht ohne Wiederholungen einer und derselben Sache, scheiden lasse. Es würde sich daher noch ein anderer an sich schon für den wissenschaftlichen Vortrag ergiebiger Theilungspunkt, nämlich nach der Quelle des Rechts, vortheilhaft benutzen lassen. Denn da die Rechte und Verbindlichkeiten des Unterthans theils unmittelbar aus den Gesetzen, theils aus Privatverträgen und andern Willenserklärungen fließen: so können die aus der erstern Quelle kommenden Rechte und Verbindlichkeiten, ohne Unterschied, ob sie das alleinige öffentliche Interesse, oder zugleich ein beygemischtes Privatinteresse betreffen, ganz schicklich und ohne Schwierigkeit, zum öffentlichen Rechte, die aus der zweyten Quelle abgeleiteten aber zum Privatrechte gezogen werden, so daß man also ein zweyfaches Privatrecht, ein aus den Gesetzen fließendes und ein anderes durch Privatverträge gegründetes erhielte, eine Scheidung, welche erst das Privatrecht auf seine Grundsätze zurückzuführen Gelegenheit gäbe. So sehr übrigens Rec. der Abtheilung in öffentliches und Privatrecht Beyfall giebt, und deren Benutzung in dem gemeinen Rechte als eine reelle Verbesserung der wissenschaftlichen Behandlung desselben betrachtet: so würde er doch in dem Vortrage des römischen Rechts dem gewöhnlichen, von den Römern entlehnten Systeme auch schon um deshalb den Vorzug geben, weil dessen Kenntniß den künftigen Rechtsgelehrten noch geraume Zeit bekannt bleiben muß, wenn sie die juristische Literatur zu benutzen in Stande seyn sollen.

Was endlich den Gebrauch der deutschen Sprache bey diesem Werke betrifft, so hat sich der Vf. darüber nicht rechtfertigen wollen, weil er den Gegnern keine neuen Gründe anzugeben wußte. Rec. mißbilligt es an sich nicht, daß das Recht in deutscher Sprache vorgetragen wird, er hält selbst deren Gebrauch für nöthwendig, wenn die Wissenschaft des Rechts, dem Bedürfnisse der deutschen Nation gemäß, bearbeitet und vorbereitet werden soll. Nur in einem Pandecten-Rechte, sey es bloß auf reines

M m m

ro

römisches oder bloß auf das praktisch-brauchbare desselben, wie in diesem Werke, eingeschränkt, würde den Gebrauch der lateinischen Sprache unbedenklich vorziehen, weil sich darin dieses Recht am richtigsten vortragen läßt, auch die römische Kunstsprache, die doch dem künftigen Juristen noch immer bekannt bleiben muß, durch lateinische Lehrbücher am besten nicht bloß bekannt, sondern auch geläufig gemacht werden kann. Obnedies können solche deutsche Lehrbücher über römisches Recht dem Laien nichts helfen, da sie noch zu voll von Kunstausdrücken und römischen Ideen sind. Würde aber der Vf. sein Werk zu einem gemeinen Rechte in Deutschland ausbilden, so könnte darin der Gebrauch der deutschen Sprache sehr zweckmäßig seyn. Doch müßte es alsdann von allem Römischen durchaus entkleidet, und das Eigenthümliche des letztern besonders Vorträgen über dieses Recht überlassen werden: welche Forderung indeß nicht so leicht zu befriedigen ist, so lange nicht die deutsche Rechtsprache mehr ausgebildet wird. Da von Universitäten aus von dieser Seite das meiste hierin geschehen muß, und es für die deutsche Rechtsverfassung kein gleichgültiger Gegenstand ist: so sollten die Bearbeiter des gemeinen Rechts in Deutschland diesem billig eine größere Aufmerksamkeit, als es bisher der Fall war, widmen.

In die Beurtheilung der einzelnen Sätze des vorliegenden Werks kann Rec. hier nicht mehr eingehen, um nicht zu weitläufig zu werden: auch findet er es aus mehreren Gründen nicht nöthig, und beschränkt sich daher bloß auf die allgemeine Bemerkung, daß darin in gedrängter Kürze ein Reichthum von wohlbedachten Rechtsätzen, mit Klarheit und Bestimmtheit ausgedrückt, enthalten ist.

ff.

LEIPZIG, in d. Weidmannischen Buchh.: *Rechtliche Abhandlung über die Gesinde-Mieth- und Vermietung nach den in Kursachsen geltenden Gesetzen*, von Christian August Kunad, kurf. sächs. Cammer-Commissions-Rathe und Justiz-Amtmann in Zwickau. 1803. XII u. 220 S. 8.

Der Vf. dieser nützlichen Abhandlung wurde durch die Wahrnehmung der übergroßen Mangelhaftigkeit der Quellen des deutschen und sächsischen Gesinde-Rechts zu dem Entschlusse veranlaßt, die Summe der gesetzlichen Anordnungen hierüber und die Resultate aus den Schriften bewährter Rechtslehrer, besonders für Rechtsunkundige, zusammenzustellen. Er wollte aber jetzt allein die Rechtslehre vom freyen Dienstgesinde abhandeln. Diese, und noch mehr als diese, findet man hier in 9 Kapiteln mit folgenden Ueberschriften abgehandelt: von der Verbindlichkeit zu dienen; vom Mieth-Contracte; vom Gegenstande des Gesinde-Contractes; von der Dauer desselben und dem Dienstantritte; von den Pflichten und Rechten des Gesindes; desgleichen der Herrschaft; von der Endigung des Dienstvertrages und ihren Folgen; und endlich vom Verfahren in Gesinde-Sachen. Die vor-

angeschickte Einleitung enthält bloß einige Bemerkungen über den Begriff und das Wort Gesinde, und über die Natur des Dienstvertrages, nebst einem Katalog der hieher gehörigen kursächsischen Gesetze. Ohne Erinnerung bemerkt man nun, daß diese Einleitung viel zu wenig, die Abhandlung selbst aber in jeder Hinsicht zu viel enthalte, und daß es derselben ganz an zweckgemäßer Anordnung ihrer Theile gebrache. Der Vf. behielt die Classe von Lesern, denen er zunächst seine Schrift bestimmte, nicht unverrückt im Auge. Und die Wahrnehmung einer Menge von Discussionen, die allein dem praktischen Juristen wichtig sind, leitet uns zu der Vermuthung hin, der Vf. habe bloß aus Bescheidenheit oder Furchtsamkeit erklärt, nur für solche, die nicht Rechtsgelehrte sind, geschrieben zu haben. Auf jeden Fall bedurfte es aber 1) einer mehr pragmatischen Einleitung, in welcher die Grenzen der Anwendung des hier nicht ganz unfruchtbaren fremden Rechts zu bestimmen, die gemeinen Quellen dieser Rechtslehre überhaupt anzugeben und zu würdigen waren, und in welcher auch die Geschichte der sächsischen Gesetzgebung über diesen Artikel vollständig, pragmatisch, kritisch und politisch erzählt, deren Mängel und Lücken ausgestellt, und endlich ein kritischer Anzeiger der früheren Schriften über diesen Gegenstand gegeben werden mußte. 2) Daß der Vf. in seiner Abhandlung vom freyen Dienstvertrage das Ganze der kursächsischen Gesinde-Polizey, die Theorie des Processus in Gesinde-Sachen, und überhaupt die gesammte kursächsische Gesinde-Rechtslehre einschloß, war wenigstens planwidrig. Wollte er es aber dennoch thun, so heischte es die Regel der Ordnung, den ungleichartigen Stoff zu sondern, und mithin zuerst die Gesinde-Polizey, sodann das Recht des Dienstgesindes im Privatverhältnisse, und endlich das Processrecht in Gesindesachen darzustellen. Es bedurfte auch einer solchen Stellung der einzelnen Theile um so viel mehr, da die Vermischung des Polizey- und des Rechtsverhältnisses, die man in dieser sonst sehr nützlichen und mit Einsicht und Erfahrung geschriebenen Abhandlung wahrnimmt, eine durchgehende Verwirrung bewirken, welche der lichtvollen Ordnung nicht wenig nachtheilig werden, und zu manchen Wiederholungen Anlaß geben mußte. Ueberhaupt scheint der Vf. die Oekonomie seiner Schrift für die unbedeutendste Nebensache gehalten zu haben. Wie konnte er sonst Kap. 2 vom *Miethcontracte* überschreiben, da die ganze Schrift der Entwicklung desselben bestimmt ist? Und, wie konnte er sonst in diesem 2 Kap. a) von der Form dieses Vertrages, b) vom Miethgelde, c) vom stillschweigend geschlossen oder verlängerten Miethvertrage handeln? Wie konnte er im 4 Kap. vier *Gegenstände* dieses Vertrages unterscheiden, Lohn, Kost, Livée und Dienste? Wie konnte er der Dauer der durch das Miethen begründeten Verbindlichkeit ein eigenes Kapitel widmen, und sodann von den Pflichten und Rechten der Interessenten bey dem Miethvertrage überhaupt sprechen? Wie konnte er im 7 Kap. eine Abhand-



Handlung von der Endigung des Miethvertrages und ihrer Wirkung, und im 8 Kap. eine Abhandlung von den Folgen der aufgehobenen Miethe ankündigen? Den ganzen Umfang der Rechtslehre vom Gesinde scheint der Vf. auch nicht genug erwogen zu haben. Er schweigt ganz über das Rechtsverhältniß der Meister zu den Gefellen, welche bey vielen Handwerkern wahre Brödlinge und Dienstbothen sind. Es konnte auch die Erörterung dieses Gegenstandes um so weniger übergangen werden, je mangelhafter die Gesetze, je häufiger und verwickelter Rechtsstreite darüber sind, und je grösser die Vorsicht seyn muß, mit welcher Richter dieselben zu behandeln haben. Abweichend davon ist auch das Verhältniß der Fabrikherrn zu den Fabrikarbeitern, welche nicht selten auch in Lohn und Brod stehen. Dieses Rechtsverhältniß hätte eben so wenig übergangen werden sollen, als die Angabe der Abweichungen, welche sich in Ansehung der eigentlich sogenannten Lohnbedienten bemerkbar machen. Ungern entdeckt man ferner einige irrige und ganz ohne Beweis hingeworfene Sätze und Behauptungen. Ein Römer konnte bekanntlich nicht, wie doch hier (S. 7) behauptet wird, auf seine Freyheit Verzicht thun, und nach freyer Willkühr in den Sklavenstand eintreten. Der (S. 46) gegebene Begriff eines Gesindemäkers ist zu enge, und das Verbot der Gesindemäkeley ist nicht so weit, als der Vf. that, auszudehnen, indem ausserdem die so nützlichen Versorgungsanstalten in einer Hinsicht für unerlaubte Einrichtungen angesehen werden müssen. Das Miethgeld ist kein Zeichen der zu Stande gekommenen Tractaten, wie es hier S. 24 genannt wird, sondern, der neuen kursächsischen Gesindeordnung Tit. I §. 10 zufolge, ein Zeichen des abgeschlossenen Dienstvertrages. — In der T. 25 §. 6 *D. loc. cond.* ist, wie sich aus dem Augenscheine ergibt, von einer *redemptio operis* gar nicht die Rede. — Uebrigens kann man vorliegender Schrift das Lob einer gründlichen und lehrreichen durchaus nicht versagen. Besonders instructiv für kursächsische Gerichtsvorsteher sind die Abhandlungen über stillschweigende Dienstverlängerungen S. 28, über die Fälle, wo der Dienstherr wegen der von seinem Gesinde einem Dritten zugefügten Verletzungen in Anspruch genommen werden kann S. 99 ff., über die Gründe und Gränzen des häuslichen Züchtigungsrechtes S. 152 ff., über den Aterdienstvertrag S. 158, über die Endigung des Dienstvertrags wegen veränderter Umstände S. 160, 164, 171 u. ff., und endlich vom Rügen- und Civilverfahren in Gesindesachen, S. 201 ff. Der Vf. zeigt in diesen Ausführungen nicht allein eine seltne Vertrautheit mit den gesetzlichen Quellen, sondern auch eine ausnehmende Fertigkeit, analoge und aus dem Geiste der Gesetze abgeleitete Grundsätze treffend bey Entscheidung schwieriger Fälle zu benutzen. Wir wünschten übrigens, daß er, um seine Schrift für ausserächsische Juristen brauchbarer zu machen, mehr Rücksicht auf das, was als gemeines Recht hier anzusehen ist, genommen, und zu diesem Behuf, Dorn's bekannte Schrift, die ihm ganz unbekannt ge-

blieben zu seyn scheint, benutzt hätte. Ausführungen, wie S. 95 ff. über *culpa* und ihre Grade, sind unnütze Abschweifungen, und weitläufige Erörterungen, wie S. 130—146 über das Recht des kranken Gefindes auf Lohn und Kost, sind zweckwidrig. Die Sprache und die ganze Darstellung des Vf's entfernt sich nicht weit von der alten Acten- und Gerichtssprache. Und an Reinheit, Bestimmtheit, Kraft, Bündigkeit und Kürze gebricht es ihr gänzlich.

V. z. B.

JENA, b. Stahl: *Der deutsche Advocat, oder so ist der Schilendrian in den Gerichtshöfen*, mit Anekdoten und Beyspielen für Juristen und Nicht-Juristen, von Chr. A. A. Steuogt, Herzogl. Weimar. Hofadvocat und Stadtrichter zu Jena. Erstes Bändchen. 1803. XIV u. 186 S. Zweytes Bändchen. 1804. XII u. 140 S. 8. (1 Rthlr.)

Der etwas sonderbar gewählte Titel (dessen Wahl der Vf. II, S. 12 auf eine nicht befriedigende Art erklärt) läßt es kaum erwarten, daß hier der Plan zum Grunde liege, „jungen Rechtsgelehrten — sowohl denen, welche die Akademie verlassen haben, als auch denen, welche die akademische Laufbahn erst beginnen, — die aus (des Vf's) eigener Erfahrung entnommenen Lebensregeln bey so vielen Verhältnissen in ihrer praktischen Laufbahn und in ihrem politischen Verhalten, an das Herz zu legen, und sie zugleich mit den Mißbräuchen, welche hie und da in den Gerichtshöfen noch herrschend sind, bekannt zu machen.“ Gleichwohl ist diese allerdings lobenswerthe Absicht, als Plan, dem Werke voran gedruckt, und es fragt sich daher nur, wie fern derselbe ausgeführt worden sey. Allerdings hat der Vf. eine Menge von Mißbräuchen (nicht bloß der Gerichtshöfe, sondern auch der Staatsadministration, besonders bey Anstellung der Dienerschaft) gerügt, und größtentheils mit Anekdoten belegt, deren Wahrheit er verbürgt. Auch enthalten seine Bemerkungen über das Benehmen der Studirenden auf der Akademie manches wahre, wenn es gleich nach unserer Einsicht und Erfahrung, weniger allgemein richtig ist, als der Vf. zu glauben scheint, und mehr den Ton, so wie er nur auf *einzelnen* Akademien jetzt noch seyn mag, treffend schildert, als den Geist der studirenden deutschen Jugend überhaupt getreu darstellt. Endlich ist nicht zu verkennen, daß manche von den Rathschlägen, welche der Vf. dem angehenden Juristen, sowohl über Benutzung seines akademischen Aufenthalts und Vorbereitung auch Betragen bey Examen, als auch dem wirklichen Beamten, über Verwaltung seines Amtes auch zweckmäßige Einrichtung einzelner Handlungen z. B. der Subhastationen, Auspfändungen etc. besonders aber über die Ordnung seiner Geschäfte und namentlich des Amtsarchivs, Depositen- und Polizey-Geschäfte u. dgl. m. erteilt und durch beygefügte Tabellen erläutert, eben so gut gemeint, als gegründet und der Sache angemessen sind. Erwägt Rec. dagegen aber, daß von allem dem, vielleicht nur dasjenige, was auf der eigenthümlichen Verfassung ei-



nes einzelnen Landes hieby beruhet, den Vorzug der Neuheit hat, indem alle übrigen Mißbräuche schon oft und laut auch in einer interessanteren Zusammenstellung gerügt sind; daß der gute Rath über Einrichtung und Benutzung des akademischen Aufenthalts viel eindringender und mit mehr specieller Anweisung schon oft anderswo ertheilt worden ist; daß ferner angehende Beamte über ihre Amtspflichten im Ganzen sowohl, als in Beziehung auf einzelne Geschäftszweige und namentlich in Hinsicht der guten Anordnung ihrer mannichfaltigen Geschäfte, viel vollständiger und zum Theile auch besser, von *Claproth*, *Frödersdorf* u. a. belehrt sind: so kann Rec. der gegenwärtigen Schrift um desto weniger literarischen Werth zuschreiben, je mehr auch die bekannteren Sätze darin gedehnt, die Würde und Reinheit des Styls, besonders bey Erzählung der Anekdoten, vernachlässigt, viele matte Geschichtchen, viele kaum halb wahre Rathschläge darin aufgenommen, und oft ein dem vorgeetzten Plane nicht anpassender burslesker Ton angestimmt ist. Man lese nur die unanständige Auseinandersetzung der S. 164—167 Bd. I.

erzählten Anekdote, ferner die faden Anekdoten S. 77, 103, 117 und 118 des ersten, und S. 41, 57, 82, 96 u. a. im zweyten Bändchen, so wird man Belege genug zu dem einen Theile dieses Urtheils haben; man höre den Rath (S. 46 des I. Bd.) an den Studirenden, „das letzte akademische halbe Jahr (?) präge er sich eine systematische Ordnung aller juristischen Wissenschaften in das Gedächtniß“ (!) und man lese des Vf's Abschieds-Compliment am Ende des ersten und folgenden Schluß des zweyten Bändchens: „Und so macht denn der deutsche Advocat sein Compliment im scharlachfarbenen Rock, Weste und Beinkleidern einfarbig. Die grünseidenen Strümpfe geben einen abstechenden Contrast. Seine Beutelperruque mit Lockerband fliegt convulsivisch auf dem Kopf umher, der *Chapeaubas* gleicht einem Barbierbecken — der Degen kömmt ihm zwischen die Beine, seine Verlegenheit wird sichtbarer, und — der Vorhang fällt.“ Und man wird dem Rec. leicht in dem Wunsche beystimmen, daß dieser Vorhang nicht wieder möge aufgezogen werden.

— T —

## KLEINE SCHRIFTEN.

**JURISPRUDENZ.** *Jena*, b. Stahl: *Ueber das Begnadigungsrecht des Regenten und den richterlichen Ausspruch*. Zwey Versuche von S. 1802. XIV u. 30 S. 8. (6 gr.) Die praktische Wichtigkeit des Gegenstandes, worüber der Vf. im ersten Versuch philosophirt, wird es entschuldigen, wenn wir uns etwas umständlicher über diese kleine Schrift erklären, als ihr eigener Gehalt mit sich zu bringen scheint.

Der Vf. untersucht die Frage hier bloß nach Principien des natürlichen Staatsrechts, und spricht dem Regenten nicht nur das eigentliche Begnadigungsrecht, sondern auch das Recht die Strafen zu mildern ganz ab, weil er sich vermöge der Staatsgrundgesetze verpflichtet habe, jeden Störer des Staatszwecks nach den Gesetzen zu bestrafen. Nur wenn das gemeine Wohl, (nach S. 21 Geben und Sicherung des Gegebenen,) offenbar durch die Vollziehung der Strafe dergestalt leide, daß entweder der Staat zu Grunde gehen, oder doch die äußerste Gefahr der Zerstörung vorhanden seyn würde, dann trete die Begnadigung als äußerstes Recht, oder Staatsnothrecht ein. Mithin könne weder das Wohl des Regenten und seiner Kammer, noch Politik und Nutzen des Staats, noch die Menge der Verbrecher, und das große Verdienst eines Verbrechers um den Staat, noch die Anzeige der Mitschuldigen u. dgl. die Bewilligung der Straßlosigkeit oder Milderung rechtfertigen. Endlich schließt der Vf. seinen Versuch, auf den Fall, daß alles falsch seyn sollte, was er gegen das Begnadigungsrecht vorgebracht habe, mit dem guten Rath, daß man wenigstens nur selten Gebrauch von dem Begnadigungsrecht machen möge.

Der Vf., der das edle Recht zu verzeihen ganz aus der Welt schafft, muß stillschweigend die vollkommenste Gesetzgebung, die absolute Strafwürdigkeit der Verbrecher und die Unfehlbarkeit des Richters bey jeder Subsumtion des concreten Falles unter das Gesetz, voraussetzen. Man scheint sich auch bey solchen, auf bloße Speculation gegründeten, Theorien die Criminalgewalt des Regenten ganz außer allem Verhältniß und Zusammenhang mit den übrigen Bestandtheilen und Wechselwirkungen des bürgerlichen Vereins zu denken, die doch in manchem, nicht eben den Hauptstaatszweck berührenden Falle der höchsten Aufsicht, eine solche Moderation der Straf Gewalt zur Pflicht machen können, welche, mit dem Vf. zu reden, sogar von der reellen Majestät des Volks, wenn es nicht seine Rechte dem Regenten übertragen hätte, würde beliebt worden seyn.

Etwas neues enthält dieser Versuch nicht, da das Resultat, wie der Vf. selbst bemerkt, mit *Hn. Feuerbachs* Behauptung (*Lehrbuch d. P. R.* §. 63) im Wesentlichen übereinstimmt. Daß das Begnadigungsrecht nur mit größter Ueberlegung und Einschränkung gebraucht werden müsse, haben schon die ältern Juristen auseinander zu setzen gesucht, und da nimmermehr zu hoffen steht, daß sich unsere Fürsten das Begnadigungsrecht durch alle Versuche der Philosophie werden ganz und gar abstreiten lassen: so würde dem Staat mehr geholfen seyn, wenn man den Streit über die Existenz dieses Rechts lieber bey Seite setzen, und dagegen die Ausübung desselben, nach dem Byspiel der Vorgänger, auf möglichst genaue Bestimmungen zurückführen wollte.

Im zweyten Versuch will der Vf. zeigen: wie der Richter, als solcher, sprechen; oder, wie er das Gesetz in Criminalfällen in concreto anwenden solle? Die Resultate sind folgende: der Richter muß, ehe er über die Strafe selbst reflectirt, erst darauf sehen, ob die Handlung in concreto unterm Strafgesetz stehe, und muß sie in diesem Fall, wenn ein bestimmtes Strafgesetz vorhanden, lediglich mit der gesetzlichen Strafe belegen; bey unbestimmten Strafgesetzen soll der Richter nicht nach Willkühr, sondern nach Gründen, die er aus dem Willen des Gesetzgebers nimmt, die Strafbarkeit bestimmen. — Auch dieser Versuch enthält nichts von Bedeutung, was nicht schon von einigen Criminalisten behauptet, und von andern bestritten worden. Da aber der Vf. Eifer für die wissenschaftliche Verbesserung des Criminalrechts zu verrathen scheint, so würde ihm vorher ein anhaltendes, gründliches Studium dieses vielumfassenden Zweiges der Rechtswissenschaft anzurathen seyn, um künftigen Versuchen mehr Reife und Tiefe zu geben. Dann wird er auch vielleicht selbst die jugendliche Hitze verdammen, mit welcher er, nach jetzt beliebiger Knabenweise, über verdiente Männer, wie *Koch*, *Klein*, *Glabig* u. s. w. unbarmherzig den Stab zu brechen wagt, und das bloß auf Autorität anderer. Denn aus seinen Versuchen soll doch wohl nicht der Beweis hervorleuchten, daß er wenigstens jetzt schon im Stande sey, ihr Verdienst um die Wissenschaft vollständig zu übersehen und gründlich abzuwägen; ja, nur ihre Fehler zu bereuen? Ist er aber, wie so viele Anfänger, Nachbeter der Verdammungsbullen: wessen Schuld ist es dann, als mancher Docenten, die im Jugendfeuer von ihrem Lehrstuhl, als vom Thron der Unfehlbarkeit, herabsprechen?

F. J.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 8 JUNIUS, 1804.

## M E D I C I N.

- 1) KÖNIGSBERG u. LEIPZIG, b. Hartung: *Kurzgefaßtes System der gerichtlichen Arzneywissenschaft*. Von J. D. Metzger, königl. Leibarzt und Prof. der Arzneywissenschaft. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1798. XVI u. 445 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)
- 2) KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Johann Dan. Metzgers, — gerichtlich - medicinische Abhandlungen*. Ein Supplement zu seinem kurzgefaßten System der gerichtlichen Arzneywissenschaft. 1803. XVI u. 207 S. 8. (16 gr.)

Den ersten Platz unter den neueren Lehrbüchern der gerichtlichen Arzneywissenschaft verdient allerdings dieses System oder vielmehr dieses Aggregat medicinisch - rhapsodischer Sätze, welche zur Beurtheilung rechtlicher Fälle angewendet werden können. Zu oft haben es schon Aerzte und Rechtsgelehrte zu akademischen Vorlesungen und zum praktischen Gebrauch benutzt, als dafs es nöthig wäre, die Vorzüge desselben hier weitläufig auseinanderzusetzen, und auf mehrere Beweise des Scharfsinns, der Belesenheit und guter Erfahrungserkenntniß des Vf's aufmerksam zu machen. So geneigt aber auch Rec. ist, dieselben anzuerkennen, so vermag er doch eben so wenig das von Sprengel dieser Schrift ertheilte Lob ganz zu unterschreiben, als er zu behaupten wagt, dafs es das Geschäft eines einzelnen Mannes seyn könne, die gerichtliche Arzneywissenschaft in allen ihren einzelnen Theilen gleich vollständig vorzutragen. Ob Ordnung, Klarheit, Bestimmtheit und Gründlichkeit wirklich die Eigenschaften sind, die dieses Buch auszeichnen, wird eine nähere Prüfung desselben lehren.

In der neuen Auflage hat der verdienstvolle Vf. von mehrern wichtigen Bemerkungen der Kunstreicher Gebrauch gemacht, und die Schrift von Fehlern, wozu ihn Egoismus und Partheysucht verleitet hatten, zu reinigen gesucht. Die Ordnung aber, in welcher er mehrere Gegenstände der gerichtlichen Arzneywissenschaft bey der früheren Auflage vom Jahre 1793 abgehandelt, hat er auch hier beybehalten. Z. B. das 7 Kap. des 2 Abchn. verbreitet sich über die Vergiftungen. Gehören diese aber nicht auch zu den Verletzungen, welche im 4 Kap. beschrieben worden? In dem Kap. von Erstickungen werden unter andern auch Personen, welche durch den Ausbruch einer heftigen Leidenschaft schnell sterben, erwähnt. Gif-

te, die unter der Form der Dünste und Gas eingeathmet werden, sind nicht im 7 Kap. sondern in dem vorhergehenden angeführt worden. S. 204 stehen die Worte: ich sage nichts von der Einhauchung durch die Lungen, weil durch diesen Weg nur Krankheitsgifte in den Körper kommen.“ Zu den Vergiftungen rechnet der Vf. auch die unbefugten Curen der Ackerärzte (alle?). In zwey besondern Kapiteln wird von unreifen und frühreifen Geburten, in zwey andern von todtgefundenen neugeborenen Kindern und von den Todesarten neugeborner Kinder gehandelt. War es nicht schicklicher, alles dieses in zwey Kapiteln zusammenzufassen? Das 1 Kap. des 4 Abchn. enthält unter andern einige Gedanken über das Heinenweh. Eine passendere Stelle würden unstreitig diese im Kap. vom Wahnsinne gefunden haben. — Dafs die Schrift nicht frey von unbestimmten, schwankenden Begriffen ist, bedauert Rec. desto mehr, je leichter sie oft zu ungerechten Urtheilen Veranlassung geben können. Rec. will zwar mit dem Vf. nicht rechten, dafs die Einwürfe, wodurch scharfsinnige Männer die Brauchbarkeit der Classification der Verletzungen in absolut für sich, und zufällig tödtliche bestritten haben, ihm immer noch nicht wichtig genug scheinen, um eine solche Eintheilung ganz zu verwerfen: zu missbilligen aber ist es, dafs der Vf., statt bey der Beurtheilung der Verletzungen einzelner Theile des menschlichen Körpers auf diese festgesetzten drey Classen der Tödtlichkeit immer sein Augenmerk zu richten, sich oft der unbestimmten Ausdrücke, gefährlich, minder gefährlich, bedenklich, im höhern Grade letal, bedient, und so den Leser in Ungewissheit läßt, ob eine und die andere Wunde eine absolut oder für sich tödtliche zu nennen sey. Erinnt der Vf. nicht selbst an verschiedenen Stellen, der gerichtliche Arzt solle nie vergessen, dafs er mit Rechtsgelehrten in Verbindung stehe, denen nur mit bestimmten Ausprüchen gedient ist, dafs die Jurisprudenz, mit der die gerichtliche Arzneywissenschaft zu thun hat, eine auf positive und bestimmte Sätze beruhende Wissenschaft sey? — Die Gränzen der gerichtlichen Arzneywissenschaft und der Jurisprudenz bezeichnet Hr. M. eben so wenig mit Genauigkeit, als mehrere andere Lehrer der gerichtlichen Arzneywissenschaft; nicht immer unterscheidet er sorgfältig, was Sache des Juristen und was Sache des gerichtlichen Arztes ist. Z. B. die Frage: ob ein Testament überhaupt auf dem Sterbebette für gültig gehalten werden könne, wagt er S. 370. zu beantworten. Hingegen die Beantwortung der Frage, ob Zornige und

Betrunkene als wahnsinnig anzusehen, und als solche, die ihrer Besinnungskraft nicht mächtig waren, der Imputation begangener Handlungen unfähig seyen, will er zwar den Rechtsgelehrten überlassen, glaubt aber nicht, daß Ausbrüche schädlicher Leidenschaften und grober Laster zur Entschuldigung eines großen Verbrechens dienen können. S. 432. sagt er: „Die männliche Impotenz ist bald heilbar; bald unheilbar, bald vorübergehend, bald fortdauernd, bald relativ, bald absolut. Welche nun als gültige Ursachen der Ehescheidung anzusehen sind, und welche nicht? dieß müssen wir dem Ermessen der Rechtsgelehrten überlassen.“ Auch in dem Supplemente, welches unten näher beurtheilt werden soll, sagt er S. 174 „Oft ist dieses Unvermögen nur relativ und hat seinen Grund in der fehlerhaften Proportion zwischen den männlichen und weiblichen Geburtsgliedern (Geschlechtstheilen).“ Hierüber kann der Arzt keinen Ausspruch thun, er muß die Sache den Gerichten überlassen. (?) Manche Widersprüche, die selbst denkenden Laien mehrere Grundsätze des Vf's verdächtig machen mußten, bemerkt man auch in dieser Auflage. Z. B. S. 223 „Die Vorschrift, alle Ueberbleibsel des Giftes von der Däcke und aus den Winkeln des Hauses aufzusuchen, ist unnütz.“ und in der Note: „eine gute Vorsicht ist es, alles, was von dem Gifte zerstreut seyn könnte, aufzusuchen.“ S. 350 „Im Uterus kann das Kind weder Harn lassen, noch Darmkoth ausleeren. Beides erfolgt erst nach der Geburt.“ hingegen S. 352 „Die Austerungen aus der Harnblase und dem Mastdarm können schon während der Geburt durch Druck und Krämpfe bewirkt werden.“ Mit Recht sagt Hr. M. S. 399, daß gerichtliche Aerzte in Beurtheilung der Fälle, wo von ihnen Aussprüche über verfehlte oder unverfehlte Jungfrauschaft verlangt werden, behrksam zu Werke gehen müssen: dennungeachtet aber liest man S. 397: „Wenn Brüste und Geburtstheile schlapp, die Leisten groß, der Eingang in die Mutterscheide weit, die Runzeln in derselben verkrüppelt, das Hymen nicht mehr sichtbar ist, so hat eine solche Person den Bey-schlaf zuverlässig öfter zugefaßt.“ — Nicht leicht verliert sich der Vf. in unfruchtbare Speculationen; zu subtil aber sind manche seiner Eintheilungen. Den Lauf des menschlichen Lebens theilt er z. B. in zu viele Perioden ein: 1) von der Empfängniß an bis zur Geburt; 2) die ersten drey Tage nach der Geburt; 3) das erste Jahr bis zum Ausbruch aller Milchzähne; 4) das kindliche Alter; 5) die reifere Jugend; 6) das männliche Alter; 7) das höhere Alter; 8) das sehr hohe Alter. Die Gifte theilt er in folgende Classen: 1) die ätzenden oder fressenden; 2) die betäubenden; 3) die die Lebens- und Nervenkraft unmittelbar angreifenden; 4) die einschnürenden, verdickenden oder austrocknenden Gifte. Hr. M. wird leicht selbst fühlen, wie fehlerhaft diese Eintheilung ist. Greifen etwa die betäubenden Gifte nicht auch die Lebens- und Nervenkraft unmittelbar an? Zur dritten Classe rechnet er die Krankheitsgifte, die Bisse der Vipern, der zornigen Thiere und des tollen Han-

des. Wenn es wahr ist, was S. 207 gesagt wird, daß der Affenik und der Grünspan eine einschrumpfende Kraft haben, so könnten diese Substanzen auch zur vierten Classe gezählt werden. Das grob gestossene Glas führt es noch immer unter den Giften der ersten Classe an. — Er tadelt die Juristen, daß sie einen Unterschied zwischen einem letalen und illetalen Instrumente machen. Müßen diese sich aber mit Recht nicht auch wundern, wenn sie finden, daß der Vf. einen Unterschied zwischen einem plötzlichen und schleunigen Tod bey Kopfverletzungen, zwischen Ansteckung und Mittheilung der Lungenucht macht? — Rec. will es zwar dem Vf. nicht zum Vorwurf machen, daß er sich nicht auf einen höheren Standpunkt hat stellen wollen, um mehrere Gegenstände der gerichtlichen Arzneykunde ins Auge zu fassen: es wäre aber doch zu wünschen, daß er sich nicht so oft als Anhänger alter physiologischer und pathologischer Theorien gezeigt hätte. Er liebt noch immer die Eintheilung der Functionen in die Lebens- natürliche und animalische Verrichtungen. Er redet noch immer von der Beschaffenheit der festen und flüssigen Theile, die mit Krankheitsstoffen angehan sind u. s. w. — Mehrere hier aufgestellte Sätze leiden viel Einschränkung. Z. B. S. 103 „Mit Contusionen am Kopfe ist immer (?) die so sehr gefährliche Erschütterung des Hirns verknüpft.“ S. 139 „Eine Entzündung des Herzens könne nur nach einer Verwundung entstehen.“ S. 177 „Alle Verletzungen bey dem weiblichen Geschlechte sind im höhern Grade tödtlich.“ Ist aber nicht oft ein starker Blutverlust bey diesem weniger gefährlich, als bey dem männlichen? S. 316 „Die Lungenprobe müsse nur an gesunden Lungen angestellt werden.“ S. 390 „Sollte ein Betrüger eine Lähmung vorführen, so könnte die schmerzlichste Curart der wirklichen Lähmung ein Mittel werden, die Simulirte zu entdecken.“ Abgerechnet, daß auch dadurch nicht immer die Wahrheit erforscht werden kann, indem oft Boshafte bey den größten Schmerzen unempfindlich zu seyn scheinen, so würde es in verschiedener Rücksicht meistens rathsam seyn, daß in dieser und andern simulirten Krankheiten schmerzliche Mittel nur mit Genehmigung und in Gegenwart obrigkeitlicher Personen von gerichtlichen Aerzten und Wundärzten angewendet werden. Wenn schwarzer Stoor vorgeschützt wird, so soll die Empfindlichkeit der Pupille, wie der Vf. S. 388 behauptet, bald den Betrug verrathen. Fludet aber nicht zuweilen bey der wahren Anauroid eine solche Beweglichkeit der Pupille statt, daß sie sich bey mäßigen Lichte ungewöhnlich stark zusammenzieht? — Die Verwundung der äußern Carotis rechnet der Vf. zu den Kopfwunden, obgleich bekanntlich sie auch zum Theil dem vordern Theile des Halses bestimmt ist.

Rec. hält es für Pflicht, noch manche andere Unvollkommenheiten dieses Werkes aufzudecken. Bey der Bestimmung des Grades der Tödtlichkeit mancher Verletzungen hätte der Vf. verschiedene präexistirenden Krankheiten, mit denen sich diese vereinigen

gen können, namhaft machen; z. B. da, wo er von einer starken Quetschung am Halse redet, befügen sollen, das, wenn sie bey einem mit einer Bräune behafteten Kranken geschehe, sie leichter tödtlich werden könne u. s. w. Oft, wenn von Verletzung eines wichtigen Theiles die Rede ist, hat er anzugeben vergessen, welche Theile gewöhnlich zugleich mit ihm verwundet werden, und wie viel darauf ankommt, ob eine Wunde einen Theil des Körpers vorn oder von hinten her getroffen. Auch hätte er erinnern sollen, das ein gerichtlicher Arzt bey Bestimmung der Tödtlichkeit verschiedener Verletzungen auf Temperament, Idiosynkrasieen und Gewöhnung vorzügliche Rücksicht zu nehmen habe; das er dabey öfter, als gewöhnlich geschieht, untersuchen müsse, ob eine Person vor der Verletzung durch schnelles Wachsthum des Körpers, durch Anstrengung der Seelenkräfte, durch Onanie, durch öftere Niederkunft, durch häufiges Aderlassen u. s. w. geschwächt worden sey; ferner, das er sich bey Verletzungen des weiblichen Geschlechts zu erkundigen habe, ob sie während des monatlichen Flusses erfolgt sind, oder nicht, da bekanntlich manche zu dieser Zeit wegen der grössern Reizbarkeit und Empfindlichkeit leicht gefährlicher werden können. Mit Recht bemerkt der Vf. §. 240 das nicht selten ein Mörder seine That hinter einem angeblichen Selbstmord verberge. Gibt es aber nicht auch Fälle, wo gewisse Beweggründe, als Ueberdruß des Lebens, Furcht vor schmerzhaften chirurgischen Operationen, die Vorstellung, das ein Feind, der einen Mord unternehmen wolte, mit desto grösserer Strenge werde bestraft werden, je schneller der Tod auf seine That erfolge, u. dgl. m. einem Verletzten zum Selbstmord bestimmen? Je behutsamer und sorgfältiger Verletzungen in solchen Fällen untersucht werden müssen, desto mehr wünschten wir eine Erörterung derselben in diesem Lehrbuche. Zu wenig ist im §. 162 u. f. von den Verletzungen der äussern und innern Geburtshöhle, von Fehlern der Hebammen, gar nichts von Fehlern der Geburtshelfer erwähnt worden. Ueberhaupt verdienen in dieser Schrift mehrere Fehler des Personals der Heilkunde, als wichtige Gegenstände der gerichtlichen Arzneywissenschaft, in besondere Betrachtung gezogen zu werden. — Im §. 203 sagt der Vf. das die schnelle oder langsamere Wirkung der Gifte mehr von der grössern oder von der öfteren wiederholten Dosis, als von der Beschaffenheit der Gifte abhängt. Warum setzte er nicht hinzu, das dabey viel auch auf folgende Umstände ankommt: welcher Grad der Erregbarkeit, welche Beschaffenheit der Organisation bey dem vergifteten Körper statte, ob Gifte vermischt, oder unvermischt genommen worden, ob man sonst in gesunden Tagen geöhnt gewesen, ein Gift in kleinen Dosen zu gebrauchen, welche Mittel öfter oder später nach einer Vergiftung angewendet worden? Auch vermifst man eine Untersuchung der Aehnlichkeit der Wirkungen mancher Krankheiten mit denen der Vergiftungen. So wenig lehrt der Vf., unter welchen Bedin-

gungen und mit welcher Voricht Gifte, die in Leichnamen gefunden worden, gewissen Thieren gegeben werden müssen. Unvollständig ist die Beschreibung der Erscheinungen, welche in den Leichnamen vergifteter Personen wahrgenommen werden. So wichtig auch unter andern die Untersuchung der Beschaffenheit der Leber in solchen Körpern ist: so ist doch §. 213 nichts davon gesagt worden. Von Päderastie und Sodomitie handelt der Vf. im 3. Kap. des 6. Abschn.; aber die Onanie übergeht er. S. 164 im Supplementbande behauptet er, die uneigentlich sogenannte Onanie oder die eigentliche Masturbation könne weder durch sich selbst, noch durch ihre Folgen ein Gegenstand gerichtlicher Untersuchungen werden. Sollt also es nie Pflicht eines gerichtlichen Arztes seyn, auf dieses Hindernis des Fortpflanzungsgeschäftes seine Aufmerksamkeit zu richten?

Aus einer näheren Betrachtung der zweyten Schrift erhellet, das der Vf. mehrere in No. 1 angegebenen Lücken auch hier nicht ausgefüllt habe. Sie enthält folgende Aufsätze. Der erste: *über Ursprung und Ausbildung der gerichtlichen Arzneywissenschaft*, verdiente eher die Ueberschrift: *über einige Verhältnisse zwischen dem gerichtlichen Arzte und dem Rechtsgelahrten*, wovon schon eine Aufsatz in des Vfs neuen *gerichtlichen - medicinischen Beobachtungen* (Königsberg 1798) handelt. Die Abneigung, die der Rechtsgelehrte oft gegen die Medicin, und der Mediciner gegen die Jurisprudenz äussert, gründe sich auf die Ungleichartigkeit beider Wissenschaften. Der Vf. widerräth dem Rechtsgelahrten das Studium der gerichtlichen Arzneywissenschaft: und doch soll dieser das Talent besitzen, nicht allein den streitigen Punkt, der vom gerichtlichen Arzte erörtert werden soll, genau zu bestimmen, sondern auch ein deutliches Protocoll zu entwerfen (?) Möchte nur nicht dem Rechtsgelahrten das Studium des Anatomie und gerichtlichen Arzneywissenschaft von manchen Lehrern verleidet werden! — Mit Recht bedauert der Vf., das der gerichtliche Arzt von den Defensoren bisweilen ungegründete und kränkende Vorwürfe und Plattheften ortragen muß. Defensorische Insulten würden gewifs immer seltener werden, wenn die Mitglieder medicinischer Facultäten sich es mehr angelegen seyn Hessen, die Ehre einsichtsvoller Physiker zu schützen. II. *Ueber die Tödtlichkeit der Verletzungen und ihre verschiedne Grade*. Zwey hier angeführte Fälle von unbedingt tödtlichen Verletzungen, wobey die Thäter von den Richtern wenig gravirt gefunden worden, beweisen hinlänglich, das bey der Bestimmung des Grades der Tödtlichkeit einer Verletzung auf den Grad der Strafwürdigkeit des Thäters nicht Rücksicht genommen werden kann und darf. So wenig der gerichtliche Arzt sich darum zu bekümmern hat, so wenig dürft er auf den im Criminalrechte festgesetzten Unterschied zwischen einem tödtlichen und nicht tödtlichen Instrumente achten. — Anzeigen zur Anwendung des Trepan sind blofs Ergießung unter dem Hirnschädel, Eindrück in denselben und die davon losgewordenen Splitter, nicht

nicht aber Erschütterung des Hirns ohne Ergießung, nicht die früher oder später sich einstellende Entzündung der Hirnhäute. Ist dieses aber auch unleugbar: so darf doch bey der Beurtheilung des Grades der Todtlichkeit einer Kopfverletzung der angewandte oder unterlassene Trepan nicht in Anschlag kommen. — Die Heilbarkeit der Wunden des Herzens, wenn sie auch noch so gering sind, bezweifelt der Vf. Die Verletzungen des Stamms der *arteria carotis*, der *jugularis interna*, der *arteria* und *vena cruralis*, gleich unter dem Fallopfischen Ligament, hält er für absolutletal. — III. *Ueber die verschiedenen in Leichnamen zu erforschenden Todesarten.* 1) *Erschickung.* Mit Roose behauptet er mit Recht, daß die Flüssigkeit des Blutes in den Gefäßen kein zuverlässiges Merkmal des Estrinkens sey, da sie auch bey anderen Todesarten gefunden wird, nicht bloß bey den vom Blitz Erschlagenen, bey allen Erdrosselten, bey den durch Opium Vergifteten, welche Hr. M. hier anführt, sondern auch bey den durch Leidenschaften Getödteten. 2) *Vergiftung.* Unter die Wirkungen der ätzenden Gifte, z. B. des Arseniks im dritten Grade, welcher noch oft eine Heilung durch passende Mittel gestattet, gehöre diese, daß bey den Geretteten sehr oft Ausschläge und andere Hautübel zurückbleiben. Möchte doch von einem anderen *Wichmann* die Beschaffenheit dieser Hautkrankheiten, die Aehnlichkeit derselben mit andern, näher untersucht werden! 3) *Hungertod.* Die Meisten von den zur Alimentation bey Miethlingen untergebrachten unehelichen Kindern sterben am Mangel hinreichender Nahrungsmittel, wozu noch mehrentheils auch die schlechte Beschaffenheit der wenigen kommt, die ihnen gereicht werden. Möchte doch künftig eine genaue Aufsicht der Polizey auf jene Miethlinge und die ihrer Sorgfalt anvertrauten unehelichen Kinder eine solche Todesart verhüten, wenigstens seltener machen! 4) *Verbrennungen menschlicher Leichname von innerlicher Ursache*, besonders von dem lange fortgesetzten Mißbrauche geistiger Getränke. 5) *Selbstmord.* Wie behutsam der gerichtliche Arzt zu verfahren habe, um nicht auf Mord zu schließen, wo Selbstmord Statt fand, oder umgekehrt, lehrt unter andern folgender Fall. *Zwey Dienstmädchen* wurden eines Morgens im Bette todtgefunden. Bey der Obduction fand es sich, daß beide sich mittelst eines Decocts aus Chinarinde, Meerzwiebel und Opium vergiftet hatten. In dem Uterus der einen ward ein Fötus von 2—3 Monaten gefunden. Wahrscheinlich war ihnen diese sonderbare Mischung von irgend einem alten Weib, als Abortivmittel, in die Hände gespielt worden, und die nicht Schwangere glaubte vermuthlich dieses Mittels nicht minder zu bedürfen, als ihre Gefährtin. 9) *Verblutung aus der ununterbundenen Nabelschnur.* IV. *Ueber früh- und spätreife Geburten.* Bekanntlich schon in *Loders Journal* abgedruckt. V. *Ueber simulirte Krankheiten.* Nichts Neues und Wichtiges, als etwa die Nachricht, daß die *Wiedemannin*, die der Vf. schon in andern Schriften erwähnt hat, ihrer Methode, nach Willkühr in Zuckungen zu verfallen, bis in ihren Tod getreu

geblieben ist. VI. *Ueber Geistesverirrungen.* Zuerst eine kritische Beleuchtung mehrerer von Philosophen und Aerzten aufgestellten Definitionen des Wahnsinns, dann eine neue von dem Vf. selbst: „Wahnsinn ist Symptom einer körperlichen, idiopathischen oder consensuellen Krankheit des Seelenorgans, welche sich mittelst einer haftend gebliebenen falschen Vorstellung durch die Verkehrtheit im Gebrauch der Seelenkräfte äußert.“ Daß diese Definition nicht alle Arten des Wahnsinns umfasse, ist leicht einzusehen. Die Taubstummen (vielleicht nur diejenigen, die der Vf. zu beobachten Gelegenheit gehabt hat), rechnet er zu den Blödsinnigen. S. 87 aber behauptet er gegen *Reil*, daß kein Wahnsinn von übelbeschaffenen Sinnorganen entstehen könne. (*Der Beschluß folgt.*)

GÖTTINGEN, b. Schneider: *Anfangsgründe der Anatomie*, entworfen von A. Fr. Hempel, Dr. der Arzneyw. und Professor. 1801. XXIV u. 878 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Es fehlt zwar gegenwärtig durchaus nicht an brauchbaren anatomischen Handbüchern; allein die vollständigeren sind zu voluminös und zu kostspielig, als daß sie zu einem Leitfaden bey Vorlesungen über die Zergliederungskunde angewendet werden könnten. Vorliegende Anleitung ist weder zu weitschweifig, noch durch ihre Kürze unvollständig, und dem Anfänger um so brauchbarer, weil bey allen Theilen, die besten davon erschienenen Abbildungen mit den sie erklärenden Zeichen angeführt worden sind. Dadurch ist das Buch auch für die Besitzer der von Hn. *Loder* herausgegebenen Abbildungen sehr bequem. In Rücksicht der angeführten Schriftsteller ist eine zweckmäßige Auswahl getroffen worden. Die Materien sind in der gewöhnlichen Ordnung vorgetragen. Osteologie und Syndesmologie hat der Vf. mit einander verbunden, von der Osteogenie kommt bey den einzelnen Knochen das Nöthigste vor. In der Myologie ist der *Musculus splenius colli* nicht angegeben; sonst sind die Beschreibungen der einzelnen Muskeln nach ihrer Bestimmung eingetheilt worden. In der Splanchnologie sind zuerst die Haut-, dann die Sinneswerkzeuge und die Eingeweide der größeren Cavitäten beschrieben, das Gehirn aber in der Neurologie. Bey der Angiologie ist die unnöthige und ermüdende Verfolgung der Verzweigung der feineren Gefäße durch besondere Benennungen zweckmäßig vermieden. Die Nerven hat der Vf. nach der älteren Eintheilung, aber mit Anführung der zweckmäßigeren neuern, beschrieben. Die Beschreibungen aller Theile sind deutlich und genau. In Rücksicht des Ausdrucks würde der Vf. bey einer zweyten Ausgabe noch manches verbessern können. Daß er sich der lateinischen Benennungen bedient, ist sehr zu billigen, weil die deutschen nur zu leicht den Anfänger verwirren. Am Schlusse ist nur ein einziger Druckfehler angezeigt, es befinden sich aber dergleichen, wiewohl leichter in die Augen fallende, S. 29, 96, 101, 124, 139, 301, 859, 866 und an mehreren Stellen.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 J U N I U S , 1 8 0 4

## M E D I C I N .

1) KÖNIGSBERG U. LEIPZIG, b. Hartung: *Kurzgefaßtes System der gerichtlichen Arzneywissenschaft.* Von J. D. Metzger, kön. Leibarzt u. Prof. d. Arzneywissenschaft etc.

2) KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Joh. Dan. Metzgers — gerichtlich-medizinische Abhandlungen etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

VII. *Ueber die Lungenprobe.* Enthält einige wichtige Beobachtungen, welche Manches, was der Vf. in seinem System der gerichtlichen Arzneywissenschaft über diese Materie gesagt hat, bestätigen und erläutern, unter andern einen Fall, in welchem die Lungenprobe durch das Einblasen der Luft in die Lungen eines bereits verstorbenen Kindes zweydeutig gemacht wurde. Vorzüglich hätte hier, so wie es in andern ähnlichen Fällen höchst nothwendig ist, genau untersucht werden sollen, ob die Versuche zur Wiederbelebung des Kindes mit der gehörigen Vorsicht, nach den Regeln der Kunst, angestellt, oder ob dabey die Brust und der Kehlkopf sehr gedrückt worden, u. s. f. In einem andern Falle, wo an dem Leichnam eines Kindes die Fäulniß zu einem beträchtlichen Grade gediehen war, hätte der Vf. angeben sollen, ob, außer den Lungen und dem Herzen, auch andere Eingeweide auf dem Wasser geschwommen. VIII. *Ueber die Plouquetsche Lungenprobe,* welche der Vf., wie man schon in *Loders Journal* B. II. 1 gefunden, für schwach, ungewiß und nicht geeignet hält, die ältere zu ersetzen, oder auch nur zu ergänzen. Der Einwurf des Vfs, daß der Unterschied des männlichen und weiblichen Körpers ein Hinderniß der Anwendbarkeit jenes Versuchs sey, scheint Rec. nicht von großem Belang zu seyn. Mit Recht läßt sich eher im Allgemeinen behaupten, daß in weiblichen Körpern die Rippenknorpel biegsamer, folglich die Brust ausdehnbarer, die Rippen beweglicher, als daß die Lungen im weiblichen Körper kleiner sind, als im männlichen. Warum hat Hr. M. auf den wichtigen Aufsatz in *Rooß's Beyträgen zur gerichtlichen Arzneyw.* über die Anwendbarkeit der Plouquetschen Lungenprobe bey Kindern, die an Verblutung starben, nicht Rücksicht genommen? IX. *Ueber den vagitus uterinus.* Unter 500 Geburten, welche seit 1793 im Königsberger Gebärhause vorgefallen sind, hat weder der Vf. noch

sein Gehülfe, D. Hirsch, einen Fall wahrgenommen, der die Vermuthung eines *vagitus uterinus* hätte begründen können. X. *Ueber Löfflers Zeichenlehre: ob ein Kind lebendig oder todt zur Welt gekommen sey?* Manches, was der Vf. gegen Hn. Löffler und Hn. Vogel, den Herausgeber der Aufsätze und Beobachtungen von jenem sagt, ist nicht unrichtig. Uebertrieben aber ist es, wenn er die ganze Lehre von Knoten in der Nabelschnur durchaus für lächerlich hält; gewiß, mehrere erfahrene Geburtshelfer werden ihm hierin nicht beystimmen. Gegen *Schoel* hält er es für unnütz, das Schafwaller in der Luftöhre aufzusuchen, um zu sehen, ob es schäumig sey, oder nicht. XI. *Ueber die Folgen des unehelichen und unnatürlichen Beyschlafs.* XII. *Ueber männliches und weibliches Zeugungsvermögen.* Wiederholung dessen, was darüber der Vf. selbst in seinen früheren Schriften, *Lentius*, *Thilonius* und andere gesagt haben. XIII. *Ueber Hermaphroditen.* *Maria Dorothea Derrier*, über deren Geschlecht bekanntlich die Meinungen berühmter Männer, die sie gesehen und beschrieben haben, so verschieden sind, scheint dem Vf. ein Geschöpf zweydeutiger Art, ein wirklicher Zwitter zu seyn, dergleichen man bisweilen unter den Thieren, besonders unter den Ziegen findet. XIV. *Ueber Hospitäler:* eine Rede, welche mehr in das Fach der medicinischen Polizey gehört, und folglich in dieser Schrift keinen Platz verdient. Die Mängel vieler Hospitäler sind von andern einsichtsvollen Männern schon längst geschildert worden. Wer wird aber deswegen es billigen, wenn der Vf. sagt: „Mächtige der Erde! Bauet keine neuen Hospitäler mehr. Reiset vielmehr die alten nieder, oder verwandelt sie in Manufacturen und Fabriken u. s. f. Noch habe ich kein gegen irgend ein besonderes Uebel in den Hospitälern versuchtes oder vermeintlich bewährtes Mittel, keine in gewissen Fällen geprüfte Curmethode in ihrem anfänglichen Credit erhalten. Die Hospitalärzte sollen zu jeder Zeit dem herrschenden System gehuldigt haben. Wir müssen Hn. M. fragen: Was können solche halb wahre Sätze nützen? — XV. *Neueste Literatur der gerichtlichen Arzneywissenschaft seit 1798.* Nicht ganz vollständig. Der Vf. hat selbst seine neuen gerichtlich-medizinischen Beobachtungen 1sten Band anzuführen vergessen. Sehr zu bedauern wäre es, wenn er diese nicht fortsetzen wollte, wenn er, wie er in der Vorrede versichert, seine schriftstellerische Laufbahn mit dieser Schrift schliessen würde.



Der Vf. erwähnt in verschiedenen Stellen der Schrift die *Gallische Hirn- und Schädellehre*, und hofft, daß sie künftig mehr vervollkommenet, zur Aufklärung mehrerer Gegenstände der gerichtlichen Arzneywissenschaft viel beytragen, daß sie unter andern das Daseyn der Geistesverirrungen, des männlichen und weiblichen Zeugungsvermögens in mehreren Fällen weniger zweifelhaft machen werde. Warum aber hat er die Aufmerksamkeit der Leser nicht auch auf den Galvanismus, der wahrscheinlich in vielen medicinisch-gerichtlichen Fällen wichtige Aufschlüsse geben kann, gelenket?

Daß der Vf. zu den Schriftstellern, die sich eines guten Stils befleißigen, gezählt werden muß, ist bekannt. Nur wünscht Rec., daß er, um manchen Mißverständnissen vorzubeugen, von der Gewohnheit, anstatt *nicht einmal*, *nicht einst* zu sagen, abgewichen wäre.

eca.

FRANKFURT a. M., in d. Andreäischen Buchh.: *Magazin für Physiologie und Medicin*, von D. Andr. Röschlaub, Professor etc. Ersten Bandes erstes Stück. 1804. 158 S. 8.

Mit diesem Stücke beginnt das bisherige Röschlaubische Magazin, zur Vervollkommenung der Medicin, eine neue Periode, welche zum Theil schon der Titel anzeigt; die aber mehr noch durch den Inhalt der künftigen Stücke der Zeitschrift sich zeigen soll. Es hat sich nämlich der Herausgeber derselben vorgesetzt, fernerhin Bearbeitungen von Gegenständen der Physiologie zu liefern, welches in den vorhergehenden Hefen des Magazins nicht oder nur wenig geschehen sey. Diefs ist bey dem gegenwärtigen Stande der Physik, von welcher aus auf die Physiologie, als einen Theil derselben, eine neue Bildung sich verbreitet, ein lobliches Unternehmen, und der Vf. wird durch die Ausführung desselben seine älteren Verdienste mit neuen vermehren. Das vorliegende Stück enthält: 1. *Kritische Blicke auf meine früheren Arbeiten über und in Physiologie und Medicin mit steter Rücksicht auf Hn. Dr. C. G. Kilian's Urtheile über eben diese Arbeiten in desselben Schrift: Differenz der ächten und unächtigen Erregungstheorie*. Rec. will die Leser dieser Anzeige nicht mit der Darstellung des zwischen R. und K. vorwaltenden Streites beschweren, sondern bloß die sich daraus allenfalls ergebenden Resultate für Wissenschaft und Kunst mittheilen. 1) *Ueber die Untersuchungen über Pathogenie überhaupt, und die Veranlassung dazu insbesondere*. Theils Vertheidigung, theils auch Berichtigung, weitere Verfolgung und Erläuterung von Brown's Lehrrätseln, und „somit die Begründung einer wahren Erregungstheorie“ seyen das Ziel gewesen, das sich R. bey seinen früheren Arbeiten und Untersuchungen über Pathogenie versteckte; es sey zwar manches Mangelhafte und Irrige in denselben enthalten, aber man müsse sie nach dem zur Zeit der Erscheinung jener Arbeiten bestehenden Stande des

philosophischen und medicinischen Wissens beurtheilen. Rec. ist zwar hierin mit dem Vf. einverstanden; aber wenn dieser glauben sollte, daß wirklich eine wahre Erregungstheorie oder Theorie der Physiologie und Medicin zur Zeit begründet sey, so stimmt Rec. nicht bey. 2) *Ueber das Verhältniß der Physiologie zur Medicin und beider zur Hygieine*. Mit Recht wird behauptet, daß Physiologie, Pathologie oder Nosologie, und die Theorie des Heilungsprocesses, des Kreises der organischen Wirkungen, wodurch die Hebung der Krankheit geschieht, Theile und Zweige eines Stammes von Wissenschaft, nämlich der der Natur seyen; Hygieine bestehe in der Kenntniß und Kunst, die Gesundheit zu erhalten, und Medicin in der Kenntniß und Kunst, Krankheit zu entfernen: die erstgenannten Doctrinen sind zwar keine Theile dieser letzteren, aber diese setzt jene voraus, und ist nach unserer Meinung das künftliche Reflexum derselben für bestimmte Fälle. Man könnte den Kreis, der die Physiologie und Medicin umschlingt, folgendermassen sich vorstellen. Die Empirie betrachtet die mannichfaltigen Erscheinungen des thierischen Organismus in gefunden und kranken Zustande; die Wissenschaft construiert dieses Mannichfaltige zu einem theoretischen Ganzen; nun tritt die Kunst zwischen Natur und Wissenschaft, und reflectirt was sie in jener gesehen, in dieser erkannt hat, als Abstractum für den einzelnen Fall, und erhält dadurch entweder die Gesundheit, oder beseitigt die Krankheit. So greift in die Natur die Kunst, nachdem sie aus der Wissenschaft hervorgegangen, welche vorher selbst aus jener entsprang, und so ist Kunst, die höchste Vereinigung von Erfahrung und Erkenntniß, der Bund von Natur und Wissenschaft. 3) *Einiges über das nähere Verhältniß der Nosologie zur Medicin*. Die Nosologie gehe auf Construction des Uebelseyns, seiner Formen und Erscheinungen aus, aber durch diese habe der Arzt noch nichts für die Curmethode gewonnen. Diefs ist nur einerseits wahr; denn wodurch bekommt der Arzt Einsicht in die Verhältnisse der Natur des Kranken, die zur Bewirkung der Heilung nothwendig sind? Woraus schöpft er sich eine Theorie des Heilungsprocesses (*lat. curiologie* vom Vf. graciöser genant) oder die medicinische Prognose, als durch die Erkenntniß der vorhandenen Krankheit, ihrer Form und einzelnen Erscheinungen, oder der Diagnose, wie der Vf. S. 41 wirklich selbst zugiebt? Drey geht freylich von zwey zunächst, und nicht geradezu von eins aus, aber eins muß doch da seyn, wenn drey von zwey ausgehen soll. Uns scheint in der Behauptung R's: „nicht auf der Diagnose, sondern Prognose beruhe der medicinische Curplan“ Mikrokologie zu herrschen, so wie sich dieser zu sehr als Sünder bekennt, wenn er sagt: daß er gefehlt habe, indem er in Hebung des Ursächlichen die Tendenz des Arztes setzte; da doch „nur die Umstände von aussen zu setzen, welche die Bedingungen enthalten, unter welchen die innere Natur den Heilungsprocess gekörig zu unternehmen vermag, und die Hindernisse, die



die ihr entgegen sind, zu entfernen, die einzigen Zwecke aller Cur seyen.“ Aber wird nicht eben dadurch, wenn wir die Bedingungen zum Gesundwerden setzen, das Ursächliche oder die Bedingungen der Krankheit gehoben? 4) *Ueber die hauptsächlichste Tendenz meiner bisherigen Schriften.* Was Brown in der Nosologie unbeanbeitet gelassen, habe der Vf. in seinen Schriften zu bearbeiten unternommen (angefangen). 5) *Ueber den Gang meiner Untersuchungen über Pathogenie.* Der Vf. zieht hier kürzlich die Hauptsätze derselben aus, und bekennt, daß er gegenwärtig über manche dieser Untersuchungen ein nicht durchaus günstiges Urtheil fällen könne. 6) *Ueber den in den Untersuchungen über Pathogenie aufgestellten Begriff und die Gesetze der Erregbarkeit.* Der Vf. sucht hier zu zeigen, daß seine früheren Begriffe und gegebenen Gesetze von Erregbarkeit und ihren zwey Factoren mit Schellings später in dessen Entwurf eines Systems der Naturphilosophie gelieferten übereinstimmen, nur hätte er aus diesem ersehen, daß diese seine Erkenntniß nicht eine, wie er glaubte, durch Induction erlangte, sondern wahre Erkenntniß sey. 7) *Ueber die Erklärung (Deduction) der Erregbarkeit in meinen Untersuchungen über Pathogenie.* Ungeachtet er aber die zwey Factoren und viele Gesetze der Erregbarkeit und Erregung angegeben habe, so sey er doch durch Schelling aufmerksam gemacht worden, daß seine „gelieferte Darstellung des Grundes der Erregbarkeit ihres höheren Principis sowohl, als auch der Functionen derselben, theils ganz irrig, theils doch zu beschränkt, mithin sehr unvollkommen seyen.“ Bey einer künftig vorzunehmenden Umarbeitung seiner Untersuchungen werde er vom Standpunkte der Speculation ausgehen, nachdem er den „höheren Organismus, das Universum, das sich, nur in bestimmter Form in jedem lebenden Individuum ausgeprägt, darstellt, das Wesen desselben ist, zu erkennen aufmerksam gemacht worden“ durch die Naturphilosophie nämlich. — Allein wirklich nicht naturphilosophisch ist, wenn S. 67 der Vf. sagt: „Als die drey Hauptfunctionen, welche in ihrer Vereinigung die Lebensfunction ausmachen, stellte ich mir von jeher die Erregung, Assimilation und Reproduction vor,“ u. s. w. Besteht denn Assimilation, Reproduction nicht selbst in Erregung? wie kann also diese als ein Theilungsglied jenen gleichgesetzt werden! Worin hingegen Erregung bestehe, will Rec. hier nur zu fragen. 8) *Ueber den von mir aufgestellten Begriff von Krankheit.* Es sey noch an des Vf's vormals gegebenem Begriffe von der Wesenheit der Krankheit manches auszusetzen und zu berichtigen, welchem Selbstgestandniß Rec. auch beypflichtet. Wenn S. 75 gefragt wird: worin eigentlich die Disproportion zwischen beiden Factoren der Erregbarkeit bestehe, wenn Krankheit vorhanden seyn soll? so antwortet Rec. hierauf: darin, daß das Steigen des einen oder Fallen des andern andauernd wird; im gesunden Zustande ist ein steter Wechsel von Steigen und Fallen beider Factoren, im kranken erhält aber der eine über

den anderen ein anhaltendes Uebergewicht, wodurch die Harmonie der organischen Erscheinungen gestört wird, welches sich außer dem allgemeinen dadurch hervorgebrachten Leiden vornehmlich in jenen Organen äußert, auf welche schädliche Veranlassungen am ersten oder am meisten eingewirkt haben. 9) *Ueber die von mir aufgestellte Lehre von Hyperästhenie und Astenie der Erregung.* Die Darstellung S. 85 u. ff. von Erregung und Krankheit ist aus den neueren naturphilosophischen Untersuchungen genommen, und Rec. hat nur dabey auszusetzen, daß der Vf. S. 91 die ganze äußere Natur zum äußern Factor der Erregung macht, da doch nur die wirkliche Ausnahme der Einwirkungen der äußeren Natur den äußeren Factor der Erregung darstellt; bey einem Todten wäre also dieser Factor der Erregung nach Röschlaub, aber ohne Erregung, vorhanden. Der äußere Factor der Erregung ist eben so ein Eigenthum des lebendigen Organismus, wie der innere, und die äußere Natur ist nur die Veranlassung zur aufnehmenden Wirkung des äußeren. Was S. 93 unter positivem Erregen (Incitiren) und negativem Erregen (worin besteht dieses?) verstanden werden soll, hätte doch näher angegeben werden sollen. S. 95 wird von der Andauer der Disproportion gesprochen, auf die nämlich Art ungefähr, wie Rec. vorher davon sprach. Nicht genug auseinander gesetzt ist, wenn es S. 97 heisst, „jedes Gebilde des Organismus wirke für jedes andere desselben als incitirende Thätigkeit,“ jedes Organ hat seine active und passive Seite, das eine Organ wirkt mit mehr Activität, Incitation, das andere ist mehr passiv, receptibel und wird von anderen bestimmt. 10) *Ueber die Eintheilung der Astenie der Erregung in directe und indirecte.* Ausführlich wird gezeigt, wie die indirecte Astenie entsteht, die an sich nicht, sondern nur durch die Art ihres Ursprungs von der directen verschieden ist. Mehr Deutlichkeit und Präcision in den Ausdrücken besonders in Rücksicht der Erregbarkeit wäre hiebey zu wünschen gewesen, so wie auch hätte bestimmter angegeben werden sollen, daß die indirecte Astenie nur in einzelnen Organen, und nur vorübergehend existire, welches, aus dem Abgehandelten hervorgeht, aber nicht namhaft genug gemacht ist. 11) *Ueber die näheren Versuche einer Construction der Krankheit in meinen früheren Schriften.* Nicht scharf genug wird hier unterschieden, was von durchaus chemischer und mechanischer, dann von erregender Einwirkung der Einflüsse von außen vorgebracht wird. Eine Schnittwunde (eine durchaus mechanische Einwirkung) wirkt doch auch erregend, oder bestimmt den Organismus zur Wirkbarkeit nach außen, wenn durch die wirkenden Kräfte der verletzten Organe die Ränder der Wunde zusammenkleben und vernarben u. s. w. Hier ist der Vf. noch nicht im Reinen; überhaupt enthält dieser ganze Absatz mehr Negatives, d. i. aufrichtige Angabe des Lücken- und Fehlerhaften, das sich in den bisherigen Behauptungen des Vf's befindet: die Verbesserung desselben wird mit lobenswerthem Eifer versprochen, indem

der

der Vf. künftig ein Werk liefern will, welches Physiologie, Nosologie und die Theorie der Heilungskraft im Zusammenhange mit einander darstellen soll, worauf noch ein Werk folgen wird, welches eben so zusammenhängend allgemeine und specielle Iaterie (Therapie) und die Theorie der Iatrotechnik (der medicinischen Praxis) enthalten soll. In dieser Hinsicht und um der Wissenschaft willen sollte der Vf. sein „nun bald erscheinendes Lehrbuch der allgemeinen Iaterie“, welches sich noch an sein älteres mangelhaftes Lehrbuch der Nosologie anschließen soll, und deshalb nach seinem eigenen Geständnis noch einige Beschränktheiten an sich tragen muß, nicht eher ins Publicum kommen lassen, als bis er das versprochene physiologische Werk wird geliefert haben. Wäre es nicht ein Rückschritt, wenn der Vf. gegen seine Ueberzeugung ein Werk mit Beschränktheiten erscheinen liesse? II. *Einiges über den Werth der neuesten Schriften des Hn. D. Kilian, als Anhang zu meinen kritischen Blicken auf meine eigene.* Freylich ist Hr. K. ein unberufener Kritiker der Röschlaubischen Schriften, aber der Vf. dieser geht doch hier zu animos zu Werke, und da er selbst die Fehlerhaftigkeit derselben eingesteht, so kann man weder ihm, noch Hr. K. Recht geben. III. *Einige Worte über Hn. Loders anatomische Tafeln als Vorläufer einer künftigen detaillirten Recension derselben.* Diese Worte sollen nicht vom Herausgeber herühren; sie enthalten auch gar nichts Bedeutendes, sondern nur Spott, der nicht zu billigen ist. Wäre dafür lieber der Anfang der besagten Recension geliefert worden, die allerdings belehrend und warnend genug ausfallen kann. Nicht viel versprechen, sondern leisten!

Rec. war in der Anzeige dieses Magazins etwas ausführlicher, als es sich sonst bey dergleichen Schriften gebührt; aber da der neue Anfang desselben eine neue Epoche in der Physiologie und Medicin begründen soll; so glaubte er sich berechtigt, einige Bemerkungen zu machen, welchen er Eingang wünscht, und ersucht zugleich den berühmten Herausgeber, die versprochenen Werke und die Fortsetzung dieses seines Magazins bald zu liefern, die Aeusserungen aber S. 134 unten, S. 141 und an mehreren Orten andern zu überlassen. Seine wahren Verdienste werden immer anerkannt bleiben.

W. A. S.

**Hof, b. Grau:** *Der menschliche Körper von seiner Entstehung an bis ins Alter.* Ein belehrendes Lesebuch für alle Stände des reiferen Alters, zunächst für Gymnasien und Schulen bearbeitet von D. Georg Friedrich Kapp, ausübendem Arzte in Bayreuth. 1803. XVI u. 208 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. rechnet, laut der Vorrede, mit Zuversicht auf die Nachsicht der Kritiker, aus dem Grunde,

weil seine Arbeit für Laien, nicht für Aerzte bestimmt sey, welchen er hier etwas Neues weder habe sagen können, noch wollen. Es ist freylich sehr schwer, dem Laien eine richtige Ansicht von der Structur und den Verrichtungen des menschlichen Körpers in einer falschen Sprache zu geben, ohne weitfchweifig und ermüdend zu werden, und in dieser Hinsicht dürfen wohl die Ansprüche an ein so schwieriges Unternehmen nicht übertrieben werden, vielmehr verdient schon eine Annäherung zu dem festgesetzten Ziele Dank. Dieser gebührt auch unserm Vf. Er besitzt die Gabe der Deutlichkeit in einem hohen Grade, und weiß seinen Vortrag unterhaltend zu machen. Auch der verfolgte Plan scheint dem Rec. zweckmäßig zu seyn. Im 1 Kap. wird das Verhältniß der Menschen zu den übrigen Naturkörpern bestimmt. Das 2te enthält die Schilderung des menschlichen Körpers im Allgemeinen, und die beiden folgenden Kapitel, die Betrachtung des Kopfes und Rumpfes insbesondere. Das 3te und letzte Kapitel aber handelt von den wichtigsten Veränderungen des menschlichen Körpers, von seiner Geburt an bis zum Tode. Die Muskeln sind zwar in dem 2 Kap., so wie die Nerven und Gefäße, im Allgemeinen angezeigt worden, allein es hätten diese Theile doch, ihrer Bestimmung nach, etwas umständlicher angegeben werden sollen, wodurch alsdann auch die eigentliche Bestimmung der Extremitäten würde ins Licht gesetzt worden seyn, welche gar zu kurz abgefertigt worden sind. Statt der, bey jedem Sinnesorgane angeführten Stellen von Kant, war der Raum vielmehr zu vollständigeren Beschreibungen zu benutzen. Denn an einigen Stellen wird der Vf. durch die Kürze der Beschreibungen unverständlich. Bey der Nase hätten die Oeffnungen der Nasenhöhlen in den Rachen nicht übergangen werden sollen. Die Erwähnung einiger Augenfehler, bey der Beschreibung der Augen, hätte eher weggelassen werden können, als die Beschreibung der Augenlieder und Thränen-Organe, welche letztere nur flüchtig bey den Absonderungswerkzeugen berührt worden sind. Zu falschen Vorstellungen wird Anlaß gegeben, wenn der Vf. von der Schnecke im Ohre sagt: — „sie hat eine Scheidewand. Der von der einen Seite durch diese Scheidewand abgetheilte Theil, geht zu einer runden Oeffnung der Trommelhöhle; der andere aber zu jener vorhin genannten Oeffnung des Vorhofs.“ Wer wird aus dieser Beschreibung lernen können, daß der gewundene Gang der Schnecke durch die *lamina spiralis* zu einem doppelten, gewundenen Kanale gemacht wird? Noch haben wir die Beschreibung der Speisefahrsröhre bey den Verdauungswerkzeugen vermißt.

C. T.

J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 J U N I U S, 1804

## M E D I C I N.

WÜRZBURG, b. Riemer: *Kritik der vorzüglichsten Vorstellungsarten über Organisation und Lebensprincip*, ein Beytrag zur Berichtigung und festern Begründung der Erregungstheorie, von Dr. G. F. Dömling, öffentl. Lehrer der Physiologie auf der Julius - Univers. zu Würzburg. 1802. XII S. 8. (6 gr.)

Diese Schrift hat, wie der nunmehr verstorbene Vf. in der Vorrede bemerkt, den Zweck, seine Gedanken über die Grundbegriffe der Naturlehre organischer Körper weitläufiger zu entwickeln und in dieser Entwicklung zugleich die Vertheidigung der in der Schrift über die Säftekrankheiten geäußerten Ideen und den Beweis, daß diese mit der auf Principien der Naturphilosophie gegründeten Erregungstheorie in keinem Widerspruch stehen, dem Publicum vorzulegen. Dabey sollte sie auch noch als Einleitung und gleichsam als Grundlage seines Handbuchs der Physiologie betrachtet werden können.

Infofern nun die Principien, von denen der Vf. hier ausgeht, größtentheils aus der *Schellingischen* Naturphilosophie entlehnt sind, darf die Kritik, der es an diesem Orte nicht zukommt, die Basis, worauf sich jene gründen, selbst anzufechten, oder ihren Ursprung aus derselben weiter zu verfolgen, sich nur allein darauf einlassen, die Art der Darstellung und die Anwendung der aufgestellten Grundsätze auf den eigentlichen Gegenstand der Schrift, zu beurtheilen, und Rec. freut sich, sie von dieser Seite als einen der gelungensten Versuche einer solchen Anwendung speculativer Sätze auf die Physiologie des menschlichen Körpers, der ihm bis jetzt noch zu Gefichte gekommen, allen denkenden Aerzten empfehlen zu können, die gewiss ohne Ausnahme mit ihm den Verlust beklagen werden, den die Bearbeitung der Theorie der Heilkunde durch den frühen Tod ihres Vfs. erlitten hat. Nachstehende gedrängte Darstellung des Inhalts möge das hier vorausgeschickte Urtheil des Rec. bekräftigen.

Die Einleitung giebt einen kurzen Umriss der hauptsächlichsten Formen des Philosophirens, welche in neuern Zeiten Einfluss auf die medicinische Theorie gehabt haben. Der Vf. theilt diese, mit Ausschluss des Skepticismus, von dem, wie sich von selbst versteht, hier nicht die Rede seyn kann, in drey Classen, durch welche sich eben so viele Stufen der philosophischen Cultur bezeichnen lassen. Diese

drey Classen sind: die *Popularphilosophie*, die Philosophie der sogenannten *Puristen* oder *Kantianer* (nicht Kants, der, wenn er auch nicht bloß durch die rein - kritische Tendenz seines Philosophirens von dieser Classe ausgeschlossen seyn sollte, wie D. meint, sich doch durch den tieferen Geist, der, wie die inwohnende Seele des Ganzen, auch den heterogensten Theilen und der widersprechendsten Form Einheit und Haltung giebt, indem er das formelle Geschäft des Kritisirens sowohl, als den, bey Kant, der speculativen Ansicht immer zur Seite stehenden Empirismus, auf eine geheimnißvolle Weise mit der wahren Speculation in Beziehung bringt — rühmlich über die meisten seiner Nachfolger erhebt), und das System des *transcendentalen Idealismus*. Unter dem System der *Popularphilosophen*, wenn es anders den Namen der Philosophie verdient, versteht D. den Inbegriff aller, auf dem Gebiet der Erfahrung gemachten *Abstractionen* über den Menschen, als denkendes und handelndes Wesen. Nach diesem System werden Raum und Zeit, Kräfte und Vermögen der Materie als *Accidenzen* des unabhängig von unserer Vorstellung und schlechthin jenseits derselben existirenden *Dings an sich*, betrachtet. Aus seiner Anwendung auf die Medicin entstanden eine Menge grundloser Hypothesen, von denen hier der Vf. vorzüglich die Vorstellung von einem *materiellen* Grundstoff des Lebens anführt, wie sie unter andern in den Schriften von Girtanner, Ackermann Brandis, Darwin, Franck d. j., Markus und Autenrieth vorkommt.

Dem System des Purismus — welches, zwischen den *Dingen an sich* und dem diesen entsprechenden und unsre Vorstellungen von denselben integrierenden *Formen des Anschauens* schwebend, in einem unauf lösslichen Dualismus befangen ist, und das, auf die Erklärungen der Naturerscheinungen angewandt, die widersprechende Vorstellung eines an sich rein *Idealen*, das aber dennoch, als solches, in dem gleichfalls rein und absolut gedachten *Realen* Causalität haben soll, mit sich führt — wird hier vorzugsweise *Rüschlaub* beygesetzt, und diese Behauptung dadurch bewiesen, daß R. in seiner Pathogenie die Erregbarkeit als das mit der Organisation verbundene Princip, durch dessen Beytritt der Organismus erst belebt wird, charakterisirt, dabey aber behauptet: Erregbarkeit sey nur ein von uns auf den Organismus übertragener *Begriff a priori*; — denn, da jeder Begriff, ohne correspondirende Anschauung, leer sey, so werde hier ein leerer Begriff zur Ursache ei-

P p p

ner

ner Wirklichkeit in der Erscheinungswelt gemacht. (Zu bedauern ist, daß Dömling, hier, wie fast alenthalben in dieser Schrift, den Anhang ausgenommen, nur auf R's. frühere Schriften Rücklicht genommen, und dessen spätere Darstellungen der Erregungstheorie, die, wenn sie gleich den hier gemachten Vorwurf des herrschenden Dualismus weniger unterworfen sind, vielleicht der tiefer gehenden Kritik von einer andern Seite einen reichhaltigen Stoff dargeboten haben würden, gänzlich unberührt gelassen hat.)

In der nun folgenden Darstellung des Systems des transcendentalen Idealismus ist es dem Vf. sehr gut gelungen, die Form und Construction des ganzen Gebäudes in wenigen, treffenden Zügen darzustellen, und besonders, was hier eigentlich zu seinem Zwecke gehörte, die Construction des Schellingschen „Entwurfs eines Systems der Naturphilosophie“ bis dahin fortzuführen, wo sich (nach Principien einer dynamischen Atomistik) das organische Product aus dem Streben der einfachen Actionen, in der innigen Vereinigung die größte Freyheit jeder einzelnen, durch eine Reihe individueller, auf ein absolutes Grundschema zu beziehender Producte, gegenseitig zu behaupten, — ableiten läßt. Eine Beurtheilung der hier aufgestellten Sätze gehört nicht in unsern Plan, da sich der Vf. genau an den Gang der Schellingschen Naturphilosophie hält, und nichts von dem Seinigen hinzuthut. Er könnte aber bey seiner Darstellung auch auf die späteren Versuche Schellings, die ideale sowohl als die reale Reihe aus der absoluten Identität als ihrem gemeinschaftlichen Indifferenzpunkt abzuleiten, noch keine Rücksicht nehmen, und neigt sich daher, wo ihn Schelling auf der eingeschlagenen Bahn verläßt, immer mehr zu der Fichteschen subjectiv-idealistischen Ansicht. Der, nach Fichte, aus dem Gegensatz mit dem Mechanismus abgeleitete (eigentlich bloß durch denselben erklärte) Begriff eines organischen Products, als eines solchen, „wo in keinem Theile des Ganzen ein Trieb sey, der nicht auf ein Seyn innerhalb desselben gehe, und kein Seyn, das nicht durch einen Trieb eines Theils des Totalproducts bestimmt sey“ — wird hier durch die obenangeführte Idee eines organischen Products nach der Schellingschen Naturphilosophie erläutert, und letztere als gleichbedeutend mit Fichte's und Kant's Definition eines organischen Products, angenommen. — Es ließe sich dagegen mit Recht einwenden, daß Fichte nur unter Begriffsform, mithin einseitig, darstelle, was Schelling aus den Principien der Naturphilosophie real und objectiv ableitet, und daß folglich jene Gleichsetzung höchstens eine formale und äußere seyn könne. Von dem hier aufgestellten Standpunkte aus sucht der Vf. die Begriffe anderer Philosophen und Physologen über Organisation theils zu widerlegen, theils zu berichtigen. Reits Einwürfe gegen die kantische Bestimmung des Begriffs der Organisation, die von dem Bestehen desselben organischen Individuums bey Mangel einzelner Organe, und von dem selbst-

ständigen Leben jedes organischen Theils des Gesamtsorganismus hergenommen sind, widerlegen nichts. Jeder Mangel eines Theils setzt Unvollkommenheit des Organismus; — mehr, wenn der Theil unmittelbar in die Organisation und Selbstreproduction desselben eingreift, weniger, wenn er mehr den Functionen der Articulation gewidmet ist, in welchem letztgenannten Falle, sein Einfluß auf das Wohl des Ganzen nur ein mittelbarer ist. (Sollte es einen solchen Theil und Organismus geben können?) Die Selbstbildung jedes Organs ist aber bedingt durch die Einheit der Functionen des ganzen Organismus. Uebrigens ist Reil dadurch, daß er den Begriff der Organisation in die Fähigkeit zu einer *eigenständlichen Bildung* setzt, der oben aufgestellten Bestimmung des Organismus noch am nächsten gekommen. Gegen alle diejenigen, die das Wesen der Organisation in die zweckmäßige Gestaltung aller einzelnen Theile setzen, wird behauptet, daß nicht die Zusammenstimung der Gestalt, sondern die thätige *Wechselbestimmung* aller Theile unter einander, das Wesen der Organisation ausmache, und daß, da es einerley sey, ob jene Wechselbestimmung auf dem *mechanischen Bau* jener Theile, oder auf gewissen, immer vor sich gehenden *Veränderungen* (Functionen) beruhe, worunter selbst Mischungsveränderungen der Flüssigkeiten verstanden werden können, der organische Körper eine zwiefache Art von Organisation, nämlich eine mechanische und eine dynamische, besitze, an sich betrachtet aber, eigentlich *mechanisch-dynamisch* organisiert sey. Die unmittelbare Folge hieraus ist, daß auch den *Flüssigkeiten* im organischen Körper Organisation zugeschrieben werden mußte. Gegen diese Vorstellungsart müssen wir, ehe wir in der Darstellung des Inhalts weiter gehen, folgende Einwendungen vorbringen: Allerdings kann das *Leben* des Organismus, und — da der Begriff des Lebens, wie sich erweisen läßt, nothwendig zu dem Begriff des Organismus gehört — der Organismus selbst, nur aus der Wechselverbindung continuirlich vor sich gehender *Functionen* (der Erscheinung der im Kreis der Selbstreproduction befangenen einfachen Actionen) erklärt werden. Das Streben der Actionen aber geht auf vollkommenes Gleichgewicht. Sollen die Functionen fortdauern, so darf das Gleichgewicht nie völlig eintreten, sondern muß beständig wieder gestört werden, und diese Störung muß sich, da sie ursprünglich nur örtlich seyn kann, *activ* dem Ganzen *mittheilen* können. Nun stellt aber das Flüssige dar die absolute Indifferenz oder das *völlige* Gleichgewicht der unter sich verbundenen Actionen, und folglich kann in ihm nie ein Anfang, weder einer mechanischen noch einer dynamischen, Bewegung liegen, wenn nicht, mittelbar oder unmittelbar, *starre* Theile die erste Differenz setzen. Eben so kann das Flüssige, an sich betrachtet, keine an irgend einem Punkt in ihm bewirkte, dynamische Veränderung anders, als *mechanisch*, *fortleiten*, und jede weitere Potenzirung desselben ist demnach im Organismus, wo die Säfte, so lange das Leben

auert,

dauert, sogar dem allgemeinen Gesetz der Schwere entrückt, werden, durch die *festen Theile bedingt*. Daraus folgt nun, daß die festen Theile, so wie sie schon auf der einen Seite die wahrhaft *organisirten* (zweckmäßig gebildeten), auch zugleich die *organisirenden*, der Erregung fähigen und in jedem individuellen Organismus alle Thätigkeit *anfangenden* Organe sind. Die Flüssigkeiten aber, die sich in dem organisirten Körper befinden, erscheinen gleichsam als Mittelglieder des Lebens, und bezeichnen, als solche, nicht nur den Grad der Indifferenz der Actionen, dessen das bestimmte Individuum fähig ist, sondern auch die demselben eigenthümliche Quantität von *potenzirbarer Materie*, oder, welches gleichviel bedeutet, von potenzirender Thätigkeit, insofern solche noch nicht in ihr Object versunken, sondern in freyen Produciren begriffen ist. Vielleicht war es bloß eine dunkle Vorstellung von diesem Verhältniß der Säfte des organischen Körpers zu dem *rein Flüssigen*, was bisher so viele Physiologen antrieb, jenen Vitalität zuzuschreiben, und sie dadurch in ihrem Range, als Mittelglieder zwischen dem *Flüssigen* und *Starren*, welchen sie *nur* als integrierende Theile eines individuellen Organismus behaupten können, zu schützen. — Wir gehen nunmehr, nach dieser kleinen Abschweifung, wozu uns die hier abermals zur Sprache gebrachte Streitfrage über die Vitalität der Säfte, unter deren eifrigste Verfechter der Vf. gehörte, verleitet hat, zu unserem eigentlichen Gegenstande zurück, und werden uns bemühen, den Gang der vor uns liegenden Schrift, so viel es sich thun läßt, weiter zu verfolgen.

In dem folgenden Abschnitte, *über Lebensprincip*, beschäftigt sich D. damit, die beiden, sich als Pole verhaltenden Systeme der Physiologie, das *chemische System* und das *System der Lebenskraft*, nach Schellings Vorgänge, einander gegenüber zu stellen, ihren Vertheidigern das Einseitige derselben nachzuweisen, und zugleich den Beweis zu führen, daß nur durch die Vereinigung beider in einem Dritten die Wahrheit zu finden sey.

Den Ausdruck, *chemische Physiologie*, nimmt der Vf. im weitern Sinne, als dasjenige System, „welches alle Erscheinungen im lebenden Körper auf Ursachen zu reduciren sucht, die auch in der todtten Natur als Erklärungsgründe angenommen sind.“ Es gehören also, außer dem *rein chemischen*, auch die *mechanischen* Systeme hieher, zu welchen Kramp (in seiner Kritik d. prakt. A. K. Leipz. 1795) Bruchstücke geliefert hat. Gallinis System ist ein Gemisch aus beiden. Den einzigen Versuch eines rein chemischen Systems hat Reil gewagt. La Metherie, Fourcroy, Giranner u. a. gaben bloß Bruchstücke eines solchen Systems. Brandis vermischte die chemischen Erklärungsgründe mit dem System der Lebenskraft. Alle chemischen Systeme setzen das Leben, als *Ursache* der organischen Productionen, schon voraus. Was der Vf. bey dieser Gelegenheit, S. 70 gegen Schelling sagt, möchte bey geuauer Beleuchtung gerade als Schellings wahre Meinung; die er

doch durch seine Behauptung zu bestreiten glaubt, erscheinen. (— Sie erklären das Leben selbst nicht, sondern geben nur *Thatsachen* über dasselbe an; da der chemische Proceß, durch welchen hier erklärt wird, als Thatsache, ebenfalls noch einer Ableitung aus höheren Principien bedarf, welche, als das Begründende desselben, in Bezug auf ihn ein rein Productives, nicht selbst wieder dem chemischen Proceß unterworfen seyn könne. Die chemische Theorie steht also nicht, wie Röschlaub meint, auf einem *höheren Standpunkte*, als die Erregungstheorie. — Auch für die Praxis gewährt die chemische Ansicht nichts; denn gesetzt, daß wir auch alle Mischungsveränderungen kennten, die gewissen Krankheitserscheinungen entsprechen, so kann dies doch in dem *bestimmten* Fall nicht durch chemische *Untersuchung* ausgemacht, sondern muß bloß durch *Schlüsse* errathen werden. Und gesetzt, man wisse den fehlenden oder im Uebermaße vorhandenen Stoff: so wäre noch immer derjenige chemische Stoff, der, nach dem Durchgang durch alle Assimilationsorgane, an der bestimmten Stelle, den bestimmten Verlust ersetzte, oder das Uebermaße entzöge, nur durch Beobachtung und nach Analogie auszumitteln, eben so, wie dies bey der Erkenntniß der Mittel nach dem dynamischen System der Fall ist. Das Resultat des Vfs. ist: die chemische Physiologie hat völlig Recht, wenn sie behauptet, die Producte der Assimilation, Secretion und Nutrition seyen *chemische* Producte; denn jedes Naturproduct ist chemisch, d. h. es besteht aus Theilen, die in ein identisches Ganzes und in eine gemeinschaftliche Raumerfüllung übergegangen sind. *Nicht-chemisch* ist nur das rein Productive, als erste Ursache. Das *Entstehen* der organischen Producte aber ist nicht durch einen chemischen Proceß erklärbar, und nur das, was zwischen der ersten Ursache und dem Entstehen des Products mitten inne liegt, ist Etwas dem chemischen Product ähnliches, nämlich *gemeinschaftliche Raumerfüllung*, die sich aber noch besonders dadurch vom chemischen Product unterscheidet, daß sie stets nur *einen* Moment andauert, und eigentlich nur *wird*, nie *ist*.

Die Anhänger des Systems der Lebenskraft lassen *entweder* 1) das Lebensprincip im organischen Körper erzeugen und zwar a) zugleich *mit* der organischen Materie als gemeinschaftliche Wirkung der nämlichen Lebensäußerung, durch welche die Organisation der Materie selbst bewirkt wird; b) *aus* der Materie selbst, mittelst schon vorhandener und gebildeter Organe: — oder 2) sie leiten das Leben aus einem mit der Materie verbundenen Lebensprincip her, auf welches alle äußeren Einflüsse zunächst wirken und wobey das Lebensprincip selbst a) als *abhängig*, b) als *unabhängig* von der organischen Materie betrachtet werden kann. Zur ersten Classe gehören alle *Nervenfluidisten* — Galen, Newton, Sanctorius, Joh. Tabor, Willis, Richard, Jones, Platner u. a. auch Darwin steht unter dieser Rubrik. Sie alle trifft der Vorwurf, daß sie die Materie schon eine Function des Lebens, die Production

sion lebensfähiger Organe, ausüben lassen, noch ehe das Lebensprincip da ist. Die Materie wäre also schon belebt, noch ehe die belebende Kraft existirte, und folglich das Leben auch ohne letztere möglich. Zudem erklärt auch diese Theorie das Leben selbst gar nicht.

In die 6te Classe, und zwar unter a) gehören Haller, Hufeland, in den neuesten Zeiten Brandis, Roose und Röschlaub (insofern letzterer bloß nach seiner Pathogenie beurtheilt wird). Das System der von dem Organismus unabhängigen Lebenskraft betrachtet diese entweder als mit der Seele *identisch*, oder als ein von der Seele und dem Körper verschiedenes Princip. Das erstgenannte System vertheidigte Stahl, With (?), Sauvages, von Hoven, zum Theil auch Platner — zu dem zweyten bekannten sich Gorter, Gaubius, und am bestimmtesten Casimir Medicus. Es gehören auch hieher alle Nerven- und Solidarpathologen, die weder ein Nervenfluidum annehmen, noch ihre Lebenskraft, Reizbarkeit, Empfindlichkeit, oder wie sie nun ihre einfache Grundkraft nennen, aus der *Mischung* und *Struktur* der Organe hervorgehen lassen, z. B. Schäfer, Girtanner, Brown. — Des Vfs. Einwürfe gegen diese Systeme sind: 1) eine *einfache* Lebenskraft erklärt das Leben nicht. Jede einfache Kraft ist an sich unendlich. Keine Kraft ist beschränkt, als durch eine entgegengesetzte, die ihre unendliche Production hemmt. *Außer* der Lebenskraft findet sich keine solche, und legt man die beschränkte Thätigkeit in die Lebenskraft hinein: so ist sie nicht mehr einfach, wie die Vertheidiger derselben doch annehmen, und man müßte sie aus ihren Factoren construiren. 2) Eine *einfache* Kraft reicht nicht hin, alle die mannichfaltigen Wirkungen hervorzubringen, welche das Leben constituiren. 3) Die Lebenskraft läßt sich nicht, wie z. B. die Attractionskraft der Newtonianer, auf die letzten Principien der Natur zurückführen, und ist demnach, als Erklärungsgrund der organischen Erscheinungen betrachtet, nichts weiter, als eine willkürliche Hypothese. Die hier aufgestellte Widerlegung des Systems des Lebensprincips vermag nichts gegen das Stahl'sche System, daher D. hier noch besonders folgende Einwürfe gegen dasselbe vorbringt. Die Seelenthätigkeit hänge offenbar von der Thätigkeit des Gehirns ab, diese aber müsse, nach Stahl, wiederum als abhängig von der Seelenthätigkeit betrachtet werden. — Einen andern Einwurf gegen dieses System geben die *Monstra acephala* und die Pflanzen, die ohne Gehirn le-

ben; zudem müßte, nach Principien der Naturphilosophie, das Denken selbst materialistisch, oder aus Naturursachen erst abgeleitet werden, und dürfe daher nicht als Erklärungsprincip einer Naturerscheinung vorausgesetzt werden.

Den, in dem *Nachtrag* enthaltenen, scharfsinnigen Einwurf gegen Schellings Behauptung, daß die unbekannte Ursache des Lebens nicht ohne Irritabilitätsäusserungen in Reproductionskraft übergehen könne, welcher von dem Leben der Pflanzen und Polypen hergenommen ist, und dessen endliches Resultat wieder auf das besondere Leben der Säfte angewandt wird, muß Rec., um nicht zu weitläufig zu werden, hier übergehen. In dem Folgenden beantwortet D. noch die Frage: Wie verhält sich Schellings Ursache des Lebens zu der gewöhnlichen Lebenskraft? dadurch, daß, nach dem System der Lebenskraft, diese Kraft der aus einer andern Quelle entsprungene Materie *inhärire*, bey Schelling aber das Lebensprincip die Materie selbst *producire*. Ungefähr eben so verhält sich auch Röschlaubs System zu dem Schellingschen. Er unterscheide *Leben* und *Organisirtseyn*; ersteres müsse zu letzterem erst hinzukommen, und die Erscheinung des Lebens zu vollenden. Reizbarkeit und Wirkungsvermögen, als Factoren der Erregbarkeit, schienen zwar den Schellingschen Factoren des Lebens zu entsprechen, würden aber von Röschlaub in keine richtige Beziehung zu der Reproductionskraft gebracht, und außerdem erwähne R. noch eines, in den Säften herrschenden, und durch den Organismus der festen Theile *beschränkten* Chemismus, so, daß ihm Lebensprincip, Organisation und chemische Wahlziehung unter den Händen zu drey, von einander ganz unabhängigen, Dingen zu werden schienen.

Rec. glaubt dem Andenken des verdienstvollen Verstorbenen diese ausführliche Darstellung seiner eifrigen Bemühungen um eine festere Begründung der Heilkunde durch ihre innige Verknüpfung mit den Resultaten der neuesten Philosophie, schuldig zu seyn, und sie zugleich dadurch am gewissten allen denjenigen, die das Bedürfnis der Zurückführung der medicinischen Theorie auf die allgemeinen Principien der Natur fühlen, ohne sich doch in die speculativen Untersuchungen über diesen Gegenstand selbst einlassen zu können, als eine gelungene und faßliche Darstellung dessen zu empfehlen, was Schelling in seinen früheren Schriften für die Physiologie thierischer Körper geleistet hat.

\* \* \*

## KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Würzburg, b. Nitzbitt: *De peripneumonia rheumatica* commentatio, quam eruditorum examini submittit Carol. Frideric. Major, Suero-Hallens. Med. et Chirurg. Doctor. 1802. 43 S. 8. Man findet hier über Peripneumonie die wichtigsten, besonders neuerdings in Gang gekommenen Ideen eines Horn, Röschlaub etc., doch größtentheils ohne eigenes Urtheil und ohne eigene Erfahrung, dargestellt. Auch Hr. M. betrachtet daher die Pneumonie nicht als Ursache des Fiebers, sondern als Product von diesem, nennt diese Krank-

heit ein rheumatisches Fieber mit Localaffection der Lungen, hält es für unnatürlich, von den Symptomen auf die Verschiedenheit der Krankheiten zu schließen, erklärt die Eintheilung der Pneumonie in *ächte*, *unsächte* und *bösartige*, *entzündliche*, *entzündlich-gastrische*, *nervöse* etc. für grundlos. Im höchsten Grade rheumatischer Pneumonie hält der Vf. zwar Aderlaß für das *vorzüglichste* Mittel, Salpeter aber für *schädlich*.

S. P. J.



## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JUNIUS, 1804

## PHILOSOPHIE

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Grundsätze der allgemeinen Logik*, von G. E. Schulze, Hofr. und Prof. in Helmstädt. 1802. 234 S. gr. 8.

Die Meinung: daß die Logik des *Aristoteles* die ihrem *Wesen* nach feststehende und vollendete Wissenschaft des *Denkens* sey, war, nachdem sie lange unter den *Scholastikern* einem *Glaubensartikel* gleich gegolten hatte, nach und nach durch *Descartes*, *Leibnitz*, *Locke* und *Hume* entkräftet, und in Vergessenheit gebracht; als sie auf einmal durch den Philosophen von *Königsberg* wieder aufgeweckt, und durch den Gebrauch, den derselbe von ihr bey der Begründung seines *Kriticismus* gemacht hatte, unter die *Voraussetzungen* aufgenommen wurde, welche in der neueren Philosophie die Stelle der Axiomen und Postulate vertreten. Wirklich hat sie sich durch alle Schulen, welche aus der *kantischen* hervorgegangen sind, fortgepflanzt, und ist gegenwärtig das einzige Band, welches diese, sonst so durchaus mit sich selbst uneinige, Familie zusammenhält. Nachdem endlich durch den Ueberdruß und den Ekel an den Streitigkeiten dieser Schulen die Parthey der *Nichtphilosophen von Profession* im gelehrten Publicum so ansehnlich verstärkt und vergrößert worden ist, nachdem die Trennung der Logik von der Philosophie, in jenen Schulen und außer derselben, immer ausdrücklicher ausgesprochen, und mit derselben das Ansehen der *allgemeingeltenden* Logik vollendet war; ist jene veraltete, und wiedererneuerte, Meinung von der, seit dem *Aristoteles* *unverbesserlichen*, Logik zum eigentlichen *Sprichworte* geworden.

Daß dieses Sprichwort auch im Eingange der Vorrede zu dem hier anzuzeigenden Lehrbuche wiederholt wird, hat Rec. darum befremdet, weil der Vf. bekanntlich weder zu irgend einem Zweige der Familie der *kritischen* Philosophen, noch zu den *Nichtphilosophen von Profession* gehört. Von dem Verfasser des *Aenesidemus*, und der Kritik der *theoretischen* Philosophie, welcher die *Principien* der Speculation in eine so langwierige und ausführliche Untersuchung gezogen hat, war zu erwarten, daß er diese Principien bis zu ihren *Prämissen* in der Logik selber verfolgen; daß er unbestrittene Sätze nicht sofort auch für unbestreitbar annehmen würde, und daß ihm die *allgemeingeltende* Logik eben durch den Umstand, dem sie ihr Allgemeingeltes verdankt, nämlich dadurch, daß sie sich eben so gut mit der, durch

*Herkommen* und *Gewohnheit* bestimmten, *Vorstellungsart* des sogenannten *gemeinen* Verstandes, als mit jedem der einander bekämpfenden Systeme der Speculation gleich gut verträgt, verdächtig werden müsse. Da er seine Bekanntschaft mit der Logik nicht, oder wenigstens nicht allein, in den neueren Schulen erworben hat: so sollte er wissen, daß es vor *Kant* eine Logik gegeben habe, welche eben so wenig von der Einschränkung der logischen Gesetze auf das *Bewußtseyn*, als von der Unterscheidung der Wahrheit in die *formelle* und *materielle*, geträumt habe, und daß daher schon durch diese Einschränkung und Unterscheidung allerdings eine *wesentliche* Verbesserung oder Verschlimmerung der Logik vor sich gegangen sey. Von ihm endlich, dessen Scharfsinn die *allgemeingeltende Verwechslung der Materie* mit der *Form*, in der gewöhnlichen Lehre von der logischen Quantität, Qualität und Modalität der Urtheile (S. 49, 52, 58) und insbesondere von dem *Afficiertwerden der Copula durch die Negation im negirenden Urtheile*, nicht entgangen ist, hätte man vermuthen sollen, daß ihm auch die sich über den ganzen Inhalt der bisherigen Logik erstreckende *Verwechslung des Psychologischen mit dem Logischen* nicht entgehen werde, welche *Aristoteles*, ganz gegen die Philosophie seines Lehrers *Platon*, aus dem *gemeinen* Verstande, und der gewöhnlichen Dialektik seiner Zeit geschöpft hat; und welche durch die modernen Unterscheidungen der *transcendentalen* Psychologie von der *empirischen*, und der *allgemeinen* Logik von der *transcendentalen*, keinesweges aufgehoben, sondern recht eigentlich vorausgesetzt, und endlich in dem, auf *bloße Subjectivität* zurückgeführten, Charakter des Logischen, als solchen, für jedes hellere, und durch kein *transcendentales Anschauen* befangene, Auge des Geistes so auffallend sichtbar geworden ist.

Allein man kommt von aller Befremdung völlig zurück, indem man durch jede Zeile dieses Lehrbuchs gewahr wird: wie sehr die Denkart des Vfs mit jener *gemeinen Verwechslung des Psychologischen mit dem Logischen* behaftet ist; wie ausdrücklich und unbedingt er das *Bewußtseyn* als das Fundament der Logik, und als die Gränze der Gültigkeit der logischen Gesetze anerkennt und aufstellt; und wie durchgängig er die *wahre Gewissheit* und *gewisse Wahrheit*, auf das sogenannte *Anschauen*, und die *ungewisse Wahrheit* und *scheinbare Gewissheit* auf das Denken als solches, und auf die Realität der sich der menschlichen Anschauung entziehenden Dinge, einschränkt.



Wesen des schulzischen Wissens anspricht, als eine nicht grundlose Sorglosigkeit hauptsächlich aus der Einsicht in die Vollständigkeit der Gründe hervor; und es fragt sich daher: was diese Einsicht, die zum Glauben und Wissen vorausgesetzt wird, und also kein Glauben und Wissen seyn kann, seyn möge? Ob die Vollständigkeit der Gründe eine numerische Totalität seyn, folglich Mehrheit enthalten müsse? Ob und wie der unvollständige Grund als Grund, und als unvollständig, denkbar sey? Ob es außer der Gegenwart der Nichtvorstellung, d. h. des schulzischen Objectes in Bewusstseyn, und der Aehnlichkeit dieser Nichtvorstellung mit dem Inhalt der Vorstellung oder des Gedanken, noch einen andern Grund der wahren Erkenntniß gebe? Ob jene Vollständigkeit und Unvollständigkeit auf irgend etwas anders sich erstrecken könne, als auf die Gegenwart und die Aehnlichkeit? Endlich: Ob zum Glauben, als dem weniger starken, und darum ungewissen Fürwahrhalten, eine nur nicht genug vollständige Gegenwart und Aehnlichkeit, oder eine vollständige Abwesenheit und Verschiedenheit erfordert werde? Dieses letztere muß wohl bey demjenigen Glauben der Fall seyn, der in einem Fürwahrhalten von Vorstellungen oder Gedanken besteht, „deren Gegenstände sich allem menschlichen Anschauen entziehen“ folglich keine dem Bewusstseyn gegenwärtigen Vorstellungen seyn können.

Richtig genug wird von der Vernunft, deren gewisse und wahre Erkenntniß auf das Gewährwerden der Aehnlichkeit des Inhalts der Vorstellung mit der im Bewusstseyn gegenwärtigen Nichtvorstellung beschränkt ist, ein ihr wesentliches Bedürfnis behauptet, um ihrer Selbsterhaltung willen, über jene Beschränkung hinauszugehen. Denn augenscheinlich bedarf jene Vernunft nichts geringeres als der Vernünftigkeit selber. Jenes Gewährwerden der besagten Aehnlichkeit hat sie mit dem Vorstellungsvermögen der bloßen Thiere, folglich mit der Unvernunft gemein; sie erwirkt, oder eigentlicher gewinnt, also erst sich selbst durch jenes höhere und eigentliche Fürwahrhalten, das mehr ist als ein Aehnlichfinden mit dem Gegenwärtigen als solchem. Aber leider läßt ihr die allgemeingeltende Logik keine andere Befriedigung zu als durch ein bloßes Glauben! Zwar ist nur die schulzische Logik so consequent und aufrichtig, dieses Glauben gerade zu ein ungewisses Fürwahrhalten zu nennen, folglich ein Fürwahrhalten, das nicht weiß, ob nicht das, was er für wahr hält, falsch ist, ja, das sogar mit dieser Besorgniß verbunden ist. Aber auch derjenige Vernunftglaube, der diese Besorgniß ausschließt, und auch nur insofern Glauben heißen kann, auch das praktisch-vernünftige Fürwahrhalten der kritischen, und jeder anderen aus der kritischen hervorgegangenen Schule, hat vor dem schulzischen Vernunftglauben nur die scheinbare Gewissheit, aber durchaus nichts an Wahrheit voraus. Beide sind nur jenes Fürwahrhalten, welches sich selber eingesteht: daß es nicht wisse, was es thue, indem es für wahr

hält —; nicht wisse, was die Wahrheit sey, die es dem Fürwahrgehaltenen beylegt —; nicht wisse, was die Wahrheit außer dem auf das Anschauen sich beziehenden Vorkellen, welches das wahre Wissen ist, sey; welches folglich, indem es gleichwohl ein anschauungsloses Vorkellen für wahr hält, dasselbe für etwas hält, wovon der Gläubige nichts weiß, als daß er nichts davon wisse!!

Die schulzische Logik schränkt ihren Vernunftglauben sehr bescheiden nur auf zwey Ideen ein; und „diese sind die Ideen von einer ursachlichen Verbindung der Begebenheiten in der Sinnenwelt, und von der Freyheit der menschlichen Entschliessungen.“ Man muß gestehen, daß es diesen beiden Glaubensartikeln an der zu dem schulzischen Glauben nöthigen Ungewissheit, sonach an Glaubensbedürftigkeit und Glaubensfähigkeit zu keiner Zeit gefehlt hat, und am wenigsten in unseren Tagen fehlt. Diese Ungewissheit ist indessen bekanntlich auch durch die Streitigkeiten der Speculation über den Inhalt beider Artikel nicht weniger unterhalten worden, als sie diese Streitigkeiten veranlaßt hat; und der von ihr unzertrennliche Glaube hat unter den Philosophen eben so oft dem entschiedensten Unglauben Platz machen müssen, als derselbe unter den Nichtphilosophen in dem entschiedensten Aberglauben übergegangen ist. Aber sollte nicht aus der gesamten älteren und neueren Geschichte dieser beiden Artikel ein ganz anderes Bedürfnis hervorgehen, als das eines ungewissen, oder auch nur scheinbar gewissen Fürwahrhaltens des Ueberfinnlichen eines bloßen Glaubens an das Ueberfinnliche, bey einem Fürwahrhalten des Sinnlichen, das sich abschließend für Wissen hält? Sollte nicht daraus vielmehr das Bedürfnis einer Umkehrung diesen verkehrten Vorstellungsart angedeutet seyn? das Bedürfnis eines Fürwahrhaltens, welches nur die Wahrheit, als solche, für wahr hält, und also weiß, was die Wahrheit als Wahrheit ist? Das Bedürfnis der Unterscheidung des Sinnlichen, als des Mischbaren und Trennbaren von dem Ueberfinnlichen, als dem Unmischbaren und Untrennbaren, durch welche Unterscheidung die Mischung und Trennung von beiden aufgehoben; und die Unterordnung des Sinnlichen unter das Ueberfinnliche, des Vorstellens unter das Denken, der Erscheinung unter das Seyn zum klaren und deutlichen Bewusstseyn erhoben würde? Das Bedürfnis eines Erkennens des Urgrundes vom Erkennen sowohl als vom Seyn, folglich eines Wissens, welches über die Gegenwart und Aehnlichkeit im Bewusstseyn, ja über das Bewusstseyn, als solches, über das bloße Anschauen und bloße Vorstellen und somit auch über das nichtdenkende Vorkellen der von dem unveränderlichen Jetzt und Hier abhängigen Möglichkeit und Wirklichkeit hinausgeht — das Bedürfnis, mit einem Worte, von einem bloßen Genuße der noch nicht erkannten Vernunft, in einem bloßen Glauben, und einem mit sich selbst uneinigen, angeblichen Wissen, zur Erkenntniß der Vernunft in einem eigentlichen Wissen überzugehen?

(Der Beschlus folgt.)

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 J U N I U S. 1804

## PHILOSOPHIE.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Grundsätze der allgemeinen Logik* von G. E. Schulze, etc.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Befriedigung dieses Bedürfnisses wird so lange unmöglich und folglich das Bedürfnis selber so lange nur ein *Eingebildetes* scheinen müssen, so lange das Denken für nichts anderes gehalten, und als nichts anderes gebraucht wird, als wofür es in der jetzt allgemeingeltenden Logik gebraucht wird, und wozu es nach und nach erst durch den lockischen Empirismus, und dann durch den kantischen Criticismus geworden ist, wie die Vergleichung der besseren älteren Lehrbücher z. B. von Wolf und Reimarus mit dem besten der Neuesten, auffallend sichtbar macht. Unter der Voraussetzung der Unverbesserlichkeit einer Logik, welche das, was insgesamt ein Denken genannt wird, sofort auch für das *eigentliche Denken* anerkennt, das Denken, als Denken, unbedingt und ausschließend auf das Bewusstseyn einschränkt, und in einer bloßen Modification desselben bestehen lässt, die Gesetze des Denkens sonach für bloße Formen des bloßen Vorstellens ansieht, und dadurch, dass sie denselben keine andere Anwendung als auf bloße Erscheinungen einräumt (*ursachliche Verbindung der Begebenheiten in der Sinnewelt*) alles *eigentliche Seyn* für den Menschen zur bloßen *Erscheinung* herabwürdigt — unter der Voraussetzung einer solchen Logik ist keine Philosophie möglich, als eine solche, welche die *Wahrheit des Denkens* entweder in der bloßen *Formalität* bestehen lässt, welche jetzt insgesamt die *formelle Wahrheit* heisst, und welcher Hr. S. mit Recht den Namen und Charakter der *Wahrheit* als solcher abspriht — oder in der angeblichen *Realität*, welche die *Anwesenheit des Dinges im Bewusstseyn* theils ist, theils voraussetzt, und durch welche sich Hr. S. genöthigt sieht, den Charakter derjenigen *Wahrheit*, die über jene *Anwesenheit* hinausgeht, in der *Ungewissheit* bestehen zu lassen.

Dass aber jenes angebliche und sogenannte Denken wirklich nichts anderes sey, als eine gemeine Vermengung, Verwechslung, Verwirrung des Mischens und Trennens im Vorstellen, mit dem Verknüpfen und Unterscheiden im Denken — das gemeine In- und Durcheinanderwerfen der bloßen Coalition und Composition als solcher, mit dem Nexus als solchem, und der bloßen Solution und Decomposition als solcher, mit der Analysis als solcher — dieses lässt sich durch

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

den Lehrsatz der schulzischen Logik, die es in jenem *gemeinen Vermengen* und Durcheinanderwerfen wirklich bis zum *Ungemeinen* gebracht hat, erläutern, und soll hier wenigstens durch Ein auffallendes Beispiel noch erläutert werden.

Hr. Schulze erkennt die *Unmöglichkeit des Widerspruchs*, wo nicht für den, doch wenigstens, für einen, wesentlichen Charakter des Denkens, als Denkens. Er behauptet, „dass dasjenige Denken, welches einen Widerspruch enthielte, schlechthin unmöglich sey, denn der Widerspruch hebe *alles Denken* auf.“ Ein mit dem Widerspruch behaftetes Denken ist also auch ihm ein *Nichtdenken*, welches nur darum für ein Denken gilt, weil der Widerspruch, womit es behaftet ist, sich dem Bewusstseyn verbirgt. Das Denken, als Denken, kann ihm also nicht sowohl in dem Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, als in dem nicht scheinbaren, sondern wirklichen *Nichtwiderspruch*, in demjenigen *Nichtwiderspruch*, welcher den *verborgenen* Widerspruch aus den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, ausschließt, das *Verbergen* des Widerspruchs in denselben, und sonach dasjenige *Raisonniren*, das ein bloßes *Versteckenspielen* mit dem Widerspruch ist, unmöglich macht. Wie erklärt sich nun aber die schulzische Logik über die Natur, das Wesen, das Princip des *Nichtwiderspruches* und des *Widerspruches*? Nicht anders als wie folgt: (§. 22) „Das Princip des Widerspruches lässt sich in folgender Formel ausdrücken: *Vorstellungen*, die einander widersprechen, können nicht mit einander verbunden werden, das heisst: solche Vorstellungen, wovon die Eine die *Negation* dessen enthält, was in der Anderen gesetzt worden ist, können nicht als *Merkmale* auf einander bezogen werden.“ Ohne das hinzugefügte: Das heisst, würde die Erste dieser Formeln das Wesen des Widerspruches in die gewöhnliche *Tautologie* einkleiden, oder eigentlicher, *verstecken*, welche, da ihr das *Widersprechendseyn* nichts anderes heisst, als: sich nicht verbinden lassen, nichts anderes aussagt, als: Das *Widersprechende* ist *Widersprechend*! — wobey nicht zu vergessen ist, dass in dem verworrenen Begriff von *Verbinden* — die Vereinigung durch *Coalition*, *Composition* und *Nexus* in- und durcheinander läuft. Allein die zweyte Formel hat in der That einen ganz anderen Sinn, oder eigentlicher, eine andere *Sinnlosigkeit*, als die erste; denn in derselben wird ein wirklicher *Nichtwiderspruch* für den Widerspruch genommen, und ausgegeben; und dieses lässt sich aus der schulzischen Theorie des Denkens selber nachweisen. §. 16 wird gelehrt: „Durch den

Rrr

Actus

*Actus der Verbindung* wird an der *Mehrheit* eine *Einheit*, aber von sehr *verschiedener* Art, hervorgebracht. Durch denselben nämlich *setzt* der *Verstand* *entweder* Vieles *als Theile* in ein *Ganzes* *zusammen*; oder er bezieht *eine Vorstellung* *als ein Merkmal* auf eine *andere* Vorstellung. Durch den ersten der beschriebenen Denkacte werden also *Vorstellungen*, welche *als Theile* einander *ausschließen*, und also von denen doch wohl die Eine die *Negation* dessen, was in der *Andern* gesetzt wird, enthalten muß, in ein *Ganzes* verbunden, und folglich zwar nicht *als Merkmale* auf *einander*, aber *aufs Ganze* bezogen. Auch erklärt ja die *schulzische* Logik das *Beziehen* der *Vorstellung* auf eine *andere* *Vorstellung* *als Merkmal* derselben nicht für das *Denken überhaupt*, sondern nur für das *Urtheilen* oder den *zweyten Denkact*. Sonach wäre also der in der *zweyten* Formel angegebene *Widerspruch*, auch wenn er ein *wirklicher* *Widerspruch* wäre, doch nur eine *Eigenthümlichkeit* des *Nichtdenkens* in einem *Urtheile* als solchem. — Das *Hauptgebrechen* sowohl der *schulzischen*, als der *jetzt allgemeingeltenden* Logik überhaupt, ist der *Mangel* an der *klaren* und *deutlichen* *Vorstellung*, und folglich auch dem *richtigen* *Begriffe* vom *Widerspruch* und *Nichtwiderspruch*. Diese Logik weiß noch nicht, daß zwar zur *Vorstellung* des *Widerspruchs*, als solchen, wenn diese nicht selbst ein *verkehrter* *Widerspruch* seyn soll, die *Vorstellung* des *Nichtwiderspruchs*, als solchen, keineswegs aber auch wieder *umgekehrt*, zu *dieser* *Vorstellung*, auch *jene* *vorausgesetzt* werde. Sie *setzt* also beide *gegenseitig* *voraus*; postulirt den *Widerspruch* zur *Denkbarkeit* des *Nichtwiderspruchs*, und den *Nichtwiderspruch* zur *Denkbarkeit* des *Widerspruchs*; *kennt* weder das *Eine* noch das *Andere*, und *nimmt* mit dem *Scheine* von Beiden *vorlieb*. Indem sie sich den *Nichtwiderspruch* nicht ohne den *Widerspruch* vorzustellen vermag, und *dieses* *Vorstellen* für *Denken* hält; und indem sie zu ihrem angeblichen *Denken* des *Nichtwiderspruchs* den *Widerspruch* zu Hülfe nehmen muß, denkt sie nicht nur nicht ohne *Widerspruch*, sondern muß den *Widerspruch* denken, und dieses *Denken* des *Widerspruchs*, folglich das *eigentliche Nichtdenken*, für *Denken* annehmen und gebrauchen. Ihr *Satz* des *Widerspruchs* ist daher das *eigentlichste Setzen* des *Widerspruchs*; sagt *darum* auch nichts anderes aus, und kann nichts anderes aussagen als: der *Widerspruch* ist der *Widerspruch*; und hebt den *Widerspruch* auf keine andere Weise auf, als daß er denselben zum *beliebigen* *Gebrauch* im *Bewußtseyn* aufbewahrt, und nach *Befinden* der *Umstände* denselben bejahen und läugnen, als *wirklich* und als *unmöglich* annehmen, im *Bewußtseyn* auftreten und verschwinden läßt! Daher ist auch *dieser* Logik der *Nichtwiderspruch*, als solcher, nichts weiter als die *leidige bloße Identität*, und ihr *Satz* des *Nichtwiderspruchs*, ihr sogenannter *Satz der Identität*, sagt nichts anderes aus als: die *bloße Identität* ist die *bloße Identität*; und auch dieses läßt sie nur *darum* gelten, weil sie unter den *mancherley* *Bedeutungen*, womit

sie die *Leerheit* ihres sinnlosen *Satzes* des *Widerspruchs* ausfüllt, auch den *Satz* findet: daß die *bloße Identität* nicht die *bloße Nichtidentität* ist; ein *Satz*, der für sie so *fruchtbar* an *Folgen* ist! Darum weiß denn diese Logik auch nichts davon: Daß die *bloße Identität* *keineswegs* der *Nichtwiderspruch*, sondern *eben so sehr* der *Widerspruch* sey als die *bloße Nichtidentität*; — daß die *Identität* nur als die *Thesis* in ihrer *Antithesis* und *Synthesis* mit der *Nichtidentität* als der *Hypothesis* der *Nichtwiderspruch* an sich, und das *Denken*, als solches sey; — und daß endlich die *Identität* und die *Nichtidentität* *außer* der, die *Unmischbarkeit* und *Untrennbarkeit* an sich selber ausmachenden, *Antithesis* und *Synthesis* der *Identität*, als der *Thesis*, mit der *Nichtidentität* als der *Hypothesis*, der *Widerspruch* als solcher, folglich die *Mischung* und *Trennung* des *Unmischbaren* und *Untrennbaren* sind, von welcher die *allgemeingeltende* Logik durch ihr *Verbinden* und *Trennen* im *Vorstellen*, oder durch ihr sogenanntes *Denken*, *Profession* macht.

Dr.

MÜNSTER, b. Waldeck: *Hauptmomente der kritischen Philosophie*. Eine Reihe von Vorlesungen, vor gebildeten Zuhörern gehalten. 1803. 366 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Unter den zahllosen Vorlesungen, welche schon, vor gebildeten sowohl als ungebildeten Zuhörern, über die *Kantische Philosophie* gehalten worden sind, mögen wenige dem *Buchstaben* der dabey zum Grunde gelegten *Urschriften* ihres Meisters so getreu geblieben seyn, als die gegenwärtigen. Der Vf. ist nämlich der Meinung, — von welcher man nun freylich heut zu Tage fast allgemein zurückgekommen ist, — dem *Kantischen Systeme*, als einem, wie ihm dünkt, *fest* und *sicher* in *einander gegliederten* *Ganzen*, lasse sich weder etwas nehmen, noch könne man etwas Neues hinzuthun, und die ganze Pflicht eines Lehrers, welcher diese Philosophie vorzutragen gedenke, schränke sich daher bloß darauf ein, durch allerley Wendungen und Stellungen der *Materien*, oder auch durch *Beyspiele*, zu *erläutern*, keineswegs aber zu *erweitern*. — Diesen unüberschreitbaren Endpunkt, der also nun einmal dem gesammten *Nachforschen* der ganzen menschlichen Vernunft, durch die *Kantische Kritik* festgesetzt worden ist, behalten diese Vorlesungen, bis ans Ende, auch wirklich *unausgesetzt* vor Augen; und man erfährt daher durch sie schlechterdings nichts Neues, was nicht schon hundertmal gesagt, und eben so oft widerlegt worden wäre. Daß übrigens der Vf. seiner neuen *Einkleidung* eines alten *Themas* das Verdienst einer *besonderen* Anschaulichkeit zu geben wisse, erhellt aus der *naiven* *Schilderung*, welche er von den *Dogmatikern* unter den *vorkantischen Philosophen* macht. Diese werden von ihm als *Menschen* beschrieben, „die an einer *Stadt Gottes*, an einem *übersinnlichen*, *himmlischen* *Jerusalem*, bauten. Zur *Bevölkerung* ihrer Stadt,

Stadt, welche sie *Metaphysik* nannten, wählten sie aus Begriffen erzeugte, *einfache Wesen*, und gaben ihr zum Präsidenten einen Gott, aus eben dem Zeuge, nämlich aus Begriffen gebildet! — Um in diese Stadt zu gelangen, zimmerten sie Leitern; alles wieder aus Ideen und Begriffen, auf welchen man hinauffsteigen sollte. Diese Leitern hingen zwar in ihren Sprossen, und mit der Stadt Gottes selbst sehr wohl zusammen, weil alles aus einerley Zeuge gemacht war. Allein ein schlimmer Umstand! — Sie reichten nirgends bis auf menschlichen Grund und Boden herab, weder im Raume noch in der Zeit. — Hätte hier dem Vf. nicht beygehen sollen, welcher ein Haupttrumpf, — um in seiner Sprache zu reden, — ihm hiemit, gegen die Menschheit, entwirft ist. Ihm ist also der menschliche Verstand, die menschliche Vernunft, kein menschlicher Grund und Boden mehr! Wo wir uns, mit unseren Vorstellungen nicht, gleich den Thieren, bloß im Raume und in der Zeit umtreiben; wo unsere Vernunft, ihren höheren Ursprung ahnend, sich, durch einen richtigen Gebrauch ihrer eigenen Gesetze, über die Schranken des Raums und der Zeit erheben will, da verläßt sie den menschlichen Grund und Boden; ungeachtet mit dem Charakter der Vernunft, nach Kant selbst, der eigentliche Charakter unserer Wesenclasse erst anhebt. Würde es Rec. der ernsten und großen Bestimmung einer solchen Wissenschaft, der gleichen die Philosophie ist, nicht ganz unwürdig finden, ihren Lehrsätzen, ja ihrer ganzen Tendenz, durch Beziehung derselben auf Beyspiele, wie das vom Vf. angeführte ist, die Miene des Grotesken zu leihen: wie leicht wäre es ihm, die Mißgestalt des, hier von den Bemühungen der größten Geister gebrauchten, Bildes, Zug vor Zug, auch auf die Kantische Transcendentalphilosophie anzuwenden, deren Resultate bloß darin bestehen, der Menschheit eben die metaphysischen Wahrheiten vom Daseyn eines Gottes, u. s. w. welche sie ihr mit der einen Hand genommen hatte, mit der anderen wieder zurückzugeben; ohne zu bedenken, daß die Hemiplexie, von welcher sie die theoretische Seite der Vernunft, bey ihrer Zergliederung, getroffen werden läßt, eine Apoplexie dieses ganzen Vermögens, auch in seinen praktischen Wirkungen, nach sich ziehen müsse. Was die Polemik dieser Schrift anbelangt, so ist sie hauptsächlich gegen Leibnitzsche Ideen gerichtet; indem Leibnitz die Welt der Noumena mit der Phänomenalwelt verwechselt, ja, nach S. 343, sogar für einerley genommen haben soll; indem er sich ferner durch die falsche Voraussetzung hintergehen ließe: was in einem allgemeinen Begriffe nicht enthalten sey, das sey auch in den besondern nicht enthalten, die unter ihm stehen. Diese letztere, das Besondere mit dem Allgemeinen gänzlich vermengende, Ungereintheit, welche den Unterschied zwischen beiden im Grunde ganz aufheben würde, hätte Leibnitz allerdings behaupten müssen, wenn, zwischen Noumenen und zwischen bloßen Phänomenen, nicht gerade durch seine Philosophie wieder eben die scharfe Grenzlinie gezogen worden wäre, welche schon Platon für nöthig erachtete, wenn die Region des

Scheins vom Gebiete der Wahrheit gehörig abgesondert werden soll.

P. P. M.

KOPENHAGEN U. LEIPZIG, b. Schuboth: Ueber das Alter der Philosophie, und des Begriffs von derselben; oder: Untersuchung, ob und in wie fern die Meinung derjenigen gegründet ist, welche dafür halten, daß man erst in unsern Zeiten zu wahrer Philosophie, und einem vollständigen Begriffe von wahrer Philosophie, gelangt sey. Von Børge Räsbrigh, ord. öffentl. Lehrer der Phil. auf der Univerf. zu Kopenhagen. Aus dem Dänischen übertragen, von Joh. Ambros. Marbussen. 1803. 145 S. 8. (10gr.)

Wie es noch jedem philosophischen Systeme, vom grauesten Alterthum an, bis zur Wiederauflebung einer Philosophie durch Des Cartes, Spinoza und Leibnitz, ergangen ist, daß der Urheber des Systems zuletzt sein eigenes Werk, in den vielfältigen, späteren Bearbeitungen desselben, wohl schwerlich mehr erkannt haben würde: so geht es nun auch der Kantischen Philosophie, je allgemeiner sie sich, seit einigen Jahren, verbreitet hat. Die Firma bleibt, weil die Waare durch sie empfohlen wird: wenn auch, von den ehemaligen Artikeln selbst, einer nach dem andern ausgeht. Man muß sich nach den Umständen richten. Der eine kann, nach seinen Absichten, Kanten besser als einen Idealisten brauchen; er beweist also, daß er dieses ist, und zwar gerade in dem Sinne ist, den er mit einem Idealisten verbindet. Der andere, — und zu dieser Classe gehört Hr. Børge Räsbrigh, — findet es gerathen, diesen Philosophen „nicht zu dem Extrem gehen zu lassen, wozu die alten berühmten Idealisten ihre Meinung trieben, oder wozu es mit einigen Philosophen in den neuesten Zeiten gekommen zu seyn scheint“ (S. 130). Ihm ist es, wie er sagt, nun einmal nicht gegeben, zu begreifen, wie diese Nachfolger Kants dem reinen Ich reelle Objecte entpressen? — und einem irrigen Idealismus entgehen können. — In seinen Augen leugnet Kant bloß, daß die Philosophie im engsten Verstande, von der Aussenuwelt herstamme; eine angewandte Philosophie aber, (die also in einem weiteren Verstande genommen werden müßte,) und eine empirische Vernunftwissenschaft, (ein Sidiroxyton), läßt er einem noch; folglich, schließt der Vf., könne man mit Recht sagen, daß Kant den ersten, — und bis jetzt einzig wahren (?) Begriff von Philosophie gefunden habe. — Dies ist, mit wenigen Worten, der Text zu dieser ganzen, übrigens sehr gelehrten, Abhandlung, von welcher die, durch Hn. Marbussen in Kopenhagen, mit einem deutschen Gewande versehene, Urschrift das 1. Heft des 2. Theils der Schriften der königl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften daselbst für das J. 1801, eröffnete. Daß die unumgänglich nöthige Bestimmtheit der Begriffe in philosophischen Abhandlungen hier der beabsichtigten Falschlichkeit beynahe durchgängig aufgeopfert wurde, läßt sich unter andern vielleicht auch dadurch entschuldigen, weil ein eigent-

eigentliches Product des reinen, abgezogenen For-  
schens nicht so ganz zur Dedication an eine Dame  
getaugt haben würde.

P. P. M.

### M E D I C I N.

EISENACH, in d. Wittekindischen Buchh.: *Ueber  
das Bad zu Ruhla* von D. A. Z. Cunitz, Fürstl.  
Sächsischem Bergrath und Brunnenarzt. 1804. 107  
S. kl. 8.

Der Zweck des Vfs ist: die aus zehnjähriger Er-  
fahrung gesammelten Thatfachen, nach seiner indi-  
viduellen Ueberzeugung, der Publicität anheim zu stel-  
len, um dadurch dieses gute, schon von Kellner, Ber-  
tram, Kühn und Buchholz beschriebene Bad bey Aerzten  
und Laien bekannter zu machen, oder wenigstens in  
ein frisches Andenken zurückzurufen. Wahr ist es,  
dieses Bad konnte bis jetzt bey weitem nicht den Ruf  
erhalten, den seine guten Eigenschaften verdienen;  
und es war sehr zweckmäfsig, dafs der darüber be-  
stellte Brunnenarzt, der sich auch in dieser kleinen  
Schrift als einen sehr erfahrenen und mit seiner Zeit  
fortgehenden Gelehrten zeigt, das Geschäft der Aus-  
breitung über sich nahm. Es ist eins von den wich-  
tigsten Naturgeschenken, wenn sich eine Gegend ei-  
ner solchen Mineralquelle zu erfreuen hat. Vorneh-  
me und reiche Kranke können wohl ihrer Gesund-  
heit wegen in die entferntesten Gegenden reisen; aber  
selbst dem Mittelstande und vorzüglich dem ärmeren  
Theile der Menschen ist es, des grossen Aufwandes  
halber, unmöglich. Also schon ein Bad, welches we-  
niger wirksame Bestandtheile enthält, mufs der um-  
liegenden Gegend von grossem Werthe seyn; wie viel  
mehr verdient es das Bad zu Ruhla, welches schon  
so viele Beweise seiner vortrefflichen Heilkräfte abge-  
legt hat. Man findet zwar hier nicht jene grossen  
und glänzenden Anstalten, wodurch mehrere Bäder  
ihre Gäste einzuladen pflegen, welche aber mehr auf  
den Gewinn des Besitzers und der Einwohner als der  
Kranken, mehr auf Zerstreuungen und Vergnügen  
als auf Wiederherstellung der Gesundheit, berech-  
net sind; aber gleichwohl fehlt hier nichts, was dem  
Arzte zur Erreichung seiner Absicht, und dem Kran-  
ken zu seiner Bequemlichkeit nothwendig ist. Es  
hat in Gegentheile die weise Regierung zu Weimar  
nichts gespart, durch Anlegung von Spaziergängen,  
die in dieser schönen Waldgegend vorzüglich einla-  
dend sind, den Badegästen ihren Aufenthalt ange-  
nehm zu machen. Die anhaltenden Zerstreuungen  
und glänzenden Vergnügen sind auch nicht im-  
mer für die Kranken von dem Nutzen, welchen die  
Aerzte gewöhnlich davon erwarten, und der Vf. sagt  
sehr richtig: „das aufgedrungene Vergnügen wird  
bald lästig, das gesuchte und aufgefunden erwünscht,  
das unverhoffte überraschend und belebend. Man  
bemerkt nur gar zu bald an solchen Anstalten, die  
die Fröhlichkeit zu ihrem Aushängeschild machen,

dafs sie aus merkantlischen Absichten unterhalten  
werden, und das Bittere unter dem Süfsen zu ver-  
stecken suchen. Der minder wohlhabende fühlt an  
einem solchen Orte, wo er sich zurückziehen mufs,  
oder zurückgesetzt wird, nächst seinem Leiden noch  
seine Armuth, und der Reiche wird oft veranlaßt,  
seinen Zweck zu verfehlen.“

Was die chemische Analyse betrifft, so hat der  
Vf. dieselben Bestandtheile in dem Ruhlaer Wasser  
gefunden, welche Buchholz, der zuerst diese Quellen  
nach neuern chemischen Grundsätzen untersuchte,  
entdeckte. Von den vier verschiedenen Quellen ist  
der Mühlbrunnen der reichhaltigste. Nämlich 7½ Pfund  
enthalten beynahe 4 Gran luftsaures Eisen, und 18  
Kubikzoll kohlensaures Gas. Die übrigen Bestand-  
theile sind salzsaure Kalkerde, luftsaure Kalkerde,  
Selenit, Harzstoff.

Die vorzüglichsten Krankheiten, bey welchen  
der Vf. dieses Wasser wirksam fand, sind: 1) allge-  
meine Hauptschwäche mit davon abhängenden örtli-  
chen oder allgemeinen Fehlern dieses Organs. Feh-  
lende Ausdünstung oder zu copiose Schweisse, Aus-  
wüchse, Geschwüre, chronische Ausschläge, als Krätze,  
Wasserfriesel, Sommerprossen, Leberflecken, Hitz-  
blättern etc. wurden sehr oft durch das blosse Baden  
gehoben. 2) Schwäche nach überstandenen hitzigen  
Krankheiten. 3) Fett-Bleich- und Darrrucht. 4)  
Mehrere Gattungen widernatürlicher Ausflüsse, da-  
hin gehören: passive Blutflüsse, Schleimergiefsungen,  
als Katarrhsucht, Blennorrhöen der Lungen, der Zeu-  
gungstheile und davon abhängende Unfruchtbarkeit.  
5) Auch durch Schwäche zurückgehaltene und unter-  
drückte natürliche Blutflüsse. 6) Gicht und chroni-  
sche Rheumatismen, wo der Vf. vorzüglich die gu-  
ten Wirkungen dieses Bades bewundern mufste. All-  
gemeiner Hautdunst, starker und getrübler Harnab-  
gang, erleichtertes Gefühl in allen bewegenden Or-  
ganen, frieseartige Ausschläge an den leidenden Stel-  
len waren die Vorboten der günstigen Wirkung. 7)  
Nervenkrankheiten. Hier übertraf oft der Erfolg die  
Erwartung; das Mittel, welches blos lindern soll-  
te, bewirkte oft gänzliche Heilung. Bey Hypochon-  
drie, Hysterie, Krämpfen, wenn sie nicht von fehler-  
hafter Organisation der Eingeweide, abhingen, wur-  
de mehr durch den Gebrauch dieses Bades ausgerich-  
tet, als durch das ermüdende Einnehmen anderer  
Arzneyen.

Was den innern Gebrauch dieses Wassers betrifft,  
so liefs der Vf. nur selten seine Kranken davon trin-  
ken, und wenn es ja geschah, nur in kleinen Portio-  
nen; (der etwas geringe Antheil des kohlenfauren  
Gases läfst nicht anders vermuthen, als dafs dieses  
Wasser dem schwachen Magen nicht ganz gut bekom-  
men kann). Um aber diesen Mangel zu ersetzen, so  
liefs er gewöhnlich den Pyramonter dabey trinken,  
bey dessen Gebrauch der Kranke sich jederzeit vor-  
trefflich befand.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 J U N I U S, 1804

## PHILOSOPHIE.

ERLANGEN, in d. Waltherschen Kunst- u. Buchh.:  
*Die Philosophie in ihrem Uebergang zur Nichtphilosophie*, von C. A. Eschenmayer, Physikus in Kirchheim unter Teck. 1803. 107 S. gr. 8.

Hr. Eschenmayer ist einer von den Wenigen, die an den neuesten Fortschritten der Philosophie, und vorzüglich an Schellings speculativen Bemühungen um dieselbe, auf einem eigenthümlichen Wege selbstthätigen Antheil genommen haben. Die eben genannte Schrift war daher für den Rec. eine sehr willkommene Erscheinung, da er im Voraus erwarten durfte, durch sie auf einen Standpunkt geführt zu werden, von welchem aus er nicht nur das Eigenthümliche der Eschenmayerschen Methode und den Gewinn, welchen die Speculation überhaupt von derselben hoffen darf, übersehen, sondern auch das letzte Ziel, an welchem des Vf's Bahn nothwendig endigen muß, voraussehen könne; worin zugleich die Bestätigung oder Widerlegung der Vorstellungen, die er sich aus den bisher erschienenen einzelnen Aufsätzen des Vf's über die eigenthümliche Richtung seines Geistes und die Beschränkung derselben durch den Fichteschen Idealismus gemacht hatte, liegen mußte. Die Schrift selbst hat seine Erwartung befriedigt, indem sie ihn zu jenem letzten Ziele der Eschenmayerschen Speculation selbst hinführte, und seine Ahnungen über dasselbe völlig bestätigte. Das Folgende soll nun, als Resultat einer genauen Prüfung, das Urtheil des Rec. über den Gehalt der in dieser Schrift aufgestellten Grundsätze und die dadurch beabsichtigte nähere Bestimmung des ganzen Gebiets der Philosophie, zugleich auch über Eschenm. Philosophie überhaupt, enthalten: wobey wir nur bemerken, daß, da diese Schrift sich ganz auf den neuesten Idealismus und Schellings Identitätssystem stützt, deren Erweiterung und Berichtigung sie beabsichtigt, eine Recension darüber lediglich ihr Verhältniß zu jenen, und die Wichtigkeit der Gründe, mit welchen sie gegen dieselben auftritt und sich über sie zu erheben sucht, auszudrücken habe, mithin auch nur für diejenigen geschrieben oder deutlich seyn werde, die mit dem System der neuesten Philosophie hinlänglich bekannt sind, um die hier aufgestellten Beweise übersehen zu können.

Hr. E. hat Schellings System, von der ideellen Seite vollkommen gefaßt; aber die Idealität verwandelt sich ihm unvermerkt wieder in Subjectivität. Es  
J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

ist überhaupt sonderbar, daß alle, die aus einer früheren Bildungsperiode in die Schellingsche Philosophie eintraten, diesem Irrthum zur Beute wurden. Wenn sie von der Idee des Absoluten sprechen, sollte man glauben, sie hätten die intellectuelle Anschauung so klar und rein, als sie nur immer dem System selbst zum Grunde liegen kann: sobald sie aber eine Reconstruction der absoluten Identität zur Totalität versuchen, bleiben sie, meistens ohne es selbst zu wissen, wieder am ideellen Pole hängen, und ergreifen eine relative Totalität, statt der absoluten. Es ist hier nicht der Ort, von den Gründen dieser Täuschung zu reden. Sie leuchten zum Theil von selbst ein. Um aber das Gesagte auf Hr. E. zu beziehen, wird es dienlich seyn, dem Grundgedanken der ganzen vor uns liegenden Schrift mit des Vf's eigenen Worten anzuführen, und dieser Stelle eine umständlichere Auseinandersetzung folgen zu lassen. S. 25 §. 33 heißt es, nach einer vorangeschickten Construction der drey Potenzen der Philosophie, in so fern sie sich im Endlichen, Unendlichen und Ewigen darstellt: „So weit das Erkennen reicht; so weit reicht auch die Speculation; das Erkennen aber erlöschet erst im Absoluten, wo es mit dem Erkannten identisch wird, und dieses ist mithin auch der Culminationspunkt für die Speculation. Was über diesen Punkt hinausliegt, kann daher kein Erkennen mehr seyn, sondern ein Ahnden oder Andacht. Was über allen Vorstellungen, über allen Begriffen und über allen Ideen und überhaupt jenseits der Speculation liegt, ist das, was die Andacht noch festhält, — nämlich die Gottheit — und diese Potenz ist das Selige, das unendliche Mal höher liegt, als das Ewige.“ Diese vermeinte Potenzirung des Absoluten, und seine Erhebung durch Glauben in die Potenz des Seligen ist nicht, wie Hr. E. glaubt, eine Potenzirung des Absoluten, in dem Sinne, wie Schelling es nimmt, sondern ein Ausdruck der verschiedenen Stufen der Erkenntniß des Absoluten und seiner Reflexion im endlichen Bewußtseyn. Dies wird uns ganz deutlich werden, wenn wir der oben schon erwähnten lichtvollen Darstellung der 3 Potenzen des Erkennens, des Endlichen, Unendlichen und Ewigen folgen, und dann beobachten, wie er von da aus weiter getrieben wird zur Annahme eines jenseits des Absoluten liegenden Reichs des Ueber Sinnlichen.

Aus dem In sich verschlossenen Seyn des bloß Empfundnen des absolut bewußtlosen, objectiv gewordenen Producirens, oder des Products — der relativen Identität — (für das endliche Selbstbewußtseyn  
nam-



nämlich) reißt sich das *Ideelle* (S. 18 ff.) indem es über die Gränze hinausgeht, los, und erhebt sich auf die zweyte Potenz, die des *Verstandes* oder Bewusstseyns, auf welcher das zuvor in identischer Verslossenheit Begrabene in der *Duplicität* von *Empfindung* (der Richtung nach Innen) und *Anschauung* (der Richtung nach Aussen) und in dem Schwaben zwischen beiden, die Sphäre der *Reflexion* ausdrückt. — Die Reconstruction dieser Differenz zur *Totalität* ist das Product der *Vernunft*, die *absolute Identität*. Die Potenz dieser Stufe ist das *Ewige*. — Wer sieht hier nicht, daß die ganze Construction bis hierher bloß subjectiv-idealistisch geführt wurde? Dieses wird noch einleuchtender, wenn man die Stelle (S. 19), wo Hr. E. die Vernunft bestimmt als dasjenige, „was das *empirische* Bewusstseyn und das *Selbstbewusstseyn* — (also nur zwey Seiten des *Bewusstseyns*, nicht aber die gesammte reelle und ideelle *Welt*) wieder in einem Höhern verknüpft“ — mit S. 46 vergleicht, wo der Uebergang vom absoluten Erkennen zum Glauben dadurch gemacht wird, daß das Absolute selbst wieder, um erkannt zu werden, *begränzt*, und über die Gränze *hinausgegangen* werden müsse: „Was dabey jenseits der Gränze zu liegen kommt, kann nicht mehr ein Erkennen seyn, und ist folglich — *Glaube*“ — so schließt Hr. E. aus dieser Prämisse. Dies würde richtig seyn, wenn das Schema des Selbstbewusstseyns, als *subjectiver* Subjectobjectivität, gleich wäre dem absoluten Erkennen *im Absoluten*. Jenes muß die Gränze überschreiten, um sich, als *begränzt*, anschauen zu können; aber eben dadurch wird es auch *endlich*, und mit einem absoluten *Jenseits* behaftet, welches nur in einem unendlichen Progreß ins Bewusstseyn aufgenommen werden, mithin nie zur wahren Identität gelangen kann. Dieses über die Gränze Hinausgehen ist demnach nicht für die Idee überhaupt, noch weniger für die Idee des Absoluten, — denn in dieser ist das Begränzte und das Begränzende identisch gesetzt, — sondern nur für die in der Reflexion *auseinandergezogene* Idee. Das endliche Selbstbewusstseyn ist eben darum *endlich*, weil es für dasselbe noch ein *Jenseits* giebt; da hingegen in dem Absoluten Form und Wesen *absolut* gleich, mithin die Gränze selbst allenthalben und nirgends ist. Es ist eben so wenig nothwendig, daß man, um das Absolute anzuschauen, erst über das Absolute hinausgehen müsse, als es für das *unmittelbare* Selbstbewusstseyn, als concreten Act, oder auch für die Idee des Bewusstseyns, wie sie im Absoluten liegt, nöthig ist. Ist nicht die Idee stets das Erste, und die Gegensätze das Abgeleitete? Nach Schelling schaut der Philosoph das Absolute, nur in so fern *er sich im Absoluten erblickt*. Hr. E. macht es zu einem bloßen *Begriff*, indem er das Absolute in sich anschauen will.

Ist im Absoluten die Form dem Wesen gleich, die Form aber *unendliches Selbsterkennen*: so folgt daraus nothwendig die reine Durchsichtigkeit, das Schauen in ewiger Klarheit. Was sollte auch jenseits eines Absoluten seyn? — Nichts, als das *Nicht-Absolute* d. h. das *Endliche* und *Subjective*. Ein Solches ist der

Glaube. Weit entfernt also, daß er über dem absoluten Erkennen stehe, ist er vielmehr unter demselben begriffen, doch ohne es zu wissen. Er verhält sich nämlich zur *intellectuellen Anschauung*, wie sich die *Empfindung* auf der Stufe der Reflexion zur sinnlichen Anschauung verhält. Er ist die *subjective* Erkenntniß des Absoluten, so wie die *intellectuelle Anschauung an sich* d. h. ohne Reflexion, die rein *objective*, die aber als solche erst durch die Reflexion des Philosophen Realität im endlichen Bewusstseyn, und für dasselbe, erhält. Das Absolute, in seiner unendlichen Realität, ist Gegenstand des *Glaubens*; — dasselbe, in seiner gleich unendlichen *Identität*, ist Gegenstand des *Wissens*; aber es ist dieses für den Philosophen nur in so fern, als er sich durch einen continuirlichen Act der Spontaneität beständig in der *Seligen* Mitte erhält, innerhalb deren Realität und Idealität, — Form und Wesen als Gegensätze, zusammengekommen, nur den einen, seinem Wesen nach mit dem Wesen des Absoluten völlig identischen Factor, — die, von dem an sich losgerissene, in ihrer Entzweyung fixirte, und in der Idee durch Gleichsetzung selbst wieder vernichtete *Form* — darstellen. So wie er sich auf der ideellen Seite fixirt, wird ihm, wider seinen Willen, das Absolute zu einem *Jenseits*, und, wenn er sich auch in Rücksicht seines *Wissens* noch über die Verwechslung der Gesichtspunkte täuschen kann; — weil nämlich diese Potenz, an und für sich, in ihrer Totalität, die *Form* des Absoluten selbst darstellt, wie sie das Wesen in sich aufnimmt, mithin die Idee derselben in der Wissenschaft das vollkommenste Ebenbild des Absoluten enthält, nur daß dieses, weil es mit dem Charakter der Idealität gesetzt ist, in Handeln und Glauben den Zwang (die Realität) nur von Etwas erhalten kann, was, ob es gleich an sich der absolute Indifferenzpunkt ist, und auch in dieser Potenz als die einzige Realität vorkommt, doch, von jenem Standpunkte angesehen, in einem *Jenseits* liegt: — so kommt doch der Irrthum ans Licht, sobald er nur einen Fuß auf das praktische Gebiet setzt. — Dieses *Jenseits*, nach Principien der Subjectivität zur Absolutheit erheben — wie sich Hr. E. ausdrückt: die Asymptote des Seligen, die selbst nicht wieder die Tangente einer höheren Potenz ist, — (Warum sollten wir nicht auch hier wieder eine höhere Potenz *glauben* können, da der Glaube ja durch kein Wissen begränzt und mithin sein Spielraum nach dieser Behauptung die Unendlichkeit wäre — und zeigt nicht die alte Mythologie, besonders die indische, Etwas dem Aehnlichen?) — angenommen als absoluter, frey-nothwendiger Richtungspunkt des ideellen Universums, ist — *Gott*. Wir sehen also: dem *Glauben* ist das *Gott*, was dem *Schauen* des Philosophen die Seele des Universums, das mit der absoluten Idee völlig Identische, in sich Reelle und durch seinen Begriff Seyende — das *Ewige* ist. Zur Erläuterung dessen, was Rec. in dem Vorhergehenden gegen den Vf. vorgebracht hat, soll hier nach dem Eschenmayer'schen Schema der verschiedenen Zweige der Wissenschaft eine tabellarische



Darstellung der Potenzen der Philosophie im Idealen sowohl als im Realen, nach des Recensenten eigener Ansicht der Schellingschen Philosophie, zusammen gestellt werden: wobey, als bekannt, vorausgesetzt wird, daß die beiden sich selbst gleichen, und mit dem Absoluten, der Form nach identischen, Wurzeln des Absoluten, ideell angesehen, aus dieser Einheit hervorgehen, als zwey sich selbst entgegengesetzte Welten, welche beide, als Abbilder des Absoluten, sich wie Bild und Gegenbild zu einander verhalten, und zwar so, daß in der einen die Bilder der

im Absoluten stehenden Einbildung des Wesens in die Form, in der andern die Bilder der gleichfalls im Absoluten stehenden Einbildung der Form in das Wesen, jene als *Natur* oder sinnliches Universum, diese als *ideelle Welt* sich gegenüber stehen, daß aber, da jede dieser Potenzen, für sich, d. h. im Absoluten angeschaut, die andere wieder in sich begreift, das weitere Potenziren jeder Potenz nur als ein Wiederholen der beiden ursprünglichen Factoren unter dem allgemeinen Schema der Potenz, innerhalb deren das Potenziren begriffen ist, vorgestellt werden kann.

### Innere Organisation eines Systems der Philosophie nach Schellings Methode.

#### Potenz des Absoluten.

#### Höchster und letzter Indifferenzpunkt.

Gott.

lebendiges Universum.

A. Potenz der Reflexion. positiver Pol. Schema des Endlichen. Natur.				B. Potenz der Subsumtion. negativer Pol. Schema des Unendlichen. Intelligible Welt.			
a) Potenz der Reflexion. Materie.		b) Potenz der Subsumtion. Licht.		a) Potenz der Reflexion. Wissen.		b) Potenz der Subsumtion. Handeln.	
α) Potenz der Reflexion. erste Dimension. Expansivkraft.	β) Potenz der Subsumtion. zweite Dimension. Attractivkraft.	α) Potenz der Reflexion. Magnetismus.	β) Potenz der Subsumtion. Elektricität.	α) Potenz der Reflexion. Naturphilosophie.	β) Potenz der Subsumtion. Idealismus.	α) Potenz der Reflexion. Recht.	β) Potenz der Subsumtion. Pflicht.
γ. dritte Dimension. Schwere.		γ. chemischer Proceß.		γ. Philosophie. Ideal-Realismus.		γ. sittliche Totalität.	
C. Organismus.				C. Kunst.			
α) realer Pol. Thierwelt etc.		β) ideeller Pol. Vernunftwelt.		α) realer Pol. bildende Kunst.		β) ideeller Pol. Dichtkunst in specie.	
γ. Organismus des Weltbaus. Durch welchen diese Potenz zu ihrem Anfangspunkte zurückkehrt.				Zunächst als Darstellung der menschlichen oder der Vernunftschönheit.			

### Tabellarische Darstellung der Eschenmayer'schen Potenzen.

(Nach §. 95)

#### Stufe der Vernunft.

#### Potenz des Ewigen.

Ideal der Freyheit.  
Moralphilosophie.  
Pos. Pol der intelligibeln Welt.

Philosophie überhaupt.

Ideal der Nothwendigkeit.  
Naturphilosophie.  
Neg. Pol der Sinnenwelt.

Ideen.  
Wissenschaften.

Tugend.  
Ethik.

Indifferenzpunkt.  
Schönheit.  
Aesthetik.

Wahrheit.  
Physik.

#### Stufe des Verstandes

#### Potenz des Unendlichen.

Begriffe.  
Doctrinen.

Recht.  
Rechtslehre.

Pflicht.  
Pflichtenlehre.

Organism d. Kunst.  
Poesie.

Organism d. Natur.  
Plastik.

Raum.  
Mathematik.

Zeit.  
Chemie.

#### Stufe der Vorstellungen.

#### Potenz des Endlichen.

In Hinsicht  
des Allgemeinen.  
In Hinsicht  
des Besondern.  
In Hinsicht  
des Einzelnen.

Naturrecht.

Naturspflicht.

Dichtkunst.

Astrognosie.

Analyse des Unendlichen.

Chemischer Proceß.

Staatsrecht.

Gesellschaftspflicht.

Artistik.

Geognosie.

Geometrie.

Elektricität. Galvanismus.

Privatrecht.

Selbsterhaltungspflicht.

Mimik.

Organologie.

Arithmetik.

Magnetismus.

Der

Der erste Blick auf diese beiden Tabellen zeigt, daß Hr. E. nur die eine Seite des Absoluten, nach Schellings Idee nämlich die *ideelle*, vor Augen gehabt, und, innerhalb der Schranken der noch immer bey ihm herrschenden subjectiv-idealistischen Ansicht die reelle Sphäre entweder ganz übersehen oder verkannt habe. Letztere Vermuthung scheint deshalb wahrscheinlicher, weil er einige *Doctrinen* aus der reellen Sphäre, wo sie eigentlich ihre Basis haben, herüber gespielt hat auf den ihnen fremden Boden der Wissenschaften, z. B. Chemie, Physiologie etc. Alle diese Doctrinen, deren Gegenstand das Endliche, als solches, ist, entstehen dadurch, daß sich aus der ideellen Welt in die reelle eben so viele ideelle Linien oder Strahlen herüberziehen, als in diesen Differenzen der ursprünglichen Potenz gesetzt sind, welche das Endliche auf *endliche* Weise an das Gebiet der Wissenschaft ketten. So entstehen auf der Stufe  $\alpha$  etc. die Physik, Chemie etc. und ihre Zweige in  $c$  unter  $A$  aber, als dem Ausdruck der Einheit von  $n$  und  $b$ , die Physiologie. Treten wir nun auf den Standpunkt, auf welchem jedes endliche Vernunftwesen, als solches, steht, nämlich  $\beta$  unter  $c$  in  $A$ : so ist klar, daß von hier aus der Weg zum Absoluten ein gedoppelter sey. Der eine geht durch den relativen Indifferenzpunkt  $A$ , der andere durch  $B$ . Der erste steht unter dem Schema der Aufnahme des Wesens in die Form, der andere unter dem der Aufnahme der Form in das Wesen; dort wird das Absolute empfunden, durch das Gewissen, und erkannt, durch Offenbarung; — hier wird es *gesehen*, — sinnlich, in der *Kunst* — intellectuell, in der *Wissen-*

*schaft*. In diesem Entwurf liegt auch der Schlüssel zu den 4 Potenzen Eichenmeyers, und wie überhaupt jeder, der nicht durch das Organ der Kunst in das Absolute blickt, das Absolute in einem Jenseits suchen muß. Da nämlich jeder der beiden relativen Indifferenzpunkte,  $A$  und  $B$  in sich das Ganze darstellt, und sich durch die Differenz der Reflexion zur Totalität reconstituirt: so muß der *Einzelne*, der von der Stufe  $\beta$  aus (unter  $A$  nämlich) durch die Potenz der Reflexion  $a$  und  $b$ , — unter  $A$  sowohl als  $B$ , — zum Absoluten fortgehen will; weil  $\beta$  für ihn die Sphäre der Endlichkeit,  $a$  und  $b$  aber die Sphäre der Unendlichkeit, oder des Verstandes sind, — nothwendig in  $A$  oder  $B$  das Ewige, oder die Vernunft selbst erblicken, das nun freylich das Absolute noch jenseits hat. (Diese 3 Stufen sind bey Hn. E. durch die Potenz der Sinnlichkeit  $= 1$  der *Duplicität* oder des Verstandes  $= \infty$ , und der *Triplicität* oder Vernunft  $= \infty^\infty$  ausgedrückt.) — Der nächste und einzige Weg zum Absoluten aber, ist die *Kunst*, wie dieses gleichfalls durch obiges Schema deutlich wird. Da sie nämlich der unmittelbare Abdruck des Indifferenzpunkts  $B$  ist: so führt sie auch den, der sich ihr überläßt, ohne daß er das Gebiet der endlichen Reflexion zu passiren hätte, unmittelbar zu der Form des Absoluten  $A$  und  $B$ , welche hier die Potenz der Reflexion darstellt, durch diese aber zur Erkenntniß des Absoluten und Ewigen selbst, welches nach dieser Stufenfolge die Potenz der Vernunft und die wahre Asymptote ist, die nicht wieder die Tangente einer höheren Potenz vorstellt.

(Der Beschrift folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Frankfurt a. M., b. Eichenberg: *Lift und Liebe*. Ein Singspiel in zwey Aufzügen. Nach *Bonilly's une folie*, für die Frankfurter Bühne von J. J. Iltis. 1804. 110 S. 8.

Paris, b. Huet: *Une Folie*, Comédie en deux Actes, mêlée de Chants; Paroles de J. N. Bonilly, membre de la Société Philotechnique, Musique de Mehul. An 10. 86 S. 8.

Das Französische Original wurde zunächst für das Theater Feydeau in Paris geschrieben, und machte nicht allein dort, sondern auf allen Provinzial-Theatern, bald ein ungewöhnliches Glück. Die Oper verdient in Hinsicht auf Intrigue, Text und auf Musik diese Auszeichnung. Sie ist das Product eines reichen blühenden Witzes, in welchem eine überraschende Situation die andere erzeugt. So einfach die Handlung im Grunde ist, so gewinnt man doch für jede handelnde Person, vom dem gewandten unternehmen Hufaren-Officier an, bis zu dem einfältigen Piccarder Bauernjungen ein lebhaftes Interesse.

Die deutsche Bühne erhielt darauf schnell drey Uebersetzungen, von welchen die eine unter dem Titel: *Je taller, je besser*, zu Wien, die andern unter der sonderbaren Benennung: *Die beiden Fische*, zu Prag, die dritte als *Vetter Jacob* zu Berlin und auf andern Bühnen erschien. Bey deren Unvollkommenheiten ist die vorliegende vierte aus der Feder eines bekann-

ten Theaterdichters, nicht überflüssig. Sie ist mehr eine wohlgerathene Bearbeitung, als wörtliche Uebersetzung, und macht die liebliche ausländische Frucht auf deutschem Boden heimlich. Der Piccarder Bauernjunge ist daher in einen Tiroler umgeformt, für welchen Mehul's charakteristische Musik ganz geeignet ist. Man erkennt darin, wie tief Hr. I. in den Geist des Originals eingedrungen, und zugleich seine große Geübtheit in dergleichen Arbeiten. In den Gesangstücken ist zwar hin und wieder etwas Härte und an mehreren Stellen zu viel Prose; allein, da es äußerst schwer ist, einer vorgeschriebenen Musik die Sylben einer andern Sprache anzupassen, wo bey es nicht einmal ploß auf Sylben sondern vielfältig auf die Wahl einer Sylbe mit einem singbaren Vokal ankommt, so verdient dieses wohl Entschuldigung. — Im Vergleiche mit der schnellen französischen Handlung möchte man diese Uebersetzung auch zu gedehnt finden. Dieses ist wohl der deutschen Sitte zuzuschreiben, nach welcher der Theaterabend gewöhnlich nur mit einem Stücke ausgefüllt wird. Nach Rec. Meinung würde es ein Gewinn, wo nicht für den Geschmack und die Bildung, doch gewiß für die Cassen seyn, wenn unsere dramatischen Schriftsteller nur auf die Hälfte des Abends rechneten, weil es, bey den überhandnehmenden gesellschaftlichen Zerstreungen, ein zahlreicheres Publicum herbeyführen würde.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 J U N I U S, 1 8 0 4

## PHILOSOPHIE.

ERLANGEN, in d. Walther'schen Kunst- u. Buchh.:  
*Die Philosophie in ihrem Uebergang zur Nichtphilosophie*, von C. A. Eschenmayer, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wenn sich Hr. E. die Freyheit und den Willen nicht anders als durch Vermittlung einer höheren Potenz erklären kann, deren Bindungsmittel mit der ideellen Welt jene darstellt: so ist dieß nach Schellings Ansicht sehr gegründet, ohne daß wir nöthig hätten, zu einer Quadruplicität der Potenzen unsere Zuflucht zu nehmen. Der Wille erscheint als *frey*, weil er auf der Potenz der Einbildung der Form in das Wesen den Charakter der Potenz für die Sphäre der Differenz selbst wieder ausdrückt. Er erscheint also in Bezug auf das Wissen als das Höhere, welches, als der individuellste und reinste Ausdruck der Idealität, auf dieser Potenz kein Höheres mehr über sich haben kann, d. h. als *frey*. Wer nun in der Einheit des Wissens und Wollens, der Potenz B, die absolute Vernunft erblickt, muß nothwendig, um die Freyheit in ihrer Entstehung und ihre Verbindung mit der Nothwendigkeit zu begreifen, den ersten Ausfluß des Lebens außer seinem Absoluten suchen. Diejenigen hingegen, welche in B nur eine *relative* Indifferenz erblicken, werden das, was man Freyheit nennet, gemeinschaftlich mit dem, ihm auf dieser Potenz entgegengesetzten, Wissen, durch das Medium der höhern Potenz B unmittelbar in dem Absoluten versenken, wo A und B, in der innigsten Durchdringung, jedem Wissen seine Wahrheit, jedem Handeln sein reelles Product dergestalt vermählen, daß, was hier, als Einheit der Freyheit und Nothwendigkeit, weder das Eine noch das Andere seyn kann, in dem Reflex der erscheinenden Welt als Erkennen der Wahrheit und als absolute Causalität der Freyheit sich abspiegelt. Rec. darf, nach den hier geführten Beweisen, von einem Vertheidiger der Eschenmayer'schen Meinung noch zwey Einwürfe erwarten, die er um so mehr berühren zu müssen glaubt, weil ihre Beantwortung auf den Gang der ganzen Untersuchung noch einiges Licht werfen wird, und zugleich einen Beweis abgeben kann, daß er nicht ohne reifliche Erwägung auch der entgegengesetzten Gründe, sich gegen die Meinung des tiefdenkenden und um die Fortschritte der neuesten Philosophie so verdienten Vf's zu erklären wagte. — Der erste Einwurf könnte etwa folgender seyn: „Wenn die Philosophie, wie wir be-

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

haupten, im Absoluten ist; warum steht sie in dem voranstehenden Schema nur als Glied der ideellen Sphäre verzeichnet, die doch, eben so gut, als die reelle, nur einen Factor des Absoluten, mithin dieses nach einer einseitigen Anschauungsweise darstellt?“ — Aber, was hier in der ideellen Sphäre unter  $\alpha \beta \gamma$  (a) bezeichnet ist, ist wirklich auch nur die ideelle Seite derselben, wie solche unter Zeitbedingungen in endlichen Formen zum Vorschein kommt. Die Ausdrücke, durch welche man sonst nur das Ganze der Wissenschaften bezeichnet, sind hier zu dem Ende gewählt, um die Totalität des Wissens innerhalb dieser Sphäre desto anschaulicher zu machen, und zugleich die, hier ganz vorzüglich hervortretende, Identität des Wesens und der Form, und die Allgegenwart des Absoluten auf jeder Potenz, wenigstens anzudeuten. Leicht hätte man, statt der Benennungen der Wissenschaften selbst, andere, vom dem allgemeinen Verhältniß der Anschauung und des Begriffs hergenommene, Ausdrücke wählen können, die zwar, einerseits, der möglichen Mißdeutung vorgebeugt, andererseits aber die Vielseitigkeit der Ansicht mehr beschränkt haben würden. Dem Wesen nach also, oder in ihrem Princip steht die Philosophie (im absoluten Sinne nämlich, wie unter  $\gamma$ ) im Absoluten selbst und dem höchsten Indifferenzpunkt; ihre beiden Glieder aber, Naturphilosophie und Idealismus, verhalten sich gleich den absoluten Wurzeln desselben, und begreifen in ihrer höchsten Allgemeinheit die Sphären A und B, nach ihrer Totalität, in sich. Der zweyte Einwurf könnte davon hergenommen werden, daß die Mathematik, die auf Hn. Es. Tabelle eine Stelle findet, in dieser gänzlich fehle, und dadurch die Unzulänglichkeit des aufgestellten höchsten Eintheilungsgrundes zum Princip einer allgemeinen Classification des gesamten Wissens, sowohl von der realen als idealen Seite, hinlänglich darthue. Hierüber noch Folgendes. Das unmittelbare Object der Mathematik, im Ganzen, ist Raum und Zeit und deren gemeinsamer Ausdruck, die Form der Unendlichkeit; so zwar, daß ins Besondere die Geometrie den *absoluten Raum*, die Arithmetik die *absolute Zeit*, und die Analysis des Unendlichen die unter Begriffsform gesetzte, relative Einheit beider darstellt, und in ihren Constructionen etc. ausdrückt. Nun sind aber Raum und Zeit selbst nichts anders, als die absoluten Schematismen der ursprünglichen Potenzen des Endlichen und Unendlichen, die wir oben durch den Gegensatz der Reflexion und Subsumtion bezeichnet haben, Die Mathematik ist also

Ttt

die

die Wissenschaft der objectiv gewordenen Schematismen oder Anschauungsweisen des Absoluten selbst, und als solche, in Bezug auf das Absolute, rein formell. Die Folge davon ist, daß sie in ihren drey Hauptgliedern allenthalben, wo eine Potenz vor der andern hervortritt, in den höchsten, wie in den niedersten, nur verschieden nach der Verschiedenheit des Verhältnisses der Potenz selbst zu dem absoluten Gegensatz, hervortritt. Daher ihre Unbedingtheit und Evidenz, ihr kaum genug gewürdigter Einfluß auf alle Zweige der Wissenschaft. Die eigentliche Sphäre der Geometrie ist das reelle Universum, wo sie auch, im Allgemeinen, in den Bewegungen der Weltkörper, mit der Zeit synthetisirt — und in der Differenz, in den Dimensionen der Materie und in den Formen der Organismen sich ausprägt. Daß sie auch hier allenthalben die Zeit auf ihrem Wege finde, wie sie in den herrschenden Raum hinüberspielt, und sich, in den Erscheinungen des Lebens der Materie einstellt, versteht sich von selbst. In der ideellen Sphäre hingegen ist die Zeit das Herrschende — ihr reiner Ausdruck ist die Geschichte; aber allenthalben erscheint sie schon potenzirt, und die Arithmetik begleitet bloß das ideelle Leben, ohne für sich hervorzutreten, wie in jener Sphäre. In der Wissenschaft finden Raum und Zeit ihre Wurzeln, und die beiden Zweige derselben breiten sich in ihrem Wachsthum aus in Raum und Zeit, statt daß in der Mathematik Raum und Zeit das Construirte selbst, in der Natur aber das Construirende sind.

Rec. glaubt, die Aufmerksamkeit, die in seinen Augen diese Schrift von Eschenmayer, der sich längst schon als einen der speculativsten Köpfe unserer Zeit bewährt hat, fordern darf, in der umständlichen Auseinandersetzung seines Urtheils über die vorliegende Abhandlung hinlänglich an den Tag gelegt zu haben, und schließt mit dem Wunsche, daß sie von keinem übersehen werden möge, der mit dem Gange der neueren Philosophie vertraut genug ist, um die Aeußerungen des regen Zeitgeistes auch in den scheinbaren Widersprüchen zu erkennen, in denen er sich uns, nur von verschiedenen Seiten und gleichsam von dem Standpunkt verschiedener Zeitmomente zugleich, offenbaren will.

\*\*\*.

HALLE, im Verlag d. Waisenhaus-Buchh.: Versuch einer genauern Bestimmung des Streitpunktes zwischen Hn. Prof. Fichte und seinen Gegnern, von J. A. Eberhard. 1799. 92 S. 8. (8 gr.)

Nicht sowohl um die in einer bekannten Zeitung unterlassene Recension dieser Eberhardischen Schrift, einer der vorzüglichsten, die seiner Zeit über den (angeblich) Fichtischen Atheismus erschienen sind, nachzuholen, noch viel weniger jenen nunmehr vergessenen Streit dem Publicum wieder ins Gedächtniß zu bringen, als vielmehr davon Anlaß zu nehmen, seine Gedanken über einen gewissen wesentlichen Punkt der Kantischen Philosophie dem literarischen Publicum mitzutheilen, macht Rec. noch jetzt die

vorliegende Eberhardische Schrift zum Gegenstand einer Recension.

Wer den Gang unserer speculativen Philosophie von der Erscheinung der Kantischen Vernunftkritik an, bis auf unsere Zeiten, aufmerksam beobachtet hat, wird bemerkt haben, daß sie sich beständig um die Frage herumdrehte: wie unsere Vorstellungen mit den reellen Objecten übereinstimmen? Die Art, wie Kant sie in seiner Vernunftkritik beantwortet, läuft offenbar auf eine Identification unserer Vorstellungen mit dem, was wir reelle Objecte nennen, hinaus, so wenig auch dieser berühmte Metaphysiker solches je hat auf sich kommen lassen wollen: denn die Wirklichkeit oder das Daseyn, so wie der Begriff der Substanz, sind nach der Kantischen Lehre von den Kategorien, bloße Verstandesformen: und wenn diese Formen mit Raum und Zeit (gleichfalls bloßen Formen der Sinnlichkeit) verbunden werden, und noch die Data der Empfindung, (von denen man aber auch nicht weiß, woher sie kommen, und die gar wohl auch ein Product des Gemüths seyn können,) hinzukommen: so entsteht die sogenannte substantia-phenomenon. Es ist klar, daß nach diesem Systeme, Wirklichkeit, Daseyn, Substanz nichts eigentlich-objectives, von den Formen unsers Verstandes unabhängiges, sondern lediglich subjectives ist, daß man wenigstens gar nicht nöthig hat, aus dem Gemüthe hinauszugehen, um es zu finden. Zwar spricht Kant hin und wieder von einem Ding an sich, das also unabhängig von unsern Vorstellungen vorhanden wäre; ja er hat sogar einen Beweis davon zu geben gesucht. Allein dieses Ding an sich hat in seiner Philosophie nicht nur keinen Grund, sondern es widerspricht den Principien derselben. Denn er könnte doch nur durch den Satz des Grundes auf ein solches Ding an sich kommen: dieser Satz führt uns aber, nach seiner Philosophie, nicht aus der Sinnen- und Erfahrungswelt hinaus. Das haben die scharfsinnigsten seiner ehemaligen Anhänger, besonders Fichte und Schelling, anerkannt, und daher seine Philosophie in diesem Punkte verlassen. Genau zu reden, haben sie solche nicht verlassen, sondern nur das Inconsequente aus derselben wegzuschaffen; und Kantem mit sich selbst übereinstimmender zu machen gesucht. Die Recensenten in der alten Allg. Literat. Zeit. die um den Kantischen transcendentalen Idealismus von dem Fichtischen und Schellingischen zu unterscheiden, immer noch von einem Ding an sich sprechen, und solches den Gegnern der Kantischen Philosophie entgegenhalten, geben dadurch bloß einen Beweis, daß entweder ihr Verstand zu stumpf ist, um in den Geist der Kantischen Philosophie einzudringen, (wiewohl auch der Buchstabe über diesen Punkt an manchen Orten deutlich genug spricht;) oder daß sie aus einer sehr unphilosophischen Rechthaberey, das, was sie einmal behauptet haben, nicht zurücknehmen wollen.

Es giebt also in der Kantischen Philosophie keine eigentliche Wirklichkeit, kein (objectives) Daseyn, keine Substantialität, d. i. keine von unsern Vorstellungen und den Formen unsers Verstandes unabhängige Reali-

Realität; denn selbst das *Reale der Empfindung* kann nach Kant füglich auch in das (sogenannte) Gemüth gesetzt worden. „Der *transcendentale Gegenstand* ist *bloß in euerem Gehirne*.“ sagt Kant ausdrücklich, und mit eben so viel Worten, in seiner Vernunftkritik (S. 512 2te A.) das ist doch deutlich genug!

Hieraus folgt aber von selbst, daß *Gott*, als *transcendentaler Gegenstand*, auch *bloß in unserm Gehirne* ist; daß er keine von den Formen unserer Sinnlichkeit und unseres Verstandes unabhängige Realität hat, und daß er, ohne diese Formen, *Nichts* seyn würde. Man muß entweder auf alle Consequenz Verzicht thun, oder diese Folge zugeben.

Nach allein diesen ist es freylich unbegreiflich, wie *Fichte* durch seine *moralische Weltordnung*, die er *Gott* nannte, so viel Aufsehen in Deutschland hat machen, ja selbst die *Kantianer* gegen sich hat aufbringen können, da doch Kant vor ihm, im Grund dasselbe gesagt hatte. Aber Kant hatte sich durch seine *Inconsequenzen* gedeckt.

Da die *Kantische Vernunftkritik* durch die Menge der in neuern Zeiten aufgekommenen philosophischen Systeme, und das Gedränge derselben, beynahe vergessen ist: so wird es nicht überflüssig, und vielleicht manchem unserer Leser willkommen seyn, wenn Rec. die hieher gehörigen Stellen aus derselben anführt: „Fragt man denn also erstlich: ob es etwas von der Welt Unterschiedenes gebe, was den Grund der Weltordnung und ihres Zusammenhangs nach allgemeinen Gesetzen enthalte; so ist die Antwort: *ohne Zweifel*. Denn die Welt ist eine Summe von Erscheinungen; es muß also irgend ein transcendentaler, d. i. bloß dem reinen Verstande *denkbarer Grund* derselben seyn. Ist zweytens die Frage: ob dieses Wesen Substanz, von der größten Realität, nothwendig u. s. w. sey; so antworthe ich: *Dafs diese Frage gar keine Bedeutung habe*. Denn alle Kategorien, durch welche ich mir einen Begriff von einem solchen Gegenstande zu machen versuche, sind von keinem als empirischen Gebrauche, und haben gar keinen Sinn, als wenn sie auf Objecte möglicher Erfahrung, d. i. auf die Sinnenwelt angewandt worden: (also wird wohl auch die Kategorie des *Grundes* und der *Causalität*, auf den transcendentalen Gegenstand angewandt, auch keinen Sinn und keine Bedeutung haben, Rec.) Ist endlich drittens die Frage: ob wir nicht wenigstens dieses von der Welt unterschiedene Wesen nach einer Analogie mit den Gegenständen der Erfahrung denken dürfen? so ist die Antwort: *allerdings*, aber nur als *Gegenstand in der Idee*, und *nicht in der Realität*, nämlich so fern er ein uns unbekanntes Substratum der systematischen Einheit, Ordnung und Zweckmäßigkeit der Welteinrichtung ist, welche sich die Vernunft zum *regulativen Princip* ihrer Naturforschung machen muß. Noch mehr; wir können in dieser Idee gewisse Anthropomorphismen, die dem gedachten regulativen Princip beförderlich sind (?) *ungesehen und unadelhaft erlauben*. Denn es ist immer nur eine Idee, die gar nicht direct auf ein von der Welt verschiedenes Wesen — (oben hieß es aber doch,

daß wir schlechterdings ein von der Welt verschiedenes Wesen annehmen müssen; Rec.) sondern auf das regulative Princip der systematischen Einheit der Welt, aber nur mittelst eines *Schema* derselben, nämlich einer obersten Intelligenz, die nach weisen Absichten Urheber derselben sey, bezogen wird. Was dieser *Urgrund* der Welteinheit an sich selbst sey, hat dadurch nicht gedacht werden sollen, sondern nur, wie wir ihn, oder vielmehr seine Idee, relativ auf den systematischen Gebrauch der Vernunft in Ansehung der Dinge der Welt, brauchen sollen.“ (S. 723—725). Und nun fährt Kant fort: „Auf solche Weise aber können wir doch (wird man fortfahren zu fragen) einen einigen weisen und allgewaltigen Welturheber annehmen? Ohne allen Zweifel; und nicht allein dies, sondern wir müssen einen solchen voraussetzen. Aber wir haben (alsdann) nur ein Etwas vorausgesetzt, wovon wir gar keinen Begriff haben, was es an sich selbst sey (einem bloß transcendentalen Gegenstand.) — Wollten wir diesem objective Gültigkeit ertheilen: so würden wir vergessen, daß es lediglich ein Wesen in der Idee sey“ u. s. w.

Rec. muß aufrichtig bekennen, daß er in diesen Stellen der Kantischen Vernunftkritik keine Consequenz finden kann. Er kann schlechterdings nicht begreifen, wie, wenn keine der Kategorien auf Gott anwendbar ist, doch die Kategorie des *Grundes* und der *Causalität* auf ihn soll angewandt werden können. Er kann eben so wenig begreifen, wie ein Philosoph etwas *unrichtiges* und *sinnloses* zu denken erlauben, ja sogar es gebieten, und in diesem Fall von einem *müssen* sprechen kann. Warum soll ich denn, wenn ich einmal die Ueberzeugung habe, daß, was man *Gott* nennt, weiter nichts ist, als eine *regulative* oder *leitende Idee* von der *Welteinheit*, diese Idee *hypostasiren* und *personificiren*? Kann ich sie denn nicht, ohne eine solche *irrig* Hypostasirung und Personificirung, gebrauchen, um die Natur zu studiren, und Einheit in meine Erfahrungskenntnisse zu bringen? Wozu das *Schema* von einer weisen Intelligenz? Ist nicht ein solches Schema, das, wenigste zu sagen, ganz überflüssig zu dem Zwecke, wozu ich es gebrauche? und scheint es nicht, daß der Philosoph, indem er etwas nach seinen Principien ganz grund- und sinnlos für erlaubt, ja sogar für *nothwendig* erklärte, nur einer gewissen Anklage habe vorbeugen oder entgehen wollen?

Der berühmte Vf. der Vernunftkritik ist jetzo todt: ihm kann alles, was man darüber sagt, nichts mehr schaden. Warum soll man sich nicht freymüthig über sein System, zumal was die so wichtige Lehre von Gott betrifft, erklären?

Also geradeheraus! — Ein Gott, der *bloß in meinem Kopfe* existirt, ist *kein Gott*. — Dafs wir eine *Idee* von Gott haben, hat, so viel Rec. weiß, noch kein Atheist geleugnet: aber das leugnet er, daß dieser Idee ein *reelles, unabhängig von unserer Idee* existirendes Wesen entspreche. Mit Einem Wort, er leugnet die *Wirklichkeit*, die *Existenz*, die *Substantialität* Gottes.

Was ist aber *Wirklichkeit*, *Existenz*, *Substantialität*? Mit dieser Frage glaubt der transcendente Idealist

list zu triumphiren: allein wenn wir auch die Merkmale der Wirklichkeit und Substantialität nicht deutlich anzugeben wüßten, (wir wissen aber doch, daß die Substanz etwas *für sich bestehendes*, und nicht eine *Bestimmung von etwas andern* ist;) sind wir uns doch unserer eigenen Wirklichkeit und Substantialität sehr gut bewußt. Wer mit diesem *unmittelbaren, klaren* und über alle Zweifel erhabenen Bewußtseyn nicht zufrieden ist, der mag es versuchen, weiter zu gehen. Rec. wenigstens hat keine Lust, ihm auf seinem dunkeln Wege in das Land der Chimären zu folgen.

Was Hr. Prof. E. in der vorliegenden Schrift S. 59, 62, 64, 66 hierüber sagt, empfiehlt Rec. allen denen, die solche noch nicht gelesen haben. Es ist nicht neu, nicht originell; aber es ist deutlich und consequent. Wer nur das Neue und Originelle in der Philosophie liebt, dem glaubt Rec. *Fichtens* und *Schellings* Schriften noch mehr, als die Kritik der reinen Vernunft, mit gutem Gewissen empfehlen zu dürfen.

Es giebt kein Drittes. Man muß entweder die Kantische Theorie von der menschlichen Erkenntniß, oder die gewöhnliche Vorstellungsart von Gott aufgeben, ja dieses Wort aus unserer philosophischen Sprache verbannen, und *Welteinheit*, oder *Weltordnung* (versteht sich, in der *Idee*;) dafür setzen. Wer beides für vereinbar hält, klebt am Buchstaben der Kantischen Philosophie, und hält sich an einzelne Stellen, die mit andern contrastiren, am allerwenigsten aber mit den eigentlichen Principien der Kantischen Philosophie übereinstimmen. Das behaupten *Fichte*, *Schelling*, *Schad*, und andere scharfsinnige Männer, die ehemals eifrige Anhänger der Kantischen Philosophie gewesen sind: und Rec., der es nie war, ist in diesem Punkte mit denselben vollkommen einverstanden.

R. R.

### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Matzdorff: *Moralische Anekdoten*, von S. C. Wagener. Zweyter Theil. 1804. 8. (1 Rthlr.)

Diese Fortsetzung einer Sammlung, welche sich durch die große Anzahl der darin befindlichen, nicht erdichteten, sittlich guten Beyspiele, die der Vf., statt einer Ueberladung mit Reflexionen, größtentheils für sich selbst sprechen läßt, empfiehlt, muß außer vielen andern Lesern, insbesondere dem Volkslehrer und Jugenderzieher willkommen seyn, und man wird um der wirklichen Brauchbarkeit willen geneigt, dem Vf. nachzusehen, was er für eine mögliche höhere zu thun unterlassen; daß er, (wiewohl diese Forderung an ein Anekdotenbuch weniger streng seyn kann, als an eine nach den Titeln der Pflichten verhältnißmäßig angelegte Beyspielsammlung) statt Geschichten von ähnlicher Wendung und Tendenz zu willfährig anzureihen, und so das *Quantum* zu vermehren, nicht mehr noch auf die *Vervielfältigung des Qualis* Bedacht genommen, nachdem für das nächste Bedürfnis des Publicums schon durch das erste Bändchen geforgt war. Des eigentlich Fremdartigen ist wenig, aber ganz in den Grenzen, die sich der Vf. in der Vorrede zum ersten Theile

zog, hat er sich nicht gehalten, und dann hätte manche, wiewohl ästhetisch edle Handlung, die statt reiner Achtung, eine nur damit gemischte Bewunderung erregt, und mit Beyspielen wahrer Pflichtübung vermengt, auch diese als Erscheinungen der Willkühr anzusehen gewöhnen kann, wegbleiben, oder eher einen begleitenden Wink erhalten sollen, als manches andere. Einigemal fällt der Vf. bey Erzählungen von noch lebenden Personen in einen panegyrischen Ton, z. B. S. 29. da eine Dame einer Wittwe durch Fürsprache und eigene Freygebigkeit Hilfe geleistet hatte: „Tief versunken in Kummer saß eben die bedrängte Wittwe — als gleich dem Engel, der in Gethsemane den Erlöser der Welt in seinem Leiden stärkte, die edle Freundin zu ihr hereintrat u. s. w.“ Der Erzählungston eines solchen Musterbuchs muß frey von anscheinenden Nebensächlichen seyn, wie die Handlungen, die es aufstellt; vielleicht benutzte aber der Vf. hier und anderwärts seine Qualle nur als zu wörtlicher Abschreiber.

X.

ERFURT, in Commission b. Rudolphi: *Das große Welttheater, oder Begebenheiten, wie sie seyn sollten*. 1803. 224 S. 8. (1 Rthlr.)

In der Manier eines Schattenpiel- oder Guckkastencicerone beschreibt uns der Vf., was es auf dem großen Welttheater zu sehen giebt, d. i. allerley Vorgänge und Situationen des gemeinen Lebens und geselligen Umgangs, als: eine Lustparthie, eine Schlägerey im Wirthshause, ein Begräbniß; auch gesuchtere Gegenstände, z. B. eine musikalische Lection, die ein Liebhaber seiner Schönen giebt. Der Vf. sieht vielerley, beobachtet recht ins Detail hinein, aber nichts, was feinere Empfänglichkeit voraussetzt; er knüpft an das Gesehene die praktische Reflexion unmittelbar an, die in ihrer Art ganz von gleichem Schrote ist. Ein wahres Musterbuch, sollte man also meinen, für den Lehrer der ungebildeten Volksclasse, da man hier die gediegene Popularität findet; der Vf. brauchte sie nicht durch Kunst zu erzeugen, sie ist das unwillkührliche Product seiner eigenen Beschränktheit. Nur Schade, daß es ein noch besseres Exempelbuch der höchsten Plattheit ist; der Vf. hat in ihrem Gebiete wahre Entdeckungen gemacht, und kein Stoff ist für sie so undankbar, über den er sie nicht obliegen ließe; keinen Begriff von Einheit der Composition und verständiger Anordnung brachte der Vf. mit, der sie noch einigermaßen in Schranken halten konnte. Etwas ändern wäre es z. B. schon schwerlich begegnet, das Welttheater mit der Scene des Spielsruthenlantsens sogleich zu eröffnen. Der Vf. hat sich über das Verhältniß der gangbaren Gewohnheiten und Verfahrungsweisen zum gemeinen Besten zu unterrichten gesucht, und räsonnirt darüber besser oder schlechter; er sucht auch Schulgelehrsamkeit zu zeigen, aber in Sprache und Orthographie giebt er starke Blößen. Der Schlusssatz zufolge ist dieß der erste Theil; das Welttheater bietet endlosen Stoff dar; aber Rec. hofft, der Vf. werde ihn nicht weiter verfolgen.

B. d. Sz.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 J U N I U S. 1 8 0 4

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchh.: *Versuch einer genaueren Bestimmung und Verdeutschung der für unsere Sprachlehre gehörigen Kunstwörter*, von Joachim Heinrich Campe. 1804. 96 S. 8.

Der um die Reinigung und Bereicherung unserer Sprache mit eigenen, aus ihr selbst gebildeten, Wörtern eifrig bemühte Vf. dieser kleinen Schrift legt in derselben seinen neuesten Versuch dar, statt der lateinischen Kunstwörter, die bisher in unserer Sprachlehre geherrscht haben, derselben eine bestimmtere, ihren Begriffen genau angemessene, deutsche Kunstsprache zu geben, und ist willens, dieselbe in einem nächstens herauszugebenden *Handwörterbuche der deutschen Sprache* (nicht der hochdeutschen Mundart), welches wenigstens 12000 gute brauchbare Wörter, die in dem größeren Adelung'schen Werke fehlen, nachtragen soll, zum künftigen Gebrauche einzuführen, wenn die Stimmen der deutschen Sprachforscher und Sprachkundigen diesem Versuche ihren Beyfall geben, und sich für die Annahme der darin vorgeschlagenen grammatischen Kunstwörter erklären sollten. Die Einführung deutscher Kunstwörter in unsere Sprachlehre liegt dem Vf. auch besonders darum sehr am Herzen, weil er fürchtet „er würde, nicht bloß als Verfasser des Wörterbuches zur Reinigung unserer Sprache, sondern auch als Deutscher überhaupt, über seine und seiner Sprachgenossen bittere Armuth vor sich selbst erröthen müssen, wenn auch er, so wie seine Vorgänger, sich dabey verurtheilt sehen sollte, auf der Bettlerkrücke der alten lateinischen Kunstsprache, die bekanntlich sehr unvollkommen, dem Gliederbau unserer Sprache zum Theil gar nicht angemessen, mit unter sogar seltsam sey, zum Hohngeächter der Ausländer einherzuhinken.“ Er wünscht deswegen, „dafs sachkundige Männer seinen Versuch einer genauen Prüfung und Beurtheilung unterwerfen und dann erklären mögen, ob die darin von ihm versuchte Bestimmung und Bezeichnung der für unsere Sprachlehre gehörigen Kunstbegriffe angenommen oder verworfen zu werden verdienen, und im letzteren Falle, ob es nach wie vor bey dem Gebrauche der hergebrachten, wenn gleich noch so unvollkommenen, lateinischen Kunstsprache sein Bewenden haben solle; oder ob vielleicht irgend Jemand Kunstwörter für die deutsche Sprachlehre gebildet habe, die denen des Vfs vorgezogen zu werden verdienen.“

Jeder Deutsche, der den Reichthum, die unbenutzten Schätze und die Bildsamkeit seiner Sprache

kennt, und dem ihre Reinheit und höhere Ausbildung am Herzen liegt, wird dem Bestreben des Vfs, alles Fremdartige, was sich in dieselbe eingeschlichen, und die Vernachlässigung unserer eigenen reichen Sprachquellen bewirkt hat, durch eigenthümliche deutsche Ausdrücke wieder hinweg zu räumen, seinen Beyfall geben, und ihm, den weder die Gleichgültigkeit des deutschen Publicums gegen seine Bemühungen, noch die Gröfse und Schwierigkeit einer solchen Unternehmung, noch die häufigen Spötteleyen, die er sich als Neuerer überhaupt, noch mehr aber durch eine Menge mißlungener Wortbildungen zugezogen hat, von seinem Vorhaben abschrecken konnten, die wohlverdiente Belohnung eines glücklichen Erfolges wünschen. Bey dieser muthigen Gefinnung des Vfs ist es um so befremdender, das obige Bekenntniß der Furcht vor bloß eingebildeten Uebeln von ihm zu vernehmen. Hr. Campe hat, so viel Rec. weifs, sich nie bey dem Publicum anheischig gemacht, alle in unsere Sprache eingeführten fremden Wörter durch wohlgerathene deutsche zu ersetzen; er hat bloß das ernstliche und beharrliche Bestreben gezeigt, in dieser Unternehmung zu leisten, was seinen Kräften möglich war; und wenn auch jenes Streben nur zum Theil, selbst wenn es gar nicht gelänge, so ist es schon an sich verdienstlich und lobenswerth. Aber Hr. Campe hat nicht nur selbst viel Zweckmäßiges wirklich geleistet, sondern, was vornehmlich in Betracht kommen muß, er hat diese für die Ausbildung unserer Sprache höchst wichtige Sache aufs neue ernstlich in Anregung gebracht, und durch seinen beharrlichen Eifer mehrere Sprachforscher zur thätigen Theilnahme an seiner Unternehmung vermocht. Der Vf. darf darum, weder als Deutscher überhaupt, noch als Vf. seines Wörterbuches, so wenig vor sich selbst, als vor dem Publicum erröthen, wenn er auch, so wie seine Vorgänger in der Bearbeitung der deutschen Sprachlehre, die bisher gewöhnlichen, freylich nicht immer ihren Begriffen ganz entsprechenden aber allgemein bekannten, und bey allen neueren Nationen eingeführten, Kunstwörter der lateinischen Sprache beyhalten mußte, ohne sie durch wohlgerathene und vom Publicum durch wirkliche Aufnahme als zweckmäßig anerkannte, deutsche Kunstwörter verdrängen zu können. Ohne diese letztere Bedingung, die nur insofern in des Vfs Gewalt steht, als es ihm gelingt, annehmbare, dem Geschmack der Nation eben so wohl, als den unterliegenden Begriffen entsprechende, Wörter zu bilden, würde des Vfs Bestreben doch im-

Uuu

im-



bar ist, so darf man doch keine Verwechslung der Begriffe mehr befürchten, wenn derselbe einmal als Kunstwort für einen gewissen Begriff angenommen ist. Jene Einwendung würde auch manche vom Hn. C. gebildete Wörter treffen. So z. B. möchte wohl das für Participium von ihm gewählte Zustandswort treffender für Verbum zu brauchen seyn, da jedes Verbum irgend einen thätigen oder leidenden, handelnden oder ruhenden, Zustand des Subjects anzeigt. Das ebenfalls fremde Wort Person hat der Vf. unverdeutscht gelassen. S. 25 theilt derselbe die verschiedenen Modos des Zeitwortes in drey Classen, nämlich in *Grundformen*, in *abgeleitete Formen* und *Redeformen*. Zu den *Grundformen* zählt er die *gebietende* oder *Befehlsform* (*Imperativus*), die *abgezogene Grundform* (*Infinitivus*), und die *Zustandsform* (*Participium*); die *abgeleiteten Formen* sind die der verschiedenen Zeiten, die *gegenwärtige*, *kaumvergangene*, *ganzvergangene*, *längstvergangene*, *reinkünftige* und *künftigervergangene*. Die *Redeformen* sind die *bestimmte* oder *ungebundene* (*Indicativus*), und die *unbestimmte* oder *gebundene* (*Conjunctivus*). Wider diese Einteilung sowohl, als wider die Benennung der Modi dürfte wohl manches einzuwenden seyn. Wenn man unter *Modus* die Weise versteht, wie in der Rede das Verbum mit dem Subject verbunden wird, so sind eigentlich nur Indicativ, Conjunctiv und Imperativ wahre Modi. Gewöhnlich zählt man auch den Infinitiv unter dieselben, etwa so wie man den Nominativ unter die Casus zählt. Weder die *tempora* noch die *participia* können mit Recht als Modi aufgeführt werden; denn jede der verschiedenen Zeiten kann im Indicativ und Conjunctiv gesetzt werden, und das Particip, wenn es als Verbum mit dem Subject verbunden werden soll, bedarf dazu eines Hülfsverbi, das bald in dem einen, bald in dem andern Modus stehen kann; oder wird es ohne Hülfsverbum mit einem Substantiv verbunden, so ist es ein Adjectiv, dem vom Verbo bloß die Bestimmung der Zeit anhängt. Der Imperativ gehört eben sowohl zu den Redeformen, als der Indicativ und Conjunctiv; denn was ist die befehlende Form anders als eine besondere Art der Redeformen? Da Indicativ, Conjunctiv und Imperativ *bestimmte* Modi sind, so würde der Infinitiv, wenn man ihn zu den Modis zählen will, am richtigsten der *unbestimmte* Modus zu nennen seyn; so wie die indicative Redeform am passendsten, die *unabhängige* oder *unbedingte*, die conjunctive hingegen die *abhängige* oder *bedingte* heißen würde. S. 27 u. ff. werden die verschiedenen Gattungen der Ausagewörter folgendermaßen aufgeführt: 1) die *helfenden* oder *Hülfsausagewörter* (*verba auxiliaria*); 2) die *überleitenden Ausagewörter* (*verba transitiva*), welche in *ächte* und *unächte* eingetheilt werden; 3) die *unüberleitenden Ausagewörter* (*verba intransitiva*), die auch *verba neutra*, auf deutsch *Mittelausagewörter* genannt werden, und entweder *thätliche Mittelausagewörter* (*neutra activa*), oder *leidentliche Mittelausagewörter* (*neutra passiva*) sind; 4) die *rückdeutenden Ausagewörter* (*verba reciproca*); 5) die *unpersönlichen*

*Ausagewörter* (*verba impersonalia*); 6) die *verüßernenden* (*verba frequentativa* oder *iterativa*); 7) die *verkleinernden Ausagewörter* (*verba diminutiva*); und 8) die *verstärkenden Ausagewörter* (*verba intensiva*). Der Art nach endlich sind die Ausagewörter 1) entweder *einfache* (*simplicia*), oder *zusammengesetzte* (*composita*), und diese letzteren wiederum theils *ächtezusammengesetzte*, wenn die zusammengesetzten Theile unzertrennlich verbunden sind, theils *unächtezusammengesetzte*, deren Theile bey der Umbildung (*conjugation*) getrennt werden können; 2) entweder *regelmäßige* (*regularia*) oder *unregelmäßige* (*irregularia*); die unregelmäßigen mit durchgängigen Abweichungen durch die ganze Umbildung oder den größten Theil derselben werden *musterlose* (*verba anomala*), (warum nicht lieber *regellose*?) genannt; 3) entweder *vollständige* (*completa*) oder *unvollständige* (*defectiva*). Da die, für die verschiedenen Gattungen des Verbi neugeprägten Kunstwörter des Hn. C., in Hinsicht auf das Princip ihrer Bildung, alle von einerley Beschaffenheit sind, so wird Rec. sich hier bloß einige Betrachtungen über dieses erlauben, um zu sehen, in wiefern es mit dem Geiste ächter Wortbildung, der in der Sprache waltet, übereinstimmt, oder nicht.

Dieser Geist lebendiger Sprachbildung wirkt eigentlich nur durch den glücklichen Fund einer von ihrem Gegenstande erfüllten, und durch den Drang ihres Darstellungstriebes lebhaft erregten Einbildungskraft. Der Ausdruck, den man vielleicht stundenlang vergebens suchen würde, springt plötzlich auf die Zunge, und überrascht den Finder wie den Hörer. So erfinden genialische Schriftsteller, so der Dichter, der Philosoph, und das Volk, das beides ist, ohne es zu wissen; und solche Wörter sind immer treffend, energisch, von anschaulicher Klarheit und in Form und Klang ihrem Gegenstande angemessen; man kann sie im eigentlichen Sinne *erfundene* nennen. Anders verfährt der Verstand des Grammatikers, der gewöhnlich weder Dichter noch Philosoph ist, und die Fertigung neuer Wörter zu seinem Berufs- oder Erhaltungsgeschäfte macht. Mühsam sucht er die Elemente zu dem neu zu prägenden Worte, den Merkmalen seines Begriffes gemäß, aus den Fächern des Gedächtnisses hervor, und setzt sie regelrecht zusammen. Gewöhnlich sind auch so entstehende Wörter analogisch richtig gemacht, und was ihr Urheber ihnen an sinnlicher Energie nicht zu geben vermag, sucht er durch logische Bestimmtheit zu ersetzen; so werden es denn auch nur steife, logische Fabrikate, ohne Lebenskraft, sie drücken ihren Begriff zur Noth verständlich aus, aber ohne Evidenz; man versteht sie nur nach gegebener Erklärung, weil sie gewöhnlich nach den abstraktesten, entferntesten Merkmalen des Begriffes gebildet sind, wo hingegen das lebendige Wort immer nach einem nahen sinnlichen Merkmale gebildet ist, welches seinen Gegenstand von anderen unterscheidet, so daß die Evidenz davon empfunden wird.

(Der Beschlus folgt.)

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 18 J U N I U S , 1 8 0 4

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE

BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchh.: *Versuch einer genaueren Bestimmung und Verdeutschung der für unsere Sprachlehre gehörigen Kunstwörter*, von Joachim Heinrich Campe etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In der ächten Wortbildung ist die productive Kraft der Seele, in der mechanischen bloß das Vermögen der Analogie unter Leitung des Verstandes wirksam. Da nun der Verstand bloß einseitig auf sein Bedürfnis, logische Bestimmtheit, Rücksicht nimmt, ohne auf das zu achten, was Geschmack und Gefühl, was Ohr und Zunge fodern: so läßt sich leicht einsehen, warum unter fünfzig neugemachten Wortbildungen oft kaum eine annehmlich befunden wird, wenn man gleich keine einzige geradezu als unrichtig tadeln kann. Jede ächte Wortbildung ist eine Dichtung; und eben so wenig als ein regelrechtes Kunstproduct des Verstandes durch die äußere poetische Form zu einem Gedichte wird, sind auch neugebildete Wörter schon darum zweckmäßig und annehmlich weil sie richtig nach der Analogie gebildet sind. Diese Eigenschaft findet sich an den meisten neuen Wortbildungen des Hn. Campe, aber auch fast keine andere, die sie zur Aufnahme empföhle; denn ist gleich in den meisten auch die Bedeutung richtig angegeben, so ist sie doch nur selten mit einer solchen Evidenz ausgedrückt, daß sie gleich in den Sinn fiele; denn sie ist fast immer von entfernten, nicht sinnlichen, sondern logischen Merkmalen hergenommen. Hingegen sind die meisten von einer schleppenden Länge, und, wie schon gesagt, wegen der fast durchgängigen Zusammensetzung mit *Wort* von einer widerigen Einförmigkeit. Hätte Hr. Campe gesucht, weniger Zusammensetzungen, und mehr Ableitungen zu bilden, so würde er diesem Uebelstande in vielen Fällen ausgewichen seyn. Aber seine zu große Pünktlichkeit, alles recht genau auszudrücken, und wo möglich den ganzen Begriff in dem Kunstworte zu umfassen und zu erschöpfen, raubte ihm alle Freyheit; und doch kann jedes, auch des passendsten Kunstwortes Bedeutung nur erst durch die umständliche Erklärung desselben gehörig verstanden und eingesehen werden. Darum hat ein Kunstwort, worin das höchste und allgemeinste Merkmal seines Begriffes angedeutet ist, vor einem andern, welches nur ein untergeordnetes Merkmal desselben angiebt, ja vor einem fremden

ganz unverständlichen Kunstworte, keinen wesentlichen Vorzug; denn, daß man den Begriff desselben richtig denke, anwende und mittheile, hängt lediglich von der richtigen Definition oder Erklärung ab. So z. B. bedarf jede der drey Benennungen *Verbum*, *Zeitwort*, *Ausagewort*, um verstanden zu werden, der Erklärung gleich sehr; ist diese richtig und vollständig gegeben, und gründlich gefaßt, so wird es sehr gleichgültig seyn, ob dieser Redetheil *Ausagewort* oder *Zeitwort*, oder *Verbum* genannt wird. Ein Kunstwort kann bloß *Zeichen* oder *Bezeichnung*, nicht *Abbild* des wissenschaftlichen Begriffes seyn, der ihm unterliegt, weil dieser immer nur ein gedachtes, kein sinnliches Object hat.

Die zwey folgenden Classen der *Bestimmungs-* und *Verhaltenswörter* enthalten die Kunstwörter der übrigen Redetheile. Der Vf. theilt die erste in *Bestimmungswörter der Aussage* oder des *Ausagewortes*, und in *Bestimmungswörter der Sache* oder des *Sachwortes*, und nennt jene *Aussagebestimmer* (*adverbia*), und diese *Sachbestimmer* (*adjectiva*). Die *Aussagebestimmer* sind entweder *Beschaffenheitswörter* (*adverbia qualitatia*) oder *Umstandswörter* (*adverbia circumstantiae*). Die ersteren, welche eine *Beschaffenheit* ausdrücken und sich *steigern* lassen, werden durch *Zuwachs* (*concretion*), zu *Eigenschaftswörtern*, und können dann auch *Sachwörter* (*substantiva*) bestimmen. Von den letzteren, welche einen *Umstand* der Zeit, des Orts, der Zahl, Ordnung etc. ausdrücken, lassen sich einige in *Beschaffenheitswörter*, und aus diesen wieder durch *Zuwachs* (*Concretion*), in *Eigenheits-* (nicht *Eigenschafts-*) wörter verwandeln, z. B. *oben*, *obig*, *der obige*; *gestern*, *gestrig*, *der gestrige*. Wenn die Umstandswörter eine Zahl bezeichnen, heißen sie *Zahlwörter*. Diese sind theils *Grundzahlwörter* (*cardinalia*), theils *ordnende* oder *Ordnungszahlwörter* (*ordinalia*), theils *wiederholende* oder *Wiederholungszahlwörter* (*numeralia*), theils *vervielfältigende* oder *Vervielfältigungszahlwörter* (*multiplicativa*). Aufser dieser hat unsere Sprache noch *Theilungszahlwörter*, als *Drittel*, *Viertel* etc. und *hälftende*, für mit aufzuzählende halbe Einheiten, als *drittehalb*, *viertehalb* etc. — Die *Sachbestimmer* theilt Hr. C. je nachdem sie dem Sachworte entweder etwas beylegen, oder bloß andeuten, daß das Sachwort ein Einzelwesen angeben soll, in *Beylegungswörter* (*adjectiva*), und in *Deutwörter* (Artikel). Die Beylegungswörter sind entweder *Eigenschaftswörter*, wie z. B. *grün*, oder *Eigenheitswörter*, als *gestrig*, *heutig* etc. Die *Deutwörter* sind, je nachdem sie ein bestimmtes oder unbestimmtes

Einzelwesen angeben, entweder *bestimmende*, der, die, das etc. oder *unbestimmende Deutewörter*, ein, eine etc. — Die *Verhältnißwörter* dienen entweder das Verhältniß zweyer Begriffe anzugeben, und dazu sind sie *Verhältnißwörter im eigentlichen engeren Sinne des Wortes* (Praepositionen), oder sie dienen ganze Redesätze und deren Glieder mit einander zu verbinden, und sind dann *Verhältnißwörter im engeren Sinne*, oder *Bindewörter* (Conjunctionen). Die *Interjectionen* nennt der Vf. statt des gewöhnlichen *Empfindungswörter*, richtiger *Empfindungslaute*, und rath, sie aus der Zahl der Wörter auszuschließen, weil die meisten von ihnen bloß einfache durch lebhafte Gefühle erpresste Laute sind, die nichts Bestimmtes (keinen Begriff) bezeichnen. Die Eintheilung und Bestimmung der unter diesen beiden Classen enthaltenen Begriffe scheint dem Rec. im Ganzen und bis auf die Eintheilung der Zahlwörter richtig und zweckmäßig. Die Unterscheidung zwischen *Eigenschafts-* und *Eigenheitswörter* ist im Grunde von keinem Nutzen, da der Umstand durch die Concretion und Beylegung gleichfalls zu einer Eigenschaft wird. Alle Eigenheiten sind ja nichts anderes als Eigenschaften. Ob aber die neuen Kunstwörter *Ausageoptimier*, *Sachbestimmer*, *Beylegungswort* und *Deutewort* eine günstige Aufnahme finden werden, zweifelt Rec. aus bereits angegebenen Gründen. Ueberhaupt scheint der von Hr. C. und seinen Mitarbeitern gewählte Weg, ihre neuen Wortbildungen in die Sprache einzuführen, nicht der zweckmäßigste zu seyn. Hr. C. bedient sich in andern Schriften öfter der Redensart: die fremden Wörter, welche unsere Sprache verunreinigen, seyen ihr *aufgedrungen* worden. Dies ist nur in einem gewissen Sinne wahr. Sie wurden ihr aufgedrungen; aber nicht von einzelnen Sprachverderbern, nicht durch anpreisende Aufforderungen, nicht durch Sprachlehren, Zeitschriften, öffentliche Ausstellungen und Wörterbücher, sondern von dem Zeitgeiste, unter dessen mächtigen Einflüssen sich damals unsere Sprache zugleich mit unseren Sitten befand. Schriftsteller und Publicum wetteiferten gleichsam, sich nach französischen Mustern zu bilden. Die französische Sprache ward die Lieblingssprache der Höfe und der höheren Stände, denen bald auch die mittleren nachahmend folgten. Man glaubte sich nicht fein und artig ausdrücken zu können, ohne Beyhülfe französischer Wörter, und so fanden tausende derselben in die Schrift- und Umgangssprache zugleich Eingang; und während die eleganten Schriftsteller ihre Werke mit französischen Ausdrücken und Redensarten ausschmückten, füllten die Verfasser wissenschaftlicher Werke die ihrigen eben so reichlich mit lateinischen Wörtern an. Die Aufnahme dieser Fremdlinge geschah also von beiden Seiten freywillig, ohne allen Zwang; und darum ging sie auch, zum Nachtheile unserer Sprache, so leicht und glücklich von statten. Im Gegentheile hat die Art, wie Hr. C. seine neugemachten Wörter einzuführen sucht, weit mehr den Charakter des Aufdringens. Statt des Bedürfnisses des Publicums unver-

merkt zu erregen, wird demselben vielmehr vorgegriffen. Die oft misslungenen, wieder zurückgenommenen, und aufs neue versuchten Verdeutschungen verwirren und erregen Mißtrauen, und den neuen Wörtern mangelt meistens das Treffende, Evidente, welches eine glücklichgelungene Wortbildung auszeichnet; und hatten sie es auch, so wird es doch in dem isolirten Zustande, worin sie aufgestellt werden, nicht empfunden. Alle verbessernden Sprachneuerungen müssen, wenn sie ihr Glück machen sollen, ohne Geräusch und unangemeldet eingeführt werden; im Vertrauen auf ihre achte Deutlichkeit müssen sie von dem Bürgerrechte Besitz nehmen, ohne vorher die Stimmen der Grammatiker und Lexikographen darüber einzuholen, und ihre Unentbehrlichkeit durch die That erweisen. Das kann nur in Schriften selbst, durch vorzügliche Schriftsteller geschehen; die mit productiver Kraft gründliche Sprachkenntnis und einen richtigen Geschmack verbinden; die nicht den todten Buchstaben allein, sondern auch den lebendigen Geist ihrer Sprache besitzen; und es läßt sich erweisen, daß fast alle neuen Wörter, mit welchen unsere Schriftsprache sich während der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bereichert hat, und gerade die gelungensten und besten, auf diese Weise eingeführt worden sind. So haben unsere größten Schriftsteller, ein Klopstock, Lessing, Kant, Goethe, Wieland, Ramler, Voss; Bode u. a. theils durch neue Bildungen, theils durch Wiedererweckung älterer vernachlässigter Wörter und Formen, theils durch passende Anwendung provinzieller Wörter, wo die Schriftsprache bisher keinen Ausdruck hatte, sich auch als Bereicherer unseres Sprachschatzes unsterbliche Verdienste erworben, und die meisten ihrer Sprachbereicherungen sind von dem Publicum der Leser und Schriftsteller mit Beyfall aufgenommen und in Umlauf gesetzt. Aber diese Schriftsteller bringen auch ihre neugewagten Wörter nicht schaarenweise in ihren Schriften an, wie unsere sprachreinigenden Grammatiker thun, welche, damit ihre neuen Fabrikate verstanden werden, genöthigt sind, das fremde bekannte Wort in Parenthese daneben zu setzen. Leise und absichtlich wissen jene das neue Wort in eine passende Verbindung zu stellen, so daß der Leser, der bey Erblickung des unbekannten Wortes stutzt, ungewiß ist, ob es wirklich neu, oder ob es nur für ihn neu ist; da wohl wenige, auch die gebildetesten, sich zutrauen werden, den ganzen Schatz unserer Sprache zu kennen. Daß es verstanden werde, dafür sorgt der Schriftsteller durch den Zusammenhang, in den er es setzt, oder durch zweckmäßige Wiederholung. Dieses Kunstgriff hat sich besonders Lessing mit neuen, oder doch der Vergessenheit wieder entrißnen, also so gut als neuen, Wörtern bedient, und er ist ihm fast immer gelungen. Aber auch wenige haben das Talent befaßt, immer so passend zu wählen, daß es scheint, der Begriff konnte einzig nur so ausgedrückt werden. Schwerlich werden die bisherigen Bemühungen unserer sprachreinigenden Grammatiker und Lexikogra-

graphen, sich je eines gleichen Erfolges zu erfreuen haben. Sie würden darum besser thun, das Geschäft der Sprachbereicherung durch neue Wortbildungen geistvollen und sprachkundigen Schriftstellern zu überlassen, und sich mit dem Ruhme zu begnügen, den sie eines Theils durch die philosophische Bearbeitung unserer Sprachlehre, durch genaue Bestimmung ihrer Begriffe, durch die vollständige Angabe aller ihrer Wortbildungs- und Constructionsformen, und anderen Theils durch Beforgung eines Wörterbuchs der deutschen Sprache von der zweckmässigsten Einrichtung und möglichsten Vollständigkeit, erwerben können. Dieses müßte jedoch bloß durch fleißiges und verständiges Sammeln aus den vorzüglichsten älteren und neueren Schriftstellern unserer Nation, nie aber durch neue, noch nicht wirklich in die Schriftsprache aufgenommene, Wörter bereichert werden. Aber das bisher Gesagte galt der Einführung neuer Wortbildungen überhaupt. Vielleicht hat es mit Kunstwörtern eine andere Bewandniß? vielleicht darf der Grammatiker in seiner Wissenschaft, wie der Philosoph, der Naturforscher etc. in den seinigen, neue Kunstwörter bilden? Allerdings! insofern er productiver Schriftsteller in seiner Wissenschaft ist, und seine Bildungen bey dem gelehrten Publicum, nicht bloß bey einem kleinen Häuflein mitverbundener Wortbildner, Beyfall und Aufnahme finden. Erst wenn sie allgemein in die Lehrbücher der Sprache aufgenommen sind, darf er sie für gültig achten, und dem Wörterbuche der Sprache einverleiben. Neue Wörter der Schriftsprache erhalten ihre Sanction durch Annahme von den vorzüglicheren der Schriftsteller, die für das große gebildete Publicum schreiben; Kunstwörter erhalten die ihrige von dem eigentlich gelehrten Publicum, das sich mit der Wissenschaft, welcher sie angehören, beschäftigt; nie aber von dem Gutachten einiger weniger. Darum wird auch Hr. C. von den einzelnen lautertönenden Stimmen, die seinen Versuch prüfen, nicht zuverläßig erfahren können, was er über die Annahme der darin aufgestellten neuen Kunstwörter zu erwarten hat. Von einer werden sie mit Beyfall, von einer andern mit Tadel beurtheilt, von dieser für höchstnöthig, von jener für entbehrlich gehalten werden. Der Erfolg allein kann darüber belehren. Rec., der bloß nach seiner, durch Gründe bestimmten Ansicht, und daraus hervorgehenden Ueberzeugung urtheilen kann, bekennt, daß er die günstige Aufnahme fast aller vom dem Vf. vorgeschlagenen Kunstwörter dieses Versuchs bezweifelt, auch wenig Hoffnung hat, daß, nach so vielen vergeblichen Bestrebungen, die Wünsche desselben, in unserer Sprachlehre keine andere als deutsche Kunstwörter gebraucht zu sehen, so bald, wenn überhaupt je, in Erfüllung gehen werden; ja er fürchtet, daß Hr. C., durch eine vorgereifende Aufnahme der von ihm neu geprägten, aber noch nicht in den Gebrauch übergegangenen Wörter, seinem Handwörterbuche nur schaden, die Brauchbarkeit desselben vermindern, und ihm das Zutrauen des Publicums rauben werde,

ohne irgend einen Nutzen zu bewirken. Künftige Lexikographen würden unfehlbar alle auf diese Weise der Sprache aufgedrungenen Wörter wieder herausklopfen, und so würde ihnen dasselbe Schicksal zu Theil werden, das die vielen, nie von der Sprache anerkannten, Wortbildungen der Sprachreiuiger und Sprachbereicherer des 17ten Jahrhunderts gehabt haben: das Schicksal vergessen zu werden, und höchstens der Neugier künftiger Sprachforscher eine ergötzliche Unterhaltung zu gewähren.

Rec. ist ganz der Meinung, daß es besser seyn würde, für alle Wissenschaften, wenn es möglich wäre, deutsche Kunstwörter zu haben; aber er kann sich darum doch nicht überzeugen, daß das Bedürfnis derselben so dringend, oder der daraus hervorgehende Nutzen so groß sey, daß wir deshalb die fremden, aber allgemein bekannten, bey allen neueren Nationen eingeführten, Kunstwörter gegen neue, meikens unbequeme, durch gehäufte Zusammensetzungen schwerfällige, deutsche, vertauschen müßten, welche der Sprache eben so widerwärtig sind, als dem Geschmack. Im Gegentheil hält er dafür, daß es zweckmäßiger sey, den fremden Kunstwörtern, wenn es nöthig ist, einige Gewalt anzuthun und sie in deutsche Formen zu zwingen, als unserer Sprache Wörter aufzudringen, die zwar regelrecht, aber nicht unter den belebenden Einflüssen ihres Genius gebildet sind. Wenn es widerstrebend und unleidlich ist, in deutscher Rede *verborum, nominibus, temporum, temporibus* etc. zu sagen, warum geben wir diesen Wörtern nicht eine Gestalt, in der sie nach unserer Weise declinabel sind, wie alle andern Sprachen, selbst die lateinischen Ursprungs, gethan haben? was hindert uns das *Verb*, die *Verben*; das *Nomen*, die *Nomen*, der *Namen* etc. zu sagen? Diese Neuerungen sind auf jeden Fall erträglicher und bequemer, als *Ausfageswort, Ausfagesbestimmer, Suchwortbestimmer* u. a. Dieselbe Bewandniß hat es mit den meisten übrigen neuen Kunstwörtern des Vfs. Wer wird sich entschließen, zu sagen: *lieben* ist ein *überleitendes*, *schlafen* ein *unüberleitendes Ausfageswort*; *gehen* ist ein *thätliches*, *senken* ein *leidentliches Mittelausfageswort*; *sich schämen* ist ein *rückdeutendes Ausfageswort* etc., wenn er weit kürzer und bequemer sagen kann: *lieben* ist *transitiv*, *schlafen* *intransitiv*; *gehen* ist *neutro-activ*, *senken* *neutro-passiv*; *sich schämen* ist *reciproc.* Aber wir haben nicht einmal nöthig, die wenigen fremden Kunstwörter, die durch ihre undeutliche Endung der deutschen Declination widerstreben, jene Gewalt anzuthun, da wir längst deutsche Kunstwörter dafür haben, die bereits allbekannt und bequem sind, z. B. *Zeitwort, Nennwort, Fürwort, Zeitform*, und so auch für *genus Geschlecht*, für *numerus Zahl*, für *casus Fall*, für *modus Weise* oder *Redeform* etc. Wollte man dawider einwerfen, daß es ein Uebelstand sey, deutsche und lateinische Kunstwörter neben einander zu gebrauchen, so läßt sich erwiedern, daß dieser Uebelstand in den Kunstsprachen aller Wissenschaften auf gleiche Weise herrscht, wo nicht

nicht nur deutsche und lateinische, sondern überdies noch eine Menge durch Zusammensetzung beider Arten gebildeter Kunstwörter gebraucht werden. Und die Abhelfung dieses Uebelstandes möchte wohl auch der muthigste und gewandteste Sprachreiner und Wortmünzer nicht zu hoffen, geschweige zu unternehmen wagen.

Deutsche Kunstwörter würden vornehmlich dem Vortheil gewähren, daß auch die Sprache der Wissenschaften gleichförmiger deutsch, und nicht, so wie jetzt, mit so vielen fremden, unserer Declinationsform nicht zu unterwerfenden, Wörtern überhäuft wäre. In Rücksicht auf Verständlichkeit hingegen dürfte der Gewinn nur unbedeutend seyn. Wer eine Wissenschaft erlernt, lernt ohne Schwierigkeit auch ihre Kunstsprache; und da auch das treffendste deutsche Kunstwort einer umständlichen, genauen und vollständigen Erklärung seines Begriffes bedarf, um verstanden zu werden, so ist es am Ende gleichgültig, wie seine Benennung lautet; denn wie an minderpassenden Benennungen im häufigem Gebrauche bald das Mangelhafte verschwindet, da wir bloß an den Begriff desselben denken: so wird auch das Vorzügliche treffender Kunstwörter bald gleichgültig und unbedeutend; und die bloß bezeichnende Benennung ist eben so geschickt, den Begriff in der Vorstellung zu erwecken, als die bedeutende. Erwägt man zugleich, daß die Sprachen des Alterthums, welche uns mit den Wissenschaften auch die Kunstwörter derselben überliefert haben, in der Bedeutung ihrer Wörter unwandelbar, die lebenden Sprachen hingegen, folglich auch die deutsche, mannichfaltiger Veränderung unterworfen sind, dergestalt, daß ein Ausdruck, der gegenwärtig als der treffendste geachtet wird, vielleicht nach hundert Jahren schielend erscheint: so wird man geneigt, die keiner Veränderung unterworfenen, lateinischen und griechischen Kunstwörter, auch wenn sie nicht immer ganz zutreffend wären, den wandelbaren Benennungen aus lebenden Sprachen, zur Bezeichnung unwandelbarer, wissenschaftlicher Begriffe vorzuziehen; und der von allen neueren Sprachen einhellig angenommene Gebrauch derselben lateinischen Kunstwörter für die Grammatik legt für die fernere Beybehaltung derselben ein neues Gewicht in die Schale.

Dies sind die Gründe, welche Rec. bestimmen laßt zu halten, daß es nicht nur bey dem Gebrauche der hergebrachten lateinischen Kunstwörter unserer Sprachlehre sein Bewenden haben werde, sondern unter den obwaltenden Umständen auch haben müsse. Er hat seine Prüfung der Campeschen Wortbildungen, und seine Meinung über den wahrscheinlichen Erfolg derselben, so sehr auf die Natur des Gegenstandes und auf den natürlichen Bildungsgang der Sprache zu gründen gesucht, daß er den Vorwurf nicht befürchten darf, dies Resultat seiner Prüfung sey bloß aus seiner einseitigen individuellen Ansicht entsprungen; ja er schmeichelt sich vielmehr, daß im Wesentlichen der größte Theil der unbefangenen Sprachfreunde ihm beystimme, welche zwar,

so wie er, die Reinheit und höhere Ausbildung unserer Muttersprache lebhaft wünschen, und sich selbst, aus Liebe und Achtung für dieselbe, den leichtsinnigen Gebrauch fremdartiger Ausdrücke, in jedem Falle, wo ein zweckmäßiges deutsches Wort vorhanden ist, verbieten, auch wohl selbst, wenn es gelingen will, die Bildung eines neuen Wortes versuchen; die es aber darum doch nicht billigen können, daß unserer Sprache eine Menge neugebildeter, aber vom dem Publicum noch nicht aufgenommener, und im wirklichen Gebrauche gesetzter Wörter vorgreifend aufgedrungen werde.

R s.

## S T A T I S T I K.

BREMEN, b. Meier: *Bremischer Staatkalender auf das Schaltjahr 1804*. 76—87 S. 8. (16 gr.)

Seitdem das halbe Hundert deutscher Reichsstädte bis auf sechs zusammengeschmolzen, gewinnt die Administration von diesen ein größeres Interesse. Insbesondere verdient der Staatkalender der im letzten Reichsschlusse so sehr begünstigten Hansestadt Bremen, nachdem er, vermöge Rathschlusses vom 10 Aug. 1740, seit 63 Jahren regelmäßig nach jedem Neujahr erscheint, wohl eine Stelle in den Journalen literarischer Kritik. Dieses um so mehr, da er in einer kleinen Schrift: *Beschreibung des Staatkalenders der kaiserlichen freyen Reichsstadt Bremen. Mit Anmerkungen*. 1803. 32 S. kl. 8, und in einem Aufsatze der Zeitung für die elegante Welt (1803. N. 119) nur einseitigen Tadel erfuhr. Er enthält das Personale der Reichsgerichte und den ganzen europäischen Gesandtschafts-Etat, aber letzteren unvollständig und fehlerhaft. Dieses macht die erste Paginirung aus. Die Haupttribunen der zweyten Abtheilung sind Senat, Justizverwaltung, Religions- öffentliche Unterrichts- und Bildungsanstalten, bey welchen eine neue Classe für den Elementarlehrer nach der Pestalozzischen Methode zu bemerken; bürgerliche Collegien und Deputationen nach dem Alphabet; fromme Stiftungen, öffentliche Versorgungsanstalten und Wittwenkasse; ein Allerley von Aemtern, Societäten und Bruderschaften, und das Militär. Alles dieses ist mit ziemlich unverständlichen Benennungen aus dem Mittelalter durchspickt. Unter mehreren Sonderbarkeiten nimmt man wahr, daß die Aelterleute, die Officiere der Garnison (den Obersten ausgenommen), die außerordentlichen Professoren am Gymnasium und die Lehrer am Pädagogium ohne das Prädicat Herr, und die Landprediger mit der veralteten Benennung, Ehren, aufgeführt sind. Dagegen contrastirt diese neue Ausgabe rühmlichst mit den 62 vorhergehenden, sowohl durch die Einfachheit des bisher ekelhaft überladenen Titels, als auch durch die Einheit der Lettern. Denn ehemals war das Personale nach Verschiedenheit des Ranges mit dreyerley Lettern abgedruckt; dieser Verschiedenheit entging sogar nicht ein und dasselbe Individuum, wenn es in mehreren Departements saß; die Vornamen der Gelehrten hatten eine lateinische Endigung, und die Schullehrer wurden durch das lateinische Dominus ausgezeichnet. Alles dies ist abgeändert.

II + 2.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 19 JUNIUS, 1804

## SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Kleine Schriften artistischen Inhalts*, von *Johann Dominicus Fiorillo*, Prof. der Philosophie etc. zu Göttingen. Erster Band. Mit Kupfern. 1803. 358 S. 8.

Der durch seine Geschichte der Malerey rühmlichst bekannte Vf. liefert in dieser Sammlung verschiedene interessante Beyträge zur Kunstgeschichte, hauptsächlich der Deutschen im Mittelalter, und einige literarische und antiquarische. Der Aufsätze sind 12, von denen nur ein einziger über eine Stelle des *Plinius* 1787 im 2 St. d. Biblioth. d. alten Literatur und Kunst erschienen, aber hier vermehrt wieder aufgenommen ist. Der erste Aufsatz ist unstreitig der wichtigste und sein Inhalt verdient, daß wir am umständlichsten dabey verweilen. *L. Fragmente zur Geschichte der Malerey und Bildhauerey in Deutschland, von den Zeiten Karls des Großen, bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.* Karl der Große bemühte sich, die Baukunst in Deutschland zu heben, besonders durch die Palläste zu *Nimwegen*, *Aachen* und *Ingelheim*, die er mit vieler Pracht ausschmückte. Letztern zierten hundert Säulen von Granit, die, wie Hr. F. glaubt, nicht aus *Ravenna* gebracht, sondern von italienischen Künstlern in Deutschland gearbeitet wurden. Leider! ist von diesen Pallästen nichts mehr übrig. Zur Bildhauerey aus Karls Zeiten gehört seine Statue in der Mauer des Doms zu Zürich, die aber ziemlich roh ist; zur Malerey vielleicht einige Frescogemälde unter dem hohen Chor der Stiftskirche zu S. Maria in Köln, die wenigstens aus dem neunten Jahrhundert herrühren; zur Steinschneiderey ein Achat am Deckel eines Evangeliumbuchs zu Trier mit *Pipin's* ganzer Familie. Die Mahler, Bildhauer und Silberarbeiter des 8 und 9 Jahrh. in Deutschland waren Mönche. Mit Ende des letztern hoben sich die bildenden Künste in Böhmen. *Mirobogius* zeichnete sich 912 in Prag als Steinmetz aus. (Daß die Künste in Böhmen fortan geübt wurden, beweisen auch die Münzen. Die meisten derselben, besonders von den Herzögen *Sobieslaus* und *Wladislaus* sind medaillenartig und stellen Begebenheiten dar; die Figuren sind freylich nicht sonderlich, aber der Vorstellungen wegen gehören diese Münzen zu den interessantesten des Mittelalters.) *Otto I* suchte die Metallgießerey einzubringen, wozu die entdeckten Harzbergwerke Gelegenheit gaben. Von Bildhauerarbeiten seiner Zeit sind noch seine Statue zu Pferde und die Sta-

tuen seiner beiden Gemahlinnen *Editha* und *Adelheid* in Magdeburg, aus Sandstein, freylich von roher Arbeit, übrig. Die Kriege unter *Heinrich IV* und *V* thaten den Künsten wieder Eintrag. In dieses Zeitalter gehört jedoch der Altar im Dom zu Bamberg mit verschiedenen biblischen Geschichten, in Onyx geschnitten, und verschiedene alte Tafeln auf Goldgrund gemahlt. In Bayern sah man 948 zu Mauerkirchen die Statuen Herzog *Heinrichs I* und seines Feldherrn *Ratso* zu Pferde in gebrannter Erde. Unter Bischof *Gebhard II* von Costanz wurden die Klöster in Schwaben mit Gemälden geschmückt. Zu Merseburg hatte Kaiser *Heinrich I* seinen Sieg über die Ungarn in Fresco mahlen lassen. Bischof *Bernward* von Hildesheim war nicht nur ein großer Kunstfanter, sondern er that sich selbst in Malerey, Bildhauerey und musivischen Arbeiten hervor. Bischof *Meinwerk* zu Paderborn (1009—1036) begünstigte die Künste ebenfalls sehr. Die Bischöfe *Otto* und *Alwin* von Merseburg schmückten 1070 und zu Anfang des 12 Jahrh. die Domkirche und Sacristey mit Gemälden aus. In diese Zeit gehören die Bildnisse der Aebtissin *Walburgis* und ihres Vaters König *Richard* von England zu Hildesheim. Bekannte Mahier waren die Mönche *Inno*, *Tutilo* und *Nothar* in St. Gallen. Abt *Thimo* zu Salzburg war in mehr als einem Fache berühmt. Alles hieher gehörige auszuzeichnen, würde zu weit führen; Rec. begnügt sich also nur noch mit dem Wichtigsten. Im 12 Jahrh. fing der hohe Klerus an, sehr viel auf die Kirchen und Klöster zu wenden, welches der Kunst sehr vortheilhaft war. Die *Biblia pauperum* enthält viele Vorstellungen aus jener Zeit, so wie aus dem 13 Jahrh., in Holzschnitten. *Vitus* in Prag versah die Hauptkirche mit vielen Gemälden und Statuen. Zu den vorzüglichsten Bronze-Arbeiten des 13 Jahrh. gehören die Thürflügel der Marienkirche zu Mainz und die am Kreuzgang zu Augsburg; zu den Bildhauerarbeiten die Bildnisse der Erzbischöfe von Mainz im dasigen Dom, das Denkmahl des Herzogs *Heinrich* von Brabant und einige andere; zur Goldschmiede- und Emaillir-Kunst das prächtige Reliquienbehältniß der heiligen *Waltrudis* zu Hennegau und das Denkmahl der heiligen *Elisabeth* zu Marburg. In der Mitte des 13 Jahrh. war *Erwin von Steinbach*, der 1277 starb, als großer Architect berühmt. Die meisten Basreliefs, Friesen und Statuen am Portal des Doms zu Straßburg sind jedoch von seinen Schülern und seiner Tochter *Sabina* nach seinen Zeichnungen ausgeführt. Von letzterer ist der heilige *Johannes* über dem Eingang des Doms.

Yyy

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.



Doms. Die Kirchen mit Gemälden zu versehen, wurde nun allgemeiner. 1350 wurden im Dom zu Meissen die heiligen drey Könige in drey besondern Bildern aufgestellt, und 1349 der Altar im Dom zu Cöln mit 14 silbernen Statuen verschönert. Dessen ungeachtet stieg die Kunst vor Karl IV. nicht höher. Aber von seiner Zeit an machte sie Fortschritte. Karl legte den Grund zu der prächtigen Prager Schloßkirche durch einen französischen Baumeister *Matthias von Arras*, und liefs dann den Bau durch *Peter Arler*, einen Sohn *Heinrichs Arler* von *Bolonia*, der auch die Prager Brücke und andere Kirchen erbaute, fortsetzen. Das mosaïsche Gemälde an der Schloßkirche ist 1370 fertig. Karls Hofmaler waren *Nicolaus Wurmser* aus Straßburg, *Theodorich*, *Kunz* und *Dietrich*. Karl vereinigte auch die böhmischen Schilder in eine Gilde. Um diese Zeit bekamen die Mahler und Bildhauer für die grossen Kirchen in Deutschland vollauf zu thun, und die Fresco-Mahlercy griff weiter um sich, während die Miniatur-Mahlercy noch immer ein Eigenthum der Mönche blieb. Für jene waren, das jüngste Gericht und der Todtentanz beliebte Gegenstände. Schade nur, daß diese Mahlercyen zu oft wieder aufgefrischt sind. Merkwürdig sind die vielen äußerst unschicklichen und unzünftigen Mahlercyen und Basreliefs in Kirchen und Klöstern, die der Vt. ins 13. Jahrh. setzt. (Die Geistlichkeit hatte zum Theil selbst ihre Freude daran, so wie *Leo X.* über Holbeins Zeichnungen zu des *Erasmus Encomium Moriae*, die jetzt nirgends die Censur passiren würden.) Am Ende dieses Aufsatzes werden noch einige Künstler dieses Zeitraums namentlich angeführt. Die Angaben sind alle mit literarischen Beweisen belegt. II. Ueber die Quellen, welche *Vasari* zu seinen Lebensbeschreibungen der Maler, Bildhauer und Architecten benutzt hat. Der Vt. findet in der Art, wie *Vasari* seine Kunstinrichten gesammelt, eine auffallende Aehnlichkeit mit der des *Plinius*, zeigt die Quellen an, woraus er geschöpft hat, und vertheidigt jenes Glaubwürdigkeit und Wahrheitsliebe gegen die Bezweiffer derselben. III. Literarisch-kritische Untersuchungen über die verschiedenen Ausgaben von *Vasari*. Die älteste äußerst seltene Ausgabe ist von 1550 zu Florenz gedruckt. Hr. v. Murr scheint sie nicht gekannt zu haben. Die neueste Ausgabe von *Guglielmo della Valle* in Siena ist von 1797. IV. Ueber die Nothwendigkeit des Studiums der Naturkunde für Maler, Bildhauer und Architecten. Ein lehrreicher Aufsatz, worin viel Gutes über die verschiedenen Säulenordnungen und andere Ornamente gesagt ist: Sie waren nicht bloß Geschöpfe der Phantasie, sondern vielmehr zusammengesetzte Formen von Naturproducten. V. Ueber den Dominicaner *Fra Francesco Colonna* und sein berühmtes Buch: *Hypnerotomachia*. Dieser seltsame architectonische Roman enthält zugleich die Liebesgeschichte des *Colonna* unter dem angenommenen Namen *Poliphilus*; denn seine schöne und geistreiche Geliebte hiefs *Ippolita* oder *Polia*, und war die Nichte des Bischofs *Teodoro Lelio* von *Treviso*. Die älteste Ausgabe, die Hr. F. anführt, ist

von 1499, die zweyte von 1545. Beide haben einerley Holzschnitte. Zur dritten, Paris 1561 soll *Raphael*, wie *de Marolles* behauptet, die Zeichnungen gemacht haben, welches Hr. F. widerlegt. Er be richtet hiebey auch den Hn. v. *Heinichen*, der die zweyte italienische Ausgabe mit der spätern französischen verwechselte. VI. Ueber das Alter der Oelmahlercy. *Vasari* stellt den *Johann van Eyck*, der 1441 starb, als Erfinder derselben auf. *Lessing* suchte aus einem Manuscript des *Theophilus Presbyter* zu erweisen, daß die Oelmahlercy weit älter sey: Hr. F. vertheidigt nun *Vasari* gegen *Lessing* und stellt folgende Sätze auf: 1) *Theophilus Presbyter* giebt keine Vorschrift mit Oelfarben zu mahlen, sondern redet nur von Farben, die mit Oel aufgelöst werden. 2) Alle Nachrichten, welche man von Oelmahlercyen hat, die älter als *Johann van Eyck* seyn sollen, sind verdächtig und beweisen nichts. 3) *Johann van Eyck* war nicht sowohl Erfinder der Oelmahlercy als vielmehr derjenige, der sie in größerer Vollkommenheit in Ausübung brachte. VII. Ueber eine Stelle des *Plinius Hist. Natur. XXXV. 10.* Der Vt. erklärt die bekannte Anekdote von *Apelles* und *Protogenes*, die schon so viel Kopfbrechens verursacht hat, auf folgende Art: „*Apelles* deutete die ersten Regeln der Kunst mit wenig Strichen an, gleichsam wie jemand das Skelett einer Figur entwirft. *Protogenes* verbesserte an diesen Strichen nichts: da ihm aber diese Regeln geläufig waren, so fügte er mit anderer Farbe neue Unterabtheilungen hinzu, wie wir z. B. den Knochen Muskeln zusetzen können, und endlich bezeichnete *Apelles* mit einer dritten Farbe die Züge der Schönheit und Vollendung, bey deren Anblick *Protogenes* sich überwunden erkannte.“ Diese Ansicht ist Rec. nicht einleuchtend. *Protogenes* war, als großer Künstler, mit diesen Eintheilungen und Verhältnissen gewiß so bekannt als *Apelles*. Auch ist der ganze Ausdruck des *Plinius* dagegen; denn es heist ja dort ausdrücklich, daß in die Linie andere hineingezogen wurden. Der Sinn, den *Plinius* falsch aufgefaßt oder unrichtig verstanden hatte, kann schwerlich ein anderer seyn, als daß *Apelles* den Contour einer Figur oder einer Gruppe durch zartere Andeutungen veredelt und verschönert habe, daß alsdann *Protogenes*, von dieser größern Schönheit begeistert, an dieser edlern Form doch noch etwas zu verbessern gefunden, und daß *Apelles* nachher durch einige Nüancen derselben die höchste Vollkommenheit gegeben habe. *Hagedorn* hatte wohl Recht, nur mußte er es nicht bloß von einem Profil verstehen. Unstreitig kann bey solchen Künstlern weder von einer Spielerey, noch Schul-Uebung, noch von irgend einem Zuge aus freyer Hand, noch auch von Eintheilungen und dazu gehörigen Verhältnissen die Rede seyn, sondern von einer vollendeten Schönheit der Form, worin *Protogenes* dem *Apelles* sehr wohl nachstehen konnte. Dieser Wettstreit wißt auch darum kein nachtheiliges Licht auf erstern. Wer erkennt z. B. *Coreggio* nicht für einen grossen Maler, und wie viel Gelegenheit würde *Raphael* ge-



funden haben, die Umrisse an seinen Figuren zu veredeln. Wie viel würden seine Gemähde dadurch an Schönheit gewonnen haben! VIII. *Bemerkungen über die sogenannte Agrippina in Dresden.* Der Vf. zeigt in viererley gestochenen Umrisen, wie die Statue vor der Ergänzung gewesen, wie sie ergänzt worden, wie sie vor Wackers und Lipsius Beschreibung steht, und wie sie eigentlich müsse vorgestellt gewesen seyn. Rec. enthält sich darüber alles Urtheils, und überläßt die Bestätigung oder Berichtigung dieser Kritik dem Hn. Prof. Becker, der in seinem Werke über die Dresdner Antikengallerie ohne Zweifel darauf Rücksicht nehmen wird. IX. *Ueber die Statue des Arotino zu Florenz.* Der Aufsatz ist wegen der historischen Zusammenstellung interessant, und die Meinung des Vfs durch ein Kupferblatt mit Instrumenten erläutert; aber so wenig Rec. jene Statue für den Sklaven halt, der die Verschwörung des Catilina entdeckt, oder für einen Barbier, wofür ihn Lanzi gehalten, eben so wenig kann er ihn mit Hn. F. für einen Badedienner nehmen, und hält daher die Meinung, daß es der zur Gruppe des Apoll und Marfyas gehörige Scythe sey, noch immer für die wahrscheinlichste. X. *Ueber die Kenntniß der alten Künstler von der Perspective und ihrer Wiederausübung in den neuern Zeiten.* Hier ist das Pro und Contra mit dem Geschichtlichen sehr gut zusammengestellt, und Rec. stimmt dem Urtheil des Vfs bey: „Die Perspective war den Alten nicht ganz unbekannt, und erhielt sich, zwar höchst unvollkommen, bis auf die Zeiten, da die Künste wieder auflebten, wo sie aber selbst von den ausgezeichnetesten Artisten vernachlässigt wurde. Im Enklides sind ihre ersten Principien, die auch späterhin Vitruv kannte, enthalten; im Zeitalter des Giotto gedenkt ihrer Dante; Paolo Ucello lehrte sie, vielleicht ohne für ihre grössere Gemeinnützigkeit durch schriftliche Ueberlieferung zu sorgen; Leo Battista Alberti war endlich derjenige, der ihre Grundregela wieder bekannter machte und in seinen Werken ans Licht stellte.“ XI. *Ueber eine Stelle des Plinius Hist. Nat. Lib. XXXV, c. 10.* Sie betrifft den Gaius des Protogenes. Der Vf. erklärt sich hier wider die Meinung des Abbé Brotier und wider den vermeinten Irrthum des Grafen Caylus, und meint dagegen, daß jenes Gemähde aus einer Art von Wachsmosaik (gefärbten Wachsstiften) bestanden haben könne, mit der er selbst einen Versuch gemacht hat; den er etwas näher angiebt. Der Gedanke ist wenigstens sinnreich. Rec. aber, der zwar wohl weiß, daß sich Plinius nicht sehr auf Kunstsprache verstand, aber doch ungern von seinen gebrauchten, wenn auch vielleicht von ihm selbst nicht verstandenen Worten abgeht, findet die Worte: *Hinc picturae quater colorem induxit*, mit Hr. Fs. Meinung nicht vereinbarlich. Auch scheint Rec. die Meinung des Grafen Caylus unzulässiger, als die nur nicht klar genug angegebene Vermuthung des A. Brotier von einer Mahlerey im Herodianum und einer alten Mahlerey, die Antoine Galland beschreibt. Beide waren Frescogemähde. Das erstere stellte den Centaur Chiron vor,

welches den jungen Achill auf der Cithar unterrichtete. Dieser Gegenstand war auf ein Architecturstück gemahlt, und als es herabfiel, sah man oben das Gemähde noch immer auf dem Theile, wo das Herabgefallene gefessen hatte; und hieraus folgert nun Brotier, daß die Alten eine Farbe über die andere getragen hätten. Auf das zweyte Gemähde, welches Brotier aus Galland anführt, kann keine Rücksicht genommen werden. Dieser sah ein altes Gemähde zu Smyrna von einer Figur, die auf eine Lage von Gyps, welche nur zwey geometrische Linien an Dicke betrug, in Oel gemahlt war. Man konnte von dieser Lage leicht etwas abbrechen, ohne das andere zu zerstören. Unter derselben war wieder eine zweyte und dritte Lage von gleicher Dicke, welche die nämliche Geschichte darstellt. Hr. F. hält alle diese Schichten für mehrmals übermahlt oder erneuert; aber so wie Rec. nicht einseht, warum die Figur auf letzterm Gemähde unstreitig ein Märtyrer gewesen seyn müsse (es konnte ja wohl auch ein antikes Gemähde gewesen seyn, das G. für ein Oelgemähde hielt oder mit Oelfarbe übermahlt war), eben so wenig kann er annehmen, daß bey dem herkulanischen Gemähde bloß die später übermalten Farben abgefallen waren, denn wenn das untere Gemähde noch ganz zu sehen war, warum sollte es denn übermahlt worden seyn? Aber Rec. will darüber nicht rechten, sondern eine andere Hypothese aufstellen, die er dem Vf. zur Prüfung vorlegt. Die Hauptschwierigkeit bey Erklärung jener Stelle des Plinius ist, daß weder er noch Cicero die Masse angegeben haben, auf welche der Gaius des Protogenes gemahlt war. Vielleicht war es eine wirkliche Wachsmahlerey, die in nassen Gyps (Holz läßt sich schwerlich annehmen) gebeitzt war, und viermal aufgetragen werden mußte, ehe die Farben tief genug eindringen, ohngefähr wie die gebeitzten bunten Vorstellungen auf Holz, die man abhobeln kann und immer das nämliche Bild darstellen. Der Oberfläche konnte dann leicht noch ein Firnis von Wachs und nach vollendeter Härtung eine Art von Schliff gegeben werden, wodurch die Farben schöner hervorkamen und das Ganze einen frischen Glanz und eine Schönheit erhielt, die Cicero so sehr daran bewunderte. Diese einem Marmor ähnlich gewordene Gypstafel, welcher leicht ein matter Grund gegeben war, daß auch die Masse nicht gleich in die Augen fiel, konnte eben sowohl in eine hölzerne mit einem Rande versehene Tafel gelegt werden, wie des Hn. F. musivische Wachsmahlerey. Was diese Art von Beitzung wenigstens nicht unwahrscheinlich macht, ist die Bemerkung, daß die alte Frescomahlerey, wobey wahrscheinlich auch Wachs angewendet wurde, schon an sich ziemlich in den frischen Kalk oder Gyps eindrang, so daß an solchen Gemälden, von welchen man wenig mehr sehen kann, wenn man sie befeuchtet, die verschwundenen Farben wieder ziemlich zum Vorschein kommen. Rec. giebt dies als eine bloße Hypothese, und will damit weder den Plinius für erklärlich gehalten wissen, noch Hn. F. widerlegen. — Der letzte Aufsatz enthält: XII. *Bemerkun-*  
gen

gen über die alten Malereyen in den Kirchen zu Göttingen. Unverkennbar ist der Fleiß und die Mühe, welche der Vf. auf alle diese Abhandlungen gewendet hat, und von vorzüglichem Interesse sind die Aufsätze, welche die Kunstgeschichte des Mittelalters betreffen. Sie sind auch in literarischer Hinsicht wichtig und beweisen die große Belesenheit des Vfs. Der versprochene zweyte Band kann also nicht anders als willkommen seyn. — Schliesslich kann Rec. den Wunsch nicht unterdrücken, daß man bey der neuen Ordnung der Dinge im deutschen Reiche, besonders in Stiftern und Klöstern, auf alle merkwürdigen Ueberbleibsel des alten deutschen Kunstfleisses, und besonders auf die Münzen des Mittelalters, ein wachsames Auge haben, und letztere doch lieber öffentlich oder im Stillen zum Verkauf ausbieten als den Schmelztiegeln der Juden oder den Münzstätten überliefern möge. So unbedeutend sie auch in Ansehung des Kunstwerths sind, so wichtig bleiben sie doch für die Geschichte, und verdienen daher in Hände zu kommen, die sie zu nützen wissen.

Rb.

FRANKFURT a. M., b. Körner: Tobias von Joh. Friedr. v. Meyer. 1800. 254 S. gr. 8.

Der Anfang dieses Gedichts läßt kaum mehr erwarten, als eine nicht sehr gerathene Abformung der jüdischen Erzählung in dem Modelle von Goethe's Herrmann und Dorothea, eine zu buchstäbliche und doch verfehlte Nachahmung von beiden. Nach aufmerksamer Lectüre des Ganzen sah jedoch Rec., daß der Vf. den Charakter des epischen Gedichts aus dem deutschen, und den vorgefundenen Stoff aus dem jüdischen Originale, wiewohl er diesem Schritt vor Schritt folgt, wenigstens zu freyerer Ausführung des Details sich anzuweihen verstanden habe. Man findet im Fortgange des Gedichts mehr und mehr diejenige Simplizität und Natürlichkeit, die nicht von der unächten Art ist, und einen poetischen Bestandtheil enthält, eine, wenn nicht glänzende, doch Bemerkung verdienende Darstellungsgabe, die den Leser nicht bloß mit Sentimentalität oder abstracter Seelenmalerey abfindet, sondern die von Moment zu Moment motivirte Handlung sogleich auch zur sinnlichen Erscheinung gestaltet. Von dieser Seite hat der Vf. am meisten Verdienst; hingegen hat er bey der treuerzigen Nacherzählung der jüdischen Dichtung zu wenig gethan, um die Phantasie des deutschen Lesers bald anfangs für das ihr so fremdartige, wohl gar widrige Wunderbare (wenn es nicht zum Theil zu entfernen, oder zu veredeln war) zu gewinnen, das ihr vielmehr der sonst regelmäßige Gang des häuslichen Lebens und die anspruchlose Haltung seiner Darstellung noch fremder macht, bis es gegen das Ende hin sich mehr ins Interesse der Erzählung zu verweben, und auch diese etwas zu heben anfängt. In Ansehung der Versification bekennt sich der Vf. nicht zur strikten Observanz, und die Sprache hat

manche nicht zu billigende Nachlässigkeiten und Idiotismen.

X.

1) LEIPZIG, b. Barth: *Armand und Angela* oder *das verkannte Geheimniß*. Nach dem Französischen. Erster Band. 1803. 328 S. Zweyter Band. 283 S. 8. (2 Rthlr.)

2) LEIPZIG, b. Rein: *Don Pedro und Seraphine*, oder *die geheimnißvollen Waltungen des Schicksals*. Zwey Bände. 1804. 252 u. 222 S. 8. (Mit einem Kupfer). (1 Rthlr. 16 gr.)

Ein Roman unter zwey verschiedenen Titeln. Vier ansehnliche Bände sind in zwey mässige zusammengeschmolzen. Der geistreichen Verfasserin ist es gelungen, den Kampf der Leidenschaften lebendig zu schildern, und bald rührende, bald tiefererschütternde Situationen herbeyzuführen. Daß übrigens die Hauptingredienzien dieses interessanten Romans wahre Geschichten seyen, mag wohl auch Roman sey.

Rec. muß der zweyten Uebersetzung weit den Vorzug vor der ersten geben, nicht allein, weil in jener manche weitschweifige oder unbedeutende Reflexionen mehr weggelassen sind, sondern, weil überhaupt das Ganze viel runder, fließender und deutlicher vorgetragen ist. Warum aber die Episode: „*Pedro und Seraphine*“ zum Schilde dienen mußte, läßt sich wohl allein merkantilisch erklären. Nur wenig stört im Lesen, z. B. S. 53 Dich konnt' ich nicht rathfragen. S. 55 Das hat sie Ihnen bloß eingebildet. S. 61 Noch kann ich mich mit dem Glücke nicht schmücken. S. 109 Ach, entschlagen, uns entschlagen aller dieser marternden Erinnerungen, lassen Sie uns! S. 113 In Verzweiflung über den Verlust, welchen ich gemacht zu haben glaubte. S. 121 Ich ließe sie in der Ueberredung, welche in wenigen Stunden in Wirklichkeit würde. S. 222 Wenn Sie für mich Theil nehmen etc.

Auch in Hinsicht auf Papier und Druck steht die Barthische Ausgabe hinter der Reinischen, die schon dem Auge sich vortheilhaft ankündigt.

— 321.

PARIS, b. Léger: *Almanach des Profaneurs, ou Recueil de piéces fugitives, en prose*. Redigé par les C. C. Fr. Noel et P. B. Lamarc. l'An X. T. I. 287 S. XI. T. II. 288 S. XII. T. III. 267 S. 12.

Warum sollte eine jährliche Blumenlese von kleinen, leichten prosaischen Versuchen weniger interessant seyn, als von poetischen? Wie schade, wenn solche einzelne Blätter, Briefe, Dichtungen, Aufsätze entweder verloren gehen, oder im Pulte und in der Brieftasche verschlossen bleiben! Ein glücklicher Einfall der Herausgeber ist es, solche Stücke, die sich durch Originalität und Feinheit auszeichnen, mittelst öffentlicher Bekanntmachung aufzubewahren. Mehrere derselben zeichnen sich nicht nur durch Anmuth aus, sondern auch durch den Reiz der Neuheit. Nur hier und da stößt man auf einige, die theils weniger interessant, theils aus vielgelesenen Journalen entlehmt sind.

Ldr.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 20 JUNIUS, 1804

## LITERATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Zeh: *Annales typographici ab anno MDI ad annum MDXXXVI continuati, post Maitharii, aliorumque doctissimorum virorum curas in ordinem redacti, emendati et aucti cura D. Georgii Wolfgangi Panzer, Capitali Eccles. Cathedral. ad S. Sebald. Norimberg. Praepositi, Societatis Florigeræ ad Pegnesum Praefidis, Volumen undecimum.* 1803. VIII und 639 S. gr. 4. (5 Rthlr. 12 gr.)

So ist denn dieses von *Maithaire* begonnene, und nach ihm von vielen anderen Bibliographen, besonders von *Denis* fortgesetzte und ergänzte Werk durch den unermüdeten Fleiß, und durch die ausharrende Geduld des ehrwürdigen *Panzer* glücklich beendigt. Viele tausend Bücher des typographischen, und des ersten Drittheils des darauf folgenden Jahrhunderts, die noch in Bibliotheken verborgen lagen, und welche weder *Maithaire* noch *Denis* kannten, hat er aufgefunden, und diejenigen, welche zwar schon durch die *Maithair*- und *Denischen* Annalen, aber doch noch nicht vollständig genug bekannt waren, so genau beschrieben, daß er gewiß die Erwartungen und Forderungen aller Literatoren befriedigen wird. Er hat sein Unternehmen so ausgeführt, daß seine typographischen Annalen alle ihre Vorgänger in Ordnung, Bestimmtheit und Vollständigkeit weit übertreffen. Hätte es dem Vf. gefallen, auch noch einige in Kupfer gestochene Schriftproben von verschiedenen Typen der ältesten Drucker, wie er es in der Vorrede des schon 1793 herausgekommenen Vol. I. versprochen hatte, seinem Werke beyzufügen, und etwa jedem Bande ein Bildniß der ältesten und berühmtesten Typographen vorzusetzen, um seinen Annalen einen größeren, äußern und unserm Zeitgeiste angemessenen, Glanz zu geben: so würde er wenig zu wünschen übrig gelassen haben. Gewiß, keine Nation in Europa kann ein Werk der Literatur aufweisen, welches dem *Panzer* an die Seite gesetzt zu werden verdiente. Aechte, geordnete Gelehrsamkeit, und deutsche, feste und ausdauernde Beharrlichkeit vermögen nur solche Werke zu Tage zu fördern.

Das vorliegende Vol. XI beendigt erst S. 1—200 das Register, in welchem die Namen der Schriftsteller und die Materien der Bücher von 1501—1536 aufgeführt werden, womit schon der Anfang im Vol. X war gemacht worden: dann folgt das zweyte

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

Register nach den Druckörtern mit untergesetzten Druckern nach dem Alter ihrer Werkstätte S. 204—234. Das dritte enthält die Typographen nach ihren Vor- und Zunamen S. 237—348. Hierauf kommen wieder 1 Nachträge zu dem 15 Jahrh. von Büchern 1) mit den Druckörtern und untergeordneten Druckern; 2) mit dem Druckjahre, aber ohne Namen der Oerter und Drucker, und 3) ohne Jahrzahl, Druckort und Typographen S. 311—350. II. Zusätze zu 1501—1536 von Büchern nach ihren Druckplätzen S. 353—540, welchen wieder drey Register angehängt sind, und zwar a) nach den Namen der Schriftsteller und nach den Materien von Büchern, welche nachgetragen worden waren S. 543—604. b) nach den Druckörtern nebst den Typographen von Büchern des 15ten, und c) des 16ten Jahrhunderts, welche die letzten Supplemente enthalten S. 605—613. Das ganze Werk beschließt ein Verzeichniß der Quellen, aus welchen der Vf. seine Nachrichten geschöpft, und welche er auch schon einzeln bey jedem Buche angegeben hat. S. 614—630, welche freylich nicht alle reichlich, rein und ungetrübt fließen, besonders in den Katalogen von Privatbibliotheken, in welchen sehr oft die Titel der Bücher abgekürzt und die Jahrzahlen verfälscht sind. Die *Emendanda* und *Corrigenda*, welche die unermüdete Sorgfalt des Vfs dem Werke beygefügt hat, gehen nur bis zu Vol. IX. Im Vol. XI muß gelesen werden S. 200 S. 9 *Cinasso* f. *Binasso*. S. 212 Z. 34. IX 473 f. XI. 473. S. 219 S. 31 *Orthonas* f. *Orthona*. S. 220 Z. 1. 494 f. 493. S. 233 Z. 30. 64 f. 63 und Z. 32 64 f. 63. S. 607 Z. 12 VII f. X. Z. 16 VIII f. XII. S. 608 Z. 4. b) *Brunoniae* f. *Brunoniae*. Z. 13 XXVII f. XXVIII. S. 612 Z. 12 CLXXIV f. CLXXV. S. 622 steht Z. 3 *Catalog. Bibl. Cizensis*, welcher aber S. 616 gesetzt werden muß.

Nur jetzt erst, da das ganze Werk vollendet ist, kann eine vollständigere, genauere und leichtere Uebersicht über dasselbe, wie auch über den Anfang und Fortgang der Typographie chronologisch, bibliographisch und ethnographisch gegeben werden, welche bisher die noch immer in den fortgesetzten Bänden nachgetragenen Supplemente verhindert hatten. Was diese Supplemente selbst betrifft, so werden wohl die meisten Literatoren wünschen, daß sie nicht in so vielen Bänden zerstreut, sondern bis zuletzt aufgespart und in einem Bande zusammengefaßt worden wären. Von der ersten Periode, welche die Bücher des 15 Jahrh. in V Vol. umfaßt, stehen nicht nur in Vol. IV drey Nachträge, sondern auch wieder einer im Vol. IX, und noch einer

Z z z

Vol.

Vol. XI, welche Zerstückelung das Nachschlagen sehr oft erschweren, und zu Verirrungen verleiten wird, besonders da die Bücher des Nachtrags Vol. IX aus dem 15. Jahrh. in keinem Register nach ihren Materialien und Druckörtern, wie es doch bey allen Nachträgen geschehen ist, verzeichnet sind. Hätten sie nicht auch in die Register, welche die Nachträge des Vol. XI enthalten, mit aufgenommen werden können? Und eben daraus ist noch eine andere Unbequemlichkeit hervorgegangen, daß sogar einige nachgetragene Bücher des 15. Jahrh. Vol. XI unter die Bücher des 16. Jahrh. in das Materialienregister Vol. XI gemischt worden sind, welche doch wieder abgefordert zu werden verdient hätten. So ist auch die zweyte Periode von 1501—1536 wieder durch zwey Supplemente in IX und XI vermehrt worden. Um alle Irrungen zu verhindern, würde es auch besser gewesen seyn, wenn der Vf. die Städte in dem Register der zweyten Periode nirgends anders als im Register der ersten genannt, oder, wenn die Namen derselben von den Druckern selbst, wie bisweilen der Fall ist, geändert worden wären, dieselben doppelt angegeben hätte, wie er es bey *Cunei* (*Coni*) beobachtet hat. Aber so findet man in dem Register der ersten Periode *Andegani*, *Burci*, *Colle*, *Buscodensis*, *Cracis*, *Tusculani lacus Benaci*, *Turonis*, in dem Register der zweyten Periode aber heißen eben diese Städte: *Angers*, *Parisi*, *Collibus*, *In Sylva Ducali*, *Troyes*, *Tusculani apud Benacum* und *Taromibus*. Hätten endlich nicht auch die Bücher des 16. so wie die des 15. Jahrh., welche der Vf. nach *Meittaire* und *Denis* aufgefunden hat, um ihre Anzahl bestimmen zu können, mit Sternchen und Buchstaben bezeichnet werden sollen?

Aus den ersten V Vol. und den Nachträgen dazu, welche die beiden Vol. IX und XI enthalten, ergibt sich, daß in dem typographischen Jahrhunderte in 17 verschiedenen Ländern Europa's die Buchdruckerkunst ausgeübt worden ist. Diese Länder aber haben wirkliche Druckdenkmale mit Benennung des Orts und der Zeit in folgender Ordnung geliefert:

- 1) Deutschland 1457 Mainz. 2) Italien 1465 Rom.
- 3) England 1468 Oxford. 4) Frankreich 1470 Paris.
- 5) Spanien 1470 Valencia. 6) Böhmen 1470 Pilsen.
- 7) Niederlande 1473 Antwerpen. 8) Ungarn 1443 Ofen.
- 9) Schweiz 1475 Basel. 10) Schlesien 1481 Liegnitz \*.
- 11) Schweden 1483 Stockholm. 12) Europäische Turkey 1484 Constantinopel \*.
- 13) Dänemark 1486 Kopenhagen. 14) Mähren 1486 Brünn.
- 15) Portugal 1489 Lissabon. 16) Rußland 1493 Tschernigow.
- 17) Polen 1500 Cracau.

Von Schlesien und der europäischen Turkey scheint es noch nicht genugsam bewiesen, daß selbst schon im 15. Jahrh. Bücher gedruckt worden seyen. Der Geheimerath Zapf in Augsburg hat zwar in seiner literarisch-bibliographischen Abhandlung: *Ueber eine alte und höchst seltene Ausgabe von des Joannis de Turroceremata Explanatio in Pfalterium*. (1803. Nürnberg.) 4) nach Denis aus der Unterschrift: *Cracis impressa* (Siehe *Annal. typogr.* Vol. XI, 319) wahrscheinlich zu

machen gesucht, daß *Cracis* eben das bedente, was *Cracoviae*, und daß also schon um 1465 dieses Buch in Cracau gedruckt, und daher Polen gleich nach Italien zu setzen seyn möchte. Rec. kann sich aber weder davon überzeugen, daß damals schon eine Druckerey in Cracau gewesen, da erst nach 35 Jahren 1500 ein daselbst gedrucktes Buch in den typographischen Annalen aufgeführt wird, noch auch, daß *Cracis* eben das, was *Cracoviae* seyn möchte. Wenn auch der erste bekannte Buchdrucker in Cracau, Haller, bey der Schrift: *Institutiones vitae* am Ende setzte: *Cracco in edibus Jo. Haller*, so ist das doch noch nicht *Cracis*, sondern der polnische Namen *Cracow*. Es ist ohne Zweifel ein Ort in Frankreich darunter verborgen, wohin sich ein deutscher Buchdrucker geflüchtet hatte. So wie aus *Troyes* lat. *Trecae* geformt worden ist, so kann doch aus *Cressy* oder *Croy*, wie verschiedene Orte in Frankreich heißen, *Cracae* gebildet, oder vielmehr verbildet worden seyn. Polen ist und bleibt also noch immer das letzte Land, wo im 15. Jahrh. Bücher gedruckt worden sind.

A) Deutschland. Von den 46 Druckörtern Deutschlands, welche die Annalen in diesem Zeitraume vom 1457—1500, nennen, zeichnen sich durch die Menge der Schriften folgende aus:

- 1) Cöln lieferte 659 Drucke; 2) Strasburg 574;
  - 3) Nürnberg 411; 4) Leipzig 408; 5) Augsburg 272;
  - 6) Mainz 133; 7) Ulm 93; 8) Speyer 83; 9) Hagenau 53; 10) Reutlingen 53.
- Die übrigen 36 Städte Deutschlands, welche meistentheils am Rhein oder der Donau, einige wenige aber in Ober- und Niederfachsen liegen; als: Merseburg, Erfurt, Zinna, Rostock, Magdeburg, Hamburg, Lüneburg und Münster, haben kaum den zehnten Theil zu der ganzen Summe, welche in 3112 Schriften besteht, beygetragen. Unter diesen Druckplätzen, die des Raumes wegen nicht genannt werden konnten, finden sich viele, die nur etliche, oft nur ein einziges Buch lieferten. Wie konnten aber die Typographen bestehen, welche nur etliche, oder wohl nur ein einziges Buch druckten? Ohne Zweifel wanderten sie mit ihren Pressen, wie man es aus den typographischen Annalen erleben kann, so wie die Gelehrten dieses Jahrhunderts, von einem Orte zu dem andern, bis sie einen fanden, wo sie sich festsetzten. Die geschicktesten gingen, wie bekannt, nach Italien, wo sie mehr Ehre und auch mehr Brod fanden. Sollten nicht auch etwa schon einige Privatdruckereyen an diesen Oertern, wo so wenige Bücher gedruckt worden sind, angelegt gewesen seyn? Also in 43 Jahren nur 3112 Bücher! welche Menge, ja oft noch weit mehrere in unseren Zeiten nur ein einziges Jahr liefert. Will man ja ja noch einige hundert dazu rechnen, welche *sine loco et anno* in diesem Jahrhunderte herausgekommen sind, und die etwa noch in Bibliotheken verborgen liegen: so ist ihre Zahl noch immer sehr gering gegen diejenigen, welche unsere Zeiten liefern, denn noch nicht einmal 100 Bücher können auf ein Jahr gerechnet werden.

Der Zeit nach ist Mainz, wie die Annalen bezeugen, und nun auch Hr. Prof. Fischer in seinem *Essai sur les monumens typographiques de Jean Gutenberg*, und in f. Beschreib. typograph. Seltenheiten unwidersprechlich bewiesen hat, die erste Stadt, welche mit beweglichen Typen gedruckt hat; dann folgen Köln, Augsburg, Nürnberg, Speyer und Strassburg. Merseburg im Kurfürstenthum Sachsen hat die Ehre, Bücher zuerst gedruckt zu haben, der Stadt Leipzig entrißen, denn jene druckte schon 1473, diese aber erst 1481; doch ragt sie dafür mit der Menge ihrer Schriften weit über ihre Nebenbuhlerin, Merseburg, hervor.

Da in Deutschland nur erst eine schwache Dämmerung die Nacht der Barbarey aufzuheben, und die classische Literatur hie und da ihr Licht zu verbreiten angefangen hatte: so wurden auch meistens nur Schriften gedruckt, welche dem Genius der Zeit angemessen waren. Fast aus allen Pressen gingen hervor: *Missalia, Obsequialia, Margaritae, Summae, Psalteria, Horologia, Diurnalia, Nocturnalia, Correctoria, Breviaria, Specula, Morti* und andere ähnliche kirchliche Bücher. Auch das römische Civil- und kanonische Recht, wie auch die lateinische aristotelische Philosophie, und einige neuere lateinische Dichter beschäftigten viele Druckereyen, die wenigsten aber römische Classiker, denn an griechische war noch gar nicht zu gedenken. Leipzig zeichnete sich auch da schon vor allen anderen Städten Deutschlands aus, und sorgte am besten für die classische Literatur; nach Leipzig aber Strassburg, Nürnberg und Köln.

B) *Italien.* Aus Deutschland ging die Typographie über die Alpen nach Italien, und drang nach und nach, da sie zuerst ihren Sitz in Rom und Venedig aufgeschlagen hatte, in 75 Städte ein, davon die wichtigsten sind:

1) *Venedig* lieferte in diesem Zeitraume 2984 Schriften; 2) *Rom* 972; 3) *Mailand* 676; 4) *Florenz* 471; 5) *Bologna* 368; 6) *Pavia* 223; 7) *Brescia* 194; 8) *Neapel* 147; 9) *Padua* 107; 10) *Vienza* 103; 11) *Ferrara* 84; 12) *Treviso* 71; 13) *Siena* 65; 14) *Parma* 54. Die übrigen 61 Städte haben kaum so viel als Florenz allein zu der Hauptsumme der Bücher, welche 6901 ausmacht, beygetragen. Italien hat also über 3000 Schriften mehr, als Deutschland in diesem Zeitraume gedruckt. *Venedig, Rom und Mailand* waren die ersten Städte Italiens, welche Druckereyen hatten; auf diese folgten *Faligno, Savigliano, Trevi, Bologna, Ferrara, Neapel und Florenz*, welche von 1465 bis 1471 die ersten Schriften ausgaben; und bis zum Jahre 1474 zählen die typographischen Annalen schon 26 italienische Druckplätze.

Ob es gleich auch in Italien nicht fehlen konnte, daß *Petr. Lombardus, Duns Scotus, Thom. Aquinas, Bullaria, Breviaria, Formularia, Legenda* und andere Schriften gedruckt wurden, welche in die scholastische Theologie, Casuistik, aristotelische Dialektik und in das päpstliche Recht einschlagen, so wurden doch auch fast in allen Städten, besonders aber in

*Venedig, Mailand, Florenz, Rom, Bologna, Brescia*, und einigen andern sehr viele lateinische, auch griechische Classiker, obschon weit mehrere lateinische Uebersetzungen derselben, als Originale gedruckt. In Italien war ein großer Vorrath von griechischen und lateinischen Manuscripten: die Liebe zur classischen Literatur, welche die eingewanderten Griechen rege gemacht, und viele große Mäcenaten unterhielten, war da wärmer als in Deutschland; und auf Schulen und Universitäten wurden griechische und römische Schriftsteller erklärt: und eben darum erschienen in Italien weit mehrere classische Bücher als in Deutschland. Die ersten Schriften, welche die berühmtesten Städte druckten, waren meistens lateinische Classiker, besonders *Cicero, Virgilius, Terentius, Horatius* und einige andere, wie denn nur in Venedig von *Virgilius* 35, *Terentius* 28, *Ep. Cicero* 25, und *Horatius* 20 Abdrücke gemacht worden sind. Zu Mailand ist das erste ganze griechische Buch, *Lascaus Grammatica Graeca* 1476, und nach ihr sind noch viele andere griechische Autoren gedruckt worden. Venedig und Florenz zeichneten sich vorzüglich durch griechische Schriften aus. Die erste hebräische Bibel wurde zu *Soncino* 1488 abgedruckt: *Neapel, Brescia, Mantua, Ferrara, Bologna* und *Reggio* machten sich vor den übrigen Städten um die hebräische Literatur verdient.

C) *England.* In England übten erst deutsche, dann auch inländische Typographen ihre Kunst, aber nur in den 4 Städten: *Oxford, Westminster, London* und *St. Albani villa (Albans)*, in welchen aber nur 142 Bücher, meistens theologische in englischer Sprache, herausgekommen sind. Aus der classischen Literatur hat England nur den einzigen *Terentius* geliefert. In *Westminster* sind allein 99 Artikel gedruckt worden.

D) *Frankreich.* Ausser: 1) *Paris* wo 790, 2) *Lyon* 298, 3) *Rouen* 32 Artikel gedruckt worden sind, haben die übrigen 23 Städte Frankreichs, denn die typographischen Annalen zählen in diesem Reiche 26 Druckörter überhaupt, sehr wenig Druckdenkmale aufzuweisen, denn die ganze Summe der gedruckten Schriften beträgt 1172. Ob schon in *Paris* und *Lyon* während dieses Zeitraums eine große Anzahl Bücher gedruckt worden ist; so waren sie doch mehrentheils theologischen und politischen Inhalts, denn die lateinischen Classiker, unter denen *Sallustius* hier zuerst herauskam, stehen in gar keinem Verhältnisse mit denen, welche Italien, auch nicht einmal mit denen, welche Deutschland geliefert hat. Von griechischen Classikern aber findet man in den Annalen nicht einen in diesem Jahrhunderte.

E) *Spanien.* Die Annalen zählen in Spanien 21 Oerter, wo Druckereyen angelegt gewesen sind, unter welchen sich als die wichtigsten auszeichnen: 1) *Sevilla*, wo 82, 2) *Valencia* wo 38, 3) *Barcellona* 26, 4) *Salamanca* 21, 5) *Montserrat* 15, 6) *Burgos* 14, in den übrigen aber weit weniger Bücher herausgekommen sind. Die ganze Summe der Drucke ist 255. Ausser den theologischen und historischen Büchern, da

davon die meisten in spanischer Sprache geschrieben sind, erschienen auch einige wenige lateinische Classiker, als: *Pomp. Mela* und *Sallustius*, mehrere aber, wie auch einige griechische in die Muttersprache übersetzt. Griechische Originale sind noch nicht, aber doch einige hebräische Bücher gedruckt worden.

F) *Böhmen*. 1) *Pilsen*, 2) *Kuttenberg*, 3) *Prag*, und 4) *Winterberg* lieferten 23 Bücher, meistens Bibeln, Psalteria in der Muttersprache.

G) *Niederlande*. Hier waren im 15. Jahrh. 20 Städte mit Druckereyen, aus welchen nach und nach 841 Bücher hervorgingen. Dazu trugen bey: 1) *Deventer* 197, 2) *Antwerpen* 168, 3) *Löwen* 163, 4) *Delft* 72, 5) *Gouda* 48, 6) *Zwoll* 47, 7) *Harlem* 27, 8) *Leiden* 20, die übrigen aber alle weit weniger. Auch hier überwiegt die Zahl der theologischen Bücher die übrigen aus andern wissenschaftlichen Fächern. *Gouda*, *Leiden* und *Delft* druckten viele Bücher in der Muttersprache; *Antwerpen* aber, *Deventer*, *Löwen* und *Zwoll* einige lateinische, aber nicht einen griechischen Classiker.

H) *Ungarn*. Die einzige Stadt *Ofen* druckte in diesem Jahrhunderte 3 Chroniken.

I) *Schweitz*. In *Basel*, *Burgdorf* und *Genf* sind 360 meistens theologische Bücher gedruckt worden, in *Basel* allein 341.

K) *Schlesien*. In *Liegnitz* soll ein einziges Buch gedruckt worden seyn, woran aber auch noch viele Bibliographen zweifeln.

L) *Schweden*. *Stockholm* druckte 5 theologische Bücher.

M) *Europäische Turkey*. *Constantinopel* und *Thessalonich* sollen 8 rabbinische Bücher geliefert haben.

N) *Dänemark*. In *Kopenhagen* wurde eine dänische Chronik und 2 Donatè, in *Schleswig* nur 1 Missale gedruckt.

O) *Mähren*. *Brünn* lieferte 7 juristische und theologische Bücher; *Olmütz* nur 1 theologisches Buch.

P) *Russland*. *Tschernigow* druckte *Jo. Damasceni Octoichos* in Slavischer Sprache.

Q) *Portugall*. *Lissabon* und *Leiria* haben 16 rabbinische Bücher gedruckt.

R) *Polen*. In *Cracau* sind 6 Bücher herausgekommen, unter welchen auch *Cicero. Rhetor. ad Herenn.*

In diesen 17 Ländern Europa's waren also im 15. Jahrh. 212 Druckplätze. Von 104 ist es, wie die Annalen angeben, ausgemacht, von 8 aber, nämlich: *Arimini*, *Bergamo*, *Ortonna*, *Cosnitz*, *Halle* in *Schwaben*, *Liegnitz*, *Constantinopel* und *Thessalonich* noch ungewiss, dass sie Druckereyen gehabt haben. *Maittaire* aber und *Denis* kannten nur 182 Druckörter; die übrigen 30 sind erst durch *Panzer* an das Licht gebracht worden. In diesen 212 Städten sind zusammengedruckt worden 12853 Schriften. Rechnet man noch diejenigen Bücher hinzu, welche in diesem Jahrhundert erschienen sind, theils, wo nur die Jahre, aber nicht die Druckplätze und die

Drucker, theils, wo auch nicht einmal die Jahre genannt werden, deren in Vol. IV, IX und XI 2187 verzeichnet zu finden sind: so steigt die Zahl der sämtlichen im 15. Jahrh. bis jetzt aus den typogr. Annalen bekannten Bücher auf 15045. Sollten auch in diesen Annalen noch nicht alle gedruckten Schriften dieses Jahrhunderts verzeichnet stehen: so werden sie gewiss die Anzahl derjenigen nicht übersteigen, welche *Panzer* nach *Maittaire* und *Denis* aufgefunden hat, deren Zahl, denn sie sind in den Annalen mit Sternchen, und in den Supplementen mit Buchstaben bezeichnet, 4621 beträgt. Rec. hat sich selbst noch einige alte Drucke, sowohl von diesem, als von dem folgenden Jahrhunderte angemerkt, welche er aber, da nun die Annalen geendigt, und sie also in denselben nicht nachgetragen werden können, wenn er noch mehrere wird gesammelt haben, selbst bekannt zu machen, nicht unterlassen wird.

Wir gehen nun zu der zweyten typographischen Periode über, welche in Vol. VI.-XI die Drucke von 1501-1536 in sich faßt. Die Zahl der Druckörter hat sich verringert, aber die Zahl der Bücher vergrößert, und wird ohne Zweifel durch Nachträge noch weit mehr, als in der ersten Periode, vergrößert werden können. Die Annalen zählen in dieser Periode 193 Druckplätze, also 19 weniger, als in der vorigen. In diesem Jahrhunderte haben 99 Oerter keine Druckdenkmale mehr geliefert, welche sie in vorigen geliefert hatten: 113 aber haben die Druckereyen fortgesetzt, und 80, welche in der ersten Periode noch nicht bekannt waren, sind in der zweyten durch Druckereyen bekannt worden. *Russland* hat wieder aufgehört, Schriften zu drucken, dessen Stelle aber nun *Schottland* eingenommen; und also ist die Zahl der 17 Länder, in welchen die Typographie geübt wurde, weder vermehrt noch vermindert worden.

A) *Deutschland*. In *Deutschland* hat sich die Anzahl der Druckörter, deren im vorhergehenden Jahrh. nur 46 waren, bis auf 59 vermehrt. 29 sind zu den 30, welche noch in diesem Jahrh. zu drucken fortfuhren, hinzugekommen. Die meisten Schriften sind gedruckt worden in 1) *Leipzig* 1174, vorher 403; 2) *Cölln* 1057, vorh. 659; 3) *Strasburg* 1022, vorh. 574; 4) *Hagenau* 461, vorh. 53. 5) *Nürnberg* 396, vorh. 411; 6) *Wien* 365, vorh. 28; 7) *Wittenberg* 365, vorh. 1. 8) *Augsburg* 326, vorh. 272; 9) *Mainz* 122, vorh. 138; 10) *Erfurt* 107, vorh. 14; 11) *Tübingen* 94, vorh. 14. In den übrigen allen viel weniger, doch in einigen auch noch mehr, als vorher: als in *Pforzheim* 41, vorher nur 1; in *Oppenheim* 29, vorher nur 3; in *Rostock* 26, vorher nur 7; in *Ingolstadt* 41, vorh. nur 8, in *Freyburg* 40, vorh. nur 7. In den neu hinzugekommenen Städten haben *Landshut* 43; *Frankfurt am Mayn* 31; *Marburg* und *Seligenstadt* jede 24; und *Dresden* 12; die übrigen aber sehr wenige Schriften gedruckt. Die ganze Zahl der Drucke ist 5969, also 2857 mehr, als im 15. Jahrhunderte.

(Der Beschlus folgt.)



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 21 J U N I U S, 1 8 0 4.

## LITERATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG. b. Zeh: *Annales typographici ab anno MDI ad annum MDXXXVI continuati, post Maitharii aliorumque doctissimorum virorum curas in ordinem redacti, emendati et aucti cura D. Georgii Wolfgangi Panzer etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ob schon Leipzig mehr Bücher, als alle andere Städte Deutschlands gedruckt hat, so hat es, außer den vielen theologischen und anderen Zeitschriften, doch immer noch wenige römische Classiker, wenn man einzelne Schriften des Horatius und Cicero ausnimmt, griechische aber gar nicht, außer in lateinischen Uebersetzungen, und aus der hebräischen Literatur nur einen hebräischen Psalter geliefert. Wittenberg zeichnet sich in der griechischen wie auch hebräischen Literatur vor Leipzig aus. Cölln, Strassburg und Hagenau haben die meisten lateinischen und griechischen Classiker, Wien sehr wenige, aber mehrere mathematische und astronomische Bücher besorgt. Der Stadt Nürnberg haben wir die erste griechische Ausgabe der Novellen durch Haloander zu verdanken.

B) *Italien.* Aus Italien scheint die Typographie wieder in ihr Mutterland Deutschland zurückgekehrt zu seyn. Denn so wie in der ersten Periode Italien an Menge der Druckschriften und Druckplätze alle andere Länder, also auch selbst Deutschland, übertraf: so behauptet Deutschland in der zweyten den ersten Rang nicht nur vor allen den übrigen Ländern, sondern auch selbst vor Italien. Die Druckörter haben sich in Italien vermindert, ja auch die wichtigsten und ersten, wie Venedig, Rom, Florenz, Mailand, Bologna und Pavia haben weit weniger gedruckt, als im 15 Jahrhunderte. Ihre Anzahl, deren zuvor 73 waren, ist bis auf 51 herabgefallen. Nur 36 führen fort, und 15 neue fingen an zu drucken. Die reichhaltigsten sind: 1) *Venedig* druckte 2227, vorher 2984; 2) *Rom* 337, vorher 972; 3) *Florenz* 294, vorh. 471; 4) *Mailand* 283, vorh. 676; 5) *Bologna* 211, vorh. 368; 6) *Neapel* 99, vorh. 147; 7) *Pavia* 69, vorh. 223; 8) *Brescia* 44, vorh. 194; von den übrigen einige mehr, als: *Pesaro* 38, vorher 6; *Perugia* 23, vorh. 14, und *Arimini* 11, vorh. 1; andere weit weniger. Unter den neu hinzugekommenen zeichnet sich *Fani* durch 24, und *Trino* durch 18 Artikel vor den übrigen Städten aus. Die ganze Summe beträgt 3907; also 2994 Artikel weniger, als

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

im 15 Jahrh. Ob aber gleich die Anzahl der Bücher in dieser Periode weit geringer ist, als in der vorhergehenden: so hat doch Italien nicht weniger, sondern weit mehrere Ausgaben griechischer und lateinischer Classiker besorgt, als Deutschland, um welchen Zweig der Literatur sich besonders Venedig und Florenz, so wie um die hebräische auch Venedig und Pesaro verdient gemacht haben.

C) *England.* Von den 6 Druckplätzen Englands, wozu 4 neue gekommen, und 2 des vorhergehenden Jahrh. weggeblieben sind, hat London zu der um 33 verminderten Summen von 209 Artikeln das meiste, nämlich 108 beygetragen; welche aber meistens theils englische Bücher, außer einigen Ausgaben von *Virgilii Bucolicis*, enthalten.

D) *Frankreich.* Die Anzahl der Druckörter sich zwar um 4 vermindert, wie denn in der vorigen Periode 26, in dieser aber nur 22 Städte Druckereyen hatten, und 15 alte zu drucken aufgehört, und 11 neue angefangen haben; aber die Zahl der Bücher hat sich um zwey Drittheile vermehrt. Die ganze Summe beläuft sich auf 4261, also 3089 mehr als vorher; aber doch immer noch weniger, als in Deutschland. Die meisten Bücher druckten: 1) *Paris* 3055, vorher 790; 2) *Lion* 1096, vorh. 298. 3) *Rouen*, 35, vorh. 32. 4) *Poitiers* 27, vorh. 2. Die 11 neuen Druckplätze haben nur 21 Artikel geliefert. So groß auch die Zahl der Drucke ist, so enthält sie doch weit weniger griechische und lateinische Classiker, als in Italien herausgekommen sind. Einige hebräische Drucke hat Paris und Lion; das letztere besonders viele lateinische Bibeln besorgt. Die meisten Schriften sind immer noch theologischen Inhalts.

E) *Spanien.* Auch in Spanien sind in dieser Periode 5 Druckörter weniger, als in der vorhergehenden, welche 21, diese aber nur 16 zählt; dazu 5 neue in ihre Reihe aufgenommen worden, und von den alten 10 aus derselben herausgetreten sind. Die Anzahl der Drucke, welche vorher 255 betrug, hat sich auch bis auf 210 vermindert. Alle Städte haben weniger gedruckt, sogar *Sevilla*, welches vorher 82, jetzt aber 60 Artikel ausgegeben hat. Von den neuen Druckplätzen hat *Alcala* oder *Complutum* allein 36, also die meisten Schriften nach *Sevilla* geliefert. In *Sevilla* sind mehrentheils Bücher in spanischer Sprache, in *Alcala* aber die bekannte *Polyglotte*, und einige Classiker in der vaterländischen Sprache übersetzt, abgedruckt worden.

F) *Böhmen.* Küttenberg und Winterberg haben zu drucken aufgehört, aber Prag hat 14 Artikel, un-

Aaaa

ter



ter, welchen einige aus der hebräischen Literatur, und *Pilsen* nur ein einziges theologisches Buch gedruckt, beide 15 Bücher, und also 8 weniger als im 15 Jahrhundert.

G) *Niederlande*. Hier haben nur 11 Städte in dieser Periode die Druckereyen fortgesetzt, aber 9 eingestellt: die einzige Stadt *Amsterdam* ist unter die Druckplätze aufgenommen worden. *Antwerpen* hat 328, vorher nur 168, *Deventer* 197, vorher 67, und *Löwen* 130, vorher aber 163 Artikel, und mit den übrigen Städten zusammen 577, also 264 Artikel weniger als im 15 Jahrh. gedruckt. Die meisten in den Niederlanden gedruckten Bücher sind theologischen Inhalts, unter diesen auch viele Bibeln in der Muttersprache, einige wenige griechische, aber mehrere lateinische Classiker.

H) *Ungarn*. *Ofen* hat noch immer, wie im 15 Jahrh. nur allein in Ungarn eine Druckerey gehabt, aus welcher nur ein einziges Buch hervorgegangen ist.

I) *Schweitz*. *Burgdorf* hat aufgehört ein Druckplatz zu seyn; aber dafür haben *Lucern*, *Zürich* und *Neufchatel* zu drucken angefangen, in welchen Plätzen, nebst *Basel* und *Genf* 1340 Bücher in dieser Periode, und also 980 mehr als in der vorhergehenden erschienen sind. *Basel* hat allein zu dieser Summe 1250, also 909 Artikel mehr, als vorher, und *Zürich* 78 beygetragen. *Basel* förderte noch immer, wie im 15 Jahrh. die theologische Literatur, vorzüglich den Druck der *Patr. Ecclesiast.* wie auch die 5 Ausgaben des N. T. welches *Erasmus* besorgte, desgleichen viele andere Schriften dieses Gelehrten. Auch verschiedene lateinische und griechische Classiker, als *Athenaeus*, *Callimachus* und *Arati Astronom.* wurden hier gedruckt.

K) *Schlesien*. *Liegnitz* fällt in dieser Periode aus, an dessen Stelle haben *Breslau* und *Oels* 3 Bücher, unter welchen ein hebräischer *Pentateuchus* ist, gedruckt.

L) *Schweden*. Zu *Stockholm*, welches im 15 Jahrh. der einzige Druckort war, sind nun noch 4 andere hinzu gekommen, welche 19 bloß theologische Schriften geliefert haben, zu welcher Summe *Stockholm* allein 10 Artikel beygetragen hat.

M) *Europäische Turkey*. *Constantinopel* hat 84 und *Theßsalonich* 21 und zwar lauter rabbinische Schriften, also haben beide 97 Artikel mehr als vorher geliefert.

N) *Dänemark*. *Dänemark* hat in 5 Städten, davon *Kopenhagen* schon aus der vorigen Periode bekannt ist, (denn *Schleswig* hatte zu drucken aufgehört,) 20, und also 16 Schriften mehr als vorher, meistens theilweis theologische in dänischer Sprache gedruckt.

O) *Mähren*. *Brünn* hat in dieser Periode kein Buch, aber *Olmütz* 3 theologische Bücher geliefert.

P) *Portugal*. Hier sind in *Lissabon* und *Ebora* 6 portugiesische Bücher, im 15 Jahrh. aber in *Lissabon* und *Leiria*, welches aber in dieser Periode weggefallen ist, 16 Schriften herausgekommen.

Q) *Polen*. Dieses Land zeichnet sich durch die vermehrten Drucke vor allen andern aus, denn in *Cracau*, welches noch immer der einzige Druckort geblieben ist, sind 293, vorher aber nur 16 Bücher abgedruckt worden. Sie enthalten Schriften aus allen Theilen der Wissenschaften, besonders aber theologische und historische, wie auch lateinische alte und neuere Dichter: auch die griechische Literatur ist nicht ganz vergessen werden, denn *Aristoteles de divinatione per somnum* und *Phocylides* sind ausser verschiedenen Uebersetzungen griechischer Schriftsteller, in der Originalsprache daselbst erschienen.

R) *Schottland*. In *Edinburg* ist nur ein einziges theologisches Buch, aber auch das erste in diesem Lande, gedruckt worden.

Also druckten 1) *Deutschland* 5969 Schriften; 2) *Italien* 3907; 3) *England* 209; 4) *Frankreich* 4261; 5) *Spanien* 210; 6) *Böhmen* 15; 7) *Niederlande* 577; 8) *Ungarn* 1; 9) *Schweitz* 1340; 10) *Schlesien* 3; 11) *Schweden* 19; 12) *Europäische Turkey* 105; 13) *Dänemark* 20; 14) *Mähren* 3; 15) *Portugal* 6; 16) *Polen* 293; 17) *Schottland* 1. Die Totalsumme ist 16939. Hiezu kommen noch die Bücher 1) mit dem Druckjahre, aber ohne Druckort und Drucker im Vol. IX 369. Mit der vorigen Summe zusammen 17855. In der ersten Periode von 1457—1500 sind gedruckt worden 14423. Also in der zweyten von 1501—1536 sind 3423 Schriften mehr erschienen.

Rec. schmeichelt sich, durch diese ausführliche Uebersicht der XI Vol. der *Panzer'schen Annalen* Freunden der Literatur und Bibliographie die Mühe, es selbst zu versuchen, erleichtert, und die Verdienste des Vfs, welcher seine Vorgänger, *Maittaire* und *Denis*, gänzlich verdunkelt, und seinen Nachfolgern wenig nachzutragen und zu ergänzen übrig gelassen hat, vollständiger, als es bisher geschehen konnte, gewürdigt zu haben. Die Resultate, welche nun für die Wissenschaften überhaupt, besonders über ihre Cultur in den verschiedenen Ländern Europa's im 15 und 16 Jahrhunderte daraus gezogen werden können, und sich für diese Blätter nicht eignen, überläßt er andern Literatoren, welche sich mit der Geschichte der Wissenschaften beschäftigen.

H. i. k.

## OEKONOMIE.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Abhandlung vom der Düngung und der zweckmäßigen Behandlung derselben*. Zum Gebrauch für alle Oekonomen entworfen von Joh. Car. Fischer, Prof. der Philos. zu Jena. 1803. 160 S. Vorrede und Register VIII S. 8. (12 gr.)

Die bey uns leider gewöhnlich gewordene Gleichgültigkeit gegen den Grundstoff, aus dem alle Pflanzen ihre Nahrung, und also ihr mehr oder minderes Gedeihen erhalten, sollen, läßt sich nur allein aus der

der fast allen praktischen Landwirthen fehlenden Kenntniss seiner Natur und Eigenschaften erklären. Hr. F. verdient daher den Dank aller Oekonomen, dass er diesen Gegenstand einer gründlichen und genauen Untersuchung würdigte. Noch mehr wird dieses Verdienst dadurch erhöht, dass selbst die chemische Entwicklung der Eigenschaften der Düngemittel, so wie die Art, wie sie auf die Nahrungstoffe der Pflanzen einwirken, in einer ungemein fasslichen Sprache vorgetragen ist: ein neuer Beweis, dass man sich auch über die schwersten Gegenstände der Naturlehre deutlich ausdrücken, und dem Ungeweihten verständlich werden kann, wenn man sich nur selbst deutliche Begriffe davon erworben hat!

Die Abhandlung zerfällt in 10 Kapitel. Weil es nöthig ist, vorerst den Gegenstand zu kennen, auf den man wirken will, um nicht seine Absicht gänzlich zu verfehlen: so handeln die beiden ersten, von denjenigen Stoffen, aus welchen die Pflanzen bestehen, und aus denen sie ihre Nahrung erhalten. Das 3te lehrt die von selbst erfolgenden Mischungsveränderungen organischer Körper, oder die Theorie der verschiedenen Fäulnisarten, wo besonders der Unterschied von Fäulnis und Verwesung sehr richtig auseinander gesetzt wird. Das 4te handelt von den eigentlichen Düngungsmitteln, so wie das 5te von ihrer Wirkung. Da nothwendig ein für diese Wirkung empfänglicher Saame vorhanden seyn muss, wenn die Düngemittel ihre Absicht nicht verfehlen sollen: so empfiehlt der Vf. sorgfältige Auswahl desselben. Bey dieser Gelegenheit äussert er auch den Wunsch, dass das Einweichen des Samengetreides in düngende, flüssige Substanzen, was unsere Vorfahren so nützlich befunden, auch Rec. aus Erfahrung als erprobt anrühmen kann, weniger vernachlässigt werden möchte. Im 6 Kap. wird von dem Boden, und von den verschiedenen Erdarten gehandelt, und die Merkmale, woran diese zu erkennen sind, sehr anschaulich erklärt. Das 7 Kap. ist den *uneigentlichen* Düngungsmitteln, dem Kalk, Mergel, Gyps, der Kreide, Asche, und den Ueberresten alter Lehmwände gewidmet. Das 8te lehrt die verschiedenen Düngermengungen, und die künstlichen Düngemittel kennen, denen aber der Vf., welchem wir beystimmen, keine besonderen Wirkungen zuschreibt; und sollten sie auch hier und da mit Nutzen gebraucht worden seyn: so wird dieses doch nie im Großen geschehen können. Im 9ten geht er endlich zur zweckmäßigen Behandlung der Felder, und dem Gebrauche der Düngung über, weil derselbe seine Wirkung nur dann vollständig äussern kann, wenn die ersten zu seiner Aufnahme zweckmäßig vorbereitet sind. Im 10 Kap. wird endlich die wichtige Frage: Auf welche Art, mit dem geringsten Aufwand, der grösste Ertrag in der Oekonomie, rückfichtlich dessen, was zur Düngung gehört, erwartet werden kann, beantwortet; wo dann auch als vorausgesetzte Bedingung, von hinlänglicher Düngung gute Aermen zu erwarten, die Austreibungen eines guten Saamens anempfohlen wird. Das Ganze die-

ser Abhandlung ist so belehrend, und so reich an fruchtbaren Ideen und Bemerkungen, dass sie in jeder Handbibliothek ausübender Oekonomen einen Platz, und von jedem Studirt zu werden verdient.

SH.

BR E S L A U, b. Barth d. j.: *Das landwirthschaftliche Gleichgewicht*, von Loupert. 1803. XVI u. 192 S. kl. 8. (21 gr.)

Dieses Buch hat der Vf. ohne Zweifel geschrieben, um sich ein recht gelehrtes Ansehen zu geben. Das mag ihm nun hier und da geglückt seyn; aber bey dem Publicum gehört doch auch jetzt in diesem Fache mehr dazu, als eine affectirte Schreibart, die noch überdies mit dem platten Tone an andern Stellen und der Unbestimmtheit der Begriffe sehr contrastirt.

Hr. L. glaubt in dem Mangelhaften aller Systeme den Grund zu finden, warum die vielen Schriften über Landwirthschaft so wenig gefruchtet haben, und geht daher im 1 Kap. diese Systeme durch. Da er, wie er in der Vorrede sagt, diese Systeme nicht selbst studiren konnte, so legt er dasjenige zum Grunde, was Gotthard in seinem *Ganzen der Landwirthschaft* (Hamburg und Mainz 1802) darüber sagt. Dieser Schriftsteller hat sich der *Germershausischen* Aufzählung und Beschreibung (*der Hausvater in systematischer Ordnung* I. 382) dieser sogenannten Systeme bedient, manches, was in dieser unrichtig war, herüber genommen, manches richtige durch Verkürzung entstellte. Der Vf. misserkennet nun diesen wieder, und man bekommt hier Caricaturen von Systemen im Schattenriss zu sehen. Es scheint ihm, als ob man mit dem Worte System einen sehr schwankenden Begriff oder wenig Sinn verbinde. In Rücksicht der ökonomischen Systeme müssen bald eine gewisse Wirthschaftsart, bald eine einzelne Methode, bald eine ökonomische Regel darunter verstehen. Wenn man das, was *Germershausen*, *Gotthard* und der Vf. Systemen nennen, als solche annehmen will, so lässt sich freylich keine Definition von einem ökonomischen Systeme geben. Aber Schriftsteller von gesunder Logik haben auch nur das Verhältniss der einzelnen Theile der Wirthschaft zum Zweck des Ganzen System genannt; und da Viehzucht und Fruchtbau die Hauptzweige der Wirthschaft sind, so ist das Verhältniss derselben gegen einander, oder vielmehr das Verhältniss des zur Ernährung des Viehes bestimmten Grundes und Bodens, und des von demselben erfolgenden Düngers zum Fruchtbau, das, was die Verschiedenheit der ökonomischen Systeme ausmacht. Daraus sind die drey Hauptsysteme der deutschen Wirthschaft, nämlich das *Felder-System*, wo das Vieh, mehrentheils gemeinschaftliche, Aussenweide hat, das *Stallfütterungs-System* und das *Koppelwirthschafts-System* hervorgegangen, die sich wieder in manche Unterarten abtheilen lassen. System ist also ungefähr dasselbe, was sich der Vf. unter seinem *Gleichgewicht* denkt, und was er für eine ganz neue Erfindung zu halten scheint. Es ist eine Art das Gleichgewicht zu bewirken! Aber eine besondere Pflug- oder Sae-Art kann man nicht Wirthschafts-System nennen. Von jenen Haupt-Systemen selbst

selbst, z. B. von der Koppelwirthschaft hat der Vf. gar keine Begriffe, ungeachtet diese doch in Schlesien an mehreren Orten existirt. Das 2te Kap. ist überschrieben: *Die Fehler, und dessen Abschnitte sind; schlechte Bearbeitung und Behandlung der Felder; Rindvieh; Schafvieh; die Größe der Felder; Stroh und Streu; Kalk; Klee; Rührhacken*; so daß man glauben sollte, das alles seyen Fehler an sich. Beym Rührhacken fällt dies dem Vf. doch ein, und er fängt den Abschnitt so an: „Auch der Rührhacken ein Fehler? Nein! er selbst nicht, aber er hat einen Fehler.“ So hätte er jeden Abschnitt anfangen müssen, wenn er diese affectirten Ueberschriften haben wollte. Kap. 3: *Die wirthschaftliche Philosophie*. Durch diese Ueberschrift, sagt der Vf., wolle er nichts als das Bestreben anzeigen, durch seine Untersuchung, oder vielmehr Nachsuchungen den Grundsatz zu finden, welcher einen Oekonomen zum Leitfaden, wonach er sich bey der Eintheilung und Führung der Wirthschaft richten kann, dient. „Noch niemand hat, so viel ich weiß, sagt der Vf. S. 100, die Frage aufgeworfen und beantwortet: was muß die Eintheilung der Wirthschaft bestimmen?“ (!) Und so macht er die große Entdeckung, daß es auf die Herbeyschaffung des nöthigen Futters für das zur zureichenden Bedingung nöthige Vieh ankomme! und stellt diesen Satz S. 163 sogar in einer algebraischen Formel dar. S. 169 handelt er von den Graden des Gleichgewichts! — Der Vf. hätte doch etwas von den vielen guten Schriften, die wir über das Verhältniß der Viehzucht und des Futtergewinnes zum Fruchtbau haben, wissen sollen! Irgend eine neue, oder in ein helleres Licht gestellte Idee, irgend eine praktische Belehrung wird man in dem Buche vergeblich suchen.

E.L.W.

PENIG, b. Dienemann u. Comp.: *Oekonomisches Rechenbuch nebst Formularen zu allen Rechnungen, die man bey grossen Landgütern zu führen hat*; zum Gebrauch für Landwirthe, herausgegeben von einem Oekonomen C. D. T. 1804. 299 S. 4.

Es ist unbezweifelt, daß selbst bey den kleinsten Gütern Buch und Rechnung, wenigstens ein Diarium über Einnahme und Ausgabe, geführt werden muß. Ohne solche Aufzeichnungen kann man ohnmöglich am Ende des Jahres den Vortheil oder Schaden des Geschäftes berechnen. Bey den eigentlichen Bauern oder kleinen Gutsbesitzern ist aber dieses große Mittel wirtschaftlicher Ordnung so lange nicht allgemein einzuführen, als es in den mehrertheilten Gegenden diesen Leuten noch an allen Fähigkeiten und Hülfsmitteln dazu gebricht. Bey großen Gütern lohnt es sich um so mehr der Mühe, Buch und Rechnung genauer zu führen, je größer das Capital ist, welches zur Vorlage und Unterhaltung erfordert wird. Hier muß die Berechnung in die einzelnen Rubriken übergehen, weil diese schon für sich einen beträchtlichen Nutzen abwerfen, oder zu einem wesentlichen Schaden führen können. Detaillirte Berechnungen geben daher dem Gutsbesitzer eine wahre Uebersicht des ganzen geführten Geschäfts, und diese Uebersicht muß ihm zur Grundlage der Verbesserungen für die künftigen Jahre dienen. — Die Tabellen und Berechnungen in dem hier vorliegenden Werke beziehen sich

nicht bloß auf Acker - Wiesenbau und Viehzucht, d. h. man findet hier nicht nur Formulare für Acker- und Düngeregister, Saat- und Aernteregister, Scheunen-, Dresch- und Bodenregister, aller Arten des Getreides, so wie Heu- und Viehregister über alle Gattungen häuslicher Nutzthiere etc., sondern auch alle Vorlagen und Entwürfe für Bierbrauereyen, Brautweinbrennereyen, Fischerey, Holzanbau, Ziegel- und Kalkbrennerey, Geld- und Getreidezinsen, Obstbau, zahme und wilde Baumzucht.

„Es werden gewiß“ (sagt der Vf. in der Vorr. S. V) wenige Landwirthschaften seyn, bey welchen man die Pflugart und die verschiedene Düngung der Felder aufschreibt, und gleichwohl ist dies eine sehr nothwendige und nützliche Sache; denn so kann man dadurch nicht allein den Unterschied und den Nutzen unter leichtem und tiefem Pflügen und unter Eineggen und Unterpflügen der Saat aus eigener Erfahrung lernen, sondern man wird dadurch zugleich auch belehrt, was Bind-, Pferd- und Schaafmist, Kalk u. d. m. in den verschiedenen Erden für Nutzen leisten, und wie man die eine oder andere Sorte von Dünger auf diesen oder jenen Ländereyen, mit mehrerem Vortheil als auf andern, gebrauchen könne, auch ob diese Düngemittel bey dem darauf erbauten Körnerfrüchten, z. B. Weizen und Gerste, wie viele Landwirthe vorgeben, wirklich einen widrigen Einfluß auf die Güte dieser Getreidearten bey dem Backen und Brauen haben oder nicht, und ob die eine oder die andere Art Frucht, nicht durch die eine oder die andere Art von Dünger weit mehr und bessere Früchte liefern.“ Rec. unterzeichnet ganz des Vfs Bemerkung; es ist zu dem Ende nothwendig, an allen Registern und Tabellen am Ende einen beträchtlichen Raum für Bemerkungen zu lassen, die ein denkender Wirthschafter sich zur Notiz für die Zukunft bey Seite legen muß, um sie bey den künftigen Jahren in seinen früheren Rechnungen nachschlagen zu können. Besondere Tabellen in jeder Rubrik hierüber zu führen, wäre mit zu vielem Zeitaufwand verbunden, und machte entweder für besondere Arbeiter zu kostspielige Auslagen, oder raubte dem Verwalter zu viele Zeit, die er alenthalben zu den Localbesichtigungen nöthig hat. Eben so hätten auch hier die Schemata mit weniger Papieraufwand vorgelegt werden können; denn warum sind z. B. die *Dresch-* und *Bodenregister* für jede Fruchtgattung abgedruckt, da immer die nämliche Registerform bleibt? Die *Handwerkstaxe* ist ohne Nutzen; der Preis ist in jeder Gegend anders; der Anfänger und Unkundige muß über solche Gegenstände redliche Nachbarn zu Rathe ziehen, welche ihn die Taxen lehren. Bey Beschreibung der zum Reiten und Fahren gehörigen Geschirre und Kutschwagen, findet man hier und da nützliche Bemerkungen, aber der englische Sattel will dem Vf. nicht gefallen; „sein Sitz sey glatt wie ein gefrorenes Stück Eis, ohne die geringste Haltung, hart wie ein Bret, und ohne alle Bequemlichkeit.“ Die Brennereregister sind gut eingerichtet; aber die Besoldung des Brenners und der Tagelöhner ist weder hier noch in der Rubrik von dem Gesindelohn verrechnet, der Quartalstatus sagt auch nichts davon. — *Thaers* Annalen hätte der Vf. b. y seinen Entwürfen hier und da mit mehrerem Vortheile der Leser benutzen sollen.

Bh.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 J U N I U S, 1 8 0 4.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

LONDON, b. Phillips: *Pien Hoe-Te, or, of lateral Lines an interpretation.* An Explanation of the elementary Characters of the Chinese; "with an analysis of their ancient symbols and hieroglyphics, by Joseph Hager, D. 1801. Ausser der Vorrede 119 S. Fol. \*)

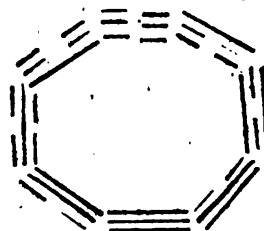
Dieses mit wahrer typographischer Pracht auf Vellinpapier gedruckte, und überall mit den Originalcharakteren und mit saubern Kupferstichen und Holzschnitten versehene Werk, welches der Officin des T. Bensley in London Ehre macht, ist die Einleitung zu dem grossen chinesischen Lexikon, an welchem Hr. Dr. Hager jetzt in Paris arbeitet.

Die chinesische Sprache und Schrift ist bisher wegen der mannichfaltigen dabey vorkommenden Schwierigkeiten in Europa fast gänzlich unbekannt geblieben. Zwar besteht seit langer Zeit, auf Kosten der römischen Propaganda ein chinesisches Collegium in Neapel; aber da die Absicht desselben bloß dahin geht, Missionare für China zu bilden, so hat die Verbreitung der chinesischen Sprachkunde wenig dadurch gewinnen können. Mehr ist für sie durch die sorgfältigen Untersuchungen eines Deguignes, eines Amiot und Cibot, eines Bayer und Fourmont geleistet worden; aber alle diese gelehrten Sprachforscher haben entweder das Chinesische nicht in den Originalcharakteren geliefert, oder doch keine Regeln, wie es gelesen werden soll, angegeben. Wir werden daher den Lesern der J. A. L. Z. einen Gefallen erzeigen, wenn wir ihnen einen getreuen Auszug aus diesem in Deutschland noch seltenen Buche mittheilen.

Fo-hi, der erste Kaiser von China, wird gemeinlich für den Erfinder der Schrift in China gehalten; bis zu seiner Zeit wurden knotichte Stricke, so wie vormals in Peru und noch jetzt in Chile, zur Mittheilung der Gedanken an Abwesende gebraucht. Spuren derselben scheinen sich noch unter andern in der chinesischen Astronomie, und in den chinesischen Rechen-Instrumenten, Suon-puon genannt, erhalten zu haben; und es ist wahrscheinlich, daß Pythagoras auf seiner Reise nach Indien den ab-

sur von den Chinesen entlehnt habe. — Die ersten Charaktere waren zwey Linien, eine zusammenhängende und eine getheilte,

welche die zwey chinesischen Principien Yang und Yin, oder das Vollkommene und das Unvollkommene, Himmel und Erde, das Männliche und das Weibliche vorstellten. Durch verschiedene Verbindungen dieser ersten Linien wurden das berühmte Kua oder die acht Trigramme hervorgebracht, welche die acht Elemente, vier männliche und vier weibliche, bezeichneten, und dem Volke auf den öffentlichen Plätzen in folgender Gestalt vor Augen gelegt wurden.



Diese bilden den Text des ersten classischen Buchs bey den Chinesen, welches unter dem Namen Te-king bekannt ist. Nach der Einführung der Trigramme des Fo-hi erfand sein Nachfolger Xin-nung (lies Chin-nung) 64 Hexagramme, wodurch er die Bedeutungen der Trigramme zu erweitern suchte, indem er aus jedem der Trigramme durch verschiedene Stellung der Linien acht verschiedene Zusammensetzungen machte. Diese Hexagramme sollen den ganzen Umfang des menschlichen Wissens enthalten, und werden für die ältesten Hieroglyphen der Chinesen angesehen. Sie wurden, nach der gewöhnlichen Meinung der Chinesen, ausschliesslich gebraucht, bis der nachfolgende Kaiser Hoang-ti an ihre Stelle andere Charaktere einfuhrte. Von diesen Charakteren hat Kircher in seiner China illustrata P. VI. c. 3 einige, aber grobe, Zeichnungen geliefert. Mehrere Charaktere dieser Art sollen bey andern Veranlassungen gefunden, und theils in den kaiserlichen Befehlen, theils in öffentlichen Inschriften, theils in Heyraths-Contracten u. s. w. gebraucht worden seyn, von welchen

\*) Wir erhielten zwey Beurtheilungen dieses seltenen Werkes, beide von berühmten Kennern der chinesischen Sprache und Literatur verfaßt. Da der erste sich bloß auf eine zusammenhängende Relation des Hauptinhalts eingeschränkt, der zweyte hingegen mehr die Prüfung des Einzelnen zu seinem Zwecke gewählt hatte: so achteten wir es für Pflicht, beide Recensionen, welche die verschiedenen Zeichen am Schluss unterscheiden, zu Einem Ganzen zu vereinigen.

Das Directorium der J. A. L. Z.

chen aber doch manche mit den erdichteten Alphabeten des Adam, Enoch und Seth in eine Classe zu setzen seyn dürften. Aus der Aehnlichkeit, welche diese Charaktere mit den noch jetzt gebräuchlichen neuen chinesischen Schriftzügen haben, erhellt indessen, daß nicht alle erdichtet sind, so wie auch aus mehreren auffallenden Beyspielen sich ergibt, daß sowohl die alten, als die neuen chinesischen Charaktere ursprünglich aus der natürlichen oder symbolischen Abbildung der Objecte, welche sie andeuten, entstanden sind. Bey dieser Gelegenheit liefert der Vf. eine Abzeichnung der ältesten in China bekannten Inschrift, die er den persepolitischen in Ansehung ihres Alters an die Seite stellt, welche in einen Felsen bey der Quelle des Flusses *Hoang-hu* eingegraben ist, und nach der allgemeinen Tradition dem *Ta-yu* zugeschrieben wird.

Darauf prüft der Vf. die zuerst von *Kircher* in Anregung gebrachte, und nachher von mehreren Gelehrten, auch von *Deguignes* angenommene, von andern aber, besonders von *Cibot* in den *Memoires des Miss. de Pecking*. Vol. IX, p. 338 ff. widerlegte Meinung, daß die chinesischen Charaktere mit den ägyptischen Hieroglyphen verwandt seyen. Obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß eine Art von Verbindung in den ältesten Zeiten zwischen beiden Nationen statt gefunden habe: so beweiset doch nach dem Vf. die Vergleichung beiderley Schriftarten mit einander hinlänglich den Ungrund jener Behauptung. Wenn inzwischen die älteste chinesische Schrift nichts anders als eine Vorstellang der Objecte selbst gewesen ist, so ist eine Aehnlichkeit derselben mit den ägyptischen Hieroglyphen nicht abzuläugnen, wiewohl daraus allein noch nicht folgt, daß die eine Nation von der anderen ihre Schrift entlehnt haben müsse.

Nach den oben erwähnten ältesten Charakteren waren die gewöhnlich sogenannten *Chuen-tsu*-Charaktere im Gebrauch, welche noch jetzt in Inschriften, Titeln, Siegeln etc. zuweilen vorkommen. Sie stimmen mit der jetzigen chinesischen Schrift, wie das *Estrangelo* mit dem Syrischen, oder das *Kussische* mit dem Arabischen, überein.

Die neue, jetzt übliche, chinesische Schrift soll, wie man gemeiniglich annimmt, über 80,000 Charaktere enthalten, allein die Kenner derselben versichern, daß eine Bekanntschaft mit 10,000 Zeichen hinreichend sey, um jedes Buch zu lesen. Sonderbar contrastirt mit dem Reichthum an Schriftzügen die Armuth der Sprache, die nur 350 Wörter, lauter einsylbige, hat, aber eben dieser Mangel an Wörtern nöthigt die Chinesen, durch verschiedene Töne den Wörtern verschiedene Bedeutungen beizulegen, und diese verschiedenen Töne durch besondere Schriftzeichen anzudeuten: daher denn die Zahl derselben zu einer so grossen Summe anwächst. Diese Schriftzüge, welche bekanntlich perpendicular geschrieben werden, sind auch den *Japanern* und mehreren andern Nationen eigen, obgleich sie eine andere Sprache haben, ja nach neuern Nachrichten erstreckt sich

ihr Gebrauch bis nach *Pulo Condore*, so daß sie eine Art von *Pisigraphie* bilden. Indessen haben die meisten dieser Nationen neben den chinesischen Charakteren auch noch eine alphabetische Schrift, und die Japaner sogar dreyerley Alphabete. (So hatten auch die alten Aegypter neben ihren Hieroglyphen eine alphabetische Schrift, wovon man unter andern auf den Mumiensbandagen noch Ueberbleibsel findet.) Die große Menge der chinesischen Schriftzüge läßt sich auf 214 Elementarcharaktere zurückführen, welche vermuthlich die ursprünglichen und ältesten Charaktere waren, und daher, da jeder ein Wort bezeichnet, als ein Denkmal des Umfangs der Cultur und Kenntniß der alten Chinesen angesehen werden können. Sowohl diese ursprünglichen, als die aus denselben zusammengesetzten Charaktere werden in den chinesischen Wörterbüchern nach der Zahl der Linien, die sie enthalten, classificirt. Beym Lesen muß man, wenn man sich zuvor mit den 214 Elementarzügen bekannt gemacht hat, diese in den zusammengesetzten Gruppen, wo sie bald zur Rechten, bald zur Linken, bald oben, bald unten, größtentheils willkürlich, gesetzt werden, auffuchen, dann die Linien sowohl des Elementar-Charakters, als der ganzen Gruppe zählen, um sie in die gehörige Classe bringen zu können: daher allerdings eine lange Uebung dazu gehört, ehe man mit einiger Fertigkeit das Chinesische lesen kann.

Nach dieser Einleitung theilt der Vf. die 214 Elementar-Charaktere nach ihren verschiedenen Classen von 6 bis 17 Linien, nebst ihren Bedeutungen, mit.

Eine solche Entzifferung der chinesischen Charaktere, mit Kenntniß unternommen und mit Gründlichkeit ausgeführt, wäre denn freylich eine sehr wünschenswerthe und erfreuliche Erscheinung. Wenn sich aber Unwissenheit und Anmaßung hinter einem solchen Werke verbergen, in der Hoffnung, hier, wegen der Unbekanntschaft des größeren Publicums mit dem abgehandelten Gegenstand, unerkannt zu bleiben, dann ist es Pflicht für jeden, der ihn beurtheilen kann, zum Nutzen der Wissenschaft dagegen zu sprechen. — Diese Bewandniß hat es mit vorliegender Erklärung der chinesischen Elementarcharaktere, die sammt der vorangeschickten Einleitung für nichts Besseres, als für die Arbeit eines in den ersten Anfangsgründen unerfahrenen Schülers, gelten kann. Nachstehende Beweise mögen den Leser von dieser Behauptung überzeugen. — Da Rec. es sich zur Pflicht gemacht hat, alles, was er über asiatische und vorzüglich chinesische Literatur sagt, mit Originalstellen zu belegen, so wird auch dies bey gegenwärtiger Beurtheilung geschehen; wenn es ihn aber zu weit von ihrem Zwecke abführen sollte, so wird er sich begnügen, die vorzüglichsten Wörterbücher anzuziehen, die fast in allen Editionen Seite auf Seite stimmen, und in den meisten großen Bibliotheken zu finden sind.

Das erste Fehlerhafte, was sich in Hn. F's. Werke darbietet, sind die drey Charaktere des chinesischen

chen Titels, die, so wie sie dastehen, alle drey gar nichts bedeuten, sondern diese Gestalt haben müssen:

邊 書 譯 邊  
PIĒN 書 HÖE 譯 IĒ

. *Lexicon Sinic. Cū-goey* Vol. XI yēu p. 97 b. — Vol. III a p. 28 a. — Vol. XI yēu p. 28 b. — Aber diese Charaktere sind nicht allein falsch geschrieben, sondern haben auch einen ganz anderen Sinn, als ihnen Hr. H. unterlegt; denn der letztere yē bedeutet nicht, wie er meint, an *Explanation*, sondern wird in Wörterbuche *Cū-goey* (l. c.) durch die Worte *hiá chí yēn shi chuen káo chí yē* erklärt; d. i. *Exteranea et Sinica verba invicem explicare vel vertere*. Er bezeichnet also *übersetzen, dollmetschen, und nicht erklären*.

In der Vorrede giebt der Vf. zu erkennen, wie er schon *abundant materials for a Chinese dictionary* gesammelt habe, zu dem dieses Werk als Einleitung dienen soll. Was es aber mit diesem für eine Bewandnis hat, weist man schon aus einem Briefe im *Asiatischen Magazin* (II. 70). „*Fo-hi, the first Emperor of China, fängt Hr. H. seine Einleitung an, die eine höchst mangelhafte Geschichte der chinesischen Graphik enthält, (who is not to be confounded with Foe, the religious sectary of India, otherwise called Buddha) is commonly said to have been the first inventor of writing in China; for until his time, knotted cords were used amongst the Chinese; as they also were amongst the Peruvians, when America was first discovered, and still are in Chile, where instead of letters, cords of different colours and knots are sent, to indicate the business intended.... The first characters were two lines, an entire line and a divided one*“ etc. — Diese ganze Erzählung ist höchst unvollständig und fehlerhaft, denn *Cāng-khī*, der nach einigen lange vor *Fō-hi* regierte, nach anderen ein Minister des *Hoāng-ti* war, (*S. Chou-king publ. par de Guignes. Disc. prélim. p. LXXXV*) und nicht *Fō-hi*, war der erste Erfinder der Schrift; die er nach den Fußstapfen der Vögel am Ufer eines Flusses bildete. Ferner sind auch die acht *kūa* keine wirkliche Schrift, sondern bloße Symbole der acht Elementarstoffe, und konnten also im gemeinen Leben nicht statt der Buchstaben gebraucht werden. *Fō-hi* erfand aber wahrscheinlich ausser diesen noch eine wirkliche Schrift, wenn gleich die ihn beygelegten *Lūng-shū* (*S. Kircheri China monumentis illustrata p. 228*) späteren Ursprungs sind; dieß beweisen die *Lō-shū* oder sechs Regeln zur Bildung und Zusammensetzung der Charaktere, die von ihm herrühren und noch bis auf den heutigen Tag statt finden. Davon aber schweigt Hr. H. ganz, obgleich ihn eine bekannte Stelle aus dem *Kāng-mō* hätte darauf führen müssen. Sie lautet: *Fō-hi FORMAVIT OCTO KŪA, FECITQUE LITERAS LIBROSQUE. — Tū Tái-háo virmo*

*univit altum et immum; coelum conformatum erat avium ferarumque splendori; terra conformata erat rō Hō-tā et Lō-xū; inde erecto capite coelum, inclinato vultu terram et in medium omnium rerum naturam, intuens, incepit octo kūa formare. Kūa consistunt tribus lineis, quae, cum duplicantur, faciunt LXVI kūa ad penetrandum spiritum praeclaram virtutem. — Fecit literas librosque in locum cordarum nodatarum ad leges statuendas. Harum literarum regulae sunt sex, scilicet etc. — (Tōng-kien-kāng-mō. Cien-pien. Vái-kí Vol. I ú-ti-kí p. 13 a. — S. Tē-kīng Vol. III Hý-gū sect. ult. cap. I. — Mémoires concernant les Chinois Vol. IX p. 287).*

Auch dieses Werk des Hn. H. ist voll der sonderbaren Hypothesen, die man in seinen Schriften zu finden gewohnt ist. So sucht er z. B. fünf Seiten hindurch zu beweisen, daß das *Hō-tā* und *Lō-xū*, das chinesische Rechenbret, die Gewohnheit die Kupfermünzen (*Catti's*) auf Schnüre zu ziehen, ja sogar die Art in den Sternbildern, die zu einer Constellation gehörigen Sterne auf den Himmelskarten durch gerade Linien zu verbinden, Ueberreste der oben erwähnten *geknoteten Schnüre* seyen. Bey dieser Gelegenheit giebt er wiederum seine wenige Kenntniß der chinesischen Charaktere zu erkennen, indem er (p.

IX) den Charakter



*ī. ille. ipse. is. so-*

*las. etc.* durch *Stern* übersetzt; eine Bedeutung, die er nie gehabt hat, und dennoch citirt der Vf. in der Note *Ching-gi-tōng Trib. 2 N. 3!* — Der Cha-

rakter



*Sing* bedeutet wohl *Stella, scintilla*

*la*, und wurde sonst so geschrieben



, aber nie

die eben angeführten drey Punkte. — *S. Cū-goey Vol. II Cū p. 6 und Vol. VI xín p. 4, b. — Chim-gū-tām Vol. III Cū-xàng p. 20 a. — und Vol. XV xín-xàng p. 11 a. Vom p. XII bis XIV vergleicht der Vf. die chinesischen Zahlen mit den römischen, und läßt sich durch eine mühsam ausgeklaupte Aehnlichkeit, die in der That nicht statt findet, zu großen Hypothesen verleiten. Denn er sucht nichts Geringeres darzuthun, als, daß *Pythagoras seine Weisheit aus China geholt habe!* u. s. w. Dieß möchte noch als eine curieuse Disquisition hingehen, allein p. XIII sagt er: „*The ancient character by which the Chinese expressed five is X or ten between two lines; indicating as it were, by it, that the number ten is divided in**

*two, thus,*“



und in der Note citirt er *Cū-goey*



goëy Vol. I. — So grundlos auch diese Behauptung an sich ist, denn sowohl der jetzige Charakter für fünf als auch der, den Hr. H. anführt, (welcher, beyläufig gesagt, bey weitem nicht der älteste ist, sondern zur Schriftart Li-tse oder Li-shu gerechnet wird, die einige hundert Jahre vor Christi Geburt erfunden wurde) ist nicht so zusammen gesetzt, indem das Kreuz in diesem ein liegendes Maltheserkreuz ist, welches nicht zehn, sondern y, herbas prascidens etc. bedeutet: so ist dennoch das Citat viel unrichtiger, weil im ganzen Cū-goëy nichts von dieser Erklärung zu finden ist, die allein in des Vf's Kopf entstanden. Das Cū-goëy giebt folgende Erklärung von dem Charakter

五

gò, fünf.

Quên kú giê, gú xàng xing, (Xuê-vên) gú lîng yê. (Kuàng-yún) sù yê. (Geng-yún) chung sù yê. (Tê, hú gû) tiên sù gu, ty sù gû. — Têu sing. — Têu ty gû fô sing. — i. e. Voces quên et kú dividendae, pronuncia gú cum accentu xàng (inde gú) Lexicon Xuê-vên ait: quinque sunt elementa. Kuàng-yún: est numerus. Geng-yún: est medius inter numeros. Tractatus hy gû libro yê king annexus ait: Coelo sunt quinque numerorum, terrae sunt quinque numerorum. — Item est nomen proprium. — Item est quintae vestis duplicatae verbum etc. — Was der Vf. von p. XIX bis L über die älteren Charaktere beybringt, ist eigentlich die beste Partie des ganzen Buches; er liefert hier Proben von manchen bisher noch unbekannten Schriftarten, aus dem 1sten Band einer chinesisch-japanischen Encyclopädie, betitelt Săn-gât-tê, die Hr. Titsing aus Japan mitgebracht hatte. Dennoch finden sich mehrere Unrichtigkeiten darin. So sind z. B. die Charaktere poëy (nicht pi wie der Vf. schreibt) und ming (p. XXXVII) ganz falsch geschrieben. Diefs ist auch der Fall mit dem Charakter

禹

yü (dem Namen des Kaisers yü) der, so

oft er vorkommt, auf verschiedene Art, und stets fehlerhaft, geschrieben ist. Man bemerkt überhaupt bey dem ersten Anblick, daß die mehrsten Charaktere, welche der Vf. selbst gezeichnet hat, viel unrichtiger ausgefallen sind, als die, welche der Schriftstecher aus anderen Werken kopirte. — Die Zeichnung der Hexagramme der Xin-nang ist sehr fehlerhaft, da hingegen die alten Charaktere aus der japanischen Encyclopädie musterhaft schön sind. — Die Schriftarten Hâng-ni-chuên, Fâng-chê und Kuei-kiii-vên sind dem Rec. bisher noch unbekannt gewesen; nur hätte er gewünscht, daß Hr. H., der besseren Vergleichung wegen, einige bestimmte Charaktere in allen diesen Schriftarten geliefert hätte. — Das Siegel des Inselekönig's von Liê-kîû, hat ebenfalls für den Geographen Interesse, wenn gleich die Charaktere auf demselben bekannt sind; weil es beweiset, daß dieser noch jetzt unter chinesischer Botmäßigkeit steht, indem er sonst wahrscheinlich keine mandchurische Schrift neben der chinesischen auf seinem Reichsiegel brauchen würde. — S. XXXVII findet man auch die erste Kopie der wichtigsten chinesischen Inschrift, die auf unsere Zeiten gekommen ist. Sie wurden von Tü (wahrscheinlich 2278 v. Chr. Geb.) am Ufer des Hoâng-hô errichtet, nachdem er die Ueberschwemmungen, welche ganz China zu vernichten drohten, abgeleitet und den großen Strömen neue Betten angewiesen hatte. Der Vf. hat dies wichtige Denkmal ebenfalls aus der oben erwähnten japanischen Encyclopädie Săn-gât-tê entlehnt, und vor etwa einem Jahre noch zwey andere Kopien davon publicirt, die er in einem Manuscript des P. Amiot auf der Nationalbibliothek in Paris vorfand, und die nur wenig von jener abweichen. — Die wunderbare Behauptung, daß die Sprache der Mân-chêu, the language spoken at Pe-king, sey, kann wohl nur durch die Geschwindigkeit, mit welcher der Vf. arbeitete, entschuldigt werden.

(Der Befehl folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

Слѣдѣ Күнети. Camburg, b. Rösler: Die ersten Blüten meiner Phantasie, von C. H. G. Koechy. 1803. 48 S. 8. (30 kr.) Der junge Vf. begann vielleicht mit einem „Phoebus Jove“ liefs aber, will Rec. hoffen, daß „novus ingreditur sacerdos“ wohlweise weg. Doch ist er bescheidner, als die Hn. Kappf, Weizmann, u. f. w. die frechmüthig mit einem Bande sogenannter Gedichte auftreten, und liefert nur Weniges. Voran steht der blinde Hirt in poetischer Prose. Er „sah immerdar ins herrliche (Sonnen) Feuer, um das wohlthätige Himmelslicht zu ergründen“ (!) Apoll erzürnte darüber (?) und verfinsterte seine Augen etc. Dann folgen vier Gedichte, der Schiffer, die Ungetreue, welche er, „als die dunkle Nacht entwich, noch an seiner Brust hielt“ die Minnesänger in ottave rime, und das Lob des Pferdes. Letzteres hält er schwerlich belungen, wenn das Weisfische Loblied einer Amazone auf ihres Geliebten Pferd, und Ständlin's kraftvolles Lied, das Röß,

ihm beygefallen wären. Neue Gedanken, Bilder, Gleichnisse sucht man vergebens. Er spricht von „silberwolkner Bahn“, von Ruinen, die

„mahnend seliger Zeiten Wahnwitz weh'n“

er bittet den Minnesang:

„Nenne mir die unbekannte Macht,

„Welche dich im düster'n Schleyer hält umflogen“

und muthet dem Abendroth an, ihm zu funkeln, ob die Minnesänger auf immer geflohn seyen?

Der Anhang: „die Ruinen des Gleibergs vom Hn. Dr. E. L. Loebel in Naumburg“ kommt den Koechy'schen Versuchen an Schlechtheit gleich. Her und hehr, wand und Felsenwand sind gereimt, dem Morgen ist süßes Lebensfunken entfunken. — Doch genug! Bar nobile fratrum!

— am.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 J U N I U S. 1804

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

LONDON, b. Philips: *Pien Hoe Te, or, of lateral Lines an interpretation etc.* by Joseph Hager, etc.  
(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was der Vf. von S. LI bis LIV über die fünf Accente (五音) der chinesischen Sprache sagt, ist höchst mangelhaft und dürftig; was um so unverzeihlicher ist, da er hier gerade gute Vorgänger benutzen konnte, und in London selbst gewiss Gelegenheit genug hatte, sich von Leuten, die in China gewesen, mündliche Aufklärung darüber zu verschaffen, die in diesem Fall der beste Lehrer ist. Diesem Mangel kann Rec. in kurzem durch folgende sehr genaue Bestimmung der fünf rīng, oder Accente, abhelfen, die er von einem Manne erhalten, der sich lange Zeit in China aufgehalten, und zu Canton das Chinesische fertig sprechen gelernt hat. 1) Xāng - pīng - rīng, oder der hohe; gleiche (weder steigende noch fallende) Ton, ist eigentlich die natürliche Articulation irgend einer Sylbe, wobey man weder steigt noch fällt, sondern wie man angefangen hat den Ton etwas producirt, ohne eben lange auszuhalten. Mehrere Leute unter uns gebrauchen den xāng - pīng - rīng wenn sie etwas aufzählen, z. B. ein's — zwey — drey etc. Des Singens muss man sich aber ganz dabey enthalten; nicht einmal so wie die meisten Prediger darf man singen, denn diese und viele Leute, wenn sie lesen, bringen eine wirkliche Note hervor, die man auf dem Clavier genau angeben kann. Dies ist aber in der That nicht der Fall, wenn der Chineser spricht: er scheint freylich immer mit der Sprache zu steigen und zu fallen, aber dieses hat nichts ähnliches mit dem Singen, ob es gleich in mehreren Schriften (auch in vorliegender) behauptet wird. — Das Zeichen für diesen Accent ist ein Querstich, z. B. káo, chūng, u.

f. w. — 2) Hīa - pīng - rīng. Der tiefe gleiche Ton, wird wirklich tiefer ausgesprochen, als ob jemand eine männliche Stimme affectirt: doch ist der Unterschied nicht gar zu groß. Es versteht sich, dass man weder steigen noch tiefer fallen muss. Der hīa - pīng - rīng ist immer in den Sylben, die sich aspiriren lassen, aspirirt. Das Zeichen dafür ist ㄣ z. B. ló, mói — und aspirirt pō, tó, chú etc. — 3) Xāng - rīng, der hohe Ton; fängt hoch an, und fällt ohne zu produciren; als ob jemand zornig wird und kurz abgebissen nein! sagt. Das Zeichen dafür ist ㄣ und

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

aspirirt ㄣ, z. B. káo Hund — aspirirt káo Mund, pō fischen aspirirt pō überall. — 4) Kū - rīng, der steigende Ton, fängt etwas tief an und steigt, so dass er länger als die anderen Töne producirt, und manchmal noch mit einem Nachdrucke oder Zusatz begleitet wird, als wenn sich jemand über eine Nachricht sehr wundert oder so? sagt; wobey etwas ausgehalten und steigend mit der Stimme nachgeholt wird.

Z. B. kīng Gränze, Ende — aspirirt kīng glückwünschen. 5) Tō - rīng, der eingehende Ton, kurz abgebissen, als wenn jemand aus Furcht, oder durch einen bekommenen Stoß den Laut nicht ausführen könnte, den er angefangen hat. — Das Zeichen ist ㄣ, und aspirirt ㄣ z. B. chō Licht, Kerze, — aspirirt chō Vieh, pō weiß, aspirirt pō Körper.

Man hätte erwarten können, dass Hr. H., nachdem er von den fünf Accenten oder Sylbentönen gesprochen hatte, auch Einiges über die 36 xě (Consonanten) und 44 yün (Vocale) beybringen würde, welche die chinesischen Grammatiker, in Ermangelung der wirklichen alphabetischen Zeichen, annehmen; allein davon schweigt er ganz, setzt also den, dem kein nach den 214 pú geordnetes Wörterbuch zu Dienste steht, nicht in den Stand, ein nach den Tönen geordnetes zu benutzen. — So sehr sich auch Hr. H. das Ansehen geben will, als habe er große Kenntnisse von der chinesischen Graphik, die dann schon eine mächtige Bekanntheit mit der Sprache voraussetzen lassen: so widersprechen doch solche Stellen wie diese, dem ganz und gar: (p. LV) „The Chinese characters, as is well known, are commonly written in a perpendicular direction; not from the bottom to the top, as Acofta asserts of the ancient Mexicans, but from the top downward, like the Mongols, neighbours of China, whose letters have so striking a similarity to the Syriac, and, according to Bayer are even derived from them. Wether, however, this custom, were adopted by the Chinese themselves from the ancient Syrians, it is impossible at present to decide.“ — Dies ist ja aber gar nicht schwer zu entscheiden, denn wir haben ja chinesische Inschriften, welche eben so alt und älter, als die syrische Schrift sind, die perpendicular geschrieben wurde: und hätten wir sie nicht; so könnte man doch mit Gewissheit behaupten, dass die Chinesen die senkrechte Art zu schreiben nicht von jenen angenommen, sondern sie selbst mit ihren Charakteren, die schon durch ihre ganze Zusammenfassung den Anlass dazu gaben, erfunden ha-

dabey aber nicht aufhören, der noch grössern Schönheiten von dem ebenblighen Genusse sind zu erinnern.

Bey der beträchtlichen Anzahl der in diesem Werke enthaltenen Aufsätze, kann sich Rec. auf keine Würdigung jedes einzeln, oder auch nur mehrerer, einlassen. Manche Erzählung läßt sich unterhaltend lesen, manche andere dagegen hätte füglich wegbleiben können, wohin Rec. z. B. Th. I S. 263 den eyerlegenden Ehemann, und S. 292 die eiferfüchtige Wuth zählt.

Die Manier des Vf's ist bereits aus ähnlichen Erzählungen bekannt, die er schon ehemals in einigen Zeitchriften geliefert hat. Soll Rec. indeß sein aufrichtiges Bekenntniß über dergleichen Producte der Literatur ablegen: so gesteht er einmal, daß er Bedenken trägt, wenigstens einer größern, sehr gemischten, Sammlung derselben viel Glück zu versprechen. Ist nämlich ihr innerer Gehalt nicht vorzüglich groß, ihre Einkleidung nicht besonders anziehend: so entschädigen sie den gewöhnlichen Leser für die Mühe nicht, welche er auf die Aneignung weit entlegener und höchst fremdartiger Sitten, Gebräuche, Ausdrücke und Namen sogar, verwenden muß. — Für's andere aber würde Rec. großen Aufstand nehmen, den Zwittergeschmack, der in solchen Erzählungen und ihrer Darstellung statt findet, zu empfehlen. Behüte der Himmel, daß er je der allgemeinere Geschmack unserer unterhaltenden Schriftsteller werde! Immerhin verlege man den Stoff seiner Erzählungen in den Orient, oder entlehne ihn aus diesem, aber man lasse ihm seine, nur dem Gelehrten verständliche, und dem Forscher merkwürdige Sprache. Vorzüglich unangenehm aber ist es, die höhere morgenländische Diction mit der einfacheren des Abendlandes, oft an einer Stelle, nicht in die anziehendste Mischung zusammenfließen zu sehen.

Dieses alles indeß sind Fehler der Gattung, nicht dieser Schrift insbesondere; vielmehr giebt ihr Vf. gute Erwartungen, im Gebiete der Erzählung etwas Vorzügliches zu leisten. wenn es ihm gefallen sollte, eine minder gesuchte Behandlungsart dabey zu wählen, und gewisse Mängel und Härten des Ausdrucks zu beseitigen. Hier nur einige Belege dazu aus dem I Th. S. 84 heisst es: *ihn hart zu behandeln.* (ihm) *rauhe Verweise zu geben.* S. 248 *Sie selbst nahm einen Sitz auf dem Sopha ein, welches neben dem stand, worauf (auf welchem) ich mich befand.* S. 233 *Eines Abends, wo (als) er seinen Pallast verlassen hatte.* S. 263 *Ein türkischer Bauer merkte, wie (als) er eines Tages ein Feld urbar machen wollte.* — *Er fühlte, daß er von diesem Augenblicke (an) ein reicher Mann sey.* S. 85 *Mit einem Mädchen, die (das) eine vollkommene Schönheit war, und deren (dessen) Wuchs ihren (feinen) Reizton entsprach.* Eine vollkommene Schönheit muß ja an sich schon in dem Besitze auch eines reizenden Wuchses seyn. S. 177 *Tausend verwirrte Vorstellungen, die alle auf dieses Abentheuer Bezug hatten, durchkreuzten sich in seinem Kopfe, als der Glanz einer Erscheinung, deren Anblick ihn verblendete, ihn aus seiner Verwirrung riß, und seinen Augen die Gebieterin dieses Pallastes glänzend, wie der Blitz, der den ganzen Horizont erleuchtet, wie einem Mal enthielt.* Der Undeutlich-

keit zu geschweigen, da man nur mit Mühe einsieht, daß die Erscheinung und die Gebieterin des Pallastes ein und dasselbe sind, so dürfte auch das hier gewählte Gleichniß schwerlich die Prüfung eines geschmackvollen Kuntrichters aushalten. — S. 178 *Er fand auf seinem Wege tausend Venusse (!) die zum Dienst und zur Belustigung der Dame bestimmt waren, welche alle übrige (durch ihre Schönheit) verdunkelte.*

Noch genug! Der Vf. verräth zu viel Geschmack, als daß er dergleichen Uebelstände einer schnellen Feder nicht berichtigen, und in Zukunft vermeiden sollte.

— z —

WIEN, b. Camelfina: *Grammatica linguae Persicae, accedunt dialogi, historiae, sententiae et narrationes Persicae. Opera et studio Francisci de Dombay. 1804. 114 S. gr. 4 (1 Rthlr. 20 gr.)*

Diese persische Grammatik ist dem Grafen Tolna dedicirt, weil er auf seine Kosten eine Ackerbauschule (!) errichtet hat. In der kurzen Vorrede giebt der Vf. selbst von seiner Arbeit Rechenschaft: „*ea omnia, quae in grammaticis institutionibus Meninskii, Jonesii, Gravii, Ignatii a Jesu, Castelli, Angeli a S. Josepho, Podesta, Ludovici de Dieu, Vieyra, Moises, Gladwin et celeberrimi Ferhengii Schuuri, ac Wehehii scitu digniora invenire integrum erat, in hanc isagogem congerere, quamque licuit, excerptas regulas exemplis illustrare judui.*“ Bloß das Verdienst des Excerptirens schreibt sich also der Vf. zu, und man muß ihm das Recht wiederfahren lassen, daß er treu excerptirt und nicht leicht etwas von Bedeutung ausgelassen hat, das er in den Arbeiten seiner Vorgänger fand. Da diese aber von sehr verschiedenem Gehalt, manche schlecht, die meisten mittelmäßig sind: so läßt sich auch leicht der Schluss machen, daß die Arbeit des Hn. v. D., so viel Mühe sie ihm gekostet haben mag, die Wünsche der Liebhaber der persischen Sprache nicht befriedigen könne. Er handelt in achtzehn Kapiteln nach alter Weise *de literis Persarum, de nomine, genere, et numero, de caso, de comparativo et superlativo, de pronomibus, de verbo, de verbo substantivo esse, de conjugatione, de verbis irregularibus, de verbo negativo et passivo, de specie nominum, de figura nominum, de numeralibus, de adverbis et praepositionibus, de conjunctionibus et interjectionibus, de syntaxi nominum, de syntaxi verborum, de syntaxi partiarum.* Ueberall fehlt es an lichtvoller Ordnung, und an philosophischem Geiste. Der Grammatik sind persische Gespräche, Anekdoten, Sentenzen, Erzählungen mit der wörtlichen lateinischen Uebersetzung und eine Fabel ohne Uebersetzung angehängt. Diese Stücke sind recht gut ausgewählt, sie würden aber zweckmäßiger und brauchbarer zur eigenen Uebung in der Sprache seyn, wenn ihnen ein kleines Wörterbuch beygefügt wäre. Und ein noch größeres Verdienst würde sich Hr. v. D. um die persische Literatur erworben haben, wenn er, statt der schon bekannten Stücke, auserlesene Stellen und Auszüge aus noch ungedruckten persischen Handschriften geliefert hätte, deren manche wichtige und schätzbare, besonders aus der von Schwachheimischen Sammlung sich in der kaiserl. Hofbibliothek zu Wien befinden.

## J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 J U N I U S, 1 8 0 4.

## P Ä D A G O G I K.

BERLIN: *Bemerkungen über Pestalozzi's Lehrmethode, Schulprogramm vom Director Snelage zu Berlin. 1804. 117 S. 8.*

Außer den No. 129 aufgeführten Gegenschriften, welche die Pestalozzische Methode zu bekämpfen suchten, verdient die vorliegende noch eine besondere Berücksichtigung. Hr. Sn. will den Verdiensten Pestalozzi's, wie er verspricht, zwar nicht zu nahe treten, und erkennt die edlen Absichten desselben gern an; aber demungeachtet glaubt er die ganze Lehrart mißbilligen zu müssen. Jedoch gesteht er (S. 4), daß es eine eben so große Annahme verrathen würde, sich gleich durch die ersten Versuche blenden zu lassen. In Sachen dieser Art, fährt er (S. 5) fort, wobey es so viel Rücksichten giebt, kann nur die Erfahrung allein entscheiden, ob der neue Weg, den man einschlägt, sicherer und besser ist, als der alte, den man verläßt, und nicht die Erfahrung einiger Monate oder Jahre, sondern — wenigstens eines ganzen Menschenalters. Eine solche Erfahrung, heißt es (S. 6), ist aber für die Ungeduld der Menschen zu langweilig, theils auch zu schwer anzustellen, und, setzt Rec. hinzu, schlechthin unmöglich. Denn einerseits ist die wahre Cultur des Menschen, als etwas absolut Inneres, nicht so leicht zu erkennen, noch weniger zu taxiren; andererseits aber ist und muß sie ja immer des Menschen eigenes Werk bleiben, und läßt sich mithin nie zuversichtlich von etwas Aeußern ableiten. Auch bey der schlechtesten Methode kann sich ein guter Kopf bilden, und umgekehrt; nur der Unterschied findet statt, daß die Erziehung im ersten Falle bloß das Werk eines blinden Ungefährs ist. Allein wer wollte auch diesen unsichern empirischen Weg einschlagen, um das gesuchte Resultat zu finden! Denn wenn auch keine innere Erscheinung sich nach äußeren Wirkungen berechnen, noch weniger durch eine äußere Veranlassung erzeugen läßt, so hängen doch alle Erscheinungen nach Gesetzen einer absolut innern Causalität zusammen; und wenn nun auf diesen innern Zusammenhang eine Methode, oder das Entfaltungsmittel, psychologisch richtig berechnet ist; so läßt sich wenigstens genau angeben, ob es der Natur angemessen sey oder nicht; und findet sich dieses, so wird auch die Wirkung nur in den wenigsten Fällen unerwünscht ausfallen. Von dieser Seite war Pestalozzi's Methode vornehmlich zu tadeln.

S. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

sen. Nicht also die Erfahrung allein, sondern eine vertrautere Bekanntschaft mit der innern Organisation des Menschen kann der sicherste Probiertest ihres Werths oder Unwerths seyn.

Diesen Maßstab scheint Hr. Sn. zwar gesucht zu haben, indem er (S. 18) Pestal. den Vorwurf macht, daß seine Methode nur einseitig das Erkenntnißvermögen des Menschen, mit Vernachlässigung aller übrigen Seelenkräfte, in Anspruch nehme, und dennoch seine Methode als eine Verbesserung des gesamten Erziehungswesens ausbebe. Und (S. 59), daß Pestal. nicht das Begehrungsvermögen berücksichtigt habe. Aber dennoch scheint er diesen Maßstab nicht gefunden zu haben. Denn, indem er hier zu beweisen hatte, wie die innere Entwicklung durch ein solches Einwirken auf die intellectuellen Kräfte des Menschen nur einseitig und verderblich wirken müsse, greift er sogleich zu dem psychologisch-anatomischen Schneidmesser, das überhaupt ein Nothbehelf unserer Pädagogen, die den Menschen mehr aus Compendien als in den Schulstuben und im Leben studiren, geworden zu seyn scheint; anatomirt die Seelenvermögen, und will vorerst eine scharfe Scheidewand zwischen ihnen gezogen wissen, um sie einzeln zu bearbeiten. Daher müssen wir Hr. Sn. auch zugestehen, sein Compendium viel besser inne zu haben, als Pestalozzi; aber ob er sich auf die harmonische und allseitige Entwicklung aller Vermögen so verstehe, als es von einem Beurtheiler des Pestalozzischen Systems zu erwarten ist, das müssen wir dahin gestellt seyn lassen. So viel aber können wir uns nicht bergen, daß, wenn Hr. Sn. ein Elementarbuch nach einem solchen Muster bearbeiten wollte, wie er S. 22 und 23 angiebt, er sich wenig Dank erwerben, und höchst wahrscheinlich etwas sehr Mittelmäßiges liefern würde. Denn ein Elementarbuch soll, nach seiner Ansicht, eine Sammlung von Erzählungen und Beyspielen enthalten, die allein die Weckung und Belebung guter Gefühle und Gesinnungen zum Zweck haben, dem verschiedenen Alter der Kinder ganz anpassend eingerichtet seyn, sich auf die Aeußerungen des Begehrungsvermögens beziehen, und davon über jede derselben etwa zwey Beyspiele, ein gutes nämlich, und ein schlechtes geben sollen, um durch diesen Contrast den Eindruck auf das Herz des Kindes zu verstärken. Dergleichen Elementarbücher hat die deutsche Pädagogik in ziemlichen Quantitäten, worunter, zur Ehre derselben, noch einige das hier gegebene Ideal übertreffen möchten. Aber wo bleibt alsdann — muß man immer fragen.

D d d d

gen — die intensive Entwicklung des Menschen, die Richtung des Menschen auf das Objective, welche ganz eigentlich die erste und vorzüglichste Vorübung der Tugend ist? In dieser Hinsicht schrieb Pestal. seiner Methode eine moralische Wirksamkeit zu. Aber darauf scheint Hr. Sn. nicht geachtet zu haben; deswegen mußte auch sein zu hart und schnell abgeprochenes Urtheil einseitig und schief werden. Oder glaubt etwa Hr. Sn., Tugend und Laster seinen Zöglingen einräsonniren zu können? — so gelte es einen Versuch! Aber Rec. ist der Meinung, daß er durch dieses Mittel schwerlich etwas mehr, als moralisch-religiöse — Papageyen bilden werde.

Uebrigens geben wir dem Vf. vollkommen Recht, wenn er (S. 62) bemerkt, daß man in den neueren Zeiten, bey der Bildung des Kopfes, das Herz zu sehr vernachlässiget habe. Allein wenn er das vorzüglich von der Pestalozzischen Methode befürchtet, wenn er (S. 63) Pestal. vorwirft, daß er seine Schüler nur in Auffassung der Verhältnisse übe, und nun glaube, daß der Schüler dadurch veranlaßt werde, seine Verhältnisse mit denjenigen anderer Menschen zu vergleichen, und bey Ueberlegenheit der erstern vielmehr Unzufriedenheit und Egoismus zu unterhalten (!): so weiß man doch wirklich nicht, wie Hr. Sn. als ein denkender Schulmann einer solchen barocken Aeußerung fähig war. Ueberhaupt scheint er oben kein großer Freund der Zahl- und Maasverhältnisse zu seyn. Denn S. 65 sagt er: „die Gewohnheit Alles zu berechnen und auf die kleinsten Theile zu bestimmen, giebt dem Menschen eine Einseitigkeit, die ihn unfähig macht, in einer Welt, worin tausend Zufälligkeiten, die sich gar nicht berechnen lassen, ihn umgeben, mit Muth, Entschlossenheit und Erhabenheit zu handeln, die sich über alle Berechnung der Verhältnisse hinaussetzen muß, wenn sie unsere Bewunderung erregen soll“ u. s. w. Dies zeigt er in den folgenden durch Beyspiele aus der Geschichte, durch — die Schlacht bey Thermopylä und Salamis, durch die Treffen von Morgarten, Sempach und Wesen, durch das Beyspiel Luthers, Frankens und anderer großen Männer, die alle darum groß wurden, weil sie — nicht ihre Verhältnisse berechneten, sondern nur mit Entschlossenheit handelten. Die allzufühlbare Einseitigkeit und Schiefheit wird noch frappanter durch die (S. 64) hingestellte Behauptung, daß dadurch ein schädlicher Egoismus genährt werde, der am Ende eine Zerrüttung aller bürgerlichen Ordnung (o weh!) zur Folge haben könne; (dennoch verstatteten, wie dem Vf. aus der alten Geschichte bekannt seyn muß, die griechischen Weisen ihren Lehrlingen nicht eher den Zutritt in ihre Hörsäle, als bis sie durch den Vorhof der Geometrie gegangen waren), und durch den seltsamen Wahn, mit einem frommen Bibelsprüchlein (S. 73) unendlich viel mehr wirken zu können, als mit Pestalozzi's ganzer Methode!

S. 81 sucht er darzuthun, „daß unsere (weisen?) bisher bestandene Pädagogik den Vorzug behaupte;“ denn wir Deutschen suchen alle intellectuellen Fähig-

keiten zugleich zu entwickeln, Pestal. schärfe vorzüglich das Auge und das Vermögen, die Verhältnisse zu bemerken“. Es müßte interessant seyn, wenn der Psycholog Hr. Snetlage sonnenklar vor Augen legte, daß Hr. Sn. bey seinem Denken selbst nichts Anderes thue, als Verhältnisse bemerken und combiniren; und daß er gut Pestalozzianisch verfahren würde, wenn er dasselbe auf die rechte Weise lehrte. „Wir bemühen uns den Menschen schon früh für den Staat und die besonderen Verhältnisse, worin er künftig leben soll, recht brauchbar zu machen; Pestal. scheint einen solchen Unterschied nicht zu machen, sondern den einen wie den andern behandelt wissen zu wollen“. Die Antwort hat Pest. bereits drey Jahre früher pränumerirt, denn S. 308 seiner Briefe an Gerner sagt er: „Ich bin es zwar nicht in Abrede, daß eine solche Methode (wie die nämlich, wovon Hr. Sn. spricht), gute Schneider, Schuhmacher, Kaufleute und Soldaten hervorbringen könne; aber das bin ich in Abrede, daß sie einen Kaufmann oder Schneider hervorbringen könne, der im hohen Sinn des Worts ein Mensch ist.“

Uebrigens werden die vortheilhaften Zeugnisse mehrerer Männer von Einsicht hier noch durch den Machtspruch entkräftet, daß sie *voreilig* und *partheyisch* seyen. Damit ist aber nichts gewonnen, indem es ein jeder ja Hr. Snetlage auch wieder zurückgeben kann. In der ganzen Schrift ist Wahrheit, die jedoch seltener den eigentlich zu untersuchenden Gegenstand trifft, mit Irrthümern auf eine seltsame Weise verschmolzen. Es wäre gut, der Vf. wäre tiefer eingedrungen, und hätte sich durch eine unzeitige Wärme nicht zu Uebertreibungen und Schiefheiten verleiten lassen. Es ließen sich noch viele Stellen aufzählen, worin er sogar mit sich selber in dem auffallendsten Widerspruche sich befindet. *Sed jam satis.*

A<sup>2</sup>.

NEU-STRELITZ, b. Albanus: Ueber zweckmäßige Einrichtung der öffentlichen Schul- und Unterrichtsanstalten, als eines der wirksamsten Beförderungsmittel einer wesentlichen Verbesserung der niedern Volksklassen, mit vorzüglichlicher Rücksicht auf Mecklenburg. Von Karl Wilhelm von Türk, Herzogl. Mecklenburg. Strelitzscher Kanzeleyrath und Mitglied der Schulcommission. 1804. 271 S. 8. (1 Rthlr.)

Ob die Bildung des Menschen zum Bürger eine Angelegenheit des Staats sey, oder ob sie als ein entbehrliches Kunstwerk von ihm übersehen, dem Zufall oder dem Gutdünken des Menschen, etwa wie sein Gewerbe, überlassen werden könne: darüber, sollte man glauben, würde sich nur Eine Stimme hören lassen. Denn wo sollte sich wohl unter Staatsgelehrten auch nur Einer finden, der, abgesehen von den Pflichten des Staats, nicht Alles, was den Zuwachs an Kräften und innerem Vermögen des Menschen bewirkt, für eine Art der Vergrößerung des Staatsvermögens ansehen sollte? — Und doch

doch, trotz den unzähligen Klagen, welche die Schriftsteller seit länger, als zwey Decennien, unaufhörlich geführt haben, noch immer so schlechte Schulen-Verfassung in so manchem deutschen Reichslande! Worin liegt der Grund dieses Uebels? Sollten unter den so vielen Staatsmännern, die sonst das Ruder so geschickt zu führen wissen, so wenige seyn, welche von dem Werthe eines Gegenstandes sich überzeugt hätten, den die menschliche Natur so laut, und mit so großem Recht zum Wohl des Staats fodert? Oder sollte es an Kenntniß der Organisation fehlen? Oder an den äußern Hilfsmitteln zur Ausführung guter Plane mangeln? — Leider! liegt der Grund des Uebels in diesen drey Vermuthungen. Bald wird die Aufklärung (der Zuwachs an Kenntnissen und Gebrauch der Geisteskräfte!) als die politische Pest angesehen; bald fehlt es bey besserer Einsicht und bey guter Neigung zum Besseren, am Besten —; bey einigen mag es eigentlich an den zur Organisation des Schulwesens nöthigen Kenntnissen fehlen, indem ohne Eigendünkel schwerlich die Einbildung bestehen kann, daß nicht jeder deutsche Staat wenigstens Einen Mann besitze, der diesem Geschäft völlig gewachsen wäre.

Wenn wir die Literatur der Schulpolizey überblicken, so findet sich, daß das Thema der Aufklärung fast erschöpft ist. Es ist kaum zu glauben, daß nach so unzähligen Versuchen in dieser Sache nun noch mit Schriften in die bisher verschlossenen Gemächer gedrungen werden könne: von der Dunkelheit leben manche Standespersonen zu gemächlich, als daß sie das beschwerliche Licht nicht auslöschen sollten. Weniger ist das Thema der Organisation, am wenigsten aber das der pecuniären Fundirung, der Eröffnung der Quellen, bearbeitet.

Was sich der Vf. der vorliegenden Schrift zum Zweck gemacht hat, lehrt ihr Titel; auf welchem Weg er zum Ziel hinschreitet, wird die Angabe ihres Inhalts, und was er Vorzügliches geleistet oder übergangen hat, werden unsere eingestreuten Bemerkungen zeigen.

Im 1 Abschnitt handelt er von dem gegenwärtigen Zustande des Bürgers und Landmanns im Stande der Kindheit und des erwachsenen Alters. In dieser Schilderung erscheint der Landmann als ein schmutziger, dummer, bössartiger Mensch: der Grund davon liegt (nach dem Vf.) theils in der verkehrten Erziehung der Aeltern und Lehrer, theils in dem Mangel des Interesse aller Behörden für dieses Geschäft, insbesondere des Staats. Der 2 Abschnitt giebt eine kurze Uebersicht über die Verbesserungsmittel, und diese sind in den folgenden Abschnitten einzeln betrachtet. Nämlich der 3 Abschnitt handelt von Anordnung eines General-Schulcollegiums und einiger untergeordneten Behörden. Das erste werde in der Hauptstadt des Landes errichtet, bestehe aus 3 Gliedern, geistlichen, weltlichen und pädagogischen Standes, welche (in kleinen Ländern) zugleich andere Staatsbedienungen haben können.

Ferner werde in jeder Provinzialstadt eine Schuldeputation angeordnet. Auf dem Lande habe der Geistliche die Inspection. Der Reffort einer jeden Stelle ist S. 45 ff. auseinandergesetzt: aber weder vollständig, noch völlig deutlich; denn viele Fragen über die Formen ihrer Geschäfte und über ihren Zusammenhang sind noch übrig geblieben. Der 4 Abschnitt spricht von der Bildung fähiger Lehrer, ihrer anständigen Verforgung und Aufmunterung. — Was hier von den Mängeln der bisherigen Bildung für Lehrstellen in den Gymnasien gesagt wird, und wie diesen abzuhelpen sey, reicht bey weitem nicht zu, es hätten noch viele andere Mängel gerügt werden sollen. Ist es wohl recht, daß man, wie gemeinlich, nur auf Theologen oder höchstens Philologen Rücksicht nimmt, daß man so wenig darauf sieht, was diese für die Erziehungskunst gethan haben, wenn sie nur gute Sprachkenntnisse besitzen? In jedem gut eingerichteten Gymnasium sollte z. B. auch ein Lehrer seyn, der das Cameralwesen mit dessen Hilfswissenschaften studirt hat. Denn da schon an sich der Unterricht in dem Wesentlichen der Gewerbe jedem künftigen Staatsdiener mittel- oder unmittelbar nützlich seyn wird: so muß der Camerallehrer doch auch so viel von Mathematik verstehen, daß er den Schulunterricht auch in diesen Fächern ohne Anstand zugleich wird ertheilen können. Der Vf. war nahe daran, diesen Gedanken zu haben (S. 132). Nun kann auch einem großen Mangel dadurch abgeholfen werden. Welch' ein Nachtheil war es nämlich bisher fast durchgehends, daß in den obersten Classen der Gymnasien keine Encyclopädien gelehrt wurden! Wie sollen sich denn die Zöglinge für ein oder das andere Fach aus richtigen Gründen bestimmen? wie ihr Studium überblicken und leiten? Auf Universitäten ist das alles meistentheils schon zu spät. — Auch von einer andern Seite übersieht der Staat so oft Mittel zur Bildung der Lehrer. Werden nicht den Schule haltenden Candidaten der Theologie Grundsätze, wie Methode, völlig ihrer Willkühr überlassen? Ein doppelter Fehler, für Lehrer und Kinder! So wenig Rec. gemeint ist: diesen Candidaten Eintrag zu thun; so wenig würde er es nachlassen, daß jeder, der Schule halten, selbst den sogenannten Privat- oder Hausunterricht geben will, in den Fächern, in welchen er ihn geben will, seinen Kenntnissen sowohl, als seiner Methode nach geprüft werde. Das erste Examen muß die Kenntnisse, ein zweytes nach einiger Zeit die Methode betreffen. Was ist aber ein gewöhnliches theologisches Examen? — Ueber die Bildungsanstalt für Lehrer der Primärschule und der untern Classen in den Städten, sagt der Vf. mehr und vieles Gute. Er verwirft die Schullehrer-Seminarien: aber das, was sie ersetzen soll, ist unvollständig beschrieben. Es hätte hieher gehört: mit welchen wissenschaftlichen Zweigen sie sich besonders beschäftigen sollen, und in welcher Stufenreihe; worin der Unterricht, den sie ertheilen, bestehen solle; wie die Zweige dieses Unterrichts auf einander folgen sollen; wie die Lehrer

ter der Gymnasien und Stadtschulen dabey mitwirken, wie die Seminaristen einander ablösen könnten etc. Mit der ankündigen Versorgung der Lehrer meint es der Vf. herzlich gut, und so wie er überhaupt einen vortrefflichen Charakter durch die ganze Schrift blicken läßt, so besonders hier. Er theilt gehörige Befoldungen und Emolumente aus (worunter Rec. die Steuerfreyheit nicht zählen möchte), und thut sonst sehr gute Vorschläge für die Aufmunterung der Lehrer. (Rec. hätte aber unter diesen auch Prämien gesucht. Diese Lehrer-Prämien sollten nach der Mehrzahl der erwünscht-unterrichteten Knaben, die Schüler-Prämien hingegen nach der persönlichen größten Auszeichnung dieser ausgetheilt werden. Jene könnten in einem kleinen, von Allen zurückgehaltenen Theil, der ihnen eigentlich zugedachten Befoldung bestehen. Z. B. Statt daß 3 Lehrern 1200 Rthl. gezahlt würden, könnten die fixen Gehalte 1150 Rthl. betragen, und eine Prämie von 50 Thalern demjenigen, der die meisten Verdienste im Examen gezeigt hat, ausgezahlt werden; bey gleichem Verdienst könnte auch gleiche Eintheilung statt finden, oder proportionirte etc. Um jedoch der Autorität der Lehrer keinen Abbruch zu thun, könnte öffentlich die allgemeine Zufriedenheit der Schulcommission mit den Lehrern geäußert werden.) Nun wünschte Rec. für die reichliche Ausstattung der Lehrer auch die Quellen eröffnet zu finden; aber wie erschrak er, als er S. 79 las: „Man wird mir einwenden, woher die Fonds zu diesen beträchtlichen Ausgaben für Gehalt und andere Verbesserungen? Die Antwort davon liegt außer den Grenzen meiner Schrift!“ Sollte der Vf. wirklich glauben, daß ohne Hebung dieses Hindernisses alle noch so schönen Vorschläge praktischen Werth haben? — Der 3 Abschnitt giebt eine dem Gang der Natur angemessene Methode und bestimmt die zweckmäßige Wahl der Gegenstände. Jene ist im Ganzen eine glückliche Verbindung der *Olivierschen* mit der *Pestalozzischen*; die letzte erstreckt sich auf Sprachen, Kunstfertigkeiten und Religion. Der ganze Abschnitt ist Product eines scharfsinnigen Nachdenkens, und sehr Vieles zweckmäßig; nur müssen aber freylich auch die Lehrer zu dieser Methode erst gebildet werden; besonders die in den niedersten Schulen. Vortrefflich ist, was der Vf. von den Kunstfertigkeiten vorbringt. Es ist gewiss, daß das Kind dabey nicht verwildert, vielmehr wird die Richtung des Geistes frühzeitig praktisch, und die Verschrobenheit, welche blasse Theorie ohne Anschauung hervorbringt, vermieden. Im 6 Abschnitt wendet der Vf. jene Sätze mit einiger Beschränkung von einer, und von der andern Seite mit einiger Erweiterung auf die Landschulen an, und wünscht auch die Fortsetzung des Unterrichts während des Sommers. Er kennt aber die Schwierigkeiten dieses Wunsches (S. 173), und verlangt daher nur Sonntags Nachmittags für diejenigen Kinder einige Stunden Unterricht, welche von den Aeltern wirklich nicht entbehrt werden können. Der 7 Abschnitt giebt zweckmäßige Mittel an, die Ael-

tern dahin zu vermögen, daß sie ihre Kinder gehörig zur Schule schicken. Sie sind Zwang und wo es nöthig ist Freygeben der Schule; auch Aufsicht der Polizeydiener auf herumstreichende Kinder. Zwang, hofft der Vf., werde dann ohnehin wegfallen, wenn die Schulen gut würden und die Aeltern die Folgen einfähen: aber Rec. zweifelt daran. Den Vorschlag S. 190 ff. hätte der Vf. wohl besser überlegen sollen. Nicht nur Vorurtheile, sondern auch gegründete Besorgnisse stellen sich ihm entgegen. Erst müssen diese Besorgnisse wirklich gehoben seyn, bevor die Vermischung der Judenkinder unter die Christenkinder in den Stadtschulen statt haben dürfte.

Die Frage des Vfs in der Schlußbemerkung: ob das, was er gesagt habe, grossentheils richtig und zweckmäßig sey? bejahet Rec. mit Vergügen. Die Frage aber: ob ausführbar? unterliegt, wie gezeigt worden, noch manchem Zweifel. Nun erlaube aber auch der Vf. dem Rec. eine Frage: wird er seinen Gegenstand noch ferner studiren, und ihn von allen Seiten kennen lernen wollen? Er beantworte diese Frage in der zweyten Auflage seiner schätzbaren Schrift. O.St.G.

#### VERMISCHTE SCHRIFTEN.

CAMBURG, in d. Röslerschen Buchh.: *Magazin für Freunde des deutschen Vaterlandes*. Eine Monatschrift für den Bürger und Landmann insbesondere, dann aber auch für alle, die das Gute, Wahre und Nützliche lieben und zu befördern gedenken. In Gesellschaft vieler Volkslehrer herausgegeben von *Christoph Gottlieb Steinbeck* und *Ernst Bornschein*. Erster Band. 1—3 Stück. 1803. Ohne das Intelligenzblatt 180 S. kl. 8. (14 gr.)

Eine Volkschrift, die dem Bürger und Landmann manches Beherzigungswerthe in einem allgemein verständlichen Tone sagt. Daß mitunter auch sehr bekannte Dinge, Aufsätze, die den Verfassern nicht viele Mühe gemacht haben können, Uebertreibungen u. s. w. vorkommen, muß man den Herausgebern nicht so sehr verübeln, da sie doch im Ganzen ihrem Plane, einer achtungswerthen Volksclasse Nutzen und angenehme Unterhaltung zu gewähren, treu geblieben sind. Unter andern enthält das zweyte Stück einen sehr ernstern „Beweis, daß der Mühlenzwang und Mühlenraub in Deutschland, besonders in Kurpfalz, eine himmelschreyende Sünde, und daß es billig und recht sey, diesem Unfuge auf das baldigste zu steuern“. Im 1 und 3 Stück steht einiges über Volksfeste und sonderbare Gewohnheiten. Die merkwürdige Entdeckung, daß die Kuhpocken vor der Pest schützen sollen, wird nicht vergessen. Im Karl von Karlsberg wird ein Candidat *totd examinirt*, und S. 159 dieser Monatschrift *raucht* sich ein eilfsjähriger Knabe *totd*! Mit der S. 139 gegebenen Schilderung von Otaheite contrastirt sehr der gegenwärtige traurige Zustand dieser einst so glücklichen Weltgegend, deren Bewohner, sonst so gutmüthige Menschen, sich jetzt mörderisch bekriegen. Müßen denn alle Naturmenschen verderben, sobald Europäer sich ihren Wohnungen nähern? — Wi.



J E N A I S C H E

## ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 26 JUNIUS, 1804

## MATHEMATIK.

BERLIN, b. d. Vf. und in Commission b. Lange:  
*Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1806*, nebst  
 einer Sammlung der neuesten in die astronomi-  
 schen Wissenschaften einschlagenden Abhandlun-  
 gen, Beobachtungen und Nachrichten, von J.  
 E. Bode, Astronom und Mitglied der Akademie.  
 1803. 270 S. gr. 8. mit 2 Kupfertafeln.

Dies ist der 31 Band der im In- und Auslande so beliebten und gemeinnützigen Jahrbücher, durch welche die Astronomie bedeutende Erweiterungen, und die Freunde derselben ein fast unentbehrliches Hülfsmittel für ihre astronomischen Beschäftigungen erhalten haben. — Die tabellarische Einrichtung der monatlichen Berechnungen von den planetarischen Stellungen ist dieselbe wie in den vorigen Jahrgängen; aber die Belehrung über den Gebrauch des Jahrbuches ist für dieses Mal aus Mangel des Raumes weggeblieben. Statt derselben wünscht Rec., daß einige für die Reduction der Beobachtungen notwendige Hülfstafeln, und ein kurzes Fixstern-Verzeichniß beygefügt seyn möchte, da das Jahrbuch auch auf Reisen um so bequemer und brauchbarer seyn würde.

Für 1806 trifft Ostern den 6 April, und es finden drey Finsternisse, eine Mond- und zwey Sonnenfinsternisse statt, wovon die Mondfinsternis von 9 Zoll 19' den 4 Januar, der Anfang um 11 Uhr 23 46", das Ende um 2 Uhr 15' 56" Berl. Z. und die partielle Sonnenfinsternis von 1 Zoll 39 M. den 16 Junius, der Anfang zu Berlin um 5 Uhr 11' 42", und das Ende um 6 Uhr 10' 5" Abends eintritt, sichtbar seyn werden. Die zweyte Sonnenfinsternis ereignet sich in der Nacht vom 9 — 10 December. S. 89 sind kurze Ephemeriden für den Lauf der Ceres und Pallas im Jahre 1804 von 10 zu 10 Tagen eingerückt. Hierauf folgen die astronomischen Beobachtungen, die Hr. Prof. Bode auf der Berliner Sternwarte in den Jahren 1801 und 1802 angestellt hat, und zugleich bey der von der Aufstellung und Berichtigung der neuen astronomischen Instrumente auf der durch die unermüdeten Bemühungen des Vfs erneuerten, schöner und bequemer eingerichteten Sternwarte zu Berlin. Unter den fremden Aufsätzen stehen zuerst die *Wahrnehmungen über die Natur der Sonnenatmosphäre* von Hn. D. Herschel, Fortsetzung und Beschluß, worin über die Rücken, Nieren, Narben, Einschnitte, Poren, als Erscheinungen in der Sonnenatmosphäre, von der Region dieser Sonnenwolken, und deren

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

fortwährenden Veränderungen gehandelt wird. Die niedern Wolken sind dunkel, wahrscheinlich denen unserer Planeten nicht unähnlich, und das Licht der obern selbst leuchtenden Wolken scheint nicht durch. Bewegung und Nutzen der planetarischen Wolken der Sonne. Die Sonne hat eine transparente sehr dichte planetarische Atmosphäre mit ähnlichen Bewegungen wie in der unsern durch Winde. Hieraus nun werden die gedachten Erscheinungen in der Sonne erklärt. — *Mechains* Beobachtungen des Kometen von 1802 und dessen Elemente; Beobachtung des Durchgangs des Merkurs; Fixsternbedeckungen, Schiefe der Ekliptik; und des Saturnusringes nebst astronomischen Nachrichten; Verlängerung des französischen Meridianes bis auf die balearischen Inseln. Dr. *Triesnecker* astronomische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Wien vom Jahre 1802. Astronomische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Prag von Hn. Can. David und Adjunct Bittner. Astronomische Beobachtungen zu Mitau von Hn. Prof. Beutler angestellt. Hn. Prof. Wurm's Versuch, die Masse der Venus- und Sonnenbeobachtungen zu bestimmen. Der Vf. hat, nach des Freyh. v. Zach Vorschläge, den umgekehrten Weg zu dieser Berechnung eingeschlagen. Wie man sonst zur Berechnung der Sonnenbewegung die Masse der Venus als bekannt voraussetzte: so berechnet er nun 93 *Greekwicher* Beobachtungen der Sonne die störende Masse der Venus; und findet daraus das Maximum der Venusgleichung = 11,6", folglich für die Masse derselben  $\frac{1}{323381}$  der Sonnenmasse = 1, oder 1,0605 der Erdmasse 1. Aus ähnlichen Bestimmungen von *Delambre* und *Triesnecker* mit den seinigen im Durchschnitt genommen, findet Hr. W. zuletzt die Venusmasse =  $\frac{1}{326849}$  der Sonnen- und 1,04922 der Erdmasse. Daraus ergibt sich die größte Venusgleichung = 11,4" und die 100jährige Abnahme der Schiefe der Ekliptik = 54,4. — Beobachtung des Durchgangs des Merkurs den 9 Nov. 1802 von Hn. Justizrath Bugge in Kopenhagen. Hr. Can. *Derflinger* zu Kremsmünster astronomische Beobachtungen vom Jahre 1802. Hr. Dr. *Schröter* Nachricht von merkwürdigen Beobachtungen über den Saturnusring. Aus diesen Beobachtungen ergibt sich, daß der Saturn nicht in 10 St. 32', 15" nach *Herschel*, sondern entweder in 24 St. oder in 12, oder in 8 St. oder auch überall nicht rotiren dürfe, welches letztere Resultat als das zuverlässigste S. 163 angenommen, und endlich in die Alternative, entweder rotirt der Saturn über-

Eccc



überall nicht, oder nur etwa in 30 Jahren während dem Umlaufe des Saturns auf ähnliche Art wie unser Mond, aufgelöst wird. — Hr. Prof. *Jungnitz* einige astronomische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Breslau von 1800 und 1801. Dr. *Benzberg* über den Sehungsbogen der Gestirne und astronomische Nachrichten. Hr. Inspect. *Hardings* Beobachtung des Durchgangs des Merkurs am 9 Nov. 1802 und die Wiederauffindung der *Pallas* im Febr. 1803. Dr. *Olbers* astronomische Nachrichten, und die Beobachtungen der *Pallas* vom 22 Febr. 1803 an. Dr. *Gaus* die Elemente der *Pallas* aufs neue berechnet. Hr. Past. *Fritsch* in Quedlinburg astronomische Beobachtungen und Bemerkungen. Hr. Dr. *Seifferts* Beobachtung der Bedeckung von den 3 Nov. 1802, und astronomische Bemerkungen in Betreff der Bergrücken des Mondes, wodurch der Stern 43" bedeckt ward. Nachricht von der schwedischen Gradmessung in Lappland, von dem nun verstorbenen Prof. *Prosperus* in Upsal. Des Oberappellationsraths Freyh. v. *Ende* astronomische Beobachtungen und Bemerkungen. Sie betreffen vorzüglich Fixsternbestimmungen in Beziehung eines zu veranstaltenden genauen Kataloges. P. *Kautsch* die in den Jahren 1805 und 1806 in Europa sichtbaren Sonnen- und Mondfinsternisse für verschiedene Orte berechnet, aus dessen Berechnung aller Sonn- und Mondfinsternisse bis 1860. Astronomische Bemerkungen vom Collegienrath und Ritter *Schubert* in Petersburg. Hn. *Brandes* Formeln zur Berechnung der Bahn der Meteore, Sternschnuppen, Feuerkugeln etc. Des Erblandmarschalls Hn. v. *Hahn* Bemerkungen über die Sonnenflecken, bey Gelegenheit der Fleckengruppen zur Zeit des Durchganges des Merkurs 1802. Der Vf. sieht die glänzenden Stellen der Sonne für die Photosphäre dieses Weltkörpers, die minder hellen für den durch jene erleuchteten Sonnenboden, die schwarzen hingegen für Schatten der beträchtlichen Sonnengebirge an. — Ueber die schwedische Messung des Meridiangrades in Lappland aus einem Schreiben des Ritter *Melanderhielm* an Hn. Direct. *Bernoulli* aus Stockholm. Der Messungsbogen zwischen *Malorn* von 65° 31' 32", 4 Br. und *Pathavara* von 67° 8' 51", 53 Br. ist also von 1° 37' 19", 39. Der Meridianbogen des *Maupeirtuis* betrug nur 57' 28", 67. Aus der gemessenen und rectificirten Grundlinie berechnete man den Meridiangrad unter 66° 20' 12" Br. zu 57209, 22 Toisen; der nach *Maupeirtuis* unter 66° 10' 34", und reducirt von *La Pface* 57403 betragen sollte. Das giebt einen Unterschied von 196 Toisen. Aus dieser letzten schwedischen Messung folgt eine Applattung =  $\frac{1}{113}$ . Das dazugehörige Triangelnetz ist Fig. 4 Taf. I dargestellt. — Ueber das in den Abständen der Planetenbahnen sich findende Verhältniss und über die Bestimmung der geographischen Länge aus Jupiters Mondfinsternissen, nebst einigen astronomischen Beobachtungen von Hn. Past. *Fritsch* in Quedlinburg. Der Vf. nimmt das bekannte Reihenverhältniss der Distanzen der Planeten von 4 des Merkurs bis 100 des Saturnus, worüber unlängst in Zeitschriften disputirt wurde,

in Schutz, und sucht darzuthun, dass man diese Hypothese nicht zum Naturgesetz im strengen Sinne, als Nothwendigkeit aus anerkannten Gründen, wohl aber in einem allgemeineren Sinne aufstellen könne, in wie fern uns die Bestimmungsgründe der wirklich statt findenden Distanzen in Beziehung auf jene Reihe unbekannt sind. — Genaue Beobachtungen der Trabantenverfinsterungen des Jupiters, geben oft genaue Resultate, wie Beyspiele es zeigen, und haben außer ihrer Bequemlichkeit auch den Vortheil ihrer Menge, aus deren Durchschnitte hinreichend gute geographische Längenunterschiede gefolgert werden können; wiewohl genaue Beobachtungen der Occultationen der Fixsterne und Sonnenfinsternisse, bey der damaligen Genauigkeit der Tafeln allerdings den Vorzug verdienen. Gute Chronometer sind nur in wenigen Händen. — Hr. Prof. *Klängel* in Halle, Bemerkungen über den Ursprung der Sternbilder im Thierkreise. Hr. K. findet die in Aegypten von den Franzosen unlängst entdeckten Thierkreise aus wahrscheinlichen Gründen nicht so alt, als manche glauben, und vermuthet, dass sie gemäß ihrer Construction etwa vor 2500 Jahren gemacht worden seyen. Man dürfe nur mit Wahrscheinlichkeit annehmen, dass die Aegypter die Sternbilder am Morgenhorizonte, wenn die Sonne unterging, und folglich die der Sonne entgegengesetzten Zeichen bestimmten, so fällt schon ein Zeitraum von mehr als 12,000 Jahren hinweg. Die frühere Bildung des Thierkreises, dessen Sternbilder sich auf die Oekonomie und die Naturbegebenheiten in Aegypten beziehen, dürfte etwa vor 3000 Jahren geschehen seyn. — Hn. Prof. *Klängels* neue Art die größte Mittelpunktsleichung aus der Excentricität zu finden. Die Rechnung ist mit partiellen Differenzialen geführt. Hr. Prof. *Bodes* Beobachtungen der *Ceres* und *Pallas* auf der K. Berl. Sternwarte im Jahre 1803. Hr. Dr. *Koch* in Danzig astronomische Beobachtungen und Bemerkungen von 1803. — Beobachtung der *Pallas*, der Sonnenfinsterniss und der veränderlichen Erscheinung des Saturnusringes im J. 1803 von Hn. Insp. *Harding* in Liellenthal. Bis zum 12 Junius standen die Lichtknoten auf beiden Ansen des Saturnusringes unverrückt, woraus Hr. *Harding* wiederum, (wie oben schon Hr. *Schröter*) die fixe Lage des Ringes folgert. Beschreibung eines astronomischen Kunstwerkes des K. Hoflackirers *Hecht* zu Berlin, von Hn. *Bode*. Dieses von Hn. *Dienel* sauber gearbeitete Kunstwerk ist ein Planetarium in Form einer Uhr, mit zwey Scheiben, auf deren einer die Zeitmaasse, auf der andern die Bewegungen der Himmelskörper dargestellt werden. Es wird des Jahres nur einmal aufgezogen. Die Kupfertafel II zeigt die äussere und innere Ansicht. — Unterschied von 36 Hauptsternen in ihrer mittlern geraden Aufsteigung nach den neuesten und genauesten Beobachtungen und Berechnungen des Hn. Dr. *Maskelyne* und in ihrer mittlern Abweichung nach den des Hn. Dr. *Piazzi* von den Angaben des zu Hn. *Bodes* Uranographie gehörigen Sternverzeichnisses. Hn. *Bodes* Fortsetzung der Anmerkungen zu seinem grossen Sternverzeich-

niss. Verzeichniß von 74 Sternen des Hamstedtschen Sternkatalogs; von welchen keine Beobachtungen in dem II. Theil. der Hist. Coel. Brit. vorkommen; von Miss. Carol. Herschel. — Noch verschiedene astronomische Beobachtungen und Nachrichten; unter andern, daß Dr. Herschel ein Verzeichniß von 300 neu entdeckten Nebelflecken liefert. Preise einiger astronomischer Instrumente zu London. Anzeige einiger astronomischer Bücher. — Die 1. Kupfertafel enthält Zeichnungen von Occultationen, Finsternissen, Sonnenflecken etc. Man sieht aus dieser kurzen Darstellung des Inhaltes, wie reichhaltig auch dieses Jahr die den Ephemeriden beygelegte Sammlung ist, welche für jeden Freund und Kenner der Astronomie das größte Interesse hat.

Max. H.

## TECHNOLOGIE.

BERLIN, b. Maurer: *Sammlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten, die Baukunst betreffend; für angehende Baumeister und Freunde der Architektur.* Herausgegeben von mehreren Mitgliedern des Königl. Preuss. Oberbaudepartements. Fünfter Jahrgang. Erster Band. 1803. 136 S. 4. mit Kpfr. u. 1 Vign. (2 Rthlr.)

Dieser Theil eines schon seit 7 Jahren rühmlichst bekannten Werkes, zeichnet sich ebenfalls sehr vorthailhaft vor allen ähnlichen architektonischen Schriften aus, und berechtigt uns zu der Hoffnung, daß auch für die Zukunft diese Sammlung, durch die Veränderung des Redacteurs, an ihrem Werthe nicht verlieren werde. — Den Anfang der schönen Reihe eigener Abhandlungen macht eine Untersuchung des Hn. Hirt: *Ueber den zweyten Abschnitt des vierten Buches von Vitruv.* Diese Stelle betrifft bekanntlich den wichtigen Gegenstand vom Gebälke der Alten. Der Vf. vergleicht zuerst die Rhodische Uebersetzung mit dem Texte, wozu er hie und da Zusätze liefert; dann folgen Erläuterungen, die den Gegenstand im Allgemeinen betreffen, und die, wie man erwarten kann, manche treffliche Bemerkung enthalten, z. B. eine Widerlegung der Vitruvianischen Meinung, daß nur in früheren Zeiten die Balkenköpfe auswärts Vorsprung gehabt hätten, da doch aus seiner eigenen Beschreibung des toskanischen Tempels folgt, daß die Balken hervorragen müssen. (Warum nennt Hr. H. *trabs* aber nicht lieber *Wandrahmen*, *Mauerplatten*, und *tigna* schlechtweg *Balken*, da doch bekanntlich der technische Ausdruck: *Balken*, keinesweges den vieldeutigen Sinn hat, in welchem dieses Wort im gemeinen Sprachgebrauche genommen wird? Hauptbalken, wie Hr. H. *trabs* übersetzt, ist doch von Wandrahmen sehr verschieden, und dieses letztere Holzstück hat Vitruv unleugbar bezeichnen wollen. Selbst in dem Ausdrucke *alternis trabibus* B. II. C. 2, wo freylich Vitruv die mehrfache Bedeutung dieses Wortes bey den Römern zu erkennen giebt, zeigt es sich doch, daß *trabs* nie das gewesen sind, was wir unter Hauptbalken verstehen.) Die Erklärung

von der Entstehung der sehrigen *mastell* ist nach Vitruv schwierig, da er sie als die Sparrenköpfe ansieht; alles wird aber leichter, wenn man mit unserm Vf. diese Verzierungen als die untersten Enden der Dachbreiter ansieht, womit man, ehe der Gebrauch der Schindel und Dachsteine bekannt wurde, die Dachungen überstülzte. — S. 22 *Gilly über landwirthschaftliche Gebäude und Wirtschaftshäuser nach englischer und französischer Art, nebst Vergleichung mit den, in den mehren der preussischen Provinzen, üblichen Bauarten und Anlagen der ökonomischen Gebäude.* — Eine Abhandlung, die der A. L. Z. im J. 1801 beygefügt ward. Hr. G. hat die Einrichtung eines englischen Pachtthofes durch eine Beschreibung und Abbildung zu verdeutlichen gesucht. — S. 33 *Dichte von Wiesenanlage durch Schwemmung.* S. 41 *Eytelwein Beytr. zur Construction der Bohlendächer.* Der Vf. hat Recht, wenn er die kleinste Fläche für die Dachfläche am vorthailhaftesten hält, und aus diesem Grunde flache Dächer den steilen vorzieht, zu deren Nachtheilen noch mehrere Umstände sich vereinigen. Ein Dach, dessen Höhe sich zur Balkenlänge wie 2:5 verhält, scheint dem Vf. nicht zu niedrig zu seyn. Hienach verfährt er nun bey seiner Construction der Bohlendächer, die darin von den bisher bekannten abweicht, daß die Bohlen sparren nicht in die Forstbohle versetzt, sondern am Forste, durch ein eingelassenes Kreuzholz, nach der Länge des Daches befestigt werden. Die ganze äußere Dachseite wird eine völlige Ebene, indem am Forste Forstkapfen aus 9 bis 10 Zoll breiten Bohlen mit eisernen Nägeln auf die Bohlen sparren befestigt werden; auf der Mitte des Bogens stoßen die Aufstieblinge mit diesen Forstkapfen zusammen, und bilden so eine ununterbrochene gerade Linie. Diese Verfertigungsart hat unfeugbar ihr Empfehlenswerthes, aber das Verdecken der Krümmung, die den Bohlen sparren so sehr zuträglich ist, muß doch mehr Nachtheil als Nutzen bewirken; ja selbst der ziemlich spitze Winkel, unter welchem die hier gezeichneten flachen Bogen genteigt sind, kann nicht alle Vortheile der Bohlendächer gewahren. Das Abwechseln der Dachbalken ist darunter keiner der unbedeutendsten, welcher aber bey einem Neigungswinkel von 38° wegfällt. — S. 47 *Friederici Beschreibung zweyer Krähe.* Die Zusammensetzung dieser Hebezeuge ist durch die Anwendung der Rolle sehr vereinfacht. — S. 56 *Dunker über die Bearbeitung der Salzpflanzen.* Diese Abhandlung ist ausführlich und recht gut geschrieben; aber wer wird sich nicht wundern, daß sie zur Auflösung der alten Aufgabe, flache Dächer über sehr große Haustiefen mit Eisenblech zu decken, hier mitgetheilt worden ist? Rec. ist eben so wenig von der vorthailhaften Einrichtung der sehr breiten Magazinegebäude von 120 bis 130 Fuß überzeugt, als von der Anwendbarkeit der flachen Dächer überhaupt, obgleich freylich das erstere das letztere zur Folge haben müßte. — S. 61: *Ueber die Natur des Gypses von Simm.* — Der Vf. hat sich in den vorigen Theilen, durch seine Untersuchung über den Kalkstein, schon vorthailhaft bekannt gemacht. Auch die gegenwärtige Abhandlung zeugt

VON

von aufmerkſamen Beobachtungen und ſorgfältig angeſtellten Verſuchen. Er befolgt ſeine alte Methode, indem er erſt alle ſchwefelſauren Kalkarten mineralogiſch und dann chemiſch beſchreibt. Hiebey kommt er auf die Regeln, die bey der Anwendung des Gypsmörtels zu beobachten ſind, daß er z. B. vor dem Gebrauche nicht erhärten dürfe, alſo ſchnell nach ſeiner Bereitung verbraucht werden müſſe. Auch die Maasregeln, die man bey dem Brennen des Gypſes zu beachten hat, gehören hieher u. ſ. f. Die Unterſuchung des Gipſes ſelbſt als Baumaterial wird in der verſprochenen Fortſetzung folgen. — S. 90 *Kurze Darſtellung der Geſchichte und Verfaſſung des königl. preuß. Oberbaudepartements, von Zietelmann.* — Die Geſchichte einer Anſtalt, die ſo ſegensreich für ein ganzes Land geworden iſt, wie das Oberbaudepartement in Berlin für den preußiſchen Staat, kann wohl nicht ohne allgemeines Intereſſe ſeyn; wäre es auch nur als ein neuer Beleg zu der Behauptung: daß wohl Verbeſſerungen im Bauweſen eines Landes durchgeſetzt werden können, wenn man es nur ernſtlich damit meint. Die wichtigſten Verdienſte dieſes Collegiums, das unter ſeinen Mitgliedern die ſchätzbarſten Architekten hat, beſtehen vorzüglich in der allgemeinen gleichförmigen Verbreitung der bauwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, wodurch es z. B. möglich ward, alle holzverwendenden Bauanlagen abzuschaffen, und den Maſſiv- und Lehmputzenbau allgemein einzuführen; ferner eine genauere ſorgfältige Abfaſſung der Bauanſchläge allgemein zu machen; den Mißbrauch des jungen Bauholzes abzuſtellen, überhaupt aber, durch die Bildung und wachſame Aufſicht über junge Baukünſtler alles zur Vervollkommenung der Wiſſenſchaft und der Kunſt beyzutragen. Den Beſchluß der Abhandlung macht ein Verzeichniß der ehemaligen und noch lebenden Mitglieder des Oberbaudepartements und ihrer Schriften. — S. 113 *Rollmann's hiſtoriſch-technologiſche Beſchreibung der königlichen Saline Küwigsborn bey Anna.* — Das Ende einer, bereits durch 2 Theile fortgeſetzten ausführlichen und reichhaltigen Beſchreibung dieſer Saline. Unter den, von S. 126 folgenden, vermiſchten Nachrichten ſind die Bemerkungen aus dem Reſejourнал des ſel. Pr. Fr. Gil-

ly vorzüglich intereſſant. Dieſer fand in der Schloßkapelle zu Leipzig eine Decke, die nach Art der Bohlenlädcher verfertigt und ordentlich ausgeſtackt war. — Hr. Kinkelin zu Linden theilt ein ſehr leichtes Verfahren mit, Eiſen in Stein zu vergieſen mittelſt verdünntem Gypſes, worein Eiſenſeilspähne gethan ſind. — S. 128 Dr. Gilly theilt einen Auszug aus den *Mémoires sur les plus importants de l'Architecture des Hn. Patte*: über Bereitung der Steine aus den Brocken alter Mauern, mit, giebt indeß doch den geſtaupften Lehmſtücken den Vorzug. Dieſe machen das *pifé nouveaux des P. Cointreux* aus. — Am Schluſſe finden ſich Anzeigen und Beurtheilungen einiger neuen architektoniſchen Schriften, die größtentheils den Mitgliedern des Oberbaudepartements als Verfaſſern angehören.

K. J. R.

LEIPZIG U. GERA, b. Heinſius: *Der wohlerfahrne Mälzer und Brauer, oder die Kunſt gutes und geſundes Bier aller Orten zu brauen.* Ein Handbuch für Obrigkeiten, Brauherrn und Brauer in der Stadt und auf dem Lande. Von Johann Wilhelm Schneider, Hochgr. Reufs. Pl. Hausverwalter zu Schleiz. 1802. 106 S. 8. Mit einer Kupfertafel.

Nach der Vorrede ſoll das Buch ein bloßer Unterricht für gemeine Brauer ſeyn. Entweder widerſpricht ſich alſo der Vf. ſelbſt, oder der Titel hat außer ſeinen Händen eine andere Form bekommen. In Hinſicht auf den Titel iſt die vorliegende Arbeit ein armſeliges Product, das der Polizeydirection wenig lehrreiche Kenntniſſe verſchafft, wie ſie die Güte des Biers unterſuchen ſoll, und welche Verordnungen zu erlaſſen ſind, damit die Brauer das Publicum mit gutem Bier zu geſetzlichen Preiſen bedienen müſſen. Der Brauherr wird auch Mühe haben, die Fehler des Biers zu zergliedern, und ſeinen Brauer auf den Grund dieſer Fehler zurückzuführen. Dagegen findet ein unwiſſender Brauer über jeden Artikel die nöthige Belehrung, um ein gutes Bier zu verfertigen.

Bh.

### KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. Leipzig, b. Baumgärtner: *Beſchreibung und Abbildung eines Autograph oder Selbſtſchreibers, oder einer Maſchine, um Zeichnungen und Karten, wie auch Schriften in Handſchrift - Häuſern zu copiren. Deſſelben auch einer Drey-Schriftmaſchine zum Stehendſchreiben.* Mit zwey Kupfertafeln. Einzeln abgedruckt aus dem Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen, für Fabrikanten, Manuſtructuriſten, Künſtler, Handwerker und Oekonomen. (1803) 12 S. 4. (12 gr.) Der Autograph iſt von Brunel erfunden, tragbar, und alſo auch auf Reiſen zu transportiren, ſcheint aber ſehr componirt, ſolglich auch ſehr theuer zu ſeyn. Zu pom-

haft heiſt es, „man könne damit Zeichnungen oder geographiſche Karten mit einer Beſtimmtheit und mit einer Genauigkeit abnehmen, welche das geübteſte Talent (!!) nicht zu erreichen vermögend wäre.“ Die Drey-Schriftmaſchine iſt vom Sauſe, und ſcheint weniger bequem und brauchbar zu ſeyn, als der Autograph. Verſuche und Erfahrungen müſſen über den Werth beider Maſchinen entſcheiden. Denn unglücklicher Weiſe ſind die Beſchreibungen derſelben ſo undeutlich und kurz, zum Theil wirklich dunkel, und die Kupfer ſo klein und verengt, daß ein Handwerker ſchwerlich ein Exemplar darnach wird liefern können.

L. v. o.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 J U N I U S. 1 8 0 4

## G E S C H I C H T E.

W I E N, b. Doll: *Geschichte der Cultur des Menschengeschlechts im Allgemeinen und jedes einzelnen welt-historischen Volkes insbesondere.* Von Marc. Anton Gottsch, vormals k. k. Professor der Rechts- und allgemeinen Geschichte am Lyceum zu Linz, dann der politischen Wissenschaften und der Statistik an der Universität zu Lemberg in Ostgalizien. Erster, zweyter und dritter Band. 1803. gr. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Dieses Werk rührt von zwey Verfassern her. Verfasser des ersten Theils ist der auf dem Titelblatt genannte Prof. Gottsch; Vf. der beiden letzten ein Ungekannter. Hr. G. starb bald nach der Vollendung des ersten Theils. Der Verleger suchte einen Fortsetzer. Die Hauptbedingung war, das Ganze in zehn bis zwölf Wochen zu vollenden. Der Fortsetzer selbst gesteht in der Vorrede zum zweyten Theile, daß ihn diese Bedingung in keine geringe Verlegenheit gesetzt habe. Der Forderung des Verlegers zu genügen, sey ihm nichts anderes übrig geblieben, als sein Werk aus den vortrefflichen Schriften eines Herder, Eichhorn, Iselin, Jentsch, Vierthalers, Mumelers, Goguet, Voltaire, Millot, u. a. zusammen zu tragen. Die wörtliche Benutzung dieser Schriftsteller werde, meint er, um so mehr Verzeihung finden, da das ganze Werk, nach der Erklärung des sel. Vf's, nur für solche Leser bestimmt sey, die gerade nicht zur Classe der Gelehrten gehören, und da er kein Bedenken trage, sein Plagiat einzugestehen.

Man sieht schon hieraus, daß dies Werk als Culturgeschichte des Menschengeschlechts in sich selbst verfehlt ist, und durchaus verfehlt werden mußte. Kaum ist es der Mühe werth, darüber seine Meinung zu sagen. Da sich indess Hr. G. in der Gelehrtenrepublik seines Vaterlandes einen gewissen Ruf erworben hatte, und man nicht umhin kann, einzugestehen, daß er nicht ohne Talent war: so werden einige Bemerkungen über den ersten Theil dieser Culturgeschichte, ob sie gleich dem Verstorbenen nicht mehr zu Statten kommen können, nicht ganz unangebracht für diejenigen seyn, welche über kurz oder lang in seine Fußstapfen treten.

Eigentlich liefert der erste Theil nichts weiter, als Umrisse, welche in den folgenden Theilen ausgefüllt werden sollten. Diese Umrisse sind in so fern fehlerhaft, als sie der bezeichnenden Linien allzu viel enthalten. Doch ohne es hierüber sehr strenge mit dem Vf. zu nehmen, muß man im allgemeinen  
J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

die Bemerkung machen, daß der ganze erste Theil gar nicht das enthält, was er enthalten sollte. Jene Geschichte der Cultur des Menschengeschlechts kann doch nie etwas anderes seyn, als eine Darstellung der allmählichen Entwicklung des menschlichen Geschlechts bis zu demjenigen Grad von Aufklärung, der uns gegenwärtig in den Stand setzt, einen Blick in die Vergangenheit zurückzuwerfen, um alle die Mittelkufen, durch welche wir gegangen sind, deutlich zu erkennen, und uns auf diesem Wege selbst begreifen zu lernen. Da nun diese Entwicklung, wenn wir einmal darüber einig sind, daß sie wirklich statt gefunden hat, nach einem gewissen Gesetze erfolgen muß: so kommt es bey jeder Culturgeschichte vor allen Dingen auf die Bestimmung dieses Gesetzes an. Hiervon aber scheint Hr. G. auch nicht die mindeste Ahnung gehabt zu haben. Seiner stillschweigenden Voraussetzung nach, hat die menschliche Vernunft alles gemacht; aber was ist die menschliche Vernunft? Es giebt nicht nur Individuen, sondern es giebt ganze Völkerschaften, denen wir den Charakter der Vernunft absprechen müssen, wenn wir ihnen gleich nicht den allgemeinen Charakter der Menschheit absprechen können. Will man sagen, daß diese Individuen und Völkerschaften die Vernunft wenigstens in der Anlage besitzen; so entsteht die Frage, was Vernunft in der Anlage sey? Sehr naiv sagt Hr. G., er habe sich bemüht, den Geist der kritischen Philosophie in so weit mit der Geschichte zu verbinden, als es zur Abfassung einer Culturgeschichte in unseren Zeiten nothwendig gewesen sey. Im Grunde wollte er sich durch diese Methode seine Arbeit nur erleichtern. Die Resultate der kritischen und jeder anderen Philosophie unserer Zeiten sind ja noch immer einer neuen Revision unterworfen, durch welche ausgemittelt werden muß, wie sie entstanden sind, und ob sie so ausgemachte Wahrheiten enthalten, als gemeinlich angenommen wird. Jede Philosophie ist eben so sehr das Werk der Analysis als der Synthesis. Ob nun die Resultate dieser Analysis und Synthesis zuverlässige Resultate sind, oder nicht, dies ist etwas, das der Historiker, welcher es immer nur mit Facten zu thun hat, und dessen Analysis nicht anders als in Facten vor sich gehen kann, so unentschieden lassen muß, daß er selbst die ganze Philosophie nur als eine Erscheinung in der Zeit betrachtet, den Philosophen, wer er auch sey, immer nur als einen Künstler nimmt (der zwar schafft, aber sich selbst als Schöpfer nicht begreift), und so dem heiligen Vorrecht der Geschichte nicht entgeht, die Philosophie eines bestimmten Zeitraums zu erklären. In der That, die

Ffff

Ge-

Geschichte kann wohl die Philosophie, aber nicht die Philosophie die Geschichte aufheben; es sey denn, daß der Philosoph ein Historiker ist, das Allgemeingültige, wonach die Philosophie fragt, durchaus versteht, und (indem er sich damit begnügt, ein Gesetz für alle Erscheinungen gefunden zu haben) eine Laufbahn ins Unendliche eröffnet. Man sieht hieraus, daß Hr. G. vermöge seines ganzen Verfahrens nie dahingelangen konnte, wohin er zu kommen wünschte, und seinen Zweck durch seine eigenen Mittel zerstörte. Was er bedurfte, konnte ihm die neuere Philosophie nicht geben, und indem er es ihr raubte, hörte er auf, Historiker zu seyn, und eine Entwicklungsgeschichte zu schreiben. Alles, was er geben konnte, war ein Aggregat von Notizen.

Hatte er, unabhängig von der Philosophie, ein Entwicklungsgezet gefunden, so mußte seine nächste Sorge dahin gehen, die grössere oder geringere Wirksamkeit dieses Gesetzes zu erklären. Man kann nämlich auf das Bestimmteste annehmen, daß, so wie jeder einzelne Mensch, eben so jede (grössere oder kleinere) Gesellschaft unter diesem Gesetze steht; nur muß man nicht aus der Acht lassen, daß nicht alle gleich sehr darunter stehen, indem die Gesellschaft für Individuen, und die Natur für Gesellschaften die Wirksamkeit des Gesetzes so bestimmt hat, daß hier nur ein geringer Grad von Entwicklung zum Vorschein kommen kann, während auf einem andern Punkt der Erde eine Entwicklung ins Unendliche möglich ist. Was ist denn der letzte Grund, daß der Afrikaner, auf heimischen Grund und Boden sich selbst gelassen, in der Entwicklung nicht von der Stelle rückt, und daß, so weit unsere Erfahrungen reichen, der Nordländer dieses Schicksal theilt? Und warum hat der Europäer in der Entwicklung über alle übrigen Erdbewohner den Ausschlag gegeben? Was Hr. G. über das Klima gesagt hat, ist nicht zureichend, und ist es deswegen nicht, weil er keinen Begriff von dem Verhältnisse des Klima's zu dem Entwicklungsgezet hatte; denn nur durch die genauere Bekanntschaft mit diesem Verhältnisse lassen sich alle die Probleme lösen, welche die Physiologen bisher vergeblich zu lösen versucht haben.

Nur da, wo ein sehr zusammengezetter gesellschaftlicher Zustand möglich ist; — welcher seinerseits nichts anderes ist, als das Product des Klima's zu dem in den Menschen gelegten Entwicklungsgezet — nur da giebt es wahre Cultur; und wer mit der Beschaffenheit dieser Cultur bekannt werden will, ist schlechterdings genöthigt, in den Zusammenhang der Gesellschaft einzudringen, um die einzelnen gesellschaftlichen Verhältnisse aufzulösen, und die Architektur einer durch viele Jahrtausende aufgeführten und sich in gegenseitigen Bedürfnissen stützenden moralischen Welt zu studiren. Herschel hat nach den Gesetzen der Lichtbewegung bewiesen, daß es Sterne giebt, welche zwey Millionen Jahre früher vorhanden waren, als ihr Licht auf dem von Menschen bewohnten Planeten ein Auge finden konnte, durch welches man sich von ihrer Existenz überzeugte. Auf eine ähnliche Weise liess sich nach den Ge-

setzen der menschlichen Trägheit eine ganz neue Chronologie entwerfen, worin das Alter des menschlichen Geschlechts aus den Erfindungen, die wir in der Gesellschaft antreffen, und deren Entstehungszeit wir schlechterdings nicht anzugeben wissen, ganz anders bestimmt würde, als es bisher geschehen ist. Dem sey indess wie ihm wolle, immer bleibt es die Angelegenheit des historischen Philosophen, hierüber nachzudenken. Annehmen, daß sich in der Gesellschaft alles so schnell gemacht habe, als es gewöhnlich dargestellt wird, diess läst sich schwerlich verantworten. Welche Masse von Genie war erforderlich, um so viel Mechanismus in die Gesellschaft zu bringen, als wir gegenwärtig darin antreffen! Denn alles, was uns jetzt mechanisch geworden ist, war ursprünglich Erfindung, Werk eines anhaltenden Nachdenkens und mannichfaltiger Versuche. Man nehme die einzige Schreibekunst, so wie sie gegenwärtig von uns ausgeübt wird, und man begreift ohne Mühe, daß in der Kunstfertigkeit des Individuums unzählige Generationen enthalten sind, durch welche sie allein hervorgebracht werden konnten. Doch von allem diesem hat Hr. G., seinem Werke nach, auch nicht die leiseste Ahnung gehabt; der gesellschaftliche Zustand, so wie er gegenwärtig in Europa ist, scheint ihm, seinem Wesen nach, vollkommen unbekannt gewesen zu seyn, so daß er also nicht einmal begriffen hatte; was er zu erklären sich unterfin. Er hat freylich zeigen wollen, wie ein Lebensgeschäft sich an das andere angeschlossen; aber, abgesehen davon, daß er hierbey mit keiner Genauigkeit zu Werke geht, hat er nie eingesehen, wie das letzte Lebensgeschäft das nothwendige Product der übrigen war.

Hr. G. war nicht der Mann eine Culturgeschichte des Menschengeschlechts zu schreiben; aber angenommen, sein Gemüth hätte dazu Umfang genug gehabt, so ward er durch Localverhältnisse, wie es scheint, allzu sehr beschränkt. Die Kapitel von den Regierungen, der Religion u. s. w. sind daher kaum berührt worden.

Die Vorrede kündigt einen patriotischen Zweck an, und die ganze Bearbeitung zeigt, daß dieser Zweck dem Vf. immer gegenwärtig geblieben ist. Seltsames Schicksal der Geschichte noch immer so verkehrt angewendet zu werden! Wir sind ja nicht, was unsere Altvorden waren. Was für diese passte, daß passt ja nicht für uns. Warum, wenn ein solcher Pragmatismus einmal statt finden soll, nicht auch einmal verlangen, daß unsere Altvorden ins Leben zurückkehren, und sich in unsere Formen hüllen sollen? Das letztere ist wenigstens nicht unsinniger, als das erstere. Wir stehen als Spätere (Moderne) in einer eben so bestimmten Nothwendigkeit da, als die früheren (Alten), und wenn wir diese Nothwendigkeit nicht anerkennen wollen, so bleibt uns ja nichts anderes übrig, als uns an ihr die Köpfe zu zerbrechen. Wer auf irgend eine Weise zurück will, hat nie verdient, einen Blick in die Geschichte zu werfen.

Ein besonderer Fehler des vorliegenden Werkes ist noch der, daß Hr. G. sich bisweilen die Freyheit nimmt,

nimmt, in der ersten Person zu sprechen; dies ist in einer Culturgeschichte des Menschengeschlechts durchaus nicht zu verzeihen; denn in einem solchen Werk muß das Gefühl der Persönlichkeit vollkommen untergehen, und jeder zum Vorschein kommende Ton der Laut irgend einer Muse zu seyn scheinen.

So viel von dem Skiagraphen dieser Culturgeschichte, der wenig Eigenes hatte, und durchaus nicht im Stande war, seinem Werk Einheit und Kraft zu geben.

Was seinen Fortsetzer betrifft, so ist von diesem eigentlich gar nichts zu sagen; denn wer bloß ausschreibt, ist ein Copist, welcher, *favente fortuna*, auch etwas drucken läßt, aber nie zu den Schriftstellern gerechnet werden kann. Er hat seinen Lohn dahin, ohne daß ein Recensent sich mit ihm zu befassen nöthig hat. Will man indeß diesen ungenannten Herrn genauer kennen lernen, so beobachte man ihn in den Huldigungen, welche z. B. III B. S. 290 vorkommen, und ein herrliches Fragment zu einer Culturgeschichte Preussens liefern. Aber so sieht es allenthalben aus, wo der Fortsetzer genöthigt war, etwas von dem Seinigen hinzuzufügen. Vor allen Dingen ist die Culturgeschichte Oesterreichs ein Meisterstück der Darstellung. Schwerlich können in irgend einem Nomenclator die Namen mehr auf einander gepackt seyn, als es in diesem Abschnitt die Notizen sind. Der *Deus ordinans* fehlt hier gänzlich, und mit Befremden fragt man sich, wie Oesterreich in allen Fächern zu so viel Schriftstellern und Künstlern kommt, von welchen von hunderten nur immer Einer im Auslande bekannt ist? Kurz: wenn der erste Theil des ganzen Werks noch immer mit weniger (wenn gleich schwacher) Erhebung geschrieben ist, so sind die beiden letzten das Product eines in den Sorgen des Lebens untergegangenen Gemüths, das wohl in irgend einem Bureau aber nicht in der Republik der Künste und Wissenschaften zu Hause gehört, und von allen neun Musen längst verlassen ist.

FG. LM.

LEIPZIG, b. Weigel: *Unterhaltende Anekdoten aus dem achtzehnten Jahrhunderte*. Vom Vf. der Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts für den Bürger und Landmann. Drittes Bändchen.

Auch unter dem Titel:

*Ludwig der Vierzehnte, König von Frankreich: oder Sammlung der interessantesten Züge aus dem Leben dieses Regenten*. Nebst einer Schilderung seines Hofes. 1803. X u. 224 S. 8. (16 gr.)

Viertes Bändchen. — Auch unter dem Titel:

*Eugen und Marlborough: oder Sammlung der interessantesten Züge aus dem Leben dieser merkwürdigen Männer*. 1803. IV u. 219 S. 8. (16 gr.)

Fünftes Bändchen. — Auch unter dem Titel:

*Ludwig der Fünfzehnte, König von Frankreich: oder Erzählung des Merkwürdigsten aus dem Privatleben und der Regierung dieses Königs*. Von Johann Christian August Bauer, Prediger zu Güldengossa bey Leipzig. 1804. 208 S. 8. (16 gr.)

Da der Vf. in seinem früheren Werke: *Geschichte der merkwürdigen Begebenheiten des achtzehnten Jahrhun-*

*derst*, von so vielen ausgezeichneten Begebenheiten und Personen des nächstverflossenen Jahrhunderts nur die Hauptpunkte, und nur wenige Züge von unmittelbarem Einflusse auf die Hauptbegebenheiten, angeben konnte: so versuchte er es, das Interessanteste von solchen Ereignissen und Personen, in einer besondern Sammlung, unter dem Titel: *Unterhaltende Anekdoten*, u. s. w. nachzuliefern.

Im dritten Bändchen dieser Sammlung sind die hervorstechendsten Züge in Ludwigs XIV Charakter, verbunden mit dem Wissenswürdigsten von denen, die zunächst um ihn waren und mit den wichtigsten Begebenheiten seiner Regierung, nicht in Form kleiner Bruchstücke, wie der Titel vermuthen läßt, sondern in einzelnen Erzählungen oder Schilderungen, so ausgehoben und dargestellt, daß ihr Ganzes eine unterhaltende und belehrende Lectüre gewährt. Ohne den Inhalt der einzelnen Kapitel anzugeben, heben wir bloß einiges Bedeutende aus.

Mit dem, was der Vf. im 4 Kap. von Ludwigs strenger Beybehaltung des Hofceremoniels sagt, möchte wohl zu vergleichen seyn, was über die Wichtigkeit der Etikette und ihrer gänzlichen Vernachlässigung, unter andern, von Segur bemerkt worden ist. Ludwig war übrigens ein Mann von sanftem Charakter, und vielfältig Augenzeuge von Schrecknissen des Kriegs; gleichwohl hielt ihn das alles nicht vom weitem Kriegführen ab. „Setz das nicht — fragt der Vf. im Namen anderer Beobachter — viel natürliche Gefühllosigkeit voraus?“ — Keinesweges! — antwortet er (S. 77). „Es war die *erkünstelte* Gefühllosigkeit, die der fühlende Weltbürger die *politische* Gefühllosigkeit nennen möchte“ (oder auch, in weiterer Beziehung, die kosmopolitische, die das Herz, in Träumereyen über das Ganze und die Zukunft, gegen den Einzelnen und die Gegenwart verhärten). — Das 9 Kap. behandelt L's *Liebschaften* — *la Valière*; *Montespar*; *Maintenon*. Ein so vielfältig bearbeiteter, und dennoch immer neuer, immer anziehender Stoff! Wie es seyn mußte, sind besonders hier die Briefe der Herzogin von Orleans benutzt. Ausgezeichnet zu ihrem Vortheil erscheint auch hier Aurora von Königsmark — doch Rec. wollte schreiben: die sanfte, bescheidene, gefühlvolle *la Valière*. Auch diese Aurora, im Nonnenschleier (S. 93), zeigt sich hoch über ihren königlichen Verführer erhaben. Der Abschnitt über die *Constitution* ist vielleicht unter allen der gelungenste. Ein reichhaltiger, wohl durchdachter Commentar zu dem fruchtbaren Texte (S. 123): „Man könnte Ludwigs *religiöse* Erziehung nicht im Scherz, sondern im vollem Ernst, eine *Capitulation* zwischen dem künftigen Regenten von Frankreich und der hohen Geistlichkeit nennen, worin diese ihm zwar so viel einräumte, als sie ihm nicht wohl verweigern konnte, aber ihr eigenes Gebiet so verschloß, daß nicht leicht Angriffe zu befürchten, wohl aber Vortheile zu erwarten waren. L. war gelehrig und handelte immer nach Modificationen; er ließ sich nie in Untersuchungen über religiöse Gegenstände ein; er beobachtete die kirchlichen Gebräuche gewissenhaft, und handelte gut, so lange es der Politik und seinen Neigungen nicht entgegen war. Er er-

laub-



laubte sich aber Treulosigkeit, u. s. w. wenn ihn dazu Politik oder Neigung trieb; er bereute seine Sünden als Mensch, und beging sie ohne Zögern als Fürst. In den Fällen, wo er Handlungen hegehen wollte, die seinem innersten Gefühle widersprachen — fragte er seinen Beichtvater um Rath; und da dieser sie ihm als Pflicht vorstellte, antwortete er: thue ich Unrecht, so hab ich es zu verantworten! — (wie er auch noch in seinen letzten Stunden zu zwey Cardinälen sprach. S. 181). — Das 12 Kap. *Ludwigs Tod* sollte das letzte seyn; um den Eindruck, den es ohnfehlbar machen muß, in seiner ganzen Stärke zu erhalten. Doch vielleicht werden ohnehin nur wenig Leser oder Leserinnen vermögend seyn, von diesem Abschnitte, ohne allen Zwischenraum zur Sammlung neuer Kraft für andere Betrachtungen und Gefühle bey den nächstfolgenden drey Schlussabschnitten, zu denselben überzugehen. — Mit einem festen Rückblick auf Ludwigs Leben und Charakter, schildert der Vf. noch *Ludwigs tägliche Lebensordnung* und seinen Hof; und schließt dann mit einem sehr ernstesten Wort über *Ludwigs Verdienste um sein Volk*; d. h. über die Verdienste, die L. sich hätte erwerben können, aber nicht erworben hat. — Was er im Leben so eifrig gesucht hatte, Ruhm durch Krieg, wurde ihm, wie man weiß, besonders durch zwey talentvolle Anführer feindlicher Heere gar sehr verkümmert. Es ist daher der Sache sehr angemessen, daß ihm nun, in vierten Bande, diese beiden Anführer voll Geist und Muth, diese beiden Zerstörer seines zweyten Idols, eben so bedeutend gegenüber gestellt sind, wie es, im ersten und zweyten Bande, mit zwey Nebenbuhlern an Rahm und GröÙe mit Peter I und Karl XII, geschehen war.

Aber auch ganz abgesehen von dieser so genauen und so wichtigen Beziehung, erscheinen beide, und zwar *Marlborough* zuerst, auch in diesen Schilderungen, als ausgezeichnete Männer, mit ihren Vorzügen und mit ihren Mängeln nach der Wahrheit dargestellt. Daß dieses insonderheit bey M. eben nicht leicht gewesen sey, bedarf kaum einer Erwähnung. Am schwierigsten war es wohl in Absicht auf Darstellung seines Verhältnisses mit Jacob II, seinem Beschützer, Wohlthäter und Freunde, der aber zugleich auch als Regent so handelte, wie von jenem bekannt ist. Ob und in wie weit man aber dem Vf. in seinen Urtheilen über M's Benehmen beystimmen könne — das freylich ist eine Frage, deren Beantwortung mit dem, was S. 12 und 17—25 darüber gesagt ist, wohl nicht vollendet seyn möchte; sie führt tief in das Heiligste für den Menschen hinein.

Ungleich ausführlicher — vielleicht zu ausführlich und mit Einmischung fremdartiger Dinge — wird hierauf das thatenreiche Leben *Eugens*, dieses Geistesverwandten, Freundes und Siegesgenossen von Marlborough, beschriebe, Ein kraftvolles, anziehendes Gemälde! Aber leider verdüstert durch den Schatten, der darauf ruht: „*Eugen liebte den Krieg!*“ — Wenn so eben gesagt wurde, daß auch fremdartige Dinge mit eingemischt sind, so ist damit z. B. das Detail vom Entsatze Wiens gemeint, der sehr umständlich erzählt wird, da doch hinreichend war, nur so viel davon zu berühren, als Eugens erste Auszeichnung und Belohnung betrifft. Die schauderlich-ekelhafte Anekdote vom Kopfe des türkischen Baffa's (zu Ende des 3 Kap.) gehörte nicht

hierher; noch weniger aber die elenden Verleumdungen, wodurch man damals das empörende Factum zu verherrlichen suchte. Ganz andere Dinge verspricht man sich in der Uebersicht des Lebens und des Charakters eines Mannes, der, wie sein letzter Gegner, im spanischen Erbfolgekriege (Villars), das Feldlager mit Anbau des Landes, diesen wieder mit dem Zelte und dieses eben so leicht und gewandt mit Arbeiten im Cabinet, zu wechseln verstand. — Vielleicht würde eine Vergleichung des Prinzen mit diesem manchen Lesern nicht unwillkommen gewesen seyn. — Obgleich übrigens der Vf. einen Schatten auf Eugens thatenreiches Leben fallen läßt: so hat er dennoch in den Lorbeerkranz, den er dem Helden windet, noch manchere andere Blumen von schätzbaren Eigenschaften des Menschen einzuflechten gewußt. Diese heißen, unter anderen: Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe; Wohlthätigkeit und Dankbarkeit — er pflegte oft zu sagen: „*Leopold war mein Vater; Joseph mein Bruder; Karl mein Herr*“ (S. 256). — Vergeblichkeit bis zur Großmuth, und Religiosität.

Das fünfte Bändchen enthält eine gedrängte Darstellung des Wissenswürdigsten von einem Regenten, dessen Regierung die nächste Vorbereitung zu dem enthält, was man die französische Revolution zu nennen pflegt; größtentheils nach dem *Vie privée de Louis XV* und nach *Soulavie*.

Auch bey dieser Anzeige wird Niemand erwarten, daß wir der Darstellung von Schritt zu Schritt folgen. Etwas aber wird man doch erwarten, um zu wissen, wie der Vf. gewisse Dinge sieht und beurtheilt. — Bemerkenswerth scheint unter andern seine Meinung in Absicht auf die Marquise von *Pompadour* zu seyn. Dieser Meinung nach (S. 203) ist ihr Charakter am Hofe besser geworden, als er war, da sie den Hof betrat. Wie dieses, gewiss seltsame, Phänomen genauer entwickelt werde, muß man im Buche selbst nachlesen. — So scheint auch noch bemerkenswerth, was der Erzähler, nachdem er von den Unterhandlungen zwischen Frankreich und England nach dem Friedensschlusse zu Aachen bis zum siebenjährigen Kriege gesprochen hat, seiner Erzählung hinzufügt: „Es wäre (sagt er S. 164) nichts leichter gewesen, als sich zu vergleichen, weil Ludwig sowohl, als der König von England, persönlich den Frieden wünschten. Aber beide regierten nicht selbstständig genug, um den Eigennutz der Hof- oder Kaufleute des Generals und Admirals, des Gouverneurs und Commandanten, welche bey dem Kriege ihre Rechnung fanden, im Zaum zu halten; beide waren nicht edel genug, ihren Dienern selbst dann Unrecht zu geben, wenn sie die Einkünfte der Krone vermehrten und die Reiche erweiterten. Beide Theile glaubten nur in ihrer gegenseitigen Schwächung ihr Heil finden zu können, weil keines dem andern Gerechtigkeitsliebe genug zutraute, um sich in den durch die Friedensschlüsse gesetzten Schranken zu halten. Dazu kam noch das diplomatische Gewasch und das Hin- und Herreisen der Unterhändler, welche immer etwas zu thun haben wollten, um sich zu bereichern und zu erheben, die alles unthun machten, überall Mißtrauen erregten, und sich nie eines sicheren Zwecks bewußt waren.“ — Man sieht, daß dem Erzähler, auf seinem ländlichen Wohnsitze, die Welt nicht unbekannt geblieben ist.



# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 28 J U N I U S , 1 8 0 4

## GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Richter: *Historisch summarische Darstellung der vorzüglichsten Staatsveränderungen, welche sich in den verschiedenen Völkerbeherrschungen, so weit die Geschichte reicht, ereignet haben. Als Erklärung der historischen Weltkarte nach der Englischen des Dr. Priestley. Ein historisch-chronologisches, geographisches Gemälde aller Reiche und Freystaaten der Welt. Zweyte Ausgabe, fortgesetzt bis auf die neuesten Ereignisse von C. P. Funke. Nebst der historischen Weltkarte auf Leinwand und illuminirt. 1803. 59 S. und 4 S. Zusätze in 4. (4 Rthlr.)*

Mit Unwillen hat Rec. bemerkt, daß Hr. Funke sich und seinen Namen zu einem literarischen Betrage gemischaubraucht hat: denn das vorliegende Werk ist nichts weiter als die erste Ausgabe des Hn. Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Joseph Wilhelm Bayer, welche 1798 in Wien und Leipzig erschien. Die ganze Verschiedenheit besteht bloß in einem neuen Abdrucke des ersten Bogens, welchen die Veränderung des Titels und die Hinzufügung einer neuen Vorrede von Hn. Funke nöthig machte, und in einigen Zusätzen am Ende, welche einen halben Bogen einnehmen. Um den eben so hinterlistigen als ehrfurchtigen Betrug in aller seiner Blöße darzustellen, will Rec. die Verschiedenheiten beider Ausgaben umständlich angeben. Auf dem Titelbrette sind die Worte: *Als eine Nachlese zu der historisch-chronologischen und geographischen Weltkarte, bearbeitet nach der berühmten englischen Karte des Doctor Priestley mit folgenden veränderten: Als Erklärung der historischen Weltkarte nach der Englischen des Dr. Priestley, welchen Namen das Buch in seiner jetzigen Gestalt durchaus nicht verdient. Statt der Anpreisung der Nützlichkeit des Werkes liest man jetzt die Worte: Ein historisch-chronologisch-geographisches Gemälde. u. s. w. welche wohl auf die dazu gehörende Karte, aber nicht auf das Buch passen. Dann hat man den Namen des wahren Verfassers, Hn. Bayer, welcher einen vieljährigen Fleiß auf seine Arbeit verwendet hat, verdrängt, und dagegen Hn. Funke's Namen als Verf. einer zweyten Ausgabe hervorstechen lassen, welcher gewiß nicht so viel Tage an dem Werke gearbeitet hat, als der wahre Vf. Jahre. Endlich hat man statt der Worte: (Der Preis ist 4 fl. 30 Kr.) hingedruckt: Nebst der historischen Weltkarte auf Leinwand u. s. w. damit man genöthigt ist, alles zusammen zu lassen;*

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

und ungescheut 7 fl. 40 Kr. fodern darf. Die Vorrede zur ersten Ausgabe ist unverändert wieder abgedruckt, außer daß man für gut gefunden hat, in der 4ten Zeile das Wort *brauchbare* vor *deutsche Uebersetzung* auszulassen. An die Stelle der *Tafel zur Verzeichnung der Territorialveränderungen u. s. w.* als ein jährlicher Anhang zu der historischen Weltkarte ist eine 10zeilige Vorrede zur zweyten Ausgabe getreten, worin sich Hr. Funke nicht scheut, die Karte des Hn. Bayer geradezu eine Karte des D. Priestley zu nennen, und wegen der stehen gebliebenen Fehler, wie es Hr. F. zu nennen beliebt, sich mit folgenden Worten zu entschuldigen: „Die Berichtigung der etwanigen Druck- und anderer Fehler in dem Werk selbst — die ohnehin der Kenner leicht finden wird — lag außer den Grenzen des mir gegebenen Auftrages“. Und doch soll die Fortsetzung des Werkchens vom Verleger gewünscht seyn, um es dadurch noch gemeinnütziger zu machen. Daß auch noch ein Anderer thätig gewesen sey, zur größeren Gemeinnützigkeit des Werkes etwas beyzutragen, erhellet aus der verschiedenen Orthographie in dieser Vorrede und dem Titel, in den Zusätzen und dem eingeschobenen Verzeichnisse der in diesem Werke vorkommenden Artikel.

Dieses Verzeichniß hätte entweder umständlicher seyn oder ganz wegbleiben sollen, da das Werk selbst schon alphabetisch geschrieben ist. Es enthält außer den Namen *Aragonien* und *Castilien*, *Bosnien*, *Croatien*, *Dalmatien*, *Rasien* und *Slavonien*, *Chili*, *Fetz* und *Marocco*, *Gallizien*, *Navarra*, *Golconda* und *Visapour* nichts als die Ueberschriften der einzelnen Materien. Das Werk selbst ist noch ganz das alte, ohne von neuem abgedruckt zu seyn, ungeachtet es von Schreib- und Druckfehlern winnelt, die nichts weniger als unbedeutend sind, und eine so fehlerhafte Orthographie in den eigenen Namen hat, daß sich Hr. F. in den Zusätzen genöthigt sah, *Aegypten* zwischen *Deutschland* und *England* einzuschieben, weil die Vf. des Buches und des Verzeichnisses der Artikel *Egypten* schreiben, so wie *Ethiopien* und *Lacedemon*. Dabey hat der Vf. des Buches die seltsame Gewohnheit, ungewisse Jahrzahlen mit Auslassung der Einer auszudrücken. Z. B. Im J. 38 macht *Trafsbulus* (sic) der tyrannischen Regierungsform ein End. Im J. 82 v. C. bildete sich Theben zu einem Freystaat. Im J. 71 v. C. führt Archias eine griechische Kolonie nach Syracus. Alles ist so fehlerhaft und unvollständig, daß Hr. F. in den Zusätzen bey *England*, *Florida* und *Indostan* diese Sünden eingestehen muß:

Gggg

mufs: und wie schlecht oft die wichtigsten Artikel abgehandelt sind, davon nur eine einzige Probe:

„Rom und das Latium. „Dieses Stück Land, so wie der übrige Theil von Italien, war wahrscheinlich Weise bis auf Evanders Ankunft 964 v. C. von den Etruskern bewohnt. Evander erbaute in der Landschaft Latium die Stadt Palantium (sic). Um die Zeit des Trojanischen Krieges 904 v. C. (dieser Zeitpunkt ist nach Newton's systematischer Zeitrechnung) regierte Latinius in diesem Theile von Italien, und von ihm hat vermuthlich das Land seinen Namen bekommen. Während seiner Regierung landete Aeneas in Italien, heirathete des Latinius Tochter, die Lavinia, und erbaute die Stadt Lavinium. Sein Sohn Askanius baute Alba longa, und Romulus ein Abkömmling der Könige von Alba war der Stifter Roms 627 v. C. Er war der Erste von sieben Königen, wovon der letzte Tarquinius der Hoffartige war, mit welchem sich die königliche Würde nach einer Dauer von dritthalbhundert Jahren endigte. Auf das Königthum folgte die republikanische Regierung, während welcher die Römer 338 die Eroberung Latiums vollendeten u. s. w.“ Um aber auch ein Beyspiel von der Genauigkeit des Hn. F. in den Zusätzen zu geben, will Rec. nur anführen, was er unter andern von Deutschland sagt: „An die Stelle der zwey aufgehobenen geistlichen Kurfürstenthümer, Trier und Köln, traten zwey (?) neue weltliche, Würtemberg und Baden.“

So wie das eben angezeigte Werk, so ist auch die dazu gehörige Karte noch ganz mit der alten Platte abgedruckt, mit dem Unterschiede, dafs bey dem letzten Jahrzehend einige Zusätze gemacht sind, welche Rec. jetzt, so genau als möglich, angeben will. Florida und Louisiana sind den Engländern genommen, und ein Theil von Florida 1783 an die Spanier abgetreten, das übrige aber zu den vereinigten Staaten 1776 gezogen, mit einem Theile von Louisiana, dessen anderer Theil den Franzosen zuge-theilt ist. Aegypten ward 1798 von den Franzosen erobert und 1801 wieder geraumt. Bey Georgien ist die Unterwerfung unter russischen Scepter auf 1786 angedeutet, und bey der Crim die Jahrzahl 1783 hinzugefügt, da sie russisch wurde. Bey Dalmatien sind Punkte gemacht, welche auf den Friedensschluß von Udine deuten sollen. Eben so ist das Entstehen der batavischen, helvetischen, ligurischen und römischen Republik, so wie der Untergang Venedigs, durch Punkte angedeutet. Dagegen ist Mailand, ein Theil von Venedig, Modena und ein Theil des Kirchen-Staates durch die beygefügtten Sylben Cis-alpini zu einer Republik erhoben, wofür die Bezeichnung Cis-alpin-Kep. besser gewesen wäre. In Toscana sind die Jahrzahlen 1758 und 1801 hinzugefügt, so wie bey Ludwig XVI die Worte 65ten König. Rechnet man dazu noch, dafs vor der Unterschrift A. Amon sc. noch J. N. Champ etc. vorgestoichen ist: so wird man alles kennen, was man an der Platte verändert hat. Was aber einmal auf der Platte stand, ist unverändert geblieben, die Unterschrift *Wien mit k. k. Censurfreyheit* nicht ausgenommen. So ist auch selbst bey Frankreich am En-

de der Strich stehen geblieben, welchen der Vf. auf seinem Exemplare ausräut hat. Dagegen ist die Illumination weniger genau als bey der ersten Ausgabe, welche Rec. vor Augen hat. Domingo z. B. ist gar nicht illuminirt; die Unterwürfigkeit Roms unter den fränkischen und sächsischen Kaisern bis auf Otto ist nicht angedeutet; der Kirchenstaat mit keiner Farbe an den Grenzen ausgezeichnet, und der Wechsel in den Regierungshäusern oft zu bezeichnen vergessen worden, z. B. Spanien-Bourbon, die Normänner und das Haus Anjou in Neapel und Sicilien, Wilhelm der Eroberer und Heinrich Plantagenet in England. Die vorgefallenen Fehler in den neuen Veränderungen wird ein jeder selbst bemerken; Rec. fügt nur noch hinzu, dafs die Besitzungen der Engländer in Ostindien nicht angemerkt sind.

Rec. hat mit aller Treue den literarischen Betrug des Hn. F. dem Publicum vor Augen gelegt: um aber zugleich zu zeigen, wie sehr die Karte, auch wenn man noch so wenig ändern wollte, einer Abänderung in der ältern Geschichte bedurfte, will er noch auf die wichtigsten Fehler derselben aufmerksam machen. Dr. Priestley hatte in seiner englischen Karte das Newtonianische System der Chronologie befolgt, welches erst seit Cyrus 536 J. vor C. G. mit dem allgemein angenommenen Systeme übereinstimmt. Dadurch sind folgende den übrigen widersprechende Angaben auf der historischen Weltkarte entstanden. 904 vor C. wird Troja belagert, 883 Carthago erbaut, und 708 giebt Licurgus (sic) seine Gesetze. Rom mufs sich zweymal, 753 und 627 erbauen lassen. 1095 v. C. (am Rande erst 1080) wird Saul der erste König in Israel, und 804 stirbt Codrus, der letzte König der Athener: denn Athen wird erst 1080, gleichzeitig mit Sycon (sic), von Cecrops gegründet, so wie Sparta 1069 von Eurotas, und Tyrus 1050. Nach dem Buche gründete Cadmus Theben 1645 v. C. aber auf der Karte ist Thebens Erbauung um 1040 angegeben. So wie die älteste Geschichte Griechenlands, so ist die älteste Geschichte der Deutschen äusserst schlecht ausgefallen, dagegen unbedeutendere mit der grössten Genauigkeit behandelt sind. Was soll man dazu sagen, wenn man in Kleinasien Ionier oder Javaner liest, oder in Griechenland Iasier, nachher Pelasger, Hellenen und Griechen genannt, oder in Germanien Engländer, Tauricier u. dgl. angegeben findet? wozu noch die fehlerhaften Schreibarten kommen, z. B. Sycon, Licurgus, Lybier, Bythänien, Bosphorus, Sarracenen u. s. w.

F—G.

## ERDBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im Verlage des Industrie-Comptoirs: *Atlas der alten Welt*. Bestehend aus zwölf Karten, entworfen und gezeichnet von G. U. A. Vieth, und mit erklärenden Tabellen herausgegeben, von C. Ph. Funke. gr. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werk, welches den Namen der Hn. Vieth und Funke an der Stirne trägt, müssen wir neben dem

dem angezeigten ebenfalls wartend nennen. Es hat vor dem 1799 in der Schulbuchhandlung zu Braunschweig erschienenen Schulatlas für die alte Erdbeschreibung wenig mehr als die Gleichheit des Formats und die beygefügte Tabellen voraus, während es in andern Rücksichten denselben an Brauchbarkeit bey weitem nachsteht. Aber die Gleichheit des Formats hat eine andere üble Folge gehabt, daß die Karten nicht nach einerley Projection gezeichnet sind. Tab. I. enthält die *Homerische*, *Dionysische* und *Eratothenische* Erdtafel, die letzten aus *Voss* Uebersetzung der Virgilischen Idyllen genommen, mit dem Unterschiede, daß die Eratothenische Erdtafel in einem kleinern Malsitabe gezeichnet, und an die Stelle der gemeinen Erdtafel nach *Geminus* die im gleiches Format verkleinerte Homerische Erdtafel aus *Voss* Uebersetzung der Odyssee gesetzt ist. Daß die letzte Karte von *Voss* entlehnt sey, wird in der Vorrede nicht bemerkt: wir sollten meinen, ohne ausdrückliche Genehmigung dieses Gelehrten hätte man sich eine solche Zueignung des Fremden überhaupt nicht erlauben sollen. Allein die Copien sind noch überdies weder mit gleicher Genauigkeit, noch Feinheit gezeichnet als die Originale, und sind voll von Schreibfehlern, welche besonders die homerische Erdtafel, bey Auslassung nothwendiger Dinge, völlig unbrauchbar machen. Tab. II. *India et Persia*, ist mit abnehmenden Breitengraden, die in Verhältniß der Sinus fortgehen, entworfen, wobey man sowohl die *d'Anville'schen* als *Heeren's* Karte *Asia florentis Persarum imperio*, welche zu dem zweyten Theile seiner Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt gehört, mit Ueberlegung benutzt hat. Tab. III. *Asia minor* ist als Abwicklung einer Kegelfläche nach der von *Murdoch* angegebenen Entwurfsart gezeichnet, und hat vor allen früher erschienenen Karten den Vorzug, daß dabey die neuen Entdeckungen *Beauchamp's* beachtet sind. Auf derselben Karte befindet sich auch *Troja Homerica secundum d'Anville et le Chevalier*; aber die geringe Größe des Formats macht die Karte eines so wichtigen Landes wenig brauchbar. Tab. IV. *Palästina* nach *de l'Isle'scher* Entwurfsart, wobey die nach *d'Anville* von *Paulus* verbesserte Karte zum Grunde gelegt ist, hat vor der Karte im angeführten Schulatlas auch den Vorzug, daß sie nicht so durch Schreibfehler entstellt ist. Tab. V. *Arabia et Aegyptus* mit *Aethiopia supra Aegyptum* ist, wie *India et Persia*, mit abnehmenden Breitengraden entworfen, aber mit einer ganz verschiedenen Bezeichnungsart der Gebirge. Wenn die Karte im angeführten Schulatlas zu sehr mit Namen überladen ist, so hat dagegen diese derselben zu wenig. Tab. VI. *Africa* nach *Lambert's* Projection, doch mit Benutzung desselben Originals, welches bey der vorhergehenden Karte zum Grunde liegt. Tab. VII. *Graecia* mit *Epirus*, *Illyris Graeca*, *Macedonia* und *Thracia*, ist wieder, so wie alle übrigen Karten, nach *de l'Isle's* Methode als Abwicklung einer Kegelfläche entworfen, gehört aber, da so viele der wichtigsten Länder auf einen so kleinen

Raum zusammengedrängt sind, unstreitig zu den unbrauchbarsten, was den Werth des ganzen Atlases sehr heruntersetzt. Tab. VIII. *Italia* verdient wegen der Eingeschränktheit des Raumes denselben Vorwurf als Griechenland. Tab. IX. *Roma antiqua* ist so gut gezeichnet, als es bey dem kleinen Formate möglich war; aber das Format des ganzen Atlases hätte größer seyn sollen. Tab. X. *Hispania et Gallia* verliert bey dem kleinen Format eben durch die Vereinigung beider Länder ihre Brauchbarkeit, wenn sie auch durch andere Fehler weniger entstellt würde. Tab. XI. *Insulae Britannicae*, sehr gut gezeichnet, dagegen dieselben Inseln im Schulatlas um einen halben Grad der Breite zu nördlich gezeichnet sind. Tab. XIII. *Germania et Dacia* nebst den angrenzenden Ländern hat denselben Fehler, welcher schon bey Griechenland und Italien gerügt ist.

Die Tabellen zu diesen Karten kann man in dreyerley Sprachen bekommen, in deutscher, französischer und lateinischer, worunter der Käufer der Karten die Wahl hat. Zu jeder Karte gehört eine besondere Tabelle; die Tabelle zur ersten ist überschrieben: *über die Erdkunde der Alten*. Die homerische Erdtafel ist darin nach den *Voss'schen* Ideen erläutert, außer daß Hr. F. schon Delphi als den Mittelpunkt der Erde betrachtet. Alles Uebrige auf dieser Tabelle ist bis auf die Nomenclatur von den Meeren und Ländern der Alten Welt ein kurzer Auszug aus *Mannert's* Einleitung in die Geographie der Alten. Die übrigen Tabellen führen alle die Rubriken *Geographie* auf der einen, *Geschichte* und *Alterthümer* auf der andern Seite, die Tabelle zum Grundrisse von Rom ausgenommen, welche die *Geschichte* und *Beschreibung der Stadt* enthält. Sie enthalten nach der Wichtigkeit der Länder bald mehr, bald weniger, in einer bloßen Nomenclatur, ungefähr wie *Oberlin's Orbis antiqui monumentis suis illustrati primae lineae*. Ihr Gebrauch ist von keiner Bedeutung, da sie den Karten fast nur in den Ueberschriften angepaßt sind; ja *Thracien* ist unter den angrenzenden Ländern *Germaniens* auf der letzten Tabelle aufgeführt, da doch das Land auf der Karte von Griechenland steht. *Macedonien* ist in den Tabellen ganz vergessen. Zum Commentar der Tabellen ist ein *ausführliches Handbuch der alten Erdbeschreibung und Geschichte* bestimmt, und eben so wird ein mit diesem Atlas in Verbindung stehendes *Wörterbuch der alten Erdbeschreibung* besonders verkauft.

F—G.

PARIS, b. Courcier u. Dentier: *Tableau du climat et du sol des états — mis d'Amérique*. Suivi d'éclaircissements sur la Floride, sur la colonie Française au Sciato, sur quelques colonies Canadiennes et sur les Sauvages. Enrichi de quatre planches gravées, dont deux cartes géographiques et une coupe figurée de la chute du Niagara. Par C. F. Volney, membre du Senat conservateur, de l'institut national de France etc. (An XII. 1803.) T. I. II. 532 S. 8. (3 Rthl.)

Wir

Wir haben viele Werke über Amerika, in denen *Reisende* uns ihre vorübergehenden, *Kaufleute* ihre merkantilischen, *Reiselustige* ihre empfindsamen Ansichten, alle mehr oder weniger nach einem egoistischen Maassstabe, oder nach flüchtigen Eindrücken, mitgetheilt haben. Hier tritt ein, von Jugend an durch vielseitiges Reisen in entfernte Erdgegenden zur Beobachtung geschärfter, durch Erfahrung erprobter, und durch den Umgang mit vielen Völkern und Menschen fast entnationalisirter Weltbürger auf, und liefert genaue, vollständige Beschreibung. Er bohrt die Erde, misst die Höhen, folgt den Strömen und Gebirgen, wiegt die Luft, berechnet die Winde, beobachtet das Klima, beurtheilt den Boden und den Fleiss, den er verdient, so wie den Bewohner, den *ursprünglichen*, wahrlich kein Kind der Natur, sondern ein höchst verdorbenes Produkt ihrer Vernachlässigung, sowohl in den anerschaffenen Anlagen des Menschen, als den um ihn her dargebotenen Mitteln; und den *eingewanderten*, der in seltsamen Gemische aller Nationen und aller Charaktere überall neue Resultate darbietet.

So hat der durch seine *Ruinen* und sonst rühmlich bekannte Vf. ein Werk geliefert, welches nicht nur dem Geologen und Naturforscher zum Studium

dient, sondern jedem zu empfehlen ist, der einen Hang hat, sein Vaterland mit den Nordamerikanischen Freystaaten zu vertauschen. Für jene ist fast ausschliesslich der erste, für diese der zweyte Theil. Partielle Bemerkungen können da nicht eintreten, wo wissenschaftliche Uebersichten nöthig sind, die sich nicht fragmentarisch behandeln lassen. Wir können daher den ersten Theil blofs Männern empfehlen, wie *Humboldt* und *Steffens*, deren Geist mit Energie über der Erde schwebt, und von ihrer Finsterniss Licht zu scheiden sucht. In dem zweyten Theile haben die Untersuchungen über das gelbe Fieber, über die Ursachen des Fortkommens und des Verfalls der Anbauer, über den Charakter und die Lebensart der Wilden, so wie die Beurtheilungen der Werke *Bernhard Romans* über die beiden Florida, *Samuel Williams* über Vermont, *Belknap* über Newhampshire ein näheres Interesse für wissbegierige Leser oder auf Abentheuer ausgehende Wanderer. *Oldmixon*, sagt *Bernh. Romans*, ist der Einzige, der in seinem Werke des *British empire* über den Charakter der Wilden etwas Vernünftiges gesagt hat. Alle Europäer mit ihren Träumen einer schönen Natur haben nichts gesagt, als ungereimte Thorheiten.

GDZ.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Schleswig, b. Seringhausen: De Geographia Aristotelis. Sectio prima Mathematicam Philo-  
sophi Geographiam complexa, qua explorationem juventutis et orationes — indicit Bernh. Ludov. Königsmann, Athenaei Flenopolitani Rector, 1803. 24 S. 4.*

Ebendasselbst: *De Geographia Aristotelis. Sectio altera Physicam Stagiritas Geographiam complexa. Particula prior 1803; Particula posterior 1804; qua explorat. et declamationes habendas indicit B. L. Königsmann. S. 25—90. 4.*

Diese drey Programme, die, wie es scheint, nicht in den Buchhandel gekommen sind, verdienen eine öffentliche Anzeige, da sie rühmliche Beweise der Gelehrsamkeit eines Schulmannes sind, und sich auf einen Schriftsteller des griechischen Alterthums beziehen, der, wie im Mittelalter über Gebühr verehrt, jetzt fast eben so über Gebühr vernachlässigt wird. Hr. Königsmann hat den *Aristoteles* sehr fleissig gelesen, und wie die eingestreuten kritischen Bemerkungen und Conjecturen zur Wiederherstellung des oft verdorbenen Textes beweisen, nicht ohne Urtheil. Nur vermifsten wir hin und wieder Deutlichkeit, z. B. S. 9—11 in der Auseinandersetzung der Meinungen über die besondern Bewegungen der Planetenkreise, S. 13 warum der Südpol der oberheissen müsse, und an mehreren Stellen in der physischen Geographie. Wir glauben den Grund, ausser den Schwierigkeiten die in den Sachen liegen, zum Theil in dem lateinischen Ausdruck zu erkennen, der bey den astronomischen und physikalischen Begriffen und Verhältnissen zu weitläufigen befremdenden Umschreibungen seine Zuflucht nehmen muss, oder, schmiegt er sich den Worten des *Aristoteles* an, oft durchaus unverständlich bleibt, und der sich überhaupt bey unfrem Vf. nicht mit der nöthigen Leichtigkeit fortbewegt. Wir

wünschten daher wohl, dass Hr. Königsmann, wenn er diese Reihe von Abhandlungen vollendet hat, (die historische Geographie des *Aristoteles* soll noch folgen), ein Ganzes, aber deutlich daraus arbeitete. Denn so sehr wir die lateinische Sprache als einen Beweis gründlicher Gelehrsamkeit in Schul- und akademischen Schriften ehren: so thut hier doch die Sprache den Sachen zu grosen Eintrag, als dass ihre Aufopferung nicht baarer Gewinn werden sollte. Bey dieser Um- arbeitung könnte dann auch die mathematische Geographie vollständiger erscheinen, die Hr. K. jetzt ein wenig zu kurz abgefertigt hat; und wenn es gleich sein Zweck ist, nur des *Aristoteles* Geographie darzustellen: so kann diese doch nicht ganz verstanden werden, ohne Vergleichung der früheren geographischen Vorstellungen, und die Untersuchung wird interessanter, fruchtbarer, wenn man sieht, wie *Aristoteles* die Vorstellungen der Vorgänger auffasste, berichtigte und den Nachkommen überlieferte. Auch die physikalischen Ideen des *Aristoteles* (denn der Vf. beschränkt sich nicht auf physikalische Geographie) werden auf die Weise deutlicher und unterhaltender werden; in ihrer gegenwärtigen Darstellung mögen sie bey Mangel an Klarheit und einer herrschenden Dürre den Leser nur selten anziehen. Dann haben wir nichts gefunden, dass Hr. K. auf die aristotelischen Ideen Rücksicht genommen habe, die, zwar nicht mehr in *Aristoteles* Schriften vorhanden, bey *Plutarch*, *Diogenes von Laerte* u. a. angeführt werden. Kritik muss hier freylich erst sichten; aber es kann sich doch mancher einzelne Gedanke finden, der, wo nicht als Eckstein das Gebäude gründen, doch als Füllstein es vollenden oder zieren hilft. — Alle diese Bemerkungen sollten zeigen, wie sehr wir einer Arbeit, die uns keinesweges gleichgültig ist, die höchste Vollendung wünschen, und wie fähig und willig wir Hn. K. achten, ihr diese Vollendung zu geben.

V. S. A.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 29 J U N I U S, 1 8 0 4

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Göschen: *Die neuesten Entdeckungen französischer Gelehrten in den gemeinnützigen Wissenschaften und Künsten*. Ein Journal für Aerzte, Physiker, Technologen und Oekonomen. Herausgegeben von Dr. K. H. Pfaff in Kiel und Dr. Friedländer in Paris. Jahrgang 1803. 8. (Pr. des ganzen Jahrgangs 6 Rthlr. 18 gr.)

Unter allen Journalen, welche uns die Fortschritte auswärtiger Nationen in der Naturgeschichte, Physik u. s. w. mittheilen, ragt dieses hervor, und Rec. trägt kein Bedenken, dasselbe aus dem Grunde das wichtigste zu nennen, weil es uns mit mehrern Zweigen der Literatur Frankreichs bekannt macht, wo jene Wissenschaften bis zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gedeihen. Zuerst kam diese Zeitschrift unter dem Titel: *Französische Annalen für die allgemeine Naturgeschichte, Physik, Chemie, Physiologie und ihre gemeinnützige Anwendung* in Hamburg b. Perthes heraus; es erschienen aber davon nur vier Hefte. Jedes Stück dieses neuen Journales enthält drey Rubriken: I. *Abhandlungen*, welche größtentheils Auszüge aus grössern Werken oder Zeitschriften sind, zum Theil aber als Manuscripte den Herausgebern mitgetheilt wurden. II. *Literatur*, kritische Anzeigen neuer Schriften. III. *Correspondenz*, literarische und technische Nachrichten und Neuigkeiten, gelehrte und andere Gesellschaften und Unterrichtsanstalten, biographische Nachrichten. Dieser Abschnitt wird vorzüglich durch die lehrreichen Briefe des Hn. Dr. Friedländer, der sich in Paris aufhält, interessant. Wir wollen jetzt, mit Uebergehung alles minder Wichtigen, den Lesern hauptsächlich diejenigen Abhandlungen und Mittheilungen, die sich entweder durch Neuheit der Gedanken oder ein besonderes Interesse der Behandlung auszeichnen, aufführen. Eine vollständige Anzeige des Inhalts der einzelnen Stücke verbieten uns theils Raum und Zweck dieser Zeitung; theils glauben wir auch, daß sich das Publicum sowohl durch eigene Lectüre, als durch die in den *Int. Blättern* mitgetheilten Inhaltsanzeigen hinlänglich damit bekannt machen werde.

I St. Januar. Nachtrag zu Cuvier's Abhandlung über die Würmer, die rothes Blut haben, im IV Hefte der französischen Annalen S. 60, nebst einer Abbildung des innern Baues und insbesondere der Circulationswerkzeuge des *Lumbricus marinus* (*Arenicola Larmarck*). Zwey Gefäße, welche an dem Seiten des

J. A. L. Z. 1804. Zweyter Band.

Darmkanales kriechen, machen, bey ihrer Verbindung mit der Lungenpulsader, zwey Anschwellungen, die man für ein paar Herzen ansehen kann. Kein Tropfen Blutes kann in den Körper zurückkehren, der nicht mit dem umgebenden Elemente in Berührung gebracht worden. Cuvier nennt dieses eine vollkommene Respiration. — Bericht der Bürger Haüy und Vauquelin über eine Abhandlung des Bürgers Leblank die Krystallisation der Salze betreffend. Dieser würdige Gelehrte, dessen Werk auf Kosten der Regierung gedruckt wird, bemerkte, daß alle krystallisirten Salze eine primitive Form haben, die beständig ist, und die nur durch eine zahllose Menge von Ursachen sich abändert. — Ueber die Arbeiten aus gebrannter Erde, und insbesondere über die Töpferwaaren und die Hygiocerames, eine neue Gattung derselben. Vom Bürger Fourmy. Ein gedrängter Auszug aus der interessanten Schrift: *Memoires sur les ouvrages de terres cuites, et particulièrement sur les poteries* von Fourmy, der schon im Jahre IX eine neue Gattung von Töpferwaaren bekannt machte. Den Beschlufs dieses Auszuges liefert das II St. Nr. III. Die hier genannten Arbeiten sind die Ziegel, Backsteine und die 6 verschiedenen Arten von Töpferwaaren, von welchen sich die Hygiocerames am meisten auszeichnen. — Untersuchungen über die verschiedenen Gattungen der *Ipecacuanha* (Brechwurzel). Vom Bürger Decandolle. Die gebräuchlichste *Ipecacuanha* gehört zur Familie der *Rubiaceae*, außerdem findet man noch unter den Veilchen und Apocineen mehrere Brechen erregende Wurzeln, die leicht mit der *Ipecacuanha* verwechselt werden. — Note über den *Aya-Pana*, eine im Rufe eines Universalheilmittels stehende Pflanze Südamerikas, und ihre große Heilkräfte bey Schlangenbissen und Verwundungen, der Classe der physischen und mathematischen Wissenschaften des National-Institutes vom Bürger Ventenat vorgelesen. Nicht bloß im südlichen Amerika sondern auch zu *Isle de France* wird diese Pflanze als Gegengift gegen den Biss der Schlangen und Verwundungen von vergifteten Pfeilen, so wie auch gegen Wässersucht gebraucht. Unter der Rubrik *Correspondenz* zeichnet sich besonders ein Schreiben des Dr. Friedländer an Prof. Pfaff aus, welches reich an allerley Neuigkeiten aus der Mineralogie, Botanik, Naturgeschichte, Chirurgie etc. ist; eben so die kurzen Nachrichten von den neuen Erfindungen, welche vorzüglich die Verbesserungen der Fabriken betreffen. Auch glaubt Rec. auf eine Nachricht unter dem Titel: *Briefpost durch Meeresströme* aufmerksam machen zu müssen. Sie besteht darin, daß man

H h h h

Brie-

Briefe in versiegelten Flaschen ins Meer wirft, die dann am Ufer aufgefischt werden. Das hier vom Capitain Bozel erzählte Beyspiel ist sehr merkwürdig und lehrt, daß eine solche Flasche einen Weg von 200 französischen Meilen in 67 Tagen zurücklegen könne.

**II St. Februar.** Ueber die Luftreinigung und Zerstörung der Ansteckung durch die Räucherungen mit Mineral Säuren nach Anleitung der zweyten Ausgabe von Guyton-Morveaus *Traité des moyens de désinfecter l'air etc.* Paris Jahr XI. Carmichael Surryth's und Guyton-Morveaus Entdeckungen, Contagien epidemischer Krankheiten, und schädliche Miasmen der Luft durch Räucherungen mit Mineral Säuren, und insbesondere mit der Salpetersäure und der oxygenirten Salzsäure, zu zerstören, ist gewiss eine der herrlichsten Erfindungen, die durch neue Versuche immer mehr bestätigt zu werden verdient. Durch die Uebersetzung des Hn. Pfaff ist diese Schrift in Deutschland allgemeiner bekannt geworden. — Ueber einige chemische Fabriken in Paris von Hn. Dr. Friedländer und Hn. Osieroth aus Danzig, nebst zwey Abbildungen. Die Fabriken, welche diese Gelehrten gemeinschaftlich besuchten, waren das Arsenal, um die Reinigung des Salpeters zu sehen, dann eine neue Fabrike, wo man Salpetersäure, und Javelle, wo man Salniak und Natrium bereitet. — Untersuchungen über die Ausdehnung der Gasarten und der Dämpfe durch die Wärme. Von Gay-Lussac. Eine sehr interessante Abhandlung, die mehreren unserer Leser vielleicht durch die Uebersetzung in Gilberts *Annalen* schon bekannt ist. — Chemische Analysen mehrerer Mineralkörper. Die hier unter suchten Mineralkörper sind der Boracit, der Muviacit von Salzburg, der Diapore, der Oisit oder Anatase, und die sogenannte reine Thonerde von Sachsen. — Resultate des Feldzuges der Franzosen in Aegypten für die Arzneywissenschaft. Aus Deso Genettes *Histoire médicale de l'armée d'Orient*. Die Hauptnachrichten betreffen die Pest, von welcher uns der Vf. sehr wichtige Bemerkungen mittheilt. — Unter der Rubrik *Correspondenz* findet man wichtige Nachrichten über Knochenbouillon und Knochengelee, ein Geschenk für die häusliche Oekonomie. Ein Pfund Knochen gab vier Pfund solcher Gelee, während ein Pfund Fleisch kaum fünf Unzen liefern würde. — Ferner neue Erfahrungen im Großen von der Schutzkraft der Knüppchen in Paris gemacht. Von 10000, welche überhaupt in Paris vaccinirt wurden, ist kein Einziger von den Blattern angesteckt worden.

**III und IV St. März und April.** Abhandlung über die Zahl, die Natur, und die unterscheidenden Charaktere der verschiedenen Materialien, welche die Steine, die Bezoarde und die verschiedenen Concremente der Thiere bilden. Von A. F. Fourcroy. Aus dem *Annales du Museum II Cahier*. mit einer colorirten Kupfertafel. Fourcroys und Vauquels Versuche haben gelehrt, daß man außer der Urinsäure und der phosphorfauren Kalkerde, noch urinsaures Ammoniak, urinsaure Soda, ein dreyfaches Salz aus Phosphor, saure, Ammoniak und Kalkerde, sauerliche phosphor-

saure Kalkerde, kleesaure Kalkerde, kohlenfaure Kalkerde, bisweilen selbst Kiesel-erde, endlich ein besonders Fett, (*adipocire*) und eine harzige Materie in diesen verschiedenen Concrementen finde. — *Medicinische Geschichte der französischen Armee in St. Domingo* u. s. w. von Gilbert. Wenn gleich die Beschreibung des gelben Fiebers, mit welchem Hr. G. sich vorzüglich beschäftigt, manche Idee enthält, der wir nicht beypflichten können, so ist sie doch im Ganzen sehr lehrreich, und zeigt den Vf. als einen trefflichen Beobachter. — *Claussiers Versuche über die Einwirkung des geschwefelten Wasserstoffgases auf Thiere*. Man sieht aus diesen Versuchen, daß das geschwefelte Wasserstoffgas eines der stärksten Gifte sey, welches schon durch die bloße äußere Einsaugung den Tod verursachen kann. — Die Correspondenz u. s. w. enthält auch die Fortsetzung der galvanischen Neuigkeiten aus Paris. Gautherot bemühte sich in der galvanischen Gesellschaft die Volta'sche Theorie durch Versuche zu bekämpfen. Robertson zeigte einen äußerst sorgfältig gearbeiteten Condensator vor. Der Präsident Nauche machte galvanische Versuche an einem Gelähmten, dessen Besserung durch die Anwendung des Galvanismus täglich immer mehr erfolgte. — Ferner zeichnen wir aus: *Neues Mittel gegen den Bandwurm*. Der Kranke nimmt nüchtern des Morgens eine Drachme Schwefeläther in einer starken Abkochung der männlichen Farnkraut-Wurzel, und eine Stunde nachher zwey Unzen Ricinusöl mit irgend einem Syrup zu einem Looch gemacht. — Unter den Nachträgen verdient bemerkt zu werden die Abhandlung über die Theorie der Elektricitäts-erregung und über eine neue, durch die metallische Elektricität erzeugte Erscheinung von H. L. Tremery, Bergwerks-Ingenieur. Vorgelesen im Nationalinstitute den 6 Pluviose des Jahres XI. Ein Auszug, vom Vf. selbst im Mft. den Herausgebern mitgetheilt. Um einen Körper zu elektrisiren, ist es, nach des Vf's Meinung, hinreichend, den kleinsten Theilchen desselben gewisse kleine Schwingungsbewegungen mitzuthellen.

**V St. May.** Beyträge zur Lehre vom Galvanismus, aus den neuesten Arbeiten französischer Naturforscher gesammelt. Zuerst findet man hier einen Auszug aus folgender Schrift: *Nouvelles Expériences Galvaniques, faites sur les organes musculaires de l'homme et des animaux à sang rouge* par P. H. Nyssen, Médecin. Paris an XI. Bey einem Menschen, der um 2 Uhr 4 Minuten enthauptet wurde, war um 6 Uhr, das Herz noch das einzige Organ, welches sich für den Reitz des Galvanismus empfänglich zeigte. Bey ein paar Meer-schweinchen zeigte die Gebärmutter keine Spur von Zusammenziehung. Versuche am Hunde, die auf eine verschiedene Art getödtet wurden. Nachricht von Vassalli-Eandes, Giulio und Rossis galvanischen Versuchen, welche den 22 und 29 Thermidor des Jahres X an dem Kopfe und stumpfe dreyer Menschen, kurze Zeit nach ihrer Enthauptung, angestellt worden waren. Arcands Versuche über die Zusammenziehung der Blutröhre durch den Strom der Volta'schen Säule. — Ueber den hydraulischen Wind, (*Bélier hydraulique*) und



über die Art seine Wirkungen zu berechnen. Von Montgolfier. Nach einer handschriftlichen Mittheilung des Vfs. — Chemische Untersuchung des Saftes der Carica papaya. Vom B. Vauquelin. Er besitzt alle Eigenschaften, welche den thierischen Substanzen, und insbesondere dem Eyweißstoffe des Blutes angehören. — Neue Versuche über die Reinigung des Nickels und seinen Magnetismus. Sie widerlegen die Meinung einiger Physiker, daß der gereinigte Nickel gegen die Einwirkung des Magnetismus unempfindlich sey. — Unter der Literatur befindet sich auch: Leichtes Mittel, das Wasser lange vor Fäulnis zu bewahren. Von Bertholet. Es geschieht, dieses indem man die ganze innere Fläche der Fässer verkohlen läßt. — Desgleichen über den Monds-Ursprung der vom Himmel gefallenen Steine. Nach Biots Hypothese sind diese Steine von der Oberfläche des Mondes ausgeschleudert worden.

VI St. Junius. Skizze der Geschichte des öffentlichen Unterrichts seit der Revolution und des jetzigen Zustandes desselben in Frankreich. Ein sehr interessanter Aufsatz von Hn. Dr. Friedländer, von welchem der erste Theil eine historische Skizze des öffentlichen Unterrichts in Frankreich bis zur Revolution 1789 liefert, der andere hingegen von dem öffentlichen Unterrichte in Frankreich vom Anfange der Revolution 1789 bis zum Brumaire des Jahres VIII handelt. — Darstellung der Fortschritte der Wollenveredlung in Frankreich, durch Einführung der spanischen Schaafe, und Beschreibung der Nationalschäferey in Rambouillet, von Hn. Landrath v. Winke. Die Oekonomen finden hier sehr wichtige Bemerkungen über die Wartung, Fütterung und Fortpflanzung der Schaafe, nebst allen andern zur Schaafezucht gehörigen Gegenständen. — Bericht einer von der Classe der physischen und mathematischen Wissenschaften niedergesetzten Commission zur Untersuchung der Methode, durch die Kuhpocken für die wirklichen Pocken zu schützen. Obnerachtet dieler Bericht eben nicht viel Neues enthält: so trifft man doch manche Beobachtung und Bemerkung darin, wodurch die in Deutschland und andern Ländern gemachten Erfahrungen über diesen Gegenstand trefflich bestärkt werden. — Zu den interessanten literarischen Nachrichten dieses Heftes gehören: Aehnlichkeit des Saamenstaus der Pflanzen mit dem thierischen Saamen in seiner Mischung. Serum des Blutes, ein guter Excipient und Surrogat des Oels. Der Erfinder ist ein spanischer Chemiker Carbonet. Man nimmt eine Portion pulverisirten Kalkes, rührt ihn mit Blutterum zusammen, bis sich eine etwas dicke Flüssigkeit die zum Mahlen tauglich ist, bildet; und nun trägt man sie mit einem Pinsel auf die Oberfläche, die man bemahlen will. Man mischt mit diesem Pigmente Mahlererden von allerley Farben, die aber von einer thon- oder kalkartigen Natur seyn müssen: denn Metalloxyde taugen nicht dazu. In Barcellona hat man die Brücke des Palais Royal, alle Thüren und Fenster eben desselben Pallastes, die Balcone des großen Handlungshauses u. s. w. damit angestrichen.

VII und VIII St. Julius und August. Bericht der Central-Comite für die Kuhpocken, die in Paris

durch Subscription zur Untersuchung dieser Entdeckung errichtet worden ist. Der Bericht selbst theilt sich in drey Hauptabschnitte; der erste enthält die Geschichte der Verbreitung, der zweyte beschreibt die Wirkung der Kuhpocken genau, und der dritte untersucht die dagegen gemachten Einwendungen. — Auszug aus den chemischen und medicinischen Untersuchungen und Erfahrungen des B. Nicolas, Prof. der Chemie zu Caen, und Guédeville, Arztes zu Caen, über die Harnruhr. (Phthisie sucrée). Das Resultat dieser Untersuchung ist, daß der Urin der Harnruhrkranken, weder Urinsäure, noch Benzoesäure enthält, daß das Ammoniak und die phosphorsauren Salze sich nur in sehr geringer Menge darin befinden, daß er in die saure und spirituöse Gährung übergeht, und Schleinzuckerstoff enthält. Im Blute aber findet man keinen Schleinzuckerstoff wie Rollo behauptet, so wie der Faserstoff nicht seltener, und das Serum reichlicher als im gefunden Zustande, darin ist. — Ueber die gasförmige Hauttranspiration. Von Trausset. (Annales de Chimie N. 133). Die Luft, welche T. zur Untersuchung anwandte, wurde von Personen im Bade gesammelt, und hieraus erklärt sich, daß T. bloß Stickgas und nicht auch wie Abernethy kohlenfaures Gas erhielt. — Chemische Beobachtungen über die Veränderungen verschiedener thierischer Flüssigkeiten, durch die Einwirkung des Galvanismus. Ange stellt von Larclier, Dabencourt und Zanetti dem Aelteren (Annales de Chimie N. 134). Unter mehrere Flüssigkeiten, welche der Einwirkung des Galvanismus ausgesetzt wurden, gehört auch der Urin, bey welchem aber keine eigentliche Zersetzung, sondern nur eine partielle Abtrennung seiner Salze statt findet. Die Vfs. warnen daher den Galvanismus auf dieses Organ vor seiner Ausleerung anzuwenden. — Beyträge zur pharmaceutischen Chemie. Notiz von der Zusammensetzung und dem Gebrauche der Schokolade. Von Parmentier (Annales de Chimie N. 134). Ein sehr interessanter Aufsatz, worin nicht allein die beste Bereitungsart gelehrt, sondern auch die verschiedenen Verfälschungen, nebst den Mitteln dieselben zu entdecken aufs unendlichste gezeigt werden. Pharmaceutisch-chemische Abhandlungen über verschiedene Veränderungen, welche die salzsauren Quecksilbersalze, durch die Einwirkung verschiedener Körper erfahren. Von Bonallay, Apotheker zu Paris, (Annal. de Chimie N. 131). Diese sehr lehrreichen Versuche beweisen, daß der Mercur. Sublim. corrosiv, ein sehr zersetzbares Salz sey, und daß man sehr vorsichtig in Rücklicht der Vehikel seyn müsse, in welchen man denselben als Arzneymittel verschreibt, von denen das destillirte Wasser, das Gummi und der Zucker die besten sind. — Ueber die chemische Natur der Ameisen, und über das gleichzeitige Daseyn zweyer Pflanzensäuren in diesen Insecten. Von H. F. Fourcroy (Annales du Muséum national d'histoire naturelle V Cahier). Das Skelett der Ameisen besteht aus Kohle, Wasserstoff, wahrscheinlich Sauerstoff, mit phosphorsaurem Kalk gemischt. Außerdem enthalten sie im Alkohol aufgelöstes Harz, Eyweißstoff, thierische Gallerte, und endlich Apfelsäure



säure und Essigsäure, die sehr concentrirt zu seyn scheinen. — *Versuche, welche die Gegenwart von vollkommen gebildeter Blausäure in einigen vegetabilischen Substanzen beweisen.* Von Vauquelin, (*Annal. de Chimie* N. 134). Diese Blausäure bildet mit dem Eisen einen grünen Niederschlag, woraus sich schliessen lässt, daß sie oxygenirt sey. — Unter den *Correspondenz-Nachrichten* enthält der *Auszug aus einem Briefe des Dr. Friedländers an Dr. Pfaff*, (vom 22 März) kurze Nachrichten von Guyton's, aus Platina verfertigten Pyrometer, von dem neuen Metalle *Palladium* und *Thenot's* Arbeit über die Weingährung. — Unter der Rubrik: *Zoologische Neuigkeiten* findet man einen Auszug aus einer größeren Abhandlung: *Anatomische Bemerkungen über das Nilkrokodil*, (*Annal. du Muséum d'histoire naturelle VII Cahier*.) Diese lehren, daß das Krokodil das einzige bekannte Thier ist, dessen obere Kinnlade, über der untern beweglich ist. Neue Krokodilspecies aus St. Domingo von Geoffroy. (Ebenfalls aus dem 7 Hefte der *Annal. du Muséum etc.*) *Tubicinella*, ein neues Geschlecht nach Lamarck. — Der so reichhaltige und jedem Physiker so interessante *Brief des Hn. v. Humboldt an Delambre*, beständigen Secretär des Instituts; (datirt Linnä den 25 November 1802) leidet keinen Auszug. Die zu diesem Hefte gehörige Kupfertafel, stellt das *Eupatorium Ays-Pana*, in der Blüthe und in der natürlichen Gröfse vor.

IX St. September. *Neueste Arbeiten französischer Gelehrten den Galvanismus betreffend.* Auszug aus Aldinis bekannter Schrift: *Précis des expériences galvaniques faites récemment à Londres et à Calais*, welche die Versuche enthält, die er in London bey einem Geheekten anstellte, und die er zu Fort Rouge über den Durchgang des Galvanismus durch einen Theil des Oceans machte. Die im *Journ. de Physique* (Ventose Jahr XI) in 2 Aufsätzen von Lagrange erzählten Versuche, beweisen weder die Verschiedenheit des Galvanismus von der Elektricität, noch daß die Vitalität durch ein positives und negatives Fluidum hervorgebracht werden. *Delamethrie* galvanische Versuche über die Reizbarkeit des Faserstoffes des Blutes, und über die Entfärbung des letztern. Im *Germinalhefte* des Jahres XI sucht *Lagrange* zu beweisen, daß das Oxyd der Metallplatten, die Wirksamkeit des Galvanismus nicht hindere. Ebendasselbst findet man einen interessanten Bericht von *Vassalli Eandi*: über die Wirkung des Galvanismus, und über die Anwendung desselben und der Elektricität auf die Heilkunst. Am anerkanntwürdigsten war die Heilung einer Wasserscheu von *Rossi*. — *Beiträge zur technischen Chemie.* Aus den *Ann. des Arts etc.* Nr. 33. *Primaire An XI*. Ueber die Bereitung des essigsauren Eisens (Eisenflüssigkeit, *Liquor de fer*), das in der Färberey und in den Cat-

tunfabriken als Beitzungsmittel gebraucht wird. Methode den Copal gerade zu in Weingeist und Terpenthinöl aufzulösen. Ein holländischer Glasarbeiter *Demmeil* lehrte dieselbe *van Mons*, und sie beruht darauf, daß man die Dämpfe des Weingeistes auf dem Copal wirken läßt. Methode, das Gelb des Waus (*Reseda luteola*) für die Papiertapeten zu bereiten. — *Neues Pyrometer von Platina.* Von *Guyton Morveau*. Vermittelt dieses Instrumentes ist man fähig, die grösste Hitze unserer Oefen zu messen. Alle Stücke des Instrumentes sind von Platina, und daher weder Oxydation noch Schmelzung zu befürchten. — *Statische Lampe, welche das Oel zu jeder beliebigen und sich gleich bleibenden Höhe hebt.* Eine Erfindung des Hn. von *Edelkranz*, welche hier sehr umständlich mitgetheilt wird. — *Auszug aus dem Berichte der Hn. Fourcroy und Berthollet über die Abhandlung des Hn. Thenard, die Weingährung betreffend.* Die Versuche der letzten Gelehrten zeigen den Unterschied der Wirkung des Gährungstoffes im festen und flüssigen Zustande, und führen auf ein Princip, das man bis jetzt vernachlässigt, nämlich auf den Stickstoff. — *Chemische Untersuchungen über den Pollen oder Saamenstaub des ägyptischen Dattelbaumes (Phoenix dactylifera).* Von *Fourcroy*. (Aus den *Ann. du Muséum d'histoire naturelle VI Cahier*.) Der Pollen des ägyptischen Dattelbaumes enthält Aepfelsäure, Phosphorsäure, Kalkerde und Talkerde, eine thierische und eine pulverigte Materie. — *Neueste Verhandlungen französischer Gelehrten über die vom Himmel gefallenen Steine.* Ein trefflicher Aufsatz, der zuerst eine kurze Uebersicht von dem liefert, was *Patrin*, *Sage*, und von *de Drée* in *Journ. de Physique*, und *Vauquelin* in den *Annales de Chimie* über diesen Gegenstand abgehandelt. Am ausführlichsten ist dieser Gegenstand in einer kürzlich herausgekommenen Schrift beschrieben, welche den Titel führt. *Des pierres tombées du Ciel etc.* par *Jos. Izarn*, Paris 1803. Am Ende dieser Schrift ist eine Tabelle, welche die verschiedenen Beobachtungen liefert. Die vom Vf. angegebene Erklärungsart dieses Phänomens ist sehr hypothetisch. — *Merkwürdiges Beyspiel eines sehr hohe Grade von Hitze ungekräft anhaltenden Menschen.* Ein 23 jähriger Spanier tauchte in Gegenwart *Pinels* und *Huzards* seine Hände und Füße in kochendes Oel, und rieb sich das Gesicht damit. Selbst seine Zunge bestrich er mit einem glühenden Spatel, ohne daß sie versengt wurde, oder sich entzündete. — *Von einem neuerlich entdeckten Thiere in Neuhoolland, welches von Hn. Geoffroy Fascolemis benannt ist, und zwar weil es zwischen dem Beuteltiere und Murmelthiere in der Mitte steht.* In den *Annal. du Musée* wird derselbe eine Zeichnung davon liefern.

(Der Beschlus folgt.)

Druckfehler. In N. 104 S. 204 Z. 21 u. 22 v. oben f. *tonici* l. *tonici*. N. 105 S. 209 Z. 26 v. unten f. *ex vocale* l. *ex voca-*  
 41, S. 215 Z. 26 v. u. f. *Lujinus* l. *Rufinus*, S. 216 Z. 22 v. o. f. *εραπομω* l. *εραπομω*. N. 106 S. 221 Z. 5 v. o. f. *Vers nicht ein-*  
*mahl* l. *Vers, nicht etwa nur Einmahl*, Z. 6 v. u. f. 1, 15. 16 l. 36, S. 222 Z. 30 v. u. f. *die* l. *dir*, Z. 20 v. u. f. 544 l. 5. 44.  
 Z. 6 v. u. f. *Es wird nothig seyn* l. *Es wird kaum nöthig seyn*, S. 223 Z. 3 f. *immer* l. *stimmer*. N. 107 S. 228 Z. 4 v. u. f. *auf die*  
*dactylischen* l. *auf die trochäischen, dactylischen*.

# J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 30 J U N I U S, 1804

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Götschen: *Die neuesten Entdeckungen französischer Gelehrten in den gemeinnützigen Wissenschaften und Künsten. etc.* Von Dr. K. H. Pfaff und Dr. Friedländer etc.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

X St. October. Ueber Berthollets chemische Statik, und die in derselben aufgestellten neuen Ansichten der chemischen Actionen. Die atomistische oder Corpusculartheorie ist bey ihm zum Grunde gelegt, und von der wechselseitigen Anziehung der kleinsten Theilchen hängen alle chemische Erscheinungen ab, welche man Verwandtschaft nennt. Als Basis der ganzen Affinitätslehre stellt er auf, dass die Verwandtschaft der verschiedenen Substanzen, durch welche sie eine Verbindung einzugehen suchen, im Verhältnisse der relativen Energie, welche sie in jeder Substanz hat, und der Quantität jeder Substanz, welche sich in der Sphäre der Wirksamkeit befindet, stehe. Die Cohäsionskraft bestimmt die Verbindung selbst von ungleichartigen Theilchen, und wird eben dadurch in manchen Fällen Zusammensetzungs-Verwandtschaft. Im 2 Kap. handelt der Vf. von der Auflösung, im 3ten von der wechselseitigen Action der Substanzen, welche in Auflösung erhalten werden, und im 4ten von der Verbindung (*de la combinaison*). — *Physikalische Untersuchungen über die Frage: welches ist der Einfluss der Oxydation auf die Wirkung der electrischen Säule des Volta?* Von Biot. Dieser zeigt durch sehr lehrreiche Versuche, dass Volta's Meinung, man könne bey der Electricitätsentwicklung der Oxydation nichts zuschreiben, irrig sey. — *Versuche mit dem sogenannten Gummi Kino.* Von Vauquelin. Man nennt dasselbe sehr uneigentlich Gummi, da es keine Eigenschaft des Gummis besitzt. Es besteht größtentheils aus Gerbestoff, und schlägt eine Auflösung des Eisens grün nieder, welche Farbe durch die Berührung der Luft ins Schwärzlichbraune übergeht. — *Beobachtungen über das Bleichen mit Dämpfen* von Bosc. (Aus N. VIII des *Bullet. de la société d'encouragement de l'industrie nationale*). Der Vf. sucht das Bleichen mit Dämpfen in einem verschlossenen Gefäße in Aufnahme zu bringen. Die dazu erforderlichen Operationen, nämlich das Kochen in weicher Seife, das Bad in der oxygenirten Flüssigkeit, die Dampflauge, und das saure Bad werden sehr umständlich beschrieben. — *Eine Weise, Schornsteine zu bauen und zu modificiren, um sie in gewissen Fällen für's Rauchen zu sichern*, von Piault. (Aus derselben Nr. desselben Journales). Durch eine Scheidewand ist der Schornstein in zwey Hälften getheilet, so dass zwey Theile der Seitenmauer sich durch die Scheidewand in rechte Winkel, doch in einander entgegengesetzter Richtung vereinigen. Von welcher Seite nun auch die Sonne oder der Wind kommt, so ist die andere geschützt. Eine beygefügte Abbildung macht alles deutlicher. — *Robertsons physikalische und physiologische Beobachtungen auf seinen beiden von Hamburg aus unternommenen Luftreisen, nebst einigen Anmerkungen.* Hr. Robertson hat dem Hn. Prof. Pfaff, die ausführliche Beschreibung seiner am 18 Julius 1803 in Hamburg unternommenen Luftreise, welche er an die Petersburger Akademie der Wissenschaften gerichtet, mitgetheilt, von welcher das Wichtigste in diesem Journale ausgehoben ist. Die ganze Beschreibung ist so reich an wichtigen Beobachtungen, dass wir sie der Aufmerksamkeit unserer Leser bestens empfehlen. Die zu diesem Aufsatze gehörige Kupfertafel stellt ein Instrument vor, durch welches man die Verdünnung der Luft in höhern Gegenden messen kann. — Die Rubrik: *Medicinische Neuigkeiten*, liefert bloß die Heilung einer Wasserscheu durch den Galvanismus von Rossi, deren schon im vorigen Stücke Erwähnung geschehen. Sehr richtig fragt hiebey Hr. Pfaff: welchen Beweis hat man, dass der Hund wirklich wüthend, und dass der Kranke kein Betrüger war.

XI St. November. Ueber Deluc's neuesten Angriff der antiphlogistischen Theorie. Hr. Pfaff liefert hier eine treffliche Kritik des kürzlich herausgekommenen Werkes von J. A. Deluc: *Introduction à la physique terrestre par les fluides expansibles, précédée de deux Memoires sur la nouvelle Theorie chimique, considérée sous differens points de vue, pour servir de suite et de développement aux Recherches sur les Modifications de l'Atmosphère* 2 Bände. gr. 8. Paris Jahr XI.) — *Fernere Untersuchungen und Verhandlungen französischer Gelehrten über die meteorischen Steinmassen.* Man findet hier einen gedrängten Auszug aus der sehr interessanten Reisebeschreibung des Herrn Biots, welche er in der Absicht machte, die Realität eines zu L'Aigle den 6ten Floreal des Jahres XI beobachteten Meteors zu bestätigen. Der Titel dieser Schrift ist: *Relation d'un Voyage fait dans le Departement de l'Orne, pour constater la réalité d'un meteor, observé à l'Aigle le 6 Floreal an XI par J. C. Biot.* — Auszug aus einer Abhandlung des Bürgers Seguin über das fiebervertreibende Princip der Chinarinde. Hr. S. glaubt aus

aus sehr hypothetischen Gründen, daß die Gallerte in ihrem reinen Zustande ein besseres fiebervertreibendes Mittel als die China sey. In dem Correspondenzblatte dieses Hefes ist *Cuviers Abhandlung über die fossilen Thierknochen, die auf dem Montmartre gefunden worden*, äußerst interessant. Höchstwahrscheinlich sind die Knochen von einem Thiere, das zwischen Rhinoceros und Tapir gehört, und welches er *Planoterium* nennt. Im *Jardin des Plantes* hat man zu dem weiblichen Elephanten einen männlichen gefellt. *Descotils* hat in der Platina ein neues Metall entdeckt. Von *Condier* haben wir zwey neue Reisebeschreibungen zu erwarten, wovon die eine über Teneriffa, die andere über Auvergne handelt. — *Palladium, eine Verbindung von Platina und Quecksilber*. *Chenerix* war so glücklich, durch einen synthetischen Versuch zu beweisen, daß das Palladium kein eignes Metall, sondern aus Platina und Quecksilber zusammengesetzt sey. — *Neuvelles aus Paris vom 21sten October*. *Vauquelin* und *Hauy* behaupten, daß *Hn. Trommsdorfs neue Aguß-Erde* nichts als phosphorsaurer Kalk sey. Das *Brown-Röschlaubische System* hat in Paris ein neues Journal erhalten, welches den Titel hat: *Vraie Theorie medicale*.

XII St. December. Nebst einem Anhang. (Mit zwey Kupfern.) *Neueste Abhandlungen französischer Gelehrten, den Galvanismus betreffend*. Das *Messidor-Stück* vom Jahre XI. Nr. 139, des XLVIIIten Bandes 1 St. der *Annales de Chimie* enthält einen merkwürdigen Aufsatz von *Biot*, in welchem er die Frage untersucht: Welches ist der Einfluß der Oxydation auf die durch die Voltaische Säule entwickelte Elektricität? Er bediente sich zu seinen Untersuchungen einer elektrischen Wage, als dem vielleicht einzigen Mittel, um so feine Untersuchungen mit der gehörigen Genauigkeit machen zu können. Seine Versuche lehrten ihn, daß gleiche Säulen, die aber verschiedene feuchte Zwischenleiter haben, bey der einfachen Berührung des Condensators sehr verschiedene Quantitäten von Elektricität geben. Hiedurch wird also *Volta's Meinung*, daß die ganze Wirkung der Säule bloß von der Elektricitäts-erregenden Kraft abhängt, und daß man die feuchten Zwischenkörper als bloße Leiter ansehen müsse, widerlegt. Im *Floreal-Hefte* des *Journal de Physique* sucht *Lagrange* durch Versuche zu beweisen, daß das durch das Wasser fortgeleitete galvanische und elektrische Fluidum, sich wie der Schall durch die atmosphärische Luft communiciren. Im *Thermidor-Stücke* vom Jahr XI lehrt derselbe ebenfalls durch Versuche, daß die Wirksamkeit der Säule unter dem Wasser, was die Wasserzersehung betrifft, gleichfalls im Verhältnisse der Plattenpaare zunehme. Im *Prairial-Stücke* desselben *Journal de Physique* liefert *Hr. Gautherot* Untersuchungen über die Urachen, welche die Elektricität in dem galvanischen Apparate entwickeln. *Hallé* beschreibt im *Messidor-Stücke* des *Journ. de Physique* vom Jahre XI einen neuen Apparat des *Bürgers Allizeau*. In Nr. 34 der *Decade philosophique* trifft man einige gal-

vanische Versuche von *J. L. Moreau de la Sarthe*, die dazu dienen sollen, einiges Licht über die vitalen Eigenschaften der Geschlechtsorgane in den Weibchen der Säugethiere, und über die eigenthümliche Art von Reizbarkeit der willkührlichen Organe zu verbreiten. II. *Ueber Ritters neueste Entdeckungen, welche dem Nationalinstitute von Hn. D. Oestelt mitgetheilt worden sind*. Diese lehren uns, daß die chemischen und physiologischen Wirkungen der Elektricität sich vollkommen trennen lassen. III. *Notiz über die Feuerleiter des Hn. Regnier*. (Aus Nr. XI des *Eulletin de la Soc. d'ind. nation.* für das Jahr XI.) Man findet hier die Beschreibung einer Maschine, durch welche man Personen, die an einem Orte, wo Feuer ausgebrochen ist, sich befinden, retten kann. Die Maschine ist auf einer Kupfertafel abgebildet. — *Notiz über die Ursachen verschiedener Farben, die mehrere Platinafalte hervorbringen*. Der Bergwerks-Ingenieur *Collet-Descotils* glaubte sich durch viele Versuche berechtigt, das Metall, welches die Platinafalte roth färbt, als eine neue Substanz anzusehen. — *Abhandlung über das Geschlecht Laplyfia, gewöhnlich Lepus marinus, Lievre marin, Gifskuttel genannt, über seine Anatomie und einige Species desselben*. Von *G. Cuvier*. Ein sehr schätzbarer Beytrag zur vergleichenden Anatomie, die jeder Naturforscher mit wahrer Belehrung durchlesen wird. — *Gaytons neue Beobachtungen über den Nutzen der sauren Räucherungen*. Hier werden zwey neue Apparate beschrieben, vermittelt welchen man die Räucherungen mit Bequemlichkeit machen kann. — *Leichtes Mittel, die Verfälschungen ätherischer Oele mit Weingeist zu erkennen*. Wenn ätherische Oele mit Weingeist vermischt sind, so bringen sie mit Wasser vermischt keine Erhöhung der Temperatur hervor. — *Eigenthümliches Salz des Opiums*. Das Opium enthält eine eigne Substanz, die man nach *Desrosnes* Untersuchungen, das wesentliche Salz des Opiums nennen könnte. Unter den *naturhistorischen Neuigkeiten* zeichnen wir aus: *Mineralogische Beschreibung der natürlichen kohlen-sauren Talkerde von Castella-Monte*. Die Bestandtheile dieses mehr stein- als erdartigen Minerals sind in 100 Theilen 26,3 Talkerde, 14,2 Kiesel-erde, 46 Kohlen-säure, 12 Wasser, eine Spur von Eisen, und 1,5 Verlust. — *Ueber die Pennatula Cynomorium (Alcyonium epipetrum Gm.) und über die Corallen überhaupt*. Von *Cuvier*. Die *Pennatula Cynomorium* ist nur ein einziges Thier mit mehrern Mundöffnungen und Magen, aber mit einem einzigen Ernährungsgefäßnetze.

Der Anhang enthält den Entwurf einer Geschichte der Armen und Armenanstalten nebst einer Nachricht von dem jetzigen Zustande der Pariser Armenanstalten und Hospitäler insbesondere im November 1803. von *Hn. Dr. Friedländer*. Diesen trefflichen Aufsatz empfehlen wir der ganzen Aufmerksamkeit unsrer Leser, da er die vollständigsten Nachrichten über diesen Gegenstand liefert, welche wir seit mehrern Jahren erhalten haben.

Es ist sehr zu bedauern, daß ein so vorzügliches, von so einsichtsvollen Männern so reich ausgestattet-

gestattetes Journal so wenig Unterstützung des Publicums gefunden hat, daß, wie wir hören, dieser erste Jahrgang zugleich der letzte ist.

M. H.

LEIPZIG, b. Kummer: *Unterhaltungen mit gebildeten Frauenzimmern über die wichtigsten Gegenstände ihres Nachdenkens*. Ein Beytrag zur Handbibliothek derselben von Friedr. Erdm. Aug. Heydenreich, Pastor, Senior u. Conf. Aft. zu Merseburg. 1803. XII u. 454 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Schrift ist aus den Unterhaltungen entstanden, welche der Vf. mit gebildeteren Frauenzimmern vor ihrer Confirmation angestellt hatte. Um sie gemeinnütziger zu machen, hat er einige mit Erwachsenen beygefügt. Und so bestimmte er dieses Buch nicht nur seinen ehemaligen Schülerinnen, sondern auch jedem Frauenzimmer, für welches Wahrheit und Tugend ein hohes Interesse hat. Die Absicht des Hn. H. verdient Lob und seine Herzlichkeit Achtung; aber um den gebildeten Theil des weiblichen Geschlechts zu einer höheren Stufe der moralischen Cultur zu erheben, dazu fehlt dem Buche noch viel. Denn sollte es das, so mußte es selbst sich erhebend über das Gewöhnliche, tiefere Blicke in das weibliche Gemüth mit genauerer Kenntniß der feineren Lebensverhältnisse verbinden, und gründlichere Belehrung in geschmackvollere Gewande geben. Hier bleibt es aber durchaus bey dem Allbekannten, und bey den Regeln für das gewöhnliche Leben, die einzeln anderwärts besser gesagt sind, wobey auch der Vf. öfters, und nicht zu seinem Vortheile, auf andere Schriften verweist; und das alles ist in dem bekannten Ermahnungsstone vorgetragen. Zum Belege wählt Rec. die Unterhaltung, welche von dem hohen Gesichtspunkte redet, aus dem junge Frauenzimmer die Sorge für ihr körperliches Wohl betrachten müssen. Dieser ist nun hier: das kostbare Gut der Gesundheit ist zu einem frohen Lebensgenusse höchst nöthig; unsere künftige Brauchbarkeit für die Welt ist genau damit verbunden; nur durch sie kann man die Pflichten einer Gattin, Mutter und Hausfrau ganz erfüllen; unsere Selbstzufriedenheit hängt sehr davon ab; auch fördert die Gesundheit unsere Tugend. Wie viel einfacher, höher und bestimmender der Gesichtspunkt dieser Pflicht nach den bisherigen Fortschritten der Moral gefaßt werden konnte, fällt in die Augen; und wie unbestimmt und trüglich ist die letzte Behauptung! Hier wird denn die Ermahnung gegeben: „Vermeiden Sie alles (?), was Ihre Gesundheit zerrütten könnte! thun Sie alles (?), um dieselbe zu erhalten und zu stählen! Man sagt, daß die Sorge für das Wohlfeyn des Körpers keine höhere Pflicht verletzen dürfe, dieß ist allerdings wahr; aber der Tugendhafte, welcher mit Weisheit recht handelt“ (aber in dieser Weisheit wollte ja das gute Mädchen hier von seinem Lehrer unterrichtet seyn) „dürfte schwerlich, wenigstens selten, in die Lage kommen, in welcher er höhere Pflichten der Gesundheit aufzuopfern so versucht würde, daß nicht

beides, die Erfüllung der höheren Pflicht und die Sorge für die Gesundheit, mit einander bestehen könnte.“ — Diese Oberflächlichkeit, sich auf höhere Pflichten da zu berufen, wo die Unterordnung zum Ganzen des moralischen Lebens im bestimmten Falle gelehrt werden sollte, hat freylich der Vf. mit dem großen Haufen der Sittenlehrer für das Volk gemein. Doch muß Rec. ausdrücklich erinnern, daß er in einigen der letzten Unterhaltungen, worin der Vf. auch einmal eine fehlerhafte Beschaffenheit in seiner Schülerin voraussetzt, und männlicher spricht, eben darum mehr Interesse und Wirksamkeit findet. Auch die Unterhaltung über die Wahl in der Ehe zeichnet sich vortheilhaft aus.

Ein anderer Mangel liegt in der Anordnung des Ganzen. Hier ist durchaus kein Plan; weder ein wissenschaftlicher, der auch hier nicht gesucht wird, noch ein pädagogisch-asketischer, den jedes Erbauungsbuch haben sollte, noch ein ästhetischer, der in Schriften für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts nicht fehlen darf. Daher auch eine Menge Wiederholungen, statt daß vieles einleuchtender dastehen würde; wenn es unter einen Gesichtspunkt gefaßt und folglich auch kürzer abgehandelt wäre. — Mit Recht ist Hr. H. der Meinung, daß die vielen Lesereyen nichts taugen; aber er giebt selbst seinen Schülerinnen so vieles und so ohne Auswahl zu lesen, und empfiehlt eine so bunte Menge von Büchern in Text und Noten, daß er dadurch zum mindesten nicht genugsame Kenntniß der jetzigen Culturstufe, worauf der gebildete Theil des weiblichen Geschlechts steht, darlegt. — Jedoch alle diese Rügen gelten einer ganzen Classe von Schriftstellern, auch von solchen, die man noch zu den besseren dieses Faches rechnen muß. Gerade für den gebildeten Theil des weiblichen Geschlechts ist die Bearbeitung der speciellen Moral das Schwerste, weil hier die kunstvollste Darstellung der zärtlichsten Verhältnisse des höheren moralischen Lebens gefodert wird.

Ngr.

ГОТНА, b. Ettinger: *Gothaischer Hofkalender zum Nutzen und Vergnügen* auf d. J. 1804. m. K. Ohne Inhaltsanzeige und eigentliche Kalendernachrichten 110 S. 12. (roh 20 gr., geb. 1 Rthlr., in Seide 1 Rthlr. 12 gr., in Maroquin 2 Rthlr., in Seide und gestickt 2 Rthlr. 12 gr.)

Noch immer rechtfertiget dies Taschenbuch durch den Inhalt die Aufschrift, indem es das Angenehme mit dem Nützlichen in lieblicher Vereinigung zu gatten weiß. Noch immer kann man es als das Organ betrachten, durch welches die Resultate gelehrter Forschungen in allgemeinem Unlauf gesetzt, und interessante Notizen aus größern Werken der Länder- und Völker-, der Erd-Himmels- und Alterthumskunde und der Naturwissenschaft unter einer Classe von Lesern verbreitet werden, die sie dort schwerlich zusammengefaßt haben würde. Auch für dieses Jahr gewährt es eine vollständige Uebersicht, nicht bloß der jetztlebenden Regentenfamilien.

Deutsch.

Deutschlands und Europäischen; sondern auch ihres diplomatischen Corps an auswärtigen Höfen; es bietet dem Beschauer, auf den Monatskupfern von *Senf, Kaiser, Thormeyer* gezeichnet, und von *Grüner* und *Bartel* gestochen, gelungene Ansichten alter und neuer, theils durch ihre Lage anziehender, theils durch die Geschichte merkwürdig gewordener Werke der Baukunst dar; es führt vor dem Leser die abgeschiedenen Tage der beiden letzten Jahre mit ihren merkwürdigsten Begebenheiten in einer gedrängten Chronik freundlich vorüber; es leitet ihn hin in die geheime Werkstätte der Natur, und zurück in die vielbesungenen Tage des Alterthums; es theilt ihm die fruchtbarsten Resultate der neuesten in Gotha angestellten astronomischen Berechnungen in vollständigen Tabellen mit, und stellt interessante Sitten und Gebräuche der Vorwelt und des Mittelalters in eine unterhaltende und lehrreiche Parallele mit den Gewohnheiten moderner Nationen. Niemand wird die Artikel: *Regenbogen, die Stierkämpfe ein Sieg des Alterthums über die Modernen, Beschreibung und Verfassung der Insel St. Domingo* u. a. m. ohne Interesse lesen, und niemand ohne Vergnügen auf den Ansichten von *Pillnitz, der Börse zu Lissabon* und des alten Schlosses *Marienburg* in Preussen (nach den kostbaren Blättern von *Frick* und *Gilly* ins Kleine gezeichnet) verweilen. Manchem Gelehrten wird auch der Grundriß der Sternwarte zu *Seeberg* ein willkommenes Geschenk seyn.

— P —

FRANKFURT U. LEIPZIG: *Janchen, des Pächters Ernst Sohn. Eine ländliche Familiengeschichte.* 1804. 143 S. 8.

Der Gedanke, die Geschichte einer ländlichen Fa-

milie, und besonders eines gutgearteten Knaben, der in seiner schönsten Blüthe dahin welkte, zu erzählen, und dabey manche moralische und pädagogische Maxime anzubringen, war nicht übel; die gegenwärtige Ausführung dieses Gedanken aber läßt noch manches zu wünschen übrig. Es fehlt dem Erzähler nicht an allem Talent, aber desto mehr an der so nöthigen philosophischen und ästhetischen Bildung, die auch dem kleinsten Kunstwerke das Gepräge der Vollendung aufdrücken muß. Er scheint sich *Heinrich Stiltingen* zum Muster gewählt zu haben, dessen *Romane* er auch am Ende dieses Schriftchens seinen Lesern empfiehlt; in Absicht auf religiöse Aufklärung steht er mit seinem Vorbilde so ziemlich auf einer Stufe, in Absicht auf Darstellung hingegen, steht er demselben offenbar nach. In Hinsicht auf Stil, Rechtschreibung und Wahl der Ausdrücke läßt der Vf. das Meiste zu wünschen übrig. Die Substantiven schreibt er nicht selten mit kleinen, und die Adjectiven mit großen Anfangsbuchstaben. Er schreibt: *warn's, voll Händeln, eine Musik anstehen, des Valtens sein Konrad, das Sprößling, st. der Sprößling, besonders war dem so an dem Kirchweihfeste etc.* Das Wörtchen *vorab* ist eins seiner Lieblingswörter. Auch macht er das Wort *Ausheimische ad modum* des Wortes *Einheimische*. Er hat von einer „*Maria aus Magdala*“ gebürtig“ gehört, und daraus macht er S. 43 eine *weinende Magdala* u. s. w.

Der Schluss des Schriftchens, welcher das allmähliche Hinwelken und den schönen Tod des hoffnungsvollen Christian erzählt, ist dem Vf. am besten gelungen, und Rec. hat ihn nicht ohne Rührung gelesen.

U.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Breslau, b. Korn: *Wzory do Pisania W ięzyku polskim francuskim i Lacińskim dla uczelniczenia reki — Modeles d'Ecritures en Polonois, françois et latin, pour former la main.* 4 Bog. 4. (1 Rthlr.) Diese Bogen entsprechen der Absicht des Vf's; sie geben dem Schüler hinlänglich Beschäftigung, besonders demjenigen, welcher sich schon etwas mit den Regeln der Schönschreibekunst bekannt gemacht hat. Anfängern hingegen dürfte es schwer fallen, bald zum Zwecke zu gelangen. Die in Pölnischer Sprache geschriebene Vorrede bezeugt den guten Willen des Verlegers, sich um die polnische Nation durch Herausgabe dieser Vorschriften verdient zu machen, und führt die Regeln an, die bey'm Schreiben zu beobachten sind. Die polnischen Blätter selbst liefern mehr englische als lateinische Schriftzüge, welche, da sie auch im Französisch-Schreiben, ihrer gefälligen Lage wegen, beliebt geworden, des Studiums werth sind. Die einzelnen Buchstaben sind gut, besonders sind die bezeichneten, oder gestrichenen ganz regelmässig, als

*q A e E t z u. f. w.* Aber der Pohle hat auch zusammengesetzte Buchstaben *cr, dr, dr', rz, sz, ch, kr, ks*, und diese kommen nicht vor. Taf. 7 ist Z. 3 *zapach*, Z. 4 *niemydrze*, Z. 7 *mote*, Z. 8 *zaginie* mit *g* anstat *z* geschrieben; es ist die eine unnöthige Aufnahme eines fremden Buchstaben. Eben so gewähren die französischen Blätter Interesse, und sind der Nachahmung werth, obwohl bey einigen dieser Lettern etwas mehr Druck in ihrer Stärke, nach Proportion ihrer Höhe, zu wünschen wäre. Die mehr stehenden als liegenden Buchstaben der letzten zwey Blätter sind, wie Rec. glaubt, hauptsächlich für die lateinische Schrift geeignet, und verdienen allen Beyfall. — Zu noch größerem Nutzen hätte es aber reichen können, wenn diesem Hefte noch einige Alphabete von Initialbuchstaben, nach verschiedenen Lagen und Stellungen, bey deren Uebung besonders die für diese Schriftzeichen so nöthige Leichtigkeit der Hand erlangt wird, beygefügt worden wären.

Av.

Gena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

# Monatsregister

vom

Junius 1804.

## I. Verzeichniß der im Monat Junius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

- |   |   |
|---|---|
| <p><b>A.</b></p> <p><b>A</b>mmen nova opuscula theologica 151. 420.</p> <p>Anekdoten, unterhaltende, aus dem XVIII. Jahrhundert Bd. 3—5. 153. 597.</p> <p>Armand u. Angela, 2 Bde., a. d. Franz. 146. 544.</p> <p><b>B.</b></p> <p>Beschreib. u. Abbild. eines Autographs 152. 597.</p> <p>Bode astron. Jahrbuch f. 1806. 152. 585.</p> <p>Bonnet Brief aan een Vriend u. f. w. 131. 423.</p> <p>— — Tweede Brief u. f. w. 135. 437.</p> <p>Bouilly une folie 142. 511.</p> <p><b>C.</b></p> <p>Campe Verf. e. gen. Bestimm. u. Verdeutsch. d. f. unsre Sprachlehre geh. Kunstwörter 144. 521.</p> <p>— — 145. 529.</p> <p>Cuniz ü. d. Bad zu Ruhla 141. 503.</p> <p><b>D.</b></p> <p>Dombay Gramm. linguae Persicae 150. 576.</p> <p>Dömling Krit. d. vorzüglichsten Vorstellungsarten ü. d. Organisation u. Lebensprincip 139. 481.</p> <p><b>E.</b></p> <p>Eberhard Verf. einer genauern Bestimmung d. Streitpunkts zwischen Fichte u. f. Gegnern 145. 515.</p> <p>Eschenmayer d. Philosophie in ihrem Uebergange z. Nichtphil. 142. 505. 143. 515.</p> <p><b>F.</b></p> <p>Fiorillo kl. Schriften artistischen Inhalts. Bd. 1. 146. 537.</p> <p>Fischer Abh. v. d. Düngung etc. 148. 556.</p> <p><b>G.</b></p> <p>Gotsh Gefch. d. Cultur d. Menschengeschlechts Bd. 1. 2. 3. 155. 595.</p> <p><b>H.</b></p> <p>Hager Pien Hoe Ye 149. 561. 150. 569.</p> <p>Hacker, Ausführ. Predigtentwürfe Hft. 1. 153. 453.</p> <p>Hartmann Früchte d. asiatischen Geistes 150. 574.</p> <p>Hauptmomente d. krit. Philosophie 141. 500.</p> <p>Hempel Anfangsgründe d. Anatomie 137. 472.</p> <p>Heringa Afgeperste Verdediging 131. 423.</p> <p>— — Vervolg d. afg. Verded. 135. 437.</p> <p>— — Tweede Vervolg u. f. w. —</p> <p>Heydenreich Unterhalt. m. gebild. Frauenz. ü. d. wichtigsten Gegenstände ihres Nachdenkens 156. 621.</p> <p>Hofkalender, Gotha'scher a. d. J. 1804. 156. 622.</p> <p>Hugo Lehrb. eines civilistischen Cursus 134. 441.</p> <p><b>I.</b></p> <p>Janchen, des Pächters Ernst Sohn 156. 623.</p> <p>Jhée List u. Liebe, n. Bouilly 142. 511.</p> | <p><b>K.</b></p> <p>Kapp d. menschl. Körper v. f. Entstehung an bis ins Alter 138. 479.</p> <p>Köchy d. ersten Blüthen meiner Phantasie 149. 567.</p> <p>Königsmann De Geographia Aristotelis Sect. I II 154. 607.</p> <p>Kunad Rechtl. Abh. ü. d. Gefinde- Mieth- u. Vermiethung. 136. 459.</p> <p><b>L.</b></p> <p>Leupert d. landwirthschaftl. Gleichgewicht 148. 553.</p> <p><b>M.</b></p> <p>Majer de peripneumonia sthenica Comm. 139. 487.</p> <p>Meyer's Tobias 146. 543.</p> <p>Metzger Kurzgefaßtes System d. gerichtl. Arzneywiss. 137. 465. 138. 473.</p> <p>— — gerichtl. medicinische Abhandlungen —</p> <p><b>N.</b></p> <p>Noel et Lamarc Almanach des profateurs 146. 544.</p> <p><b>P.</b></p> <p>Pauzeri Annal. typogr. Vol. XI. 147. 545. 148. 553.</p> <p>Pedro, Don, u. Seraphine 2 Bde. a. d. Franz. 146. 544.</p> <p>Pfaff u. Friedländer d. neuesten Entdeck. franz. Gelehrten in d. gemeinnütz. Wiss. u. Künsten 155. 609.</p> <p>— — 156. 617.</p> <p>Priestley histor. summar. Darstell. d. vorzüglichst. Staatsveränderungen von Funke 144. 601.</p> <p><b>R.</b></p> <p>Rechenbuch, ökonomisches von C. D. T. 148. 559.</p> <p>Röschlaub Mag. f. Physiol. u. Medicin 138. 475.</p> <p>Roth de re municipali Romanorum 134. 445.</p> <p>Rusbrigh ü. d. Alter d. Philosophie u. d. Begriffs derselben. A. d. Dän. v. Markussen 141. 502.</p> <p><b>S.</b></p> <p>Sammlung nützl. Auff. u. Nachr. d. Baukunst betreffend. 5r Jgg. 1r Bd. 152. 589.</p> <p>Schneider d. wohlverfahrne Mälzer u. Brauer 152. 592.</p> <p>Schröckh Christl. Kirchengeschichte Bd. 50—55. 132. 425. 133. 433.</p> <p>Schulze Grundsätze d. allg. Logik 140. 489. 141. 497.</p> <p>Sick de consanguinitatis ratione ac indole etc. 134. 447.</p> <p>Slevogt d. deutsche Advokat 136. 462.</p> <p>Snelage Bem. ü. d. Pestalozzi's Lehrmethode 151. 577.</p> <p>Staatskalender, Bremischer a. d. J. 1804. 145. 536.</p> <p>Steinbeck u. Bornschein Magaz. f. Freunde des deutsch. Vaterlandes 151. 584.</p> <p><b>T.</b></p> <p>Thibaut System d. Pandecten-Rechts 135. 449. 136. 457.</p> <p>v. Türk ü. d. zweckmäßige Einr. d. öffentl. Schul- u. Unterrichtsanstalten 151. 580.</p> <p>Ueber</p> |
|---|---|

<i>U.</i>	
Ueber das Begnadigungsrecht d. Regenten v. 8.	156. 463.
<i>V.</i>	
Verzeichniss d. jetzt lebenden Geisrl. in Schlesiens,	
ate Fortf.	153. 437.
<i>Vieth u. Funke</i> Atlas d. alten Welt	154. 604.
<i>Vogel</i> Lehrbuch d. christl. Moral	151. 417.

<i>Volney</i> Tabl. du climat et du sol des états — unis	
d'Amerique	154. 606.
<i>W.</i>	
<i>Wagener</i> Moralische Anekdoten. 2r Thl.	143. 519.
Welttheater d. grofse	143. 520.
<i>Wzory do Pisania Wierzyku</i> polskim francuskim	
i Laciniskim dla ukształcenia reki	156. 623.

## II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vordern Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Albanus in Neustrelitz 151.	Heinsius in Gera 152.	Rösler in Camburg 149. 151.
Andrä in Frankfurt a. M. 138.	Huet in Paris 142.	Röwer in Göttingen. 148.
Barth in Leipzig 146.	Industrie-Comtoir in Weimar 154.	Rudolphi in Erfurt 145.
Barth in Breslau 148.	Korn in Breslau 156.	Schneider in Göttingen 137.
Baumgärtner in Leipzig 152.	Körner in Frankfurt a. M. 146.	Schubothe in Kopenhagen 141.
Cameliua in Wien 150.	Kummer in Leipzig 156.	Schulbuchhandlung in Braunschweig
Courcier u. Denter in Paris 154.	Lange in Berlin 152.	144. 145.
Dienemann u. C. in Penig 148.	Léger in Paris 146.	Schwickert in Leipzig 152. 153.
Dietrich in Göttingen 131. 146.	Matzdorf in Berlin 143.	Seringhaufen in Schleswig 154.
Doll in Wien 155.	Mauke in Jena 135. 136.	Stahl in Jena 136. (2).
Eichenberg in Frankfurt a. M. 132.	Maurer in Berlin 152.	Steinkopf in Stuttgart 154.
Ettinger in Gotha 156.	Meier in Bremen 145.	Waisenhausbuchhandl. in Halle 143.
Fleckeisen in Helmstädt 140. 141.	Monath u. Kufsler in Nürnberg 151.	Waldeck in Münster 141.
Foes in Tübingen 134.	Mylius in Berlin 154.	Walther in Erlangen 142. 145.
Göbbels u. Unzer in Königsberg	Nitribitt in Würzburg 159.	Weidmanns in Leipzig 156.
137. 138.	Paddenburg in Utrecht 131. 133. (2).	Weigel in Leipzig 153.
Götschen in Leipzig 155. 156.	Philips in London 149. 150.	Wittekind in Eisenach 141.
Grau in Hof 138.	Rein in Leipzig 146.	Wohlfahrt in Brieg 155.
Hartknock in Leipzig 153.	Richter in Leipzig 154.	Yzerworft in Utrecht 131. 133. (2).
Hartung in Königsberg 137. 158.	Riemer in Würzburg 159.	Zeh in Nürnberg 147. 148.

## III. Intelligenzblatt des Junius.

<b>Bemerkungen über Literatur und Kunst.</b>		English Library Vol. II.	66. 542.
Etwas über d. Widerspruch	63. 513.	Ernst in Quedlinburg n. Verlag	75. 606.
Ueber Pestalozzi's Methode von <i>Niederer</i>	71. 577.	<i>Efschke's</i> Vertheidigung	74. 615.
Uebersicht d. neuesten pädagogischen Literatur		Fleischers d. Aelt. in Leipzig n. Verlag	72. 597.
Frankreichs	61. 489.	Fürsten, d., d. Entschädigungsländer, als Regenten u. Menschen geschildert	64. 527.
<b>Ankündigungen.</b>		Fürstenbund, d. deutsche	64. 527.
Auction in Frankfurt a. M.	72. 592.	Geheimnisse, d. allerneuesten d. Freymaurer	66. 541.
Baumgärtners in Leipzig n. Verlag	66. 541.	Gleditschens in Leipzig n. Verlag	72. 599.
<i>Becksteins</i> ornithol. Taschenb.	73. 606.	<i>Gutsmuths</i> Bibl. d. pädag. Literatur	72. 605.
<i>Breitkopfs</i> u. <i>Härtels</i> n. Verlag	74. 615.	<i>Harles</i> üb. d. Gefahr d. Ausbr. d. gelben Fiebers in Europa	73. 605.
— — — — N. Mükal.		Hartmanns in Riga n. Verlag	72. 595.
Bücher zum Verkauf	63. 520.	Hennings in Erfurt n. Verlag	68. 557.
Büschlers in Leipzig N. Verlag	66. 542.	<i>Herders</i> Adrastra	63. 517. 518.
<i>Cannabich</i> N. Predigten ab. d. Evangelien	62. 511.	<i>Herders</i> Brustbild, gef. v. Müller	73. 607.
Charakterist. d. Geisrl. vor. Jahrh.	71. 591.	<i>Hevelke</i> Jurist. Handwörterb.	73. 607.
— — — & Adels d. Vorzeit	72. 595.	Heyers in Gießen n. Verlag	72. 596.
Classiker, römische, b. Dietrich in Göttingen	67. 547.	Homeri opera ed. Wolf.	62. 510.
<i>Le Clos</i> biogr. Nachrichten	64. 528.	<i>Hörstels</i> Leben etc. merkw. Männer a. d. Alterthum	74. 610.
— — & gefährliche Umgang		— — — Platonis doctrina de Deo	— —
<i>Crenzers</i> histor. Kunst d. Griechen	64. 527.	<i>Hungar</i> d. Sohn d. Natur	73. 607.
Druckfehleranzeigen	63. 559.	Kümmers in Leipzig n. Verlag	63. 519.
Dyke in Leipzig N. Verlag	74. 612.	Märkers in Leipzig n. Verlag	71. 591.
<i>Eichstadii</i> et <i>Sociorum</i> Corpus scriptorum latinorum	62. 507.		<i>Mai-</i>





<i>Pasteur</i> in Haag	70. 572.
<i>Petri</i> in Bremen	69. 566.
<i>Porthan</i> in Åbo	64. 524.
<i>Priestley</i> in Philadelphia	70. 571.
<i>Schultens</i> in Amsterdam	70. 573.
<i>Segaar</i> in Utrecht	70. 572.
<i>Spalding</i> in Berlin	66. 539.
<i>Uhte</i> in Hannover	69. 566.

### Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Akademie d. Wiss. u. Künste zu Caen	64. 521.
— — — sch. Wiss., d. Gesch. u. d. Alterthümer in Stockholm	65. 531.
— — — schwedische	65. 532.
Academie des Georgophiles zu Florenz	68. 553.
Board of Agriculture in Philadelphia	68. 553.
College de France in Paris	66. 538.
Gesellschaft, königl., d. Wiss. u. d. sch. Künste zu Gothenburg	65. 532.
— — — Landhaushaltungs-, zu Kopenhagen	68. 553.
— — — militairische zu Stockholm	65. 533.
— — — kön. d. Wiss. zu Göttingen	68. 553.
— — — d. Wiss. zu Vliesingen	65. 534.
— — — zur Erforschung d. russ. Gesch. u. Alterth. zu Moskwa	67. 545.
— — — zu Vertilgung d. Blattern in Frankreich	66. 537.
— — — Patriotische Nacheiferungs-, zu Neuchâtel	67. 545.
— — — Märkische ökonomische,	69. 561.
Nationalinstitut in Paris	62. 505.
Société d'émulation zu Nancy	64. 521.
Würzburger Preisfragen vom Kurf. Erzkanzler	70. 569.

### Oeffentliche Lehranstalten.

Gymnasium zu Twer	70. 570.
Institut, pädagogisches in St. Petersburg	62. 506.
Schulen in Norwegen	68. 551.
Universität zu Charkow	70. 569.
— — — Duisburg	65. 529.
— — — Göttingen	70. 569.
— — — Kiel	68. 553.
— — — Leiden	70. 569.
— — — Leipzig	66. 537.
— — — Lund	65. 529.
— — — Marburg	65. 529.
— — — Prag	70. 569.
— — — Würzburg	69. 592.
Vorlesungen im Artilleriekorps zu St. Petersburg.	68. 554.

### Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Actuarien in den Baierschen Landgerichten	69. 567.
<i>Adlerbeths</i> schwedische Uebers. der Aeneis	68. 558.
Berichtigungen	68. 556.
<i>Biefters</i> Antwort an einen Ungenannten	62. 512.
<i>Biots</i> Luftfahrt in Paris	70. 573.
Buchhandlung, akademische, in St. Petersburg wird nicht errichtet	69. 566.
Buchbindererfindung in London	70. 576.
Bücherverbote	64. 526.

Bücherrollen, herkulanische, werden abgewickelt	65. 535.
<i>Chardon de la Rosette</i> reist nach liter. Seltenheiten f. d. franz. Nat. Bibl.	68. 556.
<i>Chateaubriant</i> reist nach Griechenland	65. 536.
<i>Choiseul-Gouffiers</i> mahler. Reise wird fortgef.	69. 567.
<i>Combe's</i> Bibelsamml. f. d. brittisch. Museum gekauft	64. 524.
<i>Coray</i> bearb. Heliodors Theagenes u. Charikleä	65. 536.
Gef., böhm., d. Wiss. überläßt ihre Abhandl. dem Buchhandel	69. 567.
<i>Hauy's</i> Lehrb. d. Naturkunde dem ersten Consul überreicht	64. 525.
<i>Iffacharus</i> 1. griechische Messe in Paris	65. 536.
Kalenderverbot in d. Baierschen Staaten	69. 567.
Kaiser, russischer, schenkt d. Ochsische Bibl. der Gesetzcommission	64. 523.
Kunstmachrichten a. Paris	65. 534.
Kunstwerke im Museum Napoleon	67. 548.
Lamas angekommen in Malmaison	69. 568.
Lobrede auf Guttenberg aufgegeben v. d. Mainz. Gef. d. Wiss.	64. 526.
<i>Majers</i> Bitte an f. Correspondenten	63. 520.
Manfct. griech., d. Evangel. a. Helmstädt n. Ofen	69. 567.
Marmor mit Inschrift gefunden in Turin	68. 556.
<i>Martoz</i> in St. Petersburg Kunstwerke	67. 546.
<i>Müllers</i> u. <i>Winklers</i> liter. artist. Reise	64. 525.
<i>Montuccis</i> Samml. chines. Bücher in London	70. 575.
<i>Manssen</i> , römische, gef. zu Tschernigoff	69. 567.
Nachrichten von alten Landkarten	70. 576.
<i>Oberthar</i> erhält f. Stelle wieder	62. 508.
Organisation d. Universit. zu Heidelberg	62. 511.
<i>Petrarch's</i> Denkmahl zu Vaucluse	70. 571.
<i>Pispenbrings</i> Antwort an Aerzte u. Apotheker	72. 600.
Psephiculum gefunden zu Carlisle	69. 567.
<i>Pring</i> hat eine Brückenwaage erfunden	66. 540.
Recessirungsanstalt in Wien	64. 524.
<i>Rehbergs</i> Kunstaussstellung in Berlin	68. 556.
<i>Robertson</i> u. <i>Lowitz</i> machen in St. Petersburg eine Luftfarth	66. 540.
<i>Robertson</i> hat e. n. Pflug erfunden	70. 576.
<i>Schweighäuser</i> giebt Cebes Tafel heraus, u. redigirt d. franz. Miscellen	65. 536.
Sprachbereicherungen, deutsche, a. Paris	70. 576.
<i>Sve</i> hält e. Curs. üb. Botanik	64. 525.
Sujets zu Gemälden von der Nat. Akad. d. sch. K. zu Bologna aufgegeben	70. 574.
<i>Trehams</i> Himmelfarth Christi zu Kew.	70. 574.
v. Türk reiset nach Burgdorf	70. 575.
Uebersetz. a. d. Deutsch ins Franz.	70. 575.
Universalbibliothek wird v. d. Prinzen v. Brasilien errichtet	64. 524.
Universitätsbibl. zu Helmstädt wird bereichert	69. 566.
Unterricht z. Rettung Verunglückter in Wien	70. 576.
<i>Weinl</i> zeichnet d. Wachspräparate d. Wiener Milit. Akad.	70. 574.
<i>Weiske</i> lebt j. in Meissen als emeritus	64. 526.
<i>Wilsons</i> Stereotypendruckerey in London	64. 526.
<i>Zepelin</i> geht nach Kasan	66. 540.
Zustand d. bildenden Künste in Russland.	70. 575.





